Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Neunter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS
182
M82
Bd.9-10

8114

Gelehrte Anzeigen.

July. bis December.

1839. -40

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Beyträge zur Geschichts- und Alterthumskunde der Niederlausitz. Herausgegeben von S. G. Gallus und J. V. Neumann; Lübben bey G. Gotsch. Erste Lieferung 1835; zweyte L. 1838.

Auch die Niederlausitz war in Beziehung auf ihre älteste Bevölkerung bisher ein Problem. Auch an ihrer Gränze lag, wie vor der anderer benachbarter Landschaften, die räthselhafte Sphinx, und hielt den wandernden Forscher an, und forderte die Losung: Germanen oder Slaven? Slaven oder Germanen? Wer darauf nicht gefaßt, die Antwort schuldig, oder, dünkelhaft in einem vorgefaßten Wahne blieb; den stürzte das Ungethüm zwar nicht in den Abgrund, aber es öffnete ihm hohnlachend anstatt der Pforte der Wahrheit, jene des Irrthums.

Daß aber nun die beyden Unternehmer dieser Zeitschrift, und die Verfasser dieser Beyträge der verfänglichen Frage wohl vorbereitet und muthig dem: hic Rhodus, hic salta! entgegen traten, davon mögen vorerst die einzelnen Abhandlungen hier Zeugniß geben.

Die Rubriken der ersten Lieferung lauten wie folgt:

1) Aelteste bekannte Bewohner der Niederlausitz, von Neumann. Er ist Justiz-Commissär und Ritter, und gab vor 4 Jahren eine Geschichte der Niederlausitzer-Landvögte in 2 Theilen heraus. Die Slaven sind die bekannt ältesten Bewohner.
2) Bruchstücke zur Geschichte der Rechtspflege in der Niederlausitz, von demselben; und begreiflich steht dieser zweyte Aufsatz mit dem ersten in naher Beziehung. I. Rechtspflege zur Slavenzeit.
3) Die Gaue der Niederlausitz a) Lusici, b) Selpoli, von Gallus; mit mancher Berichtigung des Chronicon Gotwicense, zu Schöttchen, Krüger, Worbs und Andern. Zwey andere Gaue der Lausitz werden folgen.
4) Unrichtigkeit der Ansicht, daß die polnischen Herzoge Landesherren der Niederlausitz gewesen, von Neumann.
5) Nachrichten über Golsen, von demselben.
6) Münzen der Stadt Luckau, von Gallus.
7) Miszellen: a) Weinberge bey Luckau; b) Martin Weise, Leibarzt und Rath Friedr. Wilhelm des großen Churfürsten, ein Niederlausitzer; c) der Landvogt Hradeck oder Gradeck; d) ein Niederlausitzisch-Wendisches Volkslied; e) Balgern und Wittenberg. Das letztere soll das Ditmarische Bellegori, ein wichtiger Waffenplatz K. Heinrich II. seyn.

Die zweyte Lieferung enthält:

1) Ueber das Verbrennen der Todten bey den Slaven, von Gallus.
2) Die Mark Lausitz, und die ersten Markgrafen derselben, von Neumann.
3) Beytrag zur Kirchengeschichte der Niederlausitz, von demselben.
4) Bruchstücke zur Geschichte der Rechtspflege, von Gallus (Fortsetzung). Es handelt sich II. von der Rechtspflege zur Zeit der teutschen Herrschaft.
5) Ueber einige früher zum Bisthum Sebus gehörig gewesene alte Niederlausitzische Ortschaften, von Gallus.

6) Kaiser Ferdinands Instruction für seinen Landeshauptmann der Niederlausitz von 1564, mitgetheilt von Hrn. geh. Reg. Rath Süßmilch.

7) Ueber die Calandsbrüder zu Calau ꝛc. vom Land- und Stadtrichter Marbach.

8) Versuch einer Erklärung der Städte- und Ortsnamen in der Niederlausitz, von Gallus.

9) Urkunden zur Geschichte der gewerblichen Vereine in der Niederlausitz, von Neumann.

10) Miscellen a) Erklärung einer dunkeln Stelle Ditmars, von Gallus; b) der Groschkenberg bey Großmehsto von Pr. Bronisch zu Pritzen; c) über die Münzgerechtigkeit Luckaus von Marbach; d) ließ Markgraf Gero wirklich 30 wendische Fürsten ermorden? von Gallus; e) der Magistrat zu Luckau zur Zeit der Reformatoren, von Gallus; der Hammer zu Schlepzig von T. Süßmilch; g) Selpoli oder Sespoli? h) einige Niederlausitzische Provincialismen, von Neumann.

Für die zeit- und sachkundigen Leser wird aus dieser Notiz und Aufzählung, und schon aus dem Vorwort, gar manche Lehre hervorgehen. Was die Zeit anbelangt, so ist sie historischen Vereinen und periodischen Schriften, welche die vaterländische Geschichte, das Heimathleben, und gründliche Erläuterungen der Vorzeit zum Gegenstand haben, keineswegs günstig. Sehr begreiflich! Alle Creatur ist heutzutage dem Weltleben zugewendet. Die Instrumentalmacht, ihr Schwerpunct, das Geld, trägt ihre Früchte; das fortschreitende Aufgebot der im Uebermaaße antisocial wirkenden Mechanik löset Glied für Glied aus der organischen Schöpfung, wie gleichsam vom Körper, und der hülflose Rumpf wird, wenn es die Moral unserer Zeit, der Calcul, räthlich macht, mittels der Locomotive einer bloß mercantilen Cosmopolitik mobilisirt, oder — in das Armen-Cataster der Kirchspiele eingetragen. Da bedarf die ganze gebildete Welt nur noch der Schnellposten und Hällermagazine, und der Curszettel beyder, um ihre Vorzeit und Gegenwart, und wären sie auch noch so rühmlich, für die Actien der Zukunft einzusetzen. In der That, wenn wir von der Bequemlichkeit lesen, womit nun tagtäglich nicht nur Gentlemen und fashionable Leute, sondern auch schon Hunderte von Hammeln, wohlgemästete versteht sich, die Fahrt nach der Hauptstadt mitmachen; wer wird da noch bey den Chroniken und Hauspostillen zurück, und daheim bleiben wollen, und nicht lieber auch da nach den Flugblättern und Welthändeln greifen? — Wer aber von uns bereits das Glück genossen, in der Lautiermethode herangebildet zu werden, der wird wissen, daß, um sich zu verständigen, es allenthalben neben den Selbstlautern auch der Mitlauter, d. h. daß die Autoren auch der Leser, die Verleger auch des Publicums bedürfen. Die unhistorische Zeit will aber nun einmal dieser historischen Consequenz nicht gewähren; darum soll sie es büssen. Anstatt also das Ernste und Gründliche an die Oberflächlichkeit und Tändeley des Tages zu vergeuden, und die Resultate gediegenen Wissens und Forschens in der Maculatur der Gegenwart, in ihren Pfennigmagazinen preis zu geben; möchten sich Forscher von Gewicht und gutem Klang wohl versucht fühlen, das Ihrige einer würdigern und empfänglichern Nachwelt — und wäre es auch in irgend einem Kirchenschrank des Landes — aufzubewahren. Nur etwa Unkunde in der Sache, in der Geschichte und Wissenschaft selbst, und — die Eitelkeit dürften sich darüber täuschen.

Die Herausgeber und Verfasser der vorliegenden Zeitschrift für die kleine Provinz Niederlausitz haben sich, wie es ihr Vorwort bezeugt, über diese Constellation, über die Schwierigkeiten, einen historischen Verein zu gründen, nicht getäuscht. Doch, anstatt des plausiblen Einschreitens und hamsterartigen Ansammelns, anstatt der auch ihnen zu Gebote gestandenen Mittel directer und indirecter Zumuthungen, die der guten Sache jederzeit schaden, ergriffen diese wackern Männer, die den Muth, aber auch die innere Kraft hatten, sich an die Spitze eines solchen Unternehmens zu stellen, gleichfalls den zur Zeit allein räthlichen Ausweg, den auch schon andere ähnliche Vereine ergriffen, um in stiller Wirksamkeit, wenn auch nur allgemach, zum Ziele zu gelangen. Von der Natur dieser anspruchlosen, aber dennoch gemeinnützlichen historischen Thätigkeit in der Niederlausitz, wobey von Sta-

tuten und Plenarversammlungen noch lange nichts verlauten möchte, werden sich nun die verständigen Leser alsobald mittels eines Rückblicks auf den Inhalt der vorliegenden zwey Hefte überzeugen. Jeder nachhaltige Verein bedarf seiner innern eigenen Bürgschaft; eines materiellen und geistigen Lebensprincips; des letzteren desto mehr, je gemüthlicher und geistiger seine Ausflüsse seyn sollen.

Wissen doch auch Bienenzüchter von Beruf und Sachkunde recht wohl, daß sie öfter, mehrere Jahrgänge hinter einander, den eingesessenen und anzulockenden Schwarm aus ihrem eigenen Honigvorrath speisen müssen, ehe er wieder selbst zu treiben beginnt. Wie gesagt, diesen Weg haben auch Neumann und Gallus in der Niederlausitz, zwar prunklos und einfach, aber in Kraft ihrer angebornen Autorität, eingeschlagen; auch mehrere historische Vereine in Bayern verfolgen gleichzeitig diese Bahn, wie uns ihre so gütigen als werthvollen Zusendungen noch jüngsthin belehren: mögen diese wohlunterrichteten Gewährsmänner der Geschichte den Muth nicht verlieren!

Wir kehren noch einmal zu den vorliegenden Abhandlungen selbst zurück.

„Mit Unrecht hat man zeither als gewiß angenommen, so beginnt Neumann im I. Hefte die erste Abhandlung, daß die heutige Niederlausitz in frühester Zeit von Deutschen bewohnt gewesen sey; daß sich Spuren derselben bis auf unsere Zeiten erhalten hätten; die Slaven aber erst im 5. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von Polen her vorwärts gedrungen wären, und sich bis an die Saale ausgebreitet hätten. Während Einige die Semnonen für den deutschen Stamm, der in der Niederlausitz seine Wohnsitze hatte, ausgeben wollen, erklärt sich Worbs (in seinem Archiv für Schlesien und die Lausitz,) für die Vandalen, eine Meynung, der es aber an jeder historischen Grundlage fehlt, und die lediglich auf der Autorität Mannert's (Germania S. 399,) der den Vandalen in der Lausitz und im Brandenburgischen ihre Sitze anweisen will, beruht. Auch die Semnonen werden jedenfalls mit Unrecht in der Niederlausitz gesucht. Tacitus gedenkt ihrer zweymal" u. s. w. Und S. 5 „Berücksichtigt man auch dabey, daß nicht bloß Vibius Sequester der Slaven auf der Ostseite der Elbe gedenket, sondern, daß sich schon bey den ältesten Schriftstellern, insbesondere auch bey Ptolomäus in den Namen der Gegenden und Flüsse eine Menge von Andeutungen finden, welche auf slavischen Ursprung schließen lassen ꝛc." Der Verf. nimmt sofort an, daß die Slaven schon im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung die Gegend inne hatten, — und er kömmt hierbey auf die Frage zurück, in wie fern die aus einer und derselben Heimath, in Asien, gekommenen Slaven und Germanen wesentlich von einander unterschieden waren? „Man habe vielfältig — sagt der Verf. S. 9 — von germanischen Alterthümern — auch vom Verbrennen der Todten gesprochen, — aus einer ganz fabelhaften Zeit der Germanen —: wo es offenbar slavische Alterthümer, Bollwerke, Opferplätze und Wohnstätten waren; — denn die Slaven seyen den nordöstlichen Germanen auch in der Cultur sehr weit voraus gewesen. An Beweisstellen aus der ältern und neuern Literatur, und, was hier wesentlich ist, an localen Hinweisungen, lassen es nun die beyden Verfechter dieser Ansicht, die Hrn. Neumann und Gallus, nicht ermangeln. Denn auch der letztere spricht allenthalben dieselbe Ueberzeugung aus.

„Die Sarmaten waren nicht nur Slaven, sondern sogar Sorben" — heißt es S. 57 in der Rechtsgeschichte. „Es ist überhaupt, was hier nur beyläufig bemerkt wird, höchst wundersam, daß das so mächtige Volk der Sarmaten, welches ungeheure Flächen in Europa und Asien eingenommen hatte, auf einmal, wie durch einen Zauberschlag verschwindet. Sehr leicht läßt sich dieses Phänomen aber dadurch erklären, daß man dasselbe Volk weiter und tiefer Landeinwärts, von der Ostsee bis an die Saale sitzend, (Sal ist doch wohl selbst slavisch?) mächtig und groß, unter dem richtigen Namen Sorben, und in dem heutigen Servien unter dem, schon etwas verdorbenen, Serben, wieder findet." Daß diese Nachweisungen auch auf das benachbarte Böhmen ihre Nutzanwendung finden, und daß unsere bereits oft genug geäußerte Meynung von dem viel früheren Daseyn und Vorschreiten der Slaven in Europa, wo man bisher nur Germanen sehen und hören wollte, hier neuerdings bestätigt wird; dessen

mag sich der eine oder der andere aufmerksame Leser von selbst erinnern.

Uebrigens wird von beyden Verfassern der vielen Verdienste Worbs, weiland Superintendent, Dr. und Ritter, um die Geschichte und Topographie von Schlesien und der Lausitz mit großer Achtung gedacht.

In der Rechtsgeschichte wird bemerkt, daß durch die Einführung der germanisch-christlichen Herrschaft das freye Eigenthum der Slaven aufgehört habe, es wird aber auch zugestanden, daß nun erst die Civilisation, und ein rasch steigender Wohlstand des Volkes begonnen habe. Also —? Wie leicht kann in der Theorie von Emancipationen, von Auflösung heimathlicher und sedentärer Verhältnisse mehr gesucht werden, als solche Theorien im Leben gewähren?

Was man Behufs der gesellschaftlichen Ordnung und eines gesicherten Familien- und Heimathlebens aufgiebt, ist doch nur Mittel zum Zweck, nicht Verlust. Daß auch die Slaven von Haus aus schon Standesordnungen bis zur Knechtschaft und Unterthänigkeit kannten, unterliegt keinem Zweifel (s. in diesen Blättern unsere Bemerkungen zur Geschichte von Böhmen). Merkwürdig sind in eben dieser Rechtsgeschichte der Niederlausitz die Nachrichten über die dortige Stellung der Schultheiße, der Castellane, einst Supane, Krale (Koral, Strafrichter) und der Erbrichter, als Einzelnrichter in erster Instanz, und für die causae minores. Auch dort ward das Richteramt in erster Instanz von den Königen und Herzogen mehrfältig an ehrenhafte Geschlechter in erblicher Eigenschaft verliehen; und es wird da die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Schöppenstühle und Collegialverfassung erst in der zweyten Instanz, bey den Stadtgerichten, ihr Aufkommen hatten. Gewährsmänner mochten immerhin auch dem Einzelnrichter zur Seite stehen. Der Meynung, daß der Castellan und der Gastaldius ein- und dieselbe Person, auch dem Namen nach, gewesen, können wir aber nicht beystimmen. Der Castellan und Burgvogt stammt von Castellum, womit die germanische Herrschaft auch die Niederlausitz allenthalben ausstattete. Aber der Gastaldius, der landesfürstliche Domänenverwalter, so viel wir wissen, aus den longobardischen Gesetzen zuerst erkennbar, unterliegt einer ganz andern Ableitung, wie wir das anderswo nachgewiesen haben.

Ditmar von Merseburg, Adelbold de gestis Henrici, Helmolds Chronik, die sächsischen und fränkischen Annalisten ꝛc. werden in diesem Hefte mannigfaltig und gründlich erläutert, und die Geschichte der Ottonen und K. Heinrich's II., in so fern sie sich von den baltischen Küsten her und aus Sachsen über Meissen, gegen die Lausitz und Polen bewegt, erhält hier wesentliche Aufklärungen und Berichtigungen. Das ist es auch, was in Anbetracht der schon allenthalben zu Tage liegenden Vorräthe, noth thut, und gar manchen Funken aus der Asche weckt. Aber, wie oben, und nach der Einleitung zu den vorliegenden Beyträgen selbst, gesagt: nicht jeder Boden und jede Zeit tragen forthin dieselben Früchte. Das vom modernen Rationalismus und Industrialismus in der Landwirthschaft so übel angesehene und mißverstandene Brachfeld beginnt allmählig wieder zu einiger Geltung und Anerkennung zu gelangen. Sollte das im literarischen Treiben, in der zeit- und ortsgemäßen Cultur des geistigen Terrains, zumal, wo die Tagespresse so sichtbar wuchert, nicht auch der Fall seyn? Will man aber, nach dem übrigens längst absolut gewordenen Dogma, daß nur der Pflug die Erde zum Ertrag bringe, allenthalben auch Zwischenfrüchte: so muß der Sämann gleichwohl mit einer gewissen Fülle von persönlicher und realer Autorität, und in Kraft seiner dem Lande schon zu Guten gekommenen Erfahrungen einzuschreiten vermögen; wie der Bienenwärter manchen Honigkuchen im Vorrath haben muß, um mehr, als Ersatz, erwarten zu können.

v. Koch Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

(Schluß.)

4. Herr Konservator Steinheil erstattet Bericht über einen von Hrn. Talbot an die Classe gesandten Aufsatz (aus dem Athenäum), dessen Versuche die Fixirung der Lichtbilder betreffend.

Ref. hält denselben für nicht geeignet zur Aufnahme in die Gelehrten Anzeigen, weil Hr. Talbot nur die Resultate angiebt, zu welchen er gelangt ist, alle nähern Angaben seines Verfahrens aber, sowie die Methode, seine Bilder zu fixiren, was allein belehrend seyn könnte, mit Stillschweigen übergeht.

5) Professor v. Kobell und Conservator Steinheil legen die Resultate ihrer gemeinschaftlichen Versuche über Fixirung der Lichtbilder nebst Proben vor.

Sie bemerken, daß ihre Versuche zu einer Zeit begonnen hätten, wo noch nichts über die Methoden zur Erzeugung solcher Bilder veröffentlicht war, und in dem Wunsche die erste Veranlassung fanden, Brauchbares über diesen, das Interesse des Publikums fesselnden, von Daguerre angeregten Gegenstand zur Oeffentlichkeit zu bringen, was seiner Zeit auch geschehen sey. Aber nicht die Absicht, das Daguerr'sche oder Talbot'sche Verfahren aufzufinden, habe sie geleitet, sondern der Wunsch, ein Problem, was so viel verspricht und mit vollem Rechte die Thätigkeit der Naturforscher herausfordert und was durch mehrseitiges Auffaßen nur gewinnen kann, in ihrer Weise zu verfolgen.

Da sich übrigens die nach der befolgten Methode erzeugten Lichtbilder auch auf lithographische Steine fixiren lassen und das schwarze Chlorsilber von schwachen Säuren nicht angegriffen werde, so sey die Möglichkeit angedeutet, solche Lichtzeichnungen dereinst der lithographischen Kunst zu übergeben, wo es dann nicht fehlen dürfte, Licht und Schatten, wie in der Natur an die rechte Stelle zu bringen und Vortheile zur Vervielfältigung zu erlangen, welche sich von Daguerres Methode bis jetzt nicht versprechen lassen. —

Es bemerkte hierauf Prof. von Kobell über den chemischen Theil der Untersuchung, wie folgt:

Bey der Bereitung des Papiers zur Fixirung der Lichtbilder ist zunächst nothwendig, daß das Chlorsilber durch Präcipitation auf dem Papier selbst erzeugt werde, denn fertiges Chlorsilber, mit dem Pinsel aufgetragen, haftet nicht genug an dem Papier und eine damit erhaltene Zeichnung verschwindet größtentheils bey der weiteren Behandlung mit dem Fixirungsmittel. Wird aber durch irgend eine salzsaure Verbindung eines Alkali's, womit das Papier zuerst getränkt und getrocknet wurde, das Silber aus seiner salpetersauren Auflösung als Chlorsilber gefällt, so kann zwar die Zeichnung fixirt werden, es hängt aber noch weiter von dem Verhältnisse des Chlorsilbers und des überschüssigen salpetersauren Silberoxyd ab, das Papier für die Einwirkung des Lichtes möglichst empfind-

lich und die Zeichnung möglichst vollkommen zu machen.

Wenn man mit einem Ueberschuß von Kochsalz-Auflösung Chlorsilber auf dem Papier präcipitirt und dieses dann mit Wasser gehörig auswäscht, so erhält man kein Papier von großer Empfindlichkeit und eine damit erhaltene Lichtzeichnung erscheint nach dem Fixiren nur schwach. Aehnlich verhält es sich, wenn gar zu wenig Chlorsilber gegen einen Ueberschuß von salpetersauerm Silberoxyd vorhanden ist.

Folgendes Verfahren zeigte sich zum Präpariren eines guten empfindlichen Papiers am geeignetsten. Nicht zu feines geleimtes englisches Zeichnungspapier wird in einer Auflösung von Kochsalz, mit 1 Gewichtstheil Salz und 15 Theilen Wasser bereitet, vollkommen getränkt und, wenn es größtentheils bis zum Feuchtseyn getrocknet, die stellenweise darauf noch befindliche Salzlösung mit weißem Fließpapier abgenommen. Es wird dann die eine Seite desselben mit einer Silberauflösung, 1 Theil Silbersalpeter und 3 Theile Wasser, durch gehöriges Darüberziehen in einem flachen Teller genetzt, das Papier im Dunkeln, bis die Oberfläche nicht mehr feucht glänzt, getrocknet und dann noch zwey- bis dreymal auf dieselbe Art mit abwechselndem Trocknen mit der Silberauflösung überzogen.

Ein solches Papier kann in einem wohlschließenden Buche aufbewahrt werden.

Will man eine auf Glas oder Glimmer in schwarzem Grunde radirte Zeichnung copiren, so hat man das Papier nur durch reines Wasser zu ziehen und auf die Seite des Grundes, welcher durch ein mit dünnem Gummiwasser darauf befestigtes Glimmerblatt (von weißem sibirischem Glimmer) geschützt ist, eben aufzulegen und dem Sonnenlichte zu exponiren. In ungefähr 5 Minuten ist das Bild hinlänglich eingebrannt, wie man es nennen kann, um fixirt zu werden. Es wird nun das Papier in kaustisches Ammoniak gelegt, bis das unzersetzte Chlorsilber aufgelöst ist, dann in Wasser wohl gewaschen und getrocknet. Um den Grund der Zeichnung möglichst wenig gefärbt zu erhalten, ist es gut, frisch bereitetes Papier anzuwenden und beym Fixiren dasselbe eine hinlängliche Zeit im Ammoniak liegen zu lassen, weil es sonst mehr oder weniger nachdunkeln kann. Die fixirte Zeichnung hat eine sehr schöne warme dunkelbraune Farbe. Wendet man statt des Ammoniaks unterschwefelichtsaures Kali an, welches auch schon längst als ein Auflösungsmittel für Chlorsilber bekannt war, worauf aber neuerlich Dumas wieder aufmerksam gemacht hat, so kann man das Papier, d. h. den Grund der Zeichnung ganz weiß erhalten, die Zeichnung nimmt aber eine dunkelviolette, bey längerem Liegen in demselben eine graufschwarze Farbe an. Da sich übrigens bey Ueberschuß von salpetersauerm Silberoxyd, welcher, wie gesagt, nothwendig ist, um das Papier möglichst empfindlich zu machen, durch das unterschwefelichtsaure Kali ein Gemenge von Schwefelsilber und unterschwefelichtsaurem Silberoxyd auf dem Papier präcipitirt, so wird das Papier graulichgelb und fleckig, wenn man nicht die Vorsicht beobachtet, vor dem Fixiren dasselbe in ein gegen das Licht geschütztes Gefäß mit heißem Wasser zu legen, um den Ueberschuß des Silbersalpeters zu extrahiren. Nach ungefähr 10 Minuten wird es herausgenommen, noch einmal in kaltes Wasser und dann in das unterschwefelichtsaure Kali gelegt. Nach 8 — 12 Minuten kann es herausgenommen, in kaltem Wasser abgewaschen und getrocknet werden.

Was die Anwendung zur Aufnahme von Bildern der Camera obscura betrifft, so ist, wenn diese nicht zu klein erhalten werden sollen, je nach der Intensität des Sonnenlichtes ein Exponiren von einigen Stunden nothwendig. Da wir immer die Erfahrung gemacht haben, daß die Gegenwart von Wasser die Empfindlichkeit des Papiers sehr merklich erhöht, so bringen wir das präparirte mit Wasser befeuchtete Papier zwischen zwey etwas größere Glimmerblätter und exponiren es so dem Lichtreflex. Die so erhaltenen Zeichnungen fixirt man am besten mit unterschwefelichtsauerm Kali unter den eben angeführten Cautelen, wobey auch ihre feinsten Nuancen erhalten werden. Um Licht und Schatten auf den rechten Platz zu bringen, werden die erhaltenen Bilder weiter als Objekte für die Camera obscura genommen, in Rahmen gefaßt und mit Sonnenlicht beleuchtet. Zu bemerken ist jedoch, daß die Helligkeitsunterschiede in der Copie noth-

wendig geringer ausfallen, als in der ursprünglichen Zeichnung, was die Brauchbarkeit dieser Methode beschränkt. —

Ueber die Hervorbringung solcher Bilder durch die Camera obscura und das Sonnenmikroskop bemerkt Conservator Steinheil, daß die Zeit zur Vollendung eines Bildes um so größer werde, je geringer die Intensität der Erleuchtung ist. Man kann bey dem Sonnenmikroskop, das am besten bloß aus einem achromatischen Objective besteht, in der Erleuchtung des Objectes natürlich nur so weit gehen, als es die damit verknüpfte Erwärmung des Gegenstandes gestattet. Dieser Gränze aber möglichst nahe zu kommen, ist am vortheilhaftesten. Damit die Erleuchtung während der Erzeugung des Bildes nicht wechsle, ist ein Heliostat unerläßlich. Die Präcision des Bildes verliert sehr, wenn bey gewöhnlichem Sonnenmikroskop der Erleuchtungsspiegel bloß von Zeit zu Zeit mit freyer Hand nachgestellt wird. Uebrigens ist die Intensität der Sonnenmikroskopbilder selbst für erhebliche Vergrößerungen noch immer weit beträchtlicher, als bey dem Bilde der Camera obscura. Bey dieser muß man also vor Allem darauf ausgehen, möglichst viel Licht zu erhalten d. h. dem achromatischen Objective eine, im Verhältniß zur Brennweite möglichst große Oeffnung zu geben, weiße Gläser zu wählen, und die Umkehrung des Bildes durch Spiegel zu vermeiden.

Wenn die Oeffnung zur Brennweite sich wie 2 zu 5 verhält, was bey den galiläischen Theater-Perspectiven meistens der Fall ist, so hat man die Gränzen der möglichst großen Oeffnung erreicht. Schon hier wird für beträchtliche Dimensionen eine große Beschränkung des deutlichen Gesichtsfeldes als nothwendige Folge eintreten. In dem Maaße aber, als man die Oeffnung vermindert, also an Gesichtsfeld gewinnt, verliert man an Zeit, die zur Erzeugung des Bildes nöthig wird. Hier muß also die specielle Absicht die Gränzen bestimmen. Für den transportablen Gebrauch kann folgende Einrichtung, die sich bey unsern Versuchen als zweckmäßig erwiesen hat, ihrer Einfachheit wegen besonders empfohlen werden. Ein cylindrisches Futteral von Pappe, 3 Zoll weit und 5 Zoll lang (im allgemeinen so lang als die Brennweite des Objects) mit Auszug wird am Deckel zur Aufnahme des Objectivs am Boden zur Gegenlage des präparirten Papieres ausgedreht, und innen mit den nöthigen Blendungen zum Abhalten des falschen Lichtes versehen. Zur Befestigung dieser kleinen Camera obscura taugt ein Stativring ähnlich denjenigen, deren man sich bey Auszugsfernröhren bedient.

Das Objectiv wird nun mit dem Deckel des Futterals herausgezogen bis auf einem gegen den Boden gehaltenen, auf der innern Seite mattgeschliffenen Glase, der abzubildende Gegenstand möglichst deutlich erscheint.

An die Stelle dieses matten Glases kommt nun das zwischen 2 Glimmerblätter feucht gelegte zubereitete Papier, was durch einen übergeschobenen Boden mit kurzem Uebergriff angedrückt und fest gehalten wird.

Ist das Bild vollendet, so wird ein ähnlicher Deckel über das Objectiv gesteckt. Die Zeichnung ist aber jetzt in völlig dunklem Raume und kann so beliebig transportirt, gelegentlich aber fixirt werden.

Mit einer ähnlichen Camera obscura wurden Abbildungen der Frauenthürme, der Glyptothek und anderer hiesiger Gebäude erhalten, die an Präcision auch den geübtesten Pinsel weit übertreffen und ihre Gränze nur in der Substanz des Papiers durch die Loupe betrachtet finden. Uebrigens ist nicht jeder Gegenstand gleich geeignet zu dieser Abbildung. Baume, Rasen, überhaupt alles grüne Licht bewirkt eine im Verhältniß zu den übrigen Farben viel zu geringe Wirkung, um deutliche Zeichnungen zu geben, dagegen alle grell beleuchteten Gebäude, Felsengruppen ꝛc. vorzüglich getreu und in einer Weise erhalten werden, daß sie dem Künstler als Studium dienen können.

6. Herr Konservator Dr. Vogel berichtet über die Einfuhr und den Transport der Friktionszündhölzchen:

An den seit einiger Zeit im Handel sehr häufig vorkommenden Friktionszündhölzchen, bekannt unter dem Namen der Congrev'schen Zündhölzchen, besteht die zündbare blaue oder rothe Materie, welche sich an dem äußersten Ende des Hölzchens unterhalb des Schwefels befindet, aus einer gummihaltigen, aus feinem Phosphorpulver, chlorsaurem

Kali und Schwefel zusammengesetzten Masse. Der Phosphor ist von dem Gummi und dem blauen oder rothen Ueberzug dermaßen überzogen und eingeschlossen, daß die Zündhölzchen, wenn sie nicht gerieben werden, an der Luft nicht leuchten, wodurch dem Phosphor die Eigenschaft seiner leichten Entzündbarkeit erhalten und zugleich verhindert wird, daß er nicht in Säure übergeht. Wird aber ein solches Zündhölzchen auf einer harten rauhen Fläche gerieben, so entzündet es sich; dasselbe ist auch der Fall, wenn ein starker Schlag mit dem Hammer darauf geführt wird.

Durch die Friction auf einer rauhen Fläche wird der obere zum Schutz des Phosphors gegen den Zutritt der Luft dienende Ueberzug abgerieben, worauf sich die innere Masse dergestalt erhitzt, daß die Entzündung derselben sogleich vor sich geht und sich alsdann dem über derselben sich befindenden Schwefel mittheilt.

Die in München eingeführten Zündhölzchen kommen größtentheils aus den österreichischen Staaten, außerdem auch noch aus einer Fabrik bey Gotha und aus Eßlingen in Würtemberg. Bey einem hiesigen Kaufmann, welcher einen bedeutenden Verschleiß der Zündhölzchen hat, habe ich die Kisten, in welchen sie eingepackt ankommen, genau untersucht. Diese Kisten waren von Tannenholz und aus einer Fabrik in Eßlingen; sie hatten etwa 1 1/2 Fuß Höhe und 2 Fuß Breite. Der kleinen Schachteln, in welchen sich 100 Zündhölzchen mit Sägespähnen vermengt, befinden, sind 1030 in der Kiste enthalten. Eine solche mit Zündhölzchen angefüllte Schachtel wiegt im Durchschnitt höchstens 3 Loth was also ohne Kiste etwa 96 Pfund an Gewicht betragen würde. In der ganzen Kiste befinden sich also 103000 Hölzchen. Eine Selbstentzündung der brennbaren Masse ist bey der großen Vertheilung des Zündstoffes, ohne alle äußere Veranlassung, nicht leicht zu befürchten, denn die horizontal liegenden mit Sägespähnen umgebenen Hölzchen zu je hundert in jeder Schachtel berühren sich kaum und sind außerdem so in Schichten gelegt, daß die mit der brennbaren Materie überzogenen Spitzen nicht alle nach einer Seite sondern schichtenweise nach beyden Seiten gelegt sind, weshalb man beynahe jedes Hölzchen als isolirt liegend betrachten kann.

Um zu ermessen, wie weit beym Fall der Kiste ein Stoß oder plötzlicher Druck gefahrbringend werden könne, habe ich etwa 50 Zündhölzchen fest zusammen gebunden in Papier gewickelt und dann auf dem Ambos einen starken Schlag mit dem Hammer darauf gegeben, wodurch die Masse mit schwacher Detonation und Lichterscheinung absprang, aber weder die Hölzchen noch das Papier fiengen davon Feuer.

Ein anderer Versuch wurde so angestellt, daß ich die ganze gut verschlossene Schachtel, welche 100 Zündhölzchen enthielt, auf den Ambos legte und nun mit einem schweren breiten Hammer einen starken Schlag auf die Schachtel richtete. Die Schachtel wurde davon eingeschlagen, aber nur wenige der Hölzchen hatten sich, ohne jedoch fortzubrennen, entzündet, der bey weitem größere Theil derselben aber blieb unversehrt und unentzündet.

Es ergiebt sich aus diesen Versuchen, daß die Versendung der Zündhölzchen in Kisten nicht so gefährlich ist, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, denn, da die Zündhölzchen bey ihrer lockern Verpackung mit Sägespähnen sich wenig berühren und ohnehin keine harte Unterlage haben, welche Widerstand leisten könnte, so würde aus diesem Grunde selbst ein recht starker Stoß oder Schlag auf die Kiste bey ihnen keine gefährliche Wirkung hervorbringen.

Die gänzliche Unmöglichkeit einer Gefahr getraue ich mich jedoch nicht zu behaupten, oder zu verbürgen, zumal, wenn die Versendung in großen Kisten, welche 900 Pfund an Gewicht haben sollen, geschieht.

In den Laden bey Kaufleuten stehen die Schachteln mitten unter andern verbrennlichen Gegenständen, was aus polizeylichen Rücksichten nicht geduldet werden sollte, vielmehr sollten die Schachteln an einem besonders abgeschlossenen nicht zu warmen Orte in Behältern von Eisen oder Stein aufbewahrt werden.

Bey Anwendung der erwähnten Vorsichtsmaßregeln erscheint es nicht nothwendig, den Verkauf der Frictions-Feuerzeuge durch ein Verbot zu beschränken oder aufzuheben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nr. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Kárikâ, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, by Íśvara Krishna; translated from the Sanscrit by Henry Thomas Colebrooke, Esq. Also the Bháshya or Commentary of Gaurapáda; translated and illustrated by an original Comment, by Horace Hayman Wilson M. A. F. R. S. cet. Professor in the University of Oxford. — Oxford printed, published and sold by A. J. Valpy. London 1837. gr. 4. Pref. XIV. 194 u. 48 Text.

Die berühmten Gelehrten H. T. Colebrooke und H. H. Wilson, die den Geist der alten Hindu in dem Reichthume seiner mannigfaltigen Bildungen, in ihrem Lande selbst erforscht haben, sind schon dort bemüht gewesen, uns jene fremde, vieles bergende Welt durch schätzbare Werke aufzuschließen, welche für die indischen Studien die unentbehrlichsten sind. Nach Europa zurückgekehrt veröffentlichte jener die Früchte seiner fortgesetzten Untersuchungen, wie auch dieser hier in seinen Arbeiten mit unausgesetzter Thätigkeit fortfährt, wozu er die vereinten Hülfsmittel benutzt, welche ihm zu den in ihm selbst liegenden Quellen, seine äußeren verwandten Stellen gewähren, die er als Professor der Sanskrit-Literatur in Oxford und als Director sowohl der k. Asiat. Gesellschaft von Großbritannien als der Bibliothek und Museen der ostindischen Gesellschaft in London, würdigst einnimmt. — Von den Bemühungen der beyden Gelehrten in Verbindung konnte wohl nur das Vollendetste seiner Art erwartet werden.

Und so ist nun dieses Werk, dem die Arbeit des zu frühe verstorbenen Colebrooke's, welcher das Sänkhjasystem schon vordem in den Transactions of the Roy. Asiat. Soc. dargestellt hat, zu Grund gelegt worden ist, in einer Ausstattung, wie noch kein anderes der Hindu erschienen. Colebrooke's Freund, der eben von Indien zurückgekommen, war am meisten dazu geeignet, demselben mit aller Sorgfalt und Liebe seine gegenwärtige Vollendung zu geben. Der Hr. Prof. Wilson setzte zu seines Freundes Uebertragung der Urschrift diese selbst, *) welche er durch genaue Vergleichung von acht Handschriften sicherte. Dazu fügte er den Text und eine treue Uebersetzung der Scholien des Gaurapâda, des vorzüglichsten Erklärers der Kârikâ, und außerdem noch nach jedem Distichon, da die Scholien durch Kürze des Ausdrucks nicht selten so dunkel als der Text sind, überall seine sehr deutlichen Erklarungen, durch Zusammenfassung und Auseinandersetzung der Bedeutung des Textes und der Scholien, mit mehreren Belegen durch Stellen aus anderen vorzüglichen Scholiasten, die er in der Vorrede (S. VII.) angiebt, und deren sanskrit Worte er für den Kenner am Rande anführt. Unter denselben ist ein Hauptwerk, der Commentar der Sutren des Kapila, nämlich Sânkhja-pravatshana-bhâshja.

Diese Einrichtung giebt dem Werke einen sehr nützlichen Gebrauch nicht nur für den Indischgelehrten, sondern auch für alle selbst der indischen Sprache Unkundige, sofern sie nur am Fortgange der höheren Menschengeschichte und Völkerkunde

*) Hr. Prof. Lassen hat in seinem Gymnosophista, auch die Sânkhja-Kârikâ mit großem Fleiße bearbeitet herausgegeben.

Theil nehmen. Die Herausgabe davon ward bloß deßwegen so lange verschoben, weil es mit den neu besorgten Dävanagari-Typen des Hrn. Prof. W. in Oxford gedruckt worden ist, deren Schnitt und Guß wohl als vortrefflich anerkannt wird. Nach diesen Vorausbemerkungen über Herausgabe und Anordnung des Ganzen kommen wir näher zur Sache.

Unter dem Namen Sānkhja सांख्य m. (von सङ्ख्या f. Zahl, Nachdenken, Betrachtung, aus सम् + ख्या) wird dieses System meist in dem Sinne von Zahlensystem genommen, wegen der Zahl seiner 25 Principien und der Zahlen seiner weiteren Auseinandersetzungen. Man hat aus diesem Grunde eine Aehnlichkeit zwischen ihm und der pythagoräischen Philosophie gefunden, die jedoch wohl noch einen andern Grund hat. — Der Sānkhja ist eine sehr alte Lehre. Kapila, ihr Urheber, wird als eine alte mythische Person, bald als von Brahma gezeugt, bald als eine Verkörperung des Vishn'u angesehen. Damit stimmen sowohl der Volksglaube der Vaishn'aven, als die alten Werke Rāmājan'a, Mahābhārata u. a. auch das neuere Bhāgavata überein. In Bh. gītā wird sie eine in alter Zeit von Krishn'a dargestellte Institution genannt, III. 3. निष्ठा पुरा प्रोक्ता मया० Sie soll ursprünglich von Kapila dem Āsuri, und von diesem dem Pantshas'ikha mitgetheilt worden seyn, von welchem sie, nach Mahābhārata, Dshanaka der König von Mithila, und dann, durch eine lange, den Hindu auch sonst gewöhnliche, eigene Ueberlieferungsreihe auf einander folgender Schüler, Īs'vara Krishn'a empfieng, der sie in apophthegmatische Verse im Ārja-Metrum zusammen faßte, worin sie systematisch, jedoch ohne Beweise und Bestimmung ihres oft dunkeln Zusammenhanges geordnet ist. Die Zeit dieses Īs'vara Krishn'a bestimmt Colebrooke so fern negativ, als man den Scholiasten seines Werkes, der Kārikā, nämlich Gaurapāda als einen und denselben mit Gaurapāda, dem Lehrer des berühmten Sankarabhārja, ansehen darf, der nicht nach dem achten Jahrhundert gesetzt werden kann. Wie lange vorher die Kārikā in ihrer gegenwärtigen Form bestanden habe, bleibt unausgemacht. Ihr Text ist gleichwohl in wenigem verschieden von den Sūtren des Kapila, die im Sānkhja-pravatshana enthalten sind, sonst einstimmig im Sinne und oft in den Worten, in den gleichen oder ähnlichen Ausdrücken.

Bey der Wichtigkeit dieser alten, dem Vädānta entgegengesetzten Lehre mag eine weitläufigere Anzeige derselben in diesen Blättern um so weniger unzweckmäßig gefunden werden, als in ihnen Ref. auch den Vädānta zur deutlicheren Kenntniß zu bringen gesucht hat (1837 Nr. 210 — 214. und 1838 Nr. 65 — 68.). Denn von Wenigen wird sie gekannt, von Mehreren mit dem Vädānta vermischt, von Anderen aus Mißverständniß demselben vorgesetzt. Beyde in ihrer großen Verwandtschaft unter sich und doch wesentlichen Verschiedenheit von einander zugleich gefaßt, dienen nicht nur zur gründlichen Erkenntniß des Hinduismus in seinen Hauptformen und Umgestaltungen, sondern auch anderer Systeme; da allein auf diesem tieferen Boden, nicht allein nach Aeußerlichkeiten, der weit verbreitete Buddhaismus, Dshainaismus u. a. in ihren wesentlichen Entstehungs- und weiteren Entwicklungsformen begriffen werden können, wie wir in der Folge sehen werden.

Hr. W. betrachtet diese Arbeit zugleich mit Recht als ein brauchbares Material, Vergleichungen der indischen Systeme mit griechischen Philosophen, auf die er sich auch im Werke selbst mehrmalen beruft, gründlicher anstellen und beurtheilen zu können, auf welcher Seite (so fern überhaupt das Verhältniß der Abhängigkeit hier unvermeidlich ist) die Verbindlichkeit gegen die andere sey. S. IX. der Prelace (Ref. kann sich nicht enthalten, diese sonst noch merkwürdige Stelle anzuführen) sagt er: „Daß die Hindu irgend eine ihrer philosophischen Ideen von den Griechen ableiteten, ist sehr unwahrscheinlich, und wenn ein Borgen statt hatte, so ist das umgekehrte Verhältniß höchst wahrscheinlich. Man hat dagegen eingewendet, daß der Mangel von Chronologie in den indischen Schriften unmöglich mache, über ihre Zeit zu entscheiden, und man annehmen könne, daß mehrere, für alt

gehaltene, Werke wirklich sehr neu seyen, da sie lange nach der christlichen Zeitrechnung verfaßt seyn können. Denn die Begriffe, welche sie aufstellen, seyen eigentlich von den alexandrinischen Griechen genommen mittelst des Verkehrs zwischen Indien und Aegypten. Es ist wohl möglich, daß dieser Verkehr wechselseitigen Einfluß auf manche Theile der Philosophie beyder Länder in den ersten Zeiten des Christenthums gehabt habe. Wechselseitige Aehnlichkeiten mag man finden in den Begriffen der Neuplatoniker und der Neuerer des Vedânta oder in dem eklektischen Pantheism der Pauran'iken. Aber die griechische Philosophie dieser Zeit kann kaum die strengeren Abstractionen des Sânkhja eingegeben haben, und wir müssen weiter zurückgehen, um zu dem Ursprunge der Dogmen des Kapila zu kommen. In Wahrheit, je entfernter die Zeit ist, desto enger ist die vorherrschend scheinende Verwandtschaft; und so weit wir mit den Lehren der jonischen und italischen Schüler bekannt sind, scheint vielmehr mit diesen die, mit dem Pantheism noch unvermischte Philosophie der Hindu verwandt (it is with them, that the Hindu philosophy unallayed with Pantheism, seems to claim kindred, rather than) als mit dem Mysticism des Platon (mancher Platoniker), oder den Subtilitäten des Aristoteles (mancher Aristoteliker). Die Seelenwanderung selbst ist ein wichtiger Zug in dieser Aehnlichkeit. Denn der Glaube daran darf nicht als ein bloßer Volksaberglaube betrachtet werden. Sie ist ein Haupt-Princip der indischen Metaphysik, der Grund der indischen Philosophie. Der große Gegenstand aller philosophischen Untersuchung in jedem System, es sey brahmanisch oder buddhistisch, ist die Entdeckung des Mittels, dem Weiterwandern ein Ende zu machen, das körperliche Daseyn nicht fortzusetzen, den Geist vom Leibe zu befreyen. Daß dieses der leitende Grundsatz der Pythagoräischen Philosophie war, wissen wir aus altem Zeugniß, und es hat wesentlichen Einfluß auf Platons Speculationen. Uebereinkunft in diesem Princip bringt Einstimmung in allen den wichtigsten Ableitungen davon mit sich, und bestätigt, wenn nicht einen wechselseitigen Verkehr, wenigst einen gemeinsamen Ursprung.“ Dieser Ursprung, in wie

weit er nicht allein aus dem allgemeinen Entwicklungsgang der Menschheit gefaßt werden kann, mag nicht ganz ohne Rücksicht auf das Aegyptische, das wohl aus dem Indischen begriffen werden könnte, seine Bestimmung erhalten, und so fern wenn nicht unmittelbar doch mittelbar aus dem Indischen herzuleiten seyn. Ref. übergeht alle weiteren Bemerkungen über diese Stelle der Vorrede, da über die hierher gehörigen Puncte mehrere Erörterungen in der Folge vorkommen.

Um die Einsicht in den Sânkhja und die Beurtheilung seiner einzelnen Hauptmomente und ihrer Beziehungen zu erleichtern, glaubt Ref., da doch überall die Theile nur in dem Ganzen richtig erkannt werden, einen kurzen Ueberblick in dieses vorausschicken zu müssen.

Von einer ewigen, absoluten, allein productiven, aber bewußtlosen Natur (der Wurzel-Vorbildung, Mûlaprakriti läßt der Sânkhja die Principien der Welt und aller ihrer Schöpfungen hervorbringen, die in ihr als Ursache schon vorgebildet enthalten sind. Dieser nur schöpferischen, bewußtlosen Natur gegenüber, sind, von ihr unabhängig, die, wie sie, ewigen, absoluten, aber ganz unproductiven, allein bewußtseyenden Geister, von welchen mittelst ihrer Wanderungen durch alle Naturgestalten diese und ihre Hervorbringungen wahrgenommen und erkannt werden. Die Geister haben nur den letzten Zweck, diese unter sich und von sich selbst zu unterscheiden, und durch diese Erkenntniß von aller Natureinleibung frey zu werden; die Natur aber, allein thätig, bringt nur zu diesem Zwecke alles hervor, um von ihnen wahrgenommen zu werden. Indem die Grundverschiedenheit der Natur und des Geistes, als absolut selbstständiger gegen einander vorausgesetzt wird, sollen sie doch nicht ohne einen eigenen Zwang aus einander gehalten werden, einander bedürfen, und voraussetzen, selbst mit der Bestimmung, daß der Geist gleichsam über der Natur, sie im Range unter ihm, wie ihrem Zwecke stehe. Ihr Verhältniß zu einander wird so dahin bestimmt, daß, indem sie für einander undurchdringlich sind, ihre Gemeinschaft nur in einer gewissen äußeren, durch kein Drittes bedingten, seltsamen Beziehung der Subjectivität und Objectivität auf einander be-

stehe, er in ihr allen Stoff des Wahrnehmens, sie in ihm ihren ganzen Zweck des von ihm Wahrgenommenwerdens hat. Seine Erkenntniß hängt von der, ihm objectiven Natur ab, und ihre Hervorbringungen sind bestimmt von dem, sie wahrnehmenden, subjectiven Geiste; sobald sie wahrgenommen ist, zieht sie sich zurück, und er schaut nicht mehr nach ihr, wenn er sie kennen gelernt hat.

Um so eigenthümlicher scheint in den Hervorbringungen der bewußtlosen Natur, schon in ihrer Vernunft (Buddhi), dem ersten Princip derselben eine eigene Art von unmittelbarem Bewußtseyn, ungeachtet der Geist so fern gar nichts dabey zu thun hat, indem er die Principien und alle Entwicklungen der Natur nur durch sein Bedürfniß, sie zu erkennen, erregen soll. Die dem Bewußtlosen, nicht ohne Widerspruch mit sich, in seinen Entwicklungen beygelegte Art des Bewußtseyns scheint daher über das System einen tiefen Sinn zu verbreiten, weil doch der Geist während seiner ganzen Wanderung mit dem Naturleib verbunden bleibt. Die hierbey unvermeidliche Frage: Wie die bewußtlose, unempfindliche Natur sich dem ihr fremden Geiste doch genau entsprechend bewegen könne? hat man dadurch zu lösen gesucht, daß man ein, jedem Geiste zukommendes Eigenwesen, स्वभाव Svabhâva, annahm, das sich für ihn schon vorherbestimmt (von wem?) finde, und in welchem er die Naturformen in allen ihren Entwicklungen auf seinen Wanderungen durch ihre verschiedenen Leiber erkenne. Andere haben sich zu helfen gesucht durch einen bewußtseyenden Herrn ईश्वर (Îs'vara), den sie dazu nahmen, der aber dem Sânkhja fremd, offenbar aus dem Vêdânta entlehnt ist. Man sieht hier, was die beyden Secten des Buddhaismus welche von diesen beyden in Weise der Patronymika gebildet, Svâbhâviken und Ais'variken heißen, sagen wollen. Nach diesem Blick auf das Ganze gehen wir zur bestimmten Auseinandersetzung der einzelnen Puncte, indem wir der Ordnung der Kârikâ folgen. Ref. wird dabey, wo es sowohl zum gründlicheren Verständniß des Sânkhja geschehen, als zur tieferen Einsicht in den Vêdânta dienen kann, die Beziehung auf diesen andeuten.

Das Werk beginnt unmittelbar mit Bestimmung seines Gegenstandes, nämlich im ersten Distichon so: „Wegen der Hemmung durch drey Arten von Leiden (diese zu heben) ist das Verlangen nach höherer Erkenntniß. (Wenn man sagt:) dieses Verlangen ist, weil das sie hebende Mittel in die Augen fällt, grundlos; (so ist die Antwort:) Keineswegs; denn das Gewisse (Nothwendige) und Endlose (was sie bewältigt), fehlt im Sichtbaren (in der Erfahrung)." — Als die drey Leiden werden angegeben, 1. die in jedem selbst ihren Ursprung haben, 2. die von anderen Sichtbaren, 3. die von Unsichtbaren entstehenden Leiden. Sie werden in dieser Ordnung genannt अध्यात्मिकानि, die dem Geiste von den, noch in der Natur als Ursache enthaltenen Wirkungen in der Leiblichkeit kommen, wie von Begierde, Haß, Neid, Furcht u. d. dann von gestörter Bewegung der Flüssigkeiten des Körpers u. d.; अधिभौतिकानि, die dem Geiste von anderen, aus der Natur hervorgebrachten belebten oder leblosen Wirkungen entstehen; अधिदैविकानि die der Geist von den unrein-eingeleibten Geistern erfährt, wie von Pais'atshen u. d.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nr. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Kárikâ, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Der Unterschied der höheren Erkenntniß von der aus dem Sichtbaren wird im folgenden bestimmt. Uebrigens ist die Bedeutung dieses Distichons, in dem, wegen der Kürze des Ausdrucks, sanskrit Gelehrte Schwierigkeit gefunden haben, durch Hrn. Wilson's Erklärung und Rechtfertigung der Uebersetzung Colebrookes ganz außer Zweifel gesetzt.*)

Gleich der genannten Erfahrung wird im zweyten Distichon auch der Inhalt der Väden als nicht durchaus wahres und deßwegen als unzureichendes Mittel zur Hebung der Leiden erklärt, ungeachtet Kapila die Väden nicht nur nicht überall verwirft, sondern, wo er Einstimmung mit seiner Lehre darin findet, oder sie hineinträgt, sich selbst darauf beruft. Verworfen wird aber von ihm der Inhalt der Väden da, wo Unreines eingemischt ist, z. B. Vorschriften zu Thieropfern; oder Mangel, wegen der Vergänglichkeit des dadurch zu erreichenden Zweckes, indem die Leiden nicht gleich, noch immer gehoben werden, oder Uebertreibung durch andere Leiden. Der Scholiast sucht

*) Ueber das erste Distichon, das Hr. Prof. Wilson mit der ausführlichsten Gründlichkeit behandelt hat, möge wegen des leichten Mißverständnisses, für Anfänger eine Sprachbemerkung erlaubt seyn. Das Compositum im Ablat. दुःखाभिघातात् kann hier eben so wohl für den Casus der Endursache (den Dativ) als für den Casus der Grundursache (den Ablat.) genommen werden. Das Verlangen zu wissen kommt aus dem Grunde der Hemmung durch Leiden, weil es zum Ziele der Hebung dieser führen soll. Der in einem Begriffe bestimmte zweyfache Casus-Gebrauch läßt eine doppelte Lösung zu. Dazu kommt auch die doppelte Bedeutung des Wortes अभिघात selbst (von der praep. अभि und dem हन् schlagen in f. caus.), das eben so wohl die Hemmung, Störung durch Leiden, das Bedrängtwerden andeuten kann, als das Niederschlagen, Aufheben der Leiden, worauf das Verlangen zu wissen gerichtet ist; womit die andere Lesart अपघातक stimmt. So ist auch in Wilson's Sanscr. Diction. s. v. lit. von diesem Worte die doppelte Bedeutung angegeben: Striking, infliction, und remedy, removal. Den doppelten ganzen Sinn des sanskrit Ausdruckes hat sowohl der Scholiast als Colebrooke durch Umschreibung zu erschöpfen gesucht, indem er das दुःखत्रयाभिघाता-ज्ञिज्ञासा übersetzt mit: The inquiry is into the means of precluding the three sorts of pain; or pain is embarassement. Transact. R. A. S. I. 27. — Eigene Schwierigkeit hat das folgende तदपघातके हेतौ दृष्टे सापार्था चेन्न verursacht. Die sonst so gewöhnliche Formel चेन्न kann auch hier nur

dieß durch hier ausgehobene Vädenstellen zu beweisen p. २. ३. u. 13. 14. Doch erkennt Kapila an, daß es eine alte Lehre der Väden sey: Der kehre nicht wieder, (wandere nicht mehr) welcher die Region des Brahma erreicht hat, erklärt aber diese Stelle: कर्म्मणा ब्रह्मलोकगतस्यानावृत्तिः so: Die Väden beschränkten die Nichtwiedergeburt eines solchen, der durch Handlung die Brahma-Welt erreicht habe, auf seine, die drey Principien des Sänkhja unterscheidende Erkenntniß, die er dort noch erlangen soll, तत्रप्राप्तविवेकस्यानावृत्तिश्रुतिः nämlich des Unoffenbaren, des Offenbaren und Wissenden अव्यक्त, व्यक्त, ज्ञ (d. i. der reinen Natur, der wahrnehmbaren Modificationen derselben und des Geistes. S. 15. 16. Kapila nahm schon deßwegen die Väden als Erkenntnißgrund an, weil er sich aus seinem früheren Leben derselben erinnerte, आदिविदुषश्च कपिलस्य कल्पादौ कल्पान्तराधीतश्रुतिस्मरणासम्भवः p. 25.

Im dritten Distichon werden die Gegenstände der Erkenntniß, die 25 Principien der Natur तत्त्वानि Tattvāni angegeben, durch welche für die Geister die Leiber gegliedert werden, nämlich:

1. Mūlaprakriti, मूलप्रकृति die ursprüngliche Hervorbringung, die Wurzelnatur selbst, welche nicht durch Umwandlung, oder Entwicklung ist, अविकृति *) (nicht hervorgebracht);
2. die Sieben, nämlich: das mächtige Princip (mahat tattvam महत्) oder die Natur-Vernunft (buddhi बुद्धि) und die übrigen durch Umwandlung hervorgebracht und selbst umwandelnd oder hervorbringend, näm-

den gewöhnlichen Sinn zulassen (s. chrestom. Sanskr. I. p. 153 l. 6. 10.). चेत् in चेन्न zeigt immer an, daß das, was unmittelbar vorhergeht, eine Einwendung sey, wozu चेत् wenn die nachgesetzte Conjunction ist. Die dadurch bedungene, negative Antwort wird durch न angedeutet, welche zur Apodosis einleitet. Von Hrn. W. ist dieses hier S. 5 — 8 mit so vielen Beyspielen bewiesen, daß wohl kein Zweifel mehr übrig bleibt. Colebrooke hat daher mit Beybehaltung der vollen Bedeutung des Textes, obschon mit veränderter Construction übersetzt: nor is the inquiry superfluous, because obvious means of alleviation exist, for cet. Damit stimmt auch der Scholiast: यद्युच्यते यस्मात् तदपघातको हेतुर्दृष्टो ऽस्ति तस्मात्सा जिज्ञासापार्था तन्न विधीयते oder चेष्ठेवम् मन्यसे न०

*) विकृति zeigt einen wesentlichen Begriff im Sänkhja an, von वि + कृ unmachen, umändern, modificiren, weil auch nach dem Sänkhja die Wirkung schon in der Ursache vorgebildet ist, zu ihrer äußeren Existenz nur umgeändert wird. Ref. hat die Bedeutung von vikriti so wie von परिणाम parināma, Umbeugung, bey verschiedenen Gelegenheiten erörtert, und erkennt darin Uebereinstimmung mit dem Hrn. Verf., der diesen Begriff S. 18 durch Development erklärt hat. Wegen des Mißverständnisses derselben haben es Andere mit Emanation übersetzt, und deßwegen in Manu u. a. das Emanationssystem gefunden. Vijāja a. m. OO. Vrgl. Manu I. 75 ff. das 43 Dist. unten, Gotama Njāja Sūtra-vriti Ed. Calc. p. 97. l. 8. Vacd. Sāra.

lich der (अहङ्कार Ahankāra) und die fünf Elementen-Principien (तन्मात्राणि Tanmātrāni);

3. die Sechzehen (षोडशक Shod'as'aka) die durch Umwandlung hervorgebracht sind, aber nicht selbst umwandelnd, nämlich, die fünf äusseren Elemente, die eilf Organe, darunter fünf Wahrnehmungsorgane बुद्धीन्द्रियाणि (auch ज्ञानेन्द्रियाणि genannt), fünf Thätigkeitsorgane कर्म्मेन्द्रियाणि; *) zu diesen zehen kommt noch ein inneres Organ अन्तः करण nämlich मनस् manas der Verstand.

Mit diesen 24 Principien macht funfundzwanzig der Geist पुरुष (von पुर+वस् -पुर+उष्) im Leibe wohnend), der gleich der Natur urhaft ist, nicht durch Hervorbringung noch durch Umwandlung entstanden, so wie er auch selbst nicht hervorbringend noch umwandelnd ist.

Die, im vierten Distichon angegebenen Erkenntnißgründe oder Beweisarten प्रमाणानि pramān'āni für alle Anerkennung sind überhaupt von den, in den Väden selbst bestimmten wenig verschieden. Im Sänkhja sind sie: Erfahrung (Anschauung), Schluß (z. B. aus Analogie der Gattung), zuverläßige Ueberlieferung दृष्टम् अनुमानम् u. आप्तागमं oder आप्तवचनम्); in den Väden heißt es: Der Geist sey anzuerkennen, dem Sichtbaren, dem Nachdenken und der Ueberlieferung der Väden selbst gemäß (आत्मा वा द्रष्टव्यः श्रोतव्यो मन्तव्यः), womit auch die, im Vädänta Sära (S. 10. 3. 16 — S. 11. 3. 18 ff.) angegebenen Erkenntnißgründe: श्रुतियुक्त्यनुभव einstimmen u. a. m. Die angegebenen Principien, nämlich: das अव्यक्तम् Unwahrnehmbare, व्यक्तम् das Wahrnehmbare und der Wahrnehmende Geist haben darnach von den oben genannten drey Beweisarten ihre Anerkennung.

Die Erklarung, welche Hr. W. von der Anerkennung aus den Beweisen (प्रमेयसिद्धिः प्रमाणात्) durch die Wirksamkeit der angeführten Naturprincipien selbst giebt, da doch die Natur mit ihren Principien bewußtlos ist, und nur der einzig Bewußtseyende, allein wahrnehmende Geist aus allein der anerkennende seyn kann, ist um so treffender, als gerade durch Einsicht in das tiefere Verhaltniß der ersten wesentlichsten Principien des Sänkhja, eine gründlichere Kenntniß dieses Systems möglich ist. *) In Ansehung des ersten Pramāna, der Erfahrung (drisht'a) beruft er sich wie immer besonders auf die Scholiasten. Nämlich nach Vatshaspati: (प्रतिविषयाध्यवसायः — विषयम्प्रति वर्त्तते) ist der in entschiedene Beziehung mit einem Gegenstand Eingehende der, welcher sich gegen ihn befängt; अध्यवसायो बुद्धिव्यापारो ज्ञानम् d. i. das sich in Beziehung Setzen, das Naturvernunft-Geschäft ist Vernehmung; und nach Nārājana अध्यवसीयते निश्चीयते ऽनेन wird dadurch Entschiedenheit, Gewißheit erlangt. S. 23. Die Organe nehmen

*) Sämmtlich Organe इन्द्रियाणि genannt, weil das Wahrnehmungsorgan auch Thätigkeitsorgan ist, विषयम् प्रतिवर्त्तते und in beyden mit der Receptivität die Spontaneität in verschiedenem Verhältniße verbunden betrachtet wird.

*) Vrgl. die bayer. Gel. Anz. 1838. Nr. 66. S. 532. ff.

die Gegenstände nicht wahr, sind nur Werkzeuge, welche sie der Naturvernunft näher bringen. Aber auch die Naturvernunft nimmt sie nicht wahr, „denn (heißt es) das Naturvernunftprincip ist, weil es seinen Ursprung aus der bewußtlosen Natur hat, selbst bewußtlos, und so ist jene Naturvernunftthätigkeit (das Sich-mit dem Sinnes-Gegenstand in Beziehung Setzen) auch eine bewußtlose, gleich der äußeren Materie, घट ghaṭa (der materiellen Ausdehnung). Demnach sind die Gefühle, Lust u. s. w. des Naturvernunftprincips auch bewußtlose Umwandlungs-(Modifications-) Arten. Aber der eingeleibte Geist, welcher die Gefühle der Lust u. s. w. nicht aufnehmend (अननुषङ्गी ananushaṅgī (von षङ्ग) nicht umfangend, sich ihnen nicht ergebend) ist, ist bewußtseyend चेतनः. Dieser ist es, dem mittelst eines (hier nicht weiter bestimmten), durch das Natur-Vernunft-Princip in Bewegung, und in den Gefühlen der Lust u. s. w. Seyenden, die Empfindungen und Gefühle gleichsam selbst zukommen, durch Empfängniß des gegenbildlichen Wiederscheins (des reflectirenden Schattenbildes). S. 23. बुद्धितत्त्वं हि प्राकृतत्वाद्चेतनमिति तद्दीयो ऽध्यवसायो ऽप्यचेतनो घटादिवत् । एवम्बुद्धितत्त्वस्य सुखाद्यो ऽपि परिणाममेदा अचेतनाः।पुरुषस्तु सुखाद्यननुषङ्गी चेतनः। सो ऽयम् बुद्धितत्त्ववर्त्तिनाज्ञानसुखादिना तत्प्रतिविम्बितकायापत्त्या ज्ञानसुखादिमानिव भवतीति । Sollte etwa hier nicht अनुषङ्गी aufnehmend statt अननुषङ्गी nichtaufnehmend zu lesen seyn? Die Stelle wird dadurch bedeutender, daß hier ein ungenanntes Vermittelndes zwischen die Natur und den Geist eingeführt wird, welches der Natur-Vernunft angehörig, durch sie thätig बुद्धितत्त्ववर्त्ति im Empfinden und Fühlen von Lust u. s. w. seyn soll, ज्ञानसुखादि (wo Ref. ज्ञान für bloße Empfindung nimmt, wie in ज्ञानेन्द्रियाणि Empfindungsorgane). Der Geist soll wahrnehmend, genießend भोक्तृ, Lust und Schmerz empfindend, obschon nur durch Empfangen oder Zukommen आपत्त्या des Gegenbildes seyn तत्प्रतिविम्बितकायापत्त्या. — Das eigene Zweydeutige liegt hier im wesentlichen Grundmangel des Sānkhja, welcher von der bewußtlosen Naturvernunft alle Functionen des Bewußtseyns eben so streng ausschließen will, als von dem Geiste die Wirksamkeit der bewußtlosen Natur. — Auf jeden Fall wird in der angeführten Stelle zwischen Natur und Geist, den beyden sich ausschließenden, ein Vermittelndes, vom Natur-Vernunft-Princip her, in Gefühlen und Empfindungen Begriffenes vorgestellt, dessen Wiederschein dem Geiste beygehen, und wodurch ihn gleichsam selbst Empfindung und Gefühl von Lust u. s. w. ankommen soll. Ganz anders verhält es sich mit dem Geiste des Vēdānta, der die Natur als seine Macht hat, wie sie von ihm begeistet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nr. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Kárikâ, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Die Bedeutung von चेतन (von चित्) dem, welcher der Bewußtseyende ist, und von अचेतन, dem Bewußtlosen, wird hier im Sânkhja wie im Vêdânta beybehalten, wo aber schon das erste vorausgesetzte चित् Brahma anzeigt, und von diesem चित्, चेतन das चैतन्य das Bewußtseyn, Bewußtseyende mit der Natur ursprünglich, innigst vereint उपस्थित ist. Wenn der बुद्धि Naturvernunft ein Bewußtseyn im Sânkhja zugelassen würde, da sie doch durchaus अचेतना bewußtlos seyn soll: so müßte der Geist चेतन: Bewußtseyn jenes Bewußtseyns, also nur höheres Bewußtseyn haben. Dann wären freylich die zwey ewigen Urprincipien des Sânkhja einander viel näher: indem er vom Daseyn des Einen, das, obschon es bewußtlos ist, bewußtseyend scheint, auf das Daseyn des andern, ihm vorstehenden Geistes schließt, यतश्चाचेतनं चेतनमिवाभाति अतोऽन्योऽधिष्ठाता पुरुष इति । P. 9 lin. 2.

Kommt denn aber der, an sich ewigen Natur, als dem Urgrunde der Welt, ein Seyn zu? Mit den Mitteln des Vêdânta, dem die Natur im lebendigen Geiste selbst ist, kann nicht auch vom Sânkhja das Seyn der Geistlosen bewiesen werden. Im 8. D. heißt es daher: „Daß die Natur nicht (durch die Sinne) erfaßt werde, komme von ihrer Feinheit (सौक्ष्म्यात् Uebersinnlichkeit *) nicht vom Nichtseyn derselben; denn aus ihren Wirkungen werde erkannt, daß sie sey. Der Mächtige und die übrigen sind die Wirkungen von ihr, sowohl die ihr (der Natur) gleichen, als die ihr nicht gleichen. Dieses war im ganzen Alterthume, immer der Gegenstand einer der tiefsten und umfassendsten Untersuchungen, deren richtige Bedeutung zu bestimmen die Philosophie nicht umgehen konnte. Ob der Natur, dem Entstehungsgrund aller Dinge, selbst schon ein Seyn zukomme oder Nichtseyn, und wie dieses Seyn oder Nichtseyn zu fassen sey. Hr. W. hat diesen Gegenstand hier ausführlich im Sinne des Sânkhja, nach den Scholiasten der Kârikâ, vortrefflich behandelt, und sich selbst auf griechische Philosophen berufen, unter andern auf Aristotelis Physic. L. I. c. 4. Ref. will diese Stelle, wovon er Einiges anführt, weitläufiger unten beyfügen, weil er darin noch weitere auffallende Aehnlichkeit mit dem Sânkhja erkennt.

Mit der, nicht im Abstrakten zu fassenden, Frage: Ob der Natur als Weltursache ein Seyn zukomme, wird hier die andere verbunden: Ob

*) सौक्ष्म्य Feinheit von सूक्ष्म ist im Sânkhja nach der Zusammenstellung mit anderen Hindernissen der Wahrnehmung offenbar mehr materiell als in Vêdânta, Manu u. a. zu nehmen.

ihren Wirkungen ein Seyn zugeschrieben werden müsse? Beyde werden von den indischen Philosophen nach Vatshaspati auf drey verschiedene Arten beantwortet. 1) Einige sagen: Aus dem Nichtseyenden werde das Seyende. Demnach ist die Natur als Urgrund मूलप्रकृति, प्रधान nichtseyend (z. B. den Anhängern des Buddhaism, welche das Seyn der Natur, wie des nicht Wahrnehmbaren (अव्यक्त Unoffenbaren) läugnen, und als Urgrund von allem das Leere शून्य annehmen). Aber vom Sānkhja wird bewiesen, die Natur, weil sie als Welturſache, die welthervorbringenden Mächte und alle ihre Wirkungen selbst in sich enthalten müsse, sey selbst als प्रधान so nothwendig seyend zu denken, als die Wirkungen sind.

Andere 2.) sagen: Aus der seyenden Ursache entstehen die Wirkungen als Umwandlungen, bloße Offenbarungen der Thätigkeit विवर्त्ता: jener. Dieses sollen einige Vādāntinen im populären Sinne lehren: daß nur die Ursache wirklich sey, die Wirkungen aber seyen unreal, Täuschung, Māyā. Dagegen behaupten andere Vādāntinen, selbst nach dem Scholiasten des Sānkhja-pravatshana, daß die Lehre von einer solchen Māyā verwerflich, den Vāden widersprechend, ihre Vertheidiger neu, nur verstellte Anhänger des Buddhaism seyen, नवीनामपि प्रच्छन्नबौद्धानाम् मायावादिनाम् बन्धहेतुत्वं निराकृतम्. Bekanntlich nehmen die ächten Vādāntinen die Wirkungen der Geistesnatur als seyend, wenn auch nicht als dem ewigen Wesen gleich an. Vrgl. die gel. Anzeigen, März 1838. S. 525 ff. 540, 543.

3. Nach den Kanabhakshen, und Akshatsharanen entstehen aus ursprünglichen Atomen die nichtseyenden Wirkungen. — Diesen drey

Lehren gemäß wird also die Natur als प्रधान Vorherenthaltung der in ihr als der seyenden Ursache seyenden Wirkungen, nicht zugelassen; vom Sānkhja dagegen angenommen, aus dem Seyenden werde das Seyende. Denn die Ursache wird nur aus der Wirkung erkannt. कार्य्यात्कारणमात्रं गम्यते. Es ist Grundsatz des Kapila: „Die Vollbringung (und Anerkennung) des Wesens kann nicht seyn vom Nichtwesen.“ नाऽवस्तुनो वस्तुसिद्धिः. Dieses Sūtra, das man auch so versteht: „Das Seyende kann nicht werden vom Nichtseyenden,“ darf doch nur vom materiellen Standpuncte der, ursprünglich und immer geistlosen Natur des Kapila aus verstanden werden; wobey auch die Ausdrücke वस्तु und सत् (Wesen und seyend), so wie अवस्तु und असत् (Nichtwesen und Nichtseyend) nicht so unterschieden sind, wie im Vādānta sehr deutlich geschieht, in welchem nur das ewige Wesen seyend, denkend, unentzweyt ist; das Nichtwesen, die Natur als des Geistes Macht aber, in der sein reflectirtes Ebenbild ist, weder durch seyend, noch durch nichtseyend erklärt werden kann, obschon in der weiteren Entwicklung sich das Seyn Sattvam darin erhebt, wie anderswo in diesen Blättern vom Ref. gezeigt worden ist.

Wenn daher der Sānkhja der Natur, als dem Unoffenbaren अव्यक्त, von ihren Wirkungen her, indem diese als seyend durch Wahrnehmung व्यक्तानि anerkannt werden, auch ein Seyn zuschreibt, weil in ihr als Ursache die Wirkungen selbst schon seyn müßten, ehe sie aus ihr hervorgebracht werden können; so setzt er den Unterschied zwischen den in der Natur seyenden Wirkungen und den ausser ihr seyenden, (weil weniger auf geistige, mehr auf materielle, deßwegen schon) auf unzuläßige Art. Denn die Umwandlung, Modification

विकार परिणाम, wodurch im Sānkhja, wie im Vädānta, die Dinge hervorgebracht werden sollen, kann aus der Natur, die ohne Bewußtseyn und Geist ist, immer nur materiell gefaßt werden; weil, was von der Natur des Geistes gilt, von der ungeistigen Natur im Sānkhja bloß uneigentlich gesagt werden kann. (Vrgl. S. 98.) Nur in der Geistesnatur ist geistige Umwandlung परिणाम, nämlich Anderswerden bey dem Sichgleichbleiben möglich. Das Ineinander- und Außereinanderseyn wird im Vädānta durch den Geist, also ganz anders gefaßt, als in den materiellen Natur-Veränderungen des Sānkhja möglich ist. Im Nichtanerkennen der begeisteten Natur in dem Naturerfüllten Geiste, oder der lebendigen Wirkungen in der lebendigen Ursache, und im Nichtzulassen ihrer innigen Beziehung auf einander zur Einheit, wozu sich Ref. auf alle Weise, wie durch die Sprache, z. B. जीवब्रह्मैक्यं शुद्धचैतन्यं u. d. berechtigt sieht, liegt wohl ein vorzüglicher Grund zur Annahme des Pantheism im Vädānta, und warum man ihn im bloß materiellen, ungeistigen Seyn und folglich in seinen nur materiell möglichen Modificationen, wo alles immer gehörig auseinander bleibt, nicht zu fürchten hat, und warum man auch wohl gar den, leichter zu fassenden Sānkhja dem Vädānta vorzuziehen geneigt scheint. — Denn die Schwierigkeit, in der lebendigen, geistigen Entwickelung den Grund der seyenden Dinge zu erkennen, bringt leicht zur Annahme, daß solche Entwickelung keine wahre, sondern eine bloß abstracte, alles doch nur in Einem sey, d. h. alles nicht wirklich werde, sondern nur unreal Eines bleibe und werde, weil es kein Aeußeres Materielles ist. Dagegen ward Colebrooke veranlaßt, den Vädānta als eine höhere Psychologie, a refined Psychology, anzusehen.

Nach diesem Allen möchte die, vom Hrn. Verf. am Ende zu diesem Berichte angeführte Stelle aus Aristot. L. I. c. 4. de natura allerdings der Vergleichung werth seyn. Aristoteles äußert darin, indem er die alten Physiker widerlegen will, unter andern: Anaxagoras habe gemeint, daß die Principien (Elemente, Grundstoffe στοιχεῖα) der Dinge unendlich seyen, weil er jene gemeine Meinung der Physiker als wahr ansah, daß aus dem, was nichts ist, nichts werde. Denn die Dinge seyen alle zugleich, und ihre Erzeugung sey eine Umwandlung. — Und da das Entgegengesetzte auseinander wird, so war es schon ineinander. Denn, wenn alles, was wird, entweder aus dem Seyenden oder dem Nichtseyenden werden muß, aus Nichtseyenden aber nichts werden kann, worin alle Physiker einstimmen, so hielten sie das andere für nothwendig, nämlich das Entstehen aus dem Seyenden, und zwar aus den darin Seyenden, aus den, wegen Feinheit (Subtilität) uns Unwahrnehmbaren *) u. s. w.

Man sieht wohl aus der folgenden Widerlegung der alten Physiker, daß Aristoteles die Ansicht des Anaxagoras mehr äußerlich, eben nicht sehr tief nahm; daß aber Aristoteles selbst der, den Physikern entgegengesetzten, Ansicht war, und in welchem Sinne er wie Platon, wirklich aus dem Nichtseyenden das Seyende entstehen ließ, hat Ref. bey Gelegenheit einer früheren Anzeige der Vädānta-Philosophie bewiesen. Vrgl. Aristot. Physic. I. 7. u. a.

Im 9. D. sind die Gründe angeführt, warum die Wirkungen schon in und mit der Ursache seyend, noch vor ihrer Hervorbringung bestehen.

---

*) Ἔοικε δὲ Ἀναξαγόρας οὕτως ἄπειρα οἰηθῆναι τὰ στοιχεῖα, διὰ τὸ ὑπολαμβάνειν τὴν κοινὴν δόξαν τῶν φυσικῶν εἶναι ἀληθῆ, ὡς οὐ γινομένου οὐδενὸς ἐκ τοῦ μὴ ὄντος· διὰ τοῦτο γὰρ οὕτω λέγουσιν, ἦν ὁμοῦ τὰ πάντα, καὶ τὸ γίνεσθαι τοίον δὲ καθέστηκεν ἀλλοιοῦσθαι. οἱ δὲ, σύγκρισιν καὶ διάκρισιν· ἔτι δ' ἐκ τοῦ γίνεσθαι ἐξ ἀλλήλων τἀναντία· ἐνυπῆρχεν ἄρα· εἰ γὰρ πᾶν μὲν τὸ γινόμενον ἀνάγκη γίνεσθαι ἢ ἐξ ὄντων ἢ ἐκ μὴ ὄντων· τούτων δὲ τὸ μὲν ἐκ μὴ ὄντων γίνεσθαι, ἀδύνατον· περὶ γὰρ ταύτης ὁμογνωμονοῦσι τῆς δόξης ἅπαντες οἱ περὶ φύσεως· τὸ λοιπὸν ἤδη συμβαίνειν ἐξ ἀνάγκης ἐνόμισαν, ἐξ ὄντων μὲν καὶ ἐνυπαρχόντων γίνεσθαι. διὰ δὲ σμικρότητα τῶν ὄγκων ἐξ ἀναισθήτων ἡμῖν. Arist. Physic. L. I. c. 4. p. 49. ed. J. L. Havenreuter. Francof. 1604.

Nach ihr beweisen sie durch ihre Wahrnehmung ihr früheres Seyn. Denn, wenn die Wirkung nicht schon vor der Wirksamkeit der wirkenden Ursache wäre, könnte ihr Seyn durch nichts bewirkt, aber Gleiches könne nur vom Gleichen hervorgebracht werden, Seyendes nur vom Seyenden u. d. m. Es kommt jedoch hiebey in den, nur auf physische Beziehung gehenden Beweisen bloß darauf an, die Existenz der Natur als Weltursache aus der Existenz ihrer Wirkung zu beweisen, weil diese schon in ihr und sie mit derselben seyn müßte. — Worin Kapila den eigentlichen Unterschied zwischen Ursache und Wirkung gesetzt habe, und worin den der Wirkungen in der Ursache und derselben ausser ihr, soll erst im folgenden klarer werden. Aber Mr. Cousin mißversteht nach Hrn. W. die Uebersetzung der Worte des Sänkhia, oder, was offenbar ist, er achtet nicht auf den Zusammenhang des Ganzen, wenn er in diesem 9. D. nur eine solche Reihe von, auf einander folgenden Wirkungen sieht, wovon Aenesidemus und Hume reden. Denn der Sänkhja setzt eine erste Ursache als solche, die keine Wirkung einer anderen ist, also einen festen Punct des Ausgangs, die Wurzel-Natur मूलप्रकृति erste active Grundhervorbringung, die nicht hervorgebracht ist.

Wenn nach dem Sänkhja, was nicht schon existirt, gar nicht hervorgebracht werden kann, so giebt es dagegen noch andere Einwendungen, welche vom Sänkhja nicht widerlegt sind, z. B. न भाविभावयोग: d. i. „Es ist ungereimt, dem, was schon eine Existenz hat, eine Existenz geben zu wollen.“ Dieser wird wohl in den Sütren widersprochen. नाभिव्यक्तिनिबन्धनौ व्यवहाराव्यवहारौ, indem die Wahrnehmung oder Nichtwahrnehmung an die Offenbarmachung gebunden seyn soll.“ Allein darnach wäre der Unterschied nicht in dem inneren und äusseren Seyn, sondern nur in der Manifestation oder Wahrnehmbarkeit von diesem vor jenem. Unzuläßig ist auch hier die Vergleichung des Vidshnäna Bhikshu p. 39: Es verhalte sich damit, wie mit einem Stein, aus dem alle Formen gehauen werden können, weil sie alle in ihm liegen. Denn was immer im Steine liegt, sind noch keine fertigen Wirkungen, bloß mögliche Gestalten, zu denen er nur der leidende Stoff seyn kann, der erst einen andern, ihn formenden Bildner fordert. Die Natur aber als प्रधान Ursache der Wirkungen, soll diese schon fertig so in sich haben, wie sie sie hervorbringt. Noch mehr ist auch das Gleichniß im Widerspruch mit den, im 9. D. angegebenen Gründen selbst, denen gemäß die verschiedenen Existenzen schon nach ihrer Verschiedenheit in der Ursache liegen sollen; sie werden aussen Andere, weil und wie sie innen Andere sind.

Da im Sänkhja die äusseren Wirkungen der Natur, den inneren in ihr gleich sind, so müssen diese so unendlich verschieden seyn als jene. In ihr aber überhaupt, so wie in ihren, gleich bewußtlosen Gun'en giebt es keinen Grund für die Beziehung ihrer Wirkungen auf einander. Denn sie weiß nichts davon, warum und wie sie den, von ihr unabhängigen, ihr fremden Geistern, zu schauen und zu genießen, Gegenstände schaffen müsse. Ganz anders verhält es sich mit dem Vädänta, wo die Natur als die Macht des höchsten lebendigen Geistes durch den denkenden चित्, चैतन्य selbst geleitet wird, die, wenn sie in ihrer Aeusserlichkeit den Typus ihrer Innerlichkeit, an sich wie an ihren Erzeugungen darstellt, nie geistverlassen angesehen werden kann, indem sich jedes von ihr entlassene Leben selbst so erfaßt hat. Hr. W. nimmt S. 38 an, daß die Einheit, (Ungeschiedenheit) der Wirkung und der Ursache vor der Entstehung jener, seit den ältesten Zeiten eine Lehre der Hindu gewesen sey. Aus den Väden werden Stellen als Beweise dafür beygebracht, wie: उत्पत्तेः प्रागपि कार्य्यस्य कारणाभेदः श्रूयते, u. a. vom Scholiasten des Sänkhja-pravatshana, und von dem Auctor des Sänkhja Tshandrika.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nr. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Aber der Schluß aus solchen Stellen mußte in der Philosophie des lebendigen Geistes der Väden nothwendig ein anderer seyn, als im Sänkhja; auch war er ein anderer bey den Hindu, als bey denen, welche in dem, daß Wirkung und Ursache zugleich in einer großen geistigen Ursache innigst verbunden seyn sollen, einen Grund des Pantheism sehen wollen, weil sie bey den Ausdrücken: Joga, Einigung (Innigung) des Verschiedenen, abhaeda Ungeschiedenheit derselben u. d. nur an die leere Einheit, nicht mehr an die verschieden darin Seyenden, sondern an ihre Vertilgung, damit auch an die Tilgung ihres Bandes denken. Aber die lebendige Innigkeit ist gerade der vitale Punct der ganzen indischen Weisheit, जीवब्रह्मैक्यं शुद्धचैतन्यम्, ist der Gegenstand des Vädänta, dem das ewige Wesen das seyende, denkende, seelige, unentzweyte ist, und das reine Bewußtseyn dieses Wesens mit dem Leben ist es, wohin der Vädänta strebt. Mehr hat Ref. hierüber in diesen Blättern gesagt.

Die offenbaren Principien व्यक्तानि तत्त्वानि und ihre Bestimmungen im 10. Dist., so wie das Unoffenbare अव्यक्त und seine Eigenschaften sind im Sänkhja willkührlich gesetzt, zum Theil mit Zwang vom Geistigen auf das Bewußtlose übertragen, wo sie keinen begreiflichen Sinn und Zusammenhang haben. Das Offenbare, d. h. die Naturvernunft, die Ichsetzung u. s. w. sind hervorgebracht, unbeständig, nicht durchdringend, vielfach in Beziehung gesetzt, aufheblich, gegliedert, abhängig. Von allem dem das Entgegengesetzte ist das Unoffenbare (mit ihm auch alle seine unoffenbaren Wirkungen in ihm): es hat keine Ursache, ist ewig, alles durchdringend, unveränderlich (wegen seiner Allgegenwart), einzig (wegen seiner Causalität der 3 Welten), unabhängig, unauflöslich (Subject nicht Prädicat अलिङ्ग), unzusammengesetzt (keine Theile habend). Demnach sind die Wirkungen in der Ursache und außer ihr bestimmt. So heißt es सर्व्वकार्य्याणां स्वभावतो नित्यत्वमवस्थाभिर्व्विनाशित्वं च d. i. ihrer ursprünglichen Natur nach kommt allen Dingen Ewigkeit zu, durch ihre getrennten Zustände aber Vergänglichkeit." Denn nach den Sütren des Kapila ist „Aufhebung = Auflösung in die Ursache" नाशः कारणलयः Aber wie sind sie dann, wenn sie aufgelöst sind, in der Ursache? Antwort: „So, daß sie ihr eingegliedert sind, ohne, daß sie, die Natur selbst, gegliedert सावयव oder मिश्राणा gemischt, wie Elemente unter sich, oder संयोग verbunden wäre. Denn sie werden ihr vielmehr gleich, identisch mit ihr genannt, die Wirkungen gleich der Ursache न तु प्रधानस्य बुद्ध्याद्यभिः संयोगस्तादात्म्यात् S. 43. Diese Gleichheit wird auch von

Vatshaſpati genannt आत्मत्व, S. 37 कार्य्यस्य कारणात्मत्वात् d. i. „Wegen der Urſache-Gleichheit, (der Urſache-Begeiſtung, des von der Urſache Erfülltſeyns,) der Wirkung“, oder wegen der Concretion der Urſache mit der Wirkung, ohne die ſie nur abſtract wäre. Die Formen der nomina abstr. आत्म्य, आत्मत्व ātmja, ātmatva von ātman आत्मन् Geiſt, Selbſt, haben gleiche Bedeutung mit आत्मता, die auch in Wilson's Diction. Identity with Self, Spirituality genannt wird. Durchdringung, Innigung des Einen durch das Andere, oder lebendige Identität iſt demnach ohne Geiſtigkeit nicht gedacht worden. Daher in der geiſtloſen Natur des Sānkhja jenem Ausdrucke des Vādānta nur eine uneigentliche Bedeutung zukommt, wie er überhaupt, in den gemeinen Sprachgebrauch übergegangen, ſeinen urſprünglichen, etymologiſchen Sinn immer mehr verloren hat.

Im Sānkhja iſt nach dem 11. D. der Geiſt, als der einzuleibende, आत्मा, पुमान्, पुरुषः, gleich der Natur unoffenbar अव्यक्त, ungeboren u. ſ. w. aber von ihr unabhängig, abſolut verſchieden. Herr Profeſſor Wilſon ſagt mit ſo richtiger Kenntniß der Sache als der Sprache: Die Zuſammenſetzung des आत्मक geiſtig, von आत्मन् Geiſt, mit andern Worten (zum Beyſpiel in प्रीत्यात्मक), zeigt weſentliche, unmittelbare Gegenwart an, wie die des Geiſtes im lebendigen Leibe. Es iſt ſchwer, dafür einen andern genau entſprechenden, Ausdruck anzugeben; aber auf die Bedeutung führen die: Consists of, comprehends, is one or identical with. S. 50. 51.

Der Geiſt hat nicht die drey Urqualitäten der Natur und der von ihr hervorgebrachten Dinge. Aber er hat Unterſcheidungskraft der unoffenbaren und offenbaren, iſt bewußtſeyend, fühlend Luſt und Schmerz, die er erkennt चेतयति, सञ्जानीते S. 11 — Er iſt unfruchtbar, bringt nichts hervor. Darin liegt ein weſentlicher Unterſchied des Sānkhja vom Vādānta dem der durch ſich ſeyende Geiſt, denkend und wollend, aus ſeiner eigenen Natur die Welt hervorbrachte, स्वयम्भूः — सोऽभिध्याय शरीरात् स्वात् सिसृक्षुर्विविधाः प्रजाः 10 अप एव ससर्ज्ज o Manu I. 8. Vrgl. XII. 15. u. a.

Der Sānkhja faßt den Grund aller Dinge mit der Abweichung vom Vādānta auf, daß er die Natur nicht mehr als Macht des abſoluten Geiſtes, ſondern ſelbſt als abſolut unabhängig, alles hervorbringend betrachtet, ihr gegenüber den naturloſen, demnach unfruchtbaren Geiſt, dieſen nicht als Einen, Höchſten, ſondern in Vielheit, als Geiſter, deren Mehrheit S. 48. f. beſonders im 18. Diſt. bewieſen wird.

Die Beſtimmung deſſen, was die drey Gun'en (Urqualitäten) der Natur, vielmehr Urmächte derſelben, deren ſubſtantielle weſentliche Theile, weiter ſeyen, und wie ſie ſich zu einander verhalten, wird im Sānkhja eben ſo angegeben, wie in den Vaden S. 51. Die Natur hat ihr Beſtehen im Zuſtande des Gleichgewichts, der innigen Harmonie der drey Gun'nen सत्त्व, रजस्, तमस् Licht, Trübung, Finſterniß. Hr. W. findet Verwandtſchaft zwiſchen den Gun'en der bewußtloſen Natur प्रकृति des Sānkhja und den Affectionen der Urmaterie, bey den früheren Philoſophen, von welchen Ariſtoteles ſagt, daß ſie dieſelben für das Princip aller Dinge angeſehen haben, indem ſie, bey den Veränderungen ihrer Leidenſchaften, unverändert bleibe. Die Stelle, welche er S. 53 andeutet, iſt ausführlicher dieſe: *Τῶν δὴ πρώτων φιλοσοφησάντων οἱ πλεῖστοι τὰς ἐν ὕλης εἴδει μόνας ᾠήθησαν ἀρχὰς εἶναι πάντων· ἐξ οὗ γὰρ ἔστιν ἅπαντα τὰ ὄντα, καὶ ἐξ οὗ γίγνεται πρῶτον καὶ εἰς ὃ φθείρεται τελευταῖον, τῆς μὲν οὐσίας ὑπομενούσης, τοῖς δὲ πάθεσι μεταβαλλούσης, τοῦτο στοιχεῖον*

καὶ ταύτην ἀρχὴν φασὶν εἶναι τῶν ὄντων, καὶ διὰ τοῦτο οὔτε γίγνεσθαι οὐδὲν οἴονται οὔτε ἀπόλλυσθαι, ὡς τῆς τοιαύτης φύσεως ἀεὶ σωζομένης. Metaph. I. 3. Edit. Brandis p. 10. Vrgl. πάθος des Platon im Timäos.

Im 13. D. werden die drey Gun'en weiter charakterisirt, als ein Ganzes, wie an einer Lampe von oben herab: Licht, Feuer und Oel; so Licht, Färbung und Dunkel; weiter durch: leicht, bewegt, schwer; Offenbarung, Dämmerung, Verfinsterung u. dgl. Aber Thätigkeit, Bewegung soll nur im mittleren (Radshas) Gun'a seyn, der den Gegensatz Liebe und Haß, Anziehung und Abstossung u. s. w. in sich hat. Nur dieser ist wirkend, die anderen, die in Ruhe sind, weckend, antreibend (wobey Hr. W. die Lesart उपष्टम्भक aus Pân'ini gegen उपस्तम्भक vertheidigt). Von der Macht der drey Gun'en her haben (14 D.) die offenbaren Natur-Hervorbringungen, die Naturvernunft u. d. a. ihre Unfähigkeit zu unterscheiden u. a. Eigenschaften. Daher kommen diese auch nach D. 11. der Natur als der unoffenbaren Ursache selbst zu, fofern sie der Wirkung gleich ist. Dagegen hat der Geist Unterscheidungsfähigkeit, weil er an sich Gun'en-frey ist.

Im 15. und 16. D. werden Beweise angeführt, warum es wesentlich eine allgemeine, unoffenbare Ursache geben müsse, welche durch die drey immer bewegten, Gun'en wirkt, auf verschiedene Art durch Umwandlung parinâma (Mischung, wechselndes Vorherrschen), verschiedene Combinationen in verschiedenen Proportionen, wozu jedoch die Beyspiele der Scholiasten S. 62 sehr materiell sind.— Aber selbst der Sânkhia versteht unter परिणाम parin'âma, was schon oben bemerkt worden ist, Modification, Umwandlung, keine Emanation, zu der auch die Etymologie nicht berechtigen würde.

Das Verhältniß des Geistes und der Natur, als der zwey ewigen, urhaften Principien zu einander, wird im Dist. 17. ff. bestimmt. Der von der Natur ganz gesonderte, wie sie unoffenbare Geist आत्मन, पुमन्, पुरुष muß aus Schluß अनुमानात erkannt werden, indem die Natur, um in ihren Wirkungen hervorzutreten, eines über ihr Stehenden bedarf पुरुषाधिष्ठितम् प्रधानम् प्रवर्त्तते nach Shashthi tantra p. 19. l. 7. und er zu ihr und ihren Hervorbringungen die schon genannte, eigenthümliche Beziehung hat, nämlich: „Weil das Ganze des Wahrnehmbaren einen Wahrnehmenden fordert, weil es ein Streben zur reinen, abgesondert ausschließenden Individualität giebt a. a. m., wobey freylich ein viel engeres Verhältniß zwischen Natur und Geist angenommen wird, als die Voraussetzungen gestatten. Die beyden von einander Unabhängigen sollen einander bedürfen, so lange eine Welt oder der Geist im Leibe der Natur ist. Beyde können sich aber eigentlich nicht so verhalten, da sie vor und nach ihrer Beziehung isolirt, als zwey geschiedene Seiten, sich ausschließend, sowohl zu einem geistigen als dynamischen Wechselproceß untauglich sind.

Eben dieß, daß im Sânkhja die Natur doch nicht ohne den Geist und der Geist nicht ohne die Natur seyn kann, setzt die Idee des ursprünglichen Vereintseyns beyder in einem System voraus, in welchem die Natur dem Geiste angehört, sie die Natur des Geistes selbst ist, der er vorsteht, d. i. die Philosophie der Väden. Aus dem Dualismus des Sânkhja aber schaffte der Buddhaismus den Geist ganz hinaus, setzte in eine absolute, bewußtlose Natur auch die Entwicklung eines wahrnehmenden Princips, Buddha, des Wissenden, zugleich mit dem Mächtigen als der Naturvernunft Buddhi, so fern einen scheinbaren Monotheismus, aber am Ende das Auslöschen aller Unterschiede und Existenzen der Buddhen selbst in der einen Natur, die auch ihre Existenz, welche sie im Sânkhja hat, verliert, mit allem im Leeren Sûnja vergeht, ins reine Nichts verschwindet. Beyden, dem Buddhaismus wie dem Sânkhja, fehlt das Princip der Vädenphilosophie, nach welchem die Natur wesentlich die Macht des Geistes selbst, und er ihr

Herr, so wie er wesentlich Natur-erfüllt mit ihr und in ihr ist.

Enge ist damit die Frage verbunden: Giebt es eine Mehrheit, Verschiedenheit individueller Geister, oder nur einen Geist in allen? Im 18. D. wird die Vielheit des (an sich naturlosen) Geistes पुरुषस्य बहुत्वम्, bewiesen, nämlich: weil Geburt und Tod und Organe verschieden an sie (an die Eingeleibten) vertheilt sind, die Thätigkeitsäusserungen nicht allgemein zugleich geschehen, und die Macht der drey Urqualitäten der Natur (der Gun'en) auf verschiedene Weise einnimmt. Nämlich Bindung des Geistes durch die Empfindungen der Leibesorgane, nicht Umwandlung des Geistes ist die Geburt; Verlassen dieser Leibesorgane, nicht Vergehen des Geistes ist der Tod. Er, der Individuelle behauptet seine Individualität ohne Umwandlung, ungeachtet die Leiber nach der ursprünglichen Verschiedenheit der Geister verschieden vertheilt werden. Vrgl. die vom Hrn. Wilson S. 69 f. und S. 48 angeführten Stellen. Obschon nämlich in allen Formen seiner Wanderungen jeder der ewigen Geister ein und dasselbe Individuum ist, एकः पुरुषो जायते नापरः p. 49, sind sie doch ursprünglich verschieden nicht bloß in ihren verschiedenen Einleibungen, sondern auch vor und nach denselben. Da aber der Sānkhja eine solche ursprüngliche Verschiedenheit nicht erklären kann, wie der Vēdānta, dem die geistigen Individuen verschiedene Selbsterfassungen in der, ihre Gun'en ursprünglich, obgleich in Einheit besitzenden, Naturmacht des höchsten lebendigen Geistes selbst sind, und wo die verschiedene Geistigkeit und die verschiedene Einleibung noch im naturerfüllten Einen begriffen, nicht von einander geschieden sind; so konnten die Anhänger des Sānkhja, die keinen höchsten Geist anerkennen, die Frage: ob die Geister vor der Einleibung verschieden oder identisch, und erst durch ihre Einleibung und nur in ihr verschieden seyen, nicht befriedigend beantworten. Kapila selbst setzt ursprüngliche Verschiedenheit der Geister voraus, gemäß welcher ihnen verschiedene Leiber angewiesen werden, प्रतिक्षेत्रम् पुरुषभेदे भवति व्यवस्था, wobey er sich auf die Vēden und Gesetzbücher gründet (vrgl. S. 48 ff. 70 ff.), weil nämlich sonst die Vertheilung der darin enthaltenen Geburtsbestimmungen der Kasten, der andern erblichen Stände und Beschäftigungen nicht statt haben würde, इत्यादिः श्रुतिस्मृतिव्यवस्थाया विभागस्यान्यथानुपपत्त्या पुरुषा बहवः । Wenn der Geist nur Einer wäre, würden alle Zufälle, Wechsel und Angelegenheiten der Existenz alle Einzelnen zugleich treffen. Man sieht leicht, warum Kapila, der für die Verschiedenheit seiner, nur ein Aggregat ohne Einheit bildenden Geister so wenig einen inneren Grund anführen könnte, als für ihr Daseyn selbst, sich auf die Vēden und Gesetzbücher berufen mußte, wo z. B. in Manu I. 6 — 8. der, durch sich seyende, eine Geist die Verschiedenen Hervorbringungen entließ, um selbst offenbar zu werden (स्वयम्भूरव्यक्तो व्यञ्जयन्निदम् प्रादुरासीत् o — सिसृक्षुर्विविधाः प्रजाः o vergl. XII. 15.) in denen, die sich in ihm ursprünglich verschieden erfaßt haben. Da dem Sānkhja das Mittel der lebendigen Gemeinschaft der concreten Gattung im einen höchsten Geiste fehlt, können seine Verschiedenen an sich nur getrennt seyn, und so in ihren, schon in der Natur seyenden Einleibungen wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nr. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Kárikâ, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Die Stelle des Kapila zur Rechtfertigung seiner Berufung auf die Väden, für seine Annahme der Vielheit der Geister: नाद्वैतश्रुतिविरोधो जातिपरत्वात् versteht sich so: „Damit ist nicht im Widerspruche die Vädenlehre von dem Unentzweyten; denn in der (concreten) Allgemeinheit ist es, worin die Besonderung (die Unterscheidung) geschieht, (über welcher allerdings diese Allgemeinheit oder die lebendige Gattung, im höchsten Geiste des Vädânta steht). Die Erklärung: जातिः ist hier सामान्यम् एकरूपत्वम् d. i. „die Gattung ist die concrete Allgemeinheit (Ganzheit), die Gestaltung (des Verschiedenen) in Einem.“ Eben diese जाति dshâti ist das lebendige Band der Geister (ihre Einheit in der Vielheit), das dem Sânkhja fehlt, und das er auch wohl hier nicht selbst im höheren Sinne des lebendigen Geistes aufgefaßt zu haben scheint. — Weiter wird angeführt: तत्रैवाद्वैतश्रुतीनां तात्पार्य्यान्नत्वत्रखण्डत्वं प्रयोजनाभावाठित्यर्थः १ d. i. „Denn diese Allgemeinheit haben die Vädenstellen vom Unentzweyten zur Hauptsache, nicht aber eine Ungetheiltheit. Weil man zu solcher Bedeutung keinen Grund hat. Dieß ist der Sinn.“ Damit scheint dem Ref. der Sânkhja ungezwungen, wie ihm das Vädânta-Gebiet des lebendigen Geistes selbst erscheinen mußte, eine Getheiltheit in der Einheit desselben zu behaupten. Nämlich die im Einen seyende Natur habe auch in ihrer ursprünglichen Verschiedenheit die Form des Einen, sey Ganzheit, selbst concrete Allgemeinheit.

Den nämlichen Gegenstand hat nach H. W. S. 75. Vidshnâna-Bhikshu weitläufig behandelt, doch mag immer seiner Beweise ungeachtet die Lehre des Sânkhja der Vädalehre widersprechen, was Ref., da er diese Beweise nicht vor sich hat, nicht entscheiden kann. — Man hat wohl allen Grund, den großen Unterschied des Sânkhja von der Vädenlehre und vom reinen Vädânta fest zu halten; denn die Frage über die Vielheit der Geister und ihr Band muß durchaus eine andere Bedeutung und Lösung haben im Sânkhja als im Vädânta, weil in diesem die Geister nicht abstract, naturlos und ohne höchsten Geist, isolirt, wie im Sânkhja sind, und die Natur nicht absolut außer dem Geiste, bewußtlos अचेतना in ihrer Entwicklung. Die von dem Sânkhja behauptete Ewigkeit seiner individuellen Geister, wird aber gleich ihnen selbst ohne Grund vorausgesetzt. Der Raum dieser Anzeige läßt jedoch die weitere Ausführung dieses Gegenstandes nicht zu. Ref. kann sich deßwegen schon auf diese Blätter 1837 Nr. 210—214. u. 1838 Nr. 65—68 berufen. Es kommt hiebey darauf an, zu bestimmen, ob nach der reineren Vädenphilosophie selbst, die durch die Trennung der Naturgun'en geschiedenen Individuen, wenn sie sich aus ihrer Gesondertheit mit der, nach den Väden, ursprünglich reinen, einen, ungebornen, sammt den Gun'en verborgenen Naturmacht des höchsten lebendigen Geistes (एका, अजा, देवात्मशक्तिः

सगुणैर्निगुढा) dadurch mit diesem selbst, vereinigen, in der Einheit verschieden zu seyn aufhören oder zu Grunde gehen, wodurch ihre Einheit selbst nothwendig zugleich aufhören müßte (wie ja das Band nur mit den Gebundenen ist), dieselbe also auch keine erfüllte, concrete Einheit (सर्व्वभूतमयः Manu I. 7.) mehr, sondern leer und Nichts wäre. Dann würden viele Stellen in den Vädas, zum Beyspiel in Is'a-upanishad V. 6. 7. u. a. und in Manu XII. 118. 119. 124. 125. und and. keinen Sinn mehr haben. Vrgl. Vädânta Sâra S. 3. Z. 17. ff. und den Schol. Râma Tîrtha S. 88. ff. u. a. Referent nimmt an, daß auch in der reineren Vädenphilosophie das Aufnehmen, oder Eingehen in den concreten Geist kein Vernichten oder Verlöschen, sondern Erhalten sey, so wie das von dem Naturerfüllten Geiste Entlassen सृज्, das Schaffen, keine Emanation ist.

Durch die Erkenntniß der Mängel des Sânkhja kann die tiefere und höhere Bedeutung des reinen Vädânta gründlicher eingesehen werden. Ref. glaubt daher dieses meisterhafte Werk um so mehr selbst sprechen lassen zu müssen, und will deßwegen die folgenden kurzen Grundzüge der Kârikâ mittheilen, in dem er, um nicht durch Unterbrechung die Uebersicht des Ganzen zu erschweren, Bemerkungen wo sie nöthig scheinen, meist nur unter dem Text beyfügen wird.

Aus dem Gegensatze (gegen die Natur) folgt, daß der Geist Zeuge sey, abgesondert, unthätig, unproductiv. 19. Distich. *)

*) चित्, चेतन, चैतन्य bewußtseyend, erkennend ist im Sânkhja nur der Geist; diese Prädicate werden nie der Natur, noch einer ihrer Hervorbringungen gegeben. Und da der Geist ganz frey von den Naturgun'en (ihren ursprünglichen Eigenschaften) ist, vom 2ten Gun'a, radsha- aber alle Thätigkeit kommt; so wird er, unthätig, nichts hervorbringend genannt.

Aus dem Grunde dieser Verbindung scheint der bewußtlose Leib einem bewußtseyenden gleich, und ungeachtet die drey Gun'en das Thätige sind, scheint doch der fremde (Geist) als der Thätige. 20. Dist. *)

Wegen der Naturbetrachtung und gänzlichen Absonderung des Geistes ist seine Verbindung mit der Natur wie die des Lahmen mit dem Blinden, (der jenen trägt, welcher ihn lenkt)! Daher (aus dieser Verbindung) ist die Schöpfung entstanden. 21. D. (Nämlich:)

Von der Natur ist der Mächtige (die Naturvernunft); von diesem das Ichsetzende Princip, von diesem die Zahl der Sechzehen; von den fünf aus diesen Sechzehen sind die fünf äußeren Geschöpfe. 22. D.

[Die Sechzehn sind die fünf inneren Empfindungs-Organe, die fünf inneren Thätigkeitsorgane, der Verstand (manas) (= eilf), dazu die fünf Elementenprincipien Tanmâtrâni (= sechzehen.)]

Die Naturvernunft (buddhi) ist Entscheidung (Adhjavasâja, Entschließung). Ihre Form im Gun'a der Reinheit besteht in Gerechtigkeit, Erkenntniß, Freyheit von Leidenschaft und in Herrschaft (über das ganze Gebiet der Natur). Ihre Form im Gun'a der Unreinheit (Finsterniß) in den entgegengesetzten Eigenschaften 23. D.

Selbsterhebung ist Ichsetzung. Daher entsteht eine doppelte Schöpfung; die eine der (genannten) eilf an Zahl, und die andere der 5 Elementen-Principien. 24. D.

Die Classe der eilf (Organe), im Gun'a des Lichtes (der Reinheit) entsteht von dem umgewandelten Princip des Ichsetzens. (Das Ichsetzende Princip wird hier selbst, noch im Gun'a der Reinheit seyend angesehen, von den Alten वैकृत genannt.) Von demselben, als dem im Gun'a des

*) Die genannte Verbindung Sanjoga heißt auch nur Nähe Sannidhâna. Als fremd Udâsinâ, neutral, oder gleichgültig, wird der Geist gegen die Natur betrachtet.

Dunkels seyenden, ursprünglichen Elementen Wesen *) kommt, die Fünfzahl der Elementen-Principien. Beyde sind vom Gun'a der Thätigkeit. 25. Dist.

Die Organe der Sinne und die der Bewegung werden aufgezählt im 26. D.

Von beyden erfüllt ist der Verstand (Manas), ein zusammenbildendes Organ wegen seiner Verwandtschaft mit den übrigen. Aus dem Unterschiede der Umwandlungen durch die Gun'en ist ihre Mannigfaltigkeit, und sind die äußeren Unterschiede. 27. Dist.

Die Functionen der Sinnen- und der Bewegungsorgane werden aufgezählt im 28. D.

Wie mit den drey inneren Organen, der Naturvernunft, dem Ichsetzenden und dem Verstande, die fünf Lebensfunctionen in Beziehung stehen, wird angedeutet im 29. D. **)

Die vier Organe, d. i. die drey inneren mit einem äußeren, ***) wirken zugleich und nach einander bey den gegenwärtigen, sinnlichen Objecten. Bey einem nichtgegenwärtigen (vergangenen oder erwarteten) muß die Wahrnehmung durch das äußere Organ erst einmal vorausgegangen seyn. 30. Dist.

Durch sympathetische Erregung zu ihren verschiedenen Functionen von einander wechselseitig geweckt, treffen die Organe zusammen. *) Des Geistes Zweck ist der Grund ihrer Thätigkeit; nicht durch irgend jemand wird ein Organ in Thätigkeit gesetzt. 31. Dist.

Die Bedeutung der Organen-Functionen im allgemeinen wird im 32. D., und der Unterschied der inneren und äußeren Organe in Rücksicht auf die Zeit wird im 33. D. bestimmt, indem diese nur auf die gegenwärtige, jene auf keine Zeit beschränkt sind. Die fünf Empfindungsorgane werden in solche unterschieden, die gesonderte, und in solche, die ungesonderte Gegenstände objectiviren.**) 34. Dist.

Die drey inneren Organe sind, weil sie sich in alle Gegenstände einlassen, (wie) Hüter der Eingänge, die übrigen Organe sind die Eingänge. 35. Dist.

Diese, von einander verschieden, und durch die Gun'en verschieden bestimmt, bringen vor die Naturvernunft den ganzen Zweck des Geistes, ihn offenbarend gleich einer Lampe. ***) 36. Dist. (Nach einem Sûtra des Kapila ist in der Verbindung der gemeinsamen Wirksamkeit der Organe die Vernunft der Vorstand समान्यकर्म्मयोगे बुद्धेः प्राधान्यम्).

Indem die Vernunft das Genießen (Empfangen) von allem Objectiven für den Geist bereitet und vollbringt, unterscheidet sie, obschon bewußtlos, dagegen auch den nichtsinnlichen Abstand,

---

*) भूतादि Bhûtâdi wird das ursprüngliche Elementen-Wesen von den Alten genannt, das auch Manu I. 6. vorkommt. Ueber die, dem Namen und der Sache nach damit einstimmende, ägyptische Göttin des Dunkels Buto s. meine, demnächst erscheinende Abhandlung: Ueber die indischen Verwandtschaften im Aegyptischen im II. Bd. der Abh. der philos. philolog. Classe der k. Akad. der Wiss.

**) Die Thätigkeiten derselben drey, nach Anderen, aller, Organe, haben eine gemeinsame Wirksamkeit in der Entwicklung und Bewegung der inneren Lebensflüssigkeiten, des Athems प्राण und d. übr., eine blinde Einstimmung.

***) z. B. mit dem Auge die Naturvernunft, der Ichsetzende und der Verstand.

*) Wie die bewußtlose Mutterbrust von selbst zur Nahrung des Kindes Milch absondert, ohne Antrieb von Außen.

**) Weil nach dem Scholiasten die Sinne der Götter und Weisen nicht an Besondere gebunden, mehrere wahrnehmen können. Nach Tattwa Kaumudi sind die nichtbesonderen निर्विशेषा विषया die nichtäußerlichsinnlichen सूक्ष्मविषयाः.

***) Im Zusammenwirken durch Oel, Docht und Flamme, nach dem 13. Dist.

zwischen der bewußtlosen Natur und dem Geiste. 37. Dist.

Die Elementen-Principien sind ungesondert; von diesen fünf entstehen die fünf Elemente, die gesondert genannt werden, nach den drey Gun'en, sänftigend, beunruhigend, verdummend. *) 38. D.

Die nichtsinnlichen (leiblichen), und die von Vater und Mutter entstehen, mit den unorganischen Mächtigen, diese drey werden als gesondert unterschieden. Unter denselben sind die nichtsinnlichen dauernd, die von Vater und Mutter entstehen, vergänglich. **) 39. Dist.

Der nichtsinnliche Leib (लिङ्ग Linga) ist vor der Welt entstanden, unbefangen (ungehemmt), bleibend, bestehend in dem Mächtigen und den übrigen nichtsinnlichen Principien, ***) wandert er (durch die 3 Welten), ohne Genuß, mit Eigenschaften (bhāvāh- Tugend u. d. f. D. 43.) ausgestattet. 40. Dist.

Wie, wo die Grundlage fehlt, kein Gemählde aufgetragen werden, kein Schatten fallen kann; so

*) Jene ungesonderten sollen nur im Gun'a der Reinheit, immer sänftigend und lustgebend, den Göttern und Weisen wahrnehmbar seyn. Die gesonderten aber kommen den Menschen überhaupt zu. Die Elementen-Principien sind überall als die unwahrnehmbaren Subjecte (Träger) zu betrachten, welche den Qualitäten, Geruch, Geschmack, Gestalt, Gefühl, Gehör zu Grund liegen, und von denen die sichtbaren Elemente, Erde, Wasser, Licht, Luft, Aether entstehen. Geschlossen wird auf ihr Seyn als Ursachen vom Seyn ihrer Wirkungen.

*') Die hier genannten 3 leiblichen Formen werden verschieden erklärt nach den besten Scholiasten. S. 125. ff.

***) Der nichtsinnliche Leib besteht aus der Naturvernunft mit dem Ichsetzenden, aus den eilf Organen und den fünf Elementen-Principien (Tanmātrāni). Dieser Urleib (Urstoffganz) ward in Brahma verleiblicht, und dann seinem Thun gemäß weiter individualisirt. Eigenschaften Bhāvāh-,

besteht der nichtsinnliche Leib nicht haltlos (schutzlos) ohne die besonderten Elementen-Principien. *) 41. Dist.

auch Lust und Schmerz hat er nur durch die Naturvernunft mittelst des äußeren, sinnlich gezeugten Leibes, in den er eingeht, und den er nur, um in einen andern zu wandern, verläßt. So ist er bleibend bis zur allgemeinen Weltauflösung, dann sich versenkend in die Natur, daher sie bezeichnend (linga) genannt.

*) Sānkhjalehrer haben den genannten, nichtsinnlichen Leib aus zweyen vereint angesehen, wovon sie den einen aus den Elementen-Principien Tanmātrāni (hier auch Visaeshāh- genannt) bestehen lassen, den anderen aus den übrigen oben angegebenen 13 Principien. Jener Tanmātrika, heißt Sthūla sarīra, der feiner — körperliche, und ist auch in Manu (XII. 16 ff. vrgl. I. 17 ff. 27. XII. 125 u. a. O. Vrgl. Kullūka) angegeben. Er soll sich, nach Patandshali's Joga Sāstra, gleich der Flamme einer Lampe über ihren Docht, in einige Entfernung über den Schädel erheben, wobey sich Hr. Wilf. an Mr. Cousin's fameuse pensée intracranienne, dont on a cru faire récemment une deconverte merveilleuse, erinnert in Hist. de la Philosophie I. 195. — Die Bäden und Sāstren haben beyde Leiber, die sie gleichfalls unterschieden, vereint betrachtet, so fern sie beyde bleibend und nichtsinnlich sind. यच्छास्त्रेषु शरीरद्वयमेव श्रूयते तत्सिङ्गशरीराधिष्ठानशरीरयोरन्योन्यनियतत्वेन सूक्ष्मत्वेन चैकताभिप्रायादिति । S. 135. Auf dem Verständniß dieser Unterscheidung und Vereinigung beruht der Sinn mehrerer Stellen in Manu, Bh. Gītā u. a. Aber vom Sānkhja kann die Verbindung des Geistes mit dem nichtsinnlichen Leibe, Linga, nur auf eigenthümliche Weise gefaßt werden. Anders im Vädānta.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nr. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Fortsetzung.)

Dieser, für die Absicht des Geistes hervorgebrachte, nicht sinnliche Leib verhält sich (vor ihm) wie ein (verschiedene Rollen annehmender) Schauspieler, vermöge des Zusammenhanges von Mitteln und ihren Wirkungen *) unter dem Einfluße der Allherrschaft der Natur. 42. Dist.

Die Eigenschaften (Zustände भाव: Bhāvāh-durch welche der nicht sinnliche Leib bestimmt, eingenommen wird,) sind: Die durch Vervollkommnung erlangten (durch Verdienst in einem früheren Leben, nämlich durch Wissen, Leidenschaftsbefreyung, Gerechtigkeit und Macht); die in der Natur ihre (vorherbestimmte) Ursache habenden, (wie das schöne Lebensalter von 16 Jahren der vier Brahmāsöhne) die zufällig, durch Umwandlung; (wie durch einen Lehrer die Erkenntniß, dadurch Leidenschaftsbefreyung) entstandenen. Diese haben in der Naturvernunft ihren Sitz; der mütterliche Keim und die übrigen erzeugten in der Wirkung, dem äußeren Leibe. 43. D.

Durch Tugend (Dharmaen'a) u. d. übr. ist der Gang (des nicht sinnlichen Leibes, acht Stufen bis zu Brahmā) hinauf; durch Laster hinab. Durch Wissen (Erkenntniß der 25 Prinzipien und ihrer Wirkungen) ist Befreyung des Geistes von aller Leiblichkeit, *) durch das Entgegengesetzte ist Bindung. 44. D.

Aus Freyseyn von Leidenschaft ist Auflösung in die Natur, **) aus Leidenschaft des zweyten Gun'a ist Wanderung, aus Machtherrschaft ist Ungehemmtseyn. Von den entgegengesetzten Ursachen sind die entgegengesetzten Wirkungen. 45. D.

Im 46. D. ist diese, die Naturvernunftschöpfung (Pratjajasarga oder Buddhisarga zum Unterschiede von Bhūtasarga genannt) vierfach: Hemmung (Bewußtlosigkeit, Zweifel), Unmacht, Gleichgültigkeit, Vollkommenheit (gewisse Erkenntniß).

*) Seine Form wird durch sein vorausgehendes Verdienst bestimmt. Er ändert die Form, demnach zum Lohn als Wirkung des Verdienstes. Damit der Geist erkenne, und durch Unterscheidung der Naturgunsen von sich, frey werde, nimmt der nichtsinnliche Leib verschiedene Formen an in verschiedenen Geburten, Gestalten der Götter, Menschen und Thiere, deren Zustände der Geist durchwandert, bis er seinen Zweck erreicht hat.

*) Jeden befreyten Geist nennt der Sānkhja-Scholiast auch Paramātman den höchsten Geist, deren es also dem Sānkhja unendlich viele giebt, indem alle befreyt werden können. Derselbe ist aber von dem Paramātman des Vēdānta himmelweit verschieden. Wie der Sānkhja hier, so lehrt auch darin der Buddhaismus.

**) In ihre acht Principien des nicht sinnlichen Leibes, in denen auch nach Bh. Gitā die achtfach getheilte, niedere Natur besteht. H. W. zählt S. 140 die acht Ursachen und acht Wirkungen auf (vrgl. DD. 44. 45. 2[illegible]), die zusammen die Sechzehen षोडश ausmachen, auf welche sich der Scholiast beruft.

Nach den folgg. DD., welche Hr. W. mit der befriedigendsten Deutlichkeit und Gründlichkeit, wie die übrigen erklärt, werden im 51 D. die verschiedenen Arten von Vollkommenheit Siddhi beschrieben, die Mittel, die Absicht des Geistes zu erfüllen, die wesentlichen Bedingungen zu ihrer Erreichung, deren Folge die Befreyung von weiterer Wanderung ist. — Fragt sich nun: wie werden die Naturvernunftzustände (Bhāvāh = Eigenschaften) und die anderen leiblichen bestimmt? So ist die Antwort im folgenden.

Ohne jene Bestimmungen (Zustände) gäbe es keinen nichtsinnlichen Leib, ohne nichtsinnlichen Leib wären jene Zustände nicht. *) Es giebt daher eine doppelte Schöpfung, die vom übersinnlichen Leibe und die von jenen Zuständen genannte. 52. D.

*) भावाख्यः und लिङ्गाख्यः सर्गः Denn da der übersinnliche Leib, nur jenen Bestimmungen, Tugend, Erkenntniß u. d. a. angemessen, erlangt wird, so müssen jene seyn, wo dieser ist; weil dieser von jenen her bestimmt und vollendet werden soll. Beyde sind einander nöthig, wie Same und Baum. In dieser Bedeutung ist Bh. Gītā II. 16 zu verstehen. Man sieht, in welchem Sinne die besagten Zustände eine Schöpfung genannt werden, unterschieden von dem nichtsinnlichen Leib, der anderen Schöpfung, die in den Elementenprincipien ꝛc. besteht. Nach dem 40. D. wandert der nichtsinnliche Leib, ausgestattet mit den Naturvernunftbestimmungen भावैः सह, nämlich mit Dharma, Dshnāna, Vairāgja, Sakti d. i. Gerechtigkeit, Weisheit, Leidenschaftsbeherrschung, Macht, und den Gegensätzen derselben. Die Wirkungen der Naturvernunftschöpfung können nur offenbar werden in einem leiblichen Zustand, und fordern daher die andere Schöpfung, die der Elementen-Principien ꝛc. oder den nicht sinnlichen Leib Linga, der die nichtsinnlichen Wirkungen der Naturvernunft umgiebt, die ohne ihn nicht bestehen können. Aber beyde Schöpfungen sind in der Natur und von ihr. Dem Sānkhja giebt es keine Productivität des Geistes. Bhāvāh-

Die Schöpfung der Götter hat acht Classen, die der Thiere fünf, die des Menschen ist nur einfach. Zusammen machen sie die äußere Schöpfung aus. 53. D. *)

Oben herrscht der Gun'a der Reinheit vor. Die Schöpfung des Grundes ist mehr vom Dunkel eingenommen; die in der Mitte mehr vom Gun'a des Gegensatzes. Dieses ist die Welt von Brahmā an herab bis zum Unbeweglichen. 54. D. **)

sind ihm immer die von Natur aus, durch die Naturvernunft bestimmten Eigenschaften. Wenn man mit dem Vers. des Tshandrika die gen. Zustände als Verwirklichung, Objectivität setzend nimmt, und linga als in nicht sinnlicher Subjectivität; so existiren beyde nur in Beziehung auf einander, einander so unentbehrlich, wie das Zugenießende und der Genießende; wie Ursache und Wirkung, und in ihrer Aufeinanderfolge sind sie nach Vatshaspati ewig, ohne Anfang. Selbst im Beginn eines großen Zeitraums Kalpa kommt die leibliche Existenz von den Bedingungen einer ähnlichen Existenz in einem früheren Kalpa. S. 161. Nach dieser Schöpfung der Gesammtheit (Samashti) wird im folgenden D. die der Gesondertheit (Vjashti), oder nach der allgemeinen die besondere, specifische angegeben, genannt भौतिक Bhautika Sarga, von Bhūtani, Geschöpfe, zu deren Existenz die äußeren Elemente erforderlich sind.

*) Diese 14, insbesondere die acht, hat Hr. W. oben S. 144 zum XLV. Dist. und hier S. 162 angegeben. Sie sind die Stufen des Aufsteigens des nichtsinnlichen Leibes und die 5 die seines Herabsinkens.

**) Die überall verbundenen Gun'en sind darin verschieden differenzirt. Nur erkennt der Sānkhja nicht, wie der Vēdānta den Brahmā, Siva und Vishnu in einem höchsten lebendigen Geiste (Brahmā) und diesen in ihnen, sondern bloß die drey Geister, welche den drey Grundmächten, Gun'en der Natur gemäß so eingeleibt sind, daß in dem Bande der dreyen die Macht des Lichtes vorherrscht, demnach die 24 Tattvāni Grundprincipien ihrer nicht

Der wahrnehmende, eingeleibte Geist empfängt da den, vom Alter und Tod entstandenen Schmerzen bis zum Loswerden vom nichtsinnlichen Leibe. Daher kommt der Schmerz durch das Eigenwesen. 55. Dist. *)

So ist diese, von der Natur ausgeführte Entwicklung vom Mächtigen (von der Naturvernunft) an bis zu den verschiedenen äußeren Geschöpfen zur Befreyung eines jeden Geistes, wie um ihrer selbst so um des anderen (des Geistes) Willen. **) 56. D.

---

sinnlichen Leiber, und nach diesen auch ihre äußeren Leiber am vollkommensten bestimmt werden. Einerseits ist daher der Sänkhja mit dem Vädänta einstimmig, s. Manu I. 5 ff. u. a., aber auf der anderen fehlt jenem der geistige, lebendige Mittelpunct, der z. B. im Manu I 6. ff. u. a. O. vorausgesetzt, und worauf immer wieder zurückgekehrt wird.

*) Durch das Wesen seiner von der Natur kommenden Leiblichkeit Svalläväsna. Dieses eigenthümliche leibliche Wesen eines Jeden wird im Vorausgehenden Thun, in den Handlungen eines früheren Lebens gesetzt angenommen. स्वभावम् प्राक्तनकर्म्म. So durch alle Wanderungen. Die Weisen haben auch jeden Schmerz zu durch die Leiden der Reinigung zur Vollkommenheit, in der Angst der Umwandlungen (des nichtsinnlichen Leibes), die aus dem Gegensatze der Gun'enbewegungen entstehen, gesetzt. परिणामतापसंस्कारदुःखगुणावृत्तिविरोधाच्च दुःखमेव सर्व्वं विवेकिनाम् .

**) Von der bewußtlosen Natur, die absichtslos, doch ohne einen vermittelnden Herrn, in Einstimmung mit dem Zwecke des bewußten Geistes, ihm Erkenntniß gebend und so zu seiner Befreyung helfend ist. Sie ruht, wenn sie dieses ihr Werk vollbracht hat. Die sich aufdringende Nothwendigkeit eines höheren Bewußtseyenden, der die Natur in ihren, auf des Geistes Zweck gerichteten, Entwicklungen leitet, war Ursache, einen solchen als Vorstand anzunehmen, worüber Hr. W. auch die Worte des Vatshaspati p. 168 anführt. अस्ति प्रकृतेरधिष्ठाता चेतनः । नचक्षेत्रज्ञाश्चेतना अपि प्रकृतिमधिष्ठातुमर्हन्ति तेषां प्रकृतिस्वरूपानभिज्ञत्वात् । तस्मादस्ति सर्व्वार्थदर्शी प्रकृतेरधिष्ठाता चेश्वर इति । d. i. „Auch können die Leibkundigen (Eingeleibten), obschon bewußtseyend, der Natur nicht vorstehen. Denn sie sehen die ganze wesentliche Eigenthümlichkeit der Natur nicht ein. Es existirt daher ein, alle Verhältnisse wissender und der Natur vorstehender Herr.“ Daher entstand neben dem Sänkhja nirísvára (ohne Herrn) des Kapila, der Sänkhja saesvara (mit dem Herrn). Aber woher kommt zu dem Dualismus dieser dritte vermittelnde Allwissende des theistischen Sänkhja? Die Annahme eines solchen Vorstandes zu einer solchen blinden Natur, die ihm doch nicht angehört, nebst allen Folgen daraus, ist mit nicht weniger Widersprüchen verbunden als die Lehre des Kapila, der einen solchen Herrn für unnöthig hält, weil ihm die Naturthätigkeit, den Zweck des Geistes zu erfüllen, als eine eigene Nothwendigkeit erschien, nach dem folg. Dist.

*) Dadurch wird aber in einem Produkt der Natur vorausgesetzt, was eben in der ursprünglich ganzen Natur zu solchem Zweck undenkbar ist.

Wie es eine Wirkung der Milch ohne Bewußtseyn ist, das Kalb zu ernähren; so ist es eine Aeußerung der Natur, die Befreyung des Geistes zu bewirken. *) 57. Dist.

Auf ähnliche Art, als man in Handlungen fortschreitet, Begierden zu befriedigen, äußert sich das Unoffenbare (Princip, die Natur) zur Befreyung des Geistes. 58. D.

Wie eine Schauspielerin, नर्त्तकी narttakī, wenn sie sich auf der Bühne dargestellt hat, vom Spiele abtritt, so zieht sich die Natur zurück, wenn sie sich dem Geiste gezeigt hat. 59. Dist.

Mit wirksamen Eigenschaften (Gun'en) begabt, beystehend, mit verschiedenen Hülfsmitteln, dem ihr unnützen Geiste, der keine (Gun'en) Eigenschaften hat, ist sie thätig wegen seiner, des Undankbaren. 60. Dist.

Nichts ist geschämig-jungfräulicher सुकुमारतरम् (Sukumārtaram) als die Natur; dieß ist meine Ueberzeugung. Merkend, daß sie gesehen ist, gewährt sie dem Geiste keinen Anblick weiter. *) 61. Dist.

Er (der Geist an sich) ist nicht gebunden, nicht befreyt, nicht wandernd. Nur die Natur ist in verschiedenen Beziehungen (zu den verschiedenen Geschöpfen) gebunden, befreyt, wandernd. *) 62. Dist.

Durch sieben Formen (भावाः Bestimmungen, Eigenschaften, vrgl. 22. D.) bindet die Natur sich durch sich; und in Beziehung auf des Geistes Zweck befreyt sie (sich) auch durch eine Eigenschaft (das Wissen). **) 63. Dist.

*) Geschämig, daß sie Ursache seiner weiteren Wanderungen ist, nach Sānkhja-pravatchana-bhāshja. Hier sucht der Scholiast zu beweisen, daß die Natur das Hervorbringende der Welt sey. Manche sagen wohl: der Herr (Is'wara) ist die Ursache der Welt. Dieser bewegt den ungebornen, eingeleibten, vorstandlosen, leeren Geist zu Lust und Schmerz, in Svarga oder Nāraka. Andere behaupten die Causalität (des Ansichseyns) des Eigenwesens eines jeden (Svabhāvakālanikām), warum, z. B. die Schwanen weiß, die Pfauen vielfarbig seyen. Aber beyden, jenem Herrn und diesem Eigenwesen, fehlt der Besitz der Gun'en, von denen die drey Welten durchdrungen sind, die nicht aus dem Ureigenschaftslosen hervorgehen können. Nach Einigen ist die Zeit die Ursache der Welt. Aber die Natur ist selbst die Ursache der Zeit." — Daß die Welthervorbringung aus einer abstracten, blinden Natur nicht begreiflich sey, daran wird hier nicht gedacht, und eben so wenig an eine, dem Geiste angehörige Natur als an einen naturerfüllten Geist, die der Vēdānta beyde in ihrer Innigkeit annimmt.

*) Hier wird der Geist in seiner ganzen Abstraction von der Natur, nur an sich betrachtet, d. i. seinem Svabhāva nach, als welcher er frey ist, nicht wandert u. s. f. Aber in der nichtsinnlichen Leibesform (wovon oben) wird er von den Entstehungskeimen der Götter, Menschen und Thiere gebunden, befreyt und wandert. In seinem Eigenwesen (Svabhāva) ist er überall nur frey, मुक्त एव स्वभावात्, warum sollte er wandern? Dem Geiste an sich kommt keine Seelenwanderung संसरित्वम् zu. Der Grund des Geistes wird erfaßt durch Erkenntniß des Zweckes des Geistes in der Existenz. Indem er offenbar wird, ist er abgesondert, (kaevala) rein, frey in seinem Eigenwesen (an sich) seyend. Denn nur der übersinnliche Leib, von den 3 Gun'en eingenommen, wird durch dreyfaches Band gebunden, in Hervorbringung und Umwandlung. Ihm kommt sittlich Gutes und Böses zu. — Aber wegen der Nähe der Vernunft bey dem Geiste soll diesem Bindung und Lösung u. s. w. zugeschrieben werden. Hr. W. bemerkt hiezu mit Recht, daß, bey diesen Widersprüchen, doch darin Consequenz liege, daß, da nach der Voraussetzung der Geist unthätig, er auch keiner Veränderung fähig ist. Der Grundmangel liegt aber in den Voraussetzungen, und dadurch sind im ganzen System die Widersprüche.

**) Des Geistes Zweck zu erfüllen, indem der Geist wegen erlangten Wissens frey genannt wird, ist es die Natur, die von der Verbindung mit dem Geiste frey wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Oratores Attici. Recognoverunt, adnotationes criticas addiderunt, fragmenta collegerunt, Onomasticon composuerunt Jo. Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius. Fasciculus primus Antiphon Andocides Lysias. Turici impensis S. Hochrii 1838. in officina Ulrichiana IV. 148. 4.

Die beyden rühmlichst bekannten Herausgeber haben es unternommen, die sämmtlichen attischen Redner in verbesserter Gestalt in einem Quart-Bande erscheinen zu lassen; ihre Absicht erklärt das deutsche Vorwort: seit Imm. Bekkers Ausgabe sey das Studium der Redner so lebendig geworden und für deren Verbesserung so viel geschehen, daß es ein wirkliches Bedürfniß erscheine, den Text in in einer correcten und bequemen Revision zu besitzen, die alles das an so vielen Orten Zerstreute berücksichtige und ausbeute; diesem Bedürfnisse werde durch gegenwärtige Ausgabe abgeholfen. Nicht nur die Abweichungen von der Bekker'schen Ausgabe sind mit ihren Autoritäten unter dem Texte angegeben, sondern auch alle Aenderungen, die überhaupt mit dem Texte nach den Vermuthungen der Gelehrten ohne handschriftliche Autorität haben vorgenommen werden müssen, so daß diese Ausgabe zugleich ein Bild von dem Zustande und der größern oder geringern Sicherheit der Kritik in jedem Schriftsteller zu geben im Stande ist. Schon das vorliegende Heft zeige, daß der Bekker'sche Text nicht nur an vereinzelnten Stellen geändert, sondern durchgängig einer sorgfältigen Recognition unterworfen worden sey, die wohl auf den Namen einer neuen Recension Anspruch machen dürfte; noch bedeutendere, unbenutzte Hilfsmittel seyen für die folgenden Hefte vorhanden.

Das vorliegende erste Heft enthält den bey weitem schwierigsten Theil; kann die Kritik sich bey Antiphon und Andokides nicht immer genügen, so giebt es bey Lysias keine Seite, wo nicht Schwierigkeiten entgegentreten, deren Lösung nur selten gelingen will; und doch ist Lysias der einfachste, natürlichste Redner den es gegeben hat, so daß man da, wo dieser Charakter verschwindet und geschraubte und unnatürliche Redeweise eintritt, sicher auf Verderbniß rechnen darf; er ist in einem unheilbaren Zustande überliefert. Man hat sich in neuester Zeit seit dem Erscheinen von Bekkers Recension mit diesem Redner mehr als mit andern beschäftigt, und wir besitzen drey besondere Ausgaben desselben von Bremi, Förtsch und Franz, überdieß Bemerkungen von Dobree, Emperius, Scheibe, Schiller, von den frühern ist Marklands Verdienst vorzüglich zu würdigen, aber man muß es gestehen, noch immer ist wenig geschehen was befriedigte, und hier reicht oft aller Scharfsinn nicht aus, man bedarf eines Codex Urbinas, ein solcher würde im Lysias eine nicht geringere Umgestaltung des Textes, als im Isokrates, hervorbringen.

Daß es unsere Herausgeber selbst an Versuchen nicht fehlen ließen und an manchen Stellen zuerst das richtige werden aufgefunden haben, ist von ihrem Scharfsinne und ihrer Kenntniß der Sprache im Voraus zu erwarten und findet sich rühmlichst bestätigt; XIII. 34, wo der Untergang Athens geschildert wird: ἐπειδὴ γὰρ ἐκεῖνοι συλλεγέντες ἐδέησαν, τότε καὶ ὁ Λύσανδρος εἰς τοὺς λιμένας τοὺς ὑμετέρους εἰσέπλευσε, καὶ αἱ νῆες αἱ ὑμέτεραι Λακεδαιμονίοις παρεδόθησαν, καὶ τὰ τείχη κατεσκάφη καὶ οἱ τριάκοντα κατέστησαν καὶ τοιοῦτον δεινὸν τῇ πόλει ἐγένετο . so lesen alle Handschriften und niemand nahm an jenen nichts bezeichnenden Worten

Anstoß; dagegen hat die Zürcher Ausgabe aus Hrn. Sauppe's Verbesserung καὶ τί οὐ τῶν δεινῶν τῇ πόλει ἐγένετο; eine Verbesserung, die wir allein höher schätzen, als die oben bemerkten Ausgaben, von welchen keine sich einer ähnlichen Herstellung rühmen kann. In derselben Rede haben §. 90. die Handschriften οὐδένα γὰρ ὅρκον οἱ ἐν Πειραιεῖ τοῖς ἐν ἄστει ὤμοσαν, Agoratus beruft sich auf die Amnestie, die nach Rückkehr des Volkes feyerlichst ausgesprochen worden sey, der Redner dagegen beweist, daß jener Vertrag zwischen der Democratie und Oligarchie geschlossen worden; da nun Agoratus nicht unter den Oligarchen, sondern selbst beym Volke gewesen, so finde jenes Gesetz auf ihn keine Anwendung, wobey als Grund obige Worte angegeben sind. Da Sinn und Gedanke deutlich vorliegen, so hat man kein Bedenken getragen, die gewaltsame Aenderung des Schottus τοῖς ἐν πειραιεῖ allgemein zu billigen; dagegen hat die Zürcher Ausgabe denselben Gedanken nach der Verbesserung des H. Baiter unbezweifelt richtig in folgender Art gegeben: οὐδένα γὰρ ὅρκον οἱ ἐν πειραιεῖ ἢ τοῖς ἐν ἄστει ὤμοσαν;

Solche glückliche Aenderungen, welche keines Commentares bedürfen, und die der Unbefangene sogleich rühmend anerkennen wird, fördert jede Seite des Lysias und hierin ist auch künftigen Bearbeitern eine reichliche Aerndte nicht versagt. – Die neuere Zeit hat, manche geniale Versuche Dobree's abgerechnet, mehr nur geringere Versehen, großentheils grammatischer Art, gehoben; was die Untersuchungen auf diesem Gebiete in unsern Tagen entschieden haben, wurde auch auf diesen Redner übertragen; hier haben schon die Vorgänger vieles aufgeräumt und das übrige unsere Herausgeber nachgeholt, so daß in dieser Beziehung nur weniges zur Nachlese übrig geblieben ist; uns ist bey der Durchsicht dieser Ausgabe nur eine Stelle aufgestossen, über welche alle stillschweigend hinwegegehen, XXXII. 27. καίτοι τί αὐτὸν οἴεσθε πεποιηκέναι περὶ ὧν αὐτῷ οὐδεὶς σύνοιδεν, ἀλλ' αὐτὸς μόνος διεχείριζεν, ὃς ἃ δὶ ἑτέρων ἐπράχθη καὶ οὐ χαλεπὸν ἦν περὶ τούτων πυθέσθαι, ἐτόλμησε ψευσάμενος τέτταρσι καὶ εἴκοσι μναῖς τοὺς αὑτοῦ θυγατριδοῦς ζημιῶσαι; hier fordert Rhetorik und Grammatik die Aenderung παρὰ τούτων.

Von den ein und dreyßig Reden, welche die Handschriften dem Lysias zuschreiben, ist die Aechtheit mancher durch die neueren Untersuchungen schwankend gemacht worden. Die Leichenrede, den λόγος ἐπιτάφιος, zuerst von Valkenaer, zuletzt und besonders von Dobree in seiner praelectio in Pseudo-Lysiae orationem funebrem (Adversar. I. p. 1 — 19), als des Redners unwürdig betrachtet, erklärt auch die Zürcherausgabe als nicht Lysianisch. Man wird noch lange darüber hin und her reden, ehe man sich vereinigt, und man mag zweifeln, ob sie diesem Redner oder einem andern jener Zeit gehöre, aber gegen Dobree, der sie für ein spätes sophistisches Machwerk, das aus Isokrates zusammengetragen sey, hält, muß man sich erklären, weiß er doch selbst mit der Autorität des Aristoteles nicht fertig zu werden, der Rhet. III, 10 einen prägnanten Gedanken unserer Rede, aber wie öfter, durch ein μνημονικὸν ἁμάρτημα, etwas unrichtig anführt.

(Schluß folgt.)

The Sánkhya Káriká, or memorial Verses on the Sánkhya-Philosophy, etc. transl. and illustr. by H. H. Wilson, Professor etc.

(Schluß.)

So, durch Erforschung der (25) Principien entsteht das einzige, zuverlässige, über allen Zweifel erhabene, reine Wissen, daß nichts Mein ist, und nicht Ich (das Thätige) bin. *) 64. D.

*) D. i. nichts von der Natur ist mein, und nicht ich bin thätig; so, durch vollkommene Unterscheidung des Geistes von der Natur, wodurch das Ich als der Richthandelnde erkannt wird. Dem abstracten Geiste, der nur an sich ist, wird oben auch nur ein Eigenwesen zugeschrieben, ein absolutes Seyn. Aber kein Naturprincip gehört

Vermöge dieser Erkenntniß sieht der Geist gleich dem Zuschauer (im Schauspiele) ruhig und zufrieden, die von Erzeugung abstehende, und von den sieben Formen, (welche sie um seinetwillen dargestellt hat,) sich zurück ziehende Natur. 65. D.

Der Eine, der Schauende läßt ab, weil er sie gesehen hat; die Andere, weil sie gesehen worden ist. In ihrer Beziehung auf einander ist kein Grund, (der Erregung) mehr zur Hervorbringung. *) 66. Dist.

Obschon nun nach Erlangung vollkommner Erkenntniß, keine, die Tugend (dharma) u. d. übr. hervorbringende Ursache mehr Statt hat; bleibt der Geist doch noch im Besitz des (nichtsinnlichen) Leibes, kraft der (zur) Vollbringung, wie des Töpfers Rad. **) 67. Dist.

Wenn die Scheidung vom Leib erreicht ist, und die Natur wegen des vollbrachten Zweckes sich zurückzieht, erlangt er (der Geist) absolute und unendliche Individualität. **) 68. Dist.

---

zum Geiste. Die natürliche Individualität desselben soll aufhören, aber das, dadurch im Geiste bestimmte Wissen seines, nicht in dieser natürlichen Individualität seienden, eigenen, individuellen Bestehens, (das ja doch nicht ohne jenes denkbar ist), sein so bestimmtes Wissen oder Eigenwesen (individuelles An-sich-seyn) soll dadurch nur um so entschiedener seyn. Der Hr. Verf. führt hiezu den Text an: कम्बस्तयः क्रियासामान्यवचना इति. „Wie die Wurzeln क, भू Thun, Werden, so, sagt man, bedeutet अस् Seyn hier auch nur Thun im Allgemeinen.“ Der Verf. des Sānkhja Tatva Kaumudi geht offenbar in seiner Consequenz zu weit, gegen den Sinn des Sānkhja selbst, wenn er dem Geiste auch das Wissen, Erkennen, abspricht, weil auch dieses ein Thun sey. S. 179 f. Ein neuer Beweis der später eingetretenen Neigung, alle Individualität zu verlöschen, wie sie sich im Buddhaismus zur Grundlehre verbildet hat bis zu Nirvāṇa. Anders wird diese Stelle im Sānkhja-prav. bhāshja erklärt, nämlich: Es wird hier nur geläugnet die Thätigkeit (kartritva) des Geistes, sein Befangensеyn (in den Naturerzeugungen), seine Gleichstellung (mit ihnen). Denselben Sinn hat das Sūtra des Kapila: तत्त्वाभ्यासान्नेति नेति त्यागात् d. i. aus dem Aufgeben (der Naturerzeugungen), vermöge der Erforschung (derselben) folgt, daß der Geist keine dieser Erzeugungen sey. Die Sānkhjalehrer sagen, jene Ausdrucksweise haben sie von den Vāden entlehnt, und beweisen ihre Sprache aus gleichen Stellen der Vāden, z. B. तथा च श्रुतिः १ अथातोऽशो नेति नेति नह्येतस्मादिति नेत्यन्यत्परमस्ति अ एष नेति नेत्यात्मा नेत्यात्मेति १ d. i. „Und so heißt es in einer Vādenstelle: Da die Lehre: Nicht so ist er, denn nicht von daher ist er (der Geist). Dieses ist er nicht; ein Anderes, Höheres ist eben dieser, der Geist — u. s. f.“ — So erklärt jene Ausdrücke auch Tshandrika: „Ich bin nicht,“ heißt: Ich bin nicht das thätige Princip, die Naturvernunft; ich bin nicht der Sitz des Schmerzen u. s. w.; ich bin nicht das Ichsetzende Princip der Natur.“ Damit stimmt Rāma Krishṇa. S. 181.

*) Ihre Beziehung besteht nur im allgemeinen fort durch ihre charakteristische Unterscheidung, durch ihr Ueberall – verbreitet – seyn.

**) Das einmal in Bewegung gesetzt, auch nach Vollendung des Topfes ohne Antrieb noch eine Zeit fortlauft; so die Wirkung der, die Tugend u. d. übr. hervorbringenden Ursache. Der Verf. erklärt diese Stelle weiter in Bezug auf das, denn Wissen fortwährende Leben und Handeln S. 185.

***) कैवल्यम् Kaivalja Abgesondertheit und in diesem Zustande des Individuellen, Freyheit. Diesen abstracten Zustand bestimmt aber, wie Hr. W. bemerkt, der Sānkhja nicht weiter. S.

Diese geheime, auf den Zweck des Geistes gerichtete Wissenschaft, worin der Geschöpfe Bestehen, Ursprung und Aufhebung betrachtet werden, ist von dem hohen Weisen (Kapila) vollständig erklärt. 69. Dist.

Der letzte, polemische Theil der Sûtren des Kapila geht unter andern auf einen, vom Hrn. Verf. S. 193 f. besonders angeführten, wesentlichen Unterschied des Vêdânta vom Sânkhja. Da nämlich die Vêdântinen, welche eine reine, innere und eine äußere Seeligkeit unterscheiden, in die Freyheit des Geistes von der vergänglichen Natur selbst, sein dem Brahmâ Aehnlichwerden setzen, in welchem das Wesen seyend, denkend, seelig, unentzweyt ist, आनन्दा-द्वम् ; dagegen der Sânkhja bey der absoluten, innigsten Entzweyung der Natur und des Geistes auch keine innere, reine Seeligkeit seiner abstracten Geister, sondern nur eine äußere (durch die, von ihnen ewig geschiedene, Natur) zuläßt: so muß diese äußere auch nothwendig aufhören, wenn die Beziehung zwischen Natur und Geist zu Ende ist. Daher heißt es im Sânkhja: „Erreichung der Seeligkeit ist nicht die Befreyung, weil sie (die Seeligkeit) kein eigenthümlicher Charakter des Geistes ist.“ Dieses erklärt der Scholiast mit den Worten: „Im Geiste ist weder die Seeligkeit noch ihre Erreichung eine innere Eigenschaft desselben. Auch ist die eigene Geistesform ewig, nicht ein Vollendungsmittel noch ein zu Vollendendes; so ist also Erreichung der Seeligkeit nicht die Befreyung. Die Seeligkeit und ihre Erreichung in der Welt des Brahmâ (die dem Sânkhja so vergänglich ist, als dem Vêdânta) ist eine untergeordnete Art von Befreyung. Das Gegentheil davon würde den Vêden widersprechen, worin es heißt: „Der Weise entsagt der Freude und der Betrübniß.“ Soll die Erreichung (der Seeligkeit) eine Eigenschaft des Geistes seyn; so fragt sich: Ist sie beständig oder vergänglich? Wenn sie beständig ist, so ist bey der Vollendung in der That auch schon die Zweckerlangung des Geistes. Ist sie endlich, so ist mit vorausgesetztem Vergehen alles erst Zuerzeugenden auch das Vergehen der Freyheit gesetzt. Demnach ist Erreichung der Seeligkeit nicht ursprüngliche Freyheit; dieses ist nur ein falscher Schluß der neuern Vêdântinen.“

Man sieht aus diesen Worten des Scholiasten, wie dem dualistischen Sânkhja die alte Vêdenlehre vom unentzweyten, lebendigen Geiste entweder ganz verborgen oder doch sehr unvollkommen bekannt ist. Ohne Bestimmung des Unterschiedes zwischen den alten und neuen Vêdântinen, hat man sich nur an die, von allen Vêdântinen wiederholten und mit einander zu vergleichenden Stellen der Vêden selbst, besonders der Upanishaden u. a. so wie an Manu u. a. zu halten. Es kann jedoch dieser, obschon wesentliche, Punct hier nicht weiter erklärt werden. Ich berufe mich deßhalb nur auf Râma Tîrtha zu Vêdântasâra (nach meiner Ausg. S. 58. ff. vrg. S. 6. S. 53 79.), und auf meine, in diese Blätter früher (1837 im October und 1838 im März und April) eingerückten Erklärungen des Vêdânta.

Der eben so gründlichen und ausführlichen als deutlichen Darstellung, wodurch Herr Prof. Wilson in diesem Werke alle Puncte des alten Sânkhja-Systems erklärt hat, verdankt demnach die Geschichte der Philosophie volle und leichte, urkundliche Einsicht in dasselbe, nach seinen Gründen und Beziehungen, Mängeln und Vorzügen, so wie in die Hauptmomente seines genetischen Verhältnisses auf der einen Seite zu der Philosophie der Vêden und auf der anderen zu den Grundlehren des Buddhaismus.

Othmar Frank.

---

180. Er ist auf jeden Fall vom Kaivalja des Vêdânta himmelweit verschieden, nämlich von der bestimmten Individualität, in welcher sich der lebendige Geist, von der Natur, so fern sie nur in der Differenz ihrer Momente ist, unterscheidet, sich aber mit ihr innigst vereint erkennt, so fern sie als Macht des Geistes Gottes, wie die Ungeborne, Eine, mit den Gunen, ihren Momenten, Verborgene ist. So heißt sie in den Vêden: एका, अजा, देवात्मशक्तिः सगुणा-निर्गूढा.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nr. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Oratores Attici. Recognoverunt, adnotationes criticas addiderunt, fragmenta collegerunt, etc.

(Schluß.)

Für das Alter dieser Rede sprechen außer der Nichterwähnung des Kimonischen Friedens, den ein späterer nicht ungerühmt übergangen hätte (vrgl. Krüger hist. phil. Studien p. 102—3.) auch andere Angaben, dafür aber, daß Lysias der Verfasser sey, unserer Meynung nach, nicht undeutlich folgende Worte, welche die im Kampfe für die Freyheit gefallenen verherrlichen:

ἐκεῖνοι μὲν οὖν διὰ τοὺς ἐν Πειραιεῖ κινδύνους ὑπὸ πάντων ἀνθρώπων ἐγλοῦνται· ἄξιον δὲ καὶ τοὺς ἔξωθεν τοὺς ἐνθάδε κειμένους ἐπαινέσαι, οἳ τῷ πλήθει βοηθήσαντες καὶ περὶ τῆς ἡμετέρας σωτηρίας μαχόμενοι πατρίδα τὴν ἀρετὴν ἡγησάμενοι, τοιαύτην τοῦ βίου τελευτὴν ἐποιήσαντο· ἀνθ' ὧν ἡ πόλις αὐτοὺς καὶ ἐπένθησε καὶ ἔθαψε δημοσίᾳ καὶ ἔδωκεν ἔχειν αὐτοῖς τὸν ἅπαντα χρόνον τὰς αὐτὰς τιμὰς τοῖς ἀστοῖς.

Nur ein Nichtbürger, ein ξένος, wie Lysias war, der an dem Kampfe der Demokratie gegen die Oligarchie selbst Theil genommen hatte, konnte sich veranlaßt fühlen, und hatte Grund, das Lob der ξένοι so ausführlich hervorzuheben; ein geborner Athener, eben so ein späterer Sophist würde es nicht für würdig gehalten haben, dieses zu erwähnen.

Die VI. Rede *κατ' Ἀνδοκίδου* wird nach dem Vorgange anderer mit Recht dem Lysias abgesprochen; der Charakter der Sprache ist schwerfällig und nicht der unsers Redners, doch ist sie gewiß alt und wirklich gehalten.

Die XI. Rede *κατὰ Θεομνήστου* ist der Auszug der vorhergehenden, nicht etwa das Concept zu dieser, von einem Spätern aus unbekannter Zeit, aber interessant sowohl wegen Abweichung des Textes, denn der Epitomator hatte eine bessere Handschrift als die unsrigen sind, als auch wegen der Verschiedenheit der Sprache, z. B. *τιμωρεῖν* für *τιμωρεῖσθαι*, *φυτεύσαντα* für *φύσαντα* u. a. Es ist das einzige Beyspiel dieser Art, und es wäre nicht unmöglich, daß die eine oder andere Rede nichts als ein ähnlicher Auszug wäre. Hätten wir nur diese zweyte, so würde wohl keiner sie für unächt halten, aber auch schwerlich jemand sich einfallen lassen, nur das Excerpt der eigentlichen Rede vor sich zu haben. Man sieht wie solche Auszüge gemacht wurden; ganze Digressionen wie §. 15—20 würden stillschweigend übergangen; das Fehlen von Gesetzen, Zeugschaften und ähnlichen Aussagen kann besonders darauf hindeuten.

Die XX. Rede, bey welcher Dobree die Frage aufwirft: An Lysiae? haben die Zürcher Herausgeber diesem abgesprochen; der Prozeß dieser Rede fällt noch in den peloponnesischen Krieg, wahrscheinlich XCII, 3 = 410. (cf. Krüger zu Clintons Fasti Hellen. p. 85); daß Lysias, der 411 von Thurii nach Athen zurückgekehrt war, schon damals gerichtliche Reden für andere geschrieben, widerspricht allen von ihm bekannten Zeitangaben. Ist sie aber von ihm, so ist sie zugleich die faktische Widerlegung seines eigenen Geständnisses in der Rede gegen Eratosthenes (XCIV, 2 = 403) *ἐγὼ μὲν οὖν οὔτ' ἐμαυτοῦ πώποτε οὔτε ἀλλότρια πράγματα πράξας νῦν ἠνάγκασμαι ὑπὸ τῶν γεγενημένων τούτου κατηγορεῖν.* Diese Aussage, welche doch auch das Schreiben gerichtlicher Reden für andere in sich begreift, für falsch auszugeben, haben wir uns trotz aller Widerrede nicht überzeugen können. Warum sollte der Redner ohne allen Grund durch den Zusatz *οὔτε ἀλλότρια* sich selbst widersprechen, da die

Angabe ἐγὼ μὲν οὖν οὐδέποτε τὰ ἐμαυτοῦ πράγματα πράξας seinem Zwecke völlig entspricht, und dieselbe Kraft und Bedeutung hat? Auch die Sprache hat einiges eigenthümliche, so die Widerholung des ἄν §. 9. 15.

Auch bey XXIII. fragt Dobree: An Lysiae? in dieser Rede ist manches originell, eigen die oft wiederholte (§. 4. 8. 11. 14. 15), bey Lysias nicht vorkommende Formel καί μοι ἐπίλαβε τὸ ὕδωρ.

Mehrere Reden sind nicht vollständig ausgearbeitet, von einigen ist nur ein Theil, gewöhnlich der Schluß, ausgeführt. Es ist schwer zu bestimmen, ob solche als δευτερολογίαι nie einen größern Umfang hatten, oder ob es dem Redner beliebte, nur den einen oder andern Punct schriftlich hervorzuheben; schon die alten Grammatiker scheinen gezweifelt zu haben, dahin deutet die Bemerkung zu XXVII. ἐπίλογος ὡς Θεόδωρος. Zu diesen gehören IV. περὶ τραύματος ἐκ προνοίας. XV. κατ' Ἀλκιβιάδου ἀστρατείας. XVIII. περὶ δημεύσεως τῶν τοῦ Νικίου ἀδελφοῦ ἐπίλογος. XX. ὑπὲρ Πολυστράτου. XXI. ἀπολογία δωροδωκίας ἀπαράσημος, welche, wie die Anfangsworte bezeugen nur das extra causam enthält: περὶ μὲν τῶν κατηγορημένων, ὦ ἄνδρες δικασταί, ἱκανῶς ὑμῖν ἀποδέδεικται· ἀκοῦσαι δὲ καὶ περὶ τῶν ἄλλων ὑμᾶς ἀξιῶ, ἵν' ἐπίστησθε περὶ οἵου τινὸς ὄντος ἐμοῦ ψηφιεῖσθε. Sie kündigt sich dadurch nicht unklar als δευτερολογία an, welche der Beklagte, nachdem er von andern vertheidigt worden war, zuletzt selbst gesprochen hatte. XXVII. κατὰ Ἐπικράτους, ἐπίλογος ὡς Θεώδορως, XXVIII. κατὰ Ἐργοκλέους ἐπίλογος.

Dagegen sind andere wirklich verstümmelt; dahin rechnen wir V. ὑπὲρ Καλλίου, ἱεροσυλίας ἀπολογία; das vorhandene bildet nur einen locus communis, der die Sache nicht berührt, niemand wüßte, daß diese περὶ ἱεροσυλίας wäre; dazu kommt, daß auch der Anfang der nächsten Rede fehlt und der Codex Laurent. 5 1/2 leere Seiten enthält; wir hätten demnach keinen Anstand genommen, nach gewöhnlicher Art die Unvollständigkeit der Rede zu bezeichnen. Noch bedeutender ist die Lücke zwischen XXV. u. XXVI., wo im Codex Laurent. 2 1/2, in der Heidelberger Handschrift aber nach der Angabe unserer Herausgeber 16 Seiten fehlen.

Auch der Schluß der XVII. Rede fehlt, wie bereits Dobree bemerkt hat.

Die Ausübung der Kritik wird bey Lysias noch dadurch erschwert, daß, während man durch J. Bekker, welcher besonders dem Codex Laurentianus C. folgte, eine sichere Grundlage, auf die weiter fortzubauen wäre, gewonnen glaubte, von mehreren Seiten nachgewiesen wurde, jene scheinbar vortreffliche Recension entbehre jeder Autorität und enthalte nichts als kühne Interpolationen eines geistreichen Lesers. Emperius hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, und in der That selbst die Bemerkungen daß etwas fehle, dürfen nicht ohne, Vorsicht angenommen werden: V. 49. heißt es: in C. lacuna est trium paginarum, was unmöglich ist; der Redner ist dem Ende schon nahe, nur weniges kann fehlen. *) XIX, 26. C. lacunam habet litterarum duodecim, aber nichts fehlt und die Zürcher Ausgabe hat mit Recht davon Umgang genommen. Die beyden Herausgeber haben nur in wenigen Fällen was jene Handschrift eigenthümliches enthält, gebilligt, hielten sie jedoch aus einer ältern und bessern Quelle als die bekannten Abschriften sind, geflossen. Die Vergleichung des Heidelberger Codex aber, welchen sie leider erst nach dem Abdrucke erhalten haben, überzeugte sie, wie die Vorrede lehrt, daß die Critik bey Lysias durchaus auf den alten Standpunct des Textes zurückkehren und sich von allen Abweichungen des Florentinus, die nichts als willkührliche Interpolationen seyen, entfernen müsse, worüber sie das geeignete später ausführlich nachzutragen versprechen; dieß wird ein Bedürfniß, weil doch manche Stelle dort so passend und glücklich gegeben ist, daß nur wenige an die Interpolation glauben werden.

Daß nach sechzehn Jahren, seit Bekkers Recension erschienen ist, eine neue Gesammtausgabe der Redner dargeboten wird, darf um so weniger auffallen, als es nicht die Absicht dieser ist, durch Mittheilung des gesammten kritischen Apparates jene zu verdrängen; man kann sich nur freuen, daß die Ausführung in so tüchtige Hände gerathen ist. Als einen Hauptvorzug dieser Bearbeitung betrachten wir, daß alles was von andern unrichtiges vermuthet worden, und darum als verfehlt zurückgewiesen wer-

*) Der Satz §. 50. muß mit den Worten ὑμεῖς μὲν οὖν ὦ ἄνδρες] Ἀθηναῖοι μνήσθητε begonnen haben.

den muß, stillschweigend übergangen ist; gewiß ist dieses ein weit größerer Theil, als was entschieden richtiges oder sehr wahrscheinliches gefunden ist. Zu Lysias XII, 2. οὐ μέντοι ὡς οὐκ ἔχων οἰκείας ἔχθρας καὶ συμφορὰς τοὺς λόγους ποιοῦμαι, ἀλλ' ὡς ἅπασι πολλῆς ἀφθονίας οὔσης ὑπὲρ τῶν ἰδίων ἢ ὑπὲρ τῶν δημοσίων ὀργίζεσθαι verlangte Scheibe Observ. p. 45 διαφορὰς. Er bedachte nicht, daß damit eine unnütze, dem Redner nicht gewöhnliche Wiederholung aufgebürdet, durch συμφορὰς aber sehr richtig sein und der seinigen Unglück, das ihm die Dreißig zugefügt hatten, bezeichnet werde. Die Herausgeber haben gut gethan, über diesen und alle ähnlichen verunglückten Versuche, die sich oft mit großem Pompe ankündigen, durch gänzliche Nichterwähnung ihr Urtheil deutlich genug auszusprechen. Uebrigens ist zwischen zu starrem Festhalten und zu großer Neigung zur Aenderung des Ueberlieferten die richtige Mitte gehalten, und man wird im allgemeinen selten Grund haben, von ihrem Urtheile abzuweichen; die eigenen Vermuthungen, so wie sie nur als solche sich kund geben, stehen nicht im Texte, sondern sind in den Anmerkungen mitgetheilt; z. B. XII, 73 ἐκκλησιάζετε] imo ἐξεκλησιάζετε cf. XIII, 73. 76. Sauppius. an beyden Stellen ist jedoch diese Form der Augmentation aus C., und man muß sich mit dem was Buttmann über dieses Wort lehrt (I. p. 944 ad Midian. p. 102. Schneider ad Hell. V. 3, 16), begnügen. Der Interpolator dachte, wie der Verfasser des Scholion zu Demosth. de cor. ὅρα τὸ ἐκκλησιάζον· οἶμαι γὰρ δεῖν ἐξεκλησιάζον γεγράφθαι. Ferner sind die beyden Ausgaben Bekkers, die englische und die deutsche verglichen, wodurch manches Versehen der Vorgänger, welche nur letztere zur Hand hatten, entfernt wurde; auch der Nachtrag Bekkers ist wie billig, benutzt, wenn auch hievon manches stillschweigend übergangen ist; z. B. zu XII, 42 führt Bekker Taylors Worte an: deesse aliquid vehementer suspicor und giebt damit seine Zustimmung zu erkennen; unsere Herausgeber erwähnen dieses nicht, wir glauben mit Recht, wiewohl Franz den Zusammenhang unrichtig erklärt hat p. 268. Es ist der Uebergang von der causa zur Darstellung der vita §. 41 — 49, eingeleitet durch eine Verwunderung, daß es noch Leute geben könne, die einen Eratosthenes vertheidigen. Die Angaben des kritischen Apparates sind sorgfältig und höchst selten wird man etwas vermissen was dem Zwecke der Ausgabe gemäß hätte bemerkt werden sollen, wie etwa XIX, 10 λάβωσιν, welches Bekker für μὴ δῶσιν aus C. aufgenommen hat, übergangen ist. Zu den aus Dionysius von Halicarnaß gezogenen Reden ist die (uns unbekannte) Ausgabe des H. Gros, welcher die Pariser Handschriften verglichen hat, benutzt worden; dadurch wurde manches für Lysias gewonnen, z. B. XXXII, 7 geben jene Handschriften ἡγούμενος διὰ ταύτας τὰς ἀνάγκας οὐδενὶ μᾶλλον προσήκειν καὶ ὥσπερ τοὺς αὑτοῦ παῖδας ἐπιτρόπῳ γενέσθαι, statt des gewöhnlichen προσήκειν ἑτέρῳ εἰς τοὺς παῖδας αὐτοῦ, jetzt lesen wir durch eine unbezweifelt richtige Verbesserung des H. Sauppe in der Zürcher Ausgabe προσήκειν δικαίῳ περὶ τοὺς αὑτοῦ παῖδας ἐπιτρόπῳ γενέσθαι. Auch Victorius hat zu Dionysius eine Handschrift verglichen, aus der wir einige Abweichungen, welche Beachtung verdienen, mittheilen, XXXII, 13, 6 οὗτος λέγῃ· 17, 6 ἐμὲ τὴν συνειδυῖαν. 18, 10 μὴ ἧττον. 20, 8 εἰς κουρέως κατὰ μῆνα οὐκ ἦν αὐτῷ. 25, 5 φάσκων. 28, 3 αὐτῷ. 29, 2 om. καὶ ἀποδείκνυνται, 4 ὑπὸ ληστῶν. XXXIII, 4, 5 γνῶναι δὲ καὶ τὰ βέλτιστα τῶν αὐτῶν, in welchen verdorbenen Worten eine Beziehung auf das vorausgegangene στάσις, als Gegensatz von φιλονεικία liegen muß. XXXIV, 2, 4 τῶν Πειραικὴ πραγμάτων, also das gewöhnliche ἐν Πειραιεῖ, nicht ἐκ Πειραιῶς. 3, 4 ἐκτησάμεθα. 4, 8 ἀλλὰ πολλούς. 7, 3 καὶ Ἀργείους καὶ. Keine Variante findet sich zu 3, 1 wo einiges fehlt, auch der Ausdruck οὔτε γίνει ἀπελαυνόμενος gegen Gewohnheit ist, wenn man nicht annehmen will, der Antrag des Phormisius habe sich nicht bloß auf Grundbesitz, sondern auch auf strenge Ausscheidung der ebenbürtigen und nicht ebenbürtigen Athener bezogen, wovon Dionysius nichts sagt; darum erwartet man zu γένει eine andere Bestimmung, etwa οὔτε γένει [οὐδενὸς ἧττον ὢν οὔτε οὐσίᾳ τῆς πόλεως] ἀπελαυνόμενος.

Es liegt in der Natur solcher Arbeiten, daß sie ihre absolute Vollendung, wenn anders je, gewiß nicht so bald erlangen, folglich immer sich theils neues nachtragen, theils das von andern bemerkte

bezweifeln läßt, und so sind auch wir mit den in den Anmerkungen mitgetheilten Vorschlägen nicht immer einverstanden; in einem so verdorbenen Autor wie Lysias ist, wird die Kritik ohne bessere Hülfsmittel nie zu Ende kommen; wir gestehen z. B. die Vermuthung VI, 10 ἡγεῖσθαι in ἡγεῖσθε zu ändern, nicht zu begreifen, da doch offenbar Perikles Vorschlag dadurch motivirt werden soll; eben so wenig genügen die Versuche an den verdorbenen Stellen XIII. 86. XXXI. 13 wo Gedanke und Sprache dessen was die interpolirte Handschrift bietet, noch immer Vorzug verdient. In manchen glauben wir, daß anderes näher liege, wie XIV, 2 wo ἐπινικίοις seit Reiske in ἐπ' ἐνίοις verwandelt wird; viel kräftiger tritt der Gedanke auf, wenn der Redner sagt: ὥστ' ἐπ' ἐκείνοις ὧν οὗτος φιλοτιμεῖται τοὺς ἐχθροὺς αἰσχύνεσθαι· VI, 4 lesen wir τὰ μὲν ἐν τῷ ἐνθάδε, τὰ δὲ ἐν τῷ Ἐλευσῖνι ἱερῷ, und glauben daß Ἐλευσῖνι die richtige Randverbesserung sey statt ἐν τῷ ἐλευσινίῳ ἱερῷ, aber seine Stellung verändert habe. Der Art Bemerkungen wird jeder aufmerksame Leser im Lysias mehr als bey einem andern Schriftsteller zu machen Gelegenheit haben. Auch ist uns einiges unverständlich wo die Herausgeber schweigen, anderes scheint zweifelhaft und näherer Prüfung anheim zu stellen; wenn z. B. XIX, 9 der sprechende sagt: καίτοι ὦ ἄνδρες δικασταὶ ὁ ἐμὸς πατὴρ ἐν ἅπαντι τῷ βίῳ πλείω εἰς τὴν πόλιν ἀνάλωσεν ἢ εἰς αὑτὸν καὶ τοὺς οἰκείους, διπλάσια δὲ ἢ ὧν ἔστιν ἡμῖν, ὡς ἐγὼ λογιζομένῳ αὐτῷ πολλάκις παρεγενόμην· so stimmt dieses mit den folgenden Angaben der Rede wenig überein; nach der Aufzählung §. 56 — 59. hat der Vater für den Staat nicht weniger als neun Talente und zwey tausend Drachmen verwendet; das jetzt vorhandene Vermögen, das der Vater hinterlassen hat, würde, wenn es öffentlich eingezogen wäre, nicht zwey Talente betragen §. 61. εἰ γὰρ μὴ ἦν τοιοῦτος, οὐκ ἂν ἐκ πολλῶν ὀλίγα κατέλιπεν, ἐπεὶ εἰ νῦν γε ἐξαπατηθείητε ὑπὸ τούτων καὶ δημεύσαιθ' ἡμῶν τὴν οὐσίαν, οὐδὲ δύο τάλαντα λάβοιτ' ἄν. Also nicht διπλάσια, zweymal so viel als sie jetzt haben, hat der Vater dem Staate geopfert, sondern τετραπλάσια, viermal so viel und noch mehr. War vielleicht δ' πλάσια statt τετραπλάσια geschrieben und ist daraus διπλάσια entstanden? Gewiß ist, daß in diesem Falle, wo der Sprechende das vorhandene Gut als möglichst gering, die gemachten Kosten aber als möglichst hoch anschlagen will, er nicht sagen wird, sein Vater habe zweymal so viel geleistet, wenn es viermal so viel gewesen.

Wir haben von Lysias, dem letzten der in diesem Hefte enthaltenen Redner als dem bedeutendsten und in kritischer Behandlung schwierigsten zuerst gesprochen und glauben, daß man daraus leicht von selbst auf die Art wie die beyden übrigen bearbeitet sind, schließen werde; zu Antiphon konnte Mätzners Ausgabe nicht benutzt werden; der Text würde jedoch, ungeachtet der großen Uebereinstimmung beyder, wenig gewonnen haben, da Hr. Baiter und Sauppe überall mehr Uebung und sicheres Gefühl zeigen; über die Handschriften werden sie das nöthige in der eigentlichen Vorrede nachtragen. Andokides, (von dem Schiller einen Abdruck in der Art wie Förtsch von Lysias besorgt hatte) hat natürliche Gabe der Beredtsamkeit, aber keine strenge Bildung in derselben, wie Lysias, Antipho u. a.; seine Unkenntniß der Vorzeit, selbst in dem was verhältnißmäßig wenige Jahre vorher geschehen, bleibt immer auffallend und zeigt von der Sorglosigkeit der Redner, wie des sie anhörenden Publikums. Seine Lebensverhältnisse seit der Verwicklung in den Hermokopidenproceß verdienten genauere Untersuchung, als bis jetzt geschehen; die zweyte Rede ist großentheils ein Geständniß dessen, was die erste mit Bestimmtheit von sich ablehnt; wichtig ist die Gegenrede die unter Lysias Namen sich erhalten hat. Von den Aenderungen erwähnen wir als besonders ansprechend I, 25 κατελύθη von Baiter für κατεκλίθη, IV, 17 ἐδεδήκει statt ἐδεδοίκει nach Emperius.

Wenn diese neue Ausgabe sich mit dem bescheidenen Titel einer Recognition begnügt, so trägt sie doch alle Vorzüge einer eigentlichen Recension, und wir wünschen nur, daß den beyden Herausgebern, an welchen sich die Richtigkeit des Homerischen Spruches σὺν δὲ δύ' ἐρχομένω aufs neue bewährt hat, es nicht an Muße fehlen möge, das trefflich begonnene im gleichen Sinne zu vollenden, und nicht die Ungunst der Zeit, die manche tüchtige Arbeit nicht zum Erscheinen kommen läßt, auch auf dieses Werk nachtheilig wirke.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Historical sketches of Statesmen who flourished in the time of George III. To which is added, Remarks on Party, and an Appendix. First Series. By Henry Lord Brougham, F. R. S. and member of the national institute of France. London, 1839. 404 S. gr. 8.

Lord Brougham ist bekanntlich einer der fruchtbarsten Schriftsteller unserer Zeit. Als Geschichtschreiber tritt er zum erstenmale mit vorliegendem Buche auf, dessen Inhalt jedoch zum Theil bereits ohne den Namen des Verf. in dem Edinburgh Review erschienen war. Dieser erste, mit zwölf vortrefflichen Bildnissen versehene, Band, welchem bald ein zweyter folgen soll, enthält nicht weniger als 26 Skizzen; mit Recht so genannt, weil man überall mehr Andeutung als Ausführung und weniger Thatsachen als Ansichten findet; ein Umstand, der dem Buche seinen Werth nicht verkümmert, aber doch die in der Vorrede sehr zuversichtlich angekündigte Absicht, Mit- und Nachwelt zu belehren, gewiß nicht fördert.

Den Anfang macht K. Georg III., dessen ausgezeichnete Selbstthätigkeit in der Regierung den Verf. zu der Frage führt, ob ein solches Eingreifen unvereinbar mit dem Geiste der englischen Verfassung sey, wie die Whigs behaupten? Der Verf. erklärt sich auf das Bestimmteste gegen diese Meynung der Parthey, der er sonst angehört.

> Einen König haben und dem König, außer der Ernennung der Minister, keinerley königliche Gewalt einräumen wollen, erscheint als höchst ungereimt. Mit einem Staats-Oberhaupte kann nichts anderes gemeynt seyn, als daß in der Staatsverwaltung seine Stimme gehört, sein Einfluß empfunden werde. Die verschiedenen Stände haben ein Recht, von diesem hohen Orte Hülfe zu erwarten, wenn ihre Zuständigkeiten durch Uebergriffe von der einen oder anderen Seite bedroht sind, oder sich auf die königliche Entscheidung zu berufen, wenn ihr Streit unter sich nicht durch gegenseitiges Nachgeben beygelegt werden kann.

In einer Anmerkung S. 14 ist beygefügt:

> K. Georg III. stellte ein Beyspiel auf, das allezeit Nachahmung verdient. Er weigerte sich eine Staats-Puppe in seines Ministers Hand zu seyn und seinen Namen von Leuten, die er nicht achtete, oder zu Zwecken, die er mißbilligte, gebrauchen zu lassen. Nie konnte man ihm vorwerfen, daß er durch Günstlinge regiere; noch weniger konnte sich jemand mit der Behauptung, ihn wolle das Volk, seinem kräftigen Verstande aufdringen.

Im Uebrigen ist diese Skizze nicht nur dürftig, (was um so mehr zu bedauern und zu verwundern ist, da der Verf. angiebt, im Besitze eines umfangreichen Briefwechsels von Georg III. zu seyn,) sondern auch, wie von dem Partheymanne allerdings, nicht aber von dem Geschichtschreiber zu erwarten war, unbillig, wo nicht ungerecht. Es wird als Stolz und Eigensinn vorgestellt, was Festhalten von Grundsätzen, und zwar aus Ueberzeugung, war. Ein Fürst der, wie auch hier angeführt ist, mehr als einmal erklärte, lieber von dem Throne steigen, als unzuläßigen Forderungen nachgeben zu wollen — und zwar in einem Lande und unter Umständen, wo er beym Worte genommen werden konnte — muß von Recht und Pflicht ein sehr tiefes und starkes Gefühl gehabt haben.

Es folgt Lord Chatham (Wilhelm Pitt der ältere,) der größte Staatsmann Englands, vielleicht Europa's, in dem 18ten Jahrhundert. Der Verf., welcher dieses Bild mit sichtbarer Vorliebe

entwirft, beklagt im Eingange die Magerkeit der Ueberlieferungen von seiner Persönlichkeit. Man sieht, wie begehrlich hierin ein Engländer ist; von keinem Staatsmanne des festen Landes hat man so viel Kunde. Jetzt gewährt ein von zwey Urenkeln Chatham's herausgegebener Briefwechsel desselben, von welchem zwey Bände erschienen und noch zwey zu erwarten sind, eine noch vertrautere Bekanntschaft mit ihm.

Unter den großen Eigenschaften Lord Chatham's nimmt unstreitig die Willenskraft, die Entschlossenheit in Verfolgung seiner Zwecke, den ersten Platz ein. Dieses: quicquid vult, id valde vult, wie Cäsar von Brutus sagte, kann durch Uebermaß allerdings schädlich werden, gleichwohl ist es die Grundlage aller wahren Charaktergröße. Alles hängt von den Gaben ab, mit denen es verbunden ist; und diese waren bey Lord Chatham sehr hoher Art. Dem Scharfblicke, mit dem er seinen Gegenstand und den Weg dazu ersah, entsprach vollkommen die Kühnheit und Beharrlichkeit, womit er darauf ausging; die Festigkeit, womit er seinen Vortheil gefaßt hielt, war nicht größer als die Schnelligkeit, womit er ihn entdeckt hatte. Dazu ein an Auskunftsmitteln höchst erfinderischer Geist; ein unbezwinglicher Muth in deren Anwendung; ein herzhaftes Hinwegschreiten über alle von gewöhnlichen Menschen in den Weg gelegten Hindernisse von Formen, Regeln und Gebräuchen. Weit erhaben über das armselige Trachten eines kriechenden Ehrgeizes, ohne alle Rücksicht auf Partheyen und Personen, nur die höchste Pflicht des Staatsmannes im Auge, brach er sich die Bahn zu seinem einzigen Ziele, dem Ruhme und dem Wohle seines Vaterlandes. —

Als er an die Spitze der Regierung trat, befand sich England in der mißlichsten Lage. (1757.) Es hatte in Europa nur einen Bundesgenossen, an dem König von Preußen, zu dessen Vernichtung fast alle Staaten des festen Landes in eine unnatürliche Verbindung getreten waren. Die Landmacht, die es besaß, war unbedeutend und stand unter dem Befehle von Leuten, die nur auf ihren Vortheil bedacht waren; seine Seemacht konnte sich auf dem offenen Meere kaum behaupten; gegen beyderley Dienst war eine Abneigung herrschend, — eine Folge des Mangels an Zutrauen und Hoffnung, — wodurch die Verstärkung der Streitkräfte sehr erschwert wurde. Und überall hatte England Krieg. Frankreich bedrohte seine Küsten mit Landungen; es überzog Hannover und hielt preußische Länder besetzt. In Amerika war

die englische Kriegsmacht gelähmt; in Ostindien vermochte sie sich kaum der inländischen Unfälle zu erwehren. Zu Hause trennten oder vereinigten sich die Partheyen nicht über Fragen des gemeinen Wohles, sondern über mehr oder minder Antheil an dem Genusse von öffentlichem Einkommen; und alle schienen nur einem Antriebe zu folgen, dem Verlangen nach Gewalt und nach Gewinn.

Sobald Wilhelm Pitt das Ruder ergriffen hatte, ließ die Festigkeit der Hand, die es nun hielt, an jeder Bewegung des Staatsschiffes sich bemerken. Von dem Vorstande des Seewesens bis zu dem geringsten Schreiber in dem Verpflegungsamte, von dem obersten Befehlshaber bis herab zu dem untersten Beamten des Hauptquartiers kam bald jeder zur Erkenntniß, daß sein Thun und Lassen dem Auge eines Mannes nicht entgehe, der eines jeden Pflicht und Vermögen so gut kenne als sein eigenes, und der gewiß alle, die ihre Schuldigkeit nicht thäten, für jeden Nachtheil, welchen der Staat dadurch erlitte, schwer verantwortlich machen würde. Ueber die anderen Minister gewann er schnell die Oberhand, die er in der Folge ohne Unterbrechung behielt. Alle seine Amtsgenossen hatten sich gegen seinen Plan, nach welchem künftig der Krieg geführt werden sollte, erklärt; er ließ ihnen die Wahl, ihm beyzustimmen oder ihn alsbald abtreten zu sehen; sie wählten ersteres und hatten von da an keine eigene Meynung mehr. Ja, so unbedingt bestand er darauf, über die Maßregeln, wofür er allein zu haften hatte, auch die Aufsicht allein zu führen, daß er dem Vorstande des Seewesens — es war der berühmte Lord Anson — und dessen nachgeordneten Amtsgenossen nicht erlaubte, die Befehle zu lesen, die er der Flotte gab und die von ihnen unterschrieben werden mußten.

Die Wirkung dieser neuen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gab sich bald kund. Stetigkeit anstatt des Schwankens, Rüstigkeit anstatt des Hinwartens, Zuversicht anstatt der Muthlosigkeit. Eine wohl eingerichtete Landwehr übernahm die Vertheidigung des Landes; Abtheilungen des stehenden Heeres wurden auf Stellen der Küste, von wo aus der Feind beunruhigt werden konnte, aufgestellt. Frankreich, nun selbst angegriffen oder bedroht, mußte räumen was es von Deutschland besetzt hatte; erlitt bald darauf schwere Niederlagen; war genöthigt, anstatt Landungen in England zu versuchen, seine eigene Küste zu decken; und konnte die Zerstörung, die in mehreren seiner Seeplätze durch kühne Angriffe der Engländer geschah, nicht abwenden. Es verlor nicht weniger als sech-

zehn Inseln und das große Land Canada. Die feindlichen Flotten, die das Meer beherrscht hatten, verschwanden. Viele Treffen wurden zur See geliefert und gewonnen; darunter eines das entscheidendste, das je von der englischen Seemacht bestanden worden. Mit so anhaltendem Glücke hatte in neueren Zeiten noch kein Staat den Krieg mit einem ungefähr gleich mächtigen Nebenbuhler geführt. Was aber noch mehr ist — in England selbst war unterdessen alles öffentliche Ungemach beseitigt; alle Unzufriedenheit hatte überall, auch in den Colonien, aufgehört; nirgends war Unterdrückung; kein Mißbrauch durfte sich festsetzen; die Rechte des Unterhauses wurden nicht angetastet und keine Ungebühren der Gewalthaber geduldet. Zum ersten und letzten Male wies England das Bild einer Nation auf, die ohne alles Murren die Last eines weitverbreiteten, kostspieligen Krieges trug und, ehevor zerrissen in feindliche Parthenen, jetzt zum Dienste des gemeinen Wesens so vereinigt war, daß keine Stimme des Tadels, kein Laut des Widerwillens gehört wurde.

Nach einigen Bemerkungen über die Fehler dieses großrn Mannes, worunter Heftigkeit und allzugroße Derbheit der vornehmste war, geht der Verf. zur Würdigung seiner Rednergabe über. Diese war so ausgezeichnet, daß Chatham oft der brittische Demosthenes genannt worden ist; und J. v. Müller schrieb 1778 (Werke Bd. 13. S. 380) „Wenn ich an Demosthenes komme, so werde ich glauben, ihn zu hören.“ Br. gesteht die Aehnlichkeit zu, jedoch mit großer Einschränkung.

Bündig wie der Grieche war Chatham so wenig, daß vielmehr gerade von ihm die üble Gewohnheit langer, zwey Stunden und darüber dauernder Reden eingeführt worden ist. Gehaltreich war sein Vortrag immer, jedoch weitschweifig. Dieses nur nicht in den großen Zügen, welche die meiste Wirkung thaten und die Gemüther wie durch Ueberfall einnahmen. Niemand war das eingefallen und jedermann hätte es einfallen sollen. Natürlichkeit mit Ungemeinheit ist die Eigenschaft des glücklichen Ausdrucks überhaupt, besonders aber des treffenden. Das Treffende war der Zauber in Chatham's Rede, wie es auch der eigenthümlichste Vorzug seines großen Vorgängers war; die Waffe, womit er das stolze Athen beherrschte und über Griechenland Blitze warf.

Das Gegenstück zu Chatham ist Lord North, ein ungleich weniger begabter Mann, der aber vornehmlich durch Eigenschaften, welche jenem fehlten, seine Stelle als erster Minister viele Jahre unter den schwierigsten Umständen behauptet hat. Den heftigsten Angriffen, die er im Unterhause während des Krieges mit den Pflanzstaaten in Nordamerika zu bestehen hatte, und die nicht von mittelmäßigen Kräften, sondern von den gewandtesten, ihm an Geist überlegenen, Gegnern ausgingen, setzte er nicht bloß Ruhe sondern Sanftmuth entgegen. Einst, während ihn ein Redner für einen todeswürdigen Verbrecher erklärte, schlief er ein. Darüber entbrannte sein Ankläger noch mehr; North aber stellte ihm vor, es wäre doch zu grausam, daß er ihm die Erquickung nicht gönnen wollte, deren andere Verbrecher sich gewöhnlich zu erfreuen hätten, da man sie vor der Hinrichtung ruhig schlafen ließe. Ein andermal, da ihn der Schlummer über der langweiligen Rede eines andern Gegners übernahm, ereiferte sich dieser über die Unschicklichkeit; worauf North bemerkte, er sey unwohl und verdanke die Linderung seines Leidens der Natur, oder vielmehr, setzte er berichtigend hinzu, dem Redner, von dem es nicht schön sey, daß er ihn über den Gebrauch eines von ihm selbst dargereichten Mittels tadle. Als eine Untersuchung des Zustandes der Nation begehrt wurde — was von den Ministern gewöhnlich entschieden abgelehnt wird, weil darin die Behauptung, sie verdienten kein Vertrauen, liegt, — antwortete er zwar umständlich auf die lange, nachdrucksvolle Rede, worin der Antrag gestellt war, schloß aber mit der Erklärung, er sey bereit, auf die Untersuchung einzugehen, und zwar auf der Stelle. Darauf waren seine Gegner nicht vorbereitet, ihr Anschlag wurde zunicht.

Die fünf folgenden Skizzen (zwey Kanzler, Loughborough und Thurlow, und drey Oberrichter, Mansfield, Gibbs und Grant) gehören ungleich mehr dem Gebiete der Rechtspflege als der Politik an.

Hiernächst wird Edmund Burke aufgeführt, und als Schriftsteller des ersten Ranges gepriesen, wobey jedoch die nicht seltene Ausartung seines Gedanken- und Bilder-Reichthums in Uebertreibung und Ueppigkeit — weßhalb ihn Mackintosh eines

Mangels an Geschmack beschuldigte — nicht unerwähnt bleibt. Als Redner im Parlamente machte er gemeiniglich bey weitem nicht den Eindruck, den man bey dem Vollgehalte seiner Reden hätte erwarten mögen.

> Fox war wohl aufrichtig, da er gestand, er habe von Burke mehr gelernt als von allen andern Menschen und Schriftstellern. Er belehrte gern und war darin unvergleichlich. Allein wie seine Schriften mit geschriebenen Reden, so hatten seine Reden Aehnlichkeit mit mündlich vorgetragenen Abhandlungen. So vortrefflich sie auch waren, einzudringen vermochte er damit nicht. Mit seinem Gegenstande allein beschäftigt, verlor er gewöhnlich die Zuhörer aus dem Auge, deren Aufmerksamkeit und Theilnahme immer nachläßt, wenn sie nicht durch Ansprache an sie selbst erregt und unterhalten wird.

Burke's spätere politische Schriften — von denen kürzlich jemand sehr irrthümlich behauptet hat, sie seyen so vergessen als die Gentzischen — beurtheilt der Verf. einerseits, wie zu erwarten war, so ungünstig als Andere von seiner Parthey gethan haben, andererseits aber doch wieder günstiger. Einmal hat er es mit denen zu thun, die an Burke fast einen Propheten verehren, weil dessen Ansichten von der französischen Revolution sich durchaus bewährt haben. Br. hält entgegen, anstatt, wie Burke weissagte, durch die Revolution entkräftet und aus der Reihe der europäischen Staaten ausgelöscht zu werden, sey Frankreich daraus stärker und mächtiger hervorgegangen. Dem Aeußeren nach muß dieses zugegeben werden; ob aber nicht Burke's Weissagung dennoch in so fern eingetroffen sey, daß die zerstörten alten Grundlagen des Staates durch neue noch nicht haltbar ersetzt sind, darauf läßt er sich nicht ein. Gleich einseitig verfährt er in der Widerlegung einer anderen Behauptung von Burke's Verehrern, dieser sey den Grundsätzen, wozu er sich am Anfange seiner Laufbahn bekannt habe, bis an sein Ende getreu geblieben. Br. führt aus den früheren Schriften Burke's eine Anzahl höchst freysinniger Stellen an, mit welchen die spätere Richtung in schroffem Widerspruche stehe. Allein theils beziehen sich jene Stellen auf England allein, und in dieser Beziehung lehren die späteren Schriften überall nichts anderes; theils haben diese Krieg, (denn das ist jede gewaltsame Revolution,) die früheren dagegen eine friedliche Ordnung zum Gegenstande, deren Pflege und Bewahrung andere Mittel begehrt und zuläßt als ein Zustand des Umsturzes und der Zerstörung, welchem abgeholfen werden soll. Burke's Vertheidigung ergreift der Verf. hinwieder gegen Solche, die in seiner düstern Betrachtung der französischen Revolution nur eine krankhafte Verirrung sehen, und davon Anlaß nehmen, ihn überhaupt der Befangenheit und des Mangels an Maß und Haltung zu beschuldigen.

> Jedermann muß gestehen, daß die französische Revolution ein ungeheures Ereigniß, und zwar neuer Art war. Die Erfahrung aus der Vergangenheit bot zu dessen Verständniß keine Hülfe dar. Burke sah darin nichts als Unheil für Frankreich und Gefahr für das übrige Europa. Sein scharfer, weit reichender Blick schöpfte gerade aus dem, was Andere mit Freude und Hoffnung erfüllte, aus der Schnelligkeit der Verbesserungen, Mißtrauen und Besorgniß. Weil er beobachtete und berechnete, nicht in Einbildungen sich verirrte noch durch eine schöne Außenseite sich täuschen ließ, darum machte ihm die Eile bange, in welcher Staatseinrichtungen umgestürzt und wieder aufgebaut wurden. Er erlebte die furchtbare Erfüllung dieser bangen Ahndungen. In die nächste Zukunft hatte er tiefer und richtiger gesehen als sonst irgend jemand. Nur darin hat er sich geirrt, daß er die von ihm, und zwar von ihm allein, vorausgesehenen nächsten Wirkungen der gewaltsamen Umwälzung als nothwendig fortdauernd ansah. Aber wir, die vierzig Jahre später Augenzeugen des Aufhörens jener nächsten Wirkungen sind, dürfen uns gegen Burke nicht eines helleren Blickes rühmen; vielmehr war damals der unsrige getrübt, da wir seinen Warnungen nicht glaubten, sondern Hoffnungen nährten, die zunächst auf das entsetzlichste vereitelt wurden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Historical sketches of Statesmen who flourished in the time of George III.

(Schluß.)

Nun folgen Fox und Pitt. Ersterer wird als Redner sehr hoch gestellt, jedoch dem Urtheile Mackintosh's, nach welchem er unter allen Neueren die größte Aehnlichkeit mit Demosthenes hätte, nicht beygestimmt.

Seine Rede war feurig, rasch, vollgehaltig, zog die Gemüther mit sich fort, ließ sie nicht mit dem Redner, nur mit der Sache sich beschäftigen und nöthigte sie zur Aufmerksamkeit darauf allein. Dieß ist allerdings eine Aehnlichkeit, aber auch die einzige. Der Verschiedenheiten sind dagegen mehr und diese sehr erheblich. Der Engländer kam auf eine Seite des Gegenstandes, ja auf eine Ansicht derselben oft zurück, bis er seinen Zweck erreicht zu haben glaubte; der Grieche ließ, was er einmal erobert hatte, liegen und schritt weiter. Jener brauchte viel Wendungen und Worte, dieser führte meist nur einen Schlag, immer mit dem geringsten Aufwande von Worten. Jener schritt nicht selten aus und verfolgte die Seitenwege die er einschlug; dieser trat nie aus seiner Bahn, sondern drang immer darauf vorwärts. Gleich auffallend ist der Unterschied im Vortrage. Der Grieche bildet jeden Satz auf das sorgfältigste und wendet eben so großen Fleiß auf die Stellung als auf die Wahl der Worte; sein Vortrag ist ein vollendetes Kunstwerk, aber mit verborgener Kunst. Der Engländer sprach nachläßig und sogar nicht fließend, außer wenn er sehr warm wurde. Ausarbeitung gelang ihm überhaupt nicht; die einzige Rede, auf die er sich wohl vorbereitet und die einzige, die er für den Druck selbst durchgesehen hat, ist die schwächste von allen. In Einem übertraf er den Griechen: in Erörterung, Beleg, Beweis und Schluß. Demosthenes sprach mehr zum Gemüthe; Fox mehr zum Verstande; wie jener zu bewegen, wußte dieser zu überzeugen.

Fox als Staatsmann läßt der Verf. so viel nicht gelten, als Andere seiner Parthey. Noch weit strenger urtheilt er über Pitt. Dieser soll gegen seine Meynung und Neigung, aus Nachgiebigkeit gegen den König und die Aristokratie, den Krieg mit Frankreich herbeygeführt haben. (S. 62.) Schwer zu glauben, da derselbe Mann in der Folge, als das Land des Krieges müde wurde, auf die Fortsetzung desselben gedrungen hat. Zwanzig Jahre, sagt der Verf., war Pitt im ungestörten Besitze einer Macht wie kein Minister vor ihm geübt hatte; sicher der Zuneigung des Hofes, der Folgsamkeit des Parlaments, des Vertrauens des Volkes; und mit Ausnahme der ihm abgenöthigten, aber auch kümmerlich genug bewerkstelligten, Union mit Irland, hat diese lange Verwaltung nichts gestiftet, wofür sie ein ehrendes Andenken verdiente. Nach den Ansichten, zu welchen sich der Verf. hält, ist dieser Vorwurf allerdings gegründet. Wer dagegen den Widerstand gegen die Ausbreitung der französischen Revolution über Europa hoch anschlägt, einen Widerstand, in welchem Pitt's Beharrlichkeit die Hauptkraft war, der wird den Mann, welcher so Großes geleistet hat, darum daß er nichts gestiftet, nicht weniger hochschätzen. Wenn der Verf. das Verfahren tadelt, welches Pitt in der Leitung des Krieges und in der Unterstützung der Bundesgenossen Englands beobachtete, so ist nicht zu verkennen, daß dieser hierin viel weniger geschickt und glücklich war als einst sein Vater; aber auch nicht, daß die Revolution, welche der Verf. selbst „ein Ereigniß neuer Art" nennt, ein ungleich furchtbarerer Feind war als der Bund von Königen wider Friedrich den zweyten.

Ueber Pitt's Beredsamkeit ist des Verfs. Urtheil weit günstiger.

Wenig Schmuck der Rede; nicht viel Abwech-

selung im Vortrage; kein Bestreben, damit zu gefallen; und doch gewann er, sobald er zu sprechen begann, die allgemeine Aufmerksamkeit und hielt sie bis zum Ende fest. Es war der nie stockende Fluß seiner Rede, wobey der Zuhörer weder müßig blieb noch angestrengt war; die lichtvolle Anordnung, wodurch alle Theile eines wenn auch noch so verwickelten Gegenstandes aus einander und zurecht gestellt wurden; die Klarheit seiner Darstellung, woraus jedem ein deutliches Bild entstand; die gewaltige Ansprache an Verstand und Herz; die Hoheit des Ausdruckes; die Tiefe und Fülle einer sehr klangreichen Stimme; endlich die unbeugsame Würde in der Haltung, die uns immer erinnerte, daß nicht ein Sachwalter vor uns stand, sondern ein Vorsteher des Volkes. Indessen war es eben diese hervorragende Persönlichkeit, was ihn den größten Sieg der Beredsamkeit nur selten erlangen ließ; er konnte machen daß wir uns, nicht aber daß wir ihn vergaßen.

Auch in den folgenden Skizzen: Sheridan, Windham, Dundas, Perceval, Erskine, Grenville, Grattan, Wilberforce, Romilly, Canning ist ungemein viel merkwürdiges; doch will Ref. nur bey dem letzten, als dem berühmtesten, noch etwas verweilen. Seine großen Vorzüge werden anerkannt, seine Verdienste gerühmt, jedoch ergeht ein scharfer Tadel über die Biegsamkeit, wozu ein starker, übrigens keineswegs unedler, Ehrgeiz ihn verleitet habe. Minder streng wird seine entschiedene Abneigung gegen die Parlaments-Reform beurtheilt, und nicht einem Mangel an Einsicht oder gutem Willen, sondern einer tiefen Ueberzeugung beygemessen, daß Aenderungen, einmal zugegeben, in ihrem Laufe nicht mehr würden aufgehalten werden können. Eine wenig befriedigende Erklärung dieser Gesinnung bey einem so begabten und beherzten Manne, dessen ganze Richtung, besonders in seinen letzten Jahren, mit jener so schroffen Abweisung der Reform im Widerspruche zu stehen schien. Die Gerechtigkeit erforderte beyzufügen, daß er, wie aus seinen Reden erhellt, Aenderungen nicht nur für gefährlich sondern auch für unnöthig hielt, indem er, ohne die Unvollkommenheiten der Verfassung zu verkennen, der Meynung war, sie seyen erträgliche Uebel, die das überwiegende Gute nicht beeinträchtigten, und die in Folge von Aenderungen wahrscheinlich, obwohl in anderen Gestalten, bald wiederkehren würden. Seiner Beredsamkeit fehlte es, nach des Verfs. Urtheil, an Tiefe; sie ergötzte mehr das Ohr als daß sie zum Herzen ging. Der reiche Schmuck seiner Rede, bey aller Gründlichkeit, machte daß man einem, allerdings vortrefflichen, Schauspiele beyzuwohnen, nicht von Geschäften zu hören glaubte. Dazu kam, da er, bey vieler Gutmüthigkeit, nicht nur sehr reizbar sondern auch ein Liebhaber von Scherz und Meister darin war, daß der Witz mit dem er seine Zuhörer theils belustigte, theils verwundete, der Wirkung Abbruch that, welche der Gehalt seiner Rede hätte haben sollen.

Noch folgen auf eine kurze Skizze von Franklin ausführlichere von Friedrich II., Gustav III., Joseph II. und Katharina II., aus welchen Ref. nichts erhebliches auszuzeichnen gefunden hat.

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant. In Stein gestochen von Jos. Rössert. (Ein eigens aufgedruckter Stempel besagt: „Auf Kosten des hist. Vereins zu Bamberg.“) gr. Folio.

Im Jahre 1832 legte ein Mitglied des hist. Vereins zu Bamberg, der k. Lieutenant, Herr Carl von Spruner, in einer der Sitzungen dieses Vereins den Versammelten eine Karte von Francia Orientalis vor, welche dieses alte Herzogthum des deutschen Reiches in der Zeit der Gau-Verfassung darstellt.

Fand man die technische Ausführung dieses topographischen Werkes in allen Theilen höchst gelungen, so erwies es sich nicht minder bey genauerer Untersuchung, als eine gediegene und durchgehends gründliche Arbeit, mit deren Einrichtung wir die geneigten Leser dieser Blätter kürzlich bekannt machen müssen, ehe wir ihre kritische Würdigung unternehmen.

Jedem der auf der Karte verzeichneten Orte ist, so weit dieß ermittelt werden konnte, nicht nur seine ächt mittelalterliche Benennung gegeben, sondern auch — nach dem Vorgange der Karte vom Großherzogthume

Baden von Heunisch — die Jahreszahl beygefügt, wann derselbe entweder in Urkunden, oder bey den Hagiographen oder Chronisten zum erstenmale vorkommt. So erscheinen z. B. urkundlich zum ersten male folgende Orte am Mittel- und Ober-Mayn: Suinfurt (791); Halazestat (805), Eibingen, Leiterbach, Ebelsvelt (alle zum J. 800) u. s. f. — Vuldaha in der buchonischen Wildniß ist mit seinem Gründungs-Jahre 744 aus der Vita S. Sturmi aufgeführt. Des Chronisten Regino castrum Babinbergk ist unseres Bambergs erstes Vorkommen zum J. 902. Der Locus Pferinga, Faringa (Pförring an der Donau) wird in Einhard's Annalen, sowie in den Annalibus Laurissensibus z. J. 787 das erstemal genannt, u. a. m.

Aus diesem letzteren Beyspiele, der Anführung Pförrings nämlich, ist schon zu entnehmen, daß sich die Karte von Francia Orientalis nicht bloß auf dieß Herzogthum allein beschränkt, sondern daß sie auch beträchtliche Theile der angrenzenden Herzogthümer mit aufgenommen; die sich aber, mit Ausnahme des Saalefeldes, des Nordgaues und der altbajuvarischen Gauen, von den Orten der Francia Orientalis dadurch unterscheiden, daß ihnen die Jahreszahl nicht beygegeben ist. Gleichwohl zeigt das nähere Eingehen auf solche Landestheile, die außerhalb den Grenzen von Ostfranken belegen waren, wie quellenmäßig und gewissenhaft Hr. v. Sp. auch diese behandelt. Zum Beweise des Gesagten nehme man den Mayngau vor, und vergleiche damit Dahl's Beschreibung dieses Gaues im Archiv für deutsche Geschichtskunde von Pertz, Bd. VI. S. 504 — 519, oder man betrachte links des Rheins den Speyer- und Wormsgau mit ihren dem Rheine zunächst gelegenen Orten, und halte sie mit den Abhandlungen und urkundlichen Nachweisungen des gelehrten Lamy zusammen, oder man wende sich nach dem untern rechten Winkel der Karte zu den bajuvarischen Rott- und Quinzing-Gauen, und man wird die Orte genau so mit Namen und Jahr angegeben finden, wie sie die Monumenta boica, das Chronicon Lunaelac., Bernh. Pez thes. Anecdot.; die Salzburger Urkunden bey Kleinmayern, die Regensburger bey Ried u. s. w. aufgeführt haben.

Solche ansehnliche Theile der Nachbar-Herzogthümer der Francia Orientalis sind: im Süden der nordöstliche Theil Alamanniens von der Mortenau im Westen bis zum Brenz- und Oges-Gau im Osten, und dem ursprünglich zu Alamannien zählenden, später als eigene Provinz bestehenden, in noch späteren Zeiten aber Ostfranken angehörigen Pagus Sualafeld. — Von Bajuvarien zeigt sich hier das Land südlich der Donau, vom Lech, der uralten Grenzscheide, über Frigisinga bis zu der im Nottgaue gelegenen Stadt Pazauna (Bazzauna, urbs, civitas) urkundlich schon 600 — 624 erscheinend, und seit dem 1. November 738 der Sitz eines Bischofs. — Nördlich der Donau sehen wir den großen Nordgau mit seinen 6 Untergauen: Pagus Egire, die Marchia Napurg, das Chambriche, Westermanngau, Solanzgau und Rudmarsberg, aber auch jene Gautheile, die seit dem Losreißen des Nordgaues von Bojoarien durch die Pippiniden zu diesem mächtig ausgedehnten Gau geschlagen worden, nämlich Striche des Ehels- und Donau-Gaues, soferne sie am Nord-Ufer der Donau belegen waren.

Der Raum der Karte gestattete es nicht, im Osten derselben vom benachbarten Herzogthum Böhmen mehr als den Grenzlauf und den Namen anzuführen. — Dagegen sind im Norden des ostfränkischen Herzogthums nicht unbedeutende Landstriche auf vorliegender Karte zu sehen, theils vom Limes sorabicus (östlich der thüringisch-sächsischen Saale), von Südthüringen und der hessischen Provinz bis zum Rothhauer Bergwald, woselbst 3 Länder zusammenstoßen, vom Süden her das sogenannte Rheinfranken, vom Osten die hessische Provinz, und vom Nordwesten Sachsenland mit dem Gaue Westphalen.

Wohl zwey Drittheile des seit Kremer und Crollius sogenannten Ducates vom rheinischen Franzien mit fast allen seinen Gauen östlich des Rheines stellen sich dem Blicke im Westen Ostfrankens dar, und selbst jenseits des Stromes sind Mainz, Worms und Speyer mit einem Theile ihrer Gebiete aufgenommen. Im Centro dieser geschilderten Umgebung befindet sich Francia orientalis mit ihren 30 Gauen und Untergauen. —

Aus dieser übersichtlichen Beschreibung der v. Sp.'schen Gau-Karte (wir müssen erinnern, daß die Karte Ostfranken in der Zeit der Gau-Verfassung darstellt, keineswegs aber spätere Zeiten beachtet, damit man an dieselbe keine unbilligen Forderungen mache) geht hervor, daß nicht bloß die Vereine von Ober-, Mittel- und Unterfranken, sondern auch der Kreis-Verein für Schwaben und Neuburg rücksichtlich der nördlichen Theile seines Gebietes, der oberbayerische gleichfalls in den nördlichsten Strichen, der von Regensburg und Oberpfalz hingegen vollständig, jener Niederbayerns dem größten Theile nach, die Süd- und Ost-Spitze dieses Kreises ausgenommen, und endlich der von der Pfalz in seinen östlichen, an den Rhein stoßenden Bezirken auf der vorliegenden Karte für die Geographie ihrer Kreise

im Mittelalter zur Zeit der Gauverfassung Befriedigung finden werden.

Dieser dem historischen Vereine zu Bamberg vorgelegten Karte des Hrn. v. Spruner wurde der ungetheilte und allgemeinste Beyfall der Kenner zu Theile, und auch solche Literaten, welche nach der Richtung hin keine Studien gemacht, mochten die Reize der technischen Darstellung — von welchen durch die lithographische Ausführung allerdings ein ziemlicher Theil verwischt wurde — und der unabweislich sich aufdringende Gedanke: „Derartiges existire noch gar nicht," zum Beschluße des Vereins am 7. März 1832 mit fortgerissen haben: „diese Karte auf Kosten des Vereins lithographiren zu lassen."

Die Gründe, warum dieselbe erst nach fast 7 vollen Jahren veröffentlicht wurde, können wir hier, als für unsere Leser von keinem sonderlichen Interesse, füglich übergehen. Nicht so eine Sinnesänderung, die in einigen einflußreichen Mitgliedern des Vereines zu eben der Zeit vor sich gegangen war, als die Gaukarte nach einer äußerst mühevollen Correctur durch Hrn. M. J. v. Reider endlich der Oeffentlichkeit übergeben werden sollte. Noch im zweyten Jahresbericht von 1838 ward derselben S. 11 auf eine sehr ehrenhafte Weise gedacht: „Sie sey gezeichnet durch die Meisterhand des Hrn. v. Spr's." — Auch sollte sie zugleich mit dem zweyten im May des besagten Jahres ausgegebenen Jahresbericht unter die Mitglieder vertheilt werden, als wieder neue Hemmnisse eintraten, die erst zu Ende des verflossenen Jahres völlig beseitiget waren.

Unbekümmert um die Motive, welche die frühere dem Unternehmen der Herausgabe einer Gaukarte so günstige Stimmung in eine ungünstige umgewandelt, berichten wir einfach, daß eine solche Aenderung statt gefunden, und daß sie sich kurze Zeit nach dem Erscheinen der Karte auf eine diese Karte tadelnde Weise in einem politischen Journale des Auslandes kund gegeben. Es war aber dieser Tadel oder dieses ungünstige Urtheil so allgemein und vag gehalten, daß jeder Sachkundige sogleich begriff, unmöglich könne dieß das Ergebniß einer vorausgegangenen, genauen wissenschaftlichen Untersuchung des Gegenstandes seyn.

Was die kritische Beleuchtung derjenigen Arbeiten angeht, welche die Glieder eines und desselben Vereines durch ihr Organ der Publicität übergeben; so hat uns gleich vom Anbeginn der Wirksamkeit historischer Vereine überhaupt und auch desjenigen, dem anzugehören wir uns zur Ehre rechnen, als stete Regel gegolten, daß jedes einzelne Mitglied für diese seine Leistungen selbst einzustehen habe, ohne daß der Verein dasselbe unter seine schützenden Fittige zu nehmen hätte, der, wenn er solidarisch für alles haften wollte, was in den verschiedenen Heften der Vereinsschriften, oder überhaupt unter der Firma des Vereines zu Tage gefördert wird, in der That einen beschwerlichen Posten, der Kritik gegenüber, zu behaupten haben würde. Auch hat uns die Ansicht nie zusagen wollen, nach welcher alle und jede historischen Produkte des Vereines nur einer lobenden Erwähnung sich erfreuen dürften, von der jede mit männlicher Freymüthigkeit geäußerte Rüge, als den Ruhm des Vereines schmälernd und verletzend, fern gehalten werden müßte. Wir hegen im Gegentheile eine viel vortheilhaftere Meynung von dem Streben jener ehrenwerthen Männer, die sich zur Bildung der historischen Vereine in den verschiedenen Kreisen zusammen gethan, als daß wir solche Vereine für bloße „Assecuranz-Anstalten wechselseitiger Lobhudeley" ansehen, durch welche jede gründliche Erörterung, die zu ihrem Unglücke einer andern über denselben Gegenstand schon bestehenden widerspräche, niedergehalten, unterdrückt und vernichtet würde. Man sollte vielmehr Beleuchtungen über bereits behandelte Gegenstände in die Vereins-Schriften selbst aufnehmen, wodurch Allseitigkeit und eifrigeres Studium nur gefördert, Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit dagegen in die gebührenden Schranken zurück gewiesen werden müßten; es versteht sich ohnedieß, daß nicht Leidenschaftlichkeit, Neid, oder Eitelkeit in solchen Fällen die Feder zu führen hätten, sondern daß man das Reinwissenschaftliche allein im Auge behielte. So lange nicht nach diesen Regeln verfahren wird, muß es wohl denjenigen, die zu prüfen im Stande sind, frey stehen, ihre auf Gründen ruhende Ansicht in andern Blät ern dergestalt nieder zu legen, daß man den Mann vom Fach aber auch sogleich den wirklichen Verfasser, der sich nicht hinter Anonymität oder Pseudonymität zu verstecken braucht, zu erkennen vermöge. Ueber eine großartige Unternehmung hingegen — und sicher ist die Gaukarte ein solches — in ein Paar allgemeinen, und weiter nichts als Tadel ohne jedwede Begründung enthaltenden Phrasen einer politischen Zeitung den Stab zu brechen, halten wir gänzlich ungeeignet, und eines „Literaten" durchaus unwürdig. —

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

S. 163 10 v. unt. des IX. Bandes dieser Blätter ist, statt absolut — obsolet — zu lesen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nr. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Handbuch der Optik mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Fortschritte der Wissenschaft. Bearbeitet von J. W. G. Radicke. 1. Bd. mit 3 lithogr. Tafeln. Berlin, in der Nikol. Buchhandlung. 1839. gr. 8. 487 S. (2 Thlr. 20 Gr.)

Wenn man die wichtigsten Beziehungen, unter welchen sich die Physik mit dem Lichte zu befassen hat, z. B. seine Reflexion, seine gewöhnliche Brechung, seine Brechung in sphärischen Linsen, seine Interferenz und Beugung, die Farben dünner Körper, die Bestimmung der Lichtstärke, die doppelte Brechung, Polarisation und andere Momente, worunter wohl die optischen Werkzeuge und die Anwendungen der optischen Gesetze eine vorzügliche Stelle einnehmen, mit den Forderungen vergleicht, welche gegenwärtig Wissenschaft und Praxis machen, so findet man sich alsbald überzeugt, daß die gewöhnlichen Lehrbücher, welche alle Theile der Physik gleichmäßig zu behandeln haben, für die Kenntnißnahme aller Erscheinungen um so weniger hinreichen, als die Theorie des Lichtes in der neuesten Zeit größere Fortschritte gemacht und Erweiterungen erhalten hat, als je ein anderer Theil der Physik.

Die Annahme eines von leuchtenden Körpern ausstrahlenden Lichtstoffes erweist sich darum als keine haltbare Hypothese, weil sie nicht zu erklären vermag, wie dieser Akt vor sich gehe und weil sie viele andere Hypothesen zu Hülfe nehmen muß, um die Lichterscheinungen zu erklären; denn man muß hierbey noch besonders annehmen, der ausströmende Stoff bestehe aus ungemein feinen Theilchen, welche dem Gesetze der Trägheit, keineswegs aber dem der Schwere, unterliegen, welche nicht alle dieselbe Masse haben und sowohl auf einander, als auch auf die irdischen Körper anziehend und abstoßend wirken. Auch hält es seit der Entdeckung Arago's, wornach an der Durchkreuzungsstelle zweyer Lichtstrahlen unter gewissen Umständen keine chemische Wirkung eintrete, schwer, die chemischen Wirkungen des Lichtes nach der Emanationshypothese zu erklären, so daß die Undulationshypothese, welche in der neuesten Zeit von den ausgezeichnetsten Optikern, z. B. von Fresnel, Fraunhofer u. A. in Schutz genommen und ausgebildet wurde, manche wesentliche Vorzüge erhielt.

Da in der neuesten Zeit gerade diese chemischen Wirkungen sorgfältig erforscht und Versuche mit Erfahrungen verbunden wurden, welche der Erklärung bedurften, so mußten die Anhänger der beyden Hypothesen um so besonnener zu Werke gehen, als jede noch eine gründlichere Ausbildung bedurfte und es jeder zur Aufgabe gemacht wurde, alle Erscheinungen ohne neue Hülfshypothesen zu erklären und dadurch den Vorzug zu erringen. Letzteres ist im Allgemeinen mit der Undulationstheorie der Fall; sie fordert wohl eine bestimmte Beschaffenheit der Flüssigkeit, Aether, womit ein leuchtender Körper, gleich einem schallenden, in Schwingungen sich befinde, und jenen den Weltraum erfüllenden Aether in fortschreitende Schwingungen versetze, und die leuchtenden Schwingungen; allein sie erklärt die verwickeltsten Erscheinungen und drückt sie meistens mathematisch scharf aus, was ihr die angesehensten Physiker zuwendet.

Sie war zwar lange nicht im Stande, die sogenannten Zerstreuungs-Erscheinungen und die Gesetze, worauf sie beruhen, zureichend zu erklären und ihre Gegner machten diesen Umstand lange

geltend; allein seit Beseitigung dieses Mangels durch Cauchy, seit den raschen Fortschritten durch Fresnel, Neumann, Brewster, v. Kobell u. A. hat sie an Wissenschaftlichkeit außerordentlich gewonnen, und eine gewisse Festigkeit erhalten, obgleich ihre Grundsätze nicht zweifellos und nicht absolut in der Natur des Lichtes gegründet erscheinen mögen. Der letzte Grund, die erste, die den Aether zum Undoliren bringende Hauptkraft, ist freylich noch nicht erklärt; aber die Hypothese selbst entspricht allen Anforderungen und erklärt namentlich die chemischen Wirkungen des Lichtes, welche man mit ihr gar nicht vereinbar finden wollte, eben so gut, als die Emanations-Hypothese, nach welcher man sie aus einer Verwandtschaft des Lichtstoffes zu den Körpern erklärt; ja sie zeigt uns, daß bey der Durchkreuzung von zwey Lichtstrahlen keine chemische Wirkung eintreten kann, sobald die sich kreuzenden Wellentheile eine entgegengesetzte Bewegung haben.

Unter solchen Verhältnissen und bey den raschen Fortschritten der Optik war es schon längst großes Bedürfniß, die Lichterscheinungen nach einem geordneten Systeme entweder nach beyden Hypothesen zu erklären, und dadurch die Unbeholfenheit der Emanations-Hypothese, dagegen die Zweckmäßigkeit der Undulationstheorie darzustellen, oder in systematischer Anordnung jene Erscheinungen aus der letzteren zu erklären und der Wissenschaft einen wesentlichen Vorschub zu verschaffen. Da sie allen Erscheinungen gewachsen ist, so muß man die Bearbeitung des Verf. als eine höchst willkommene ansehen, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Optik vom Standpuncte der Vibrationstheorie sowohl für diejenigen, welche mit ihr schon bekannt sind, als für die, welche sich mit ihr erst vertraut machen wollen, als auch für die, welche nur zufällige Belehrungen suchen, darzustellen; zugleich sollte aber die andere Hypothese nicht ganz zu übersehen, sondern ihr einige Anerkennung gewährt seyn.

Diese Erörterungen hielt Ref. für nothwendig, um den Leser mit der Hauptidee des ganzen Werkes, welches, zwey Bände umfassend und aus sieben Abschnitten: 1) allgemeine Gesetze der Verbreitung des Lichtes in demselben Medio; 2) Gesetze derselben, wenn das Licht aus einem Medio in ein anderes übergeht; 3 und 4) die Erscheinungen der Interferenz; 5) die Katoptrik und Dioptik; 6) die Absorption und 7) die physiologische Optik — bestehend und in den weiteren Darstellungen die vorzüglichsten Anwendungen nebst nachträglichen neuen Entdeckungen enthaltend, die ganze Lichttheorie begreifen und somit ein zusammenhängendes Ganze darbieten soll, vorläufig bekannt zu machen und ihn auf denjenigen Standpunct zu erheben, von welchem aus er den Charakter der Darstellungen zu beurtheilen vermag. Der erste Band umfaßt die Materien der drey ersten Abschnitte und läßt vom Verf. für die Bearbeitung und Gediegenheit des zweyten Bandes, dem vielleicht ein dritter folgen wird, je nachdem der Stoff während der Untersuchungen anwächst, viel Treffliches erwarten, wofür einige Beyspiele des ersten zum Belege dienen mögen.

Für die Entwickelung der allgemeinen Gesetze der Verbreitung des Lichtes legt der Verf. die Ansichten Cauchy's in seinem Werke: Memoire de la dispersion de la lumière; Prague zum Grunde und geht von der Theorie der Bewegung eines Systems von unendlich nahe liegenden Elementen aus, welche bald anziehend, bald abstoßend auf einander wirken, deren Ausdehnungen jedoch gegen ihre Entfernung von einander als verschwindend anzusehen sind. Die zwischen je zwey Elementen wirksame Kraft drückt er durch eine Funktion ihrer Entfernungen aus; die Summe aller Funktionen nennt er diejenige Kraft, welche das ganze System auf ein Element ausübt und für das ruhende System Null ist. Durch Verschieben eines Elementes erleiden alle übrigen eine Veränderung, wird das Gleichgewicht gestört und giebt die Summe der Einzelnkräfte eine Mittelkraft, welche das verschobene Element auf irgend einem Wege gegen den Ruhepunct zurückdrängt, woraus sich 3 Gleichungen von Differenzen und Differenzialen für ein rechtwinkeliges Coordinatensystem (denn den leuchtenden Körper denkt man sich nach der Vibrations-Hypothese in stehenden Schwingungen sich befindend) ergeben, welche integrirt werden und mittelst ihrer Entwicklung für jene Verschiebung die Werthe geben.

Hierdurch sind für alle Lichtschwingungen und für ihre geradlinige Fortpflanzung die Hauptgesetze dargestellt, weil jene stehenden Schwingungen des angenommenen Lichtäthers obigem Coordinatensysteme entsprechen, drey besondere Wellensysteme bilden, wovon nur die beyden senkrechten Licht geben, das 3te, die Schwingungen in der Normalen der Ebene darstellend, kein Licht erzeugt und eine Gleichung darbieten, welche die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellenbewegung $= \omega$, in der Normalen der Wellebene; diejenigen Lothe, in denen die Verschiebung eines Aethertheilchens mit der dadurch im Aether angeregten Kraft, Elasticität des Mittels, zusammenfällt, durch a, b und c versinnlicht; denn die Elasticitäten selbst durch μ, ν, π bezeichnet, enthält und folgende Form hat:

$$\frac{a^2}{\omega^2-\mu^2}+\frac{b^2}{\omega^2-\nu^2}+\frac{c^2}{\omega^2-\pi^2}=0.$$

Die Gesetze, welche diese Gleichung, die übrigens schon Fresnel in den Poggend. Annal. veröffentlicht hat, nach und nach darbietet, wenn man die beyden Werthe der Fortpflanzungsgeschwindigkeit entwickelt und auf die Lichterscheinungen anwendet, führt der Verf. im Einzelnen dem Leser vor, wodurch die ganze Darstellung ihre geometrische Begründung erhält, weil jene Werthe als Linien, oder bey gedachten Schnitten als Kreise, deren Normalen die optischen Aren sind, sich nachweisen lassen. Mit Berücksichtigung der früheren Untersuchungen Fresnels, welche er jedoch nicht vollständig mittheilt, sondern in Betreff der Abhängigkeit der Geschwindigkeit zweyer Strahlen von ihrer Neigung gegen die optischen Aren und umgekehrt lückenhaft läßt, und der konischen Brechungen nach Hamilton's Theorie, setzt der Verf. seine Nachweisungen fort, theilt er die Angaben Cauchy's mit; versinnlicht er die Richtung und Ebene der Polarisation; läßt er die Dispensionsgesetze Cauchy's ziemlich getreu folgen, und beschließt er die Betrachtungen mit den Wirkungen von zwey Wellensystemen bey derselben und verschiedner Polarisationsebne. —

Mehr in das Einzelne einzugehen, und auf eine größere Consequenz und Bestimmtheit in der Darstellung, Vereinfachung der Gesetze und Erklärung der Erscheinungen aufmerksam zu machen, oder Zweydeutigkeiten aufzuhellen und Fehlendes zu ergänzen, gestattet der Raum nicht, weil das Herausheben von mathematischen Formeln dem Zwecke nicht ganz entspricht und oft den Zusammenhang zerreißt. Uebrigens verdiente noch bemerkt zu werden; daß die Schwingungen leuchtender Körper nicht gleich der der schallenden, in solchen Richtungen erfolgen dürfen, welche ihrer Fortpflanzungsrichtung parallel sind, sondern in auf dieselbe senkrechten, wodurch die Darstellungen an Klarheit und Verständlichkeit gewonnen hätten und der Unterschied der Fortpflanzung zwischen den Licht- und Schallwellen einfacher sich gezeigt hätte. Eine populäre Erklärung aller Fortpflanzungs-Erscheinungen wäre ganz an ihrem Orte gewesen, und hätte die Brauchbarkeit des Buches für das Selbststudium wesentlich erhöhet.

Die Gesetze der Reflexion und Refraction machen den Inhalt des 2ten Abschnittes aus: Da nämlich das Licht, welches an der Grenze zweyer Mittel gleichsam umkehrt und in das alte Mittel zurückkehrt, entweder zerstreutes oder regelmäßig reflectirtes ist, wobey uns durch ersteres der Körper, an dessen Grenze die Zerstreuung erfolgt, selbst sichtbar wird, gleich als ob er leuchtend wäre, durch letzteres aber ein Bild desjenigen Körpers erscheint, der das Licht auf jenen wirft, so werden die mancherley Modifikationen, welche sich ergeben, näher betrachtet, jedoch nicht originell, weil das Meiste fast wörtlich aus den Untersuchungen Neumann's, welche er in seinem Werke: Ueber den Einfluß der Krystallflächen bey der Reflexion u. s. w. niedergelegt hat, entnommen ist.

Uebrigens bietet der Verf. den Vortheil dar, daß man zugleich die Ergebnisse der Forschungen Fresnel's kennen lernt, weil jener gegen diesen den Satz behauptet und näher erläutert, daß die Dichtigkeit des Aethers in allen Medien gleich, seine Elasticität aber verschieden sey und weil er auf dieselbe Formel geleitet wird, welche Fresnel auf dem Wege der Versuche und Erfahrungen gefunden und bestätigt hat. Diese Uebereinstimmung der Theorie mit dem Experimente ist ein schöner Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Gesetze und verdient alle Aufmerksamkeit.

So wie diese Theorie nebst der von der Reflexion von Metallflächen, wie sie ebenfalls Neumann gegeben hat und welche von dem Verf. aufgenommen ist, nach der Vibrationshypothese leicht verständlich wird, so läßt sie sich auch nach der Emanationshypothese erklären, was der Verf. speciell hätte nachweisen sollen. Hiedurch gewinnt erstere um so mehr, je einfacher, ungezwungener und mit je weniger Hülfshypothesen sich die Reflexions- und Refractions-Erscheinungen erklären lassen. Refer. wünscht dieses sowohl zur allseitigen Belehrung, als zur größeren Vervollkommnung der Darstellungen des Verfassers.

(Schluß folgt.)

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant ꝛc.

(Fortsetzung.)

Fragt man nun zuvörderst bey der vorliegenden Karte von Francia orientalis: „Was ist hinsichtlich der mittelalterlichen Geographie Ostfrankens vor dem Erscheinen dieser v. Sprunerschen Karte geleistet worden?“ so läßt sich hierauf mit aller Bestimmtheit und Unparthenlichkeit folgendes antworten.

Eine Karte, die den ducatus Franciae orientalis als Hauptgegenstand darstellte, ist allerdings mit dem Erscheinen des Chronicon Gotwicense 1732 an das Licht getreten und zwar im größten Formate, und auch das nachmals so benannte Francia rhenensis guten Theiles mitbegreifend. Sie fand in ihrer und der Folgezeit gerechte Anerkennung; denn es war durch sie geleistet worden, was mit den damals vorhandenen Mitteln zu leisten war. Noch bis auf den Anfang dieses Jahrhundertes galt die Karte mit den im Texte gegebenen Nachweisungen als eine Autorität, auf welche man sich in letzter Instanz berief, und wirklich haben hernach die Meisten, die sich mit diesem Theile der Geographie des Mittelalters beschäftigt, nicht anderes gethan, als daß sie das Chronicon Gotwicense und dessen Karten benutzten und förmlich ausbeuteten. Weit entfernt, den Ruhm einer solchen Arbeit schmälern zu wollen, wissen wir auch jetzt noch dieselbe ihrem wahren Werthe nach zu schätzen, denn wir begreifen, was es heißen will, in so schwierigen Dingen die Bahn zu brechen; ein Verdienst, welches den Verfassern des Chronicon Gotwicense unverkümmert bleiben wird. — Dasselbe Urtheil gilt dem Wesen nach auch jener 1729 gefertigten Karte im besagten Chronicon, welche Germania in priscas suas provincias, ducatus, pagosque etc. divisa darstellt, woselbst eine Nova Francia, jedoch ohne Grenzangabe der einzelnen Gauen derselben zu sehen ist. Es muß bemerkt werden, daß noch vor dem Chronicon Gotwicense J. Fr. Schannat seine Karte der Vetus Buchonia mit den angrenzenden Gauen (1724?) herausgegeben hatte. Einzelne Gauen Ostfrankens auf eigenen Karten dargestellt, wie jene Strebels v. J. 1757, welche den über und über mit Wald bedeckten Pagus Rangowe liefert, den Bessel und ihm nach Strebel selbst irrig mit dem Radenzgau gleichbedeutend gehalten und dargestellt, und des verdienten Lamey's Pagus Wingartheiba (1794) mochten schon als Bereicherungen im Gebiete der Geographie des Mittelalters gelten. Die Heyberger'sche Karte von 1771 gab nur die in den verschiedenen Gauen Ostfrankens und im Nordgau der Kirche Bambergs von den deutschen Kaisern im 11. und 12. Jahrhunderte gemachten Schenkungen wieder. Nach Bessel'schem Vorbilde ließ Hanselmann im J. 1775 eine Karte von Francia orientalis erscheinen, allein sie geht östlich nur Weniges über den Mann, die Regnitz und die Pegnitz hinaus, im Westen bloß bis Mannz, Worms und Speyer, und der Beschauer dieser Karte hat alle Muße, die Grenzen des Herzogthums und seiner verschiedenen Gauen nach seinem Belieben entweder sich hineinzudenken oder wirklich hineinzuzeichnen. Im Süden steht zwar die Bemerkung: Limites Franciae novae et Sueviae secundum diploma Conradi II. de anno 1027; allein sie zu ziehen, ist unterlassen worden. Kremer fügte seinem Werke vom rheinischen Franzien (1778) eine Karte von mäßigem Umfange bey, welche dem Herzogthume der Rheinfranken und deren Gauen bestimmt ist, auf der denn auch beträchtliche Theile der Francia orientalis bis Sigeboldesdorf, Stafelstein, Lützendorf und Heiligenstadt vorkommen. Die Ostgrenze Rheinfrankens, und mithin die Westgrenze unseres Ostfrankens, von Miltenberg bis Jazaha ist jedoch nicht richtig auf dieser Karte gezogen, und dem Radenz-, Banz- und Hasse Gau fehlt die Grenz- und Schrift-Bezeichnung. Wer die Karte vom Nordgau und Radenzgau mit Bezeichnung der angrenzenden Gauen von J. A. v. Schultes (1801) als ein die Gau-Kunde förderndes Werk betrachten wollte, wäre gewiß in einem Irrthum, von dem ihn schon die Ansicht und Vergleichung der Heyberger'schen Karte mit der Schultes'schen heilen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nr. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Handbuch der Optik mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Fortschritte der Wissenschaft.

(Schluß.)

Die Reichhaltigkeit der letzteren, welche in theoretischer Beziehung gar Manches zu wünschen übrig lassen und nicht selten des innern Zusammenhanges ermangeln, weil der Verf. nicht immer demselben Geleitsmanne, sondern verschiedenen Gelehrten folgt, ohne ihre speciellen Ansichten und Bezeichnungsweisen in ein harmonisches Ganze zu verarbeiten und der Hauptidee die Nebenideen einzuverleiben, ergiebt sich aus der Bemerkung, daß hinsichtlich der Intensitäts-Formeln die Versuchsreihen von Arago und Brewster zur Bestätigung und erfahrungsmäßigen Begründung mitgetheilt, die Erscheinungen in doppelbrechenden Krystallen genau beschrieben und auf die Rechnungen bezogen sind. Diese Vergleichung ist das Hauptverdienst des Verf. und gewährt darum großes Interesse, weil die Uebereinstimmung der durch das Experiment gefundenen Resultate mit denen von der Rechnung dargebotenen als schöner Beweis für die Richtigkeit der Gesetze gilt.

Außer der Construction Huyghen's für die Richtung der Strahlen bey einaxigen Krystallen, der Erklärung Nikol'scher Prismen und der Ursachen der unregelmäßigen Bilderzahl beym Achate nebst den verschiedenen Erscheinungen und Abweichungen des Kalkspathes, deren einzelne Aufzählung jedoch unterlassen wird, weil sie weder neu, noch gründlicher erörtert sind, als es bereits geschehen ist, und welche hier nur in so ferne von Interesse seyn mögen, als die aus verschiedenen Zeitschriften, namentlich aus Pogg. Annal. und einzelnen Schriften zusammengestellt und in ein, freylich nicht streng consequentes, Ganzes verarbeitet sind, findet man auch Biots Untersuchungen und Resultate über kreisförmige Polarisation; dann Lloyd's Nachweisungen aus Versuchen und Beobachtungen wegen der konischen Berechnung, welche im ersten Abschnitte nicht ganz mit Glück behandelt sind und zuletzt Bremster's Erfahrungen über Dichroismus und Absorption des Lichtes bey seinem Durchgange durch Krystalle nach verschiedenen Richtungen und zuletzt über Reflexions-Phänomene bey Metallflächen.

Wie im ersten Abschnitte, so findet sich auch hier eine gewisse Buntheit in Darstellungsweisen und eine Trennung der mathematischen Gesetze und Formeln von den Erfahrungs-, Beobachtungs- und Versuchs-Resultaten. Der Verf. sendet letztere in ihrer Theorie meistens voraus, oft aber den inneren Zusammenhang nicht genau beachtend, sondern gegen denselben sich oft verfehlend, weil er die verschiedenen Versuchsweisen und die ihnen zum Grunde liegenden Beobachtungsweisen nicht immer auf eine gleich glückliche Weise zur Einheit verarbeitet und von einer Grundansicht, welche sich neben der strengen Verfolgung der Vibrationstheorie doch nach den Grundgesetzen dieser in den einzelnen Massen von Lichterscheinungen geltend macht, beherrscht, consequent veranschaulicht. Manchmal leitet er aus den Betrachtungen sehr gehaltreiche Ergebnisse ab und nimmt er Gegenstände auf, welche bey den analytischen Erörterungen entweder störende Unterbrechungen veranlassen würden, oder sich nicht analytisch behandeln lassen. Diese Resultate dienen alsdann zur Grundlage für die Analysis, welche die zweyte Abtheilung jedes Abschnittes ausmacht und durch Formeln jene Resultate bestätigt. Diese Anordnung verursacht zwar manche Wiederholungen,

gewährt aber doch für die verschiedenen Klassen von Lesern wesentliche Vortheile, welche man in wenigen anderen Lehrbüchern über die Optik wahrnimmt.

Betrachtet man übrigens die Erscheinungen der doppelten Brechung durch mehr als einen Krystall, der Krystalle mit zwey Aren doppelter Brechung und die Bestimmungen Brewster's hinsichtlich der Uebereinstimmung geometrischer Aren mit den optischen, woran Mitscherlich die Bemerkung fügte, daß auch bey der Ausdehnung durch Wärme die Krystalle sich nach ähnlichen Gesetzen verschieden zeigen, indem sich jene Krystalle, welche keine doppelte Strahlenbrechung zeigen, sich nach allen Seiten gleich ausdehnen und ihre Winkel bey jeder Erwärmung ungeändert bleiben, so wird man im Vergleiche mit dem, was der Verf. bietet, sich bis auf die theoretischen Betrachtungen befriedigt fühlen, weil er nicht in den Geist der Erklärungsweisen der einzelnen Naturforscher gleichförmig eingedrungen ist und die verschiedenartigen Ergebnisse der Versuche über den Polarisationswinkel, welcher nach Brewster's Entdeckung derjenige Einfallswinkel ist, bey welchem der eindringende, gebrochene Strahl mit dem zurückgeworfenen einen rechten Winkel macht, und nach Malus und Biot für Glas 35° 25′ nach Berechnungen aber nur 34° beträgt, und über polarisirte Strahlen nebst polarisirtem Lichte nicht nach denselben Principien zu erörtern sucht.

Die Polarisirung beym Durchgange durch Glasplatten, wobey für das Auffallen eines Lichtstrahles auf mehrere Platten von gutem Glase mit parallelen Oberflächen unter 34° Neigung nur ein Theil des Lichtes von der ersten Platte durchgelassen, der übrige aber reflectirt wird; die Uebereinstimmung der Polarisirung bey der Reflexion und doppelten Brechung; die Eigenschaften des Achats und Turmalins, nämlich das durchgelassene Licht zu polarisiren und dasjenige, welches dieser Polarisirung entsprechend ankömmt, durchzulassen, dasjenige aber, welches senkrecht auf die Polarisations-Ebene, welche dem Körper angemessen ist, polarisirt ankömmt, gar nicht durchzulassen, besonders aber die Erklärung der Polarisirung nach der Vibrationstheorie und andere Phänomene sind nicht ganz nach des Ref. Anforderungen an ein Handbuch über Optik erforscht und verständlicht.

Vor allen müßten hier die Forschungen Fresnel's, welcher z. B. die Möglichkeit einer bey Quervibrationen stattfindenden Fortpflanzung von einer Kugelschichte zur andern nachgewiesen hat, und die Verdienste Cauchy's, welcher über die den Polarisations-Phänomenen entsprechende Beschaffenheit der Lichtwellen durch theoretische Untersuchungen bestätigte, klarer und würdevoller hervorgehoben werden, als es vom Verf. geschehen ist, weil des letzteren Darstellungen demselben häufiger zur Richtschnur dienten. Doch Ref. bricht von der Ergänzung der Materien im 2ten Abschnitte ab und wendet sich zum Inhalte des 3ten, welcher sich mit der übersichtlichen Darstellung der durch die Doppelbrechung erzeugten Erscheinungen der Interferenz befasset, worauf mit Beginn des jetzigen Jahrhunderts Young die Aufmerksamkeit der Physiker lenkte und worunter man einfach die gegenseitige Einwirkung der Lichtstrahlen auf einander bey ihrem Zusammentreffen versteht.

Mit Berücksichtigung der Ergebnisse mancher Versuche hat man die Richtung und Größe des Weges berechnet, welchen die Strahlen zurücklegen, die an dem Orte sich schneiden, wohin die leuchtenden und dunklen Streifen fallen und folgende fünf Hauptgesetze gefunden:

1. Der leuchtende, zwischen beyden Bildern befindliche Streifen, entsteht aus Strahlen, deren Differenz zwischen den Wegen vom leuchtenden bis zum Schnittpuncte gleich Null ist.

2. Die ersten zwey leuchtenden Streifen, deren einer links, der andere rechts gegen den mittleren steht, werden durch Strahlen gebildet, deren Differenz der Wege dieselbe ist; heißt sie d, so entsteht:

3. Der zweyte Streifen aus Strahlen, deren Differenz der Weg 2 d ist und im Allgemeinen:

4. Die Differenz der Wege der farbigen Streifen gebenden Strahlen o, d, 2d, 3d . . . nd ist.

5. Die zwischen den leuchtenden Streifen befindlichen dunkeln entstehen von Strahlen, deren Unterschied der Wege durch $\frac{1}{2}d$, $\frac{3}{2}d$, $\frac{5}{2}d$... $\frac{2n+1}{2}d$ ausgedrückt wird.

Das Ganze, was der Herr Verf. giebt, ist eine vollständige und anschauliche Durchführung der Berechnung von Neumann, welche dieser in seiner oben angeführten Schrift mitgetheilt hat. Da alle Gesetze mit der Natur der Wellenbewegung übereinstimmen, so entdeckte man sie unter Leitung dieser und erklärt sie als eine Zusammensetzung der vibrirenden Bewegungen in eine einzige Welle, wofür der Erfolg besonders auffallend ist, wenn zwey Wellen parallel fortschreiten oder sich unter einem sehr kleinen Winkel schneiden u. s. w.

Die interessantesten Erscheinungen bieten so wohl die Farbenstrahlen, besonders bey der Depolarisirung z. B. im blätterigen Gypse, Selenit, Arragonit u. dgl. als auch die Bestimmungen der Farben nach der Dicke des Gypsblättchens, die Farben zweyer Blättchen, deren Hauptlinien auf einander senkrecht stehen und die Farbenringe im polarisirten Lichte dar. Hierbey werden unter anderen Erscheinungen die von v. Kobell beobachteten Farbenringe, welche der Doppelspath, am Meisten der Arragonit, beym Durchgange des gewöhnlichen Lichtes darbieten, mit Aufmerksamkeit besprochen und die wichtigeren neuesten Entdeckungen z. B. hinsichtlich der Masse des Krystalles, der complementären Färbung des Mittelbildes bey Nikol'schen Prismen, der Bestimmungsmethode positiver oder negativer Beschaffenheit der doppelbrechenden Krystalle nach Dove's Ergebnissen und vorzugsweise die Erscheinungen der Farben in Körpern von künstlicher Doppelbrechung klar und gründlich erklärt, so daß man die Bearbeitung des dritten sehr inhaltsreichen Abschnittes für den gelungneren erklären darf und sich mit dem Verf. wegen der Mängel und Differenzen im 1ten und 2ten Abschnitte fast ganz aussöhnt.

Vergleicht man alle Angaben dieser drey Abschnitte mit den bis jetzt bekannten Lichterscheinungen nach ihrem ganzen Umfange und berücksichtigt das in einzelnen Schriften und Pogg. Ann. über jene Mitgetheilte, so findet man in dem Buche wohl wenig Eigenthümliches, aber eine fleißige und sorgfältige Benutzung des in jener zerstreut angegebenen. Der Verf. hat mühevoll zusammengestellt, was zusammengehört, manches Abgerissene miteinander verknüpft, aber nicht nach einer Idee und originell verarbeitet und ein Handbuch der Optik entworfen, welches die Quellen, die jedoch nicht offen und vollständig genannt sind, entbehrlich macht und in den Nachträgen solche Entdeckungen, welche dem Verf. entweder entgangen seyn, oder in der Zwischenzeit noch gemacht werden sollten, aufzunehmen verspricht.

Die größte Schwäche dieses 1ten Bandes dürfte in dem oft mechanischen Zusammenstellen der Ergebnisse aus Abhandlungen verschiedener Gelehrten und in dem geringen Verarbeiten derselben zu einem logischen Ganzen bestehen, woher es denn kömmt, daß gerade der erste Abschnitt am wenigsten befriedigt; obgleich er die Begründung der Hauptidee, welche der Lehre vom Lichte zum Grunde liegt, enthält und dem Leser gleich vornherein gewinnen soll. Besser ist die Bearbeitung der Polarisations- und vielleicht am Genügendsten und Umfassendsten, am Vollkommensten und Consequentesten die der Interferenz-Erscheinungen ausgefallen.

Schlüßlich wünscht Refer. bey dem übrigens schönen Aeusseren, es möge der Verf. Sorge getragen haben, daß nicht so viele Druckfehler, welche nicht selten den Sinn ganz entstellen und die weniger geübten Anfänger leicht zu Irrthümern verführen können, namentlich in den mathematischen Darstellungen eingeschlichen wären, und daher bey den folgenden Mittheilungen sowohl diese vermeiden, als auch manche Winke benützen, um seinen Bearbeitungen noch mehr Vollkommenheit zu verschaffen, wodurch ihre Empfehlung nur mehr Grund erhalten kann.

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seine vermeintlich neue Entdeckung eines pagus Culm als Untergau des Radenzgaues mit den Orten Culminaha, Urbach und Berchtelsrode aus der Urkunde vom 18. Jänner 906 ist eine Träumerey, aus welcher ihn die Namen der Gaugrafen hätten erwecken sollen, die, wie die folgenden Urkunden bey Schannat, Trad. Fuld., erweisen, im pagus Turingiae, nicht aber im Radenzgau zu suchen sind. Sein über die Gebühr bis zur Brenz ausgedehnter Nordgau, die schwer aufzufindenden Grenzen der einzelnen Gauen z. B. der Südwestgrenze des Radenzgaues, die ungenaue Bezeichnung des Grenzlaufes zwischen dem Nord- und Radenzgau, und viele andere Dinge mehr bestätigen unser vorhin über diese Karte gefälltes Urtheil. Hier erwähnen wir zum Schlusse noch der Karte des Großherzogthums Baden nach den Gauen des Mittelalters ꝛc. als erster Versuch bearbeitet von A. J. v. Hennisch, weil die nordöstlichen Striche dieses Großherzogthums Bestandtheile des alten ostfränkischen Dukates gewesen, und weil den Orten, so weit dieß zu ermitteln war, die Jahrzahl des urkundlich ersten Vorkommens beygegeben ist; die topographische Ausführung ist gelungen zu nennen; auch hatte Herr Hennisch die trefflichsten Arbeiten, namentlich was die rheinfränkischen Gaue östlich des Rheins angeht, vor sich. Allein die Westgrenze Ostfrankens etwas westlich von Miltenberg sollte sich gegen Norden laufend auf der Schneeschmelze des Spessharts fortziehen, während sie sich, gerade wie auf der Kremer'schen Karte, aber nicht wie im Texte bey Kremer S. 50, in ziemlicher Nähe des Mayns hält: ebensowenig sind wir mit Hrn. Hennisch über die Grenzen einverstanden, welche Ostfranken von Rheinfranken in südöstlicher Richtung vom Neckar, der Jxt und dem Kocher zu, trennen, können uns aber hier auf Gründe für unsere Behauptung nicht einlassen, sondern bemerken bloß, daß die villa Lauppa (Lauffen am Neckar, 741) zur ursprünglichen Dotation der Wirzburger Kirche gehörte und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts bey derselben verblieben sey, sohin nicht in Francia rhenensis, sondern Francia orientalis gesetzt werden müsse. Auch gebührt dem Orte Königshofen im Taubergau nicht die Jahreszahl 823, sondern jene von 741, der Gründung des Bisthums Wirzburg, wie aus dem klaren Laut der Urkunde zu entnehmen. (M. B. 28. 1. p. 16, 17.) —

Nun zur Frage: „Was hat die vorliegende v. Spruner'sche Gaukarte geleistet?“

Alle bisher aufgezählten Karten — deren Zahl sich durch noch einige, z. B. die der bekannten Pfeffelschen Abhandlung über den Nordgau beygegebene Karte u. a. m. vermehren ließe, von denen aber keine als außerordentliche Leistung zu betrachten ist, weßhalb ihre Anführung hier unterlassen wird — behandeln ihren Gegenstand viel zu allgemein und nicht speciell genug, oder sie nehmen bloß mehrere Gauen, oft nur einen einzelnen Gau des ostfränkischen Ducates zum Objecte. Eine vollständige, alle Gauen in zweckdienlicher Größe und Ausdehnung wiedergebende, Ostfranken specialisirende Karte hat — mit Ausnahme der Karte im Chronicon Gotwicense — Keiner von allen geliefert. — Wie schätzbar und dankenswerth jedem Forscher die Arbeiten der angeführten Gelehrten, vorzüglich jene Bessels seyn müssen; so ist doch auch wohl zu beachten, welche großen Fortschritte in neueren Zeiten durch das Oeffnen der Archive und durch das Bekanntwerden von einer Menge von Diplomen, die neue Aufschlüsse über die Geographie des Mittelalters ertheilen, gemacht worden sind. Indem nun Hr. Spr. die oben aufgezählten Arbeiten sorgfältigst zu Rath gezogen, und nicht nur sämmtliche neuere Forschungen, so weit sie dem Drucke übergeben waren, sondern auch in Bezug auf die nordöstlichen Grenzen der Francia orientalis die bisher nicht Jedem zugänglichen Urkunden des Bamberger Archivs durch den Rath und Archivar Oesterreicher benutzte; ist es ihm beym angestrengtesten Fleiße nach einer dreyjährigen Arbeit möglich geworden, seiner Karte von Francia orientalis jene wissenschaftliche Vollendung zu geben, welche seine Vorgänger je nach ihren Zwecken und mit ihren Mitteln nicht erreichen konnten. Und jetzt erst sind wir im Besitze einer Gaukarte von Ostfranken, welche den streng wissenschaftlichen Anforderungen Genüge leistet, die von früheren Gelehrten und Kartographen begangenen Fehler vermeidet, dagegen die neuesten Forschungen über den Gegenstand aufgenommen hat.

Haben wir nun alle Ursache, der Gründlichkeit des vorliegenden Werkes in historisch-geographischer Beziehung das wohlverdiente Lob zu spenden, so müssen wir nicht minder die technische Ausführung als eine in allen Theilen musterhafte preisen.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nr. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Annuaire de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Cinquième année. Bruxelles 1839. 148 S. 12.

Die Einrichtung dieses Jahrbuches ist dieselbe wie früher (vrgl. Gel. Anz. VII. S. 737) geblieben, und vier Biographien verstorbener Mitglieder sind in ihm enthalten; von diesen allein ist hier die Rede.

1. Notice sur G. Moll, membre de l'Académie, né Amsterdam, le 18. janvier 1785, mort dans la même ville, le 17. janvier 1838 (par A. Quetelet).

„Die Wissenschaften," sagt Quetelet, „wie Die, welche sie pflegen, genießen das glückliche Privilegium, daß es für sie keine politische Grenzen, keine National-Antipathien, selbst nicht einmal eine gewisse Art von intellectuellen Schranken giebt, wie solche unter dem Einfluße der Sprache sich zwischen den verschiedenen Litteraturen festsetzen. Sie bilden eine wahre Republik, deren Frieden nichts stören soll und wo das Verdienst allein zu Auszeichnungen führt. —

Was uns, die Mitglieder dieser Akademie, anbetrifft, die wir uns durch unsere Studien und Neigungen in die friedliche Stellung versetzt sehen, wo politische Mißhelligkeiten ihre Erschütterungen nicht mehr verspüren lassen, wir sehen in dem Gelehrten, der den Gegenstand dieser Betrachtungen ausmacht, nur den Kollegen, der unter uns Platz genommen, an unsern Arbeiten Antheil gehabt und der uns mit seinen Einsichten unterstützt hat."

Mit diesen versöhnlichen Worten beginnt der belgische Gelehrte die Biographie des holländischen Kollegen, den ungünstige politische Verhältnisse seit Jahren von ihm getrennt hatten und ehrt sich selbst durch diese partheylose Anerkennung am meisten. An dieser Biographie nehmen wir aber noch einen besondern Antheil, da Moll correspondirendes Mitglied unserer Akademie gewesen ist und es uns mithin geziemt, sein Andenken auch in diesen Blättern zu feyern.

Seine Lebensgeschichte bietet eben keine auffallenden außerordentlichen Erscheinungen dar; sie hat bloß das ruhige friedliche Wirken eines Mannes zu schildern, den Neigung und Beruf in die wissenschaftliche Laufbahn geführt haben.

Gerhard Moll wurde zu Amsterdam den 18. Januar 1785 geboren. Sein Vater war Kaufmann und bestimmte den Sohn für denselben Stand. Dieser gewann indeß bald Vorliebe für die Mathematik und Astronomie, so daß er sich mit Genehmigung der Aeltern ganz diesen Studien widmete. Seine erste Anstellung erlangte er 1812 in Utrecht, wo die französische Gewaltherrschaft die Universität zu einer Secundärschule herabgewürdigt hatte; er ward daselbst Director des astronomischen Observatoriums und Professor der Mathematik und Physik. Bey Wiederherstellung der Universität i. J. 1815 erhielt er die Professur der Physik an derselben. Seine erste Sorge war der Einrichtung des Observatoriums gewidmet, das im schlechtesten Zustande sich befand, und auf einem isolirten alten Thurme auf einem der Stadtwälle angelegt war. Das Beste wäre gewesen, dieses Gebäude, das weder die nöthige Solidität darbot, noch bequeme Einrichtungen gestattete — der Director konnte nicht einmal darin wohnen — niederzureißen; allein zum Aufbau eines neuen fehlte es an Geld. Da Moll nicht im Stande war, die Hinderniße, die sich ihm wegen

des Observatoriums darboten, zu überwinden, so mag dieß der Grund seyn, warum ihm astronomische Arbeiten verleidet wurden, wie er denn auch wenig aus diesem Gebiete publicirt hat. Dagegen war er als Physiker ganz an seiner Stelle; dieß beweisen seine Arbeiten, und seinem Vaterlande wurde er insbesondere dadurch nützlich, daß er es nicht bloß in Bekanntschaft mit den Leistungen des Auslandes erhielt, sondern auch gleich in alle praktischen Anwendungen eingieng.

Moll war die Seele aller wissenschaftlichen Commissionen, welche die Regierung für mathem. physikalische Gegenstände zusammenrief, und man muß gestehen, daß er in selbigen seinem Vaterlande wichtigere Dienste leisten konnte, als auf seinem kleinen Observatorium, wo er während einer geraumen Zeit keinen andern Gehülfen als den Hausmeister hatte. Gleich nach der Bildung des Königreiches der Niederlande wurde eine Commission zur Regulirung der Maaße und Gewichte niedergesetzt, und Moll war eines ihrer Hauptmitglieder. Eine besondere Gelegenheit, Beweise seiner praktischen Kenntnisse zu geben, wurde ihm in einer andern Commission geboten, welche beauftragt war, einen Bericht abzustatten über den Zustand der Gewässer und ihrer Ableitung in den nördlichen Provinzen. Die Arbeit war schwierig und von der höchsten Wichtigkeit. Sie dauerte vier Jahre und Moll, der zum Berichterstatter von der Commission ernannt war, widmete ihr fast alle Zeit.

Sein Bericht, der im Jahre 1827 gedruckt wurde, gilt als ein Muster von Ordnung, Klarheit und Einsicht. Im Jahre 1826 wurde er einer neuen Commission beygezogen, welcher die Verbesserung der Seekarten und die Prüfung der Offiziere übertragen war. Eine Folge davon war seine Arbeit über die ältern Seereisen der Niederländer (Vroegere zeetogten der Nederlanders). Als 1835 die Regierung auf Ansuchen des englischen Gouvernements und zur Unterstützung der Arbeiten von Whewell und Lubbock, sich entschloß, Beobachtungen über die Zeit und Höhe der Ebbe und Fluth längs der holländischen Küste anstellen zu lassen, so war es abermals Moll, dem die Anordnung und Leitung derselben übertragen wurde.

Es bleibt noch übrig von seinen Leistungen in der Physik zu sprechen. Für solche befand er sich in einer sehr günstigen Stellung; unabhängig von den Apparaten des Observatoriums und des physikalischen Kabinets der Universität, das unter seiner Leitung eine auffallende Ausdehnung gewonnen hatte, konnte er noch über die Sammlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Utrecht, die nicht weniger reich waren, disponiren. Ein sehr ehrenvoller Umstand erlaubte ihm noch diese Schätze ansehnlich zu vermehren. Moll hatte im Jahre 1826 einen Ruf nach Leyden erhalten; die Universität Utrecht jedoch, welche die Wichtigkeit ihres Mitgliedes zu würdigen wußte, bewog ihn zu bleiben. Die Stadt wollte ihm hiefür ein Zeichen ihrer Dankbarkeit geben, doch Moll schlug Alles für sich aus, und äußerte lediglich den Wunsch, daß etwas im Interesse der Wissenschaften geschehen möchte, worauf ihm der Stadtrath eine Summe von zehntausend Gulden zum Ankauf von Instrumenten zur Verfügung stellte.

Eine der wichtigsten Arbeiten von Moll ist die, welche er im Jahre 1823 gemeinschaftlich mit Van Beek über die Schnelligkeit des Schalles machte. Die Regierung stellte alle nöthigen Mittel zu ihrer Ausführung zur Disposition, und die Basis, welche der Schall durchlaufen sollte, dehnte sich auf eine Länge von 17000 Metres aus. Sechs Nächte wurden zu diesen Experimenten bestimmt, welche mit einer Sorgfalt, die nichts zu wünschen übrig ließ, ausgeführt wurden. Auf seine andern physikalischen Arbeiten, die Elektricität, Magnetismus ꝛc. betreffen, können wir hier, Kürze halber, nicht näher eingehen. Erwähnung verdienen noch seine biographischen Schilderungen von Delambre, Keyser, Van Swinden, Laplace, Wollaston und Van Utenhove.

Mit den englischen Gelehrten war Moll in lebhaftem Verkehre, besuchte oft ihr Land, so daß die Universitäten zu Edinburg und Dublin ihn zum Doctor der Rechte creirten und erstere Stadt sogar ihm das Bürgerrecht gab. Mitglied der Brüsseler Academie war er im Jahre 1828 geworden; die politischen Ereignisse hielten ihn jedoch ab, an ihren Arbeiten Theil zu nehmen.

Am 11. December 1837 feyerte Moll das 25jährige Jubiläum seines Eintrittes in die Professur; seine Kollegen, Schüler und zahlreichen Freunde gaben ihm bey dieser Gelegenheit rührende Beweise von ihrer Zuneigung und Achtung. Indeß nur kurze Zeit überlebte er diesen festlichen Tag; den 17. Januar 1838. übereilte ihn in seiner Vaterstadt der Tod. Seiner letzten Verfügung gemäß vermachte er seine Instrumente und Bibliothek, welche sehr reich war, der Universität, der er eine Hauptstütze gewesen war. Sein Charakter wird als gerade und fest gerühmt.

2. Notice sur la vie et les travaux de Jean Pierre Minkelers (par Ch. Morren.)

Als im Jahre 1748 Mastricht belagert wurde, wurde daselbst „der Weise, Demüthige und Bescheidene geboren, der 36 Jahre später in der Geschichte der modernen Wissenschaften die Fabel des Prometheus realisiren sollte. Pallas hatte den Sohn Japets in die himmlischen Regionen geführt, um daselbst das Feuer zu rauben, und der Physiker von Mastricht, durch eine andere Minerva, durch die Wissenschaft der Lavoisier und Berthollet, geleitet, raubte der Erde selbst, den Kohlen, welche ihre Tiefen einschließen, das Licht, das heute unsere Straßen, unsere Werkstätten und Wohnungen erleuchtet."

Ein deutscher Leser, und sollte er auch Physiker seyn, würde wohl kaum den Namen des neuen Prometheus errathen; auch könnte man ihm deßhalb keinen Vorwurf machen, da er bisher in Belgien selbst den Wenigsten bekannt war; ja es tritt der seltsame Fall ein, daß obgleich der hier gedachte Gelehrte noch nicht einmal vor einem Jahrhundert geboren und erst vor 15 Jahren gestorben ist, doch in seinem eigenen Vaterlande sein Name auf drey verschiedene Weisen geschrieben wird. Aus diesem Umstand könnte Herr Strauß und seine kritische Schule dem Biographen leicht den schlimmen Streich spielen, ihm zu beweisen, daß wir es hier gar nicht mit einer historischen, sondern einer mythischen Person, mit einer Nachahmung des fabelhaften Gebietes morgenländischer Sagen, zu thun hätten, in der Absicht ersonnen, um das neu erstandene Königreich Belgien durch eine mythische Glorie zu verherrlichen. Da sich Ref. jedoch nicht auf diesen kritischen Standpunct zu stellen vermag, so will er, trotz des bemerkten Widerspruchs in der Namensschreibung und des mysteriösen Dunkels, aus dem uns der Gegenstand dieser Biographie entgegen tritt, einfältiglich an die Realität desselben und an die Wahrhaftigkeit des Erzählers glauben, mögen auch Straußianer und Hegelinge den Referenten immerhin für keinen „Denker" halten.

Der Mann, von dem hier die Rede ist, heißt Johann Peter Minkelers; er wurde im Jahre 1772 Professor der Physik an der Universität Löwen und nach Aufhebung derselben im Jahre 1797 Professor der Chemie und Physik zu Mastricht, wo er am 4. July 1824 starb. Von ihm sucht Morren den Nachweis zu liefern, daß er zuerst das Steinkohlengas bereitet habe, worauf wir jetzt näher eingehen wollen. Die französischen Chemiker setzen auf 1785 oder 1786 die Erfindung der Thermolampe von Lebon, wo man Licht durch Holzgas erhielt; aber Buret von Longchamps giebt den 29. December 1799 für dieselbe Erfindung an, indem er die Kohle als eine zur Gasbereitung geeignete Substanz bezeichnet, und Renaux belehrt uns, daß das Patent für Lebon am 6. vendémiaire des Jahres VIII. ausgestellt ist. Die Engländer führen die Versuche zur Erzeugung des Leuchtgases auf 1798 zurück und legen die Ehre Murdoch und Windsor bey. Indeß ist es bekannt, daß ihre Versuche erst 1802 einigen Erfolg hatten, ja Windsor erhielt erst am 18. May 1804 sein Patent auf die Gasbeleuchtung. Minkelers dagegen entdeckte das Steinkohlengas am 1. October 1784, also früher als es irgend eine andere Angabe bezeichnet.

Das Sonderbare hiebey ist, daß man selbst in Belgien erst seit einigen Jahren von dieser durch Minkelers gemachten Entdeckung Kunde hat. Durch einen ehemaligen Schüler desselben, van Hulthem, erfuhr es nämlich Morren, der hievon noch nichts wußte, und erhielt zugleich durch jenen den Nachweis in einer Abhandlung Minkelers, die dessen einzige Druckschrift ausmacht. Sie führt den Titel: Memoire sur l'air inflammable tiré de différentes substances, rédigé par M. Minkelers, professeur de philosophie au collége du Fau-

con, université de Louvain. Louvain 1784 in 8. 50 pages, y comprise la table des gravités spécifiques de différentes espèces d'air, par M. Thysbaert.

In dieser Abhandlung sagt Minkelers, daß er am 1. October 1784 gepulverte Kohle in einen Flintenlauf gethan und in Menge ein inflammables Gas erhalten habe, das viermal leichter als die athmosphärische Luft erfunden wurde. Van Hulthem fügt überdieß die Versicherung bey, daß er im Jahre 1785, wo er die Vorlesungen von Minkelers hörte, daselbst die Gasbeleuchtung sah, die seit dieser Zeit alle Jahre in Gegenwart der Studierenden von Löwen ausgeführt wurde. Die Priorität ist hiemit allerdings dem Professor von Mastricht gesichert, gleichwohl fehlt dem Ehrenkranz, den ihm sein Biograph darreicht, die schönste Blüthe, da die Entdeckung des Kohlengases weniger eine wissenschaftliche als vielmehr eine praktische Bedeutung erlangt hat und gerade diese Minkelers so wenig zu verfolgen wußte, daß sein Verdienst in dieser Sache selbst in Belgien nur durch einen glücklichen Zufall aus der Vergessenheit, der es bereits anheim gefallen war, gerettet wurde. Uebrigens kommt dem belgischen Physiker noch das Verdienst zu, daß er das von ihm entdeckte Gas zuerst zur Füllung des Luftballons anwandte.

Minkelers wurde 1816 Mitglied der Brüsseler Akademie, an deren Arbeiten er jedoch keinen Antheil nehmen konnte, da ihn in demselben Jahre ein Schlagfluß traf, von dessen Folgen er sich nicht wieder erholte. Er starb am 4. July 1824.

3. A la mémoire de François-Juste-Marie Raynouard, correspondant de l'académie, décéde le 28. Octobre 1836. (Par le Baron de Reiffenberg).

Da Raynouard als Ausländer an den Leistungen der Brüsseler Akademie keinen unmittelbaren Antheil hatte, so übergeht hier Ref. seine Biographie.

4. Notice biographique sur Jacques Goethals-Vercruysse, né à Courtrai le 12. aout 1759, mort dans la même ville le 6. septembre 1838. (Par A. Voisin).

Göthals, zu Kortryk 1759 geboren, war anfangs dem geistlichen Stande bestimmt, besuchte deßhalb anderthalb Jahre lang theologische Vorlesungen zu Löwen, wandte sich dann aber dem Kaufmannsstande zu und überkam von seinem Schwiegervater Vercruysse die große und schöne Spitzenfabrik desselben. Diese Wendung in seinem Berufe entfremdete ihn aber so wenig als das große Vermögen, das ihm zufiel, den wissenschaftlichen Studien, und mit ungemeinem Eifer gab er sich namentlich der vaterländischen Geschichte hin. Als während der französischen Occupation die belgischen Archive nach Vandalen Art geplündert und zerstört wurden, gelang es dem patriotischen Flamänder einen großen Theil der kostbarsten Documente zu retten. Manche glückte es ihm, um Spottpreise anzukaufen, so z. B. von einem Specereyhändler um 32 Centimes die berühmte xylographische Ausgabe der Offenbarung St. Johannis, von der nur 2 Exemplare in Belgien existiren. Um einen sehr billigen Preis acquirirte er auch das kostbare und prachtvolle Manuscript von Li Muisis, das zu Büchereinbänden bereits bestimmt war; im Jahre 1817 publicirte er dasselbe. Eine besondere Anerkennung fand Göthal's Jarbök van Kortryk, namentlich die darin enthaltene Beschreibung der Schlacht von Kortryk oder der goldenen Sporen, wovon ein Separatabdruck zwey weitere Auflagen erlebte. Eine reiche Ausbeute für die Zukunft verspricht noch seine handschriftliche Chronik von seiner Vaterstadt und dem größten Theil des westlichen Flanderns, nebst einem Theile des Departement du Nord. Sie ist in flamändischer Sprache verfaßt und besteht aus 85 Bänden in Oktav und 18 in Quart. Diese, nebst andern Manuscripten und einer aus ungefähr 12000 Bänden bestehenden Bibliothek hat er einem von ihm gegründeten Institute barmherziger Schwestern vermacht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Uebersetzung des Werkes: De l'éducation progressive ou Etude du cours de la vie par Madame Necker de Saussure, von A. v. Hogguer und K. v. Wangenheim, mit einigen Anmerkungen des Letzteren. 2 Thle. Hamburg 1836 u. 1838.

Es ist eben dermalen nahezu ein Jahrhundert, daß J. J. Rousseau's Emile erschienen; mit diesem Buch begann für ganz Europa eine hie und da raschere, anderwärts stillere und allmähliche Umkehrung der gesammten Erziehung und Lehre und ihrer Principien, die in dem unmittelbar vorhergegangenen Jahrhundert geherrscht hatten. So verrufen seitdem, und zumal in der jüngsten Zeit bey manchen Klassen der Name jenes Genfers geworden ist: so hat doch von allen seinen Paradoxien keine sich so ausgebreitet, es ist keine so tief selbst in das illiterate Publikum auf hundertley abgeleiteten Nebenkanälen eingedrungen und in Ausübung gesetzet worden, als seine pädagogischen Ansichten im Emil. Denn wie viele unter denen, welche Rousseau auch nicht einmal dem Namen nach kennen, und unter denen, welche ihn anfeinden, befolgen mehr oder minder seine Erziehungslehren, ohne es zu wissen, ohne es Wort haben zu wollen. Wenn neue Gedanken und selbst Wahrheiten in einem Kopfe aufleuchten: so werden sie selten im ersten Feuer von dem, der sie gefunden, so geläutert und geglimpft, daß ihnen nicht einige Schlacken anhangen blieben; gerade aber diese Schlacken, die schlechten und übertriebenen Seiten eines solchen Gedankens sind es, die am meisten und leichtesten Eingang finden; denn für das Irrige und Verkehrte herrscht bey den meisten die Empfänglichkeit vor; es ist den Newtonischen Naturprincipien und jeden anderen nicht besser ergangen, als auf diesem Felde den Ansichten des Rousseau. Wodurch aber dieser selbst unmittelbar die schlimme Wirkung seiner ohne Zweifel wohlgemeynten Lehren befördert hat, dieß rührt her von dem hinreissenden Feuer seiner Darstellung, die das Herz ergreift und erwärmt und kaum zur Ueberlegung und zu einem ruhigen und besonnenen Urtheil kommen läßt. Hat sich der Irrgang nach der einen Seite hin in seinen nachtheiligen Folgen gezeigt, so hilft auch diese Erfahrung den wenigsten auf den rechten Weg; im Gegentheil gerathen sie nur auf den entgegenstehenden äußersten, und es ist wenig gebessert.

Eine seltene und erfreuliche Ausnahme von dieser Regel macht in dem vorliegenden Fall das Werk der Frau Necker; und darum ist recht sehr zu wünschen, dasselbe möge mindestens eben so viel Eingang finden und in der Anwendung erprobt werden, als es mit den Erziehungslehren ihres Mitbürgers geschehen. Madame Necker de Saussure ist die Tochter des bey den Naturforschern noch immer in großem und wohlbegründetem Ansehen stehenden ehemaligen Professors der Physik de Saussure in Genf; sie war, an ein Mitglied der in ihrer Vaterstadt angesehenen Familie Necker verheurathet, eine aufmerksame und sorgliche Erzieherin und Lehrerin ihrer Kinder und ohne Zweifel glückliche Mutter. Ihr Werk hat nach seinem Geist und Gehalt in der französischen Litteratur wohl nicht seines Gleichen; aber auch nur wenige Werke der in diesem Fache reichen vaterländischen Literatur lassen sich dem ihrigen zur Seite stellen. Zwar machen die pädagogischen Schrif-

ten meistentheils einen eigenen Abschnitt in den Meßkatalogen; allein weitaus den größesten Raum nehmen — oft kindische Kinderschriften ein; ein anderer Theil bestehet aus Lehrbüchern die zu Vorlesungen an Universitäten oder Schullehrer-Seminarien bestimmt sind; von beyderley Sorten ist schon ihrer Absicht nach wenig oder nichts zu erwarten; den übrigen Rest machen Schriften aus, deren Verfasser aus zwanzig andern Büchern, die ihnen unter die Hände gekommen, das ein und zwanzigste fabriziren, ohne je nachgedacht, oder ihre Erfahrungen zu Rathe gezogen zu haben; sie brauen sich aus fremden und gemaischten Stoffen etwas zusammen, das, weil nichts allgemein feststeht und anerkannt wird, dennoch in je seiner Provinz Abgang finden muß, da diese Art Buchmacherey immer fortgeht. Es bleiben daher von dem scheinbaren Reichthum und der Unzahl pädagogischer und didaktischer Lehrbücher nur wenige namhafte übrig, dergleichen einige von Pestalozzi, von Schwarz und wenigen andern sind. Wie sonst überall so auch hier gehen wir Deutsche gar zu rasch an eine Theorie, ehe noch alle Thatsachen bemerkt und gesammelt sind, die bey derselben als unumgänglich vorausgesetzt werden müssen, wenn irgend etwas erkleckliches herauskommen soll.

Dieß ist nun gleich ein Hauptvorzug des vorliegenden Werkes; die Verfasserin setzt die Theorie nicht ganz beyseite; allein sie geht nicht an diese, ohne erst einen großen Reichthum und Mannichfaltigkeit von Beobachtungen mitgetheilt zu haben, welche ihr zur Stütze und Bewährung dienen können. Aber freylich, wenn das Gebiet der Erfahrung überhaupt, extensive und intensive, nach dem Umfang wie nach dem Inhalt und dessen Graden, unermeßlich ist: so gilt dieß ganz vorzüglich von der Menschenkunde und namentlich von der Kunde des ersten kindlichen und des folgenden jugendlichen Alters; kein billig denkender Leser wird erwarten, hier alles beysammen zu finden; die Beobachtungen modificiren sich nach Völkern und Zeiten, nach Ständen und deren mannichfaltigen Lagen bis in die Familien und einzelne Menschencharaktere hinein. Jeder bedachtsame Leser wird daher hier und dort nach seinen eigenen Erfahrungen und Umgebungen mehrere Bemerkungen hinzufügen können, oder die hier vorgefundenen hienach abändern und sich zurechtstellen; wird aber auch nicht verkennen, daß es das Verdienst der Verfasserin ist, wenn ihm die eigenen Bemerkungen leicht und reichlich zuströmen, und sich an das hier vorfindliche erhellend und belehrend anschließen.

Dieß rührt von einem andern Vorzug her, der dieses Werk auszeichnet; es sind nicht nur eine Fülle und Mannichfaltigkeit psychologischer Beobachtungen hier niedergelegt, sondern diese sind auch in natürlicher Folge von Stufe zu Stufe verfolgt, und auseinandergesetzt und immer einfach und klar ausgesprochen, und so fein und scharfsinnig viele derselben sind, machen sie gleichwohl nirgend Anspruch darauf, etwas besonderes und überschwängliches auszusagen. Psychologische Begründungen und selbst Untersuchungen sind bey uns dermalen selten; die alte Weise derselben ist durch den Stumpfsinn mancher, die darauf bauen wollten, und durch die vorherrschende speculative Richtung in Verruf gekommen; wir müssen dieselben jetzo bey Engländern und Franzosen suchen; zu dem reichen Schatze, dessen sich beyde Nationen erfreuen, liefert die würdige Frau hier einen erlesenen Beytrag. Ihren Mittelpunkt haben jene psychologischen Betrachtungen alle in einer würdigen Auffassung des menschlichen Berufes auf Erden; diese spricht sich gleich in der Einleitung aus; hier S. 13 heißt es:

> „Das Centrum des Lebens kann nur durch eine starke, moralische Anregung aus seiner animalisch-menschlichen in die höhere sittlich-menschliche Stelle gerückt werden, denn nur ein solcher Anstoß vermag die festen Bande des Egoismus zu lösen. Eine solche Umwälzung kann nur von der Macht des Gefühles erwartet werden und vielleicht kann sie allein der älterlichen Liebe gelingen.“

Aus dieser einen Stelle wird man leicht den Geist errathen, in welchem die Aufgabe der Erziehung gefaßt und ausgeführt ist; von dieser Aufgabe handelt das erste Buch; es giebt als Zweck der Erziehung dieß an: „Dem Zögling den Willen und die Mittel zu geben, die dazu gehören, diejenige Vollkommenheit zu erlangen, deren er einst fähig seyn wird.“ Allein Vollkommenheit ist ein relativer Begriff; dem Individuum sind von der Natur, und ganzen Klassen von Menschen sind von der

gesellschaftlichen Ordnung Schranken gezogen; zur Vollkommenheit innerhalb dieser Schranken demnach den einzelnen zu erziehen ist die Aufgabe der Kunst, d. i. den Genius, wie die Alten sagten, oder den Idealmenschen zu wecken, der als das eigene bessere Ich in eines Jeden Persönlichkeit schlummert und dazu bestimmt ist, das Individuum durch das Leben gleichsam an der Hand zu geleiten.

Indessen diese Fiction des Heidenthums, wie die Verf. es S. 57. 58. gar anmuthig ausführt, genügt nicht, wenn anders alle Menschen in gewissem Betracht gleicher Vollkommenheit fähig seyn sollten; und dieser sind sie fähig — durch Religion, und nur durch Religion, die über das tugendhafte Ich, über das vollkommene Ich (der Vernunft) erhebet. Sehr rührend und wahr sagt sie S. 53:

> „Einem Wesen, das sein Leben nicht einem Gegenstande weihet, der erhabener ist, als es selber, ist es fast unmöglich sich von Selbstsucht und Hochmuth frey zu halten. Welcher Gegenstand ist aber würdig, Lebenszweck des Menschen zu werden? welcher Gegenstand kann seine Wünsche befriedigen, die nie eine Gränze finden? Es gibt nur einen solchen Gegenstand. Die Vollkommenheit ist nur in Gott, oder vielmehr sie ist Gott selbst, Gott in seinen moralischen Attributen betrachtet. Es ist sterblichen Augen vergönnt worden, davon ein erhabenes Bild zu schauen. Unter dem Schleyer der sanftesten Züge der Menschheit ist die göttliche Majestät in dem Heiland der Welt erschienen. Und als sich zu dem Glanze der himmlischen Gaben noch der rührende Charakter der Hingebung bis zum Tode gesellte, haben wir ein so vollkommenes Vorbild nicht nur bewundert, sondern wir haben es geliebt, und eine unendliche Dankbarkeit hat in unsrer Seele den Willen erzeugt, ihm nachzufolgen. Dieß ist die Macht des Christenthums. Eine ungemeine Liebe theilt dem Menschen auch einen ungemeinen Eifer mit, einen Eifer, der ihn über sich selbst erhebt; dann aber vermag auch der Einzelne, wie das ganze Geschlecht, der Vollkommenheit immer näher entgegen zu schreiten. —

Demnach wird der Wille zum Hauptaugenmerk; welchen Einfluß hat die Erziehung auf die Kraft des Willens? welchen die Vernunft? überhaupt welche Triebfedern setzen ihn in Bewegung? insbesondere verweilt die Untersuchung bey dem Einfluß des religiösen Gefühles auf den Willen. Jener Stützpunct, den Archimedes, um die Welt

zu bewegen, außerhalb der Welt forderte, müssen wir gleichfalls außerhalb der Seele suchen; wie tief der Mensch auch gesunken, wie oft er auch immer seinen besseren Vorsätzen ungetreu geworden und sie gänzlich vergessen: „bey einer solchen, leider! gar nicht seltenen Gemüthsverfassung giebt es auf Erden — ich sage es aus innerster Ueberzeugung — nur Ein Wiedererweckungsmittel — die Religion!“ „Wirf dich zu den Füßen des Allmächtigen, fährt die würdige Verfasserin fort, tauche dich in die Unendlichkeit von Trost und Hülfe, die seine Liebe dir bietet; schöpfe aus dieser Quelle alles Lebens, und die gebundenen Kräfte werden in deiner Brust wieder frey werden und dich erheben.“ „Sklaven durch unsere Leidenschaften, sagt J. J. Rousseau, sind wir frey durch das Gebet. Nie ist ein tieferes Wort von einem durch Dogma weniger befangenen Geist ausgegangen.“ Zur Charakteristik der Grundlage werden diese wenigen Proben genügen.

Das zweyte Buch giebt im ersten Kapitel von den Mitteln die Erziehungskunst zu vervollkommnen, eine Anzeige von mehreren französischen, englischen und deutschen Werken, und dringt auf unausgesetzte genaue Beobachtungen und Sammlung derselben von Müttern und Erziehern. Für Mütter zumal ist dieses Buch vornämlich bestimmt; denn es spricht demnächst von der Geburt und den ersten Monaten des kindlichen Lebens, von den Anlagen, welche im ersten Jahre zu cultiviren sind; es theilt darüber höchst interessante und andringliche Bemerkungen mit und zieht daraus die wichtigsten und einflußreichsten Folgerungen. Interessant war mir die Bemerkung des Dr. Friedländer über das Verhalten der französischen und deutschen Mütter gegen ihre Kinder, die die Verfasserin anführt und commentirt, wozu auch der deutsche Herausgeber eine gute Berichtigung beybringt, wie an sehr vielen andern Stellen. Einzelne herauszuheben erlaubt der Raum dieser Blätter nicht, so viel treffliches da auch gesagt ist; das meiste werden aufmerksame Mütter wahr finden; möchten nur die Rathschläge und Warnungen überall und immer befolgt und die Erfahrungen so klar und einfach sinnig mitgetheilt werden. Für die Kunde des ersten kindlichen Alters, seine Wartung, Pflege und Behand-

lung würden unermeßliche Vortheile erwachsen, die zuletzt der gesammten Anthropologie zu Gute kommen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant ꝛc.

(Fortsetzung.)

Letzteres Lob erstreckt sich indessen zumeist, ja fast ausschließlich auf die von Hrn. v. Spr. entworfene Original-Zeichnung, welche soviel Harmonie der Colorirung, eine große Meisterschaft im Zeichnen der Gebirgszüge, den mannichfaltigsten Schriftwechsel, höchst gefällige Formen der Buchstaben, die selbst in der kleinsten Schriftart ohne Anstrengung deutlich lesbar sind, und doch wieder einen staunenswerthen, bisher auf keiner Karte — selbst auf der Besselschen nicht — vorkommenden Reichthum von Orten dem Auge des Beschauers darbietet.

Von allen diesen Schönheiten der Darstellung auf dem Originale ist indessen, geringe Spuren abgerechnet, auf vorliegender lithographirten Karte wenig wahrzunehmen, und wir müssen es zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß diese durch Hrn. Rössert lithographirte Gaukarte in Bezug auf die Schrift eine wahre Qual der Augen zu nennen ist: allerdings entschuldigt den talentvollen jungen Mann, welcher sich nachher als den habilsten Lithographen in der Stadt Bamberg und Umgegend beurkundete, der Umstand, daß der Stich dieser in der Zeichnung so vollendeten Karte des Künstlers Erstlings-Arbeit dieser Art gewesen.

Daß selbst sehr gewandte Künstler im Kartenstechen Mühe haben, jene Eleganz, welche in den von Spruner'schen Karten-Zeichnungen durchgängig herrscht, zu erreichen, davon hat sich Referent häufig überzeugt, indem er die trefflichen Stiche des v. Spruner'schen Hand-Atlas, so wie jene seines bayerischen Geschichts-Atlas (Gotha, bey Just. Perthes 1857, 1858) mit den Originalzeichnungen zu vergleichen Gelegenheit gehabt. Rechnen wir hierzu noch das nachträgliche Einzeichnen von Orten, welche theils durch Versehen des Lithographen, theils in Folge späterer Entdeckungen meist in kleinerer Schrift nöthig geworden war; so wird sich recht wohl begreifen lassen, warum die lithographirte Karte von Francia orientalis fast von allen jenen Reizen der Original-Zeichnung entkleidet erschienen ist.

Hätten jedoch die Umstände sich so gestaltet, daß die Zeichnung der Spruner'schen Gaukarte durch einen vollendeteren Künstler im Kartenstechen getreu wieder gegeben worden wäre; so besäßen wir ohne Zweifel an ihr eines der vorzüglichsten historisch-topographischen Werke der neuesten Zeit; wie denn Hr Spr. lange vor dem Erscheinen der Gaukarte durch seine oben angeführten Atlanten einen sehr ehrenvollen Namen als gelehrter Kartograph sich erworben hat.

Was nun rücksichtlich der äußern Ausstattung der lithographirten Karte von Francia orientalis im Vergleiche zur Original-Zeichnung tadelnd geäußert werden mußte, kann sich natürlich nicht auf die durchgehends nach Urkunden und Quellenstellen bearbeitete Darstellung der Grenzen des ostfränkischen Herzogthumes und seiner einzelnen Gauen mit den dahin einschlägigen Orten erstrecken; denn gerade in dieser Beziehung scheint uns die vorliegende Arbeit das Gründlichste zu seyn, was in unseren Tagen über diesen Gegenstand erschienen ist; und nur wer mit diesen Quellen durch vieljährige Studien vertraut geworden, mag sich an die Untersuchung machen, die gewiß zu seiner Zufriedenheit ausfallen wird, Jedem andern aber kann man hier das Horazische: „Odi profanum vulgus et arceo" zurufen.

Die Südgrenze des Herzogthums ist nach den schon von Delius (Erich und Gruber) angeführten Quellenstellen gezogen. Wer nun noch immer in unsern Tagen das Besselsche Werk — die Karte von Francia orientalis nämlich — als Muster und Vorbild anrühmt, nehme sich die Mühe des Vergleichens beyder Karten, und er wird alsdann sich überzeugen können, daß allerdings seit dem Jahre 1732 wirkliche, bedeutende Fortschritte in der Geographie des Mittelalters gemacht worden seyen. Schon der Beginn der Grenze zwischen Alamannien und Francia im westlichen Winkel der Besselschen Karte bey Wizanburg dem rechten Lauter-Ufer entlang ist ganz irrig angegeben, wie wir aus Kremer, Lamey, v. Blum, Wundt u. a. gegen Schöpflin aufs Genaueste wissen; eben so irrthümlich ist sie auf dem rechten Rheinufer bezeichnet, wo sie im östlichen Zuge zur Phunz und von da zur Enz und südöstlich dieses Flußes läuft, während sie doch südlicher beym Osbach und der Murg zu beginnen, und zwischen Enz- und Nagolt-Quelle hinziehen sollte. So kommt es, daß bey Bessel vom ganzen Wiringau, dessen Namen wir vergeblich dort suchen, nur der Ort Heimbodesheim getroffen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen ꝛc.

(Fortsetzung.)

„Das Ende des zweyten Jahres, sagt die Verfasserin S. 151, wird durch die schnellen Fortschritte merkwürdig, welche die Kinder dann gewöhnlich im Sprechen machen;“ — und hiemit leitet sie ein die Betrachtung der Art und Weise wie die Kinder sprechen lernen; sie frägt: wie gelangt das Kind, welches in so vielen Beziehungen den Thieren gleichen Alters nachsteht, dahin, sich in den Besitz eines so hohen Vorzuges, als die Sprache ist, zu setzen? „ein Punct, sagt die edle Verfasserin, den ich gerne durch genaue Beobachtungen aufklären möchte, aber ich vermag nur eine unzulängliche Ansicht darüber zu geben.“ Sie empfiehlt ihn der Aufmerksamkeit aller Mütter mit Recht; denn

> „Nichts kann interessanter seyn, als zu sehen, wie der Verstand allmählig aus der Wolke, die ihn verhüllt, hervortritt, wie er jedesmal, wenn er einen neuen Ausdruck entdeckt, auch einen kleinen neuen Aufschwung nimmt, und sich auf die ersten schwachen Erfolge stützt, um daraus immer noch größere zu erhalten. Während das Kind noch fremd im Bereiche der Dinge ist, die es kaum kennt, fühlt es dennoch schon das Bedürfniß, in den Bereich der Worte einzudringen, die jene Dinge bezeichnen und ihm bald zu Werkzeugen des Gedankens werden. Dann beginnt auch sein ganzes Daseyn geistiger zu werden, und wenn auch die Macht der Einbildungskraft und die heftigen Begierden, die manche Bilder derselben erregen können, noch vorherrschen, so macht sich demungeachtet daneben nun auch ein neu hervortretendes Princip größerer Ruhe geltend.“

Die Wichtigkeit der Sprache und ihre unberechenbare Bedeutung für alles menschliche Seyn und Thun verdient wohl, daß eben bey diesem Puncte Ref. etwas länger verweile. Nach den von der Verfasserin mit Hülfe einiger Mütter gesammelten Thatsachen gehören zu den Wörtern, welche das Kind aus den Phrasen herausnimmt und für sich festhält, zuvörderst die Namen oder gewisse Merkmale von Personen und Sachen, die des Kindes Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen; — (und zwar nur eine Sylbe, eben die hervorstechendste, d. i. in unserer Sprache die betonte.) Die Kinder bringen aber selten diese betonte Sylbe wirklich hervor, sondern eine nahekommende, oft eine ganz ungleiche; sey es, daß hieran noch die Ungelenkigkeit der Sprachorgane schuld ist, oder daß sie noch nicht so genau und distinct hören oder die betonte und bedeutende Sylbe mit den sie umgebenden, in der Phrase vorkommenden verwechseln, oder daß dieß alles und ein ursprünglicher Sprachsinn dazu mitwirke. Das Kind lernt nicht allein sinnliche Gegenstände benennen, die ihm oft vorkommen, es verbindet eben sobald ein Lautzeichen mit Unsinnlichem, mit Handlungen; es sagt: gehe oder fort, in dem Augenblick wo man noch nicht gehet. „Es muß also, sagt die Verfasserin, die Vorstellung von dem, was durch das Zeitwort ausgedrückt wird, schon in sich tragen, und diese zugleich klare und leicht übertragbare Vorstellung muß sich dann an alles knüpfen, was die Handlung vollzieht. Wie ist es aber zu dieser Vorstellung, die eine der feinsten Abstractionen zu seyn scheint, gekommen? Wahrscheinlich — antwortet sie, — durch Mienen und Gebärden, welche einen innern Vorgang äußerlich ausdrücken.“ Allerdings gesticulirt man viel mit kleinen Kindern, und sie selber pampeln schon auf dem Arme der Mutter in einem fort. Dieß

leitet meines Erachtens auf den rechten Bescheid: der Mensch ist von Natur aus kein contemplatives, sondern durch und durch activos Wesen; durch das eigene stäte unruhige Thun, Bewegen und Treiben erfährt und erklärt sich das Kind unendlich viel mehr, als man denkt, und darauf beruhet daher guten Theils die Erfindung und Verständniß der Sprache; und nicht nur diese, unzählige andere Vorgänge in der menschlichen Seele der Kinder nicht mehr, als der Erwachsenen, beruhen auf einem viel zu wenig beachteten unmittelbaren Verkehr der innern Thätigkeiten, ihrer Wirkung und Gegenwirkung, dessen Gebiet unterhalb oder abseiten der Reflexion liegt, demnach hier von Abstractionen gar nicht die Rede seyn darf. Hieher gehören Triebe und mancherley Gefühle und das Spiel der sogenannten dunklen Vorstellungen mit ihrer die hellste Besinnung überwältigenden Macht und selbst ein großer Theil der Aeußerungen des Genies; „und das ist es (sagt Göthe 44, 6), was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verstandensten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu seyn.“ — Daß die Kinder Wörter, die für uns Zeitwörter sind, z. B. trinken, spazieren ꝛc. gar nicht als solche gebrauchen, ist richtig, — sie brauchen überhaupt kein Wort nach seiner grammatischen Kategorie, sondern im Sinne der Phrase und der begleitenden Handlung, da sie es zuerst gehört und gemerkt. Daß das Kind die beyden Wörter Ja und Nein sehr bald lernt und oft gebraucht, zumal das letztere, ist sehr wahr. Das Ja braucht es seltener, weil in den meisten Fällen sofort die Handlung, das Zugreifen ꝛc. an die Stelle der nackten Bejahung tritt.

Unter den Eigenschafts- und Beschaffenheits-Wörtern, bemerkt die Verfasserin, finden besonders frühe den Eingang ins kindliche Bewußtseyn diejenigen, welche lebhafte Sinnen-Eindrücke bezeichnen, und darunter zumal die Beywörter hübsch und schön (gut, brav, lieb und ähnliche) und setzt hinzu: tant est grand chez l'enfant le besoin de témoigner son admiration. Das Kind setzet die einzelnen Wörter ohne Beugung und Abänderung neben einander, und wie es selber in seinem Bewußtseyn richtig verknüpft hat (z. B. Papa — oben — nein, = Papa ist nicht oben): so traut es zu, und überläßt dem anderen, die gehörige grammatische und logische Verknüpfung; so verfährt unter den Sprachen vornämlich die sinesische.

> „Diese drey Wörterklassen, Nennwörter, Zeitw. und Beywörter, sagt Mad. Necker, sind in der That der Stoff und gleichsam der Körper der Rede. Sie bezeichnen die drey großen Interessen der menschlichen Seele in ihrem Zeitleben, nämlich: daß sie die äußeren Gegenstände durch deren Namen zu unterscheiden, die eigenen Gefühle durch Beywörter zu bestimmen und ihre Entschließungen durch Zeitwörter kund zu geben vermöge, darin liegt der ganze Mensch der Erde, sein Erkennen, sein Fühlen und sein Wollen.“ —

Wenn auch nicht gerade die vorgenannten drey Wortklassen, so jedenfalls die drey Gemüthsvermögen treten früheſt und sehr bestimmt und zwar gleichzeitig zumal hervor. Wenn aber das Kind auch die Form- und Verhältnißwörter (z. B. für, mit, obgleich, wie u. s. f.) richtig gebraucht, so zeigt das eben nur an, daß neben der Zunahme des inneren und äußeren Stoffes auch die formale Fertigkeit im Vor- und Herausstellen erstarkt. Daß aber das Kind solche Wörter von dem Satze, zu dem sie gehören, gar nicht unterscheide, (wie die Verf. nach ihren Beobachtungen anzunehmen geneigt ist) daß es sie vielmehr als ein einziges langes Wort betrachte, dessen Bedeutung es mittelst der ihm innewohnenden wundervollen Sympathie erräth, und welches es, je nachdem es ein richtiges Ohr und bewegliche Stimmwerkzeuge besitzt, oder nicht besitzt, deutlich wiederholt oder verstümmelt und abkürzt, aber niemals in seine Bestandtheile zerlegt: dies deucht dem Rec. nicht so ausgedehnt richtig zu seyn, obzwar es das Verfahren vieler amerikanischen Sprachen erklären würde. Vielleicht aber daß dieß im Französischen mehr und öfter zutreffen mag, als im Deutschen; denn hier scheidet der Accent die Wörter schärfer als dort.

Der Einfluß des Accentes auf die Sprachen überhaupt und auf ihr unmittelbares Verständniß von vorne herein auch bey Kindern scheint sehr hoch angeschlagen werden zu müssen. Uebrigens, wenn man auch die Annahme der Verf. sich gefallen läßt, jedenfalls gehet die Sonderung der Worte als ein-

zelner bedeutsamer Bestandtheile in kürzester Zeit vor sich.

Was sie demnächst gegen Locke und Condillac im Betreff des Gebrauches der Wörter als Gattungsnamen erinnert, so ist allerdings richtig, daß das Kind nicht auf dem Wege derjenigen Abstraction dazu kommt, die jene beyden Psychologen, beschreiben; indessen ist die Erklärung sehr einfach in einer von jedermann täglich und stündlich zu wiederholenden Beobachtung gegeben, die schon Aristoteles am Ende der Analytik ausgesprochen hat. Die Abstraction ist schon durch die Mehrheit und Verschiedenheit der Sinne und ihres Bereiches eingeleitet, und für jeden Sinn wird der jedesmalige Eindruck zwar von einem Einzelndinge bewirkt, es wird aber gleichwohl nicht das einzelne — dieses Blau, Süß — u. s. w., sondern das allgemeine empfunden und wahrgenommen, das in unbestimmbar vielen andern Einzeldingen wiederkehren kann. Die Sinne des Menschen (und wohl auch der Thiere) sind nicht für das individuellste und eigenste ihrer Objecte, sondern nur für deren specielles und gemeinsames scharf genug. Sehr wahr sagt daher Jean Paul: unter den Wilden wird nur das Genie die schärfsten Sinne haben; — man darf mutatis mutandis — hinzusetzen: auch unter Gebildeten! Aus diesem Umstand erklärt sich, beyläufig gesagt, daß auch sogar die Ausdrücke für Sinnenwahrnehmungen überall etwas sehr unbestimmtes, ja oftmals vieldeutiges an sich haben. Diese Unbestimmtheit wächst begreiflicher Weise bey den Kindern, welche von den meisten Gegenständen nur durch jene allgemeinen Ausdrücke eine Vorstellung bekommen. Für die Sinne demnach nicht minder als für den Verstand gilt als höchste aber auch schwierigste Aufgabe, daß sie die Vorstellung des Eigenthümlichen, was je eine Anschauung oder ein Begriff bietet, in dem Bewußtseyn rein hervorheben und scharf begränzen. Da aber dieses eine überspannte Forderung seyn würde, so kommt es, daß die Wörter nur als ungefähre und beyläufige Erinnerungs- und Wiedererkennungszeichen von Jung und Alt gebraucht und die Benennungen des bekannten leicht auf bis dahin unbekanntes, oder — wenn auch nur entfernt — ähnliches übertragen werden, wie z. B. die Römer den ersten Elephanten, den sie sahen, bos Lucas, lukanischen Ochsen nannten, oder wie, was hier S. 221 angeführt wird, Prinz Lee Boo das Pferd, das er zum erstenmal in Macao sah, sogleich als Hund bezeichnete, weil es diesem, auf den Pelewinseln größesten Vierfüßer zumeist ähnelte. Rec. übergeht alles weitere, was gegen Thomas Reids Ansicht vom Erwachen des Ichs, der Zahlbezeichnung und der Abstractionen erinnert wird, und begnügt sich den weitern Inhalt anzudeuten.

Das dritte und letzte Buch des ersten Bandes bespricht die Vortheile, die aus Gewöhnungen im zweyten Jahre entstehen, z. B. Gewöhnung zur Reinlichkeit, Ordnung, Stätigkeit, zum Schicklichen, zur Achtung des Eigenthums Anderer u. dgl. m.; insbesondere und vor allem Gewöhnung zum Gehorsam; — in diesem Kapitel spricht die Verf. weitläufiger gegen Rousseau mit ruhiger Würde und anerkennender Achtung des Guten in seinen Ansichten; „ehemals war die häusliche Zucht zu strenge, jetzt ist sie vielleicht zu gelinde," sagt sie S. 246 und schließt: „Ehrfurcht vor dem väterlichen Willen, welcher beym Kinde den Willen Gottes vertritt." Sehr richtig sind die Rathschläge, die im Betreff der Strafen wegen Uebertretungen, und der Haltung und Ruhe mit der sie vollzogen werden sollen, hier gegeben sind. — Im dritten Jahre tritt die Thätigkeit des Kindes immer selbständiger auf, die Begierden werden entschiedener, die Bewegungen, Bestrebungen und Vorsätze heftiger; hier wird mehr und mehr Hemmung und Einschränkung nöthig. Was S. 257, 258 aus Mistreß Hamilton erzählt wird, kann man wohl auf dem Lande durch ganz Deutschland sehen; aber die daraus gezogene Folgerung trifft nicht so sehr häufig ein. Ueberhaupt kommen hin und wieder Bemerkungen vor, die verrathen, theils daß sie in größeren Städten und vornehmen Häusern, theils daß sie in Genf und dem benachbarten Frankreich gemacht sind. Dieß hindert aber nicht, daß der Geist des Buches auch unter uns überall Anwendung finde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt ist es eine wahre Marter, bey den nach den sonderbarsten Richtungen sich durchkreuzenden Schriften der Gau- oder Provincial-Namen, bey der Unsicherheit, mit der die Gaugrenzen gezogen sind, den betreffenden Gau, den man eben suchen will, zu finden, und der Unterzeichnete hat manche Viertel-Stunde in der Beschäftigung verloren, zu dem Anfang einer Gauaufschrift das Ende derselben aufzuspüren. Weßhalb der ganze Murrachgau noch Ostfranken angehören müsse, haben wir bey einer andern Gelegenheit in diesen Blättern gezeigt (Gel. Anzeigen 1838. Nr. 107. S. 505). —

Bey Dinkilspuole wissen wir nicht, welchen Weg, ob südlich oder nördlich, wir zur weiteren Verfolgung der Südgrenze einzuschlagen haben, doch mahnt uns ungeachtet der einfachen, bloß die Gaugrenze bezeichnenden Striche der Ort Hassareodo aus dem Reliquien-Transporte des heil. Venantius, durch Ruodolf von Fulda beschrieben, daß wir uns nördlich halten müssen; wiewohl wir die Herzogthumsgrenze in verschiedenen Krümmungen erst gegen Süden laufen sehen. In der Nähe des (fualafeldischen, hier bey Bessel irrig nordgauischen) Ortes Tollenstein wendet sie sich stark nördlich über Wizzenburg, Roth vorüber, auf Altorf (dieß ausgeschlossen), Lauff zu Ostfranken gehörig, Albanugia nordgauisch, Albuinestein = Bodonostein in Ostfranken (?!!), deßgleichen Erusina, aber Speinshart und Kemnaten im Nordgau, von da an die Trebiz, Nosla und Egra! — Ein Blick auf die v. Spruner'sche Karte zeigt uns, welch' eine Masse von Verbesserungen in der Zeit von 1752 — 1832 hier statt gefunden, und wie total unbrauchbar die Besselsche Arbeit in diesen Theilen für unsere Zeit sey. An der fränkischen Rezat und dem Holzbache vermissen wir bey Bessel Onoltsbach im Rangau, der Besseln erwähntermaßen noch unbekannt war, oder richtiger von ihm mit dem Radenzgau confundirt wurde. Soviel wir uns erinnern war es der Windsheimer Rector Diez, der diesem Gaue (1762) seine Selbstständigkeit errang. Daher finden wir den Radenzgau in einer Ausdehnung von der fränkischen Rezat und der Altmühlnähe bis zu den Mannquellen; wo selbst wir zwar die Moynwinidi (wie auch an der Steinach und Rotach hin) vorfinden, ihre Brüder und Stammesgenossen dagegen, die Radanzwinidi hat Bessel getrennt und weiter westlich hinversetzt. Natürlicher wären sie nach der Urkunde vom 5 July 846 zwischen dem Mayn und die Rednitz und zwar in jene Gauen gesetzt worden, in denen die Würzburger Kirche begütert war, und welche die Diplome von 823 und 889, 1. December namhaft machen. Dort hat sie auch die v. Sprunersche Karte richtig aufgeführt.

Bey der Westgrenze von Spruners Francia orientalis ist die Kremersche Schilderung benutzt (von dem Gaminesbach beginnend bis gegen Miltenberg, wiewohl Lamey die benachbarte Intraha (Itterbach) ihrem ganzen Laufe nach die Grenze bilden läßt, bis nach Boxbrunn, und von da an die Mudach oberhalb Miltenberg), und die Wasserscheide des Speßharts als Gränze der beyden Franken anzeigt. Der weitere Grenzlauf ist pünctlich nach den Urkunden bey Schanat. trad. fuld. und Buchonia vetus verzeichnet. — Wir können bey Bessel nur die Wasserscheide des Speßharts, welche den Pagus Waltsazzi vom Moynachgow trennt, in Betrachtung ziehen, da Bessel keinen Unterschied zwischen den beyden Franken gekannt; wir müssen uns also nach der Westgrenze des Ganzen, westlich des Rheines bis zu den Quellen des Speyerbachs, der Lauter und der Alsenz sich erstreckenden Herzogthums umsehen, und auch hier wiederum finden wir, angehend die Grenzen des Speyer-, Worms- und Nah-Gaues solche Irrthümer, die schon in der 2ten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Lamey und Kremer berichtigt worden sind, wodurch diese Theile der Besselschen Karte als veraltet und nach dem Stande der neueren Forschung nicht weiter brauchbar sich darstellen. Dagegen ist sie in den Bezirken nördlich der Kinzich und am Fugalesberg bis südlich von Herolvesvelde ganz nach den oben citirten Fuldaer Urkunden gearbeitet. —

Die Nordgrenze des ostfränkischen Herzogthums auf der v. Sprunerschen Karte hält folgenden Zug ein: Südlich von Herolvesvelt über Mons Sti. Petri, Leunbach, Smalakalta und Brunwarterode, die Stelle des Annalista Saxo zum J. 1078 in Betreff der Höhen des Thüringerwaldes als Grenze ist auf der Karte selbst zu lesen; es ist dieß der auf ältern Karten sogenannte (und noch bestehende) Rennsteig oder Rainweg. Dann an den Frankenwald: die dort angegebenen Grenzen sind nach urkundlichen Mittheilungen des verstorbenen Rathes und Archivars Oesterreicher eingetragen worden. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Sehr ernst und eindringend wird empfohlen, bey der ersten Entwickelung ja für die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit des Kindes in Wort und That Sorge zu tragen. „Indem du dein Kind zur Wahrhaftigkeit anhältst, sicherst du ihm seine moralische Existenz“ S. 267. „Der wesentlichste Antrieb zur Wahrhaftigkeit liegt immer im sittlichen und religiösen Gefühle.“ Natürlich ist, daß unter der zunehmenden Lügenhaftigkeit auch die Sprache leiden müsse; unübertrefflich hat dieß schon Thucydides III. 82, fgg. ausgeführt, uns müßte lehrreich seyn, ähnliches in der französischen Sprache vor der Revolution und seit dem Beginne dieser zusammengestellt zu sehen. Leider! verlieren auch in unserer Sprache viele zumal sittliche und rechtliche Worte mehr und mehr von ihrem alten Werthe, von ihrer Wahrhaftigkeit, und verrathen mehr als alles andere die Herrschaft von Lug und Trug, zumal in der Ueberspannung des Ausdruckes, Folge einer überreizten und der Leidenschaft unterworfenen Phantasie. Beyde, wenn gebunden und gehalten wirken wohlthätig, sie heben und tragen das Denken, Dichten und Trachten über den gemeinen Boden empor; — in ihrer Ungebundenheit und absichtlichen Verwilderung aber zerstören sie wie die Wahrheit des Charakters, so der ganzen Rede. Beyde, Phantasie und Leidenschaft müssen daher von der frühesten Kindheit an überwacht und in dienender Ordnung gehalten werden.

Von der Zucht und Uebung der Einbildungskraft der Kinder im dritten Jahr handelt das fünfte Kapitel des dritten Buches. Dasselbe verdient von andern reifliche und bedachtsame Erwägung; es bespricht unter anderen die Gespensterfurcht, Ammenmährchen und was der Art mehr dahin gehört, und würzt die Betrachtungen mit interessanten eingestreuten Anekdoten. Im engsten Zusammenhang mit diesem Kapitel stehen die nächstfolgenden: Vom Gewissen vor dem vierten Jahre, von den Vortheilen der frühzeitigen Entwickelung des religiösen Gefühles, von der religiösen Erziehung der kleinen Kinder und von der Gottesverehrung. Hier kommt denn auch zur Sprache die wichtige Frage, ob die menschliche Natur von Natur aus und in ihren Anlagen schlechthin gut oder böse sey? Die Untersuchung hält sich auch hier fern von allen speculativen Theoremen und verweilt rein im Kreise der psychologischen Beobachtung, deren Endergebniß aus S. 314 fg. ersehen wird: „Nicht ohne wahre Betrübniß schreibe ich dieß nieder, und indem ich das Herz der Kinder anklage, verletze ich mein eignes.

Ich sehe sie so, wie ich alles übrige menschliche Wesen sehe, daß sie nämlich das Böse oft thun, weil sie es nicht als solches erkennen, daß sie es aber auch dennoch thun, wenn sie wissen, daß es böse ist.“ Nach diesen und anderen schon oben angeführten Aeußerungen wird man nicht anders erwarten, als daß hier gefordert werde, dem Kinde frühe eine Vorstellung von Gott und den Heiligen zu geben, wartet man ja doch mit der Bemühung ihm den Vaternamen lieb und heilig zu machen, auch nicht auf die Zeit, in der es fähig seyn wird, sich vollkommen deutlich zu machen, worin denn eigentlich die Vaterschaft besteht. Ferner, daß hier nicht Begriffsklitterungen und Beweisführungen verlangt werden, sondern Thatsache, Bild, Parabel ꝛc. „Einer der großen Vortheile, welche der geschichtliche Religionsunterricht gewährt,

liegt darin, daß dadurch das kindliche Bedürfniß, Alles in Bildern und Gestalten dargestellt zu sehen, befriedigt werden kann, ohne deßwegen dem Aberglauben Raum zu geben, was wenigstens dann zu vermeiden ist, wenn man sich dabey lediglich an das Zeugniß der heiligen Schriftsteller hält. Ein anderer Vortheil des geschichtlichen Unterrichts liegt darin, daß er für eine geraume Zeit den dogmatischen oder theologischen Unterricht vertritt. Dazu kommt dann als Cultus die Anbetung, das Gebet, — „dieser an sich selbst so natürliche Act der Anrufung ist für das kleine Kind um so passender, als das Bitten beynahe sein ganzes Leben ausfüllt." Die Verf. theilt mehrere Gebetformeln für das kindliche Alter von drey Jahren mit, die, wie sie versichert, die Probe bestanden und gute Wirkungen hervorgebracht haben, empfiehlt aber begreiflicherweise vor allen anderen das Gebet des des Herrn. Zum Schluße des ersten Bandes werden v. S. 365 — 378 die auf das Studium der Seele in der Kindheit bezüglichen Thatsachen klar, einfach und rein zu leichter Uebersicht zusammengefaßt.

Der zweyte Band, das 4te bis 7te Buch umfassend, ist mit demselben Geiste methodischer Beobachtung gearbeitet, woran man erkennt, daß die würdige Verfasserin die Tochter eines nicht bloß experimentirenden, sondern überall auf freyem Felde auf Alpen und auf Reisen in fremde Länder aufmerksamen, die Natur in allen ihren Wendungen fein beobachtenden Physikers ist, der, was er sieht und ihr ablauscht, durch Räsonnement wohl zu verketten und zu begründen versteht. Saussure war aber nicht so ausschließend Naturforscher, daß er darüber die Literatur und die Sprachstudien des klassischen Alterthums gering geschätzt oder gar angefeindet hätte, im Gegentheil machte er eben die klassischen Studien zur Grundlage seines häuslichen Unterrichts, sogar eben bey dieser seiner Tochter (s. die Note S. 424). Demnach macht sich in diesem Bande neben der fortgesetzten Erziehungslehre die Anleitung zum ersten Unterricht geltend. Das erste Buch dieses Bandes, welches das vierte des ganzen Werkes ist, handelt demnach von den allgemeinen Principien des Unterrichts, ohne das Alter des Zöglings in Betrachtung zu ziehen.

Zur Charakteristik des gesunden Verstandes, der, zur Beschämung so vieler Neuerer auf diesem Felde, hier herrscht, führe ich nur das Motto zum 1ten Kapitel an: „Das was das Leben zerstreut und die Einheit darin zerstört, macht jeden wahren Fortschritt darin unmöglich." Zur Erreichung des letzten und höchsten Zweckes, dem auch der Unterricht dienet, der es zunächst auf Vollkommenheit und Bildung für den besonderen Beruf abgesehen hat, darf die Erziehung niemals zurücktreten; sie muß in der Idee der Religion alle andere Ideen als im Mittelpunct vereinigen und beleben; denn „etwas auswendig wissen (sagt das Motto des 2ten Kapitel) ist noch kein Wissen; es ist nur ein Festhalten dessen, was man seinem Gedächtnisse in Verwahrung gegeben hat."

So großen Werth auch immer selbst dieses Wissen schon hat: so hängt doch sowohl schon das Gedeihen desselben, noch mehr aber der gewünschte Ertrag an Früchten für das Ganze der Gesellschaft wie für den Einzelnen von der oft genannten Forderung des Grundtriebes im Menschen ab, wodurch allein Wohlordnung und Uebereinstimmung des inneren Menschen mit ihm selbst bewirkt wird. — „Die Harmonie der Fähigkeiten hängt vom Menschen ab, ihr Umfang aber nur von Gott." Wie vielseitig und tief auch immer die intellectuellen Fähigkeiten ausgebildet werden mögen und können, zu jener Harmonie kommen sie nicht als nur durch das Gefühls-Vermögen. „Die Geselligkeit entwickelt den Verstand; aber nur die Contemplation bildet das Genie;" dieser Satz wird sehr gut commentirt; nicht minder vortrefflich sind die nächsten Kapitel, welche, indem sie von der ersten Mittheilung von Kenntnissen an das kindliche Alter handeln, die Natur und ihre Betrachtung einerseits im Verhältniß zu Gott und zum religiösen Gefühl, andererseits aber in ihrer Beziehung zum Menschen zum Gegenstand haben. Indessen so leicht und gerne die meisten Leser im Ganzen mit dem hier erörterten einverstanden seyn werden: so schwer hält es, in öffentlichen und größeren Schulen irgend eine allgemeine Regel einzuhalten; nur die Lust und Liebe zu dem Beruf und für die Kinder wird dem Lehrer die jedesmal nöthigen und angemessenen

Mittel und Verfahren an die Hand geben. Als Hauptpuncte werden hier mit Recht angeführt:

„Einmal soll der Lehrer die Kinder an Aufmerksamkeit gewöhnen, und ihnen nur kurze Lectionen, diese aber zu einer unabänderlich bestimmten Zeit geben; dann soll er ihre Theilnahme für ein gewisses zusammenhängendes Ganzes von Begriffen gewinnen, gelegenheitlich ihnen aber auch verschiedene, ihrer Fassungskraft angemessene Kenntnisse beybringen."

Allein was kleinen Kindern frommt, das taugt nicht auch für Knaben und Jünglinge, zumal wenn diese zu einer höheren Stelle im Staate &c. bestimmt sind: wie soll man Knaben zweckmäßig beschäftigen, ohne sie zu ermüden und abzuspannen? Dadurch, antwortet die würdige Frau S. 428 flg.:

„Daß keine der verschiedenen Seelenthätigkeiten bey dem Unterrichte unangeregt und unbeschäftigt bleibe; daß das Urtheil geschärft und das Gedächtniß geübt, daß das Gefühl erwärmt, und die Einbildungskraft eben so wohl angeregt als leicht gezügelt werde." „Welches Studium könnte wohl diese verschiedenen und so wichtigen Bedingungen besser erfüllen, als das sogenannte classische? Ich gestehe gerne, kein zweckmäßigeres zu kennen!"

So urtheilt eine Frau, eine Französin! und beschämt mit diesem ihrem Urtheil, wie viele! Mannsleute aller Nationen und Stände.

„Man vergißt zu oft, daß wir über die Gedanken keine Macht gewinnen, als vermittelst der Worte, in denen jene ausgedrückt werden. Selbst der unsichtbare und doch mit der ganzen sichtbaren Welt beschäftigte Gedanke muß sich ein Werkzeug schaffen, das zu ihm und der Welt, die er erfassen will, in Beziehung steht. Daher gehören auch die Worte, deren er sich bedient, und die weniger körperlich als deren physische Gegenstände, und weniger gestaltlos sind, als die reinen Verstandes-Begriffe, unseren beyden Naturen zugleich an, und gerade dieses mittlere und vermittelnde Wesen der Sprache giebt auch dem Unterrichte darin eine mittlere und vermittelnde, folglich zweckgemäße Tendenz."

Der Nutzen der Grammatik wird fein und klar dargelegt und gezeigt, daß derselbe am wenigsten durch die Grammatik der Muttersprache, eher noch durch das Studium einer fremden lebenden Sprache erreichbar;

„allein, (fährt die sinnige Frau fort) giebt es denn wohl irgend eine lebende Sprache, die nicht ganz entschieden unvollkommener wäre, als die todten Sprachen? Die einzige, die in grammatischer Hinsicht uns auf einen gewissen Punct die lateinische und griechische Sprache ersetzen könnte, wäre allein die Deutsche; sie kann aber doch in Hinsicht auf Schönheit der Construction, Erhabenheit, Harmonie und auf den Eindruck, den sie auf die jugendliche Einbildungskraft macht, mit jenen die Vergleichung schwerlich aushalten." — „Ein junger Mensch, den ich selbst gekannt (erzählt die Verfasserin S. 156 in der Note) studierte mit Eifer die ziemlich schwierige Lehre des Hrn. v. Condillac über die französische Sprache, und brachte es zum völligen Verständnisse derselben. In der Folgezeit blieb ihm davon keine Spur, während er das, was er aus der lateinischen Syntax erlernt hatte, für immer festhielt." — „Möchten sich daher geschickte Männer nur die Mühe geben, das Sprachstudium zu beleben und dadurch selbst abzukürzen; denn die Vortheile desselben durch andere Lehrgegenstände zu ersetzen, dürfte gewiß sehr schwer seyn." „Welche andere sollte man an dessen Stelle setzen? Etwa die Naturgeschichte? — oder die physikalischen Wissenschaften? — oder die Mathematik?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzogthum Ostfranken in seine Gauen eingetheilt. Entworfen und gezeichnet von Carl v. Spruner, k. b. Lieutenant &c.

(Schluß.)

Die Besselsche Karte hat den Grenzlauf hier ganz richtig verzeichnet bis in die Gegend nördlich von Sonneberg. Von da an zieht die Ducats-Grenze durch einen aller Ortschaften baaren Bezirk zur thüringischen Saale, diesen Fluß aufwärts, sodann östlich desselben, Curia (Hof) zur Rechten lassend, in südlicher Richtung an die bereits angeführten Flüsse Egra, Rosla und Trebnitz, zum Fichtelgebirge. Der östlichen Grenze von Ostfranken auf der Besselschen Karte und ihrer gänzlichen Unbrauchbarkeit ist oben gedacht worden; das Gleiche können wir von jenem Theile der Nordgrenze Bessels sagen, der sich nördlich von Sonneburg zur Saale hinzieht. Auch hier fällt die Vergleichung zum Vortheile der Spruner'schen Arbeit aus. Die Ostgrenze bey v. Spr. und jene bey Bessel gegen einander gehalten, zeigt uns augenfällig die große Ueberlegenheit der erstern vor

der letztern, und zwar in so glänzendem Lichte, daß sie selbst dem wärmsten Vertheidiger der Besselschen Karte einleuchten muß.

Es ist nämlich die Ostgrenze des Ducates, welche ihn vom Nordgau absondert, bey v. Spr. ganz nach Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts theils bey Heyberger, theils in den Mon. boic., theils bey Oesterreicher, Denkwürdigkeiten ꝛc. angegeben, aber der Letztere auch da berichtigt worden, wo er Urkunden nicht beachtet. So bestimmte Oesterreicher die Südgrenze des Radenzgaues vom rechten Ufer der Schwabach von Erlangen bis zu ihrer Quelle bey Höfles oberhalb Gräfenberg; dieß geht jedoch aus dem Grunde nicht an, weil Waltgeresbrunnun (Walkersbruna) nach einer Urkunde vom 13. November 1021 (M. B. 28. 1. p.504) ausdrücklich in pago Nortgouue et in comitatu Heinrici comitis gelegen war.

Ebenso quellengemäß, wie hier die Grenzen des Herzogthums bestimmt sind, erweist sich Hr. v. Spr. in Angabe des Umfanges und der Grenzen der einzelnen Gaue, und wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, mit den betreffenden Urkunden-Sammlungen in der Hand, die Karte Gau für Gau zu durchgehen (wie dieß der Unterzeichnete gethan), der wird auch diese unsere Aussage hinsichtlich der Gaugrenzen vollkommen bestätigt sehen. — Eine solche Untersuchung allein ist ferner im Stande, zu erweisen, daß die den einzelnen Orten angefügten Jahreszahlen gewissenhaft den Urkunden entnommen worden seyen. Nur hie und da, wie z. B. bey Kunigeshofen im Taubergau ist dem scharfen Auge der Revision das ursprüngliche Jahr der Gründung des Wirzburger Bisthums (741), zu dessen erster Dotation, wie erwähnt, auch dieses Königshofen, so wie das gleichnamige im Badanachgau gehörte, entgangen, indem bey beyden Orten die Zahl „cca 750“ stehen geblieben. Aber bey der enormen Masse von Ortsnamen, die alle Gauen des Herzogthums anfüllt, und bey der spitzigen, Augenverletzenden Schrift ist dieß wohl zu entschuldigen. Die durch rothe Farbe hervorgehobene große Handelsstraße des Carolingischen Capitulares vom Jahre 805, Decemb. von Erfesfurt über Halazestat u. s. w. berührt bey Lichtenfels den Main, und läuft an dessen linkem Ufer auf Hallstatt fort. Doch ist auch jene Meynung dargestellt, welche die Handelsstraße von Ketschendorf in den Itzgrund geleitet wissen will, so daß sie erst bey Radolfesdorf den Main erreicht, von wo sie sich über Camerin (Kämmern) zum Prädium Halstat hinzieht.

Aus dieser kurzen und unparthenischen Darstellung ist zu entnehmen, daß die v. Spruner'sche Gaukarte den bedeutenden Fortschritten gemäß, welche die Geographie des Mittelalters in der Zeit von 100 Jahren durch das Bekanntwerden so vieler die Gauen beleuchtenden Urkunden gemacht, das möglicher Weise Trefflichste geleistet habe. Was im Jahre 1752 in seiner ganzen Durchführung gelungen und ausgezeichnet genannt werden mußte, das sinkt durch die neueren und neuesten Entdeckungen auf diesem Gebiete mit geringen Ausnahmen zur Unbrauchbarkeit herab, und die so weit gediehenen Untersuchungen machen wieder eine neue auf diese gebaute Darstellung des Gegenstandes nothwendig. Einem solchen wahrhaft zeitgemäßen und fast allen historischen Vereinen willkommenen Unternehmen hat sich Hr. v. Spr., wie wir glauben, mit dem besten Erfolg unterzogen; nur ist, wie gesagt, zu bedauern, daß die technische Ausführung des Steinstiches die Schönheit der Originalzeichnung nicht zu erreichen vermochte, so daß auch von dieser Seite Vollendetes wäre geleistet worden.

Wenn nun die Grenzen des Herzogthums, welches das Object der v. Spruner'schen Darstellung ist, ganz so gezogen sind, wie es die neuesten und gediegensten Forschungen aus den Quellen erheischen, wenn dieß mit den Grenzen der verschiedenen Gauen derselbe Fall ist, wenn endlich alle Orte, mit den ihnen zukommenden Jahreszahlen versehen sind; so muß man offen eingestehen, daß eine historische Karte mit solchen Eigenschaften ihre Bestimmung vollkommen erfülle. — Welchen Ausstellungen auch immer die Lithographie — für welche Hr. v. Spr. gewiß nicht einzustehen hat — unterliegen möge; so ist doch so viel sicher, daß die typographische Ausführung hier nur als Nebensache gelten könne, während die drey obigen Erfordernisse, nämlich: 1) Richtigkeit der Ducatgrenze, 2) der Gaugrenzen, und 3) der Jahresangaben bey den Orten entschieden die Hauptsache ausmachen. Von diesem Gesichtspuncte aus — und er ist unserer Ueberzeugung nach der einzig wahre — betrachtet, haben sich sowohl der Verfasser dieser Karte, Hr. v. Spr., als auch der historische Verein zu Bamberg, auf dessen Kosten sie herausgegeben worden, den größten Dank aller Geschichts-Freunde erworben, indem Beide an die Stelle der als Vorbild jetzt nicht mehr zu empfehlenden, in vielen Theilen unbrauchbaren Besselschen Francia orientalis einem topographischen Werke das Daseyn gegeben haben, welches allen wissenschaftlichen Anforderungen im hohen Grade entspricht, und das wir unbedenklich über alle bisherigen Leistungen des histor. Vereines zu Bamberg zu setzen berechtigt sind. — Unsere Ansicht über frühere Geschichte und Bildung des viel bestrittenen Nordgaues müssen wir, damit diese Anzeige nicht allzusehr die Grenzen überschreite, einer andern Gelegenheit aufsparen.

Dr. G. Th. v. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was gegen jeden dieser Zweige eingewendet wird, verdient die allgemeinste Beherzigung; sie werden nicht verworfen noch ausgeschlossen, nur aber dem reiferen Jünglingsalter aufgespart, das ihrer fähig und bedürftig ist. Das Werk schließt mit einem „Rückblick auf die Anleitung zur sittlichen Führung der Kinder“ oder Rath einer Mutter an ihren Sohn in Beziehung auf die Erziehung zur Sittlichkeit; darin werden die hierher gehörigen Grundsätze und Maximen kurz und andringlich zusammengefaßt.

Noch soll ein dritter Band dieses trefflichen Werkes zu erwarten seyn, der aber bis jetzt noch nicht erschienen ist, so viel Ref. weiß. Die Uebersetzung lieset sich gut und beynahe wie eine ursprünglich deutsche Schrift; außer den schon erwähnten zahlreichen Anmerkungen des Hrn. Baron v. Wangenheim, durch welche die im Original vorkommenden Erörterungen und Grundsätze theils berichtiget, eingeschränkt und erweitert, theils durch anderweitige Erfahrungen über Erziehung, Unterricht und Seelenleben aufgeklärt werden, ist die deutsche Ausgabe in jedem Bande mit einem Anhange bereichert; deren der erste, von Prof. Eschenmayer, die moralische Weltordnung nach den Principien dieses ehrwürdigen Philosophen darlegt. Der Anhang zum zweyten Bande bildet ein selbstständiges und eigenes Werk für sich, bezieht sich aber durchhin auf das Werk der Frau Necker de Saussure; sein Titel ist:

Ueber Gefühl und Gefühlvermögen und deren Bedeutung im Organismus der Seele. Anhang zum zweyten Theile „der Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen,“ von Dr. K. von Wangenheim. 1838.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes und die geistreiche Betrachtung desselben verdiente wohl eine ausführlichere Anzeige als hier Raum hat; denn in gewisser Hinsicht theilen sich die Philosophirenden aller Zeiten und Völker, insbesondere eben jetzt die in Deutschland, in zwey Partheyen, von denen die eine dem Gefühl keine Stimme in Sachen der Speculation und der höchsten Angelegenheiten des Menschen einräumt; die andere dagegen macht auf die eine oder andere Weise eben das Gefühl zur letzten Instanz in allen übersinnlichen Dingen, wie, mehr oder minder, in allem, was das Gebiet des sittlichen Handels und der schönen Künste im weitesten Sinne berührt. An der Spitze der einen Parthey glänzt der Name Jacobi's; an der Spitze der anderen steht Hegel; zu jener neigt sich Eschenmayer aus der Schule der Naturphilosophie, und mit ihm auch der Hr. Verf. Die bedeutende und einflußreiche Rolle, die hienach dem Gefühlsvermögen zugetheilt ist, macht es wünschenswerth, daß dasselbe einmal gründlich und umfassend wie es hier geschieht, in Untersuchung genommen werde; indessen muß sich Rec. auf wenige Bemerkungen beschränken. Der Hr. Verf. geht von dem Wort und seiner Abstammung aus; mit Recht, denn Philosophiren heißt großentheils nichts anderes als wortforschen, — etymologisiren. Hier verdient nun gleich dieß Aufmerksamkeit, daß der Gebrauch dieses jetzt ganz unentbehrlichen Wortes ziemlich neu seyn muß; denn freylich Advtung zwar führt dieses Wort schon auf; allein Joh.

Leonh. Frisch in seinem gründlichen Teutsch-Lateinischen Wörterbuch hat das Wort nicht, und nur im Lateinisch-Deutschen Anhang erst erklärt er tactus durch das Fühlen, das Angreifen; auch im Nibelungenlied kommt es nicht vor, und ist überhaupt auch im Mittelhochdeutschen nicht geläufig; man sehe Ziemanns Mittelhochdeutsches Wörterbuch S. 594 Sp. 2 in vüelen. Aus dem seltenen Gebrauch dieses Verbums und seiner Abkömmlinge erhellt jedenfalls so viel, daß das Gefühlsvermögen erst in neuerer Zeit für wichtig gehalten und aus anderen Umgebungen und Beymischungen ausgeschieden und abgesondert worden ist; nicht nur die griechischen Psychologen, Plato, Aristoteles u. a. stellen kein besonderes Gefühlsvermögen auf, wie sie denn überhaupt eine ganz andere Ansicht von der Seele und Geist zum Grund legen, um von ihr auszugehen; auch die christlichen Mystiker und Schwärmer jeder Art, von Meister Eckart, Tauler ꝛc. bis Heinrich Müller u. a. herab reden wenig von Gefühl, so voll desselben sie auch sind. Noch die Wolfische Schule unterschied nur Erkenntniß- und Begehrungs-Vermögen, jedes der beyden abermals in ein unteres und oberes theilend. Meines Wissens ist erst durch die englisch-schottische Schule von Wollaston Hutchinson u. a. das Gefühl als common sense, als moral sense u. dgl. in die Philosophie und Psychologie eingeführt worden, wurde dann von unsern wackern sogenannten Popularphilosophen, Meiners, Engel, Garve u. a. öfters als eine Instanz angerufen, bis endlich Fr. H. Jacobi gewissermaßen seine Philosophie auf dasselbe baute; und Kant es theils in der Anthropologie, theils in der Kritik der Urtheilskraft wissenschaftlich untersuchte; erst seitdem ist die Empfindung, dem Worte nach, gegen das Gefühl herabgesetzt worden, denn vordem galt Empfindung mehr als das Gefühl; von einem innern Gefühl — tactus interior — redeten unter den Alten nur einige sensualistische Schulen, wie die der Kyrenaiker, welche in tactu interiore solo putant veri esse judicium, quia sentiatur. Cic. Acc. II. 7, 20 vrgl. Diog. II. 86 flg. Atticus in Euseb. Praep. Ev. XIV. 19. Wohl nur von den Späteren gilt, was wir in Gaisfords florilegium Stobaei in Append. e Cod. florent. Vol. IV. p. Lips. 431 lesen: *οἱ Στωϊκοὶ τήνδε τὴν κοινὴν αἴσθησιν ἐντὸς ἀφὴν προαγορεύουσι, καθ' ἣν καὶ ἡμῶν αὐτῶν ἀντιλαμβανόμεθα*; die Uebertragung des Wortes vom äußeren auf das innere wird noch leicht bemerkt bey Seneca Br. 52: Tacete, favete et praebete vos curationi, etiamsi exclamaveritis non aliter audiam, quam si ad tactum vitiorum vestrorum ingemiscatis. Vrgl. 124: Vides in quanta ignorantia veritatis versetur, et quam humi sublimia ac divina projecerit, apud quem de summo bono maloque judicat tactus, wie bey den Epikureern; vrgl. Sextus Empir. Pyrrh. H. I. c. 3. adv. Math. VI. 53. VII. 191. Diesemnach hatten die Alten, in der Weise unserer Uebertragung des Wortes, so wenig Gefühl — tactus, *ἀφή, ϑίξις*, als sie Geschmack — gustus, gusto, goût — hatten. Daß aber Fühlen und Gefühl ursprünglich obzwar alles sinnliche Wahrnehmen, insbesondere jedoch das durch Berühren und Tasten bezeichnete, das liegt noch klar am Tage in den Verben Befühlen und Anfühlen. Es wäre eine anziehende und lehrreiche Aufgabe, in allen fortgeschrittenen Sprachen und etwas selbstständigeren Litteraturen die Art und Weise zu verfolgen und klar vor Augen zu legen, wie mannichfaltig, witzig und geistreich die verschiedenen Sinne, ihre Thätigkeiten, Objecte und Medien übertragen und nach vielerley mehr oder minder aus einander laufenden Aehnlichkeiten und Analogien gewendet worden sind; man erinnere sich nur unsers Rühren und Rührung in der heutigen Bedeutung, gegen den römischen contactus und contagium, des sapor und sapientia etc. gegen unsern Geschmack. Doch sey dieß wenige hier genug; in unserer Sprache ist nun einmal der Ausdruck Gefühl ꝛc. so weit ausgedehnt, als sonst Empfindung, und bey Griechen und Römern *αἴσθησις* und sensus gewesen; denn die *αἴσθησις* Gefühlsvermögen in der jetzigen Ansicht — ist *δύναμις σύμφυτος κριτική*, Arist. An. post. II. 18; und mens enim ipsa, quae sensuum fons est, atque etiam ipsa sensus est naturalem vim habet, quam intendit ad ea, quibus movetur. sqq. Cic. Acc. II. 10, 30; in dieser Kraft zeichnet dasselbe allerdings den Menschen ganz eigenthümlich: *τοῦτο γὰρ πρὸς τὰ ἄλλα*

ζῶα τοῖς ἀνθρώποις ἴδιον, τὸ μόνον ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ, καὶ δικαίου καὶ ἀδίκου καὶ τῶν ἄλλων αἴσθησιν ἔχειν sq. Arist. Pol. I. 2. p. 4. Sylb. Hier ist αἴσθησις unstreitig dasselbige, was die Engländer z. B. Ferguson Essay on the Hist. of. civ. soc. P. I. S. 6 nennt moral sentiment. Allein der Grieche bezeichnet mit diesem selbigen Worte das Bewußtseyn überhaupt, den Gemeinsinn und das Selbstbewußtseyn, die Besinnung; — ist sie nun gleich ein Anfang — ἀρχὴ principium — von vielen, so doch οὐ δὶ αἰσθήσεως ἔστιν ἐπίστασθαι· εἰ γὰρ καὶ ἔστιν ἡ αἴσθησις τοῦ τοιοῖδε, καὶ μὴ τοῦδε τινος, ἀλλ' αἰσθάνεσθαί γε ἀναγκαῖον τό δε τι καὶ ποῦ, καὶ νῦν sqq. Ar. An. post. I. 24. cf. Metaph. I. 1. Während der Grieche, wie sich auch der Gebrauch dieses Wortes nach und nach ausdehnt und über Verwandtes ausbreitet, doch immer der ersten sinnlichen Bedeutung nahe bleibt und diese nie ganz vergißt, so dehnt ebenmäßig der Gebrauch von Sentiment und sense bey den Engländern ꝛc. sich aus, aber nach einer anderen Seite zumeist hin, wie aus Adam Smiths Theorie der moralischen Empfindungen erhellt. Aber dieses englische Sentiment u. dgl. a. W. m. ist vom französ. sentiment u. a. durch eine eben so feine und bedeutende Gränzlinie geschieden, als der englische humour vom französischen humeur. Aus diesen wenigen Andeutungen erhellet, daß die Sprachen der Völker, bald von demselbigen, bald von nahegelegenen Puncten ausgehend, in krummen Linien fortlaufen, die bald zu einander, bald von einander sich neigen; und daß sie hienach in je ihren Wörtern die Gedanken mannichfach begränzen; „daß die Geschichte der Philosophie, wie Jacobi I. 252 sagt, sich als ein Drama entwickelt, worin Vernunft und Sprache die Menschmen spielen.“ — „Und es fehlt nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft seyn würde, um uns alle über Metaphysik Eines Sinnes werden zu lassen.“

Der Punct nun, von welchem der Verf. hier ausgeht, ist die Sinnlichkeit in ihrer fünffältigen Richtung; diese werden mit mehreren angesehenen Physiologen auf drey reducirt — auf den mechanischen, den qualitativen und den dynamischen Sinn, und diese werden in Parallele gestellt zuvörderst mit den drey Grundkräften der körperlichen unorganischen Natur, Schwere, Wärme, Licht dann mit dem Ternar der höheren organischen Ordnung, wo die Reproduction den Zellstoff, die Irritabilität den Faserstoff, die Sensibilität die Marksubstanz schaffen und sich zueignen, woraus auf einer höheren Stufe die Empfindung, die Anschauung und der Trieb sich entwickeln. So weit reicht die Sinnlichkeit, der Organismus als Träger und Unterlage der Seele, wie diese das Gefäß des Geistes ist. Die Seele aber trägt gleichfalls eine dreyfache Richtung in sich, deren jede drey einander entsprechende Absätze oder Gelenke zeigt; sie sind, 1) das Vorstellungsvermögen mit Verstand und Vernunft; 2) die Einbildungskraft mit Gefühl und Phantasie; 3) das Begehrungsvermögen mit Gemüth und reinem Willen; alle drey haben ihren Einigungspunct, oder nach einer andern Ansicht, ihren Ausgangspunct im Glauben, der, wie er von der einen Seite die aufgezählten Thätigkeiten zusammenschließt und einiget, so auf der andern Seite in das Gebiet des Geistes und der dem Geiste wesentlichen Ideen der Wahrheit, Schönheit und Tugend hinüberführt, und in Andacht und Gottes-Erkenntniß zur Beruhigung kommt.

Dieses psychologische Schema, wie es hier zur Uebersicht kurz und trocken ausgezogen wird, ist in der Abhandlung mit lebendiger reger Phantasie und vielseitigem Scharfsinn gleichsam zu einer anschaulichen Gestalt herausgebildet; und in ihrer lebendigen Entwickelung und Darstellung insbesondere die Bedeutung, der Werth und das Verhältniß der Gefühle zu den übrigen Thätigkeiten und zum letzten Endzweck aller menschlichen Bildung zur Anschauung und Erkenntniß gebracht; zur festeren Begründung hätte jedoch Rec. gewünscht, daß in dem Gange der Untersuchung und zumal in der psychologischen Grundlegung, wie sie vorhin verzeichnet worden ist, auf die hieher gehörigen Ansichten und Entwickelungen der älteren deutschen Weltweisheit, so wie auf Engländer und Franzosen, insbesondere aber auf die Griechen und Römer mehr Rücksicht genommen wäre. Ein solcher Rückblick und Umsicht hätte eine interessante Erläuterung und Prü-

fung der jetzt mehr und mehr allgemein angenommenen Dreytheilung des Menschen in Leib, Seele und Geist herbeyführen können, die noch immer mangelt, ohne diese Vorarbeit ist aber jene Annahme unbegründet und eben nur Hypothese, obzwar eine uralte; denn schon Plato im Timäus S. 30. B. sagt: *νοῦν δ' αὖ χωρὶς ψυχῆς ἀδύνατον παραγενέσθαι τῷ σώματι*, und auch Aristoteles *π. ψ.* III. 4. weicht deßfalls nicht wesentlich ab; wie aber gleichwohl auch da die Sprachen der Völker nach ihrer Gemüthsart aus einander gehen, dieß zeigt sich gleich im Römischen, wenn Juvenal 15, 142 singt:

— — — — — — Separati hoc nos
A grege mutorum, atque ideo venerabile soli
Sortiti ingenium, divinorumque capaces
Atque exercendis capiendisque artibus apti
Sensum a coelesti demissum traximus arce,
Cujus egent prona et terram spectantia. Mundi
Principio indulsit communis conditor illis
Tantum animas, nobis animum quoque, mutuus ut nos
Affectus petere auxilium et praestare juberet, etc.

Denn daß dieser Gegensatz, diese Spaltung in anima und animus die ächt römische war, nicht aber mens oder ratio, dieses verräth sich in den Ableitungen animare, animans, animal, animosus in comminisci, reminisci, commentum u. s. w. Der Trieb, die Arbeit und Anstrengung stand von Uralters her bey den Römern höher als das *νοεῖν*, das die Griechen characterisirt.

Was über den ursprünglichen Trieb S. 42. flg. gesagt wird, gehört zu dem besten was Rec. irgendwo gelesen; überhaupt ist es ein Vorzug dieser Abhandlung vor den meisten ähnlichen, daß sie allen Aeußerungen und Wirksamkeiten der menschlichen Seele gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt und nicht dahin strebt, sie alle in Vorstellungen aufzulösen, daß diese eben zufolge ihrer Wirksamkeit nach innen und außen den Grund zur Eintheilung und Unterscheidung der Seelenkräfte abgeben. Denn die Herbartische Schule mag über die verschiedenen Seelenkräfte und Vermögen spotten, soviel sie will: sie selber kann, will sie von dem mannichfaltigem Getriebe im menschlichen Bewußtseyn reden, dieser und ähnlicher Formeln nicht entbehren, und nicht allein die Kunstsprache der Philosophen, sondern überall die gemeine Sprache verräth schon, daß eine sichere Thatsache zu Grund liegt, nur daß diese noch nicht rein und klar herausgestellt ist; und nicht allein die classischen Sprachen, nicht minder auch die Sanskritin und Hebräerin unterscheiden mit allen zwischen inne liegenden Sprachen ähnlicherweise Leib, Seele und Geist und wohl noch mehrere Kräfte nach verschiedenen Gesichtspuncten; siehe z. B. Plutarchi IV. de Plac. phil. c. 4. Lipsii Physiol. Stoic. III. 17. Carus Geschichte der Psychologie der Hebräer, Gfrörer das Jahrh. des Heils, Colebrooke Essay sur la Philosophie des Hindous u. m. a.

Ueber solche Abgränzungen, so fern sie jedesmal in der besondern Sprache schon gegeben sind, läßt sich eben nur von dem Gebiete derselben aus streiten, und auch dieses ohne großen Gewinn; worauf es aber vornämlich ankommt, dieß ist zu zeigen, wie jene besonder benannten Kräfte und bezeichneten Spitzen in einander gehen, wie je die eine mit den andern zusammenspielt, Knoten bildet und darin einen neuen Trieb und Schoß ansetzt, so daß immer alle und jede in allen erscheint. Und dieß ist das Hauptverdienst dieser Abhandlung, sie zeigt, „wie sich die Seele vom bloßen Natur-Instincte zum Bestreben mit Freyheit, wenn gleich noch nicht aus Freyheit erhebt, S. 60; wie in der Anschauung, welcher immer ein Gefühl zum Grunde liegt, das Element des Aesthetischen nicht zu verkennen sey, S. 61; wie wir auch auf der niedern Stufe der Seelen-Entwicklung von Religion sprechen dürfen, da die Seele vermöge des göttlichen Funkens des Geistes, der sie erst zur Seele macht, wesentlich religiös ist, wenn sich dieses auch nur erst als Bedürfniß und Sehnsucht nach einem Höheren, als sie selber ist, d. h. als Gefühl, ausspricht" u. s. m. S. 65; denn die Gefühls-Thätigkeit zeigt sich gleich mit dem Beginne des Lebens, anfänglich „als ein Fühlen mit überwiegender Sinnlichkeit und Unfreyheit; auf der späteren Stufe, dem ästhetischen Gefühle, kommen das Sinnliche und Unsinnliche in ein Gleichgewicht."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Encyklopädie. Probe philosophischer Nachforschungen über des Menschen Seelenvermögen und deren Harmonie — zur Beantwortung der Frage: „Welches ist die Verwandtschaft, welches die wechselseitige Verbindung aller Künste und Wissenschaften?“

Motto: Nosce temet ipsum. Erstes Stück.

Anderer Titel: Die Sokratische Schule oder Philosophie für das neunzehnte Jahrhundert. Von Ph. W. van Heusde. Die Encyklopädie. Uebersetzt von Dr. J. Leutbecher. Erlangen, bey Ferdinand Enke. 1838. I. Th. XII. und 208. II. Th. 194.

Der Verfasser vorliegender Schrift, dessen Name nicht nur innerhalb der Gränzen seines Vaterlandes, sondern auch in der Geltung Deutschlands den berühmten Namen der holländischen Schule, eines Hemsterhuis, Ruhnken, Wyttenbach sich würdig anreiht, hat sich in demselben zur Aufgabe gestellt, für sich und für andere, denen die neuere Philosophie keine Befriedigung gewähren konnte, aus den Schätzen des Alterthums, die ihm in so hohem Maaße aufgeschlossen sind, eine Quelle zu eröffnen, die auch dem Bedürfnisse der neueren Zeit Nahrung und den philosophischen Bestrebungen derselben mehr Sicherheit und Haltung, und damit zuletzt auch in den höchsten Angelegenheiten der Menschheit eine genügende Beruhigung verschaffen könnte. Gerade diese, an sich gewiß höchst löbliche Tendenz, muß jedoch, soll die Beurtheilung anders das Wesentliche treffen, vor Allem näher ins Auge gefaßt werden, da sie eine Würdigung der neueren Philosophie zur Voraussetzung hat, die, sollten sich auch wirklich, wie der Hr. Verf. zu bemerken glaubt, auch anderweitige Anzeichen davon kund geben, doch gewiß, wenigstens in Deutschland, nicht die herrschende ist.

Um aber die Gründe kennen zu lernen, welche den Verf. bewogen haben, die neuere Philosophie als eine durchaus herabgekommene, unbrauchbare und gleichsam zum Trugbild der wahren Philosophie gewordene zu betrachten, finden wir uns zunächst an die vorausgeschickte Anrede an die Zeitgenossen gewiesen, aus der wir folgende Stelle entnehmen, um zugleich eine Probe von der Darstellungsweise des Verf. zu liefern.

„Man ist“, lesen wir S. 4, „des abstracten, des a priorischen Philosophirens, wie man es nennt, des Streitens über Seyn und Nichtseyn, über das Ich und Nicht-Ich, überhaupt der Schul-Philosophie müde: man klagt auch auf der andern Seite wieder, und vorzüglich jetzt, darüber, daß Mysticismus, Syncretismus, Pantheismus, noch täglich überhand nehmen, und noch einmal Alles mit dem Nebel des Unverstandes zu bedecken drohen: und so verlangt man dagegen nach einer andern Untersuchungsweise, wovon man für die Förderung der Wissenschaften, für unser Fortschreiten im Gebiete der Wahrheit und Tugend Wesentlicheres gewinnen möchte. Denn so weit ist man bereits doch gekommen, daß man sich die Philosophie selbst von allen sogenannten philosophischen Systemen unabhängig denkt. Wie sie auch von den Philosophen verunstaltet, ja fast für das Auge des Menschen unkenntlich gemacht worden ist, so zweifelt doch nicht leicht jemand daran, daß sie an sich schön und vortrefflich und für die Menschheit heilbringend sey. Wo findet sich daher wohl Jemand, der sie nicht zum Besten der Menschheit hergestellt und auf das Leben und die Pflege aller Künste und Wissenschaften angewendet sehen möchte!

Ob ich nun wohl von unserm Jahrhundert nicht erwarten durfte, was ich wünschte, so war ich doch nicht ohne Hoffnung für die Zukunft: und so suchte ich sofort Etwas zu schreiben und zu veröffentlichen, was mir für unsere Zeit nicht unpassend zu seyn schien, ein Buch mit Lehren der Weisheit aus der Sokratischen Schule, welche eben zu allen Zeiten hätten befolgt werden, zu allen Zeiten ihr Ansehen hätten behaupten sollen, und welche vor Allem jetzt, bey dem Verfall dessen, was man noch heute Philosophie nennt, von höchster Wichtigkeit seyn dürften."

So wahr und wohl auch allgemein anerkannt das ist, was von der Unabhängigkeit der Philosophie selbst von allen philosophischen Systemen gesagt wird, so sehr hat man sich jedoch von der andern Seite vor einer unrichtigen Anwendung dieses Satzes zu hüten. Dieß wäre aber gewiß der Fall, wollte man in den philosophischen Systemen gar nichts von der eigentlichen Philosophie erblicken. Diese lebt vielmehr in denselben, wenn sie anders diesen Namen verdienen, als das geistige Ziel, das, obwohl selbst ewiger Natur, doch gerade die Ursache der Bewegung und Veränderlichkeit der Systeme ist, die so oft irriger Weise als untrügliches Zeichen der Vergänglichkeit der Philosophie überhaupt genommen worden ist. Und wenn wir es auch für unläugbar halten, daß unter allen Wissenschaften mit Vorzug gerade die Philosophie diejenige ist, welche lediglich den Menschen als Menschen, d. h. seinem wahrhaft menschlichen Berufe nach ins Auge faßt; so muß doch sicherlich auch der Schulphilosophie, obwohl ihr Name schon einen Gegensatz gegen diese wahre Lebensphilosophie zu begründen scheint, wenigstens der oben bezeichnete Antheil an derselben zugestanden werden, so daß für die Bestrebungen der Menschheit um die Philosophie selbst auch die Systeme der Schulphilosophie ganz und gar nicht gleichgültig sind; und wir nehmen somit keinen Anstand, zu behaupten, daß, wollte man der mißachteten Schulphilosophie jedes Recht streitig machen, man eben dadurch dem Menschen selbst das Recht, zur ächten Philosophie immer näher heran zukommen, streitig machen würde.

Befremdlich erscheint übrigens der Standpunct, von dem aus der Verf. sein Mißbehagen an den neueren philosophischen Systemen begründen zu können meynt, da derselbe ihn nothwendig der überall gepriesenen Platonischen Philosophie gegenüber in einen Conflikt mit sich selbst bringen muß. Oder wie soll man über die umfassenden und mit dem größten Ernste durchgeführten Untersuchungen, denen wir in den Platonischen Schriften begegnen, über das ὄν und μὴ ὄν, das ἕν und πολλά, das κινεῖσθαι und ἑστηκέναι, das ἄπειρον und πέρας und πεπερασμένον u. s. w. urtheilen. Diese müssen doch wohl gegen die Behauptung zeugen, der sokratischen Schule — vorausgesetzt, daß darunter auch die Platonische Philosophie mitbegriffen seyn soll — liege es durchaus ferne, Metaphysik zu seyn.

Mit den Grundsätzen also, in denen das negative Element der v. Heusde'schen Schrift wurzelt, kann sich Ref. nicht in Uebereinstimmung erklären; kann sich also auch nicht entschließen, dem Wunsche des Verf. unbedingt beyzutreten, es möchte die unbrauchbare neuere Philosophie doch endlich wieder durch die weit zweckmäßigere alte, Sokratisch-Platonische, verdrängt werden. Und wenn auch die ziemlich sicher anzunehmende Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches zu keinem Mißtrauen berechtigen würde, so müßte schon der Umstand, daß er doch eigentlich darauf hinausginge, das philosophische Productionsvermögen in Ruhe zu setzen, entschieden gegen denselben einnehmen. Sicherlich kann ein gründliches Studium der antiken Philosophie auch für die Bestrebungen der neuern Philosophie nur heilsam seyn. Allein man darf nicht glauben, daß mit einem bloßen Herübernehmen und einer „Anpassung ihrer Grundwahrheiten auf das Jahrhundert, worin wir leben," die Sache abgemacht sey.

Das in zwey Theilen gebotene Werk selbst giebt sich als eine Encyklopädie, d. h. als eine Darstellung der Künste und Wissenschaften in ihrer wechselseitigen Verbindung und zugleich in ihrer Abzweckung auf die Erziehung des Menschen (I. S. 20.) Letztere Bestimmung weist so ziemlich auf eine Theorie dessen, was die Alten praktisch unter der ἐγκύκλιος παιδεία verstanden, wenn auch der materielle Umfang in vielen Stücken ein anderer

ist. Die Ueberschriften der Hauptabschnitte lauten der Reihe nach: 1) Die schönen Künste, oder Untersuchung über das des Menschen Gefühlsvermögen. 2) Die Wissenschaften, oder Untersuchung über das Erkenntnißvermögen des Menschen. 3) Die Verbindung der Künste und Wissenschaften, oder Untersuchung über den Wahrheitssinn des Menschen. 4) Die höheren Wissenschaften, oder Untersuchungen über des Menschen Begehrungsvermögen. 5) Die Verbindung aller Künste und Wissenschaften, oder Untersuchung über die Uebereinstimmung der Seelenvermögen des Menschen. 6) Philosophie und Geschichte. Man kann daraus im Ganzen leicht den Gang der Untersuchung wahrnehmen. Um aber auch die Behandlung im Einzelnen einigermaßen erkennen zu lassen, soll noch eine möglichst kurze Uebersicht des ersten Abschnittes, der in ungefähr 70 Seiten die Untersuchung über die schönen Künste umfaßt, hier einen Platz finden. Das Princip derselben wird in der der menschlichen Seele angebornen Liebe zum Schönen gefunden, keineswegs aber in dem Nutzen und der Nothwendigkeit. Uebergehend zu den einzelnen Künsten, und zwar zunächst zur Musik, sieht sich der Verf. durch eine Stelle aus den Platonischen Büchern über die Gesetze (653. 54. ed. St.) auf die Wahrnehmung einer gewissen Naturanlage im Menschen zu Harmonie und Rhythmus geführt. Diese Naturanlage selbst aber wird in etwas Höherem erkannt als in dem was man Gehör nennt; dieses muß man ja auch z. B. den Singvögeln zugestehen; sie ist vielmehr geistiger Art und auch hiezu gibt eine Platonische Stelle, nämlich der liebliche Mythus von den Cicaden im Phädrus, Anleitung. Diese höhere Bedeutung der Musik führt aber von selbst auf die Poesie, indem beyde, nach den richtigen Begriffen des Alterthums, nur in gegenseitiger Verbindung ihren wahren Zweck zu erreichen im Stande sind. Hier wird vor Allem das Gemeinsame der Benennung in verschiedenen Sprachen — Dichter, ποιητής, totrouvère oder troubadour — nachgewiesen und als die eigentliche Poesie die lyrische aufgestellt, die als wesentliches Element auch in der dramatischen Poesie hervortritt. Durch die Chöre nämlich, welche dieser Dichtgattung zugleich eine religiöse Bedeutung verleihen, wird derselbe erst über den Begriff der Nachahmung, welche nach Platon das Wesen derselben ausmacht, erhoben. Durch diese letztere, die keineswegs verkannt werden darf, ja sich bereits im Homer findet, neigt sie sich auf der andern Seite zur Redekunst und bekommt zugleich eine politische Bedeutung. Passend wird aus dem Homerischen Hymnus an den Apollo der Delische Chor, welcher aus Jungfrauen bestand, die aller Menschen Stimmen und Tänze nachzuahmen verstehen, so daß jeder sich selbst zu hören meynt, als Vorläufer des Dionysischen Chores bezeichnet. Mit der epischen Poesie, deren Natur geschichtlich, und didaktischen, deren Natur philosophisch ist, verglichen, erscheint die lyrische Poesie als die eigentlich musikalische; die bukolische Poesie hingegen, wo, beyläufig gesagt, unser Landsmann Geßner auch den ehrenvollen Platz neben Theokrit und Virgil einnimmt, kann nur als das Schattenbild der lyrischen und epischen Poesie gelten, wobey sich jedoch der Verf. über die von der Poesie zu fordernde Wahrheit nicht klar genug äußert.

Nicht daß ein solcher Zustand, wie der geschilderte, niemals bestand, sondern daß er an sich unnatürlich ist, kann als Tadel geltend gemacht werden, würde aber wohl nur den modernen Dichter treffen, wie er auch vom Verfasser unumwunden über Tasso und Guarini ausgesprochen wird. Nicht entgeht bey dieser Gelegenheit den Schilderungen des Eumäus und der Nausikaa im Homer ihr Lob, das jedoch bey ersterem wirklich etwas sonderbar lautet.

(Schluß folgt.)

Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen ꝛc.

(Schluß.)

Was da Seite 100 flg. über das ästhetische Gefühl und seine Beziehung zum sittlichen Gefühle und Gesetze gesagt ist, verdient mit Schillers Aufsätzen: Ueber die nothwendigen Gränzen beym Gebrauch schöner Formen und Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten im 8ten Bd. Abth. II. verglichen zu wer-

den. Der edle denkende Dichter weiset sehr gut nach, wie ungenügend die ästhetische Cultur für sich sey, wenn es die Anforderungen der höheren Sittlichkeit und Selbstüberwindung gilt; wie ersprießlich aber dieselbe gleichwohl und wie förderlich sey, dem moralischen Gebot Eingang zu verschaffen; kurz und schön hat er dieses Verhältniß ausgesprochen in dem Gedicht, das „die Führer des Lebens“ überschrieben ist; denn das Schönheits-Gefühl ist, wie es der Vers. S. 101 ausspricht, die Indifferenz zwischen dem Gefühle des sinnlich Angenehmen der vorzugsweise nachbildenden Einbildungskraft, und dem Gefühle der unsinnlichen Schönheit der vorzugsweise schaffenden Phantasie. Als Indifferenz — oder Einheit beyder setzet sie etwas voraus, was unter ihr, und etwas, was über ihr liegt.

Dieser höhern Stufe, vor der noch die Gemüthswelt geschildert wird, gehören die Trias der Ideen: Wahrheit, Schönheit und Tugend in ihrer reinsten Gestalt an. Auch hier würden sprachliche Betrachtungen zur Berichtigung und Schärfung der Begriffe so wie zur Kunde der feinen und unmerklichen Uebergänge der Wörterbedeutungen sehr nützliche und fruchtbare Winke für die Untersuchung geben; die deutsche Schönheit z. B. ist schon ihrem ursprünglichen Charakter nach von der griechischen καλλονή verschieden, wie sich schon in der alten Benennung καλὸς κἀγαθός, und in der lateinischen Uebersetzung des καλὸν durch honestum bey Cicero in den Officiis zeigt; eine schöne Seele ist in Deutschland ein sehr junges Geschöpf. Vollends, wie den Wortleib Idee die europäischen Völker alter und neuer Zeit mit sehr ungleichen Geistern beseelt haben, dieß kann schon einigermassen jedes Wörterbuch lehren, liegt aber oftmals überraschend und verwirrend in den vielerley Systemen zu Tag. Aus dem zeitenweise häufigen Gebrauch dieser und ähnlicher Wörter setzt sich in der gemeinen Vorstellung eiliger Leser eine ungefähre Vorstellung fest, die, wirr wie sie ihrem Entstehen nach seyn muß, nicht anders als durch Sprachforschung erklärt und verdeutlicht werden kann, indem einerseits auf etymologischem Wege die primitive Bedeutung und Anschauung gesucht, und von dieser aus, die Phasen und Umwandlungen derselben verfolgt und klar gemacht, andrerseits aber die sinnverwandten wie nach ihrem gemeinsamen Gebiet, so nach ihren feinsten und leisesten Gränzen erkannt und unterschieden veranschaulicht werden. Je abstracter und transcendentaler die Begriffe geworden, desto mehr erheischen sie eine solche sprachliche Ausleitung an dem Worte, um gehörig verstanden zu werden; wenigstens Rec. zieht eine solche Erläuterung jeder andern Weise vor; freylich für andere mit andern Fächern vertraute Leser können dieß wohl auch die Gleichnisse und Analogien leisten, an denen diese Abhandlung sehr reich ist, wie gleich in folgender Stelle, die den Grundgedanken ausspricht, und mit welcher die meisten Leser gern übereinstimmen werden, S. 181:

> „So erscheint das Gefühlvermögen als der Mittelpunct des psychischgeistigen Organismus, in welchem, wie in jedem Organismus, alle Functionen wenn auch zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Uebergewichte, dennoch gleichzeitig, und also auch dann schon, wann die Seele ihrer Functionen noch nicht bewußt ist, zusammenwirken, und sich in ihrer Wirksamkeit gegenseitig bedingen. Und gerade darin, daß eines solchen Organismus Mittelpunct das Gefühlvermögen, dessen innerster Kern das Schönheitsgefühl, dieses aber die Geburtsstätte, wenn auch nicht der Erzeuger, des religiösen Gefühles ist, liegt die hohe Bedeutung desselben für die Erziehung, welche Eltern und Erziehern klar zu machen der Zweck dieser Abhandlung war, der aber ohne einen Umriß des Wesentlichsten einer Psychologie nicht erreicht werden konnte.“

Nach dieser Tendenz schließt sie sich schön und ergänzend an das Werk der Frau Necker de Saussüre an, und macht wie dieses die Religion und den Glauben zu dem Ziele, wohin alle menschlich-sittliche Erziehung und Bildung zu streben hat. Zur Bestätigung der entwickelten Ideen werden öfters sehr gelungene Stellen aus der Weisheit der Brahmanen, dem Lehrgedichte von Fr. Rückert, eingelegt, und über sie commentirt und philosophirt. Hiedurch gewinnt die an sich stets rege und lebendige Untersuchung und Darstellung, neben der Anregungskraft zugleich immer eine schöne Beruhigung und nachhaltigen Abschluß.

Pr. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nr. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. London 1834 — 38. 4. Bd. 8.

Zweyter Artikel.

Die Geschichte der syrischen Christen in Indien bildet einen der interessantesten Abschnitte der ganzen Kirchenhistorie. Sie erregte seit dem sechszehnten Jahrhundert die Aufmerksamkeit der europäischen Forscher, und ward der Gegenstand vieler gelehrter Untersuchungen und ausführlicher Werke. Den mannigfachen Andeutungen zufolge, die wir bey den griechischen, lateinischen, syrischen und armenischen Scribenten vorfinden, scheint das Christenthum schon sehr frühe, wenigstens im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in Persien und Armenien, in den Länderstrichen östlich und nördlich vom kaspischen Meere, in dem heutigen Afghanistan bis gegen den Indus hin, mit einem Worte, in dem damals, über einen großen Theil Vorder- Nord- und Mittelasiens sich erstreckenden Reichen der Parther Eingang gefunden zu haben. Bardesanes, der sich zu den Tempelarchiven zu Ani und andern berühmten Metropolen der vorchristlichen Religionen des westlichen Asiens Zugang zu verschaffen wußte, und die daselbst befindlichen Urkunden zu einer leider verloren gegangenen Geschichte Asiens benutzte, sagt ausdrücklich (Mos. Choren. II. 66), daß zu seiner Zeit das Christenthum in Parthien, Medien, Persien und Baktrien verbreitet gewesen ist. Auch möchten wir selbst die alte Erzählung von einer Verbindung eines Königs Abgar von Edessa mit Christus, wenn auch die jetzt vorhandenen Briefe des Herrn und Abgars unterschoben sind, für nicht ganz ungegründet halten. Abgar, ein Name, der nicht, wie sonst behauptet wird, aus dem Arabischen herzuleiten, sondern armenisch ist, und soviel als vortrefflicher, ausgezeichneter Mann bedeutet (Mos. Choren. II. 25), verlegte aus besondern Gründen seinen königlichen Sitz von Nisibis nach Edessa, dahin wurden auch die Bibliotheken und königlichen Jahrbücher abgeführt (Mos. Choren. II. 26), aus welchen Eusebius, wie er ausdrücklich erklärt (Euseb. hist. eccl. I. 13), die Nachrichten von einem Verkehre zwischen Christus und Abgar, und die Briefe, die wir in seiner Kirchengeschichte lesen, gezogen hat.

Mag dem aber seyn, wie da wolle, das Christenthum hat zweifelsohne schon sehr frühe in diesen Gegenden Eingang gefunden, wenn es auch im Allgemeinen viel später erst festen Fuß fassen konnte. Die Sagen von der Verkündigung des Evangeliums in den Gegenden Vorder- und Mittelasiens durch die Apostel Johannes und Matthäus, so wie durch Thomas, Thaddäus, Maris und Aghäus sind so allgemein und bestimmt, daß wir sie unmöglich, selbst vom kritischen Standpuncte aus betrachtet, ganz verwerfen können (Assemani Bibl. or. III, 2. 3. Tillemont Mém. eccles. VII. 7. 5. 2te Ausgabe Bruxelles 1732). Auch bey den Scribenten der armenischen Nation, deren Literatur mit der Herrschaft des Christenthums im Lande, d. h. mit dem vierten Jahrhundert beginnt, wird die Verkündung des Evangeliums durch Thomas, Thaddäus und Bartholomäus als eine unbezweifelte Thatsache berichtet (Mos. Choren. II, 31. Faustus IV. 1, 2. 12. Le Quien Oriens Christ. II. 1102).

Der Apostel Thomas soll nach Indien gekommen seyn, eine christliche Gemeinde daselbst gegründet und in Mailapue den Martertod erlitten

haben, weßhalb der Ort von den Christen heutigen Tags noch St. Thomas genannt werde. So lautet eine alte, ehrwurdige Sage. Die erste historische Kunde über die Verbreitung des Christenthums in Indien finden wir aber bey dem armenischen Geschichtschreiber Elisä, der in der zweyten Hälfte des fünften Jahrhunderts blühte. (Neumann, Geschichte der armen. Literatur S. 68). Elisä führt in seinem Werke über Vartan und die Schlacht der Armenier, den Moybed, welcher im Jahre 450 mit einem Heere nach Armenien gekommen war, um die Söhne Haiks gewaltsam zum Feuercultus zurückzuführen, redend ein und läßt diesen obersten Priester der Magier in der Bitterkeit seines Herzens folgende Aeußerungen machen (Elisä nach der Ausgabe des armenischen Textes. Venedig 1828, S. 100 folg.): „Ich hörte von meinen Vorfahren, daß zu den Zeiten des Königs der Könige Schapuh, *) als die Lehre Christi sich im Lande auszubreiten begann, und das ganze Reich Persien, und von da die Länder gegen Morgen erfüllte, daß zu dieser Zeit die Lehrer unseres Glaubens den König anfeuerten, damit der Glauben der Magier nicht ganz erlösche im Lande, einen strengen Befehl zu erlassen, damit das Christenthum verstumme. Je mehr er aber es aufhalten wollte, desto mehr verbreitete und vermehrte sich diese Lehre; sie kam bis in das Land der Kuschanier (Chorassan und Kandahar), und von da verbreitete sie sich südlich bis zu den Indiern. Und die Christen waren so furchtlos und kühn im Lande Persien, daß sie selbst in allen Städten des Reichs, die sich durch königliche Schlösser auszeichneten, Kirchen erbauten. Sie errichteten Kapellen, statteten sie auf dieselbe Weise, wie die Kirchen aus, und bauten allenthalben Wohnungen und Zellen für Einsiedler. Nirgendwo konnte man eine Hülfe gegen sie ausfindig machen; sie vermehrten sich immer mehr, sie verbreiteten sich immer mehr, und

*) Es wird im Texte nicht gesagt, ob dieß Schapuh (Sapor) der erste oder zweyte gewesen ist. Nach dem chronologischen Systeme des Dasguignes und Tschamtschean regierte Schapuh I. von 270 — 293 und Schapuh II. von 305 — 389. Die Angaben der Schriftsteller über die Chronologie der Sassaniden sind aber sehr verschieden.

wuchsen sehr an Macht. Den Grund dieses außerordentlichen Glückes wissen wir nicht; aber das sehen wir in Wahrheit, daß die ganze Welt dieser Lehre nachläuft."

„Als der König Schapuh sie darauf mit Grausamkeit behandelte, viele von ihnen ergreifen und peinigen, und andere selbst mit dem Tode bestrafen ließ; so ward er niedergeschlagen und unzufrieden in seiner Seele; denn die Verbreitung des Christenthums konnte er dessen ungeachtet nicht verhindern. Wenn er die Kirchenthüren verschließen und versiegeln ließ im ganzen persischen Reiche; so machten sie aus jedem Hause eine Kirche, und an jedem Orte verrichteten sie ihre religiösen Gebräuche; ja sich selbst hielten sie sogar für Tempel, und dünkten sich etwas Besseres als menschliche oder weltliche Geschöpfe. Die bittersten Peinigungen ertrugen sie und ihre Nacken wurden nicht müde; Räuber nahmen ihr Gut, und täglich gab es mehr zu rauben. Der König ward wüthend und die Henker sehr mißmuthig; sie aber waren freudig und wohlgemuth, ertrugen heiteren Sinnes alle Peinigungen, und verhielten sich geduldig bey den Beraubungen ihrer sämmtlichen Habe.

Als der König sah, daß sie im Sturmschritt dem Tode entgegen eilten, wie eine reine Heerde zu der himmlischen Wohnung, so ließ er aufhören mit den Peinigungen, und gab den Magiern und Mogbeds den Befehl, niemanden zu belästigen. Es sollte ferners jeder furchtlos seinem Glauben leben: die Magier, die Sandik, *) die Hebräer, die Chri-

*) Man sieht, die Sandik werden neben den Christen, Juden und Magiern als eine eigene Kirchengesellschaft aufgeführt. Es können hier keine Anhänger Mazdak's seyn, die ebenfalls so genannt werden (Mirchond von Saen 362); denn Elisäus lebte vor diesem Betrüger, noch viel weniger scheint das Wort aus dem Arabischen herzukommen, wie wir bey Herbelot Bibl. Orient. unter Zendik lesen. Ob Sandik mit Send, woher Send — oder Zendawesta, zusammenhängt, ist schwer zu sagen; so viel ist sicher, daß das Wort von Persern und Arabern gebraucht wurde, um die verschiedenartigsten Ketzer und Ketzereyen damit zu bezeichnen. Herbelot a. a. O. Ayeen Akbery II. 289. ed. London 1800. 8.

sten und alle anderen Religionen, die sich in den verschiedenen Gegenden des Reiches Persien befinden mögen. Hierauf herrschte Frieden im Lande, und es hörten alle Unruhen auf, da doch früher unser Land so wie der ganze Westen Asiens bewegt war."

Der Mönch Cosmas, Indopleustes genannt, giebt uns in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wiederum die ersten Nachrichten über die Verbreitung des Christenthums in Indien. Es kommen dann der Zeitfolge nach die verschiedenen zahlreichen Nachrichten der Syrer über das Christenthum in diesem Lande, im Mittel- und Ostasien, die Assemani im vierten Bande seiner orientalischen Bibliothek zusammengestellt hat. Der Christen in Indien erwähnen auch die beyden muhammedanischen Reisenden aus dem neunten Jahrhundert, welche Renaudot übersetzte *), und Marco Polo wie Mandeville berichten die Sage vom Apostel Thomas und mehreres Andere über diese so interessanten christlichen Gemeinden (Il Milione di Marco Polo. Firenze 1827 2 Bde. 4. I. 179, II. 421, 436 mit den lehrreichen Anmerkungen des Grafen Baldelli Boni). Lacroze thut also den Portugiesen sehr unrecht, wenn er behauptet, sie hätten diese Sage erfunden. Die Brahmanen haben übrigens den P. Pons angelogen, wenn sie ihm, wie es in den erbaulichen Briefen heißt, sagten: sie besäßen Bücher, in der Sanscritsprache geschrieben, welche von dem heiligen Thomas, seinem Martyrtod und seinem Begräbniß handelten. Diese Brahmanen, fügt Pons hinzu, forderten aber für die Herbeyschaffung dieser Schriften eine solche Summe Geldes, welche die Mission nicht aufzutreiben vermochte. (Lettres edifiantes XII.). Es ist dieß nicht das einzigemal, daß die Brahmanen die europäischen Forscher hintergangen haben. Wir erinnern bloß an die bekannten Geschichten des armen Capitain Wilford.

*) Anciennes Relations des Indes et de la Chine, traduites d'Arabe. Paris 1718. 8. Sie wurden auch ins Englische übersetzt und erschienen zu London 1733. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Die Encyklopädie. Probe philosophischer Nachforschungen über des Menschen Seelenvermögen und deren Harmonie ꝛc.

(Schluß.)

Von der Poesie wird zu den bildenden Künsten übergegangen, deren Princip der Verf. nach Vorgang jener bekannten Erzählung im Protagoras, der wohl eine übertriebene Bedeutung zuerkannt wird, in dem Kunstsinne des Menschen gefunden, der sich wiederum als Sinn für Harmonie und Symmeterie äußert, seine höhere Bedeutung aber durch die Einbildungskraft und das Vermögen, Ideale zu schaffen, bekommt. Einige Stellen aus Cicero's rhetorischen Schriften dienen auch hier wieder als Leiter und der Olympische Jupiter des Phidias als Beyspiel. Hierauf wird über Bestimmung, Zweck und Verbindung der schönen Künste überhaupt gehandelt, und mit Mißbilligung der Oberflächlichkeit und verkehrten Richtung, in welche die neuere Erziehung in Bezug auf dieselben, namentlich die Musik, gerathen ist, die höhere Bedeutung, welche ihnen vom Alterthume für die Erziehung zuerkannt wird, geltend gemacht. Das religiöse Element, das der alten Kunst eigen war, solle auch die neuere nicht aufgeben; als Beyspiele von der Wirkung der mit Musik vereinigten dramatischen Poesie werden zwey Chöre aus Racines, Esther und Athalia in der Ursprache eingeschaltet. „Warum," fragt der Verf., „bestimmt man nicht, eben so wohl für die höheren Stände als für die niederen, den Choralgesang, damit die Gebildetsten der Nation in unsern Kirchen nicht minder, denn sonst überall, den Ton angeben und das Vorbild sind?" Zuletzt wird nun noch die Frage aufgestellt, was sonach Aesthetik sey? Die Erklärung derselben als einer Wissenschaft des Schönen wird verworfen, und sie dagegen als Anleitung zur Kenntniß und Wissenschaft des Schönen, oder kurz als Philosophie des Schönen bezeichnet.

In ganz entsprechender Weise wie dieser erste Abschnitt werden nun auch die übrigen durchgeführt,

und zuletzt in der wahren Philosophie selbst als dem Mittelpunct und Band aller Künste und Wissenschaften die eigentliche Encyklopädie gefunden; und endlich mit der Frage geschlossen, was nun wohl Metaphysik sey, von der jene Philosophie als ganz frey gedacht wird, wobey jedoch der Zweifel nicht unterdrückt wird, ob sich diese Wissenschaft nicht gar so hoch versteige, daß man, wie in den Wolken, gar nichts mehr gewahr wird als eben Wolken.

Die ganze Untersuchung kann, wie man leicht aus diesen wenigen Andeutungen ersehen mag, nicht eben darauf Anspruch machen, eine selbstständige philosophische Ansicht zu begründen; sie will es auch gar nicht; ihr eigenthümlicher Charakter besteht vielmehr darin, mit einer manchmal, wie uns scheint, beynahe übermäßigen Bescheidenheit und Selbstentäußerung, auch bey dem kleinsten Schritte sich nach einem Führer umzusehen, am liebsten, versteht sich, nach Platon oder Cicero. Den Vortheil gewährt diese Methode jedenfalls, daß sie zu manchen schönen Stellen aus diesen und andern Schriftstellern in der Ursprache oder Uebersetzung, hinführt, und es wäre gewiß als kein geringer Nutzen anzuschlagen, wenn der junge Leser, für den die Schrift bestimmt ist, von jener Begeisterung und Liebe für Platon mit ergriffen würde. Namentlich, glauben wir, wäre es kein verkehrter Wunsch, es möchte die Lektüre desselben wieder recht in den obern Classen unserer Gymnasien Platz greifen und nicht etwa von den Rednern ganz verdrängt werden. Denn wenn auch der Jüngling bey dem Uebertritte zur Universität noch keine philosophischen Compendien im Kopfe mit zu bringen braucht, so soll er doch recht viel Liebe und Verlangen nach dieser Wissenschaft als die eigentlichen initia philosophiae mitbringen. Diese wird ihn am besten vor jener, allem Gedeihen hinderlichen Unlust an den Studien, die ihn auf der Universität zunächst erwarten, sichern und ihn für wissenschaftliches Streben empfänglich machen. Freylich müßte man, um diesen Zweck so viel möglich zu erreichen, nicht etwa nach den vorzugsweise gelesenen kleineren Dialogen greifen, sondern mit Einschluß der Apologie und des Kriton vorzüglich Phädon, Protagoras, Gorgias wählen. Denn gerade die Virtuosität in Behandlung und Darstellung, die den beyden Alcibiades, dem Euthyphron, Laches u. s. w. mehr oder minder fremd sind, ist im Stande, den Jüngling zu ergreifen und festzuhalten, so daß Hoffnung bleibt, der letzte Schultag werde nicht zugleich der letzte Tag seyn, wo er diese Bücher zu Hand nimmt. Und damit man nicht etwa die für das jugendliche Alter zu große Schwierigkeit des Verständnisses dagegen geltend mache, so besteht einerseits der Unterschied dieser größern Dialoge von jenen kleineren gar nicht durchgängig in der größern Schwierigkeit dieser vor jenen — denn zu den wirklich schwierigeren, wie Theätet, Sophist, Philebus u. s. w. wollen wir auch gar nicht gerathen haben — anderseits kann man auch unbedingt vertrauen, daß Jünglinge, die für Sophokles und Aeschylus fähig sind, auch für diese philosophischen Schriften nicht unfähig erscheinen werden, die sich besonders für jene Geistesgymnastik brauchbar zeigen, welche zwar den Schüler weder in der Logik noch in der Metaphysik oder Moralphilosophie unterwiesen, gewiß aber seinen Verstand geschärft und geübt, und gegen die Scheu vor ernsterem Nachdenken gewaffnet haben wird.

Die Darstellung, an der eine gewisse Breite und Weitläufigkeit nicht zu verkennen ist, zeigt doch überall große Lebendigkeit des Ausdrucks, und wird namentlich durch die liebenswürdige Persönlichkeit, die bey dem gewählten dialogischen Verfahren überall durchblickt, anziehend. In wie weit die Uebersetzung dem Originale getreu ist, können wir nicht beurtheilen. In der Uebertragung griechischer Stellen, namentlich in dem Mythus aus dem Protagoras, sind uns einige Fehler aufgestoßen, die wir weggewünscht hätten, sonst aber liest sich das Ganze recht gut. Einige fremdartige Ausdrücke, die nach der Vorrede aus dem Holländischen herüber genommen sind, und einige andere, die wohl in gleicher Weise zu beurtheilen seyn mögen, wenn sie auch nicht gerade als eine besondere Sprachbereicherung erscheinen, wirken doch nicht störend. Druck und Papier ist sehr gut und überhaupt die äußere Ausstattung durchaus gefällig.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nr. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland etc.

(Fortsetzung.)

Einen trefflichen Nachtrag zu den bekannten Berichten Buchanan's, Heber's und zu den auf dem Kontinente so seltenen officiellen Aktenstücken, welche im Jahre 1813, über die malabarischen Christen von der ostindischen Kompagnie dem Parlament vorgelegt wurden *), liefert Herr Capitain Charles Swanston im ersten und zweyten Band der vorliegenden Zeitschrift, unter folgender Aufschrift: Denkschrift über die ursprüngliche Kirche von Malayâla, oder über die syrischen Christen des Apostel Thomas, von ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag. Es ist uns unmöglich in diesen Blättern einen vollständigen Auszug dieser lehrreichen, mit vielem Fleiße abgefaßten, umfangreichen Abhandlung mitzutheilen. Wir müssen uns auf die Darstellung der jetzigen Verhältnisse dieser christlichen Gemeinden beschränken. Die syrischen Christen Indiens zerfallen aber jetzt in drey Abtheilungen: in eigentlich syrische, dann in syrisch-römische und in lateinische Christen.

Die syrischen Christen, welche 57 Kirchen in Quilon und in den benachbarten Districten besitzen, enthalten eine Bevölkerung von 70,000 Seelen, welche von einem durch die Geistlichen gewählten Metropoliten regiert werden.

Die syrisch-römischen Christen haben das Rituale der römisch-katholischen Kirche angenommen, halten aber den Gottesdienst in syrischer Sprache. Sie haben 97 Kirchen mit einer Bevölkerung von 96,000 Seelen; nämlich 52 Kirchen mit einer Bevölkerung von ungefähr 49,000, unter dem Erzbischof von Cranganor; 38 Kirchen mit einer Bevölkerung von 40,000, unter dem apostolischen Vicar von Verapoli; und 7 Kirchen mit einer Bevölkerung von 7000 Seelen unter dem Bischof von Cotschin und Quilon.

Die lateinischen Christen, welche mit dem Rituale der römisch katholischen Kirche auch die lateinische Sprache angenommen haben. Diese Abtheilung enthält 40 Kirchen mit einer Bevölkerung von ungefähr 54,000 Seelen; nämlich 21 Kirchen, mit einer Bevölkerung von 29,000, unter dem apostolischen Vicar von Verapoli, und 19 Kirchen mit einer Bevölkerung von 25,000 Seelen, unter dem Bischof von Cotschin und Quilon. Vergleiche die officielle Darstellung eines Beamten der ostindischen Compagnie, Namens Fisher in Montgomery Martin's History of the Possessions of the honorable East - India Company. London 1837. Vol. II. S. 228 flg.

„Travancor und Cotschin," mit diesen Worten schließt Capitain Swantson seine Denkschrift, „wurden seit undenklichen Zeiten von verschiedenen Nationen bevölkert, welche, obgleich sie in demselben District, ja oft in derselben Stadt neben einander wohnen, doch ihre besondere Religion, Sitten und Sprache bewahren. Sie halten fest an der Erinnerung ihres Ursprunges, an den Ceremonien und

*) Sie wurden auf Kosten des Parlaments am 12. May 1813 unter folgendem Titel: Papers relating to East India Affairs. Christians in Malabar. Roman Catholic Chapel. Missionaries in Bengal, dem Drucke übergeben, und befinden sich unter der Sammlung der parlamentarischen Aktenstücke, die ich von England mitgebracht habe.

Gebräuchen ihrer Väter, ohne sich im Entferntesten mit den Sitten und Gewohnheiten, oder mit der Sprache der Nation, unter welcher sie seit so langer Zeit leben, zu befreunden. Kirchen, Moscheen, Synagogen und Pagoden stehen neben einander; Christen, Muhammedaner, Juden und Hindu üben ungescheut ihre religiösen Pflichten, ohne daß Einer von dem Andern die geringste Unbill zu ertragen hätte. Diese Vermischung so vieler, und zwar entgegengesetzter, Religionen und Gebräuche, in einer und derselben Gemeinde, hat das Volk daran gewöhnt, jede auch noch so verschiedene Verehrung Gottes zu ertragen, — man findet unter dieser Bevölkerung die vollkommenste Toleranz. Der Fremdling, der sich hier niederlassen will, mag, so lange er die Regeln des Anstandes nicht verletzt, seinen eignen nationalen Gewohnheiten nachleben, seine angestammte Sprache bewahren, und in allen Dingen den Sitten seiner Vorfahren in vollkommener Freyheit und Sicherheit huldigen, ohne die geringste Beschwerde oder Nachrede zu erdulden. (Journal I, 171 — 192, II. 51 — 52 und 234 — 247.) —

Eine Folge der vielfachen Eroberungen fremder Nationen in Indien, der schlechten Regierung der einheimischen Fürsten und der sinnlosen Abgötterey, die nicht selten sich bestrebt, die verruchtesten Ausschweifungen mit einem religiösen Schleyer zu umhüllen, sind unter andern auch die verschiedenen zahlreichen Bruderschaften, die sich zu Mord, Raub und Unzucht verbinden. Wir erinnern bloß an die Bruderschaft der Thugs, worüber vor einigen Jahren dem Parlamente so interessante Aktenstücke vorgelegt wurden, die dann ebenfalls unter den parlamentarischen Aktenstücken im Drucke erschienen. Die Noten über die Thugs im siebten Hefte des vorliegenden Journals von dem Lieutenant Reynolds (200 — 214) hätten füglich ungedruckt bleiben können. Sie fügen zu den officiellen Bekantmachungen keine neuen Thatsachen hinzu.

Robert Stevenson, der in der Präsidentschaft von Madras eine Stelle bekleidet, theilt uns (I. 280 — 284) einige Nachrichten mit von einer andern solchen verruchten Bruderschaft, die sich von dem hindostanischen Worte Phansi, Nase, Phansigärs nennt. Sie sind sehr zahlreich im südlichen Indien. Wir finden bereits in dem dreyzehnten Band der asiatischen Untersuchungen (Asiatic Researches S. 250 folg.,) einen Bericht über diese, so wie über einige andere Compagnien, die auf Raub und Mord ausgehen. Wenn die Phansigärs einen unglücklichen Reisenden durch List und Trug in ihre Schlingen gebracht haben, so ist er unrettbar verloren. Sie erdrosseln ihn alsbald, damit kein Blut die Spur des Mordes verrathe. Sie nehmen dann alle seine Habe und seine Kleider, verstümmeln den Leichnam bis zur Unkenntlichkeit, oder begraben ihn tief in die Erde. Gewisse Classen der Gesellschaft, namentlich Frauen, sind vor ihnen sicher, weil die Phansigärs glauben, diese ständen mit der Göttin, welche sie verehren, in Verbindung. Ein altes Weib, die zu dieser Bruderschaft gehörte, gab bey einem Verhöre einen vollständigen Bericht über die Sitten und die Spitzbuben-Sprache dieser Verworfenen. „Schämt ihr euch denn eurer Lebensweise nicht," fragte sie der Richter. „Nein", antwortete sie: „Wir befolgen bloß das Gewerbe unserer Väter. Wie sollten wir unser Leben fristen, wenn wir nicht rauben und morden?"

Kein Gegenstand ward seit der Eroberung Indiens durch die Engländer häufiger besprochen, und keiner ist für die Herren des Landes von größerer praktischer Wichtigkeit, als die Untersuchung über die Allodialrechte der jetzigen Besitzer des Grund und Bodens. Das ganze Abgaben-System, und namentlich die Weise wie die Grundsteuer ausgetheilt oder erhoben werden soll, steht mit dieser Untersuchung im innigsten Zusammenhange. Der bekannte General-Lieutenant John Briggs, der Uebersetzer der Geschichte Indiens von Fenischtah, hat vor einem Jahrzehent ein ausführliches Werk geschrieben, welches für das beste über diesen Gegenstand gehalten wird. (On the Land Tax in India. London 1830). Zu diesem Werke haben wohl großentheils die Eingebornen des Landes, welche bey den verschiedenen Rentämtern Indiens angestellt sind, die Materialien geliefert. Solche, bloß in practischer Beziehung wichtige Materialien finden sich mehrere in den verschiedenen Bänden des Journals der asiatischen Gesellschaft. So die Be-

merkungen über das Abgaben-System und die Art und Weise des Landbesitzes in den Provinzen unter der Präsidentschaft des Forts St. George von Ramaswami Naidu (I. 292 — 306), dann über den Landbesitz in Deccan vom General-Lieutenant Sykes (II, 205 — 234. III. 350 — 377). Von den ausführlichen Bemerkungen des Ramaswami Naidu sollte in den folgenden Bänden eine Fortsetzung erscheinen; doch ist diese bis jetzt unterblieben. Wahrscheinlich hat die gelehrte Gesellschaft eingesehen, daß unter dieser Masse Spreu nur höchst selten Goldkörner sich verloren haben. Was will man von einem Manne erwarten, der da so tolles Zeug niederschreiben kann, wie folgende Periode: „Indien war glücklich unter seinen einheimischen Fürsten bis zu dem unglücklichen Einfalle Sekander Schah's, der den barbarischen Muhammedanern den Weg öffnete, die dann bald hernach kamen und das Land eroberten (I. S. 294)!"—

Es folgen dann eine Anzahl von Biographien orientalischer Fürsten und europäischer Gelehrten, die sich um die Kenntniß des Morgenlandes Verdienste erworben haben. Den Stoff zur biographischen Skizze des in der Bluthe seiner Jahre verstorbenen persischen Thronfolgers Abbas Mirza verdankt die Gesellschaft dem ehemaligen englischen Residenten in Persien, Major Willock. Es ist dieß, wenn auch ein kleiner, doch ein schätzbarer Beytrag zur neuesten Geschichte des Reiches der Kadscharen. Abbas Mirza war einsichtsvoll genug, nicht bloß europäische Taktik, sondern auch europäische Wissenschaft in Persien einführen zu wollen. Er sandte junge Perser nach England, um dort erzogen zu werden; sie sollten später die wissenschaftlichen Werke des Westens in die Sprache ihres Landes übertragen. Auch gründete er zu Tabriz oder Tauris eine Druckerey, wo bey seinen Lebzeiten mehrere prachtvoll ausgestattete Werke erschienen sind. Diese Bestrebungen des Prinzen fanden bald an vielen Orten in Persien sowohl, wie in Indien Nachahmungen. Man druckt jetzt in Asien die vorzüglichsten Werke der orientalischen Literaturen, namentlich der persischen und arabischen. So erschien vor einigen Jahren zu Calcutta eine vollständige Ausgabe des Firdusi, und im Jahr

1813 ward von der Erziehungs-Gesellschaft zu Bombay für Eingeborne die vollständige Geschichte der Entstehung und Ausbreitung der muhammedanischen Herrschaft in Indien von Muhammed Casim Ferischtah in zwey Bänden Folio dem Drucke übergeben. Es ist nur Schade, daß diese Werke wegen der geringen Anzahl der Liebhaber, jetzt noch so theuer und überdieß so selten zu haben sind. Die biographischen Skizzen des Kaisers Dschehangir (Jehangir), seiner Söhne, der Sultane Churram und Parwiz, so wie seines Enkels Schudscha durch den Major Charles Steward scheinen großen Theils aus der Selbstbiographie Dschehangirs entnommen zu seyn, woraus früher schon Gladwin in seiner History of Hindostan, during the reigns of Jehangir, Schahjehan and Aurungzebe. Erster Band. Calcutta 1788. 4., das Wesentlichste mitgetheilt hat. Der bekannte Geschichtschreiber des Muhammedanismus, der Major David Price, hat diese lehrreichen Denkwürdigkeiten des Großmogols vollständig übersetzt, und sie erschienen vor einigen Jahren auf Kosten des orientalischen Uebersetzungsfonds zu London. Wir können deßhalb diese biographischen Skizzen hier füglich übergehen und bemerken bloß, daß Dschehangir der Fürst ist, welcher im Jahre 1611 den Engländern zu Surat, in der Provinz Gudscherat, (gewöhnlich Gujerat oder Guzerat geschrieben), einen Platz anweisen ließ, um dort eine Faktorey zu erbauen. Wie folgenreich ward diese an und für sich unbedeutende Thatsache für Indien und ganz Asien!

Die Engländer besaßen bekanntlich, bevor sie den Handel- und Tauschvertrag am 17. März 1824 mit dem König der Niederlande abgeschlossen, (Saalfeld Supplément au Recueil des Traités par Martens X, 2. S. 415 folg.), eine Niederlassung auf Sumatra, das durch den trefflichen Raffles berühmt gewordene Benculen. Hier kamen sie mit den berüchtigten Menschenfressern, den Battas, in vielfache Berührungen. Aus den umständlichen Berichten des Residenten zu Benculen über diesen Clan (III. 43.) heben wir Folgendes heraus zur Bestätigung und Ergänzung der Angaben des trefflichen Marsden, in seiner Geschichte von Sumatra. Es ist dieß eine Unterredung des Re-

sidenten Herrn Prince mit einem der Batta Häuptlinge:

Hr. Prince. Ich höre, daß ihr in euerm Lande die Sitte habt, die Kriegsgefangenen und eine gewisse Klasse von Verbrechern aufzuessen. Seyd ihr jemals bey solch einem Mahle zugegen gewesen?

Der Häuptling. Diese Sitte findet allenthalben im Lande der Battas statt, und ich habe dieß mehr als einmal gesehen.

Hr. P. Beschreibt mir die Art und Weise, wie man bey solchen Gelegenheiten verfährt.

D. H. Es werden drey Pfähle in die Erde eingeschlagen, und an den mittlern wird der Gefangene oder Verbrecher angebunden. Seine Beine und Schenkel werden an den beyden andern befestiget. Es wird dann ein bestimmtes Zeichen gegeben, und die Personen, welche befugt sind, an dem Fraße Antheil zu nehmen, springen mit Hacken und Messern auf diesen Menschen los, und zerreißen ihn in wenigen Augenblicken in Stücke. Ich habe mehrere gesehen, die ihn selbst mit ihren eigenen Nägeln und Zähnen zerfleischten. Es wird bey solchen Gelegenheiten immer eine Mischung von Limonisaft und der Milch der Coconuß in Bereitschaft gehalten, um das Fleisch darein zu tauchen, bevor es gefressen wird. Ist der ganze Mensch aufgezehrt, so werden die Knochen unter die Theilnehmer vertheilt, welche sie dann bis auf den letzten Bissen sauber abnagen.

Wer da noch daran zweifeln könnte, wie jede Religion, wie selbst die widerliche Abgötterey der Brahmanen und die Abentheuerlichkeiten der Buddhisten zur Vermenschlichung der Völker gewirkt haben, und noch wirken, der vergleiche mit diesen Gräueln der Battas die gefühlvollen, der menschlichen Seele entquollenen Klagen der Einwohner von Ceylon bey dem Tode der Frauen, der Aeltern und Kinder, welche der Sohn des berühmten Orientalisten Colebrooke mitgetheilt hat (III, 63). „Von Jugend auf", klagt der Sohn bey dem Tode seines Vaters, „hast du mich ernährt. Du hast mich in den Wissenschaften unterrichten lassen. Wenn ich krank war, konntest du nicht essen. Ach mein Vater, wann werde

ich wieder dein lächelndes Gesicht schauen? Das Volk wird jetzt sagen: „Unglückseliger Mann, du hast deinen Vater verloren!" Du lehrtest mich das Land zu pflügen, zu säen und zu ärndten. Ich hoffte, du würdest von den Früchten der Bäume essen, die ich gepflanzt habe, du würdest von der Palmyra Frucht kosten, o mein Vater!" Ein Vater trauert dagegen in folgenden Worten über den Tod seines Sohnes: „Ach! wenn ich sterbe, wer wird mir die Leichen-Ceremonien halten? Ach, mein Sohn, mein eigenes Fleisch, meine Kraft und meine Stütze! Ich glaubte, du würdest meinen Tod erleben, und nicht ich den deinigen. Wer war theurer der Mutter, als du? Zu wem wird sie jetzt sagen „o mein Sohn!" „So lange bist du bey uns geblieben, warum uns verlassen in unsern alten Tagen! Zu wem wird deine Verlobte, „o lieber Gatte" sagen? O mein Sohn, wenn wir auch dahin fahren, werden hier in meinem Hause Fledermäuse nisten. Mein Sohn, mein Sohn!" —

„Die muhammedanischen Gesetze", beginnt der durch seine Werke über verschiedene Disciplinen der orientalischen Wissenschaften bekannte General-Lieutenant Vans Kennedy einen umfangreichen Aufsatz, Ueber die Gesetze der Muhammedaner (III. 8 — 165), „zerfallen in zwey ganz verschiedene Theile; in Gesetze, welche sich auf die Religion, und in solche, welche sich auf die bürgerlichen Verhältnisse (Civilrecht) beziehen." Die erstern sind schon hinlänglich bekannt. Vans Kennedy hat sich deßhalb die Aufgabe gestellt, aus der bekannten Gesetzsammlung der Hidayah bloß die wesentlichsten Puncte des Civilrechtes der Mohammedaner zusammenzustellen.

Vans Kennedy befolgte bey seiner Arbeit die Eintheilung Blackstone's in seinen berühmten Commentarien über die Gesetze Englands; er handelt von 1) Personenrecht; 2) Sachenrecht; 3) Prozeßrecht; 4) Criminalrecht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland etc.

(Fortsetzung.)

Es ist bekanntlich die Pflicht eines jeden muhammedanischen Fürsten, die Ungläubigen zu bekriegen, und die Herrschaft des Islam zu erweitern. „Derjenige ist ein gesetzlicher Fürst, welcher in allen Dingen, die der Glaube des Islam vorschreibt, vollkommen ist, dem das Volk Treue geschworen hat, und mit dessen Regierung es zufrieden ist.“ Der Islam erkennt keinen Priesterstand, der durch Ordination oder Consecration eine unvertilgbare, über den Laienstand ihn erhebende Weihe erhielte. Alle guten Muselmänner sind sich gleich, und jeder Moslem mag in den religiösen Versammlungen am Freytage die Stelle des Imam einnehmen. Die Theologie ward aber, auf dem Fundamente des Coran auferbaut, im Verlaufe der Zeit eine umfangsreiche Wissenschaft, die langjähriges Studium erheischt. Diejenigen, welche Proben ihrer theologischen Kenntnisse abgelegt haben, werden dann von dem Chalifah, oder Stellvertreter des Propheten, und jeder selbstständige Fürst betrachtet sich als Chalifah, als Geistliche angestellt. Erregen sie sein Mißfallen, so können sie alsbald wiederum von ihrem Amte entfernt werden. Eben so wenig giebt es in muhammedanischen Staaten eine erbliche Aristokratie; man kennt bloß einen Administrativ- oder Beamtenadel, der natürlich ebenfalls von den Launen des Gebieters abhängig ist. Es findet sich demnach bey den muhammedanischen Völkern nirgendwo ein Element der Stabilität, daher das ewige Schwanken, daher die unaufhörlichen Wirren und Revolutionen, welche alle Reiche des Islams von jeher zerrütteten, und heutigen Tags noch zerrütten. Das Recht soll in allen bürgerlichen Verhältnissen, so lehren die muhammedanischen Juristen, ungehindert seinen freyen Lauf haben; aber der Fürst und seine Beamten richten sich nicht darnach. Sie haben ein sogenanntes Königsrecht, oder eine willkührliche Gewalt an dessen Stelle gesetzt, welche im Laufe der Jahrhunderte selbst wiederum zu einer Art Gewohnheitsrecht, wodurch die ausdrücklichen Gesetze derogirt wurden, sich ausgebildet hat. Diese lex regia heißt bey den Persern Urf, worüber man die Angaben Chardins Voyages VI. 70. nach der Ausgabe von Langlès, und des General Malcolm History of Persia II. 447 vergleichen kann. Müssen nun unter solchen Verhältnissen nicht alle muhammedanischen und die in ähnlicher Weise organisirten andern Staaten Asiens und Afrika's zu Grunde gehen, und die Beute werden der benachbarten cultivirten Völker Europa's? Europa wird sicherlich in wenigen Jahrzehenten, nicht bloß mittelbar, sondern auch unmittelbar, sich über diese beyden Erdtheile, Asia und Afrika, zur Herrscherin emporschwingen. —

Capitain Low, der bekannte Verf. der ersten siamesischen Grammatik, wovon uns Bürnouf eine so lehrreiche Analyse in dem Pariser Asiatischen Journal gegeben hat, schrieb eine ausführliche Geschichte aller der Länder, welche die Birmanen im Frieden zu Jandabu, geschlossen am 24. Februar 1826, an die Engländer abtreten mußten. Low nannte seine lehrreiche Arbeit Geschichte von Tenasserim, und wir finden hievon zahlreiche Auszüge in den verschiedenen Heften der vorliegenden Zeitschrift (IV. 248 — 275. V. 25 — 55. VI. 287 — 337. VII. 42 — 109. VIII. 304 — 333. XI. 141 — 165). Es soll dieses Werk spä-

ter vollständig dem Drucke übergeben werden. Wir hoffen dann auch eine ausführliche kritische Nachricht über die Quellen zu erhalten, welche der Capitän zu dieser Compilation, denn dieß ist das Werk und keine Geschichte, benutzt hat. Es ist dieß eine unerläßige Bedingung, wenn wir den historischen Nachrichten über Länder, die in Europa so wenig bekannt sind, Glauben schenken sollen. Capitain Low verweilte längere Zeit in diesen Gegenden als politischer Agent; wir können deßhalb alles dasjenige, was er aus eigener Anschauung mittheilt, auf Treue und Glauben annehmen. Ganz anders verhält es sich aber mit den Thatsachen, die aus der Geschichte der früheren Jahrhunderte dieser Länder angeführt werden. Wir müssen hier nothwendig nach den Quellen fragen, aus welchen diese Angaben entnommen sind. Zwar wissen wir im Allgemeinen aus P. Sangermano's trefflicher Beschreibung des birmanischen Reiches, und aus andern Nachrichten, daß die Birmanen eine reiche buddhistische Literatur und namentlich auch viele historische Jahrbücher besitzen. Doch ist dieß nicht hinreichend, es geradezu als eine unbezweifelte Thatsache anzunehmen, daß die heutigen Siamesen um das Jahr 813 u. Z. als eine Colonie von Laos auswanderten (IV. 253), daß die Prinzessin Mana Devi aus dem Königreiche Tavoy im J. 731 u. Z. die erste Pflanzstadt in der Provinz Ye gründete, und daß diese im Jahre 1438 erweitert und befestigt wurde (a. a. O. 255). Die mündlichen Versicherungen der Eingebornen (The natives say) sind hier natürlich von gar keinem Gewichte.

In dem buddhistischen Birmanen Reiche ist Leib und Leben, Hab und Gut nicht weniger der Willkühr eines Despoten preisgegeben, als in den mahammedanischen Staaten Westasiens. Die Unterthanen seiner goldfüßigen Majestät laufen deßhalb in Masse, so schnell sie können, auf und davon, und siedeln sich in den benachbarten Provinzen an, welche den Englandern gehören. Dieß mag wohl der vorzüglichste Grund der Mißhelligkeiten seyn, welche in den neuesten Zeiten zwischen der Compagnie und dem Herrscher von Awa stattgefunden haben und noch statt finden. Auf diese Weise stieg die anfanglich geringe Bevölkerung Martabans, südlich des San lun Flußes, auf der Karte von Berghaus Saluen genannt, in kurzer Zeit durch neue Ansiedler aus Nieder-Pegu auf 50,000 Seelen. Die Sprache von Pegu, die Peguer nennen sich gewöhnlich Man oder Mon, und nach ihnen nennen noch heutigen Tags die Chinesen das Reich der neuen Eroberer, der Birmanen, Mien tien, ist mehr mit dem Thai oder Siamesischen verwandt, als mit dem Idiome von Awa. Alle diese Sprachen der Völker jenseits des Ganges gehören aber zur chinesischen Sprachfamilie, und stehen in naher Berührung zu den Dialecten der südlichen Kreise Chinas, namentlich zu denen der Kreise Kuang-tong und Fokien, — Dialecte, die wir durch die Arbeiten Morrison's und Medhurst's genauer kennen gelernt haben. Die Verwandtschaft dieser Sprachen mit den südlichen chinesischen Sprachweisen, welche von dem Kuan hoa, oder dem chinesischen Hochdeutsch sehr abweichen, würde sich höchst wahrscheinlich noch starker herausstellen, wenn wir die Dialecte der Kreise Kuang si und Junnan kennen würden. Freylich muß das indische Element der Sprachen Hinterindiens, das Pali, von dem ursprünglich einheimischen Sprachstock sorgfaltig ausgeschieden werden. Gutzlaff sagt ausdrucklich (Transactions of the Royal Asiatic Society. London 1833. III, 291), die siamesische Sprache habe mit der chinesischen eine und dieselbe Quelle; sie sey der von Laos oder Lowas sehr ähnlich, so wie der von Cambodia, doch sey sie ausnehmend von der Pegu's und Awa's verschieden. Wahrscheinlich aber höchstens nur so, wie das Schwedische und Dänische von dem Deutschen. Low hat (VII. 42, flg.) eine kleine Mon- oder Pegu-Grammatik mitgetheilt, das Einzige, welches wir, Wörtersammlungen abgerechnet, von dieser Sprache besitzen. Die ganze Bevölkerung des jetzigen birmanischen Reiches wird höchstens auf eine Million Seelen geschätzt (VII, 78). Eine Annahme, die uns zu gering scheint.

Der in unserm ersten Artikel schon erwähnte Resident zu Katmandu, Herr Brian Hodgson hat in dem zweyten Bande der asiatischen Gesellschaft in London ein höchst interessantes Bild der Religion des Schakiamuni in Nepal entworfen. Diese Darstellung des nepalischen Buddhismus hat bekanntlich unter den europaischen Gelehrten, welche

sich mit diesem weit verbreiteten Cultus beschäftigen, viele Aufmerksamkeit erregt, und J. J. Schmidt hat sie in einer eigenen Abhandlung beleuchtet, welche in den Memoiren der Petersburger Akademie (Mémoires, etc. VI. Série. Sciences politiques, Histoire, Philologie. St. Petersburg. 1830. I, 89, flg.) erschienen ist. Der Buddhismus, so weit wir ihn bis jetzt kennen, zerfällt in 4 Secten oder philosophische Schulen, welche sowohl in ihren Ansichten über das letzte Princip, über das Absolute, als auch über die Aufgabe und Pflichten des Lebens verschiedener Ansicht sind. Wir glauben mit Schmidt, Clough u. a. gegen Rémüsat, daß der ursprüngliche reine Buddhismus keinen Schöpfer, keinen Herrn oder Ordner der Materie anerkennt; sondern daß er annimmt, daß diese Materie, aufgeregt durch die Thätigkeit der in ihr festgehaltenen, zerstreuten Intelligenz von selbst wirkt, und sich selbst ordnet, nach den Gesetzen des sie beherrschenden Schicksals, welches hinwiederum unter der Herrschaft der Thaten und ihrer unausbleiblichen Folgen steht (Schmidt a. a. O. S. 97). „Wer spitzte den Dorn? Wer gab dem Wild und den Vögeln ihre verschiedenen Gestalten, Farben und Lebensweisen? Suabhawa (die Natur). Dieß geschah nicht nach dem Willen irgend einer Person; wo aber keine Absicht ist, da kann kein Ordner seyn." Diese Stelle aus dem Kalpalatâ enthält die Grundansicht des Schakiamuni (IV. 297). Auch Clough sagt ausdrücklich, in seinem Ceylonisch-englischen Wörterbuche, I. 284: Buddhism rejects the doctrine of a Supreme being as unterstood by Christians. Wir können demnach die deistische Schule der Aiswarikas (von Iswara, Herr, Gott, sogenannt), wozu sich die Nepalesen bekennen, für keine ächt buddhistische halten. Sie entstand wahrscheinlich durch eine Art Vermischung oder Annäherung zu dem Brahmanismus. Hodgson liefert nun hier nachträglich eine Anzahl von Beweisstellen, aus den Sanskritschriften der Buddhisten in Nepal, um die in der Skizze des Buddhismus aufgestellten Lehrsätze durch die eigenen Worte der Originale zu unterstützen. Der Verf. berührt in seinem Vorworte zu dieser lehrreichen Sammluug mehrere irrige Ansichten, die über den Buddhismus nicht bloß unter den Laien, sondern auch noch unter den Gelehrten Europas gäng und gebe sind. Hält doch noch Hegel, in seiner Philosophie der Geschichte, vermöge des immanenten Begriffes, den Buddhismus für älter, als den Brahmanismus; und ein Professor auf einer deutschen Universität hat noch vor ganz Kurzem, in einer gedruckten Universal-Historie, merkwürdig genug den chinesischen Fo hi in den indischen Fo oder Buddha verwandelt, und beyde für eine und dieselbe Person gehalten! Ein anderer spricht vom Lamaismus, — eine Benennung, die um es gelegentlich zu bemerken, ganz abgeschafft werden sollte, denn Lamaismus heißt weiter nichts als Priesterthum — und Buddhismus als von zwey ganz verschiedenen Religionen! Solche Dinge, sollte man glauben, wären jetzt ganz unmöglich; aber, siehe da! das Unmögliche ist wirklich, und es ist deßhalb immer noch nothwendig, derley grobe Irrthümer wiederholt zu rügen. Es behauptet Hodgson mit Recht, daß ursprünglich im Buddhismus kein Unterschied statt fand zwischen Laie und Priester, und daß Rémüsat demnach das dritte Glied der drey buddhistischen Kleinodien, die Sangha falsch aufgefaßt habe, da er dieses Wort mit Priesterschaft übersetzte; es heißt vielmehr Gemeinde, Kirche, wozu alsdann ein jeder gläubige Buddhist gehört, mag er Geistlicher seyn oder nicht. Die buddhistische Dreyeinigkeit, welche nicht mit dem Trimurti der Brahmanen zu verwechseln ist, heißt demnach Buddha, die Lehre oder Religion (Dharma) und die Versammlung der Gläubigen, die Kirche. Uebrigens, sagt Hodgson (313), bin ich der Ueberzeugung, daß die Kârmika und Jâtnika Schule, sie werden von Kârma, Wirken und Jâtna, Streben, Handeln, so genannt, viel neuern Ursprunges sind, als die zwey andern Schulen, und daß diese dem Versuche, den abentheuerlichen Quietismus der Suabhawikas und Aiswarikas zu mildern, ihren Ursprung verdanken. Die Gründer der zwey ersten Schulen stellten deßhalb folgenden, sie von den beyden ältern Schulen unterscheidenden Lehrsatz auf: Es bedürfe geistiger Bestrebungen und moralischer Handlungen, um der ewigen Glückseligkeit theilhaftig zu werden.

Wir verbinden hiermit zugleich die andern auf den Buddhismus bezüglichen Abhandlungen. General-Lieutenant Colebrooke theilt (V. 161) eine Beschreibung der Ceremonien mit, welche bey der feyerlichen Vorzeigung des Zahnes Buddhas zu Kandy auf Ceylon statt finden. Obgleich die Portugiesen ehemals den Zahn Buddha's erobert und verbrannt haben, *) so wird doch jetzt noch ein Stück Bein für diese kostbare Reliquie des Königssohnes von Kapilapura gehalten. Es ist natürlich, daß die Geistlichen nicht sagen werden, sie hätten den ächten Zahn verloren. Denn bey der jährlichen Vorzeigung dieses Heiligthumes erscheinen eine Menge Pilger aus allen Orten der Insel, und selbst von den benachbarten buddhistischen Reichen jenseits des Ganges, und bringen eine bedeutende Summe an Geld und Naturalien als Opfer dar. Von dem General-Lieutenant Sykes werden (VIII. 287) in alten Charakteren geschriebene Inschriften aus den buddhistischen Tempelgrotten bey Dschuner (Joonur) in der Provinz Aurungabad mitgetheilt. Sykes konnte diese Inschriften nicht lesen; der treffliche Prinsep, der den Schlüssel zu allen

*) Es geschah dieß im Jahre 1560. Der König von Pegu soll 500,000 Dukaten für den Zahn geboten haben. Barros in Kerr, Voyages and Travels. Edinburgh 1812. VI. 414. Couplet sagt in der Procmialis declaratio zum Confucius Sinarum Philosophus. Parisiis 1687 fol. XXIX. Ad Insulae Ceilani Regem deus unus dono missus. Quem deinde Constantinus Brigantini Duels frater, caetera inter spolia forte captum flammis tradi jussit, ac redactum in cineres in profluentem dispergi, immensa vi auri, quam ei redimendo per legatum suum Rex barbarus offerebat, Christiano regioque animo contempta. Konstantin, von dem hier die Rede ist, ist Konstantin von Braganza, welcher vom Jahre 1558 — 1561 Vicekönig war in Indien. Diese Thatsache scheint jetzt weder der einheimischen Bevölkerung Ceylons, noch den Engländern bekannt zu seyn, denn Colebrooke erwähnt ihrer mit keinem Worte.

alten indischen Alphabeten gefunden hat, wird wahrscheinlich auch diese Inschriften schon längst entziffert und übersetzt haben. Die ganze Sanskrit-Litteratur hat bekanntlich, wenn man die Chronik Kaschmir's von dem Radscha Tarangini ausnimmt, kein geschichtliches Werk aufzuweisen. Die allenthalben in Indien zerstreuten und häufig halb verwitterten Inschriften müssen nun die Stelle einer geordneten Geschichte vertreten. Wie wichtig einerseits die Inschriften unter diesen Verhältnissen sind, und wie unvollkommen und ungenügend anderseits alles dasjenige ist, und seyn muß, was man indische Geschichte nennt, sieht jeder leicht ein. Der Sekretär der Regierung zu Bombay, Henry Wathen theilt, in den verschiedenen Nummern der Zeitschrift, mehrere in der indischen Halbinsel gefundene Inschriften in den Originalen mit; zu den meisten wurden auch die Uebersetzung und Erläuterungen hinzugefügt. In einem Nachtrage zu diesen Erläuterungen des Hrn. Wathen sagt Wilson: diese Inschriften sind sorgfältig abgeschrieben und mit hinlänglicher Genauigkeit übersetzt worden; sie verdienten deßhalb bekannt gemacht zu werden; denn diese enthalten lehrreiche Beyträge zu der Geschichte der nordwestlichen Provinzen Indiens, von dem zehnten bis zum dreyzehnten Jahrhundert.

Die Gesellschaften, welche sich zur Erweiterung unserer Kenntnisse des Morgenlandes vereiniget haben, sind keineswegs der Ansicht, daß tüchtige Beyträge zur Aufhellung der Sprachen und Bildungszustände Afrikas und Polynesiens ausgeschlossen werden sollten. Die Cultursysteme und Litteraturen dieser Erdtheile sind aber nicht so mannigfach als die Asiens, und es giebt verhältnißmäßig wenige Gelehrte, welche sich die Erforschung einzelner Theile und Inseln Afrikas und Polynesiens zur Aufgabe vorgesetzt hätten. Aus diesen Gründen allein finden sich in den orientalischen Zeitschriften so wenige, auf diese Erdtheile bezügliche Abhandlungen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt. Ex apographo Friderici Reinholdi Dietz, Med. et Chir. Dr., Medicinae in Academia Prussorum Albertina Professor. ordinar. etc. nuper fato perfuncti primum edita. Regimont. Pruss. in Commiss. ap. Graefium et Unzerum. MDCCCXXXVIII. 8.

Der frühzeitige Tod des Dr. Fried. Reinh. Dietz, welcher als Arzt und Philolog gleich ausgezeichnet war, und am 5. Juny 1836 im 31. Lebensjahre einem Nervenfieber erlag, berührte Alle, welche den Trefflichen näher kannten, höchst schmerzlich; denn die seltenen Geistesgaben, die ausgebreiteten Kenntnisse und die rastlose Thätigkeit des unvergleichlichen jungen Mannes berechtigten zu den schönsten Erwartungen, wäre es ihm vom Schicksal vergönnt gewesen, die auf seinen mehrjährigen Reisen mit herkulischem Fleiße gesammelten literarischen Schätze dem gelehrten Publikum spenden zu können. Sein Verlust ist für die medicinische und philologische Literatur unersetzlich.

Fried. Dietz war zu Königsberg in Preußen im Jahre 1805 geboren; der Sohn eines Zimmermanns und Holzhandlers. Seine Mutter starb sogleich nach seiner Geburt. Seine zweyte Mutter, eine wackere Hausfrau, pflegte ihn, was er stets dankbar rühmte, wie ihr eigenes Kind. Sein Vater hatte ihn zum Studiren bestimmt. Anfangs ging es schwer. Des Knaben jugendliche Lebhaftigkeit wollte sich mit der sitzenden Lebensart nicht recht vertragen. Nach dem Tode seines Vaters aber, den er frühzeitig verlor, griff er ernstlich an. Er besuchte das Friedrichscollegium, welches Friedr. August Gotthold, einen strengen und tüchtigen Schulmann, zum Vorstande hatte, und vollendete an dieser Anstalt die Gymnasialstudien mit Auszeichnung. Dankbar und liebevoll gedachte er öfters seines Lehrers Friedrich Jakob, welcher in der Folge nach Posen versetzt wurde, und der gelehrten Welt als Herausgeber von Lucilii Junioris Aetna rühmlichst bekannt ist.

So gründlich für höheres Wissen vorbereitet, ging er auf die Universität über, wo er in kurzer Zeit in den Natur- und medicinischen Wissenschaften so ausgezeichnete Fortschritte machte, daß er bey seinen Lehrern die größten Erwartungen erregte. Schon in seinem siebzehnten Jahre faßte er den Entschluß, das Studium der Philologie, auf welches er sich unter der Leitung seines gefeyerten Lehrers Lobeck, den er als seinen zweyten Vater verehrte, mit allem Eifer gelegt hatte, mit dem der Medicin zu verbinden, um dereinst die Aerzte des klassischen Alterthums, vor allem die Werke des Hippokrates, nach dem jetzigen Stande der Philologie und Kritik zu bearbeiten.

Er war nicht nur im Griechischen und Lateinischen ganz vortrefflich bewandert, wie man es von einem so wißbegierigen und eifrigen Schüler Lobecks erwarten kann, so daß er sich in beyden Sprachen mit gleicher Fertigkeit sowohl in Prosa, als in Versen auszudrücken wußte, sondern trieb auch die neuern Sprachen mit dem glücklichsten Erfolge; ja selbst Arabisch und Sanskrit.

Am Ende seiner akademischen Laufbahn gab er das Buch des Hippocrates de morbo sacro (Lips. 1827. 8.) heraus, eine Arbeit, welche ein gründliches Studium der Schriften des Koischen Weisen verräth.

(Fortsetzung folgt.)

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland etc.

(Schluß.)

Der bekannte Forscher über die Geschichte des nordwestlichen Afrika's, Gräberg, ehemals schwedischer Consul zu Marocco und Tripolis, liefert im fünften Hefte des Journals (106 flg.) einen neuen Beytrag zur Kunde dieses Erdtheiles, nämlich Bemerkungen über die Sprachen und die Geschichte der Amazirgh, gemeinhin Berbern genannt. Herr Rénouard hat zahlreiche Nachträge zu dieser Abhandlung hinzugefügt. Gräberg kam im Jahre 1816 nach Tanger und richtete von nun an seine Aufmerksamkeit auf die Sprache und Dialekte der Bevölkerung, unter welcher er lebte. Er theilt in seinen Bemerkungen mehrere Proben dieser Dialekte mit, welche beweisen, was man freylich schon längst wußte, daß die Berberensprache lexicalisch und grammatisch von der arabischen durchaus verschieden ist. Die uncultivirten Berbern nahmen aber natürlich aus der Sprache ihrer gebildeten Herren alle Wörter auf, die sich auf Wissenschaft und Geistesbildung beziehen, — und nur solche auf saracenische Sitten und Gewohnheiten, auf den Islam und die Wissenschaft bezügliche arabische Wörter findet man in der Sprache des nordwestlichen Afrikas. Die Berberen, ein Name, der, mag man sagen was man will, sicherlich von dem Griechischen Barbaros herkommt, und von den Arabern in der Bedeutung Adschemi, fremd, nicht arabisch gebraucht wird, nennen sich selbst Amzigh, Amazigh, oder auch Amarzigh, ein Wort, welches frey, edel bedeutet, und ihr Idiom demnach die Sprache der Edeln. Die Alten kannten bereits diesen Namen, und schrieben ihn bald Mafzes, Maries, Maxutani, bald auch Mazar. So unter andern Lucan Phars. IV, 681. Claud. adv. Stilich. I, 356, und so auch Corippus V, 165.

. . . . . Aeterno tempore Mazax
Byzacii campos magna virtute tenebit.

Bey Ammianus Marc. XXIX, 5. II, 197 ed. Bip. heißen sie Mazices.

Daß die Herren, welche, wie Gräberg, Rénouard und der Amerikaner W. B. Hodgson (siehe Transactions of the American Philosophical Society. Philadelphia 1831. Vol. IV, I.) in den neuesten Zeiten über die Berbernstämme und ihre Dialekte schrieben, die Johannide des Flavius Cresconius Corippus nicht kannten, oder nicht beachteten, ist sehr zu bedauern. Corippus giebt eine große Masse Namen der Stämme ganz rein, ohne sie zu latinisiren, wie sie in ihrer barbarischen Sprache ihre wilden Namen bellten (fera barbaricae latrant sua nomina linguae II, 27.) und sie lassen sich, ohne große Schwierigkeiten in den Benennungen der mehr denn sechshundert Clane der heutigen Berbern oder Amazigh nachweisen. Vergleiche die Geschichte der Mauritanischen Könige von dem arabischen Geschichtschreiber Ebûl Hassan aus der Stadt Feß. Aus dem arabischen übersetzt von Franz von Dombay. Agram 1794. I, 30. Wir wollen nur ein Beyspiel anführen. Der Clan, welchen Procopius de bel. Vand. II, 28 Λεβάνδαι und in den Aneed. 5. Λεβιδαι und Λεβαδαί nennt, in dem Werke de Aedif. VI, 4, und de bel. Vand. II, 21 steht fälschlich Λευκαδαί, ist der heutige Clan Lewatah, wie schon St. Martin nachgewiesen hat zum Lebeau, Histoire du Bas-Empire IX, 96. Corippus erwähnt des Namens unter verschiedenen Formen, Languentan, Laguanta, Laguantan u. s. w. Die Sprache der Amazigh oder Tamazigh — das T. ist der weibliche Artikel — erstreckt sich vom atlantischen Ocean bis nach Aegypten, und vom mittelländischen Meere bis jenseits des Atlasgebirges, wohin das Volk, nachdem die Araber den Nordwesten erobert hatten, sich zurückgezogen hat, bis zu den großen Wüsten nach Sudan und Senegambien. Sie zerfällt in zwey, stark von einander abweichende Dialekte, in den sogenannten Berberendialekt im engern Sinne des Wortes, und in den der Schillah (Shelluhh schrei-

ben sonderbar genug die Engländer diesen Namen). Das Schillah mag sich ungefähr zum Amazigh, wie das Plattdeutsche zum Hochdeutschen verhalten. Woher stammt nun aber diese nordwestliche Bevölkerung Afrikas, welche die Alten schon in zwey Hauptabtheilungen eintheilten, in Mauri und Gätuli? Die Meynungen der Gelehrten sind bekanntlich hierüber sehr verschieden, und was das Schlimmste ist; es sind bloß Meynungen, ohne irgend ein historisches Fundament zu haben. Der verstorbene St. Martin hat sich lange mit Untersuchungen über die Urbevölkerung Afrikas beschäftiget, und glaubte am Ende gefunden zu haben, daß die Mauren, nach der alten Sage (Jugurtha 18.), wirklich eine Colonie der Meder gewesen wären. Warum? Weil die Armenier den Namen Meder in Mar zusammenziehen, eine Benennung, die doch mit Maur sehr viel Aehnlichkeit habe. *) Mag auch das armenische Mar und das afrikanische Maur eines und desselben Ursprungs seyn, was wir aber sehr bezweifeln, so ist doch so viel sicher, daß die Sprache der Amazigh oder Mauren nicht zur medopersischen Familie gehört. Dieß allein ist für den unbefangenen Forscher hinreichend, jeden Gedanken an den medischen Ursprung der Bevölkerung des nordwestlichen Afrikas aufzugeben. Die Amazigh haben aber ein eigenes Schicksal. Während sie von den östlichen, wie von den westlichen Völkern mit dem fremden schimpflichen Namen der Berberen belegt werden, ward ihr alter einheimischer Name Mauren, Mohren — der, wie wir vermuthen, aus einer Zusammenziehung von Amazingh oder Amarig, wie Leo Afrikanus das Wort schreibt (Ramusio I, 2 folg.), entstanden ist — im Spanischen und Portugiesischen, die Benennung der Negervölker, von welchen sie doch physisch wie geistig vollkommen verschieden sind. Diese Verwechslung scheint im Jahre 1442 entstanden zu seyn, wo die Hauptstadt Portugals mit Verwunderung die ersten eigentlichen Schwarzen sah, mit lockigem Haare und hervorspringenden Kiefern. Sie kamen für Lösegeld aus Mauritanien, und wurden deßhalb ebenfalls Mauren oder Mohren genannt. S. Sprengel vom Ursprunge des Negerhandels. Halle 1779. Die Nachrichten, welche wir über die Sprache und die Eintheilung des Volkes in der Berberey, in der Beschreibung Afrikas von El-Hassan Ibn Muhammed el-Vezzan, el Fezi, gemeinhin Johann Leo Africanus genannt lesen, sind heutigen Tags noch das Vollständigste und Beste, das wir über diese Gegenden besitzen. Es war den spätern Forschern kaum möglich, die Angaben dieses trefflichen Mannes in der angegebenen Beziehung mit einer einzigen neuen Thatsache zu vermehren. Der Abdruck der Beschreibung Afrikas des Leo bey Ramusio ist als Original zu betrachten; denn dieser vielkundige Venetianer sagt in der Vorrede, daß Leo, nachdem er die italienische Sprache erlernt hatte, sein Werk selbst aus dem Arabischen ins Italienische übertragen habe. Il qual libro, fügt Ramusio hinzu, scritto da lui medesimo, dopo molti accidenti, che sariano lunghi à raccontare, pervenne nelle nostre mani: Et noi con quella maggior diligenza che habbiamo potuto ci siamo ingegnati con ogni fedeltà di farlo venir in luce, nel modo che hora si legge.

Von dem amerikanischen Consul Hodgson, dessen Abhandlung über die Berberensprache wir bereits erwähnt haben, finden wir (VII, 115) eine Uebersetzung einer amarighischen oder maurischen Handschrift, welche sehr interessante, statistische und politische Nachrichten enthält über Sus, eine sonst sehr wenig gekannte südwestliche Provinz des Maroccanischen Reiches, die von dem Flusse gleichen Namens so genannt wird. Die Mauren sind heutigen Tags noch das rohe barbarische Volk, das sie ehemals waren; sie haben zwar das arabische Alphabet, um das Nothdürftigste damit zu schreiben, angenommen, aber eine maurische Litteratur ist jetzt so wenig wie ehemals vorhanden. Man kennt bis auf den heutigen Tag bloß drey amarighische Handschriften; nämlich eine Uebersetzung der Evangelien; eine Art muhammedanischen Katechismus von dem Marabut ben Naser und die Lebensbeschreibung des Taleb, Sidi Ibra-

*) Siehe meine Geschichte der armenischen Litteratur S. 11. St. Martin hat hierüber bereits im Jahre 1828 eine ausführliche, noch nicht im Drucke erschienene Abhandlung gelesen.

him ben Muhammed el Messi aus der Provinz Sus, die Herr Hodgson überſetzte, — ein in ſeiner Art einziger Beytrag zur Völker- und Länderkunde. „In den Moſcheen meines Geburts-Ortes Meſſa“ — Meſſa iſt eine Stadt der Provinz Sus —, ſagt el Meſſi, oder der Meſſier, „ſind eine ſolche Maſſe (arabiſcher) Bücher, daß Gott allein weiß, wie viel deren ſind.“ Es leben hier auch mehrere jüdiſche Familien, von denen eine jede monatlich vier Dollar Abgaben an die Scheiks bezahlt. Die gelehrten Anſtalten der muhammedaniſchen Länder ſtehen mit den religiöſen Inſtituten, den Klöſtern und Moſcheen in inniger Verbindung. Die Lehrer ſind berühmte Geiſtliche, welche von der Bevölkerung des Ortes und des Diſtrictes, oder auch von dem Ertrage ehemaliger religiöſer Stiftungen unterhalten werden. Diejenigen, welche ſich in den Wiſſenſchaften ausbilden wollen, reiſen hin zu dieſen Kloſterſchulen, und halten ſich daſelbſt ihrer Studien wegen mehrere Jahre auf, ohne daß ſie für das Geringſte zu ſorgen haben; denn der Freytiſche giebt es in Menge. Ibrahim ben Muhammed iſt ebenfalls ein ſolcher fahrender Schüler, der bald da bald dort ſich ſatt ißt, und nun, nach Vollendung ſeiner Studien, ein ſkizzenhaftes Bild ſeines Lebens und ſeiner Erfahrungen entwirft, worin ſich der ganze Zuſtand des Volkes und der Regierung von Marocco widerſpiegelt. Wir können hier bloß einige Züge aus dieſer muhammedaniſchen Autobiographie mittheilen.

Bis zum Jahre 1835 ſandte die Stadt Meſſa dem Sultan Mulai Abd-al-rachman, ſo heißt ſeine jetzt regierende Majeſtät von Marocco, die ſich für den einzigen wahren Chalifah, oder Stellvertreter des Propheten hält, als jährliche Abgabe fünf Tauſend Mitſcals, oder 3333 Dollar, einen Neger, eine Negerin und ein Pferd. In dieſem Jahre aber ſagt der Sultan zum Volke von Meſſa; „ihr müßt Tauſend Mitſcals mehr zahlen.“ „Nun bezahlen wir gar nichts,“ ſagte Meſſa zu den Boten, die ihm dieſen Befehl brachten. „Geht nur hin und ſagt es euerm Herrn!“ Ey ſo, ſagten die Scheiks, da müſſen wir zum Sultan ſchicken, damit er Truppen ſende. Es kamen 3500 Reiter; aber die Einwohner von Meſſa fügten ſich nicht. „Und ſollten wir auch gezwungen werden, das Land zu verlaſſen, ſo zahlen wir doch nicht. Nein, wir gehorchen nicht; wir unterhandeln nicht.“ Die Truppen griffen an, aber Meſſa ſchlug ſie zurück, und ſie flohen von dannen; nur zehn Zelte konnten ſie retten, die Kanonen und Mörſer wurden die Beute der tapfern Stadt.

In der Kloſterſchule zu Tezerwelt lehrt man die arabiſche Grammatik, nach dem grammatiſchen Gedichte Alfyyah, — Sacy hat das Werk herausgegeben, — und das Geſetz ſtudirt man nach dem Buche des Sidi Halil. Der Kaid Sidi Hiſcham unterhält großentheils die Studenten. Er iſt der Herr in dieſem Diſtricte und thut, was er will. Er läßt nach Belieben die Köpfe abſchlagen und die Hände abhauen. Die Caflah handeln nach Tombuctu, dem Sudan, der Sahara und Agherdum, woher ſie nach Tezerwelt allerley Waaren bringen, wie Elephantenzahne, Straußfedern, Sklaven und Goldſtaub. Als Tauſchmittel führen ſie in dieſe Gegenden Mittelafrika's — hin und her brauchen ſie ein volles Jahr — Tuch, Baumwollengut, Eiſen, Stahl, Glasperlen, Gewürze, und ſonſtige Artikel, die aus der Chriſtenheit kommen. Den Stamm Tegengeſt, welcher um die Quellen des Flußes Sus haußt, regieren abwechſelnd drey Scheiks, welche die Marktordnung aufrecht erhalten, und die Strafen für die geringern Verbrechen, wie für den Todſchlag erheben. Wenn einer einen Mord begangen hat, der läugnet, damit er das Seelengeld nicht zu bezahlen habe. „Der hat es gethan, der hat es gethan,“ ſagt er, und dieß bringt die ganze Gegend in Aufruhr. Deß Nachts gehen ſie dann von einem Orte zum andern, rauben und plündern, und ſchlagen einander todt. So leben ſie unter einander Monate, Jahre lang.

Die Abentheuer des Sidi Ibrahim verdienten es vollſtändig überſetzt und geordnet zu werden.

N.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nr. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt etc.

(Fortsetzung.)

Auf Lobecks Antrag von der k. preußischen Regierung mit einem Staatsstipendium, welches von Zeit zu Zeit ansehnlich gemehrt wurde, unterstützt und eigenes Vermögen zusetzend, unternahm er, nachdem er in Berlin den Staatsconcurs in den medicinischen Wissenschaften rühmlichst bestanden hatte, im Frühjahre 1828 eine wissenschaftliche Reise, um die berühmtesten Bibliotheken Deutschlands, Italiens, Spaniens, Frankreichs und Englands zu besuchen und die Handschriften der griechischen Aerzte zu vergleichen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden, gieng er nach Wien, wo er fünf Monate verweilte; von da nach München. Hier traf er am 2. August ein. Kaum angelangt, eilte er schon um 8 Uhr auf die k. Hof- und Staatsbibliothek und arbeitete voll Feuereifers bis zum Schluße derselben. Zu Hause verglich er die Handschriften des Hippokrates; auf der Bibliothek war er theils mit Vergleichungen anderer medicinischer Schriftsteller des klassischen Alterthums, theils mit dem Abschreiben noch unedirter Werke griechischer Aerzte, z. B. der Sammlung des Oribasius, des Actuarius u. A., beschäftigt. Auch die Handschrift der Chemiker wurde ausgebeutet; kurz nichts, was ihm gut dünkte, unbeachtet gelaßen. So weislich die Zeit benutzend, hatte er sich binnen eilf Wochen einen trefflichen Apparat gesammelt und für die übrige Reise, was die Inedita anlangt, gut vorgearbeitet, so daß er in Italien, wo der Bibliothekbesuch sehr beschränkt ist, nur das bereits Abgeschriebene mit manchen dort befindlichen älteren Handschriften vergleichen durfte.

Am 26. October verließ er München, das er sehr lieb gewonnen hatte, und trat die Reise nach dem klassischen Boden an.

Referent glaubt den Liebhabern der Litteratur und den Freunden des zu früh Dahingeschiedenen keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn er aus dem Briefwechsel, welchen sein unvergeßlicher Freund mit ihm gepflogen, das Interessanteste hier mittheilt, den Verehrern des Seligen zur Erinnerung, Jüngeren als Muster eines für klassische Studien und alles Edle hochbegeisterten Strebens.

Venedig am 11. Nov. 1828.

. . , Meine Reise hieher war angenehm. Tyrols Gletscher zeigten den Schnee nur von Weitem, und auf dem Brenner war es in der Nacht vom 27. zum 28. Oct. allein merklich kalt. Den ganzen 29. Oct. bin ich in Verona herumgelaufen, und der Tag ist mir unvergeßlich. Dort empfieng ich die Weihe für die Genüsse, die meiner in Italien warten. Das Riesenbauwerk des Amphitheaters steht mir noch lebhaft vor Augen und die Kirchen mit ihren Gemälden, der Cypressengarten der Grafen Giusti mit seiner Aussicht. Am 30ten fuhren wir mit einem Vetturin nach Vicenza, wo ich in mehreren Stunden Palladio's Meisterbau wenigstens zu sehen Gelegenheit hatte, vor allem sein Holzmodell des olympischen Theaters. Abends langten wir in Padua an und fuhren mit der Corriera (dem Postschiff) auf dem Kanal der Brenta weiter, und am 31. Oct. früh lagen Venedigs Lagunen vor uns. Auf der Bibliothek ward schon 5 Stunden gearbeitet. Der 1te Nov., an dem die Marciana geschlossen war, wurde mit einer Wallfahrt durch einen Theil der Stadt hingebracht, wobey die Kirchen S. Maria della Salute, S. Maria Formosa, die Paläste Giustiniani und Grimani mit ihren Gemälden und Antiken die Hauptsachen waren. Wie viel des Schönen aus aller Zeit man hier beysammen sieht, wie besonders Meisterwerke der Venetianischen Malerschule in allen Ecken umherstehen, ist kaum zu glauben. Der 2te November, ein Sonntag,

der erste nach meiner Abreise von München, war zu einer Fahrt nach dem Riesendamm der Murazzi, der dem Einbruche des Meeres in die Lagunen Trotz bietet, bestimmt. Ueber 10 Miglien oder 4 Stunden von der letzten Lagunen-Insel Palestrina bis nach dem Festlande von Chioggia hin erstreckt sich der Quadersteindamm als redendes Denkmal der einstigen Macht Venedigs. Auf ihm wanderten wir hin, links das brandende, schäumende Meer, rechts zunächst die stilleren Lagunen, wo nur bey dem jetzt einzigen Hafen von Malamocco das Meer in sie hineinspült, was man an dem kühneren Geschaukel der hinschwebenden Barke stracks empfindet, hinten die hellen Spitzen Tyrols; vor uns die Euganeen auf dem Festlande. Seitdem begann meine tägliche Arbeit auf der Bibliothek wieder, wo ich bisher meine Zeit zwischen Hippokrates und die Chemiker theile, die beyde reiche Ausbeute liefern. Die Abende gehören mir, wo ich schon über dem Oribasius sitze. Die Sonn- und Feyertage gehören alle den Merkwürdigkeiten der Stadt, wo ich den ganzen Tag umherziehe mit meinem Wegweiser von Moschini in der Hand; und wenn ich selbst drey Monate hier bliebe und alle Sonntage so benutzte, so wäre doch noch allerley am Ende übrig zu sehen. Ich bin bereits wieder mit Petrarc und Ariost beschäftigt. Sonntag Abends besuche ich stehend das Theater: jetzt wird in zweyen gespielt, in San Samuele Oper, in San Luca Komödie. Die letztere ist mir besonders schätzenswerth, weil sie mir die reichste Gelegenheit giebt, meine Fertigkeit im Sprechen zu bilden. In der That die Jugend ist die schönste Zeit des Lebens. Vor fünf Jahren habe ich Italienisch mit Leidenschaft getrieben, und treu ist es mir bis jetzt geblieben. Was meine Arbeiten in Italien anlangt, so steht mein Entschluß hier fest, das nur zu thun, was meine in Deutschland gesammelten Materialien erheischen. Zu jeder großen Abschrift gebräche es auch an Zeit. Uebrigens kann ich zufrieden seyn, und Paris wird Manches noch dazu thun, wo die Zeit nicht so jämmerlich beschnitten ist, als in Italien. — —

Venedig am 23. December 1828.

. . . . . Von Macarius Rosengarten *) kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich ihn angesehen habe, um für mich nur Dornen darin zu finden; für Sie wären vielleicht einige Rosen darin. Doch bezweifle ich auch das. Nämlich der gute Mann hat nur Curiosa gesammelt in kleinen, ganz unzusammenhängenden Sätzchen, die nur jemand, der ganz und gar im Synesius zu Hause ist, auffinden kann. Mit dem Rosenlesen von der Kahlköpfigkeit beginnt er und hat etwa etliche zwanzig Sätzchen aus dieser Schrift beygebracht, die gar nichts zur Kritik des Textes helfen können. Ich bin nun auch in den noch unbekannten Schätzen der Marciana zu Hause und habe für Ihren Synesius nachgesehen. Gleich in den ersten Tagen fragte ich Bettio, den guten, den liebevollen, nach dem, was nach dem Druck des Zanettischen Katalogs in die Marciana gekommen wäre. Er sprach sehr ungenau davon und mir gar nicht zur Genüge. Nach etlichen Tagen zeigte er mir einen Bogen eines geschriebenen Katalogs, worauf etliches von Hippokrates verzeichnet stand. Das genügte für den Anfang. Es scheint also, Bettio schweigt lieber davon. Um aber gar keine Spur von Vorenthaltung und Neid auf sich fallen zu lassen, woran ihm sehr viel gelegen zu seyn scheint, bey Mai's Verruf zumal, gab er mir bald alles. Er hat darüber einen geschriebenen Katalog, nach Art des Zanettischen in Klassen geordnet. Die Masse dieser Handschriften übersteigt die Zanettische Zahl beträchtlich. Denn die ganze bibliotheca Naniana mit ihren lateinischen und griechischen Handschriften, S. Michele auf Murano. die biblioth. Farsetti, Contarini, S. Giovanni und Paolo, die Kapitularbibliothek Padua's und eine große Zahl Klosterbibliotheken oder doch ihrer schätzbarsten Handschriften ꝛc. ist jetzt in der Marciana. Ich habe für mich manches höchst Wichtige gefunden. Für Synesius ist nur noch das Buch de insomniis mit Gregoras Commentar auf Papier aus dem XVI. Jahrhundert mit rothen Interlinearglossen vorhanden. Zwey und zwanzig medicinische Handschriften enthalten diese Zusätze noch, in deren einer ich Theophilus Schrift über den Puls aufgefunden habe, die nicht nur unbekannt ist, sondern um so unbekannter, als sie für bekannt gehalten wird. Denn in der Sammlung der Artisella steht ein Büchlein unter Theophilus oder Philaretus Namen, eben so in der Sammlung des Albanus Torinus, beyde nur lateinisch, beyde nicht das Werk des Theophilus. Mit seiner Kopie bin ich beschäftiget und denke vielleicht noch Meletius Werk de natura hominis zu kopiren. Für Hippokrates ist alles fertig, viel gewonnen. Für die Chemiker ist alles beendet, viel gewonnen. Für Oribasius deßgleichen. Zwey Handschriften des Nicander habe ich noch dabey verglichen, drey der Probleme des Cassius, zwey der des Theophylactus und Fragmente mancherley abgeschrieben; über alles aber genau mich unterrichtet und alles durchsucht, um, etwa bey einer zweyten Reise, durchaus bekannt zu seyn. Unter allen, allen Handschriften der griechischen Aerzte ist die große des Hippokrates die älteste, ehrwürdigste, beste. Aus ihr wird dem Hippokrates großer Gewinn kommen. Eben so die Handschrift der Chemiker, für deren etliche Stücke aber eine Naniana

*) Eine sehr ausführliche Beschreibung von dem Venetianer Codex der Ῥοδωνιὰ des Macarius Chrysokephalus gab bereits Villoison in seinen Anecdott. Gr. T. II. p. 4. seqq.

noch mehr geleistet hat, als die Urgroßmutter, aus deren oft entstellten, vielen Kopien auch mittelbar die Münchner geflossen ist. Ich bin in der That jetzt etwas verwöhnt und wo ich nicht Handschriften aus dem 11. oder 12. Jahrhundert habe, werde ich für Augenblicke ungeduldig. Nach der Mitte des Januar denke ich fertig und zur Abreise bereit zu seyn. Walz *) ist in der Mitte des November mir nach Rom vorangegangen.

Der Zustand der Wissenschaften in Venedig ist jammervoll. Selten sehe ich einen Leser (auf der Marciana). Nach Handschriften fragt kein Mensch, außer wir, Cicognara und der brave Mustoridi ausgenommen, der mich reichlich mit Büchern unterstützt. Venedig, einst der Sitz der Aldinischen Pressen, hat jetzt keine nur der Rede werthe Buchhandlung. Nach italienischen neuen Büchern fragt man umsonst, wie viel mehr nach in Deutschland gedruckten.

In Venedig bin ich nun so bekannt, wie zu Hause, und habe alles, vieles schon öfter gesehen.

Florenz am 21. Juny 1829.

Mein hochgeehrtester Freund!

Erst nach der fast beendeten Reise durch Italien denkt er wieder an uns in München, so werden Sie sagen, wenn Sie in der Aufschrift des Briefes die Hand Ihres Freundes noch erkennen. Gewiß es wäre unverantwortlich vor Gott und Menschen, wenn ich das Andenken an drey mir so unvergeßliche Monate und die theuern Freunde aus der Seele gestrichen hätte. Das bleibt tief eingeprägt und eingegraben. Nur geschrieben habe ich nicht früher, weil ich unstät und flüchtig nur Monate lang mich aufhielt und so niemals eine Antwort hätte erwarten können. Briefe ohne Antwort aber sind keine. Darum habe ich es lieber aufgeschoben, Ihnen erst aus Florenz, dem lieblichen Athen Italiens, zu sagen, wie sehr ich Sie immer noch alle liebe, wie Ihr Andenken mir über Bologna, Ancona, Loretto nach Rom, von dort aus nach Neapel, von da durch ganz Sicilien, Palermo, Egest, Selinunt, Agrigent, die syrakusische Pentapolis, Catania, Messina und wieder von Neapel nach Rom und weiter nach Florenz, wo ich seit einigen Tagen lebe, gefolgt ist, wie sehr ich mich freue, Ihnen sagen zu können, daß mich Gott auf meinen Wegen in Arbeiten und Genüssen tausendfach gesegnet hat, Ihrer herzlichen Freude darüber gewiß. Hier lebe ich nun einige Zeit wieder fest an einem Orte, und gleich treibt mich Pflicht und Liebe in Worten zu Ihnen hin, wenn auch der Geist Ihnen immer nahe gewesen ist. Der Zeitraum, über den ich Ihnen so Vieles sagen will und kann, ist zu groß, um Alles zu sagen. Darum genüge Ihnen für diesesmal das Wichtigste. Ich hatte vier Wochen in Rom etwa gearbeitet, als das Conclave den Vatican schloß. Walz gieng nach Florenz; ich nach Neapel. Dort hatte ich in vierzehn Tagen meine Arbeiten vollendet, da nur Unbedeutendes und das noch schlecht dort meine Speise war. Auf den Tempelruinen von Pästum machte ich die Bekanntschaft eines preußischen Barons, der mich als Dolmetsch und Arzt ihn auf einer sicilianischen Reise zu begleiten einlud. Konnte mir ein erwünschteres Anerbieten bey gänzlicher Arbeitsöde gemacht werden? Das Wiegenland der Ceres, durch und durch durchstrichen in fünf seligen, unvergeßlichen Wochen, hätte uns aber bald das Leben gekostet bey der Rückkehr von Messina nach Neapel. Im tobendsten Nordsturm drohten die überschlagenden Wogen uns zu verschlingen und Alles schien verloren. Gott wollte es anders. Ihm die Ehre und Dank in Ewigkeit!

Janelli und Cirillo, die beyden Bibliothekare in Neapel, sind jener ein gescheuter Schwätzer, dieser ein Maisfreuder Eifersüchtler, mit dem als dem Präfecte der griechischen Handschriften ich am meisten zu thun hatte. Glücklicher Weise war nichts Rechtes da, wodurch seine Eifersucht gegen mich in Flammen gesetzt werden konnte. Alle sonstigen Schwierigkeiten zerbrach unser Gesandte.

In Rom habe ich auf dem Vatican, so viel möglich, im Ganzen drittehalb Monate gearbeitet, länger das zweyte Mal, auf der Barberina fast Tag und Nacht durch des Bibliothekars Rezzi Gefälligkeit, wenig auf der armen Angelica. Mai war sehr gefällig gegen mich, da ich ihm wesentliche Dienste mit meinem Choulant'schen Oribasius und Ruphus leisten konnte bey seiner Fragmentenausgabe aus vier verloren geglaubten Büchern des Oribasius. Im Ganzen ist die Vaticana für mich weniger ergiebig gewesen, als ich dachte; desto mehr die Barberina. In Rom lebte ich im Schooße vieler Freunde, Roestels, des Sekretärs der Gesandtschaft, und des Predigers Tippelskirch's, zweyer Universitätsfreunde. Ich bleibe bis zum October hier, vertreibe diesen Ferienmonat in Livorno, Pisa, Lucca und gehe über Modena und Parma nach Mailand, wohin mich Mai an Bentivoglio und Mancini mit trefflichen Empfehlungen versehen hat.

In welchem Freudenmeere ich täglich schwimme in den reichen Museen und Gallerien, oder in Gottes schöner Natur, oder in wissenschaftlichen Studien, oder in meinen Arbeiten, erachten Sie leicht, wenn ich Ihnen Hesperiens Namen nenne. Glauben Sie, zu lernen habe ich nichts versäumt, was es auch immer sey und welches Namens.

So leben Sie wohl. Behalten Sie ferner lieb, den, der sich Ihrer Aller Liebe herzlich und dankbar

*) Jetzt Professor der alten Literatur an der Universität zu Tübingen, der berühmte Herausgeber der griechischen Rhetoren.

freut. In diesem Jahre sehe ich Sie schon nicht wieder. Denken Sie mein in Bogenhausen zuweilen und wo wir sonst selige Stunden im Freyen verlebt haben. Leben Sie nochmals alle, alle herzlich wohl.

Fr. R. Dietz.

Ich bin wohl und freudig in meiner Arbeit, — heißt es in einem andern Briefe aus Florenz vom 19. Sept. 1829. — da das Ministerium sein klingendes Wohlwollen mit neuen Geldsubsidien an den Tag gelegt hat. Von Florenz gehe ich sehr reich fort für Hippokrates, nehme vier neue Commentare für ihn mit, ein neues Buch von Oribasius, einen neuen Arzt, Severus, Schätze für Ruphus u. s. w.

Aus Florenz bin ich — schrieb er aus Genua am 1. März 1830 — am Ende des October abgereist, nachdem ich Livorno, Pisa, Lucca und Pistoja besucht hatte. Für mich ist bey den Filippinern in Pistoja wenig gewesen. Modena, wo ich so viel gehofft hatte zu finden, hat viele Handschriften, aber keine von Werth für mich. In Parma habe ich einen Bericht über den handschriftlichen Nachlaß Giambattista Morgagni's *) für Choulant verfaßt. In Mailand habe ich drey Monate gearbeitet mit Gewinn für mein Bereich. Aus Mailand habe ich oft an Sie schreiben wollen; aber sieben Stunden (durch Bentivoglio's Güte) Arbeit auf der Bibliothek und vollauf Arbeit zu Hause haben mich nicht dazu kommen lassen. Sie wundern sich, was für Arbeit mich zu Hause so emsig hat beschäftigen können. Und das mit Recht. Wundern werden Sie sich noch mehr, wenn ich Ihnen sage, ich gehe nach Spanien und bin, wenn sie diesen Brief empfangen, wohl schon jenseits der Pyrenäen. Mich bewog dazu der Manuskriptenkatalog des Escorial, den die Brera in Mailand handschriftlich besitzt. Zu dieser Reise mich vollkommen vorzubereiten, war die Aufgabe also, zumal da ich hoffe, sie werde von allgemeinerem Nutzen seyn, als bloß für die griechische Medicin, und Veranlassung geben, ein Wort über spanische Bibliotheken, ja über das ganze Land zu sprechen. Unternehmend, wie Wenig, unabhängig, wie Wenige, gleichgültig oft gegen alle Zukunft, trete ich diese Reise an; aber sorgenvoller dennoch, als gewöhnlich, weil ich nicht alleine bin. Meine beyden werthen Freunde, Baron v. Woldeck und Hofrath Feder**) haben sich nicht abhalten lassen trotz allen meinen Gegenvorstellungen, mich dahin zu begleiten, jener, weil er meine Gesellschaft nicht unangenehm findet, dieser sich erwärmend an meinem Eifer und von gleichem Interesse geleitet, wenn ich nicht auch ein gut Theil seiner Freundschaft für mich zuschreiben darf.

*) Abgedruckt in der Hall. allgemeinen Literaturzeitung. Jahrgang 1830. Bd. V. S. 17 — 22.

**) Jetzt Oberhofbibliothekar in Darmstadt.

In Novara, Vercelli ist keine griechische Handschrift. Turin habe ich drey Wochen benutzt. Was das Athenäum enthält, wissen Sie aus Pasini's Katalog; später sind gar keine Acquisitionen weiter gemacht worden. Asti und Novi haben nichts Griechisches. Was Pavia, Voghera und Tortona noch haben, wird Herr Hofrath Feder mir sagen können, den ich morgen in Genua erwarte. Er ist in Mailand geblieben, während ich in Piemont gearbeitet habe. In Pavia war ich zwey Feyertage, wo die Bibliothek verschlossen war. Was mir aber der Anatom Panizza und der Kliniker Hildenbrand sagten, läßt mich nichts hoffen.

Meine oder unsere spanische Karavane wird den Landweg über Nizza, Toulon, Marseille, Aix, Avignon, Nimes, Montpellier nach Barcellona einschlagen. In Marseille hoffe ich etwas, vielleicht auch in Aix. Ob Montpellier noch Pellicier's griechische Manuskripte besitzt, kann ich nicht ermitteln. Montfaucon sagt, qui ibi adhuc extare putantur, und Millin hat altum silentium darüber, so wie das Voyage litteraire der beyden Pariser Benedictiner. Nun, wir werden's an Ort und Stelle erfahren. Hier in Genua bin ich seit einigen Tagen überselig im Frühlinge; übertraurig aber wäre ich über den Abschied von Italien, wenn mich nicht die Provence, Languedoc, Catalonien und Castilien entschädigten. Italien kenne ich vom Fuße der Alpen bis Malta; schöne sechzehn Monate, die ich hier verlebt habe! Sie sind vergangen, in einem Meere von Seligkeiten vergangen. Ihr Andenken ist heilig und ihre Frucht reich.

In Genua sind jetzt noch vier Bibliotheken vorhanden, die der Universität, die Carolina dei Missionari Urbani (viele und alte griechische Handschriften, meist patres; ich mache einen Katalog davon), die Berio (nichts Griechisches), die dei Francioniani. Alle Bibliothekare hier sind liebe, gefällige Leute. Fast hätte ich Peyron in Turin zu rühmen vergessen.

Von meinen medicinischen Studien sage ich nichts, weil es Sie nicht interessiren kann. Mehr aber als je fühle ich das Bedürfniß, stehend Krankenhäuser nicht zu besuchen bloß, sondern ihnen thätig vorzustehen. Die arme Medicin in allen Landen thut Rückschritte auf Kosten der Chirurgie. Möge in mir in einem Winkel Deutschlands ihr ein tüchtiger Kämpe erwachsen! Ich fühle dazu Anlage und Willen in mir. Mehr braucht's nicht, außer Gottes Segen, der mich bisher sichtlich überschüttet. Grossi's Tod ist gewiß schwer in München zu ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Auguſt.

Nr. 156. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1839.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt etc.

(Fortſetzung.)

Ueber ſeine höchſt merkwürdige Reiſe durch das ſüdliche Frankreich nach Spanien und ſeinen Aufenthalt in dieſem herrlichen Lande äußerte er ſich in einem Briefe aus Paris vom 20. März 1831 ſo:

Mein werther Freund!

Faſt werden Sie mich den wiedergefundenen nennen, wie mich Hofrath Feder in ſeinem letzten Briefe heißt. Nehmen Sie mich denn als wiedergefundenen, lange verlorenen Sohn an. Ich verzichte auf alle Entſchuldigung meines langen Schweigens, und werfe mich in die Arme Ihrer Freundſchaft. Drücken Sie ein Auge zu über den Fehl. Der verlorene Sohn hat wenigſtens keine Treber gegeſſen in Spanien, ſondern zugenommen an Alter, wer weiß, ob nicht auch an Verſtand, um von der gelehrten Ausbeute zu ſchweigen. Aus Genua ſchrieb ich, irre ich nicht, Ihnen zuletzt und empfing Ihre Antwort in den ſtillen Kloſtermauern von San Lorenzo del Escorial, wohin ich im Beginne Aprils gleich von Madrid aufbrach. Das ſüdliche Frankreich gab nichts, Montpellier, worauf ich gerechnet, nichts; die einſt ſo berühmten Handſchriften der Archevêché ſind in Paris. Wie, wiſſens die Götter, ſie hingekommen ſeyn mögen? Vor der Revolution gewiß. Barcelona und Valenzia, wichtig in mannigfacher Rückſicht für meine mediciniſchen Zwecke, haben nichts. Ueber den Eskorial will ich mich öffentlich vernehmen laſſen bey der erſten Gelegenheit. Es hat Mühe gekoſtet, ſich durch die Geſchichte dieſer Bibliothek und durch die Handſchriftenmaſſe durchzuwinden. Denn ich habe, die orientaliſchen ausgenommen, alle griechiſchen, lateiniſchen, ſpaniſchen, italieniſchen (auch eine preußiſche, merken Sie: libro de rezar en lengua Prusiana = ruſſiſcher Katechismus!) Handſchriften durch meine Finger laufen laſſen. Unvergeßliche Tage, in völliger Abgeſchiedenheit von der Welt klöſterlich lebend, die Wiſſenſchaft zu pflegen. Der Eskorial geht mir in der Erinnerung über alles ſonſt. Um ſieben Uhr früh, umſungen von Tauſenden von Nachtigallen in den Jagdgehegen Philipps II. im Frühlinge, einem ſpaniſchen! — wanderte ich in das ewige, ſtille Kloſter und ſaß feſt bis eilf Uhr; dann gieng ich heim — ich wohnte bey einem armen Bauern im Dorfe — und verſpeiſte meine olla putrida, beſtehend aus Rind- und Schweinefleiſch und Knackwurſt (aber ranzige, andere thut's nicht) und Kichererbſen (garbanzos) und Safran, und ſchmauchte in ſeligem Vergeſſen aller Welt meine ſpaniſchen Papiercigarritos, und von 2 bis 5 ward wieder in der Zelle des frommen Mönches geſchaft, mit Walz zu reden; dann gieng ich mit Fray Don Francisco de Campos, eben jenem frommen Mönche und Bibliothekar, *) und andern Kloſterbrüdern von 5 bis 7 ſpazieren in den duftigen Gärten am Fuße der Sierra von Quadarrama, oder beſuchte den Dorfchirurgus und ſeine liebe Familie. Jedes Kind, jede Alte im Dorfe kannte den ſtillen und luſtigen Don Federico, medico Prusiano, ſtill in der Woche, luſtig an Kirchfeſten, tanzend den Manchego zu Kaſtagnetten auf grüner Haide, oder galloppirend auf Maulthier oder Eſel am Sonntag, ein kaltes Stück Bocksfleiſch (cabrito) und Brod in der Taſche und den leodernen Weinſchlauch (bota) am Halſe. Dann ward gejubelt in Gottes freyer Natur, und Montags gieng die Arbeit ernſt und ruhig weiter. Mein Andenken wird lange im Dorfe bleiben. So war ich dort drey Monate. Feder war unterdeſſen in Madrid und Toledo. Um Pfingſten gieng ich nach San Ildefonſo und Segovia und Salamanca, eine Luſtreiſe, obſchon man jeden Augenblick geplündert werden kann. **) Mir iſt

*) Don Fr. de Campos wurde in der Folge zum Biſchofe von Talavera de la Reyna befördert.

**) Sehr ſchön drückt er ſich über dieſe Beſorgniß in der Vorrede zu Galen. de dissect. musculorum etc. P. VIII. seq. aus, wo es heißt: „Undecies credidi schedulas meas maribus litoraque meridionalis Hispaniae legens in fragilibus cercuris depo-

es, den Göttern sey Dank, nie begegnet. Im July arbeitete ich in Madrid, und nun gieng Feder erst nach dem Eskoriale, in großer Eile. Er war indessen zum Oberhofbibliothekar in Darmstadt ernannt worden. Wir wollten zusammen nach Andalusien, obschon ich wegen der Pariser Revolution mögliche Reaktionen in Südspanien befürchtete. Es war der August eine schlimme Zeit für mich; ich schwankte zwischen tausend Planen, England, Paris (??), Andalusien. Feder reiste heim über Italien, wohin er sich, seine hinterlassenen Sachen zu holen, in Marseille eingeschifft hatte. Ich gieng trotz der größten Hitze am 25. August vorwärts nach Cordova, Sevilla, Cadiz. Was trieb mich? Untersuchungen über das gelbe Fieber und die Lokalitäten desselben machten den Wunsch in mir rege, es zu sehen. Der Sommer war grausam; Aussicht zum Ausbruche nicht unwahrscheinlich. Wer auf dieser Welt nichts hat, kann nichts verlieren. Also frisch das Leben eingesetzt; war es doch auch vielleicht nicht zu verlieren! Nur sporadische Fälle gab es verflossenes Jahr, wie immer. Aber für die Beleuchtung der Infektionsfrage habe ich Notizen und Literatur und Beobachtungen gesammelt, zu deren Verarbeitung ich mir nur Zeit wünsche. Die Cholera hilft nicht wenig zur Erweiterung meines Planes, und die werde ich dann doch wohl sehen! Ich habe dazu démarches schon beym Ministerium gemacht. Wo aber auch das nicht, eine Arbeit über die beyden epidemischen Krankheiten dieses Jahrhunderts hat für Einen, dem neben den bestäubten, ehrwürdigen Alten die Gegenwart am Herzen liegt, Anziehendes genug. Von Cadiz zur See nach Gibraltar und von Gibraltar hinüber nach Afrika ins Marocanische nach Tanger. Im Hause des schwedischen Konsuls lebte ich dort den ganzen October; der Ostwind ließ mich nicht nach Europa zurück. Araber, Berbern, Mauren, orientalische Juden, Kameele und die feine Gesellschaft der europäischen

Generalkonsuln, der gelehrte Däne Schousboe — welche Erinnerungen knüpfen sich an Afrika für mich — und Afrika selber! Zur See endlich unter Thränen nach Malaga, dann nach Granada — Alhambra und das Thal von Granada! — und nach Madrid zurück am 19. November. Nochmals etliche Tage im Eskorial; über Bayonne und Bordeaux dann nach Paris. Hier seit dem 19. December unter Emeuten, Ikonoklasten, enragés, Ultra's, liederlichem Gesindel aller species, zufrieden im Umgange mit deutschen und etlichen französischen Gelehrten, angepecht auf der Bibliothek und zu Hause, gesund, froh — die Politik lasse ich mich nicht anfechten — was brauchts mehr? So gehe ich dem Ziel und der Vollendung meiner Arbeiten entgegen. Den schönsten Theil des Lebens hat ihre Anlage mich gekostet. Wie reich bin ich aber für alle Mühen und üblen Momente entschädigt! Wie mich aber nach der Heimath sehnt, o wer ein Herz hat und ein deutsches dazu, der muß das fühlen. Und wo ist denn meine Heimath? Wer's wüßte? Geduld, nur erst wieder deutschen Boden unter den Füssen. Soll denn das Ende am Ende fehlschlagen? ... Und wo denn zunächst hinaus? Zwey Fälle sind möglich. Ich brauche noch 6 — 7 Monate in Paris. England und Leyden will und kann ich übers Knie brechen. Geh' ich im May nach England und Leyden, und komme wieder nach Paris zurück, oder gehe ich erst im Winter nach England? Die Politik und mein Geldbeutel werden mir dazu bald den Fingerzeig geben. Sehen Sie mich wohl noch einmal in München? Ich wünsche es, und — es ist nicht unmöglich. Uebrigens soll ich dick werden.

Ich habe aus Paris nicht gleich geschrieben, weil Le Bas hinter Ihrer Collation her ist. Aber länger zu warten, Ihnen zu schreiben, wäre Verrath gewesen. Ich sende Ihnen hierben den Anfang einer Florentiner Collation und das verlangte Stück aus dem Matritensis. Es ist noch ein Synesiuscodex unter den von Uriarte nicht beschriebenen in Madrid, aber schlecht. Etliche Codicesnotizen ein andermal. Grüssen Sie mir alle, die mich lieb haben oder meiner gedenken in München. An Sillig habe ich über die spanischen Pliniuscodices geschrieben, und Feder hat etwelche Proben davon genommen; dieß für Jan und durch ihn für Thiersch, der aber das schon von Sillig erfahren haben wird. Was glauben Sie wohl? Ich will mit dem Aëtius anfangen, in vier Bändchen. Weigels Apparat dazu ist mir gleichgültig; doch erwarte ich Antwort von ihm. Er hat nur den miserablen Vindobonensis .... Mit Sprengel bin ich wegen des Paul von Aegina in Collision gerathen, den er ediren wollte (womit?); er ist zurückgetreten, glaube ich; aber Enoploch antwortet mir noch nicht. Für Paul von Aegina ist mir etwas an dem Augustanus gelegen, von

---

sui apographa mea. Perrepsi Carpetanos, Cordubenses, Hispalenses, Granatenses, Malacitanos montes, sicariorum latronumque insidiis infames, continuo excruciatus timore, ne non ita vitam, quod rarius accidere solet, ut chartarum mearum ex Italia advectarum ingentem molem Josephi Mariae (Don José Maria), audacissimi latronum in illis partibus capitis, inexspectata incursione perderem annorumque labores in incuriosas librorum scriptorumque manus pecuniaeque numeratae tantum avidas inciderent mularumque clitellis impositi auferrentur. Averruncavit hanc calamitatem, avertit hanc jacturam Aesculapius. Omnia mea mecum porto. Sospes ipse redeo."

dem ich nur 1 1/2 Buch verglichen. Ich will Ihnen, etwa 80 — 100 Stellen oder weniger später zum Nachsehen schicken, um für wichtige Stellen die Lesart auch dorther zu haben, faktisch; denn daß sie sich mit vielen meiner Codices bestätigen muß, weiß ich zum Voraus.

Leben Sie wohl. Ich umarme und küsse Sie, mein werther Freund.

Fr. R. Dietz.

Am 7. October 1831. traf er in London ein und blieb bis zum 13. Januar 1832, wo er nach Oxford gieng. Im Frühjahre gedachte er Leyden zu besuchen.

So lebte, forschte und wirkte der Unvergleichliche auf seinen mehrjährigen Reisen für die Wissenschaft mit unermüdetem Eifer.

Im Sommer 1832. hatte er, mit den Schätzen der Bibliotheken des fernsten Auslandes beladen, *) wieder das ersehnte deutsche Vaterland glücklich erreicht. Im Monate July dieses Jahres finden wir ihn bereits in Berlin, wo er bey A. W. Schade seine im Verlage der Leop. Vossischen Buchhandlung in Leipzig erschienene Ausgabe der Bücher des Galenus de dissectione musculorum et de consuetudine drucken ließ.

In ehrender Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste um die Wissenschaft hatte ihn die k. preußische Regierung zum außerordentlichen Professor der Medicin und zum zweyten Vorstande der klinischen Anstalt an der Universität seiner Vaterstadt Königsberg ernannt.

In dem nämlichen Jahre gab er in Leipzig bey Cnobloch den ersten Fascikel seiner Analecta medica heraus, in welchen er sich durch die aus arabischen Aerzten nach spanischen, pariser, und englischen Handschriften gelieferten Auszüge als wackern Orientalisten bewährte. Zwey Jahre später erschienen zu Königsberg Apollonii Citiensis, Stephani, Palladii, Theophili, Meletii, Damascii, Joannis, aliorum Scholia in Hippocratem et Galenum, aus Wiener, Münchner, Florentiner, Mailänder, Escorial u. a. Handschriften zum ersten Male griechisch herausgegeben, in zwey Bänden. Kurz vor seinem Tode edirte er zum ersten Male Severi de clysteribus lib. Regiomont. 1836. 8. als Dissertatio acad.

Größeres zu unternehmen, hinderten ihn theils die Krankenpflege und sein akademisches Lehramt,

*) „Spoliis onustus," erzählt er in der Vorrede zu Galen. de dissect. musculorum etc. P. VII., voll edler Begeisterung und inniger Dankbarkeit für die großmüthige Unterstützung, welche ihm seine erlauchte Regierung hatte angedeihen lassen, „bibliothecarum Germaniae, Italiae, Hispaniae, Galliae, Britanniae, quas per hoc quinquennium eo consilio indefesse excussi, ut quae in libris manuscriptis ad textum librorum Hippocratis et genuinorum et eorum, qui sub ejus nomine circumferuntur, refingendum atque expoliendum negligentiores nobis per manus tradiderant hominum aetates colligerem, quae jam dudum deperdita credebantur medicorum graecorum opera, adnuente fortuna, detegerem, quae nondum typis nec graecis nec latinis vel latinis tantum mandata erant eorundem volumina, ita saeculorum situ obsita, ut tineis blattisque corrosa, sedulo transscriberem, priusquam aut penitus interirent aut justo nimis evilescerent, in patriam redux sum factus. Felicior, amplior, quam sperare erat licitum, mihi obtigit messis. Gratulor orbi literarum universo de apparatu critico undecunque summo cum labore summoque peculioli mei dispendio conquisito, quo veterum medicorum Graecorum libri scriptorum incuria inscitiave totiens corrupti et mutilati in pristinam formam restituentur, quantum ejus fieri poterit pro fontium tum numero tum auctoritate; gratulor patriae meae, quae literarum artiumque omnium munificentissima fautrix studia mea, quamvis abjecta nostraeque aetati minus consentanea haberentur, in tot exterarum nationum urbibus instituenda tamque perdiuturnis sumptuosisque itineribus prosequenda et consummanda libentissime fovit animumque inceptorum difficultate saepius depressum missis viaticis iterum erexit novaque spe refocillavit, me omni exspectatione prosperiores successus pusillo animo orsis dedisse, ad Siculas usque Gaditanasque oras maritimas procedere potuisse, ne quem inexploratum intactumque relinquerem Europae cultioris angulum, quo Graecos libros abditos distractosque esse ex Graecarum literarum naufragio fama ferret."

theils die öffentlichen Vorlesungen über die klassischen Dichter der Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer, in deren Erklärung er die Verehrer der schönen Literatur des Auslandes übte. *)

„Hac laborum publicorum et domesticorum varietate distractus," sagt sein Lehrer Lobeck in seiner schönen Vorrede zu Soranus S. VII., „pervenit ad annum aetatis tricesimum primum, saeculi hujus tricesimum sextum, quo eum mors oppressit subita juvenem, vegetum, plenum bonae spei atque consiliorum, qualia fert ista generabilis aetas, dum vernat sanguis ac rugis integer annus.

Die letzte seiner literarischen Arbeiten war Soranus, welcher hier zum ersten Male griechisch aus der Pariser und der Barberinischen Handschrift erscheint.

Suidas (Bd. II. 3373. ed. Gaisf.) führt zwey ephesische Aerzte dieses Namens, einen ältern und einen jüngern, an. Der erste, ein Sohn des Menander und der Phoebe, hielt sich zu Alexandria auf, trieb in Rom die Arzneykunst unter Trajan und Hadrian, und verfaßte sehr viele und treffliche Schriften. Als Werke dieses Soranus werden von dem römischen Arzte, Caelius Aurelianus, einem erklärten Anhänger seines Systems, nahmhaft gemacht: liber de adjutoriis, libri causarum s. αἰτιολογουμένων, libri de coenotetis et de febribus. Nach Galen. de compositione medicamentorum etc. L. I. Tom. XII. p. 493. ed. Kühn. schrieb er auch περὶ φαρμακείας und einen μονόβιβλος φαρμακευτικός. Unter den Schriften des jüngeren Soranus nennt der Lexikograph: Γυναικείων βιβλία δ', βίους ἰατρῶν, καὶ αἱρέσεις, καὶ συντάγματα, βιβλία δέκα. Auch schrieb dieser, wie Suidas beyfügt, verschiedenes Andere. Daß aber beyde Eine Person sind, wie schon Choulant in seinem Handbuche der Bücherkunde für die ältere Medicin S. 58. vermuthete, erhellt aus der vorliegenden Schrift S. 23., wo sich der Verfasser auf das zweyte Buch περὶ κοινοτήτων beruft. Jener ältere Soranus gehörte nach Caelius Aurelianus (IV. 1, 4 — 5. und anderwärts), Galenus (introduct. s. med. T. XIV. p. 684.) und Tertullianus über die Seele (c. 6. S. 399. A. ed. Rigalt. sec.) *) der Schule der Methodiker an, welche die Anatomie in Absicht auf Heilung der Krankheiten für nutzlos erklärten; und dazu bekennt sich auch der unserige, wie aus folgender Stelle S. 5. hervorgeht: ἐπειδὴ δὲ μεταβαίνειν ἐπὶ τὸν γυναικεῖον ὑγιεινὸν λόγον μέλλομεν, δεήσει πρῶτον τὴν φύσιν τῶν γυναικείων διηγήσασθαι τόπων, ἐξ ὧν τὰ μὲν αὐτόθεν καταλαμβάνεται, τὰ δὲ ἐξ ἀνατομῆς, ἥτις καὶ ἄχρηστός ἐστιν. Ὅμως ἐπειδὴ καταλαμβάνεται, χρηστομαθείας ἕνεκα διδάξομεν καὶ τὸ ἐκ ταύτης ἐπιγνωσθέν· ῥᾳδίως τε γὰρ πιστευθησόμεθα λέγοντες ἄχρηστον τὴν ἀνατομήν, εἰ πρότερον εἰδότες αὐτὴν εὑρεθείημεν, καὶ οὐ παρίξομεν ὑπόνοιαν τοῦ δι' ἄνοιαν παραιτεῖσθαί τι τῶν ὑπειλημμένων εὐχρήστων.

Ferner aus den Worten (S. 21.): Θεμίσων δὲ καὶ οἱ πλεῖστοι τῶν ἡμετέρων πρὸς μόνην παιδογονίαν. Themison aus Laodikea war bekanntlich der Gründer der methodischen Schule.

Ungeachtet nun Soranus als Methodiker auf die Anatomie keinen Werth legte, so hinterließ er uns doch, wie Dietz S. 5. bemerkt, aus alten Aerzten die beste anatomische Beschreibung über die pudenda muliebria.

*) So z. B. erklärte er im Winterhalbjahre 1835/36 Tasso und Guarini, Cervantes und Calderon, Boileau und Shakespeare; im Sommersemester Boccaccio und Petrarka, Calderon und Cervantes, und Byron.

*) Von dem Letztern wird er als methodicae medicinae instructissimus auctor gerühmt. Er verfaßte auch vier Bücher de anima.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nr. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße. Eine kunstgeschichtliche Abhandlung von Gustav Kramer, Dr., Mitglied des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom. Berlin, Nicolai. 1837. gr. 8. XIV. u. 105 S.

2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette. Objets déposés dans les tombeaux antiques etc. (Extrait du Tome XIII. des Mémoires de l'Academie des Inscriptions et Belles-Lettres) Paris 1838. 4. 200 S. mit Kupfern.

3. Le Lever du Soleil sur un vase peint du Musée Blacas, publié par M. Th. Panofka, à Paris, de l'imprimerie de Crapelet 1833. 17 S. gr. 4., mit 2 Bildtafeln.

4. Jason des Drachen Beute. Ein Programm des archäologischen Instituts in Rom — von Dr. Eduard Gerhard. Berlin 1835. 12 S. 4., mit einer Kupfertafel.

5. Zeus und Aegina. Eine der königlichen Akademie der Wissenschaften vorgelegte Abhandlung von Theodor Panofka. Berlin 1836. 24 S. 4., mit zwey Kupfertafeln.

6. Argos Panoptes. Eine archäologische Abhandlung von Dr. Th. Panofka. Berlin 1838. 45 S. 4. mit 5 zum Theil colorirten Bildtafeln.

7. Archemoros und die Hesperiden; — Vasenerklärung von Ed. Gerhard; Berlin 1838.; 78 S. 4., mit vier Kupfertafeln.

8. Hermes auf Vasenbildern von Eduard Gerhard. (Aus Gerhards auserlesenen Vasenbildern Taf. XIX. besonders abgedruckt). Berlin bey Reimer 1839; 8 S. Klein Fol. mit einer Kupfertafel.

Deutschland erfreuet sich in neuester Zeit ansehnlicher Erwerbungen an altgriechischen bemalten Thongefäßen. Von Privatsammlungen nicht zu reden, so denke man nur an den Zuwachs von Vasen, den die KK. Sammlung in Wien gewonnen, an die vielen und köstlichen Gefäße, welche die K. Bayerische Pinakothek in München zieren werden, an die Vereinigung mehrerer Sammlungen dieser Klasse im K. Preußischen Museum in Berlin *) und an die erst im vorigen Jahre für die Großherzoglich Badische Gallerie in Karlsruhe gewon-

*) Ueber das: Verzeichniß der antiken Denkmäler im Antiquarium des K. Museums zu Berlin. Erste Abtheilung. Gallerie der Vasen von K. Levezow, Berlin 1834 habe ich in den Heidelberger Jahrbüchern der Lit. 1836. Nr. 24. S. 371 einen ganz kurzen Bericht gegeben. — Jetzt verdient vorzugsweise genannt zu werden: Berlin's antike Bildwerke beschrieben von Ed. Gerhard Berlin 1836; zweyte Abtheilung. Vasenbilder. Ein Werk von hohem wissenschaftlichen Werth, das neben K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst, zweyte Ausgabe, Breslau 1835, als ein unentbehrliches Hülfsbuch betrachtet werden muß.

nene Anzahl von zum Theil höchst schätzbaren Thongefäßen aus Italischen und Sicilischen Fundorten. Es möchte daher eben jetzt zweckmäßig seyn, wieder einmal auf die nicht minder angewachsene Literatur dieses Kreises einen Blick zu werfen. Aber eine Uebersicht derselben, selbst auf das letzte Quinquennium beschränkt, würde die Gränzen dieser Gelehrten Anzeigen weit überschreiten müssen. Demzufolge werde ich hier in den Anmerkungen erstens an einige jüngst erschienene allgemeinere Werke, *) an einige Vasen-Kataloge von wissenschaftlichem Charakter und Werth **) so wie an einige interessante Monographien ***) nur erinnern; zweytens von dem Inhalt der acht oben verzeichneten Schriften einen gedrängten Bericht erstatten, einige Hauptmomente hervorheben und einige eigene Bemerkungen einstreuen.

Den Standpunct den wir bey den Griechischen Thongefäßen zu nehmen haben, kann ich nicht besser als mit Herrn Gerhards Worten *) bezeichnen: „Eine Klasse antiker Kunst-Denkmäler, wel-

*) Hieher gehören außer dem eben genannten Gerhard'schen Werke z. B. Intorno i Vasi fittili dipinti rinvenuti ne' sepolcri dell' Etruria compresa nella dizione Pontificia, dissertazione di Sec. Campanari. Roma 1836, gr. 4. Ferner: Elite des Monumens céramographiques, Materiaux pour l'intelligence des religions et des moeurs de l'antiquité expliqués et commentés par Ch. Lenormant et J. De Witte, Paris 1837 — 38. kl. Fol. bis jetzt 13 Livraisons mit Bildtafeln. Sodann: Auserlesene griechische Vasenbilder, herausgegeben von E. Gerhard, Berlin, Reimer 1839; kl. Fol. Erstes Heft, Tafel I — VI. mit colorirten Bildern. Von Tafel XIX. wird im Verfolg unter Nr. 8. kürzlich gehandelt werden. In beyden Sammlungen ist mit den Darstellungen der Gottheiten nach der mythologischen Ordnung der Anfang gemacht. Nach demselben Princip habe ich so eben eine Auswahl unedirter Vasenbilder der Großherzoglich-Badischen Sammlung aus dem Dionysischen und Trojanischen Cyclus erläutert und diese Schrift: Zur Gallerie der alten Dramatiker betitelt; sie wird zur Michaelismesse in Heidelberg bey Winter mit einer Beylage von Umrissen erscheinen.

) S. z. B., außer dem angeführten Verzeichniß der Vasenbilder im Berliner Museum von E. Gerhard, die Description des Antiquités et Objets d'Art qui composent le cabinet du feu M. le Chevalier E. Durand par J. De Witte, Paris 1836. Erste Abtheilung, Vases peints; deßgleichen: Description des Vases peints et des Bronzes Antiques qui composent la collection de M. de M* par J. De Witte. Paris 1839.

***) Z. B. die Schriften über einzelne wichtige Puncte dieser Gattung von antiken Denkmälern, wie: Observations philologiques et archéologiques sur les noms des Vases Grecs, — par M. Letronne Paris 1833 und Supplément aux Observations s. l. noms d. Vases Grecs von demselben, Paris 1838; oder über einzelne Classen griechischer Gefäße, wie: On Panathenaïc Vases — by Chev. P. O. Bröndsted London 1832. 4.; französisch unter dem Titel: Mémoire sur les Vases Panathenaïques — traduit par J. W. Burgon Paris 1833. 4. Ingleichen: A brief Description of thirty — two Ancient Greek Painted Vases, lately found in excavations made at Vulci — by Mr. Campanari — London 1832, 8. (von Bröndsted), von welcher Schrift und Uebersetzung Herr Th. Panofka im 4ten Heft des 4ten Bandes der Annales de l'Institut Archéologique Bericht abgestattet hat. Endlich, außer einigen andern Monographien dieser Classe, wovon zum Theil im Verfolg Erwähnung geschehen wird, die interessanten: Hercule et Nessus. Peinture d'un vase de Ténée, Programme publié à l'occasion de l'heureuse arrivée de S. M. le Roi de Bavière à Athènes. Athènes 1835. 4. mit einer Bildtafel. Endlich: La Naissance et l'Education de Bacchus, Vase de la Collection de M. le Duc de Luynes — par J. De Witte Paris 1838. Doch diese und andere Vasenerklärungen, welche neulich in den Annali dell' Instituto archeologico di Roma erschienen sind, muß ich hier übergehen, und will schließlich in Betreff meiner eigenen (Annali Tom. VII. pag. 92 — 110): De vasculo Herculem Buzygen Minoëmque exhibente bey dieser Gelegenheit nur bemerken, daß diese Monographie wegen eines Hauptpunctes von Seiten des Herrn Raoul-Rochette (Journal des Savans 1836, Octobre pag. 584) Widerspruch gefunden hat; worüber ich die Entscheidung geübten Archäologen überlasse.

*) Ber lins antike Bildwerke S. 137.

che nach den Beschränkungen ihres Stoffes und ihrer Technik allezeit ihre Ansprüche zu beschränken hat, welche überdieß unter der großen Masse der ihr angehörigen Ueberreste nur verhältnißmäßig wenige Kunstwerke vollendeter Ausführung darbietet, ist nichts desto weniger diejenige, welche nächst den Werken antiker Sculptur unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise erheischt, und in mancher wesentlichen Beziehung dieselbe mehr lohnt als jene Kunstwerke einer an und für sich höheren Geltung. Wir meynen die gefirnißten und bemalten Thongefäße, welche, in unermeßlicher Anzahl auf uns gekommen, dem Kunstfreunde als mehr oder weniger gelungene Ueberreste eines durchaus griechischen Kunstgefühls, dem Alterthumsfreund als Werke einer durchaus eigenthümlichen Darstellung eine so höchst erwünschte Beschauung und Belehrung gewähren, wie keine andere von den Mängeln der römischen Kunst getrübte oder durch die Grenzen ihres Stoffes beschränkte, Klasse von Kunstdenkmälern sie zu bewähren vermag."

Wenn es nun bey diesen Vasen im Allgemeinen auf folgende Hauptpuncte ankommt: Fundort und Herkunft, Zeitalter (chronologische Verhältnisse), Stoff und Technik, Größe und Umfang (Maaßverhältnisse *), Form und Gebrauch (Bestimmung) Styl und Kunstwerth, Inschriften, dargestellte Gegenstände, so werden uns die aus den beyden ersten Schriften (s. oben Nr. 1 u. 2.) hervorzuhebenden Hauptmomente Ergebnisse der neuesten Forschungen über dieses Allgemeine liefern; die übrigen sechs (Nr. 3 — 8) aber mit interessanten Darstellungen und Bereicherungen der Griechischen Symbolik und Mythologie uns bekannt machen; worauf hier mein Augenmerk hauptsächlich gerichtet ist.

Nr. 1. Um von dieser mit klarem Verstand, großer Umsicht und nüchternen Besonnenheit verfaßten Schrift des Herrn Kramer sogleich den Kern zu erfassen, und das Endergebniß darzulegen, stelle ich aus mehreren der in den Anmerkungen genannten Schriften, so wie auch aus der des Herrn Raoul-Rochette (Nr. 2.) einige Säße voran. Bekanntlich hatte die große Volcentische Entdeckung den Archäologen Europa's ein schweres Räthsel aufgegeben, welches von ihnen im verschiedenen Sinne zu lösen versucht worden. Besonders haben sich zwey Haupterklärungen geltend zu machen gesucht; die eine, besonders von Italienischen Gelehrten vertheidigte, verfocht den Satz, diese und auch andere im übrigen Italien vorkommende Thongefäße seyen an Ort und Stelle und namentlich in Etrurien verfertigt; die andere, hauptsächlich von deutschen Alterthumsforschern behauptete, sie seyen griechischen Ursprungs.

Die letztern theilten sich nach verschiedenen Ansichten; wovon wieder zwey sich auszeichneten; indem man theils hellenische Fabriken in italischen Städten, namentlich Campanien's und Etruriens annahm, theils sie in Griechenland selbst, besonders in Athen verfertigen ließ. *) Während die

*) Hiervon, bemerke ich sogleich, hatte Herr Böckh bereits vor mehreren Jahren gehandelt, darauf hatte Hr. Bröndsted (Mémoire sur les vases Panathenaiques trad. par Burgon p. 32 flg) den Inhalt mehrerer Athenischen Preisgefäße nach angestellten Messungen angegeben. Jetzt theilt der erstere die für ihn von Hrn. Dr. Fr. Ferd. Schulz gemeßenen Maaße Panathenäischer Amphoren mit S. Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfüße und Maße des Alterthums in ihrem Zusammenhange von Aug. Böckh, Berlin 1838, S. 279 f.

*) S. Kramer S. 2 ff.; besonders S. 143 — 147. Ich hebe jetzt noch einige Säße der bedeutendsten Alterthumsforscher aus. Broendsted (a brief Description p. 87) sagt: „The great resemblance of this vase to —, as well as many analogies between these and other vases from the excavation of Vulci, which, if not made in Athens, and imported as objects of commerce into colonial towns in Italy, were certainly decorated with paintings retracting Athenian customs, ceremonies and compositions, oblige us again, for the archaeological explanation of this curious monument, to look back to certain usages of that people." Hr. K. O. Müller, der diese Gefäße zuerst ebenfalls unmittelbar von Athen herleitete, modificirte hernach, durch Böckhs Abhandlung über die panathenäischen Preisgefäße bestimmt, diese Meynung dahin, daß er an Athens Stelle die chalcidischen

erste Meynung, die der Italiener, besonders diejenige, welche Italiens Urbewohnern diese Thongebilde und Malereyen zuschrieb, anjetzt wohl als abgethan betrachtet werden kann, hatte sich die andere über die abweichenden Einzelnheiten noch nicht vereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt etc.

(Schluß.)

Bisher kannte man von der Schrift des Soranus *περὶ γυναικείων παθῶν* nur das vierte und fünfte Kapitel, wovon jenes über die *φύσις μήτρας καὶ γυναικείου αἰδοίου*, dieses *περὶ γυναικείου αἰδοίου*, welche Jac. Goupylus am Ende des Ruphus aus Ephesus. (Paris, 1554. 8) griechisch abdrucken ließ, handelt. Lateinisch übersetzt von dem italienischen Arzte J. B. Rasarius hat man beyde in Oribasii Sardiani Collectt. medicinall. Librr. XVII. Venet. ap. Paul. Manut. S. a. 8. p. 693. sq., Paris 1555., Basil. 1557 und in der Morel'schen Ausgabe des Theophilus Protospatharius. Paris 1556. 8. Die ganze Schrift besteht aus 164 Kapiteln. Die ersten 18 beförderte Dr. Dietz selbst noch zum Drucke. Da nun nach dem Tode desselben der Verleger das Begonnene weder aufgeben wollte, noch jemand fand, welcher des medicinischen Gegenstandes und des Griechischen gleich kundig war, so begnügte er sich, sagt der Vorredner, Herr Chr. August Lobeck, wie immer das angefangene Werk zu vollenden, und übertrug das Geschäft der Correctur dem Herrn Justus Florian Lobeck, einem Vetter des Verfassers der Vorrede. Obgleich des Stoffes nicht mächtig, und ein geringeres Maaß von Sprachkenntniß mitbringend, sammelte der junge Mann aus den Papieren des Verewigten, was er nur immer auffinden konnte, und verbesserte manche Fehler, welche ihm bey dem Durchlesen der Correcturbogen auffielen, „non inscite quidem, ut mihi videtur“ bemerkt Herr Prof. Lobeck in der Vorrede S. VIII., beyfügend: „de cetero *ἤθελον Χείρωνά κε Φιλλυρίδαν ζώειν τὸν ἀποιχόμενον*, hoc est Dietzium nostrum aut alium ejus similem medicum graece doctum, qui non solum Soram libellum vitiis quae contraxit plurimis et gravissimis liberet, saltem ut legi possit, sed etiam collectas ab illo copias pretiosissimas diuque doctorum votis expetitas in publicam notitiam proferat.“

Referent kann nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß Herr Just. Florian Lobeck, welcher diese Ausgabe des Soranus mit dem rühmlichsten Fleiße besorgte und vor Kurzem an der Universitätsbibliothek zu Königsberg angestellt wurde, seine Mussestunden dazu verwenden möchte, das eine oder andere Ineditum aus Dietzens Nachlasse, unter der Leitung seines gelehrten Onkels, bekannt zu machen, und so allmählig zu Größerem aufzusteigen, zumal da Manches großen Theils zur Edirung schon vorbereitet seyn dürfte.

J. G. K.

Colonieen Campaniens, namentlich Kumä setzte S. dessen Handbuch d. Archäologie d. K. S. 80 Anmerk. 2. der zweyten Ausg.) Böckh selbst erklärt sich noch in seinem neuesten Werk (Metrologische Untersuchungen S. 279) dahin, daß die Panathenäischen Amphoren fast alle in Italien gemacht seyen, halte er für sicher. Die Vasen von Volci hält Hr. Gerhard mit Hrn. Welcker für Arbeiten einer kunstbegabten griechischen Töpfergilde, welche von Volci aus alle umliegenden Gegenden Etruriens mit Thongefäßen griechischer Kunst betheiligt zu haben scheine (Berlins antike Bildwerke S. 145. f.). Diese Divergenzen treten endlich noch in dem Gegensatze hervor, daß, da Raoul-Rochette Sicilien als das ursprüngliche Vaterland der meisten Thongefäße angesprochen, und man bisher gewohnt war, alle Gefäße mit schwarzen Figuren Sicilisch zu nennen, E. Gerhard im Gegentheile die Vasenausbeute dieser Insel verhältnißmäßig für sehr gering zu halten sich bewogen fühlt (s. Berlins antike Bildwerke S. 138, wo bis S. 141 eine fruchtbare Uebersicht aller Fundorte der Vasen gegeben ist.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nr. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße, von Gustav Kramer ꝛc.
2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette etc.

(Fortsetzung.)

Diese Vereinigung bezweckt nun Herr Kr. durch den auf seine Untersuchungen gegründeten Hauptsatz, daß, mit Ausnahme gewisser Dorischer zumal Korinthischer, Etruskischer und späterer Apulischer Fabrikate *) jener ganze Gefäßreichthum der Stadt Athen angehöre. Nachdem nämlich der Verfasser im Einzelnen den durchgängig herrschenden Atticismus der bey Weitem meisten in Italien und Sicilien vorkommenden Thongefäße in den dargestellten Gegenständen (Gottheiten, Cultushandlungen, Mythen) in dem Schreibgebrauche, Dialekte u. s. w. nachzuweisen sich bemühet hat, lenkt er die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die von Alters her durch Götterculte geheiligten Athenischen Töpferzünfte **), und gelangt endlich zu einem Resultate, welches wir mit seinen eigenen Worten mittheilen wollen ***): „So stehe ich denn um den Inhalt der bis hierher geführten Untersuchung noch einmal kurz zusammen zu fassen, nicht an, bis entscheidende Beweise für das Gegentheil gefunden werden, die in Italien und Sicilien gefundenen bemahlten griechischen Thongefäße, mit Ausnahme der sogenannten ägyptisirenden, von denen wenigstens ein Theil Korinth angehören mag, **) ihrer Hauptmasse nach, den attischen Fabriken zuzusprechen, als Producte einer sich lebendig und organisch entwickelnden Kunstthätigkeit, deren Haupt-Epochen sich in den verschiedenen Klassen und Styien aussprechen, deren Anfang und Ende sich nicht genau bestimmen läßt, die aber vor den persischen Kriegen recht bedeutend, noch nach dem Hannibalischen Kriege recht lebenskräftig und ausgedehnt gewesen zu seyn scheint. Jene Epochen aber scheinen sich theils nach dem verschiedenen Cha-

*) S. 160 f. S. 193 f. S. 197.

**) S. 194 f. „Daß es nun aber nicht blinde Verwegenheit sey, all' diesen Gefäßreichthum der schon an Kunst jeder Art überreichen Stadt der Athena zuzuschreiben, zeigt, außer den oben geltend gemachten innern Gründen, die bedeutende Ausdehnung, welche die Töpferkunst in Athen gewonnen hatte. Schon der Name Kerameikos, womit man die bedeutendste Vorstadt und einen großen Theil Athens selbst bezeichnete — führt darauf, eine sehr lebendige Thätigkeit in diesem Zweige der Kunst anzunehmen.“ Es werden darauf, nach Meursius und K. O. Müller die Nachweisungen über den äußeren und den innern Kerameikos und die daselbst verehrten Gottheiten dieses Handwerks, Athena, Hephästos und Prometheus, ingleichen Zeugnisse der alten Schriftsteller über die Athenischen Töpfergeschirre beygebracht. — Hierüber haben schon d'Hancarville, Paciaudi Monumm. Peloponnesia II. p. 43 und p. 209. D' Agincourt Prélimin. zu den Fragg. de terre cuite treffliche Bemerkungen gemacht.

*) S. 209.

**) z. B. bemerke ich hierzu, die Dodwell'sche Vase aus Korinth, bey d'Agincourt Recueil de Fragments en terre cuite pl. 36 und bey Inghirami Monumenti Etruschi. V. 2. tav. 57. Ein und anderes ähnliches Gefäß enthält die großherzoglich badische Sammlung in Karlsruhe. Hr. K. O. Müller nennt diese Gattung von Vasen nicht ägyptisirend, sondern phönicisch-babylonischer Art.

rakter der Inschriften, theils nach einigen andern Kennzeichen annähernd etwa in folgender Weise feststellen zu lassen:

Die erste, des alten Styls, bis um Olympiade 80.

Die zweyte, des strengen Styls, bis um Olympiade 90.

Die dritte, des schönen Styls, bis um Olymp. 100; woran sich sodann, als vierte, die verschiedenen Arten von Gefäßen, freyer und reicher, allmählig aber auch sich vernachlässigender und flüchtiger Zeichnung, mehr und mehr sinkend, anschließen, ohne daß sich auch nur einigermassen feste Abschnitte in ihnen bezeichnen ließen. Diese verschiedenen Klassen, durch die Mannigfaltigkeit der ausübenden Künstler sowohl als auch der Fabriken nüancirt, erscheinen an den einzelnen Localitäten theils in verschiedenen Verhältnissen gemischt, theils sich gegenseitig fast gänzlich ausschließend, je nach der früher beginnenden oder aufhörenden, oder durch eigenthümliche Einflüsse modificirten Einfuhr aus Athen."

Diesen Ansichten schließet sich eben jetzt ein berühmter französischer Archäolog an. Herr Raoul-Rochette nämlich äußert sich in seinem neuesten Werk über die gemalten antiken Thongefäße so: *) „Produits directement sous l'influence ou par la main des Grecs, en quelque lieu qu'ils se rencontrent, soit dans la Grèce même et dans ses colonies, soit sur le territoire de l'antique Etrurie, où l'on vient d'en decouvrir depuis plusieurs années, où l'on continue tous les jours d'en découvrir, qui attestent la plus haute perfection de l'art et de l'industrie helléniques, sauf quelques-uns, en trop petit nombre pour constituer une exception, qui appartiennent, par leur style et par leur exécution, à une fabrication proprement étrusque. — Cette opinion (nämlich von der griechischen Herkunft dieser Thongefäße), vainement contestée dans le principe par des savants Italiens, est maintenant admise d'un accord unanime entre tous les antiquaires; et le seul point qui restât encore en litige, celui de savoir s'il y eut des fabriques grecques établies en Etrurie, d'où purent provenir, soit en totalité, soit en partie, tant de beaux vases peints qu'on découvre de nos jours sur le sol étrusque, cette dernière et unique question se trouve bien près d'être résolue par l'affirmative; voyez sur ce point les témoignages contradictoires cités par M. de Witte, dans l'Avertissement de sa Description des Vases peints de Canino p. VII; et joignez mes propres observations dans le Journ. des Sav. août 1837, p. 482 — 485. Au moment où je livre ces lignes à l'impression, il me parvient un livre de M. le Dr. Kramer, où la question entière de la provenance et du style des Vases, discutée avec tout le soin et traitée avec tout le développement qu'elle comporte, est résolue dans un sens qui s'accorde avec mes idées. J'y renvoie mes lecteurs en toute confiance."

*) Troisième Mémoire sur les Antiquités Chretiennes p. 56 sq. mit Note 3.

Da Herr Raoul-Rochette im ersten Theil dieser Stelle sich entschieden für die Herkunft dieser Vasen aus Griechischen in Etrurien gegründeten Fabriken erklärt, im letzten Theile derselben aber eben so entschieden den Ergebnissen der Kramer'schen Untersuchung seinen Beyfall giebt, so müssen wir entweder annehmen, er habe beym flüchtigen Durchblättern des eben angekommenen Buchs Herrn Kramers Meynung mißverstanden, oder er habe sich ihm ganz angeschlossen, das Daseyn hellenischer in Etrurien angelegten Fabriken aufgegeben, und statt dessen die Einfuhr aus Athen angenommen.

Soll ich endlich meine eigne Meynung aussprechen, so stehe ich nicht an, daß ich, ohne mich zur Zeit übrigens für eine dieser letzteren beyden Modificationen entscheiden zu wollen, mich doch nimmermehr von dem in diesem Gebiet der Kunstdenkmäler durchaus vorherrschenden Atticismus überzeugt habe, eine Meynung, die ich auch in der obenangeführten Schrift an mehreren Stellen zu äußern veranlaßt gewesen, und daß mir dabey fast immer die Athenäischen Becher des

Pindarus und der Kekropische Krug des Posidippus *) unwillkührlich in Gedanken kommen.

In Betracht der mir hier vorgezeichneten Gränzen kann ich von der gehaltreichen Schrift des Herrn Kr. nur noch einzelne Puncte ausheben. Sie zerfällt in zwey Abschnitte. Nach der Vorrede und einer Einleitung folgt der den folgenden bedingende Erste Abschnitt: Ueber den Styl der griechischen bemahlten Thongefäße, (S. 10 — 143); woran sich der Zweyte: Ueber die Herkunft der griechischen bemahlten Thongefäße, mit einigen Verbesserungen und Nachträgen (S. 144 — 215) anschließt. In das Detail des Inhalts ist es um so unnöthiger einzugehen, da der Verf. selbst durch sehr genaue Columnen-Ueberschriften dem Leser die Uebersicht ungemein erleichtert hat.

Bey der Notiz über die neuere und neueste Literatur dieser Vasen (S. 3) wird über die oben angeführte Abhandlung des Hrn. Campanari ein strenges Urtheil gefällt. S. 4. werden die Gründe angeführt, warum (leider) so viele Gebildete ja selbst Gelehrte noch immer an den Vasenmalereien so wenig Interesse nehmen. — Nothwendigkeit der Autopsie (S. 7.); wovon auch Ref. sich früher und neuerlich wieder zu überzeugen Gelegenheit hatte. — Innigste Verbindung der zwey Fragen, der ersten nach dem Styl, und der zweyten nach der Herkunft der Griechischen Thongefäße (S. 8.). Das allgemein griechische Element der Schönheit in ihren Formen und Malereien in der Regel herrschend (S. 22 — 25) — Große Mannigfaltigkeit der Formen, der Behandlungsweisen und der Darstellungen, Fabriken, Analysen des Thons (S. 25 — 39. — Man s. jetzt auch Böttigers kleine Schriften II. S. 97 u. S. 278. Ueber die wichtige Abhandlung von Hausmann: de confectione vasorum antiqq. fictilium Gotting. 1823 habe ich selbst in den Heidelb. Jahrbüchern d. Lit. 1824 Nr. 23. Bericht abgestattet. Die Modification, die dieser gelehrte Mineralog nachher seiner Meynung gegeben, s. bey K. O. Müller im Handb. d. A. d. K. S. 436 Note 3, 2ter Ausgabe, und überhaupt vergl. man über Stoff und Technik, Firniß, Malerey E. Gerhard Berlin's antike Bildwerke S. 145 — 149. auf einige Puncte werden wir unter Nro. 2. zurückkommen). Style — Angabe des Standpuncts (S. 40 — 46: „Es werden dabey vornehmlich folgende Fragen zu beantworten seyn: welches ist der eigenthümliche Charakter einer jeden dieser Klassen? Welches ist das Verhältniß der einzelnen Kunstwerke innerhalb derselben zu einander? Endlich, welches ist das Verhältniß der verschiedenen Klassen nach innerer Eigenthümlichkeit, Zeit und Ort der Fertigung zu einander?“) — S. 111 Not. 2 führt Hr. Kr. unter der Abtheilung: Strenger Styl, Modificationen, eine Stelle Gerhards in den neuerworbenen antiken Denkmälern Nr. 1612 an, worin dieser Archäolog eine atheniſche Lekythos nennt, die ich i. J. 1832 in der Schrift: Ein alt-atheniſches Gefäß — beschrieben, und braucht sie als Beleg einiger seiner Sätze. Dieselbe Schrift führt auch Raoul-Rochette an, sowohl in den Peintures Antiques p. 417 not. 5., als jetzt in seiner Troisième Mémoire sur les Antiquites Chretiennes p. 72, um zu belegen, daß die Klasse der Lekythen mit gelben Figuren auf schwarzem Grunde in den atheniſchen Gräbern am häufigsten gefunden werden. Hiebey halte ich es für meine Pflicht, selbst zu bemerken, daß die Aechtheit der Inschriften darauf (mit den Namen des Töpfers und Malers) angezweifelt worden, darf aber wohl jetzt auch anführen was R.-R. daselbst darüber urtheilt; „L'authenticité de deux inscriptions qui avait paru

*) Athenaeus XI. p. 480, C. Antholog. Gr. II. 48, Nro. 11. Anthol. Palat. V. 134; vergl. Jakobs Griechische Blumenlese Theil II. S. 11, Nr. 12. mit dessen Anmerk. S. 266 f. Wogegen nicht verschwiegen werden darf, daß Hr. Kr. mit seinem Finalresultat zu rasch verfahren zu seyn scheint, indem er nicht genug erwogen, daß bey weitem die größeste Masse dieser Gefäße italischen Fundorten angehört, daß in ihren Inschriften sich entschieden Großgriechische Eigenheiten zeigen, und daß jener nicht zu verkennende Atticismus ungezwungener aus einem Colonialverband mit Athen sich erklären läßt, welcher in allen Stücken in diesen Colonial-Fabriken Nachahmungen der Atheniſchen Mutterstadt begründen mußte. Man vergl. K. O. Müller in den Götting. Gel. Anz. 1830 S. 528 ff.

douteuse à feu Mr. Chr. D. Beck Comment. I. de nominib. Artificum p. 4., a été soutenue par M. Welcker, Rhein. Mus. T. II. p. 322; à l'opinion du quel j'adhère sans la moindre difficulté." — Da auf diesem Gefäß eine Scene aus den ländlichen Dionysien der Athener vorgestellt ist, und Hr. Kr. der Darstellungen aus den Mysterien auf Vasen mehrmals gedenkt — S. 138 ff. S. 189 und S. 210 — und in der ersten Stelle sich also vernehmen läßt: „Es wird kaum von irgend einer Sache mit größerer Sicherheit und Bestimmtheit gesprochen, als von der Verbreitung der Bacchischen Mysterien in Unteritalien; und doch muß man bey besonnener Ueberlegung gestehen, daß wir eigentlich nichts davon wissen;" so könnte ich kurzweg mit einer Verneinung dieser Behauptung antworten; wie ich denn glaube, daß Hr. De Witte im Catalogue Durand mit vollem Recht eine Reihe dieser Sammlung: Mystères de la Grande-Grèce überschrieben hat, und daß Hr. Ch. Magnin in seinem gelehrten Werke: Les origines du Théatre moderne, Paris 1838 I. p. 85 sq. eben so richtig sagt: „Toutefois l'existence sur les vases grecques de peintures rélatives aux initiations est incontestable." — Aber wenn Hr. Kr. bey dieser Polemik hauptsächlich den seel. Böttiger angreift, so ist das ein offenbarer Mißgriff; denn hätte er dessen spätere und spätesten Schriften berücksichtigt, so hätte er ja an eben diesem so gelehrten Archäologen seine wahre Freude haben können, da dieser allzuwandelbare Mann sich späterhin für Millingen's und anderer Aufklärlinge Meynungen nur allzuempfänglich erwies, und den blos äußerlichen Auffassungen, wie sie diesen gefallen, nur allzusehr huldigte; doch nicht ganz mit so durchaus profaischer Trockenheit, wie Hr. Kr., dem Alles, was nicht zum Historischen, Technischen u. dgl. gehört, nur eine poetisirende Phantasterey ist. Denn die Wahrheit fordert, daß diese Seite dieser sonst so verdienstlichen Schrift auch aufgedeckt werde. Jedoch — wenn sogar ein so bedeutender Archäolog wie E. Gerhard, (Berlin's antike Bildwerke S. 160) von dem (mit wenigen Ausnahmen) „durchaus exoterischen Charakter aller übrigen Vasenbilder" spricht, und von einer „kränkelnden Auslegung auch der den mysterienerfüllten Provinzen angehörigen Vasenmalereyen" abmahnt, — so zeigt sich erst die verbreitete Begriffsverwirrung, die neuerdings in dieses Gebiet der Alterthumskunde eingedrungen. Um bey den Vasenbildern stehen zu bleiben: Die Geburt des Erichthonios, die Geburt der Pallas und ihr Schützling Erechtheus, Dionysos und Kora, der Raub der Kora, Demeter, Jason und Triptolemos u. s. w. — was ist hier exoterisch und was esoterisch? Den Zögling der Pallas, den Erechtheus kennt Homer; also ist dieser Mythos exoterisch? und doch ist er der schlangenfüßige mysteriöse Erdensohn. — Aber vom Letztern zu reden soll ja kränkelnd seyn? — Mangelt es hier nicht noch immer an einer genialen Durchschauung des innersten Organismus der alten Religionen? — Doch davon an einem andern Ort. — S. 169 wird der „zahlreichen, jetzt in München befindlichen Vasensammlung Panniteri" gedacht. Zu S. 171 und 177: Auf einer Vase Coghill ergänzt Panofka (Mus. Bartold p. 108.): *Ἀθηναιε.* Auf einem Sicilischen Gefäß (bey Kr. 171) erscheint: *Ἀθεναια*, und auf älteren (S. 177.) *Ἀθηναιη*. Beydes war die ältere Namensform, dieser Göttin, wenigstens in öffentlichen Urkunden. Erst nach dem Archon Euklides kam *Ἀθηνᾶ* auf; letzteres zusammengezogen aus der alten Form *Ἀθηνάα.* *) Diese letztere kommt auf der prächtigen großen Parisvase der Karlsruher Sammlung vor. In den Versen des Eumelos (Pausan. V. 19. 5.) haben jetzt Schubart und Walz aus guten Handschriften die Form *Ἀθανᾶν* hergestellt. Episch heißt der Name der Göttin: *Ἀθήνη*, jonisch *Ἀθηναία*, attisch *Ἀθηναίη* und gewöhnlich: *Ἀθηνᾶ.* Alle solche Schreibeformen wollen bey der Frage nach der Herkunft Griechischer Vasen erwogen seyn. Und hiemit glaube ich dem Verf. dieser Schrift hinlängliche Beweise meiner Aufmerksamkeit gegeben zu haben.

*) Symbolik II. S. 680 f. 2te Ausg. Buttmanns ausführliche Gr. Sprachlehre S. 149 u. S. 207. Böckh Staatshaushalt. der Ath. II. S. 200 — Corpus Inscript. Nr. 526.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nr. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße, von Gustav Kramer ꝛc.
2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette etc.

(Fortsetzung)

Nr. 2) Einen Hauptsatz dieses Mémoire hat Ref. bereits unter Nr. 1., bey der Frage nach der Herkunft der meisten antiken bemalten Thongefäße ausgehoben. Jetzt will er die Deutschen Gelehrten mit dem übrigen reichen Inhalt durch Andeutung der wichtigsten Puncte bekannt machen. Ein anderer Hauptsatz, den der Verf. durch eine gehaltvolle Induction zu erweisen sucht, ist der, daß solche Griechische und Etruskische Gefäße von jeder Form, Größe u. s. w. eine sepulcrale (funeräre, funeraire,) Bestimmung hatten. Diese Erörterung zieht sich als ein Grundgedanke durch den ganzen §. 2., überschrieben: Les vases de toute espèce et de toute matière nämlich die sich in alten christlichen Grabesstätten vorfinden, und womit wir uns hier allein zu beschaftigen haben, bis ans Ende (von p. 57 — 78) hindurch.

In Vasenbildern von Volci, aber auch in andern (z. B. in einem vom Ref. edirten Gefäß der Gräflich-Erbachischen Sammlung) sind zuweilen Heroen-Male (Capellen) dargestellt, an deren Wänden Gefäße aufgehängt sind. Der Verf. vermuthet, daß auf diese Weise die bronzenen Nägel an den Wänden des sogenannten Schatzhauses (trésor, thesaurus) des Atreus zu Mycenae sich am natürlichsten erklären lassen (S. 58 Not. 3). Hieher gehören auch die schwarz angemalten Sirenen-Figuren, an einer Handhabe in Gräbern besonders des Archipelagus aufgehängt oder auf Vasen abgebildet (S. 57. 58. Ich wiederhole nicht was ich über die Sirenen auf oder in Gräbern in den Comentt. Herodott. p. 347 sq. und was Hr. v. Schorn über die drey Classen der Sirenen nach ihrer Gestaltung und Bestimmung im Jahresbericht der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München 1829 — 31 angedeutet, und bemerke gelegentlich hiebey nur, daß seitdem eine aus Sycomorenholz geschnitzte, außer dem Antlitz ganz als Vogel gestaltete Sirenfigur aus einer ägyptischen Grabesstätte in eine Heidelberger Sammlung gekommen ist.) — Die gemalten Thongefäße werden fast immer neben Skeletten von Leichnamen gefunden; wo sie neben Urnen mit Aschenresten vorkommen, muß als Ausnahme betrachtet werden. Auch nur ausnahmsweise und äußerst selten haben die bemalten Griechischen Thongefäße als Aschenbehälter gedient, sind aber von den Römern nachmals wohl dazu verwendet worden, wie z. B. die berühmte Vase Vivenzio, worauf der Untergang der Priamiden abgebildet ist. Bey der herrschenden Hauptbestimmung dieser Gefäße, welche sepulcral und symbolisch war, wurden sie wenig zum häuslichen Gebrauche verwendet; daher auch bodenlose gefunden werden. — Auch die auf den Vasen gemalten Handlungen: heroische und andere mythische Scenen, Cerealische und Bacchische Einweihungen, Tänze, Libationen, Leichengebräuche, Abschiedsscenen u. s. w. setzen die funeräre Bestimmung dieser Thongefäße außer Zweifel. Doch finden sich Spuren, daß sie als Geschirre auch bey Todtenmahlzeiten gedient haben (S. 59 — 63). Natürlich auch, füge ich hinzu, zu Trankopfern, wie die Alten ausdrücklich bezeugen (Herodot. V. 88 mit Valkenaer, Athen. XI. p. 482, A. vergl.

Eratosthenica ed. Bernhardy p. 201.) — Wenn der Verf. gleich zunächst der Vasen als Weihegeschenke Erwähnung thut, so bemerkt Ref., daß dieser Gebrauch sich bis in die römische Kaiserzeit herab erhalten hat. Nicht nur im neulich aufgegrabenen Mithreum von Neuenheim haben sich irdene Gefäßchen vorgefunden, deren Bestimmung erst jetzt durch Auffindung eines ähnlichen im Elsaß recht klar wird, worauf ein Römer „Deo Invicto Mithrae Vassa (vasa) decem" weihet. *) — Farbenreichthum an Gefäßen, die zu Weih- oder Liebesgeschenken bestimmt waren. Hierbey auch von der Vase Grasset aus Salamis, darstellend die Athenerinnen am Grabe der ihrigen, mit vier Farben, Gelb, Roth, Blau und Grün auf weißem Grunde. **) — Auch in seltenen Fällen Vergoldung.***) Ueber die Bruchstücke des Aeginetischen Gefäßes mit Vergoldung, beschrieben von Hrn. Wagner im Bericht über die Aeginet. Bildw. S. 80 f., jetzt in der Glyptothek in München, sagt unser Verf. (p. 66 not. 4.): „Ces fragments surpassent tout éloge par la beauté du Style." Diese Herrlichkeiten der Malerey weiset unser Verf. an Thongefäßen von Lokri, Nola, Athen und Aegina nach. Damit prangen aber auch zwey jüngst erworbene Apulische Vasen von Ruvo, jetzt in der Sammlung zu Karlsruhe; welche auch, wie die Aeginetische Sammlung zu München, an einzelnen Theilen und namentlich an Zierrathen en relief, oder in erhöhten Massen vergoldet sind. — Gefäße, welche in ihren Formen allerley Naturprodukte oder auch Artefacte darstellen — S. 67 f.: Preisgefäße von Athen, in vielen Ländern bis nach Cyrenaika hin gefunden, bezeugen die Verbreitung griechischer Thongefäße über alle Länder der antiken Civilisation. — Alle Gattungen von Vasen erhielten mit der Zeit eine sepulcrale Bestimmung, und gehörten, wie Waffen, Schmuck und anderes Geräthe zu dem Hausrath (meubles) der Gräber, mit Scenen der Einweihungen, Vermählungen, der Toilette, der Gymnastik und der Jugendspiele, gewöhnlich mit dem häufigen Spruch: καλὸς ὁ παῖς, καλὴ ἡ π. *) Auch Spielwerk für die Kinder findet sich in den Gräbern; endlich kommen auch wirkliche Trinkgefäße vor mit der Aufschrift χαῖρε καὶ πίει und ähnlichen; so wie nicht minder Preisgefäße. Ueberhaupt sollten alle solche in die Gräber mitgegebenen Gefäße nach den Vorstellungen, die bey den Alten von der Unterwelt und dem dortigen Leben herrschend waren, die Verstorbenen mit Bildern der Freude und des Ruhmes aus dem vergangenen Leben umgeben, und ihnen Bewegungsgründe zum Trost und zur Hoffnung darbieten. — S. 70 ff. Andere Arten von Gefäßen, den Todten in die Gräber mitgegeben, von Bronce, Silber, Alabaster (in römischen Gräbern oft von orientalischem, und von großem Umfang); von Glas, wie jene alabasternen, zu Salben und wohlriechendem Rauchwerk bestimmt; — nicht, wie man früher meynte, zur Aufnahme von Thränen **) oder des Blutes der Märtyrer.

*) Mithrische Opfer nicht bloß auf einem Relief, sondern auch in einem seltenen Rundwerk, angeführt von E. Gerhard Berlins antike Bildwerke S. 79 und S. 388 f. Das Neuenheimer Relief zeigt unter Anderm Stierkämpfe (worüber Böttiger Kl. Schriften III. S. 40 — 54 mit Tafel I. 2 — 6. zu vergleichen ist). Einer dieser Stierkämpfer muß jetzt mit dem gymnastischen Kunstwort als ein παυχενίζων bezeichnet werden; wie ich jetzt aus einer Stelle des vermuthlich dem Philostratus angehörigen unedirten Aufsatzes ersehe, welchen unser Hr. D. L. Kayser aus einem Münchner Codex herausgeben wird: οἱ δὲ (γυμνάζοντο) ταύρους παυχενίζοντες. Dieses Verbum muß in die Lexica aufgenommen werden.

**) Abgebildet in den Peintures antiques unsers Verf. pl. VIII — XI. vrgl. daselbst p. 415 — 424.

***) S. E. Gerhard's Rapporto Volcente not. 164 ff. und dessen Berlins antike Bildw. S. 147.

*) Worüber ich in der Praeparat. ad Plotin. de pulcrit. p. XXIV — XXVII. gesprochen. Jetzt erklärt sich Hr. Kramer S. 212 für Mazochi's, auch von K. O. Müller gebilligte Meynung, daß diese liebkosende Formeln, wo sie eine Beziehung auf lebende Personen hatten, größtentheils sich auf entweder allgemein bekannte und irgend wie ausgezeichnete, oder besonders vom Künstler geliebte Personen, welche die Gefäße selbst übrigens gar nichts anzugehen brauchten, bezogen haben.

**) Eine Monographie darüber ist mir neulich zugekommen; Roulez Sur les Vases vulgairement appellés Lacrymatoires in den Bulletins de l'Académie Royale de Bruxelles. Tom. V. nr. 4. et nr. 5.

Nähere Angaben ihrer Farben, Formen und Zuthaten hierbey auch von den Murrhinen mit Anführung der neueſten auch deutſchen Unterſuchungen von Hrn. von Minutoli und Thierſch; *) ferner von den aus verſchiedenfarbigen Glasſchichten beſtehenden mit Reliefſiguren und Ornamenten verzierten Aſchenkrügen in griechiſchen, etruriſchen und römiſchen Gräbern; ingleichen von gläſernen Trinkgefäßen mit Sprüchen beſchrieben, wie πίε, εὐφραίνου u. dgl. Hierbey auch von einer großen blaugläſernen Schaale aus Majorka und von einer gläſernen Platte aus Kuma, jetzt in Wien; ingleichen von den meiſtens aus weißem Glaſe mit einem grünen Anflug beſtehenden Gefäßen verſchiedener Form und Größe aus römiſchen Gräbern; endlich von dem großen gläſernen, inwendig mit Malereyen ausgezierten Aſchenkrug der Sammlung Middleton, und von einem gläſernen, in einem Römergrabe zu Abbeville gefundenen Faße (dolium) mit Bemerkungen über die ſymboliſche Bedeutung dieſer Doliar-Form. — So verſteht dieſer berühmte Archäolog auch auf dieſem Gebiete den gewaltigſten Stoff zu beherrſchen, und ſeine ausgebreiteten archäologiſchen Kenntniſſe und Erfahrungen auch zur Aufhellung der chriſtlichen Alterthümer zu verwenden.

Es iſt nun kürzlich von den oben angegebenen ſechs Monographien zu handeln und ſomit von neueſten mythologiſchen und ſymboliſchen Ergebniſſen, welche aus Vaſenbildern gewonnen worden. Alſo:

Nr. 3) Dieſes Gefäß der Sammlung des Herzogs von Blacas gehört zur antiken Fabrik von Santa Agata de Goti **); der Titel der intereſſanten Schrift des Hrn. Panofka verkündigt aber nicht den ganzen Inhalt; denn ſie erörtert auch noch den Mythus von Aurora und Cephalus. Je reicher aber jener Inhalt iſt, deſto mehr ſieht Ref. ſich genöthigt, mehrentheils bey ſummariſchen Angaben ſtehen zu bleiben; wie es denn auch bey den folgenden Monographien ſich von ſelbſt verſteht, daß die organiſche Entwickelung der hier behandelten Mythologumena nur aus der Leſung der Schriften ſelbſt erfaßt werden kann.

Zuvörderſt (p. 3 sqq.) Anführung mehrerer aſtronomiſchen Vaſen, großentheils mit dem Sonnenſchiff (κύμβη, δέπας, φιάλη), mit Helios und Selene und zum Theil mit Pan, mit den Dioskuren, mit anderen Perſonen, endlich mit einem Auge oder mit mehreren — Beſchreibung dieſes großen Gefäßes (Kraters, mit zwey Bildtafeln; Nr. 17. und 18. im Musée Blacas, Nr. 73. bey Raoul-Rochette a. a. O.). Kein Denkmal enthalte eine ſo vollſtändige Darſtellung des Sonnenaufgangs wie dieſes. Der Sonnenwagen hat hier vier zum Theil geflügelte Roſſe; Selene reitet auf einem Pferd oder Maulthier; die Sterne ſind bloß als Jünglinge vorgeſtellt; in den meiſten übrigen Denkmalen jedoch geflügelt oder mit einem Stern auf dem Kopf oder endlich mit der Fackel in der Hand. Helios mit dem Viergeſpann erſcheint auch auf zwey Vaſen aus Ruvo, jetzt in Karlsruhe, und es hieß ſonſt Dichter- und Künſtler-Sitte, der Sonne vier, dem Monde zwey und den Sternen ein Roß beyzufügen; — ſ. das Mithreum von Neuenheim S. 45 und S. 78. — Aber Ausnahmen fehlen nicht. So erſcheint Helios mit einem Zweygeſpann, vor ihm Phosphoros mit der Fackel auf einem Pferd auf der Archemoros-Vaſe — ſ. Gerhard daſelbſt S. 21. Das waren alſo, bemerkt Ref. hierzu, die griechiſchen Vorbilder, von denen die Bildner der römiſchen Kaiſerzeit beſonders in den Mithriſchen Reliefs mit mehr oder minder Geſchick für Sonne und Mond für Phosphoros

*) Welcher den Unterſchied der mineraliſchen Murrhinen (aus Flußſpath, wie auch Hr. von Minutoli annimmt) und der gebrannten (murrhina cocta) in den Abhandlungen der k. b. Akademie der Wiſſenſchaften I. S. 439 ff. zuletzt genau erörtert hat (vergl. Heidelb. Jahrbücher der Lit. 1836, Nr. 24. S. 369). Abbildungen davon finden ſich dort und in dem ſchönen Werk des Hrn. von Minutoli über die Anfertigung und die Nutz-Anwendung der farbigen Gläſer bey den Alten, Berlin 1836.

**) Ueber die Thongefäße dieſes Fundortes hat ſich zuletzt Kramer S. 121 ff. ausführlich verbreitet. Dieſelbe Vaſe aber, wovon hier Panofka handelt, hat in demſelben Jahre (1833) Raoul-Rochette in der Odysséide pl. LXXIII. edirt, und pag. 399 sqq. erläutert.

und Hesperos ihre Vier- und Zwey-Gespanne und die Fackeln in den Händen der Jünglinge entlehnt haben.) — Pag. 11 sq. Der Verf. hebt das große Kunstverdienst dieser Gruppe von Sternenjünglingen mit Recht hervor, und bemerkt, ihre Fünfzahl entspreche den Idäischen Daktylen, mit denen sie in diesem Vasenbilde auch im Uebrigen übereinkämen. Als Chorführer dieser Stern-Epheben und zwischen Sonne und Mond erscheine Pan, als Phosphoros und Hesperos zugleich. (Hierbey muß Ref. bemerken: Wenn es erstens überhaupt nicht ausgemacht ist, daß dieser Chorführer Pan-Lyceus sey, so ist es zweytens noch zu beweisen, daß Pan-Lyceus zu den Idäischen Daktylen gehörte; drittens aber geht ja aus Virgil. Georg. III. 39, sq. und Plaut. Bacch. IV. 4, 51 — 54 gar nicht hervor, daß Pan-Lyceus mit Phosphorus und Hesperos identisch ist.)

Pag. 12 sqq. Aurora und Cephalus. *) Die sepulcrale oder funeräre Bedeutung dieser Sage und Vorstellung rechtfertige schon Homer (Odyss. V. 121 und XV. 250 spq. **) und man habe in Griechenland den Tod eines schönen jungen Mannes den Raub der Tagesgöttin (*Ἠμέρας ἁρπαγὴν*) genannt. Da der Verf. diese Stelle nur obenhin anführt; so will ich sie um so mehr in deutscher Uebersetzung hier ganz mittheilen, da sie erstens einen der deutlichsten Beweise liefert, wie im Alterthum aus Gebräuchen sich sinnvolle Sprüche, inhaltsreiche Mythen und äußerlich liebliche innerlich aber sehr bedeutsame Kunstdarstellungen bildeten, zumal auf Vasen, deren Bilderschmuck sich ja keineswegs, wie man uns überreden will, auf Aeußerlichkeiten beschränkte: „Wenn also ein edelgeborner und zugleich durch Schönheit ausgezeichneter Jüngling gestorben war, so gaben sie seiner am frühen Morgen üblichen Todtenbestattung die mildernde Benennung: die Entführung durch die Hemera, eben als sey er nicht gestorben, sondern durch Liebes-Verlangen entrückt worden.“ *)

*) Der Vasenbilder wegen muß ich hier Einiges beyfügen. Dieselbe Scene, mehr oder weniger ähnlich, erscheint auch auf andern Vasen, z. B. bey Hamilton Vol. IV. pl. 61., bey Millin Peintures des Vases Vol. II. pl. 34. und 35; auf einem Gefäß im Britischen Museum bey Millingen Ancient uned. monuments I. pl. 14.; endlich auf einer Vase Schloßer, welche neulich zu meiner Anschauung gekommen (s. E. Braun. II natto di Cephalo etc. in den Annali dell' Instituto archeolog. di Roma Vol. IX. p. 4 sqq. Es ist eine Schaale (Kylix), welche ich mehrmals zu betrachten Gelegenheit hatte, da der Besitzer Hr. Rath Schloßer in meiner Nähe lebt. Sie hat den Töpfernamen Hieron aufgeschrieben und außer andern vielen Figuren, in der Mitte oder im Grunde des Gefäßes jene Vorstellung, wie die geflügelte Eos den Kephalos ergreift.

**) Ich wiederhole hier nicht was ich über die Quellen dieses Mythus Meletemm. I. p. 51 nachgewiesen und was größtentheils daraus der seel. Buttmann in den Scholia antiqua in Odysseam pag. 186 sq. mitgetheilt, und trage zur zweyten Stelle nur nach Leutsch Thebaïdis cyclicae reliquiae pag. 48, und daß diese Homerischen Stellen in den Trostschriften der Philosophen ein locus communis geworden waren; s. den Axiochus des sogenannten Aeschines p. 730. Plutarch. Consolat. Apollon. p. 111 B. und Wyttenbach dazu p. 790.

*) Heraclidis Allegoriae Homer. p. 492 Gal. cap. 68. p. 202 ed. Schow, zur zweyten Stelle der Odyssee. Raoul-Rochette hat in der Odyss. p. 401 von dieser Stelle mit Recht Gebrauch gemacht, um zu zeigen, daß der Raub des Cephalos durch Aurora eine euphemistische Kunstallegorie für einen in der Blüthe seines Lebens Verstorbenen gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nr. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße, von Gustav Kramer ꝛc.
2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette etc.

(Fortsetzung.)

Hier aber, in diesem Vasenbilde, fährt Hr. P. fort, verbiete die enge Verbindung dieser Scene mit den übrigen offenbar astronomischen eine solche Auslegung — Aurora sey im Verfolgen des Cephalus immer geflügelt vorgestellt, wobey auch von ihrem Verhältniß zum Sonnengotte (Helios) gehandelt wird. *) — Es folgt die Auslegung (p. 14 — 17) die Ref. in ihren Grundzügen andeuten will. Cephalus, König der Taphier in Bezug auf Grab und Finsterniß. Durch seine Flucht vor der Aurora erleidet er das Geschick der Selene, und ist in Costume und Zügen dem Hermes ähnlich. Er entflieht nach dem Felsen Leukate, dem Felsen des Lichts, von dem er sich herabstürzt, bis bey Tagesanbruch das neue Licht wiederkehrt. So stürzt sich Sappho — Selene aus Liebe zum Phaon (d. i. zum Lichte, φάος) von demselben Felsen herab. In diesem Sinne nähert sich auch Dionysos — Kephallen dem Kephalos (Cephalus), ingleichen Dictynna, die nach Kephallenien kommt, und Selene auf dem Roße, die, wie das Vasenbild zeigt, im Begriffe ist, in das Meer hinab zu sinken, *) — Ergebniß der Ausdeutung des ganzen Vasenbildes: Es sey die Vorstellung des unveränderlichen Gesetzes, welches die großen Gestirne der Welt in ihrem täglichen Lauf beobachten. Auf der einen Seite Kephalos und Selene als Repräsentanten des Lichtes der Nacht, auf der andern Seite Eos und Helios als Repräsentanten des Tageslichtes; endlich Pan-Lykeios, durch seinen Rückblick auf die Selene seine Beziehung zur Nacht andeutend und durch seine Wendung gegen die Sonne hin seine Verbindung mit Phöbos.

Nr. 4. Herr Gerhard vermehrt neuerdings seine großen Verdienste um die Archäologie durch Bekanntmachung und Erläuterung einer Reihe von wichtigen und interessanten Vasengemälden. Der hier vorliegende seltene Gegenstand ist das Mittelbild der beym alten Cäre gefundenen Schaale Ruspoli. — S. 5 f. Bey der Musterung der Darstellungen des Jason wird bemerkt, daß dieser

*) Pag. 14 zu Aeschyl. Sept. c. Theb. v. 802 über den ἑβδομαγέτας Ἀπόλλων, weil er am 7. Tag des Delphischen Monats Bysios und des Attischen Thargelion, geboren worden seyn sollte, verdienen auch der Vasenbilder wegen die Zusammenstellungen Valckenaer's de Aristobulo Judaeo p. 115 sqq. berücksichtigt zu werden; wo namentlich auch von den Chortänzen der edlen Athenischen Jünglinge um den Altar des Delischen Apollon u. s. w. gehandelt wird.

*) Es wird von Hrn. P. nicht bemerkt, daß, obwohl mit verschiedenen Modificationen, wie dieß nicht anders seyn kann, die Mythen von Kephalos, Eos u. s. w., der Sprung vom Leukadischen Felsen u. s. w. vom Ref. in der zweyten Ausgabe der Symbolik 1820, B. II. S. 755 — 757 bereits auf diesen Boden der bildlichen Physik verpflanzt worden waren. — Jetzt will ich nur noch bemerken, daß meines Bedünkens der astronomische Charakter dieses Mythen- und Bilder-Kreises ihre Anwendung auf den Wechsel des Lebens und des Todes keineswegs ausschließt, und daß mithin ein solches Vasengemälde auch in consolatorischer Beziehung bey Auszierung der Grabesstätten gewählt werden konnte.

Heros auf Reliefs und Gemmen unbärtig, hier aber nach der Sitte der ältern Vasenbilder bärtig erscheine. Unter dem Kopfe des Mannes ist in archäischen Schriftzügen beygeschrieben *IAΣON* mit dem Sigma in der Form eines zweymal gebrochenen Stabes (S. jetzt Kramer S. 53. ff. S. 172 ff.); im Hintergrunde die Eiche des Ares, oder ein Ahorn- oder ein anderer Baum, behängt mit dem Widderfell. — S. 6 ff. Jason Erwerber des goldenen Vließes bey Pindarus, beym Orphiker, Apollonius Rhodius, Valerius Flaccus und auf Denkmälern. Neuheit der vorliegenden Darstellung, worin Athene als Schutz- und Hilfs-Göttin dem bereits vom Drachen verschlungenen Helden in der Art beysteht, daß er den Verschlungenen wieder ausspeyen muß. Aber diese Vorstellung sey keine Erfindung eines Dichters oder eines Künstlers, sondern erkläre sich natürlich einmal aus der notorischen Theilnahme der Athene am Schicksale der Argonauten, aus derselben Athene freundschaftlichem Verhältniß zu Jason's eigentlicher Schutzgöttin, der pelasgischen Hera, aus der Identität dieser Hera mit der Demeter, deren Liebling Jason war, und endlich aus der Verwandtschaft der Athene mit der Demeter und mit dem ganzen Mysteriendienst. — S. 8. f. Darstellung der Athene im alterthümlichen Vasenstyl, der an in Etrurien gefundenen Vasen, trotz ihrer röthlichen Figuren, bemerklich sey: Die strengen Formen des Angesichts, die ansehnliche Länge der Figur und ihrer Lanze, die Eule in der linken Hand, der Mangel an Beschuhung, endlich die Form der, nach ähnlicher Vasenbilderart, lang über den Rücken herabhängenden Aegis. — Die je acht Figuren von Männern und Frauen auf der Außenseite der Schaale scheinen dem Verf. auf eine hochzeitliche Beziehung des ganzen Gefäßes hinzudeuten.

Nr. 5. S. 2. f. Der Raub der Tochter des Asopos Aegina durch den in einen Adler verwandelten Zeus auf dem Halse eines merkwürdigen Gefäßes des Berlin. Museum (beschrieben von Levezow S. 255 — 260, Nr. 1010, wo auch von den übrigen Bildern dieser Vase die Rede ist) — eine seltene Vorstellung, nur noch auf Einem Gefäß (Tischbein Vases grecs d'Hamilton I. pl. 24) vorkommend. Auch der Mythus weniger beachtet, als er verdient. — Erzählung desselben. Budion (*Βουδίων*) scheine Asopos unter der Form des Dionysischen Stieres genannt worden zu seyn, und als solcher wenig verschieden von Achelous und Bakchus-Hebon. (Hier muß Ref. vorläufig jetzt auf die schönen Ausführungen des Hrn. P. Fr. Streber über den Stier mit dem Menschengesicht auf Unteritalischen und Sicilischen Münzen in den Abhandlungen der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften II. 2. Seite 453 ff. und besonders auf Abschnitt Seite 537 ff. zu verweisen sich beschränken). S. 7. ff. Ergebniß der Untersuchungen über jenen Mythus: „Sind die bisherigen Betrachtungen richtig, so folgt, daß die Tochter des Asopos Aegina den Charakter einer Wein spendenden, Aehren tragenden, jugendlichen Naturgöttin mit der Phliuntischen*) Ganymeda-Dia-Hebe gemein haben muß. Daß diese Vermuthung nicht ganz unbegründet sey, konnte schon der frühere Name Aegina's Oenone oder nach Andern Oenopia uns lehren, in so fern in Beyden der Begriff des Weines *οἶνος*, so gut wie bey jenem Festmahl des Oeneus, dessen Andenken in Phlius gefeyert ward, am Tage liegt." — Bestätigung dieser Deutung durch Denkmäler und zwar solche, die Pausanias und andere alte Schriftsteller anführen, theils durch noch vorhandene Gemmen- und Vasen-Bilder. S. 16: „Thalia-Aegina wird daher auch der erste Name seyn, für jene einsam und trauernd an einem Baume in der Nähe eines Adlers sitzende Frau der Silbermünzen von Gortyna auf Creta, Taf. I, 6., welche Ottfried Müller beschreibt als „Europa, auf dem Stamm eines Platanosbaumes bey Gortyna sitzend, Zeus als Adler vor ihr," ohne zu erwähnen, ob irgendwo, was ich bezweifle, der Mythos des als Adler entführenden Zeus auf Europa übergetragen worden ist. Eine Bestätigung dieser Ansicht geben andere Silbermünzen derselben Stadt, wo der Augenblick der Entführung der Nymphe durch den Adler unzweifelhaft erscheint. (Taf. I. 7 u. 8.)" Dagegen muß Ref. bemerken: Auf einer Kretischen Silbermünze von Phästos (bey Mionnet Suppl. IV. pl.

*) Besser Phliasischen, wie Cicero sich selbst verbesserte; s. die Varianten und Mosers Anmerkung zu Cicero de re publica II. 4. pag. 209 sq.

10. nr. 2) mit gleicher Vorstellung erscheint auf der andern Seite der Stier, und auf einer von Gortyna (ibid. nr. 1.) erscheint nicht allein der Stier auf der andern Seite, sondern auch neben dem der Jungfrau schmeichelnden Adler ein Stierkopf. Was ist also natürlicher, als daß der Kretische Mythus die Wendung genommen, den Adler des Zeus oder Zeus selbst in Adlersgestalt der von ihm in Stiergestalt geraubten Europa schmeicheln zu lassen? Auf derselben Seite gedenkt Herr P. der Thalia als der Gemahlin des Zeus Aetnäos und der Sicilischen Paliken (dii Palici) und verweiset dabey auf Welker, (Annali dell' Inst. arch. Vol. II. p. 245 sq.) mit Billigung einer Vasenerklärung, die dieser Archäolog daselbst gegeben hat. Hierbey muß Ref. 1) bemerken, daß diese von Gottfr. Hermann Diss. de Aeschyli Aetnaeis p. 9. sq. geradezu mißbilligt wird; 2) daß E. Q. Visconti auf einer Florentiner Gemme den Palicischen Gott Adranus scharfsinnig ausgefunden (s. Raoul-Rochette im Journal d. Sav. 1831 p 334.) 3) Daß Herrn Welckers Zweifel mich noch nicht bestimmen kann, meinen andern Palicischen Gott Menanus fallen zu lassen, da Kritiker wie Orelli, Moser, Schütz, meiner Conjectur zu Cic. d. N. D. III. 22, 55 Beyfall geben. 4) Daß ich jetzt über diese Sicilischen Gottheiten nur noch auf Gerhards antike Bildwerke I. S. 68 und S. 110 und auf Preller ad Polemonis Fragmenta pag. 127 sq. verweisen kann.

S. 18. f. hält Hr. Panofka eine mit einem Vogelkörper versehene Frau auf dem Halse des Hamilton'schen Gefäßes (Taf. II. 7.) für Phene Gattin des Periphas. Ref. bemerkt, ohne entscheiden zu wollen, daß dergleichen Figuren und namentlich eine der hier abgebildeten ganz ähnliche bronzene in einer Heidelberger Sammlung sonst allgemein für Sirenen gehalten werden. Nun hat aber die Hamilton'sche noch die Tänia und das Tympanum, wie sonst die Sirenen mit Flöten vorgestellt werden. — Jene Deutung hängt mit der übrigen zusammen (S. 17 — 20): Zeus unter der Gestalt des Adlers, der die Aegina-Libera raubt, stelle den Begriff von Feuer und Sonne dar. Hierher wird nun gezogen: Periphas und seine Gattin Phene (φαίνω, φάων, Phaeton, Antonin. Lib. Metamorph. VI.) und die strahlende Sonnenscheibe zwischen den Flügeln des Adlers auf der Hamilton'schen Vase (Taf. II. 7.), der Mann mit einem Adlerkopf, das Brustbild des strahlenden Sonnengottes über einem Adler auf Gemmen (Taf. II. 8. ff.; wobey Ref. aber bemerken muß, daß die S. 23 erwähnte und bey Schlichtegroll und Millin ausgedrückte Weltkugel auf der hier Taf. II. 11. copirten Abbildung einer Stoschischen Gemme unter den Füßen des Adlers ausgelassen ist.) Das Resultat des ganzen Mythus wird in die wenigen Sätze zusammengefaßt: Zeus sey die sinkende abendliche Sonne, oder der vom Laufe des Tags ermüdete Sonnengott Zeus-Dionysos, der mit Aegina-Libera-Luna, der Weinspenderin sich bey nächtlichem Mahle erquicke; und die kosmische Bedeutung des ganzen Mythos sey: Die von dem im Sinken begriffenen Gott des Tages ihrem Schlummer entrissene Göttin des nächtlichen Lichtes. Möchte es auch dem Verf. als Partheylichkeit für seine eigne Ansichten, die vor nun mehr dreyßig Jahren in der Symbolik und Mythologie sich hervorgewagt, ausgelegt werden, so nimmt er doch keinen Anstand, zu bekennen, daß er den Herrn Panofka vor vielen andern gern auf diesem Gebiete arbeiten sieht, weil er in ihm, wie nicht leicht sonst, eine geistreiche geniale Deutungsgabe, verbunden mit dem glücklichsten Sinn für die naive Mythen- und Bildersprache der alten Naturmenschen wahrnimmt, — eine Genialität und Empfänglichkeit, welche, mögen sie auch zuweilen zu kühne Versuche wagen, dennoch unerläßliche Eigenschaften des Mythologen und Archäologen bleiben. —

Diese Eigenschaften bewähren sich auch in Nr. 6. Der Verf. beginnt mit der Bemerkung, daß die Werke über griechische Religionen in Betreff des Argos panoptes unbefriedigt lassen (Ref. bemerkt jedoch, daß das Genealogische dieser argolischen Mythen gut zusammengestellt ist in Schubart Quaestiones genealogicae I. p. 18. und daß Herr Welcker in der Aeschyleischen Triologie S. 127, eine Deutung dieses Mythus versucht hat.) — S. 1 — 6. Hauptquelle Apollodor II. 1. §. 2 u. 3, der unter seinen Gewährsmännern den Hesiodus nenne, aber das beständige Epitheton des Hermes beym Homer, Ἀργειφόντες, be-

weise, daß dieser Dichter schon den Mythus von Argos und Jo gekannt habe. Aus des Aristophanes Vögeln v. 1122 flg. gehe hervor, daß die ergänzende Sage von dem nach seiner Ermordung als Pfau wieder auflebenden Argos nicht so späten Ursprungs sey, als Viele zu glauben geneigt seyen. S. 7. ff. Die Kunstdenkmäler zeigen den Argos Panoptes in verschiedenen Formen und Momenten. 1. Monumente mit dem Argos als Wächter der Kuh; 2. Seine Einschläferung; 3. Seine Ermordung durch Hermes (zu S. 16 Anmerk. muß in dem Falle des Logographen Xanthus σορὸν in σωρὸν geändert werden, wie dieß in den Historicorum antiqq. Fragg. p. 179 geschehen ist; wo ich über diese Wendung des Mythus den Historiker Antiklides angeführt habe). Die Enthauptung des Argos, auf der Vase Durand (s. De Witte Cab. Durand p. 110 sq.) jetzt Hope. 4. Argos als Tempelpförtner der Hera; die Vase aus Anzi in Basilicata; scharfer Tadel, gegen Millingen ausgesprochen, der es sich bey der Erklärung derselben sehr bequem gemacht; die Berliner Vase (Levezow Nr. 902, Gerhard's Berlin's antike Bildw. S. 260). Zu S. 27, bemerkt Ref., daß Pausanias III. 16 fin. jene Spartanische Artemis Ἀγροδίσμαν nennt. S. 32 f.: „So wäre denn Jo, die bekanntlich in Aegypten als Isis verehrt ward, und auf unserm (dem genannten Berliner) Vasenbilde aus diesem Grunde eine Lotusblume als Isiszeichen in der Mitte ihrer Stirnkrone eingesetzt hat, in der That wenig verschieden von der mykalessischen Demeter. Daß letztere aber wiederum gleicher Bedeutung mit der argivischen Hera sey, deren Priesterthum Jo bekleidete; ist noch leichter zu beweisen. Denn wenn einerseits der argivischen Hera der Granatapfel als Symbol der Fruchtbarkeit und die Blumen (Hera Antheia, s. Tafel II. 4) mit denen ihre Stephane geschmückt ist, einen allgemein anerkannten tellurischen Charakter beylegen; so läßt sich andrerseits die Kuhgestalt, als der argivischen Hera so gut wie der mykalessischen Demeter eigenthümlich eben so wenig in Zweifel ziehen;“ wofür darauf noch weitere Beweise beygebracht werden. (Zu S. 33 bemerkt Ref., daß Herodot I. 31. von weißen Stieren nichts sagt.) Es wird darauf an die Analogie der Griechischen Religion erinnert, die Priesterinnen wie ihre Gottheiten, und mithin die Jo als Priesterin der Hera in Thiergestalt als Kuh vorzustellen. Argos darauf als Tempelpförtner einer Kuhgöttin wird mit dem Herakles zusammengestellt, aber auch mit Janus wegen seiner Augen vorn und hinten. — S. 35: „Die Vorstellung des Argos auf dem Volcentischen Gefäß (Taf. III. 2.), wo er Augen über den ganzen Körper hat, sey die älteste, woran sich zunächst das Gemmenbild (III. 1.) anschließt. Bedeutend davon verschieden seyen alle übrigen Denkmäler, welche dem Argos entweder die Vieläugigkeit entziehen, theils auf andere Weise darzustellen versuchen. — In Tafel I. 2. (nicht I. 1.) sey Argos als ἄργος, unthätig, versinnlicht, so wie durch den Hund Argus daneben.

S. 36 f. Argos sey nach Macrobius Saturn. I. 19. das Bild des gestirnten Himmels, welcher auf die Kuh Jo hinschaut, die nicht bloß als Erd- sondern auch als Mond-Göttin verehrt ward. In diesem Sinne würde die Bedeutung Argos als weiß in dem Namen unsers Argos hervorzuheben seyn; zugleich fände aber auch das Rehkalb auf dem Berliner Vasenbilde (Taf. IV. 2.) seine natürliche Auslegung (nämlich das Hirschkalb als Sinnbild des gestirnten Himmels genommen, Diodor. I. 11, Hygin. fab. 205. Ueber diese Bedeutung der Hirschkuh vrgl. man jetzt E. Gerhard Archemoros S. 66, und über Argos als Bild des gestirnten Himmels Desselben: Hermes auf Vasenbildern S. 5.

S. 38 f. „Allein was auch in dieser Beziehung durch Analogie gewonnen werden kann, würde doch nur als schwankende Conjectur erscheinen zur Begründung der Ansicht, welche Macrobius aufstellt, daß Argos den gestirnten Himmel personificire, wenn nicht die ganze Kunstvorstellung in der Indischen Religion uns begegnete, und was das Wichtigere ist, dieser ganz gleichen Kunstform ein gleicher kosmischer Gedanke zum Grunde läge.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße, von Gustav Kramer ꝛc.

2. Troisième Mémoire sur les Antiquités Chrétiennes des catacombes. Par M. Raoul-Rochette etc.

(Schluß.)

Die auf Taf. III. 4 dargestellte Figur zeigt uns einen Mann, dessen Oberkörper mit vier Händen begabt und ganz mit Augen besäet ist. Es ist Indra, welcher in der Indischen Religion den Gott des Aethers, des Firmaments, des sichtbaren Himmels (swargas) bezeichnet. Vor ihm steht mit Elephantenkopf und einer Lyra Ganesa, der Gott der Weisheit und aller Erfindungen; dem Begriffe nach also ähnlich dem Leyer-Erfinder Hermes der Griechen. Weitere Belege durch Indische Bilder dieses Kreises mit Elephant, Hund, Pfau und Sonne (Taf. II. 5, 6, 7). — Gemeinschaftlicher Ursprung der Kunst- und Religions-Vorstellungen der Indier und der Griechen. Fernere Belege aus zwei sogenannten Chimären, d. h. wunderlich componirten Gemmenbildern (Taf. II. 8 und 9) mit der Bemerkung, daß solche Chimären nicht in bloßen Spielen Griechischer und Römischer Künstler-Phantasien, sondern in der Griechischen Götterlehre selbst ihre Motive haben (Ref. bemerkt, dieß müsse mit gehöriger Einschränkung gegen Böttiger geltend gemacht werden s. dessen kleine Schriften III. S. 413; man vergleiche jedoch III. S. 460 f. S. 41). Ergebnisse aus den Zeugnissen der Alten und aus den Kunstdenkmälern:

1. In der gewöhnlichen Demotischen Mythologie erscheint Argos meist als Hirt und Wächter der Kuh Io;

2. In der Religion der Argivischen Hera, deren Priesterthum Io bekleidete, spielt Argos dieselbe Rolle, welche Herakles bei der mykalessischen Demeter hat, nämlich die des Kleiduchos, Tempelpförtners und des Hierophanten;

3. Die älteste Vorstellung, übereinstimmend mit der des Indra in der Indischen Religion, wird von Macrobius mit Recht als das Bild des gestirnten Himmels gedeutet, in so ferne seine unzähligen Augen die unzähligen Sterne versinnbilden, und die Kuh in der alten Religion zur Symbolisirung der Erde sowohl als des Mondes diente.

Je inniger Referent den Grundzügen dieser schönen Erörterung beistimmt, so wie der Auslegung dieses Mythus, die er schon vor fast 20 Jahren, noch eher, als ihm die Stelle des Macrobius und der Indische Indra bekannt geworden, vorgetragen, desto mehr freut er sich, unbekümmert um das Geschrei bornirter Mythologen, hier am Schluße noch einiges Eigene niederlegen zu können. Demgemäß erinnert er 1.) an das in den Indischen Hymnen (Mantra's) dem Indra beygelegte Epitheton: „der tausendäugige Herrscher“ (s. Symbolik I. S. 522 f. dritte Ausg.); 2.) an Indra's Verwandtschaft mit Mithras, der zehntausend Augen hat, der die Stiere vermehrt Iyeschne Nr. 9; — 3.) an Sonne, Mond, Blume, Hund, Schwert in den Mithrasbildern (s. das Mithreum von Neuenheim Seite 11 und Nachträge S. 1 und 2); 4.) aber kann er jetzt aus gütiger Mittheilung eines Schülers des Herrn E. Burnouf, des Hrn. A. Holtzmann, als Uebersetzers, Notiz geben von einer Episode des Mahâbhârata, betitelt: der Sieg des In-

dra. Diese Episode stellt den Indra als Segenspender dar; so, daß nach seiner Entfernung aus dem Himmel die Erde zu verschmachten anfängt, also unter einem Begriffe, dem des Jupiter pluvius ähnlich; sie stellt ihn auch dar als auf einem Elephanten reitend; aber sie schließt die Vorstellung, daß er mit drei Augen begabt gewesen, wie Argos nach dem Scholiasten des Euripides Phoeniss. 1122, und mithin dem Zeus τριόφθαλμος ähnlich — Pausan. II. 24,4 - vollkommen aus. Charakteristisch ist aber die Erzählung im ersten Abschnitte jener Episode, daß ein Dewa Trisiras (Dreihaupt) (ein Wesen mit drei schrecklichen Angesichtern, die der Sonne, dem Monde und dem Feuer glichen, mit deren einem er die Veda's las, mit dem zweiten Sura trank, mit dem dritten nach allen Himmelsgegenden blickte, und sie gleichsam in sich trank) daß dieser in der Absicht gezeugt worden, um selbst ein Indra zu werden; — wie Trisiras denn auch wirklich nach der Indra-Würde trachtete, und daß ihm deßwegen auf Indras Befehl mit einer Zimmerart die drei Köpfe abgehauen wurden, und zwar von einem Genius, der Zimmermann genannt, und mit Visvakarman, dem himmlischen Baukünstler unter gleichem Namen angeführt wird; - so daß man also dabei an den kunstreichen Argostödter Hermes denken könnte. Endlich könnte man aus dem Zuge, daß aus den abgehauenen Köpfen des Trisiras Vögel hervorfliegen, auf den Pfau schließen, der nach einem Mythus aus dem Körper des getödteten Argos entstanden seyn sollte; — im ganzen Trisiras aber, welcher Indra werden wollte, einen dreiäugigen und eben deßwegen unvollendeten Indra erkennen, der, wenn er vollkommen Indra geworden wäre, einen ganz mit Augen besäeten Körper erlangt haben würde.

Nr. 7. Diese gelehrte Erklärung zweier Prachtvasen aus Ruvo *) beginnt mit einer interessanten Vergleichung des bewundernswürdigen Vasenreichthums von Etrurien, auf zehntausend Stücke anzuschlagen, mit dem von Großgriechenland, Campanien, Apulien und Lucanien, welcher letztere jenen an Zahl der Gefässe noch immer übertrifft, aber an innerm Werth, in alterthümlichem Gepräge und in der Reinheit künstlerischer Anlage und Ausführung der Malereien keineswegs erreicht. Ueber den ungemein reichen Inhalt dieser und der folgenden Abhandlung des Herrn Gerhard ist es mir, da diese Anzeige schon zu weitläuftig geworden, jetzt unmöglich mehr als Andeutungen von einzelnen Punkten zu geben. — S. 3 — 6; die Archemoros- Atlas- und Hesperiden-Vase. Lunus und die apollinischen Schwäne, Symbole von Finsterniß und Licht, an den Henkeln. — Der Mythus von Archemoros, ein höchst bedeutsamer: Opheltes-Archemoros, d. i. der von der Schlange getödtete Todesbeginner — S. 6 ff. Darstellung des Künstlers (vergl. Tafel I. Hiebei bemerkt Ref., daß unter den Inschriften dieser Vasenseite auch hier in dem Namen Hypsipyle das entschieden Grosgriechische Spirituszeichen vorkommt, wie auch Kramer S. 183 ff. bemerkt hat; welcher letztere aber, nach seinem hartnäckigen Atticismus, darum doch den Hauptsatz vom Athenischen Vaterlande auch solcher Gefässe nicht hat aufgeben wollen. Wenn Herr Gerhard (S. 6 Not. 3) mit Einem Worte „der Räder des Hades" gedenkt, so muß Ref. über die Bedeutung des Rades auch des der Nemesis auf seinen Bericht über Raoul-Rochette Monuments inéd. zu pl. 39 in den (Wiener Jahrbb. d. Lit. B. LIV. S. 157 — 159 verweisen.) Ueber die Geberdensprache und die zwei hervorgehobenen Finger des Hermes in einem Berliner Vasenbilde (S. 11 erinnert Ref. an des Hrn. Canonicus Jorio Werk della Mimica d. Antichi). S. 13 (Für die großgriechische Sitte, die Grabmäler mit allerley Gefäßen und Ziergeräthen auszuschmücken, und den Todten ihre Lieblingsgegenstände mitzugeben, liefert diese Vase einen besonders anschaulichen Beweis, indem wir hier auf dem untern Plane neben der Bahre, worauf der todte Archemoros liegt, zwey Personen Gerüste tragen sehen, worauf unter anderem Ziergefäße gestellt sind, zu seiner Bestattung bestimmt; zugleich ein Be-

*) Vergl. desselben Verfassers Schrift: Berlin's antike Denkmäler. S. 158 ff. Da ich neulich veranlaßt war, zwei Thongefässe von Ruvo zu beschreiben, so habe ich in der oben angeführten Schrift über diesen vasenreichen Ort ein Mehreres beygebracht.

weis von der Gewohnheit der Griechen, theure Gebräuche aus späterer Zeit in das Heroenalter zu verlegen.)

S. 14 ff. Atlas und die Hesperiden (mit Tafel II.). Das Mythische; das Bildliche. — S. 24 f.: μῆλα Aepfel und Schaafe; der Kolchische Wunderbaum mit dem Widderfell; Kalypso, die verhüllende Nacht, auch unter den Hesperiden aufgeführt, Odysseus. (Die aus diesen Mythen hervorgebildeten Philosopheme hat Ref. in der Praeparatio ad Plotin. de pulcrit. pag. LXX. sqq. entwickelt). S. 25 ff. Nebenbilder (Taf. III. und IV.): Oenomaos, Pelops und Hippodamia auf Wagen. S. 27 ff.: Die Vasenbilder älteren Styles haben mehrentheils epische Quellen, die des späteren, dramatische. — Die Hauptseite des Gefäßes habe eine athletische Bedeutung, die Rückseite eine hochzeitliche, und das Ganze sey vermuthlich ein Vermählungsgeschenk, welches, der Grosgriechischen Sitte gemäß, nachher als Gräberschmuck gebraucht worden.

S. 32 ff. Beylage A. Ueber Atlas, den Erd- und Himmelsträger, 1) Schriftliches, 2) Bildliches. (Dieser Gegenstand ist neuerlich in einer lebhaften Controverse verhandelt worden, an welcher Letronne, Welcker, Raoul-Rochette, Gottfr. Hermann und Referent einigermaßen selbst u. A. Theil genommen; s. Mémoire sur les Représentations figurées du personnage d'Atlas par Mr. Raoul-Rochette Paris 1835 mit den Additions et Corrections p. 73 sqq. und Godofr. Hermanni Dissertatio de Atlante Lips. 1836. — Aber die vollständigste Uebersicht Alles dessen, was die Schriftsteller und die Denkmäler über diese Mythologumenen enthalten, giebt jetzt Hr. Gerhard mit durchgreifenden Epikrisen in gedrängter Uebersicht.)

Beylage B. S. 41 — 53 (womit die Nachschrift S. 76 ff. verbunden werden muß). Ueber die Kunstdenkmäler des Hesperidenmythos. S. 53 ff. Beylage C. Analyse der Hesperidenbilder: Oertliches; Baum und Frucht betreffend; Ladon der Drache; der Hesperiden Zahl; deren Namen; ihr Geschäft und ihre Bildung, Herakles; Atlas; Beyde zusammen gestellt; der Aepfel Erwerb durch Gewalt oder durch Güte; Sieg- und Dankopfer; theilnehmende Götter; Mythischer Ertrag; Bedeutung des Mythos. (Wenn S. 64 auf des Ref. Symbolik verwiesen wird, so muß derselbe jetzt auf seine neueren Andeutungen in den Wiener Jahrbüchern der Lit. Bd. LIV. S. 166 der Kürze wegen verwiesen; zu S. 76 vergl. S. 38 und 78, aber wegen Erichthonios, Nemesis u. s. w. auf seine Erörterungen in diesen Gelehrten Anzeigen selbst, 1838 Nr. 22 — 24. S. 178 — 199). Von S. 71 an wird von den Ergänzungen der Archemoros-Vase gehandelt, und werden, nach neuen Mittheilungen des Hrn. W. Schulz Berichtigungen nachgetragen, mit schätzbaren technischen Erläuterungen über die Vasenmalerey und über die polychrome Plastik der Alten.

Nr. 8. Hermes und Maja auf einer Vase Feoli. — Die obwohl theils verschriebenen, theils verstümmelten Inschriften lassen über diese Namen keine Zweifel. Hermes erscheint hier ohne die sonst auf archaischen Vasenbildern selten fehlenden Flügelstiefel, mit dem Heroldstab, zurück geschlagenem Mantel, Stirnband und knabenhaften Formen, endlich mit länglich gezogenem Augenschnitt. Hierbey theilt Herr Gerhard eine beachtungswerthe Bemerkung des Hrn. Dr. Braun mit, daß der Kunstgebrauch archaischer Vasengemälde durch diesen Schnitt sonst weibliche Köpfe von männlichen unterscheidet. — Er reicht seiner Mutter eine Schaale, sie ihm einen Kranz dar. Diese Handlung wie die Ephebenkleidung des Hermes und die einen gewissen Karystos preisende Beyschrift lassen vermuthen, daß dieses Gefäß zum Preis für den ersten Siegesruhm eines Knaben, Namens Karystos, bestimmt gewesen. Das Gefäß ist auch gegen die Sitte der Preisvasen klein, als Belohnung für Knabenspiele, sorgfältig ja mit ängstlicher Zierlichkeit gearbeitet auf weißem Grunde, mit Thierfiguren, Löwe, Bock und Widder rückwärts und seitwärts. — Soweit über Tafel XIX. 1.

Hermes Nomios (S. 3 — 8 mit Taf. XIX. 2.). „Lekythos mit schwarzen Figuren, im Besitz des Herrn von Klenze in München" aus Athen oder Aegina. „Hut und Chlamys, Heroldstab und Fußbeflügelung bezeichnen den Götterboten; doch ragt der Stab, der dem Hirten wie dem Herold wesentlich ist, nur mäßig hinter dem Mantel hervor, und die erhobene Linke genügt zum

Antrieb der folgsamen Heerde. Diese ist hier und anderwärts durch vier Widder ausgedrückt, wie denn hauptsächlich dieses und kaum noch ein anderes *) Thiergeschlecht zur Heerde des Hermes gehörte." — Daher *Ἑρμῆς κριοφόρος, ἐπιμήλιος.* Hermes auf einem Widder sitzend selten in Vasenbildern, am häufigsten auf Gemmen. **) — Auf dem Vasenbilde sey die Grotte, worein der göttliche Hirt die müden Thiere treibe, durch ein Felsstück angedeutet.

Von S. 4 an folgen die Mythologumene: Das Dunkel, wohin Götter und Heroen die Sonnenrinder treiben, und Hermes die Thiere, die er entführt, die Schafe die er weidet. — „In der Mythologie bedeuten Rinder bald Jahresabschnitte bald die Sterne" — „Hermes streng genommen kein Erd- und Unterweltsgott, sondern vielmehr das solarische Princip chthonischer Götterysteme, war im altgriechischen Begriff seines phallischen Dienstes ein sonnenkräftiger, oben und unten, zu Land und zu Wasser geschäftiger Naturbeweger des Universums, dessen Weltharmonie im Klang der von ihm erfundenen Lyra frühzeitig ihr Sinnbild gefunden hatte." — *Ἑρμῆς* sey nicht von *ἔρα*, Erde, nicht von *εἴρειν*, reihen, sondern von den *ἔρματα*, Stützen der phallischen Hermenform herzuleiten. (Hr. Panofka läßt besser in Götternamen verschiedene Etymologien neben einander gelten, weil solche Namen eben ihrer Vieldeutigkeit wegen gewählt worden, und so denkt Ref. auch.) — Jenem Grundbegriff, fährt der Verf. fort, stand die Obhut der Heerden näher als jede andere Verrichtung. Er hat als Ordner (Kadmilos) und Erhalter der bestehenden Götterherrschaft die Heerden zu weiden die am Himmel glänzen. Er ist des Sternenhundes Argos Erwürger. Argos ist ein unverkennbarer Ausdruck des Sternenhimmels." *) — S. 7 f.: Der Heroldstab (*κηρύκειον*, caduceus) sey ursprünglich ein Hirtenstab, und in archaischen Bildern auf Vasen und Münzen sey die älteste Bildung des Hermesstabes nichts anderes als der Verein von zwey zusammengeknüpften Stierhörnern. Er sey entlehnt vom Stabe des mystischen Rinderhirten oder von jenem Stachel, dessen solarische Bedeutung in den Sabazien und im Mithrasdienste vor Augen liege (mit Verweisung auf Clemens Protrept. p. 14 und auf Symbolik I. S. 768, 776) und die Geißel des solarischen Lykurgos sey damit zu vergleichen.

Ref. beschließt diese Anzeige mit wahrer Befriedigung, indem er einerseits wahrnimmt, wie die unerläßliche Verbindung zwischen Philologie und Archäologie immer enger geknüpft wird, andrerseits, wie die flache, kahle und kalte Behandlung der alten Mythen, Symbole und Kulte einer tieferen und großartigern Mythologie und Cultusgeschichte gerade bey dem umsichtigsten und einsichtsvollsten Archäologen immer mehr die Oberhand gewinnt.

Fr. Creuzer.

*) Wenn der Verf. in der Anmerk. bemerkt, daß in ältester Vorstellung (Hom. H. Merc. 567 sqq.) dem Hermes alles Gethier der Erde zugesprochen werde, so konnte gleich erinnert werden, daß nicht bloß Vögel, namentlich der Hahn, sondern auch Fische (Pausan. VII. 22. 2) ihm heilig waren; welches Ref. nicht nur der Denkmäler wegen, sondern auch wegen des Grundbegriffs dieses Gottes erinnern muß; welcher letztere aber hier nicht entwickelt werden kann.

**) Der seel. Münter, bemerkt Ref., bezeichnet dieses Gemmenbild als *Ἑρμῆς Τυχοπομπός.* Die generellen Bezeichnungen des Verf. sind aber vorzuziehen. — Ein bloßer Erhebe auf einem Widder, wie auf einer Gemme, die Hr. Gerhard selbst gütigst in eine Heidelberger Sammlung niedergelegt hat, ist für Phrixus zu halten, hat aber ein solcher außer der Chlamys noch das *κηρύκειον*, wie auf der Münterschen Gemme und bey Millin Gal. mythol. XLVIII. nr. 213, so ist er als Hermes *ἐπιμήλιος* zu betrachten. — Wegen der Mysterienfagen verweiset der Verf. selbst auf Symbolik. II. S. 327 ff. zweyt. Ausg. Ich verweise auch wegen des Folgenden auf meinen Excurs zu Cic. de N. D. III. 22. p. 604 — 608 und zum Plotinus p. 185 sq. ed. Oxon.

*) Ref. hat schon oben zu Nr. 6. diese Uebereinstimmung von Gerhard mit Panofka und mit Ref. selber angemerkt; hier will er nur noch etwas nachtragen. Argos heißt seiner Augen wegen, womit er wie mit Sternen besäet ist, *στικτός*, Stellatus oculis, auch *μυριωπός*, ingleichen *ποικίλος*, und seine Augen werden *πυκνά, ἀπλανῆ* und *ἀκοίμητα* genannt. Daher auch dem Pfauenschweife das erste Epitheton beygelegt wird; welchem letzteren Moschos einige geschmückte Verse gewidmet hat (s. Valckenaer ad Euripid. Phoeniss. vs. 1122 und Boissonnade ad Moschi Idyll. II. vs. 59. sqq. pag. 281 ed. Paris. 1838)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nr. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Platonis Timaeus et Critias. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis instruxit Godofr. Stallbaum. Gothae et Erfordiae, 1832.

Während alle andere Dialogen des Plato theils einzeln, theils deren mehrere zusammen, in neuerer Zeit um die Wette edirt und commentirt worden sind, gieng nur der Timäus desselben bisher ganz leer aus; denn von Lindau's Arbeit ist wohl das Beste gänzlich zu schweigen; die Ausgabe, die A. Böckh, vor mehr als 20 Jahren versprochen, ist kaum mehr zu hoffen, wie wohl immer noch zu wünschen. Denn an dem reichen und tiefen Inhalt dieses ausgezeichneten Platonischen Werkes können und müssen sich noch lange die mannichfaltigsten Talente, mit den verschiedenartigsten Kenntnissen ausgerüstet, versuchen und erproben, ehe es ein leicht verständliches und allgemein belehrendes Gemeingut für alle griechisch Lesenden, sowie für Philosophen, Physiker, Aerzte und Erzieher werden wird. Dieß gestehet auch Hr. Stallbaum S. 45. offenherzig, ungeachtet er so viel geleistet hat, als sich jetzo billigerweise nur immer erwarten läßt; Philologen und Philosophen müssen ihm für diese Bearbeitung Dank wissen.

Statt aller weiteren Lobpreisungen, so gerecht und wahr diese auch seyn möchten, wende ich mich sogleich zum Bericht über das vorliegende Werk. Es macht den 7. Bd. der Opera omnia Platonis, die Hr. Stallbaum für den Verleger der Bibliotheca graeca von Jacobs und Rost, besorgt. Demnach darf bey den Lesern d. A. schon von den frühern Bänden her die Bekanntschaft mit der Art und Weise vorausgesetzet werden, wie die Kritik und die Exegese hier gehandhabt werden, so daß sie eine glückliche Mitte zwischen Zuwenig und Zuviel halten.

Hr. Stallbaum schickt von S. 3 — 64, Prolegomena ad Timaeum Platonis voraus; er eröffnet sie mit der Verwunderung, theils Klage und Entschuldigung der seitherigen Vernachläßigung des Timäus, indem er einige der Anforderungen an den Ausleger desselben berührt, und hiebey von seinem eigenen Verdienste mit einer Bescheidenheit und Selbsterkenntniß spricht, die unter uns mit jedem Tage mehr zu verschwinden drohen, und hier desto mehr erfreuen, je mehr Grund vorhanden war, sich auf alle bisherigen und namentlich diese neueste Leistung für Plato etwas zu Gute zu thun.

Im 1. Kap. der Proll. S. 7 — 29 lieset man eine gut geschriebene, deutliche und sattsam ausführliche Uebersicht alles dessen, was im Timäus abgehandelt wird. — Kap. 2. De Platonis in hoc opere scribendo consilio; dieses wird S. 30 dahin bestimmt: ut doceretur, quum omnem rerum universitatem tum humanam naturam a summo Deo, mundi opifice, ita factam esse, ut pro sua bonitate in ea condenda boni et pulcri ideam spectaverit, ideoque eam, quantum quidem de rebus genitis intelligere liceat, ad perfectissimi mundi speciem et exemplar effinxerit et formaverit. Mit dieser Auffassung stimme ich vollkommen überein, was den Ausgangspunct und das Endziel des Platonischen Werkes betrifft; indessen, daß die eigentliche Aufgabe die Physik sey, sollte doch wohl mehr hervorgehoben worden seyn. Von der Naturforschung ist die Philosophie bey den Griechen ausgegangen; sie entwickelte sich und gewann neue Theile und Glieder, die Logik oder Dialektik und die Ethik und Politik. Seitdem diese drey

Theile derselben feststanden, seit Sokrates, durfte keines der philosophischen Systeme einen dieser Theile gänzlich beyseits lassen, wenn schon dem einen gegen den anderen einen Vorzug und ein Uebergewicht in der Ausbreitung seines Inhaltes geben. Die Dialektik und Ethik hatte bisher Plato in allen seinen Dialogen bearbeitet; sie lagen ihm zumeist am Herzen; die Physik lag seiner Denkweise ferner; was er über sie zu sagen hatte, wie er sich den Grund dieses Weltganzen, die Ursachen, Arten und Beschaffenheiten der einzelnen Glieder und Klassen derselben dachte: — dieß alles hat er im Timäus zusammengedrängt; und begreiflicher Weise gieng er in dieser Darstellung aus von den früher in den schon ausführlich bearbeiteten Theilen gewonnenen Principien, und richtete seinen Gang auf das gleichfalls dort schon erspähete Endziel. Dieß hindert demnach nicht, daß der Timäus in nächster Verbindung mit der Ethik stehe, und in unmittelbarer Folge auf die Republik dargestellt werde, wie Plato in der Einleitung zum Tim. thut, und Hr. Stallbaum nachweiset im 3. Kap. De nexu Timaei cum Republica Platonis ac de tempore quo liber scriptus sit, disputatur. Aus dieser innern Verbindung folgt aber nicht, daß beyde Schriften gleichzeitig, nicht einmal daß sie bald hintereinander verfaßt werden mußten; in die reifste Zeit Plato's gehören beyde Schriften unstreitig, und mehr läßt sich nicht ausmachen.

Das 4. Kap. S. 35 — 39 hat die Ueberschrift: Platonem in Timaeo verisimilitudinis tradere disciplinam. De forma disputationis. De fontibus physicae Platonis doctrinae. Ueber den εἰκὼς μῦθος, der im Timäus herrscht, gedenke ich weiterhin einige Bemerkungen zu machen; von ihm hängt allerdings ab die Form des Vortrags, welche hier deßhalb nicht dialogisch, nicht dialektisch seyn konnte, sondern eine Vorlesung, eine Rede über diese Materie werden mußte. — Wenn uns auch alle Schriftchen der Vorgänger des Plato erhalten wären, so würden doch sie alle meines Erachtens nicht besonders viel zur Aufklärung dieses Dialoges beytragen; Plato konnte wohl von daher nur Stoff ausheben; diesen aber, den er etwa hie und da von den Jonikern, Atomistikern u. a. empfieng, hat er, indem er sich ihn durch und durch aneignete, so sehr umgewandelt, daß er selbst als purer Stoff kaum mehr zu erkennen seyn möchte. Man besinne sich auch nur; was und wie vieles in Kant läßt sich denn aus seinen Vorgängern erläutern und aufklären? Nur allein in Ansehung der Pythagoräer möchte mit Grund eine Ausnahme zu machen seyn; schwerlich aber dürften auch sie im Allgemeinen mehr als die Priorität einer etwas ähnlichen Grundanschauung ansprechen können; diese aber gehört dem Genie Platon's ureigenthümlich, und ist mit ihm so eins, daß es den schöpferischen Geist dieses Philosophen läugnen hieße, wenn man ihn was immer für Vorgängern zum großen Schuldner machen wollte.

Das 5. Kapitel: De summis rerum principiis, h. e. de Deo, ideis et materia p. 39 — 46. spricht den Begriff Gottes nach Plato dahin aus, daß er sey der schlechthin unbedingte, unabhängige, in sich freye höchste Verstand, Urheber und Schöpfer der Welt, und auch der Ideen, die der selbstständigen, körperlosen, wesenhaltigen Urformen der Dinge. Doch wird dieser schwierige Hauptpunct der Platonischen Philosophie, desgleichen der von der Materie hier, begreiflich, nicht erschöpft, da hier nicht der Ort dazu war; im Verlauf des Timäus ist mehrmals Gelegenheit davon zu handeln.

Da von den ältesten Zeiten her und auch in den jüngsten Tagen so vielmals Platonismus und Christenthum zusammengestellt worden sind, so sey es erlaubt, die Unterscheidung beyder nach H. Stallbaum herauszuheben; denn die Unterschiede finden, kostet immer mehr Mühe, und belohnt besser, als die Aehnlichkeiten der Dinge auffassen. Er sagt S. 40: Jam vero quum numen divinum perfecta ratio sit, facile intelligitur, qualis secundum Platonem debeat esse ejus operatio et efficientia. Etenim quemadmodum libri sacri rerum originem ab una Dei voluntate et arbitrio repetunt, quoniam ita suadet benignitatis et omnipotentiae virtus ei eximie attributa, ita philosophus noster aeternam Dei efficientiam, quippe quae esset perfectae mentis et rationis, in cogitando et intelligendo po-

sitam esse voluit, quo uno omnia, quae sunt, generata atque procreata essent. Und S. 47. heißt es weiter: Bonitas Dei, qua una ad mundum condendum commotus esse judicatur (a Platone) — ea vero magnopere cavendum est ne confundatur cum benignitate et amore, quem nos Christiani numini divino eximie tribuere solemus f. S. 111. Diese letztere Stelle stehet im 6ten Kap. der Proll., welches handelt: De bonitate Dei secundum Platonem primaria creationis mundi causa. Disquiritur, num Deus Platoni sit Idea Boni. Daß Gott keine Idee, in dem vorhin angeführten Sinne, folglich auch nicht die Idee des Guten ist, dieß leuchtet ein; nicht minder jedoch erhellet aus d. E. des 6. Bd. der Rep., daß diese Idee wenigstens im intelligiblen Reiche so alldurchgängig hin herrsche, wie Pl. dieß vom ὄν, ταὐτόν, ἕν, Θάτερον u. a. im Sophistes darthut.

Im 7. Kapitel: Fontes doctrinae de anima mundi a graecis philosophis traditae indagantur. Diese Quellen werden vornehmlich bey den Pythagoräern, aber mehr oder minder auch bey den übrigen philosophischen Schulen Griechenlands gefunden; denn die Griechen betrachteten alles in der Natur und die ganze Schöpfung selbst von vorneherein als lebendig, aber auch nebenher als künstlerisch; — demnach haben sich ihnen auch die Ursachen geschieden, welche der Naturforscher und der Philosoph zu beobachten, zu verfolgen und darzulegen haben. Hier hätte vielleicht noch angedeutet werden dürfen, wie viele Erscheinungen in der neueren beobachtenden und experimentirenden Naturkunde, und wie viele Meynungen neuerer Physiker und Philosophen jenen Ansichten der Griechen verwandt sind, und ihnen — mutatis mutandis — nahe kommen; nur daß die Neueren nicht sowohl von der Seele als vom Leben der Natur zu reden pflegen. Dieses Kapitel von der Weltseele wird in seinem Unterschied von der Pythagoräischen Weltseele weiter erörtert im 8. Kapitel: Quaedam ad Platonis de anima mundi sententiam illustrandam exponuntur: — und im 9. Kapitel geschlossen: Superesse non pauca in Timaeo, de quibus similiter disputari possit. De subsidiis hujus editionis. Neue, noch unverglichene Handschriften standen dem Herausgeber nicht zu Gebot; was er demnach von Varianten aufzuführen für gut befunden hat, das ist theils aus Bekkers Commentariis, theils aus der von dem Hsg. besorgten Weigel'schen Ausgabe der sämmtlichen Schriften Plato's genommen. Nur von dem vortrefflichen Pariser Codex Nr. 1807, den Bast mit seinem bekannten Fleiß collationirt hatte, sind die Variae lectiones S. 442 — 490 vollständig mitgetheilt, wie sie Hr. Prof. Bähr in Heidelberg dem Hsg. überlassen hat. Anderweitige ältere oder neuere Hülfsmittel zur Erklärung dieses Werkes gibt es gar wenige, eben so wenig Uebersetzungen; Rec. hat mehrere der S. 60 — 62 genannten Schriften nie oder nur flüchtig gesehen, z. B. Hörstel, Fragillani, Benius u. a. nie, Windischmanns Urkunde einmal zur Genüge; des englischen Neuplatonikers Taylor Uebersetzung — und Commentar? — hat er vor Jahren umsonst gesucht; von Cicero's Uebertragung, so weit sie in einigen ansehnlichen Bruchstücken erhalten ist, hält Rec. mehr, als Hr. Stallbaum, der S. 110 sagt: Ciceronis interpretationem hic statim profiteri licebit parum fidam atque diligentem nobis videri, ut usum criticum paene nullum aut saltem perexiguum habeat etc. So wahr dieses ist, und so viel Hr. St. von seinem Standpunct aus deshalb Recht hat; so kommt doch hier zuvörderst, zu Cicero's Entschuldigung, in Rechnung der Zustand, in welchem diese köstlichen Fragmente des Römers laut der Var. lect. bey Orelli auf uns gekommen sind; sodann ist dieß die einzige Probe, einer röm. Uebertragung, die ohne schülerhaft zu seyn, wie sie bey uns beynahe gefordert werden, sich so treu wie möglich dem schwierigen Inhalt des Originals anschmiegt, und wo Cicero mit Fug und Recht die Grundsätze, nach denen er Demosthenes und Aeschines ꝛc. übersetzet, und die er in de opt. gen. or. auseinandergelegt hat, verläugnet und uns eine Syntaxis Comparativa beyder Sprachen nahe legt; vor allem aber bedenke man, daß der vielbeschäftigte vornehme Staatsmann seine karg zugemessenen Mußestunden dem Studium und der Uebersetzung eines Werkes zuwandte, das damals selbst von den Griechen und den Philosophen wenig oder gar nicht angesehen und studirt wurde; Cicero nicht

minder als wir heutzutage mußte den besten Theil des Verständnisses durch eigene Anstrengung und wiederholte Lesung gewinnen; ja sogar hat Rec. bey mehreren Stellen, die nicht ganz grammatisch richtig gefaßt und wiedergegeben scheinen, den Verdacht geschöpft, der edle Römer möchte bey denselben durch seine docti graeculi, die er um Rath gefragt, eben so irre geführt worden seyn, wie die Brahmindischen Pandits manchen englischen Sanskritaner — absichtlich oder unabsichtlich, aus Unwissenheit oder was nun sonst, gleichviel — betrogen und hinters Licht geführt haben. Das so eben gesagte gilt nicht Hrn. St., der das so gut weiß als Rec., es sollte nur verhüten, daß sein für diese Stelle gültiges Urtheil der wohlerworbenen und rühmlich begründeten Ehre des edlen Römers bey Unkundigen nicht Eintrag thue. — Des Seb. Foxii Murzilli Commentarii — quem librum ipsi non vidimus, sagt Hr. St. — sind schätzbar durch manche gelehrte Nachweisungen, die ihm eine große Belesenheit in den Alten aller Zeiten und Klassen, bey einzelnen Puncten an die Hand gab; freylich bey den bedeutendsten Stellen genüget er nicht, zumal er mit den spätern sog. Neuplatonikern zur Ausgleichung der Platonischen und Aristotelischen Lehren sehr hinneiget, wie aus einer anderen Schrift desselben: De naturae philosophia seu de Platonis et Aristotelis consensione ll. V. noch mehr erhellet. Am schmerzlichsten hat Rec. immer den Besitz des Theo Smyrnaeus de Mathematicis in Platone etc. vermißt; doch Hauptquellen der Erklärung bleiben immer Plutarch und Proklus; auch des Alkinou's Εἰσαγωγή soll nicht vergessen werden, da sie wenigstens lehret, wie die Platonische Philosophie einmal als System zusammengefaßt wurde; dem Alkinous steht meines Bedünkens der Lateiner Apulejus weit nach; der barbarische Chalcidius (in der Ausg. des Meursius) hat nur Werth, wo er ältere Auslegungen verarbeitet. Ungern hat Rec. hier und schon S. 37 unter den noch vorhandenen Quellen der Erklärung der Naturphilosophie des Plato die Erwähnung des Hippokrates vermißt, dessen philosophische und medicinische Ansichten dem Plato nicht fremd waren, wie aus Phädrus und Protagoras ꝛc. erhellet. Doch Hr. Stallbaum wollte hier ja nicht alle Hülfsmittel aufzählen, er hat auch einen ausführlichen und durchhin gehenden Commentar, der nothwendig sehr umfangreich hätte werden müssen, nicht zur Absicht gehabt, daher auch auf Galenus meistentheils in seinem Commentar nur verwiesen.

Auf die Prolegomena, deren Inhalt so eben kürzlich angezeigt worden, folgt S. 67 — 369 der Text des Timäus; unter diesem stehet zunächst die Anzeige der wichtigeren Lesarten und die kurze Rechtfertigung der gewählten oder vermutheten; dann aber die mehr oder minder, wie es Sache und Sprache erheischen, ausführliche Erläuterung einzelner Stellen. In Ansehung der grammatischen Kritik wird man von Hrn. Stallbaum nicht anders erwarten, als daß er, der hier schon zum zweytenmal die sämmtlichen Werke Platons, mit allen Hülfsmitteln wohl versehen, herausgiebt, eine vertraute Bekanntschaft mit der Sprache seines Autors in einzelnen Wendungen und Phrasen sowie mit seinem ganzen Gang gewonnen habe, und diese überall wo es noth thut, zum Besten des Platon zeige. Die Conjecturalkritik wird behutsam und nur wo sie unerläßlich ist, gehandhabt; denn bey den schwierigsten Stellen geben auch hier wie bey anderen Werken, die wenn auch noch so zahlreichen Handschriften wenig sichere Hülfe. Rec., indem er sich zu dem Platonischen Werke wendet, wird sein Augenmerk vornehmlich darauf richten, wie dieses mit den übrigen Werken Platons und den Nachrichten, die wir von seinem System haben, übereinstimme oder nicht; ohne hiebey H. St's. Ausgabe weiter im Auge zu haben, als da, wo dieser bereits genugsam den Inhalt erläutert hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Platonis Timaeus et Critias. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis instruxit Godofr. Stallbaum etc.

(Fortsetzung.)

Ich übergehe daher die Einleitung bis S. 27 Steph., da sie den Gegenstand und die Aufgabe unseres Timäus nicht weiter berührt, als daß sie, wie schon im 2. Kap. der Proll. oben bemerkt worden ist, die gegenwärtige Untersuchung mit der in den BB. vom Staat durchgeführten nach den wesentlichsten Ausgangs und Endpuncten verknüpfe, indem sie die dort gewonnenen Hauptmomente für den vollkommenen Staat, d. i. die vollkommene Menschheit, heraushebt und wiederholt. Ich vermuthe, daß diese ausdrückliche Hinweisung ihren Grund theils in dem beabsichtigten Zusammenhang beyder Schriften, theils aber darin hatte, daß zwischen der Vollendung und Veröffentlichung beyder wohl mehrere Jahre dazwischen gelegen seyn mögen. Uebrigens weiset Plato selbst auf den Zusammenhang und die Folge seiner Diologen hin nur hier, wo der Staat, Timäus, Kritias und Hermokrates verknüpft und versprochen werden; und im Theätet, dem der Sophistes und Politikus sich anschließen.

Das Gastgebot, die Seelenweide, mit welcher der Natur- und Himmelskundige Timäus die Freunde heute zu bewirthen versucht, besteht in der Aufgabe, das Räthsel der Welt zu lösen; mit der Weltschöpfung soll er anheben, mit der Entfaltung der Menschennatur will er enden. Mit Andacht und Scheu, daher mit Sammlung des Gemüthes und einem Gebet oder Anruf an die Götter geht er an diese Aufgabe, S. 27. Vor allem anderen voraus legt er dann bis S. 34. f. aus einander die Grundlagen und Voraussetzungen, auf denen er aufbaut, und giebt an die Anschauung, den Begriff, den er von der erscheinenden Welt im Ganzen und Großen gefaßt hat, deren Schöpfung und wesentliche Form er zu entwickeln und gründlich darzulegen hat. Völlig als ein Mathematiker richtet er da die Aufgabe gleichsam vorerst ein, und stellt alle Theile und Glieder derselben in ihren Beziehungen unter einander, wie er sie eben gefaßt hat, zurechte, ehe er an die weitere Rechnung und Lösung gehet.

1) Vor allem anderen voraus erinnert er demnach an den ursprünglichen Unterschied und Gegensatz des Seyenden und des Werdenden, des Ewigen und Unwandelbaren einerseits, und andrerseits des fort und fort im Wechsel des Entstehens und Vergehens befindlichen; kurz, er scheidet den κόσμος νοητός, und den κόσμος γενητὸς s. αἰσθητός. Dieß ist ein Lehrsatz, den Plato hier aus seiner Dialectik herübernimmt und in mehreren anderen Dialogen als hinlänglich festgestellt voraussetzt. Zu den schon von H. Stallbaum S. 111 hiefür angezeigten Stellen bemerke ich nur noch Phaedr. cc. 25. 27. S. 246 flg. Politicus S. 269. Rep. VI. cc. 16 — 20. VII. 5 — 8, mehr anderer im Theätet, Phädon, Sophistes, Hippias u. s. w. zu geschweigen. Zur Vervollständigung der metaphysischen oder dialectischen (im Platonischen Sinne) Grundsätze, die hier Plato schlechthin voraussetzt, ist aus Rep. VI. c. 18 Ast. p. 508 Steph., verglichen mit des Aristoteles Metaphysik im 6. u. 7. Kap. des ersten so wie vielfältig in anderen Büchern, namentlich den beyden letzten M und N, hier weiter nur dieses vorzutragen: daß die intelligible Welt zuvörderst in

zwey große Gebiete sich abermals spalte, in das Gebiet der Ideen, Urformen oder Ursichten, und in das Gebiet der μαθηματικά, der Maßthümer oder Maßgaben, sey es erlaubt zu sagen. Da beyde Gebiete oder Ordnungen im Reiche des reinen Verstandes, im κόσμος νοητός, liegen, so gelten in beyden auch nur ewige und unwandelbare, nur Prädicate des wahrhaft-seyenden und realen. Platon ist der strengste Realist, im ursprünglichen historischen Sinne dieses Wortes; nur die allgemeingültigen und nothwendigen Erkenntnisse und deren Gegenstände sind nach ihm wahrhaft und wirklich. Die vorstrebende Erkenntniß aber, das abstracte Denken geht zwar von allgemeinen nothwendigen Prädicaten aus, dergleichen sind: ὄν, ἀεὶ κατὰ ταὐτὰ καὶ ὡσαύτως ἔχον, u. s. f. und μὴ ὄν, γιγνόμενον, οὐδέποτε δὲ ὄν, ἀπολλύμενον u. s. f., es constituirt und bestimmet aber in seinem weiteren Verlauf und Fortgang zur intellectualen Anschauung und Gefühl die jenen Prädicaten entsprechenden concreten Subjecte, im Reiche des reinen Verstandes den νοῦς, die εἴδη und τὰ μαθηματικά; hier, im Reiche des irdischen Daseyns die Einzeldinge der sinnlichen Welt sammt ihren Wirkungen und Verhältnissen.

2) Demnächst entlehnt Platon aus seiner Dialektik den Satz: daß jedem Erkenntnißgebiet eine angemessene Erkenntnißweise entspreche und zur Seite gehe. — Das Erkenntnißorgan für die intelligible Welt ist der reine Verstand mit der Vernunft und ihrem Räsonnement — νόησις μετὰ λόγου —; das Erkenntnißorgan für die sinnliche Welt aber ist die aus sinnlicher verstandloser Wahrnehmung entsprungene Vorstellung — δόξα μετ' αἰσθήσεως ἀλόγου. Im sechsten Buch des Staates a. a. O. setzt Plato die ursprüngliche Zweytheilung in ὄν und in γιγνόμενον weiter fort; und gleichwie er, laut dem vorhin angeführten, den κόσμος νοητός entzweytheilte in das Reich der Ideen und in das Reich der Maßgaben, desgleichen auch die Sinnenwelt scheidet er in zwey, in die sinnliche Körperwelt, und in die Erscheinungen, Aeußerungen und Schemen — umbrae — derselben. Dem gemäß stufen sich auch die Erkenntnißweisen ab; wie die νόησις — Verstand mit Vernunft die Ideen vernimmt und einsieht, so verhilft und leitet die διάνοια, der combinirende Verstand, die Combination, zur Erkenntniß der μαθηματικά, oder aller ewig unwandelbaren Maß-Verhältnisse. Dem Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung der Körperwelt eignet das Erkenntnißorgan der πίστις, des Fürwahrhaltens, des Glaubens an das gewissermassen Seyn dieses Nichtigen, dessen Schemen und Schatten durch εἰκασία — durch Muthmassung und Analogie gefaßt und beherrscht werden. — Leider hat Plato diese seine Theorie des Erkenntnißvermögens nirgends weiter aus einander gesetzt, und auch seine unmittelbaren Schüler scheinen nichts mehr überliefert zu haben; daher auch die späteren Neuplatoniker nicht fördern.

3) Der dritte Grundsatz —, der aus vorhergegangenen Untersuchungen hierherüber genommen wird, besagt: Im Gebiete des Sinnlichen, im Bereich des Entstehens und Vergehens herrschet durchhin das Gesetz der Ursachlichkeit — πᾶν δὲ αὖ τὸ γιγνόμενον ὑπ' αἰτίου τινος ἐξ ἀνάγκης γίγνεσθαι. — Die unumgängliche Nothwendigkeit, Seyn und Werden zu setzen und gelten zu lassen, hat Platon in seiner Weise streng erwiesen im Sophistes, einem der wichtigsten Dialoge für seine Dialektik; — dort nun thut er nöthigend dar, daß neben dem ὄν der Eleaten noch etwas anzunehmen sey, zwar nicht das absolute μὴ ὄν, doch aber mindestens ein πῶς μὴ ὄν, — ein relativ nichtiges. — Deßgleichen hat er ausführlich die Gültigkeit der höheren unwandelbaren Erkenntniß erzwungen im Theätet, im Phädon und andern Gesprächen. — Im Sophistes aber erhärtet er weiter: Seyendes und Nichtseyendes, Beharrliches und Veränderliches scheinen bey allem ihrem einander ausschließenden Gegensatz doch etwas Gemeinsames zu haben — die κίνησις, Bewegung, Ruhr, Rege, oder aber die δύναμις, die Kraft und Möge. — Dieser nichtmetaphorische, nicht übertragene, sondern transscendentale und durchgängige Begriff, wird im Sophistes S. 246 c. 33. flg. gefunden, gelte eben sowohl für das Körperliche als für das Un-

Körperliche, und wie für das Beharrliche, so auch für das allstets Wandelbare. Außer diesen wird eben daselbst weiterfort nachgewiesen der Begriff der Gemeinschaft — κοινωνία — der Geselligkeit der Begriffe und der Dinge unter einander; — denn diese dort gewonnenen Begriffe sollen gelten und herrschen nicht allein im Denken, subjectiv; sondern auch in den Dingen selbst, objectiv. — Weiter aber in der Möge — δύναμις — keimen und entzweyen sich Bewegung und Ruhe oder Stillstand — κίνησις καὶ στάσις; Soph. c. 36. sqq. Mit und neben diesen keimen und entzweyen sich ferner die Begriffe des ταυτὸν und des ἕτερον, — das Identische und Differente. Wenn gleich diese letzteren beyden mehr auf der ideellen oder logischen Seite, jene ersteren beyden aber auf der sinnlichen und materialen zu liegen und nur nach diesen beyderley Gebieten verschiedene Ausdrücke zu seyn scheinen möchten: sie thun sich in allerwege hervor als besondere, so daß nicht nur jedwedes Paar sich als Gegner darstellt, sondern daß keiner von jenen vieren je dem anderen gleich und mit ihm derselbige ist, daß vielmehr jedweder derselben von dem anderen und dritten und vierten verschieden, gleichwohl aber alle in gewisser Maße unter einander gesellig — κοινωνοὶ — und verbindbar sind; ja daß sie sogar durch alle Begriffe und Dinge hindurchgehen, in allen wiederkehren und sich vorfinden, nicht nach Willkühr oder Zufall, sondern nach bestimmten Gesetzen, die der Philosoph und Dialektiker kennt und befolgt. Dieß was hier für den gegenwärtigen Zweck nur kurz angedeutet worden, bemüht sich Platon dort im Sophistes, im Philebus, Kratylus und an andern Orten ausführlicher und in Beyspielen klar aus einander zu setzen, was zwar in einer Platonischen Dialektik umständlich erörtert werden müßte, die aber noch kaum versucht worden ist. Ueberall da, wo nicht, wie in unmittelbarer Anschauung, etwas gegeben und vorgesetzt ist, wo nicht bey dieser stehen geblieben, sondern in das etwas, in die Sache hineingekommen werden soll, da wird von Prädicaten ausgegangen, um durch die Marken und Umrisse, die durch jene gezogen werden, den Gegenstand, sey's Idee oder Figur, abzugränzen und auszuscheiden, um ihn zuvörderst für sich zu stellen, und wie er sich eben dem inneren oder äußeren Sinne darstellet, zu fassen und Einsicht in ihm und aus ihm heraus zu gewinnen. In Anbetracht dieses letzten Ergebnisses, nach welchem das Denken und Spähen zielet, der intellektualen Anschauung, der Einung mit der Sache — der yoga, wie einige brahmindische Systeme sie verlangen — kann man jene vorhin erwähnten Ausdrücke vielleicht Hülfsbegriffe, oder auch Gränzbegriffe nennen, die das Wesen der Dialektik ausmachen, und deren Eigenschaften, Geschäfte und Hülfleistungen sich am besten aus dem Verfahren der Mathematiker, namentlich der Geometer erläutern läßt; denn dieser ihren Methoden zeigt sich Platon überall hold, ihnen hat er manche Wendung fein und scharf abgesehen. Was der Dichter und Künstler, was der Genius überhaupt zur Erbauung und Bewunderung, zur Einsicht, zu Lust und Genuß sich und andern hervorbringt und schafft, ohne daß er die geheimsten Wege und Mittel, wie er, und die leisen Zuthaten, durch welche er seine lebendigen, ja gleichsam leibhaften Gestalten, Anschauungen und Formen hervorgezaubert und vor uns hin gebannt hat, angiebt, ja nicht einmal anzugeben vermag: das will und soll der Dialektiker im Platonischen Sinn, der Philosoph thun; er will und soll alle Mittel und Wege, alle Schritte und Wendungen genau verzeichnen und bemessen, welche verfolgend und einhaltend der ihm nachdenkende Hörer oder Leser zu der gleichen Erhebung, Anschauung, Begriff und Einsicht mit Nothwendigkeit und Ueberzeugung gelangen kann und wirklich gelangt, die den Lehrer treibt und beseelt. In keiner Wissenschaft findet diese Freyheit und Nöthigung in diesem Maaß und in dieser Vereinigung statt, als wie in der alten Geometrie. Mit der bisher kurz angedeuteten Erkenntnißtheorie stimmt alle das gut zusammen, was Platon im fünften B. des Staates Kap. 20. 21. 22. S. 476 flg. berührt. Da lehrt er: der Philosoph wohne in der Erkenntniß des Wahrhaftseyenden, und besitze Einsicht und Wissenschaft desselben; — das Nichtseyende aber schlechthin als Nichtseyendes sey das undenkbare und unerkennbare; — τὸ μὲν παντελῶς ὂν παντελῶς γνωστὸν, μὴ ὂν δὲ

μηδαμῆ, πάντῃ ἄγνωστον. — Zwiſchen dieſem ſchlechthin undenkbaren und nichtigen, und der wahrhaften Erkenntniß und Einſicht liege immitten die Meynung — δόξα — mit ihren Arten, der falſchen Vorſtellung, dem Wahne, und der wahren Vorſtellung, welche trifft, ohne zu wiſſen und einzuſehen, aus welchem Grunde die Sache eben ſo und ſchlechterdings nicht anders iſt. Die Meynung und Vorſtellung gehe demnach auf ſolche Dinge, welche zwiſchen dem Seyn und dem Nichtſeyn mitteninneliegen und an beyden Antheil haben. Von dieſer Art ſeyen die Vielheit und Mannichfaltigkeit der Einzelnen Dinge und Erſcheinungen in der Körperwelt um uns her; — ſie haben an der Idee oder Eſſenz des wahrhaften Seyns zwar Antheil — μετέχει τοῦ ὄντως ὄντος — zugleich aber auch haben ſie Antheil an dem anderen, dem Nichtſeyn, ſo daß es keines von beyden eigentlich iſt oder genannt werden kann, — καὶ οὐδέτερον εἰλικρινὲς ὀρθῶς ἂν προσαγορευόμενον —; gegen die Ideen gehalten können dergleichen Dinge daher im Ganzen als beziehungsweiſe nichtſeyende angeſprochen werden; als ſolche aber ſind ſie nicht wahrhaft erkennbar, ſondern nur wähnbar oder vorſtellbar — δοξαστά. — Hier herrſcht denn die oben erwähnte εἰκασία, die Conjectura. — (Est enim haec ars conjecturalis, neque respondet ei plerumque non solum Conjectura, sed etiam experientia. Celsi praef. ad II. de Medicina p. 13 Bip.; und p. 17. Ergo etiam vetustissimus auctor Hippocrates dixit, mederi oportere, et communia, et propria intuentem.) — Aber die Communia, das Antheil das ſie an den Ideen haben, und nur dieſes, ſind Gegenſtand der reinen Wiſſenſchaft. Das beziehliche Nichtſeyende wird nicht gewußt, wird nicht begriffen, es iſt kein ἐπιστητόν noch νοητόν, ſondern Schein und wechſelnder Schatten und Schemen.

Mit dieſen vorbereitenden Bemerkungen ſteht Plato aber noch lange nicht bey der Weltſchöpfung, der γένεσις τοῦδε τοῦ παντός; das ſinnliche, körperliche Werden oder Enſtehen und Vergehen der Dinge um uns her beginnt er erſt S. 49 flg. vom Grund aus zu erörtern; daher nimmt er dort einen neuen Anlauf; hier aber iſt er noch ganz auf dem Felde der Metaphyſik, und da iſt vor allem die ſchon vorhin berührte Cauſalität noch näher ins Auge zu faſſen: παντὶ γὰρ ἀδύνατον χωρὶς αἰτίου γένεσιν σχεῖν, fährt Platon am oben angeführten Orte fort. Weil er aber nicht Naturforſcher im engeren Sinne war, ſo hatte er nach der ganzen Anlage ſeiner Philoſophie wenig Anlaß und Antrieb, ſeine Aetiologie umſtändlich aus einander zu ſetzen; im Bilde des Künſtlers ſtand ſie gleichſam anſchaulich vor Augen. Ariſtoteles hat über dieſen Punct, wie über mehrere andere, Aufklärungen und Beſtimmungen gegeben, die auch von den Platonikern angenommen und in ihrem Meiſter gefunden worden ſind; nur das αἴτιον ὀργανικόν, die causa instrumentalis wird ſehr oft als die fünfte Klaſſe von Urſachen aufgezählt, und als dem Plato insbeſondere eigen angeſehen. Dieſer verräth einiges aus ſeiner Aetiologie nur im Philebus S. 23 — 27 und 29, 30; nach dieſen Stellen, mit Beyziehung des Ariſtoteles ſoll hier die obige dritte Vorausſetzung mit wenigem betrachtet werden.

Da αἴτιον — Urſache — vieldeutig — πολλαχῶς λεγόμενον — iſt, und mindeſtens einen vierfachen Sinn hat: ſo iſt vorerſt klar, daß von der materialen Urſache hier wohl nicht die Rede iſt; darauf deutet ſchon das ὑπ' αἰτίου ἐξ ἀνάγκης γίγνεσθαι; es würde ἐξ αἰτίου heißen, wenn die ὕλη gemeynt wäre. Aus der Präpoſition ὑπὸ erhellet ſonach, daß die Wirkurſache — αἴτιον κινητικόν, ποιητικὸν τὸ ὑφ' οὗ, Causa efficiens — gemeynt ſey; und dieß wird durch das nachfolgende beſtätiget. Von dieſer wird der Beweggrund oder Endzweck — τὸ οὗ ἕνεκα, αἴτιον τελικόν, τὸ ἀγαθὸν u. ſ. w. — unterſchieden, S. 29 f.: λέγωμεν δὴ δι' ἣντινα αἰτίαν γένεσιν καὶ τὸ πᾶν τόδε ὁ ξυνιστὰς ξυνέστησεν· ἀγαθὸς ἦν, ἀγαθῷ δὲ οὐδεὶς περὶ οὐδενὸς οὐδέποτε ἐγγίγνεται φθόνος u. ſ. w. vrgl. Sen. Ep. 65. Quaeris, quid sit propositum Deo? (sc. in creatione mundi) — Bonitas. Ita certe Plato ait. Quae Deo faciendi mundum causa fuit? bonus est, bono nulla cujusquam boni invidia est, fecit itaque quam optimum potuit.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Auguſt.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1839.

Platonis Timaeus et Critias. Recensuit' Prolegomenis et Commentariis instruxit Godofr. Stallbaum etc.

(Fortſetzung.)

Dasjenige, womit Seneca unmittelbar weiter fährt, iſt zwar ſehr beherzigungswerth; auch haben ſchon ſpätere Griechen aus der ſtoiſchen Zeit bey Plato nur zwey Urſachen finden wollen, die Materie und das Wirkende — ſiehe Menage zu Diog. III. 69; indeſſen da ſelbſt dieſer Punct ſtreitig gemacht werden kann; ſo halte ich es für gerathener, hier Plato's jüngerem Zeitgenoſſen Ariſtoteles nahe zu bleiben, der ſelber ſchon bemerkte ἀκρ. φυσ. II. 3. 4. Metaph. Δ, 2, daß Form- und Zweckurſache oft überein fallen; ſo hier: In der Wirkurſache — Gott — wohnt auch zumal die Formurſache — παράδειγμα — und die Zweckurſache — τὸ τέλος. Es gehen aber beyde Philoſophen da gleich aus einander; denn Ariſt. anerkennt nicht das παράδειγμα, die Idee als Vorbild gleichſam im Geiſte Gottes, ſondern nur die Idee als Form (εἶδος) der Dinge, die in dieſen von vorneherein wohnt; alle Formen in der Natur entwickeln ſich in Gemäßheit der Bewegung und Erregung, der ὄρεξις, welche Gott als das ὀρεκτὸν in der Natur zufolge der Dürftigkeit in ihr, — zufolge der στέρησις — erweckt, ohne daß er dabey als αἴτιον ποιητικὸν thätig ſey; — ἐπειδὴ γὰρ τὸ ποιητικὸν τοῦτο φησὶν (c. Aristoteles) εἶναι τὸ διὰ ὁδοῦ τινος καὶ γενέσεως ἄγον εἰς τὸ εἶναι τὰ γιγνόμενα· ὁ δὲ θεὸς οὐκ ἐν χρόνῳ ποιεῖ οὐδὲν οὐ δὲ ἀτελῆ, διὰ τοῦτο οὐ ποιητικὸν αὐτόν φησιν, ἀλλ' εἰ ἄρα, παραγωγὸν δεῖ αὐτὸν καλεῖν. Wiewohl Philoponus zu π. γεν. κ. φθ. I. 6. fol. 35 R. hier einiges ſpitzfindiger als Ariſtoteles ſelbſt nehmen, vielleicht auch durch die Verwandtſchaft von ποιεῖν und ποιοῦν ſich leiten laſſen mag: im Ganzen folgert er richtig den Sinn des Stagiriten. Von dieſem weicht aber Plato hier weit ab, indem er αἴτιον und ξυναίτιον, ξυμμεταίτιον ausdrücklich p. 46 flg. unterſcheidet und S. 47, 48 wiederholt ſagt: τὰ μὲν οὖν παρεληλυθότα τῶν εἰρημένων, πλὴν βραχίων, ἐπιδέδεικται τὰ διὰ νοῦ δεδημιουργημένα· δεῖ δὲ καὶ τὰ δι' ἀνάγκης γιγνόμενα τῷ λόγῳ παραθέσθαι· μεμιγμένη γὰρ οὖν ἡ τοῦδε τοῦ κόσμου γένεσις ἐξ ἀνάγκης τε καὶ νοῦ συστάσεως ἐγεννήθη· νοῦ δὲ ἀνάγκης ἄρχοντος τῷ πείθειν αὐτὴν τῶν γιγνομένων τὰ πλεῖστα ἐπὶ τὸ βέλτιστον ἄγειν, ταύτῃ κατὰ ταῦτά τε δι' ἀνάγκης ἡττωμένης ὑπὸ πειθοῦς ἐμφρονος οὕτω κατ' ἀρχὰς ξυνίστατο τόδε τὸ πᾶν. vrgl. S. 56 C. Eine bewußte und freye im Wollen und Schaffen von der Güte geleitete Urſache anerkennt Ariſtoteles ſo nicht; bey Plato aber wird ſie begreiflicherweiſe zum αἴτιος, Urheber; dieſer iſt der νοῦς βασιλεὺς, δημιουργός, iſt der ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦδε τοῦ παντός S. 28, denn das αἴτιον iſt δύναμις dieſe aber unkörperlich; als erſtes und oberſtes αἴτιον iſt es ἀθάνατον und αὐτοκίνητον, und nicht allein im Bereich der νοητὰ, ſondern ſelber νοῦς, wahrhaftes urſprüngliches Weſen, ſchwer, vollſtändig im Begriff zu faſſen und durch Worte klar zur Anſchauung zu bringen, S. 28 auf 29 vrgl. Critias z. A. S. 107: περὶ θεῶν γὰρ λέγοντα τι πρὸς ἀνθρώπους δοκεῖν ἱκανῶς λέγειν ῥᾷον ἢ περὶ θνητῶν πρὸς ἡμᾶς· ἡ γὰρ ἀπειρία καὶ σφόδρα ἄγνοια τῶν ἀκουόντων, περὶ ὧν ἂν οὕτως ἔχω-

σι, πολλὴν εὐπορίαν παρέχεσθον τῷ μέλλοντι λέγειν τι περὶ αὐτῶν· περὶ δὲ δὴ θεῶν ἴσμεν ὡς ἔχομεν· vrgl. Parm. 134 — 135. Leg. X. a. v. D. u. IV. c. 7. p. 716 und c. 8: ὁ δὴ θεὸς ἡμῖν πάντων χρημάτων μέτρον ἂν εἴη μάλιστα καὶ πολὺ μᾶλλον ἤ πού τις, ὡς φασιν, ἄνθρωπος. Daſ. Aſt. Der Hauptgegenſatz und Unterſchied im Begriff der Urſache ſtellt ſich nach Plato in den ſpecifiſchen Merkmalen: Geiſt, d. i. freye ſelbſtbewußte Kraft oder Urſache; und Nothwendigkeit heraus. Die letztere Urſache, die der bewußtloſen und unfreyen Nothwendigkeit läßt ſich enger und genauer beſtimmen nach den Andeutungen, die Timäus weiterhin im Verlauf ſeiner Rede über ſie macht. Die erſtere aber iſt offenbar von der Art, die Ariſtoteles ἐντελεχείᾳ ὄν nennt; ihr Schaffen und Wirken ſtehet von dem der Nothwendigkeit weit ab; gleichnißweiſe läßt es ſich jedoch wohl aus einigen Acten des menſchlichen Erkennens verdeutlichen. Einige innere Wahrnahmen und Erkenntniſſe ſtrahlen in uns auf οἷον μιᾷ ἐπιβολῇ, und wie durch göttliche Eingebung und Beſeſſenheit — μανία, wie Plato im Phädrus cc. 13 — 39. S. 237 — 257 von ihr ausführlich nach ſeinem dortigen Geſichtspuncte redet; — zu anderen dagegen gelangen wir μεταβατικῶς, auf den von einem zu einem, von Theil zu Theil über und fortleitenden Wegen, vermittelſt des diſcurſiven Denkens. Jene erſtere Erleuchtung hat immer Luſtgefühl, Seligkeit, zur Begleitſchaft; die letztere Erkenntnißart aber hat dieſelbe nur zur Folge — nach Ariſtoteles Eth. Nic. X. c. 6 — 9. womit Plato, ohne daß er dieß meines Beſinnens ausdrücklich ſagt, im Ganzen doch übereinſtimmt. Die Ideen und Maßgaben — εἴδη καὶ μαθηματικὰ — ſind ewige Geſetze und Wahrheiten in Gott und aus Gott; ſie ſind, ſchlechthin, ſind ὄντως ὄντα, folglich ſie werden nicht; ihr Seyn beſteht nicht in einem Werden; ſondern in der Natur und im menſchlichen Verſtand ſind ſie und ſind nicht, ohne doch jemals zu entſtehen oder zu vergehen, wie Ariſtoteles, wie vielmal ſagt: Metaphys. B. 5. ff. E. c. 3. pr. Z. c. 8. wo er ſeine Grundanſicht im Unterſchied von der des Plato im Betreff der Ideen und des Wirkenden kurz und beſtimmt hervorhebt; ſiehe ebend. c. 10. beſonders S. 120 — 121 Sylb. c. 14 und 15., H. 5 u. a. m. a. O. der Metaphyſik; vrgl. ακρ. φυσ. VIII. c. 2. S. 162 Sylb.; genug zum Beweis, daß wie verſchieden auch Plato und Ariſtoteles die Ideen und Formen der Dinge, das Allgemeine und das Individuale aufgefaßt haben, beyde doch darin übereinſtimmen, die Ideen oder Formen ſind, ohne zu werden oder zu vergehen; eben wie die mathematiſchen, mediciniſchen Wahrheiten oder die muſikaliſchen u. a. dgl. Fertigkeiten in je ihren Subjecten und Inhabern ſind, mag er dieſe eben jetzt ausüben oder nicht, ihrer gedenken oder nicht. In dieſem einen Punct einſtimmig gehen beyde aber ſo fort aus einander; denn ſelbſt das Lernen iſt demnach bey Plato ἀνάμνησις, Wiedererinnerung; und was wir zum Behufe dieſer in uns thun, mit alle dem beſinnen wir uns nur auf Erkenntnißgründe für uns, die mit den Seynsgründen an den Dingen ſelbſt wenigſtens nicht nothwendig überein fallen. Die Platoniſchen Ideen ſind im Göttlichen begründet, aber nicht verurſacht oder geworden; daher ὁ θεὸς ἀεὶ γεωμετρεῖ (καὶ εἰδοποιεῖ.); Gott iſt demnach nicht Urſache, ſondern Urheber der Welt; und er ſchafft ſie nach einem ewigen ihm beywohnenden Urbild — παράδειγμα κατὰ ταὐτὰ καὶ ὡσαυτῶς ἀεὶ ἔχον, nicht nach einem παράδειγμα γεγονός. Das höchſte Urbild in Gott iſt aber das Gute — ἀγαθόν; — es ſitzt recht eigentlich im Herzen Gottes, dergeſtalt, daß es gewiſſermaſſen ſeine Weſenheit ausmacht Rep. VI. c. 16 — 21.; ſie iſt in Gott, was in der Welt die Schönheit, oder beſſer die Zweckmäßigkeit ausdrückt vrgl. Phileb. S. 66 Phaedr. S. 249 flg. Arist. π. ζ. μορ. I. 1. a. E. — Plato braucht hier wieder einige Begriffe als maßgebend, z. B. Schön, Gut ꝛc. zu deren Erfaſſung er wohl an mehreren Orten hingeführt hat, (z. B. auch im Hippias d. gr., im Gaſtmal) deren Maaßgiebigkeit oder Sphäre er aber nirgend, auch nicht im Philebus, durchgeführt hat. Dieſe Welt nun als ſichtbar, taſtbar u. ſ. w. iſt wie alles ſinnlich wahrnehmbare geworden; ſie iſt Abbild — εἰκών — Wiederſchein eines ewigen hellen und erhellenden Urbildes. Wie ſich dieſe — Urbild

und Abbild — zu einander verhalten? eben so wie Seyn — Wesen — zum Werden; und so auch Wahrheit zum Fürwahrhalten (wie ἀλήθεια zu πίστις)! Jene kann durch reine Vernunft a priori eingesehen, sie kann auf syllogistischen oder dialektischen Wegen als ein unfehlbares und unfällbares Wissen zum Bewußtseyn gebracht werden; dieß erhellet am deutlichsten in der Geometrie und der gesammten reinen Mathematik. Allein diese Gewißheit und Unfehlbarkeit der Mathematik erleidet einen Abfall in allen sogenannten angewandten Theilen derselben; hier genügt sie sich selbst und allein nicht; sie bedarf in der Mechanik, Statik, Astronomie gewisser Vorgaben, die nicht auf ihrem Felde gewachsen, die aus der Erfahrung und Beobachtung entlehnt sind. Die Mathematik rechnet und mißt da so sicher und zuverläßig als irgendwo; aber ihre Probe liegt nicht mehr in ihr, sondern in der Natur, in dem berechneten und gemessenen Gegenstand, der etwas mehr und anderes noch ist als bloße nackte mathematische Größe. Ob dieses mehr und andere, das der Gegenstand auch ist, nicht auch durch reine Vernunft erzwungen und gewußt werden kann, darauf kommt es zunächst nicht an. Genug, so lange die Astronomen für die Bahnen der Himmelskörper den Kreis zu Grund legten, bestanden ihre Berechnungen, so richtig und nach den beliebten Voraussetzungen unumstößlich sie auch gemacht waren, sie bestanden die Probe in der Natur nicht; — und selbst an den Keplerischen Ellipsen und der Stätigkeit der Bewegung ist noch immer nach den beobachteten gegenseitigen Störungen zu bessern. Gleichwie das Nichtzusammentreffen der Rechnung mit der Natur in solchen Fällen nicht der Gewißheit und Wahrheit der Mathematik als solcher Eintrag thut, sondern eben sie nur die Lehrsätze oder Voraussetzungen Lügen straft: Deßgleichen eben so wenig würde die Incongruenz der Metaphysik (wenn es eine solche Wissenschaft schon gäbe) zur Physik jener Eintrag thun, sondern nur zu fortgesetzten und neuen Beobachtungen dringend auffordern, z. B. gleich in Fällen, wo wir bisher gar keine Ursache haben bemerken können, sind wir doch a priori gewiß, daß es eine solche geben müsse. Hier ist der Punct, wo Plato offenbar im Nachtheil gegen Aristoteles ist; — während dieser das Räsonnement, die Speculation — λόγοι — der Erfahrung und Wahrnehmung — αἴσθησις — folgen und sich unterordnen heißt, mißachtet Platon die Beobachtung und Erfahrung in der Natur gerade hier im Timäus mehr als einmal und sieht spöttisch auf sie herab, z. B. S. 59; doch nur wenn sie ohne eine leitende Idee angestellt wird; denn wenn speculative Erwägungen entgegengebracht werden, denn will er sich gerne eines bessern belehren lassen, z. B. S. 54, geht er daran, durch die geometrischen Grundgestalten die Elemente zu bestimmen und sagt, aus der Unzahl derselben müsse man zu einem schicklichen Anfang die schönsten und zweckmäßigsten Figuren wählen, als solche nimmt er das gleichschenkelige und ungleichseitige rechtwinkelige Dreyeck; wer aber, fährt er fort, zur Construction des Elements zweckmäßigere Figuren auszuwählen weiß, der gilt uns nicht als Feind, sondern als Freund und Sieger. Vrgl. S. 55.

Hieraus ergiebt sich, was Timäus mit dem öfter wiederholten Ausdruck εἰκὼς λόγος, εἰκὼς μῦθος meynt. Die Geometrie, die hier zunächst in Betracht kommt, weil sie maß- und formgiebige Grundlage der Welt und ihrer Theile ist, stehet unerschütterlich, und gleich ihr für Plato seine Metaphysik oder Dialectik. An der Gewißheit und Wahrheit dieser beyden nehmen andere Zweige Theil nach Maßgabe dessen, was von ihnen und wie es gegeben ist. Der εἰκὼς λόγος kann demnach einerseits der unbestimmten Analytik an die Seite gestellt werden, diese rechnet sicher und richtig; die Bestimmtheit ihres Ergebnisses aber hangt ab von der Maßgabe der Erfordernisse zur vollständigen Lösung; diese Erfordernisse aber werden in allen Theilen der angewandten Mathematik von der Erfahrung und Beobachtung erwartet, so daß dadurch selbst die mathematischen Methoden nicht selten bedingt werden, und daß sogar diese reine aprioriſche Wissenschaft einen Theil ihrer Vorschritte den Anforderungen, die die Erfahrung an sie that und ihr vorlegte, verdanket: man denke nur an die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels. — Hätte Plato hier das Bedürfniß der Erfahrung anerkannt, so wäre allerdings seiner Dialectik hie und da Eintrag geschehen; er hätte sich aber an-

drerseits der heutiges Tages beliebtesten und verbreitetsten Auffassung der Natur, der mathematischen, in einem überraschenden Grade genähert; wie denn seine mathematischen Elemente schon von Aristoteles gerne mit der Atomenlehre Demokrits zusammengestellt werden, und den Molécules unserer Nachbarn in mancher Hinsicht nahe kommen. Eben diese unsere Nachbarn haben den εἰκὼς μῦθος auf den Thron erhoben; sie haben Platons Metaphysik ganz beseitiget, desto fester gehalten aber seine mathematische und geometrische Methode, welcher sie nur die Erfahrung allein als Aufgabstellerin beygesellen; wie viel hiemit in der Physik geleistet werden könne, dafür liegen ihre Leistungen vor; wie viel oder wenig aber für Metaphysik und Philosophie, dieß zeigt sich nicht minder auffallend in der Analytischen Theorie der Wahrscheinlichkeiten, und deutlicher noch in dem: Philosophischen Versuch über Wahrscheinlichkeiten vom Grafen La Place! Nicht aus auch nur psychologischen, geschweige denn gar aus metaphysischen und speculativen Principien, sondern aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung beweiset La Place, daß man 1 gegen 10, mit der Ehrlichkeit besser fahre als mit der Ungesetzlichkeit! (Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die moralischen Wissenschaften S. 121 der d. Uebersetzung von Tönnies.) Solchen Verirrungen wich Plato aus durch Zuziehung der Metaphysik; es erhellet aber zugleich, daß sein εἰκὼς μῦθος, auf diese und auf die Mathematik gebaut, von demjenigen ziemlich verschieden ist, was gemeinhin Wahrscheinlichkeit heißt, die nicht auf einer Rechnung ruhet, zu welcher die Erfahrung die Probe geben soll. —

Die freyen Ursachen sind vorzugsweise erkennbar; was aber mit Nothwendigkeit — ἐξ ἀνάγκης — wird, das alles ist nach Voraussetzung berechenbar. Die Schönheit und Zweckmäßigkeit gehören ins Gebiet der ersteren Art von Ursachen S. 29 u. 30, d. i. sie stammen aus Gott, der, selbst gut und vollkommen, desgleichen alles vollkommen und zweckmäßig schaffen wollte; demnach „alles Sichtbare, Ruhelose, unstät und wirr bewegte zusammen fassend, brachte der Schöpfer es aus Unordnung zur Wohlordnung und in bemessene Bewegung.“ — „Ordnung (τάξις) und Maß (λόγος) oder Gesetz eignen nur der Vernunft, dem Geist — νοῦς.“ — „Geist oder Verstand vereinbart sich mit anderen nicht, außer mittelst der Seele; aus diesem Grunde pflanzte Gott den Geist in die Seele, und die Seele in den Leib, um das schönste und vollkommenste in der Natur zu schaffen. Nach wahrscheinlicher Rede — κατὰ τὸν εἰκότα λόγον, — ist die Welt demnach ein beseeltes und in Wahrheit verstandhaftes (zweckmäßiges) durch Gottes Vorsehung gewordenes lebendiges Wesen vrgl. Rep. VI. 15 ffg. Legg. X. 2 fgg.

Bis hieher hat Plato die Weltseele nur definirt, d. h. er hat aus einander gesetzt nur das Innere, gleichsam die Form, die im Begriff der Welt liegt; weiterhin aber giebt er auch die äußere Form derselben an, er beschreibt auch den Weltleib kurz aber genügend, wie er es für die späteren ätiologischen Darstellungen nöthig hat.

Ehe ich mit Plato weitergehe, muß noch erst jenes πᾶν ὅσον ἦν ὁρατόν, οὐχ ἡσυχίαν ἄγον ἀλλὰ κινούμενον πλημμελῶς καὶ ἀτάκτως betrachtet werden. Daß es mit den Beschreibungen zusammenstimme, die hie und dort vom Chaos, von der Urmaterie und drgl. gegeben werden, dieß fällt in die Augen; hiemit hat Platon offenbar dem vorgegriffen, was er erst späterhin einzuführen oder zu rechtfertigen hatte. Will man in dem ὅσον ἦν ὁρατὸν einen Fingerzeig auf Licht, oder auf den allgemeinen Aether sehen: so kann man's; indessen auch bey dieser Annahme ist hier proleptisch geredet.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Platonis Timaeus et Critias. Recensuit, Prolegomenis et Commentariis instruxit Godofr. Stallbaum etc.

(Schluß.)

Die beygefügten weitern Merkmale — Ruhelos, unharmonisch und ungeordnet bewegt — dringen beynahe auf die Erinnerung an das 10te Buch der Gesetze von S. 88 an, besonders aber 893 sgg. cc. 6 — 9. Dort beweiset Plato das Daseyn Gottes in kurzer und gemeinfaßlicher Weise so, daß er von dem Begriff der Bewegung ausgeht, der wie er im Sophistes gezeigt hat, ein durch alles hindurchgehender ist; die Bewegung nun wird in 10 Arten unterschieden; vrgl. Tim. S. 38 u. 40; von diesen ist die 10te die erste — *πρῶτον γενέσει τέ ἐστι καὶ ῥώμῃ κατάλογον*; die 9te aber, wird die zweyte. Unter jener ersten versteht aber Plato, wie er gleich selber erklärt, die seelische Bewegung, das Leben, die Seele. S. 896. *ψυχὴν τὴν δυναμένην αὐτὴν αὑτὴν κινεῖν κίνησιν*; vergl. Phaedr. S. 245 c. 24. *πᾶσα ψυχὴ ἀθάνατος· τὸ γὰρ ἀεὶ κίνητον ἀθάνατον, τὸ δ' ἄλλο κινοῦν καὶ ὑπ' ἄλλου κινούμενον, παῦλαν ἔχον κινήσεως, παῦλαν ἔχει καὶ ζωῆς· μόνον δὴ τὸ αὐτὸ κινοῦν, ἅτε οὐκ ἀπολεῖπον ἑαυτό, οὔποτε λήγει κινούμενον, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἄλλοις ὅσα κινεῖται, τοῦτο πηγὴ καὶ ἀρχὴ κινήσεως· ἀρχὴ δὲ ἀγένητον* u. s. w. Gerade so wie im Phädrus, räsonirt Plato auch hier in den Gesetzen und glaubt sattsam bewiesen zu haben a. a. O.: *ψυχὴν ταὐτὸν ὄν, καὶ τὴν πρώτην γένεσιν καὶ κίνησιν τῶν τε ὄντων καὶ γεγενότων καὶ ἐσομένων καὶ πάντων αὖ τῶν ἐναντίων τούτοις, ἐπειδήγε ἀνεφάνη μεταβολῆς καὶ κινήσεως ἁπάσης αἰτία ἅπασι*; — er schreibt ihr entgegengesetzte Wirkungen zu, und unterscheidet demnach eine *ψυχὴ εὐεργέτις* u. *ἡ τἀναντία δυναμένη ἐξεργάζεσθαι — ἣ μανικῶς καὶ ἀτάκτως ἔρχεται, ἡ κακή*. Man siehet, leicht, daß *ψυχὴ* hier die sogenannte Grundkraft, das Urleben der Natur bezeichne, das zur Weltordnung wird, wenn die gutthätige Weltseele herrschet und schaffet — wie? hat er oben gesagt *ἐξ ἀταξίας εἰς τάξιν ἄγει*; hier sagt er: *ἄγει μὲν δὴ ψυχὴ (ἡ εὐεργέτις) πάντα τὰ κατ' οὐρανὸν καὶ γῆν καὶ θάλασσαν ταῖς αὑτῆς κινήσεσιν, αἷς ὀνόματά ἐστιν βούλεσθαι, σκοπεῖσθαι, ἐπιμέλεσθαι . . . . . καὶ πᾶσιν ψυχὴ χρωμένη, νοῦν μὲν προσλαμβάνουσα θεῖον, θεὸς οὖσα, ὀρθὰ καὶ εὐδαίμονα παιδαγωγεῖ πάντα· ἀνοίᾳ δὲ ξυγγενομένη πάντα αὖ τἀναντία τούτοις ἀπεργάζεται*. Auch hier also wie kurz vorhin im Timäus setzet Platon den *νοῦς εἰς τὴν ψυχὴν*, und diese dann *εἰς τὸ σῶμα*; — ein mathematischer Platoniker könnte hiebey noch die Frage aufwerfen, ob der Meister vielleicht an eine stätige, oder ob an eine harmonische Proportion bey der Stellung dieser drey

gedacht habe? Doch wir haben gar keinen historischen Boden um darauf einzugehen; das Gesagte aber mag vorläufig für diese Stelle genügen; denn es stehen noch andere bevor, wo auf diesen Punct zurückzukommen ist. —

Ehe aber Platon die Schöpfung der Weltseele, — der gutthätig und zweckmäßig wirkenden und bildenden, erklärt, ehe er auch ihren Leib im Allgemeinen beschreibt, berührt er noch die Frage nach der Idee, nach dem Urbild, nach welchem die schöne Welt gemacht ist? Er antwortet: nach der allumfassenden Idee — im Gegensatze mit partialen und specialen Ideen! Jene und diese nennet er hier ζῶα — lebendige Urbilder; in der ersteren sind aber die letztgenannten enthalten. Diese Stelle mit mehreren anderen, die im Timäus noch folgen und mit demjenigen zumal zusammen genommen, was im Philebus und hie und da auch anderwärts gesagt ist, hat für die Platonische Ideenlehre eine noch nicht genug gewürdigte Bedeutenheit; es würde aber zu umständlich seyn, und zu weit von dem vorliegenden Werke abführen, wenn hier nach der richtigen Ansicht von den Platonischen Ideen geforscht würde, zumal sie ja im Timäus durchweg schon vorausgesetzt werden; vrgl. weiterhin zu S. 35. — Plato fährt hier S. 31 fort: Gleichwie die Urlebens-Idee, nach welcher die sichtbare Welt gemacht ist, nur eine ist, diese aber alle intelligiblen, vernunftdenkbaren lebendigen Begriffe in sich schließt und nicht zu zweyt mit einer anderen seyn kann, ohne daß sich über sie beyde sofort eine dritte, als umfangende Einheit, erhübe (vrgl. Parm. S. 132. 133): so ist auch diese sichtbare Welt nur eine einzige, aus allen Elementen der Sichtbarkeit insgesammt, und jedem insonderheit, gemacht, und alle theilweisen Urbilder in sich abbildlich enthaltend. — Diese Welt aber ist körperlich, d. h. tastbar und sichtbar (sie ist da, für die beyden Grund- und Hauptsinne) folglich bestehet sie aus Feuer und Erde — den entsprechenden Elementen. —

Diese zwey Grundstoffe sind einander widrig und entgegengesetzt; sie sollen aber verbunden werden, und sind verbunden durch Luft und Wasser — proportionale Größen und Kräfte der Körperlichkeit; für Flächen genügt ein Mittelglied, wie es in der stätigen Proportion erscheint; für Körper aber müssen zwey Mittelglieder gefordert werden. — Hier zum erstenmal berührt Timäus die Mathematik, eigentlich die Proportion; — Zahl, Maß und Gewicht lenken und beherrschen die Welt und ihre Theile nach ihren Größen, Kräften und Maßen, und halten sie in Verwandtschaft, Gebundenheit und Abhängigkeit, in Relation und Gemeinschaft. — Ueber diese Stelle commentirt H. Stallbaum, für diesen Ort und nach seinem Plan hinlänglich, erschöpfender und ausführlicher aber A. Böckh in dem Programm: Explicatur Platonica corporis mundani Fabrica conflati ex Elementis geometrica ratione concinnatis, Heidelberg 1809. 4.; er erörtert da von S. 9 an und im flg. die Platonische Rede S. 31 bis S. 32 von den Worten: δύο δὲ μόνω καλῶς ξυνίστασθαι — — — — bis ἄλυτον ὑπό του ἄλλου πλὴν ὑπὸ τοῦ ξυνδήσαντος γενέσθαι mit dem Scharfsinn und der Gründlichkeit, die man nur von einem A. Böckh erwarten darf; auf sein Programm verweisen wir daher die Leser, die nach einem genaueren Verständniß dessen, was Timäus nur andeutungsweise berührt, verlangen; eben derselbe ausgezeichnete Philolog hat mehrere weiterhin folgende Stellen des Timäus theils in den Heidelberger Jahrbüchern vom Jahre 1809 und 1810, theils in einem Programm vom Jahre 1810 (Disputatur de Plat.

systemate coelestium Globorum et de vera indole Astronomiae Philolaicae Heidelberg) und im dritten Band der Studien von Daub und Creuzer und an a. O. so behandelt, das kaum etwas besseres gefunden werden kann. Murz. For sucht an diesem Ort (S. 88 — 94) die Urbeschaffenheiten der Elemente, wie sie Plato oder doch die Platoniker annahmen, mit diesen Proportionen in Verbindung zu setzen. Allein hier eben entdeckt sich der Schaden der Platonischen Physik zuerst; — der sichern und gewissen Geometrie legt er zur Berechnung und Construction unter nur sehr zufällige und allgemeine Wahrnehmungen, zu deren Wahl und Vorzug ihn meistentheils, wie er gesteht, τὸ καλῶς bestimmt; diese Auffassungs- und Bestimmungsweise hat übrigens Plato mit unserem Kepler gemein; nur daß diesem, von seiner Zeit begünstigt, bessere Beobachtungen zur Grundlage wurden, in deren Ermangelung Plato nur eine beliebige mathematische Analogie unterlegen konnte; und es kümmerte ihn eben nicht, wenn diese die Probe in der Natur nicht bestand. Daher kommt es zum Theil, daß er im Timäus so oft einen neuen Anlauf, daß er neue Principien herein nimmt, ohne dieß weiter zu rechtfertigen.

Die Figur des Weltleibes demnächst ist, nach Plato, wie bey allen seinen Vorgängern und Nachfolgern im Alterthume, die kugelige; denn die Kugel ist nach den alten Geometern und Philosophen die vollkommenste aller Figuren und befaßt alle anderen in sich, vrgl. Arist. π. ουρ. II. 4 und Cic. N. D. II. 18 und ihre Auslegung. — „Demnach ist der Weltleib vollkommen glatt und eben und hat, weil sie selbst genugsam und alles umfassend ist, keine Sinne und Glieder vonnöthen, durch welche sie mit Auswärtigem in Verbindung und Wechselwirkung treten könnte; denn außer ihr ist ja nicht das geringste Stäubchen zurück gelassen; überflüssiges und umsonst schafft Gott niemals;“ — diesen letzteren regulativen Grundsatz wiederholt auch Aristoteles sehr oft. „Der göttliche Kunstbau der Welt trägt demnach alles Thun und Leiden, Ernährung und Zerstörung und Wiedererneuerung in sich selbst; das All ist durch sich selbst thätig im Wechsellauf vom Wirken und Hervorbringen, vom Schaffen, Erhalten und Vernichten. — Die Thätigkeit und Wirksamkeit der leiblichen Welt erscheint als Bewegung; und zwar, mit Ausschluß der sechs geradlinigen Bewegungen nach unten und oben, nach links und rechts, nach vor- und hinterwärts — als Kreisbewegung; eben diese aber kommt durch ihre stäte Gleichmäßigkeit und ihre stäte Rückkehr in sich selber, wodurch sie stets den Anfang mit dem Ende ununterbrochen verbindet, der Bewegung und Thätigkeit des Denkens und Erkennens am nächsten; sie ist das passendste Gleichniß der vollkommenen Einsicht des Verstandes.“ — Nach diesem angedeuteten Gedanken Gottes ist denn, zufolge der Voraussetzung Platos, der einige glatte kugelige Weltleib geschaffen; in seine Mitte aber pflanzte Gott die Seele; er spannte sie von innen, von der Mitte aus durchallhindurch, und umgab den Weltleib auch noch von außenher mit dieser Seele; so daß diese Weltkugel durch eigene Kraft in sich wirkt, mit sich bekannt, vertraut und befreundet ist, ohne eines anderen, auswärtigen zu bedürfen; — nur Gottes Wille — βούλησις — kann sie auflösen; Gottes Wille aber verbürgt ihren Bestand — wenigstens von Seiten ihrer Beseelung! S. 41 τὰ δι' ἐμοῦ γενόμενα ἄλυτα ἐμοῦ γ' ἐθέλοντος. sq. aber auch von Seite der Bekörperung, so lange dieses σῶμα καλῶς ἁρμοσθὲν καὶ ἔχον εὖ bleibt. — Dieß letztere wird zwar nicht hier

im Timäus, aber wenigstens im Staatsmann gelehrt S. 268 — 276; da erzählt er, wie immer, in mythischer Wendung vom Verfall und Irrgang des Weltalls, von seiner Auflösung und darauffolgenden Wiederherstellung unter Gottes Leitung, von der Auferstehung und neuen Beleibung der Verstorbenen u. s. w. Wiewohl sonst nirgendwo bey Platon diese zuletzt erwähnte Lehre so bestimmt und ausführlich vorkommt, als wir sie im Politikus lesen: so verträgt sie sich doch sehr gut, ja sie wird gewissermassen gefordert von der Unsterblichkeits- und Seelenwanderungslehre, wie diese von Plato im Phädon, Gorgias, im zehnten Buch vom Saat und von den Gesetzen, im Phädrus und endlich in unserem Timäus bald mehr mythisch, dann mehr philosophisch spekulativ vorgetragen wird.

Bis hierher hat Platon gleichsam die Definition, den umfassenden Begriff der Welt, wie eine sinnige Anschauung ihn aufdrang, und wie er ihn für den weiteren Verfolg zum Grunde gelegt wissen will, aus einander gesetzt; demnächst nun geht er daran, die Wesenheit und Gesetze dieses Weltalls, ferner die naturnothwendige Entwickelung zumal der irdischen Reihen und Klassen bis zum Menschen aus den höchsten Principien in allgemeinen Umrissen abzuleiten und zu erörtern. Das erste, woran er geht, ist demnach die Construction der Weltseele; denn diese, als das herrschende und immanente Princip und Urheb des Weltganzen und aller seiner Erscheinungen ist früher, älter und ehrwürdiger sowohl ihrem Ursprunge, wie auch ihrer Kraft nach, als die Körperwelt; vrgl. das zehnte Buch der Gesetze Kap. 7. S. 896. — Wiewohl, wir Menschen freylich handeln beyde — Leib und Seele — ab in umgekehrter Ordnung; — dieß aber thun wir in Folge der verkehrten und untergeordneten Art und Weise unserer Auffassung; diese aber hat wiederum ihren Grund theils in der Stellung inmitten der Dinge und der Naturprobleme; theils aber vornämlich in der Störung und Zerrüttung des Urstandes unseres seelischen und geistigen Lebens, die sich auch in dem Ausdruck und der sprachlichen Darstellung zu Tag legt. — Diese Störung und Entzweyung, diesen Zwiespalt des menschlichen Daseyns gerade auf Seite der Seele haben zwar alle Systeme der Logik, Metaphysik und Ethik von jeher anerkannt und eingestanden, keines aber vielleicht hat je so sehr auf dessen Anerkennung gedrungen, als das Platonische; keines die Mittel und Wege, von dem tiefen Falle sich zu erheben, so nachdrücklich und andringlich zu Herzen geführt, und an den Verstand gebracht, als ebenfalls Plato in der strengethischen und religiösen Richtung, die er nach Sokrates der Philosophie gab, ὁμοίωσις τῷ θεῷ, Anweisung zur Seligkeit in Gott zu seyn; und in der mit seiner Ideenlehre eng verschwisterten Ansicht, daß alle unsere besseren Gefühle, Anschauungen und Erkenntnisse, die wir im Leben mühselig gewinnen, nichts weiter seyen, als Erinnerungen — ἀναμνήσεις — aus einem früheren vorweltlichen Seyn im Lande der reinen Geister, im ὑπερουράνιος τόπος, Phaedr. c. 27. p. 247 im Gestirn-Himmel, in welchem er in unserem vorliegenden Dialog S. 41 die Seelen wie Saamen ausgestreut seyn läßt. Wie sie aber von da abgefallen, das hat er dichterisch bildlich im Phädrus a. a. O. geschildert.

Pr. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nr. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte Kaiser Sigmunds, von Dr. Jos. Aschbach, Professor in Frankfurt a. M. Erster Band. Sigmunds frühere Geschichte bis auf die Eröffnung des Constanzer Conciliums. Hamburg bey Friedrich Perthes: 1838. — Zweyter Band: Die Zeit des Constanzer Conciliums bis zum Anfang der Hussitenkriege. Hamburg ꝛc. 1839.

Es war im Jahre 1828, als Referent, einen jungen in die Welt einzuführenden Freund an der Seite, von Franken und Schwaben her auch einen Theil der neologen Schweiz bereiste, und auf dem Rückwege in den ersten Tagen Oktobers die alte Constantia betrat. Wie verödet sie da lag, diese Stadt, jetzt nur noch 5600 Einwohner zählend, wo vor 350 Jahren noch deren mehr als 40,000 lebten und webten; damals die Residenz und der Mittelpunct eines geistlichen Fürstenthums, unter dem Krummstabe, der allenthalben, wenn man ohne Vorurtheil die Geschichte zu Rath zieht, mittels der ihm eigenen praktischen Politik, selbst bey verschiedenen Gränznachbarn und Confessionen, innerhalb des weltlichen Reichs, und seinem weitreichenden Schwerte gegenüber, jene lebenskräftigen und lebensfrohen Autonomien sicherte, welche die Gliederung eines nachhaltigen Staates oder Staatenbundes, und die Vermittlung der materiellen und geistigen Interessen in demselben fördert. Wäre nicht die Humanität und mit ihr der edlere Theil der Menschheit eben zur Zeit ihrer kräftigsten Entwicklung, bey den an sich als starr und unbeweglich bedingten Categorien der sogenannten Staatsklugheit, die freylich als Rahmen dem Ganzen Halt und Stätigkeit geben soll, ohne jene Vermittlung längst, gleich den Wanderern in den zwey eisernen Bettstätten des antiken Staatskünstlers Prokrustes in Attika, zu Grabe gegangen? Allzuviel historische und politische Unkunde würde es verrathen, wollte man uns hier entgegnen, daß eben zu Constanz ein Huß und Hieronymus von Prag, deren Geschick im vorliegenden Werke nothwendig berührt werden muß, zu Staub und Asche verbrannt worden. Nicht über Constanz, das heutzutage einen unscheinbaren Eckstein des teutschen Staatenbundes bildet, kommt das Blut der Martyrer jener Zeit. Als wir um die Merkwürdigkeiten von Constanz fragten, dessen wunderschöne Lage am Ausfluße des Rheins aus dem Bodensee, über den die benachbarten Völkerschaften seit so vielen Jahrhunderten, wie an einer belebten Wirthstafel, verkehrten, jede andere Merkwürdigkeit überbietet; wies man uns unter andern auf ein großes altes Gebäude, am östlichen Ende der Stadt hin. Es war das unmittelbar am Strande stehende mit der Stadt seit lange die gleiche Grabesruhe geniessende Kaufhaus. Ein paar greise Strandhüter fassen, über die weite Fluth hinstarrend, vor dem mächtigen Thor, das sie uns entriegelten. Ein freundlich beredter Mann, der Antiquar, war herbeygekommen, und geleitete uns die dunkeln Räume des Kaufhauses entlang über eine Treppe hinauf zum sogenannten Conciliensaal. Hier waren die Väter des Conciliums von Constanz öfter versammelt; hier ward das Conclave zur Wahl P. Martins V.; hier thronten der Papst und der Kaiser. Schauerlich hallten jetzt unsere Fußritte von den nackten, grauen Wänden wieder. Hr. Castell, der Antiquar, seiner Profession ein Goldschmied, öffnete eine kleine Kammer des Conciliensaales, und hieß uns eintretcn. Verdienstlich hatte der Mann die Zeit wahrgenommen, und was er an Antiquitäten habhaft werden

konnte, hieher gerettet. Hier waren zu sehen: die beyden morschen Thronstühle, worauf Pabst Martin V. und K. Sigmund, neben einander gesessen: — der Skrutiniumkasten; der aus dem nahen Dominikanerkloster entführte Käfigt, worin, als in seinem Gefängnisse, Huß gelegen haben soll: (im Gegentheil, er ward unter K. Sigmunds Fürsorge gut gehalten;) neben an auf einem Tische, die mit Hussens Asche (sie war in den Rhein geworfen worden) gemischte rothgebrannte Erde, woraus der Künstler, in Pastenform auf schwarzem Glase, das wohlgetroffene Bildniß des Gerichteten gefertigt, und der nebenbey die aus dem rhätischen Hochgebirge herbeygeführten Rheinkiesel, glänzend geschliffen, und zu Vorsteckknadeln in Gold gefaßt, als modernen Schmuck bietet ꝛc. Rings an den Wänden umher sind die Wahrzeichen aller Zeiten zu schauen, wie sie der Bodensee in seinem geheimnißvollen Innern birgt, und wovon er nur manchmal, bey einem Fischzuge, ein Schaustück spendet, oder dergleichen, durch den Sturm im Grunde aufgewühlt, an den Strand wirft; wir meynen: Schwerter, Dolche, darunter sehr künstliche mit Springfedern; Speere, Streitäxte, Helme, Geschosse, Harnische, Fesseln, Ketten, Hufbeschläge u. s. w. aus verschiedenem Metall, und zum Theil aus dem grauesten Alterthum. In der That wären solche Seen die lehrreichsten und ergiebigsten Antiquarien, wenn man sie zu wahren und auszubeuten verstände. Aber vom Beschauen aller dieser Raritäten hinweg wurden unsere Blicke immer wieder durch die beyden vacanten und verschlissenen Armsessel mit ihren hohen Lehnen an- und abgezogen. Sie boten uns viel und ernsten Stoff zum Nachdenken: wie doch alle irdische Macht und Herrlichkeit und Schulweisheit vorübergeht. Ref. sah in das seelenvolle Auge seines jungen Freundes, und ihre Blicke begegneten sich. Was P. Martin V. repräsentirte, hat die Zeit bestanden, ist durch die Zeit geprüft worden, und wird leben; denn das Unveräußerliche, Unsichtbare und Höchste im Menschen wird immer auch eines Sichtbaren bedürfen. Was aber der Kaiser Sigmund vertrat, ist in seiner Einheit untergegangen, weil der staatskluge Calcul der Machthaber und Gewaltträger, egoistisch, mehr und mehr nur für die materiellen Interessen bedacht, die wahre Natur des Weltlebens verkennt, und das Gedeihen der Menschheit nur in der gegenseitigen Rivalität der Machtvollkommenheit zu erreichen wähnt.

Ref. geht zur Geschichte des K. Sigmund vom Hrn. Prof. Aschbach über. In der Vorrede des ersten Bandes giebt er über die Wahl seines Stoffes Rechenschaft.

> „Von Eroberern, Staatengründern, Gesetzgebern, wird nur selten eine wahrheitsgetreue Geschichte geliefert. — Unparteyischer und wahrheitsgetreuer werden die historischen Personen dargestellt, die weniger dem Gang der Weltbegebenheiten eine neue Richtung gaben, als vielmehr suchten, die Zeitumstände, und ihre Verwickelungen zu bemeistern und zu lösen ꝛc." — „Kaiser Sigmund kann nicht zu den vorzüglichsten und berühmtesten Nachfolgern Karl des Großen gezählt werden. Er war weder ein ausgezeichnetes Kriegstalent, noch ein großer, schöpferischer Geist; und dennoch gehört seine Regierung und Wirksamkeit, in seinem Königreich Ungarn, wie im römischen Reiche, zu den bedeutenderen Erscheinungen des Mittelalters. Daher bleibt es immer auffallend, daß er als der mächtigste unter den Königen und Kaisern aus dem Luxenburgischen Hause, welche in Deutschland regiert haben, allein bis jetzt nicht in einer Monographie dargestellt worden ist." –

Ein Paar Dissertationen über K. Sigmund, sagt Hr. Prof. Aschbach, — habe er, ihres geringen Umfangs wegen, nicht einmal als Vorarbeiten betrachten können: — denn, eine vollständige Geschichte Sigmunds, wird weiter bemerkt, müsse ihn nicht allein als römischen Kaiser, sondern auch als Markgrafen von Brandenburg, als Regenten von Polen, als König von Ungarn, als Reichsverweser, und (später) als König von Böhmen darstellen, und seine vielfachen Berührungen mit fast allen europäischen Fürsten der damaligen Zeit, wie auch seinen mächtigen Antheil an den Kirchenangelegenheiten, vorzüglich auf den beyden Concilien zu Constanz und Basel, ins Licht setzen. Da die deutschen Quellenschriftsteller, außer dem Eberhard Windeck von Maynz, dessen eigentliche und vollständige Handschrift, nach Hrn. Aschbachs Meynung, auch erst noch irgendwo aufgefunden werden müsse, der auswärtigen Händel kaum Erwähnung thun, so habe sich der Verf. die zerstreuten Nachrichten

und Notizen aus der Literatur jener Länder selbst sammeln müssen.

Mit besonderem Danke rühmt indessen Hr. A. die im historischen Fache so reiche Frankfurter Stadtbibliothek, und das dortige Stadtarchiv bezüglich auf die dort bewahrten vielen Reichstagsakten, Wahlverhandlungen und Correspondenzen: Hülfsmitel, die dem Herrn Verf. mit großer Liberalität geöffnet waren; was auch wohl auf die Wahl seines Stoffes wesentlichen Einfluß haben mochte.

Das ganze Werk soll drey Bände umfassen. Der erste soll Sigmunds frühere Geschichte vor der Eröffnung des Constanzer-Conciliums enthalten, (von 1368 an) und ihn demnach als Markgrafen von Brandenburg, als Verwalter des Königreichs Polen, als König von Ungarn, als Reichsverweser von Böhmen, als römischen König, (von 1410 bis 1414) darstellen. Der zweyte Band wird die Zeiten des Constanzer Conciliums, und den Anfang der Hussitenkriege, der dritte aber den Schluß der Regierung Sigmunds umfassen. Als Anhänge sollen jedem Bande einige noch ungedruckte Capitel aus Eberhard Windek, und einzelne Aktenstücke aus dem Frankfurter Archive beygefügt werden.

Ausdrücklich hat sich Hr. Prof. A. dahin verwahrt, daß er nicht eine allgemeine Geschichte Europa's zur Zeit Kaiser Sigmunds, sondern nur die Geschichte Kaiser Sigmunds geben wolle. Und eben dafür wird dem Herrn Verf. nach Ref. Ansicht das besonnene historische Publikum besondern Dank wissen. Denn, so wie es einerseits an Monographien, Apologien, und Apotheosen über die Heroen der neuern Zeit genügen möchte: so hat anderseits die an sich allerdings großartige Idee bisher nicht gelingen wollen, die Geschichte einer ganzen Dynastie und ihrer Zeit in eine Monographie zu fassen, und darin anzuhäufen, möchte Ref. lieber sagen: indem Werke der Art weder in der subjectiven Ausführung, noch in der objectiven Darstellung, der wahren Geschichte und ihren mannigfaltigen virtuellen Charakteren entsprechen und frommen können.

Es ward uns z. B. eine Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit; aber so, wie sie es geworden, konnten die Reclamationen gegen sie nicht ausbleiben. Die Idee steckte an. Alsobald und wiederholt ward uns eine Geschichte der Babenberger und ihrer Zeit — angekündigt: aber es blieb bey der Ankündigung; und wohl nicht zum Nachtheil der historischen Disciplin. Eine Geschichte der Habsburger und ihrer Zeit hat auch begonnen. Ref. will hierüber mit einem Urtheile nicht vorgreifen. Eine Geschichte der Luxenburger, insofern sie Kronen trugen, und ihrer Zeit, ließe sich also wohl auch hören? Aber wie gesagt, dem Ref. scheint die Bearbeitung der Geschichte, auf den zweyerley Wegen, als Reichs- und Landesgeschichte einzelner Regenten, wie sie hier Hr. Aschbach behandelt, erschwingbarer, und darum eben auch der Wahrheit getreuer. Denn, was ist doch der letzte Zweck aller historischen Forschungen und Entwickelungen, als Klarheit und Wahrheit? Ist jene Aufgabe auch für hochragende Talente, bey ihren unsäglichen Mühen, und wenn sie selbst von den Umständen sehr begünstigt wären, immerhin eine sehr schwierige Aufgabe: so haben die Autoren, um ihr Wort und ihre Reputation zu retten, doch nur zwey Auswege. Entweder, es ergeben sich innerhalb des zu weit und kühn abgesteckten Terrains unvermeidliche Lücken, die gleichwohl bey loyaler Behandlung des Stoffes, evident gestellt bleiben. Oder, ein Autor erfindet seine Helden und ihre Zeit, und ihre Geschichten: d. h. er folgt einem subjectiven Princip, er legt den Thatsachen und Ereignissen öfter diesem Principe zusagende Motive unter, worüber sich der Genius der Geschichte, würde er ohne vorgefaßte Meynung, ohne ihm das Richtscheit eines Systems vorzuhalten, angehört, anders vernehmen ließe.

Seit den Carolingern bis auf unsere Zeit ist es, in dem allzubewegten Europa, keiner Dynastie möglich gewesen, unter allen Umständen eine Hauspolitik durchzuführen, oder derselben getreu zu bleiben. Sie mußten sich, mit seltener Ausnahme, den Ereignissen fügen. Länger, und Jahrhunderte hindurch, können sich aber ganze Völkerschaften eine wohlverstandene Hauspolitik bewahren, mit welcher kluge Regenten sich zu identificiren suchen. Zuletzt darf jedoch auch der höchsten politischen Instanz, der unerforschlichen Vorsehung, ihr guter Theil

an den Ereignissen nicht wegraisonnirt werden: denn sie hat noch immer auf den Cathedern und in den Cabineten im Hintergrund gestanden, und in dem Augenblick, wo der menschliche Dünkel einseitig und selbstsüchtig seine Schöpfungen vollbracht zu haben glaubte, — den Fürsten und Völkern eine andere Richtung gegeben.

Der ganze erste Band der vorliegenden Geschichte, zu 458 Seiten, begreift nur ein Buch, welches aber, dem mannigfaltigem Stoffe entsprechend, in zwanzig Capitel untergetheilt ist.

Einiges aus denselben mag hier besprochen werden.

„Das ältere luxenburgische Grafengeschlecht," so beginnt Hr. A. die Geschichte selbst, „welches der Kirche Bischöfe und Erzbischöfe, dem Reiche Herzoge und einen König gegeben hatte, starb schon am Ende des zwölften Jahrhunderts in männlicher Linie aus."

So bestätigt es sich auch hier, was Ref. schon anderwärts in der Geschichtsforschung zum besondern Augenmerk empfahl, daß nämlich die ältesten und edelsten Dynastien in der Urzeit im Priesterthum, in der christlichen Vorzeit in der Kirche wurzeln.

„Das neuere (luxenburgische Grafengeschlecht) verdankte seine Erhebung dem ritterlichen Grafen Heinrich IV., welcher im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts den römischen Kaiserthron bestieg, als Heinrich VII. und seinen Sohn Johann mit der Enkelin König Ottokars von Böhmen, Erbin der Krone des Hauses Przemisl, verheirathete. So war das luxenburgische Haus in den Besitz von Böhmen gekommen, und sein König Johann gehörte zu den mächtigsten Fürsten Deutschlands zur Zeit des Kaisers Ludwig des Bayern. Dem Beystande Johanns verdankte Ludwig hauptsächlich die Behauptung der Kaiserwürde gegen den Habsburger Friedrich, seiner spätern Feindschaft aber mußte er die Abnahme seines Ansehens und das Gelingen der Plane der Gegner zuschreiben."

So sehen wir denn auch in der Weltordnung alle Herrschaft dem Gesetze der Stätigkeit und Bewegung folgen. Während in Asien und Afrika auf den Thronen, wie in den Völkerschaften, das Stationäre vorwaltete: wanderten die Hohenstaufen aus

Schwaben nach Sizilien, die Anjou aus der Bretagne nach Neapel und Ungarn, die Welfe aus den Alpen nach Niedersachsen, die Wittelsbacher von der Isar an den Rhein, die Habsburger aus dem Aargau nach Oesterreich, die Hohenzollern von der schwäbischen Alp an die Pegniz, und weiter ab an die Spree; die Luxenburger aus den Ardennen nach Böhmen ꝛc. Und allem Anschein nach endet der Kampf der Demokratien, der Anarchien, der Geldaristokratie, und des Föderalismus, in Amerika, erst mit der Berufung dynastischer Zweige aus Europa.

„Sobald Johann seinem Sohn Karl den IV. den römischen Königsthron verschafft hatte, stieg das luxenburgische Haus schnell zu dem größten Ansehen, und zu überwiegender Macht in Deutschland. Oestreich und Bayern hatten dazu, ohne es zu wollen, am meisten beygetragen."

Nach Ref. Meynung war es zunächst die Schwäche und Kurzsichtigkeit der gleichzeitigen benachbarten Fürsten, welche der eben so schlauen als öfter aller Ehrenhaftigkeit los und ledigen Politik eines Karl IV. so wucherlich zu statten kamen. Aber, wie gewonnen: so zerronnen! Die Nachkommen Karls vermochten bald nicht mehr, auch nur ihr Stammeigen zu behaupten. Uebrigens erkennt Ref. mit Hrn. A. die vielen Verdienste an, welche sich Karl als König von Böhmen um Böhmen erworben, und wie ihn, nur um die Wohlthaten einer gut geordneten Regierung über das ganze römische Reich zu verbreiten, schon der damalige Zustand der Reichsverfassung, wie sich derselbe seit dem Untergange der Hohenstaufen entwickelt hatte, gehindert hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nr. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte Kaiser Sigmunds, von Dr. Jos. Aschbach, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zwey Söhne K. Karls IV. sind es zunächst, welche in der vorliegenden Geschichte die Aufmerksamkeit der Leser beschäftigen. Karl's dritte Gemahlin, die schlesische Herzogstochter Anna, hatte ihm den Prinzen Wenzel geboren, die vierte, Elisabeth, die Tochter des pommerischen Herzogs Bogislav, die Enkelin des polnischen Königs Kasimir des Großen, eine durch Schönheit und körperliche Stärke ausgezeichnete Frau, (wie wir neulich auch aus Buchners gleichzeitiger Geschichte von Bayern vernommen haben,) ward, den 14. July 1368, die Mutter des Prinzen Sigmund, der nach dem heiligen Sigmund, dem burgundischen Königssohne und Martyrer, dessen Gebeine K. Karl IV. nach Prag hatte überführen lassen, so genannt wurde. Wieder ein Beleg zu der Bedeutsamkeit des Namenstypus in der Genealogie. Zur Zeit der Geburt Sigmunds war der zwanzigjährige Bruder Wenzel bereits zum König von Böhmen gekrönt worden.

Noch ein anderes Princip in der irdischen Herrschaft war dem K. Karl IV. bey seinen weitreichenden Planen wohl zu statten gekommen: in Folge des slavischen Fürsten- und Volksrechts die Thronfähigkeit der Töchter. In Ungarn und Polen konnten die Töchter regieren, und sich mit auswärtigen Prinzen vermählen. Das erinnert an die Gambara's, Ganna's und Libussa's, an jene weisen Frauen und Altmütter, welche bey den nordöstlichen Völkern, insbesondere auf ihren Wanderungen, eine fast allmächtige Herrschaft ausübten. Als die Völker wieder zur Stätigkeit und höherer Civilisation gelangt, hat bekanntlich im westlichen Europa das salische Gesetz die Töchter von der Thronfolge ausgeschlossen. Wäre es noch ein psychologisch-politisches Problem, was der Wohlfahrt der Völker zuträglicher sey? Könnte den Gräuelscenen Spaniens, welche da unmittelbar der Aufhebung des salischen Gesetzes folgten, und deren Andauer in der frühern europäischen Politik ohne Beyspiel ist, die Macht und Herrlichkeit Britanniens unter weiblicher Herrschaft entgegengestellt werden? Aber dort, im vereinigten England sind neben dem jeweiligen regierenden Hause zwey andere Häuser, das Oberhaus und das der Gemeinen, die Elemente der Stätigkeit, und die der Bewegung, gleich vollständig in sich begreifend; es sind dort die volksthümlichen Autonomien der Standesklassen, der Städte, der Körperschaften und Gilden, die des Rechts und der Wirthschaft so stark und wirksam in ihrem guten Rechte, daß einer englischen Königin nicht viel mehr als die Repräsentation der Hoheit, und, vorkommenden Falls, einiger Vorzug bey der Wahl der Minister, übrig bleibt.

Im zweyten Capitel, welches Sigmunds Kämpfe um die ungarische Königskrone ꝛc. erzählt, führt Hr. A. wie allenthalben, auch die Quellen und die Literatur der ungarischen Geschichte sehr umständlich auf. In dieser Aufzählung ist unserm Verf. wohl schon J. Chr. v. Engel in seiner Geschichte des Königreichs Ungarn vor dreyßig Jahren vorausgegangen, nämlich in seiner musterhaften Einleitung über ungarische Geschichtforschung und Geschichtschreibung. Mit Recht hat Hr. A. bey seiner ungemeinen Belesenheit, jedesmal an seinem Orte z. B. auf die preußischen Geschichtschreiber Lancizolle, Voigt ꝛc. hingewiesen; und bezüglich auf Böhmen, abgesehen von Hagecks mehrfältigen Fabeleyen, an Pelzel einen vorzüglichen Schriftsteller erkannt: aber in Beziehung auf Ungarn hat Hr. A. die neueste und wohlgelungene Bearbeitung der

Geschichte des Grafen von Mailáth kaum einmal erwähnt; auch sind, was das h. R. Reich anbelangt, Schmidts Geschichte der Deutschen, und Heinrichs Geschichte des t. Reichs hier seltner aufgeführt, als beyde gediegene Werke für den kundigen Leser im Ideengange und Texte des Verf. bemerkbar werden.

Mögen die Leser selbst einstweilen die sehr schätzbare vorliegende Monographie mit jenen Werken der nicht minder ehrenwerthen Vorgänger in der allgemeinen teutschen Geschichte vergleichen. Auch Schmidt, Heinrich und Mailáth haben selbstständig und nach den Quellen gearbeitet. Der Geschichtschreiber Schmidt gab sich erst nach seiner Anstellung in Wien und den Josephinischen Principien zulieb mancher mehr profanen Weltanschauung hin. Was aber die Bündigkeit und Trefflichkeit eines Grafen von Mailáth und seine Darstellungsgabe anbelangt, so lese man z. B. die Erzählung von jener welthistorischen Schlacht von Nicopolis, wie sie Hr. Mailáth giebt, nach; man wird auch nicht übersehen, daß dieser manche Begebenheit in Ungarn schärfer motivirt, und als Ungar wohl motiviren konnte.

Daß Wenzel, König von Teutschland in Böhmen, die teutschen Angelegenheiten wegen des Prager Biers und der Prager Frauen verabsäumt habe, wie Hagek herkommen läßt, wogegen ihn Hr. Aschbach (im 3. Capit.) in Schutz nimmt, das möchte Ref. auch nicht behaupten. Aber in Wenzels Charakter, der früher sehr erfreuliche Anlagen und fürstliche Eigenschaften versprach, war nur zu bald ein höchst bedenklicher Wendepunct eingetreten, der sich zuerst i. J. 1389, bey der Ermordung von 3000 Juden in Prag unzweydeutig kund gab. Die Ursachen dieser Wendung scheinen dem Ref. noch immer nicht ganz klar entwickelt zu seyn; schlechte Umgebung war ohne Zweifel eine Mitursache. Eine hierauf folgende Begebenheit, die von K. Wenzel vollführte Ersäufung des hl. Johann von Nepomuck, dem in der katholischen Christenheit eine so außerordentliche Celebrität wurde, ist hier, wie auch von Heinrich, wesentlich anders vorgetragen. (S. 54) Hr. A. spricht von dem Widerwillen und der Eigenmacht Wenzels gegen die Geistlichkeit überhaupt, die damals allerdings sehr sittenlos war. In dem heftigen Zwiste mit dem Erzbischofe von Prag, der seine Competenz verletzt gesehen, habe Wenzel durch Ergreifung einiger Domherren, und durch eigenhändige Folterung der beyden erzbischöflichen „Beamten“ (Officialen) Puchnik und Johann Pomuk Geständnisse über die Plane des Erzbischofs gegen den König erpressen wollen. Da dieses nicht gelungen, so sey Johann Pomuk, an Händen und Füßen gebunden, von der Moldaubrücke herabgestürzt und ersäuft worden (1393). Ueber die Motive dieser Begebenheiten findet sich gleichzeitig nichts aufgezeichnet. Nach sehr bewährten Ueberlieferungen, die Ref. zu Prag selbst gehört, und die vor einigen Jahren aus Anlaß der Jubelfeyer dort gesammelt und kritisch ans Licht gestellt worden: ward Johann Pomuk im Jahre 1372 durch das allgemeine Vertrauen berufen, Prediger an der Prager Teynkirche: er war also der Nachfolger der berühmten Kanzelredner Konrad von Stiekna und Johann Milizius. Drey Jahre später verliehen ihm der Prager Erzbischof Joh. Ocko von Wessim und die Prälaten des Metropolitan-Capitels eine Domherrnstelle an der Hauptkirche zum hl. Veit. Bald darauf wurde ihm das Bisthum von Leutomischel und dann die Probstey auf dem Wyssérad angetragen, mit welcher die oberste Kanzleywürde, und, wie behauptet wird, damals das Einkommen von 80,000 ungarischer Gulden verknüpft war. Johannes lehnte jedoch beydes ab, um dafür das Amt eines königlichen Almosenpflegers und jenes eines Beichtvaters der Königinn Johanna, Wenzels Gemahlin, anzunehmen. Dieser ehrenvolle Beruf war es, welcher den Heiligen als Martyrer sterben ließ. König Wenzel, von Eifersucht geplagt, wünschte nämlich die Beichtgeheimnisse seiner Gemahlin, der frommen Dulderin Johanna, die ein großer bissiger Hetzhund bewachte und zerfleischte, zu erfahren, und er versuchte jedes Mittel der Milde und dann des heftigsten Zorns, um seinen Zweck zu erreichen. Doch Johannes blieb seinem Berufe unerschütterlich treu und zog einen gewissen Tod einer Pflichtverletzung vor. — Seitdem gilt Johannes von Pomuk für das Vorbild der Standhaftigkeit und des Stillschweigens, für den Beschützer

des guten Namens, und den Vertheidiger der Ehre wider falsche Nachrede. Er wurde einer der Schutzpatrone Böhmens, und in Folge seiner Todesart der Helfer in Wassersnoth, dessen Standbild und Gedächtniß man nun allenthalben an den Flüssen und auf den Brücken findet. (S. des Consistorialraths Neumann Denkschrift über Johann von Nepomuck, Prag 1829, und nach ihm die Karolingische Zeit von Prof. Schotky, Prag 1830.)

Dieser Episode glaubte Ref. nur darum einige Erläuterung widmen zu müssen, weil sie, in Verbindung mit andern Unthaten Wenzels, nur allzuklar einsehen läßt, daß er, kaum einige zwanzig Jahre alt, schon im vollen Zuge war ein Wüthrich zu werden.

Als solchen zeigte sich Wenzel auch gegen die böhmischen Landherren, die, an ihrem Leib und Eigenthum so sehr angegriffen, gleichwohl zu einem Mittel der Nothwehr griffen, und ihn gefangen nahmen; es bedurfte auch dazu wohl keineswegs einer besonderen Aufreizung von Seite der gemißhandelten böhmischen Geistlichkeit, wie Hr. A. (S. 58) meynt. Auch den Brüdern Wenzels, dem König von Ungarn, Sigmund, und dem Herzog von Görlitz, Johann, so wie seinen nächsten Vettern, dem Jobst, Churfürsten von Brandenburg, und dem Procop, Markgrafen von Mähren, mußte es damals selbst bey aufrichtigern Gesinnungen, als sie ihnen Hr. A. zuzutrauen scheint, schwer fallen, für Wenzel einzustehen, ihn zu retten, und ihn wieder mit seinem Volke auszusöhnen. Dennoch thaten sie es. Auch die teutschen Fürsten waren ehrenhaft für Wenzel eingeschritten: sie hatten nicht nur eine Gesandtschaft an die böhmischen Landherren abgeordnet, sondern auch Truppen mit dem wackern Ruprecht von der Pfalz an der Spitze. Aber kaum war Wenzel unter gegenseitigen Bedingungen wieder in seine Machtvollkommenheit eingesetzt, als, auf seinen Wink, der Bürgermeister und einige Räthe der Altstadt Prag verbluteten; als sein bey dem Volke sehr beliebter Bruder Johann der Landeshauptmannschaft entsetzt, die Landherrn neuerdings an Leben und Eigenthum bedroht, und in den Straßen von Prag, welche Wenzel mit dem Scharfrichter an der Seite von Zeit zu Zeit durchritt, mancher vor seine Thüre gerufene Familienvater auf der Stelle niedergemetzelt wurde. Auf seiner Burg Karlstein überließ sich Wenzel, wenn sich da ihm die Fürsten und Räthe im Vertrauen näherten, den furchtbarsten Ausbrüchen seines Zorns: und eine der schwersten Unthaten ist ohne Zweifel der plötzliche Tod seines Bruders Johann, der kaum 25 Jahre alt zu Prag an Gift starb. Hr. A. schreibt dieses Ereigniß mehr auf Rechnung des Bruders Sigmund, und der Vettern Jobst und Procop, weil Johann ihnen bey ihren habsüchtigen Bestrebungen auf die böhmische Krone im Weg gestanden: Ref. möchte jedoch in dem Urheber dieser Gräuelthat auch nur wieder den Wenzel erkennen; denn er betrachtete den Johann, „den guten, frommen und gerechten Bruder, dem er zunächst die Befreyung aus der Gefangenschaft zu verdanken hatte," als einen Aufrührer, wie Hr. A. selbst sagt.

Daß unter diesen Umständen, welche den K. Wenzel in Böhmen festhielten, die teutschen Reichsfürsten von ihm einen Reichsverweser verlangten, und ihm die Wahl desselben überließen, mag abermals zum Beweis dienen, daß gegen Wenzel in Deutschland eine besondere Gehässigkeit nicht vorwaltete. Aber es konnte auch nicht befriedigen, daß Wenzel den in Ungarn und Böhmen so sehr in Anspruch genommenen K. Sigmund zum Reichsverweser in Teutschland ernannte (1396).

Mit gleich großer Sorgfalt, aber mit gleich sichtbarer Theilnahme für K. Wenzel, findet Ref. das siebente Capitel: „die Absetzung des römischen Königs Wenzel 1400" überschrieben, bearbeitet.

Es ist kein Zweifel, daß die teutschen Fürsten zunächst durch den Nothschrey der böhmischen Stände gegen Wenzel, den Hr. A. selbst als „grausam und an Wahnsinn gränzend" bezeichnet, so ernstlich gestimmt wurden; und daß es, wie Hr. A. meynt, zuvörderst Jobst von Mähren, Wenzels nächster Vetter war, der in Böhmen selbst die Aufregung unterhielt. Aber die österreichischen Herzoge, früher für Wenzel wohlgesinnte Nachbarn, waren jetzt mit Jobst verbunden; und sogar die bayerischen Herzoge mieden sämmtlich das Hoflager Wenzels, ihres Schwagers, als er Sophia von

Bayern, seine zweyte Gemahlin, mit großer Feyerlichkeit krönen ließ.

Auch darin will Ref. Hrn. A. nicht widersprechen, daß es Johann, Erzbischof und Kurfürst von Maynz (ein Dynast von Nassau) war, der zuvörderst das Werk der Absetzung des K. Wenzel betrieb und leitete. War er, Johann, doch als Reichskanzler berufen, an der Spitze der teutschen Fürsten die Geschäfte zu leiten. Wenzel hatte längst alle Autorität eingebüßt, darum kamen die von ihm berufenen Reichstage seit Jahren nicht mehr zu Stande, während die seit 1397 von den Kurfürsten ausgeschriebenen Versammlungen zu Frankfurt, Marburg, Maynz ꝛc. wie Hr. A. selbst eingesteht, immer zahlreich besucht, und jene im May 1400 nicht nur von den Königen von Frankreich und England, sondern, merkwürdig genug, sogar von den Universitäten von Paris und Oxford durch Abgeordnete beschickt wurden. Die Competenz dieser Versammlungen, zu der Wenzel gleichfalls Gesandte, freylich um dagegen zu protestiren, abordnete, schien er selbst nicht zu verkennen; und die Reichsfürsten handelten den Umständen angemessen, und langmüthig genug, als sie endlich, ohne Rücksicht auf jene Protestationen und neue Versprechungen, den römischen König auf einen weiteren und letzten Tag nach Lahnstein vorluden. Fünf Kurfürsten hatten einhellig diesen Beschluß gefaßt; gegen Wenzel als den siebenten. Daß Vetter Jobst, zur Zeit Kaufer und Kurfürst von Brandenburg, das aber eben wieder an Wilhelm, Markgrafen von Meissen, verpfändet war, weggeblieben; war sehr begreiflich, und daß später der Kurfürst Rudolph von Sachsen, ab- jedoch keineswegs auf Wenzels Seite trat, indem er die teutsche Krone auf dem Haupte seines Freundes, des Herzogs Friedrich von Braunschweig zu sehen wünschte, der dann leider in einem unvorgesehenen Kampfe auf dem Platze geblieben; das that der legitimen Verhandlung keinen Eintrag. Seit einem halben Jahrhundert glich die bald dahin bald dorthin vermäkelte und verpfändete Mark Brandenburg ohnehin einer au porteur gestellten Valuta, an der jeder momentane Besitzer lediglich seine Rechnung machte.

So waren es denn die vier rheinischen (drey davon geistliche) Kurfürsten welche, als Wenzel im August 1400 auf dem Tage zu Lahnstein ausgeblieben, seine Absetzung feyerlich ausgesprochen hatten. Daß Wenzel in Kraft seiner Würde, „die vier Kurfürsten aber als Aufrührer“ gehandelt hätten, (so Hr. A. S. 149), dieses scharfe Urtheil möchte Ref. nicht unterschreiben. Ihm ist wohl bekannt, daß einige Staatsrechtslehrer, im Capitel vom teutschen Constitutionsrechte, mit Behutsamkeit den Satz hinstellen, daß sich die Regierung eines Kaisers oder Königs der Teutschen nur durch Tod oder Resignation endige; daß über die Absetzung eines Reichsoberhaupts weder ausdrückliche Vorschriften in den Reichsgrundgesetzen vorhanden wären, noch die Beyspiele älterer Zeiten zur Begründung einer Observanz angeführt werden könnten (z. B. Leist.) Allein der Ansicht dieser Autoritäten kann die gleichgewichtige anderer Celebritäten entgegen gestellt, und zuvörderst auf die concreten Fälle in der Geschichte selbst hingewiesen werden. Unwillkührlich wird man hier an analoge Vorgänge in der Kirche auf dem Concilium zu Constanz gemahnt. Was ein Hippolytus a Lapide unter andern über die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer exauctoratio Imperatoris schreibt, daran darf hier auch erinnert werden. Die goldene Bulle Cap. II. §. 1. bedingt, daß das erwählte Reichsoberhaupt: homo justus, bonus et utilis,“ sey, und fürwährend idoneus: — wäre das eine leere Phrase, auch im Wahleide? Und glich nicht schon Wenzels selbstwillige Bestimmung eines Reichsverwesers einer Resignation?

Die Kurfürsten handelten im vorliegenden Falle in ihrem hohen, ja religiösen Berufe und wahrlich in ihrem guten Rechte: im Sinne der von Wenzels Vater gegebenen goldenen Bulle, welche die Rechte wie die Pflichten der Kurfürsten, als die ersten Bürgschaften der teutschen Verfassung regelte. Wer zu küren, hat auch zu rügen, und nach Umständen zu entheben. Von dem Senkenberg'schen Mißverständnisse ist hier nicht die Rede. Was soll dagegen die Protestation einiger Reichsstädte, deren Gunst öfter so leichten Kaufes war? Zwar ist es Hr. A. nicht allein, der die Absetzung des teutschen Königs Wenzel sehr tadelt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte Kaiser Sigmunds, von Dr. Joh. Aschbach, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Schon J. Schmidt im IV. Bde. seiner Geschichte der Deutschen (Ulm 1781), dann Chr. Heinrich, auch im IV. Bde. seiner deutschen Reichsgeschichte Leipzig 1791 S. 18 thaten dasselbe: ja man findet bey Vergleichung dieser drey Autoren eine auffallende Uebereinstimmung und eine fast wortähnliche Argumentation, ohne daß sie sich auf einander berufen hätten. Warum Jg. Schmidt i. J. 1780 das Verfahren der Kurfürsten gegen einen teutschen und böhmischen König zu übergreifend f d, ist doch wohl begreiflich. Als König von Böhmen, meynt Hr. A., hätte Wenzel allerdings eine große Schuld auf sich geladen, „aber seine Regierungsweise in Böhmen hätte nicht zum Gegenstande der Anklage gegen ihn als römischer König werden sollen.“ Nach Ref. Ansicht war aber Böhmen ein integrirender Theil des hl. R. Reichs und auch die so sehr und so lange gemißhandelten Standschaften Böhmens konnten die teutschen Reichsfürsten nicht länger ungehört lassen. Wie könnte vor der empörten Menschheit, vor den Fürsten und Völkern, solidarisch, die Heiligkeit der Majestät noch aufrecht erhalten werden, wenn den bestehenden und beschwornen Verträgen gegenüber so blutbefleckten Händen das Scepter für und für preis gegeben seyn sollte? Nicht um der politischen Mißbräuche, Indolenz, und der unabweislichen Gebrechen eines teutschen Reichsoberhauptes willen ward der K. Wenzel entsetzt; das Gewicht der moralischen Macht schnellte endlich, aller damaligen und spätern Umtriebe ungeachtet, seine Wagschale in die Höhe. Den Beweis dafür, für den concreten Fall erholt Ref. wieder aus Hrn. A. fortlaufender Erzählung selbst: Ruprecht von der Pfalz ward nämlich als teutscher König ausgerufen.

> „Er besaß alle Eigenschaften, welche einen Fürsten auszeichnen können. Er war ritterlich, fromm, thätig, ein Freund der Gerechtigkeit, und nicht nur ein Gönner der Gelehrsamkeit und Wissenschaften, sondern auch selbst unterrichtet und gelehrt. Dabey war er von klarem, hellen Verstande, freundlich und mild gegen Alle, daher er auch den Beynamen Klem (Clemens,) erhielt.“

Hatte der treffliche König Ruprecht während seiner zehnjährigen Regierung ebenfalls mit mannigfaltigen Hindernissen und Spaltungen zu kämpfen, so lag das außer ihm. Die Menschenwürde, die erste Eigenschaft eines Kronenträgers, hatte er sich und der Nation unter allen Umständen bewahrt. Ref. ist begierig, wie sich der neueste Geschichtschreiber von Böhmen über K. Wenzel und sein Geschick aussprechen wird. Dabey mag auch von und über Sigmund Manches klarer werden.

Auch in Böhmen suchte Wenzel seine Herrschaft dadurch zu retten, daß er seinen Bruder Sigmund, König von Ungarn, vor der Hand zum Reichsverweser ausrufen ließ. Vergebens. Der größere Theil der böhmischen Landherren wollte von einem Wenzel nichts mehr wissen, von ihm, der zu Wien, auf Sigmunds Betrieb, in Verwahr gehalten wurde, aus welcher er zwar entflohen, und bey dem König von Polen Hülfe gesucht, aber zugleich zu befahren hatte, wie nun auch der Pabst die Wahl des K. Ruprecht anerkannte, und König Sigmund, mit den österr. Herzogen verbunden, mit Macht über Mähren und Böhmen heran zog, um sich da-

rin festzusetzen. Das ist doch wohl das wesentlichste Resultat des achten und neunten Capitels im vorliegenden Bde.; und es möge nur als Beyspiel dienen, daß, ohne dem großen Verdienste des Hrn. Verf. Abbruch zu thun, mancher seiner Ansichten auch andere entgegengestellt werden können.

Unter den Beylagen aus dem Frankfurter Stadtarchive hatte für Ref. jene Nr. XIII. ein besonderes Interesse: „Nomina civitatum et castrorum, que per D. Pipponem Comitem Themesien (Temeswar, im Kriege gegen Venedig 1412 in Verbindung mit dem Grafen von Ortenburg) in terra Tervisiana sunt acquisita: dazu Eberhard Windeck's Aufzählung dieser Eroberungen nach der Gotha'er Handschrift.

Der zweyte Band dieser Geschichte K. Sigmunds, die Zeit des Constanzer Conciliums bis zum Anfang der Hussitenkriege begreifend (1414 — 1419) beginnt Hr. Prof. Aschbach mit einem sehr umständlichen Vorbericht (zu XX. S.) über die vorzüglichsten Quellen und Schriften zur Geschichte des Constanzer Conciliums. Unter den Diarien führt er als das bekannteste jenes des Constanzer Canonicus Ulrich Reichenthal auf; ferner die vielfältige, ähnliche, aber noch nicht edirte, Beschreibung des Gebhard Dachers von Constanz; durch von der Hardt aus der Wolfenbüttler Handschrift im IV. Bde. seines Concilium Constantiense größtentheils bekannt gemacht. Von den Berichten und dem Briefwechsel gesandtschaftlicher Personen, von Königen und Fürsten, vermuthet Hr. A. noch Vieles als ungedruckt in den Archiven verborgen; er geht dann auf die in Teutschland geschriebenen Chroniken über; auf die Lebensbeschreibungen des röm. K. Sigmund; auf die Lebensbeschreibungen der Päbste. Hier eine der wichtigsten Quellen: Theodorich von Niem, das Leben des P. Johann XXIII. auch die Historia et Monumenta Joannis Hus atque Hieronymus Pragensis, Norimberg 1715. u. s. w. Von der Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit Rocykos in seiner Geschichte der Kirchenversammlung zu Costniz, Prag 1796, von Heinrich in s. t. Reichsgeschichte viel benützt, bemerkt Hr. A. mit Recht, daß er zu sehr den Josephinischen Reformen anhieng.

Dieser zweyte Band, außer der sehr speciellen Inhaltsanzeige mit dem Anhange zu 487 Seiten begreift das zweyte Buch, und dieses vier und zwanzig Capitel.

Nun wieder einige Andeutungen aus diesem überreichen Born der, auch die Gegenwart näher berührenden, Kirchen- und Profangeschichte.

> „Wenige Kirchenversammlungen, die im Abendlande gehalten wurden, waren zur Lösung wichtigerer Fragen berufen, als das Constanzer Concilium; auch ist im ganzen Mittelalter keine größer und glänzender gewesen."

So beginnt der Hr. Verf. das erste Capitel; er verwahrt sich jedoch zugleich dahin,

> „daß nicht beabsichtigt wird, eine vollständige ins Einzelne gehende Geschichte der Constanzer-Kirchenversammlung zu liefern; nur was Sigmunds Wirksamkeit darauf angeht, wird nach allen Seiten beleuchtet." — „Da nach der Ansicht und den Aussprüchen der gelehrtesten und angesehensten Theologen der damaligen Zeit dem römischen Könige als obersten Schutzherrn der Kirche bey einer Kirchenversammlung, wo man sich nicht vereinigen konnte, das Recht zustand, und zugleich die Pflicht oblag, ein allgemeines Concilium zu versammeln, so konnte Sigmund um so eher dasselbe zu Stande bringen, indem er in diesem Unternehmen nicht nur durch die Könige von England und Frankreich, wie auch durch die meisten Staaten Italiens unterstützt ward, sondern auch die Mitwirkung des P. Johann XXIII. erhielt, da dieser nur durch des römischen Königs Hilfe noch gegen seine Feinde sich zu behaupten die Möglichkeit sah ꝛc." — „Ein anderer Grund der Berufung des Conciliums war die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern."

Johann Huß bis zu seiner Gefangensetzung in Constanz (2. Cap.) seit dem Jahre 1396 theologischer Lehrer an der Universität zu Prag; durch strenge Sittenreinheit und unsträflichen Lebenswandel ausgezeichnet; dann Prediger und Beichtvater von König Wenzels Gemahlin Sophia. K. Wenzels Schwester Anna war mit dem englischen König Eduard III. verheirathet, und viele Böhmen kamen mit der Prinzessin nach England, von wo sie später nach ihrem Vaterlande zurückkehrten. Dadurch hatten auch die Lehren und Schriften des englischen Reformators Wiclef (aus dem Dorfe

Wicliffe in der Grafschaft York gebürtig; Hr. A. schreibt Wycliff;) bald in Böhmen, wo schon im XIV. Jahrh. mehrere Reformatoren aufgetreten, Eingang gefunden. Huß stand im Begriffe, Wiclef's Bücher zu verbrennen; doch plötzlich wurden viele Ansichten desselben auch die Seinigen, so daß er selbst in den Predigten, in welchen er täglich heftiger die Geistlichkeit, (wie früher die Laien) angriff, die neu angenommenen Grundsätze durchblicken ließ. Um diese Zeit kehrte ein Schüler von Joh. Huß, Hieronymus Faulfisch, der einige Zeit in Paris und Oxford den Studien obgelegen hatte, aus England in seine Vaterstadt Prag zurück. Die böhmische Regierung gewährte ihnen Schutz und Schirm.

Als sich Huß zu Constanz vier Wochen hindurch, der wohlmeynenden Aufforderung des dortigen Bischofs ungeachtet, sich jeder Ausübung geistlicher Functionen zu enthalten, in und außer seiner Herberge sehr unklug und anmassend benahm; ward auf den ihm ertheilten königlichen Geleitsbrief nicht weiter Rücksicht genommen, und er auf Befehl des Pabstes und der Cardinäle in Haft gesetzt (S. 34). Endlich zieht auch Sigmund, von der Krönung von Achen her, in der Christnacht in Constanz ein. (3. Cap.) Die Flucht des Pabstes Johann XXIII., der bereits cedirt hatte, (1415) aus Constanz. (4. Cap.). Da erhob sich nun auch zu Constanz wieder die große Controverse: ist der Pabst über dem Concilium, oder das Concilium über dem Pabst? — Johann Gerson, Kanzler der Universität zu Paris, (S. 66.) war eben nach Constanz gekommen, und hatte in einer merkwürdigen Rede dargethan, wie ein allgemeines Concilium, das die ganze Kirche darstelle, (auch die zwey Gegenpäbste, Benedict XIII. und Gregor XII. hatten es beschickt,) über dem Pabst stehe, und wie auch ohne Beystimmung desselben, das Concilium an Haupt und Gliedern reformiren, und den Pabst dazu anhalten könnte, die zur Herstellung der Kircheneinheit getroffenen Beschlüsse anzunehmen. (S. 66.)

„Von dieser Zeit an war Joh. Gerson offenbar die Seele des Conciliums." Hiernach der wesentliche Inhalt der Beschlüsse des Conciliums in der Sitzung vom 6. April. (S. 70). „Des österreichischen Herzogs Fridrich Demüthigung 1415" so ist das 5te Capitel überschrieben. Als Friedensstörer des Conciliums, der dem P. Johann XXIII. zur Flucht verholfen hatte, ward Herzog Friedrich in Acht und Bann gethan, und vom K. Sigmund, der ihm ohnehin nicht hold war (s. I. Bd.), der Stammgüter in Schwaben und in der Schweiz verlustig erklärt. Dem wiederholten Aufrufe des Königs zufolge „fand die ausgebotene Beute viele und eifrige Liebhaber; mehr als einhundert Herren, Städte, Bischöfe, sandten sogleich dem Herzog Fehdebriefe nach Schaffhausen." So gieng das große Stammeigen des Hauses Habsburg in Rhätien und Alemannien mit seinen vielen und frommen Stiftungen unter, und damit, wie es die moderne Zeit der Schweiz lehrt, eine große Bürgschaft der Humanität, und des innern Rechts, in Kirche und Staat! Vergebens sah K. Sigmund später die Folgen dieser Leidenschaftlichkeit ein, vergebens suchte er die Eidgenossen zur Rückgabe des Argau's zu vermögen: sie hielten (und halten) fest an ihrem Raube (22. Cap. S. 367).

„Absetzung des Papstes Johann XXIII." (das 6te Capit.) „Die Schismatiker werden in die Kategorie der Ketzer gesetzt; nicht strafbarer Lebenswandel, sondern Ketzerey war ein Grund, weßwegen ein Pabst des Pontifikats entkleidet werden konnte." Damit endet dieses Capitel; und Ref. muß an dieser Stelle, wie an andern gestehen, daß Hr. Prof. Aschbach weit entfernt ist, seine Leser mit Scandalen und confessionellen Ausfällen ꝛc. zu unterhalten. Heinrich in seiner teutschen Reichsgeschichte erlaubt sich manche Derbheit, und ist z. B. (IV. Bd. S. 153), unter Berufung auf van der Hardt, mit dem Papst Johann XXIII. nicht so schonend verfahren. Man mag übrigens Heinrich und Ign. Schmidt (Bd. VII. Cap. 12) mit Hrn. Aschbach auch über die Geschichte des Conciliums zu Constanz vergleichen.

„Die Verurtheilung des Joh. Huß" ist der Inhalt des 7ten Capit. Huß hatte unter andern, gegen Wiclef's Lehre, die Gnadenwirkung bey Ertheilung der Sacramente durch unwürdige Priester anerkannt, (S. 108,) „auch selbst seine

Lehre, daß Priester, Bischöfe, der Pabst, Fürsten und Könige, durch Verbrechen und Missethaten ihrer Stellen verlustig würden, war, wenn sie nicht mißverstanden ward, mit den Ansichten des Conciliums und der Kirche einverstanden, ꝛc. (S. 112) „aber das Concilium konnte eine solche Anmassung, (in vielen andern Sätzen, die, wenn sie als Gesetz ausgesprochen ward, den Untergang der Kirche, und der Einheit des Glaubens herbeyführen mußte,) weder zugeben noch unverurtheilt lassen."

K. Sigmund, auch einige Cardinäle und Prälaten, die weltlichen böhmischen Herren insbesondere (eben unter der böhmischen Geistlichkeit hatte Huß die erbittertsten Feinde) boten Alles auf, den Huß zu retten; aber dieser unbeugsame Mann wollte nun einmal der Martyrer seiner und Wiclefs Lehren werden. (S. 119). Die Procedur vor und bey der Hinrichtung des Huß ist hier umständlicher als irgendwo beschrieben. „Huß wurde hauptsächlich deßwegen als Ketzer verbrannt, weil er viele von den verurtheilten Lehren des Johann Wiclef, besonders dessen Angriffe auf den Pabst, die römische Curie, den Reichthum und die Laster der Geistlichkeit und der Mönche, vertheidigte, und das Ansehen der Päbste und der Geistlichkeit, wie überhaupt jeder Obrigkeit an gewisse Bedingungen knüpfen wollte. Ueberhaupt bestritt er den Primat des Pabstes, (das Element der Einheit!) dem er keine größere Gewalt, als jedem andern Bischofe zugestehen wollte." (S. 130)

Bey diesem Anlaße glaubt Ref. auf ein Buch hinweisen zu müssen, welches wohl auch der gelehrte Hr. Prof. Aschbach kennt; ohne daß wir in seiner vorliegenden Geschichte desselben erwähnt finden, weil er es vielleicht nicht als eine historische Quelle ansah. Es ist des Grafen de Maistre Buch: du Pape. Lyon und Paris 1821; aus dem Französischen übersetzt von Moritz Lieber, Frankfurt a. M. 1822.

Bekanntlich vertheidigt dieser geistreiche Schriftsteller den Supremat und die Unfehlbarkeit des Pabstes und die nothwendige Unterordnung der Concilien, (I. Bd. 2. u. 3. Hauptstück) und spricht sich daher (12. Hptst.) über das Concilium zu Constanz insbesondere äußerst mißbilligend aus. Indessen erinnert sich Ref. nicht, in Hrn. du Maistre's Schriften den hier vorliegenden Fall, ein Schisma zu heben, ein Schisma unter drey gleichzeitigen Päbsten! gelöst gefunden zu haben. Und eben für die Herstellung der Einheit und Reinheit der Kirche war ja K. Sigmund thateifriger, als irgend ein anderes Reichsoberhaupt, bis in unsere Tage. Waltet ein Schisma ob, d. h. eine zwistige Pabstwahl, so sey keiner der Gewählten als rechtmäßig anzusehen: so sprechen die Commentatoren de Maistre's.

Hieronymus von Prag bestieg einige Monate später, während K. Sigmund in Frankreich und England persönlich den Frieden vermittelte, zu Constanz den Scheiterhaufen. (11. Cap.); wiewohl selbst ein Feuergeist, hatte Hieronymus endlich widerrufen, was ihn aber vor seinen grimmigen Verfolgern nicht mehr retten konnte; selbst nicht K. Sigmund, wäre er auch zu Constanz anwesend gewesen. Zwey Opfer mußten fallen, damit Hunderte von ihren Geistesgenossen und Irregeleitete wie es scheint, verschont werden konnten. Bietet nicht die neuere Geschichte, insbesondere in den politischen Weltbegebenheiten, auch ganz ähnliche Beyspiele? Merkwürdig bleibt es auch immerhin, daß Johann von Nepomuck, Huffen's Vorgänger, auf Befehl seines rasenden Königs ersäuft wurde, weil er schwieg; und daß Huß und Hieronymus durch eine theokratische Versammlung verbrannt wurden, weil sie ihre Zunge nicht zähmen konnten.

„Erhebung Martins V. auf den päbstlichen Stuhl 1417:" (17. Cap.) Papst Johann XXIII. war abgesetzt. Der unbeugsame P. Benedict XIII. zuletzt auf dem Felsennest Peniscola an der spanischen Küste hausend, auch P. Gregor XII. hatte cedirt. Im voran statt gehabten Reformations-Collegium, in den von ihm beantragten 18 Artikeln (S. 295) seyen höchst wichtige Puncte nicht berührt worden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte Kaiser Sigmunds, von Dr. Jos. Aschbach, ꝛc.

(Schluß.)

Für den Cardinal-Diacon Otto v. Colonna hatte sich endlich, „wie durch göttliche Eingebung," die lange schwankende Wahl plötzlich entschieden. „Der Erwählte, ein Mann im kräftigen Lebensalter, aus einer der mächtigsten und vornehmsten römischen Familien, hatte durch Einfachheit, Nüchternheit, Gelehrsamkeit im kanonischen Recht, Thätigkeit, Gerechtigkeitsliebe und manche andere Tugenden sich ausgezeichnet, und sich von allen Partheyfragen ziemlich entfernt gehalten." (S. 300.) Die gesammte Christenheit war ob dieser Wahl hocherfreut.

Die Salbung und Krönung des Pabstes, und die nun stattgehabten kirchlichen Feyerlichkeiten, bey welchen der K. Sigmund wie immer die tiefste Ehrerbietung an den Tag legte, werden hier, auch später, umständlicher beschrieben, als man es vielleicht erwarten sollte; denn den Katholiken sind sie, nach ihrem Ritus, ohnehin bekannt, für den Protestanten haben sie kein Interesse. — Die Kanzleyregeln des neuen Pabstes, den frühern ähnlich, versprachen für die Sache der Kirchenreformation keinen Vorschub: „Alles war darin wieder aufgenommen, was man bisher auf dem Concilium (von einer Seite!) so oft als Mißbräuche am römischen Hofe bezeichnet hatte; wie Reservationen, Anwartschaften, Verleihung der Bisthümer, Confirmationen der Gewählten, Dispensen, Exemtionen, Vacanzen u. s. w. (S. 307) Hier scheint der Hr. Verf. selbst die Natur und Bestimmung des Supremats und der römischen Curie zu verkennen. — Merkwürdig sind die im 18. Capit. zusammengestellten Nachrichten über die Bestrebungen P. Martins V. bezüglich auf die griechische Kirche, auf die Kirche in Afrika, auf die Verbreitung des Christenthums im östlichen Europa, in Polen und Litthauen ꝛc. „Die Concordate als Kirchenreformation 1418:" der Inbegriff des 19. Cap. Als nämlich nach P. Martins V. Erhebung die fünf Nationen, und darunter die teutsche insbesondere, auf die Förderung des Reformationsgeschäftes drangen, und die deßfalls überreichten Entwürfe im Cardinalcollegium und in den dazu niedergesetzten Deputationen nicht zur Erledigung gelangten; „trat der Pabst, nach dem Grundsatz: theile und herrsche, mit jeder Nation einzeln in Unterhandlung, und legte ihr in etwas veränderter Form die benannten Artikel als Concordate vor." (S. 331.) — Das 22te Capit. enthält „den Schluß des Conciliums und dessen Resultate: 1418." K. Sigmund bot Alles auf, den Pabst Martin V. zu bewegen, seinen Wohnsitz in Teutschland zu wählen: Basel, Mainz, Straßburg wurden dazu vorgeschlagen. Eben so drangen die Franzosen in ihn, seine Residenz in Avignon zu nehmen, wie mehrere seiner Vorfahren. „Aber der Pabst behauptete, es sey seine Pflicht, in das verwaiste Patrimonium St. Petri, demselben zur Rettung und Hülfe, zurückzukehren. Nur in Rom sey der Pabst, wie ein Steuermann an dem Steuerruder, an seinem Platze." (S. 369) Pavia sollte der Ort des nächsten Conciliums seyn; dem K. Sigmund ertheilte der Pabst zur Entschädigung für die vielen für die Kirche aufgewandten Kosten auf ein Jahr die Bewilligung, von allen geistlichen Gütern den Zehnten zu erheben, was aber, eben in Folge der Concordate, großen Schwierigkeiten unterlag. In der letzten Sitzung des Conciliums „verlas der Cardinal von Chalant

eine Bulle, wodurch der Pabst die versammelten Väter verabschiedete, und sie mit vollkommenem Ablaß ihrer Sünden entließ.“ (S. 366.) Aber auch den Einwohnern von Constanz ertheilte der Pabst, nach der feyerlichen Messe in der Cathedrale (15. May) den Segen und Sündenablaß, und zog Tags darauf feyerlich von dannen, eine Strecke Weges begleitet vom römischen König und den Fürsten.

Im Verfolge dieses Capitels resumirte der Hr. Verf. noch einmal den Verlauf des Conciliums; mit scharfen Zügen den Charakter des K. Sigmund zeichnend.

„Es bleibt also immer sein höchster Ruhm, und er muß als Wohlthäter der Kirche angesehen werden, daß er der Pflicht eines obersten Schirmvogtes derselben so gut nachgekommen, daß er das dreyköpfige Ungeheuer des Schisma's beendigt, und der Kirche wieder zur Einheit verholfen. Von allen seinen übrigen Unternehmungen auf dem Concilium aber gebrach es Sigmund zu ihrer Durchführung theils an Kraft, theils an beherrschender Klugheit. Auch verfehlte er nicht selten, den rechten Augenblick zu benutzen, ein Hauptfehler in seiner ganzen Regierung. — Was die Ausrottung der Ketzerey in Böhmen betrifft, so war Sigmund, wie das Concilium, höchst unglücklich in der Wahl der Mittel zu diesem Zwecke; man wollte einen Brand löschen, und trug Feuer hinzu.

Ob es in Böhmen mit den Hussiten zu keinem Ausbruch gekommen wäre, wenn das Concilium die Reformatoren Huß und Hieronymus schonender behandelt hätte, wie der Herr Verf. in einem frühern Capitel sich äußert; mag dahin gestellt seyn. Durch K. Wenzel's allzuschlechtes Regiment, der sich später von der ihm längst abtrünnig gewordenen Stadt Prag entfernt hatte, und auf den Felsennestern Zebrak und Tocznik fortfuhr, über neue Unthaten zu brüten; jene Burgen liegen an der alten Reichsstraße über Beraun nach Pilsen und Bayern, und Ref. konnte sie, unter den schauerlichen Erzählungen des Landvolkes, nicht ohne Grauen ansehen; — waren die Uebelstände in Böhmen zu einem nicht mehr zu beschwichtigenden Grade erwachsen, und Wiclef's Lehren, die Huß und Hieronymus dort bereits zu laut gepredigt, und wo letzterer sogar die päbstlichen Bullen unter dem Galgen verbrannt hatte, enthielten gegen unpopuläre Fürsten, und gegen die großen Gebrechen geistlicher und weltlicher Obrigkeiten zu viel Zündstoff, als daß es früher oder später nicht in helle Flammen aufgelodert, und über die Gränzen geschlagen hätte. Ref. weiset darum auf die folgenden Ereignisse in Böhmen hin.

In Betreff der damaligen europäischen Angelegenheiten, welche auf dem Concilium zur Sprache kamen, zur Herstellung eines allgemeinen Friedens, war K. Sigmund nicht glücklicher. (Seite 376.) Aus Mangel an Charakterstärke, Consequenz, Uneigennützigkeit (immer war Sigmund in Geldverlegenheiten!)

„Was aber das Deutsche Reich insbesondere angeht; so ward auch in dieser Hinsicht auf dem Reichstage zu Constanz durchaus nichts zu Stande gebracht, was den allgemeinen Landfrieden und das allgemeine Wohl fördern konnte. Hier kann aber dem römischen König nichts zur Last gelegt werden. Betrachten wir Sigmunds Character, wie er sich während des Constanzer-Conciliums im Allgemeinen gezeigt; so finden wir ihn mit denselben Tugenden und Schwächen, wie wir ihn schon häufig früher zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Ueberall zeigte sich seine unermüdliche Thätigkeit u. Geschäftigkeit. Seine Leutseligkeit und Freundlichkeit, sein Anstand und seine Majestät bey feyerlichen Gelegenheiten, seine Ritterlichkeit, Tapferkeit, Furchtlosigkeit gewannen ihm die Zuneigung des Volkes, die Achtung der Vornehmen, die Herzen der Jugend und der Frauen.“

Aus den Anecdoten, welche der Hr. Verf. am Schluße dieser Charakterschilderung noch zum Besten giebt, nur eine:

„Als im Concilium die Reformation des geistlichen Standes vorgenommen werden sollte, und man in Ueberlegung zog, wo man den Anfang machen müßte, meynten einige vornehme Prälaten, man sollte bey den Minoriten den Anfang machen. Da fiel der römische König in die Rede und sagte: Nicht bey den Minoriten, sondern bey den Majoriten (den Bischöfen und andern hohen Prälaten) muß man den Anfang machen.“ (S. 378).

Noch mag bemerkt werden, daß der unerschrockene Kanzler Johann Gerson, der auch in der Sache des politisch-religiösen Neologen Johann Parvus mit dem Herzog von Burgund zerfallen

war, nicht mehr nach Paris und Frankreich zurückzukehren wagte: er lebte anfangs im Verborgenen in Bayern, dann unter dem Schutz des Herzogs Albrecht von Oestreich in Wien. Die wackere Bürgerschaft von Constanz, deren Bürgermeister Heinrich von Ulm zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Verpflegung einer so ungeheuern Masse von Fremden, aus allen Ständen, wirklich Außerordentliches geleistet, und dafür von K. Sigmund den Ritterschlag erhalten hatte, sollte nach des Königs eigenem Befehl, keinen seiner Diener, vor Bezahlung der Schulden, aus Constanz ziehen lassen. Da nun diese Dienerschaft sehr viele Schulden gemacht hatte, und dafür das königliche Silberzeug und Tafelgeschirr als Unterpfand zurückbleiben sollte, so wußte Sigmund den Constanzern doch so schöne und glatte Worte zu spenden, daß sie sich einstweilen, mit den reich gestickten Teppichen, Polstern u. dgl. begnügten, ein sehr illusorisches Faustpfand, das niemand löste, und worüber viele Bürger verarmten.

Das 20te Capit. enthält Sigmunds Vergleich mit dem österreichischen Herzog Friedrich 1418.

Im treuen Tyrol, zu dessen Besitz K. Sigmund nie gelangen konnte, ist dieser „gemißhandelte" Fürst (nach dem Ausdruck Heinrichs i. s. teutschen Reichsgesch.,) als Friedrich mit der leeren Tasche bekannt. Dem Hrn. Verf. ist das neueste histor. Werk über Tyrol, Sinnacher's, der auch in Beziehung auf Herzog Friedrich mehrere Fabeleyen seiner Vorgänger verdienstlich berichtigte, nicht entgangen. Was in dieser Geschichte in Betreff Bayerns und Holland und der bayerischen Herzoge erzählt wird, mag mit den Schriften des Ritters v. Lang (s. Ludwig der Bärtige von Ingolstadt,) und mit des Prof. A. Buchner Geschichte von Bayern, die auch in diesen Blättern bereits nach Verdienst besprochen worden, verglichen werden.

In diese Periode fällt das bleibende Geschick der Mark Brandenburg, nachdem sie, wie oben bemerkt, seit kaum hundert Jahren, durch so viele Hände gegangen war. Die Hohenzollern gelangten jetzt zu ihrem Besitz, und damit zum nachhaltigsten Stützpunct, um nach allen Richtungen hin den Hebel zur Bildung des heutigen mächtigen preussischen Staates auf- und anlegen zu können.

K. Sigmund hatte nach und nach von dem reichen Burggrafen Friedrich von Nürnberg 150,000 Ducaten entliehen, und ihm dafür Brandenburg verpfändet. Nun bedurfte (im J. 4415), K. Sigmund zur Reise zum König von Arragonien abermals einer Summe von 250,000 Ducaten, die wieder der Burggraf herschoß, und wofür, also für 400,000 Ducaten K. Sigmund unterm 30. April 1415 ihm und dessen Erben die Mark Brandenburg, mit der Churwürde und dem Erzkämmereramte, jedoch mit Vorbehalt der Wiederlösung, förmlich verkaufte. (S. 137.) Der Hr. Verf. führt hiebey in der Note an, daß Lancizolle: „Bildung des Preuß. Staats" die Belehnungs-Urkunde, zwar für das Urkundenbuch versprochen, nicht gegeben habe. Ref. glaubt, hier bemerken zu dürfen, daß die Hohenzollern, obwohl sie immer als gute Wirthe bekannt waren, einen Theil ihrer stets paraten Geldmittel (auch Herzog Ludwig von Ingolstadt hatte dem K. Sigmund 23,000 Ducaten geliehen), dennoch der Stadt Nürnberg, diesem damaligen welthistorischen Emporium der Handwerke, des Kunstfleißes und des Handels, verdanken mochten.

Zu den Capiteln 21 und 24, wo S. 356 u. 410, von der allgemeinen Handelssperre die Rede ist, welche K. Sigmund, mit den Venetianern im Kriege, zwischen Teutschland und Venedig mit Gewalt durchzuführen versuchte, um diesen Handelsweg ein für allemal zu vernichten, indem er dafür auf Ungarn und die Türken, und auf Genua hinwies, (wie in unsern Tagen Napoleon durch die Dekrete von Trianon, gegen England!) und vom Mißlingen dieses Versuches, ließen sich auch aus den zum Theil noch ungedruckten Chroniken und Denkschriften der Städte und Flecken in Bayern, im salzburgischen und kärnthnerischen Gebirge, manche interessante Belege liefern; denn eben diese Ortschaften hatten durch jenen Gewaltstreich Sigmunds außerordentlich gelitten.

Im Anhange dieses II. Bds. finden wir Ergänzungen zu Eberhards Windecks Leben von K. Sigmund, nach verschiedenen Handschriften; und Nr. XXXIII. auf 23 enggedruckten Seiten Regesten und das Itinerar des röm. K. Sigmund vom 1. July 1414 bis zum Schluß des J. 1419; womit die auch in diesen Blättern angezeigten Re-

gesten und Urkunden des k.k. geh. Archivars Chmel mehrfältig vervollständigt werden können.

Ist Refer. bey dieser Anzeige eines in der historischen Literatur so ausgezeichneten Werkes, welches die allgemeine Geschichte und die speciellen Staatengeschichten vielseitig durchkreuzt, und in Kirche und Staat die neuere Zeit einführt, weitläufiger geworden, so wird ihn das mannigfaltige Interesse, das es nach Zweck Stoff und Auffassung gewährt, rechtfertigen. Finden sich auch aus der Zeit K. Sigmunds, und seine Persönlichkeit berührend, die Begebenheiten im Wesentlichen, in der teutschen Reichs- und Territorial-Geschichte, wie in der ältern und neuern böhmischen, ungarischen, italienischen, polnischen und französischen Literatur mehr oder minder vollständig bewahrt und vorgetragen; so verdient doch die eben so umfassende als lichtvolle Zusammenstellung eines so mannigfaltigen Materials, und auf einem Terrain, das drey Viertheile von Europa begreift, um so mehr Dank, als hiebey eben sowohl die Chronologie festgestellt als eine klare Ausscheidung und Einreihung der Capitel durchgeführt ist. Vorzüglich lobenswerth an diesem Buche ist auch die confessionelle Bescheidenheit, die der Herr Verf. bey dem Vortrage über die vielen religiösen und kirchlichen Angelegenheiten beobachtet, und womit er sich von einseitigen Urtheilen und oft tief verletzenden Bezüchtigungen anders Denkender fern zu halten sucht.

v. KochSternfeld.

Die Mediatisirung der deutschen Reichsstädte von G. W. Hugo, landständischem Archivar in Karlsruhe. Karlsruhe, Druck u. Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1838. 8. S. XIV. u. 447.

Die Geschichte der größeren deutschen Städte, und namentlich jene der Reichsstädte, in denen sich ein regeres Leben im Innern und nach Außen entfaltet hat, an und für sich schon interessant, ist oft darum von besonderer Bedeutung, weil gar viele derselben an den wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Reiches nicht blos mehr oder minder Theil genommen, sondern nicht selten bestimmend und entscheidend auf den Gang der Ereignisse eingewirkt haben. Die Wichtigkeit der Städte hat man allerdings erkannt, und bereits auch die Geschichte mehrere derselben ans Licht gefördert, aber unter diesen Bearbeitungen finden sich doch nur wenige, welche auf Vollständigkeit und Genauigkeit Anspruch machen können, und unter den Reichsstädten hat meines Wissens nur Regensburg eine musterhafte Bearbeitung ihrer Geschichte gefunden. Das in Rede stehende Werk enthält sehr interessante Beyträge für die Geschichte sämmtlicher Reichsstädte. Der Verf. hat darin ein kritisches und möglichst vollständiges Verzeichniß derselben geliefert, und bey einer jeden aus Urkunden nachgewiesen:

1) Zu welcher Zeit einer Reichsstadt urkundliche Erwähnung geschieht;
2) Welches das älteste ihr von einem deutschen Könige oder Kaiser verliehene Privilegium ist;
3) Ob? wann? von wem? und an wen sie verpfändet worden?
4) Wann und wie sie die Reichsunmittelbarkeit eingebüßt habe?

Obwohl der Verf. wie man sieht, seine Untersuchung auf einen sehr engen Kreis beschränkt hat, so wird ihm doch volle Anerkennung schwerlich entgehen können, da er jene Fragen, man darf es wohl sagen, vollständig gelöst hat. Ein kritisches und verläßiges Verzeichniß der Reichsstädte hat bisher gänzlich gefehlt. Die Reichsmatrikeln konnten ein solches nicht ersetzen; denn viele Reichsstädte hatten ihre Reichsunmittelbarkeit bereits eingebüßt, noch ehe die erste Reichsmatrikel (1422) zu Stande kam; und dann werden von den Reichsmatrikeln Städte in die Klasse der unmittelbaren gesetzt, von denen es sich erweisen läßt, daß sie es zu Jener Zeit nicht gewesen sind.

(Schluß folgt).

Berichtigung.

Nr. 134. S. 36. Z. 14. ist statt मरुत zu lesen: मरुत्. Nr. 136. S. 52 Z. 7 ist statt विधाः zu lesen: विधा. Nr. 139. S. 79 Z. 16 ist statt द्वैम् zu lesen द्वैतम्

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nr. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. F. R. S. Secretary of the Asiatic Society of Bengal etc. Vols. IV — VII. Nr. 37 — 79. Calcutta 1835 — 1838 in 8. *)

Erster Artikel. **)

Gegenwärtig, wo Aegypten durch Entzifferung seiner Hieroglyphen, besonders nach den Ergebnissen der letzten Jahrzehente, einen festeren historischen Grund gewonnen hat, sind auch — in viel kürzerer Zeit — neue Mittel von großem, ächtgeschichtlichen Werthe zur genaueren Kenntniß Indiens, das noch so vielen unbekannten Reichthum von Werken der Kunst und Wissenschaft in sich schließt, entdeckt, und werden, zu neuen, weiten Aussichten das Alterthum Mittelasiens zu öffnen, von Mehreren in Bewegung gesetzt. Die wichtigsten, meisten und neuesten Entdeckungen zur sicherern Begründung und Erweiterung dieser Kenntniß sind vorzüglich in dem As. Journal of Beng. enthalten, dessen um dieselbe sehr verdienten Herausgeber selbst, wir sie größtentheils verdanken. Sein unermüdeter Forschungsgeist und in Combinationen thätiger Scharfsinn giebt ihm eine, der ähnliche Stellung zu Indien, welche Champollion zu Aegypten eingenommen hat. Er hat die alten Formen der Daevanâgari-Schrift (des Sanskrit-Alphabets) mit ihren Abweichungen, wie sie in der Zeitfolge von einigen Jahrtausenden auseinander entstanden sind, entdeckt, damit schon mehrere Inschriften, unter diesen besonders wichtige aus dem 3ten Jahrh. vor Chr. G. und verschiedene aus den folgenden Zeiten, großentheils mit Hülfe eines alten, aus dem Sanskrit entstandenen, diesem noch sehr ähnlichen Volksdialekts d. i. eines Prâkrit -Pâli genannt — entziffert, und so den festen Weg gebahnt, die Erklärung der vielen, alten Inschriften, welche über Indien verbreitet, auf Felsen, Säulen, Kupferplatten, Münzen schon gefunden worden, und noch zahlreicher zu erwarten sind, mit denselben oder doch ähnlichen Mitteln zu erhalten, — Ergebnisse, wodurch wir den wichtigsten Aufschlüssen im Inneren des Landes und in den Verhältnissen Indiens zu anderen Staaten entgegensehen dürfen.

In diesem besteht aber nur ein Theil der Verdienste des Hrn. Jam. Prinsep. Durch seine unverdrossen fortgesetzten Bemühungen um die Darstellung, Entzifferung und Erklärung der Baktrisch-griechischen, Indoskythischen und Indoischen Münzen, die erst seit einigen Jahren an mehreren Orten, besonders im Nordwesten Indiens, in großer Anzahl ausgegraben oder sonst gefunden worden sind, ist er zu weiteren geschichtlichen Aufschlüßen gekommen. Ein unerwartetes Licht fällt dadurch in die Gegend Asiens, welche für die alte und neue Welt das größte Interesse hat, wo sich am Caucasus das nordwestliche Indien, das östliche Persien und das nördliche Hochasien begegnen; wo im Mittelpuncte der merkwürdigsten, größtentheils kultivirten orientalischen Völker, ihrer religiösen Denkarten und

*) Die Monats-Hefte Nr. 1 — 36, welche die drey ersten Vols. ausmachen, haben wir nicht erhalten können. Aus der Vorrede zum VI. Vol. erfahren wir nun, daß sie, da keine Exemplare derselben mehr vorräthig sind, in Calcutta selbst nachgedruckt werden sollen.

**) Mit zwey lithographirten Tafeln des indischen Alphabets in seinen auf einander folgenden Verwandlungen.

politischen Ereignisse, das Centrum der geistigen Gegensätze, Ausgleichungen, und wechselnden Ueberlegenheit war; wo unverkennbar das mächtige Einwirken indischer Elemente sich beweist, welche schon früher in verschieden modificirten Formen des religiösen Bewußseyns von hier aus sich verbreitet, wieder zurückkehrend, und sich anziehend miteinander verbunden zu haben scheinen. Hier sind die Länder, wohin auch hellenische Eroberung und ihre hohe Bildung weit vorgedrungen ist, sich im östlichen Element gefärbt, wohl hie und da mit dem Homogenen verbunden, und eine Zeitlang geltend gemacht hat; die Länder, wohin sich die großen Welteroberer der alten und unserer Zeit gerichtet haben, und wo gegenwärtig zwey der mächtigsten Reiche der Erde einander entgegen kommen. Die bisher dunkle Geschichte jener Länder während einer langen Zeit vor die Augen zu bringen, ist durch diese neuen numismatischen Entdeckungen der sichere Weg eingeschlagen. Mehrere berühmte Gelehrte haben schon ihre Arbeiten mit den eifrigen Bestrebungen von J. Prinsep vereinigt. H. H. Wilson, Chr. Lassen, Raoul de Rochette, K. O. Müller, E. Burnouf, Grotefend u. a. haben sich an ihn angeschlossen, mit- und selbst vorarbeitend, ergänzend, vergleichend, auf alle Weise fördernd. Von dem, in allen Zweigen der indischen Literatur hochverdienten Prof. Wilson erwarten wir ein vorzügliches, mit Benutzung der reichen Hülfsmittel in London ausgearbeitetes Werk On the Indo-Bactrian numismatic discoveries.

Jedes Jahr können wir nun verständlichen, fruchtbaren Zuwachs von Entdeckungen erwarten, wodurch uns die indischen Denkmale der Geschichte, Kunst und Religion näher gebracht werden. — Indem wir aus dem, an vielfachen Stoff reichen, Asiat. Journal B. vorerst nur besonders die angedeuteten Gegenstände, die Entzifferungs- und Erklärungs-Mittel der genannten Inschriften und Münzen hier anzeigen wollen, müssen wir uns in den Gränzen des Nöthigsten und Wesentlichsten, vorzüglich an die spätern Nummern dieses Werkes halten, und können bloß, wo es erforderlich ist, uns auf das Wichtigere in den vorausgehenden Numern nur beyläufig beziehen.

Nachdem J. Prinsep die in seiner Tafel älteste Schriftform der indischen Sprachen entdeckt, dieselbe in mehreren, von ihm entzifferten Inschriften bestimmt, und die Veränderungen der Buchstaben derselben in den, nach jenen, aufeinander folgenden Jahrhunderten, überall nach sicheren Urkunden auf Felsen, Säulen u. a. geordnet, hat er uns das merkwürdige paläographische Chronometer (im As. J. Vol. VII. S. 278) geliefert, nach dem die Zeiten der alten Monumente Indiens, auf welchen Inschriften vorkommen, durch diese mit ziemlicher Genauigkeit, selbst wenn in der Inschrift keine Zeitangabe steht, wenigstens negativ bestimmt werden können.

Er fängt — einstweilen, bis zu weiteren Entdeckungen, — mit dem sechsten Jahrh. vor Chr. G. an, in der kaum irrenden Voraussetzung, daß dieses Alphabet, von welchem wir gewiß wissen, daß es die Bauddhen einige Jahrh. später gebraucht haben, das nämliche sey, in welchem ihre hl. Bücher von den Zeitgenossen des Buddha, der im 543. Jahre v. Chr. G. gestorben ist, selbst geschrieben worden sind.

In den Inschriften des ind. Königs Asoka (eines Enkels des Tshandragupta, d. i. des Sandrakotta's) einem ächten indischen Document aus dem 3ten Jhrh. v. Chr. G., und mehrere Jahrhunderte lang noch in den Säulen-Inschriften aus dem 5. Jhrh. nach Chr., in dieser ganzen Zeit sind sich die Sanskrit Schriftzüge, wie man einigermassen in den beyliegenden lithographirten Tafeln sehen kann, noch so ähnlich geblieben, daß man darnach wohl zu dem Schluß berechtigt ist, die genannten Schriftformen aus dem 3. Jahrh. vor Chr. G. können von denen im 6. Jahrh. v. Chr. — also in einer viel kürzeren Zeit — wenigst nicht mehr, als jene von einander, abgewichen seyn. Zu dieser Annahme hat man um so mehr Grund, als diese Schriftgattung in den verschiedenen Zeiten von derselben Art, von Schreibenden derselben Sprache und Religion gebraucht worden ist, von denen wir in früheren Jahrhunderten keine Veranlassung zu größerer Abweichung in der Schrift als in späteren annehmen können. VII. 275 f.

Das Alphabet der Inschriften auf den Tafeln von Gudsharat, aus dem 3. Jahrhundert der Samvat-Aera, ist nur wenig unterschieden von dem der Allahabad-Säulen der Gupta-Dynastie aus dem 5. Jahrhundert nach Chr. oder von den Samudragupta-Inschriften; aber dieses Wenige ist für das höhere Alter von jenen. Die Inschriften von Mahamalaipura, welche Dr. Babington schon in den Transact. R. A. Soc. II. 263 ff. erklärt hat, die in der Sanskrit-Sprache sich auf die dortigen Sivasculpturen beziehen, haben die Dävanagari Schriftform, von welcher der Beweis vorliegt, daß sie, im regelmäßigen Uebergange, ein, obschon südlicher Abkömmling des Säulen-Alphabetes sey. Vrgl. VI. S. 1047. 689. Die späteren Alphabete brauchen keine weitere Erklärung. Das Tibetanische ist anerkannt aus dem 7. Jahrhundert nach Chr. — Das Kutila-Alphabet ist von dem Facsimile einer Inschrift von Bareilly, welches Colonel Stacy geliefert hat. Man sieht daraus, daß der Künstler von Kanodsh (कन्याकुब्ज kanjâkubdsha) war, und daß das Bengali, welches aus demselben Gebiete der Kenntniß, fast ein Jahrhundert später gekommen ist, nicht mehr davon abweicht, als die Veränderungen, die es litt, seit es in den niederen Provinzen einheimisch ward, erklären können. Wirklich unterscheiden sich alle alten sanskrit Inschriften, von Benares bis Cuttak, von dem Kutila-Alphabet durch die dreywinkelige Oeffnung statt der runden im ञ. — Leicht, sagt Hr. J. Prinsep, könnte er noch viele andere Abweichungen von dem ursprünglichen Alphabet anführen, wenn er seitwärts durch Ava oder südlich durch Ceylon gieng; aber er beschränke sich noch absichtlich auf die Zeiten des indischen Alphabets, welche eben jetzt von unläugbaren Denkmalen bewiesen werden können. Vol. VII. 278.

Im VI. Vol. p. 222. Pl. XIII. werden schon die Amaravati-, Hala-, Canara-, Telinga-Alphabete auf die Gupta-Form zurückgeführt, und so könnten andere abgeleitet werden, aber der Hr. Verf. will bey einer anderen Gelegenheit das Ganze in einer umfassenderen Tafel vorlegen. Von den südlichen Alphabeten, die Capt. Harkneß in einer nützlichen Sammlung herausgegeben hat, erreicht keine im Alter die dritte Reihe der hier beyliegenden Tafeln des Hrn. Prinseps. Da dieser die von ihm mitgetheilten Alphabete nach und nach durch Entzifferung mehrerer Inschriften zum Sanskritalphabet-System vervollständigt, wie z. B. das Asoka-Alphabet aus der Girnar-Inschrift mit mehreren Zeichen ergänzt hat; ist aus der Zeit, wo sich ein Buchstabe nicht fand, derselbe weggelassen, wie z. B. das im Sanskrit sehr selten vorkommende ञ. —

Das am Ende beygefügte Quadrat-Pali ist von Stein-Inschriften in Barma genommen.

So wenig der genannte Schluß des Hrn. J. Prinsep auf das hohe Alter der, von ihm an die Spitze gestellten Form der alten Daeva-Nagari-Schrift bezweifelt werden dürfte, soll doch daraus noch gar nicht folgen, daß die Documente, worauf er ihn baut, welche sich im weiten Indien unter den vielen noch unbemerkten, nur so zufällig von selbst dargeboten haben, gerade die ältesten, ursprünglichen dieser Art seyen; und ungeachtet das erste Alphabet hier durch eine scheinbar primitive Einfachheit der Züge, welche freylich nicht immer die ursprüngliche ist, erst durch Eingraben in Stein und Metall geboten seyn konnte, gleichsam zum Originaltypus gestempelt wird, worin die Elemente der verschiedenen späteren Ableitungen enthalten scheinen, so möchten sich doch wohl bey einer einmal ernstlich weiter angestellten Nachsuchung noch ältere Nagariformen finden können, an welche sich die vom 6. Jahrhundert vor Chr. G. hier anschließen, und die auch im reineren Sanskrit, älteren Brahmanischen Cultus ausdrücken, noch älteren, als der in den alten Inschriften ist, welche von Malamalaipura vom Hrn. B. G. Babington in in den Transactions of the Roy. As. Soc. Vol. II. P. I. entziffert worden sind. *) Gewiß sind noch Entdeckungen aus den früheren Zeiten zu hoffen.

*) In dem alten Alphabet dieser Inschriften ist auch die des indischen Siegels gefaßt, welche Hr. Professor Wilson im neuen Nagari und in Uebersetzung mit Anmerkung im Journal Roy. As. Soc. 1830. Nr. VI. p. 377 mitgetheilt hat, wo sich das Siegel selbst abgedruckt findet.

Bisher war es freylich fast immer nur Zufall, der selbst den Capt. Burnes auf die nördliche Seite der großen Bergkette bey Badakshan zu einer Inschrift in alten Charakteren führte, welche uns Hr. Prinsep Vol. VII. 638 nächstens im 80 Numer pl. XXXV zu geben verspricht. — Wir können uns mit der Asoka- Nāgari- und Prākrit-Form noch bey weitem nicht an den Anfang der Sanskritschrift oder der Vädensprache denken. Die Aehnlichkeiten mit andern Schriften können uns noch weniger dahinführen; diese lassen sich so leicht finden. Man vergleiche bloß mit den Tafeln des Hrn. Prof. Gesenius in seinem vortrefflichen Werke: Scripturae linguae phoeniciae die geraden und krummen Linien eines Alphabets nur hie und da gekürzt, gedehnt, absichtlich oder zufällig gebeugt, gewendet, umgekehrt (turned topsy turvy); so würde man wohl zuletzt auch der, doch sichtbar vom Hieroglyphischen mittelst der hieratischen Schrift abstammenden, demotischen der Aegyptier einen andern Ursprung geben, *) und selbst ein ganzes, zahlreiches Alphabet auf einige Züge reduciren können.

Die indische Paläographie wird jetzt täglich ein interessanteres Studium, und läßt unerwartete Aufschlüsse über den Zusammenhang der europäischen und asiatischen Alphabete erwarten. Hr. J. Prinsep hat daher schon im VI. Vol. p. 390 ff. die auffallende Aehnlichkeit zwischen den alt-griechischen und alten Sanskrit Buchstaben durchgegangen und sie auf Pl. XXIV. einander gegenübergestellt. Aber, indem er die Priorität den Hindu so wenig als den Griechen einräumt, auf die Frage über den Ursprung dieser Aehnlichkeit eben so große Unentschiedenheit als weitere Untersuchung verlangt, hat er sich mehr für einen gemeinsamen Ursprung beyder erklärt, keiner eine höhere Ursprünglichkeit oder Abstammung von der andern zugeschrieben. Es ließ sich wohl voraussehen, daß Manche, so wie in anderer Hinsicht auch darin, das Indische vom Griechischen abzuleiten geneigt seyn werden. Da die Ansichten des eben so gelehrten Philologen als Archäologen Hrn. Prof. K. O. Müller in den Gött. gel. Anz. 1839. S. 310 ff. die ernstlichste Betrachtung verdienen, so glaubt Ref. sich darüber ausführlicher erklären zu müssen.

Wir kennen das Sanskrit nur als eine so vollkommene Sprach-Individualität, daß wir sie ansehen müssen, als habe sie sich aus einer geistigen Einheit nach eigenen nationellen Anlagen, in originellen Laut- und Wortbildungen organisirt, entwickelt und gestaltet. In dem, wie ursprünglich gegliederten Laut-Systeme, das zugleich das grammatische, der Sprache wesentlich eingewachsen, mit ihr identisch ist, sind die eigenthümlichen Arten der Laute und ihre Zahl, die 5 sonst ungekannten Capitalen, die 5 Palatalen, die verschiedenen Nasalen und Zischlaute u. s. f. so nothwendig, als die der Sprache eigenthümlichen euphonischen Laut-Verwandlungs-Gesetze, welche in der Wortbildung und in den grammatischen Formen herrschen. In den Lautzeichen der Schrift, in dem der Sprache wesentlichen alphabetischen System ist daher auch wie in keinem anderen Alphabet, die Zahl und das Verhältniß der einzelnen Buchstaben zu einander nicht minder wesentlich bestimmt; so z. B. das jedem Consonanten eingeborne a, die Ineinanderfügung der unmittelbar auf einander folgenden Consonanten, (die Ligaturen) die Abkürzung und Anfügung der Vocale an die Mitlauter, der Schlußstrich u. d. m.

Zu welcher Zeit und auf welchem Wege Sanskrit zu seinen Lautzeichen wie zu seinen Lauten nach und nach gekommen sey, können wir nicht bestimmen. Wie lange Zeit auch dahin gieng, bis das Sanskrit der neueren Literatur aus dem alten Väden-Sanskrit seine Form erhalten hat, wir erkennen den gleichmäßigen, natürlichen Gang dieser organischen Entwicklung der Sprache nur aus sich. Eben so liegen nun die authentischen Beweise vor uns, welche einen steten, originellen Gang der Entwickelung der Daevanagari-Schrift aus sich selbst während nahe an dritthalbtausend Jahren darstellen, in welchem Zeitraume sie kaum ein fremdes Element in sich eindringen ließ, sich immer nur in eigener Entwickelung aus sich veränderte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ließen sich so nicht selbst die alten Nagari-Buchstaben von इ, उ, ञ oder ण, त, थ, प, भ, म, श, in der phonetischen Hieroglyphenschrift auffinden? Man vergleiche Champollions Gram. Egypt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nr. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. etc.

(Fortsetzung.)

Wie könnten wir sie früher, in ihrer noch jüngeren fruchtbaren Lebenskraft, für fremde Formen, für theilweise Zusammensetzung und mechanische Einführung der für sie todten Lautzeichen in ihrem schon in den Väden erkannten, durch und durch lebendigen Sprachorganismus empfänglicher annehmen? Sollten die Hindu in einer älteren Zeit nur ein so unvollkommenes Alphabet für ihr Sanskrit gehabt haben, so unproductiv in sich gewesen seyn, daß sie wesentliche Verschiedenheiten der Aussprache nicht hätten bezeichnen, und aus dem fremden Todten ein solches geistig-kräftiges Leben hätten zusammentragen müssen? —

Wenn wir uns den natürlichen Fortgang der einem Lautsysteme angemessenen, Lautzeichen denken, so müssen diese an sich selbst auch Merkmale der Lautverwandtschaft tragen; die Art der Zeichenmodification muß der Lautmodification entsprechen, und es wird sich in der angemessenen Art der Zeichenverwandtschaft der Beweis ihrer Originalität darstellen, wie wir auch in den ältesten der vor uns liegenden Formen des Nägari-Alphabets Spuren finden. Aber viel mehr würden wir bemerken, wenn wir zu den noch früheren Formen aufsteigen könnten. Wir denken hier wohl an nichts weniger, als an einen urweltlichen Schriftgebrauch in Indien, aber man erwarte nicht von uns, daß wir einen solchen im semitischen Westasien annehmen, von dem auch der Indische mit den andern abgeleitet werden könnte. Vielmehr, wenn doch die offenbar vorliegenden zum Theil auffallenden Aehnlichkeiten einiger altgriechischen oder phönizischen Schriftzüge erklärt werden müssen, haben wir mehr Gründe, den Weg von Osten nach Westen, als den umgekehrten zu gehen.

Wir sind in der Kenntniß des Indischen schon vor den vorliegenden Entdeckungen und noch mehr durch diese selbst auf einem Standpuncte, daß wir keine Rücksicht mehr zu machen brauchen auf Einfälle der Art, wie man in dem Foreign Quarterly kühn genug war, Sanskrit vom Griechischen nach dem Macedonischen Einfall in Indien ableiten zu wollen. Die mündliche Darstellung der epischen und andern Gedichte der Hindu steht freylich durch ihr eigenes Zeugniß fest, aber durch das nämliche und durch noch ältere z. B. Manu u. a. ist auch das Daseyn einer weit früheren mannigfachen indischen Literatur ihrer vielen Sästren außer Zweifel. Wer möchte wohl aus dem, daß Herodot seine Geschichte vor einer großen Versammlung mündlich vorgetragen hat, wodurch er Thukydides begeisterte, schließen, dieser alte Gebrauch sey vom damaligen Mangel der Schrift bey den Hellenen hergekommen, und die Tradition habe allein geherrscht? — Die Brahmanen-Schulen selbst setzen ja schon eine große indische Literatur voraus. Wenn wir den Hindu nicht früher Schriftgebrauch gestatten wollten, als bis die Geschichte bey ihnen gegen die Poesie überall ihr Recht erlangt hat, so müßten die Hindu wohl immer ohne Schrift geblieben seyn. Man muß sich bey ihnen daran gewöhnen, auch das Ungewöhnlichere zu denken, und sogar nicht mehr seltsam finden, daß bey ihnen Personen, die ungezweifelt ächt historisch sind, z. B. Sankara Atschärja im achten Jahrhundert Chr. und andere in noch viel späterer Zeit zugleich als mythische Personen gelten. Das mythische Element hat im

Indischen zum Wissenschaftlichen eine ganz andere Beziehung, als man sich gemeiniglich dabey denkt. Die Sprachwissenschaft, die wir in den grammatischen Aphorismen des Pân'ini vor uns haben, der schon den Unterschied des klassischen Sanskrit von dem alten Väden-Sanskrit, dessen Eigenthümlichkeiten er bestimmt, so wie andere ältere philologische Werke voraussetzt, wäre, ohne lang vorausgehenden und darin auch vorausgesetzten Schriftgebrauch des damals vielfach ausgebildeten Sanskrit, das Unbegreiflichste, so wie das Entstehen der ganzen riesigen Sanskrit-Literatur, mit den fixirten Entwicklungsstufen des grammatischen Baues, des Styls, der Metrik u. d. ein kaum erhörtes, wunderbares Ereigniß, die Zeugnisse der Griechen u. a. unauflösbare Räthsel.

Gehen wir von der Betrachtung der Schrift zur näheren Untersuchung der Sprache Indiens über, indem wir den sicheren Ergebnissen aus den bisherigen Entdeckungen folgen. Das Sanskrit der alten indischen Gedichte, das von dem älteren Väden-Sanskrit, wie wir seine Gesetze zum Theil aus Pânini kennen, und wie es in den Väden selbst vor uns liegt, in mehreren Formen abweicht, steht über der Mitte zwischen der Sprache der Girnar-Inschriften von Gudsharat und der Sprache der Dhauli-Inschriften von Cuttak, die dem neueren Pâli und der Säulensprache ähnlicher ist. Der Girnar-Dialekt enthält bey seinen wenigen Abweichungen vom Sanskrit daher auch andere von der Sprache der Cuttak-Inschriften. In Bezug desselben auf Sanskrit hatte Hr. J. Prinsep in der Entzifferung der Gudsharat-Inschriften meist wenig mehr zu thun, als hie und da ein r nach p, ein j nach s und ein Visarga für o am Ende zu setzen, um den reinen Sanskrit-Text vor sich zu haben. Dagegen hat der Cuttakdialekt größere Abweichungen vom Sanskrit. S. Vol. VII. p. 277.

Wir können annehmen, daß die Girnar-Inschriften das ältere Pâli (den Volksdialekt) darstellen, wie es zu Asoka's Zeit im Westen Indiens im Gebrauche war, und daß es von der anderen Seite die Säulen nur so zeigen, wie es im Osten, oder im eigentlichen Magadha gesprochen wurde. Da die buddhistischen Werke von Ceylon erst 450

Jahre nach dem Tode des Sâkja (also ungefähr 90 Jahre vor Chr. G.) in Ceylon zuerst schriftlich verfaßt wurden, so sieht man ein, wie sich mittlerweile das Pâli so verändern konnte. (Vrgl. VII. 279.) Wenn demnach auch die Namen Magadhi und Pâli gewöhnlich in der Bedeutung von einer und derselben hl. Sprache der Bauddhen genommen werden, in Ceylon, Ava, Siam, selbst in China, so wird doch ihr Unterschied auch von späteren Grammatikern bemerkt. Daher die Verwandlung des r in l, die Endung des nomin. sing. auf e' (statt Visarga), in Magadhi. Anders ist es im älteren Pâli und in den Dramen-Präkrit u. d. m., worin Hr. Prinsep seine Bemerkungen VII. 279 ff. durch Essai sur le Pâli p. 15 und Lassens Institutiones ling. präkrit. p. 60 bestätigt findet. Von dem späteren Literatur-Pâli in Ceylon ist das andere ältere Pâli im Südosten wohl zu unterscheiden. Dieß mag frühe, auf keinen Fall aber vor 543 vor Chr. G., wohl noch später als die hl. Sprache der südlichen Bauddhen von Kalinga aus nach Ceylon und von da wieder östlich nach Barma gebracht, aber in Ceylon auch von den Surashtras Ufern, von Gudsharat aus, wenigstens modificirt worden seyn. Nimmt man mit Hrn. Pr. Lassen nach dem älteren, am Sanskrit unmittelbar zunächst stehenden, Pâli, das Hr. J. Prinsep meynt, wenn er sagt, daß es zu seinen Entzifferungen Wunder wirke, als zweytes in der Nähe des Sanskrit, das Präkrit der Dramen an, ungefähr im vierten Jahrhundert vor Chr., so möchten sich die Verhältnisse der sämmtlichen Präkrit- oder Sanskrit-Volks-Dialekte dieser Zeit demnach noch weiter bestimmen lassen, die sich im Nordwesten mehr an das Sanskrit hielten, im Südosten, in Magadha und Kalinga und a. O. mehr davon abwichen. Daß selbst zu Buddha's Zeit mehrere Provincialdialekte geherrscht haben, und darin, wie im Sanskrit geschrieben wurde, findet man durch die Werke seiner Anhänger bewiesen. Hr. Prinsep führt hiezu nach Csoma de Körös eine tibetanische Authorität an. (VII. 281. 282.) In allen genannten Dialekten erkennt man aber Sanskrit als die Grundform, den mütterlichen Mittelpunct, auf den sie sich als ihren Ausgang bezeichnen. Man hat daraus auch das offenbar entschiedene Ergebniß,

daß wir, je weiter wir zurückgehen, desto näher der Mutterſprache kommen; und immer ſind wir noch im ſechſten Jahrhundert vor Chr. — weit entfernt von ſeiner alten Reinheit, in Bezug auf den Dialekt, den wir für den geſprochenen der damaligen Zeit halten. Auf der andern Seite haben wir Beweiſe, daß der grammatiſche Bau des klaſſiſchen Sanskrit ſelbſt ſich ſeit der Zeit Alexanders des Großen nicht im Geringſten geändert hat. Vol. VII. 281.

Wie die genannten Dialekte durch Abweichung vom Sanskrit in Laut-Verkürzungen, Laut-Umwandlungen, Aſſimilationen, Einſchaltungen ſich in verſchiedenen Inſchriften, die Hr. Prinſep erklärt hat, von einander unterſcheiden, giebt er überall genau an. Zweckmäßig geordnete Zuſammenſtellungen dieſer Dialektformen erwarten wir, ſo wie auch bald ein Corpus inscriptionum Indicarum, welche in dieſem Journal und in anderen ähnlichen Werken enthalten ſind. Noch läßt ſich wenig beſtimmen, welche die Landesgrenzen des Gebrauchs der verſchiedenen indiſchen Dialekte in verſchiedenen Zeiten waren. Gewiß gieng die Ausdehnung derſelben weiter im Weſten, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt. Auch die Paropamiſaden ſollen Hindu geweſen ſeyn, und Arachoſien ſelbſt wird indiſch genannt. Die bekannten Reſte der in dieſen Gegenden herrſchenden Sprachen laſſen uns mehr dafür als dagegen annehmen. Aus den beſtimmten Angaben des Ortes, der Zeit und der Stelle einer jeden Inſchrift, die ſie in der Reihe der Nägari-Alphabetformen, und in der Sanskrit-Dialekten-Ordnung einnimmt, aus ihrer Beziehung zu den beſonderen Arten des indiſchen Cultus u. a. — aus allem dieſen würden die Ergebniſſe dem Hinduismus eine neue hiſtoriſche Geſtalt und Bedeutung geben und über ſeine Verhältniſſe zu andern Völkern und Ländern ein neues Licht verbreiten. Die Entdeckung des Königs Antiochos (Soter) अन्तियको Antijako und Ptolemäos तुरमायो Turamājo (VII. 156. 219. ff.) auf Felſen von Cuttak und Gudsharat in Edicten ihres Zeitgenoſſen, des indiſchen Königs Aśoka aus dem dritten Jahrhundert vor. Chr., war nicht das Einzige, was den ſo ſcharfſinnigen und unverdroſſenen Entzifferer in ſeinen mühevollen Arbeiten erfreulich überraſchend zu neuem Muth ſtärkte. Der weitere Ueberblick der großen und umfaſſenden Ergebniſſe ſeiner bisherigen Forſchungen, wodurch er unſeren lebhaften Dank verdient, muß ihn noch mehr erheben, und weiter zu neuen unerwarteten Fortſchritten ſchnell hinführen.

Von großer Wichtigkeit für die mittelaſiatiſche Geſchichte erſcheint beſonders der in Indien entſtandene, neue Zweig der verſchiedenen baktriſch-griechiſchen, indoſkythiſchen und indiſchen Münzkunde. Erſt ſeit wenigen Jahren iſt die größte Anzahl dieſer Münzen dort ausgegraben, entdeckt, und — das Schwierige in ihrer Erklärung — die Entzifferung der auf den Reverſen von ſehr vielen derſelben vorkommenden, Legenden in fremder Schrift und Sprache, endlich nach wiederholten Verſuchen vom Herrn James Prinſep, ſicheren Regeln gemäß, großentheils beſtimmt, und in dem letzten uns zugekommenen Hefte Nr. 79. vom July 1838 bekannt gemacht.

Die wichtigen Ergebniſſe der Forſchungen über die baktriſch-griechiſchen, indoſkythiſchen und indiſchen Münzen erhalten nun ein erhöhtes Intereſſe.

Ref. hat die Buchſtaben dieſer fremden Schrift, welche er noch die baktriſche im weiteſten Sinne nennt (lieber Javanānī nennen möchte) *), auf

*) Man hat ſie früher Pehlvi genannt, und aus dem Semitiſchen zu erklären geſucht. Sie kommt auch auf den Cylindern und Steintafeln vor, die man in den Sthupas von Manikjala gefunden hat, welche Prinſep noch erklären will (J. As. Vol. VII. p. 646.) Sie iſt dieſelbe, welche Pānini Javanānī यवनानी nennt Sūtra IV. 1. 49.

Nach Wilſons Diction. bedeutet Javana Baktrien. Nach der Inſchrift von Allahabad erſtreckte ſich das Land der Bāhliken (nicht Bāhliken) oder Baktra (Balch) viel weiter ſüdöſtlich in die Hindu-Länder, gegen deren Bewohner, die Bāhliken am Sindhu, der indiſche König Dhava Krieg führte. A. J. VII. 630.

den beyliegenden lithographirten Tafeln unten am Rande nach der Ordnung des Dävanagari-Alphabets beygefügt, um sie als eine dem Sanskrit-System angehörige, und jeden ihrer Buchstaben an seiner Bedeutung leichter erkennbar zu machen. Denn auch von dieser Schrift beweist sich dasselbe, wie von der Nägari schon jetzt, so viel aus der geringen Zahl von gegebenen und entzifferten Worten sich entdecken läßt, die nämliche Eintheilung der Laute z. B. auch die Classe der dem Sanskritalphabet eigenen Palatalen च und ड, die vielen t und d lassen schon auf die doppelte Nagari-Classe der Capitalen (Cerebralen) und Dentalen schließen, die aber im Baktrischen noch nicht gehörig haben unterschieden werden können. Im baktrischen wie im Nägari-Alphabet inhärirt jedem Buchstaben das kurze a, auch in jenem wie in diesem haben die Ligaturen und die Verdoppelung der Consonanten, das Anfügen abgekürzter Vokalzeichen an die Consonanten u. d. m. Statt. Daß aber die baktrische Schrift, die wir nicht als eine, den — (nach dem Obigen) gegen Westen weit vorgedrungenen — Hindu ursprünglich ganz fremde ansehen können, doch fremde, westliche Elemente in sich habe eindringen, dadurch ihre ursprünglichen Zeichen der Laute zum Theil habe entstellen, so wie die, allem damaligen Schriftgebrauche jener Gegend fremde, Umkehrung der Schrift sich habe gefallen lassen müssen, ist eben ein Beweis der weiten Ausdehnung ihres, nicht auf Kabul zu beschränkenden Gebrauchs gegen Westen und Nordwesten, auch in Baktrien wie in Parthien, wo sie wohl schon vor der Herrschaft der Seleukiden und ihrer Nachfolger, vor ihrer Anwendung auf Münzen durch sie um die Jahre 180 — 170 v. Chr. G., gebraucht wurde. Sieht man doch auch auf einer in der Bucharey gefundenen Münze des Antimachos die Baktrische Schrift. Hr. Prof. Lassen sagt nicht zu viel, wenn er (S. 162. a. a. O.) das Baktrische Alphabet unter den Mittel-Iranischen (mit denen es jedoch nicht zu einer Art gehört) das älteste, älter als Zend und Pehlvi und die Schriftarten der Sassanidischen Monumente nennt.

Eine Ausschließung des Gebrauchs der baktrischen Schrift aus Baktrien scheint Ref. nicht genug begründet, da wir wissen, daß der Gebrauch der Schrift auf den hier in Betrachtung kommenden Münzen uns nicht im Allgemeinen überall genau den Ort und die Grenzen ihres anderweitigen Gebrauchs bezeichnet. Menandros, der nach gemeiner Annahme sein Reich am weitesten in Indien ausgedehnt, hat dennoch auf seinen Münzen außer der griechischen die baktrische, nicht die Nägari-Schrift der Hindu gebraucht. *) Dagegen hat Agathokles, der den Indus kaum überschritt, sondern westlicher, in Kabulisthan und vielleicht noch weiter nordwestlich herrschte, sich gerade der Nägari-Schrift der Hindu außer der griechischen bedient. Die letzten indoskythischen (Kanerki) Könige am Indus und im oberen Indien selbst, haben ihre fremde oder doch die entstellte griechische Sprache ihrer Münz-Legenden, die von der dem Sanskrit näheren Sprache der baktrischen Schrift abweicht, nur in griechischer Schrift angegeben. Wir können doch daraus nicht schließen, daß in ihren Ländern die griechische Schrift mehr, als die baktrische und Nägari-Schrift bekannt gewesen sey.

*) Bis wie weit die baktrische Schrift der Hindu östlich vom Indus fremd gewesen sey, ist schwer zu bestimmen. Die alten Münzen, die in den Ruinen der Stadt Behat an der Jamunā gefunden worden, mit der doppelten der baktrischen und Nagarī-Schrift, nöthigen nicht, hier die Grenzscheide anzunehmen. Es mögen wohl beyde Schriften in mehreren Gegenden des westlichen Indiens bekannt gewesen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nr. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. etc.

(Fortsetzung.)

Warum hatten sie nicht Ursache eben sowohl die indische Nâgari oder die westlich indische (baktrische) Schrift anzunehmen als die im Westen Indiens herrschenden indischen Götter? *) Wie könnten wir demnach schließen, daß die Könige Baktriens Theodotos I. II., Euthydemos, und Demetrios deswegen nur der griechischen Schrift auf ihren Münzen Raum gaben, weil nur diese, nicht aber die Baktrische oder Nagari als Volksschrift bekannt gewesen sey? Ist doch auch noch nicht bewiesen, daß Eukratides, der sich der Baktrischen Schrift auf seinen Münzen bediente, ein über Baktrien hinaus ausgedehntes Reich besessen, so wenig als daß sich das Reich des Euthydemos nicht über Pantschap hin erstreckt habe. Gött. Gel. Anz. 1838. S. 207. Man sieht, daß der Gebrauch der Schriftart auf diesen Münzen nicht mit Sicherheit auf das Land schließen lasse, dem sie angehörte, oder wo sie einheimisch war. Man muß eingestehen, daß die Grenzen des Gebrauchs dieser Schriftarten wohl eben so sehr als die des östlichen und westlichen Cultus und als die Gränzen der zwischen Indien und Persien liegenden Reiche oft veränderlich und schwankend, schwer zu bestimmen seyen. Diese Zwischenländer sind die der längsten Gährung und vielfachen Mischung jeder Art. Daß aus der Richtung der Baktrischen Schrift von der Rechten zur Linken nichts gegen ihren indischen Charakter geschlossen werden könne, braucht nicht noch bewiesen zu werden. Hr. Prinsep, der in seinen frühern Versuchen, gleich manchen andern mit dieser Schrift in das Semitische eindringen wollte, hat sie deswegen zuletzt nach der Sanskrit-Alphabet-Ordnung erklärt (S. 639 ff.), auch seine früheren Entzifferungs-Angaben als un-

*) Zu VII. Vol. Pl. XXVIII., wo Herr Prinsep neue Abbildungen mehrerer merkwürdiger Münzen mittheilt, bemerkt er, daß die letzte ein Duplicat der Azes-Münze sey, welche im IV. Vol. Pl. XXIII. vorkommt, wobey er sagt, dadurch sey die wichtige Thatsache bestimmt, nämlich: daß in der Periode der Azes-Dynastie der Gebrauch des Griechischen sich ganz verloren habe, während das einheimische Baktrische Alphabet, in demselben oder vielmehr umgekehrten Verhältniß richtiger geschrieben würde. Die griechische Legende ist ein bloßes Mengsel von Buchstaben, aber die Baktrische ist gerade zu lesen: Maharadsha mahatasa Dhamikasa rádshat'iradsha Adshasa, des großen Königs, des mächtigen des Gerechten, des Königs der Könige, Azes. Die Figur des Ueberflußes mit ihrem Füllhorn hat neben ihrer Linken einen zusammengesetzten Charakter, der Sri (ihr indischer Name) gelesen werden kann; und neben ihrer Rechten, zwey Baktr. Buchstaben, (Zahlen?). Demnach können wir nicht wohl annehmen, daß die Baktrische Schrift mit der fremden Herrschaft im westlichen Indien verschwunden sey. Diesem scheint nicht entgegen zu stehen, daß die Griechen so wenig von den Skythen in Indien 120 J. v. Chr. G. ganz verdrängt worden sind, daß vielmehr Nachkommen derselben selbst noch nach Chr. ein oder 2 Jahrh. in den südlichen Gegenden der Paropamisus-Gebirge fortherrschten. A. J. Vol. VII. 630.

befriedigend, so wie die semitischen Bande, die er sich früher angelegt hatte, überhaupt verworfen, indem er wie zur Entzifferung der Nāgari-Inschriften ein leichteres Mittel in dem alten Prākrit (dem am wenigsten modificirten Sanskrit), nämlich Pāli, das er wunderwirkend nennt, gefunden. Dieses scheint ihm in alter Zeit einen allgemeinen Gebrauch in Indien gehabt zu haben, und seinen Vorzug als Entzifferungsmittel findet er besonders in der Anwendung auf die verschiedenen Titel der griechischen Könige, die bisher unverständlich waren. Herr Prinsep hat demnach hier mehrere frühere Bestimmungen zurückgenommen. Denn dadurch erhalten verschiedene Buchstaben ganz andere Bedeutung und Beziehung als bisher, z. B. die Bezeichnung des ā mit einem Puncte beym kurzen, die Auslassung des n vor t und d. Dazu kommt überhaupt die Assimilation der Consonanten, die Einschiebung eines Vokals zwischen zwey unverträglichen Consonanten u. dgl. Das für O (besonders als Endung des Nom. Sing. masc.) genommene Zeichen ist nun स sa (auch als Endung des Genit. sing. in Pāli statt des Sanskrit sja स्य) u. d. m. Weiterer Bestimmungen und Folgen daraus müssen wir uns jedoch — schon wegen Mangel der baktr. Schrift für den Druck — in diesen Blättern enthalten.

Die Titel der Könige haben demnach ein ganz anderes Ansehen. Der erste einfache *ΒΑΣΙΛΕΩΣ* ist im Pāli mahārādshasa vom Sanskrit महाराजस्य, für *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΒΑΣΙΛΕΩΝ* steht maharādshāsa rādsharādshasa im Pāli nach dem Sanskrit महाराजस्य राजराजस्य. Auf einigen, sehr gut erhaltenen Münzen der Azes-Reihe ist der zweyte Theil des Titels im Pāli rādshādhirādshasa, das राजाधिराजस्य regelmäßig im Sanskrit ist: des über Könige herrschenden Königs. Für das *ΜΕΓΑΛΟΥ* steht auf der Kehrseite das Baktrische mahatasa, der Pāli-Genitiv (von mahat groß), im Sanskrit महतः. Für *ΣΩΤΗΡΟΣ* steht entweder dadatasa (दतः) des (Wohl, Schutz) Gebenden, oder nandatasa (नन्दतः) des Erfreuenden. Das häufig vorkommende *ΑΝΙΚΗΤΟΥ* ist auf der Kehrseite apavihatasa (अपविहतस्य vielleicht besser अप्रतिहतस्य also apatihatasa?). Das *ΝΙΚΕΦΟΡΟΥ* ist dshajadharasa (ज्यधारस्य *ΔΙΚΑΙΟΥ* ist dhamikasa (धर्म्मिकस्य).

Nach mehreren Münz-Exemplaren stehen sich demnach die Namen, wie folgt, gegenüber:

Griechische Namen:	Baktrische Namen:
ΑΖΟΥ	Adshasa.
ΑΖΙΛΙΣΟΥ	Adshilishasa.
ΑΠΟΛΛΟΔΟΤΟΥ	Apaladatasa,
ΑΓΑΘΟΚΛΕΙΑΣ	Fakasaqlitasa (-jasa)
ΑΝΤΙΜΑΧΟΥ	Antimachasa.
ΑΝΤΙΑΛΚΙΔΟΥ	Antialikidasa.
ΑΜΙΝΤΟΥ	Amitasa.
ΑΒΑΓΑΣΟΥ	Abachashasa.
ΕΥΚΡΑΤΙΔΟΥ	Eukratidasa.
ΕΡΜΑΙΟΥ	Ermajasa.
ΗΛΙΟΚΛΕΩΣ	Helajaglajasa.
ΔΙΟΜΗΔΟΥ	Tajamidasa.
ΛΥΣΙΟΥ	Lisiasa oder Lisikasa.
ΜΑΙΟΥ	Ma-asa oder Mājusa.
ΜΕΝΑΝΔΡΟΥ	Menanasa.
ΦΙΛΟΞΕΝΟΥ	Pilasinasa.

u. a. m.

Zu mehreren dieser Münzen macht Hr. Prinsep dann (A. J. VII. p. 646 ff.) neue Bemerkungen, wodurch Verschiedenes in den früheren Vol. u. a. O. berichtigt und ergänzt wird.

Mit der Sprache der baktrischen Münzlegenden und Inschriften, wie mit der Sprache der Nāgari-Inschriften ist nicht zu verwechseln die Sprache der Kanerki-Münz-Legenden, die, obschon sie immer in griechischer Schrift vorkommt, doch zum Theil nur barbarisirt-griechisch, zum Theil mehr, als jene alte Prākrit (Pāli), vom Sanskrit ab-

weichend ist, daher z. B. in Rádsha das dsh ज्ञ ausgeworfen, das Visarga aber nicht in स sa (vom Sanskr. स्य sja) sondern in o verwandelt, ist, daher Rao, u. d. Jedoch die Laute scheint sie nicht zu assimiliren.

Ref. hat in der beyliegenden lithographirten Tafel Nr. II. die ältesten von den indischen Zahlzeichen angefügt, wie sie Hr. Prinsep im J. As. Soc. Vol. VII. p. 348 ff. Pl. XX. (vrgl. p. 354) nach der Bhilsa-Inschrift Vol. VI. 454) und nach Kupferplatten u. a. Mitteln angegeben hat. Er bestimmt darnach S. 351 die Reihe von 12 königl. Satrapen von Surashtra. Die älteste Art, die Zahlen zu bezeichnen, ist auch in den Sanskrit-Sprachen im Gebrauche der Buchstaben nach ihrer alphabetischen Ordnung. Dieser war vorherrschend in den alten Sanskrit-Werken, so im Páli, im Tibetanischen u. a. — Páli scheint keine eigenen Numeralen zu haben. Zu den hl. Büchern der Baudhen sind immer die ganzen Zahlworte geschrieben. Auch haben sie symbolische Worte der astronomischen Sanskritwerke Varn'a — Sankhja oder Zahlenklassification des Alphabets. Die Zeit der Einführung der Decimal-Bezeichnung scheint nicht bekannt, oder noch nicht untersucht. — Außer den alten Sanskrit-Zahlzeichen auf unserer II. Tafel, giebt Prinsep auf Pl. XX. noch verschiedene an, auch die, Zahlen vertretenden Buchstaben, nämlich nach der neuern Weise, mit den Anfangsbuchstaben der Zahlen (एक, द्वि etc.) ए, ढ, त्र, च, प.

1 2 3 4 5

क् oder ष, स, अ oder ह्, न oder ण

6 7 8 9

Indem Ref. für ausführlichere Bemerkungen über die baktrische Schrift und Sprache und über ihre Beziehung zu anderen indischen, iranischen u. a., so wie über die wichtigen Ergebnisse daraus in diesen Blättern nicht Raum findet, auch die, von Hrn. Prinsep hier und von anderen Gelehrten angegebenen Reihen der, nach- und neben einander regierenden, griechisch-baktrischen, indoskythischen und indischen Könige nicht jetzt schon mit einer neuen Reihe vermehren will, da in jene Manche bey noch dunkler Zeit auch einige chinesisch-verstümmelte, barbarische Namen anzubringen die Gelegenheit benutzt haben, glaubt er gegenwärtig um so mehr auf ein, in dieser Sphäre nicht minder dringendes Bedürfniß aufmerksam machen zu müssen, das bisher von Andern nicht genug oder nicht gehörig behandelt worden ist, nämlich auf die, meist auf den Reversen dieser Münzen angegebenen, mythologischen oder Cultus-Bilder und Symbole. Man muß wohl annehmen, daß diese sich zunächst auf die Religion des Landes, wofür die Münzen bestimmt waren, nicht auf ein anderes bezogen haben, und daß man durch sie keine fremden Götterformen habe aufstellen wollen. Gehen wir demnach von den Münzklassen die in dieser Hinsicht merkwürdigsten durch.

Daß die ausgezeichneten Münzen des Agathokles, dessen Reich zwischen 200 und 190 vor Chr. G. gesetzt wird, auf ihren Reversen in der dreyhauptigen Siegesgöttin auf der Hand eines Gottes, indische Mythologie darstellen, wird jeder, dem die Götter der Hindu, der dreyhauptige Siva und seine dreyhauptige Gemahlin Párvatí wenigstens in ihren, über Indien zahlreich verbreiteten Bildern nicht unbekannt sind, zugeben müssen. Diese Götter sind nothwendige Glieder im ganzen indisch-mythologischen Organismus. Die Sanskrit-Nágari-Schrift in den Legenden auf den Reversen derselben bestätigt noch mehr, daß das Reich des Agathokles von Hindu bewohnt war, die mit ihrer Religion und Schrift einen weit größeren Theil im Westen und Norden Indiens einnahmen, als daß man darin den Grund einer weiten Ausdehnung seines Reiches östlich zu suchen nöthig hätte. Alexander traf auf seinem Zuge nach Baktrien auf dem Hochlande Hindu, die Paropamisaden an, und Tshandragupta (Sandrogyptas) erhielt gegen das Ende des 4. Jahrhunderts vor Chr. G. im Frieden mit Seleukos Nikator die Länder, Gedrosien, Arachosien u. a. wieder abgetreten. Dem Tshandragupta folgte in der Regierung sein Sohn Amitraghâta, der Vater des Aśoka, welcher diesem succedirte, wie ihm sein Sohn Subhagasâna (206 vor Chr. G.), der, gleich den vorausgehenden, seinen Sohn, Dasaratha in der Regierung, von Palibothra

(Pataliputra am Zusammenfluße des Ganges und Erannoboas) aus bis Kaſ'mira und westlich bis an den indischen Caucasus, zum Nachfolger hatte. Wir sehen schon daraus und noch mehr aus dem Folgenden, wie indische Religion und Cultur frühe und lange Zeit Wege in den Westen und Norden Indiens finden konnte. Man könnte, wenn man lieber will, die genannte indische Durga immer in einer westlicheren, obschon hier weniger berechtigten Form und Benennung als persische Artemis Hekate gehen lassen, wie sie Hr. Raoul Rochette so gelehrt als scharfsinnig dargestellt hat. Aber schon dieses selbst, daß Artaxerxes Memnon sich bemühen mußte, ihre westlichere Cultusform zu verbreiten, beweist, daß ihre ursprünglichere Form, die dem Osten angehörte, ihre einheimische war. Daß die bacchischen Symbole auf diesen Münzen den Sivacultus bezeichnen, hat schon Hr. Prof. Lassen anerkannt, der daraus zu beweisen sucht, daß Agathokles gerade die Länder beherrscht habe, wo man die Ueberreste des Dionysos-Zug zu finden glaubte, das Land der Nisäer. Einen damals im Westen und Norden Indiens herrschenden Siva-Cultus muß man im Allgemeinen auf jeden Fall anerkennen. Aber welcher Art er war, davon später mehr.

In der Figur, die man auf den Münzen von Hermäos (von Nysa), einer Gattung aus den Tumuli von Dshellalabad, mit griechischen und baktrischen Legenden, so wie auf Kadphises-Münzen findet, und in der man gewöhnlich den bekannteren Herakles sehen will, ist offenbar der, als Paraſ'u Räma mit einer Keule dargestellte, Siva nicht zu verkennen. As. J. V. p. 26. f. VII. p. 646. 649. Vrgl. d. Abh. der philosophisch-philologischen Classe der k. bayer. Akademie der Wissenschaften II. Bd. S. 322.

Daß der, auf dem Revers der Azes-Münzen (von 116 vor Chr.) stehende, vierarmige Gott ein indischer (Siva) sey, ist in Einstimmung zu dem, mit gekreuzten Beinen sitzenden König auf der Vorderseite, und mit dem Fundorte dieser Münzen des (अज) Azes, dessen Reich längs den Ufern des

Indusstromes lag. Siva mit seinem Buckelochsen auf den Münzen des Azes (116 vor Chr. G.) und denen des Kadphises (100 nach Chr.) beweisen die Herrschaft der Brahmanischen Religion in ihren Ländern, also von 116 v. Chr. G. im großen Reiche der Saker bis 100 nach Chr. am Indus und im oberen Indien bis an Ganges. Denn daß sie unter Vikramädītja 56 v. Chr. in Malva bestanden habe, wird man kaum bezweifeln. Die eigentlichen Kadphises-Münzen haben sämmtlich Symbole des Sivacultus (Asiatic. Journ. VII. 646 u. a. O.)

Die Münzen der Kanerki, deren Herrschaft am Indus und im nördlichen Indien bis an Ganges man wohl nicht vor 100 n. Chr. setzen kann, haben sämmtlich die Eigenthümlichkeit, von der einheimischen Schrift, der baktrischen und Nägari, keinen Gebrauch zu machen, auch keinen von den in diesen Schriften ausgedrückten Sprachen, der alten Präkrit oder Päli, sondern mit griechischen Buchstaben einen vom Sanskrit mehr abweichenden Volksdialect ein eigenes Präkrit oder verdorben griechische Namen, und einen Cultus scheinbar eigener Art darzustellen. In so fern zur Erklärung dieses religiösen Systems der Versuch der Richtung von Westen nach Osten Vielen erwünschter seyn kann, auch eher möglich scheint, hat Hr. Hofr. K. O. Müller das Verdienst, mit Scharfsinn und umfassender Kenntniß zu demselben die möglichen Mittel und Bedingungen zusammengestellt zu haben, worin ihm die vollste Anerkennung gebührt. Denn allgemein schwer, noch wenig gekannt oder gebahnt ist der Weg in der entgegengesetzten Richtung von Osten nach Westen, wenn man sich die Erforschung jener noch scheinbaren terra incognita nicht zum eigenen Gegenstand seiner Forschung gemacht hat. Ref. bescheidet sich daher gern in dem Verhältniß seiner fremderen Ansicht zu jener.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nr. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. etc.

(Fortsetzung)

Es ließ sich nach der unsrigen schon voraus erwarten, daß die Münzen der Kanerki-Dynastie, welche der Dynastie der Kadphises in denselben Ländern am Indus u. s. w. folgte, gleich den Münzen dieser, da beyde Münzreihen so viele Attribute mit einander gemeinsam haben (A. J. IV. 630 f. Pl. LI. XXXVIII.), keinen vom brahmanischen Cultus wesentlich verschiedenen darstellen werden. Diese nordischen Völkerschaften werden wohl eine gleiche religiöse Stimmung und Empfänglichkeit für dasselbe religiöse System mitgebracht haben; den Grund eines verschiedenen bey ihnen vorauszusetzen, hat man keine rechte Ursache. Sie waren gewiß beyde schon früher von demselben Standpuncte ausgegangen, und kamen in das gleiche religiöse Gebiet. So zeigte sich uns bey allen unwesentlichen Verschiedenheiten die Religion der Kanerki zu demselben indischen System gehörig als die der Kadphises, wie wir auch auf den Münzen beyder einerley Monogramm sehen, das man nicht für ein Buddhaismus-Zeichen halten kann.

Da wir nach den Ergebnissen unserer bisherigen Forschungen der Mythologie und des Cultus der Hindu, (wie sie Ref. in seinem Vjâsa, besonders aber in den Abhandlungen, welche in den letzten Bänden der philosophisch-philologischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften enthalten sind, dargestellt hat,) in den auf diesen Münzen erscheinenden Göttern und ihren Attributen ein schon urkundlich erwiesenes, innigst zusammenhängendes, wirkliches, brahmanisches System erkennen, und nichts von Bedeutung darauf finden, das nicht nach den brahmanischen Bild- und Sanskrit-Werken als in einem Ganzen wesentlich nachgewiesen werden könnte: so scheint es uns eben so unnöthig als unzulässig, einzelne Formen und Momente desselben, wie sie zerstreut im ferneren und näheren Westen vorkommen, zu einem Ganzen zusammen zu holen; wobey wir jedoch den Iranischen Wiederschein des früher aus Indien gegangenen Feuer- und Siva-Cultus nicht verkennen. Durchgehen wir die Haupt-Götterformen auf diesen Münzen.

Hr. Prof. A. D. Müller beschreibt nach Prinsep, Raoul Rochette u. a. (s. gel. Anz. von 1838 S. 229) Mithras als „eine Gestalt in orientalischen Gewändern mit flatterndem Mantel, um den Kopf ein kreisförmiger Nimbus mit spitzigen Strahlen daran, den rechten Arm ausstreckend, den linken auf die Hüfte stützend oder an eine Lanze lehnend.“ Auf den Münzen steht *ΗΛΙΟΣ*, wo Kanerki auf der Vorderseite *βασιλεύς* heißt, *ΜΙΘΡΟ*, oder *ΜΙΤΡΟ*, wo er *ΡΑΟ — ΚΑΝΗΡΚΙ* genannt wird; *ΜΙΙΡΟ* scheint ausschließlich den Münzen anzugehören, wo *ΟΟΗΡΚΙ* — steht, und ist wohl Mihiro zu sprechen. Bekannt ist Mithra im Zend, Mitra im Sanskrit und Mihir im Persischen. — Man kann nicht sagen, daß Mitra मित्र in den Vâden nur ein Name unter den vielen der Sonne sey. Im Rigvâda, einem der ältesten Theile der hl. Schriften der Hindu, wovon wir den I. Theil von Fr. Rosen *) vor uns haben, tritt er wirklich auf solche Weise hervor, daß daraus eine eigene Bezeichnung des höchsten Sonnen-

*) Rig-véda-sanhitá ed. Fr. Rosen London. 1838.

Gottes hervorgehen kann. Man sehe den 2. Hymnus p. 3. मित्रं हुवे पूतदक्षम् p. 33 मित्रं वयं हवामहे. Vrgl. 200 a. a. O. Besonders häufig wird in den Väden-Hymnen Mitra mit Varuna (der Gott der Sonne mit dem des Wassers) मित्रावरुण angerufen, z. B. pp. 3. 33. 34. u. a. — Die hohe Verehrung, welche in den ältesten und übrigen Vädatheilen dem Mitra zukommt, kann wegen der wohl zu erklärenden, abweichenden Schrift des Namens, wo t statt th steht, nicht als nicht vorhanden oder ohne Beziehung auf den indischen Sonnencultus betrachtet werden, von dem wir gewiß wissen, daß er seit den ältesten Zeiten immer obschon auch unter verschiedenen Namen und Bildern in Indien geherrscht habe. Warum die Könige der Kanerki-Dynastie die westliche Form Mithra mit th brauchten, mag wohl aus demselben Grunde zu erklären seyn, als warum sie sich der Schrift der Griechen, ohne ihre Sprache zu verstehen, in Indien bedienten. Aus so unwesentlichen, von westlichen Völkern her aufgenommenen Formen und Farben läßt sich durchaus nichts auf den Ursprung und das Wesen ihres ganzen religiösen Systemes schließen.

Der Name *MIIPO* aber (auf den *OOHPKI*-Münzen), gesprochen Mihiro, ist der alte, im Kosha des Amara Sinha vorkommende Sanskr.-Name मिहिर Mihira (von मिह् mih strahlen) Sonne, Mond und Luft. मिहिराण Mihirāna, Sonnelebend ist Siva nach Trik. Saesh. Man bemerke hiebey, daß von der Verehrung des Gottes des Feuers अग्नि Agni auch alle Schriften der Hindu voll sind, besonders Rigvaeda, der schon mit Agnim īlae, „den Agni verehre ich", anfängt, und mehrere Hymnen an ihn enthält, z. B. den XXXI., XXXVI., XCIC., XII. u. a. Noch in Manu wird der indischen Feuertempel erwähnt.

Ein anderrr auf den Reversen der Kanerki-Münzen vorkommender Gott, ein Jüngling mit flatterndem Mantel, mit einem großen Halbmonde ist nicht minder indisch. Wer kennt nicht die über ganz Indien verbreiteten Siva-Darstellungen mit dem Halbmonde? Vergl. meine gen. Abhandl. Sein Name *MAO* auf diesen Münzen ist offenbar das Sanskrit मास् im nomin. mās- मा: (von मस् mas messen mit Vriddhi des Vokals, zeitmessend) dessen h- oder Visarga die gewöhnliche Präkrit-Verwandlung in o gelitten hat. Die andere Münzaufschrift *MANAO BAIO* ist ganz derselben Sprachform und der Sache, dem Bilde des vierarmigen Siva dabey, gemäß, vom Sanskrit मन: भग: Manah-Bhagah- Nämlich: मन: von (मन् verstehen) ist hier in dem mythol. Sinne zu nehmen, wie in Brihad Aranjaka und andern Stellen der Väden, bei Manu I. 14. 74. XII. 12 u. a. O. wo Manas als göttlicher Verstand mit dem Monde und dem Schöpfer innigst verbunden dargestellt wird, worauf ich in meiner Zeitschrift Vjāsa wohl zuerst am ausführlichsten und bestimmtesten aufmerksam gemacht, und noch weiter in einer Abhandlung: „Ueber die psychologische und mythische Bedeutung des Manas der Hindu und sein Vorkommen bey andern Völkern", die ich in einer Sitzung der philos. philol. Cl. d. k. Akad. d. W. 1. Juni 1833 gelesen habe. Darin habe ich auch gezeigt, wie *μάν, μήν* aus demselben entwickelt seyen, dem im Sanskrit und andern Sprachen eine so große Wortfamilie zukommt. Vergl. die Abhh. d. philos. pilol. Cl. d. k. Akad. d. W. I. Bd. S. 844 ff. Bestätigt wird dieß noch mehr durch das dabey stehende *BAIO* im Sanskrit भग: (bhagah-) wie Siva und der Mond selbst genannt werden. भग: ist aber auch ein Name der Sonne und hat andere hohe Bedeutungen so wie das daher stammende भगवत् bhagavat. Es läßt sich erwarten, daß bey der

großen Verbreitung des Indischen gegen Westen sich auch mit dem Manas verwandte Formen finden müßen. Warum man aber die alte und noch bestehende, reiche, ein Ganzes bildende Quelle, als wenn man sie nicht kennte, lieber von ihren zerstreuten, mehr isolirten Ableitungen herleiten solle, ist nicht einzusehen.

Ferner ist auf diesen Münzen abgebildet „eine weibliche Figur, in lange, faltenreiche Gewänder gehüllt, mit einem Nimbus, einer Tiara, von der flatternde Bänder herabfallen, in der rechten Hand einen Zweig oder etwas Aehnliches haltend. So beschreibt sie Hr. Prof. Müller. Die Umschrift dabey ist *NANAIA*, *NANA*, auch *NANA PAO*. Ref. enthält sich jedes Versuches, den so fremd scheinenden weiblichen Namen abzuleiten, der zuletzt mit dem bekannten männl. *PAO* König zusammengesetzt ist. Hr. Prinsep hat auch schon im Journ. As. Soc. Vol. V. p. 267. ff. die bekannten Analogieen mit Anaitis, Anahid, Anaid, Artemis u. a. angeführt. *) Indem wir diesen Punkt der Zukunft überlassen, haben wir in dem ganzen religiösen System der Kanerki-Münzen zum voraus die Gewißheit, daß die genannte *NANAIA* nur dieselbe Durga (oder Pārvatī, Bhavānī) Gemahlin des Siva seyn könne, von der schon die Rede war. Den Namen Nanaia mögen diese Indoskythen (wenn er sich nicht noch indisch beweisen sollte) von Baktrien oder sonst woher erhalten haben. Aber man halte sich nur vor Allem an den, schon auf den Münzen selbst gegebenen mytholog. Zusammenhang. Auf einer derselben kommt die genannte *NANA* dem vierarmigen, mit einem kreisförmigen Nimbus umgebenen Gott *OKPO* (offenbar उग्र ugra d. i. Siva) wie er hier genannt ist, gegenüberstehend vor. Man müßte durchaus nicht an die indischen Bildwerke zu denken vorhaben, wenn man in *NANA* nicht seine Gemahlin als weibliche Mondgöttin erkennen wollte. Daß auf diesen Münzen durch *OKPO* Siva bezeichnet werde, sieht man klar daraus, daß das Wort gewöhnlich bey einer Figur steht, die an Vrisha den Stier des Siva gelehnt, in der Linken das Trisūla des Siva, in der Rechten seine Schlinge (Pāsa) hält, wie Siva auch auf der Klasse der Kadphises-Münzen vorkommt. Da sich Siva und Pārvatī in den Bildwerken unzählige Mahlen gegenüber stehen, so ist deßwegen nicht nothwendig, ja nicht einmal wohl zulässig, daß hier eine Umdeutung des Siva im Persisch-Mithraischen Sinne Statt finde. Daß bey *OKPO* nur an Siva zu denken sey, ist schon aus den verwandten Typen dieser Münzklasse ersichtlich. So wird auf andern derselben bey dem Namen *APΔOKPO* oder *APΔOXPO* das Bild dargestellt, (ebend.) „Als ein weibliches Wesen in langen Gewändern, mit einem kreisförmigen Nimbus um den Kopf, mit einem großen Füllhorn in den Händen, in der Regel stehend, auf spätern Münzen aber auch thronend und die Füße auf einen Fußschemel setzend." Nach allem Bisherigen kann man in der Erklärung der Legenden dieser Münzklasse erwarten, daß die Typen derselben, als zu einem Ganzen gehörig im Zusammenhange miteinander nach einem mythologischen System begriffen werden. Demnach ist aber die Erklärung des obigen Namens durch den indisch-mythischen Arddha-Ugra (अर्द्धोग्रः), den androgynischen Siva außer Zweifel. Ref. hat diesen als Arddhanārī und Arddhanārīsa, wie er zum Mittelpunkte der brahmanischen Mythologie (z. B. in Manu u. a.) und der bildlichen Darstellungen z. B. in Elephanta u. a. O. (vergl. Bomb. Transact. I) gehört, in seinem Vjāsa u. a. Abhh. ausführlich erklärt; und ist geneigt, selbst in *APΔHΘPO* das ard eher für das sanskrit Arddha, wie in *APΔAΓNO* auf einer andern Kanerki-Münze (im As. J. IV. Pl. XXXVI Nr. 1.) worauf eine bewaffnete Figur mit Lanze, Schwert, Helm und einem weiten Mantel ist, als Arddhāgni Halbfeuer anzu-

*) Man kann füglich annehmen, daß diese Namen Nanaja, nana, sich aus einer gleichen Entstellung auf diesen Münzen ergeben haben als Rao u. dgl. Wollte man Etymologien nachgehen, so könnte man sich auf Annapūrnā einen Namen der Durga als Göttin des Ueberflusses berufen, womit allerdings verwandt ist das sanskrit Annājin nach Speise verlangend, das nānnājin nicht nach Speise verlangend (im foem. nānnājinī), so wie das Persische nān Brod.

nehmen, vielmehr als für das Altperſiſche arta oder das Pehlvi ard.; weil auch jenes dem urſprünglich indiſchen androgyniſchen Charakter entſpricht. Hat ja ſelbſt eine Kannodſch-Münze, alſo eine als ächt indiſch anerkannte, die Ardhokro-Umſchrift. Vgl. die Gött. gel. Anz. 1838. p. 247.

Ein anderer Name auf Kanerki-Münzen iſt Athro, die Figur dabey nach Hrn. Prof. K. O. Müller Gött. gel. Anz. 1838 p. 231 „ein älterer Mann, bärtig, mit einem weiten flatternden Mantel in der ausgeſtreckten Rechten einen Kranz mit einem Bande haltend. Der obere Theil iſt von Flammen umgeben, ſo daß darum nicht zu zweifeln iſt, daß ein Feuergenius hier vorgeſtellt wird.“ Darin ſtimmen wir dem berühmten Gelehrten vollkommen bey, ſo wie der Annahme des Hrn. J. Prinſep, daß das Wort aus dem Zend zu erklären ſey.

Daß der Name *OAΔO*, der auf dieſen Münzen vorkommt, wo (nach Hrn. Prof. K. O. Müller) „ein jugendlicher Mann mit einer Strahlenkrone, leicht bekleidet, im Laufen einen weiten Mantel mit beyden Händen faßt, ſo daß er in großen Bogenlinien hinter der Figur herumfällt“, daß der Name desſelben der indiſche वातः vâtaḥ-, Name des Gottes der Luft ſey, wie Hr. Prof. Laſſen ſchon annimmt, wird ſelbſt durch die, zu dieſem Syſtem gehörige hohe Stelle beſtätigt, welche dieſer Gott gewöhnlich Vâju genannt, in den Vaeden und in der ganzen indiſchen Mythologie einnimmt.

Bei dem Namen *ΦAPO* auf einer Kanerki-Münze mit dem Bilde des Sonnengottes, wo Hr. Prinſep V. p. 640 an Phraates u. a. erinnert, könnte man wohl auch an das umgekehrte रवि ravi Sonne oder an das भ्राज् bhradsh erinnern, womit in Mahâbhârata I. I. 42. ff. die Namen der Sonnenſöhne enden. Aber wir wollen über den Namen nichts entſcheiden, die Sache bleibt. Noch verſchiedene Kanerki-Münzen z. B. die, welche Siva oder den König mit dem Triſûla, mit dem Buckelochſen, oder die tanzende Figur, offenbar den Siva, darſtellen (ſ. J. Prinſep IV. 631 V. 639 u. a. O.), die Münze, wo zur Rechten des Kanerki der, ſonſt oft vorkommende, kleine Feueraltar ſichtbar iſt u. a. übergehen wir hier, da ſie doch alle zur Klaſſe der Kanerki-Münzen, und zu einem Religionsſyſtem gehören.

Aus allem dieſen ſehen wir, daß der Kultus, welcher ſich auf den Münzen der Kanerki-Dynaſtie zeigt, mit dem brahmaniſchen, wenn auch von einer andern Seite, ſich ſo identiſch darſtellt als auf den Kadphiſes-Münzen. Warum ſollten wir für dieſes Syſtem, in deſſen urſprünglichen Grund und Boden eben dieſe Dynaſtie herrſchte, die verſchiedenen unzertrennbaren Momente desſelben von mehreren Orten her zuſammenleſen, und ſo gruppirt halten, aus denen es doch, welche Hypotheſen wir auch dazu verwenden mögen, nicht von auſſen zuſammengeſetzt werden kann? Wohl nennt Herr Prinſep, wo er A. J. Vol. V. p. 639 ff. Pl. XXXVI. vgl. IV. 629 ff. Pl. LI. von den Kanerki-Münzen handelt, dieſelben auch Mithraiſch. Das Iraniſche aber, welches in der Darſtellung des Religionsſyſtems auf den Kanerki-Münzen vorkommt, betrifft nur einiges Unweſentliche in der äußeren Form des indiſchen Syſtems. Eine ſogenannte reine (d. i. abſtrakte) Lichtreligion hätte, der Geſchichte der Entwicklung des religiöſen Bewußtſeyns gemäß, die fremden, ſchon bildlich dargeſtellten Götter Vorderaſiens als Geſchöpfe des Böſen eher abſtoſſen als anziehen, und in Lichtanſchauung hineinbilden, oder ihnen ein Lichtgepräge geben können. Wir kennen auch die Religion des Zend-Aveſta ſo weit, daß wir nachweiſen können, und ſchon mehrfach angedeutet haben, dieſer iraniſche Feuer- und Licht-Cultus ſelbſt ſey ein concreter, ſchon von den daraus erwachſenen Prinzipien der indiſchen Mythologie erfüllt, und der auch entwickeltere Formen dieſer aufgenommen hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. II. Part. 2. London, 1838. Part 3. 1839. 4.

Vol. II. Part. 2. (P. 87 — 163, tab. 18 — 29).

(Vol. II. Part. 1. ist von einem andern Refer. in unsern gel. Anz. (VI. S. 366) bereits erörtert worden; wir zeigen hier die beyden folgenden Abtheilungen an, welche erst in diesen Tagen uns zugekommen sind.)

8. On the Anatomy of the lamellibranchiate Conchifera, by Robert Garner. Communicated by R. Owen. (P. 87 — 101. tab. 18 — 20).

Da diese Abhandlung, welche schätzbare Beyträge zur Anatomie der Muscheln liefert, bereits i. Jahre 1835 mitgetheilt wurde, so hat sie noch keine Rücksicht auf mehrere neuere Arbeiten, namentlich die Geschlechtsverhältnisse dieser Thiere betreffend, nehmen können. Geschlechtliche Verschiedenheiten der Individuen giebt Garner nicht zu, wohl aber Duplicität der Geschlechtsorgane. Die Eyer werden, bevor sie die Ovarien verlassen, von Hoden befruchtet, welche mit diesen Organen verbunden sind. Die schwammigen Körper, welche Bojanus als Lungen deutete, und die seitdem Gegenstand vieler Controversen geworden sind, hält Garner für Absonderungsorgane. Die Drüse zur Absonderung des Byssus, welche von ausgezeichneten Anatomen nicht gefunden wurde, ist nach ihm, wie es schon Cuvier angiebt, am Grunde des Fußes vorhanden, als Beyspiel führt er Modiola an. Das Einbohren mancher Muscheln in Holz und Steine glaubt er hauptsächlich durch die Wimperbewegungen erklären zu können, durch welche beständig Wasserströme gegen die Substanzen geleitet würden. Nach seinen Versuchen ist die Fähigkeit dieser Thiere, süßes und salziges Wasser miteinander ohne Gefährde zu vertauschen, eine sehr beschränkte, indem bald die Kiemenwimpern aufhören sich zu bewegen, und somit die Respiration unterbrochen wird. Einige Worte sind auch über die parasitischen Inwohner bey den Muscheln gesagt. Am Schlusse wird eine anatomische Classification der Acephalen gegeben.

9. Descriptions of some new and rare Cephalopoda. By Richard Owen (P. 103 — 130. tab. 21).

Die Cephalopoden, welche hier Owen mit bekannter Gründlichkeit beschreibt, wurden von Bennett auf seiner Reise gesammelt, und sind folgende: 1) Ein Exemplar von Cranchia scabra Leach, 2) 4 Exemplare einer sehr kleinen unbeschriebenen Art von Loligo, der Owen den Namen Loligo laticeps giebt, 3) der Kopf und die Haupteingeweide einer Sepioteuthis, 4) 3 Exemplare einer kleinen unbeschriebenen Art von Octopus, die hier den Namen Octopus semipalmatus erhält, und 5) ein sehr kleines Exemplar von Argonauta hians, sowohl Schale als Einwohner und ein großer Eyerklumpen.

Die Gattung Cranchia wurde bekanntlich von Leach errichtet, aber sehr unvollständig nach seiner Cranchia scabra beschrieben, so daß man neu entdeckte Arten ihr nicht mit Sicherheit anreihen konnte, worüber namentlich Féruſſac zu klagen hatte. Alle diese Bedenklichkeiten hat nun Owen beseitigt, indem er in vorliegendem Aufsatze eine vollständige Beschreibung der typischen Species, auf welche

Leach seine neue Gattung gründete, entwirft. Aus derselben geht hervor, daß Cranchia von Loligo und Loligopsis in mehreren wichtigen Stücken abweicht, so daß eine generische Trennung vollkommen gerechtfertigt ist.

Besonderes Interesse nehmen die Untersuchungen über die Argonauten in Anspruch, da die Verhandlungen über die parasitische Natur des Inwohners dieser Schalen noch immer nicht geschlossen sind. Leider war bey den Eyern, die Owen zu untersuchen Gelegenheit hatte, die Entwickelung des Embryo noch nicht zu dem Grade vorgerückt, daß man eine Schale hätte wahrnehmen können. Uebrigens ist der Verfasser mit Ref. der Meynung, daß der kopffüßige Bewohner, der in den Argonauten-Schalen gefunden wird, auch wirklich der Erbauer derselben sey und nicht als Parasit sich eingedrängt habe. Als sehr-triftige Beweise hiefür führt er an, daß man erstlich bey den Argonauten Thiere und Schale immer in entsprechendem Größenverhältnisse findet, während bey den parasitischen Krebsen in gedachter Beziehung öfters das größte Mißverhältniß herrscht. Dann aber auch zeigen die 4 bisher bekannten Arten, Argonauta Argo, tuberculata, hians und rufa, spezifische Verschiedenheiten sowohl nach Schalen als Thieren und zwar so, daß dieselben Thierformen immer mit denselben Schalenformen zusammen vorkommen und hier niemals eine Verwechslung eintritt; ein Umstand, der nicht zu erklären wäre, wenn Thier und Schale nicht ursprünglich zusammen gehörten. Den Einwurf wegen der losen Verbindung beyder beseitigt Owen theils durch Berufung auf die Beobachtungen von Sander Rang, denen gemäß die beyden lappigen Arme die Schale umfangen und tragen, theils durch Hinweisung auf die Serpulen, die in keiner festern Verbindung mit ihren Gehäusen stehen als die Argonauten.

Zuletzt giebt Owen eine neue sehr zweckmäßige systematische Anordnung der Kopffüsser. Er betrachtet sie als eigne Klasse, die er in 2 Ordnungen theilt: Tetrabranchiata und Dibranchiata. Die erstere, nach der Anzahl der Kiemen benannt, wozu noch einige andere anatomische Merkmale kommen, sondert er in 2 Familien. Nautilidae und Ammonitidae, zu jener Nautilus, Orthocera ꝛc., zu dieser Ammonites, Baculites ꝛc. gehörig. Alle andere Kopffüsser bilden die 2te Ordnung, Dibranchiata, welche in 2 Zünfte Decapoda und Octopoda zerfällt.

Die Dekapoden theilt Owen abermals in 4 Familien: 1) Spirulidae (Spirula), welche sich zunächst an die Vierkiemer anschließen, 2) Belemnitidae (Belemnites, Actinocamax, Pseudobelus ꝛc.) bilden den Uebergang von den Spiruliden zu denjenigen Kopffüssern, in welchen die innerliche Schale noch kalkig ist, in der aber die Züge der kammerigen Struktur sehr undeutlich werden. So ist die Beschaffenheit 3) bey Sepiadae oder der dritten Familie, die durch die Sepia officinalis repräsentirt wird. 4) Teuthidae, deren Hauptcharakter von der hornigen Beschaffenheit der in den Mantel eingehüllten Schale hergenommen ist und abermals in 2 Gruppen sich scheidet; bey der ersten (Sepioteuthis, Loligo, Onychoteuthis, Rossia, Sepiola) artikulirt der Trichter an seiner Basis mit zwey innerlichen bauchseitlichen knorpeligen Vorragungen des Mantels, bey der zweyten (Cranchia und Loligopsis) hängt der Trichter an den bauchseitlichen Theilen seiner Basis mit dem Mantel zusammen.

Die Octopoden sind, außer der Abwesenheit der langen Arme, auch noch durch den Mangel von Mantelflossen und Trichterklappen charakterisirt. Owen theilt sie in Testacea (Argonauta, Bellerophon etc.) und Nuda (Octopus und Eledona).

10. Mémoire sur les Gerboises et les Gerbilles; par M. Fr Cuvier. Communicated par R. Owen. (P. 131 — 148 tab. 22 — 26.).

Fr. Cuvier giebt hier einen sehr wichtigen Beytrag zur Kenntniß der Springmäuse und der Gattung Meriones, namentlich auch ihrer osteologischen Verhältnisse. Zuerst handelt er von den Springmäusen. Er zeigt, daß die Arten mit 3 Zehen an den Hinterfüßen nicht bloß durch dieses Merkmal, sondern auch durch die Beschaffenheit des Schädels und Gebisses von den fünfzehigen Arten sich unterscheiden, jenen beläßt er den Namen Di-

pus, diese faßt er unter der Benennung Alactaga zu einer besondern Gattung zusammen. Ref. ist der Meynung, daß trotz dieser wirklich bestehenden Differenzen es gleichwohl gerathener seyn möchte, letzterer nur den Werth einer Untergattung zuzugestehen, da nach Habitus und Färbung die Arten in beyden Abtheilungen auf eine merkwürdige Weise mit einander übereinstimmen. Wohin Lichtenstein's Dipus tetradactylus zu rechnen sey, muß zur Zeit noch unentschieden bleiben, da seine osteologischen Verhältnisse nicht gekannt sind. Dipus und Alactaga lassen sich aber durch folgende Merkmale unterscheiden: 1) der Mittelfuß besteht bey D. aus einem, bey A. aus 3 Knochen; 2) die obern Schneidezähne von D. haben eine Längsfurche, die von A. nicht; 3) die Falten der Backenzähne bey D. sind minder complicirt als bey A., auch findet sich bey diesen vor dem vordersten des Oberkiefers ein kleiner Lückenzahn; 4) der Schädel, obgleich im Allgemeinen bey beyden übereinkommend, ist doch im Hintertheil bey D. weit breiter, wegen der enormen Entwicklung der Paukenknochen, welche bey A. viel schwächer sind; 5) die Knochenbrücke, welche sich über das untere Augenhöhlenloch wölbt, ist bey D. ungleich breiter als bey A.

Fr. Cuvier beschreibt auch eine neue Springmaus, die er Alactaga arundinis nennt. Ihre Länge ist 5″, des Schwanzes 5″ 2 — 3‴, der Ohren 1″, des Fußes von der Ferse bis zur Zehenspitze 1″ 10‴. Der Oberleib ist schön graufahl, gelblich an den Seiten und am Schwanze, welcher mit einer zweyzeiligen, anfangs braunschwarzen und am Ende weißen Spitze ausläuft. Die Wangen, der ganze Unterleib, die Innenfläche der Beine, die Seiten der Keulen und die Schneidezähne sind weiß. Die Schnurren sind lang und braun, die Ohren fast nackt. Diese Art stammt aus der Barbarey.

(Fortsetzung folgt.)

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. etc.

(Schluß.)

Es ist uns überdieß schwer zu denken, daß diese skytischen Völker ohne eigenen nationellen Religions-Cultus südlich gezogen seyen, und daß sie ein so ausgebildetes, innigst zusammenhängendes Religionssystem, ganz dem gleich, das wir sonst aus den Schriften und Bildwerken der Hindu kennen, wenn es ihnen fremd, nicht schon länger in seinen Hauptmomenten verwandt gewesen wäre, sich so leicht hätten aneignen und auf ihren Münzen solche Beweise davon geben können. Die alte Erhebung und weite Verbreitung des Siva-Cultus, die ich a. a. O. erwähnt habe, erklärt, wie man, auch ausser der Quelle der gemeinsamen Natur der Völker, einen dem indischen so ähnlichen Natur-Cultus schon früh, in Iran und Vorderasien wie im Norden in Kasmira und im Süden in Java u. a. O. eingeführt finden konnte, wodurch zugleich das ganze innere Verhältniß vom Cultus des Mithras, der in allen seinen wesentlichen Attributen als Siva dem brahminischen Systeme angehört, zur Zarathusthrischen Lehre durch Herausbildung des Geistigen vom Innern, nicht durch äußern Ansatz verstanden und erklärt werden kann. Daß die Monumente und Inschriften im Westen Asiens, die sich auf Mithras beziehen, viel später seyen als der östliche Cultus, möchte kaum mehr zu bezweifeln seyn. Das vorderasiatische Gepräge des Mithras-Cultus ist offenbar eine spätere Mischung von Culten.

Hr. Prinsep führt noch eine Reihe von Münzen des westlichen Indien an (A. J. VI. 378), die er (IV. Pl. XLIX.) Saurashtra- oder Kutsch-Reihe nennt, weil sie in Kutsh, Surashtra (Surastrene des Ptolemäus) Kattywar und Gudsharat gefunden wurden. Sindh, das große Reich auf beyden Seiten des Indus war von alten Zeiten her eine Hauptgegend der indischen Civilisation und Colonisation. Patala (Patalene), ein Seehafen des Indus, später Minnagarā (VI. 385), wird als ein Sitz des indischen Königs Ikshwāku (der auch in Ajodhjā geherrscht haben soll) des Gründers der Sonnendynastie und der heutigen Radshputen angesehen (VI. 349. 378). Die Typen dieser Münzen haben feine und genaue Züge (vrgl. Jour. Roy. As. Soc. Nr. VIII. p. 273), zeigen Sonnen- und Monds-Verehrung, Mithras und Feuer-Cultus; die Legenden darauf sind in einem alten Prākrit, in der Nagari-Schrift aus der Zeit des Asoka (vgl. Vol. VII. 347 ff. VI. 386.)

Hr. Prinsep nennt (VI. S. 383 VII. 351) eine Reihe von eilf Königen von Kutsh (Surashtra), Satrapen von Surashtra, die also in einem Zeitraume von ungefähr 200 Jahren regiert haben können. Sieben derselben kommen mit dem Namen Saha vor. (VII. 351). In Ermanglung anderer Nachrichten über ihre Zeit beruft er sich (S. 386) auf eine Stelle in Pottingers Travels in Beloochistan, nach welcher der Stamm des Königs Sasi (Sahasa im Päli genit. von Saha) über das Reich Sindh (vom Ende des 6. Jahrh. nach Chr. rückwärts) mehr als 2000 Jahre regiert haben soll (VI. 384). Aber Andere weisen ihm eine spätere Zeit an. Hr. W. H. Sykes hält für diese Herrscher des Sindh-Reiches die Juetshi, Tocharer (Jour. R. As. Soc. VIII. 275), deren Reich von 40 vor Chr. G. bis 20 nach Chr. G. in Indien gedauert haben soll. Vrgl. A. J. Vol. VII. 354. Auf jeden Fall waren diese Sahen oder Juetshi, Tocharer, ein vom Norden unmittelbar oder über den Westen Indiens gekommenes Volk, welches im großen Sindh-Reiche dem indischen Sonnen- und Feuercultus, wenn auch nicht in derselben Form als die Kanerki, ergeben war.

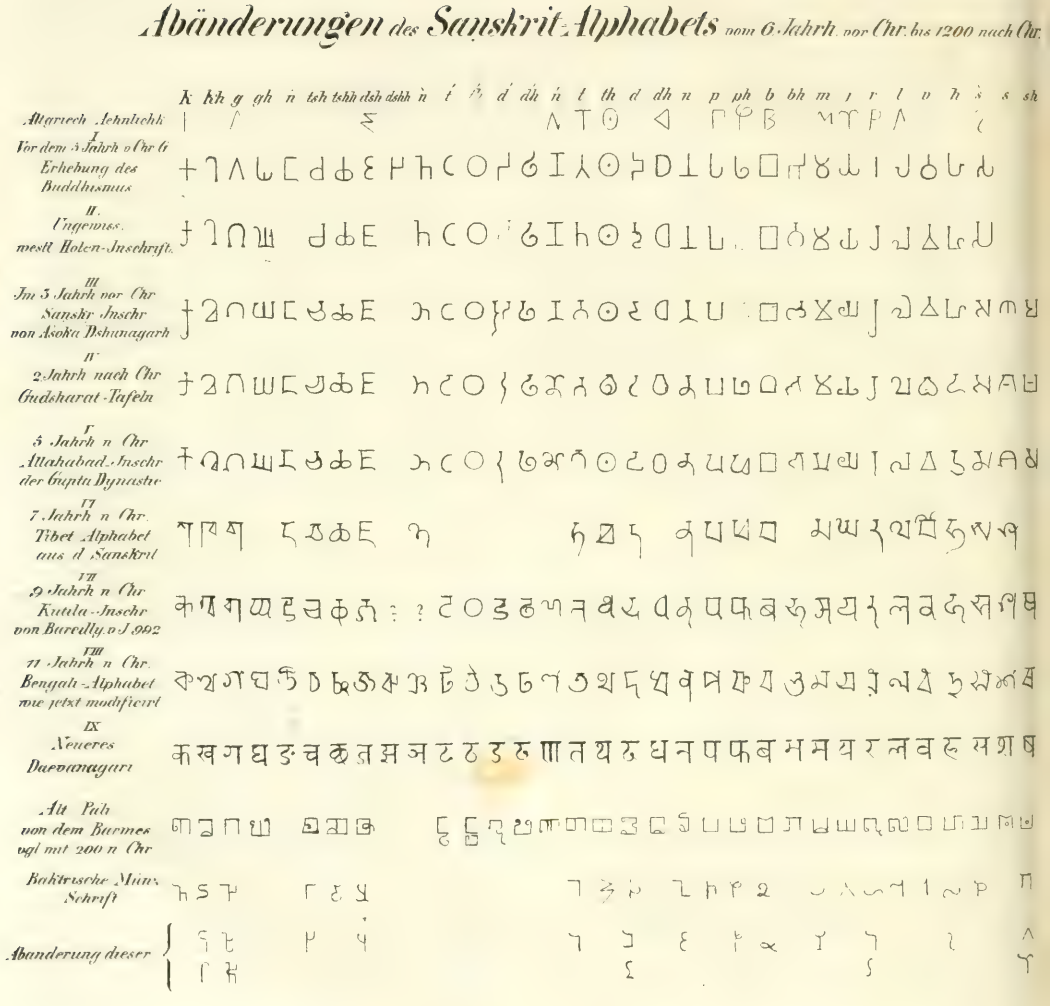
Nach allem finden wir in den sämmtlichen, von Hr. Prinsep behandelten Münzreihen wenige, die nicht offenbar wesentliche Momente des Cultus und der Mythologie der Hindu, wenn auch einigermassen iranisch oder griechisch gefärbt, darstellten. Je mehr wir aber noch die Bildwerke auf den genannten Münzen untersuchen und vergleichen, und je umfassender wir die Entwicklung des mythologischen Organismus der Hindu authentisch erkennen, desto weniger werden wir nöthig haben, fremde, abgeleitete Erklärungsmittel die für sich unzureichend sind, aus der Ferne zu nehmen, und dadurch den Gang dieser Untersuchung zu wenden und zu erschweren. Wenn wir von der Quelle des Mannigfaltigen die Ableitungen nachgewiesen haben, werden wir um so leichter und richtiger diese in jener erkennen. Nicht selten giebt Hr. Prinsep seine, aus Thatsachen gewonnene Einsicht selbst in Abweichung von Vorurtheilen und Ansichten Anderer unpartheiisch an. So sagt er von den Gutsch-Münzen: das Central-Symbol (auf ihren Reversen) habe er so oft und mit so vielen Modifikationen zu erklären gehabt, daß er in der That einsehe, es werde immer mehr zum Räthsel, je mehr davon gesagt wird. Es finde sich auf den griechischen Münzen das Pantaleon, auf der indoskytischen Münzreihe, auf der Buddhisten-Reihe von Behat, auf ähnlichen Münzen, die in Ceylon ausgegraben worden sind, und hier auf der entgegengesetzten Seite Indiens. Es sey das buddhistische Tshaitja, die mithraische Flamme, der Berg Meru, der Berg Abu. In der That sey es noch unverständlich. — Es konnte ihm nicht entgehen, daß mehrere Symbole der Art eben so mißverstanden seyen, und auch ähnliche Räthsel bieten. Aber doch scheint der scharfsinnige Forscher den zudringlichen Vorurtheilen noch zu viel einzuräumen. Noch wird daher Münzen mit offenbar indischen Cultus-Darstellungen wegen eines zweydeutigen Symbols oder einer unwesentlichen Abweichung fremde Abkunft gegeben. — Die Typen der Vol. VI. p. 463 ff. angeführten Münzen, welche Hr. Prinsep die buddhistische Münzreihe nennt, und deren Entdeckung er mit Recht für sehr wichtig hält, beweisen, daß sie dem Siva-Cultus angehören, die stehende Figur mit dem Trisûla, der Buckelochs Vrischa, u. a. Es ist kein hinlänglicher Grund einzusehen, warum daraus eine eigene buddhistische Münzreihe zu bilden sey, wie p. 465 angedeutet wird. Kaum wird man jetzt mehr behaupten, daß der Gebrauch der alten Nagari-Schrift hierfür entscheiden könne. So wesentlich und genetisch verwandt der Buddhaismus mit dem Sivaismus der Brahmanischen Religion ist, so weit entfernt ist er von der Stufe oder Seite des Sivaismus, auf welcher er mit dem Feuer-Cultus und Mithraismus zusammenfällt.

Othmar Frank.

Mit einer lithographirten Beylage des indischen Alphabetes.

Nach dem Asiat. Journal of Bengal Vol VII
Tafel XIII.

Abänderungen des Sanskrit-Alphabets vom 6. Jahrh. vor Chr. bis 1200 nach Chr.



Für die bayer. gelehrten Anzeigen 1839

II.

Nach dem Asiat. Journal of Bengal Vol. VII Tafel XIV

Abänderungen des Sanskrit-Alphabets.

Vocale.

	im Anfange													nach Vocalen		nach Consonanten										
	a	ā	i	ī	u	ū	ṛi	ṛi	ae	ai	o	au	aṇ	aḥ	ka	ka	gi	gṭi	tshu	tshhu	kri	dae	dhai	mo	mau	sja	śri
I. Im 3 Jahrh. vor Chr. G.																											
II. Jahrh. v. Chr.																											
III. Im 3 Jahrh. v. Chr.																											
IV. 2 Jahrh. nach Chr. oder																											
V. 5 Jahrh. n. Chr.																											
VI. 7 Jahrh. n. Chr.																											
VII. 9 Jahrh. n. Chr.																											
VIII. 10 Jahrh. n. Chr.																											
IX. neuere Schr.	अ	आ	इ	ई	उ	ऊ	ऋ	ॠ	ए	ऐ	ओ	औ	अं	अः	क	का	गि	घी	चु	छू	कृ	ठे	धै	मो	मौ	स्य	श्री
Quadrat-Pāli.																											
Vocale der Baktr. Schr.	a	a	i		u				e				aṇ		ka	ka	ki		ku			ke		ko			
							oder																				

Zahlen. 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 0

Abänderung

Für die bayer. gel. Anzeigen 1850.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Auguſt.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1839.

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. II. Part. 2. etc.

(Fortſetzung.)

10. Mémoire sur les Gerboises et les Gerbilles, par M. Fr. Cuvier etc.

Auch der hieſigen k. Sammlung ſind 2 neue Arten, den beyden Untergattungen angehörig, zugekommen. Die eine iſt von Hrn. Dr. Fiſcher in Arabien entdeckt und vom Ref. Dipus (Alactaga) aulacotis benannt worden. Sie gehört zu den größten Arten, indem ſie das Mittel hält zwiſchen D. decumanus und D. Jaculus. Ihre Diagnoſe lautet: D. cinereo-flavus, subtus albus, auriculis, partes duas tertias capitis aequantibus, angustis, intus longitudinaliter scrobiculato-costatis, metatarso abbreviato, digitis extimis terram subattingentibus.

Die andere gehört zu den kleinſten Arten und iſt von Hern. Hofrath Schubert am Sinai erlangt worden. Sie ſteht in nächſter Verwandtſchaft mit D. hirtipes, iſt aber kleiner, und hat dem ungeachtet einen längeren Mittelfuß, auch weit kürzere Schnurren. Referent hat ihr den Namen Dipus macrotarsus beygelegt und ſie durch folgende Diagnoſe beſtimmt: D. minimus, cinereo-flavus, subtus albus, auriculis mediocribus, pedibus posterioribus longitudine trunci, digitis subtus pilis longissimis, apice brunnescentibus, vibrissis mediocribus.

Hierauf kommt Fr. Cuvier an die Betrachtung der Nager, welche unter dem Namen Gerbillus und Meriones begriffen werden. Er ſondert die altweltlichen Arten von den amerikaniſchen, jene mit dem Namen Gerbillus, dieſe als Meriones bezeichnend. In dieſer Abhandlung iſt nur von den erſteren die Rede.

Man hat häufig die Gerbillen mit den Springmäuſen in eine Familie geſtellt. Fr. Cuvier weiſt nun nach, (was übrigens nicht mehr neu iſt), daß man ſich in dieſer Beziehung geirrt habe, indem die Bildung des Schädels, der Zähne, der Füße und die Gangweiſe nicht mit den letztgenannten Thieren, ſondern mit den eigentlichen Mäuſen übereinſtimmt, von dieſen letzteren unterſcheiden ſie ſich wieder durch etwas längere Hinterfüße, dicht behaarten, am Ende pinſelförmigen Schwanz und eine Modifikation des Gebiſſes. Der Verf. zählt folgende 8 Arten auf, von denen 3 neu ſind: 1) G. aegyptius Desm., 2) G. pyramidum Geoffr. (Meriones robustus? Rüpp.), 3) G. pygargus. Fr. Cuv. (M. Gerbillus Rüpp.), 4) G. indicus Hardw., 5) G. afra Gray (M. Schlegelii Smuts), 6) G. brevicaudatus Fr. Cuv., 7) G. otarius Fr. Cuv., 8) G. Burtoni Fr. Cuv. Von allen Arten ſind Beſchreibungen und gute Abbildungen ihrer Schädel gegeben, von G. Burtoni überdieß eine kolorirte Darſtellung.

11. Description of a new genus of mammiferous animals from Australia, belonging probably to the order Marsupialia. By G. R. Waterhouse (P. 149 — 154. tab. 27 — 28.).

Aus zwey Exemplaren neuholländiſcher Säugthiere, wovon das eine am Schwanenfluß erlegt worden war, bildet Waterhouſe die neue Gattung Myrmecobius. Obſchon an ihnen die Theile nicht erhalten waren, welche die Ordnung der Beutelthiere charakteriſiren, ſo iſt doch im Habitus und Schädelbau eine ſo nahe Verwandtſchaft mit die-

sen Thieren ausgesprochen, daß die Einreihung der neuen Gattung unter die Marsupialien keinen weiteren Bedenklichkeiten unterliegen kann. Waterhouse stellt für die Gattung folgende Diagnose auf: Dentes incisores $\frac{8}{0}$, canini $\frac{1.1}{1.1}$, pseudo-molares $\frac{3.3}{3.3}$, molares $\frac{5.5}{5.5}$. Pedes antici 5-dactyli, digitis tribus intermediis longioribus; postici 4-dactyli, digitis duobus intermediis interiore longioribus, externo brevissimo; unguibus longis, subacutis, subfalcularibus, scelides antepedibus longiores. Caput elongatum, rhinario producto. Auriculae mediocres, ad apicem angustiores et subacutae. Corpus gracile. Cauda mediocris. Digiti liberi. Die Art nennt der Verf. M. fasciatus, die Länge ihres Körpers beträgt 10″, des Schwanzes 7″.

12) Descriptions of several new species of Insects belonging to the family of the Sacred Beetles. By J. O. Westwood (P. 155 163. tab. 29.).

Der Verf. beschreibt ausführlich 3 neue Arten Insekten aus gedachter Familie, und errichtet zugleich aus ihnen 2 neue Gattungen: Sceliages, wozu Sc. Jopas, und Anomiopsis, wozu A. Dioscoridis und sterquilinus gehört. Eine Tafel giebt bildliche Darstellungen derselben, begleitet von den nothwendigen Analysen.

Vol. II. Part. 3. (P. 165 — 248, tab. 30 — 45.)

13. Osteological contributions to the natural history of the Orang Utans. By R. Owen (P. 165 — 172, tab. 30 — 34.).

Der Hauptinhalt dieser Abhandlung, die Beschreibung eines neuen Orang-Utangs, Simia Morio, betreffend, ist schon in den Proceedings von 1837 und noch ausführlicher nebst den Maaßangaben im Lond. and. Edinb. philosoph. magaz. April 1837 mitgetheilt, daher hier als bekannt vorauszusetzen. Der Hauptwerth dieser Abhandlung liegt demnach jetzt in den wunderschönen bildlichen Darstellungen. Die erste Tafel giebt eine Profilansicht des Schädels von Simia Wurmbii im unerwachsenen, die zweyte im erwachsenen Zustande und die dritte die Ansicht der Grundfläche des letzteren. Da bereits im ersten Bande dieselben Darstellungen von Simia Crossii geliefert wurden, so ist man jetzt mit diesen Abbildungen vollkommen in Stand gesetzt, die Differenzen zwischen den beyden extremen Formen, welche durch S. Wurmbii und Crossii bezeichnet werden, zu bemessen. Ob diese indeß bloß Rassen, oder wirkliche Arten ausmachen, ist zur Zeit noch immer nicht entschieden; selbst die Abstammung des als S. Crossii charakterisirten Schädels von Sumatra ist nicht ausser allen Zweifel gesetzt. Owen sagt zwar, daß am sumatranischen Pongo, von beyden Geschlechtern, die Hautschwielen nicht gefunden werden, welche das alte Männchen des borneoschen Pongos in so hohem Maaße auszeichnen; indeß beruft er sich zur Bestätigung jenes Mangels weder auf besondere eigene Untersuchungen, noch sind sonst solche anderwärts dem Ref. bekannt geworden.

Die vierte und fünfte Tafel stellt Simia Morio von der Profil- und Grundansicht dar. Was Ref. schon früher vermuthet und Dumortier seitdem an mehreren Schädeln bestätigt hat, geht aus diesen Abbildungen mit größerer Sicherheit hervor, daß nämlich diese angebliche Art wohl nichts anders als einen jugendlichen Zustand des borneoschen Pongos bezeichnen könne.

14. A synopsis of the Fishes of Madeira, with the principal synonyms, Portuguese names and characters of the new genera and species. By R. T. Lowe. (P. 173 — 200).

Wie zu erwarten stund, sind in diesem Verzeichnisse der Fische von Madera viele neue Arten aufgeführt, auch mehrere neue Gattungen (Leiurus, Aplurus, Alepisaurus) errichtet. Die Süßwasser-Fische sind nur durch eine einzige Art vertreten: Anguilla latirostris. Eine Tabelle giebt eine, nach Familien geordnete, numerische Uebersicht über die Arten, welche Madera mit England und dem Mittelmeere gemein oder eigenthümlich hat.

15. Observations on the genus Galictis, with the description of a new species. By Thomas Bell (P. 201—206, tab. 35—37).

Bell hatte schon im Jahre 1826 den Vorschlag gemacht aus dem Grison eine neue Gattung unter dem Namen Galictis zu bilden. Seit seiner Bekanntwerdung war der Grison ein Gegenstand der Verlegenheit für die Zoologen gewesen, und gleich der Hyrare (Mustela barbara Linn.) konnte er keinen festen Platz unter den bestehenden Gattungen gewinnen. Azara verglich ihn mit den Frettchen, Schreber stellte ihn zu Viverra, Thunberg zu Ursus, Traill zu Lutra, Desmarest und Cuvier zu Gulo. Mit Bell stimmen wir überein, daß der Grison zu keiner von diesen Gattungen gerechnet werden dürfe und billigen demnach die Errichtung einer neuen, welche jedoch nicht, wie es die französischen Zoologen gethan haben, der Familie der Bären, sondern der Marder zugezählt werden muß. Zwar hat der Grison nackte Sohlen, und tritt mit diesen fast ganz auf, allein das Letztere geschieht zum Theil auch schon bey den Mardern, obgleich ihre Sohlen behaart sind, so daß der nackte oder bedeckte Zustand derselben kein so wesentlicher Moment ist, als man es bisher geltend gemacht. Abgesehen aber von der Verschiedenheit der Sohlen, kommt der Grison mit dem Iltis im äußern Habitus, Schädelbau, Zahl und Form der Zähne, sowie in der Lebensweise vollkommen überein. Mit Gray und Wiegmann stellen wir dann noch zu dieser Gattung die Mustela barbara, welche im Gebiß nur dadurch abweicht, daß der untere Reißzahn einen kleinen innern Zacken hat; sie verhält sich also in dieser Beziehung zum Grison, wie der Marder zum Iltis. Dagegen darf nach des Ref. Ermessen, der Gulo orientalis Horsf. nicht, wie es Wiegmann gethan hat, mit Galictis vereinigt werden. Letztgenannter Gelehrter geht von der Voraussetzung aus, daß der Gulo orientalis, gleich dem Grison, nur $\frac{2}{3}$ Lückenzähne habe, allein diese Annahme ist nicht richtig, da jenem $\frac{3}{4}$ Lückenzähne zukommen, auch der obere Reißzahn anders gestaltet ist. Mit Gray sieht ihn Ref. als typische Species von der neu errichteten Gattung Helictis an, von welcher er im Vorbeygehen bemerken will, daß sie mit dem von J. Geoffroy gebildeten Genus Melogale identisch ist.

(Schluß folgt).

Die Mediatisirung der deutschen Reichsstädte von G. W. Hugo, landständischem Archivar in Karlsruhe ꝛc.

(Schluß.)

Die Verzeichnisse Knipschilds und Mosers, die einzigen, die uns bisher zu Gebote gestanden, sind noch ungenügender und unzuverläßiger als die Reichsmatrikeln. Der Verf. hat keine Stadt in sein Verzeichniß aufgenommen, von der nicht urkundlich ihre Unmittelbarkeit nachgewiesen werden konnte; und in der That sind es ganz allein nur die Urkunden, die hierin den Ausschlag geben. Und auf diesem Wege hat denn der Verf. 135 Reichsstädte gefunden, von denen bis zum Lüneviller Frieden nur 51 sich erhalten haben. Dem Verzeichniß der unzweifelhaften Reichsstädte hat der Verf. noch zwey andere beygegeben, in deren erstem er jene Städte aufführt, deren Unmittelbarkeit urkundlich nicht erwiesen werden kann, folglich stets zweifelhaft bleiben wird; und in dem andern jene Städte zusammenstellt, die man bisher obwohl mit Unrecht als Reichsstädte angesehen hat. Man hat nämlich darin geirrt, daß man jede Stadt als eine Reichsunmittelbare angesehen, deren Einwohner in den Urkunden der römischen Könige und Kaiser als „dilecti nostri fideles“ oder „Unsere und des Reichs liebe Getreue“ angeredet worden sind, denn es hat sich ausgewiesen, daß dieser Ausdruck ohne Unterschied von reichsmittelbaren und unmittelbaren Städten gebraucht worden ist. Nicht weniger wurde darin gefehlt, daß man jede mittelbare Stadt, welcher die Rechte und Freyheiten einer Reichsstadt ertheilt worden sind, ebenfalls für eine solche angesehen hat. Viele Städte nämlich erhielten auf die Bitte ihrer Herren von den deutschen Königen und Kaisern die Privilegien einer bestimmten Reichsstadt, allein die Dynasten hatten gewiß nicht beabsichtigt, sie zu unmittelbaren zu erheben, und ihre Landeshoheit darüber aufzugeben. Die Rechte und Freyheiten, welche solchen Städten zu Theil geworden, betrafen nicht ihre Autonomie, und diese ist das entscheidende Merkmal einer Reichsstadt, sondern nur das Privatrecht, wodurch die Rechte ihrer Herren nicht gefährdet worden sind. Erst unlängst hat Höfling in der Geschichte der Stadt Orb, dieser die Ehre erwiesen, sie unter die Reichsstädte zu setzen, weil ihr

Kaiser Ludwig die Rechte der Reichsstadt Gelnhausen ertheilt hat. Es war endlich Zeit, diesem Irrthum ein Ende zu machen.

Es wurde schon gesagt, daß bey Ausmittlung der Reichsunmittelbarkeit einer Stadt nur Urkunden entscheiden können; allein nicht immer sprechen die Urkunden dieselbe deutlich aus; in diesem Falle nun dürften folgende Kriterien auf die Unmittelbarkeit einer Stadt schließen lassen:

1) die Erwähnung des kaiserlichen Vogts oder Schultheißen;
2) die Erlassung oder Verpfändung der Reichssteuer;
3) das Versprechen, eine Stadt nicht vom Reiche veräußern zu wollen;
4) Die Verpfändung einer Stadt durch den Kaiser oder König an eine andere Stadt, oder einen weltlichen oder geistlichen Fürsten.

Das vorzüglichste Attribut der Reichsstädte ist ihre Autonomie; diese aber hat, wie man wohl annehmen darf, keine Stadt vor dem XIII. Jahrhundert erhalten. Kaiser Friedrich II. war es, der die Autonomie der Städte begründete, wie überhaupt die Landeshoheit zum rechtlichen Daseyn brachte.

Die Reichsunmittelbarkeit der Städte gieng verloren:

1) durch Verpfändung von Seite der römischen Könige und Kaiser;
2) durch Belehnung;
3) durch freywillige Unterwerfung;
4) durch Occupation von Seite fremder Mächte oder eigener Mitstände;
5) durch Abtretung von Seite des Kaisers und Reiches;
6) durch eigenmächtige Uebereinkunft zwischen deutschen Reichsständen und einem fremden Staat.

Ob zwischen einer Freystadt und einer Reichsstadt ein Unterschied bestehe, darüber ist lange gestritten worden, bis ihn endlich Gemeiner in Bezug auf Regensburg wenigstens urkundlich nachgewiesen hat, so daß nunmehr kein Zweifel, daß die Freystädte im Range über den Reichsstädten stehen. Aber zweifelhaft ist, ob alle Vorrechte, die nach Gemeiner Regensburg zukamen, auch den übrigen Freystädten zustanden. Zwey der bedeutendsten Vorzüge waren wohl für eine jede Freystadt die Steuerfreyheit und das Vorrecht, nicht verpfändet werden zu können, von keiner Freystadt wenigstens kann nachgewiesen werden, daß sie je verpfändet worden wäre. Solche Freystädte waren: Basel, Cöln, Maynz, Regensburg, Speyer, Straßburg und Worms.

Um anschaulicher zu machen, wie der Verf. seinen Gegenstand erfaßt und behandelt hat, mag es erlaubt seyn, das was er über Augsburg mittheilt, hier ohne die Noten anzuführen:

„Augsburg am Lech, Hauptstadt des Kreises Schwaben im Königreiche Bayern. Der Ort wird zum ersten Male in einer Urkunde Otto's I. vom 7. August 952 erwähnt, welche Augustae ausgestellt ist. Während des Interregnums wollte der Bischof Hartmann zu Augsburg die Stadt seinem Stifte unterwerfen, allein die Bürger leisteten Widerstand, schlugen sein Kriegsvolk, und nöthigten ihn in einem am 9. May 1251 mit ihm geschlossenen Vertrage die Stadtthore und die Gerichtsbarkeit über alle geistlichen und weltlichen Personen und ihre Güter dem Rathe zu überlassen. Nach drey Jahren brachten die von dem Bischofe und der Stadt in ihren übrigen Streitigkeiten erwählten Schiedsrichter einen Hauptvergleich zu Stande, wornach es bey dem letzten Vertrage sein Bewenden haben, der Bischof sowohl als der Landvogt innerhalb und außerhalb der Stadt ihre hergebrachten Gerechtigkeiten auszuüben befugt, der einander zugefügte Schaden gegenseitig aufgehoben, der Bischof keinen höheren Zoll als bisher erheben, und die Stadt an Beziehung des Ungeldes nicht hindern, hingegen die Stadt demselben bis zur Zurückkunft König Konrads aus Italien jährlich hundert Pfund Augsburger Pfennig auf Johanni zahlen solle. Herzog Konradin von Schwaben nahm am 6. Februar 1264 die Stadt auf ihr Ansuchen auf drey Jahre in seinen Schutz und bestätigte ihre Freyheiten. Am 10. Jänner 1268 verpfändete er seinem Oheim, dem Herzog Ludwig von Bayern, die Vogtey der Stadt Augsburg und die Stadt Schwabeck für 2000 Mark Silbers. König Rudolf erlaubte am 9. März 1276 der Stadt Augsburg ein Statutenbuch anzulegen, und bestätigte die Steuerfreyheit der auswärts gelegenen Bürgergüter. Durch den Preßburger Frieden am 26. December 1805 kam die Stadt an Bayern, und wurde von demselben am 4. März 1806 in Besitz genommen."

Auf diese Weise, ausführlicher oder kürzer, je nach dem vorhandenen Stoffe, ist die Mediatisirung einer jeden Reichsstadt behandelt. Der Werth des Werkes wird durch eine Zugabe von 130 bisher noch ungedruckten Urkunden, die dem Verf. von mehreren Archiven Deutschlands mitgetheilt wurden, bedeutend erhöht. Das Aeußere ist lobenswerth.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Fische aus Caschmir, gesammelt und herausgegeben von Carl Freyherrn v. Hügel, beschrieben von Joh. Jak. Heckel, Inspector am k. k. Hof-Naturalien-Kabinet. Mit 12 Kupfertafeln, nebst einem Anhange, die Beschreibung und Abbildung zweyer Instrumente, zur mathematischen Bestimmung der Fisch-Profile enthaltend. Wien 1838. X. u. 112 S. 4.

Seit Cuvier seine besondere Aufmerksamkeit der Ichthyologie, welche geraume Zeit hindurch hinter den andern Theilen der Zoologie sehr zurückgeblieben war, zugewendet hat, ist sie von vielen Seiten her mit Eifer und Geschick wieder bearbeitet worden. Heckel, der schon früher schätzbare Beyträge zur Ichthyologie gegeben hat, liefert hier einen neuen, der sich mit den Fischen, welche Freyherr v. Hügel in Caschmir gesammelt, befaßt. Mit Recht steht zu erwarten, daß nun die Reihe der Publicationen auch bald an die übrigen Theile der Zoologie, aus welchen, den allgemeinen Ankündigungen nach, der erwähnte Reisende reiche Sammlungen zurückgebracht hat, kommen werde. Was die vorliegende ichthyologische Arbeit von Heckel anbetrifft, so ist sie ein Muster von Genauigkeit und Vollständigkeit zu nennen, und entspricht allen Forderungen, die man an ein solches Werk stellen kann.

Die Fische, welche der Verf. zur Beschreibung erhielt, sind vom Freyherrn v. Hügel in Kaschmir selbst gesammelt worden, und stammen aus dem Fluße Tschilum, dem berühmten Hydaspes der Alten, und aus den mit ihm in Verbindung stehenden Landseen her. Jener Fluß durchströmt das fast an 6000 Fuß über der Meeresfläche liegende Thal von Kaschmir, stürzt sich dann über 30 Meilen lang durch Felsen hinab und ergießt sich endlich in der Ebene des Pensjab's in den Indus. Die Fische dieses Stromes waren bisher den Zoologen gänzlich unbekannt, denn Hamilton hat nur die des Ganges beschrieben. Wenn man nun gleich mit Grund annehmen darf, daß der Indus mit letzterem die größere Zahl Arten gemein haben wird, so hat doch schon Hamilton vermuthet, daß gegen seinen hochgelegenen Ursprung hinauf andere Species zum Vorschein kommen werden. Diese Vermuthung ist in der That durch die Sammlung des österreichischen Reisenden vollkommen bestätigt worden, indem sich lauter neue Formen daselbst vorgefunden haben. Bemerkenswerth ist es hiebey, daß, während unsere höher liegenden Gegenden und der ganze Norden von Europa, Asien und Amerika von Forellen bewohnt werden, es in Caschmir keine giebt. Cyprinen sind es hier, welche ihre Stelle vertreten, und auch ihren Habitus annehmen.

Nach der Angabe der Fischer von Caschmir halten sich in den verschiedenen Gewässern dieses Hochthales 17 Arten von Fischen auf, welche sie alle mit eigenen Namen bezeichnen. Von diesen fehlt der Hügel'schen Sammlung nur eine Species; die andern 16 sind in gut erhaltenen Exemplaren, meist mit Angabe des Landesnamens und des Maximums der Gewichte, vorhanden. Unter diesen 16 Arten gehört nur eine den Welsen an, alle übrigen den Cyprinen, und zwar der Gattung Cobitis mit 2 Barbus, Varicorhinus und Labeobarbus, jeder mit 1 Art. Aus den andern 10 Species Cyprinen hat Heckel die neue Gattung Schizothorax gebildet, welche zwar durch die Mehrzahl der Charaktere mit Barbus verwandt ist, aber durch eine Spalte

ihres Schuppenpanzers am Bauche sich unterscheidet. Zu dieser neuen Gattung ist zur Zeit kein Fisch aus andern Gewässern zu rechnen.

Am Schluße giebt der Verfasser noch eine „Beschreibung zweyer Instrumente zur mathematischen Bestimmung des Fisch-Profils, so wie auch der Lage und verhältnißmäßigen Größe aller Außentheile der Fische," wodurch man, auch ohne Abbildung, ein getreues Bild der Art aus der Beschreibung sich schaffen kann. Die Abbildungen sind zwar nicht kolorirt, aber sehr sauber gezeichnet und von den nöthigen Analysen begleitet; die letzte Tafel (Nr. 12) stellt die erwähnten zwey Instrumente dar. Die äußere Ausstattung ist sehr gefällig.

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. II. Part. 2. etc.

(Schluß.)

15. Observations on the genus Galictis, with the description of a new species etc.

Bell ist übrigens der Meynung, daß es zwey verschiedene Arten vom Grison gebe: die Galictis vittata, wozu er die bisher beschriebenen Thiere zählt, und die Galictis Allamandi als neue Species. Er unterscheidet beyde folgendermassen: 1) Galictis vittata vertice, collo, dorso atque cauda flavescente griseis; rostro, gula et pectore fuscescente nigris; fascia a fronte usque ad humeros flavescente albida; pilis longis laxis. 2) Galictis Allamandi vertice, collo, dorso atque cauda nigricante griseis; partibus inferioribus nigris; fascia a fronte usque ad collum utrinque alba; corpore pilis brevibus adpressis. Ref. bekennt von der spezifischen Differenz dieser beyden Grisons noch nicht überzeugt zu seyn, da die Farbenvertheilung bey ihnen dieselbe, nur bey ersterem lichter, bey letzterem dunkler ist, was durch Mittelglieder leicht vermittelt werden könnte. Beyde Arten sind in vortrefflichen kolorirten Abbildungen dargelegt, aus welchen die Iltis-Aehnlichkeit, die in der Figur von Fr. Cuvier ganz verfehlt ist, deutlich hervorgeht.

16. On a new Subgenus of Fishes, allied to Ophidium. By William Thompson (P. 207—212, tab. 38).

Ein am Strande von Carnlough in der Grafschaft Antrim aufgefundenes todtes Exemplar eines Fisches zeigte sich zwar mit Ophidium verwandt, bot aber gleichwohl solche Differenzen dar, daß Thompson wenigstens eine neue Untergattung, Echiodon, aus ihm errichtete und folgendermassen charakterisirte: Corpus valde elongatum, complanatum et lanceolatum. Caput ovale, rostrum mediocriter productum, os suboblique fissum, maxillae dentibus armatae sicut ossa palatina vomerque, dentes duo utrinque apud maxillae superioris apicem magni et praelongi; maxilla inferior utrinque dente unico cylindraceo terminata, apertura branchialis magna, operculum satis amplum. Pinnae dorsales et anales valde productae. Anus anteriora versus positus. — Die Länge ist 11."

17. Description of a new species of Antelope. By Capt. W. C. Harris, Bombay Engineers. (P. 213—215 tab. 39).

Auf einer vom Kap aus unternommenen Reise ins Innere von Afrika traf Kapitän Harris, als er während drey Monaten zwischen dem 24—26° s. B. jagte, eine kleine, aus 9 Geisen und 2 Böcken bestehende Heerde Antilopen an, von welchen es ihm gelang ein Männchen zu erlegen. Es zeigte sich, daß es einer neuen Art aus der Untergattung Aegoceros angehörte und mit A. equina in Verwandtschaft stand; Harris legte ihr den Namen Aegoceros (Antelope) niger bey. Sie zählt sich den größten Arten dieser Gattung bey; indem die Schulternhöhe 4'6", die ganze Länge 9', der Hörner nach der Krümmung 3' 1" beträgt. Der Leib ist robust, der Hals breit, der Kopf etwas zugespitzt, die Hufe kurz, die Haare dicht und glatt, am Halse länger als am Leib; vom Scheitel bis zur Mitte des Rückens eine reichliche aufgerichtete $5\frac{1}{2}$" hohe Mähne, der Schwanz in einen Pinsel geendigt, der etwas unter die Haken herabreicht. Die Hörner sind schlank, aufwärts und rückwärts gerichtet, zu $\frac{3}{4}$ ihrer Länge geringelt. Die Farbe ist tiefglänzend schwarz, hie und da mit dunkel-

braunem Schimmer. Die untere Hälfte der Wangen, ein Längsstrich über jedem Auge bis zur Nase, Kinn, Unterhals, Unterleib, Hinterbacken und Innenseite der Dickbeine sind weiß. — Das Weibchen ist kleiner, mit kürzern, aber ähnlich gestalteten Hörnern. Seine Farbe ist tief kastanienbraun, ins Schwarze übergehend.

Diese Art ist sehr selten, kommt nur in kleinen Familien vor und bewohnt die große Gebirgskette in den mehr östlichen Theilen von Moselekatse's Gebiete.

18. Notes on the Anatomy of the Nubian Giraffe. By R. Owen (P. 217 — 248. tab. 40—45).

Die großen Thiergärten in London und Paris gewähren dem Naturforscher nicht bloß den Vortheil, daß er die ausländischen Thiere nach ihren äußern Formen und ihrer Lebensweise kennen lernen kann, sondern sie sind ihm auch eine erwünschte Gelegenheit, sich nach ihrem Tode mit den innern Verhältnissen derselben bekannt zu machen. Was eines der merkwürdigsten Thiere der Schöpfung, die Giraffe, anbelangt, so haben wir eine getreue Darstellung ihrer äußern Formen erst durch die in den europäischen Menagerien lebenden Individuen gewonnen, und ihr innerer Bau wird uns gegenwärtig an Exemplaren, die in den englischen Thiergärten gelebt hatten, aufgeschlossen.

Es war im Jahre 1827, als zum erstenmal lebende Giraffen nach Paris, London und Wien gebracht wurden. Von diesen drey Individuen ist nur das pariser am Leben geblieben und hat der Zoologie die ersten richtigen Abbildungen, nebst einer genauen Beschreibung der äußern Gestalt dieses seltsamen Thieres und seiner Lebensweise geliefert. Die Giraffe in Wien ist bald darauf gegangen, ohne daß durch sie der Wissenschaft eine Förderung zu Theil geworden ist; auch ist an ihrer Stelle keine andere getreten. Das nach London gebrachte Exemplar hielt ebenfalls nicht lange aus, allein sein Abgang wurde so reichlich ersetzt, daß im Jahre 1836 daselbst nicht weniger als sieben lebende Giraffen zu sehen waren. Zwey Männchen und ein Weibchen wurden für Owen der Gegenstand anatomischer Untersuchungen, deren Resultate er hier mit großer Vollständigkeit mittheilt. Wir folgen der Ordnung, in welcher er die einzelnen organischen Systeme betrachtet.

a) Verdauungsorgane. Die ungemeine Beweglichkeit und Ausdehnbarkeit der Zunge von der Giraffe hatte Everard Home (in seinen Bemerkungen über die Anatomie des zuerst nach London gebrachten Individuums) aus der Gefäßaktion abgeleitet, indem jene ein Reservoir enthalte, welches das Thier nach Belieben mit Blut füllen und dadurch die Zunge strecken könne. Owen zeigt nun aber durch eine wohl gelungene Einspritzung, daß weder ein Blutreservoir, noch ein vaskuläres erektiles Gewebe vorhanden seye, daß im Gegentheil lediglich die Muskelbeschaffenheit es ist, welche die verschiedenen Bewegungen der Zunge bedingt. Sieht man hinterwärts in die Rachenhöhle, so scheint sie so vollständig als beym Capibara geschlossen; anstatt aber, wie bey diesem, in einer trichterartigen Form sich zu einer kleinen runden Depression zu verengern, ist sie durch einen Querschlitz geendigt, aus welchem eine weiche abgerundete Klappe, vom breiten oberen Rand des Kehldeckels gebildet, hervorragt. Der Magen zeigt in jeder Beziehung die Structur, welche den gehörnten Wiederkäuern eigen ist. Die Zellen des Netzmagens sind, wie beym Rennthier, ungemein seicht. Die dünnen Därme sind 91′, die dicken 43′ 2″ und der Blinddarm 2′ 2″ lang an einem Exemplare gefunden worden. Die Leber ist klein, flach, aus einem Lappen, mit einem kleinen hintern Spigelschen Fortsatz bestehend. Da das Vorkommen einer Gallenblase die hohlhörnigen Wiederkäuer von den dichthörnigen unterscheidet, so war Owen besonders begierig auf diesen Umstand; allein seine Untersuchungen haben kein definitives Resultat geliefert und von neuem den Beweis gegeben, wie wenig es gerathen ist, aus einer einzigen Zergliederung allgemeine Resultate zu ziehen. Während er nämlich an den beyden Männchen auch nicht eine Spur von Gallenblase wahrnahm, fand er dagegen beym Weibchen eine große, und was das Sonderbarste dabey ist, eine gedoppelte, indem sie der Länge nach durch eine Scheidewand in der Mitte abgetheilt war. Uebrigens ist Owen der Meynung, daß der Mangel einer Gallenblase den normalen Zustand bezeichnen möchte. Bauchspeicheldrüse, Milz und Nieren zeigten nichts Besonderes.

b) Organe des Kreislaufs. Das Herz ist 8 1/2" lang und an der Basis eben so breit. An dieser ist, auf der einen Seite des Ursprungs der Aorta und in den sehnigen Kreis eingelagert, welcher den Muskelfiebern des Ventrikels Anheftung giebt, ein gekrümmter 2/3" langer Knochen. Der Bogen der Aorta giebt, nach Aussendung der Gefäße fürs Herz selber, 1) eine starke arteria innominata ab, welche sich in die rechte arteria vertebralis, in die rechte a. subclavia (oder, da den Wiederkäuern Schlüsselbeine fehlen, richtiger gleich a. brachialis genannt) und in den gemeinschaftlichen Stamm der beyden Carotiden spaltet; 2) die linke a. brachialis, und 3) die linke a. vertebralis.

c) Nervensystem. Das Gehirn der Giraffe gleicht in seiner allgemeinen Form, so wie in der Zahl, Anordnung und Höhe der Windungen, dem des Hirsches; es ist mehr niedergedrückt als bey der Antilope (A. picta) und verhältnißmäßig breiter und höher als beym Rinde; das große Hirn liegt ganz vor dem kleinen. Bey einem so langhalsigen Thiere, wie die Giraffe, ist auch die Halsportion des Rückenmarks auffallend lang; überdieß zeigt der Ursprung der Halsnerven von diesem Theile eine ungewöhnliche Erscheinung. Weil nämlich die Verlängerung desselben während der Fötus-Entwicklung durch einförmige Zwischenablagerungen bewirkt wird, so werden die Nervenwurzeln zugleich von einander getrennt, und da der unterste Wurzelfaden eines Nervens von dem höchsten des nächst untern nicht weiter entfernt wurde als dieser von dem folgenden Faden desselben Nervens, so breiten sich die Fäden, welche die Wurzel eines einzelnen Halsnervens bilden, über einen beträchtlichen Raum aus, so z. B. erhält der dritte Halsnerv seine Fäden von einer 6" langen Strecke des Rückenmarks. Auch der rücklaufende Nerv zeigt bey der merkwürdigen Länge des Halses ein interessantes Verhalten.

d) Muskeln. Owen fand keine Eigenthümlichkeit von Wichtigkeit bey der Untersuchung der Muskeln auf. Das Nackenband, wie sich's erwarten läßt, ist ungemein stark.

e) Knochengerüste. Auch nachdem, was bisher über das Skelet der Giraffe bekannt geworden ist, weiß Owen noch viele neue Bemerkungen, besonders im Vergleiche mit andern verwandten Thieren, beyzufügen. Von besonderer Erheblichkeit sind seine Betrachtungen über das sogenannte dritte Horn, welches als ein breiter, aber kurzer Höcker in der Mitte der Stirn sitzt, und daselbst, nach Ercksleben's und Cuvier's Angaben, durch eine Nath eingelenkt seyn soll. Owen bemerkt hierbey, daß eine Untersuchung im Frankfurter Museum ihm eine solche Sutur nicht habe wahrnehmen lassen. Ueber seine eigenen Exemplare sagt er: „An einer erwachsenen männlichen kapischen Giraffe rührt der Anschein von einer Auszeichnung des vordern Horns lediglich von einigen unregelmäßigen Gefäßgruben am Umfange seiner Basis her, aber ähnliche Gruben sind auch am weiblichen Schädel sichtlich; überdieß zeigt ein Schnitt durch die Mitte des Stirnhöckers, daß er durch die Verdickung und Erhebung der vordern Enden des Stirnbeins und der anstossenden Enden der Nasenbeine gebildet ist. Bey der männlichen nubischen Giraffe, welche fast 2/3 ihrer Größe erreicht hatte, waren die hintern Hörner, gleich andern Epiphysen, minder fest als an der ausgewachsenen kapischen Giraffe befestigt, und sie lösten sich von den Stirn- und Scheitelbeinen nach kurzer Maceration ab. Wäre nun der vordere Höcker durch eine ähnliche getrennte Verknöcherung entstanden, so müßte er unstreitig dasselbe Verhalten gezeigt haben; er bestund jedoch allein aus einer theilweisen Erhöhung der Stirn- und Nasenbeine, wie bey der kapischen Giraffe." Ref. fügt nach Ansicht des in der hiesigen Sammlung aufbewahrten Schädels einer jungen nubischen Giraffe von 8 1/2' Höhe die Bemerkung bey, daß auch an selbigem zwar die vordere Vorragung, aber keineswegs eine Nath vorhanden ist, so daß die Angabe einer solchen von andern Schriftstellern auf einem Irrthume zu beruhen scheint.

f) Geschlechtsorgane. Werden sehr detaillirt beschrieben und mit denen der Hirschthiere und Kameele verglichen.

Als Schlußresultat aus allen diesen Untersuchungen ergiebt sich dem Verfasser, daß die Giraffe ein modificirter Hirsch ist, die Zusammenstellung mit dem Kameel daher verfehlt. Durch diese wichtige, von 5 meisterhaften Abbildungen begleitete Abhandlung ist jetzt der innere Bau der Giraffe vollständig erörtert. A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung. Von Stephan Endlicher. Wien. Fr. Becks Universitäts-Buchhandlung. 1838. 8. 22 S.

Erster Artikel.

Seit mehr als einem Jahrhundert hält die Frage über die Sexualität der Pflanzen die Aufmerksamkeit Aller in Spannung, welche sich um die Lebensäußerungen der organischen Schöpfung überhaupt näher bekümmern. Ohne hier auf Prioritätsrechte einzugehen, ohne überhaupt im Verlaufe der nachfolgenden historischen Darstellung bestimmten Personen die Entdeckung oder den genaueren Nachweis von Thatsachen und Hypothesen zuschreiben zu wollen, läßt sich doch die Ursache angeben, warum gerade diese physiologische Frage aus dem Gebiete der Pflanzenkunde im Verhältniß zu andern gleich wichtigen aus derselben Sparte, z. B. über Ernährung, Respiration, Saftumlauf u. dgl. mit so großer Vorliebe und Leidenschaftlichkeit besprochen wurde. Der Grund liegt nämlich in der Aufstellung des Linné'schen Sexualsystems. Der lichtvolle Gedanke des großen Schweden, eine so wesentliche Eigenschaft des vegetabilischen Organismus, wie die Sexualität, zum Eintheilungsgrunde eines neuen Systems zu machen und der glänzende Erfolg des letzteren, welcher auch von den erbittertsten Gegnern nicht geläugnet werden konnte, mußte die ganze botanische gelehrte Welt im höchsten Grade aufregen, um so mehr, da sich andere Methoden, denen Scharfsinn und im Detail glückliche Kombinationen eben so wenig abzusprechen sind, bereits geltend gemacht hatten. Die Linnéische Lehre von der Sexualität der Pflanzen erlitt in der ersten Zeit nur deßhalb so große Anfechtung auch als physiologisches Axiom rücksichtlich ihrer Wahrhaftigkeit und allgemeinen Gültigkeit, weil sie sich zugleich als leitendes Princip einer neuen Eintheilung des Pflanzenreiches hervorstellte. Die gelungenen Versuche, künstliche Befruchtungen bey Pflanzen getrennten Geschlechtes zu bewirken oder auch durch Kreuzung nahe verwandter Arten Bastardbildungen zu erzeugen, brachten zwar den größten Theil der Gegner bald zum Schweigen, aber eine geheime Opposition dauerte nichts desto weniger das ganze Jahrhundert durch fort, und wurde immer wieder lauter, je mehr man sich überzeugte, daß in der Linnéischen Schule nur der Schematismus, nicht aber der Geist des Meisters sich forterhalten habe. Man fühlte zugleich recht wohl, daß die Linnéische Methode, so tief sie auch, auf die Sexualität der Pflanzen begründet, das innerste Leben dieser Organismen berührte und deßhalb auch eine größere Anzahl wahrhaft natürlicher Gruppen abgränzte, als jede frühere, dennoch ausschließlich auf ein Merkmal gestützt, nicht jedem Zwange fremd war und darum manchmal die natürlichsten Combinationen zerreißen und unnatürliche verknüpfen, manchmal ihre eigene logische Consequenz verläugnen mußte, um nicht zu offen gegen die Natur zu sündigen. Trotz dem war aber das System wegen seiner Bequemlichkeit und wegen des von allen Seiten heranströmenden Materials, welches bis zu gewissen Gränzen so am leichtesten und sichersten untergebracht werden konnte, auf lange Jahre hin überwiegend und herrschend geworden. Diese Zeit des ruhigen Besitzes blieb nicht ohne Früchte, insbesondere für die Ausbildung der Terminologie, wenn gleich auch hier der unendliche Abstand zwischen Linnée (man vergleiche dessen Terminologie, in welcher seine meisten Schüler untergingen, mit seiner Philosophia botanica) und den meisten seiner Schüler lebhaft hervortritt, und später sogar

in eben dieser Ausbildung das größte Hinderniß für die richtige Erkenntniß der Pflanzenmetamorphose sich ergab. Man konnte und wollte z. B. nicht begreifen, daß, weil man einmal zum Behufe des Schematismus und zur sichern Bezeichnung es angenommen hatte, gewisse Zustände der Blattentwicklung mit eigenen Namen zu belegen und dadurch auch als verschiedene Organe hervorzuheben, dieselben doch nur Modificationen eines und desselben Grundorganes, aber bedingt durch Ort und Zeit der Entwicklung, seyn sollten. Die daraus sich ergebenden Uebelstände des Linnéischen Systemes und ihre Consequenzen wurden von den Gegnern ungerechter Weise auf die Sexualitätsfrage selbst übergetragen, daher kamen denn auch die erneuerten und zum Theil ziemlich unbeholfenen Angriffe auf die Sexualität der Pflanzen in unserm Jahrhundert, als die sogenannte natürliche Methode sich dem Linnéischen System gegenüber mit Erfolg zu begründen begann. Es war eine merkwürdige Zeit, deren Folgen wir noch zu büßen haben. Die versteinerte Terminologie setzte sich der Morphologie, der Schematismus, auf eine einzige Eigenschaft des Pflanzenlebens begründet, dem Bestreben entgegen, alle Aeußerungen der vegetabilischen Lebensthätigkeit zu Merkmalen eines wahrhaft natürlichen Systems zusammen zu fassen. Der Linnéische Genius blieb diesen Debatten fremd. Der große Meister hatte eine Klassification geschaffen, die besser war als jede vorhergehende, die er selbst aber nicht für unverbesserlich und unsterblich ausgab, obwohl sie sich als tabellarische Uebersicht bis auf den heutigen Tag noch als die brauchbarste bewähren würde, wenn sie in den letzten Jahren fortwährend gehandhabt worden wäre. Die zu Grund liegende Wahrheit der Sexualität trennte Er scharf von der Anwendung auf die Systematik, aber seine Schüler und deren Gegner verwechselten Beydes und bereiteten damit namenlose Verwirrung.

Streng genommen wurde aber auch für die Sexualitätslehre von Linné und seinen Schülern weniger geleistet, als man bey der für sie um so größeren Wichtigkeit des Gegenstandes meynen sollte. Nach Aufstellung des Princips beschränkte man sich auf die materiellsten, augenscheinlichsten Versuche und Beweise zu dessen Sicherung. Linné selbst war kein Freund mikroskopischer Untersuchungen, offenbar nicht, weil er die Wichtigkeit solcher Beobachtungen gering schätzte, sondern weil er den Instrumenten seiner Zeit mißtraute und überdieß noch genug mit unbewaffnetem Auge zu entdecken und zu ordnen fand. Er wollte und mußte solche Details sich ferne halten. Daher sind auch alle Pflanzenfamilien, welche selbst zur systematischen Begründung mikroskopische Beobachtungen voraussetzen, am meisten bey ihm verwahrlost. Seine Schüler vergaßen ohnedieß über der Form, dem Systeme und dessen technischer Ausbildung die näheren Vorgänge bey dem Zeugungsprocesse der Pflanzen, und so blieben die Struktur der dabey bethätigten Organe und derenEntwickelung von Malpighi und seinen Zeitgenossen bis auf die neueste Aera mit Ausnahme Einzelner nie zu voller Geltung gerufener monographischer Arbeiten der Wissenschaft unbekannt.

Fassen wir die Ansichten und Erfahrungen Linné's und seiner Schule über die Sexualität der Pflanzen zusammen, um die wesentlichsten Fortschritte der neuesten Zeit dagegen halten zu können.

Nach Linné's Grundansicht galt der geschlechtliche Gegensatz für alle Pflanzen. Er unterschied wohl Phanerogamen oder Gewächse mit deutlich wahrnehmbaren Sexualorganen und Cryptogamen, deren Sexualtheile man noch nicht aufgefunden habe, aber Agamen, wirklich Geschlechtslose, gestattete er eben so wenig, als eine Generatio aequivoca oder spontanea (Philos. bot. 142.) Unrichtige Deutung der sonderbaren Larvenbildungen bey den niedrigern Pflanzenorganismen und deren räthselhafte Vermehrung durch Sprossen und anderweitiges Zerfallen der Mutter-Individuen auf jeder Stufe ihrer Entwicklung in gleich organisirte Nachkommen, veranlaßte erst später die Hypothese, welche von der strengen Linneischen Schule stets unabhängig blieb. Die Staubgefäße waren die männlichen, die Pistille die weiblichen Geschlechtsorgane; durch die Vereinigung beyder in eine Blume waren Zwitterblüthige (Plantae hermaphroditae), durch ihre Sonderung in verschiedenen Blüthen, auf einem und demselben oder auf verschiedenen Individuen, Pflanzen getrennten Geschlechtes (Plantae diclines monoicae, dioicae) gegeben. Zwitterblüthige Pflanzen waren die häufigsten und galten als die entwickeltsten. Auf

die sogenannten polygamischen Blüthen, welche durch zufällige Verkümmerung eines oder des anderen Geschlechtes entstehen, legte Linnée selbst keinen Werth. Das befruchtende Excret des männlichen Organes war der Pollen, bekannt als sehr kleine einfache Bläschen, von verschiedener Gestalt und Oberfläche und mit spermatischem Inhalt; die zur Aufnahme des Pollens bestimmte Partie des weiblichen Geschlechtstheils war die warzige Oberfläche der Narbe, welche das Pollenkorn nicht allein festhielt, sondern auch seinen befruchtenden Inhalt aussaugte und sich assimilirte.

Einigen war eine noch viel weniger materielle Einwirkung der sogenannten aura seminalis genügend. Mehr als die Anwesenheit des Pollens auf der Narbe verlangte aber Niemand zur Befruchtung. Man plagte sich dagegen um so viel mehr und zum Theil mit vielem Scharfsinne darum, wie bey gewissen, scheinbar ungünstigen Anordnungen der Geschlechtstheile in einer Blüthe oder bey getrennten Geschlechtern der Pollen überhaupt auf die Narbe gelangen könne. Spätere Subtilitäten, welche den Zeugungsproceß der Pflanzen mit vornehmeren Worten, aus dem polaren Gegensatze beyder Geschlechter hervorgegangen, Vaccine, Inficirung oder gar Vergiftung nennen, haben mit der Linneischen Schule keinen Zusammenhang. Zum Beweis, wie materiell und roh die Ansichten Vieler über die Erzeugung, und wie gering die Kenntnisse der Struktur ihrer Organe waren, dient die Thatsache, daß noch in diesem Jahrhundert, bey dem neu angefachten Streite über die Sexualität der Pflanzen die Behauptung aufgestellt werden konnte, alle mechanische Reizmittel, z. B. selbst Chausseestaub reichte zur Befruchtung der Narbe hin, und wirklich auch Widerleger fand. Uebrigens erlosch dieser Kampf, so leidenschaftlich und bitter er auch geführt wurde, ohne daß nur eine einzige neue Thatsache als sein Resultat übrig geblieben wäre, und auch in ihm zeigte sich, hoffentlich zum letzten Male die Verwechselung zwischen der Sexualität und dem Sexualsystem.

Von dieser Zeit an werden nämlich die Untersuchungen über das Geschlecht der Pflanzen unabhängig von dem Linnéischen Systeme. Sie hören dadurch, daß die natürliche Methode immer mehr Haltung gewinnt, auf, Principienfrage zu seyn. Die Resultate, welche sie gewähren, treten in die Reihe anderer eben so wichtiger Merkmale aus dem Verlaufe des Pflanzenlebens, denen nun gleiche Rechte zukommen, wie z. B. Metamorphose des Blattes, Entwickelung des Eyes und Samens u. s. w. Sie erhalten überdieß einen festeren Anhaltspunct in den wesentlichen Verbesserungen des Mikroskopes und dem erweiterten und vervollkommneten Gebrauch des Instrumentes. Eine Menge nie geahnter Thatsachen, auf deren Deutung das oben genannte Werkchen hinweist, waren die glänzenden Resultate der Forschungen, welche in Beziehung auf die Struktur und Funktion beyderley Geschlechtswerkzeuge der Pflanzen beyläufig seit den letzten zwanzig Jahren angestellt wurden und welche wir nach ihrem inneren Zusammenhange ohne streng chronologische Folge im Nachstehenden aufführen.

Indem man die Entwickelung der Staubbeutel und die Entstehung des Pollens oder Blüthenstaubes in denselben mittels des Mikroskopes prüfte, gelangte man zu der Thatsache, daß der letztere auf eine höchst regelmäßige Weise in den Zellen des Staubbeutels sich ausbilde. Bestimmte Zellen im Innern des zum Staubgefäße entwickelten Blattes (wir müssen hier die Metamorphose des Blattes als bekannt voraussetzen) sind im ersten Stadium der Beobachtung mit einer plastischen Flüssigkeit erfüllt, welche fast plötzlich gerinnt und nun gewöhnlich vier deutlich gesonderte und vollkommen organisirte Individuen — Pollenkörner zeigt. Kurz vor dem Aufspringen der Antheren zerreißen und verschrumpfen die einzelnen Zellenhäute, die Pollenkörner liegen frey in den größern Fächern des Beutels und werden bey dem Oeffnen der letzteren auf mannigfaltig eigenthümliche Weise ausgestreut.

Zum Theil schon früher wurde auch der Bau des ausgebildeten Pollens untersucht. Daß rücksichtlich der Anzahl, Größe, Gestalt der Pollenkörner bey verschiedenen Pflanzen Unterschiede obwalten, wußte man längst, legte aber keinen großen Werth darauf. Aber darauf war man nicht gefaßt, einen sehr complicirten selbstständigen Organismus zu treffen, wo man noch kurz zuvor ein Zerfallen des vegetativen Individuums in seine primären Bestandtheile, in einfache Zellen vorausgesetzt hatte.

Doppelte und dreyfache Umhüllungen durch abermals zellige Häute, regelmäßige Spalten und Löcher der äußern Membranen, oder eine auf gleiche Weise regelmäßig vertheilte Fähigkeit derselben, sich an bestimmten Stellen stärker auszudehnen, wodurch Protuberanzen der inneren Häute und ihres Inhalts möglich werden, und die mannigfachsten Configurationen der allgemeinen Umrisse des Organs waren die ersten Resultate der Beobachtung, in welcher eine neue Welt primärer Formen und ihrer Combinationen mit einem Male aufgieng.

Bey Berührung mit Wasser, verdünnten Säuren und andern Flüssigkeiten, zeigte sich, wenn auch nur auf krankhafte Weise, welche Entwickelungen an dem so mannigfach organisirten Pollenkorn vorgehen können. Man sah oft zugleich an verschiedenen Stellen desselben die Häute in dicke und ziemlich lange Schläuche hervortreiben, die endlich zerplatzen, die befruchtende Feuchtigkeit des Kernes, die Fovilla, entlassen und damit ein, wenn gleich nicht ganz richtiges Bild von dem Processe geben, welcher auf den Narben des Pistills zur Erreichung einer wirklichen Befruchtung statt hat.

Nachdem man sich auf solche Weise von dem complicirten Bau des Pollens überzeugt hatte, mußte natürlich auch der Befruchtungsact selbst einer weiteren Beobachtung unterworfen werden. Die oben angeführten Theorien von mechanischem Festkleben und Entleeren der Pollenkörner durch die Narben-Feuchtigkeit, wie sie unter Voraussetzung einfacher Pollenbläschen entstanden waren, konnten nicht mehr genügen. Das Resultat der Forschungen war die Entdeckung einer fortgesetzten selbstständigen Entwickelung des Pollens auf der Narbe.

Wo die Beobachtung vollständig genug gemacht werden konnte, sah man die Innenhaut der Körner theils durch Mitausdehnung der äußeren, theils durch Vortreten aus Oeffnungen der letzteren sich zu Schläuchen ausdehnen, welche auf der Narbe wurzeln, in ihr Gefüge eintreten, und im Griffel unter Mitwirkung des sogenannten leitenden Zellgewebes (Tissu conducteur) fortsetzen, bis sie im Fruchtknoten angelangt an den noch nicht geschlossenen Eyhäuten vorbey, auf dem nackten Eykerne (nucleus) oder der Keimblase ankommen. Ob dieses bey der Länge mancher Griffel und der mikroskopischen Kleinheit des Pollens manchmal unbegreifliche Sprossen des letztern lediglich seiner eigenen Entwicklung anheimfalle, oder zugleich durch eine Art von Ernährung vermittelst des Zellengewebes des Pistills bedingt werde, ändert nichts in den Folgen des Herganges. Wichtiger erscheinen die Bedenken, daß der ganze Verlauf des Sprossens der Pollenröhren bisher nur bey einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Pflanzen vollständig beobachtet worden ist, und daß nach der Meynung eines auf diesem Gebiete ausgezeichneten Forschers die Eyhäute sich öfters früher schließen sollen, als die Thätigkeit des Pollens eintritt, so daß dadurch ein direkter Contakt des letztern mit dem Eykerne unmöglich gemacht würde. So wichtig indeß diese Einreden für die allgemeine Gültigkeit des Faktums seyn mögen, so kommen sie doch bey der Betrachtung der Ansichten des Hrn. Verf. obengenannter Schrift deßhalb nicht in Betracht, weil dieselben eine unbestreitbare und allgemeine Geltung des Vorganges unmittelbar voraussetzen. Die Nachweisung, daß das Eingehen der Pollenschläuche in den Griffel und deren Fortsetzung bis zum nucleus nicht allgemein und unbedingt zur Zeugung nothwendig sey, würde natürlich an und für sich schon alle hierauf gebauten Theorien über die Befruchtung der Pflanzen wieder beseitigen.

Bevor wir aber nun die Einwirkung der Pollensprossen auf das Ey und dessen Befruchtung verfolgen, betrachten wir einen Augenblick die hievon unabhängigen Beobachtungen, welche wir der neuesten Zeit über die Entwickelungen des Pflanzen-Eyes überhaupt verdanken. Wir können dabey nicht auf die früheren Erfahrungen zurückgehen, deren Resultate ohne Deutung geblieben waren. Mehrfache in der Jugend mit Ausnahme der innersten geöffnete Eyhäute waren allerdings eben so wie Gestaltsverschiedenheiten des Pollens schon zu einer Zeit wahrgenommen worden, wo die Unvollkommenheit der Mikroskope den Werth einer solchen Beobachtung noch erhöht. Aber sie blieben ohne Erklärung, ohne Anwendung und man vergaß sie in ihrer wissenschaftlichen Würdigung häufig wieder ganz und gar.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung. Von Stephan Endlicher.

(Schluß des ersten Artikels.)

Die Lehre von der Blattentwickelung der Pflanzen mußte auch hier erst Bahn brechen und die nöthigen Anhaltspuncte zu weiterem Forschen bieten. Man mußte überzeugt werden, daß jede Frucht nur aus eigenthümlich gebildeten Blättern besteht, aus deren Rändern oder sonstigen Oberflächen die Eyer als letzte Verzweigung der Pflanze, oder was dasselbe ist, als ihre äußersten Knospen hervortreten. Mit der Entwicklung dieser Knospen hört die Möglichkeit weiteren Sprossens des Pflanzenindividuums an der gegebenen Stelle außer in monströsen, krankhaften Fällen auf, ja diese Knospen bedürfen selbst schon zu ihrer vollkommenen Ausbildung eines außer ihrem Mutterindividuum gelegenen Impulses, der Befruchtung durch den Pollen, und werden erst durch diese selbstständige Organismen, Samen.

Die genauen Beobachtungen der neuesten Zeit zeigten, daß jedes Pflanzeney der mit einem Embryo versehenen Gewächse, auf einem längern oder kürzern Stielchen, dem Nabelstrange, hervorsproßt und am Ende dieses Stielchens als ein vollkommen geschlossenes Bläschen sitzt. Ob dieses Bläschen, der nucleus, eine einfache oder eine Anhäufung von vielen Zellen, ob es das verdickte Achsenende des letzten Pflanzentriebes, des funiculus, oder dessen letzte Blattentwickelung sey, thut vorläufig nichts zur Sache, denn der Thatbestand bleibt derselbe. In einer einzigen oder unter mehreren vorhandenen in einer besonders begünstigten Höhlung des nucleus, wird der Embryo gebildet. Wir sind ohnedieß aufgefordert, auch bey Phanerogamen manche Organe, die ihrem Gefüge nach nur Ergebnisse der Oberhaut seyn sollten, hinsichtlich ihrer Anordnung und Bedeutung für Blatt-, also Achsenbildungen gelten zu lassen (pappus der Syngenesisten, Dorne der Cacteen u. s. w.) und haben, da wir sie selbst bisher nur wenig aus Beobachtungen kennen, noch weniger Nachweise über die Granze ihrer Entwicklungsfähigkeit. Jedenfalls ist das Eybläschen stets mit einer bey verschiedenen Pflanzen verschiedenen Anzahl häutiger Scheiden oder Schälchen, wie die Eichel von ihrem Schüsselchen, umgeben. Diese liegen concentrisch innerhalb einander und wachsen erst später so aus, daß sie das Ey völlig einschließen und dann die Samenhäute bilden. Ihre Anheftung ist natürlich am Stielchen des Eyes und sie sind als die Blattorgane dieser kleinsten Zweigare ähnlich den Knospenschuppen in andern Fällen anzusehen. Ihre gedrängte Stellung unter sich und ihr zartes Gefüge weisen diese Deutung ihrer ursprünglichen Anlage nicht zurück und wir sehen in monströsen Fällen den funiculus sich sehr verlängern, und die Häute oder Schälchen an ihm in größere Entfernung aus einander rücken und zu grünen Blättern auswachsen. Auch bey normalen Entwicklungen sehen wir das Stielchen befähigt, sowohl in seiner Richtung als in seiner Ausdehnung verschiedene Abstufungen darzustellen und daraus ergeben sich die Abtheilungen, welche man gegenwärtig rücksichtlich der Anheftung der Eyer aufgestellt hat, und nach welchen dieselben in ovula orthotropa, anatropa, campylotropa und amphitropa zerfallen. Zur Sache selbst sind diese Eigenheiten indessen eben so wenig wesentlich als der Unterschied zwischen aufrechten und überhängenden Blüthen u. s. w., da die Anheftungsstelle des Eykernes auf dem Stielchen und, wie wir

gleich sehen werden, die Richtung des Embryos in dem ersteren unverändert dieselbe bleibt.

Der Embryo wird nach der Befruchtung in dem centralen geschlossenen Bläschen des Eyes, in dem nucleus aufgefunden und entwickelt sich darin mit oder ohne Eyweißkörper bis zur Samenreife. Hat man nun das Stielchen des Eyes als die letzte Verzweigung der Mutterpflanze und die Eyhäute als dessen Blattorgane gelten lassen, und will man endlich im nucleus selbst, analog dem Fruchtknoten, den letzten in sich abgeschlossenen Blattkreis des Stielchens erblicken, der zur geschlossenen Hölung verwächst, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß durch die Befruchtung geweckt, das Stielchen auch innerhalb dieses Blattkreises noch fortsprossen, und zur eigentlichen Endknospe, dem Embryo sich ausdehnen könne. Demzufolge bildete sich auch, bald nachdem die Struktur des Eyes bis zu diesem Puncte bekannt war, die Ansicht aus, der Embryo im Samen sey die letzte Knospe der Mutterpflanze, welche durch die Befruchtung entwickelt und zum Theil (bey Bastarden) für ihre ganze Lebensdauer modificirt, sich in seinem Wurzelende eben so von dem Stielchen (funiculus) ablöse, wie das ganze Samenkorn von dem Fruchtblatte, oder die Frucht von dem Zweige, auf welchem sie erwachsen ist.

Man sah nach dieser Ansicht zwischen der Samenbildung und der Entwicklung von Bulbillen oder Knöllchen, Knospen, in den Achseln der grünen und zum Theil selbst der Blumenblätter, oder noch mehr derjenigen Körper, welche z. B. bey Crinum durch eine eigenthümliche Umbildung der Eyer im Fruchtknoten selbst entstehen, keinen Unterschied als die Nothwendigkeit einer vorausgehenden Befruchtung für den Samen und die daraus sich ergebende Correktion und Zurückführung der auf diesem Wege erzielten neuen Generation auf die ursprüngliche Form der Art mit (in der Regel eintretender) Beseitigung der zufälligen Eigenthümlichkeiten des Mutterindividuums.

Aber neue Wahrnehmungen stellten sich dieser Ansicht direkt entgegen. Man beobachtete nämlich, daß derjenige Theil des Embryos, welchen man als seine ursprüngliche Verbindungsachse mit der Mutterpflanze ansehen mußte, das Stengelchen gewöhnlich mit Unrecht Würzelchen (radicula) genannt, immer nach dem Gipfelende des Samens, also diametral von der Mutterpflanze abgewendet, die Spitze der Keimblätter dagegen, also die Spitze der jungen Knospe ihr eben so zugewendet erscheint. Alle Biegungen des Stielchens und Krümmungen des Eyes selbst haben in der Erfahrung hier nichts geändert. Bey den vier bisher angenommenen Modifikationen in der Anheftung und Wendung der Eyer steht immer das Würzelchen mehr oder minder genau dem Anheftungspuncte des Samens diametral entgegen gesetzt.

Von dieser Erfahrung wenden wir uns zurück auf die früher rücksichtlich der Thätigkeit des Pollens erhobenen Wahrnehmungen. Die Pollenröhren sprossen durch Narbe, Griffel, Fruchtknoten und Placenta fort bis sie an die Stelle des nucleus gelangen, wo derselbe noch von den Eyhäuten entblößt ist, an die sogenannte Mikropyle. Ihre Wirksamkeit an dieser Stelle wurde sehr verschieden gedeutet. Nach Einigen übten sie hier an der Außenseite des geschlossenen Eybläschens dieselbe befruchtende Thätigkeit aus, welche man früher dem Pollen überhaupt auf der Narbe zuschrieb, sie befruchteten oder inficirten die ganze Blase von außen; nach Andern durchbohrten sie dieselbe, ergossen in ihr Inneres ihre spermatische Flüssigkeit und diese gerann in der Blase und in dem hiezu geeigneten Inhalt derselben zu dem Embryo. Nach Dritten endlich stülpten sie den Scheitel der Blase einwärts, bildeten somit einen gegen die Basis derselben gekehrten Schlauch, in welchem ihre Spitze umschlossen war, und diese gestaltete sich, von dem oberen vertrocknenden Theile der Pollenröhre getrennt, zum Embryo um.

Wenden wir diese Ansichten auf die Sexualität der Pflanzen im Allgemeinen an, so ergeben sich daraus die Resultate, daß Hypothese 1 und 2 in gehöriger Weite genommen die bisherige Vertheilung der Geschlechter und die Funktion der der beyden zugewiesenen Organe immerhin anerkennen; Hypothese 3 dagegen die Funktionen geradezu umkehrt,

und das bisher als männlich gedachte Organ zum weiblichen macht, wenn wir anders hier den Satz noch gelten lassen wollen, daß das männliche Princip das aktive, bethätigende, formelle, das weibliche dagegen das passive, empfangende, materielle sey. Nach dieser Ansicht wäre das Pollenkorn selbst, wenn es aus der Anthere kommt, ein in sich abgeschlossener Pflanzenorganismus, der aber auf keinem andern Boden zu wachsen vermag als auf der Narbe. Hier angelangt treibt er seine Röhren aus, erreicht mit denselben die Eyer und an oder in diesen wird die Spitze der Röhre zum Embryo umgewandelt, der als Basis einer neuen Pflanze übrig bleibt, während der ganze Pollenkörper abstirbt. Bis zu einem gewissen Puncte ließe sich diese Entstehung des Embryo mit der Knollenbildung z. B. der Kartoffeln vergleichen, wo auch der größte Theil der Mutterpflanze abstirbt und nur wenige knollige Anschwellungen unterirdischer Zweige das Leben des Individuums forterhalten. Die unläugbare Erfahrung aber, daß jede Knollen- und Zwiebelbildung alle Eigenthümlichkeiten des Individuums beybehält, ja noch mehr fixirt, während die Samen-Erzeugung gleichsam jede Persönlichkeit (mit Ausnahme gewisser Kulturpflanzen) wieder aufhebt und auf den allgemeinen Charakter der Art zurückführt, weist uns darauf hin, daß die Fortpflanzung der Vegetabilien durch den Pollen kein solches Sprossen seyn könne. Noch mehr überzeugt uns die Entstehung hybrider Pflanzen und deren Unfähigkeit, sich weiter fortzupflanzen, analog den thierischen Bastarden, daß die Wurzelung des Pollens und deren Resultat, die Entstehung des Samens, nicht allein die Folge eines eigenthümlichen Substrates oder Bodens seyn könne, sondern aus einer Wechselwirkung beyder Geschlechte, aus einer Zeugung hervorgehen müsse. Derselben Ansicht ist auch der verehrte Hr. Verfasser oben angezeigter Schrift, indem er die Sexualität der Pflanzen keineswegs läugnet, sondern die Funktionen nur umkehrt und dabey als Thatsache annimmt, daß die Enden der Pollenröhren in dem umgestülpten Eye wirklich zurück bleiben und sich zum Embryo umgestalten. Demgemäß wäre, wie auch Hr. Endlicher annimmt, das Pollenkorn weiblicher Natur, die Anthere also der Eyerstock, wobey sich eine sehr complicirte Entwickelung des Eyes vor dessen Befruchtung in einem auffallenden Gegensatze gegen das Thierreich ergäbe. Das männliche Princip findet der verehrte Verfasser in den Drüsen der Narbe, welche nach ihm kein bloß leitendes Organ ist, und deren eigenthümliches Sekretum das Pollenkorn befähigt, in das Innere des Pistills einzudringen. Hier geschieht also die Befruchtung. Ihre Folge ergiebt sich, wie im ganzen vegetativen Leben, durch Weitersprossen und darum muß der noch undeutliche Embryo an einer Verlängerung der Achse, die ihn bisher mit dem Pollenkorn in Verbindung erhalten hat, noch fortwachsen, bis er zu dem Organ gelangt, das ihn gebären soll, zu dem Eykerne. Demgemäß wäre das leitende Zellgewebe im Griffel der Oviduktus, das bisher sogenannte Ey der Uterus. Auch ist der Verfasser nicht abgeneigt, dem ersteren eine gewisse Mitwirkung als befruchtende (ernährende?) Substanz einzuräumen.

Halten wir nach dieser Ansicht den Hergang der Zeugung bey den Phanerogamen zusammen, und bedienen wir uns dabey der deutlichen Anschauung wegen des Beyspieles einer im Linnéischen Sinne des Wortes diöcischen Pflanze, wie der Hanf. Hier trüge also das eine der zwey zur Samenerzeugung nöthigen Individuen, das bisher als männlich angenommene, die Antheren, nach des Hrn. Verfassers Sinn die Eyerstöcke und Eyer, und wäre somit nun weiblich. Das andere trüge die Pistille und somit die Organe, welche nach der neuen Ansicht zwitterig wären, indem sie den Oviductus und den Uterus einschließen, zugleich aber auch in der Narbe das männliche Geschlechtsorgan an sich tragen, welches den Eingang zu den oben genannten verschließt, und das übertragene Ey erst zum Eintritt bethätigen muß. Somit wären die Organe, welche zum weiblichen Systeme in seinem vollen Umfange gehören, an zwey völlig geschiedene Individuen vertheilt, die zusammengenommen erst ein vollständiges Pflanzenweib bildeten, und das eine dieser Individuen, das die Narbe trägt, wäre zugleich männlich, also ein unvollkommener Hermaphrodit. Bey den bisher sogenannten Zwitterpflanzen rücken die

in ihrer Deutung geänderten Geschlechtsfunctionen nur näher an einander, aber ihre Wechselwirkung und deren Zeitfolge bleibt dieselbe.

Wir gestehen, daß wir dieser Ansicht, in so ferne sie den Boden der bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen verläßt und als Hypothese erscheint, nicht beypflichten können.

Die bisherigen Erfahrungen sprechen sich nicht weiter aus, als daß die Lage des Embryo im Eye so beschaffen sey, daß dieselbe nicht wohl als eine Fortsetzung oder Achse des Eystielchens betrachtet werden könne, und zugleich, daß die Röhren oder Triebe des Pollens mit der äußeren Wandung des Eybläschens (des nucleus) in direkte Berührung kommen.

Nun wissen wir aber, daß schon den Karpellarblättern die Fähigkeit gegeben ist, an allen Theilen des eingeschlagenen Randes und der Innenwandung Eyer zu produciren; die mannigfache Zahl, Anordnung und Richtung der Eyer bey verschiedenen Pflanzen weist dieses zur Genüge nach. Gesetzt nun, der nucleus, das Eybläschen, bestünde aber auf eine ähnliche Weise wie das ovarium aus einem einzigen Blatte oder aus einem Kreise von mehreren Blattgebilden, wie die Anwesenheit der äußeren scheidenartigen Eyhäute am Stielchen als Vorblätter nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt. Gesetzt noch mehr, es gehöre zu den weiter oben angedeuteten Blattbildungen, deren Bedeutung als solche nicht mehr aus ihren Gefüge, sondern nur mehr aus ihrer Funktion bey Phanerogamen ersehen werden kann. Wäre damit nicht die Möglichkeit gegeben, daß der Embryo aus irgend einer Stelle der Innenwandung, so wie die ovula aus den Karpellarblättern, hervorsprossen könnte, ohne daß er eine direkte Fortsetzung der Achse des Stielchens wäre, ohne daß also seine Richtung gegen diese mehr irgend einen Widerspruch begründete. Seine Entwicklung setzte jedenfalls aber die Bethätigung der Eyhaut durch den Pollen, die Befruchtung voraus und aus der Stelle, welche dieser Einwirkung entspricht, indem sie allein nicht durch die Eyhäute gegen den Pollenschlauch verwahrt ist, aus der Micropyle soll der Embryo auch hervorgehen. Er wäre also nur das von der Microphyle gegen die Basis des nucleus herabhängende Ey, ganz so, wie so viele ovula ja auch im ovarium herabhängen. Der Einwurf, daß in so vielen Fällen sein direkter Zusammenhang mit oder seine Anheftung an der innern Wandung des nucleus bisher auch in der ersten Jugend nicht nachgewiesen werden könne, trifft beyde Ansichten gleichmäßig, verliert aber schon dadurch an Stärke, daß wenigstens sein Zusammenhang am Radikularende mit dem Eyweißkörper und somit durch diesen vermittelt mit der Haut des nucleus nicht geläugnet werden kann.

Nach dieser Ansicht entstünde also der Embryo nicht aus der Spitze der Pollenröhre oder aus der in ihr enthaltenen Fovilla, sondern aus der innern Wandung des nucleus, da, wo dieselbe durch die befruchtende Kraft der Fovilla, welche aus der Röhre des Pollens auf die Außenseite des nucleus sich ergießt, zu einer solchen Entwickelung bethätigt wird, an der Micropyle und die Funktionen, welche man bisher den Sexualtheilen der Pflanzen zugeschrieben hat, blieben dabey bis auf gewisse Modificationen unverändert.

Werfen wir, bevor wir weiter gehen, einen Blick auf die wesentlichen Verschiedenheiten, welche zwischen den Vorgängen bey der animalischen und bey der vegetabilischen Zeugung statt haben. Bey den Pflanzen werden alle Theile des Geschlechts-Apparates nach jedem Befruchtungsacte ganz abgestossen und durch neu hervorgesproßte ersetzt, während bey den Thieren dieselben Organe das ganze Leben des Individuums hindurch in Function bleiben. Selbst die nur einmal blühenden Gewächse, welche in dieser Hinsicht mit den nur einer Zeugung fähigen Thieren noch die meiste Analogie haben, unterscheiden sich noch dadurch, daß sie nach dem Vertrocknen des Zeugungsapparates noch eine Zeitlang vegetiren. Ein zweyter Unterschied liegt in der Ablösung des Pollens und dem Sprossen seiner Röhren, Vorgänge, welche keine Analogie im Thierreiche finden, wir mögen dem Organe nun eine männliche oder weibliche Bedeutung beylegen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nr. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Report of a Joint Committee of Physics and Meteorology referred to, by the Council of the Royal Society, for an opinion on the propriety of recommending the establishment of fixed magnetic observatories, and the equipment of a naval expedition for magnetic observations in the Antarctic Seas, to Her Majesty's Government, and to report generally an the subject: together with the Resolutions adopted on that Report, by the Council of the Royal Society.

Der Bericht, welchen Herschel Namens der physikalisch-meteorologischen Commission dem Concil der königlichen Societät in London über die Gründung fester magnetischer Observatorien und die Ausrüstung einer See-Expedition ins südliche Polarmeer erstattet hat, so wie die hierauf gefaßten Beschlüße, und die am ersten July dieses Jahres erlassene Aufforderung der königlichen Societät zur Mitwirkung bey dem großen Unternehmen, ein planmäßiges, nach einem sehr großen Maaßstab entworfenes System magnetischer Beobachtungen zu Stande zu bringen (for executing a concerted system of magnetic observations on the most extended scale), haben für das ganze naturwissenschaftliche Publikum ein so großes Interesse, daß es angemessen erscheint, den wesentlichen Inhalt jener Actenstücke auch in diesen Blättern mitzutheilen. Auch sollen einige Bemerkungen über die zweckmäßigste Art der Mitwirkung und über die dafür zu treffenden Einrichtungen beygefügt werden. Es können diese letztern vor der Hand dazu dienen, ein ausführliches Programm zu ersetzen, welches die königliche Societät nach Vereinbarung mit dem in Deutschland schon mehrere Jahre bestehenden magnetischen Vereine zu veröffentlichen beabsichtigt (a more particular programme of them will be forwarded to you as soon as the details are sufficiently matured to admit of its printing and circulation: but it may here be noticed that one essential feature of them will consist in observations to be made at each station in conformity with the system (in so far as applicable) and at the times already agreed on by the German Magnetic Association, either as they now stand or as (on communication) they shall, by mutual consent, be modified — heißt es darüber in der schon erwähnten von der königlichen Societät ergangenen Aufforderung zur Mitwirkung). Denn da die Veröffentlichung eines solchen ausführlichen Programmes durch unvermeidliche äußere Umstände leicht so lange verzögert werden kann, daß manche Theilnehmer es zu spät erhalten werden, um darnach ihre Einrichtungen zu treffen, so werden ihnen einige vorläufige Ausführungen dessen, was in obigen Actenstücken angedeutet ist, willkommen seyn. Es wird dadurch vielleicht erreicht werden, daß mancher Beobachter noch zur rechten Zeit die Beobachtungen wird beginnen können.

1) Auszug aus Herschels Bericht.

„Die Untersuchungen über den terrestrischen Magnetismus haben neuerlich sehr wichtige Fortschritte gemacht, die nicht allein wesentlichen Einfluß auf den Gesichtspunct gewonnen haben, aus welchem hinfüro dieser Gegenstand von theoretischer Seite aufgefaßt werden muß, sondern auch auf die Beobachtungsmethoden, welche anzuwenden sind,

um unsere Kenntniß von den gegenwärtig vorkommenden magnetischen Erscheinungen zu vervollkommnen und zu ergänzen, und genaue Data zu gewinnen, womit die Elemente der Theorie gefunden und geprüft werden können. Man hat lange Zeit geglaubt, daß die Veränderungen im Stande der Boussole, die man überall auf der Erde beobachtet, bestimmten periodischen Gesetzen unterworfen seyen, wornach sie einerseits einen mehrere Jahrhunderte umfassenden Kreislauf bildeten, der von unbekannten Verhältnissen, vielleicht von Bewegungen im Innern der Erde, abhinge, andererseits einen periodischen Wechsel zeigten, welcher dem Wechsel von Hitze und Kälte folgte, wie er sich aus der jährlichen und täglichen Bewegung der Sonne ergäbe. Die Entdeckung der außerordentlichen Veränderungen im Stande der Boussole zur Zeit der Nordlichter und vieler anderer kleiner und unregelmäßiger Schwankungen beweist aber hinreichend, daß die Gesetze des Erdmagnetismus nicht so einfach sind, um mit so wenig Worten zusammengefaßt werden zu können. Dazu kommt, daß auch die wichtige Entdeckung — die unseres Wissens Alexander von Humboldt zuerst ausgesprochen hat, daß nämlich die plötzlichen Veränderungen im Stande der Boussole in großen Entfernungen gleichzeitig eintreten, eine Entdeckung, die seitdem eine bewundernswürdige Bestätigung in einem weiteren ganz Europa umfassenden Kreise durch Gauß und Weber und die übrigen Mitglieder des magnetischen Vereins in Deutschland erhalten hat — genügend beweist, daß die Wirkungssphäre der Ursachen jener Veränderungen, welche man anfangs für locale zu halten geneigt ist, weit über die Grenzen hinausreicht, auf welche man diesen Ausdruck noch anzuwenden pflegt."

Hierauf wird berichtet, wie die magnetischen Beobachtungen von den Beobachtungen der Boussole allmählich über alle magnetische Elemente (Deklination, Inclination und Intensität) ausgedehnt worden sind, und wie auch die Veränderlichkeit der anderen Elemente erkannt wurde, woraus die Nothwendigkeit hervorging, alle diese Veränderungen gleichzeitig zu verfolgen.

„In der Ansicht im Allgemeinen, den Beystand des Staats im Verfolg dieser großen Untersuchung über den Erdmagnetismus anzurufen, und zwar in der doppelten Weise, welche der Commission zur Begutachtung vorliegt (nämlich durch Gründung magnetischer Observatorien auf mehreren auserwählten festen Stationen und durch Aussendung einer Schiffsexpedition ausdrücklich für solche Beobachtungen in das südliche Polarmeer) stimmt die Commission vollkommen überein. Sie glaubt, daß der Gegenstand jetzt einen solchen Grad sowohl theoretischer als practischer Wichtigkeit erreicht hat und für die Anwendung exacter Forschung ein so schönes früher nie gekanntes Ziel darbietet, daß seine Empfehlung durch die königliche Societät zur Erneuerung derjenigen National-Unterstützung, der wir die erste Declinationscharte zu verdanken haben, die unser berühmter Landsmann Halley i. J. 1701 auf den Grund der Beobachtungen construirte, welche auf einer ausdrücklich zu diesem Zwecke von der Brittischen Regierung ausgerüsteten Entdeckungsreise gesammelt wurden, vollkommen gerechtfertigt erscheint."

Hierauf folgt die Begründung der Vorschläge im Einzelnen, welche durch den folgenden Beschluß des Concils der königlichen Societät wirklich angenommen und zur Ausführung gebracht worden sind.

2. Auszug aus den Beschlüssen des Concils der königlichen Societät.

Auf diesen Bericht ist von dem Concil der k. Societät der Beschluß gefaßt worden, in tiefer Ueberzeugung von der Wichtigkeit der wissenschaftlichen Zwecke, welche durch eine Expedition in die südlichen Polarmeere und besonders durch die Gründung magnetischer Observatorien auf der Südhemisphäre zu erreichen sind, der Regierung Ihrer Majestät angelegentlich zu empfehlen, sie möge geruhen, die Ausrüstung einer solchen Expedition anzuordnen; und zugleich — in Betracht, daß die Unvollständigkeit unserer jetzigen Kenntniß von der Größe und den Veränderungen der magnetischen Elemente die Gründung fester magnetischer Observatorien auf bestimmte Zeit an verschiedenen Puncten der Erdoberfläche höchst wünschenswerth mache,

besonders in Canada, St. Helena, Van Diemen's Land, Ceylon und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung — auch die Gründung solcher Observatorien der Regierung Ihrer Majestät angelegentlich zu empfehlen.

3) Auszug aus der Aufforderung der königlichen Societät zur Mitwirkung bey Ausführung eines planmäßigen, nach einem großen Maaßstab entworfenen Systems magnetischer Beobachtungen.

„Der Secretär der königlichen Societät giebt zunächst Nachricht davon, daß in Folge der gemachten Vorstellungen die Regierung Ihrer Majestät die (nun in Ausführung gebrachte) Ausrüstung einer See-Expedition von zwey Schiffen unter Capitän James C. Roß Commando angeordnet hat, welche zum Zweck magnetischer Untersuchungen nach dem südlichen Polarmeere gehen soll; so wie auch die Gründung fester magnetischer Observatorien auf St. Helena, Montreal, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und auf Van Diemensland, zu dem Zwecke, eine Reihe von correspondirenden magnetischen Beobachtungen während eines Zeitraumes von 3 Jahren auszuführen. Auch hat das Directorium der ostindischen Compagnie auf den Wunsch und Antrag der königlichen Societät die Gründung ähnlicher Observatorien in Madras, Bombay und auf einer Station im Himalaya-Gebirge beschlossen."

„Da es nun offenbar im höchsten Interesse für die Förderung der Wissenschaft vom Erdmagnetismus ist, daß jeder Vortheil aus einer so ausgezeichnet günstigen Gelegenheit gezogen werde, um ein planmäßiges System magnetischer Beobachtungen nach einem sehr großen Maaßstab zu Stande zu bringen, so ist es der angelegentlichste Wunsch der königlichen Societät, daß correspondirende Beobachtungen überall, wo es irgend thunlich ist, ausgeführt, und deren Resultate nebst Belegen ihr zugesandt werden.

„Im Allgemeinen sind die anzustellenden Beobachtungen schon im obigen Berichte bezeichnet, jedoch soll ein besonderes Programm darüber noch erscheinen, sobald Alles im Einzelnen vorbereitet und vollendet ist, um dem Druck übergeben zu werden: inzwischen wird vorläufig bemerkt, daß ein Haupttheil in denjenigen Beobachtungen bestehen wird, die auf allen Stationen dem Systeme gemäß (so weit es Anwendung finden kann) in Terminen gemacht werden sollen, wie sie vom magnetischen Vereine in Deutschland angenommen und gehalten worden sind, entweder ganz so, wie dieselben jetzt bestehen, oder so, wie sie (nach Verabredung) mit gegenseitiger Einwilligung werden modificirt werden.

„Eine Reihe meteorologischer Beobachtungen, den magnetischen zwar untergeordnet, aber mit ihnen in Verbindung stehend, sollen auf jeder Station in ähnlicher Vollständigkeit ausgeführt werden.

Hierauf folgt das Verzeichniß der Instrumente womit jedes Observatorium ausgerüstet werden soll.

1 Declinations Magnetometer 1 horizontales Intensitäts-Magnetometer	von Grubb in Dublin	L. St. 73 0
1 verticales Intensitäts-Magnetometer	von Robinson	21 0
1 Neigungsnadel	von Robinson	24 0
1 Theodolith	von Simms	50 0
2 Beobachtungs-Fernröhre	von Simms	6 6
2 Chronometer		100 0

„Das Declinations- und horizontale Intensität-Magnetometer sind bis auf kleine Unterschiede den von Gauß angegebenen, schon weit verbreiteten und gebrauchten Instrumenten ähnlich, so daß die mit letzteren gemachten Beobachtungen und die mit den oben genannten streng vergleichbar sind.

„Die Observatorien werden zugleich mit folgenden meteorologischen Instrumenten versehen:

1 Barometer 1 Höhenbarometer 1 Normal-Thermometer	von Newmann.
Osler's Anemometer	
Psychrometer Maximum u. Minimum Thermometer Daniell's Hygrometer	von Adie in Liverpool.
Ein Instrument für Luftelectricität.	

Bemerkungen über die zu einer erfolgreichen Mitwirkung zu ergreifenden Maaßregeln.

1) Der Zweck des gegenwärtigen Unternehmens.

Die früheren magnetischen Expeditionen hatten, wie in Herschels Berichte richtig ausgedrückt ist, den Zweck, magnetische Karten zu erhalten, wie Halley eine solche zuerst gegeben hat; die gegenwärtige Unternehmung hat dagegen den Zweck, nicht bloß die vorhandenen magnetischen Karten zu verbessern und zu vervollständigen, sondern auch dadurch eine erfahrungsmäßige Grundlage für eine genaue Berechnung der Elemente der Theorie des Erdmagnetismus, welche wir Gauß verdanken, zu gewinnen. Daher muß bey dieser Unternehmung vor allem auf diese Theorie und deren Forderungen besondere Rücksicht genommen werden. Es wird von der großen Bereicherung der Wissenschaft durch jene Theorie in diesen Blättern nächstens ausführlich Rechenschaft gegeben werden; für den vorliegenden Zweck wird es genügen, bloß anzuführen, daß sie zur genauen Berechnung ihrer Elemente und ihrer vollkommenen Prüfung und Bestätigung durch die Erfahrung genaue, für gleiche Zeiträume geltende Mittelwerthe von den drey die magnetische Kraft der Erde bestimmenden Größen (Declination, Inclination und Intensität, oder wie man sie sonst wählen mag) in absolutem Maaße an vielen von einander möglichst entfernten Orten der Erdoberfläche verlangt. Wenn diese Forderungen der Theorie nicht sogleich vollkommen befriedigt werden können, so wird vor der Hand doch schon viel durch ihre genäherte Erfüllung erreicht werden.

Es ist leicht begreiflich, daß nur in civilisirten Ländern lange Zeit fortgesetzte gleichzeitige Beobachtungen leicht und bequem ausgeführt werden können, und daß von andern Gegenden nur kurze Zeit fortgesetzte, an verschiedenen Orten (z. B. an den Orten, wo eine See-Expedition successive landet) nach einander angestellte Beobachtungen zu beschaffen sind. Jene Orte mögen Hauptstationen, diese Nebenstationen heißen. Der kleinste Zeitraum für ein vollständiges System gleichzeitiger Beobachtungen für die Hauptstationen wäre an sich ein Jahr, wenn Mittelwerthe erhalten werden sollen, welche von den von den Jahreszeiten abhängigen Anomalien frey sind. Dieser Zeitraum wird vergrößert, wenn auf die Nebenstationen Rücksicht genommen wird, für deren successiven Besuch etwa drey Jahre nöthig erscheinen. Darum ist der Plan eines dreyjährigen Systems von Beobachtungen gefaßt worden. Diese ununterbrochene dreyjährige Dauer der Beobachtungen auf allen Hauptstationen ist von großer Wichtigkeit und man soll lieber die Beobachtungen beschränken und wenige von Anfang bis Ende beharrlich durchführen, als mit vielerley Beobachtungen beginnen und in denselben später große Unterbrechungen eintreten lassen, durch welche die sämmtlichen Beobachtungen sehr an ihrem Werthe und ihrer Wichtigkeit verlieren können.

Die Brauchbarkeit der Beobachtungen für die Theorie beruht auf der Leichtigkeit, aus ihnen sichere von Tages- und Jahreszeiten unabhängige Mittelwerthe abzuleiten, was nur dann der Fall ist, wenn der Tag durch die Beobachtungen in gleiche Theile getheilt wird, z. B. in 3, 4, 5 oder 6 gleiche Theile. Ueber die letzte Zahl scheint es nicht rathsam hinauszugehen, weil sie an zu wenigen Orten sich durchführen lassen würde; auf die erste Zahl wird sich ein Beobachter beschränken müssen, der keinen Gehülfen hat. Bey Ausführung von sechs täglichen Beobachtungen wird es angemessen seyn, die Stunden so zu wählen, daß die Nachtbeobachtungen zwischen zwey Beobachtern bequem getheilt werden können, z. B. kann der eine Nachmittags um 4^h, 8^h und 12^h, der andere Früh um 4^h, 8^h und 12^h beobachten. Diese Beobachtungen brauchen nicht auf allen Stationen absolut gleichzeitig zu seyn: sie brauchen also nicht nach Göttinger mittlerer Zeit (wie die gleichzeitigen Variations-Beobachtungen in den Terminen), sondern können nach der mittleren Zeit der Station selbst geordnet werden. Jedoch erscheint es wünschenswerth, wenigstens eine (siebente) Beobachtung überall gleichzeitig zu machen, z. B. Mittags nach Göttinger mittlerer Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nr. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Report of a Joint Committee of Physics and Meteorology referred to, by the Council of the Royal Society, etc.

(Fortsetzung.)

Die größte Wichtigkeit für die Theorie hat die Vollständigkeit der Beobachtungen, die nur geringe Schwierigkeit in der Ausführung findet, wenn man von dem verticalen Elemente absieht, von welchem bey Betrachtung der Instrumente mehr die Rede seyn wird. Man könnte leicht zwey Instrumente für die beyden horizontalen Elemente in gehöriger Entfernung von einander aufstellen und beobachten, nämlich ein unifilares und ein bifilares Magnetometer. So unentbehrlich aber auch letzteres für die schnell auf einander folgenden Variations-Beobachtungen in den Terminen ist, so scheint es doch weniger geeignet zur Vergleichung der absoluten Intensitäten in größeren Zwischenzeiten von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, oder von Monat zu Monat, wegen der größeren Veränderlichkeit im Werthe seiner Scalentheile. Man braucht aber für unsern Zweck gar nicht einmal ein Bifilarmagnetometer (dessen hinreichend entfernte Aufstellung vom unifilaren an manchen Orten vielleicht auch nicht zu bewerkstelligen seyn würde), sondern kann sogar durch die Benutzung des Unifilarmagnetometers zu beyderley Zwecken etwas an Genauigkeit gewinnen. Zur Erlangung von Mittelwerthen der Intensität thut es dabey nichts, daß die einzelnen Beobachtungen nicht für einen Moment, sondern für einen Zeitraum von mehreren Stunden gelten. Man läßt dann das Unifilarmagnetometer von 0^h — 4^h schwingen und macht zu Anfang und zu Ende einen Satz Beobachtungen, aus denen die Schwingungsdauer für diesen Zeitraum, der Stand im Anfange und am Ende und der Exponent der Schwingungsabnahme folgt. Dann setzt man es von neuen in Schwingung von 4^h — 8^h u. s. w. Das Magnetometer würde dann nicht mit Dämpfer zu versehen seyn. Von großer Wichtigkeit würde es dabey seyn, durch eine Arretirung des Schiffchens die Vertauschung der Magnetnadel mit einer anderen zu erleichtern, um es möglich zu machen, in einer kurzen Zwischenzeit einen Ablenkungsversuch mit der ersteren auszuführen, wodurch alle Unsicherheit in den Beobachtungen beseitiget werden könnte. Ein besonderer Vortheil bey dieser Beobachtungsweise würde darin bestehen, daß man einen großen Reichthum von Erfahrungen über die Veränderlichkeit des Exponenten der Schwingungsabnahme gewönne.

2) Anforderungen an die magnetischen Versuche und Beobachtungen.

Das erste und wichtigste, was geschehen muß, ehe die täglichen Beobachtungen begonnen werden können, ist die Ermittelung aller Elemente zur Reduction der Beobachtungen auf absolute Werthe, wozu in den „Resultaten des magnetischen Vereins“ Anleitung gegeben worden ist. Es ist zu wünschen, daß über diese Versuche genaues Protokoll geführt, und dieses so bald wie möglich eingesandt werde, damit etwaige Zweifel bey Zeiten erledigt werden können. Eben so ist es von der größten Wichtigkeit, diejenigen Reductionselemente, die nicht als absolut constant anzusehen sind, in angemessenen Zeiträumen zu erneuern. Nur wenn man der Reduktionselemente ganz sicher ist, sind die Beobachtungen zur Gewinnung genauer absoluter Mittelwerthe brauchbar.

Von geringerer Wichtigkeit für unsern gegenwärtigen Hauptzweck, als die täglichen Aufzeichnungen, sind die Variations-Beobachtungen in den Terminen, wofür die genaue Kenntniß der Reductionselemente weniger von Wichtigkeit war. Es scheint daher nicht rathsam, die Zahl dieser Termine über die schon verabredeten 4 im Jahre zu vermehren, und es wäre auch kein großer Verlust, wenn selbst diese 4 Termine an einigen sehr entlegenen Stationen wegen zu geringer Zahl von Beobachtern nicht gehalten werden könnten.

Eines der schönsten Resultate, welches sich aus den bisherigen Terminsbeobachtungen ergeben hat, ist die Unabhängigkeit der magnetischen Erscheinungen von Lokaleinflüssen im Allgemeinen, woraus sich im Besonderen auch deren Unabhängigkeit von lokalen meteorologischen Verhältnissen ergiebt. Dieses schöne Resultat läßt sich benutzen, um die Wichtigkeit der meteorologischen Beobachtungen für die magnetischen Probleme zu schätzen. Man übersieht darnach leicht, daß, wenn auch die meteorologischen Beobachtungen nicht ganz zu vernachlässigen seyn dürften, dieselben doch, wo große Anstrengung und Aufopferung mit ihrer Ausführung verbunden seyn würde, ohne großen Nachtheil für den Hauptzweck unterbleiben können. Zwar bietet das jetzige Unternehmen, auch abgesehen von den magnetischen Problemen, die günstigste Gelegenheit zur Lösung mancher meteorologischen Probleme dar; doch ist der Erfolg in letzterer Beziehung nicht so sicher, wie in ersterer; daher es denn natürlich scheint, im Concurrenzfall den magnetischen Beobachtungen die größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

3) Anforderungen an die Instrumente und deren Behandlung.

Die Anforderungen an die Magnetometer sind in den „Resultaten des magnetischen Vereins“ hinreichend erörtert worden. Es geht daraus hervor, was damit geleistet werden kann, und wie sie zu behandeln sind, um jede Fehlerquelle auszuschließen. Sollte ein anderes Instrument sie ersetzen, so könnte dieß nur geschehen, wenn es nicht allein an sich eben so vollkommen, sondern auch eben so geprüft

und erprobt worden wäre, wie die Magnetometer: Schon aus diesem Grunde scheint es nicht rathsam, vor der Hand von ihrer Anwendung abzugehen. Nun ist in England versucht worden, statt eines Spiegels einen sogenannten Collimator (eine Objectivlinse mit Fadenkreuz in ihrem Brennpuncte) am Magnetstab anzubringen, was in Deutschland früher schon, aber ohne daß der Erfolg bekannt geworden wäre, versucht worden ist. Wenn dieser Collimator aber auch eben so gute Dienste zur Bestimmung der absoluten Declinationsrichtung leistete und in dieser Beziehung von den englischen Physikern vollkommen erprobt wäre, so scheint doch keine genaue absolute Intensitätsmessung damit ausgeführt worden zu seyn. Der größte Vorzug des Magnetometers besteht aber eben darin, daß es für beyderley Messungen, für die absoluten Intensitäts- und Declinations-Messungen, vollkommen geeignet ist. Man darf nicht glauben, durch ein zweytes, bifilar aufgehangenes Instrument dem Mangel abhelfen zu können, weil ein solches zur Beobachtung der Intensitäts-Variationen bestimmtes Instrument zur Ausführung absoluter Messungen für sich allein weniger geeignet ist. Sollten aber auf einer Station bloß absolute Declinations-Messungen und keine absoluten Intensitäts-Messungen ausgeführt werden, oder die letzteren keinen so hohen Grad von Genauigkeit und Zuverlässigkeit wie die ersteren besitzen, so würde auch der Werth der ersteren Messungen vermindert, weil sie allein nicht den Nutzen bringen können, wie beyde zusammen, wenn sie mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt sind. So lange daher das Magnetometer das einzige Instrument ist, mit welchem beyde Messungen gleich vollkommen ausgeführt werden können (die genaue Ausführung der absoluten Intensitäts-Messung mit dem Magnetometer beruht vornehmlich auf den großen Ablenkungen, die damit sehr scharf gemessen werden können, was bey einem Collimator nicht der Fall ist), scheint es rathsam, ihm wenigstens auf allen isolirten Stationen, wo die Beobachtungen besondere Wichtigkeit haben, den Vorzug zu geben, und Versuche mit neuen Instrumenten lieber an Orten vorzunehmen, wo wegen der Nachbarschaft anderer Stationen der Verlust der Beobachtungen für

das ganze Unternehmen von geringerer Bedeutung ist. *)

Da über die Aufstellung des Magnetometers in einem dazu eingerichteten Gebäude nichts gesagt zu werden braucht, weil davon schon in den „Resultaten des magnetischen Vereins“ gehandelt worden ist, so mögen nur einige Worte über dessen Aufstellung im Freyen Platz finden. Es kann nämlich der Fall vorkommen, daß es an Zeit fehlt, ein eigenes Gebäude dafür aufzuführen, oder daß die Beobachtungen vor dessen Vollendung schon begonnen werden sollen. Wird der Kasten oder das Gehäuse des Magnetometers gut verschlossen und ein vollkommenes und helles Planglas vor die Lichtöffnung gesetzt, endlich auch der Faden, an welchem das Magnetometer aufgehängt wird, in eine Röhre eingeschlossen, so findet die Aufstellung im Freyen kein wesentliches Hinderniß. Einige Rücksicht ist dann nur noch darauf zu nehmen, daß bey der absoluten Intensitäts-Messung die Ablenkungsversuche recht leicht und bequem ausgeführt werden können. Es wird dabey Vortheil gewähren, wenn ein steinernes Postament zur Aufstellung des Instruments aufgemauert wird, was senkrecht auf den Meridian eine 4 Meter hohe, 1 Meter breite, verticale Wand darbietet. Ungefähr 1 Meter über dem Fußboden, wo das Magnetometergehäus zu stehen kommen soll, kann eine Nische angebracht und darunter ein mit horizontaler Fläche vorstehender Stein eingemauert werden, worauf das Gehäuse bequem gestellt werden kann. Das Gehäuse darf zwar von Holz seyn, doch kann es zum Schutz vor dem Regen eine dünne horizontale Decke von Kupfer bekommen, welche dann (in horizontaler Lage und bey geringer Dicke) eine unmerkbare dämpfende Kraft auf die schwingende Magnetnadel ausübt und dadurch die Beobachtung der Schwingungs-Dauer nicht hindert. An dieser Kupferblechdecke kann ein Stück der den Faden schützenden Röhre befestiget seyn. Durch sie hindurch, so wie durch den Boden des Kastens gehen zwey vertikale Stäbe (oder dünne Röhren), deren Ebene der Mauer parallel (also senkrecht auf dem magnetischen Meridian) ist und den Abstand der Mitte des Magnetstabs von der Verticalen des Fadens halbirt. Symmetrisch von der Nadel aus nach oben und unten, sind an diesen Stäben Träger für den Ablenkungsstab angebracht, so daß der letztere z. B. 21 und 28 Decimeter über oder unter der Nadel aufgelegt werden kann (wenn die Nadel und der Ablenkungsstab etwa 600 Millimeter lang und 1600

*) Es scheint nicht angemessen, hier auf eine genaue Vergleichung eines Spiegel-Magnetometers mit einem Collimator-Magnetometer einzugehen, was aus obigen Gründen so lange als das letztere noch nicht allseitig erprobt ist, nicht nothwendig ist, und sogar, weil keine genaue Beschreibung und Abbildung des letzteren vorliegt, schwierig seyn würde. Indeß möge hier aufmerksam gemacht werden, daß, abgesehen von dem eigenthümlichen Vorzug des Spiegels, daß der zu messende Winkel verdoppelt wird, ferner auch in Betracht kommt, daß ein Planspiegel beym Magnetometer gebraucht wird, welcher vor dem Collimator auch aus dem Grunde den Vorzug verdient, aus welchem er sphärischen Spiegeln vorgezogen worden ist. Hiezu kommt drittens, daß der Spiegel in einem dunkeln Kasten eingeschlossen werden kann, während der Collimator erleuchtet werden muß, was Vorrichtungen nöthig macht, wodurch leicht der Hauptvortheil verloren geht, daß in die Nähe der Magnetometer gar nichts Störendes gebracht zu werden braucht. Viertens muß der Collimator selbst mit einem Glasmikrometer versehen werden, wenn man damit große Ablenkungen beobachten will (denn Magnetometer werden oft Ablenkungen von 3 bis 5 Grad nach jeder Seite gebraucht). Abgesehen davon, daß es viel schwerer ist, ein Glasmikrometer zu erhalten, wo z. B. ein Centimeter eben so genau in 1000 Unterabtheilungen getheilt ist, wie ein 1 Meter langer Maaßstab sehr leicht in 1000 Millimeter getheilt werden kann, und daß es schwer hält, jenes so zu erleuchten, daß die Unterabtheilungen und deren Bezifferung dem Auge eben so hell und deutlich, wie bey diesem, erscheint; so geht dadurch der Vortheil verloren, welcher das Magnetometer auszeichnet, daß die Beobachtungsmittel vom beobachteten Objekte möglichst geschieden sind. — Diese Bemerkungen werden dazu dienen, so viel begreiflich zu machen, daß die Verwechselung des Spiegels mit einem Collimator keineswegs bey diesem Instrumente als eine kleine und unwesentliche Modifikation (slight modification) zu betrachten ist, wie in dem Schreiben der Londoner königlichen Societät geschieht.

bis 1800 Gramme schwer sind). Die Entfernung dieser Träger von einander muß genau regulirt und die Stäbe selbst in vertikaler Richtung etwas verschiebbar seyn, um zu bewirken, daß der Ablenkungsstab genau horizontal zu liegen kommt, und daß die Ablenkung der Nadel im entsprechenden Lagen des Ablenkungsstabes darüber oder darunter, gleich ist. Die Stäbe müssen genau vertikal stehen und ein sie beyde berührendes Lineal einen rechten Winkel mit der magnetischen Axe der Nadel einschließen, was sich leicht durch den Reflex eines Spiegels prüfen läßt, der auf das Lineal aufgelegt wird.

Bey den Versuchen zur genauen Bestimmung der Reductionselemente braucht man zwey Magnetometer, um mit dem einen die Variationen zu beobachten, während man mit dem andern die Versuche macht. Zu dem Hauptmagnetometer, mit welchem die Versuche gemacht werden, sind meist 600 Millimeter lange 1600 bis 1800 Gramm schwere Nadeln angewendet, die sich im Gebrauche so bewährt haben, daß es nicht rathsam scheint, von diesen Maaßen bedeutend abzuweichen. Sollte es aber an manchen Stationen nicht thunlich seyn, zwey so große Magnetometer in gehöriger Entfernung von einander aufzustellen, so würde man sich zum Hülfsmagnetometer auch eines kleinen transportabeln Magnetometers mit Vortheil bedienen können, welches im dritten Bande der Resultate beschrieben worden ist.

Endlich mögen noch einige Worte über die Instrumente zur Messung des dritten verticalen Elements oder der Inclination gesagt werden. Wer sich practisch mit der Ausführung dieser Messung beschäftigt und insbesondere die täglichen Variationen zu beobachten versucht hat, weiß, wie wenig die besten Instrumente dem Zwecke genügen. Der Grund davon liegt in der Natur der Sache und kann nicht vermieden werden, so lange die zu messenden Kräfte zum Theil vertical sind und von der Schwerkraft geschieden werden müssen. Die dann nothwendige verticale Drehung sowohl, wie die Umkehrung der Pole durch gewaltsame bey feinen Meßapparaten nicht zulässige Operationen sind theils gar nicht, theils sehr schwer zu vermeiden. Es ist aber im zweyten Bande der „Resultate des magnetischen Vereines“ (für 1837) ein Mittel angegeben worden, durch Messung horizontaler Kräfte die Neigung zu ermitteln, nämlich durch das Inductions-Inclinatorium. Die in den Resultaten beschriebene Einrichtung des Inductions-Inclinatoriums läßt nur eins zu wünschen übrig, daß man nämlich die kleine Boussole, deren Ablenkung gemessen werden soll, mit einer an einem Faden aufgehangenen, mit einem Spiegel versehenen, Magnetometernadel verauschen könnte, um feinere Messungen damit auszuführen, als möglich ist, wenn die Nadel sich auf einer Spitze dreht, und ihre Richtung an einem kleinen Gradbogen beobachtet wird. Sobald ein Inductions-Inclinatorium in dieser Weise vollendet und erprobt seyn wird, wird sich von selbst ergeben, ob es vielleicht noch auf manchen Stationen benutzt werden kann.

Außerdem wird man sich mit den Resultaten begnügen müssen, welche man mit den sehr fein ausgeführten Inclinatorien von Gambey oder Robinson erreichen kann. Die Schärfe der hiermit für das verticale Element erhaltenen Resultate läßt sich zwar nicht mit der Schärfe der mit dem Magnetometer für die horizontalen Elemente gewonnenen Resultate vergleichen; dennoch sind sie in Ermanglung schärferer von der größten Wichtigkeit. Es kommt dabey in Betracht, daß die Theorie gezeigt hat, wie man die schärferen Beobachtungen der horizontalen Elemente von den weniger scharfen Beobachtungen des verticalen Elements sondern und für sich betrachten könne, wodurch es möglich wird, die große Feinheit jener Beobachtungen vollkommen zu benutzen, weil man nicht nöthig hat, sie mit ungenaueren Beobachtungen zu combiniren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nr. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. August 1839. *)

Nachstehende Vorträge wurden gehalten:

1. Von Herrn Professor Dr. A. Wagner.

A. Bemerkungen über einen Pongo-Schädel, mit besonderer Bezugnahme auf die bisher unter den asiatischen Orang-Utangs errichteten Arten.

So sehr auch in neuerer Zeit unsere Kenntniß von dem innern Baue der asiatischen Orang-Utangs gefördert worden ist, so wenig ist man dagegen in der Festsetzung der Arten derselben zu einer definitiven Entscheidung gelangt. Giebt es nur eine, oder mehrere Arten unter den asiatischen Orang-Utangs? Dieß ist eine Frage, welche gegenwärtig sehr lebhaft unter den Zoologen verhandelt wird.

Geoffroy, Wiegmann, Blainville und Owen sind der Meynung, daß es mehrere Arten gebe; sie sind aber nicht einig hinsichtlich der Zahl und Abgränzung derselben. Während die beyden erstern anfangs nur 2 Arten annahmen, meynt Wiegmann später, daß mindestens drey, vielleicht sogar vier Species zu unterscheiden seyen. Vier Arten nimmt Blainville an, nach den im pariser Museum vorfindlichen Materialien; auf seine Unterscheidungen ist aber wenig Gewicht zu legen, da sie sehr unbestimmt angegeben sind und der große Irrthum unterläuft, daß der sumatranische Orang mit Wangenlappen, der Pongo von Borneo aber nicht damit versehen sey. Daß wenigstens für Letzteren gerade das Gegentheil gilt, ist schon seit geraumer Zeit aus Wurmb's Beschreibung sattsam bekannt.

Unter den Schriftstellern, welche für eine Mehrheit von Arten sind, hat bis jetzt nur Owen durch umständliche und genaue Beschreibungen, begleitet von meisterhaften Abbildungen, die Feststellung seiner errichteten Species zu begründen unternommen, so daß wir bey ihm zunächst zu verweilen haben. Seine 3 Arten heißen Simia Wurmbii, Simia Morio und Simia Crossii; die beyden ersten gehören Borneo an, die letzte vermuthet er von Sumatra herzustammen. Die specifischen Merkmale sind von dem Schädel hergenommen; S. Wurmbii u. Crossii sind die beyden großen Arten mit stark entwickelten Scheitel- und Hinterhauptsleisten, zwischen welchen er folgende Unterschiede aufstellt.

1) Der Schädel von Simia Wurmbii hat von vorn nach hinten einen längern Durchmesser als der von S. Crossii, auch ragt er nicht am Scheitel so hoch empor.

2) Die obern Augenhöhlenränder springen bey S. Crossii mehr hervor; die Fläche der Augenhöhlen liegt mehr senkrecht, und ihr seitlicher Durchmesser übertrifft ihren perpendikulären.

3) Wegen der mehr senkrechten Lage der Augenhöhlen bey S. Crossii ist die Profil-Linie zwischen der Stirne und den Schneidezähnen concav, während wegen der schiefern Rich-

*) Die Sitzungen der Monate May, Juny und July beschäftigten sich ausschließlich mit der Erledigung Allerhöchster Regierungsaufträge und innerer Angelegenheiten der Klasse.

tung der Augenhöhlen bey Simia Wurmbii dieselbe Linie fast gerade ist. Dieß giebt beyderley Schädeln ein höchst verschiedenes Ansehen.

4) Die Symphysis des Unterkiefers (vom Zwischenraum der mittlern Schneidezähne an bis zum Ursprung der musc. genio - hyoidei) mißt bey S. Wurmbii $3\frac{1}{3}$″ engl., bey S. Crossii nur $2\frac{1}{2}$″, ist also bey ersterem Schädel um $\frac{5}{6}$″ höher.

5) Die hintere Nath des Jochbeins, wodurch dieser Knochen mit dem Jochfortsatze des Schläfenbeins zusammenstößt, liegt bey S. Crossii mehr in der Mitte, bey S. Wurmbii mehr nach vorn; bey jener beginnt die Nath 8 Linien von dem Orbitalfortsatze des Oberkieferbeins, bey dieser nur 3 Linien davon entfernt.

Von beyden als spezifisch verschieden betrachtet Owen einen Schädel, aus dem er auf seine dritte Art, Simia Morio, schließt. Dieser Schädel scheint, wie Owen es selbst zugesteht, ein Mittelzustand zwischen der jungen und alten Simia Wurmbii zu seyn; indeß läßt er dieß nicht gelten, sondern muthmaßt auf ein altes Thier, das sich insbesondere durch den Mangel der Scheitelleiste, kleineren Maxillartheil und geringere Entwicklung der Eckzähne bey fast gleich großen Schneidezähnen von S. Wurmbii unterscheiden würde.

Zur Lösung des Streites über die Einheit oder Mehrheit der Arten vom asiatischen Orang-Utang war man mit Recht sehr gespannt auf die im vorigen Jahre hierüber erschienenen Arbeiten von Heusinger und Temminck; indeß haben beyde gerade diesen Punct ziemlich auf dem alten Fleck gelassen. Heusinger befaßt sich mit dieser Untersuchung eigentlich gar nicht, wie denn überhaupt seine von herrlichen Schädel-Abbildungen begleitete Abhandlung mehr antiquarischer Art ist. Temminck unterscheidet zwar zwischen zwey Species, indeß erwähnt er von der andern (Orang roux) weiter nichts, als daß sie ihm bloß nach einem jungen Exemplar in der pariser Sammlung bekannt sey, als dessen Heimath er, freylich ohne alle Gewähr, den indischen Kontinent vermuthet. Aus der kurzen Notiz, die Marion de Procé *) von diesem Individuum gegeben und aus dem Namen, den Temminck gewählt hat, läßt sichs vermuthen, daß die Farbe mehr ins Hellrothe fallen möchte. Zur Zeit ist diese angebliche Art, die sich wohl nicht halten wird, so unbestimmt, daß auf sie keine Rücksicht genommen werden kann, so wenig als auf eine andere, welche nach der Aussage der Dajaken von der gewöhnlichen verschieden seyn soll. Dagegen gehören, nach Temminck, die sämmtlichen Exemplare, welche aus Borneo ins Leydner Museum abgeliefert wurden, alle einer und derselben Art an, die seinen weitern Angaben nach auch auf Sumatra gefunden wurde, namentlich erwähnt er, in London ein altes Weibchen von letzterer Insel gesehen zu haben, das vollkommen mit Borneo'schen Individuen gleichen Geschlechtes und Alters übereinstimmte.

Temminck's sonst so vortreffliche Monographie hat uns also in der Entscheidung der schwebenden Streitfrage nicht vorwärts gebracht, um so weniger, da er keine Rücksicht auf die von Owen in seiner klassischen Arbeit versuchten specifischen Sonderungen genommen hat.**) So viel steht nur in gedachter Beziehung bey ihm fest, daß wir mit Sicherheit gegenwärtig bloß eine einzige Art im Systeme aufführen dürfen.

Dasselbe Resultat hat in neuester Zeit auch Dumortier gefunden und es auf ein sehr reichhaltiges, aus Borneo erlangtes Material an Schädeln, Skeleten und Fellen begründet. Ihm zu Folge giebt es nur eine Art, von der Simia Morio bloß ein mittlerer Altenszustand ist. Die nämliche Behauptung habe ich schon in meiner Monographie der Affen ***) ausgesprochen.

Auf diesen Stand steht gegenwärtig die Frage über die Einheit oder Mehrheit der Arten asiatischer Orang-Utangs. Der Schwierigkeiten zu ihrer gründ-

*) Annal. des sc. nat. 2. série. V. p. 313.

**) Temmincks Abhandlung ist zwar vom November 1835 datirt, gleichwohl erst in der Ostermesse 1838, also viel später als Owens Arbeit (von 1835) ausgegeben.

***) Schrebers Säugthiere. Supplementband S. 54.

lichen Erledigung, sind leider noch sehr erhebliche vo handen. Zunächst sind wir zu wenig mit den sumatranischen Thieren bekannt: während Temminck zwischen diesen und denen von Borneo keinen Unterschied anzugeben weiß, behauptet Owen, daß den Männchen die Wangenschwielen abgehen. Wäre dieß wirklich der Fall, so müßte man daraus allerdings auf specifische Differenz schließen; an welchem Merkmale würde man dann aber die Weibchen unterscheiden, da doch Temminck zwischen den letzteren von beyden Inseln vollkommene Uebereinstimmung gefunden hat?

Nicht minder mißlich ist es, daß man die Heimath der Thiere, von welchen die in unsern Sammlungen aufbewahrten Schädel herrühren, nicht immer mit Sicherheit kennt, oder vielleicht selbst irrig angiebt. So ist es z. B. bey Owen nur eine Vermuthung, keineswegs eine Gewißheit, daß seine Simia Crossii von Sumatra herrühre. Wüßte man letzteres sicher, so würden die erheblichen osteologischen Differenzen, die sich zwischen ihr und ächten Thieren von Borneo finden, durch die Verschiedenheit des Wohnortes nicht wenig an Bedeutung für specifische Sonderungen gewinnen.

Ein weiteres Hinderniß für Erledigung des Streitpuncts liegt darin, daß wir zu den verschiedenen Schädeln nur selten die dazu gehörigen Felle besitzen, um daraus abzunehmen, ob an die osteologischen Differenzen auch äußerliche des Habitus geknüpft seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Report of a Joint Committee of Physics and Meteorology referred to, by the Council of the Royal Society, etc.

(Schluß.)

In England hat man versucht, zur Beobachtung der täglichen Variationen des verticalen Elements, eine magnetische Waage (Vertical Force Magnetometer) einzurichten. Die damit gleichzeitig an mehreren Orten gemachten Erfahrungen werden sehr belehrend seyn, um den Grad der so erreichbaren Zuverlässigkeit der beobachteten Variationen kennen zu lernen; bey der Ungewißheit jedoch, die darüber herrscht, scheint es rathsam, nicht zu viel auf dieses Instrument zu bauen und die Mühe nicht zu scheuen, häufig absolute Messungen der Inclination mit Gambey's oder Robinson's Inclinatorium auszuführen.

Forderungen an das zur Aufstellung der Instrumente bestimmte Lokal.

Die erste Forderung an ein Lokal, worin die verlangten Beobachtungen auf eine befriedigende Weise ausgeführt werden sollen, besteht in der Entfernung lokaler magnetischer Einflüsse. Man muß darauf sehen, daß wenigstens 5 Meter weit von dem Magnetometer gar kein Eisen befindlich und bis auf 100 Meter Abstand große Anhäufungen von Eisen insbesondere von langen und weichen Eisenstäben vermieden seyen. Dabey ist zu bemerken, daß Eisen, welches nicht unverrückt an seiner Stelle bleibt, am meisten zu scheuen ist.

Am vollständigsten würde für alle Zwecke gesorgt seyn, wenn zwey Räume geschafft werden könnten, die sich beyde zu magnetischen Observatorien eigneten. Es wäre dadurch am besten für die Aufstellung der Hülfsinstrumente gesorgt, welche zu den Variations-Beobachtungen während der zur Bestimmung der Reductions-Elemente anzustellenden Versuche und während der Ausführung der absoluten Intensitäts-Messungen gebraucht werden. Dabey würden sie eine nützliche Controle des Haupt-Instrumentes geben, um sicher zu seyn, daß letzteres ohne Wissen des Beobachters in seiner Aufstellung keine Aenderung oder Störung erleiden könne (oft ist es z. B. geschehen, daß eine Spinne in den Kasten des Magnetometer gekommen, und durch Verbindungsfäden zwischen der beweglichen Nadel und den unbeweglichen Wänden den Stand und die Schwingungsdauer der Nadel beträchtlich geändert hat).

Eine praktisch wichtige Anforderung an diese Räume würde darin bestehen, daß jeder für alle Instrumente (für ein unifilares und bifilares

Magnetometer und für ein Inclinatorium Platz böte, und zwar so, daß diese Instrumente weit genug von einander und in so vortheilhafte Lage gegen einander gestellt werden könnten, daß ihr gegenseitiger Einfluß entweder ganz unmerklich oder wenigstens sehr leicht zu berücksichtigen wäre. Man könnte alsdann die Spiegel dieser Instrumente so richten, daß ein Beobachter von einem Puncte aus sie abwechselnd alle beobachten könnte. Es scheint diese Einrichtung für solche Stationen von größter Wichtigkeit, wo die Zahl der Beobachter nicht groß genug ist, daß immer mehrere von ihnen gleichzeitig beobachten können, was nöthig wäre, wenn die Apparate in verschiedenen Räumen sich befänden. Vorzüglich gilt dieß von den Termins-Beobachtungen, wo die Variationen aller Elemente von 5 zu 5 Minuten während 24 Stunden gleichzeitig verfolgt werden sollen. Am meisten würde sich zu dem Zwecke die runde Form, oder die eines regulären Polygons für den Beobachtungssaal eignen, in dessen Mitte z. B. ein Theodolith mit 3 Fernröhren auf einem steinernen Postamente zur Beobachtung aller Instrumente aufgestellt würde, während die Instrumente selbst im Kreise herum in einem Abstand von wenigstens 5 Metern vom Mittelpuncte stünden. Eine feste Mire könnte dann im Innern des Gebäudes, ohne die Säle über die durch die Stellung der Instrumente gegebenen Grenzen hinaus zu vergrößern, für beyde Säle zugleich gewonnen werden, wenn man sie beyde in der Richtung des magnetischen Meridians gegen einander stellte und durch einen Corridor mit einander in Verbindung setzte. Auch würde es thunlich seyn, solche Miren außer dem Gebäude aufzurichten und sie durch kleine Oeffnungen oder Fenster (die mit einem Glimmerblättchen verschlossen werden können) zu beobachten. Für gewöhnlich könnte auch an der Wand ein Collimator statt einer Mire fest aufgestellt und zur Prüfung der unverrückten Lage des Collimators eine Oeffnung oder Klappe angebracht werden, durch die man mit dem Theodolithen unmittelbar den Polarstern beobachten könnte. Für die Ablenkungs-Versuche zur absoluten Intensitäts-Messung könnten die Meßstangen, auf welche der Ablenkungsstab zu liegen kommt, wie oben beschrieben worden ist, senkrecht aufgestellt werden.

So groß die Vortheile eines solchen Lokals seyn würden, so wird es doch nur an wenigen Hauptstationen hergestellt werden können. An den meisten Orten, wird der Bau mehr beschränkt werden müssen. Die äußerste Beschränkung, wo sie nöthig ist, würde mit dem geringsten Verlust für den Zweck erreicht werden, wenn, wie oben beschrieben wurde, das Hauptmagnetometer an einer festen Mauer im Freyen aufgestellt und übrigens ein transportables Magnetometer nebst Inclinatorium in einem kleinen Häuschen (wie die Humboldt'schen) aufgestellt würde. Das erstere könnte dann entweder mit einem in diesem Häuschen, oder, wenn es die Bequemlichkeit forderte, in dem Wohnhause selbst aufgestellten Theodolithen beobachtet werden, nur müßte in dem letztern Falle die Entfernung des Magnetometers vom Wohnhause größer, als im erstern Falle die vom magnetischen Häuschen seyn, um den Einfluß kleiner im Wohnhause unvermeidlicher Eisenmassen unschädlich zu machen, wozu nur eine Verstärkung der optischen Hülfsmittel nöthig seyn würde. Die Scala müßte an der Außenwand befestiget werden.

Nach dem, was im dritten Bande der „Resultate des magnetischen Vereins“ (für 1838) über die Leistungen eines transportabeln Magnetometers mitgetheilt worden ist, bedarf es endlich kaum noch der Bemerkung, daß an solchen Stationen, wo die Aufstellung eines größeren Magnetometers ganz unthunlich wäre, noch viel geleistet werden kann, wenn man bloß ein transportables Magnetometer in einem solchen kleinen Häuschen, wie deren auf vielen Stationen der Aufforderung Alexander von Humboldts gemäß zu magnetischen Zwecken erbaut worden sind, aufstellte und die verlangten Beobachtungen damit regelmäßig ausführte.

Diese allgemeinen Bemerkungen über Zweck, Versuche, Beobachtungen, Instrumente und Local werden genügen, bis nähere Auskunft über alle diese Gegenstände durch das von der Londoner königlichen Societät versprochene Programm erhalten werden kann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. August 1839.

1. Von Herrn Professor Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

A. Bemerkungen über einen Pongo-Schädel ꝛc.

Meine Ansicht über die Aufstellung von Arten in dieser Gattung habe ich bereits an dem vorhin angeführten Orte ausgesprochen. Sie sind dort auf eigene Anschauung mehrerer Schädel, Skelete und ausgestopfter Exemplare in dem schön und reich ausgestatteten Museum Senckenbergianum zu Frankfurt, so wie auf zwey Gipsabgüsse des hiesigen anatomischen Theaters begründet worden. Seitdem hat mir in den letzten Wochen unser geehrter Collega, Hr. Professor Rudolph Wagner einen Schädel zur Ansicht zukommen zu lassen, der meine früher geäußerten Bedenklichkeiten über die Owen'schen Arten nicht wenig unterstützt und die specifische Scheidung zwischen sumatranischen und borneo'schen Pongos wohl vollständig widerlegt. Es wird mir erlaubt seyn, mit vermehrtem Materiale auf diesen wichtigen Streitpunct zurückzukommen und ihn weiter verfolgen zu dürfen.

Es ist allerdings richtig, daß es unter den ausgewachsenen Schädelformen des Orang-Utangs zwey Extreme giebt, wovon das eine durch Simia Wurmbii, das andere durch Simia Crossii bezeichnet ist. Die Frage ist aber, ob wir an diesen nur die beyden Endpuncte haben, zwischen welchen die Grundform einer und derselben Art hin und her schwanken kann, oder ob es zwey selbstständige, durch keine Mittelglieder verbundene, sogar nach dem Wohnorte getrennte Typen, also verschiedene Arten sind.

Schon der eine unserer Gipsabgüsse, *) der angeblich von dem Schädel des im pariser Museum aufbewahrten Pongo-Skelets genommen ist, giebt eine Brücke von der einen extremen Hauptform zur andern ab. Seinen Hauptmerkmalen nach gehört er zu Simia Crossii, hat die (von vorn nach hinten) schmale und dabey hochgestreckte Form selbst noch mehr als letztere, die Gesichtslinie eben so stark ausgehöhlt, die Jochbeinnath eben so weit gegen die Mitte geschoben und die obern Augenhöhlenränder ziemlich vorspringend. Dagegen weicht er von S. Crossii ab durch die größere Höhe des Körpers vom Unterkiefer, wodurch er sich an S. Wurmbii anschließt, so wie durch gleiche Heimath mit letzterem.

Aehnliches ergiebt sich aus der Betrachtung des knöchernen Schädels, dessen Ansicht ich dem genannten Freunde und Kollegen verdanke. Es rührt dieser Schädel von einem vollständig erwachsenen Thiere her, da nicht bloß die Scheitel- und Hinterhaupts-Leisten aufs stärkste entwickelt und mehrere Näthe bereits verschwunden, sondern auch sämmtliche Zähne bedeutend abgenützt sind. Seine (wenn auch in etwas geringerem Grade) schmale und hochgestreckte Form, die mehr senkrechte Lage

*) Er kommt ganz mit der Camper'schen Abbildung überein, welche Fischer (naturhistorische Fragmente Tab. 3 und 4) publicirt hat.

der Augenhöhlen mit starken obern Wulsten, die ausgehöhlte Gesichtsfläche und die nicht sonderlich hohe Symphyse des Unterkiefers stellen diesen Schädel mit Simia Crossii zusammen. Dagegen ist die erwähnte Jochbeinnath so weit vorgerückt als bey S. Wurmbii, und er theilt demnach mit ihr dieses Merkmal, auf welches doch Owen ein besonderes Gewicht legt. Die Schnauze ist bey ihm minder vorgestreckt als bey unsern beyden Abgüssen und den Owenschen Abbildungen. Was aber noch weiter hervorzuheben ist, ist der Umstand, daß dieser Schädel nicht aus Sumatra, wie man nach Owen schließen sollte, sondern aus Borneo herkommt, woher ihn Hr. Dr. Strauß mitgebracht hat.

Durch diese zwey Schädel ist es demnach erwiesen, daß auf Borneo die beyden Formen, welche Owen mit Simia Wurmbii und Crossii bezeichnet und auf die beyden genannten Inseln vertheilt, mit einander vorkommen, ferner, daß die letztere mit der ersteren in dem einen Falle durch die Höhe des Unterkiefers, in dem anderen durch die Lage der Jochbein-Schläfennath in Uebergang gebracht wird. Aus dieser Vermittlung, so wie aus dem Umstande, daß man bisher zwischen den Fellen erwachsener Thiere aus Borneo keinen merklichen Unterschied ermitteln konnte, sind wir zu der höchst wahrscheinlichen Vermuthung berechtigt, Simia Wurmbii und Crossii nur als die beyden Grenzpuncte anzunehmen, zwischen welchen der Grundtypus der Art Abänderungen gestattet. Simia Wurmbii und Crossii erscheinen mir demnach zur Zeit nur als zwey Rassen einer und derselben Art.

Noch weniger kann Owen's Simia Morio auf Arts-Rechte Anspruch machen. Der Schädel, auf welchen diese Art gestützt ist, gehört einem noch nicht erwachsenen Thiere an, das zwar bereits alle bleibenden Zähne erlangt, gleichwohl deren Wachsthum, so wie überhaupt den des Schädels noch lange nicht vollendet hat. Owen beruft sich, um den Schädel als alt ansehen zu dürfen, insbesonauf die geringe Entwickelung der Eckzähne im Verhältniß zu den Schneidezähnen. Allein bey allen Thieren mit Fangzähnen sind es gerade die letztern, welche am spätesten ihr Wachsthum vollenden, und während die Schädel mitunter schon ziemlich ansehnlich groß geworden sind, haben jene noch nachzukommen. Aus Nichtbeachtung dieses Umstandes hat daher auch irriger Weise Fr. Cuvier im Gebiß der Brüll- und Klammeraffen darin einen Unterschied finden wollen, daß bey jenen die Eckzähne kürzer als bey diesen seyen. Das Wahre an der Sache ist aber eher das Gegentheil; an ausgewachsenen Brüllaffen sind die Eckzähne wenigstens eben so stark, als bey den Klammeraffen, wo nicht noch stärker. Die Simia Morio ist demnach nur als ein noch nicht erwachsener Zustand des alten Pongo und zwar von der Form, welche als S. Wurmbii bezeichnet wird, anzusehen.

Zuletzt sind noch einige andere Differenzen zu erwähnen, die man unter den Schädeln findet. Daß je nach Alter und Geschlecht der Jochbogen stärker oder schwächer, die Schnauze mehr oder minder vorspringend ist, läßt sich erwarten, und die beyden Hauptformen haben darin bisher keine constante Verschiedenheit wahrnehmen lassen.

An den Augenhöhlen ergiebt sich der Unterschied, daß sie bey den einen mehr rundlich oder viereckig, bey den andern mehr oval und von oben nach unten länger sind. In wie weit diese Differenzen mit den beyden Hauptformen der Orang-Schädel in Verbindung zu bringen sind, ist ein Gegenstand, der näherer Beachtung zu empfehlen ist. Nach Owen übertrifft bey S. Crossii der seitliche Durchmesser den senkrechten; dieß gilt auch für den von Strauß mitgebrachten Schädel, den ich als S. Straussii bezeichnen will, jedoch ist es bey der rechten Höhle mehr als bey der linken der Fall. Dagegen ist bey unserm vorhin besprochenen Gipsabguß des pariser Pongo, der zu S. Crossii gehört, der senkrechte Durchmesser der linken Augenhöhle größer als der quere, während an der rechten beyde fast gleich sind. Von S. Wurmbii und Morio giebt Owen den senkrechten Durchmesser länger als den queren an. Dasselbe gilt von unserm zweyten Gipsabguß, der nach einem Schädel im Besitz von Hendrikz (daher als S. Hendrikzii bezeichnet) gemacht und seiner ganzen Form nach mit S. Wurmbii übereinstimmend ist. Verhältnißmäßig sind die Höhlen hier regelmäßiger und kleiner.

Ein sehr merklicher Unterschied findet sich ferner in der Größe der Nasenbeine, die bey den asiatischen Orang-Utangs fast durchgängig in ein Stück verschmolzen sind. Owen sagt über diesen Punct nichts, giebt auch keine Ausmaaße an. An unserem einen Gipsabguß, der mit S. Crossii zusammen zu stellen ist, bilden sie ein schmales Dreyeck dessen Spitze noch weit von der Nath absteht, in welcher die Augenhöhlenfortsätze der Stirn- und Oberkieferbeine zusammenstoßen. Sie sind hier ganz von derselben Größe und Form, wie sie Fischer auf Tab. IV. dargestellt hat, also ohngefähr 8‴ lang und unten $2\frac{1}{2}$‴ breit. Ungleich größer sind sie aber bey S. Hendrikzii und Straussii, also bey Schädeln, die zu den zwey extremen Hauptformen gehören, so daß dieß Merkmal zur Scheidung von Arten nicht benützt werden kann. Bey S. Straussii verschmälert sich das Nasenbein nur wenig nach oben und springt in einer zackigen Nath weit über die den Stirn- und Oberkieferbeinen gemeinschaftliche Nath hinaus; es ist hier (in der Mitte gemessen) 1″ 4‴ lang und am untern Ende 6‴ breit.

Auch in der Verbindung der Schläfen- und Stirnbeine giebt es Differenzen. Gewöhnlich hält der große Flügel des Keilbeins beyde Knochen aus einander und dieß ist auch bey S. Straussii der Fall; gleichwohl haben Owen und ich Beyspiele gefunden, wo sie zusammenstoßen, ohne daß das eine oder das andere Verhalten mit den extremen Schädelformen in Bezug stünde.

Es mag an dem bisher Vorgetragenen genügen, auf die Mannigfaltigkeit der Formabweichungen in den Schädeln der Orang-Utangs aufmerksam gemacht zu haben. Diese Veränderlichkeit wird nicht befremden, wenn man erwägt, welche gewaltige Umänderungen in der ganzen Gestalt des Schädels durch das Alter herbeygeführt werden. Hier wird nothwendig der eine Theil bald mehr oder minder als der andere in seiner Entwicklung befördert oder gehemmt werden. Wir sehen eine ähnliche Erscheinung auch an den Pavianssschädeln, ja selbst bey den Rollaffen (Cebus), wo doch die Umänderung keine so enorme ist. Die Betrachtung der Schädel allein kann uns daher bey den Orang-Utangs nicht mit Sicherheit zu spezifischen Sonderungen verhelfen; erst wenn diese am äußeren Habitus erkannt sind, wird man sich an den Versuch machen können, solche am knöchernen Schädel aufzufinden. Aber nach Allem, was wir bisher von den Uebergängen der verschiedenen Formen in einander kennen, scheint es nicht, als ob streng geschiedene Differenzen sich an selbigen werden nachweisen lassen.

Zum Schluße füge ich noch die Ausmaaße von Simia Straussii bey, und gebe sie zur leichtern Vergleichung in der Ordnung, wie ich sie von mehreren andern Schädeln in meiner Monographie*) zusammengestellt habe.

Höhe des Schädels vom Scheitel bis zu den Occipital-Gelenkköpfen . . .	4″	3‴
Länge von der hintern Fläche des Hinterhauptbeines bis zum Rande der mittlern Schneidezahnhöhlen **) . . .	7	10
— von jener Fläche bis zur sutura fronto-nasalis	5	0
— von da bis zum Rande der Zahnhöhlen für die mittlern Schneidezähne	3	6
Entfernung dieses Randes vom untern Augenhöhlenrande ***)	2	9
Querdurchmesser, größter, des Hirnkastens an den Leisten hinterm Gehörgang .	5	6
— kleinster hinter den Augenhöhlen .	2	5
— zwischen den Außenrändern der Augenhöhlen	4	8
Interorbital-Raum	0	9
Durchmesser, querer, der rechten Augenhöhle	1	6
— querer, der linken Augenhöhle . .	1	5
— senkrechter	1	5
Vom vordern Rand des Hinterhauptes bis zum hintern Rande des knöchernen Gaumens	3	3

*) A. a. O.

**) Dieselbe Dimension ist bey S. Hendrikzii = 8″ 8‴, bey S. Pongo Paris. ohngefähr eben so viel.

***) Diese Entfernung ist bey S. Hendrikzii = 3″ 5‴, bey S. Pongo Paris = 3″ 4‴.

Länge des knöchernen Gaumens . . .	3″	3‴
Breite der obern Schneidezahnreihe . .	1	7
— des obern Eckzahnfaches	0	7
Länge der obern Backenzahnreihe jederseits	2	1
— des Unterkiefers	6	2
Höhe des aufsteigenden Astes (ohngefähr)	3	10
Größte Breite desselben	2	6
Zwischenraum zwischen beyden Winkeln .	4	3
Höhe des ganzen Schädels	7	8
Entfernung, größte, zwischen den Jochbögen	6	2

B. Ueber die Verwandtschafts-Verhältnisse der Pharaonsratte zu andern afrikanischen Mangusten.

Nicht um ein wohlbekanntes ägyptisches Thier nochmals zu beschreiben, sondern um seine Beziehungen zu andern verwandten afrikanischen Mangusten, mit denen es bald vereinigt, bald wieder specifisch von ihnen gesondert wurde, aus einander zu setzen, soll hier von selbigem die Rede seyn.

Fr. Cuvier *) hat in neuerer Zeit die Meynung ausgesprochen, daß die algierische Manguste specifisch verschieden von der ägyptischen Pharaonsratte seyn möchte und giebt folgende Differenzen zwischen beyden an. Die algierische habe erstlich einen minder gestreckten Kopf und die Schnautze sey mehr gebogen. Zweytens falle bey ihr die Färbung mehr ins Graue, indem die Haare schwarz und weiß geringelt, bey der ägyptischen dagegen schwarz und gelblich gefärbt seyen, wodurch diese den lichtgelblichen Ton erhalte, der sie charakterisire. Ein drittes Merkmal findet Fr. Cuvier in der nackten Umgebung der Augen, welche bey dem ägyptischen Thiere breiter als bey dem algierischen sey, wenn anders nicht dieß als zufällig angesehen werden müßte.

*) Mammif. 68. livr.

Von diesen drey Merkmalen reicht indeß keines zur specifischen Sonderung aus, wie mich die Vergleichung der von Hrn. Hofrath von Schubert aus Aegypten mitgebrachten ächten Pharaonsratte mit zwey Exemplaren, welche Hr. Dr. Moriz Wagner in Algier erhielt, überzeugt hat.

So finde ich, was erstlich den Unterschied in der Schädelform anbelangt, die Krümmung von der Stirne bis gegen die Schneidezähne bey beyden dieselbe, eben so die gestreckte Form; ja an dem einen algierischen Schädel ist diese Krümmung sogar geringer als an dem ägyptischen; überhaupt weichen beyde Schädel der algierischen Thiere merklich von einander ab, was zur Behutsamkeit in der Aufstellung neuer Arten mahnt.

Hinsichtlich der Färbung ist allerdings die eine von den beyden algierischen Mangusten auf dem Rücken dunkler als die ägyptische, aber an den beyden Seiten fallen die Haare gleichwohl ebenfalls ins gelbliche, wenn auch der Ton um ein Bischen dunkler ist als bey der letztern. Bey dem andern algierischen Exemplare ist dagegen der Farbenton nicht von dem des ägyptischen verschieden. Eher finde ich noch in der Färbung der Wollhaare einen etwas merklicheren Unterschied, indem sie bey den algierischen Thieren mehr ins Rostrothe, bey dem ägyptischen mehr ins Rostgelbe ziehen, was jedoch zur specifischen Sonderung ebenfalls nicht ausreicht.

Das letzte Merkmal, von der Ausdehnung der nackten Umgebung der Augen hergenommen, welches schon Fr. Cuvier als problematisch hinstellt, habe ich nicht bestätigen können.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen ist demnach, daß eine specifische Scheidung zwischen den Pharaonsratten von Aegypten und denen von Algier unbegründet, höchstens in dem dunkleren oder lichteren Farbentone der Wollhaare eine Rassendifferenz angedeutet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nr. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. August 1839.

1. Von Herrn Professor Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

B. Ueber die Verwandtschafts-Verhältnisse der Pharaonsratte ꝛc.

Anders ist es mit der Kaffern-Manguste (Herpestes caffer) *). Diese kommt allerdings an Größe, Gestalt, Fülle der Behaarung, in der Schwanzquaste und selbst in der ganzen Form des Schädels so sehr mit der ägyptischen Pharaonsratte überein, daß es nur ein anderer Farbenton ist, der beyde von einander trennt. Die einzelnen Haare sind nämlich auch schwarz und gelblichweiß geringelt, aber nicht bloß ist dieses letztere sehr lichte, sondern die ganze Oberseite hat einen grünlichen Anflug, was von dem Farbentone der ägyptischen und algierischen Pharaonsratte merklich absticht; auch sind die Wollhaare viel blasser als bey den beyden letzteren. Diese Kaffern-Manguste möchte ich eher für eine selbstständige Art, als für eine bloße klimatische Abänderung der nordafrikanischen Pharaonsratte ansehen. Schreber hat bey seiner Beschreibung von Viverra Ichneumon offenbar kein ägyptisches Thier vor sich gehabt, sondern einen Balg von der Kaffern-Manguste, indem er von einer „grünlich schielenden Farbe“ spricht.

Als ein Junges von Herpestes caffer *) haben wir von Hrn. Ecklon in Hamburg ein vom Kap stammendes Exemplar erkauft, das keine Schwanzquaste hat, und das in manchen Sammlungen auch als Herpestes griseus aufgestellt ist. Es gehört dasselbe jedoch weder letzterer Art, wie sie Geoffroy charakterisirt, noch dem Herpestes caffer, noch ausschließlich einem jungen Thiere an; es ist eine eigenthümliche Species, der ich jetzt den Namen Herpestes pulverulentus gebe. Unser Exemplar ist ein vollkommen ausgewachsenes und überdieß altes. Dieß erweist der knöcherne Schädel. Nicht bloß sind die Zacken mehrerer Zähne an selbigem bereits abgeführt, sondern was mehr sagen will, alle Näthe sind vollständig verschwunden; es ist dieß ein Umstand, der nur bey alten Thieren eintritt. Auch an dem im Frankfurter Museum aufbewahrten Schädel des nämlichen Thieres sind keine Näthe mehr sichtlich.

Ein weiterer Beweis — wenn anders ein solcher noch nöthig seyn sollte — besteht darin, daß wir von der ächten Kaffern-Manguste einen Schädel besitzen, der, obwohl er fast ums Doppelte größer ist als der des angeblichen Jungen, gleichwohl noch im Wechseln seiner Zähne begriffen ist. Zwar ist die Zahl derselben bereits vollständig, allein die 4 bleibenden Eckzähne drängen sich eben neben den Milcheckzähnen hervor, und im Unterkiefer stößt

*) Ich verstehe hierunter das Thier, das ich unter obigem Namen in Schrebers Säugthieren tab. CXVI. E. habe abbilden lassen.

*) In meinen Abbildungen zu Schrebers Säugthieren habe ich bereits vor vier Jahren auf tab. CXVI. EE. eine Abbildung mit dem, wie ich jetzt sehe, irrthümlichen Namen Herpestes caffer juv. gegeben.

der vierte bleibende Lückenzahn seinen Milchzahn heraus. Dieser Schädel rührt demnach offenbar von keinem alten Thiere her, und ist doch beynahe ums Doppelte größer als der von unserm H. pulverulentus. Die Kleinheit dieses letztern ist also nicht ein Anzeichen der Jugend, sondern eine specifische Eigenthümlichkeit. Er hat daher auch alle Zähne des vollständigen bleibenden Gebisses, ja wie es im Alter öfters zu geschehen pflegt, ist der erste Lückenzahn des Unterkiefers zugleich mit seinem Fache bereits verschwunden. Der letzte Lückenzahn der Unterkinnlade ist deßhalb auch nicht mehr dem Reißzahn gleich geformt (d. h. vorn mit drey Zacken, hinten mit einem kleinen Höckeransatze) wie dieß noch bey dem Milchzahne des vorhin erwähnten Schädels von H. caffer der Fall ist, sondern er ist von der bekannten Form des bleibenden vierten Backenzahnes.

In der Schädelform unterscheiden sich beyde Arten dadurch, daß bey H. pulverulentus der Hirnkasten vor den hintern Orbitalfortsätzen stärker eingezogen, der Jochbogen etwas weiter abstehend und das untere Augenhöhlenloch breit oval ist, während es bey H. caffer mehr eine enge Spalte darstellt.

In der äußern Gestalt unterscheidet sich unser H. pulverulentus von H. caffer gar sehr durch viel geringere Größe und eine andere Schwanzform. Bey letzterem ist er anfangs sehr dick, spitzt sich dann zu und breitet sich zuletzt noch in eine Quaste aus. Bey H. pulverulentus bleibt er dickbuschig bis gegen das Ende, wo er sich etwas einzieht, ohne jedoch eine Quaste anzusetzen.

In der Färbung ist zwischen beyden Arten große Aehnlichkeit. Die Haare des H. pulverulentus sind ebenfalls schwarzbraun und gelblichweiß geringelt, aber sie haben keinen grünlichen Anflug und die Füße sind nicht schwarz, sondern nur dunkelbraun gefärbt. Die Wollhaare sind übrigens ebenfalls licht lehmgelblich.

Die Länge des Herpestes pulverulentus, von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel, beträgt nach der Krümmung der Oberseite gemessen 12 1/2″, in gerader Linie 11 1/2″; bey H. caffer ist erstere Länge 1′7 1/2″, letztere 1′6″.

Neuerdings hat Is. Geoffroy *) eine Trennung der Mangusten vorgenommen, indem er eine Gattung Ichneumia absonderte. Da er die unterscheidenden Merkmale nicht hervorgehoben hat, so müssen wir dieß selbst thun, und ich glaube sie in folgenden von seinen Bestimmungen zu finden: Paumes et plantes en très grande partie velues. Troisième fausse molaire supérieure et quatrième inférieure à quatre tubercules obtus; tuberculeuses des deux mâchoires assez étendues. Crâne renflé dans l'intervalle et un peu en arrière des orbites; pourtour orbitaire complètement osseux; arcade zygomatique étroite et peu écartée du crâne.

Als Arten führt Hr. Geoffroy an: 1) Ichneumon albicaudis Smith, 2) Ichneumia albescens Js. Geoffr., welcher er frageweise Ehrenberg's Herpestes leucurus beyfügt, der, nach meiner Meynung, allerdings identisch mit J. albescens ist und dem wohl auch Ichneumon albicaudis als klimatische Abänderung zugezählt werden muß, 3) Herpestes gracilis von Rüppell.

Unter den vorhin angegebenen Merkmalen von der neuen Gattung sehe ich das erste an Herpestes leucurus vollkommen bestätigt, indem Fußwurzel und Mittelfuß hinten fast völlig behaart sind, was bey Herpestes Pharaonis, caffer, malaccensis und allen andern ächten Mangusten nicht der Fall ist. Noch mehr sind diese Theile bey H. penicillatus **) behaart, so daß er demnach gleichfalls zu Ichneumia gezählt werden müßte.

Dagegen kann ich das vom letzten Lückenzahne hergenommene Merkmal nicht bestätigen. Nur an dem vorhin erwähnten Wechselgebiß eines H. caffer sehe ich den letzten (den vierten) Lückenzahn des Unterkiefers mit 4 Zacken versehen, dafür ist dieß aber der Milchzahn, den der bleibende und einfachere Zahn bereits ausstößt. An dem bleibenden Zahne dagegen finde ich zwischen H. leucurus und H. Pharaonis keinen andern Unterschied, als daß im Unterkiefer der hintere Saum stärker hervorspringt. Dasselbe gilt für H. penicillatus.

*) Ann. des sc. nat. 2. série. VIII. (1837) p. 251.

**) Von mir a. a. O. tab. CXVI. D. abgebildet.

Desto begründeter ist das von der Ausdehnung der Höckerzähne hergenommene Merkmal. Dasselbe gilt insbesondere von dem hintersten des Oberkiefers und noch mehr von dem des Unterkiefers. Während dieser bey H. Pharaonis, numidicus, caffer und pulverulentus nur rudimentär ist, steht er dagegen bey H. leucurus an Größe nicht sonderlich dem Reißzahne nach und läßt sich gleich diesem, dem er auch in der Gestalt ähnelt, in eine vordere Hälfte mit drey kurzen Zacken und in eine hintere, die ebenfalls zweymal eingekerbt und innerlich noch einen kleinen Höcker hat, eintheilen. Auch bey H. penicillatus ist der untere Höckerzahn sehr entwickelt, wenn gleich nicht in demselben Maaße, wie bey H. leucurus.

Wenig Gewicht ist auf die von der Schädelform entlehnten Merkmale zu legen, noch weniger darauf, ob der Augenhöhlenring hinten geschlossen oder frey ist, da bey einer und derselben Art bald das Erstere, bald das Letztere der Fall ist. Auch ist bey H. leucurus der Jochbogen eben so breit und eben so abstehend als bey H. Pharaonis; sehr in die Höhe gekrümmt ist er bey H. penicillatus. Eher möchte in der gedrängteren Schädelform bey H. leucurus eine leichte Eigenthümlichkeit zu bezeichnen seyn.

Somit bleiben für Ichneumia nur zwey Merkmale übrig, nämlich die Behaarung des Mittelfußes und die größere Entwicklung der Höckerzähne, was jedoch höchstens zur Errichtung einer Untergattung berechtigen darf.

C. Beschreibung einiger neuer oder wenig bekannter Säugthiere, welche von Herrn Baron von Hügel in Indien gesammelt wurden.

Als ich im Laufe dieses Sommers zum Behufe wissenschaftlicher Arbeiten die reiche zoologische Sammlung zu Wien besuchte, deren Benützung mir mit der größten Liberalität gestattet wurde, erregten die von Herrn Baron Karl von Hügel in Indien gesammelten zoologischen Objecte meine besondere Aufmerksamkeit, da diese durch den Handel immer noch am schwersten zu beziehen und daher in den meisten unserer Sammlungen nicht zahlreich vorhanden sind. Mit den aus dieser Quelle herrührenden Fischen Kaschmir's hat uns der durch seine ausgezeichneten ichthyologischen Arbeiten rühmlichst bekannte Herr Inspector Heckel bereits vertraut gemacht und die übrigen Novitäten aus den andern Klassen werden in gleicher Weise an die Reihe kommen. Da ich mich seit mehreren Jahren mit der Bearbeitung der Säugthiere vorzugsweise befasse, so haben mich diese in der erwähnten Sammlung indischer Thiere natürlich am meisten interessirt, und weil mir die Bewilligung hiezu verstattet wurde, werde ich einige der neuen oder wenig bekannten Arten hier zu Publicität bringen. Ausführlicher und von den nothwendigen Abbildungen begleitet, werden alle diese Gegenstände bearbeitet werden in der zoologischen Abtheilung, welche Herr Baron von Hügel seiner Reisebeschreibung beygeben wird, mit deren Abfassung er eifrigst beschäftigt ist und von der wir die lehrreichsten Aufschlüsse über das Wunderland Indien zu erwarten haben.

1. Aegoceros (Capra) Falconeri Hügel.

Der Herr Baron von Hügel hatte während seiner Reise in dem Himalaya von zwey wilden Arten aus der Gattung Aegoceros *) reden hören: die eine von den Eingebornen als wilde Ziege, die andere als wildes Schaf bezeichnet. Ein Weibchen dieser Gattung, das in dem höchsten Theile des Himalaya gefangen worden, wurde ihm lebendig gebracht; es war ungehörnt, von der Größe einer großen gewöhnlichen Ziege, von fahler Farbe, aber so wild und unzähmbar, daß er es mußte tödten lassen. Unter den zahlreichen Verlusten an gesammelten Gegenständen, welche der Herr Baron auf seiner Reise erlitt, ist auch das Fell dieser Ziege mitbegriffen.

*) Unter diesem Namen begreife ich, nach Pallas Vorgang, die Ziegen und Schafe zusammen. Die Gründe für diese Vereinigung sind in meiner Fortsetzung von Schreber's Säugth. (Band V. S. 1276) angegeben.

Während seines Aufenthaltes in Kaschmir trug der berühmte Reisende Sorge, einen Eingebornen im Präpariren von Thierhäuten zu unterweisen und ihn zu vermögen, Reisen in die höchsten Theile des tibetanischen Himalayas zu unternehmen, um daselbst Sammlungen zu machen, die dem Besteller nachgeschickt werden sollten. Die erste Sendung von diesem gewandten Eingebornen ist vorigen Jahres glücklich in Wien eingetroffen. Unter einer beträchtlichen Anzahl von Vögeln, Pflanzen und Sämereyen befindet sich auch das Fell einer wilden, bisher unbeschriebenen Ziege. Freyherr von Hügel hat ihr den Namen Capra Falconeri beygelegt, zu Ehre seines Freundes Hugh Falconer's M. D. Direktors des botanischen Gartens zu Saharanpur, eines in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mannes, der sich mit unermüdetem Eifer dem Studium der Naturgeschichte hingegeben und durch wichtige wissenschaftliche Arbeiten einen ehrenvollen Namen in der gelehrten Welt sich erworben hat. Indem ich die Beschreibung, die mir der Herr Baron von der erwähnten Wildziege mitgetheilt hat, im Nachfolgenden zu Grunde lege und ihr noch zufüge, was mir die eigene Anschauung des ausgestopften Thieres ergeben hat, gehe ich jetzt zur Schilderung desselben über.

Die eingesandte Ziege ist ein Männchen von der Größe des größten zahmen Bockes und durch die Form der gewaltigen Hörner ist sie von den übrigen wilden Ziegenarten, (der Bezoarziege, von der jetzt das k. k. Naturalienkabinet ein überaus großes Exemplar besitzt, ferner dem Jyaral, den man neuerlich den Antilopen zuweisen will, und der Kaoppernziege) auffallend verschieden. Vielleicht könnte Moorcroft's Wildziege, die er von Ladak erwähnt, zu unserer Art gehören, doch läßt sich hierüber keine Auskunft geben, da der englische Reisende nicht die mindeste Charakteristik von ihr mitgetheilt hat.

Die Hörner von Capra Falconeri stehen an der Wurzel dicht aneinander, und jedes richtet sich dann bogenförmig auf- und abwärts, um einen großen in einer Fläche liegenden Halbkreis zu bilden; hierauf dreht es sich rückwärts und wendet sich endlich mit der Spitze wieder auswärts. Diese

Hörner sind stark von beyden Seiten zusammengedrückt, ohne eine vordere, mit knorrigen Querleisten belegte Fläche zu bilden, sind also keine Steinbocks-, sondern ächte Ziegenhörner, mit zwey Kanten. Die innere (einander gegenseitig zugekehrte) Seite dieser Hörner ist anfangs platt und wird allmählig gegen das Ende concav. Die äußere Seite ist gewölbt und verschmächtigt sich nach hinten in die hintere scharfe Kante. Im weiteren Verlaufe wird das Horn platter. Die hintere scharfe Kante hat 10 ziemlich tiefe Quereinschnitte, die anfangs ohngefähr 3 und hernach 5 Zoll von einander abstehen; außerdem ist die ganze Oberfläche von vielen Querrunzeln durchzogen, welche indeß gegen das Ende auf der Innenseite ganz verwischt sind. Jedes Horn mißt von der Wurzel bis zur Spitze in geradem Abstande zwey Fuß, nach der Krümmung aber 3 Fuß 4 Zoll; die beyden Spitzen, wo die Divergenz der Hörner am größten ist, sind 2 Fuß 3 Zoll von einander entfernt.

Die Behaarung ist kurz, reichlich und grob. Auf dem Rücken sind die Haare länger (an 3 Zoll) und sie bilden daselbst eine Art Mähne. Ein langer Ziegenbart fällt vom Kinne herab und vermengt sich mit den (an 10 Zoll) langen Haaren, die von dem Vorderhalse und der Brust bis gegen die Kniee herabhängen. Die Ohren sind nicht besonders lang und aufgerichtet; der kurze Schwanz ist aufwärts gekrümmt; vorn am Handwurzelgelenk findet sich eine schwielige Stelle.

Die einzelnen Haare sind im Allgemeinen weißlich und werden gegen die Spitze röthlich braun. Die Hauptfarbe ist schmutzig weiß mit brauner Schattirung an vielen Stellen. Das Hervortreten des Weißen am Rumpfe mag von der Jahreszeit, in welcher das Individuum erlegt wurde, herrühren, indem an vielen Partheien bereits die braunen Haarspitzen abgerieben waren; bey frischer Behaarung mag der röthlich braune Ton die Hauptfarbe ausmachen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nr. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. August 1839.

1. Von Herrn Professor Dr. A. Wagner.

(Fortsetzung.)

C. Beschreibung einiger neuer oder wenig bekannter Säugthiere ꝛc.

Die Bauchseite ist lichter als die Rückenseite. Der Raum zwischen der Stirne und der Schnautze, die lange Mähne des Vorderhalses, die Vorderbeine und die Hinterfüße sind schmutzig gelblichweiß. Die Schnautze, das Kinn, ein breiter Ring um die Vorderbeine oberhalb der Handwurzel, und die Schienbeine sind kastanienbraun; der Kinnbart fast schwarz. Die Hörner sind gleichfalls schwarz.

2. Semnopithecus jubatus nob.

Aus den südlichen Theilen Indiens hat Herr Baron von Hügel zwey Exemplare einer Art Schlankaffen mitgebracht, die ich unter obigem Namen als neu und bisher unbeschrieben aufstelle. Die ganze Gestalt ist die gewöhnliche leichte der Schlankaffen. Die Behaarung ist dicht und reichlich. Auf dem Kopfe findet sich kein Haarwirbel oder Kamm, sondern von der Stirne und den Wangen an richten sich die langen Kopfhaare gleich rück- und seitwärts und fallen lang im Nacken und an den Halsseiten herab, ziehen sich auch in rückwärts gekehrter Richtung, obgleich kürzer als am Hinterhaupt, um das Kinn herum. Diese eben beschriebene Kopfbehaarung hat eine lichtbräunlich gelbe Farbe, wobey an den Wangen und unter dem Kinn mehr der bräunliche Ton vorherrscht. Der übrige Körper ist einförmig und glänzend kohlschwarz; auch Gesicht, Ohren und Krallen sind schwarz, dagegen die Gesäßschwielen lichtgelblich. Längs der Stirne verläuft ein Querstreif starrer schwarzer, aufwärts und etwas vorwärts gewendeter Haare; auch Gesicht, Lippen und Vorderrand des Kinns haben starre schwarze Haare aufzuweisen.

Die Länge des Körpers in gerader Linie beträgt 1 Fuß 8 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß 5 1/2 Zoll. Die Eckzähne sind sehr groß, daher das beschriebene Thier ausgewachsen und alt.

Der Semnopithecus jubatus unterscheidet sich durch die schlichthaarige und lichte Perücke so sehr von allen andern Schlankaffen, daß er mit keinem verwechselt werden kann; nur der Semnopithecus cucullatus, mit dem uns Isid. Geoffroy bekannt gemacht hat, könnte für identisch mit ihm angesehen werden, indem er auch einen lichtbräunlichen Kopf und dunkle Färbung des übrigen Körpers hat. In beyderley Beziehung ergeben sich jedoch auffallende Differenzen. Bey S. cucullatus sind (nach Geoffroys Angabe, woher mir diese Art allein bekannt ist) die Haare auf der Oberfläche des Kopfes nicht länger als die an den Giedmassen (1 — 1 1/2″) und erst an den Ohren kommen sie fast an Länge den längsten des Leibes (die 2 — 4″ lang sind) gleich; von herabwallenden Haaren ist hier keine Rede, und der Kopf sieht daher in der Abbildung bey der Geoffroy'schen Art als wie von einer straubigen Pelzmütze bedeckt aus. Ferner sind bey S. cucullatus Leibesseiten, Lenden und Hinterbacken nur von brauner Farbe; die Mittellinie des Rückens, die Schenkel, Schienbeine und Oberarme nur schwärzlich; lediglich die Vorderarme, Hände und

der Schwanz sind ganz schwarz. Man könnte nun zwar muthmassen, daß die braune Färbung bloß den jungen Zustand bezeichne; da indeß Geoffroy in seiner Beschreibung sich auf mehrere, von verschiedenen Sammlern übersandte Exemplare beruft, so ist nicht wohl anzunehmen, daß hierunter ältere Individuen nicht vorfindlich waren, um so weniger, da der französische Zoolog die Länge noch größer (zu 1′ 10″) als an unsern Exemplaren angiebt. Hätte Geoffroy eine Angabe von der Vertheilung und Richtung der Kopfhaare beygefügt, so könnte vielleicht hieraus auch noch ein weiteres Unterscheidungsmerkmal zwischen beyden Arten sich ableiten lassen.

3. Sus cristatus nob.

Als ich vor fünf Jahren meine Monographie der Pachydermen *) niederschrieb, war ich noch der Meynung, daß sich in Indien und auf den Inseln, die sich vom indischen Meere in östlicher Richtung nach dem australischen Archipel fortziehen, nicht mehr als zwey Arten von Schweinen, nämlich das gemeine und der Babirussa, vorfinden. Zwar hatte Lesson noch eine dritte Art als Sus papuensis aufgestellt, die sich insbesondere durch die Zahnbeschaffenheit auszeichnen sollte, allein ich habe ihm schon damals nachgewiesen, daß er das Milchgebiß eines jungen Thieres für das bleibende des alten angesehen hatte, und daß sein Papu-Schwein weiter nichts als eine Rasse des gemeinen Schweines und wahrscheinlich nur ein verwilderter Zweig der chinesischen Rasse ist. Somit blieb ich für Indien und die südasiatische Inselwelt auf die beyden vorhin angeführten Arten beschränkt.

Seit dieser Zeit hat man jedoch eine weit größere Anzahl von Arten in jenen Gegenden kennen gelernt, und es sind von dorther nicht weniger als fünf neue Arten zu den beyden bekannten ältern zugefügt worden. Zuerst zählten Temminck und Schlegel zwey neue Arten von Java auf, denen sie den Namen Sus vittatus und verrucosus beylegten. Von diesen beyden verschieden führt Ersterer eine dritte Art auf Sumatra und eine vierte

*) Schreber's Säugth. VI. Thl.

*) Ebend. S. 455.

von Japan *) an. Wie diese beyden noch ohne systematischen Namen umhergehen, so fehlt von den vier erwähnten Arten überhaupt eine Beschreibung, so daß sie mir, da ich auch keine Originale gesehen habe, zur Zeit noch ganz unbekannt sind. Nur von einer fünften Art, die auf Borneo vorkommt und Müller **) Sus barbatus genannt hat, liegt eine Beschreibung vor.

Vom Festlande Indiens hat nun auch Freyherr von Hügel ein Exemplar eines Wildschweins dem k. k. Naturalienkabinet in Wien übergeben, das Jeder auf den ersten Anblick für gänzlich verschieden von unserm gemeinen Wildschwein erklären wird. Ehe ich mich auf eine weitere Vergleichung mit den übrigen Arten, von denen uns eine Beschreibung vorliegt, einlasse, will ich zuerst eine Schilderung desselben liefern. Es ist ein junges Thier, das noch nicht seine vollständige Größe erreicht hat. Die Gestalt ist ganz schweinsähnlich. Der ganze Körper ist spärlich mit Borsten besetzt, so daß die Haut durchschimmert; am dünnsten stehen sie am Bauche, und der Hinterbauch ist fast ganz nackt. An Füssen und Schnautze sind die Borsten kurz, und hinter den Ohren findet sich ein großer, fast nackter Fleck. Die Haare sind rückwärts gerichtet, und in der untern Hälfte der Wangen bilden sie einen Bart, wie bey Phacochoerus Aeliani. Auf der Stirne sind die Borsten lang und bringen längs des Rückens, indem sie hierbey allmählig kürzer werden, eine Art liegender Mähne hervor.

Ueber und unter den Augen, und in der Mitte der Oberlippe stehen lange schwarze Borsten. Die Ohren sind groß und breit, außen nackt, nur mit einzelnen Haaren. Innen stehen lange Haare an beyden Rändern, so wie auf drey Längsrippen, die das innere Ohr durchziehen.

Die Farbe ist licht gelblichbraun und schwarz melirt, indem die meisten Haare schwarz sind mit langer gelbbräunlicher Spitze, doch mischen sich, zumal am Widerrist, viele ganz schwarze Haare ein. Füsse und Schnautze sind mehr lichtbräunlich;

*) Tijdschrift voor natuurl. geschieden. V. 4. (1839) p. 287.

*) Ebend. V. 1, 2. (1838) p. 149.

die Haare am Bauche schmutzig weißlich. Ueber der Handwurzel findet sich ein undeutlicher schwarzer Fleck. Der Schwanz ist fast nackt, bloß mit einzelnen Härchen besetzt; am Ende trägt er eine Quaste.

Länge in gerader Linie . . .	2′	8	1/2″
— nach der Krümmung .	3		1/2
— des Schädels bis zur Ohrwurzel	0	8	1/2
— der Schwanzrübe . .	0	6	
— der Schwanzrübe mit dem Pinsel	0	8	
— der Ohren	0	3	1/4

Es ist schon erwähnt, daß diese Beschreibung nach einem jungen Thiere entworfen ist. Nach der Mittheilung des Freyherrn von Hügel wird die Art größer, ohne jedoch die Größe unsers Wildschweins zu erreichen.

Dieses eben beschriebene indische Wildschwein kommt in der spärlichen Behaarung, der Auszeichnung eines Backenbartes, der Schwanzbildung und der lichten Färbung mit dem Sus barbatus von Borneo, wie dieses uns neuerdings durch Müller geschildert worden ist, so sehr überein, daß ich in der Beschreibung des letzteren keine andern Abweichungen finde, als daß er die Borsten an Stirne und Hinterkopf kurz, die Farbe des Rückens nur fahl ockergelb, des Bauches zum Theil schwarz und der Füsse dunkler nennt. In wie weit Uebereinstimmung oder Differenz in der Schädelform und dem Gebiße beyderley Thiere stattfindet, weiß ich nicht; dem Aeußern nach scheint jedoch die Aehnlichkeit so groß, daß beyde entweder nur einer und derselben Species angehören, oder doch wenigstens ganz nah verwandte Arten ausmachen. Zu einer definitiven Entscheidung hierüber kann man aber nur dann gelangen, wenn man beyderley Wildschweine nach ihrer äußern und innern Beschaffenheit durch unmittelbare Anschauung mit einander zu vergleichen im Stande ist. Der von mir gegebene specifische Namen soll daher nur eine provisorische Gültigkeit haben.

4. Rhinoceros javanus Cuv.

Bey Ausarbeitung meiner Beschreibung der Gattung des Nashorns hatte ich zur unmittelbaren Betrachtung nur zwey Arten vor mir: das indische Nashorn in einem alten lebenden Individuum, und eine von mir neu aufgestellte Art, das Rhinoceros cucullatus nach einem Exemplare der hiesigen Sammlung. Hinsichtlich der übrigen Species konnte ich mich nur an die vorliegenden Beschreibungen halten. Es war mir deßhalb sehr erfreulich, daß ich dießmal in Wien Gelegenheit hatte ein ausgestopftes Exemplar vom javanischen Nashorn zu sehen, das zwar nicht von der Reise des Freyherrn von Hügel, sondern aus ältern Zeiten herrührt, das ich aber gleichwohl hier nicht unerwähnt lassen will, um meine früher gegebene Beschreibung von dieser Art zu vervollständigen und so einen kleinen Beytrag zur sichern Kenntniß derselben zu liefern.

Das javanische Nashorn könnte nur mit dem indischen verwechselt werden, von dem es sich jedoch, um bloß der Hauptpuncte zu erwähnen, durch Schädelform, Faltenwurf und die Form der Höckerchen oder Schildchen, womit die Haut besetzt ist, unterscheidet.

Ueber den ersten Punct habe ich nichts weiter beyzubringen, da dieser durch meine Vorgänger bereits erledigt ist.

Was den Faltenwurf betrifft, so ist in dieser Beziehung die Beschreibung und Abbildung von Fr. Cuvier ungenügend und zum Theil unrichtig, dagegen ist Horsfield's Abbildung und die Beschreibung von Desmarest und G. Cuvier im Einklange mit dem Wiener Exemplare. An diesem verhält sich der Faltenwurf folgendermassen.

Der Oberhals hat an seinem Anfange und an seinem Ende je eine erhöhte Falte; in der Mitte einer jeden Halsseite stoßen diese beyden Falten zusammen und bilden demnach einen förmlichen, auf dem Halse aufliegenden Sattel, der beym indischen Nashorn nicht vorkommt. Nach der Vereinigung beyder Falten in eine läuft diese senkrecht am Halse gar herab. Die erwähnten Falten sind nicht vertieft, sondern bilden erhabene, mit starken Höckern zackig besetzte Rippen. Vor diesem Sattel, aber etwas tiefer anfangend, liegt dicht hinter dem Kopfe eine kleine, winkelig gebogene Falte, und hinter und unter dem Sattel eine an-

dere kleine gerade, die gegen das Ende der vom letzteren herabgehenden starken Falte verläuft.

Hierauf folgt der Schulterpanzer, der dadurch gebildet wird, daß am Anfang des Widerristes eine tiefe Rinne vor und eine andere am Ende derselben hinter dem Vorderarme herabläuft, welche beyde Längsrinnen durch eine quer über das Vorderbein verlaufende mit einander verbunden werden. Dieser Schulterpanzer ist nicht weiter durchschnitten, während beym indischen Nashorn auf selbigem von der vordern Falte aus eine andere schief rückwärts gegen das hintere Theil des Widerristes aufsteigt.

Der Leib- und Lendenpanzer wird bey beyden Arten auf ähnliche Weise gebildet. Von der Kruppe läuft vor den Schenkeln eine Hohlkehle herab, und sondert beyderley Panzerstücke. Das hintere ist durch eine Querrinne vom Hinterbeine geschieden und hat in seiner Mitte eine gegen den After verlaufende Querrippe.

Sehr abweichend sind endlich beyde Arten in der Form der Höcker oder Schildchen, mit welchen die Haut besetzt ist. Bey der indischen Art sind sie im Umfange rundlich und haben die Größe eines Thalers bis zu der eines Silberkreuzers; am größten sind sie auf dem Lendenpanzer, wo sie sich am deutlichsten als erhöhte, abgestutzt konische, in der Mitte vertiefte hornige Schildchen zeigen; kleiner sind sie am Schultergürtel und auf der Außenseite der Beine, am kleinsten aber an den Leibesseiten. — Am javanischen Nashorn sind diese Schildchen nicht rund, sondern unregelmäßig mehrseitig, meist fünf- oder sechsseitig, und haben einen deutlichen innern Saum, der parallel mit der Contur des äußern Randes verläuft. Die Haut ist dicht mit diesen kleinen, harten und stark hervorragenden Schildchen oder Höckern besetzt, die auf den Beinen am stärksten sind und $\frac{1}{2}$ Zoll, manchmal auch etwas mehr, im Durchmesser haben. Nach Horsfield's Angabe hat jedes Schildchen eine vertiefte Mitte; am Wiener-Exemplar ist dieß jedoch nicht der Fall, indem die Oberfläche glatt ist, was vielleicht vom Reiben in der Gefangenschaft herrühren könnte.

5. Herpestes thysanurus nob.

Herr v. Hügel hat aus Kaschmir das Fell einer Manguste erhalten, dem zwar der Vordertheil der Schnautze fehlt und das auch an den Beinen etwas beschädigt ist, so daß es zu einem stattlichen Kabinetsstück nicht mehr paßt, welches aber sonst übrigens in gutem Stande ist, so daß man es hinlänglich mit andern Arten vergleichen, und mit Sicherheit bestimmen kann. Das Thier, von welchem dieß Fell herrührt, war erwachsen und gehört zu den kleinern Arten der Manguste. Es hat die gewöhnliche Form derselben, und einen langen Schwanz, der in seinen ersten zwey Dritteln buschig mit abstehenden und langen Haaren besetzt ist, im letzten Drittel aber einen Pinsel mit ziemlich langem Stiele darstellt, welcher letzterer nur dünn behaart, die Quaste dagegen mit langen Haaren dicht und voll besetzt ist. Die Ohren sind, wie gewöhnlich, kurz und abgerundet; die Krallen ziemlich stark.

Die Haare sind durchgängig braunschwarz, das gegen die Spitzen auch ins Rothbraune übergeht, und hell gelblich geringelt. An den längsten Haaren zählt man 4 dunkle und vier lichte Ringe, von welchen ein lichter die Wurzel umgiebt, und ein dunkler die mehr oder minder lange Spitze bildet. Auf dem Kopfe sind die dunkeln Ringe, statt braunschwarz, mehr rothbraun; an den Füßen dagegen, von Hand- und Fußwurzel an, mehr einfarbig dunkel braunschwarz. Die Unterseite des Leibes ist nur wenig lichter als die obere. Der Schwanz hat, so weit er die langen Haare trägt, die Färbung des Körpers; am Pinsel mit seinem Stiele sind die Haare dagegen glänzend pechschwarz. Die Krallen sind dunkel bräunlich.

Die Länge des Kopfes und Rumpfes zusammen beträgt nicht ganz 1′, der Schwanz mit dem Haarbüschel mißt 13″.

Durch Färbung und den langen Schwanzpinsel ist diese Art von allen andern asiatischen hinreichend unterschieden. Als Diagnose kann aufgestellt werden: H. minor, pilis fusco et albido-flavicante annulatis, pedibus fuscis, cauda longa penicillo magno aterrimo terminata.

(Wird fortgesetzt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 24. August.

Da das Königliche Geburts- und Namensfest in diesem Jahre auf den Sonntag fiel, wurde die öffentliche Sitzung zur Feyer desselben am vorhergegangenen Sonnabend gehalten. Hr. Geh. Rath v. Schelling, Vorstand der Akademie, eröffnete dieselbe mit folgenden Worten:

„Zur Vorfeyer des morgen bevorstehenden Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs, ihres erhabenen Beschützers, hat sich heute die Akademie öffentlich versammelt. Wenn am Tage einer solchen Feyer auch der Geringste im Volke sich als Glied der großen Familie empfindet, von welcher der König das Haupt ist, und wenn er im Freudegefühl der Bedeutung, welche auch ihm dieses Verhältniß ertheilt, alles aufbietet, den Tag zu einem Festtag zu machen, und ihn wenigstens durch stille, aufrichtig gemeynte, von Herzen kommende Gebete zu feyern bestrebt ist: so erhält eben dieser Tag für Männer wissenschaftlichen Berufes eine besondere Beziehung dadurch, daß sie in der königlichen Macht zugleich die höchste Gewährleistung und Bürgschaft aller geistigen Interessen erblicken. Denn wem könnte mehr daran gelegen seyn, daß einem Volk alle Wohlthaten geistiger Bildung in immer höherem Maß zu Theil werden, als Demjenigen, den die reichste und erhabenste Erfahrung belehrt hat, daß die menschlichen Dinge nicht durch blinde Gewalt, sondern allein durch Weisheit und hohe Intelligenz geleitet werden? Nicht wie unter barbarischen Völkern wird der christliche König durch das Schwert eingeweiht, mit dem er sich umgürtet, sondern durch die Krone, die er auf sein Haupt setzt, zum Zeichen, daß es der Geist allein ist, dem die Oberherrschaft gebührt, und der allein sie auch wirklich ausübt. Ist nun aber einem Volk ein König wie uns zu Theil geworden, dem einweihenden Blick's — um mit dem Dichter zu reden — bey der Geburt schon die Muse gelächelt; der mit allem, was die vergangene Zeit an großen geschichtlichen Erfahrungen zurückgelassen, seine Jugend genährt; der unter dem Druck einer argen Zeit nie an dem Geist und der Größe seiner Nation verzweifelt, und jene Denkmale vorbereitet hat, die sie einst und auf ewige Zeiten an alles, was in ihr sittlich- und geistig-Großes gelebt hat, erinnern werden; der,

als er zum Thron berufen ward, sein Erstes seyn ließ, der Stimme der Menschlichkeit für die letzten Reste und wenigstens für den Namen des Volkes, von dem einst alle ächt menschliche Bildung ausgegangen, Gehör und Wirkung zu verschaffen; der auch jetzt, unter den Mühen des schweren und mit Ernst erfüllten Herrscherberufes, seine Erholung in geistigen Beschäftigungen sucht; der endlich dieß alles, was ihn auszeichnet, dadurch adelt, daß er über sich einen Herrn erkennt — jenen, welcher die Macht und das Glück giebt, wem er will, dem die Reiche dieser Welt nur Gerüste sind für einen ewig bleibenden und dauernden Bau, zu dessen endlicher Verwirklichung, wollend oder nicht wollend, auch die gewaltigsten Herrscher beytragen: — ist, sage ich, einem Volk ein solcher König zu Theil geworden, ja, da dürfen Alle, die dem Geiste leben, in Ihm ein Werkzeug der Vorsehung verehren, Ihm und seinem Thun ihre herzlichste Theilnahme und ihre innigsten Wünsche zuwenden, und des Tages sich freuen, der Ihn der Welt und seinem Volke gegeben."

„Glücklich mögen die später Gebornen sich dünken, die in diese Zeit eines äußerlich tiefen Friedens gekommen sind nach einer von Vielen unter uns erlebten Vergangenheit reich an Scenen des Kriegs und der Zerstörung, wo es fester Entschlossenheit, großer Umsicht, zum Theil selbst der schmerzlichsten Opfer bedurfte, um nur die Hauptsache zu retten, den Grund, auf dem eine künftige glücklichere Zeit sich wieder aufbauen konnte. Aber eben jene Zeit hat auch Talente entwickelt, für die in einer friedlicheren kaum Raum gewesen wäre, gleichwie Vieles ihr zu verdanken ist, dessen froh zu seyn wir noch jetzt Ursache haben. Und so dürfen wir so wohl um des gegenwärtigen Glücks mit Einsicht uns zu erfreuen, als aus der nächsten Vergangenheit für künftig Mögliches Belehrung zu schöpfen, auch der Feyer des heutigen Tages gemäß erachten, wenn ein vorzüglich dazu Berufener mit Treue und Sachkenntniß das Bild des hervorragenden und einflußreichen Mannes uns zurückruft, dessen nächste Aufgabe in jener Zeit es war, das Schiff des bayerischen Staates durch die gefahrdrohenden Klippen als weiser und erfahrner Steuermann hindurch zu leiten, der aber in dieser Arbeit dennoch Zeit und Kraft, wie in den Gesinnungen des wohlwollendsten Königs, Maximilian Josephs, die Mittel fand, zu zeigen, was er in einer Zeit des Friedens und der allgemeinen Ruhe für Bayerns inneres Wohl und Gedeihen zu leisten vermocht hätte. Die bestimmteste Aufforderung, sein Andenken zu ehren, hat unsere Akademie, weil sie durch seinen Rath und unter seiner Einwirkung die Grundlagen erhalten, auf denen sie noch jetzt beruht, und weil es ihr, die, von allen Geschäften des Staates entfernt, nur der ruhigen parteylosen Betrachtung der Dinge gewidmet ist, am ehesten zusteht, ihr Zeugniß für die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes abzulegen, der, in den seinem Beruf am nächsten liegenden Kenntnissen selbst als Gelehrter hochzuachten, den Werth und die Wichtigkeit aller Wissenschaften zu erkennen, ihren Geist zu ahnden, ihre Erfindungen zu würdigen, das Genie zu unterscheiden wußte; der eben darum von uns bis an sein Ende hochverehrt auch von seiner Seite stets in einem befreundeten Verhältniß

zu uns geblieben ist. Ich lade Herrn Staatsrath Baron von Freyberg, Secretär der historischen Classe ein, dieser hohen Versammlung seine Gedächtniß-Rede auf unser vieljähriges, jetzt verewigtes Ehrenmitglied, den königlich-bayerischen Staats-Minister Grafen von Montgelas vorzutragen."

Hierauf las Freyherr von Freyberg die gedruckte und seitdem der J. G. Cotta'schen litterarisch-artistischen Anstalt in Verlag gegebene Rede zum Andenken des berühmten Staatsmannes in zweckmäßigem Auszuge vor, da für dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung die Zeit nicht gegeben war. Nach Beendigung dieses Vortrages sprach der Vorstand der Akademie folgende Worte:

„Unter den Rechten, welche der Akademie ertheilt sind, hat sie immer als eines der schätzbarsten angesehen, Personen von hohem Stande oder hohem Range, die sich durch Kenntniß und Liebe der Wissenschaft auszeichnen, von denen sie Wohlwollen, Hülfe und Unterstützung erhalten hat oder sich versprechen darf, unter dem Titel als Ehrenmitglieder mit sich vereinigen zu dürfen. Die Akademie hat indeß längere Zeit von diesem Rechte keinen Gebrauch gemacht, so viele hohe Ehrenmitglieder ihr auch in den letzten Jahren durch den Tod entrissen worden."

„Längst wünschte sie Seiner Hoheit Herzog Maximilian in Bayern diese Huldigung einer tiefgefühlten Verehrung darbringen zu dürfen. Es gereicht dem Redner zum lebhaftesten Vergnügen, der Akademie ankündigen zu können, daß Se. Hoheit die Wahl zum Ehrenmitglied auf die huldvollste Weise anzunehmen geruht haben.

Auch Seine Majestät der König haben Allerhöchst Ihre Genehmigung dazu ertheilt. So möge denn in der Reihe unserer Ehrenmitglieder an der Stelle des unvergeßnen Herzogs Wilhelm in Bayern der Name seines würdigen Enkels glänzen, den unlängst ein edler Durst nach erweiterten, durch Selbstanschauung erworbenen Kenntnissen der Welt und des Menschen bis an die Ufer des Nils geführt, der glücklich heimgekehrt, durch die Erzählung seiner Reise Seinen Namen nah und fern allen denen theuer gemacht hat, die Geist und Gemüth, auf welcher Stufe der Gesellschaft sie sich finden, zu würdigen wissen."

Hierauf wurden die andern in der Sitzung am 27. July gewählten und von Sr. Maj. dem König bestätigten Ehrenmitglieder genannt.

Zuerst Seine Exc. Herr Carl von Abel, königl. Minister des Innern.

„Möge der geistvolle Minister (so äußerte sich der Redner) in dieser Wahl nicht bloß eine seiner hohen Stellung dargebrachte Huldigung sehen, möge er in derselben den würdigen Ausdruck der aufrichtigen Anerkennung seiner Verdienste um den Staat, seiner eben so wohlwollenden als einsichtsvollen Bemühungen für das Beste der wissenschaftlichen Anstalten des Landes überhaupt, und insbesondere der Akademie der Wissenschaften sehen, deren Angelegenheiten seiner obersten Leitung anvertraut sind."

Sodann wurden als erwählte Ehrenmitglieder ferner genannt:

Se. Exc. Herr Arnold Ritter von Mieg, königl. Staatsrath und Gesandter bey dem Bundestag in Frankfurt.

Herr Graf von Jenison-Wallworth, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Königs am französischen Hofe.

Herr Carl von Baur, königlicher General-Major und Chef des General-Quartiermeisterstabs.

„Reine Achtungsbezeugung für hohe wissenschaftliche Bildung (so äußerte sich der Vorsitzende) ward durch diese Wahl beabsichtigt, denn wer wüßte nicht, welchen Rang unter den intelligentesten Offizieren der bayerischen Armee, der deutschen Heere überhaupt — welchen unter den Kennern mathematischer und mechanischer Wissenschaften, der verehrte General einnimmt, den wir heute zum erstenmal als den unsern begrüßen?“

Nun folgten die Namen der neugewählten und von Sr. Maj. dem Könige bestätigten auswärtigen Mitglieder und Correspondenten. Diese sind:

In der mathematisch-physikalischen Classe:

Dr. Mirbel, Vorstand des botanischen Gartens und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris (auswärtiges Mitglied).

Dr. Wöhler, Professor der Chemie in Göttingen.

Dr. Dove, Professor in Berlin (beyde Correspondenten).

In der historischen Classe:

Dr. von Savigny, königl. preußischer geheimer Revisionsrath und Mitglied des Staats-Raths.

Dr. Eichhorn, geheimer Legationsrath und Professor in Berlin (auswärtige Mitglieder).

Dr. Warnkönig, großherzoglich badischer Hofrath und Professor in Freyburg.

Dr. Possart, Professor in Ludwigsburg.

Graf Giovanelli zu Trient (Correspondenten).

Als außerordentliches Mitglied war in der Sitzung am 27. July für die historische Classe ferner gewählt, und hierauf von Sr. Majestät bestätigt worden:

Dr. Joh. Nep. Buchinger, königl. erster Reichsarchivs-Adjunct.

In der philosophisch-philologischen Classe hatte dießmal keine Wahl stattgefunden, weil in ihr keine Stelle erledigt war.

„Wir beschließen diese Sitzung (so endigte der Redner) mit dem Rufe, der seinen Wiederhall in den Herzen aller Bayern findet:

Heil und langes Leben dem Könige! Glück und beständiges Wohl dem gesammten Königlichen Hause!“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Empedoclis Agrigentini Carminum Reliquiae. Illustravit Simon Karsten. Amstelodami 1838. Auch mit dem Titel: Philosophorum graecorum Veterum, praesertim qui ante Platonem floruerunt, Operum Reliquiae. Vol. alterum. 550 S. 8.

Es wird nirgends, weder in der Vorrede noch anderwärts gesagt, warum Hr. Karsten auf Xenophanes und Parmenides sofort den Empedokles folgen lasse, und den Melissus und Zeno übergehe; mit diesen beyden endet ja erst die ältere Eleatische Schule. Es wäre zu bedauern, wenn H. Karsten gegen das auf dem allgemeinen Titel seiner Schrift gegebene Wort die genannten ausschließen wollte, etwa weil sie in Prosa geschrieben, oder minder nachhaltig und eindringlich gewirkt haben u. dgl. m.; denn nach solcherley Rücksichten würden auch Diogenes der Apolloniate, Demokritus, Anaxagoras u. m. a., ja selbst Empedokles kaum aufzunehmen seyn; es ist aber sehr zu wünschen, daß einmal alle erhaltenen Fragmente der griechischen Philosophen und Physiologen vor Sokrates und Plato in einer Sammlung zusammengefaßt werden, damit sich desto leichter und sicherer übersehen lasse, was von jedem derselben geleistet worden, und was jeder den beyden vorgenannten Athenäern vorgearbeitet und zubereitet habe.

Es ist wünschenswerth, daß eine solche Sammlung von einem Manne veranstaltet und durchgearbeitet werde; was nicht zuviel gefordert seyn dürfte, da ja die meisten Fragmente aus der angegebenen Zeit zum Theil mehrmals schon gesammelt und bearbeitet worden sind, in neuerer Zeit zumal von Deutschen und Holländern. Von einem Manne aber diese Aufgabe ausgeführt zu sehen, ist darum wünschenswerth, weil dergleichen Sammlungen ohne Zuziehung der alten Berichterstatter und ohne daraus gezogene Erläuterungen und Herstellung einer Art Systemes wenig Nutzen schaffen und fördern können; die verschiedenen Sammler aber, jeder einen andern Gesichtspunct und andere philosophische Ansichten und philologische und geschichtliche Principien, mitbringen, die der Leser erst zu gewahren und abzuziehen hat, ehe er ganzen Glauben und Vertrauen schenken kann. Es ist gewiß der Wunsch jedes Philologen, daß die vielen einzelnen Sammlungen der Fragmente der alten griechischen Philosophen endlich einmal in eine einzige, vollständige vereinigt werden.

Was nun den Inhalt des gegenwärtigen Bandes betrifft, so handelt der erste Abschnitt S. 1—78 De Empedoclis vita et studiis. Die ersten 10 §§. sind der Untersuchung seiner Herkunft und seiner Lebenszeit gewidmet; dürftig, voller Widersprüche und durch die dritte und vierte Hand von solchen, die mehrere Jahrhunderte später gelebt haben, an uns überliefert, wie der größte Theil dieser Nachrichten ist, wird man nicht anders erwarten, als daß der Inhalt meist in Prüfung derselben bestehe, und das endliche Ergebniß leicht auf einem Blatte Platz habe. Rec. wünschte, bey solchen Arbeiten möchte Bayle's Verfahren in seinem Dict. hist. et critique nach Möglichkeit befolgt, der sichere Gewinn im Text und Zusammenhang aufgestellt, die Erörterungen und Beweisführungen aber in den Anmerkungen untergestellt werden; die mit Fleiß, ruhiger Besonnenheit und kritischer Klarheit geführte Untersuchung und das gewonnene Resultat würden hier und überall sich nur desto bün-

diger und eindringlicher herausstellen. — Von H. 11 S. 57 bis zu E. handelt H. Karsten von des Empedokles Schriften und Studien in derselbigen Weise. Hierauf folgen die Fragmente, griechisch, mit der lateinischen Uebersetzung gegenüber, und der Angabe der Quellen und der Var. Lect. unter dem Texte — bis S. 155. Daran schließt sich bis S. 304 der kritische und exegetische Commentar; auf diese Vorarbeiten gründet sich dann bis S. 517 die Darstellung der Philosophie und Physik des Empedokles; den Schluß machen Addenda und ein zweyfacher Index, der angeführten Schriftsteller und der griechischen Wörter nebst den wenigen Erratis — ein Vorzug der meisten ausländischen Ausgaben vor vielen deutschen.

Empedokles, ein älterer Zeitgenosse des Demokritus von Abdera und des Sokrates, war, wie alle ältern Philosophen Griechenlands, vorzugsweise Physiolog, und wird daher von Aristoteles sehr oft, nebst Demokritus und Platon's Timäus am öftesten angeführt; zufolge des beschränkten Umfanges der Kenntnisse seiner Zeit auf dem Felde der Natur ist er eigentlich mehr speculativer Physiker, als Naturforscher oder Philosoph in dem Sinne, wie diese Namen jetzo bey uns gelten; daher Magie und Sühnungen, Arzneykunde und Zauberey u. dgl. m. von seinem Bereich nicht ausgeschlossen waren. Seine Werke scheinen frühe selten geworden und schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung so gut als verschwunden zu seyn; kaum daß deren einige Theile noch der fleißige Simplicius gelesen hat. Von den Männern, die gleich nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, die einen dieses alten Weisen Bruchstücke zu sammeln angefangen, wie H. Stephanus u. m. a., die andern in seinem Sinn und Geist die Natur insgesammt und insbesondere betrachten und erforschen gewollt, wie Campanella und Maignan, hat hinlänglich schon Sturz in seinem Empedocles Agrigentinus zu Anfang der Praef. gehandelt; seine Ausgabe erschien i. J. 1805 Lpz. bey Göschen, auf XLII. und 704 S. gr. 8.; sie scheint demnach stärker und ist es, weil Sturz die Belege für die physiologischen Lehrsätze und Ansichten des Emp. aus den griechischen Commentatoren des Aristoteles u. a. in ihrer ganzen Ausdehnung vollständig mittheilt und in seine Erörterungen einflicht; ein Verfahren, das um so lobenswerther ist, je seltner jene alten Ausleger, Philoponus, Alexander von Aphrodisias, Simplicius u. a. auch auf größeren Bibliotheken sich finden, abgesehen davon, daß dergleichen Expositionen, mit den jedesmaligen Fragmenten zusammengehalten, gewissermassen eine Geschichte nicht nur der philosophischen, sondern oft auch der grammatischen Exegese vor Augen stellen; — Rec. hält demgemäß jenen — Ueberfluß, wenn man es so nennen will — für einen Vorzug der Sturzischen Bearbeitung. Nach Sturz haben unter uns H. Ritter in Wolfs Analekten eine Darstellung der Philosophie des Emp. nach ihrem Inhalt und geschichtlichen Bezug zu anderen früheren Systemen zu geben versucht, deßgleichen Lommatzsch in dem Buch: die Weisheit des Empedokles, nach ihren Quellen philosophisch gearbeitet, nebst einer metrischen Uebersetzung Berlin 1830; dazu kommt Brandis theils im Rheinischen Museum theils in seiner Geschichte der alten Phil. Bd. I., wo die bedeutendsten Fragmente wohl alle in den Noten beygebracht sind. Mit den Leistungen dieser Vorgänger, die Hr. Karsten alle gekannt und benutzt hat, ist nun seine Arbeit kürzlich zu vergleichen und dasjenige mit wenigen Worten anzugeben, was ihr einen eigenen Werth verleiht. Im allgemeinen besteht dieses in einer klaren rein lateinischen Darstellung und einer höchst erfreulichen lobenswerthen Behutsamkeit und Enthaltsamkeit von jeder Einmischung jüngerer Lehrmeynungen und philosophischer Anfragen an die alten Fragmente, die schon zu ihrer Zeit nicht auf alles Antwort gaben, geschweige daß sie den Fragen des neueren Fürwitzes Rede stehen möchten. Hr. Karsten führt keinen Gedanken weiter als ihn Emp. selbst geführt hat, er wendet keinen auf Puncte, die nicht im Gesichtskreise des Agrigentiners lagen, und will nicht mehr finden und wiederherstellen, als soweit eben die erhaltenen Trümmer reichen; auch mischt er nicht Begriffe der neueren Philosophie ein, was bey Lommatzsch öfter begegnet; davor bewahrt schon sehr leicht die latein. Sprache und die Sorgfalt für den Ausdruck in derselben. Gleichwohl philosophirt, oder richtiger zu sagen, erörtert selbstthätiger Hr. Karsten die in den Fragmenten überliefer-

ten Gedanken, als es Sturz — gefliſſentlich — gethan hat; Malui etiam simpliciter narrare (ſagt Sturz Praef. p. XLI), quae Empedocles philosophatus esse diceretur ab antiquis scriptoribus, quam ipse philosophari, aut narrationem meam immixtis philosophorum recentiorum commentis barbarisque vocabulis sine ulla necessitate obscurare. Nach dieſen und ähnlichen Aeußerungen mehr, muß das etwas harte Urtheil Hrn. Karſtens über dieſen ſeinen Vorgänger wohl doch etwas ermäßiget werden; er ſagt in der Praef.: Sturzianum opus exemplum est laboris et diligentiae, quae dotes in illo viro singulares fuere, quibus si par accessisset ingenium et judicium, haud multum sane requirendum posteris reliquisset. Sturz, durch die vollſtändige Sammlung aller Stellen, die von Emp. ſprechen, hat wirklich wenig zu thun übrig gelaſſen; denn die philoſophiſche Auffaſſung und Auslegung dieſer Fragmente wird immer und immer nach den neuen und neueſten Syſtemen und ihren Hauptfragen ſich etwas abändern. Herr Karſten hatte demnach hauptſächlich nur in den ſeit Sturz'ens Zeiten aufgefundenen Quellen, oder in den durch Benutzung alter und guter Handſchriften bereicherten Ausgaben, wie namentlich der Berliner Ausgabe des Ariſtoteles u. m. a. nachzuſehen, was für Gewinn den dort erhaltenen Fragmenten des Emp. erwachſen ſey. Von der erſten Art lieferte das wichtigſte Amad. Peyron in: Empedoclis et Parmenidis fragmenta e Cod. Taurin. Bibl. restituta und nachher bey Gaisford in den Poeta e minores graeci Vol. III. p. 284 fg. ed. Lips. Was auf dieſem Wege theils neues, ſo geringfügig es ſeyn mag, theils zur Verbeſſerung der Textesfragmente und ihrer Erklärung ſich auffinden ließ, alle das hat Hr. Karſten aller Orten zuſammengeſucht (vielleicht bis auf etliche einzelne Wörter bey Schneidawin, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt), und kritiſch geprüft und erläutert; und eben in der kritiſchen Behandlung liegt der Hauptwerth dieſer neuen Ausgabe, zumal H. Karſten hier immer höchſt beſonnen bleibt und behutſam verfährt. Des fleißigen Sturz Sammlung zählt 426 Verſe und Verſtrümmer; die des H. Karſten 448, nebſt einer Zugabe von Stellen, wo Empedokles gelegentlich aus dem Gedächtniß und nicht wortgetreu von einem oder dem andern Alten genannt wird; dieſerley Anführungen hat Sturz meiſtentheils gleich in ſeine Auseinanderſetzung des Lebens der Studien und Philoſophie des Emped. verflochten. Durch Herſtellung eines reineren und ſichreren Textes, und geſunde philologiſche Erläuterung desſelben, ſo wie durch die darauf gebaute im Ganzen erſchöpfende Expoſition der phyſiologiſchen Lehren und Meynungen hat Hr. Karſten jeden Leſer ſehr gefördert, namentlich denjenigen, der an das Quellenſtudium der Geſchichte der griechiſchen Philoſophie mit unbefangenem Sinn und hellem Verſtande gehen will. In der Anordnung und Aufeinanderfolge der Fragmente weichen die beyden mehr genannten Herausgeber häufigſt von einander ab; darüber läßt ſich mit keinem von ihnen rechten; jeder aufmerkſame, und den Ideen des alten Phyſiologen achtſam folgende Leſer wird nach ſeiner Anſicht combiniren, hie und da Zerſtreutes verbinden, dagegen hier Beyſammenſtehendes trennen. Was Rec. bey Sturz und auch bey H. Karſten vermißt, das iſt die Sphaera Empedoclis; — zwar iſt ſie dem Agrigentiner untergeſchoben und aus viel ſpäterer Zeit; allein eben zur Charakteriſtik des herrſchenden Geiſtes ihrer Zeit iſt ſie doch auch ein kleiner Beytrag von ſo geringem Umfang, daß dieſer um ſo mehr hätte beygegeben werden können, je ſeltener dieſe Sphaera gedruckt iſt; Rec. wenigſtens hat nie eine beſondere Ausgabe derſelben geſehen, er kennt ſie nur in Fabricii Bibliotheca graeca.

Pr. K.

Königliche Akademie der Wiſſenſchaften.

Allgemeine Sitzung am 28. July 1839.

I. Der Vorſtand der Akademie publicirt:

1) ein allerhöchſtes Reſcript ddo. Rom 6. May 1839, durch welches die in der allgemeinen Sitzung der ordentlichen Mitglieder am 23. März durch Stimmenmehrheit geſchehene Wahl des Hrn. Geh. Raths v. Schelling zum Vorſtand der Akademie auf weitere drey Jahre beſtätigt wurde.

2) ein Ministerial-Reskript vom 26. May, laut dessen Seine Majestät der König die zur Wiederbesetzung der in der mathematisch-physikalischen Classe erledigten Stellen vorgenommenen Wahlen des königl. geh. Raths Hrn. Dr. v. Walther und des zweyten Conservators des botanischen Gartens, Hrn. Prof. Dr. Zuccarini zu ordentlichen Mitgliedern dieser Classe allergnädigst zu bestätigen geruht haben.

3) ein Ministerial-Rescript vom 3. May, die allerhöchste Bewilligung Sr. Majestät des Königs für Herrn Conservator und Prof. Dr. v. Martius zur Annahme des ihm von Sr. Majestät dem Könige von Schweden verliehenen Nordstern-Ordens enthaltend.

II. Wurden die von auswärtigen Mitgliedern und Correspondenten eingekommenen Dankschreiben für ihre Diplome theils erwähnt, theils mitgetheilt.

III. Wurde die Wahl von neuen Ehrenmitgliedern, auswärtigen Mitgliedern und Correspondenten, dann eines außerordentlichen Mitgliedes vorgenommen, welche noch die allerhöchste Bestätigung erwarten.

IV. Mit Vorlage des Verzeichnisses der eingekommenen Büchergeschenke wurde die Sitzung geschlossen.

Verzeichniß

der seit dem 1. Januar 1839 bey der k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(In alphabetischer Ordnung).

I. Vom Inlande.

Von gelehrten Gesellschaften.

Von dem historischen Verein für Oberbayern:

1) Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. Erster Band. Erstes Heft 1839. 8.
2) Erster Jahresbericht. Für das Jahr 1838.

Von dem historischen Verein für die Oberpfalz und Regensburg.

Verhandlungen desselben. Ersten Bandes 4tes Heft. 1839. 8.

Von dem historischen Verein für Unterfranken und Aschaffenburg:

Vereinszeitschrift. Fünften Bandes 2tes Heft.

Von dem General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern:

Programm zu dem Central-Landwirthschaftsfeste in München am 6. October 1839.

II. Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben vom Aug. 1836 bis July 1838. Basel 1838. 8.

Von der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft:

Verhandlungen derselben bey ihrer Versammlung zu Basel den 12. 13 u. 14. Sept. 1838. 23te Versammlung. Basel 8.

Von der k. Akademie d. W. zu Berlin:

Berichte über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. 8.

Von der Academia Caes. Leopold. — Carolina naturae curiosorum Bonnae:

Nova acta. Tomus XVIII. Pars II. Vratislaviae et Bonnae. 1838. 4.

Von der Académie R. des sciences et belles-lettres de Bruxelles:

1) Annuaire, cinquième année. Bruxelles 1839. 12.
2) Bulletins, année 1838. Tome V. Bruxelles 1838. 8.
3) Nouveaux mémoires. Tome XI. Bruxelles 1838. 4.
4) Mémoires couronnés. Tome XIII. et Tome XIV. première partie. Bruxelles 1838.

Von der königl. Gesellschaft für nordische Alterthums-Kunde in Kopenhagen:

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde. Kopenhagen 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte der Philosophie alter Zeit von Dr. Heinrich Ritter, zweyte verbesserte Auflage. Dritter Thl. 1837.

Franz Biese: Beytrag zur Philosophie des Aristoteles; Programm des königl. Pädagogiums zu Putbus. 1838. 4.

Herr Ritter umfaßt im zweyten und dritten Band seiner Geschichte die Glanzperiode der griechischen, und hiemit der gesammten Philosophie des Alterthums bis auf unsere Tage herab; an der Spitze derselben steht der Name Sokrates, als von welchem diese in der Geschichte aller Zeiten und Völker bisher als einzig in ihrer Art und Folge dastehende geistige Bewegung ausgegangen ist, an dessen Namen sie sich fortsetzt und mannichfaltig um- und ausbildet; und sie hört nur auf, seitdem der Geist des Sokrates gänzlich gewichen und in allen Schulen und Gemüthern erloschen war, und die Sophistik in etwas veränderter Gestalt wiederum an seine Stelle trat. Eben dieselbe Sophistik, die Sokrates in Wort und That sein Leben lang bekämpft hat, erhob sich in den jüngsten Tagen gegen jenen durch alle Jahrhunderte herab mit Recht gefeyerten Helden und suchte mit dem grimmigen Fanatismus, den sie, ihrer Natur gemäß, gegen jede Philosophie, die den Charakter und das Leben umwandelt und erhebt, hegen muß, auch den Sokrates als Revolutionär, und demnach mit Recht zum Tode verurtheilt vorzustellen. Die modernen Sophisten bedenken nicht, daß alles das, was sie mit all ihrem Grimm, mit Verdrehungen und Lügen, mit Listen und Ränken gegen den athenäischen Weisen auftreiben können, in ganz anderer Weise gegen sie selbst gekehrt werden dürfte und hundert und tausendfältig mehr gegen sie gelten würde, so nach göttlichem als natürlichem Rechte, zu geschweigen jeder positiven Gesetzesformel, die ja, sie sey wie sie wolle abgegränzt und zugespitzt, immer noch der Schikane Raum giebt und beliebig gedreht werden kann; wie erst ganz neulich der lustige Proceß des Engländers Marwell in seiner Klage auf Brandschaden-Ersatz gezeigt hat. Und welche Athenienser waren denn die Gesetzlichen, diejenigen, die verdammten? oder diejenigen, die alsbald bereueten? und die Ankläger theils verbannten, theils dem Tode überlieferten? s. Diog. Laert. II. §. 43. ibi Menage. Themist. or. 20. p. 295. 94 Dindorf. Dieser faßt seine Schilderung des Sokrates in das allgemeine Epiphonema zusammen: ὅτι δεῖ φιλοσοφίαν οὐ λόγῳ ἀλλ' ἔργῳ ἐλέσθαι, wie eben jener Weise das Beyspiel und Vorbild gegeben habe. Herr Ritter konnte auf die neuesten Verunglimpfungen des Sokrates noch nicht weiter Rücksicht nehmen, als so weit sie in Hegels Vorlesungen über Geschichte der Philosophie schon angedeutet sind; ohne dem Rechte und der Würde des seit zwey Jahrtausenden bewunderten Weisen etwas zu vergeben, hebt er andrerseits, um seinen Gegnern, namentlich seinen Richtern nicht zu nahe zu treten, die Puncte hervor, welche im Leben und Charakter des Sokrates einigen Schein zu den wider ihn erhobenen Klagen darbieten konnten.

In der Entwickelung seiner Philosophie kommt unser Verf. nahebey mit Schleiermacher: über den Werth des Sokrates als Philosophen, überein, und folgt hauptsächlich dem Xenophon und Aristoteles; — mit Recht; nur scheint mir der erstere nach seinem philosophischen Werthe doch zu gering angesehen zu werden. In dem Versuch, die Ansichten des Sokrates zu entwickeln, wendet Hr. R. die wenigen vorliegenden Nachrichten nach allen Seiten um sie unter einander und mit der höchsten Forderung in Verbindung zu bringen; indessen so

gewendig sich seine Erwägungen ausnehmen, allgemein befriedigen werden sie schwerlich. — Gleich im Betreff der Mathematik glaubt Rec. dem Sokrates mehr zuschreiben zu dürfen, als Hr. R. thut; eben die Mathematik konnte den Sohn des Sophroniskus zur Horistik, zur Kunst das Allgemeine zu finden und zu umgränzen, vor allem andern zuvörderst leiten; eben sie nicht minder, als die Betrachtung der Natur und der sittlichen Erscheinungen ihn auf die Wege des anleitenden Beweises führen; eben von da aus, von der Mathematik gieng nachmals Plato weiter, zu der ihm eigenthümlichen Ideenlehre. Wie Sokrates die Geometrie ansehen und gebrauchen möchte, dieß erhellt aus dem Meno; Xenophon allerdings sieht auf die nächste Brauchbarkeit bey allen Wissenschaften und so auch bey der Mathematik, hierin wohl kaum dem Sokrates völlig getreu; denn dieser, wenn er gegen diese und andere Wissenschaften sich äußert, hat offenbar überall die falsche Anwendung, z. B. bey den Pythagoräern, oder das verkehrte Ziel im Auge. Wie weit oder wie enge indeß jeder den Umriß der sokratischen Philosophie ziehen mag, feststeht, abgesehen von allen religiösen und moralischen Lehren der wissenschaftliche Gewinn: δύο γάρ ἐστιν ἃ τις ἂν ἀποδοίη Σωκράτει δικαίως, τούς τ' ἐπακτικοὺς λόγους καὶ τὸ ὁρίζεσθαι καθόλου. Arist. Metaph. M. c. 4.

Auf diesen beyden Grundpfeilern beruht noch immer und wird in Ewigkeit beruhen jede ernste Wissenschaft und Erkenntniß, während vielerley andere Methoden, die versucht worden, aufgegeben sind. Aber nicht allein der wissenschaftliche soll erhalten werden; auch der persönliche Sokrates, wie er der Nachwelt von den besten und größten Geistern geschildert und überliefert, soll unbefleckt und von Sophisten unbeschmutzt in reinem Andenken fortleben und wirken. Niemand, der Xenophon und Platon mit Verehrung und Erbauung lesen will, wird sich das von ihnen mit so viel Liebe und Hochachtung gezeichnete Bild verunstalten lassen!

Dem einen der eben genannten, dem Plato, ist der größte Theil dieses Bandes gewidmet von S. 159 — 522; die anderen sokratischen Schulen, die Kyrenaische, Megarische, Elische und Eretrische nebst der Cynischen werden von S. 90 — 156 nach den über sie erhaltenen dürftigen Nachrichten genügend und kurz abgehandelt, eben so auch die nächsten Nachfolger des Platon auf seinem Lehrstuhl.

Die Darstellung aber, die Hr. R. vom Platonischen System giebt, gedenkt Rec. bey der Anzeige von K. Fr. Hermanns Geschichte und System der Platonischen Philosophie, nebenher in Betrachtung zu ziehen. Den dritten Band bis S. 423 nehmen Aristoteles und seine Schule ein, dann die Skeptiker und Epikur S. 427 — 454 — 507, endlich die Stoiker, die älteren und die späteren, mit ihren Widersachern in der sogenannten neueren Akademie. Die letzten Lehrer in beyden Schulen sind uns zum Theil sehr wohl bekannt zumal aus Cicero; denn in den bürgerlichen Unruhen, welche die untergehende römische Republik zerrütteten, wendeten sich die meisten der sogenannten Philosophen Griechenlands nach Rom, weil sie da in den Häusern mancher römischer Großen Zutritt und gute Aufnahme fanden. Sie verbreiteten da allerdings einigen Geschmack und einige Kenntniß der Philosophie, haben aber außerdem nichts geleistet und gefördert. Daß sich aber in Folge hievon Cicero und Tacitus, um nur von den Schriftstellern ein Paar zu nennen, bilden konnten, das giebt auch jenen spätern Lehrern der Philosophie eine geschichtliche Bedeutung. Und wenn man auf die Wirkung und den Einfluß, den philosophische Principien in ihrer Verbreitung und Anwendung auf untergeordnete Gebiete geübt haben, Rücksicht nimmt, so verdient in diesem Betracht die Epikurische Philosophie vor vielen andern aufmerksam verfolgt zu werden; denn sie hat Jahrhunderte lang unter Griechen und Römern mehr als z. B. die Peripatetische, zur unbefangenen Naturbeobachtung beygetragen; unter wie mannichfaltigen Wendungen und Gestalten aber eben dieselbe von den Zeiten Gassendi's an bis auf den gegenwärtigen Tag wiedergekehrt ist, das ist hinlänglich bekannt. Ebenso dauert die stoische Philosophie fort bis auf den heutigen Tag, in der Grammatik. Hr. Ritter sagt S. 536:

„Eine andere Erweiterung der logischen Lehren

führten die grammatischen Untersuchungen herbey. Dieß muß als eine natürliche Folge davon angesehen werden, daß Platon und Aristoteles die Entwickelung der Logik an der Vergleichung der Formen der Sprache mit den Formen des Denkens eingeleitet hatten. Diese Untersuchungen wurden aber von den Stoikern viel weiter ausgebreitet, als das Bedürfniß der Logik zu führen schien. Es ist bekannt, daß die Stoiker die Begründer der spätern Grammatik sind, so wie dieselbe durch Vermittlung der Lateiner auf uns vererbt worden ist. Sie haben fast alle grammatischen Kunstwörter zur Bezeichnung der Redetheile und ihrer Abänderungen erfunden, und das meiste hievon möchte auf den Chrysippus zurückgeführt werden können, welcher überdieß auch weitläuftige Untersuchungen über die Abstammung der Wörter und ihre ursprüngliche Bedeutung anstellte."

All dieß und mehr ist durchaus wahr; gleichwohl geht Hr. Ritter auf diesen wesentlichen Hauptpunct in der stoischen Philosophie an sich und in ihrer nachhaltigen Wirkung nicht so viel ein, als seine Vorgänger, Tiedemann (im System der stoischen Philosophie Bd. I. S. 140 flg.) Baguet u. m. gethan haben. Indem er aber diese nach seiner Meynung hier ungehörigen Entwickelungen wegschneidet und übergeht, so verlieren manche Lehren ihre volle Bedeutung, werden mehr oder minder alterirt, erscheinen nicht in ihrem vollen Lichte; vollends aber die Geschichte der Philosophie erreicht nicht die ihr vorgeschriebene Absicht, zu zeigen, was, und wie etwas aus jeglichem System in das allgemeine Wissen und Begreifen des sogenannten gesunden Menschenverstandes übergegangen sey und sich fortdauernd erhalte. Wie eben dermalen die Grammatik mit ihren allgemeinen und speciellen Untersuchungen bey uns steht, ist vollends zu bedauern, daß auf diesen Punct nicht mehr eingegangen ist; jeder Philolog, der nicht selber die Quellen aufzusuchen Lust und Zeit hat, wird die Ausführung dieser Seite des Systemes ungern vermissen.

Wie in dieser Beziehung, so noch in einer anderen hätte Rec. gewünscht, daß Hr. Ritter etwas mehr von seiner Art abgewichen wäre; daß er bemerkt und gezeigt hätte, wie die Stoiker vor allen andern griechischen Philosophen voraus das alte einheimische Religionssystem zu stützen und zu erhalten gesucht haben, bis deßfalls im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die sogenannten Neuplatoniker an ihre Stelle traten; wie eben dieselben die Untersuchungen über Schicksal und Vorsehung, Nothwendigkeit und Freyheit mit vielen anderen verwandten, wie dem Wort so der Sache nach begonnen haben, so daß hierüber die geschichtliche Forschung immer auf sie zurückgehen muß; zu geschweigen der Weissagung und des Einflusses auf die römischen Juristen.

Auf solche Puncte, die in der Gegenwart eben mannichfach erörtert werden, hätte mehr Bedacht genommen werden können, damit das Werk recht fruchtbar werde; denn der Geist jeder Zeit mit ihren neuen Verhältnissen, Zuständen, Begierden und Widerwillen, mit ihren Fragen, Bedenken, Forschungen und Leistungen fühlt sich jedesmal zurückgezogen zur Betrachtung der früheren Zeiten, und bemerkt dann die oft unscheinbaren Puncte, an denen vordem das streifende Auge abglitt, weil es ja zu jeder Art des Sehens voreingeübt seyn muß, die aber jetzt schnell bemerkt werden. Die Geschichtschreibung daher, die nicht ein Besitzthum für immer, als Quelle ihrem Inhalte oder ihrer Form nach liefert, wird dadurch immer verjüngt, daß sie nach neuen Anfragen und Gesichtspuncten mehrere Theile zu durchforschen gedrungen ist, während sie zugleich den alten Grundstock großer Persönlichkeiten und namhafter Gestalten mit allen Leistungen derselben bewahrt. Ein Beyspiel geben Spittlers und Heerns Handbücher und übrigen Werke der politischen Geschichte, für die Geschichte der Philosophie aber Tennemann und Hegel. Bemerkt der erstere achtsam diejenigen Puncte in jedem System, die sich zu Untersuchungen des Erkenntniß-Vermögens anlassen, so sieht dagegen der andere vornämlich auf das Princip und auf die Methode, und hat jedweder unstreitig manches vordem unbeachtete mit Recht hervorgehoben.

(Schluß folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung am 28. July 1839.

Verzeichniß

der seit dem 1. Januar 1839 bey der k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

II. Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

(Fortsetzung.)

Von der English Historical Society of London:

Venerabilis Bedae Historia ecclesiastica gentis Anglorum. Londini 1838. 8.

Von der Astronomical Society of London:

Memoirs. Vol. X. London. 1838. 4.

Von der Zoological Society of London:

1) Proceedings. Part. V. London 1837. 8.
2) Transactions. Vol. II. Part 2 et 3. London 1838 et 1839. 4.

Von der Société R. des sciences, lettres, arts et agriculture de Nancy:

1) Précis des travaux pendant les années de 1813 à 1832. V. Volumes. Nancy 1817 — 1833. 8.
2) Mémoires de 1833 — 1837. IV. Volumes. Nancy 1835 — 1838. 8.

Von der Académie des Sciences morales et politiques in Paris:

Mémoires. Tom. II. 2e série.

Von der Académie Imp. des sciences de St. Pétersburg:

1) Recueil des actes de la Séance publique le 29. Dec. 1837. St. Pétersb. 1838. 4.
2) Mémoires. VIme Série. Sciences mathémat. phys. et naturelles. Tome troisième. Sciences mathémat. et physiques. Tome I. 5. et 6me Livraisons. St. Pétersbourg 1837 — 1838. 4.
3) Mémoires. VIme Série. Sciences mathémat. phys. et naturelles. Tome quatrième. Sciences mathemat. et phys. Tome II. 1 et 2 Livraisons. St. Pétersb. 4.
4) Mémoires. VIme Série. Sciences, mathémat. phys. et naturelles. Tome quatrième. Seconde partie. sciences naturelles. Tome second. 4. 5 et 6me Livraisons. St. Pétersbourg. 1838. 4.

Von der Academia Petropolitana Imp. medico-chirurgica:

1) Tabulae anatomico-chirurgicae, operationes ligandarum arteriarum majorum exponentes. Petersb. 1828. fol. max.
2) Tabulae medico-chirurgicae, operationes herniarum explanantes. Petersb. 1835. fol. max.

Von der R. Accademia delle Scienze di Torino:

Memorie. Tomo XL. Torino 1838. 4.

Von der Deputazione Reggia sovra gli studi di Storia patria di Torino.

Historiae patriae monumenta. — Scriptores. — Augustae Taurinorum. 1839. fol.

Von dem Verein für Erforschung und Sammlung von Alterthümern in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler, durch den k. Preuß. Regierungs- und Landrath Herrn Engelmann zu St. Wendel:

Erster Bericht des Vereins. Zweybrücken 1838. 8.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Herrn Cavaliere Amadeo Avogadro:

Fisica de' corpi ponderabili. Tomo I. Torino 1837. 8.

Von Hrn. Chamerot, libraire de Paris:

Catalogue général. 1838 — 39.

Von Herrn Anatole de Démidoff:

Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée etc. Livraisons 1 — 7. 8. et 1 Livraison in Folio. Paris 1839.

Von Herrn Demonville:

Résumé de la Physique de la Création. Troisième Partie. Du vrai système du monde. s. l. eta. 8.

Von Herrn Professor Elice:

Istruzione sui Parafulmini etc. Genova 1839. 8.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte der Philosophie alter Zeit von Dr. Heinrich Ritter, ꝛc.

Franz Biese: Beytrag zur Philosophie des Aristoteles; ꝛc.

(Schluß.)

Für Hrn. Ritters Werk ist es meines Ermessens ein Nachtheil, daß er keinen besondern Gesichtspunct gewählt hat, daß er nicht wenigstens hin und wieder von seiner sonst meistentheils lobenswerthen Behandlungsweise in etwas abgewichen ist. Dieser Umstand fiel dem Rec. insbesondere auf in der Art und Weise, wie Hr. Ritter die Aristotelische Philosophie darlegt. Der Stagirite erörtert keinen metaphysischen Begriff selbständig, rein aus seinem eigenen Vermögen heraus; bey jedem hat er die ganze Fülle von Bemerkungen und Ansichten vor Augen, die seine Vorgänger über denselben ausgesprochen. Es herrscht demnach in diesen seinen Abhandlungen eine Art Dialog, aber durchaus ein historisch polemischer Dialog; und dieser bringt mehr der Geschichte der Philosophie erfreuliche Früchte, als daß er für die Klarheit des dem Aristoteles nach Form und Gehalt Eigenthümlichen ersprießlich wäre.

Begreiflicherweise mußte Hr. Ritter und jeder andere Geschichtschreiber diese historischen Ausgangs- und Anknüpfungspuncte der Aristotelischen Speculation, als in der voraufgegangenen Geschichte bereits erlediget und abgethan, beyseite lassen. Diese geschichtlichen Anlässe und Rücksichten modificiren aber jedesmal in etwas den Begriff, den Arist. eben zu bestimmen hat; und es ist nicht Ein Blatt, wo nicht dergleichen historische Rück- und Seitenblicke namentlich oder versteckterweise vorkommen. Daher läßt sich schwer der reine vollständige Begriff herausfinden, dann zumal nicht, wenn man eben ein Werk vorliegen hat, aus dem eine Reihe von Sätzen ausgehoben werden, wie sie da bestimmt werden und auf einander folgen, wenn man aber dabey nicht auf die seitlichen Verknüpfungen sieht, die anderer Orten hervortreten, und dann leicht den Anschein geben, als widersprächen sie früheren Stellen oder als wollten sie sich mit ihnen nicht gerne vereinigen lassen. Dem zu entgehen ist nothwendig, daß man alle Stellen, wo der Philosoph von einem Begriff handelt, gegenwärtig habe, und sie unter einander vergleiche, damit ein solcher Begriff aus seiner historischen und dialektischen Verhüllung und Umgebung, rein, klar und vollständig hervortrete. Daher kommt es, daß Hr. Ritter nicht selten in ein fast breites Hin- und Herreden über diesen und jenen Punct hineingeräth, wodurch gleichwohl weder dieser selbst erhellt noch auch der nächste Anlaß angegeben wird, dem zufolge derselbe in der nächsten Wendung und Fortschritt der geschichtlichen Philosophie aufgegeben, oder umgewandelt wurde. So genau und richtig daher dasjenige ist, was aus des Aristoteles Schriften ausgehoben wird, so treffend das Zusammengehörige allenfalls zusammengestellt seyn mag: so genügt dieses dem Kenner der Aristotelischen Schriften nicht, kaum dem Kenner der ältern und neuern geschichtlichen Darstellungen seines Systemes; weil er die Gedanken des selbenals solche kennt; denn gegen Tennemanns Werk gehalten, findet der Leser hier nicht wesentlich neues; in den eingestreuten Andeutungen über den schwankenden und vielfachen Sinn mancher Schlagwörter des Aristoteles findet sich der anfängliche Leser desselben von Tennemann besser eingeleitet, als von Hrn. Ritter; es verlieren die

Begriffs-Bestimmungen und Gedanken in der Entkleidung von ihrem historischen und empirischen Anstoß, der sie zu Tage gefördert, nothwendig sehr vieles von der Schärfe und Schneide, mit der sie blinken und treffen, von der Spitze, die sie ins Herz drückt.

In diesem Betracht hat Hr. Biese einen entschiedenen Vorzug, wenn anders der Werth eines Buches nicht allein nach dem baaren und unmittelbaren Gewinn, den es bringt, angeschlagen, sondern zugleich darauf gesehen wird, wie viel und eindringlich es zum eigenen Forschen und Nachdenken reizt und stachelt und zur Einsprache aufruft: — und darauf kommt doch wahrlich nicht weniger an, als auf jenen ersterwähnten Vortheil. Der erste Band der „Philosophie des Aristoteles“ von Fr. Biese ist bereits im Jahre 1835 erschienen und im dritten Band dieser Gel. Anz. ausführlich beurtheilt worden. So wenig sich damals und jetzt Rec. mit der Art und Auffassung des Hrn. Biese einverstanden erklären konnte: eben so gern gestand er dessen Werke seine große Bedeutung, Frische und Lebendigkeit zu, ja er wünscht, daß von jedem, namentlich auch dem Platonischen System, eine ähnliche Umarbeitung aus einem frischen Guß und nach solcherley Ideen vorhanden seyn möchte. Daß der zweyte Band des eben erwähnten Werkes des Hrn. Biese bisher nicht erschienen ist, rührt daher, daß er von Berlin an das Gymnasium nach Putbus versetzt worden, wo sein amtlicher Beruf und der Abgang mancher Hülfsmittel das Begonnene unterbrochen, das er aber nun mit neuem Muth und Kraft fortsetzen und weiter fördern wird, wie das vorliegende Programm zeigt, das vorläufig einen Abschnitt aus dem zweyten Buch zu unserer Kenntniß bringt. Dieser Abschnitt erörtert „die Ansicht des Aristoteles über das Wesen der besonderen Wissenschaften und über die Eintheilung derselben in theoretische und praktische Wissenschaften“ — von S. 1 — 21, dann S. 22 — 26 „die Grundzüge der Aristotelischen Naturwissenschaft.“ Auch in dieser Probe des zweyten Bandes wehet derselbige frische und lebendige Geist der Auffassung und Darstellung, der dem ersten Anziehungskraft verleiht. Gewiß liegt ein Hauptreiz in dem besondern Umstand, daß der neue Darsteller sehr merkbar und sichtlich neben dem alten Meister herläuft, und dennoch beynahe auf keinem Punct mit ihm zusammen trifft. Schreibt Aristoteles bündig, gedrungen, abgebrochen kurz; führt ihn sein Gang immer an die Sache und in sie hinein, sey's nach ihrer Vorstellung, sey's nach ihrem Daseyn: so zielen alle nebenläufigen Kunstsprünge des jungen Deutschen nicht auf die Sache als solche, sondern auf die rasche Entfaltung der Denk- und Redegewendigkeit; diese zieht eine freye und leichte schlängelnde Wellenlinie zu der geraden des Aristoteles, so daß sie sich dieser immer nahe hält, ohne je mit ihr in einer weitern Strecke überein zu gehen. Dieses wird jedermann erproben, wenn er versucht, diesen deutschen Aristoteles ins Griechische zurück zu übersetzen: ein Mittel, das überall zur Aufhellung abstruser und unverständlicher Gedanken und Vorstellungsweisen nicht genug empfohlen werden kann. An solchen Gedanken ist sicherlich nicht sehr viel, die sich in einer gebildeten Sprache wie die griechische und lateinische der klassischen Zeit waren, nicht wörtlich genau wiedergeben, oder durch ausführliche Umschreibung klar machen lassen; die reine gebildete Sprache stößt alles Nebelige und Dunstige zurück, oder nöthigt, den Kern heraus zu schälen. Die römische Sprache der klassischen zwey Jahrhunderte eignet sich zu diesem Behufe noch viel besser als selbst die griechische, wenigstens in manchen Puncten und Beziehungen.

Wenn man nun, sey's an Ritters, sey's an Biese's Werk, diesen Versuch machen will: so wird man bald bemerken, daß sich z. B. der deutsche Aristoteles nicht füglich in den griechischen zurückversetzen will: soll die Uebersetzung die Manier und Kunst des Hrn. Biese verrathen und abspiegeln, so wird statt des Aristotelischen Tones, Ausdruckes und seiner Gedankenwendung überall mehr oder minder die Phraseologie und Methode der spätern Neuplatoniker aufdringen; — ein indirecter aber gleichwohl ganz sicherer Beweis, daß der Ton des Arist. nicht getroffen, daß er in seinem Wesen alterirt worden. Eine ähnliche Erfahrung wird auf einem andern Felde derjenige machen, der unseres Joh. v. Müllers Geschichtsbücher in des Tacitus Styl übertragen möchte; er

wird es nicht vermögen, wenn er sie nicht innerlich und wesentlich umgestaltet, nicht allein der Satzform nach, sondern im Kern der Fassung. Demnach fühlt jeder Kenner des Aristoteles gleich hier bey dem ersten Satze sich mit sich selbst in Zwiespalt, wie er genau Aristotelisch fassen soll was der Verf. sagt:

> „Um das Wesen der Wissenschaft zu entwickeln, ist es wichtig, das Verhältniß des Besondern zum Allgemeinen, des Realen zum Ideellen näher zu bestimmen. Es ist vom Verfasser im ersten Bande seiner Philosophie des Arist bereits nachgewiesen worden, wie in der Aristotelischen Philosophie die Idee sich als ein Concretes bewährt, durch deren Wirksamkeit die Gegensätze der natürlichen und geistigen Welt zusammengehalten und zu einem in sich bestimmten individuellen Daseyn gestaltet werden, so daß weder der ewige Wechsel der Dinge, noch die ewig ruhende, von allem bewegten Daseyn ausgeschiedene Idee die Wahrheit ist, sondern das Allgemeine, welches sich in dem Besondern als die gestaltende Thätigkeit offenbart und als die übergreifende Einheit sich verwirklicht."

Indessen so wenig sich Rec. mit dieser unhistorischen obzwar lebendigen Darstellung der Aristotelischen Philosophie befriedigen mag, so sehr wünscht er, daß Hr. Biese im Stande seyn möge, bald sein zeitgemäßes Werk durch die Lieferung des zweyten Bandes zum Schlusse zu führen; es kann neben Ritter's und anderer Darstellungen nur dem Aristoteles zu Gute kommen, wenn er auch in dieser Art und Weise von diesem Gesichtspuncte aus vorgeführt wird; ja Rec. wünscht noch weiter, es möchte die Platonische und zumal Peripatetische Philosophie auch in ihrer synthetischen Gestalt ausgearbeitet werden. Beyde Philosophen und zumal Aristoteles sind mehr damit beschäftiget, die obersten Principien alles Seyns und Erkennens aufzusuchen, als von diesen aus zu erklären und abzuleiten, nur in der Reihe der naturwissenschaftlichen Schriften hat Aristoteles den Gang vom Allgemeinen und Ganzen zu dem mehr und mehr Besonderen eingehalten, aber auch da nicht deducirt, wie man es in neuerer Zeit etwa verlangen würde. Auf dem synthetischen Wege würde es deutlicher in die Augen fallen, — was sich jetzt meistentheils versteckt, — theils wie die einzelnen Lehren zusammenhängen und auf einander hinweisen; theils wo und warum sich Lücken und Ungemessenheiten hervorthun; es würde recht auffallen, daß Aristoteles nur speculirt hat, einerseits um die Sophisten und Sophistik abzuwehren, andererseits nur so weit es nöthig war, um die Natur in ihrem Vollbestand und stätem Wechsel zu begreifen und nach seiner Art zu erklären.

Pr. K.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung am 28. July 1839.

Verzeichniß

der seit dem 1. Januar 1839 bey der k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

II. Vom Auslande.

(Schluß.)

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Dr. E. G. Graff, K. Preuß. Regierungsrath und Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin und in München:

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache. Berlin 1834 — 1837. 7 Bände. 4.

Von Hrn. Präsidenten de Gregor in Paris:

Notice historique sur Griselda.

(Eine kleine Druckschrift von 4 Octavseiten.)

Von Hrn. Prof. Joh. Aug. Grunert zu Greifswald:

Elemente der analytischen Geometrie. Leipzig 1839. 8.

Von Hrn. Dr. Häser in Jena:

Historisch-pathologische Untersuchungen. Erster Theil.

Von Hrn. Prof. Van der Hoeven in Leyden:

Recherches sur l'histoire naturelle des limules. Leyden 1838. fol.

Von ebendemſelben und Hrn. Prof. W. H. de Vrieſe in Amſterdam:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. V. Deel 4. en 5. Stuck, en VI. Deel, 1 en 2. Stuck. Leyden 1839. 8.

Von Hrn. Joh. Kachler, Samenhändler in Wien:

Alphabetiſches Samenverzeichniß. Wien 1838. 8.

Von Hrn. Ant. Edlen von Kraus:

Geiſt der öſterreichiſchen Geſetzgebung ꝛc. Wien. 1838. 8.

Von den Herren Carlo Kreil e Pietro della Vedova:

Osservazioni sull' intensità e sulla direzione della forza magnetica etc. Milano 1839. 8.

Von Hrn. A. T. Kupfer, membre de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersburg:

Observations météorologiques et magnetiques etc. 2 Voll. St. Pétersburg. 1837. 4.

Von Hrn. Leneveu, libraire de Paris:

Magasin de Livres sur l'art militaire, la marine, les ponts et chaussées, les mines, la metallurgie. (Prospectus.)

Von Hrn. Guſtav Leonhard:

Mineralogiſch-geognoſtiſche Beſchreibung der Umgegend von Schriesheim ꝛc. Stuttgart 1839. 8.

Von Hrn. John Lindley:

The genera and species of orchidaceous plants. Part. V. Ophrydeae. London 1839. 8.

Von Hrn. Dr. Gius. Meneghini:

Cenni sulla organografia delle alghe. Padova. 1838. 4.

Von Hrn. C. Morgenſtern:

Commentatio de numismate Basilii Tschernigoviae nuper effosso. Dorpati 1838. fol.

Von Hrn. Benedict Pillwein, Official der K. K. Hauptbuchhaltung in Linz:

Geſchichte, Geographie und Statiſtik des Erzherzogthums Oeſterreich ob der Enns ꝛc. Fünfter Theil: der Salzburgerkreis. Linz 1839. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. P. A. Ferd. Konſt. Poſſart.

Das Leben des Fürſten Miloſch und ſeine Kriege. Stuttg. 1838. 8.

Von Hrn. Marquis de Rezende:

1) Elogio historico de Sua Magestade Imp. O Senhor D. Pedro, Duque de Bragança. Lisboa 1837. 8.

2) Eclaircissemens historiques sur mes negotiations relatives aux affaires de Portugal. Paris 1832. 8.

Von Herrn Engelbert Schweikart:

Das mathematiſche Syſtem der höheren Geometrie. Maynz 1838. 8.

Von Herrn Caspar Frederic Wegener D.

De aula attalica literarum artiumque fautrice libri Sex. Vol. I. Havniae 1836. 8.

Von Herrn Dr. W. R. Weitenweber, praktiſchem Arzte in Prag:

Beyträge zur geſammten Natur- und Heilwiſſenſchaft. Vierten Bandes erſtes Heft. Prag 1839. 8.

Von Hrn. Horace Hayman Wilson:

Historical Sketch of the Kingdom of Pandya etc. Lond. 1836. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

China: its state and prospects by W. B. Medhurst of the London Missionary Society. London 1838. 8.

Sind die verschiedenen Werke über China, die wir in den letzten fünf Jahren erhalten haben, in der That das, wofür sie sich ausgeben, nämlich Beschreibungen des chinesischen Reiches? Finden wir darin eine geographisch-statistische Darstellung des eigentlichen Chinas, der Insel Tai wan oder Formosa, der Lieou-Kieou, und der Masse anderer an den südlichen und östlichen Küsten des Landes gelegener Eilande? Finden wir in diesen Werken eine Schilderung Koreas, welches zu China gerechnet werden muß? Wird uns hier eine Beschreibung der Gebiete Asiens geboten, welche sich einerseits von Leao tong bis hin zum Amur und andererseits vom Meerbusen von Ochotzk bis zum Ononfluße erstrecken, eine Darstellung des östlichen Turkestans, des Landes der Dschongaren, der Chalkas und der andern unter China stehenden Mongolen, so wie Tibets? Nein, alle diese dem Mittelreiche unterworfenen Stämme, Länder und Reiche werden in diesen neuen Werken kaum erwähnt; sie schildern uns China nur im engern Sinne des Wortes. Diese Werke sind deßhalb eben so wenig Beschreibungen des chinesischen Reiches, wie eine Beschreibung des Erzherzogthums Oesterreich eine Beschreibung des österreichischen Kaiserstaates seyn würde. Warum haben nun aber Pauthier (Chine, par Pauthier. Erster Band Asiens, in dem Univers pittoresque.), Medhurst, Davis (The Chinese. London 1836, 2 Bde. 8.) und die Edinburger (Historical and descriptive Account of China. Edinburgh 1836, 3 Bde. 8. In der Edinburgh Cabinet Library.) — Gutzlaff (China opened. London 1838, 2 Bde. 8.) macht hievon eine rühmliche Ausnahme — sich sämmtlich auf China im engeren Sinne des Wortes beschränkt? Warum haben sie die Nebenländer und die den Chinesen tributpflichtigen Staaten übergangen oder ihnen nur wenige Worte gewidmet? Durch welchen sonderbaren Zufall leiden sie sämmtlich an gleicher Armuth und erfreuen sich dann im Gegentheile bey China selbst nicht selten eines überschwänglichen Reichthums? Dieses Räthsel ist für denjenigen, welcher die frühere historisch-ethnographische Literatur des östlichen Asiens kennt, leicht aufzulösen. Alle diese Beschreibungen Chinas sind, obgleich theilweise von tüchtigen Sinologen verfaßt, doch keine Originalwerke, d. h. sie sind nicht aus dem Studium der neuern einheimischen Quellen hervorgegangen; sondern bloße Kompilationen aus den bereits vorhandenen Werken und einzelnen Abhandlungen der ältern Missionare und der europäischen Sinologen, wie du Halde, Grosier u. s. w. Wir finden es deßhalb nicht angemessen, ihnen ausführliche Anzeigen zu widmen; wir werden nur auf die Eigenthümlichkeiten aufmerksam machen, welche diese verschiedenen neuern Werke über China von einander unterscheiden, und das Wichtigste hervorheben, das sie enthalten mögen.

Die Arbeit des Herrn Medhurst ist nicht sowohl wegen der skizzirten Darstellung der Alterthümer und der jetzigen Zustande des chinesischen Reiches merkwürdig, als wegen der mannigfachen Erfahrungen und Erlebnisse des Verfassers, die er uns treu und offenherzig beschreibt.

Hr. Medhurst hatte im Sinne, ein ausführliches Werk über China zu schreiben, wozu die ersten Abschnitte seines Buches den Anfang bildeten; er fand aber im Laufe der Arbeit den Stoff zu umfassend,

und brach mitten darin ab, um dem Leser den Inhalt der auf seinen vieljährigen Reisen niedergeschriebenen Tagebücher mitzutheilen. Sein Werk zerfällt demnach in zwey, sowohl dem Inhalte als der Form nach, wesentlich verschiedene Theile. Wir glauben, daß sich der ehrenwerthe Missionar auf die Mittheilung seiner Tagebücher hätte beschränken sollen. Wir haben uns von der Arbeit eines der chinesischen Sprache und Literatur so kundigen Mannes viele Belehrungen und eine Menge neuer Thatsachen versprochen; es thut uns leid, hinzufügen zu müssen, daß unsere Erwartungen durch das Werk selbst nicht erfüllt wurden. Man sieht ihm leider die Flüchtigkeit an, mit welcher es zusammengeschrieben und zum Drucke befördert wurde. M. entschuldigt sich deßhalb vergebens in der Vorrede. Wer hätte ihn dazu zwingen können, das, was er heute geschrieben, morgen dem Drucke zu übergeben? Er müsse, sagt er in der Vorrede, um die Nachsicht des Publikums bitten, und hoffe, daß die Umstände, unter welchen der Stoff zu diesem Werke gesammelt und öffentlich mitgetheilt wurde — der Missionar verließ nämlich im Sommer des Jahres 1838 nochmals England, um wieder nach Java zurückzukehren — eine hinlängliche Entschuldigung gewähren für das viele Ungehörige, welches das Werk enthalten möchte. Wäre es denn aber überhaupt nöthig gewesen, eine neue Kompilation über China zu schreiben? Wir haben deren in den neuesten Zeiten nur zu viele erhalten. Die Aufschlüsse, welche uns durch dieses Werk über die chinesischen Porzellangefäße mitgetheilt werden, die in den neuesten Zeiten in den ägyptischen Gräbern gefunden wurden und zu den abentheuerlichsten Spekulationen Veranlassung gaben, sind wohl das Interessanteste der ganzen ersten Abtheilung des vorliegenden Werkes. Um nun hier mit einem Male alle Hypothesen über den Zusammenhang Chinas mit Aegypten zu beseitigen, müssen wir bis auf deren Urheber zurückkehren.

Deguignes, der Verfasser der Geschichte der Hunnen, unstreitig der größte Kenner der chinesischen Sprache und Literatur in Europa, kam in einer unglücklichen Stunde auf den Gedanken, daß die Chinesen eine Kolonie der Aegypter seyen. Von diesem Momente an schien er nur einzig und allein für diesen Gedanken oder besser Einfall zu leben. Alle die mannigfachen, während seines langen, arbeitsamen Lebens erworbenen Kenntnisse wurden dazu angewendet, um dieß Unerweisliche zu erweisen. Bevor dieser Einfall seinen klaren Sinn trübte, war Deguignes der ruhigste, der wahrheitliebendste, der besonnenste, von aller Systemsucht entfernte Forscher. Er hatte zwar auch früher neue unhaltbare Meynungen aufgestellt, wie daß die tungusischen Jeou jen des nordwestlichen Asiens, von ihm Geougen genannt, die Avaren wären des Abendlandes; er hatte die von andern Gelehrten ausgesprochenen Behauptungen verfochten, wie die von Gaubil und Visdelou aufgestellte, daß die Hiong nu des Ostens die Hunnen seyen des Westens — was auch in der That trotz der Widersprüche von Rößler und Klaproth der Fall ist —; niemals suchte er aber deßhalb irgend eine Thatsache zu verdrehen, oder gar gegen besseres Wissen, ganze Perioden der Geschichte falsch darzustellen. Leider können wir dies seinen Arbeiten, seit dem Jahre 1758, wo er zuerst mit dieser neuen unerhörten Behauptung hervorgetreten ist; daß nämlich die Chinesen eine verhältnißmäßig ziemlich späte Kolonie Aegyptens, daß die chinesischen Charactere Monogramme ägyptischer und phönicischer Buchstaben, und daß endlich die ersten sogenannten Kaiser Chinas die alten Könige Thebens seyen, nicht mehr nachrühmen. Die Weltgeschichte sollte sich nun nach Herrn Deguignes umgestalten. Die Chinesen mußten viel jünger seyn, als sie in der That sind; erst im Jahre 841 oder noch später beginne ihre beglaubigte Geschichte, während doch Deguignes selbst, in seiner Geschichte der Hunnen, einen chronologischen Abriß der chinesischen Geschichte, seit dem zwey und zwanzigsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, mittheilt. Sollte doch das älteste geographische Document der Weltgeschichte, die Beschreibung des chinesischen Reiches zu den Zeiten der Ju (Ju kong) sich nicht auf China beziehen, sondern auf Aegypten! Und so ward Alles aufgeboten, um die in ihrer äußerlichen Gestalt, in Sprache und Schrift, in Religion und Staatsverfassung ganz eigenthümlichen, von den Aegyptern durchaus verschiedenen Chinesen in eine ägyptische Kolonie

zu verwandeln. Die Chineſen kannten niemals die Beſchneidung, — dieß allein hätte Deguignes von ſeinem Irrthume zurückbringen ſollen. Man leſe nur die vortreffliche, jetzt noch ſehr lehrreiche Widerlegung Deguignes, von Parrenin in den Lettres édifiantes. Recueil 24. Paris 1739.

Die gelehrte Welt hatte der Hypotheſe des franzöſiſchen Sinologen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ſie längſt vergeſſen. Siehe da werden vor einigen Jahren mehrere chineſiſche Porzellanvaſen in Aegypten gefunden; ſelbſt in alten ägyptiſchen Gräbern, die ſeit den Tagen der Pharaonen nicht geöffnet wurden, ſo erzählte man nämlich, ſollten dergleichen nach der Ausſage unverdächtiger Zeugen gefunden worden ſeyn (Rossellini II. 2. 337. Wilkinsons Manners and Customs of the ancient Egyptians. London 1837 III. 117.) Nun tauchte mit einem Male die alte verſchollene Meynung des franzöſiſchen Akademikers wieder auf. Man beſchrieb dieſe Vaſen in das kleinſte Detail, ließ eine derſelben abbilden und glaubte, daß die in Aegypten gefundenen chineſiſchen Porzellangeſchirre Stoff zu endloſen Unterſuchungen darbieten möchten (Davis, The Chinese II. 263.) Dem iſt aber keineswegs ſo. Es wird zuvörderſt beſtimmt widerſprochen, daß dieſe porzellanenen Riechfläſchchen in alten Gräbern, die wenigſtens bis zu den Zeiten Pſammetichs hinaufreichen, gefunden worden ſeyen. Ein reiſender Engländer kaufte ſie zu Koptos von einem Fellah. (Davis a. a. O. Medhurst China 158). Wäre dieß aber auch nicht mit Sicherheit hergeſtellt; ſo könnten wir doch ſowohl aus dem Inhalte der Inſchrift, die ſich auf einer dieſer Vaſen befindet, als auch aus der Form der Schrift ſelbſt, in welcher die Inſchrift geſchrieben iſt, die Unmöglichkeit dieſes hohen Alterthums der Gefäße nachweiſen. Die Charaktere ſind nämlich in der Tſao oder Grasſchrift, die von dreyen Gelehrten, Tſchang tſchi, Tu ſu und Tſchui juen zu den Zeiten der Han Dynaſtie erdacht wurden und erſt unter den Tzin, im dritten und vierten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, in allgemeinen Gebrauch gekommen ſind. Die Gefäße können alſo über dieſe Zeit nicht hinaufreichen. Bekannte Stellen der heiligen Schriften, liebliche ſinnreiche Sätze der Dichter und Geſchichtſchreiber werden in China, wie in allen civiliſirten Ländern der Erde zu Inſchriften an öffentlichen Gebäuden, an Thüren und Wänden, am Hausgeräthe und Gefäßen verwendet. Der Kundige wird deßhalb mit leichter Mühe ſolche Inſchriften verſtehen und ihre Quellen, woraus ſie geſchöpft ſind, nachweiſen können.

Medhurſt erhielt zu Kanton ein Facſimile der Inſchrift, welche ſich auf einem der in Aegypten gefundenen Porzellangefäße befindet, und erkannte alsbald, daß ein Theil derſelben aus einem von Su tong po verbeſſerten oder richtiger verdorbenen Diſtichon eines berühmten Staatsmannes, Gelehrten und Dichters zu den Zeiten der großen Song Dynaſtie beſtünde. Wang ngan ſchi, ſo hieß dieſer in vielfacher Beziehung ausgezeichnete Mann, war eine Zeit lang allgewaltiger Miniſter unter dem Kaiſer Schin tſong (regierte von 1067 — 1085). Er ſuchte durch weiſe Anordnungen dem gemeinen Weſen aufzuhelfen, und ſo der Hab- und Herrſchſucht der Großen entgegen zu arbeiten. Deßhalb zerfiel er mit den meiſten Gelehrten und einflußreichen Männern ſeiner Zeit, ward durch ihre Intriguen abgeſetzt und ſtarb in der Verbannung. Die Geſchichte der Song wurde von ſeinen Feinden, den orthodoxen Gelehrten, geſchrieben und ſie haben Alles aufgeboten, um das Andenken dieſes trefflichen Staatsmannes bey der Nachwelt anzuſchwärzen. Aber die Thatſachen, welche ſie ſelbſt von Wang berichten, ſprechen deutlich für dieſen verfolgten Neuerer.

Unter den vermiſchten Gedichten des Wang ngan ſchi befindet ſich ein Diſtichon, worin von dem Vogel Ming jue und dem Wurm Wang kiuen es heißt:

Ming jue song kien kiao.
Wang kiuen hoa sin schui.

Ming jue ſingt zwiſchen den Tannen,
Wang kiuen ſchläft im Herz der Blume.

Su tong po, ein Literator und Kritiker, der einige Jahrzehnte nach Wang ngan ſchi blühete, wußte nicht, daß Ming jue (Leuchtender Mond) und Wang kiuen (Königlicher Hund) eigene Namen ſind; er faßte die Worte dem Sinne nach auf und konnte demnach natürlich nicht begreifen, wie „der leuchtende Mond zwiſchen den Tan-

nen singen und der Königliche Hund im Herzen der Blume schlafen könne.“ Su tong po war von seinen Kenntnissen und seiner Einsicht so sehr überzeugt, daß er sicher glaubte, etwas was er nicht verstünde, könnte überhaupt keinen Sinn haben. Der Kritiker half nun auf seine Weise dem Dichter nach und schrieb bloß mit Veränderung zweyer Charaktere, die, so dachte er, höchst wahrscheinlich von einem Abschreiber oder Holzschneider — der stereotype Holzdruck war ja schon seit einem Jahrhundert allgemein im Gebrauche —, herrühren möchten.

Ming jue song tschong kiao,

Wang kiuen hoa jin schui.

Der leuchtende Mond scheint zwischen den Tannen,

Der königliche Hund schläft im Schatten der Blume.

Nachdem der Kritiker diese sinnreichen Emendationen vorgenommen hatte, bereiste er die südlichen Provinzen des Reiches und erfuhr zu seinem Verdruße, daß es hier Vögel gebe, die Ming jue, und Würmer, die Wang kiuen heißen. Su tong po war redlich genug zu gestehen, daß er sich geirrt habe; doch war sein Irrthum nicht mehr gut zu machen. Schon hatte ein Porcellanfabrikant das so emendirte Distichon auf Riech- und Tabakflaschen eingebrannt, die auf der großen Handelsstraße zwischen Indien, dem rothen Meere und Kairo bereits ihren Weg nach Aegypten gefunden hatten. Denn wir lesen auf dem einen in Koptos angekauften Gefäße nicht, wie der Dichter schrieb:

Ming jue song kien kiao

Ming jue singt zwischen den Tannen

sondern wie der Kritiker in seiner vermeyntlichen Weisheit es verbesserte:

Ming jue song tshong Kiao.

Der leuchtende Mond scheint zwischen den Tannen.

Es ist wohl möglich, daß sich selbst in Europa noch aus den Zeiten des Mittelalters her, namentlich in Venedig, Genua und Florenz Gefäße dieser Art mit denselben Inschriften vorfinden. Die Araber, welche seit den Zeiten des achten Jahrhunderts einen bedeutenden Handel mit China betrieben — in Kanton war schon im neunten Jahrhundert eine sehr zahlreiche muselmännische Gemeinde —, haben neben andern chinesischen Waaren auch viel Porcellan nach Aegypten gebracht, was der sogenannte Nubische Geograph Edrisi, der im zwölften Jahrhundert blühete, ausdrücklich bemerkt. Es traf sich hie und da auch, daß die Chinesen selbst, sowohl Porcellan als andere natürliche und künstliche Erzeugnisse ihres Landes, bis hin nach Aegypten verführten. Dieß geschah namentlich nach einer Nachricht des Macrizz (Quatremère Mem. geogr. et histor. sur l'Egypte. Paris 1811 II, 291) im Jahre 1431. In diesem Jahre kamen mehrere Dschonken von China nach den Küsten Indiens, um daselbst Handel zu treiben; zwey derselben, welche Porzellan, Seide, Moschus und andere kostbare Gegenstände führten, segelten nach Aden oder Adana, dem berühmten Emporium an der Südwestküste Arabiens. Da sie aber hier, wegen der vielfachen Wirren, die damals in der Landschaft Yemen statt fanden, ihre Waaren nicht verkaufen konnten; so wendete sich der Befehlshaber der chinesischen Schiffe an den Emir von Mecca und an den Hafenaufseher von Dschiddah, um Erlaubniß bittend, dorthin segeln zu dürfen. Der Sultan von Aegypten gab alsbald den Befehl, daß die Chinesen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen werden sollen. Man hoffte, es würden in Zukunft mehrere Schiffe des Mittelreiches nach Dschiddah kommen, wodurch dann die Hafenzölle eine bedeutende Vermehrung erfahren könnten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nr. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Sparkassen in Europa. Darstellung der statutenmäßigen Einrichtungen der großen Mehrzahl von solchen in Europa mit einer (m) Nachweise des Betrages der in denselben aufgesammelten Ersparnisse. Nebst Ansichten über die sach- und zweckmäßige Bildung der Einrichtungen für die Verwaltung solcher Anstalten. Von C. A. Freyherr von Malchus, K. Würt. Finanz-Präsidenten außer Dienst, Commandeur ꝛc. Heidelb. 1838. 8.

Bey der Wichtigkeit der Sparkassen für das Gedeihen der minderbemittelten Volksklassen in allen Ländern und der immer weiter gehenden Verbreitung derselben ist es von Nutzen, möglichst viele Erfahrungen über die Einrichtung und Benützung derselben beysammen zu haben. Fruchtbare Belehrung bietet sich hieraus für diejenigen dar, welche bey der Begründung neuer oder der Verbesserung bestehender Anstalten der Art mitzuwirken haben; und wo man die Sache noch weniger beachtete, da muß das Gewahrwerden des bedeutenden Vorsprungs, den hier einzelne Staaten und Orte bereits voraus haben, zur Nacheiferung ermuntern.

In solcher Absicht sind denn in der angezeigten Schrift auf 412 Seiten Auszüge und wörtliche Abdrücke von Sparkasse-Statuten nebst statistischen Notizen über die Wirksamkeit von Sparkassen in Oestreich, Würtemberg, Baden, beyden Hessen, Bayern, Sachsen, Thüringen, Hannover, den freyen Städten, Mecklenburg, Preußen, Schweiz, Frankreich, im britischen Reich, Toscana und Rom mitgetheilt und ihnen in einer Einleitung „Andeutungen in Betreff der organischen und Verwaltungs-Anordnungen und Einrichtungen der Sparkassen" vorausgeschickt. Jene Zusammenstellung enthält nun allerdings ein sehr reichhaltiges Material über die Einrichtung der Sparkassen; allein es ist zu bedauern, daß dasselbe nicht besser gesichtet und geordnet worden, daß einzelne oft nutzlos verwickelte, ja fehlerhafte Einrichtungen so weitläufig, andere wichtigere und wohlbesorgte nur kurz angeführt und hieben in der Behandlung der einzelnen Länder so ungleich verfahren ist; sowie daß ganz gleichartige Einrichtungen, bey denen eine kurze Hindeutung auf früher angeführte Anstalten genügte, duzendmal wiederholt sind. Vornehmlich gilt das Gesagte von den Sparkassen in Baden, Würtemberg und im Großherzogthum Hessen. Denn bey Bayern und Sachsen findet sich eine mehr übersichtliche und daher auch belehrendere Behandlung, und von Preußen sind die Sparkasse-Statuten meist nur in ganz kurzen Auszügen angeführt. So nimmt z. B. die Darstellung der ersten östreichischen Sparkasse im Text 11 Seiten, im Anhang 23 Seiten, und sogar die Sparkassen von Stubersheim im Würtembergischen Oberamte Geislingen 6 Seiten ein, während dem Gesetze über die englischen Sparkassen nur acht Seiten gewidmet und von keiner dortigen Anstalt eigentliche Statuten angeführt sind. Freylich ist auch bey diesen die Anordnung vom Jahr 1833 nur in wenigen Zeilen berührt, wonach die Sparkassen ermächtigt sind, ihren Einlegern mit den Spargeldern Leibrenten bis zu 20 Lst. jährlich bey der Staatskasse zu kaufen; eine Verfügung, die wegen ihrer Zweckmäßigkeit zur Armenversorgung und der Ermunterung des Sparens, die sie enthält, genauer gekannt und an recht vielen Orten

auch bey uns eingeführt zu werden verdiente. Dagegen wurden bey der Wiener Sparkasse die Statuten der dortigen Allgemeinen Versorgungs-Anstalt mit angeführt, die doch ihrem Wesen nach eine Tontine ist mit Verzichtleistung der Mitglieder auf einen Theil ihres zusammengeschossenen Kapitals, und die in so ferne sie allmählichen Verbrauch bereits vorhandener Kapitale herbeyführt, gerade das Gegentheil einer Sparkasse ist. Daß sie nicht hieher gehört, scheint der Herr Verf. selbst eingesehen zu haben, da er die ganz ähnlichen Rentenanstalten zu Stuttgart und Carlsruhe übergeht. Uebrigens wäre es gut gewesen, den Werth dieser Wiener Versorgungsanstalt etwas näher zu beleuchten, da die übertriebenen und aller Wahrscheinlichkeits-Rechnung widersprechenden Aussichten, die sie ihren Theilnehmern eröffnete, Viele irregeleitet haben, was neuerlich bey der Stuttgarter Rentenkasse gerechte Beschwerde der Getäuschten veranlaßt hat. Indeß wollen wir mit dem Hrn. Verf. nicht darüber rechten, was er hätte geben sollen, sondern den Werth des durch ihn zusammengestellten Materials für Alle, die sich mit dem Gegenstande näher beschäftigen, gebührend anerkennen. Dagegen veranlaßt mich die Einleitung an einigen Stellen zu etwas näherer Prüfung, insbesondere wo dieselbe auf eine Abhandlung *) hinweist, die ich früher über denselben Gegenstand geschrieben.

Ueber diesen harmlosen Aufsatz, der bloß zum Zwecke hatte, einer officiellen Uebersicht der Resultate unserer Sparkassen zur Einleitung zu dienen, und der drey Jahre vor der Schrift des Hrn. Verf. gedruckt worden, ist Hr. v. Malchus sehr erboßt. Denn nie nennt er ihn, wo er mit ihm übereinstimmt und etwas aus ihm lernt, sondern nur, wo er anderer Meynung ist, und da dieß bey einer so einfachen, rein auf Erfahrung sich beziehenden Sache selten vorkommen kann, so verdreht er hier und da den klaren Sinn meiner Worte und tadelt mich über Dinge, die ich gar nicht behauptet habe; an andern Orten wo der Vorgang einer in praktischen Dingen gewiß einsichtigen Regierung wie die englische und auch französische Anordnungen für mich sprechen, werde ich mit so possirlich-schulmeisterndem Tone abgekanzelt, daß mein verehrter Hr. Collega in der Redaction des Archivs für politische Oeconomie mir es nicht übel nehmen wird, wenn ich ihn hier in seine Schranken zurückweise. Wer vor hat, ein dickes Buch zu schreiben, dem mag es ärgerlich seyn, zu finden, daß ein Anderer das Wesentliche bereits in ganz kleinem Raume gesagt hat; aber wer nicht ausgelacht seyn will, läßt sich solchen Aerger nicht merken.

Ich werde im Folgenden alle die Stellen durchgehen, in denen Hr. v. Malchus meine Abhandlung anführt.

1. Herr von Malchus stellt (S. VII.) die Frage auf, ob und in wie fern Zwang irgend einer Art mit der Natur und dem Wesen der Sparkassen vereinbar seyn könne? Statt aber, wie man erwarten sollte, diesen wichtigen Gegenstand gehörig zu prüfen, geht er mit ein paar nichtssagenden Bemerkungen darüber hinweg und führt in der Note meinen Aufsatz an, als welcher Gründe für die unbedingte Statthaftigkeit eines solchen Zwanges geltend mache, mit denen sich Hr. von M. nicht befreunden könne. Die Beyspiele meynt er, die ich anführe, beweisen nur die Möglichkeit und Unschädlichkeit eines solchen Zwanges in gegebenen Fällen, nicht aber seine unbedingte Statthaftigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Jahrgang 1835 Nr. 58. dieser Zeitschrift: Ueber Sparanstalten im Allgemeinen, insbesondere über Sparkassen, mit Rücksicht auf die in Baiern bestehenden Anstalten der Art. Mit einem tabellarischen Vermögens-Ausweise der Sparkassen des Königreichs Baiern für 1833/34, wovon auf Befehl des damaligen Kön. Ministers des Innern einige Exemplare besonders abgedruckt wurden, die aber nicht in den Buchhandel gekommen. Ich erwähne dieß, weil Hr. v. M.: Hermann, über Sparanstalten im Allgemeinen ꝛc. München 1835 anführt, wie wenn dieß ein selbständiges Werk wäre.

China: its state and prospects by W. B. Medhurst of the London Missionary Society. London 1838. 8.

(Schluß.)

Das Porzellan war aber im fünfzehnten Jahrhundert in Aegypten so häufig, daß die Gebieter dieses Landes nicht selten porzellanene Gefäße den europäischen Fürsten zum Geschenke machten. So sandte ein Sultan an den berühmten Medicaer Lorenzo unter andern Geschenken auch so schöne porzellanene Gefäße, wie man deren in Italien früher nicht gesehen hatte (Fabbroni Vita Laur. Med. 337. Diese Gesandtschaft des Sultans malte Andrea del Sarto. Vasari Vit. de Pittor. Roma 1760. 4. II. 232 not.) Man nannte diese feltenen Geschirre Porzellan, weil man nicht wußte, daß sie aus einer Art Thon bestünden; sondern glaubte, sie würden aus Schaalen der Conchylien, welche man in Italien Porcelletas nannte, verfertigt. (Baldelli Boni, Storia del Milione di Marco Polo. Firenze 1827. I. 146. Ulisses Aldrovrandi Museum Metallicum. Bon 1643 in fol. p. 230 u. 231 schreibt: A nonnullis porcellana appellatur, aut fortassis quoniam aliqui arbitrati sunt, vasa porcellanica non ex aliqua argillae specie, sed ex corticibus illorum maris conchyliorum parari, quae vulgus porcellettas indicat.) Eine Stelle in der Reisebeschreibung des Marco Polo soll nach Baldelli diesen Irrthum veranlaßt haben. (Il Milione di Marco Polo dal Conte Baldelli Boni. Fir. 1827. I. 111 Martini bey Thevenot III. 108.) Doch sagt ja Marco Polo, an einem andern Orte selbst (Il Milione II. 355.), daß die Chinesen es verstehen, diesen Gefäßen allerley Farben zu geben, ohne dabey im entferntesten der Conchylien-Schaalen zu erwähnen. Nach andern Angaben nannte man diese Geschirre deßhalb Porzellan, weil man wähnte, sie erhielten bloß ihren Glanz durch die Conchylien-Schaalen, oder auch weil sie wie diese glänzen. (Marsden zu Marco Polo 428.) Es ist dieß aber dieselbe Gattung, der Conchylien, welche in Indien, namentlich auf den Maldiven, ehemals auch in China, als Scheidemünze diente; sie heißt in Indien Kori und in China Pei (Storia del Milione di Marco Polo I. 138). In Europa ward sie deßhalb Porcellana oder Porcelleta genannt, weil sie gekrümmt ist, gleich wie der Rücken eines jungen Schweines (Porcella). Die Chinesen nennen das Porcellan Tsse ki, das heißt Thon- oder Steingeschirre — der Charakter Tsse wird bald mit dem Zeichen Thon, bald mit Stein zur Seite geschrieben —, und berichten, daß man hiesigen Landes seit den Zeiten der Han Dynastie Porzellan verfertigt habe. Doch scheint dem nicht so zu seyn; denn der älteste Lexicograph China's Hiu schin, der zu den Zeiten dieser Dynastie sein Werk verfaßte, unterscheidet noch nicht zwischen Porzellan- und Thongeschirre überhaupt. (Kanghi unter Tsse XIV. 56v.) Der Name Tsse ki erscheint erst zu den Zeiten der Tang Dynastie und mit dem Namen bekommen wir auch zugleich Kunde von der Sache selbst. Der erste Brenn- und Schmelzofen ward zu Nan tschang nicht Tschang nan, wie Morrison und Medhurst schreiben, (Morrison English-Chinese dictionary 326. Medhurst China 115.) in der Provinz Kiang si errichtet, und von hier aus ward zur Zeit des zweyten Kaisers der Tang Dynastie gegen das Jahr 630 unserer Zeitrechnung das erste Porzellan als Abgabe an den Hof gesandt. Damit kein Unterschleif statt fände, waren hier immer zwey kaiserliche Beamte anwesend, welche die Aufsicht hatten und die Arbeiten controllirten. In dem trefflichen Berichte über das chinesische Porzellan des französischen Jesuiten P. d'Entrecolles, der am 2. July 1741, im 79ten Jahre seines Alters zu Peking gestorben ist, heißt es irrthümlicher Weise, es wären bereits im Jahre 442 Porzellan-Geschirre an den Hof gesandt worden —, ein Versehen, das seitdem unzählige Mal wiederholt wurde (Lettres édifiantes XII. 258.). Die berühmtesten Porzellan-Manufacturen befinden sich heutigen Tags zu King te Tschin, oder in dem Orte Glänzender Tugend, dreyßig chinesische Li, d. i. zwey starke Stunden in südwestlicher Richtung von der

Stadt dritten Ranges Feou leang entfernt, welche zum zweyten Bezirk Jao tscheou des Kreises Kiang si gehört. Dieser Flecken ward während der Regierung des Tschin Tsong (reg. 997 — 1022), östlich des lieblichen Sees Po jang in den Jahren 1004 — 1008 angelegt. In Korea wird, nach chinesischen Angaben, beynahe eben so gutes Porzellan fabricirt als in King te Tschin. King te Tschin hatte zu den Zeiten des P. d'Entrecolles eine Bevölkerung von einer Million Seelen, die großentheils bey den Manufakturen beschäftigt sind; denn man kann sich leicht denken, welch eine Masse Porzellan daselbst fabricirt werden muß, indem von hier aus der größte Theil des Reiches und die meisten Länder und Inseln Asiens mit Geschirren versehen werden.

Es giebt zwar in den andern Theilen des Reiches, namentlich in Kuang ong und und Fo kien andere Porzellan Manufakturen; ihre Waare steht aber hinter der von King te Tschin weit zuruck. Die beste Erde wird in Hoei tscheou des Kreises Kiang nan gewonnen; sie ist von schwärzlichen Streifen durchzogen. Sie wird vermittelst des klaren Wassers der Bergströme rein gewaschen und in Backstein-Form gebracht. In diesem Zustande heißt sie Pe tun tze, d. h. weiße Porzellanerde. Dieß ist gemeinhin auch der allgemeine Name für alle Gattungen von Erden, aus welchen Porzellan fabricirt wird. Es giebt deren aber mehrere Gattungen in dem Bezirke von Jao tscheou, welche noch besondere Namen führen, wie Kao ling (hohe Bergkette), von dem Bergrücken bey King te Tschin, wo sie gewonnen wird, so genannt; Ju hong (kostbares Roth); Tsien tan (schnelles Flüßchen) u. s. w. Man bereitet diese Erden ganz so zu, wie das Pe tun; sie werden aber entweder nur zur Mischung mit Petun tze oder allein zur Verfertigung groben Geschirres gebraucht. Die mineralogische Bestimmung dieser verschiedenen Stein- und Erdarten müssen wir den Kundigen des Faches überlassen; obgleich uns ein ausführliches chinesisches Werk über die Fabricirung des Porcellans zu King te Tschin zu Gebote steht, mit zwanzig Holzschnitten versehen, welche das ganze Verfahren vom Anfang bis zu Ende darstellen. Dieses Werk ist enthalten in der auf Befehl des Kaisers Kien long unternommenen Sammlung von Werken, welche den geschraubten Titel führt: Long wei pi schu, d. h. Geheimnißvolle Werke seiner kaiserlichen Majestät.

Es giebt Alterthumsforscher, welche annehmen, daß die murrhinischen Gefäße der Alten aus chinesischem Porzellan bestanden; andere glauben, daß die ächten aus anderem Stoffe waren; nur die falschen murrhinischen Gefäße, welche von dem Verfasser des Periplus des erythräischen Meeres erwähnt werden, seyen von Porzellan gewesen. Ehe man aber hierüber überhaupt eine Untersuchung anstellt und Meynungen ausspricht, müßte man erst nachweisen, daß die Erfindung des Porzellans bey den Chinesen wirklich so hoch hinaufreiche, was, wie wir gesehen haben, sowohl nach P. d'Entrecolles als nach unsern chinesischen Quellen nicht der Fall ist. Marco Polo ist der erste Europäer, welcher nicht bloß das chinesische Porzellan erwähnt, sondern auch die Art und Weise, wie es zu seiner Zeit fabricirt wurde, genau beschreibt. Die Orientalen, so wie heutigen Tags noch die Russen, nennen es Fakfuri oder Forfor, nach dem Titel des Beherrschers des Mittelreichs, welcher, wie an einem andern Orte nachgewiesen wurde, eine wörtliche Uebersetzung ist des chinesischen Tien tse, und Himmelssohn bedeutet (Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I. 395. Wir fügen jetzt noch hinzu, daß auch der König der Chasanen Bak d. h. Gottheit genannt wurde. d'Ohsson Des Peuples du Caucase. Paris 1828. 34.) Bereits in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hatte man in Florenz unter dem Großherzog Franz von Toscana das Geheimniß gefunden, ziemlich gutes Porzellan zu machen. Vrgl. die Urkunden, die Baldelli in der Einleitung zu Marco Polo, I. 144 aus den Handschriften mitgetheilt hat.

E. F. Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Sparkassen in Europa. Darstellung der statutenmäßigen Einrichtungen der großen Mehrzahl von solchen in Europa ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hieraus sollte man nun glauben, ich hätte verlangt, Jedermann ohne weiteres zur Einlegung in Sparkassen zu zwingen. Statt dessen führe ich wohl die allgemeinen Gründe an, welche diesen Zwang bey der unbemittelten Klasse rechtfertigen; allein keineswegs, um sofort Verfügungen daraufhin vorzuschlagen. Vielmehr zeige ich, daß unter den Arbeitern der gemeinen Handwerke ein solcher Zwang darum unnöthig ist, weil die eigenthümliche Vertheilung des Gesammtverdienstes unter die Lehrlinge, Gesellen und Meister, die dem Letztern bey weitem den größten Antheil zuwendet, hier ohnehin für den größeren Bedarf des Familienvaters vorsorgt, und daß Zwang nur da als räthlich erscheint, wo der Lohn sich bloß nach der augenblicklichen Leistung richtet, also der junge und kräftige Arbeiter in die Hand bekommt und verzehren kann, was er eigentlich für spätere Bedürfnisse aufsparen sollte, wie es bey den Fabrikarbeitern der Fall ist.

Indem ich nun nachweise, daß ähnliche Garantien der Arbeiter bereits seit ältester Zeit im deutschen Bergwesen bestanden, verlange ich nichts weiter, als daß „an jeder Fabrik wenigstens für die jungen und unverheuratheten Arbeiter die Errichtung einer Sparkasse vorgeschrieben werde, um in ihr den noch entbehrlichen Theil des Lohnes für spätere Bedürfnisse aufzubewahren.“ Wo ist denn hierin von unbedingter Statthaftigkeit eines Zwangs zur Theilnahme an Sparkassen die Rede?

2. In England hat man die manchfaltigen Einrichtungen der Sparkassen im Jahre 1828 auf übereinstimmende Hauptpuncte zurückgeführt, von denen man gefunden, daß sie die Einleger am besten sichern, die Verwaltung und Aufsicht erleichtern und eine Zusammenstellung der statistisch-wichtigen Resultate der Sparkassen möglich machen würden. Dabey ist dort nicht alles Einzelne der Verwaltung gesetzlich vorgeschrieben, sondern jede Sparkasse richtet ihre Statuten nach diesen allgemeinen gesetzlichen Normen so ein, wie es die gleichzeitige Rücksicht auf die Oertlichkeit erheischt. Gegenüber von dieser Anordnung sah ich bey uns, in Bayern, eine ziemliche Anzahl von Sparkassen von Ortsbehörden oder Privaten ohne genügende Kenntniß der zweckmäßigsten Einrichtungen der Art begonnen, die auf der einen Seite die Einleger nicht recht sicher stellten, auf der andern die Oberaufsicht erschwerten und nicht einmal die statistisch-wichtigen Resultate der Sparkassen in befriedigender Weise erheben ließen. Es schien mir daher „die Aufstellung bestimmter allgemeiner Grundsätze für die Einrichtung aller Sparkassen des Landes nothwendig.“

Auch in Frankreich hat man seitdem dasselbe Bedürfniß gefühlt und in dem Gesetz vom 5. Juny 1835 sind mehrere der wesentlicheren Puncte in der Verwaltung der Sparkassen übereinstimmend geregelt. Weil aber ich solche allgemeine Anordnungen für erwünscht halte, so schulmeistert mich Hr. v. Malchus drey Seiten lang aufs allerlangweiligste mit Gegenreden, die gar nicht auf meine Behauptung passen. Denn da ich blos von „allgemeinen Grundsätzen“ spreche, wie kann Hr. v. M. mir vorwerfen, daß ich locale Bedürfnisse bey der Einrichtung der Sparkassen unberück-

sichtigt lasse? Und wenn, wie er selbst zugiebt, die Statuten aller Sparkassen der Revision und Abänderung der Oberbehörden unterliegen müssen, wonach soll wohl die „Abänderung unzweckmäßiger oder solcher Anordnungen, welche das Interesse der Theilnehmer oder das Bestehen der Anstalten gefährden könnten," geschehen, als nach den allgemeinen Grundsätzen, welche die Staatsregierung für die besten erkannt und hierüber festgestellt hat? Was dann Hr. v. M. vom hohen Pferd herab über den Werth gleichförmiger statistischer Notizen von den Sparkassen vorbringt, gehört gar nicht zur Sache. Denn ich spreche nirgends von einer Statistik des Armenwesens und dem was zur Beurtheilung des ökonomischen Zustandes der untern Volksklassen nöthig ist, sondern lediglich davon, daß nach gleichförmigen Anordnungen eingerichtete statistische Zusammenstellungen mehr Werth für den Statistiker haben als zufällig und nach verschiedenartigen Gesichtspuncten gemachte, und daß hierüber allgemeine Anordnungen nöthig sind. Wer dieß läugnen wollte, würde zeigen, daß er von Statistik gar nichts versteht.

Wo in aller Welt habe ich wohl je behauptet, daß „zur Untersuchung der Ursachen des Pauperismus und der Mittel zu seiner Verminderung" nichts anderes gehöre als die Gleichförmigkeit der Verwaltungs-Normen der Sparkassen? Und doch sollte man meynen, es sey dieß meine Ansicht, da der Hr. v. M. mich in folgender Weise belehrt:

> „Es kann jedoch kaum der Erwähnung bedürfen, daß eine solche Vergleichung" (der Sparkasse-Resultate behufs der Untersuchung des Armenwesens H.) „ganz andere Elemente als diejenigen bedingt, welche die postulirte Gleichheit der Verwaltungs-Normen darbieten kann. Bloß beyspielsweise werden aus der Anzahl von solchen die nachstehenden ausgehoben, nämlich: das Verhältniß der handarbeitenden, überhaupt derjenigen Volksklassen, welche in Betreff der Sicherstellung ihrer Subsistenz auf ihren täglichen oder wöchentlichen Erwerb durch ihre Handarbeiten und Dienstleistungen angewiesen sind, zu der gesammten Volksmasse; jenes welches zwischen der Größe dieses Erwerbes und den Preisen der nothwendigen Lebensmittel und ihren sonstigen Bedürfnissen besteht; die größere oder geringere Leichtigkeit des Erwerbs durch den Einfluß des Verhältens zwischen Angebot und Bedarf von Arbeit und Dienstleistung und der Anzahl solcher, welche dergleichen suchen oder anbieten" (Hr. v. M. statuirt also ein Angebot und einen Bedarf, die unabhängig von der Anzahl derer bestehen, die anbieten und bedürfen!). „Die durch klimatische Verhältnisse oder durch Sitte und Gewohnheit bedingte Ernährungsweise und das größere oder kleinere Maß und die Art von Subsistenz-Mittel(n) welche sie erfordert, ohne so mancher anderer nicht minder erheblicher Momente zu gedenken, welche für den angedeuteten Zweck und zur Gewinnung einer richtigen Ansicht von dem Einflusse, welchen die Sparkassen auf die ökonomische Lage der bezeichneten Klassen haben können, wesentlich sind."*)

Wer gewohnt ist, mit seinen Gedanken bey der Sache zu bleiben, der wird nicht recht wissen, was er mit dieser Stelle machen soll. Ist der Hr. Verf. der Meynung, daß jene anderweitigen statistischen Notizen, die er anführt, auch von den Sparkasse-Verwaltungen erhoben werden sollen, dann war dieß alles hier am rechten Orte; indeß möchten ihm wohl nur Wenige hierin beystimmen: meynt er aber, mit Andern, die etwas von diesen Dingen verstehen, daß zur Beurtheilung des ökonomischen Zustandes der untern Volksklassen außer den Daten, welche die Sparkassen liefern, noch Vieles andere zu wissen noth thut, so hat er mir à propos de bottes eine Belehrung ertheilt, die ich wahrlich nicht bedurfte.

3. Als ich meinen Aufsatz schrieb, veranlaßten mich nachtheilige Erfahrungen an einer und der andern bayerischen Sparkasse zu folgender Aeußerung:

> „Was zur Befestigung des Zutrauens der Einleger gehört, sollte pünktlich geschehen: man muß es daher tadeln, wenn irgendwo die Einlagebücher nicht sogleich beym Empfang quittirt zurückgegeben, sondern einige Tage auf dem Büreau behalten werden, bis die Beamten Muße finden, sie zu unterschreiben;"

und ich fügte hinzu, was übrigens für den billigen und vernünftigen Leser kaum nöthig war:

*) Ich habe diese Stelle zugleich als Muster der Darstellung dieser Schrift ganz hergesetzt.

„Die Zeit der Annahme von Einlagen kann nach Maßgabe des Andrangs zur Kasse verschieden seyn.“

Der Hr. Verf., um mich tadeln zu können, läßt diesen Zusatz weg und führt die erste Stelle mit folgender Bemerkung an:

„Von bloßer Bequemlichkeit der Beamten kann wohl nicht die Rede seyn, sondern nur von dem, was in einer gegebenen Zeit geleistet werden kann, mithin praktisch ausführbar oder aber es nicht ist.“

Allein, habe ich denn nicht je nach dem Andrang der Kasse verschiedene Zeit verlangt? Und wenn irgendwo bey genügender Zeit die Bequemlichkeit der Beamten die Einleger wirklich in die Gefahr eines Verlustes setzt, warum soll nicht davon die Rede seyn können? —

Gewichtiger, fährt er fort, sey das Zeugniß der Pariser Sparkasse-Verwaltung, daß man dort mit Nutzen für die bis zum nächsten Einlagetag zurückbehaltenen Sparbücher einfache bulletins de depôt abgebe, gegen welche dann das quittirte Sparbuch abgeholt werden könne. Allein hiebey muß der Einleger zwey Gänge machen und für die Beamten geht die ganze Zeit verloren, welche das Ausstellen und Abgeben jener Interimsscheine erfordert, so daß es trotz jenes „gewichtigeren Zeugnisses“ noch immer weit zweckmäßiger erscheint, nicht bloß wochentlich zwey Einlagetage, wie in Paris, sondern so viele festzusetzen als nöthig sind, um sogleich in den Sparbüchern abquittiren zu können.

4. In Bezug auf die Anlegung der deponirten Ersparnisse hat mein Aufsatz folgende Stelle:

„Im Allgemeinen geben zwar Darlehen an Private etwas höhere Procente, die Kasse hat sie aber nicht disponibel, wann sie dieselben gerade braucht; besser ist daher die Anlegung der Spargelder bey Gemeinden und bey Leihkassen. Indeß muß in diesem Falle der Staat wohl darauf sehen, daß nicht die Sparkasse zu Gunsten der Gemeinde- und Leihkasse mißbraucht wird, und zu wenig Zins empfängt. Am besten bleibt immer die Anlegung bey der Staatsschuldentilgungskasse, wenn, wie bey uns, die eingelegten Gelder auf Verlangen sogleich zurückgegeben werden.“

Hierauf erwiedert nun Hr. v. Malchus, (denn getadelt muß ich werden):

„es möchte wohl nur wenig Gewicht auf den Grund der größern Disponibilität der in der Staatskasse deponirten Fonds in Fällen eines Bedarfs zu legen seyn, weil dieser Vortheil auch bey der Anlegung auf Hypothek durch geeignete Maßregeln erreicht werden kann.“

Und in der Note fügt er hinzu:

„Ueber die obstehend erwähnte Mittel, s. m. den folgenden Abschnitt.“

Allein in diesem sieht man sich vergeblich nach den Mitteln um, welche auf Hypotheken ausgeliehene Kapitale eben so leicht disponibel machen, wie auf Conto corrent beym Staat hinterlegte Gelder; wie es denn auch rein unmöglich ist, dergleichen Mittel zu finden. Was dort noch ferner gegen den Zwang gesagt ist, alle Sparkassengelder beym Staat anzulegen, geht mich gar nicht an, denn nirgends habe ich einen solchen Zwang vorgeschlagen; daß aber ein Theil derselben zweckmäßig in solcher Art nutzbar gemacht werde, sagt er selbst.

5. Am lächerlichsten stellt sich die Tadelsucht des Herrn Präs. von Malchus in folgender Stelle (S. 92) heraus:

„Hermann bezeichnet Bayern als denjenigen Staat auf dem Continent, welcher die Mitwirkung der Staats-Schuldentilgungs-Kasse für die Zwecke der Sparkasse zuerst angeboten habe. In Frankreich war dieses jedoch bereits früher, nämlich durch ein Gesetz vom 17. Aug. 1822 geschehen. Zwar war in dem erstern Staate in der Verordnung vom 22. Jul. 1819 das Schuldenwesen des Reichs betreffend der Staats-Schuldentilgungsanstalt die Befugniß vorbehalten, „durch zweckmäßige Spar- und Renten-Anstalten sich selbst bereite Mittel, den Darleihern aber Gelegenheit zur vortheilhaften Anlegung ihrer Gelder zu verschaffen.“ Es hat dieselbe jedoch, (wie auch Hermann anführt) von dieser Befugniß keinen Gebrauch gemacht.“

Aber ist es denn darum unwahr, daß bereits 1819 die bayer. Regierung jene Mitwirkung angeboten? Ist das Anerbieten der französischen Regierung vom Jahre 1822 darum ein früheres, weil es früher benützt wurde?

6. Seite VIII. der Einleitung läßt mich der Herr Präs. v. Malchus die Ansicht aussprechen, daß:

„Sparkassen vorzüglich nur in größern Städten, in welchen viel Handel getrieben wird, und viele Personen leben, die ihre Ersparnisse gar nicht anders als durch Ausleihen nützen können, und wo die Dienstboten hohen Gelohn haben, nicht aber da gedeihen können, wo die Städte klein sind, der Landbau vorherrscht, weil der selbstständige Landwirth seine Ersparnisse meist vortheilhafter auf den Landbau verwendet."

Und er fügt hinzu:

„Es mögte dieser Ansicht, ohne anderer Gründe, welche gegen dieselbe geltend gemacht werden können" (es ist Schade, daß Hr. v. M. immer seine besten Gründe bey sich behält, denn dieses Hinweggehen über „andere Gründe" ist seine stehende Gewohnheit), „zu gedenken, die Thatsache des blühenden Gedeihens solcher Cassen, welche in kleinen Städten und auf dem platten Lande bestehen, siegend entgegen treten."

Doch scheint's ihm mit diesem Siege nicht unbedingt richtig zu seyn, denn er fügt hinzu, dieses Gedeihen setze voraus:

„a) Die Vereinigung einer größern Anzahl von Gemeinden in einem desfallsigen Verband, weil ihre solide Begründung, überhaupt ihr Bestand, eine größere Anzahl von Theilnehmern erfordert, sodann

b) Die Zulassung auch wohlhabender Gemeindeglieder mit ihren größeren Ersparnissen, endlich

c) die Verbindung von Leihkassen mit denselben."

Hierauf könnte ich erwiedern, daß auch Decandolle derselben Meynung ist; daß in der That überall weit weniger Sparkassen vergleichungsweise in kleinen Städten und vollends gar auf dem platten Lande bestehen als in größern Orten; daß die Vereinigung mehrerer Gemeinden schwierig und die Sicherung der Gelder in Leihkassen nicht unbedenklich sey; daß der Verf. selbst voraussetze, bey gewöhnlichen Sparkassen werde der selbstständige oder wohlhabendere Landwirth nicht zugelassen, da er hier die Beyziehung seiner größern Ersparnisse besonders bedinge; endlich, daß derjenige Landwirth ein schlechter Rechner wäre, der 100 fl. zu 3 1/2 Proc. in eine Sparkasse legte, die ihm auf Verbesserung seiner Felder und seines Viehstandes gewendet, vielleicht 20 — 25 0/0 eintrüge.

Allein ich bedarf diese Vertheidigung gar nicht, da ich nirgend geäußert habe, was Hr. v. M. mich sagen läßt. Er hat dieß nur auf seine Weise zusammengestellt, die es, wie ich bereits gezeigt habe, mit der Wahrheit so genau nicht nimmt.

Ich spreche nämlich S. 29 u. 30 meines Aufsatzes gar nicht im Allgemeinen von den Bedingungen, unter denen Sparkassen gedeihen, sondern bloß von den Ursachen der ungleichen Vertheilung der Sparkassen in den einzelnen Kreisen von Bayern. Hier ist es denn eine Thatsache (die übrigens auch außerhalb Bayern so ziemlich überall sich wiederholt), daß „im Allgemeinen weniger Theilnahme" für die Sparkassen in den Kreisen sich findet, wo die Städte klein sind und Landbau vorherrscht, und die Ursache schien und scheint mir noch darin zu liegen, daß der selbstständige Landwirth meist seine Ersparnisse vortheilhafter zur Verbesserung seiner Wirthschaft verwendet, als in Sparkassen der bisherigen Art einlegt, ebendaher auch wenig Interesse für deren Errichtung hat. Hr. v. M. kann weder jene Thatsache läugnen, noch hat er sie anders und besser erklärt. Eine andere Thatsache ist es, daß in volkreichen Städten Bayerns (denn nur von Bayern ist die Rede) die Sparkassen mehr Theilnahme gefunden haben und besser gediehen sind. Hätte ich nun gar nichts weiter als diese Facta angeführt, so mußte der gesunde Menschenverstand den Hrn. v. M. abhalten, mir die Behauptung unterzuschieben:

„Sparkassen könnten überhaupt nicht gedeihen, wo die Städte klein sind und der Landbau vorherrscht."

Allein es ist gar keine Gelegenheit zu schiefer Deutung vorhanden, da ich von jener Nachrede geradezu das Gegentheil mit klaren Worten ausspreche. Denn für's Erste erwarte ich vom selbstständigen Landwirth mehr Theilnahme, wenn die Sparkassen Einrichtungen erhalten, welche sie seinen Interessen näher stellen; wie ich denn eine wesentliche Erweiterung derselben, die hieher gehört, Seite 50 — 54 bespreche.

(Schluß folgt)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nr. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Sparkassen in Europa. Darstellung der statutenmäßigen Einrichtungen der großen Mehrzahl von solchen in Europa ꝛc.

(Schluß.)

Zweytens anerkenne ich die Wichtigkeit auch der jetzigen ausdrücklich für Dienstboten und minderbemittelte Landleute. Drittens erwähne ich als eines Hindernisses ihrer Verbreitung die Meynung der Aufsichtsbehörden, „Sparkassen seyen nicht allenthalben von gedeihlicher Wirkung, oder doch nur da zweckmäßig, wo sie den Gemeinden ihre Anlehen zu niedrigen Zinsen verschafften," woraus denn doch wohl ersichtlich, daß es nicht meine Meynung ist, sie könnten auf dem Lande nicht gedeihen; endlich viertens erwähne ich, die englische Einrichtung der Filial-Klassen fehle bey uns und füge hinzu:

> „Indeß wissen wir, daß es die Absicht des Kgl. Staats-Ministeriums des Innern ist, in Zukunft jeder Gemeinde durch einen Agenten die Theilnahme an einer Sparkasse möglich zu machen. Geschieht dieß, so ist in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig."

Wie es sich unter diesen Umständen mit der Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe verträgt, mir die Behauptung unterzuschieben, daß

> „Sparkassen vorzüglich nur in großen Städten, nicht aber da gedeihen können, wo die Städte klein sind und der Landbau vorherrscht,"

überlasse ich dem eigenen Ermessen des Hrn. Präsidenten a. D. Frhr. v. Malchus.

Ich bin mit Eckel an die Widerlegung dieser Jämmerlichkeiten gegangen. Aber solches Zeug ist für gewisse Leute ansteckend, und bereits hat sich ein Geistesverwandter gefunden, der was bey Hrn. v. Malchus nur Verdrehung und Unwahrheit ist, durch weitere lügenhafte Zusätze zu eigentlicher literarischer Verläumdung steigert. Es ist dieß der Recensent dieser Schrift des Hrn. v. M. in Stück 87 und 88 der Götting. Gel. Anzeigen v. J. 1839. Dieser versichert zuerst,

> „daß Hr. v. M. die Prämienkassen und Privat-Sparvereine im Besonderen hervorhebe" —; „beyde Modificationen würdige er zwar ganz kurz aber gründlich gegen die Ansichten Anderer, worunter besonders Hermann in München vielfach angeführt und widerlegt wird."

Dieß ist nun die erste Lüge. Denn in meiner Abhandlung steht auch nicht ein Wort von Privatsparvereinen und eigentlichen Prämienkassen. Bloß im Vorbeygehen bemerke ich

> „Daß man aus den Ueberschüssen der Sparkassen Prämien für diejenigen Individuen aus der Arbeiterklasse auswerfen könnte, welche bis zu ihrer Ansäßigmachung am meisten erspart hätten,"

was Hr. v. M. nicht einmal anführt, viel weniger widerlegt. Der Recensent fährt fort:

> „Man erkennt an den Darstellungen, daß Hermann sehr in den Hintergrund gedrängt und von dem Verf. weit übersehen wird."

Dieß wäre kein Verdienst bey einem später geschriebenen Buche von zehnfach so großem Umfang; aber wer sich die Mühe giebt, nicht wie der Recensent „aus den Darstellungen" einer Partey zu richten, sondern meinen Aufsatz zu lesen, wird bey Hrn. v. M. sehr wenig Neues, und bey mir Manches finden, was Hr. v. M. gar nicht berührt. *) — Der Recensent fährt fort:

*) So schreibt es z. B. der Recensent Hrn. v. M. zu, das Verdienst der Priorität in der Errichtung

„Unter andern Ansichten bemüht sich Hermann zu beweisen, daß Sparkassen vorzüglich nur in großen Städten, nicht aber da gedeihen können, wo die Städte klein sind, der Landbau vorherrscht ꝛc.“ — „Der Verf. begegnet dem Unhaltbaren der Ansichten Hermann's mit Humanität und Scharfsinn und bietet dem Leser sehr viel Stoff zum eigenen Nachdenken dar.“

Erzählt eine alte Frau Base: „das Kindlein hat eine Warze,“ so vergrößert eine andere sie gleich zu einem faustgroßen Gewächs. Sieht man näher zu, so war schon die Warze eine Lüge. So der Recensent. Ohne im mindesten (wie man hier abermals sieht) meinen Aufsatz zu kennen, ist er mit der unwahren Nachrede des Hrn. v. M. nicht zufrieden, sondern lügt auf's frechste: ich bemühe mich zu beweisen, was ich nicht bloß gar nicht sage, sondern wovon ich gerade die entgegengesetzte Ueberzeugung ausspreche, wie oben unter 6 dargethan worden. Daß es besondere Humanität verräth, die Ansichten Anderer erst zu verdrehen; und sie dann vornehm zu tadeln, wird außer dem Göttinger Recensenten Niemand behaupten; wie es aber mit dem Scharfsinne des Hrn. v. M. beschaffen, davon habe ich oben ein paar Proben gegeben.

Indeß unser Mann fährt fort:

„Viele Sparkassen sind von Privatvereinen, noch mehr von Magistraten und nur wenige von Regierungen oder von speculirenden Privatunternehmern gegründet. Die letzte Gründungsart scheint die geringste Empfehlung oder Begünstigung zu verdienen wegen der möglichen Gefährdung der Theilnehmer wie namentlich Hermann erörtert; jedoch werden manche Bemerkungen, als ungegründet und unhaltbar nachgewiesen und wird dabey gezeigt, daß auf manche Rügen kein besonderes Gewicht zu legen ist, woraus wiederholt hervorgeht, daß Hermann seinen Gegenstand weder gründlich erwogen noch umfassend beurtheilt, sondern häufig nur oberflächlich behandelt hat.“ —

In diesem Geschwätze zeigt der Recensent nicht bloß wiederholt, daß er meine Abhandlung nicht kennt, sondern daß er nicht einmal die Einleitung des Hrn. v. M. ordentlich gelesen hat. Denn erstlich ist es unwahr, daß ich die Begründung der Sparkassen durch speculirende Privatunternehmer „erörtere,“ da ich bloß den einzigen Satz darüber geschrieben:

„als reine Privatsache sind sie nirgend zu dulden, da Betrug allzu leicht möglich ist.“

Zweytens ist es aber auch unwahr, daß Hr. v. Malchus so gedankenlos wäre, sich gegen diesen Satz zu erklären. Der ganze so unverschämte Ausfall ruht daher rein auf Erdichtung. Daß übrigens der Rec. das von ihm angezeigte Buch selbst nicht kennt, sondern nur lobhudelnd darüber hin und herredet, zeigt er insbesondere S. 866, wo er versichert, die Einleitung des Hrn. v. M. „verschaffe der Theorie, in staatswirthschaftlicher und finanzieller Beziehung, einen wesentlichen Vorschub“, während doch im ganzen Buche von finanziellen Theorien keine Rede ist.

Es würde genügen, dieses eine Ohr des Göttinger Löwen aufzuzeigen, um ihn richtig zu charakterisiren. Es ist aber schon das zweyte Mal, daß er sich mit ähnlicher Anmaßung an mir versucht; ich muß ihn daher auch noch beym andern nehmen. Bereits im Jgg. 1838. St. 12. S. 111 der G. g. A. findet sich bey Gelegenheit der Recension einer Schrift, die meine staatswirthschaftlichen Untersuchungen, München, 1832, hier und da anführt, ein ähnlicher Ausfall auf mich, den ich wörtlich hersetze:

„Ueber die Aufnahme der Dinge als wirthschaftliche Güter sind bekanntlich die Schriftsteller getheilt: so will unter andern ein gewisser Hermann in München die körperlichen Güter unter die wirthschaftlichen aufgenommen haben, weil sie Werth hätten, ein Gegenwerth für sie gegeben werde, die Producenten derselben als Stände der Gesellschaft dastünden und sich durch freyen Verkehr den Erwerb verschafften. Gründlich weist der Verf. nach, daß alles dieses noch keine genügenden Merkmale der wirthschaftlichen Natur seyen; indem man z. B. an der Leistung eines Freudenmädchens alle diese Eigenschaften ebenfalls finde und doch es gewiß noch Niemand eingefallen sey, sie in das Register der wirthschaftlichen Güter zu

---

von Sparkassen Deutschland vindicirt zu haben. Allein in meiner Abhandlung konnte er finden, daß bereits Rau als die ersten die Sparkassen von Oldenburg und Bern anführt, und ich habe auf die noch ältere Hamburger von 1778 zuerst aufmerksam gemacht.

setzen. Ref. hätte noch manche ähnliche Bemerkung über das Unstatthafte der Hermannschen Meynung beyzufügen, wenn die angeführte nicht hinreichend wäre, zu beweisen und zu versinnlichen, wie viel den Kenntnissen Hermann's noch fehlt."

Hier ist es denn vor Allem zu bedauern, daß der erfahrene Recensent, die böse Methode des Hrn. v. Malchus anwendet, immer das Beste für sich zu behalten. Die Wissenschaft hätte gewiß an Hülfsmitteln der Versinnlichung gewonnen (wenn auch auf meine Kosten) durch die Mittheilung der „ähnlichen Bemerkungen." Zugleich hätten wir dann vielleicht Neues erfahren. Denn der Einwurf von der Hure, oder wie der von dem Rec. angezeigte Verf., ein ehemaliger Dichter, sagt, vom „Freudenmädchen," ist leider schon alt. Franzosen sind dem Verf. hierin zuvor gekommen und am Ende kommen sie auch noch auf die ähnlichen Bemerkungen, womit der Rec. dießmal meine Unwissenheit noch nicht versinnlicht und schnappen ihm die Priorität weg. Bereits Ferrier hat nämlich jene Bemerkung gegen J. B. Say gemacht, der indeß, meines Wissens, diesem nicht antwortete. Ich bemerkte dagegen S. 33 meiner Untersuchungen ganz kurz, „daß sowohl in den Gewerben (die materielle Producte liefern) als bey den Diensten Leistungen möglich sind, die der Unsittlichkeit der Begehrer fröhnen." Das heißt, legt man den Maßstab der Moral an die ökonomischen Vorgänge, so befindet man sich auf einem ganz fremden Gebiete und man muß dann nicht bloß gelohnte Dienste, sondern auch alle körperlichen oder sachlichen Güter, die Tauschwerth haben, von dem Kreise der wirthschaftlichen Objecte ausschließen, sobald sie unsittlichen Zwecken dienen, und so wären z. B. geistige Getränke nur so weit wirthschaftliche Güter, als sich keiner darin berauschte, Kleider und Wohnhäuser nur so weit als darin rechtliche und ehrbare Geschäfte getrieben würden. In der That schreitet die Polizey gegen öffentlich getriebene Völlerey eben so ein, wie gegen andere Unsittlichkeiten. Jener Einwurf gegen die Aufnahme der Dienstleistungen unter die Objecte der Wirthschaft zerfällt daher in nichts, da er körperliche Güter gleicherweise trifft. Say erfuhr schon 1816 von Dupont de Nemours denselben Angriff; seine Antwort ist p. 70 der Melanges et correspondance etc. publié par Charles Comte. 1833, bekannt geworden, woraus der Rec. ersehen kann, daß seine Meynung, als habe noch Niemand solche Einfälle gehabt, bloß grobe Unkunde der Literatur verräth. Dieß würde bey einem Anfänger, wie der Recensent offenbar ist *), so viel nicht zu sagen haben. Aber was soll man davon denken, daß der gute Mann nicht einmal merkt, daß in der aus der recensirten Schrift entnommenen Stelle ein Druckfehler ist; daß der Verfasser gar nicht von körperlichen Gütern, sondern, wie der Zusammenhang und das schmutzige Beyspiel selbst lehrt, von Dienstleistungen oder im Allgemeinen von unkörperlichen Gütern spricht; daß bey körperlichen Gütern zwischen dem Verf. und mir kein Gegensatz herrscht, indem er unbedenklich die letztern, wenn sie Tauschwerth haben, als wirthschaftliche Güter anerkennt, was der Rec. S. 113 selbst richtig findet; und daß der Rec. meine Staatsw. Untersuchg. gar nicht kennt, wenn er meynt, die angeführte Behauptung von körperlichen Gütern finde sich in derselben! Da ich Say's Ansicht zugethan bin, so erwähne ich die letztern nur als die eine Art und stelle immaterielle Güter neben sie, nicht weil sondern wenn sie im freyen Verkehre Tauschwerth finden. Gegen diese Aufnahme der un-

*) Es erhellet dieß daraus, daß er aufs naivste aus zweyter Hand den Ausdruck „wirthschaftliche Güter" aufnimmt und gebraucht, ohne zu wissen, daß ihn der Schriftsteller zuerst in die Wissenschaft eingeführt hat, den er als „einen gewissen Hermann" bezeichnet.

körperlichen Güter mußte sich der Verf. in jener Stelle richten, wenn er nicht seine eigene später vom Recens. gutgeheißene Ansicht von den körperlichen Gütern bekämpfen wollte, und er thut es auch, wie der Zusammenhang lehrt, um den sich freylich unser Criticus nichts kümmert. Aber würde auch in der mir fälschlich zugeschriebenen Meynung, „unkörperlich" statt körperlich gesetzt, so fände sie sich doch nirgend in meinen Untersuchungen. Sie enthält nämlich einen baaren Unsinn, der dem leichthin arbeitenden Verfasser entschlüpfte, und den der Rec., der bloß gedankenlos abschreibt, natürlich noch weniger wahrnahm. Kein vernünftiger Mensch wird nämlich von körperlichen oder unkörperlichen Gütern sagen, sie seyen wirthschaftliche, weil sie Gebrauchs- und Tauschwerth haben, da es ja eine Menge Güter von beyden Arten giebt, denen wohl Gebrauchs- aber nicht Tauschwerth zukommt. Ist aber der vernünftige Sinn des Satzes, conform mit Say's Ansicht, hergestellt, indem man statt „körperlich:" „unkörperlich," statt „weil:" „wenn" setzt, so geräth man erst recht in Verwunderung über die Unbesonnenheit des trefflichen Kritikers: denn da er S. 113 u. 117 d. G. g. A. sich selbst für „die Aufnahme der immateriellen Güter in die Nationalökonomie" erklärt, so ist nun die geschmähte Meynung ganz seine eigene und indem er jenen Hieb nach mir thut, trifft er sich selbst! — Felo de se! — Hätte ich den gewaltigen Mann nicht oben schon als Löwen charakterisirt, so würde mich dieser tragische Ausgang seiner Kritik an Lichtwer's Fabel von der Schlange erinnern. — Aus alle dem sieht man, daß der Recensent

1) meine Staatswirthschaftlichen Untersuchungen eben so wenig kennt, als oben die Abhandlung über Sparanstalten;

2) daß er nicht einmal seinen Autor versteht, sondern Druckfehler und Unsinn von diesem blindlings abschreibt, und als „gründliche Nachweisung" fremden Irrthums belobt, was gegen ihn, den Recensenten, selbst geht und

3) daß er durchaus keine Kenntniß der Literatur, ja nicht einmal die ersten Begriffe des Faches besitzt, in welchem er einen so anmaßlichen Kritikus spielt.

Kein namhafter Schriftsteller im Fache der politischen Oeconomie hat diese Schmähungen geschrieben, sondern ein anonymer Lückenbüßer, dem man erlaubt haben mag, die ehemaligen gediegenen Arbeiten würdiger Gelehrten dieses Faches in den Göttingischen Gel. Anzeigen einstweilen, so gut es gehen mag, zu surrogiren und dessen seichte und gehudelte Aufsätze die Redaction wohl ebendeßhalb wenig beachtete. Ich würde zu dieser wiederholten literarischen Verläumdung geschwiegen haben, eingedenk des bekannten Wortes: „Si des injures sont vomies dans un écrit anonyme, un honnête homme n'y prend garde et les méprise." Da aber die Göttingischen Gelehrten Anzeigen

„unter Aufsicht der Kön. Gesellschaft der Wissenschaften"

herauskommen und die Gründlichkeit anderer Arbeiten in denselben bey Unkundigen ein günstiges Vorurtheil für die schlechten Aufsätze des Herrn π. ρ. begründen könnte, so glaubte ich es der Achtung gegen diese Societät schuldig zu seyn, nachzuweisen, welcher Unfug unter ihrer Firma getrieben wird.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nr. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Specimen observationum in Theophrasti Oeconomicum et Philodemi librum IX de virtutibus et vitiis scripsit Georg. Frid. Schoemann. Gryphiswaldiae, impensis C. A. Koch. MDCCCXXXIX. 4.

Unter diesem Buche des Theophrastus, zu welchem Hr. Schömann Bemerkungen mittheilt, ist die sogenannte erste Oekonomik des Aristoteles zu verstehen, von welcher der Epikureer Philodemus in einer in den Herkulanischen Rollen enthaltenen Schrift unter dem Namen des Theophrastes mehrfache Erwähnung giebt, ja vielmehr eine vollständige Recension liefert. Darüber haben die gel. Anzeigen (1838. VII. S. 1001 — 11) im Allgemeinen Auskunft ertheilt, und es ist erfreulich, daß ein um griechische Alterthumskunde vielfach verdienter Gelehrter sich, wenn auch nur nebenbey, mit einem Zweige, der eben so viel anziehendes als abstossendes hat, beschäftigt. Diese Papyrus Rollen, welche nebst den Inschriften zu den ältesten Ueberresten der griechischen Schrift gehören und die ältesten Handschriften bilden, sind für Kritik von nicht unerheblichem Werthe; da alles in großen und deutlichen Buchstaben gegeben ist und nirgends eine Abbreviatur erscheint, so hat sich die sichere Ergänzung des fehlenden stets nach der Größe des Raumes der Lücke zu richten; denn Lücken unterbrechen nur zu oft den Zusammenhang und fordern alle Aufmerksamkeit, diesen herzustellen, und den Autor nicht etwas ihm fremdartiges sagen zu lassen. Von Hrn. Schömanns Scharfsinn und Sorgfalt ist vorzügliches zu erwarten, und wir finden auch hier Beweise genug; wenn gleichwohl der Verf. nicht immer genügt und wir an mehreren Stellen uns gegen ihn zu erklären Grund finden, so ist die Schuld allein darin gelegen, daß ihm nur die Ausgabe Göttlings, der einen höchst unzuverläßigen, vielfach interpolirten Abdruck von diesem Buche des Philodemus seiner Bearbeitung der Aristotelischen Oekonomik beygefügt hat, zu Gebot gestanden und die eigentliche Ausgabe, welche die Rollen in Kupfer gestochen enthält, nie zu Gesicht gekommen ist; gleichwohl ist nur mit Hülfe dieser etwas durchgreifendes und bedeutendes zu leisten. Wenn es aber für den Verfasser auch schwer hielt, den Neapolitanischen Abdruck zu erlangen, und er über den Mangel dessen nicht mit Unrecht sein Bedauern ausdrückt, so wundern wir uns doch, wie ihm selbst die gewiß leicht zugängliche in England erschienene Ausgabe (Herculanensium Voluminum pars prima. Oxonii 1824. pars secunda 1825), in deren ersten Bande S. 83 — 105 dieses Buch des Philodemus enthalten ist und durch deren Benutzung er alle Mißgriffe vermeiden konnte, gänzlich unbekannt geblieben ist. Das sind freylich nur flüchtige und nachläßig gemachte Copien, aber sie werden durch einen besondern Umstand wichtig und für die kritische Bearbeitung des Textes selbst unentbehrlich. Diese Abschriften wurden nämlich sogleich nach der Oeffnung der Rollen noch vor der Zeit der französischen Invasion in Neapel verfertigt, während die italienischen Abdrücke erst kurz vor der Herausgabe besorgt wurden, und so kommt es, daß an manchen Stellen dort ein Buchstabe oder ein Wort noch vollständig erhalten ist, während man hier, da das leicht gebrechliche Material seit jener Zeit manchen Stoß erlitten hat, nichts als unangenehme Lücken findet; wir werden auch in der Prüfung der wenigen Stellen, um welche es sich hier handelt, mit dem einen oder andern Beyspiele einen recht deutlichen Beweis davon liefern. Am auf-

fallendſten aber iſt, daß der italieniſche Herausgeber, dem der engliſche Abdruck doch nicht unbekannt geblieben ſeyn kann, dieſen gänzlich ignorirt und lieber falſches und ungriechiſches erfindet, als das vollſtändige von dorther ergänzt.

Philodemus Buch, ſo fern es noch lesbar erhalten iſt, zerfällt in eine Kritik des Xenophontiſchen, dann des Theophraſtiſchen Oekonomikus, zuletzt bietet der Epikureer ſeine eignen Anſichten, das heißt die ſeiner Schule, über dieſen Gegenſtand an, und dieſes iſt der umfaſſendſte Theil des vorhandenen. H. Schömann, (der ganz richtig den Werth mit wenigen Worten bezeichnet: commentatio non admodum illa quidem vel disserendi subtilitate vel orationis elegantia commendabilis, verum tamen in tanta aliorum de hoc argumento scriptorum jactura haudquaquam sane contemnenda) übergeht den erſten Theil ganz, von dem dritten berührt er nur einiges; was aber über Theophraſtus geſagt wird, iſt einer genauen und ſorgfältigen Prüfung unterworfen. Daß Rec., der ſeit längerer Zeit auch auf dieſe herkulaniſchen Rollen achtete, nicht ſelten mit Hrn. Sch. überſtimmt, kann nicht auffallen, vielmehr müßte dieſes der Fall ſeyn, wenn keine Uebereinſtimmung ſich zeigte; daß zwey von einander unabhängige Bearbeitungen dieſer Art ſich möglichſt gleich ſehen, muß als ein Prüfſtein der richtigen Herſtellung betrachtet werden; auch ſind der Lücken zu viele, als daß je zu erwarten ſtände, einer oder zwey würden alles vollſtändig ausbeuten; darum iſt jede Theilnahme, welche Einſicht mit Vorſicht verbindet, willkommen; Göttling hat ungeachtet der flüchtigen Behandlung doch einzelnes treffliche was nicht leicht ein anderer gefunden hätte, z. B. VI, 2 ἠθοποιούμενος. XXIV. 40. ἀναλόγως XXVII. 36 πιθανώτερος. 48. ἀλλ' ὁλοσχερεστέρων. hätte er nur den Text nicht fortlaufend gegeben, ſondern die Zeilen der Columnen hergeſtellt, ſo würde er durch dieſe Aehnlichkeit dem Leſer die Behandlung des einzelnen ſehr erleichtert haben. Wir gehen zur Betrachtung der Stellen, welche Hr. Sch. gewählt hat.

Theophraſtus beginnt mit dem Unterſchiede der Oekonomik und Politik, ſowohl etymologiſch, von οἰκία u. πόλις, als ihrem innern Zuſtande nach: ἡ οἰκονομικὴ καὶ πολιτικὴ διαφέρει οὐ μόνον τοσοῦτον ὅσον οἰκία καὶ πόλις· ταῦτα μὲν γὰρ αὐτοῖς τὰ ὑποκείμενα· ἀλλ' ὅτι καὶ ἡ μὲν πολιτικὴ ἐκ πολλῶν ἀρχόντων ἐστίν, ἡ οἰκονομικὴ δὲ μοναρχία. Philodemus weiſt dieſes und anderes was bey Theophraſtus folgt, durch die Bemerkung zurück, daß wenn es auch richtig wäre, doch zur Oekonomie nichts beytrage, alſo unnöthig ſey; man ſieht ſchon hierin das materielle Streben des Epikureers. περίεργα τοίνυν ἃ προέθηκεν· οὐδὲν γὰρ εἰς οἰκονομικὴν τὸ διαφέρειν τῆς πολειτικῆς, κἂν εἰ ψεῦδός ἐστι τὸ τὴν πολειτικὴν πάντως μὴ μοναρχίαν εἶναι, καὶ τὸ τὴν οἰκονομικὴν πάντως μοναυχίαν καὶ μήποτε ἀναλογοῦντ' εἶναι περὶ ἑκατέραν. Da dieſen griechiſchen Worten der Zuſammenhang des Gedankens fehlt, ſo verbeſſert Hr. Sch. καὶ ἔτι ψεῦδος, und überdieß iſt jene Vergleichung falſch: oder wenn κἂν εἰ deutlich im Texte geſchrieben ſey, ſo müſſe der Satz negativ geleſen werden, κἂν εἰ μὴ ψεῦδός ἐστι, doch ſey letzteres nicht wahrſcheinlich, da Phil. mit dieſer Erklärung des Theoph. keineswegs einverſtanden, ſondern ſie vielmehr deutlich mißbilligt.

Die Unzulänglichkeit des griechiſchen Textes kann nicht geleugnet werden; da aber dort deutlich ΚΑΝΕΙΨΕΥΔΟΣ in der italieniſchen wie in der engliſchen Ausgabe ſteht, ſo fällt erſtere Vermuthung von ſelbſt, und nur die zweyte bleibt übrig, daß die Negation ausgefallen ſey; dieß hatten auch wir, da ſonſt keine Aushülfe erſcheint, uns angemerkt; Schömann's Einwurf iſt ungegründet, mit κἂν εἰ μὴ ψεῦδός ἐστι iſt keineswegs das Zugeſtändniß ausgeſprochen, vielmehr das Gegentheil angedeutet und die Ausführung übergangen. Wohl aber muß man ſich wundern, daß in dieſen Büchern, die ſorgfältig revidirt ſind, nirgends eine Spur des fehlenden Wortes ſichtbar iſt.

Die richtige Erklärung der Worte des Theophraſtus ὥστε δῆλον ὅτι πρότερον γενέσει ἡ οἰκονομικὴ πολιτικῆς ἐστί. καὶ γὰρ τὸ ἔργον, μόριον γὰρ οἰκία πόλεώς ἐστι. an welchen Göttling Anſtoß genommen hat, und worüber Hr. Sch. p. 9. mehreres anzugeben für nöthig erachtet, hat bereits Muretus III. p. 478, deſſen Bemerkungen

zu dieſem Buche den Herausgebern unbekannt geblieben ſind, mit hinreichenden Beyſpielen belegt, Aber γενέσεις, das in den meiſten Handſchriften fehlt, iſt kaum ächt; Philodomus würde das Wort nicht übergangen haben.

Im Anfange des zweyten Capitels ſagt Theophr.: Theile des Hausweſens ſind Perſon und Sache; da man um das Weſen von irgend etwas zu erkennen, dieſes in ſeinem einfachſten Zuſtande betrachten muß, ſo iſt in Beziehung auf das Hausweſen, nach Heſiodus Lehre, zuerſt nothwendig οἶκος u. γυνή, folglich über beydes näherer Aufſchluß erforderlich: μέρη δ' οἰκίας ἄνθρωπός τε καὶ κτῆσίς ἐστιν· ἐπεὶ δὲ πρῶτον ἐν τοῖς ἐλαχίστοις ἡ φύσις ἑκάστου θεωρεῖται, καὶ περὶ οἰκίας ἂν ὁμοίως ἔχοι· ὥστε καθ' Ἡσίοδον δέοι ἂν ὑπάρχειν

οἶκον μὲν πρώτιστα γυναῖκά τε βοῦν τ'
ἀροτῆρα

τὸ μὲν γὰρ τῆς τροφῆς πρῶτον, τὸ δὲ τῶν ἐλευθέρων· ὥστε δέοι ἂν τὰ περὶ τὴν τῆς γυναικὸς ὁμιλίαν οἰκονομήσασθαι καλῶς, τοῦτο δέ ἐστι τὸ ποίαν τινὰ δεῖ ταύτην εἶναι παρασκευάσαι. Hier iſt auffallend, daß aus Heſiodus drey Gegenſtände erwähnt, von Theophraſt aber nur zwey erklärt werden; dieſem hilft Philodemus ab, der dieſe Worte wörtlich anführt und βοῦν τ' ἀροτῆρα ſtillſchweigend übergeht; er hat ſie alſo in ſeinen Handſchriften noch nicht geleſen; mit vollem Rechte, denn οἶκος vertritt die Stelle der κτῆσις, γυνὴ die des ἄνθρωπος, ſpäter wurde der bekannte Vers wie zu erwarten ſtand, vollſtändig ausgeſchrieben, und wir wundern uns, daß Hr. Sch. gegen die hier zuverläßige Autorität des Philod. den Vers in ſeiner Integrität beybehalten wiſſen will. Die Aenderung die Hr. Sch. in den letzten Worten vorſchlägt τοῦτο δέ ἐστιν ὁποίαν τινὰ δεῖ, iſt zwar der attiſchen Sprache angemeſſen, bey den ſpätern aber, die ſo häufig das Fragewort ſtatt des Relativums gebrauchen, unnöthig, darum iſt auch die p. 29 zu Philodemus τὸ πορίζειν πολλὰ χρήματα καὶ φυλάττειν πῶς διαμενεῖ gemachte Verbeſſerung ὅπως διαμενεῖ zurückweiſen; weit nothwendiger erachten wir in den folgenden Worten des Theophraſtus wo mit vier Gründen erwieſen wird, daß Feldbau die erſte und wichtigſte κτῆσις ſey, eine Aenderung: ἔτι τε καὶ τῶν κατὰ φύσιν· φύσει γὰρ ἀπὸ τῆς μητρὸς ἡ τροφὴ πᾶσίν ἐστιν, ὥστε καὶ τοῖς ἀνθρώποις ἀπὸ τῆς γῆς. irren wir nicht, ſo hat der Verf. hier ein bekanntes Gleichniß angewendet, und παισίν ἐστιν geſchrieben, erſt dadurch erſcheint das folgende τοῖς ἀνθρώποις paſſend.

Philodemus hat den Zuſammenhang der Theophraſtiſchen Stelle nicht verſtanden, wenn er dieſe in folgende Fragen, welche ſeine Einwürfe bilden, auflöſt: τῶν δ' ὑπὲρ τῆς οἰκονομικῆς ἴδιον τὸ μέρη λέγειν τῆς οἰκίας ἄνθρωπον καὶ κτῆσιν, ἴδιον δὲ καὶ τὸ τὴν ἑκάστου φύσιν ἐν τοῖς ἐλαχίστοις θεωρεῖσθαι, διὸ καὶ τῆς οἰ[κονομικῆς]. καὶ ἄξιον ἐπιζητεῖν [πῶ]ς [ἐπέ]ζευκται τοῦτό [γε], ὥστε καθ' Ἡσίοδον δέοι ἂν ὑπάρχειν οἶκον μὲν πρώτιστα γυναῖκά τε. τὸ μὲν γὰρ τῆς τροφῆς πρῶτον, τὸ δὲ τῶν ἐλευθέρων· εἰ μὴ κτῆσις, ὡς γ[ε κα]ὶ τροφή, γαμετὴ καὶ ταῦ[τα μέ]ν οἰκονομοῦσα. καὶ πῶ[ς τὸ μὲν τῆ]ς τροφῆς πρῶτο[ν] κα[ὶ πῶς γ]υνὴ τῶν ἐλευθέρω[ν μόν]ον; ihm iſt nicht klar, wie der Heſiodiſche Vers dem vorhergehenden allgemeinen Satze folge, aber deutlich iſt, wie oben bemerkt worden, daß οἶκος der κτῆσις, γυνὴ dem ἄνθρωπος entſpricht; daß unter ἄνθρωπος alle freyen zu verſtehen, nicht etwa wie einige glaubten, bloß der der Herr, bedarf keiner Erinnerung, ob aber auch die Sklaven, was Hr. Sch. wahrſcheinlich zu machen ſucht, iſt wohl noch manchem Zweifel unterworfen; wenigſtens beweiſt die angeführte Stelle des Callicratidas περὶ οἴκων εὐδαιμονίας bey Stobäus III. p. 179 Gaisf. nichts dafür, wohl aber dagegen: τῶν δὲ μέρεων αὐτοῦ (τοῦ οἴκου) δύο πρῶτα καὶ μέγιστα, ἄνθρωπος καὶ κτᾶσις . . . τῶν δὲ συμπλαρούντων τὸν οἶκον ἀνθρώπων τοὶ μὲν συγγενέες τοὶ δὲ οἰκῆοι denn hier ſind, wie die nähere Erklärung dort zeigt, jene οἰκεῖοι, nicht οἰκέται, ſondern freye Leute und zwar die affines im Gegenſatze der consanquinei, und cap. 5. wird der δοῦλος zwar als ἄνθρωπος, aber zugleich als πρῶτον καὶ ἀναγκαιότατον τῶν κτημάτων betrachtet, alſo wie auch ſonſt bey den Alten zur κτῆσις gezählt. In den

Worten findet Schömann manches zu ändern und sie bedürfen allerdings großer Reinigung. In der Meynung, daß Philod. die ersten Gedanken billige und erst gegen das spätere seine Einwendungen vorbringe, verbindet er, διὸ καὶ τῆς οἰκονομικῆς, καὶ ἄξιον ἐπιζητεῖν, πῶς δ' ἐπίζευκται τούτοις, mit der Erklärung: darum gehört dieses zur Oekonomie und verdient Beachtung. Hier wurde der Verf. zuerst durch Göttling verführt, der οἰ[κονομικῆς] geschrieben hat, wo die Lücke nur οἰκίας duldet, was um so sicherer ist, als dieses wie der ganze Satz aus Theophrastus genommen ist, man also gar nicht sieht, wie Göttling zu jenem οἰκονομικῆς gekommen ist; ferner ist das Wort ἴδιον wie der Zusammenhang lehrt, unrichtig gedeutet; Philodemus lobt nichts an der ganzen Darstellung, sondern verfolgt seine eigene Eintheilung; zuerst die Einleitung des Theophrastus, die er als ungehörig verwirft: περίεργα τοίνυν ἃ προέθηκεν, οὐδὲν γὰρ εἰς οἰκονομικὴν, dann folgt was zur Oekonomie gehört und dieß wird eingetheilt in das dem Philosophen eigenthümliche ἴδιον, und das andern gemeinsame, κοινά, pag. 45, 25 τῶν δ' ὑπὲρ τῆς οἰκονομικῆς ἴδιον τὸ μέρη λέγειν . . ἴδιον δὲ καὶ τὸ . . bis pag. 37, 11 wo der Uebergang statt findet: κοινὰ δὲ καὶ οὐκ ἴδια φιλοσόφου τὰ περὶ ἔργου καὶ τροφῆς καὶ κολάσεως [καὶ] ὑπὸ τῶν μετριωτέρων φυλαττόμενα. Daraus folgt, (abgesehen davon, daß für die Partikel δ' kein Raum vorhanden ist) daß die Verbindung ganz richtig ist: διὸ καὶ τῆς οἰκίας· καὶ ἄξιον ἐπιζητῆσαι πῶς ἐπίζευκται τούτο[ις] das letzte hat Hr. Sch. richtig hergestellt; derselbe vermuthet καὶ ταῦ[τα συ]νοικονομοῦσα, wir hatten καὶ ταῦ[τ' οἴκο]ν οἰκονομοῦσα geschrieben, der Raum spricht mehr für Sch. als für unsere Verbesserung. Ueberdieß bleibt noch ὠγ[ε κα]ὶ τροφὴ ΩΣΓ . . . *I ΤΡΟΦΗ*, was nichts anders als ὥσ[περ ἡ] τροφὴ ist; nicht minder falsch ist im folgenden καὶ πῶ[ς τὸ μὲν τῆ]ς, (denn was soll τὸ μέν?) für καὶ πῶ[ς οἶκος τῆ]ς τροφῆς πρῶτον, und am Schlusse καὶ πῶς γυνὴ τῶν ἐλευθέρω[ν μόν]ον was die Lücke keineswegs deckt, wo der Gedanke wiederum fordert ἐλευθέρω[ν πρῶτ]ον.

In den ersten Worten des dritten Kapitels: τῶν δὲ περὶ τοὺς ἀνθρώπους ἡ κατὰ γυναῖκα πρώτη ἐπιμέλεια konnte bemerkt werden, daß Philodemus anders gelesen hatte, nämlich περὶ ἀνθρώπους ἡ περὶ γυναῖκα was der gewöhnlichen Sprache mehr angemessen ist.

In der Lehre wie der Mann seine Frau bilden soll cap. 4., wo Göttling aus einer Handschrift gegeben hatte: περὶ δὲ ὁμιλίας μηδ' ὥστε δεῖσθαι ἴσως παρόντος, μηδ' ὡς ἀπόντος ἀδυνατεῖν ἡσυχάζειν, ἀλλ' οὕτως ἐθίζειν ὥστε ἱκανῶς ἔχειν παρόντος καὶ μὴ παρόντος· während alle andern ἴσως παρόντος auslassen, hat Hr. Sch. richtig nur die Conjectur eines Lesers erkannt wie schon ἴσως andeutet, der im ersten Satze das Verbum vermißte; derselbe aber glaubt zur Vervollständigung des Gegensatzes μηδ' ὥστε δεῖσθαι μηδέν, μηδ' schreiben zu müssen, in der Bedeutung non requirere, non desiderare. Diese Aenderung scheint uns nicht nothwendig und selbst gegen den Gedanken des Autors; da nämlich ἱκανῶς ἔχειν nichts anders, als ἡσυχάζειν ist, so muß es heissen, μηδ' ὥστε δεῖσθαι, und darin gerade liegt die σωφροσύνη der Frau. Die Concinnität aber fordert ὥστ' ἀπόντος.

Kap. 5. wo Theophrastus von den Sklaven redet, ist eine bedeutende Abweichung des Textes zu bemerken: τῶν δὲ κτημάτων πρῶτον μὲν καὶ ἀναγκαιότατον τὸ βέλτιστον καὶ ἡγεμονικώτατον· τοῦτο δὲ ἦν ἄνθρωπος, διὸ δεῖ πρῶτον δούλους παρασκευάζειν σπουδαίους, was soll ἡγεμονικώτατον in diesem Zusammenhange bedeuten? Philodemus, der mit nichts zufrieden ist und nichts zu verstehen vorgiebt, wiederholt jenen Gedanken in folgender Frage: καὶ πῶς τῶν κτημάτων πρῶτον καὶ ἀναγκαιότατον πρὸς οἰκονομίαν τὸ βέλτιστον καὶ οἰκονομικώτατον ὥστ' ἄνθρωπος; von den κτήματα ist das was das erste und nothwendigste ist, auch das beste und zur Oekonomie geeignetste, und dieß ist der Mensch. Dieß ist klar; Hr. Sch. kannte diese Variante nicht, da die Worte καὶ οἰκονομικώτατον in Göttlings Ausgabe durch Versehen ausgefallen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Specimen observationum in Theophrasti Oeconomicum et Philodemi librum IX de virtutibus et vitiis etc.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Worte des Theophrastus über die Sklaven: *ἐπεὶ δὲ ὁρῶμεν ὅτι αἱ παιδεῖαι ποιούς τινας ποιοῦσι τοὺς νέους, ἀναγκαῖον καὶ παρασκευασάμενον τρέφειν οἷς τὰ ἐλευθέρια τῶν ἔργων προστακτέον, ὁμιλίαν δὲ πρὸς δούλους ὡς μήτε ὑβρίζειν ἐᾶν μήτε ἀνιέναι, καὶ τοῖς μὲν ἐλευθεριωτέροις τιμὴς μεταδιδόναι, τοῖς δ' ἐργάταις τροφῆς πλῆθος*, werden von Philodemus auf folgende Art wiederholt: *καὶ διὰ τί παῖδας κελεύει παρασκευασάμενον τρέφειν καὶ παιδεύειν οἷς τὰ ἐλευθέρια τῶν ἔργων προστακτέον μᾶλλον ἢ πεπαιδευμένους ὑπ' ἄλλων ἡγμένους; τὸ δὲ μηδ' ὑβρίζειν ἐᾶν τοὺς δούλ[ους μή]τε [πι]έζειν καὶ τοῖ[ς μὲν ἀ]ληθινωτέροις τιμῆς μεταδιδόναι, τοῖς δ' ἐργάταις τροφῆς πλεῖονος, ἀνεκτῶς εἴρηται* es ist ungewiß ob Philodemus die Worte *καὶ παιδεύειν* im Texte des Theophrastus gefunden oder von selbst zur Erklärung, wie vorher *πρὸς οἰκονομίαν*, hinzugesetzt hat, sicher ist, daß *ἀνιέναι* nicht das bedeutet was der Gedanke erfordert: die Sklaven zu strenge behandeln, und daß Phil. ein ganz anderes Wort vorgefunden hatte; zwar ist die Columne gebrochen, aber das ächte doch leicht zu finden: *Δ. Τ || . . . . . TE . . EZEIN*, der englische Abdruck hat *TEII . ZEIN*, an der Richtigkeit der Ergänzung des italienischen Herausgebers Javaroni *δούλους, μήτε πιέζειν* ist demnach gar nicht zu zweifeln und es zeigt von der größten Sorglosigkeit Göttlings, der in den Raum der zwey fehlenden Buchstaben das Wort *μήτε [μαλακί]ζειν* hineingezwungen hat; daraus folgt zugleich, daß auch Hr. Sch. übrigens scharfsinnige Vermuthung, Theophrastus habe für *ἀνιέναι, ἀνιᾶν* und Philod. *ἀνιάζειν* geschrieben, wenigstens für letztern nicht annehmbar ist; Phil. ändert sonst nicht die Worte seines Autors, außer daß er, nicht ohne Absicht, *γαμετὴ* statt *γυνὴ* sagt, und so ist uns immer noch wahrscheinlicher auch Theophr. habe *πιέζειν* geschrieben. Hr. Sch. verwirft ferner *ἀληθινωτέροις* was Phil. statt des gewöhnlichen *ἐλευθερωτέροις* giebt; wir finden darin die Bedeutung, Sklaven auf die man sich mehr verlassen kann, die zuverlässiger sind, da die meisten den Herrn nur zu hintergehen suchen, aber was soll *ἐλευθεριωτέροις*? Dieses Wort wird häufig von Sachen gebraucht, von Personen aber gewöhnlich nur in der Bedeutung von liberal, freygebig. Auch *τροφῆς πλείονος* halten wir für vorzüglicher als *τροφῆς πλῆθος*, nicht des Verbums sondern der Sache wegen; man muß ihnen mehr als andern und als sonst gewöhnlich geben, nicht aber eine Menge, Fülle. In den vorhergehenden Worten des Philodemus liest Hr. Sch. *ὑπ' ἄλλων ἠγορασμένους* statt *ἡγμένους*, das wie er meynt, ex male intellecto scripturae compendio entstanden sey; solche Compendien finden sich in diesen Schriften durchaus nicht und er wird seine Vermuthung aufgeben, wenn er sieht daß dort sehr deutlich *ΗΓΜΕΝΟΥC* geschrieben steht.

Was Theophrastus noch überdieß bemerkt, wie man sich gegen die Sklaven benehmen soll, ist einfach, und nur im Ausdrucke das eine oder andere ungewöhnlich, z. B. *ἀλλὰ ἀριτῆς καὶ κακίας* oder *διανέμειν τε καὶ ἀνιέναι κατ' ἀξίαν ἑκάστα*, dagegen trägt Philodemus Sprache in diesem Theile der Recension, obschon durch wenige Lücken entstellt, manches was auf ein Verderbniß hinweist;

Hr. Sch. übergeht darum dieſe Stelle abſichtlich, p. 16: ceterum in Philodemi censura horum praeceptorum sunt quidem aliquot satis graves corruptelae, sed has quoniam probabilis emendatio in praesens non suppetit, praetermittemus. An die obigen Worte ἀνέκτως εἴρηται knüpft ſich folgendes: Σκληρῶς μὲν τάττειν τοῦ ο[ἴ]νου πόσιν κοιν[ῶς] ἀ[πέχεσθαι ὅτ]ι τοῦ πλείονος καὶ τοὺς ἐλευθέρους ὑβριστὰς ποιεῖν, διὸ παρὰ πολλοῖς ἔνιοις ἀπέχεσθαι, καὶ τούτοις φανερὸν λέγειν ὅτι δεῖ δοῦλοις ἢ μηδὲν ἢ ὀλιγάκις μεταδιδόναι, φανεροῦ μᾶλλον ὄντος ὡς ἡ ποσὴ δύναμίν τ' ἐμποιεῖ τῇ εὐθυμίᾳ καὶ χορηγεῖται παρὰ τοῖς ἐργαστικωτέροις· hier iſt vieles ungriechiſch, was man einem auch noch ſo ungebildeten Epikureer doch nicht zutrauen kann; σκληρῶς als Adverbium für σκληρόν ἐστι, μὲν ganz unpaſſend, ohne folgendes δὲ, während die ganze Recenſion nur einen großen Satz bildet, in welchem alle Glieder durch δὲ angereiht ſind, ferner τάττειν, welches Wort ſonſt nicht gebraucht wird, das Fehlen des Artikels τὴν (vergl. Göttling. p. 218) u. a. Um darüber urtheilen zu können, iſt nothwendig, das Original zu ſehen, in welchem nach der italieniſchen Ausgabe ſo geſchrieben iſt:

ANE
KTC . . EIPHTAICKAHPΩC MEN
TOY
TATTEINO . NOTΠOCIN KOIN . .
A . . . . . ITOTΠΛΕΙΟΝΟCKAI

Die engliſche Ausgabe hat für τάττειν τοῦ

T

οἴνου nur . . . . . NC . NOT, ſchwerlich ſteht alſo TATTEIN ſicher und deutlich in der Rolle; denn hier gerade finde ich den Fehler, welchen ich auf folgende Art entfernen zu müſſen und damit die ganze Stelle in Ordnung zu bringen glaube. ἀνέκτως εἴρηται, σκληρῶς μέντοι τὴν τοῦ οἴνου πόσιν κοινῶς, ἀ[λλ' οὐ τὴ]ν τοῦ πλείονος καὶ τοὺς ἐλευθέρους ὑβριστὰς ποιεῖν. Auch das nachfolgende kann nicht unverdorben ſeyn: τὸ δ' ἀλόγῳ κολάσει μὴ χρῆσθαι καὶ ὁμοίως λόγῳ καὶ ἔργῳ προσῆκον μὲν, ἀλλ' εἰ παραληπτέον, ἢν ἐνταῦθα περὶ οἰκετῶν χρήσεως· ἢ διὰ τί τοῦτο μόνον; ſoll hier Sinn in die Worte kommen, ſo muß EI in OT verwandelt werden, ἀλλ' οὐ παραληπτέον ἦν ἐνταῦθα, sed non nunc erat his locus. Der letzte Satz endlich τὸ δ' ἐξομηρεύειν ταῖς τεκνοποιίαις εἰρηκέναι κοινῶς χεῖρον εἶναι δοκεῖ τοῦ παρὰ Ξενοφῶντι κελεύειν τρέφειν ἐκ τῶν ἀγαθῶν, οὐκ ἐκ τῶν πονηρῶν κελεύοντι, καὶ τὸ τὰς εὐθυσίας δὲ καὶ τὰς ἀπολαύσεις ποιεῖσθαι τῶν δούλων ἕνεκα μᾶλλον ἢ τῶν ἐλευθέρων, βιαιότερον ἅμα τῇ πίστει διότι πλέον [ἔ]χουσι[ν], οὐ χάριν τὰ το[ι]α[ῦτ' ἂν] νομισθ[εί] η, hat an ſich nichts auffallendes, als die unangenehme Wiederholung des Wortes κελεύειν, erſteres könnte weit beſſer entbehrt werden, und die ſonderbare Variante εὐθυσίας für θυσίας; die Schlußworte haben nur die Herausgeber verdorben, Philod. ſchrieb was im Theophraſtus ſteht, τοιαῦτ' ἐνομίσθη.

Die Eintheilung des Theophraſtus, daß es vier Dinge gebe, auf welche der οἰκόνομος vorzüglich zu achten habe, das κτητικὸν, φυλακτικὸν, κοσμητικὸν, χρηστικὸν, tadelt Philodemus, weil das κοσμητικὸν keineswegs nothwendig ſey, und in keinem Verhältniſſe zu den übrigen dreyen ſtehe; die Worte ſind zu ſehr verſtümmelt um das ſichere zu errathen und Hr. Sch. hat nur einen Ausdruck mit Zuverläſſigkeit hergeſtellt: τοῦ συ[ν]ήθω[ς ο]ἰκο[νόμου . . . . .]ορευομένου, nämlich προσαγορευομένου, nach einer dem Philodemus üblichen Redensart, die wir noch an einer andern Stelle kennen lernen werden; ſo weit waren auch wir gekommen, das übrige iſt von den Herausgebern unverſtändlich ergänzt, Schömanns Verſuch gewährt einen Sinn und iſt der Sprache nicht entgegen, aber es bedarf nur eines Blickes in das Original, um ſich von der Unvereinbarkeit beyder zu überzeugen; ſchon die erſten Worte können nicht richtig ſeyn καὶ [μὴ]ν τ[ὸ] τ[έτα]ρα da nur für einen Buchſtaben Raum iſt: KAI . N —. || T . . . . PA, alſo wahrſcheinlich καὶ [ἐ]ν τ[ῷ] τέτταρα. Deſto glücklicher war der Verfaſſer im folgenden; gegen die Lehre des Theophraſtus διῃρῆσθαι δὲ δεῖ τῶν κτημάτων ἕκαστον καὶ πλείω τὰ κάρπιμα εἶναι τῶν ἀκάρπων καὶ τὰς ἐργασίας οὕτω νενεμῆσθαι, ὅπως μὴ ἅμα κιν-

δυνεύσωσιν ἅπασι· bemerkt Philodemus φιλοχρημάτου δὲ τὸ παραινεῖν τῶν ὑπαρχόντων πλείω τὰ κάρπιμα τῶν ἀκάρπων, εἴ γε τὰ προσοδικὰ καὶ ἀπρόσοδα ταῦτ' ἔλεγεν· εἰ γὰρ τὰ χρήσιμα καὶ ἄχρηστα κοινῶς· πάν[τα γὰρ] δεῖ χρήσιμα κελεύειν καὶ μηδὲν ἄχρηστον. Javaroni ergänzte ungriechisch πάν[τες] δεῖ, der Gedanke ist, wenn Th. unter κάρπιμα und ἄκαρπα nicht προσοδικὰ und ἀπρόσοδα verstanden hat, sondern χρήσιμα und ἄχρηστα, so mußte er lehren, daß überhaupt κοινῶς (ἁπλῶς) alles χρήσιμα, nichts aber ἄχρηστον sein müsse; demnach verbessert Hr. Sch. vollkommen richtig κοινῶς πάντα ἔδει, nur mußte er da der Hiatus möglichst vermieden wird, πάντ' ἔδει schreiben; wir bemerken, daß der italienische Abdruck ΠΑΝΤ. || ΔΕ. ΧΡΗCΙΜΑ hat, während der englische I, 88 deutlich enthält ΠΑΝΤΕ || ΔΕΙΧΡΗCΙΜΑ, ein Beyspiel, wie unerläßlich die Vergleichung beyder Ausgaben für die Kritik bleibt. Auch der nächste Satz enthält einen von den Herausgebern dem Philodemus aufgedrungenen, von Hrn. Sch. nicht beobachteten Fehler: τὸ μέντοι τὰς ἐργασίας οὐτω νενεμῆσθαι προσήκειν, ὅπως μὴ κινδυνεύῃ πᾶσιν, ἰδιώτῃ μὲν παραινούμενον λόγον ἔχει, φιλόσοφος δ' οὔτ' ἐργάζεται, κυρίως εἰπεῖν, οὔτ' ἂν ἐργάσηταί ποτε, πᾶσι μαίνεται κινδυνεύειν, ὥστε παρακελεύσεως τοῦ μὴ ποεῖν [φ]εί[σε]σ[θα]ι das letzte Wort ist unverständlich, im Texte steht. ΕΙCΕ. I das ist ΔΕΙCΘΑΙ, δεῖσθαι, ein Wort das den Gedanken herstellt, und den Raum ausfüllt.

Nachdem Hr. Sch. den Inhalt der sogenannten aristotelischen Oekonomik dargelegt und die dunkeln Stellen derselben erläutert hat, spricht er p. 21 — 28 über den Verfasser derselben; die Aechtheit hat, unsers Erinnerns, früher niemand bezweifelt, bis Philodemus Schrift, worin nicht von Aristoteles, sondern von Theophrastus gesprochen wird 1827 von den Neapolitanern herausgegeben wurde; darnach hat letzteres anzuerkennen, Javaroni, Niebuhr, Brandis kein Bedenken getragen; Göttling sammelte verschiedene Gründe, aus welchen er den Aristoteles als Verfasser, das vorhandene aber als einen Auszug von Theophrastus darzustellen suchte; viele der vorgebrachten Beweise sind gänzlich unhaltbar, doch schien auch uns Sprache, Form und die Aehnlichkeit mit der Politik für Aristoteles, nicht für Theophrastus zu sprechen; daß wir hier keine ausführliche Darstellung, sondern nur kurze Andeutungen, ein ὑπομνηματικόν, haben, zeigt der erste Anblick. Hr. Sch. giebt eine Widerlegung aller von Göttling vorgebrachten Zeugnisse und erklärt sich entschieden für Theophrastus. Nach ihm würde Aristoteles, wie in der Politik I, 2 wo er den Umfang der οἰκονομικῆ in drey Verhältnisse scheidet, δεσπότης καὶ δοῦλος, πόσις καὶ ἄλοχος, πατὴρ καὶ τέκνα, dieser Eintheilung auch hier gefolgt seyn, nun fehlt aber der dritte Theil, das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern ganz, und daß dieser nicht einst gegeben war, in unsern Exemplaren aber ausgefallen sey, beweist Philodemus, der nicht mehr und nicht weniger als wir haben, von diesem Buche anführt. Dem ist allerdings so, aber wir bemerken, daß Aristoteles auch in der Politik, nachdem er das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven aus einander gesetzt hat, I, 5 von den beyden andern zwar sagt, περὶ δ' ἀνδρὸς καὶ γυναικὸς καὶ τέκνων καὶ πατρὸς, τῆς τε περὶ ἕκαστον αὐτῶν ἀρετῆς καὶ τῆς πρὸς σφᾶς αὐτοὺς ὁμιλίας, τί τὸ καλῶς καὶ μὴ καλῶς ἐστί καὶ πῶς δεῖ τὸ μὲν εὖ διώκειν, τὸ δὲ κακῶς φεύγειν, ἐν τοῖς περὶ τὰς πολιτείας ἀναγκαῖον ἐπελθεῖν, jedoch nirgends, bey keiner Staatsform, davon spricht, man müßte nur annehmen, er habe περὶ τῆς πολιτείας geschrieben und die ἀρίστη πολιτεία verstanden, wornach jene Untersuchungen in den verloren gegangenen Büchern gestanden hätten. Wichtiger scheint der Vorwurf der summa exilitas, diese läßt sich in einem gewissen Grade nicht läugnen, erklärt sich aber hinreichend dadurch, daß wir nur eine Skizze, einen kurzen Abriß, nicht die Ausführung vor uns liegen haben. Sprache und Form ist ganz die dem Aristoteles eigene, ebenso die logische Strenge z. B. cap. 5. ὄντων δὲ τριῶν ἔργου καὶ κολάσεως καὶ τροφῆς, τὸ μὲν μήτε κολάζεσθαι μήτ' ἐργάζεσθαι, τροφὴν δ' ἔχειν, ὕβριν ἐμποιεῖ· τὸ δὲ ἔργα μὲν ἔχειν καὶ κολάσεις, τροφὴν δὲ μὴ βίαιον καὶ ἀδυναμίαν ποιεῖ· λείπεται δὴ ἔργα παρέχειν καὶ τροφὴν ἱκανὴν· ἀμίσθων γὰρ οὐχ οἷόν τε

ἄρχειν, δούλῳ δὲ μισθὸς τροφή. Dieses Verfahren einen Gedanken aufzufinden, das wenn irgend etwas, auf Aristoteles unmittelbar hinweist, verbunden mit der eigenen Berufung auf ein anderes Werk: τῶν δὲ περὶ τοὺς ἀνθρώπους ἡ κατὰ γυναῖκα πρώτη ἐπιμέλεια· κοινωνία γὰρ φύσει τῷ θήλει καὶ ἄρρενι μάλιστά ἐστιν· ὑπόκειται γὰρ ἡμῖν ἐν ἄλλοις ὅτι πολλὰ τοιαῦτα ἡ φύσις ἐφίεται ἀπεργάζεσθαι, ὥσπερ καὶ τῶν ζώων ἕκαστον· welche Worte eine unverkennbare Beziehung auf den Anfang der Politik enthalten, machen uns noch immer geneigt, die frühere Ueberlieferung nicht ganz fahren zu lassen. Was würde Theophrastus, wenn er wie Hr. Sch. will p. 28, dasselbe gesagt hätte, anders gethan, als seinen Lehrer wörtlich abgeschrieben und fremdes sich zugeeignet haben? An Beweise wie daß Polit. VII, 10 τίνα δὲ δεῖ τρόπον χρῆσθαι δούλοις καὶ διότι βέλτιον πᾶσι τοῖς δούλοις ἅθλον προκεῖσθαι τὴν ἐλευθερίαν, ὕστερον ἐροῦμεν, die Oekonomik cap. 5. verstanden sey, haben wir nie geglaubt; unmöglich kann damit ein anderes Werk als die Politik selbst — in den fehlenden Büchern derselben — gemeynt seyn. Dem ungeachtet ist die Autorität des Philodemus, welcher das Buch nicht als ein Werk des Aristoteles, sondern nur des Theophrastus kennt, so bedeutend, daß man entgegen wieder billig Bedenken trägt, dem Lehrer zuzuschreiben was als Eigenthum des Schülers angegeben wird, zumal Aristoteles die gemeinsame Quelle seiner ganzen Schule geblieben ist und die Peripatetiker weit weniger von ihm, als die Akademiker von Plato sich entfernt haben, dem eigentlichen Autor also dadurch keineswegs das seinige völlig entzogen wird. Daß aber der Epikureer nur Theophrastus als Verfasser anerkennt, hat Hr. Sch. wie zu erwarten stand, gegen Göttling mit denselben Gründen wie wir, doch ohne unsere Bemerkungen zu kennen, nachgewiesen. Die Behandlung jener lückenhaften Stelle ist durch ihn in so fern weiter gebracht worden, als wir die Ergänzung κεκεφαλαιωμένα, (statt κεκεφαλαιωμένοι) wornach Phil. den Inhalt des Theophrastischen Buches der Hauptsache nach aus Xenophons Oekonomikus entnommen hält, für richtig halten. Da die völlige Herstellung höchst wünschenswerth ist und Hr. Sch. besonders hier bedauert, daß er das Original nicht einsehen konnte, so wollen wir den ganzen Satz nach der Neapol. Ausgabe übertragen, vielleicht findet sein oder eines andern Lesers Scharfsinn, was dem Rec. zu finden nicht gelungen ist:

Col. VII, v. 37 — 40.

. ΗΔΟΝΔΗΔΙΟΤΙΚΑΙΠΡΟΣ
ΣΤΑΤΩΝΘΕΟΦΡΑΣΤΟΝ
ΜΕΘΑΤΑΙΣΔΥΝΑΜΕ
. . . ΕΚΕΙΘΕΝΚΕΚΕΦΑΛΑΙ . ΜΕ 40.
. . . ΑΛΛΟΝΔΕΚΑΙΤΑΤΩΝΑΛ
. . . ΑΠΑΝΤΕΣΓΑΡΩΣΤΠΕΡ
ΜΕΤΗΛΛΕΤΚΑΣΙΝΟΠΟΤΕ
ΘΕΟΦΡΑΣΤΟΣ ΑΠΟΨΟΜΕ
ΟΙΣΔΙΑΛΛΑΤΤΕΙ ΠΕΡΙΕΡ 45.
. . . ΟΙΝΤΝ . ΠΡΟΕΘΗΚ . ΝΟΥ
. . ΝΓΑΡΕΙΣΟΙ ΚΟΙ . ΟΜΙΚΗΝ

davon enthält die englische Ausgabe folgende Abweichungen die zu bemerken sind, v. 38 zeigt sich gegen Anfang der Buchstabe π vor den Worten πρὸς [τὰ πλεῖ]στα. v. 39. ΓΜΕΘΑ, ist dieses zuverläßig, so sind wir auf ein Perfectum hingewiesen, v. 45. ΝΟ. Σ statt ΟΙΣ , in beyden ist deutlich μετηλλεύκασιν u. ἀποψομε zu lesen, wodurch Hrn. Sch's. Vermuthung ἅπαντες γὰρ ὥσπερ [οὐδὲν] μετηλλ[άχ]ασιν, ὁπότε καὶ Θεόφραστος ἀπ'[αὐτου] εἰ[ν ὀλίγ]οις διαλλάττει. von selbst verschwindet; ἀποψομέν[ῳ ὀλίγ] οις hatten auch wir uns angemerkt; doch liegt gewiß anderes verborgen; die fehlenden, aber sicher zu ergänzenden Buchstaben haben wir durch Puncte angedeutet, um auch bey dem Ungewissen, da der Anfang der Zeilen eine gerade abwärts gehende Linie bildet, die Zahl dieser und dadurch vielleicht das vollständige Wort zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Specimen observationum in Theophrasti Oeconomicum et Philodemi librum IX de virtutibus et vitiis etc.

(Fortsetzung.)

Der letzte Theil der Abhandlung p. 29 — 37 enthält die Ansichten des Philodemus über Oekonomik; er versteht darunter, wie man sich im Erwerb und Erhaltung des Vermögens zu benehmen habe und kündigt sogleich im Eingange den Unterschied von den übrigen, welche darüber geschrieben haben, an: *διαλεξόμεθα τοίνυν οὐχ ὡς ἐν οἴκῳ καλῶς ἔστιν βιοῦν, ἀλλ' ὡς ἱστασθαι δεῖ περὶ χρημάτων κτήσεώς τε καὶ φυλακῆς, περὶ ἃ τὴν οἰκονομίαν καὶ τὸν οἰκονομικὸν ἰδίως νοεῖσθαι συμβέβηκεν.* Auch diese Columnen, im einzelnen sehr verstümmelt, stehen im Zusammenhange und bilden ein ganzes, während der Anfang in welchem die Kritik über Xenophon enthalten ist, nur halbe Columnen bietet und darum unersetzlich bleibt. Hr. Sch. erwähnt den Gang der Untersuchung des Philodemus mehr im Allgemeinem, als daß er wie in vorhergehendem, jedes einzelne in Verbindung prüft; doch fehlt es auch hier nicht an Stellen welche, von den Vorgängern falsch verstanden und ergänzt, von ihm berichtiget werden. Nach der Epikureischen Lehre darf der Weise, *σοφός*, auch für Reichthümer sorgen, obschon nicht jede Art diese zu erwerben gebilligt wird, p. 49, 20 Göttl. *φιλοσόφῳ δ'ἐστὶ πλούτου μ[ικρ]ὸν ὃ παρεδώκαμεν [εὐκαίρ]ως τοῖς καθηγε[μόσιν] ἐν τοῖς περὶ πλούτου [λόγ]οις, ὥστε τὴν οἰκονομίαν τῆς τε τούτου κτήσεως καὶ τῆς τούτου φυλακῆς παραδίδοσθαι.* Da jenes *μικρὸν* eben so der Sprache entgegen ist, wie dem Gedanken, so verbessert Hr. Sch. *μ[ελητέ]ον*, denn erst so werde der nächste Folgesatz recht verständlich. Diese Aenderung gewährt allerdings einen Sinn, steht jedoch außer dem Zusammenhange, und schon der Zwischensatz *ὃ παρεδώκαμεν* deutet auf ein vorausgegangenes Substantivum, keineswegs aber auf ein Verbum, endlich ist der Raum nicht größer, als daß er zwey oder höchstens 3 Buchstaben faßt *M . . . ON*. Jenes Substantivum aber ist kein anderes als *μ[έτρ]ον*; auch das vorausgehende, was Hr. Sch. übergangen hat, ist falsch ergänzt und der Zusammenhang des Satzes nicht richtig aufgefaßt; die Verbindung ist folgende: *διαλεξόμεθα τοίνυν οὐχ ὡς ἐν οἴκῳ ἔστιν βιοῦν, ἀλλ' ὡς ἱστασθαι δεῖ περὶ χρημάτων κτήσεώς τε καὶ φυλακῆς . . . καὶ περὶ τῆς φιλοσόφῳ δεούσης κτήσεως, [αὐ]τῆς ο[ὖτ]ω [δή]ποτε.* wo die letzten drey Worte, man weiß nicht wie, zu den übrigen gestellt sind; das richtige ist *κτήσεως [καὶ] τῆς ὁ[τ]ω[δή]ποτε.* wir werden über den Besitz sowohl des Philosophen, als überhaupt eines jeden Menschen sprechen; der Philosoph hat nicht wie andere, unbegrenzten Gütererwerb, sondern ein bestimmtes Maaß, über das er nicht hinausgehen darf; dieses haben wir in unsern Büchern *περὶ πλούτου* nach den Lehren unserer Schule nachgewiesen. Seine eigene Schrift, nicht die der frühern Epikureer, wie Hr. Sch. glaubt, versteht Philodemus, dieses fordert die grammatische Construction des Satzes, auch nennt der Catalog der Herkulanischen Rollen im ersten Bande der Oxforder Ausgabe Nro. 163. *ΦΙΛΟΔΗΜΟΥ ΠΕΡΙ ΠΛΟΥΤΟΥ Α.* pp. 28. Nro. 200 paginae 5 (fortasse Philodemi *περὶ πλούτου*). Richtiger ergänzt Hr. Sch. jenes *[εὐκαίρ]ως* (wofür Göttling *[πάντα καθ]ὼς* schrieb und dann ein eigenes Verbum einsetzte *καθηγε[μόσι δοκεῖ]*) in *[ἀκολούθ]ως*, auch wir hatten uns angemerkt: *ὁμοίως, παραπλη-*

σίως, ἐπομένως, ἀκολούθως, das letzte füllt den leeren Raum am besten. Unbezweifelt aber ist die nächste Verbesserung, wo Philodemus sagt, Metrodorus habe in seinem Buche περὶ πλούτου über die Kyniker gesprochen, πρὸς τοὺς ἐροῦντας ἴσως, ὅτι πολὺ κουφοτάτην καὶ ῥᾴστην οἱ Κυνικοὶ διαγωγὴν [ποιοῦν] ται, πᾶν αὐτῶν περι[αιροῦν]τες εἰς τὸ δυνατόν für περι[έλκον]τες was der italienische, oder περι[φέρον]τες was der deutsche Herausgeber gesetzt hat; wir rathen überdieß, da [ποιοῦν]ται ein zu langes Wort für die Lücke ist, [ἄγον] ται zu schreiben.

Die nachfolgende Untersuchung des Philodemus über die Vortheile und Nachtheile des Reichthums, das Uebergewicht jener über diese, daß also der Weise auch darnach streben dürfe und wie er sich dabey zu benehmen habe p. 49 — 59, übergeht Hr. Sch. für jetzt, (nunc quidem praetermittemus, wir wünschen, daß das hier versäumte bey anderer Gelegenheit baldigst nachgetragen werde!) und berichtiget einiges aus dem nächsten wo von den verschiedenen Arten des Erwerbes gesprochen wird; p. 59, 6 Η'μεῖς δὲ λέγωμεν ἀκολουθοῦντε[ς δεῖν] μὲν [ν]ο[μίζεσ]θαι πορισμὸν ἀ[ρεί]ω]ν εἶναι τὸν δορίκτητον, κα[ι χρῆσ]ιν οἵαν ἐποιήσατο [Γε]λλίας ὁ Σικελιώτης καὶ Σκόπας ὁ Θετταλὸς καὶ Κίμων καὶ Νικίας οἱ Ἀθηναῖοι, δοξοκόπων ἀνθρώπων, εἶναι κατὰ σοφίαν οὐδετέραν, ὡς κἂν αὐτοὶ μαρτυρήσαιεν οἱ βίοι τῶν τὰ τοιαῦτα γραφόντων, für deren unverständlichen Anfang vorgeschlagen wird: ἡμεῖς δὲ λέγωμεν ἀκολουθοῦντε[ς οἷς ἔφα]μεν ο[ὐ φαίνεσ[θαι πορισμὸν ἀ[γαθ]ὸν εἶναι τὸν δορίκτητον. Der Gedanke ist errathen und der Sprache gemäß ausgedrückt, die Worte selbst konnte Sch. nicht finden, weil er Göttling folgte, der sich hier wie fast überall, unglaubliche Willkühr erlaubte; in solchen Fällen ist es, um den fehlenden Raum kennen zu lernen, immer gut, dem Italienischen Herausgeber zu trauen. Das Original lautet wie folgt:

ΗΜΕ . . ΔΕ . ΕΓΩΜΕΝ ΑΚΟΛΟΥ
ΘΟΥΝΤΕ . . . ΜΕΝΟ . . . ΘΑΙ
ΠΟΡΙΣΜΟΝΑΙ)Ν ΕΙΝΑΙΤΟΝ
ΔΟΡΙΚΤΗΤΟΝΚΑ ΙΝΟΙ

woraus sich die Ergänzung von selbst ergiebt ἀκολουθοῦντε[ς τὸ] μὲν ο[ἴεσ]θαι πορισμὸν αἱ[ρετὸ]ν εἶναι. Das Verbum οἴεσθαι steht auch bereits in der Italienischen Ausgabe, nur Göttling konnte νομίζεσθαι heraus- und hineinbringen; im vierten Verse hat der englische Abdruck wieder mehr und das fehlende Wort vollständig: Κ . . CΡΗ-ΣΙΝΟΙ καὶ χρῆσιν οἵαν. Außer dieser Art des Erwerbs, welche Philodemus verwirft, werden noch andere zurückgewiesen: γελοιότατον δὲ καὶ τὸ πορίζειν ἀφ' ἱππικῆς καλὸν οἴεσθαι· τὸ διὰ πο . . . . . ικῆς δούλων ἐργαζομένων οὐκ [ε]ὔκληρον, τὸ δ' ἐξ ἀμφοτέρων αὐτὸν ἐνεργοῦντα μανικόν, ταλαίπωρον δὲ καὶ τὸ γεωργοῦντ' αὐτὸν οὕτως ὥστε αὐτουργεῖν, τὸ δ' ἄλλων ἔχοντα γῆν κατὰ σπουδαῖον. Javaroni ergänzte ποριστικῆς, Göttling vermuthet πωλητικῆς; schon die Sprache lehrt, daß τὸ δ' ἀπὸ was Hr. Sch. will, zu schreiben sey; wenn die italienische Ausgabe ΔΙΑΠC giebt, so scheint jenes ein Bruch im Material zu seyn, welcher wenn gerade, *I* wenn rund, *O* bildet, die englische Ausgabe hat deutlich ΔΙΑΠΟ. Das Wort, in welchem die eigene Erwerbsart enthalten ist, selbst zu finden, hält Hr. Sch. für sehr schwer und überläßt es in tam infinita conjectandi materia andern. Hätte er das Original einsehen können, er würde nicht gezweifelt und das richtige sogleich erkannt haben; der italienische Abdruck hat ΔΙΑΠC. C womit die Zeile schließt und wo nur ein Buchstabe fehlen kann, dann am Anfange der folgenden *I* ΙΚΗΣ, der englische ΔΑΠΟΜΕ . || ΑΠΙΚΗΣ das wahre ist wie die nächsten Worte lehren, τὸ δ' ἀπὸ [δ]ο[υ]λικῆς, verstanden wird ein Erwerbszweig der aus Isokrates und Demosthenes Leben bekannt ist; im folgenden hat der englische Abdruck wieder deutlich ΟΤΚΕΤΚΑΙΗΡΟΝ; unnöthig aber ist die Aenderung Göttlings, welcher Hr. Sch. beystimmt τὸ δὲ δι' ἄλλων, da aus dem Gegensatze ἄλλων ἐργαζομένων oder ἐνεργούντων, γεωργούντων von selbst hervorgeht; weit mehr könnte man an den Schlußworten κατὰ σπουδαῖον Bedenken tragen.

Das vorgetragene begründet Philodemus auf folgende Weise: ἥκιστα γὰρ ἐπιπλοκὰς ἔχει πρὸς ἀνθρώπους, ἐξ ὧν ἀηδίαι πολλαὶ παρακολου-

θοῦσι, καὶ διωγωγὴν ἐπιτερπῆ καὶ μετὰ φίλων ἀνάχωρησιν εὔσχολον καὶ παρὰ τοῖς [εὐσχήμοσι]ν εὐσχημονεστάτην πρόσοδον· ο[ἱ γὰρ εὖ]σχ[ή]μον[ες ο]ὐδὲ ἀπὸ συνοικίας καὶ δο[ύλω]ν ἐμπειρίας ἢ καὶ τέχνας ἐχόντων μηδαμῶς ἀπρεπεῖς. Dieſe Stelle glaubt Hr. Sch. obſchon ſie lückenhaft iſt, ſicher ergänzt zu haben; für [εὐσχήμοσι]ν das Göttling gegeben hat und wohl von Sachen, nicht aber von Perſonen geſagt wird, vermuthet er höchſt wahrſcheinlich [ἐπιεικέ-σι]ν, das übrige ändert er ο[ὐ μὴν ἀ]σχ[ή]μον[ες ο]ὐδ' αἱ ἀπὸ συνοικίας καὶ δι' οἰ[κετῶ]ν· er iſt dem erforderlichen Gedanken nahe gekommen und würde wenn er den Zuſtand der Schrift hätte einſehen können, völlig genügt haben:

Π. ΟΣΟ⊥ΟΝΟ . . . Σ⟨ .
ΜΟΝ . . ΤΔΕ ΑΠΟ ΣΤΝΟΙΚΙΑΣ
ΚΑΙ ΔΟΙ . . Ν ΕΜΠΕΙΡΙΑΣ ΗΤΑΙ

Daraus folgt, daß die Aenderung δι' οἰ[κετῶ]ν dem Raume nach unmöglich und darum unzuläßig iſt; richtig hat Javaroni δούλων geſchrieben; das vorhergehende aber iſt zu ſchreiben ο[ὐκ ἄ]σχ[η]μον [δ' ο]ὐδὲ ἀπό. Daß dieſe δουλικὴ hier wiederkehrt, iſt nicht im Widerſpruche mit dem vorhergehenden, ſie iſt zwar nicht εὔκληρον, aber auch keineswegs ἄσχημον. Aber dieſer Erwerb iſt die dritte Art, jener aus Landbau die zweyte, das erſte und ehrenvollſte iſt ihm was man nicht erwartet, und wovon Hr. Sch. die Anwendung auf unſere Zeiten zu machen nicht verſäumt: jam vero quale genus quaestus primarium ei et honestissimus videatur, non sine voluptate cognoscent quicunque bonis artibus aluntur, ii praesertim quibus lauta discentium honoraria publici stipendii tenuitatem compensant; ἀλλὰ ταῦτα δεύτερα καὶ τρίτα, πρῶτον δὲ καὶ κάλλιστον ἀπὸ λόγων φιλοσόφων ἀνδράσιν δεκτικοῖς μεταδιδόμενον ἀντιμεταλαμβάνειν εὐχαριστό[τατ' οἶ]α μετὰ σεβασμοῦ παντελῶς ἐγένετ' Ἐπικούρῳ· λογῶν δὲ ἀληθινῶν καὶ ἀφιλονείκων καὶ συλλήβδην εἰπεῖν ἀταράχων· ὧ[ν] τό γε διὰ σοφιστικῶν καὶ ἀγωνιστικῶν οὐδέν ἐστι βέλτιον τοῦ διὰ δημοκοπικῶν καὶ συκοφαντικῶν. Alſo Erwerb aus philoſophiſchen Studien, vorzüglich ſolcher, welche den Menſchen frey von Leidenſchaften ſetzen und ihm die Epikureiſche ἀταραξία gewähren, im Gegenſatze von anderen philoſophiſchen und rhetoriſchrn Schulen, iſt ihm die ehrenvollſte Art, im Leben fortzukommen. Richtig hat Hr. Sch. εὐχαριστό[τατ' οἶ]α geſchrieben zumal Ἀ vorhanden iſt, was ſichtbar auf Ο Α οἶα hinweiſt, aber unnütz iſt ſeine Aenderung von ὡς in ἐπεὶ, da die Handſchrift deutlich Ω. ΤΟ hat; außerdem ſchien uns die grammatiſche Struktion μεταδιδομέν[ων] zu fordern, doch iſt für dieſe zwey Buchſtaben nicht Raum genug ΜΕΤΑ⊥Ι⊥ΟΜΕΝC I und ſo muß man ſich wohl mit der gewöhnlichen Ergänzung μεταδιδόμενον behelfen.

Die Fortſetzung lehrt, wie man das beſtehende erhalten kann; hier folgt der Gedanke aus dem Zuſammenhange, daß Einſchränkung der Begierden und Leidenſchaften das meiſte vermögen; die Worte aber in dieſer ſehr lückenhaften Stelle zu finden, iſt uns nicht gelungen; Hr. Sch. der von ſeiner Ergänzung mit Zuverſicht ſpricht, hat ſich ſelbſt in dem was ſicher und unbeſtritten iſt, geirrt; in der Göttlingiſchen Ausgabe finden wir ὧν δ' ἐπιτηδευτέον εἰς πρόσοδον καὶ τήρησιν ταύτης καὶ τῶν προϋπαρχόντων· τὸ μὲν συνε[τ]ὸν ἡγητέον ἐν τῇ τῶν ἐπιθυμιῶν εὐσταλείᾳ καὶ τῶν ὀ[ργ]ῶν· οὐδὲν γὰρ ἐκχεῖν καὶ ἀνατρέπειν εἰ . . . . . ι λαμπροτατ . . . . . ουσ . . . . . κις [π]ολυτέλ[εια τῆς] δι[αί]της κα[ὶ λαγν[εία . . . . . ἡ πε]ριβλέψε[ια κα . . . . . α . . σιοῖς καὶ τὰ τούτοις ὁμοίοτροπα, καὶ πάλιν ἐκστατικὴ φρίκη θεῶν καὶ θανάτου καὶ ἀλγηδόνων καὶ τῶν ταύτας παρασκευάζειν δοξαζομένων, ὥστε ἂν ζῆλον ἀζήλων καὶ φόβον ἀφόβων ἐφ' ὅσον ἐνδέχεται, περιαιρῇ τις αὐτοῦ, καὶ πορισικὸς ἔσται καὶ φυλακικὸς ὡς προσήκει. Hr. Sch. hält die Aenderung τὸ μὲν σύν[ολ]ον, dann καὶ τῶν [δ]ο[ξ]ῶν für unbezweifelt, das übrige gewinnt durch ihn folgende Geſtalt: οὐδὲν γὰρ ἐκχεῖν καὶ ἀνατρέπειν εἰ[κὸς ὡς α]ἱ λαμπρότατ[αι καὶαι ποι]οῦσ[ι πολλά] κις [π]ολυτέλ[εια τῆς] δι[αί]της κα[ὶ λαγν[εία, ἔτι δὲ πε[ριβλέψε]ια[κα]ὶ τύφος] ἄ[κο]σμος καὶ τὰ τούτοις ὁμοιότροπα. Wenn ihm einſt die Benutzung des Originals zu Gebote ſteht

und er durch wiederholte Lektüre die Sprache des Philodemus kennen gelernt hat, wird er sich von der Unhaltbarkeit dieses Versuches überzeugen. *TO MEN ΣΥΝΕ . ON* ist zwar nicht *συνετόν*, aber eben so wenig *σύνολον*, sondern der den spätern geläufige Ausdruck *τὸ μὲν συνέ[χ]ον*, das hauptsächlichste; *ὀ[ργ]ῶν* hat Göttling sonderbar genug aus *. OI· ΩN* gemacht, schon Javaroni hat das richtige *[φ]ό[β]ων* hergestellt. Was sollen hier die *δυέαι* zu den *ἐπιθυμίαι*, wo der Gegensatz von diesen gefordert wird, den die Epikurische Lehre eben so sehr als die *ἐπιθυμίαι* flieht? und was ist das anders, als *φόβοι*? nam qui cupiet, metuet quoque, porro qui metuens vivet, liber mihi non erit unquam. Und wiederholt nicht Philodemus selbst den Inhalt und diesen Gegensatz mit denselben Worten *ζῆλος ἀζήλων καὶ φόβος ἀφόβων*? Darnach bedarf es fast kaum noch der Bemerkung, daß in dem englischen Abdrucke deutlich *. OBΩN* zu lesen ist; es ist dieses nicht die einzige Stelle, wo die deutschen Gelehrten, wenn sie scharfsinniger als die italienischen seyn wollen, in bedeutendem Nachtheile stehen. *λαμπροτατα* (so hat die englische Ausgabe) gehört nicht zu *κακίαι*, sondern zu einem Worte wie *περιουσία*, wodurch angedeutet wird, daß auch die glänzendsten Vermögensumstände durch die *ἐπιθυμίαι*, vernichtet werden. *περιβλέψεια* ist ein von den Herausgebern selbst gemachtes Wort, wofür Philodemus gewiß nur das gewöhnliche *περίβλεψις* gemacht hat. Nothwendige und richtige Verbesserungen aber von Hr. Sch. sind *ἐφ' ὅσον* statt *ἐφ' ὃν* und *προσῄκει* für *προσῆκε*.

Noch folgen fünf Columnen, XXIV — XXVIII an welchen manches anders zu stellen wäre, Hr. Sch. erwähnt nur eine Stelle daraus, p. 63, 25, welcher er folgende Gestalt giebt. *Φίλων μὲν τοίνυν ὑπαρχόντων, φειστίον μᾶλλον, ἵν' [εὐπορ]ῶσι[ν καὶ τελευτήσαντος [φιλ]ο[υ], κα[ὶ] οἷα τ[έ]κνα θετέον· οὐχ ὑπαρχόντων δὲ καὶ τῆς ἀκριβεστέρας οἰκονομίας [ἀμ]ε[λητέ]ον οὐχ ὅτι τῆς φειδοῦς.* Den Gedanken hat er auch hier gefunden, mehr konnte er nicht leisten; *εὐπορῶσιν* ist aber eine überflüssige Aenderung für das was Javaroni und Göttling geben, *[ἔχωσι]ν*, die englische Ausgabe hat sogar noch das Wort fast vollständig *E. ΩΣΙΝ*. sehr zweifelhaft dagen ist was man unangetastet ließ, *φίλου*; die italienische Ausgabe hat C . O . || Da das Wort am Ende der Zeile steht, dort aber eine Lücke sich findet; so läßt sich nicht bestimmen, ob ein oder mehrere Buchstaben fehlen; die englische *ΘΙ* . C ohne Zeichen einer Lücke; auch in *ΚΑ* . . *ΟΙΑ* ist ein größerer Raum, daß man vermuthen könnte, es habe *καὶ γὰρ οἷα* gestanden. *ἀμελητέον*, hat Sch. weil es der Sinn gebietet, für das was Göttling gegeben, *[μ]ε[λητέ]ον*, verbessert; der geringe Raum (Neapol. *OIKONOMIAΣ . . Θ* . || *ON.* Oxon. *OIKONOMIAΣ . . IΘ* || *ON*) lehrt, daß ein weit kürzeres Wort, etwa wie *ἀφετέον*, geschrieben war.

Hiemit haben wir sämmtliche Stellen, welche Hr. Schömann aus dem Buche des Theophrastus und Philodemus behandelt hat, angezeigt und über diese unsere Meynung ausgesprochen, der Verfasser wird daraus eingesehen haben, daß eine kritische Bearbeitung des letztern, ohne mit den dazu erforderlichen Hulfsmitteln der italienischen und englischen Ausgabe ausgestattet zu seyn, fast außerhalb dem Bereiche der Möglichkeit liegt; man kann den Gedankengang darlegen und daraus nachweisen, was der Autor im ganzen sagen mußte, die eigenen Worte des Schriftstellers aufzufinden, wird mehr durch Zufall gelingen. Referent hat vor einigen Jahren sich mit diesen herkulanischen Entdeckungen beschäftigt, und mehr Zeit dazu verwendet als ihm zu sagen erlaubt ist; darum war ihm Hr. Schömann's Abhandlung eine willkommene Erscheinung, welche ihm frühere Arbeiten ins Gedächtniß zurückrief und eine Vergleichung beyderseitiger Leistungen veranlaßte; wohl mögen nur wenige schon der Seltenheit des Buches wegen, sich an diesen Rollen versucht haben, und darunter gerade zumeist solche, welchen am wenigsten daran gelegen, ihre Arbeiten andern zur Schau zu bieten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. I — V. Band. Leipzig und Darmstadt 1837 — 38. 8. Mit fünf Titelvignetten.

Von den fünfzig Lebensbildern moslimischer Fürsten, die uns der Verf. in der Vorrede zum ersten Bande verspricht, sind bereits fünf und vierzig mit allem Reichthum morgenländischer Farbenpracht in fünf Reihen vor den Beurtheiler hingestellt. Und nach kurzer Frist, deß darf man sicher seyn, werden auch die fünf übrigen folgen, da jene ingenii celeritas animique incredibilis motus, von welcher Archia's Vertheidiger spricht, vielleicht keinem der jetzt lebenden Gelehrten in gleichem Maaße, wie Hrn. v. Hammer eigen ist. Nicht zufrieden mit seinem Ruhme als Kritiker, Philolog, Reisebeschreiber, Schöngeist, Redner und Geschichtschreiber, will er auch noch die Palme der Biographie erringen und gleichsam als Plutarch mohammedanischer Herrscher glänzen. Oder sind etwa die zehn großen Bände osmanischer Geschichten *) mit ihrem unermeßlichen Reichthum neuer Ideen und Dinge nicht allein schon hinreichend ein langes Leben auszufüllen und den glühendsten Durst nach Unsterblichkeit des Namens zu stillen? Wie kann man nach Aufstellung eines solchen Colosses noch Geduld, Kraft und Muth für neue Schöpfungen finden? Hr. v. H. bringt im genannten Werke so viel Ungekanntes, zerstört eine solche Unzahl eingewurzelter und erblich fortgepflanzter Irrthümer, verbreitet eine solche Masse Licht über eine der größten politischen Erscheinungen der Menschengeschichte, daß man ihm nicht weniger in seinem eigenen Interesse, als in dem der Wissenschaft rathen möchte, den Rest von Kraft und Leben auf Sichtung und Politur jener riesenhaften Schöpfung zu verwenden. Hr. v. H. will aber, wie es scheint, der künftigen Generation gar nichts mehr über moslimische Reiche zu lernen und zu ergründen übrig lassen. Noch ist der Bildersaal nicht geschlossen, und ein großes Werk über die weltstürmenden Mongolen ist schon angekündet, während nebenher die Reihe kritischer Artikel, die anderswo als Bücher gelten dürften, ohne Unterbrechung in den „Jahrbüchern" fortfließt.

Zu rechter Zeit im Laufe einzuhalten, das Eroberte auf sichere Grundlagen zu stellen und gegen feindlichen Angriff dauerhaft zu befestigen, ist die Kunst, welche große Kriegsfürsten eben so selten als große Gelehrte verstehen. Hr. v. H. weiß vielleicht besser als viele andere, wie sich gegen ungewöhnliche Energie und unersättliche Eroberungssucht auf dem Felde der Gelehrsamkeit eben so gut als der Politik die minder Mächtigen zu gemeinsamem Widerstand verbinden, und alle Dolche der Critik gleichsam von selbst ihre Richtung gegen das Herz des Diktators nehmen. Unduldsamkeit und Neid der Gelehrten sind um so zügelloser, da sie sich natürlich unter der Hülle von Eifer für Wahrheit und Licht verbergen. Unstreitig ist Hr. v. H. an Reichthum und Umfang des Wissens der größte jetzt lebende Orientalist, nicht etwa nur in Deutschland, sondern per orbem terrarum. Und die Morgenländer, deren geistiges und politisches Leben er mit solcher Beharrlichkeit ergründet, sind in ihren eigenen Angelegenheiten nicht weniger Hammer's Schüler als die Europäer, die sich an der Flamme

*) Zusammen 6946 enggedruckte Seiten.

seiner Gelehrsamkeit erwärmen, um ihn zu bekämpfen. Wollte jedermann aufrichtig eingestehen, wie viel er aus den Büchern dieses großen Meisters gelernt habe, wie er durch ihr Studium geistig angeregt, befruchtet und gestärkt worden sey, so würde man, was hie und da mangelhaft, billiger beurtheilen, und kleiner Unrichtigkeiten wegen nicht hochmüthig über literarische Erzeugnisse absprechen, die außer Hrn. v. H. niemand hervorzubringen vermöchte. Wo hatte man vorher in Europa eine vollständige, kritisch dokumentirte, aus den Quellen gezogene Geschichte des türkischen Reichs? Nur von Einem Manne hing es ab und diese furchtbare Monarchie hätte die Welt erschreckt, hätte geblüht und sich wieder in Trümmer aufgelöst, ohne in ihrem Wesen erkannt zu seyn.

Als Vorhalle und Peristyl zu diesem unvergänglichen Bau soll nun der Eingangs genannte Gemäldesaal fünfzig moslimischer Lebensbeschreibungen gelten. Sie gehen durch die sieben ersten Jahrhunderte der Hidschret, von Mohammed bis in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung herab, wo die politische Kraft Arabistan's völlig erlosch, Mongolen und Osmanli dagegen den Schirm des Islam gegen die steigende Macht der Christenheit übernahmen. Gezogen sind sie aus zwanzig Dynastien, die mit verschiedenem Erfolge ihr Spiel auf der weiten Strecke vom Ganges bis an den Tajo, und von den Steppen der Kirgisen bis an die Wasserfälle des Nils getrieben haben.

An Biographien lobt man entweder den Styl, d. i. die kunstvolle und fruchtbare Anordnung allgemein bekannter Thatsachen, oder ihr Werth beruht ausschließlich auf Neuheit des Inhalts, auf Mehrung des historischen Grundstoffes. Und will Hr. v. Hammer, wie er es in der Vorrede selbst bemerkt, als Stylist mit den europäischen Gelehrten nicht in die Schranken treten, so muß er Neues bringen oder gewärtig seyn, daß man seine fünf Bände Lebensbeschreibungen als nutzlosen Quark auf die Seite schiebt. Wie kann man über Mohammed und Sfalaheddin nach Gagnier und Schultens' Arbeiten noch Besseres und Vollständigeres aufbringen? Was wird man uns von Sultan Mahmud dem Ghasneviden, was von Sengi und Nureddin erzählen nach allen in Leyden und Paris bereits übersetzten Originalquellen? Seite X — XII der Vorrede antwortet der Verf. auf diese Bedenklichkeiten durch Aufzählung von zehn in Europa gar nicht gekannten und benützten großen Originalwerken, zum Theil aus mehreren Folianten bestehend, in arabischer, türkischer und persischer Sprache, aus welchen er „die Lebensfluth dieser lebenbeschreibenden Gemälde moslimitischer Herrscher geschöpft." Dieser Umstand giebt ihm freylich über seine Gegner gewonnenes Spiel. Er benützt aber auch seine günstige Stellung, besonders in diesem Werke unbarmherzig und giebt mit Wucher den Tadel zurück, den man zum Theil mit so viel Bitterkeit nnd Kleinigkeitssinn gegen ihn gerichtet hat. Und weil Hr. v. H. alles kennt und alles, was in Europa über diese Materie erschienen ist, geprüft und gelesen hat, Niemand verschont und nichts verzeiht, so sind der Schlachtopfer seines kritischen Zornes diesesmal eine große Zahl. Neben einer bemerkenswerthen Reihe byzantinischer Stellen, die er gründlich und siegreich erläutert und verbessert, werden besonders Rampoldi, Rutschmann und Castiglioni mit auffallender Schärfe behandelt, aber auch Gagnier, Sacy, Wilkinson, Quatremère, Burkhardt, Marigny, Guthrie, Reiske, Mannert, Erpenius, Freytag, Conde, Aschbach, Voltäre, Cardonne, Jenisch, Diez, Ritter und Briggs bald sanfter, bald herber angelassen, Engländer und Russen aber noch in Massa verdammt, weil die einen Childschi für Cholodsch, die andern aber Sfaghanak für Sfighnak sprechen. Letztlich corrigirt der gelehrte Verfasser auch noch sich selbst (V. 179), bürdet aber zu gleicher Zeit die Schuld seines Irrthums dem armen Reiske auf.

Wollte jemand aus diesem Werke nur die Verbesserungen in Chronologie, Erdbeschreibung und Topographie des Orients, in Rechtschreibung und Aussprache arabischer und türkischer Eigennamen zusammenstellen, so müßte diese schöne Summe für sich schon den Werth des Unternehmens über allen Zweifel erheben. Orientalische Eigennamen mit Sicherheit schreiben und lesen hat unsere Zeit erst durch Herrn von Hammer gelernt. Alles dahin Einschlä-

gige darf man in den meiſten europäiſchen Compendien ausſtreichen und neu ſagen.

Was die Diction betrifft, iſt es ungewiß, ob man ſie loben oder tadeln ſoll. Jedenfalls iſt ſie in den drey erſten Bänden in vielen Stellen beynahe mehr arabiſch als deutſch, nicht etwa nur in Uebertragung von Originalſtellen, ſondern überhaupt in der ganzen Anlage, in Bild und Weſen. Hr. von Hammer denkt und fühlt arabiſch und ſchreibt unwillkührlich, wie ein anderer Ibn el-Hamid oder Ibn eß-Sfabi, gar zu oft in gereimter Proſa — „Prophetenthum und Gottgeſandtenruhm,“ — oder wendet Metaphern an, die der nüchterne Occident nur ungerne duldet. So iſt ihm z. B. der grauſame Hedſchadſch, Statthalter von Kufa, nicht etwa nach unſerer Art zu reden, ein kräftiges, unbarmherziges Werkzeug ſeines Gebieters, ſondern „der blutgefärbte eiſerne Reif der Tonne der Herrſchaft.“

(Fortſetzung folgt.)

Specimen observationum in Theophrasti Oeconomicum et Philodemi librum IX de virtutibus et vitiis etc.

(Schluß.)

So haben wir von Brandis vernommen, daß er, Niebuhr und Claſſen den dritten Band der in Neapel 1827 erſchienenen Herkulaniſchen Rollen, in welchem auch dieſe Schrift des Philodemus enthalten iſt, mitſammen geleſen haben und daß den vereinigten Kräften dieſer drey ausgezeichneten Männer vieles gelungen ſeyn wird, was wir, einzeln, vergebens verſucht haben, bedarf keiner Erinnerung. Wer nun eine Ausgabe liefern wollte, die den Namen einer ſolchen verdiente, könnte billig eine Vergleichung der Leiſtungen dieſer mit den ſeinigen nicht übergehen. Auch wir wurden nur durch Schömann's Verſuch uns zu erklären gereizt und widerſprechen dem Gerüchte, als ſollte von uns eine Bearbeitung der geſammten Volumina Herculanensia ausgehen; dieß iſt eine Aufgabe, welche unſere geringen Kräfte weit überſteigt; höchſtens könnten wir uns veranlaßt fühlen; dem einen oder anderen Buche, das jetzt noch ganz verborgen liegt, eine größere Würdigung zu verſchaffen. Da großentheils die Columnen nur halb erhalten ſind, ſo ſcheitert jeder Verſuch einer möglichen und vernünftigen Ergänzung; darum wird auch bey den erhaltenen die größte Vorſicht nothwendig und nur zu leicht dringt ſich ein Irrthum auf; wir geben zum Beweiſe davon, zugleich als Beyſpiel der Verſchiedenheit unſerer Bearbeitung von der des Italieniſchen und deutſchen Herausgebers, die erſte Columne; Philodemus ſpricht von der Xenophontiſchen Definition der Oekonomie:

. . . . . .
ΠΙΤΑΙ ΝΤΑ
ΟΤΙ . . ΣΣΤΝΙ
ΟΙΚΟΝ . . ΙΑΣΟ ΕΡΙΟ.
ΤΟ . ΤΟΙΚΕΙΝ Τ . . . ΔΙΟΝΟΙΚΟΝ
ΚΑΙ ΤΟ. ΟΙΕΙΝ ΤΟΝ ΑΛΛΟΤΡΙΟΝ
ΕΤΟΙΚ... ΘΑΙ ΛΑΜΒΑΝΟΜΕΝΟΥ
—ΟΥΣ. ΤΟΥ ΜΕΓΑΛΩΣΤΙCΤΜ
ΦΕΡΟΝΤ . Σ ΚΑΙ ΜΑΚΑΡΙΩΣ ΑΑ
ΑΑ ΤΟ . ΠΟΡΙΖΕΙΝ ΠΟΛΛΑ ΧΡΗ
ΜΑΤΑ ΚΑΙ ΦΥΛΑΤΤΕΙΝ ΠΩΣ ΔΙ
ΑΜΕΝΕΙ Τ . ΠΟΡΙΣΘΕΝΤΑ ΚΑΙ
Ω
ΠΡΟΥΠΑΡ . ΟΝΤΑ ΚΑΙ ΚΑ . . ΤΟΥ
. Ο ΤΟΕΥ . ΙΚΕΙΝ ΤΟΝ ΙΔΙΟΝ ΟΙ
ΚΟΝ ΚΑΙ Π. CΙΝ ΟΙΚΕΙΣΘΑΙ ΤΟΝ
ΑΛΛΟΤΡΙ .... ΤΕΣΤΝΗΘΕΣΗΝ
ΤΙΘΕΝΑΙ C . . . ΗΚΑΙΝ . ΙΕΣ
ΤΙΝ ΟΥΚ ΑΝ ΦΘΟΝΗΣΑΙ ΤΙΣΕ . . Ε
ΚΑΤΑ ΤΟΝ ΠΡΟΔΕ . ΘΕΝ ... ΟΥ
ΚΑΝΣΤ . ΧΩΡ
ΓΑΡΚΑΙ
ΔΙΑΦΟΡ
ΝΟΟΥΜΕ
ΚΟΝΟΜ
. . . ΑΥ
. . ΟΥΤ

. . ΑΔ
. ΝΟΙΣ
. . .
30 ΝΟΜC
. ΘC
. . Α
ΣΚΕΙΝ Θ
ΦΗΤΕΡ

hier fehlt nicht nur der Anfang, sondern da jede Columne aus 45 — 48 Zeilen besteht, auch am Ende eine Zahl von 11 — 14 Zeilen. Was hilft es nun zu bemerken, v. 23. habe nach der dem Philodemus gewöhnlichen Sprache *συνήθως νοούμενος* in Verbindung mit *οἰκονόμος* oder *οἰκονομία* wiederkehren, welche Worte v. 24 und v. 30 gestanden, oder v. 33 sey *διδάσκειν*, v. 34 *ἔφη τέρπεσθαι* gewesen, da selbst das vollständige, außer allen Zusammenhang gestellt, Schwierigkeiten genug darbietet? Göttling hat folgende Ergänzung dieser Stelle gegeben:

. . . . . .
[*εἰ γὰρ μὴ εἶπε τῆς*] *οἰκον[ομίας*] *ὅ[τι πρῶτον*] *ἔργον τὸ εὖ οἰκεῖν τ[ὸν ἴ]διου οἶκον καὶ τὸ* [*π*]*οιεῖν τὸν ἀλλότριον εὖ οἰκε[ισ]θαι, λαμβανομένου που ἐκ τοῦ μεγαλωστὶ συμφέροντος καὶ μακαρίως, ἀλλὰ τὸ πορίζειν πολλὰ χρήματα καὶ φυλάττειν, πῶς διαμένει τ[ὰ] πορισθέντα καὶ προϋπάρχοντα καὶ κα[τὰ] τοῦ[τ]ο τὸ εὖ οἰκεῖν τὸν ἴδιον οἶκον καὶ π[οι]εῖν οἰκεῖσθαι τὸν ἀλλότρι[ο]ν, [ὅ]τε σύνηθες ἦν τιθέναι [οὔτε δ]ὴ καιν[όν] ἐστιν · οὐκ ἂν φθονῆσαί τις ε[ἴχ]ε κατὰ τοῦ προλε[χ]θέν[τος ἀλλ'] οὐκ ἂν συ[γ]χωρ[ήσαιμεν] . . . .

Philodemus gehört nicht zu den durch Vorzüge des Stils hervorragenden Schriftstellern, doch weiß er seine Gedanken überall klar und deutlich auszudrücken; aber obige Sprache zu verstehen und in ihr eine richtige Gliederung dessen was gesagt werden soll, zu finden, ist uns nicht gelungen. Man sieht, daß über die Bestimmung der Oekonomie nach der Xenophontischen Erklärung, sie sey *τὸ εὖ οἰκεῖν τὸν ἴδιον οἶκον καὶ ποιεῖν τὸν ἀλλότριον εὖ οἰκεῖσθαι*, gesprochen wird; wenn Xenophon mit diesen Worten nicht das was den glückseligen Zustand der Menschen herbeyführt, *τὸ μεγαλωστὶ συμφέρον καὶ μακαρίως*, sondern nach dem zu Xenophons und Philodemus Zeit nicht ungewöhnlichen Sprachgebrauche, nur das erwerben und erhalten von Gütern und Vermögen bezeichnet haben will, so ist damit nichts vorzügliches gesagt, noch was man so leichthin als Begriff der Oekonomie gelten lassen könnte. Diesen Gedanken ohne eine geringe Aenderung herzustellen, finden wir nicht möglich; v. 8 nämlich muß Θ nicht ε[ὖ] seyn was man wünschte, sondern da die Negation nicht früher vorangestellt seyn konnte, *Οὐ*. Wir haben darnach einst folgenden Versuch gemacht, an welchem wir auch jetzt nichts zu ändern glauben:

. . . . . [ἐ-
πὶ τὰ κατα . . .
ὅτι [*τῆ*]*ς συν*[*ήθως νοουμένης οἰκον*[*ομ*]*ίας ο*[*ἰκεῖον*]*ἔργον*
τὸ εὖ οἰκεῖν τ[*ὸν ἴ*]*διον οἶκον καὶ τὸ* [*π*]*οιεῖν τὸν ἀλλότριον εὖ οἰκ*[*εισ*]*θαι, λαμβανομένου που* [*οὗ*] *τοῦ μεγαλωστὶ συμφέροντος καὶ μακαρίως, ἀλλὰ το*[*ῦ*] *πορίζειν πολλὰ χρήματα καὶ φυλάττειν πῶς διαμένει τὰ πορισθέντα καὶ προϋπάρ*[*χ*]*οντα* (*καὶ κα*[*τὰ*] *τοῦ το τὸ εὖ* [*ο*]*ἰκεῖν τὸν ἴδιον οἶκον καὶ π*[*οι*]*εῖν οἰκεῖσθαι τὸν ἀλλότρι*[*ον, τό*]*τε σύνηθες ἦν τιθέναι* [*καὶ δ*]*ὴ καὶ ν*[*ῦν*] *ἐστιν*) *οὐκ ἂν φθονῆσαί τις ε*[*ἴχ*]*ε κατὰ τοῦ προλε*[*χ*]*θέν*[*τος κ*]*οὐκ ἂν συ*[*ν*]*χωρ*[*ήσειε* . . .

Spengel.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dem Vorwurf der Unklarheit und häufiger Wiederholung einer und derselben Sache mit denselben Worten in demselben Abschnitte wäre der der Verf. eben so leicht als gewissen andern Nachlässigkeiten und Gedächtnißfehlern entgangen, wenn er sein Werk vor dem Drucke auch selbst gelesen hätte. Für den letzten Punct wird man an Ort und Stelle ein Paar auffallende Belege hervorheben, hier aber nur vorläufig fragen, ob der I, 176 stehende Satz ganz klar sey: „Mikjas, der Sohn Sababe's, war ein Abtrünniger, der am Tage der Eroberung Wein trank und ihn in seinem Tode durch die Blutschuld eines Mordes büßte.“ — Und liegt Fostat (Alt-Kairo) wirklich sechs Stunden unter der Spaltung des Nils in den östlichen und westlichen Arm, wie es I, 287 heißt, oder vielmehr eben so weit oberhalb? Dachte der Verfasser, der die lateinischen Classiker auswendig weiß, vielleicht an Georgic. I, 240:

Mundus ut ad Scythiam, Riphaeasque arduus arces
Consurgit, premitur Libyae devexus in Austros.

Eben so werden in der Chorasanischen Stadt Merw durch Tulichan 250,000 Einwohner erschlagen, welche Summe sich einige Seiten später auf 100,000 reducirt. Uebersehen dieser Art hat man eine Unzahl in den fünf Bänden gesammelt. Hr. von Hammer ist eben wie der Sultan Sindschar, der nach Mirchuand „zwar das Detail der Regierungsgeschäfte vernachlässigte, aber wie das Schicksal selbst erschien, so oft es die Entscheidung großer Dinge galt.“ Dieser Fehler, — denn es ist einer —, macht Hs. unermeßliche Gelehrsamkeit für andere weniger drückend, nährt die Kritik und drückt ihn selbst nicht selten von seiner Wolkenhöhe zum Niveau der Nebenbuhler herab. —

Band I. enthält die Biographien Mohammeds und der vier unmittelbaren Nachfolger Ebubekr, Omar, Osman und Ali, der Chalifen Raschidin, d. i. der Rechtmäßigen, der Geraden, der vier Säulen des Herrscherthrons des Islam. Mit der größten Vorliebe, — der gelehrte Verf. wird es gerne zugestehen —, wird der Gründer des Islam behandelt, und wüßte man nicht, daß Hr. von Hammer ein eifriger Bekenner des Christenthums ist, könnte man ihn nach Durchlesung der Prophetenbiographie beynahe für einen Moslim halten. Von den 349 Seiten des Bandes nimmt diese allein 237 weg. Als Mensch, als Eroberer und Herrscher ist ihm Mohammed kein großer Mann, aber als Prophet, als Religionsstifter, als Gesetzgeber, besonders aber als Dichter kann er ihm seine ungetheilte Bewunderung nicht versagen. Das Leben dieses von Verbrechen zwar nach unsern Begriffen nicht reinen, aber dennoch „gottbegeisterten Mannes“ ist ihm unter allen Propheten das anziehendste und lehrreichste, weil man es allein bis ins Einzelne kennt, Thaten und Schicksale der übrigen Gottesgesandten aber in unentwirrbares Dunkel vergraben oder gänzlich vergessen sind.

Es ist unmöglich hier Alles anzudeuten, was über des Propheten Vaterland, über Arabiens Boden, Bewohner und deren Sitten, theils ganz neu, theils lebendiger und belehrender als anderswo mit

eingeflochten ist. In gleicher Weise muß man auch die geistvolle Analyse des Korans, mit Wort- und Reimtreuer Uebertragung der Originalstellen, unberührt lassen. Wir begnügen uns summarisch ein Paar wesentliche Puncte hervorzuheben, die frühern Bearbeitern des Gegenstandes nicht bekannt waren. Dahin gehört vor allem die Nachricht über Werka, den Sohn Naufils, einen Vetter von Mohammeds erster Gemahlin Chadidsche, und für die Prophetengeschichte höchst merkwürdigen Mann. Bisher suchten die Biographen die aus dem Koran erhellende genaue Bekanntschaft Mohammeds mit der Bibel aus der zweymaligen Reise nach Syrien und dem kurzen Aufenthalte im Kloster zu Boßra bey den Vorstehern desselben, Bahira und Nestor, zu erklären; von dem christlichen Priester Werka, Ben Naufil aber, der während der ersten achtzehn Jahre der Ehe Mohammeds im vertrautesten Umgang mit demselben lebte, haben sie keine Kunde. Werka Ben Naufil, der Vetter Chadidsches, war nicht nur Christ, sondern auch Priester, und hatte das alte und neue Testament aus dem Hebräischen ins Arabische übersetzt. Ihm hatte Chadidsche die erste Offenbarung ihres Gemahls mitgetheilt, und der Greis Werka wünschte dazu Glück, daß Mohammed wie Moses durch Gabriel himmlische Sendung empfangen. Chadidsche und ihr Vetter Werka waren also die beyden ersten Bekenner des Islams, und des letzten arabische Uebersetzung der heiligen Schriften giebt die genügendste Auskunft über die großen Plagiate des Korans aus denselben. Mohammed betrauerte seinen Tod ungemein, und soll, nach der Ueberlieferung, gesagt haben: „Ich habe einen Priester im Paradiese gesehen, mit grünem Kleide angethan, denn es war ein Gläubiger, und es war kein anderer als Werka.“ Werka verdient also ausgezeichnete Erwähnung, nicht nur als Mohammeds Hausfreund und Religionslehrer, sondern auch als erster bekannter Uebersetzer der Bibel ins Arabische.

Noch anziehender als die Notiz über den Sohn Naufils ist das S. 223 ff. mit Sorgfalt entworfene Gemälde über Mohammeds täglichen Lebenswandel und Hausbrauch, wovon man bisher in Europa die wenigsten Züge kannte. Man liest hier umständlich von seiner Kleidung, seinem Essen und Trinken, seinen Reisen, seiner Behandlung der Frauen, seinem Benehmen in Gesellschaft, seinem Gehen und Reiten, seinem Schlafengehen und Aufwachen, seinen guten Manieren, seinen Loosen und Schwüren, und endlich seiner Toilette und Personalbeschreibung. Bis zu welchem Grade der Vollkommenheit die arabischen Biographen in den vorgenannten sechs Puncten das Leben ihres Helden ausmalen, kann man daraus entnehmen, daß sie die geheimsten Scenen des Harems, über die man sonst überall den undurchdringlichsten Schleyer wirft, bis in das kleinste Detail auseinandersetzen.

Mohammeds Nachsicht und Schwäche für die Frauen ist bekannt. Eines der tiefsten und die größte Kenntniß weiblichen Herzens verrathenden Worte ist, nach Hrn. v. Hammer, folgender, aus der Ueberlieferung gezogener Spruch, des Propheten: „Behandelt die Frauen mit Nachsicht! Sie sind aus der krummen Rippe (Adams) erschaffen; die Rippe ist ein krummes Bein; wollt ihr es mit Gewalt gerade machen, so werdet ihr es brechen. Behandelt die Frauen mit Nachsicht!“ Ihm verdanken sie aber auch die Abschaffung einer grausamen Sitte, da es vor seiner Gesetzgebung in Arabien jedem Familienvater erlaubt war, sich der neugebornen Mägdlein unmittelbar zu entledigen. Gewöhnlich begrub man sie gleich nach der Geburt lebendig, entweder aus Verachtung oder aus Besorgniß sie nicht ernähren oder vor Ausschweifungen und Familienschande bewahren zu können. Dasselbe Loos hatten und haben, wie man erzählt, bey vielen Beduinenstämmen bis auf heutigen Tag die gefallenen Töchter des Landes, ohne daß ein solches Uebermaaß von Strenge das Laster sonderlich entkräftiget hätte. Denn Arabien ist nach dem Ausspruche der Talmudisten das ausschweifendste Land des Erdbodens. „Wenn zehn Scheffel voll Hurerey,“ sagen sie, „auf die Welt herabgekommen sind, so hat Arabien für sich neun hingenommen, und die ganze übrige Welt nur einen.“ *)

Auch hier war Mohammed Vorbild und Re-

*) Kidduschin S. 49, nach Wahls Anmerkung zu Sure 81.

präsentant seines Vaterlandes. Allein trotz der Verirrung seiner Sinnlichkeit, trotz der Verbrechen, zu denen ihn seine Leidenschaftlichkeit und besonders die Rache seiner durch Satyre und Spott gekränkten Ehre hinriß, und trotz der gegentheiligen, von berühmten Geschichtschreibern und Orientalisten ausgesprochenen Ansicht, daß Mohammed rein nur Lügner und Betrüger aus Herrschsucht gewesen, beharret Hr. v. Hammer auf der schon anderswo ausgesprochenen Ansicht, „daß er nicht nur von der großen Idee, sein Volk aus den Irrwegen der Abgötterey zum geraden Pfade der Anbetung des alleinigen Gottes zurückzuführen, ausgieng, sondern daß er, mit großen poetischen Gaben und lebendigem, religiösen Gefühle ausgestattet, von seiner göttlichen Sendung in Stunden der Begeisterung selbst überzeugt, sich wie andere Propheten, seine Vorgänger, als das Organ des Himmels zur Leitung seines Volkes ansah; Stifter einer der drey Religionen, die aus Aegypten, Syrien und Arabien sich über die ganze Erde verbreitet haben, der Propheten Siegel und Schlußstein."

Im Vergleiche mit der langen und con amore geschriebenen Abhandlung über Mohammed sind die Lebensbeschreibungen seiner vier unmittelbaren Nachfolger nur kurze Skizzen. Sie läutern und berichtigen aber der Kürze ungeachtet viele fabelhaften Angaben unserer Druckschriften, sind gedrängt, lebendig und voll Interesse, besonders Omars, des zweyten Chalifen und eigentlichen Begründers des islamitischen Weltreichs. Omar, oder richtiger Omer, nach des Verf. Meynung derselbe Name wie das griechische Homer, der eifrigste Bekenner und Vertheidiger der neuen Lehre, von colossalem Wuchs, tapfer, heftig, ein Mann von eiserner Festigkeit und Consequenz, dabey aber voll Melancholie, Demuth, Gerechtigkeitssinn und unerbittlicher Strenge gegen sich und Andere, an Nahrung, Kleidung und Lebensweise ein ägyptischer Einsiedler, dachte nur an das letzte Gericht und die Ewigkeit, während die Throne des Aufgangs und Niedergangs unter seinem eisernen Tritt zusammenbrachen. „Als Prediger genügt der Tod," war die Aufschrift seines Siegelrings, und seine Regierungsmaxime folgender Spruch: „Der beste der Segen ist Gotteswort, die beste der Leitungen die Mohammeds, die schlimmsten der Geschäfte sind die neu in Vorschein gebrachten; Alles was neu in Vorschein gebracht wird, ist Neuerung, und alle Neuerung ist Irrthum." Seiner Vorstellung nach ist mit dem Koran alles vollendet und giebt es von nun an in der Welt nichts mehr zu lernen, nichts mehr zu erfinden und zu verbessern. Mit härenem Bußkleide angethan und das fürchterliche Schwert Chaleds in der Hand, predigte er Stillstand der Gedanken und gab den Siegern wie den Besiegten ein einziges Thema, die Nichtigkeit der irdischen Dinge und das allen bevorstehende Gericht zu beherzigen. Manchmal hob er einen Halm Stroh von der Erde auf und sagte: „O wäre ich doch dieser Halm Stroh! o wäre ich nicht erschaffen worden! o wäre ich vergessen!" Seinen eigenen Sohn, der Wein getrunken, ließ er zu Tode geisseln, untersagte seinen Statthaltern alle Ueppigkeit in Tafel, Kleidung und Wohnung, und versuchte es, die Welt in eine weite Buß- und Betanstalt zu verwandeln.

Weiche ohne Schwäche, Festigkeit ohne Härte, Großmuth ohne Verschwendung, und Sparsamkeit ohne Geiz erklärte er für die vier unerläßlichsten Eigenschaften eines Herrschers. Omar, der erste Großinquisitor des Orients, errichtete der Erste einen Kerker und führte die Hiebe mit geflochtenem Stricke als Strafe ein, um die Sünde im Innern zu züchtigen. Hr. v. Hammer, scheint uns, macht der Erste auf das entschiedene Verwaltungstalent aufmerksam, mit welchem Omar die eroberten Provinzen im Geist der neuen Lehre politisch organisirte; er regelte das Steuersystem, schuf die Finanz-Controle und den Staatshaushalt, gliederte die Beamten-Hierarchie und brachte in alle Zweige des öffentlichen Dienstes Ordnung und consequentes Ineinandergreifen. Omar hat eigentlich das Chalifenthum geschaffen und für Erweiterung seiner Gränzen und Befestigung seiner Macht verhältnißmäßig mehr gewirkt als die andern zusammengenommen. Sechs und dreyßig tausend Städte, Schlösser und Flecken sollen während der zehn Jahre seines Chalifates erobert, vierzehntausend Kirchen verwüstet und zu Moscheen eingeweiht, neunzehnhundert Gebetkanzeln errichtet worden seyn. Daß ein Mann wie Omar, der nicht zufrieden mit sich

selbst gerecht und ohne Schwäche zu seyn, auch die übrige Welt zu gleicher Vollkommenheit und Verläugnung jeder menschlichen Gebrechlichkeit zwingen wollte, in diesem Kampfe untergieng und zuletzt durch die Hand eines Meuchelmörders fiel, ist weniger zu verwundern, als wenn man ihm gestattet hätte seine Lebensbahn in Ruhe zu vollenden.

Dasselbe Loos, aber aus entgegengesetzten Gründen, traf auch die beyden folgenden Chalifen, Osman und Ali, des Propheten Schwiegersöhne. Nepotismus und Willkühr führte unter Osman den Aufruhr des Heeres und den Aufstand der Länder, und zuletzt seine Ermordung durch die Meuterer in seinem eigenen Hause zu Medina herbey. Ali, dessen Staatsklugheit eben so schwach, als sein Löwenmuth stark, ein Held, aber kein Politiker, ein Poet, aber kein Staatsmann, konnte unter Verwirrung und Partheywuth der Thronnebenbuhler schon nicht mehr zum Besitze des ganzen islamitischen Reiches gelangen und mußte nach fünfjährigem Blutvergiessen — zu leichterer Herstellung des Friedens — gleichfalls dem Mordstahle erliegen. Sein und seiner beyden Söhne tragisches Ende, so wie die Verdrängung der Propheten-Familie vom Herrscherthron, zerrissen das politisch-religiöse System des Islam in die zwey bis auf den heutigen Tag fortlebenden und sich unversöhnlich hassenden Partheyen der Schiiten und Sunniten, von welchen erstere die Majestätsrechte des Hauses Ali, letztere aber die Legitimität der Thronbesteigung des syrischen Statthalters Moawia aus dem Hause Omeje als Trennungssymbol vertheidigen.

Mit Moawia beginnt ein neues Stadium des arabischen Lebens. Die Regierung wurde gleichsam säcularisirt, und die Residenz von der heiligen Stadt Medina in das paradiesische Damaskus verlegt. Moawia war nicht mehr ausschließlich priesterlicher Lenker einer sittlichen, von Gott selbst, wie sie glaubten, ausgegangenen Weltreform, nach dem Beyspiele seiner vier unmittelbaren Vorgeher. Vor allem nahm er die irdischen Interessen wahr und sann auf Mittel die ganze Ausbeute des islamitischen Weltsturms zum Vortheil seines Hauses zu confisciren. Daß es ihm an Talent hiezu nicht gebrach, hat er schon während seiner neunzehnjährigen Statthalterschaft, aber noch viel glänzender während des eben so langen Chalifats bewiesen. Minder auf Vergrößerung der Herrschaft nach Aussen durch Eroberungen, als auf Befestigung derselben von Innen durch erhaltende Maaßregeln bedacht, schloß er den Abgrund der Bürgerkriege durch das große Heilmittel erblicher Thronfolge, die seinen Vorfahren und selbst dem Propheten nie in den Sinn gekommen waren. Durch beharrliche Klugheit und unermüdete Sorge gelang es ihm, noch bey seinen Lebzeiten dem Sohne die Huldigung als Nachfolger im Chalifate zu verschaffen, und also der Erste ein erbliches Reich zu gründen. Wenn Omars Kraft eigentlich die Herrschaft des Islams gegründet, so gründete Moawia's Politik das Reich desselben. Er schuf die erste Dynastie und die eigentliche Legitimität des Islams, obgleich er im Gegensatze der Chulefa er-Raschidin, d. i. der rechtmäßigen Chalifen, eigentlich als der Eindringling erscheint, der das Chalifat der Wahl der Gemeine und der Familie Mohammeds entriß.

Mit diesem merkwürdigen Manne beginnt der Verf. den II. Band seiner moslimischen Biographie, den man bis zum Ende mit immer wachsendem Interesse liest. Das Gestirn des Islams ist fortwährend im Aufsteigen; neue Siege, neue Schätze, neueroberte Länder erhöhen Macht und Glanz des Emir ol-Muminin, des Fürsten der Rechtgläubigen. Man gründet Städte, baut Moscheen und Paläste mit einer bis dahin in Asien noch nicht gesehenen Pracht. Die Künste des Friedens entfalten sich in herrlichster Blüthe, und das Leben wird schöner und genußreicher ohne Nachtheil für Energie und Nervenkraft. Eigentlich Neues wird man zwar in diesem Theile nicht viel finden; der Verf. weiß aber das Bekannte in einer Weise zu ordnen und auszumalen, daß die bestochene Einbildungskraft des Lesers stets auf noch nie betretenem Pfade zu wandeln scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nr. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret ꝛc.

(Fortsetzung.)

Trefflich kommt ihm freylich der Umstand zu Statten, daß er, seinem Vorhaben gemäß, mit Umgehung alles Unscheinbaren überall nur die Lichtpuncte hervorhebt, und mit Beseitigung des gemeinen Troßes moslimischer Gewalthaber nur die Sterne erster Größe in ihrem Glanze über die Bühne führt. Als Folie steht dem ganzen, dramatisch in einander gefügten Gemälde beständig Sieg und politische Uebermacht zur Seite. So erbärmlich schwach ist ja der Mensch, daß er siegreiche und glänzende Fürsten allzeit mehr als friedliche und gerechte bewundert.

Moawia, Jesid, Merwan, Abdolmelik und Welid wurden unter den Omejadischen Chalifen allein für würdig befunden in diesem Gemäldesaal zu prunken. Diesen gegenüber reiht sich eine gleiche Anzahl aus dem Hause der Abbasiden, welche in einer blutgedüngten Umwälzung das Chalifenthum wieder auf die Familie des Propheten zurückbrachten. Von den fünf Namen Ebul-Abbas, Manßur, Harun, Mamun und Moteaaßim sind die drey mittleren als Erbauer und Verschönerer Bagdads, des Hauses des Friedens, der Gartenstadt, des dritten und prachtvollsten Sitzes des Chalifenthums, jedermann bekannt. Durch seinen Schatz morgenländischer Handschriften vermag der Verf. über die Erbauung Bagdads, diese historisch und geographisch merkwürdigste, für Kunst, Wissenschaft und Handel, für Cultur und Völkerverkehr wichtigste That Manßurs, noch ausführlicher und besser als seine Vorgänger zu berichten.

In der Biographie Haruns, des Helden der Tausend und Einen Nacht, noch mehr aber in der seines Sohnes Mamun bemerkt der Leser zuerst Herrn von Hammers Vorliebe und Geschmack für orientalische Poesie und zugleich seine bewunderungswürdige Leichtigkeit, die verschiedenen Versmaße persischer und arabischer Dichter in vollkommen entsprechende deutsche Reimstrophen zu übertragen. Anekdoten aus dem Privatleben, Personalbeschreibung, Witze und Verse aus dem Stegreife ist das wesentlich neue über die drey großen Abbasiden-Fürsten Manßur, Harun und Mamun. Moteaaßim, am Schlusse des Buches, obwohl noch Gönner und Schirmer der Gelehrten, erregt im Herzen des Lesers dennoch ein peinliches Gefühl, weil mit seiner Regierung (J. 837 — 846 n. Chr.) der Verfall des Chalifats beginnt, kaum zweyhundert Jahre nach Mohammeds Tod. Unter Mamun auf dem höchsten Puncte des Flores angekommen, erhielt es sich auf demselben noch unter der achtjährigen Herrschaft Moteaaßims gleichsam schwebend, aber —

difficilis in perfecto mora est; naturaliterque, quod procedere non potest, recedit. —

Als sichtbaren Grund zum Rückschritte gibt man die Errichtung der türkischen Leibwachen an, die unter Moteaaßims Regierung Statt fand. Gekaufte Sklaven aus Turkistan, und von der arabisch-persischen Bevölkerung Bagdads in Sitte, Sprache und Lebensweise verschieden, rissen mit der Huth des Palastes und der Person des Monarchen in kurzer Zeit auch alle Macht an sich, und vergaben bald, als wahre Prätorianer des Chalifats, den Thron nach Gutdünken, während mächtige und

treulose Statthalter die Provinzen desselben abrissen, und sich der Majestätsrechte des Kanzelgebetes und der Münze als unabhängige Fürsten anmaßten. Um einerseits der fainéantise und dem Seraileben, das zum Theil mit Moteaaßim begann, ungestört zu fröhnen; anderseits aber den beständigen Zänkereyen zwischen den Bürgern der Hauptstadt und den übermüthigen Leibwachen zu entrinnen, verließ der Chalife Bagdad und baute für sich und seine Sklaven in der Nachbarschaft eine neue prachtvolle Residenzstadt mit Palästen und Casernen für 50,000 Mann. Serr men rei, d. i. freut sich, wer es sieht, hieß der neue Bau, der unter Moteaaßims beyden Söhnen und Nachfolgern nach und nach zu acht Parasangen in die Länge und einer Parasange in die Breite erwuchs.

Die Folgen dieses falschen Schrittes zeigten sich freylich nicht augenblicklich, und der Verf. hat gar nicht Unrecht, Moteaaßim noch in der Reihe der großen Abbasidenfürsten aufzustellen. Er stritt mit Glück gegen Byzanz und gegen Aufrührer im Innern, hatte königliche Gesinnungen in Milde und Gerechtigkeit, war aber schwach gegen seine Türkensklaven und der letzte Fürst der Rechtgläubigen, der im ganzen Umfange des Reichs noch als —

Rex Anius, rex idem hominum Phoebique sacerdos

galt.

Wenn das Interesse dieses Werkes mit Band III. zu sinken anfängt, so liegt die Schuld nicht am Verfasser, dessen Geist, Witz und Gelehrsamkeit sich auf gleicher Höhe behaupten, und wo möglich noch mannichfaltiger und umfassender als in den vorangehenden erscheinen, sondern im Gegenstande selbst. Das arabische Weltreich geht in Trümmer, und aus dem Gewirre glücklicher Rebellen, Theilfürsten und Schwärmer sollen noch fünf und dreyßig große Herrscher genannt und beschrieben werden, um die vorgesetzte fünfzig voll zu machen. Die Schwierigkeit wird um so drückender, da einmal der Begriff fürstlicher Größe an und für sich zu schwankend, und anderseits bey der fast gleichzeitigen Erhebung und Blüthe dieser Häuptlinge die Gefahr mehrfacher und langweiliger Wiederholung einer und derselben Begebenheit von nun an beynahe unvermeidlich ist.

Den Reigen eröffnet in diesem Bande Seifeddewlet aus dem Hause der Beni-Hamdan; dann folgen Omejadenfürsten im moslimischen Spanien, denen sich zwey wüthende Fanatiker, aber große Generale aus Mauritanien beygesellen. Den Schluß machen zwey Prinzen aus dem in Aegypten thronenden Hause der Fatimiten.

Die politische Seite Seifeddewlets, dessen Familie bey der allgemeinen Auflösung Mesopotamien und Syrien an sich gebracht hatte, ist nur Stückwerk isolirter, wenig hervorleuchtender Thatsachen, ohne entschiedenen Charakter, ohne Einfluß auf die Gegenwart, wie ohne Wirkung auf die Zukunft. Sein Hof war aber (um 940 n. Chr.) der Sammelplatz von Dichtern und Schöngeistern, unter welchen Motenebbi als der größte und glänzendste, als Fürst und Meister aller arabischen Dichterhelden hervorleuchtet. Bekanntlich hat Hr. v. Hammer die Werke desselben ins Deutsche übersetzt; und nicht nur über Werth und Genauigkeit der Uebertragung, sondern beynahe mehr noch über schulgerechte Aussprache des Namens Motenebbi mit den europäischen Orientalisten bittere Fehden zu bestehen gehabt. Bey dieser Veranlassung rächt sich aber der Verf. an seinen Gegnern, indem er zahlreiche und lange Bruchstücke aus Motenebbi's Kaßideten einrückt und mehr eine poetische Blumenlese als eine eigentliche Lebensbeschreibung liefert. Motenebbi war aber, was nicht immer der Fall, eben so tapfer im Kriege, als glatt am Hofe und geistvoll im Gedichte.

Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtrevier,
Der Schlag, der Stoß, die Feder, das Papier.

Motenebbi hatte aber auch Feinde und Neider, vor deren Tücken ihn sein Patron, wie es scheint, nicht schützen konnte oder wollte. Er verließ ihn und besang in Kairo als Hofpoet den Fürsten Kjafur, gegen den als Seifeddewlets politischen Nebenbuhler er vorher mit Schwert und Wort lange gestritten hatte. —

Fruchtbarer in jeder Beziehung als die Rhapsodie über Seifeddewlet sind die Lebensbilder der fünf Omejadenfürsten, deren Haus in ungefähr

dreyhundertjähriger Herrschaft (755 — 1037) Glanz und Segen über Spanien ergoß, und auch auf die Kultur des übrigen Europa's nachhaltiger und kräftiger als selbst die Kreuzzüge einwirkte. Freylich gebührt das Verdienst nicht dem Geiste der mohammedanischen Gesetze und Institutionen, der aller Gesittung im christlichen Sinne geradezu feindlich entgegensteht, sondern dem mildern Genius des arabischen Fürstengeschlechts und ihrem Streben, den Diktaten des Korans eine menschlichere Auslegung unterzustellen. Ist aber dagegen das reiche und blühende Spanien nach Austreibung der Araber auf einen Grad der Verödung, der Armuth, der Unwissenheit und politischen Nichtigkeit herabgesunken, den sich während des Chalifates in Cordova selbst die trübsinnigste Phantasie nicht möglich dachte, so klage man umgekehrt nicht den Geist der christlichen Lehre an, sondern die Verkehrtheit der Menschen und ihren unwiderstehlichen Hang in allen Dingen das Gegentheil ihrer Feinde zu thun.

Spanien, heute so elend und in vielen Strecken ohne Wasser, ohne Baum und ohne Menschen, war damals eines der bevölkertsten Länder der Erde. Südlich vom Duero, wo heute kaum neun Millionen Menschen wohnen, saßen damals nicht weniger als fünf und zwanzig Millionen. Außer den sechs Hauptstädten ersten Ranges: Cordova, Toledo, Saragossa, Valencia, Murcia und Sevilla, zählte man in Spanien zu jener Zeit achtzig Städte erster Größe, dreyhundert vom zweyten und dritten Rang und unzählige Kassaben und Aldeen, d. i. Flecken und Dörfer; im Districte Guadalquivir sollen deren allein an zwölftausend gewesen seyn. Cordova erstreckte sich fünf Stunden längs des Flusses; ein und zwanzig Vorstädte waren gepflastert und Nachts mit Lampen erleuchtet; ausser vielen großen Plätzen und Gärten füllten diesen Raum ein und zwanzigtausend zweyhundert Häuser, worunter fünftausend Moscheen, fünfzig Spitäler, fünfzig Schulanstalten und neunhundert Bäder.

Der Ruhm Cordova's und das Meisterstück arabischer Baukunst in Spanien war aber die große Moschee, deren Bau Abderrahman I., der Gründer der spanischen Omejaden-Dynastie, begann und Hakem sein Enkel, vollendete. Sie maß sechshundert Fuß in die Länge, zweyhundert in die Breite; die acht und dreißig Schiffe der Länge und neunzehn der Breite waren mit tausend drey und neunzig marmornen Säulen geschmückt. Auf dem höchsten Gipfel prangten drey goldene Kugeln, die einen Granatapfel von gediegenem Golde trugen. Neunzehn große Thore öffneten sich an der Front, und eben so viele Reihen von Säulen des vielfarbigsten Marmors liefen in gerader Richtung der Weltgegend von Mekka zu, wohin sich der Moslem beym Gebet richtet. Diese neunzehn Säulenreihen waren von acht und dreyßig durchkreuzt, und neun Thore auf jeder der beyden Seitenwände standen sich gegenüber. Der Thurm soll dritthalb hundert Fuß hoch gewesen seyn. Dieser prachtvolle Bau wetteiferte mit der berühmten Moschee in Damaskus, wodurch Abderrahmans Großoheim Welid jene Residenz verherrlicht hatte. Beyde stehen heute noch, nach mehr als tausend Jahren, als bleibende Denkmale des hohen Unternehmungsgeistes ihrer Gründer. Der Landbau blühte; Gold- und Silberbergwerke wurden durch Kriegsgefangene bearbeitet; Seide, Wolle, roh oder verarbeitet, Oel, Zucker, Queckſilber, Eisen, Korallen und Perlen, Rubine von Malaga und Beja, Amethyste von Carthagena und Waffen aller Art waren die vornehmsten Handels-Artikel für das Ausland. Von dem Reichthum Spaniens in jenem glücklichen Zeitalter kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man das Verzeichniß der Geschenke liest, welche zwey spanische Emire nach ihrer Beförderung im Staatsdienste Abderrahman III. machten. Um vom kostbarsten Rauchwerke, Aloe und Ambra in ungeheurer Quantität, von Gold- und Silberstoffen, Marderpelzen, Teppichen, Pferden und Geschirr, Waffen und Rüstungen gar nichts zu melden, gaben sie viermalhunderttausend Dukaten geprägten, und vierhundert Pfund ungeprägten Goldes, und Silberstangen im Werthe von viermalhundert zwanzigtausend Drachmen.

Geschmack an Wissenschaften war bey den Fürsten dieses Hauses erblich; mehrere aus ihnen trieben die Dichtkunst mit Erfolg. Hakem II. aber, der größte Gönner der Gelehrten, war ein in allen Zweigen damaligen Wissens vollkommen ausgebil-

deter Herr, dessen vorzüglichste Sorge auf Hebung des Volksunterrichts, auf Pflege der Akademien und auf Mehrung der Büchersammlungen und Bildungsmittel gerichtet war. Die fünfzigjährige glanzvolle Regierung seines Vaters Abderrahman III., dann die fünfzehn Jahre seiner eigenen mit der schon schwankenden und wechselvollen seines Sohnes Hischam II. bilden das goldene Zeitalter der arabischen Literatur in Spanien. Die spanischen Araber waren polirt, reich und gelehrt; die Christenheit dagegen arm, schmutzig und unwissend, aber voll Tapferkeit und kriegerischen Ungestüms.

Mit sichtbarer Vorliebe verweilt der Verf. bey der Schilderung dieses großen Protektors der Gelehrsamkeit, und säumt nicht anzumerken, daß nach dem Beyspiele des Fürsten auch seine Richter, Statthalter und Emire Wissenschaften und wissenschaftlich gebildete Leute geehrt und geschirmt haben. Vor allen aber habe sich Ahmed Ben Said von Toledo ausgezeichnet, welcher im Winter vierzig gelehrte Männer seiner Provinz bey sich im Palaste versammelte. Diese Wintersitzungen der vierzig von Toledo wurden mit Bequemlichkeit und Luxus gehalten. Der Fußboden des Versammlungssaales war mit Teppichen von Wolle und Seide bedeckt; in der Mitte des Saales erhob sich ein mit brennenden Kohlen gefüllter Cylinder, um den sich die vierzig setzten. Es wurde eine Abhandlung des Korans gelesen und darüber disputirt. Die Versammlung wurde mit Rauchwerk von Moschus durchduftet und mit Rosenwasser besprengt (denn Wohlgerüche sind ein Hauptmerkmal morgenländischer Bildung und feinen Sitte). Den Schluß jeder gelehrten Sitzung habe ein akademisches Abendessen gemacht, wobey den Gelehrten Hammelfleisch, junge Böckchen, geschäumte Milch, Obst, Datteln und Süßigkeiten aufgetischt wurden. In diesen Versammlungen und ihrem akademischen Essen erblickt Hr. v. Hammer ein arabisches Vorspiel englischer gelehrter Clubs und der französischen Akademie der Vierzig.

Eine der glücklichsten Wahlen im ganzen Werke ist ohne Zweifel Jusuf Ben Taschfin, der große Herrscher der Morabithin in Mauritanien. Obwohl er seine politische Rolle erst mit dem drey und sechzigsten Lebensjahre begann, dauerte sie dennoch volle sieben und dreyßig Jahre, während welcher dieser merkwürdige Mann ein großes blühendes Reich in einer Weltgegend schuf, die unserer Kunde, geographischer Nähe ungeachtet, so ferne liegt. Geboren im Jahre 400 der Hidschret starb er im Jahre 500, im Alter von 100 vollen Lebensjahren, eine in der Weltgeschichte einzige Erscheinung. Der Verf. kommt hier auf ein schon früher besprochenes historisches Vorurtheil der Mohammedaner zurück, dem zu Folge mit dem Beginne eines jeden Jahrhunderts der große Mann geboren werde, welcher demselben „seinen Namen an die Stirn prägt, und es bey den Stirnhaaren der Unsterblichkeit zuführt.“ Jusuf der Sohn Taschfins ist für die Moslimen eines der merkwürdigsten und schlagendsten Exempel für die Richtigkeit dieser Behauptung.

Der Kern seiner Macht waren die Lemtunen, Wüstenbewohner des westlichen Afrikas, die unter dem Titel der Morabithin, d. i. die frommen Clausner, oder gränzbewachenden Männer, oder Robother im heiligen Kampfe, anfangs als Eiferer für reinen Islamglauben und bald als politische Eroberer, gegen die Mitte des eilfen Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung plötzlich auf die Bühne traten. Der Anfang ihrer Macht war gering. Ein Gottesgelehrter Mann, der als Volksprediger und Sittenverbesserer auftrat, fand erst nur wenig Eingang bey diesen Lemtunen; wie er aber, von einigen Jüngern begleitet, in die Wüste zog, um dort in einer Hütte (Rabitha) als Robother des Herrn (Morabith) zu leben, strömten Tausende zu ihm hinaus, und gelobten als Morabithin die Befolgung seiner Lehren. *) Nun fühlte sich der Glaubensbote stark genug, seine Doktrin mit dem Schwert auszubreiten.

*) Aus Morabith machen die Europäer Marabut,

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nr. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret ꝛc.

(Fortsetzung.)

An der Spitze von 3000 Morabithin hatte das Bekehrungsgeschäft raschen Fortgang, ganz Sfahra wurde erobert und siegreich alles Land um den Atlas bis ans Meer unterjocht, bis endlich der feurige Bekehrer in einem siegreichen Treffen den Untergang fand. Jusuf, der Sohn Taschfins, trat nun in seinem drey und sechzigsten Jahre als Herr und Emir der Morabithin an die Spitze dieser mauritanischen Schwertritter. Von mittlerer Statur, braun, hager, schwarzaugig, adlernasig, mit spärlichen Haaren ums Kinn, zusammengewachsenen Augenbraunen und krausen Haaren, war er tapfer, freygebig, großmüthig, beredt und vor allem strenge und mäßig; trug Kleider von Wolle, lebte von Gerstenbrod, Fleisch und Milch der Kamele. Seine Verwaltung war gerecht, sein Umgang liebreich und leutselig, besonders aber ehrte und achtete er die Gesetz- und Rechtsgelehrten, in deren Umgang und Berathung er sich wohlgefiel. Erobern und Einrichten hielten gleichen Schritt. Die erste Sorge war die Erbauung der Stadt Marokko, die bis auf den heutigen Tag Hauptsitz aller Regierungen jener Landschaften blieb. Vier und zwanzig Jahre hatte er nöthig, um Afrika von Algier bis Tanger und von dort bis ans goldene Gebirg im Lande der Schwarzen zu bezwingen und zu ordnen.

Die größte und merkwürdigste That seines Lebens aber ist der Feldzug nach Spanien, wohin er von den uneinigen Emiren und Theilfürsten gegen die siegreichen Fortschritte der Christen zu Hülfe gerufen wurde. Mit einem streng disciplinirten Heere, dessen Stärke arabische Schriftsteller über 400,000 Mann vergrößern, setzte der achtzigjährige Emir über die Meerenge nach Europa über, und schlug im October 1086 n. Chr. in der ewig denkwürdigen Schlacht von Salakka unweit Badajos das christliche Heer unter Alphonso VI. aufs Haupt. Die Zahl der gebliebenen und gefangenen Christen wird von den Arabern zur ausschweifenden Zahl von hundert achtzig tausend übertrieben. Zwanzig tausend abgeschnittene Christenköpfe ließ Jusuf auf dem Schlachtfelde zu einem Thurm aufschichten, vor welchem das Gebet des Islams ausgerufen ward. Nach Sevilla, Cordova, Valencia, Saragossa und Murcia sollen fünfzigtausend Köpfe (in jede Stadt zehntausend), vierzigtausend aber zur Vertheilung in die afrikanischen Städte als Trophäen dieses Sieges gesendet worden seyn, um überall durch Schädelpyramiden Denkmale des glänzenden Sieges zu setzen.

Die Folgen waren aber im Ganzen genommen den spanischen Emiren verderblicher als den Christen, da es die Morabithin bald bequemer fanden, die schönen aber uneinigen Fürstenthümer ihrer Glaubensbrüder zu konfisciren, als den Guerillaskrieg in das rauhe und von Felsenburgen strotzende Christenland zu tragen. Am meisten beklagt der Verf. das Geschick des edlen Fürsten Ibn Ibad von Sevilla, der selbst Verse machte und die seiner Hofdichter königlich belohnte. Als er vor der Schlacht von Salakka durch seine Astrologen die Gestirne beobachten ließ und die Zeichen günstig fand, sandte er diese Kunde dem Sohne Taschfins durch folgenden, im eigentlichsten Sinne des Wortes aus dem Stegreif gedichteten Viervers:

Durch deine Schwerter sendet Gott
Dem Christenland Ruin;
Die Sterne an dem Himmel künden
Den Sieg der Moslimin.

Er wurde dessen ungeachtet als Gefangener nach Afrika gebracht, wo er unter Entbehrungen aller Art im Gefängnisse starb. Die ungerechte und harte Behandlung dieses vortrefflichen Fürsten und tapfern Verfechters des Islam's ist allerdings ein Flecken im Ruhme Jusufs, dessen Reich nach Unterdrückung sämmtlicher Emire Spaniens, von Lissabon und dem Ebro bis nach Sudan im Innern Afrika's reichte. Jedoch zerfiel es, kaum vierzig Jahre nach Jusufs Tode, durch dieselben Mittel, durch welche es ursprünglich gegründet war.

Das Exempel der Morabithin, welche durch religiöse Entflammung eines einzelnen Nomadenstammes und durch die Herrschertalente eines Führers, wie Jusuf Ben Taschfin, in kurzer Frist ein großes Reich geschaffen und eine prachtvolle Hauptstadt erbaut hatten, war für die übrigen Völkerschaften Mauritaniens nicht verloren. Und sonderbar genug, war es der Zorn eines Gelehrten, der das Ungewitter über den Thron der stolzen Morabithin herabzog. Imam Ghasali, der berühmteste Literat seiner Zeit, hielt zu Bagdad mit glänzendem Erfolge Vorträge über Philosophie und Religionswissenschaft. Die Zahl seiner Werke beträgt über hundert, worunter viele von mehreren Bänden und dickleibigen Folianten, wie das der Wiedererweckung der Wissenschaften, über welches das Urtheil ausgesprochen ward, daß, wenn heute der Islam mit allen seinen Werken, dieses ausgenommen, vertilgt würde, er aus demselben allein wieder in seiner ganzen Vollkommenheit hergestellt werden könnte. Jedoch fand das günstige Urtheil der Asiaten über dieses große dogmatische, ethische und philosophische Opus zu des Verfassers Lebzeiten in Spanien keinen Eingang; es wurde im Gegentheile von der Akademie zu Cordova als ketzerisch und neuernd verdammt, und sogar dem Scheiterhaufen übergeben.

Ibn Tumert, ein marokkanischer Student und Augenzeuge des islamitischen Auto-da-fe, kam in der Folge nach Bagdad, um Ghasali zu hören, und erzählte in der Lektion auf die Frage des Magisters, „was man in Cordova von seinem großen Werke halte," die Kunde von der Verbrennung. Ghasali hob die Hände zum Himmel und betete: „O mein Gott! vernichte die Herrschaft der Morabithin, wie sie mein Buch vernichtet haben!" — „O Imam," sagte der Student, „bitte Gott, daß dein Wunsch durch mich erfüllt werde." Ghasali sagt es zu, und mit solchem Segen und solchen Entwürfen kam Ibn Tumert nach Afrika, wo er in Aegypten zuerst seine Bußpredigten begann, aber aus mehreren Orten verbannt, zuletzt an einer verfallenen Moschee im Gebiete von Tunis als Volkslehrer und Eiferer wider Verletzung der Islams-Satzungen, wider das Weintrinken und die Vernachlässigung des Gebetes auftrat. In der Kabala wohlbewandert, hatte er, wie heutzutage die St. Simonisten, das vollkommene Weib, seit mehreren Jahren den Jüngling gesucht, den ihm die Berechnungen des mystischen Buches Dschefr als das Ideal des vollkommenen Herzens, oder richtiger als das beste Werkzeug zur Ausführung seiner Absichten darstellten. Endlich fand er ihn im jungen Abdolmumin, dem Sohne eines Mannes aus dem Mittelstande im Dorfe Tadschwert, dem großen Stamme der Maßmude gehörig. Abdolmumin war vollkommen schön, gewandt, voll Anstand und Würde, dabey seiner Sprache mächtig und wohlberedt. Mit diesem gieng Ibn Tumert nach Marokko, wo Jusuf ben Taschfin's Sohn regierte. An einem Freytage, als die Gläubigen zum Gebet versammelt waren, schritt der Eiferer kühn durch die gedrängten Reihen derselben, setzte sich auf den Platz des Herrschers, und antwortete dem Küster, der ihm solche Keckheit verwies, mit dem Text des Korans: „Denn die Betorte sind Gottes! rufet also keinen an außer Gott!" Als der König erschien, stand er ihm zwar der erste auf und begrüßte ihn, ermahnte ihn aber am Schluße des Grußes, den Ungerechtigkeiten ein Ende zu machen, denn Gott werde ihm Rechenschaft abfordern über alle seine Völker. Der Monarch, der nur einen strengen Morabith vor sich zu sehen glaubte, gab ihm Beweise von Achtung und verlangte, daß er seine Wünsche nennen, damit denselben Erfüllung werde; aber Ibn Tumert antwortete stolz: seine

Angelegenheiten seyen nicht von dieser Welt, als in so weit es sich um Verbesserung des Sittenverderbnisses handle.

Die Klügeren im Divan, wo der König die Sache prüfen ließ, stellten den Sittenprediger in dem wahren Lichte eines staatsgefährlichen, ehrgeizigen Neuerers und Volksaufwieglers dar, und riethen dem Fürsten, ein eisernes Gefängniß errichten zu lassen, wenn er nicht wolle, daß ihm die Vernachläßigung dieser Vorsicht seinen goldenen Palast koste, und ihm klirrende Ketten an die Füße zu legen, damit nicht die Trommeln des Aufruhres im Felde erschallen möchten. Leider achtete man mehr auf das Votum des Wesires, der solche Besorgnisse für eitel und unter der Würde des Königs erklärte. Der Volksleiter zog ungehindert nach Fes, wo er vier Jahre predigte, und dann wieder nach Marokko kam. Stets von seinem jungen Wesir Abdolmumin begleitet, zog er von Moschee zu Moschee und predigte wider Laster und Ausschweifungen, jedermann strenge Sitte und Gebet empfehlend. Wie vor ihm der Apostel der Morabithin baute er sich zwischen den Gräbern eine Hütte, und predigte wider das Sittenverderbniß der Morabithin, ihre Gleichgültigkeit gegen die Religion mit lebhaften Farben schildernd. Auf den Befehl des Königs sich zu entfernen, antwortete er: „ich lebe bereits unter den Todten, denke nur an das ewige Leben und verachte die Ketzer.“ Zu Tinmal in der Landschaft Sus, wohin er sich zurückzog, warf er endlich die Maske ab, ließ sich von zehn seiner nächsten Jünger huldigen, und rief die Männer der Stadt von der Kanzel auf, ihm als dem wahren Mehdi, d. i. Führer zu Gott, unter seiner Fahne zu folgen gegen die Ketzer. Seine zehn Minister umgaben ihn mit gezogenen Schwertern. Von allen Seiten strömten die Berbern des Stammes Maßmude unter seine Fahnen, mehr als 20,000 Mann. Statt der schwarzen Fahnen, wie die der Morabithin, gab er weiße, und die rebellirende Sekte selbst nannte er Mowahidin, d. i. Einheitler, Einheitsbekenner, im Gegensatze der frommen Clausner, der Morabithin*) Der Anstoß war gegeben, und der Aufruhr wälzte sich siegreich bis vor die neue Hauptstadt Marokko. Die Morabithenherrschaft war aber selbst noch zu frisch und zu fest begründet, um dem ersten Anfall der rebellischen Stämme zu erliegen. Der Kampf dauerte fünf und zwanzig volle Jahre unter drey Fürsten mit wechselndem Erfolge. Die erste Belagerung Marokko's endete für die Insurgenten sogar höchst verderblich, da sie in einem allgemeinen Treffen das ganze Heer bis auf 400 Reiter verloren. Bey der Kunde dieser großen Niederlage fragte Ibn Tumert ruhig und kalt: ob Abdolmumin am Leben, und auf die bejahende Antwort sprach er eben so gelassen: „Wenn dieser noch lebt, wird unsere Herrschaft fortbestehen,“ ein prophetisches Wort, das nach dem fünf Jahr später erfolgten Tod Ibn Tumerts vollkommen in Erfüllung ging.

Man kann dem Verf. nicht durch das Labyrinth eines langjährigen, erbitterten, mit marokkanischer Wildheit geführten Kampfes folgen, in welchem Abdolmumin, der Bauernjunge, die Eigenschaften eines vollendeten Feldherrn und selbst Schöpfers in der Taktik entwickelte. Den Schluß der Tragödie machte die grausenvolle, durch Hunger und Verrath erfolgte Einnahme der Hauptstadt, wo man sich in der Noth lange durch Menschenfleisch nährte, und so an die 200,000 Einwohner verlor. Der Rest, etwa 70,000 Menschen, wurde sammt der regierenden Familie in einem mehrere Tage dauernden Gemetzel erwürgt als Sühnopfer für die verbrannten Folianten des Philosophen Ghasali. Die Stadt erhob sich aber durch Abdolmumin's Genie mit der Schnelligkeit tropischen Pflanzenlebens zu erhöhter Blüthe. Der neue Gebieter, als Gesetzgeber, Volksbildner und bürgerlicher Verwalter gleich groß wie als Taktiker, legte Paläste und Zaubergärten an, in deren feenartiger Beschreibung wir dem Verf. auch nicht folgen dürfen; er gründete Schulen und Akademien, nicht nur zur Bildung von Gelehrten, sondern auch von Feldherrn, während Eroberungen in Afrika und Spanien ununterbrochen aufeinander folgten. Eingedenk, daß der Sturz der Morabithin sich von der Verbrennung der Werke Ghasali's herschrieb, verbot er strenge das Verbrennen der Bücher und namentlich der Ritterromane und Mährchensammlun-

*) J. 1121 n. Chr.

gen. Einer der größten Fürsten der Moslimen beherrschte er eines der ausgebreitetsten Reiche. Um seine Staaten von Osten nach Westen zu durchreisen, brauchten Karavanen vier Monate, und fünfzig Tagreisen in der Richtung von Nord gegen Süd, d. i. von Cordova in Andalus bis Sedschelmesa in der Sfahra.

Warum können aber in diesen glühenden Zonen selbst die genialsten Menschen nichts Bleibendes schaffen? Kaum hundert Jahre konnten sich Abdolmumins Schöpfungen und die Größe der Mowahidin erhalten. Es scheint beynahe, das Gesetz: Schnell Entstandenes muß schnell vergehen, — sey auf Afrikanischem Boden unerbittlich. —

immodicis brevis est aetas, nec longa senecta. Martial.

Von den beyden Fatimiten, oder besser Fatimiun, Moiseddin und Hakim, die den Band schließen, ist wenig zu bemerken, da sich von zwey auf historischem Felde sattsam bekannten Erscheinungen handelt. Jederman weiß, daß diese Herrscherfamilie in der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts aus Kairevan im Tunesischen ausgezogen, Aegypten vom Bagdadischen Chalifate abgerissen, Kairo erbaut, eine berühmte Akademie gestiftet, einige vortreffliche Regenten, aber dagegen sehr viele schlechte, und aus diesen den verruchtesten und aberwitzigsten aller mohammedanischen Tyrannen in der Person Hakims hervorgebracht, und überhaupt mit Erfolg am Nilstrom die Rolle gespielt habe, die in unsern Tagen der Albanese Mohammed-Ali mit Hülfe europäischer Künste durchzuführen übernimmt.

Der Verf. trachtet hier selbst nach löblicher Kürze, und würzet die Erzählung durch Einstreuung arabischer Gelegenheits-Gedichtchen und Inschriften, von denen wir nur als Probe einen Vierers anführen, welchen Hani auf die Einnahme der Hauptstadt Aegyptens sang:

Aegypten ist erobert, schrey'n die Ben' Abbas;
Sag ihnen: die Vollziehung des Befehls ist das:
Bey Alexandrien vorüber ging Dschewher,
Zur Seit' ihm Freudenkund', Erob'rung vor ihm her.

Diese Reime mahnen unwillkührlich an eine Stelle im „romantischen Oedipus“:

Das Herz des liebenden Diagoras' war's!
Was, fragte wüthend sie der König, was war's?

In der Biographie des wahnsinnigen Hakim, dessen närrisch-grausames Regiment in der syrisch geschriebenen Chronik des Abulfaradsch vielleicht vollständiger geschildert wird, ist jedoch die Stiftung des Hauses der Weisheit in Kairo, d. i. einer vollständigen Universität mit Bibliothek und Unterricht in allen Fächern der Wissenschaft, als eine besondere Merkwürdigkeit verdienter Weise herausgehoben. Es gab Doktoren in sieben Disciplinen mit öffentlichen Disputir-Uebungen, wie später auf den Akademien des Abendlandes, deren Einrichtung während des Mittelalters sich ganz nach dem Muster von Kairo gemodelt haben soll. Früher schon bestand in Kairo das Haus der Wissenschaft, Dar ol Ilm, welches dem Aeußern nach eine Missionsanstalt zur Verbreitung der Majestätsrechte des Hauses Fatima, in der That aber eine Werkstätte verderblicher Lehren des Unglaubens und der Gottlosigkeit war. Es war dieß eine vom Staate autorisirte geheime Verbindung nach Art der Tempelritter oder vielmehr des Freymaurerordens, mit einem Großmeister, verschiedenen Rangstufen und neun Graden der Einweihung, über die der Verfasser umständliche, und so viel wir wissen, nirgendwo so klar gestellte Nachweisung giebt. Den Adepten des letzten Grades wurde geprediget, daß alle positive Lehre nur allegorisch, alle Handlungen gleichgültig, nichts zu glauben, und nichts unerlaubt sey.

Magie, geheime Gesellschaften, Freydenkerey, Universitätswesen, bildende Kunst, Liturgie, Priesterthum, Gottheiten und Dogmenlehre sind aus Aegypten nach Europa gewandert.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nr. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret ꝛc.

(Schluß.)

Aus Afrika und Spanien, wo sämmtliche Helden des dritten Bandes das Theater ihrer Wirksamkeit aufgeschlagen hatten, kehrt der Verfasser Band IV. wieder nach Asien zurück. Jedoch gleich das erste Bild, Abdallah-ben Tahir, zeigt, daß fünfzig große Herrscher, nach abendländischen Begriffen, in den ersten sieben Jahrhunderten der Hidschret schwerer aufzustellen sind, als man bey dem schnellen Auftauchen und Verschwinden der islamitischen Dynastien glauben möchte. Will man aber in diese Categorie alles aufnehmen, was mit den fünf ersten Namen des IV. Bandes auf gleicher Stufe steht, so kann man den Verf. vielleicht mit Recht der Partheylichkeit anklagen, diese in seinen Gemäldesaal eingeführt, andere aber ausgeschlossen zu haben. Wenn wir unsere Meynung unumwunden aussprechen dürfen, sind die ersten fünf Biographien dieses Bandes eitel politisches Flickwerk, wo nicht gar langweiliges Bedientengezänk ohne Würde und Zusammenhang aus der ersten Verfallzeit des Chalifates. Zum Unglück sind diese fünf Kandidaten der Herrschergröße beynahe insgesammt auch noch Zeitgenossen und Nebenbuhler, die sich abwechselnd auf derselben Bühne die Trümmer des Chalifates entreissen. Iran und das zehnte Jahrhundert umschließt dieses unfruchtbare und nicht selten unerquickliche Jagen und Treiben nach Macht. Für Kultur-, Kunst- und Literärgeschichte bringt der geistreiche Verfasser allerdings einige schöne Beyträge, stellt auch die Bedeutung der orientalischen Ausdrücke Sultan, Dewlet, Melik ꝛc. mit gewohnter Schärfe fest, muß aber den Mangel wichtiger und historisch begründeter Thatsachen häufig durch endlose Kaßideten ersetzen, was den Leser zuletzt der Reimfertigkeit ungeachtet dennoch ermüdet. Warum hat er diese zwar gelehrten, aber meistens harten und geizigen Herrn und Dränger der Völker nicht lieber ganz weggelassen?

Dankbarer ist freylich das Lebensgemälde Mahmuds, des großen Sultans von Ghasna, der den Mohammedanern den Weg zur Eroberung und Bekehrung Vorder-Indiens gebahnt, und in vierzehn Feldzügen aus diesem Lande eine so reiche Beute weggeschleppt hat, daß Ghasna zwey Jahrhunderte lang vielleicht die prachtvollste Residenz des Orients war. Man erstaunt über die Masse edler Metalle und Steine, die er zusammengerafft, über die feenartige Pracht der Paläste und Gärten, der Seidenstoffe, der Schwelgereyen in sinnlichen und geistigen Genüssen, deren Sammelplatz und Theater Ghasna war, zu einer Zeit, wo Rohheit, Armuth, Hunger und Schmutz über Europa lag. Daß es am Hofe zu Ghasna üppig herging und insbesondere das Gold nicht fehlte, beweisen am besten vierhundert zünftig eingetheilte Dichter, welche gegen Jahresgehalte und andern Ehrensold Mahmuds Regierung, Weisheit und Siege durch ihren Gesang verherrlichten. Zunftmeister war Unssari; Ferdusi dagegen, der das Schahname geschrieben, nur als gemeiner Mann eingereihet, was auch ganz natürlich, da ihn ein gehässiger Günstling des Sultans als Freygeist verklagte, weil er sonst nichts wußte.

Statt aller weitern Bemerkung über den geizigen, häßlichen und eiteln, aber kriegerischen Mahmud wollen wir lieber auf die Eile aufmerksam machen, mit welcher bisweilen der berühmte und

gelehrte Verfasser sein Tagwerk verrichtet. S. 124 sagt er, die Provinz Ghur liege zugleich mit Tocharistan, Bedachschan u. s. w. auf der Nordseite des Hindukusch zwischen Chorasan und Klein-Tibet. Gleich auf der nächsten Seite läßt er aber richtig dasselbe Land Ghur — nach Ibn Haukal — mit der Südseite an Sistan gränzen, was er S. 135 wiederholt, und S. 162 noch deutlicher das zwischen Herat und Ghasna gelegene, schluchtendurchrissene Gebirgsland als Ghur, und Kandahar als Hauptort desselben bezeichnet. Nun fragen wir, ob Sistan, Kandahar und Ghasna auf der Nordseite des Hindukusch gegen Klein-Tibet liegen? So wenig als Kabul und überhaupt das jetzt so viel besprochene Afghanenland, von welchem Ghur den Kern bildet.

Die älteste Meldung dieser Landschaft findet man in Arrian's Expedit. Alexandri, lib. IV. cap. 23. unter dem Ausdrucke: Γουραίων χώρα. In der Gegend des heutigen Kabul theilte sich das von der Nordseite des Hindukusch herüber gekommene Heer in zwey Haufen, von welchen der eine durch das Kabulthal zum Indus hinabzog, der andere aber unter Alexanders persönlicher Führung in das rauhe Gebirgsland der Ghuräer eindrang, ὀρεινήν τε ὁδὸν καὶ τραχεῖαν. Weil Hr. von Hammer sich nicht die Zeit nimmt, die Dinge genauer anzusehen, verwechselt er hier nach dem Beyspiele Mannerts das Afghanen-Ghur mit einer zweyten, aber weniger bekannten Landschaft dieses Namens, die wirklich in den Schluchten des Hindukusch liegt, ihr Wasser schon nordwärts in den Oxus hinabsendet, und von den morgenländischen Geographen zu Turkestan gerechnet wird.

In einem früheren Jahrgang dieser Blätter (Band III. 232) hat man über Alexanders Heerzug nach dem Afghanischen Ghur weitläufiger gesprochen und, ohne es zu ahnen, die Empfindlichkeit des berühmten Geographen Ritter aufgeregt, der einem „neuern Erklärer" nicht verzeihen will, in diesem Puncte anders und wahrscheinlich besser zu sehen, als der Verfasser der vorliegenden Erdkunde in Berlin. *) Obwohl im macedonischen Tagebuch

*) Asien, Band VII.

die Landschaft Ghur und die Stadt Ghasna (bey den Griechen Nysa) ausdrücklich genannt werden, verlegt Hr. Ritter dennoch die ganze Scene nordwärts in die Schluchten des Hindukusch und bleibt, trotz aller Gegengründe, bey seiner Meynung, bloß weil er sie schon vorher in einer akademischen Abhandlung aufgestellt hatte. Der große Chalife Omar trug kein Bedenken öffentlich vom Katheder herab einzugestehen, daß er sich in einer Stelle des Gesetzbuches geirrt habe; von einem deutschen Gelehrten wäre ein solches Bekenntniß um keinen Preis zu erlangen.

Von den vier übrigen Helden des IV. Bandes, Kutbeddin Ibek, Alaeddin, Firuf Toghluk und Ahmed Ibn Taulun, wollen wir lieber ganz schweigen, da ihre Biographien zu dürftig, zu unerquicklich und verworren sind, um viel Stoff zur Kritik zu bieten. Besonders Eckel erregt, der meisterhaften Behandlung ungeachtet, das Leben des Cholodschen-Sultans Alaeddin von Delhi durch ein grausenhaftes Gemisch von Hochmuth, Sieg, Wahnsinn, Aufruhr, Baupracht, Blutvergiessen, Plünderung, Hofschranzen-Niederträchtigkeit, Verfolgung, Poetenschmeicheley und Gelehrtenschutz. Uebrigens findet man in den drey Delhischen Lebensbildern dennoch viele merkwürdige Notizen über geistiges und sittliches Leben des Orients, z. B. über die grausame Justizpflege Indiens, über persische Prosa u. s. w. Wie unerträglich europäischen Lesern solche Lectüre seyn müsse, läßt sich aus einem S. 175 ff. in extenso gegebenen Muster erkennen. Nicht genug, daß oft die Hälfte einer geschichtlichen Abhandlung aus eingestreuten Versen besteht, wird der Rest noch so unerträglich schwülstig ausgesponnen, daß z. B. der Satz: „Gwalior ergab sich nach zweyjähriger Belagerung," eine Paraphrase von mehr als acht Blättern füllt.

Dagegen hat der Verf. seinen eigenen Styl im Laufe der Arbeit merklich gereiniget und der in Europa üblichen Schreibeform näher gebracht, so daß sich die beyden letzten Bände in diesem Puncte von den drey vorhergegangenen wesentlich zu ihrem Vortheile unterscheiden. Glaubte man früher, das Buch irgend eines gelehrten Wesirs aus Bagdad

oder Samarkand vor sich zu haben, erkennt man jetzt deutlich den elegant und fließend redenden Abendländer. Wollte der Verf. auch in andern Dingen auf die billigen Wünsche seiner zahlreichen Leser und Verehrer Rücksicht nehmen, und seine Erzeugnisse nicht gar so fabrikmäßig in das Publikum senden, so wissen wir nicht, wie man diesem großen Gelehrten das Präsidium in seiner Wissenschaft streitig machen könnte. Er zieht es aber vor, die Nebenbuhler mehr durch die Masse seiner Produkte, als durch Sorgfalt und innere Vollendung zu überwinden; d. h. Hr. v. Hammer hat in seinem nicht intermittirenden Bücherschreibungsfieber keine Zeit, Tiefe und Reichthum seiner Gelehrsamkeit überall vollständig und nüchtern zu benützen —

assidua rapitur vertigine . . .

Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Uebereilung steht Band V. 228, wo der türkische Satz: köfre awratümi satschlerunden tutub goturijorler folgender Weise übersetzt wird: „die Ungläubigen sind auf dem Puncte, uns Frauen bey den Haaren fortzuschleppen.“ Gewiß wird sich jedermann zweymal besinnen, Hrn. v. H. im Türkischen zu corrigiren, hier aber ist das Uebersehen so flagrant, daß vielleicht auch ein minder türkisch gelehrter die Phrase sprachrichtiger zu übertragen vermag. Denn nach den gewöhnlichen Regeln der Grammatik heißt obige Stelle: Die Ungläubigen sind auf dem Puncte meine Frau bey den Haaren anzufassen und hervorzuschleppen.“ Awrat ist die Frau, awratüm meine Frau, awratümi meine Frau, im Accusativ, wie es auch aus dem Context unmittelbar hervorgeht. Adhad, der neunzehnjährige Chalife von Aegypten, durch ein hierosolymitanisches Christenheer in Kairo eingeschlossen, hatte nämlich in seiner Bedrängniß Boten mit der inständigsten Bitte um Hülfe an den Fürsten Nureddin nach Damaskus gesandt, und zum Zeichen höchster Noth und tiefster Erniedrigung Frauenhaare aus seinem Harem dem Bittschreiben beygelegt. Nach Hrn. v. Hs. Uebersetzung wäre der Brief von den Frauen, nicht vom Chalifen ausgegangen. In diesem Sinne müßte aber im Texte zu lesen seyn: köfre bisi awratleri u. s. w. — S. 233 wird das arabische تَلّ صافي, Tell-ssafi, mit „neuer Hügel“ übersetzt, was auch nicht richtig ist, da ssafi „rein, lauter, hell“ bedeutet und von den Franken in Palästina schon damals durch blanche-garde gegeben wurde. Weissenberg, Hellersberg würde sprachgemäßer seyn, wie es der Verf. natürlich besser als jeder andere wissen muß. Auch ist es nicht klar, warum der Verf. in einem der frühern Bände (II. 120) die Bewohner der groß-armenischen Provinz Daik'h, (das heutige Aghaltziche), immer Saiken nennt und gleichwohl Saint-Martin's Denkwürdigkeiten Armeniens citirt. Hat ihn vielleicht die Form des armenischen Buchstaben D verführt, da er im Original ganz wie S aussieht, oder liegt der Fehler bey dem arabischen Scribenten Ibn Kesir, aus welchem er geschöpft? — Streng genommen heißt auch (II. 6) „die Sklavin des Herrn der Oriente“ im Arabischen nicht Ommet, sondern Emet rebbil-mescharik. Ommet bedeutet das Volk. Freylich ist im Original أمة und أمّة leicht verwechseln. —

Den historischen Inhalt des Bandes V können wir seiner Wichtigkeit und seines Reichthums ungeachtet nur oberflächlich berühren, da alles nähere Eingehen zu weit führen müßte. Von den zehn Lebensbeschreibungen schildern fünf den ersten großen Einbruch der Türken-Race in die asiatischen Landschaften zwischen dem Oxus und dem Hellespont, mit Gründung und Auflösung des großen Seldschuken-Reiches unter Toghrul, Alparslan, Melekschah, Berkjarok und Sindschar von der Mitte des eilften bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. Die fünf andern dagegen, Ridh-

wan, Taghtigin, Amadeddin Sengi, Nureddin und Melik Sfalih, sind syrisch mesopotamische Theilfürsten der aufgelösten großen Seldschuken-Monarchie, hatten ihren Sitz zu Haleb oder Damaskus und hielten den furchtbaren Stoß der vier ersten Kreuzzüge aus. Ridhwan soll eigentlich mit großen Herrschern nicht in Linie stehen, er war ein ganz schlechter, treuloser Fürst und ganz gemeiner Dieb. Auch Taghtigin von Damaskus verdient diese Ehre nicht. Unter allen Biographien des Werkes ist die seinige am meisten aphoristisch; das zehnmal Gesagte wird aus Mangel eigenthümlicher Verdienste und Thaten zu geringem Vergnügen des Lesers noch einmal wiederholt. Aber Sengi und Nureddin, die Ueberwinder der Christen, die Restauratoren des Morgenlandes, sind allen Lesern der Kreuzzüge als wahrhaft große Männer bekannt. Wenn ein Fürst weise, tapfer, menschlich, gerecht und glücklich ist, und zugleich in einer verhängnißvollen Zeit mit Macht auf die Bühne tritt, wird es einem reichbegabten Schreibekünstler nicht schwer fallen, vorausgegangener Versuche ungeachtet, noch neu und belehrend zu seyn. Sengi's, noch mehr aber des edeln, heldenmüthigen Nureddin's Bilder athmen warmes, frisches Leben wie Damaskus, das Paradiesduftende, mit seinen hunderttausend Gärten und seinen sprudelnden Brunnen und Bächlein in der dichtbelaubten Obstwald-Oase.

Aber auch in den unfruchtbaren Partien des Buches weiß der Verf. Hülfsquellen zu öffnen, die nicht selten den Mangel alles wahren Gehaltes der Hauptperson verdecken. Dahin rechnen wir besonders die mit Klarheit und wohlthuender Vollständigkeit zusammengestellte geographische Uebersicht der türkischen Fürstenthümer Syriens und Mesopotamiens in Ridhwans Lebensskizze. Auch der Unterschied zwischen den Türkenstämmen der Osmanen und Seldschucken, welch letztere mit Oghusen, Ghusen, Usen, Turkmanen, Polowzern und Kunen ein und dasselbe Volk sind, wird in diesem Buche wissenschaftlich und für immer festgestellt und überhaupt eine reiche Fundgrube für Kunde türkischen Wesens aufgethan.

Seit acht Jahrhunderten sitzt nun dieses rohe, Knoblauch als größten Leckerbissen essende, und aller höhern Kultur unzugängliche Nomadenvolk der Turkmanen in der neu errungenen Heimath zwischen dem caspischen und jonischen Meere, und hat sie, nach siegreicher Abwehr der gesammten Christenheit, in Sitte, Sprache und Lebensweise dergestalt verwandelt, daß nicht mehr Turkestan, sondern das einst von Macedoniern und Byzantinern gräcisirte Asien als Urland erscheint. Von hier aus sandte es seine Vettern, die Osmanen, gegen Konstantinopel und ganz Europa, welches vierhundert Jahre lang dem Genie seiner Feldherrn und dem wilden Muthe ihrer mönchisch disciplinirten Ortas erlag. Der Eindruck, den die alte Tapferkeit und der grausame Sinn dieses Volkes auf die Abendländer hervorbrachte, war bey den gemüthvollen Deutschen so tief und so bleibend, daß sich deutsche Heere bis auf die Tage unserer Väter herab, selbst mit Hülfe aller neuern Kunst, der talentlos geführten und alles kriegerischen Geistes baren Türkenhaufen nur mit Noth zu erwehren vermochten. Man glaubte noch immer, den Janitscharen von Nikopoli, Warna, Mohacz und Ofen gegenüber zu stehen. Bleibende Eroberungen über die Türkey zu machen, hat Europa erst von den Moskowiten gelernt, denen es ohne Zweifel beschieden ist, diese Barbaren für ihre alten Frevel an der Christenheit zu züchtigen.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Commentationum de reliquiis comoediae Atticae antiquae libri duo. Scripsit Theodorus Bergk philosophiae Dr. scholae Latinae Halensis Collaborator. Lipsiae sumptu Francisci Koehleri. MDCCCXXXVIII.

Ein sehr günstiges Urtheil über dieses Werk hat kürzlich A. Meineke ausgesprochen in seiner Historia critica comicorum Graecorum. 1839. p. VIII. „Quibus quidem scriptionibus“ (d. h. die Quaestiones scenicae) „illud certe mihi consequuntus esse videor; ut nostratium studia ad hanc fructuosissimam, sed fere neglectam et senescentem graecae antiquitatis partem converterim, meoque exemplo excitati complures in eodem argumento sibi elaborandum esse decreverint, vario illi quidem successu, neque omnes ita, ut operae praetium fecisse existimandi sint. At magna cum laude commemorandus mihi est Theodorus Bergkius, cujus doctissimae commentationes de reliquiis comoediae atticae antiquae, quamquam haud pauca habent in quibus mihi dissentiendum esse video a viro carissimo, plurimas tamen observationes continent ad explicandum antiquae comoediae rationem utilissimas.“ Wir wollten diese Worte des competentesten Kenners der Gr. Komödie vorausschicken, da sie zuverläßiger, als wir im Stande sind, den Werth des Buches bestimmen. Um nun zu detailliren, was darin geleistet worden, wird vor allem der Reichthum an schönen Emendationen zu nennen seyn, bey welchen dem Verfasser seine Belesenheit in den griechischen Grammatikern und Lexikographen sehr zu Statten kam. Dann die Sammlung von historischen Notizen über die Personen, welche in den Fragmenten der Komiker und bey Aristophanes vorkommen, ein schätzbarer Beytrag zu einer aristophanischen Prosopographie, wie denn überhaupt dieß Werk zur Exegese und Kritik des genannten Dichters viel Gutes enthält; weniger beträchtlich scheinen die Resultate für die Literaturgeschichte zu seyn. Das erste Buch p. 3 — 265 behandelt in 8 Capiteln den Kratinus, das zweyte „quaedam ex iis, quae de ceteris poetis commentatus eram, quae quidem non poteram absolvere, ne justum modum hoc volumen excederet.“ Diese Ungleichheit mußte Hr. Bergk vermeiden, und konnte es, wenn er verstanden hätte, sich kürzer zu fassen, dem Leser lange Deklamationen (wie p. 73, 132, 137, 181) zu ersparen, in der Mittheilung der Beweisstellen mit einer gewissen Discretion zu Werk zu gehen, und nicht Alles in extenso abzuschreiben, endlich der vielen Abschweifungen sich zu enthalten, die unwillkührlich an das erinnern, was Aristoteles von den Lobreden des Gorgias sagt, Rhet. III. 17, 11. Das Buch ist auf diese Weise zu sehr in der Form von Collektaneen geblieben, und ermangelt häufig der nöthigen Uebersichtlichkeit und Klarheit. Durch eine bessere Einrichtung wäre auch für die übrigen Dichter, welche dem Kratinus nicht nachstanden, Platz gewonnen worden, namentlich für Krates, Pherekrates, Eupolis und Plato, die nun ziemlich fragmentarisch abgethan werden. Aber halten wir uns an das Gegebene.

Wie es scheint, hat der Verf. seine Vorliebe für Kratinus zu weit geführt, wenn er das erste Kapitel mit den Worten eröffnet: „Cratinus, Atheniensis, antiquae comoediae facile princeps, jure meritoque viam ab aequalibus poetis tritam reliquit et novis incrementis conquisitis comi-

cam poesin in tantum fastigium extulit, quantum vix exspectari poterat: nam cum esset magno ingenio et eximia morum gravitate, aegerrime tulit rempublicam praeceps in perniciem ruere, omnem igitur operam atque omne studium eo contulit, ut imagine ipsius vitae (!) ante oculos posita omnes et res humanae et divinae emendarentur hominumque animi ad honestatem colendam incenderentur: hoc sibi primus et proposuit Cratinus et propositum strenue persecutus est;“ Denn was die Vorgänger desselben geleistet haben, Chionides, Ekphantides, Magnes, besonders der letztere, war schwerlich von seinen Komödien generisch verschieden, vrgl. Aristophan. Equ. 520., er führte weiter aus, was sie begonnen hatten; durch den persönlichen scharf angreifenden Spott (*ἡ ἰαμβικὴ ἰδέα*) glänzte er hervor in der Reihe der attischen Komiker, darum muß er nicht der erste gewesen seyn, der in seine Stücke eine politisch-moralische Bedeutung legte. Dieß fühlte auch der Verfasser, und beschränkt daher seinen Ausspruch sogleich mit den Worten: nec tamen existimandum est, Cratinum plane inusitatum iter indagavisse, fecerunt idem alii multo ante, sed fecerunt nescii et obscuro quodam sensu ducti: Cratinus ratione et intelligentia etc.“ Aber woher können wir das noch wissen? Uebrigens sieht Herr Bergk in Kratinus durchaus nur einen tugendhaften Dichter, der einzig nur allein auf sittliche Veredlung seiner Mitbürger bedacht gewesen sey. Ohne eine solche Tendenz ganz abläugnen zu wollen, scheint uns doch dadurch das Wesen der alten Komödie, die immer eine politische Opposition bildete, schief aufgefaßt zu seyn, wenn man nämlich nicht beachtet, daß viele Invectiven nur in dem Partheyhaß ihren Grund hatten; was besonders von Kratinus gilt, den Freund des Cimon und Feind des Perikles. Die Charakteristik desselben konnte füglich an die Worte des Platonius XXVII. angeknüpt werden: dort sind die Vorzüge wie die Mängel des Dichters in kurzen und klaren Worten angegeben. Sie lauten so: *Κρατῖνος ὁ τῆς παλαιᾶς κωμῳδίας ποιητὴς ἅτε δὴ κατὰ τὰς Ἀρχιλόχου ζητήσεις αὐστηρὸς μὲν ταῖς λοιδορίαις ἐστίν. οὐ γὰρ ὥσπερ ὁ Ἀριστοφάνης ἐπιτρέχειν τὴν χάριν, τοῖς σκώμμασι ποιεῖ, τὸ φορτικὸν τῆς ἐπιτιμήσεως διὰ ταύτης ἀναιρῶν, ἀλλ' ἁπλῶς καὶ κατὰ τὴν παροιμίαν γυμνῇ τῇ κεφαλῇ τίθησιν τὰς βλασφημίας κατὰ τῶν ἁμαρτανόντων. πολλῆς δὲ καὶ τῆς τροπῆς τυγχάνει. εὔστοχος δὲ ὢν ἐνάταις ἐπιβολαῖς τῶν δραμάτων καὶ διασκευαῖς, εἶτα προϊὼν καὶ διασπῶν τὰς ὑποθέσεις οὐκ ἀκολούθως πληροῖ τὰ δράματα.* Das verdorbene *ζητήσεις*, wird am wenigsten in *ἐξηγήσεις* nach Bergk's Vorschlag zu verändern seyn, in dem Sinne: secundum praecepta Archilochi, secutus auctoritatem Archilochi, wie derselbe erklärt, denn der Plural ist unstatthaft, und es müßte auch eher *ἐξηγησαμένου Ἀρχιλόχου* heißen. Hemsterhuys (Geel. Bibl. crit. nov. IV. 8.) emendirte *ἅτε δὴ καὶ τὰ Ἀρχιλόχου ζηλώσας*, sehr annehmlich, nur ist die Aenderung etwas zu stark, und *καὶ* überflüßig. Herr Schneidewin sagt im Anfang p. 439: „mihi Hemsterhusii ratio ita placet, ut certioorem tamen medelam circumspiciam? Sollte nicht *νουθετήσεις* das Rechte seyn. Wir erinnern an Ar. Vesp. 252, *εἰ, νὴ Δί' αὖθις κονδύλοις νουθετήσεθ' ἡμᾶς*, und Philostrat V. A. VIII. 22, 365 *τοὺς Εὐγγενομένους αὐτῶν* (l. *αὐτοῖς*) *ἐνουθέτει πικρότερον.* Die Zurechtweisungen des Archilochus waren bitter und derb, die des Kratinus deßgleichen; er scheint den Archilochus häufig nachgeahmt, ja oft dessen eigene Worte wiederholt zu haben. Dieß wird vorzüglich in den *Ἀρχίλοχοι* geschehen seyn. Ueber den eigentlichen Inhalt dieses Drama's gewinnen wir aus den Fragmenten keine bestimmte Vorstellung. Die Zeit der Aufführung erhellt aus den von Plut. Cim. 10. geretteten Worten: Ol. 82, 3 (450). Daher befremdet die Annahme, daß der Dichter den Plur. *Ἀρχίλοχοι* nach dem Vorgang des Sophisten Gorgias gewählt habe, da dieser Dichter erst Ol. 88, 2 in Athen erschien, und wegen der Neuheit seines oratorischen Styles angestaunt wurde (vgl. Diod. Sic. XII. 53. Plat. Hipp. mai. 288 b.) Der Chor, ein *σμῆνος σοφιστῶν* war vermuthlich aus alten Dichtern (Diog. L. pr. 12) zusammengesetzt, die aus der Unterwelt zurückgekehrt, den Verfall der guten Sitten mit Archilochischer Strenge rügten. Bey dem Worte *σμῆνος* wird man sich der gewöhnlichen Vergleichung von Dichtern mit Bienen erinnern. Die von Hephästio p. 84. citirten Verse *χαῖρ' ὦ μέγ' ἀχρειόγελως* u. s. w. wahrscheinlich

eine Anrede an die Athener, scheinen eben so wenig die Bestimmung gehabt zu haben, denselben etwas Schmeichelhaftes zu sagen, als die ganz ironischen Worte des Aristophanes in den Fröschen v. 1109. *εἰ δὲ τοῦτό καταφοβεῖσθον, μή τις ἀμαθία προσῇ τοῖς θεωμένοις· ἑστρατευμένοι γάρ εἰσι*, wo dieser sich über die nach der Schlacht bey den Arginusen neu-creirten Bürger lustig macht, vrgl. v. 704 mit Schol. Mit vieler Wahrscheinlichkeit weist Hr. Bergk die Spottreden über den Günstling des Perikles Metiochus den *Ἀρχίλοχοι* zu, weil Kratinus, wie schon oben bemerkt wurde, hier viele Nachbildungen der Archilochischen Muse anbrachte, und in den von Plutarch (praecept. polit. pag. 811. 2) citirten Worten offenbar die gegen Leophilos gerichteten Spottverse vor Augen hatte, siehe Herodian *π. σχημ.* ed. Dindf. 57. Ueber den Metiochus, der bey Perikles viel galt, Strateg, Aufseher der Straßen (*ὁδοποιός*) und öffentlichen Bauten, auch Marktmeister (*ἀγορανόμος* u. *σιτοφύλαξ*) war, verbreitet sich der Verf. in einem schönen Exkurse. Zu den Citaten über das von M. erbaute *Μητιχεῖον*, tragen wir nach Alciphr. III. 29 *ἠγνόουν δὲ ὅτε δεινὸς εἶ ῥήτωρ ὑπὲρ τούτων Μιλησίῳ τῶν ἀλλοτρίων ἕνεκεν ἀδικομαχοῦντας*. wo Bergler *ἐν Μητιχείῳ*, Bast noch treffender *ἐν Μητίχου καλλίῳ* besserte, vrgl. Lettre critique p. 121. Die bey dieser Gelegenheit gemachte Versetzung zweyer Hemistichien in Ar. Vesp. 1107, so daß es v. 1109 hieße: *οἱ δὲ παρὰ τοὺς ἕνδεκα ξυμβεβυσμένοι* mit Anspielung auf das *Παράβυστον* (Paus. I. 28, 8, Harpocr. 146 ed. B.) ist sinnreich, aber unnöthig, weil in der ganzen Stelle über die große Masse der Athenischen Richter, welche Bienenschwärmen vergleichbar sich überall zusammendrängen müssen, gescherzt wird. Die von Schol. Ar. 999. angeführten Worte des Phrynichus über den Astronomen Meton verbessert Hr. B. so: *α τίς δ'ἐστὶν ὁ μετὰ ταῦτα φροντίζων. β. Μέτων ὁ Λευκονοεύς*. einfacher wäre noch: *τίς δ'ἐστὶν ὁ τὰ τοιαῦτα φρ.* In den Archilochen wurde auch des ältern Kallias gedacht, zufolge der schätzbaren Notiz des Schol. ad Luc. Jov. Tragoed. v. 48., der jedoch den Enkel und Großvater amalgamirt, wenn er sagt: *πασχητιῶν καὶ ὑπὸ πορνιδίων διαφορούμενος καὶ κόλακας τρέφων*. Auf den Aeltern geht: *εἰς δὲ στιγματίαν αὐτὸν Κρατῖνος κωμῳδεῖ*. Andere Einzelnheiten, die am Ende dieses Kapitels vorkommen, übergehen wir.

C. II. Ueber die *Βουκόλοι* ist noch weniger bekannt. Die wichtigste aber corrupte Stelle darüber hat Hesychius *ν. πυρπερίγχει*. *Κρατῖνοι, ἀπὸ διθυράμβου ἐν Βουκόλοις ἀρξάμενος, ἐπειδὴ χορὸν οὐκ ἔλαβεν πὲ τοῦ ἄρχοντός ἐστιν οὗ ἠτήρει*. Das soll folgendermaßen verbessert werden: *πῦρ πυρὶ ἔγχει* (warum nicht *πυρὶ πῦρ ἔγχει*?) *Κρατῖνος ἀ. δ. ἐ. Β. α. ἐ. χ. ο. ε. παρὰ τοῦ ἄρχοντος παρ' οὗ ἠτήκει*. Feuer auf Feuer gießen, ähnlich unserm Sprichworte „Oel in's Feuer" hat die Bedeutung: ein Uebel noch durch ein anderes vermehren; nicht aber, wie behauptet wird: Böses mit Bösem vergelten; der gewöhnliche Ausdruck daher ist *πῦρ ἐπὶ πυρί*. Demnach scheint hinter der Corruptel etwas Anderes zu stecken, da die letzten Worte auch zu gewaltsam geändert sind. In demselben Abschnitt werden auch die *Δηλιάδες* besprochen. Sie sind, nach des Verf. Hypothese Ol. 88, 3 (428) gegeben worden, also nicht lange vor der *Πυτίνη* der letzten Komödie des hochbejahrten Greises, und hatten die Bestimmung, die Leerheit des Ceremoniendienstes, wo er sich nicht auf religiöse Gefühle gründet, zu zeigen. Diese Absicht stützt sich auf die Erzählung des Thucydides von der Pest II. 52. 53. und auf das von Schol. Ar. 1294 erhaltene Fragment: *τούτοισι δ'ὄπισθεν ἴτω φέρων Λυκοῦργος ἔχων καλάσιριν* (vielleicht: *τ. δ'ὄπισθε φέρων δίφρον Λυκόοργος*, mit Auslassung des *Ἴτω* und absichtlich beybehaltenen Ionismus). Lykurgus gehörte dem Geschlechte der Eteobutaden an, und bildete sich viel auf seine ägyptische Abstammung ein. Der Thallophoren, der Hyperboreischen sacra und anderer Gegenstände der Art geschah in dieser Komödie ebenfalls Erwähnung

C. III. Der Chor der *Δραπετίδες* bestand aus weichlichen und üppigen Jünglingen, die deßhalb auch weibliche Kleidung und Namen hatten. Der Schauplatz des Drama's war Thurii, wohin Perikles zweymal Colonisten schickte, die sich in dem herrlichen Lande nur zu gut befanden und bald einer sybaritischen Lebensart sich hingaben. Jene Absendungen leitete unter andern der

Wahrsager Lampon (darauf geht das *Θουριομάντεις* bey Ar. Nub. 333), der hier als habsüchtig *ἀγερσικύβηλις* Etym. Magn. v. s. und gefräßig geschildert wurde (Ath. VIII., 344, e) Perikles hatte wohl eine bessere Meynung von dem Werthe des Mannes, (Plut. Pericl. 6.) und auch nach seinem Tode bedienten sich die Athener desselben in Staatsgeschäften (Thucydid. V. 19). Bey dem ersten Zug nach Thurii Ol. 83, 2 (446) vermuthet Hr. Bgk. sey auch Thucydides der Sohn des Melesias zugegen gewesen, worauf er die Worte des Plutarch Pericl. 16. *μετὰ δὲ τὴν Θουκυδίδου κατάλυσιν καὶ τὸν ὀστρακισμὸν* deutet, so daß Thucydides erst seinen politischen Einfluß verloren habe, indem ihn Perikles durch den Auftrag die Colonie zu organisiren, aus Athen entfernte, und später der Ostracismus erfolgt sey, als er von Thurii nach Athen zurückgekehrt war. So genau möchten wir die Worte des Schriftstellers nicht nehmen, vielmehr darin eine dem Plutarch und andern Spätern gewöhnliche Tautologie erkennen. Wie die Stelle zu fassen sey, zeigt genügend der Schluß des 14. Capitels derselben Biographie. So bleibt für die Meynung des Verf. nur der Anonym. Vit. Thucydid. übrig, eine sehr trübe Quelle, die wegen vieler groben Mißgriffe und Verwechslungen nicht als Autorität angeführt werden darf.

C. IV. Zu voreilig wird aus zwey verdorbenen Stellen Schol. Ar. Equ. 527 und Joann. Alexandr. de acc. p. 79. ed. Dindf. geschlossen, daß eine Komödie des Kratinus unter dem Titel *Εὐμενίδες* existirt habe. Von welcher Art soll dieser komische Furienchor gewesen seyn? An den l. c. muß, wie z. Th. schon Fabricius erkannte, *Εὐνειδῶν* und *Εὐνείδαις*, gelesen werden; dazu paßt ganz gut der von Aristophanes selbst angeführte Anfang eines Liedes: *τέκτονες εὐπαλάμων ὕμνων*. Die Euniden waren, nach Harpocr. s. v. ein heiliges Geschlecht, welches bey Processionen und andern religiösen Feyerlichkeiten für die musikalischen Aufführungen sorgte. Möglich, daß zu demselben auch der alte Konnus — vom Kratinus spöttisch *Κονᾶς* genannt — gehörte. Nach Ath. VIII. 688, d. waren diese Euniden des Kratinus reich an Parodien älterer, besonders epischer Gedichte.

Die *Θρᾷτται* komödirten den damals neuen Kultus der Thrakischen Göttin Bendis. vgl. Hes. v. *δίλογχον* u. *Συρβηνεύς*. Die Einführung dieser Religion in den Piräus und Athen geschah, zufolge Plat. Rep. init. im Ol. 83,4 (445), die Aufführung des Stückes selbst muß bald nach der Entfernung des Thucydides (Plut. Pericl. 13, wo die bekannten Verse *ὁ σχινοκέφαλος - παροίχεται* stehen) erfolgt seyn. Deßhalb scheint uns nicht sehr wahrscheinlich, daß Euathlus, der in den Acharnern als junger Mann angeführt wird, schon in der Komödie des Kratinus genannt worden sey, wie der Scholiast zu den Wespen v. 590 berichtet. Hr. Bergk macht zwar den Protagoras der um diese Zeit in Athen zuerst auftrat, sogleich zum Lehrer jenes Sykophanten und schenkt den Erzählungen von dem Prozeß des Euathlus mit Protagoras, und daß sich ersterer mit Pysthodorus zur Anklage gegen ihn verbunden habe, Glauben, aber, wie es scheint, mit Unrecht. Man vergleiche hierüber unsere Auseinanderfetzung im Philost. vit. Soph. p. 200. — Aehnlichen Inhalts waren die *Ἐμπιπράμενοι*, oder *Ἰδαῖοι*, wie aus der Vergleichung von Cl. Alex. VI. 628. mit Schol. Thesmoph. 215. sich ergiebt. Fritzsche fiel auf die Vermuthung, daß im Schol. Eccl. 1089. *Ἰδυίοις*, und nicht *Ἰδαίοις* statt des verdorbenen *Ἰδίοις* gelesen werden müsse. (Thesmoph. p. 71) Um darüber entscheiden zu können, müßte jenes Scholion erst kritisch hergestellt seyn. Den Chor des Stückes bildeten die Priester der magna Mater.

C. V. Die *Κλεοβουλῖναι*, benannt nach der Cumetis, jener weisen Tochter des Kleobulus von Lindos, welche in dem Plutarcheischen Symposium als Erfinderin sinnreicher Räthsel gepriesen wird, bezieht der Verf. auf das Verderbniß der Tragödie, insbesondere auf die Sucht des Achäus, Euripides u. a. mit Räthseln zu spielen. Möglich, daß darauf auch die Worte Schol. Av. 31, und der von Hephästion p. 17. citirte Vers geht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Commentationum de reliquiis comoediae Atticae antiquae libri duo etc.

(Schluß.)

Nur sollte die sogenannte grammatische Tragödie des Kallias, nachdem Welker eine so treffliche Erklärung davon gegeben hat, nicht mehr als ein Vorbild des Euripides und Sophokles betrachtet werden. Dieses ABC Buch mag immerhin das Alphabet bereichert haben, wie konnte es aber jene Meister über Metrik und Rythmik und über die tragische Diktion belehren? Daß zur Abfassung des Büchleins Protagoras seinen Schüler veranlaßt habe, ist wo nicht undenkbar, doch nicht bezeugt. In den *Μαλθακοὶ* hat der Dichter den Luxus seiner Zeit angegriffen, das beträchtlichste Fragment daraus, welches Ath. XV. 685, b steht, ist aus der Parabase genommen; die der mit Blumen aller Art reichbekränzte Coryphäus sprach. Den 6. Vers ergänzt Bergk mit sehr glücklicher Combination aus Pollux VI. 106.

C. VI. Dieser Abschnitt beginnt mit einer Untersuchung über die Pluralischen Titel der meisten Dramen, welche der alten Komödie angehören; sie sind gewöhnlich Namen des Chor's. Dieser Erklärung fügen sich die meisten Fälle mit Ausnahme von den *Πρατάταλοι* des Pherekrates, der *Νουμηνίαι* des Eupolis, der *Δράματα* des Aristophanes, (B. vergleicht Letzteres mit dem Shakespearischen Sommernachtstraum). Auch die *Νόμοι* des Kratinus gewähren keine rechte Vorstellung von dem Chor. Wir erfahren nur, daß in dieser Komödie Solon erschien um die Verschlimmerung der Sitten, wie sie namentlich durch die Beschränkung des Areopagus eingerissen war, anzugreifen, über die scenische Anlage des Stückes erhalten wir keinen Aufschluß.

Die *Ὀδυσσεῖς* fallen wahrscheinlich in die Zeit des Archon Morysides, in welcher durch ein aristokratisches Psephisma die Kühnheit der Komödie bedeutend gehemmt wurde. Vier Jahre lang mußte sie sich aller persönlichen Angriffe (mit Nennung von Namen) enthalten; was in jener zahmen Epoche scenischer Kunst geschah, lehrt z. Th. Inscr. I. 229. bey Böckh, über welche der Verf. einige scharfsinnige Erklärungen und Conjecturen vorbringt. Unter andern schrieb Lysippus seine *Βάκχαι*. Auch Kratinus war nicht geneigt, seiner Muse Stillschweigen aufzuerlegen, lieber ließ er ein Drama in einer neuen Gestalt *νεοχμόν τι παρῆχθαι ἄθυρμα* (Suid. v. *ἄθυρμα*) erscheinen, in dem, wie späterhin in der mittleren Komödie, die Parodie den wesentlichsten Bestandtheil ausmachte. Vrgl. Ath. III. 99. Schol. Ar. Vesp. 708. Poll. VI. 26. An leisen Anspielungen auf die Gegenwart ließ es der Dichter bey diesen homerischen Travestien gewiß nicht fehlen, vielleicht hat sich noch etwas dergleichen in dem *σικυὸς μέγιστος* bey Ath. II. 68 erhalten. Diese nothgedrungene Aenderung, kann Veranlassung gegeben haben, daß die Attischen Komiker auf den Sicilier Epicharmus aufmerksam wurden, wenigstens ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Freund des Aeschylus auch anderen Landsleuten des Letzteren bekannt wurde. Bergk stellt sich auch den Epicharmus zu didaktisch vor, seine Absicht meynt er, sey gewesen, in dem Volk reinere Ideen über die Gottheit und die Natur der Dinge zu verbreiten. Das Wahre hat schon Jamblichus eingesehen (V. P. 36). Er erkannte in dem sicilischen Komiker die philosophische Ironie, welche den Plato bewog, ihn als den ersten Meister seiner Kunst dem Homer als größtem Tragiker an die Seite zu stellen. (Theaet. 152 e.) Freylich konnte Epicharmus nur durch tiefes Durchdringen des Pythagorismus sich zu einer humoristischen Auf-

fassung desselben befähigen. Ein anderes Mißverständniß begegnet dem Verf. bey der Erklärung von Hor. Ep. II. 1, 58. Plautus (dicitur) ad exemplum Siculi properare Epicharmi, welche Worte auf die Flüchtigkeit und Unregelmäßigkeit des Versbaues gehen sollen, so daß Plautus mit dem Beyspiel des Epicharmus entschuldigt werde. Hier ist übersehen, daß die Kritiker, welche dieß Urtheil fällten, keinen Tadel und keine Entschuldigung, sondern ein Lob aussprechen wollten, properare demnach nicht Eilfertigkeit, sondern Gedankenfülle und Gewandtheit bedeuten muß.

Die *Πανόπται* lernen wir am besten aus dem Scholion zu Ar. Nub. 96 kennen, dort wird erzählt, daß Hippo, auf den es Kratinus in dieser Komödie abgesehen haben soll, dieselbe Vorstellung vom Himmel als *πνιγεύς*, wie der Aristophanische Sokrates hatte. Es bedurfte keiner so weitläufigen Ausführung, um darzuthun, daß der Dichter keinen Zeitgenossen des Thales verspottet habe; was also p. 165 — 180 über Hippo, Diagoras und Demokritus gesammelt ist, dürfen wir übergehen, und berühren nur einiges auf die Komödie unmittelbar bezügliche. In dem Verhalten gegen die Philosophen machten die Komiker oft gemeine Sache mit dem Demos, doch scheint ihnen der fromme Eifer des Diopeithes und Kleon lächerlich gewesen zu seyn. Vrgl. Plut. Pericl. 32. Diog. L. II. 13. die *ψησίσματα τῶν θεῶν* bey Ar. Vesp. 373. gehen darauf; ein feiner Doppelsinn liegt in dem Genitiv. Wenn ebenda v. 380 Philokleon von seinen Genossen aufgefordert wird, sich mit dem Geiste des Diopeithes zu erfüllen, im Augenblicke als er an einem Stricke sich vom obern Stockwerke herablassen will, muß man an die Aehnlichkeit des Lautes *διοπετὴς* und *Διοπείθης* denken, wie v. 247. *που λίθων* und *πολιτῶν* (Eur. Phoen. 91). Der Vers des Amipsias, in welchem Diopeithes als halbnärrisch und Orakelsüchtig geschildert wird, kann so geheißen haben:

ὥστε ποιοῦντες χρησμοὺς οὗτοι διδόασ' ἄδειν Διοπείθει
τῷ παραμαινομένῳ . . . .

Auch Diagoras erfuhr die Strenge der Athenischen Obrigkeit, welche ein Talent auf sein todtes, und zwey auf sein lebendes Haupt setzte, er hatte nämlich die Mysterien ausgeplaudert. (Das war der *"Ιακχος ὄνπερ Διαγόρας ἄδει* Ran. 320.) Seine *ἀποπυργίζοντες λόγοι* aber hatten diese Benennung schwerlich davon, daß er die Götter von dem Olymp herunterstürzte, sondern sie enthielten eine Vertheidigung oder Befestigung seines theologischen System's, welches von der herkömmlichen Denkweise über die Götter sich sehr entfernte: *ἐκπτωσιν ἔχοντες τῆς περὶ τῶν θεῶν δόξης.* (Suid. s. v. *Διαγόρας*) Suidas verwechselt übrigens den Diagoras mit dem Protagoras, seinem Gewährsmann Hesychius Illustris folgend, wenn er dem Diagoras den Demokritus zum Lehrer gibt. Dieß Versehen hat B. nicht bemerkt. Die Aenderung des *κ. δισσὰ φορεῖν*, bey Hephaest. p. 18 ist überflüssig, auch Ar. Vesp. 1010, welche Stelle bey Gelegenheit jenes Fragments behandelt wird, können wir, da *μυριάδες ἀναρίθμητοι* durch Plato de lég. VII. 804 e. gesichert ist und die Wiederholung des *νῦν* 1012 und 1015 absichtlich zu seyn scheint, nicht für gelungen halten. Endlich darf aus der Erwähnung des Einäden Aristodemus Schol. Vindob. Luc. Alex. 4. *οὗτος δ' Ἀριστόδημος ὡς ἀσχημόνων ἐν τοῖς κιμωνείοις ἀνὴρ ἐρειπίοις* (l. *ἑκυκτ' ἐρειπίοις*) keineswegs gefolgert werden, daß Hippo eines solchen Lasters von Kratinus bezüchtigt worden sey, und auch der von Sch. Vesp. 1021. angeführte Vers läßt keine solche Annahme zu. Die Worte lauten bey Suid. v. *παιδικά*: *μισεῖς γὰρ τὰς γυναῖκας, πρὸς παιδικὰ δὲ τρέπῃ νῦν.* Daraus machten Aeltere, wie Portus und Küster einen Senar: *μισεῖς γυναῖκας πρὸς δὲ παιδικὰ τρέπῃ νῦν* Bergk einen Choriamben, wie er es nennt, *μ. δὲ τὰς γ. πρὸς παιδικὰ γὰρ τρέπεις νοῦν.* Belege dieser Choriambischen Form werden sich schwerlich finden, die von ihm selbst angeführten sind anderer Art. Vielleicht schrieb Kratinus zwey jamb. dim. cat. *μισῶν δὲ τὰς γυναῖκας πρὸς παιδικὰ τρέπῃ νῦν.*

C. VII. Die *Πλοῦτοι* des Kr. geben wieder dem Verf. zu großen Diatriben Anlaß über das goldene Zeitalter, wie es Hesiodus, Empedokles, Pindar und die Attischen Komiker aufgefaßt haben. Wahrscheinlich stellte der Cimonisch gesinnte Dichter die Zeit, in der jener aristokratische und lakonisi-

rende Staatsmann an der Spitze Athens ſtand, als eine Saturniſche dar, vrgl. Plut. Cim. 10. Zu Anfang des Kapitels iſt B. bemüht, dem Kratinus einige Jahre mehr zu geben, in der Vorausſetzung, Ariſtophanes könne Pac. 697. nicht ernſtlich vom Tode deſſelben ſprechen, da er mit den Worten ὅθ' οἱ Λάκωνες ἐσέβαλον ſich auf den erſten Einfall der Spartaner in Attika beziehe, welcher lange vor den Tod des Kratinus zu ſetzen ſey; aber hier geht er wie gewöhnlich, zu ſehr hiſtoriſch zu Werke. Einen Zug der Spartaner konnte Ariſtophanes eben ſo gut fingiren, wie die Hauptſache, daß jener vor Gram über die zerbrochenen Weinkrüge geſtorben ſey. Wunder muß es ferner jeden nehmen, wie der Verf. Ach. 840 u. 1146, wo der Scholiaſt in dem dort genannten Kratinus einen jungen Lyriker erkennt, durchaus darauf beſteht, daß dieſer ἀεὶ κεκαρμένος μοιχὸν μιᾷ μαχαίρᾳ unſer damals 90jähriger Komiker ſey. Für dieſe Mißgriffe werden wir aber doch durch eine vorzügliche Combination zweyer Fragmente des Ariſtophanes entſchuldigt, indem er das bey Schol. Plat. Clark. p. 330. ed. Bekk. und bey Dio Chr. LII. ſo zuſammenſtellt:

> χρῶμαι γὰρ αὐτοῦ τοῦ στόματος τῷ στρογγύλῳ, τοὺς νοῦς δ' ἀγοραίους ἧττον ἢ κεῖνος ποιῶ. ὁ δ' αὖ Σοφοκλέους τοῦ μέλιτι κεχρισμένου ὥσπερ καδίσκου περιέλειχε τὸ στόμα.

Von Euripides iſt die Rede, und Ariſtophanes bekennt ſich aufrichtig zu ſeinem Nachahmer, weßhalb ihn auch Kratinus ὑπολεπτολόγος γνωμιδιώκτης εὐριπιδαριστοφανίζων nennt. Dieß that er in der πυτίνῃ, ſeinem letzten Werke, das darthun ſollte, wie unrecht Ariſtophanes gehabt habe, von einer Abnahme ſeiner komiſchen Kraft zu ſprechen. Vrgl. Schol. Equ. 524. An die Bemerkungen über die Fragmente aus der Πυτίνῃ ſchließt ſich eine intereſſante Erörterung an über Philopemus, den Sohn des Eryxias, einen Einäden und argen Gaſtronomen, welcher häufig mit dem bekannten Dichter Philorenus von Cythere verwechſelt wurde. Zuletzt kommen noch einige Fragmente aus dem Τροφώνιος zur Sprache.

C. VIII. Am längſten hält ſich der Verf. bey den χείρωνες auf. Kratinus benutzte dabey das alte Gedicht, welches den Namen Χείρωνος ὑποθῆκαι (Sch. Pind. Pyth. VI. 19) führte, und dem Heſiodus ſelbſt beygelegt wurde. Die Zeit, in der dieſe vortrefflichſte ſeiner Komödien, wie er ſelbſt urtheilte, zur Aufführung kam, kann im allgemeinen nach der Aſpaſia beſtimmt werden, die darin als Tochter der Καταπυγοσύνη (ſo verbeſſert Emperius und Bergk den Text des Plutarch. Pericl. 24. καὶ καταπυγοσύνην) erſchiene; Perikles hieß der Sohn der Στάσις und des Κρόνος (nach Bgk's Emendation ſtatt χρόνος) als Ὀλύμπιος, als μέγιστος τύραννος κεφαληνερίτας. vrgl. Plut. Pericl. 3. wo die Verſe auf dieſe Weiſe abzutheilen ſind:

> Στάσις δὲ καὶ πρεσβυγένης Κρόνος ἀλλήλοισι μιγέντε μέγιστον
> τίκτετον τύραννον
> ὃν δὴ κεφαληγερέταν θεοὶ καλοῦσιν.

Der erſte beſteht aus jambiſcher Dipodie, Herameter und Ithyphallikus; der zweyte aus einem daktyliſchen Dimeter mit Anakruſis, und Ithyphallikus. Die Beziehung auf das Gedicht des Heſiodus zeigt auch der von Hephäſtio p. 17. erhaltene Anfang der daktyliſchen Parabaſe. Solon wurde hier (wie in den Νόμοι,) und ſpäter von Eupolis in den Δῆμοι) aus der Unterwelt citirt, vrgl. Diog. L. I. 62. und kann die Worte geſprochen haben: καὶ πρῶτα μὲν οὖν παρὰ ναυτοδικῶν (sc. δικαστήριον) ἀπάγω τρία κνῶ δαλ' ἀναιδῆ Πισίαν Ὀσφύωνα Διτρέφη. Die Einfalt die Väter wurde geprieſen, z. B. in den Verſen bey Ath. 553 e. ἁπαλὸν δὲ σισύμβριον ἢ ῥόδον ἢ κρίνον παῤ οὓς ἐθάκει παρὰ χερσὶ δὲ μῆλον ἔχων σκίπωνα τ'ηγόραζεν (der zweyte Vers lautete vielleicht ſo: δειπνοῦντος παρὰ χερσὶ δὲ μῆλον σκίπωνα τ'ἔχων ἐβάδιζεν) die Worte Κλειταγόρας ᾄδειν ὅτ' ἂν Ἀδμήτου μελος αὐλῇ veranlaſſen Hrn. B. zu einer weitſchweifigen Discuſſion über das Verderbniß der Muſik, ein Thema, in dem er ſich gerne bewegt, dießmal zur Unzeit, denn Kratinus wollte nur die veränderte Richtung des Zeitgeiſtes andeuten, welche Lieder von politiſchem Inhalt den alten Scolien vor-

zog, die einfache Sittenlehre enthielt. Gab der Flötenspieler die Melodie zu diesem an, so wurde er gleich durch ein neues überschrieen, und mußte sich nach der Mehrzahl, die dem Geschmack der Mode huldigte, bequemen. B. meynt, der Auletus habe die eine Melodie vorgetragen, der Sänger die andere. Dazu hätten aber türkische Ohren gehört. Wäre die Sache nicht schon an und für sich klar, so könnte das von ihm selbst angeführte Fragment aus den *Πελαργοὶ* des Ar. *ὁ μὲν ᾠδὲν Ἀδμήτου λόγον πρὸς μυρρίνην, ὁ δ' αὐτὸν ἠνάγκαζεν Ἁρμοδίου μέλος* zur Genüge beweisen, daß durch den einfallenden dißharmonirenden Gesang der Flötenspieler wider Willen genöthigt wurde, dem Belieben der Sänger sich zu fügen.

Das Ende dieses Capitels enthält mehrere Bemerkungen über die Bruchstücke, welche unter keinen Titel gebracht werden können, insbesondere auch einer Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die dem Kratinus eigenthümlich sind.

Das zweyte Buch besteht ebenfalls aus acht Capiteln. 1. de Cratete. 2. de Pherecrate. 3. de Hermippo. 4. de Eupolide. 5. de Phrynicho et Archippo. 6. de Platone. 7. de Theopompo. 8. de Amipsia, Metagene, Nicephonte, Aristonymo, Philyllio, Diocle, Sannyrione, Epilyco. Wir könnten uns ohne zu sehr ins Einzelne zu gehen, nicht auf eine Beurtheilung dieses Theiles einlassen, da meistens nur Fragmente behandelt werden, und Erörterungen über den Inhalt der verlornen Komödien und die Charakteristiken ihrer Verfasser seltener sind; überdieß finden die Freunde dieser Litteratur bey Meineke die gediegenste Erledigung der hier angeregten Untersuchungen. —

Dr. Kayser.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Sieben Bände, 1820 — 1839. Bd. I — III. Frankfurt a. M. in der Andräischen Buchhandlung, Bd. IV — VII. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 8.

Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, welche, wie bekannt, im Jahre 1819 zu Frankfurt a. M. ins Leben trat, und deren Centraldirection auch jetzt noch dortselbst ihren Sitz hat, begann die Lösung der als alleinigen Zweckes ihrer Constituirung über sich genommenen Aufgabe „einer vollständigen und berichtigten Sammlung geschriebener Quellen der deutschen Geschichte" durch die in den Jahren 1826, 1829, 1835 und 1837 unter dem Titel: „Monumenta Germaniae historica" erschienenen vier Folianten auf eine für sie selbst wie für ganz Deutschland höchst ehrenvolle Weise. Der fünfte Band der Monumenta ist gegenwärtig unter der Presse, und es steht mit Zuversicht zu erwarten, daß dieses wahrhaft vaterländische Unternehmen, welches sich an Großartigkeit der Anlage, wie an Gediegenheit der Ausführung mit jedem ähnlichen des Auslandes messen darf, kräftigen und ungestörten Fortgang nehmen werde. Bey der regen Theilnahme und allgemeinen Anerkennung, deren es sich unter den Freunden deutscher Geschichtsforschung allenthalben zu erfreuen hat, kann denn auch die neueste Fortsetzung (Bd. VI. Heft 5. 6. und Bd. VII.) der von der Frankfurter Gesellschaft gleichzeitig mit ihrer eigenen Constituirung begründeten Zeitschrift des freundlichsten Willkommens gewiß seyn, und dieß um so mehr, als seit dem Erscheinen der ersten vier Hefte des sechsten Bandes bis zu den erwähnten zwey Schlußheften dieses Bandes nicht weniger als sieben volle Jahre verflossen sind, und diese so lange Zwischenpause hie und da zu zweydeutigen Urtheilen über den Bestand und die Wirksamkeit der Gesellschaft als solcher Anlaß gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nr. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Rede des heiligen Basilius des Grossen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller, übersetzt und erläutert von Friedr. Aug. Nüßlin. Mannheim. Verlag von Tob. Löffler. 1839. 8.

Obgleich es ein anerkannter Grundsatz ist, daß man die Schriften des Alterthums nicht nach modernen Ansichten, sondern im Geiste des Zeitalters und ihrer Verfasser würdigen müsse, so findet man doch nicht selten, daß die Erklärer antiker Geisteserzeugnisse, jenes Grundsatzes vergessend, in der Beurtheilung derselben nur immer ihr eigenes Ich suchen, beklagend, daß der Schriftsteller, welchen sie behandeln, nicht in ihrem Sinne gedacht und geschrieben habe.

Dieß begegnete auch dem Verf. der vorliegenden Uebersetzung. Nachdem er in der Einleitung S. V. f. sein Bedauern ausgedrückt, daß der die Urschrift beseelende Hauch der Schönheit in jeder Uebertragung grossentheils verloren gehe, äußert er sich so: „Ja selbst die verheisene (verheißene) Belehrung gewährt uns diese Rede nur zum Theile: wir finden darin kaum ein Wort von dem mächtigen und vielseitigen Einflusse der klassischen Studien auf die Bildung des Geschmackes, auf die Entwickelung, Erleuchtung und Belebung aller geistigen Anlagen; nur ihre sittlich veredelnde Kraft und auch diese nur in sofern sie an guten Lehren und Beyspielen eine zweckmäßige und schöne Vorübung für die christliche Lehre gewähren, hebt Basilius mit sichtbarer Liebe hervor. Allein gerade dieser Gesichtspunct war der wichtigste in einer Zeit, worin sich die unselige Meynung, als müsse die Beschäftigung mit den heidnischen Schriftstellern für die Sitten und den Glauben der christlichen Jugend in den gelehrten Schulen gefährlich werden, zum ersten Male laut aussprach, in einer Zeit ferner, worin die zahlreich sich verbreitenden Mönche den klassischen Schriftstellern einen unversöhnlichen Haß geschworen hatten. Gegen diese ungerechten Angriffe mußte der heilige Basilius das köstlichste Kleinod menschlicher Bildung, nächst unsern heiligen Schriften, mit welchen sie ihre einzige Gefahr, die des Mißbrauches (,) gemein haben, zu vertheidigen und zu schirmen suchen.“

Hätte Herr Nüßlin sich gehörig in den Geist jenes Zeitalters und den des von ihm behandelten Schriftstellers versetzt, so würde er die Sache ganz anders gefaßt haben. Wenn man nämlich erwägt, wie die Grammatiker und Sophisten, welche damals den gelehrten Unterricht besorgten, nicht bloß in heidnischen Schulen, welche häufig auch von christlichen Jünglingen besucht wurden, sondern auch in christlichen, in der Behandlung der klassischen Schriftsteller des hellenischen Alterthums verfuhren, sich nicht scheuend, ihre Schüler mit den Riesenkämpfen, den Feindschaften, Zänkereyen, Liebeshändeln und andern unanständigen Auftritten der Götter im Hesiodos und Homeros *) bekannt zu

*) Schon Platon (Polit. II. S. 377 f. u. 383 C.) rügte diese lügenhaften Sagen an diesen beyden Dichtern streng, und verbot den künftigen Hütern seines Staates, die Jugend damit bekannt zu machen. Sehr schön sagt er am Schluße des erwähnten Buches: *Ὅταν τις τοιαῦτα λέγῃ περὶ θεῶν, χαλεπανοῦμέν τε καὶ χόρον οὐ δώσομεν, οὐδὲ τοὺς διδασκάλους ἐάσομεν ἐπὶ παιδείᾳ χρῆσθαι τῶν νέων, εἰ μέλλουσιν ἡμῖν οἱ φύλακες θεοσεβεῖς τε καὶ θεῖοι γίγνεσθαι, καθ' ὅσον ἀνθρώ-*

machen, und wie der ganze Unterricht nicht selten auf eine sehr scurrile, nur auf Eitelkeit und Gewinnsucht abzielende Weise *) betrieben wurde, so darf es nicht befremden, wenn ein Mann, wie Basilius, welchem die Wahrheit, d. i. das Christenthum, als das Höchste galt, seine geliebten Neffen vor allem auf den streng moralischen und religiösen Standpunct hinwies, von welchem sie bey dem Betriebe ihrer Studien ausgehen sollten. Zu einer Zeit, wo die berühmtesten heidnischen Sophisten dem sinkenden Glauben an die Götter des alten Hellas durch den Zauber ihrer Allegorien eine Stütze zu verschaffen suchten, war nicht ohne Grund zu befürchten, daß jugendliche Gemüther, von den Täuschungen solcher Redekünstler hingerissen, die Grenzen streng christlicher Gesittung und Religiosität überschreiten möchten. Solche starke Seelen, wie Basilius und Gregorius von Nazianzus, welche, während sie zu Athen, dem glänzendsten Sitze der alten Musen, studirten, Alles darein setzten, das Palladium des christlichen Glaubens zu wahren, gehörten zu den Seltenheiten. „Wir kannten nur zwey Wege," sagt Gregorius in seiner Leichenrede auf Basilius (Bd. I. S. 786 D. der Benedictiner Ausg.); der erste und vorzüglichere führte uns in die christlichen Tempel und zu den dortigen Lehrern; der andere, von geringerer Bedeutung, zu den heidnischen Lehrern. Festlichkeiten, Schauspiele, zahlreiche Versammlungen und Gastgelage überließen wir Andern." Ferner (S. 787. A.): „Verderblich zwar für die Uebrigen ist Athen in Absicht auf das Heil der Seele (nicht ohne Grund glauben dieß die Frömmern); denn es ist reich an bösem Reichthum, an Götzenbildern, mehr als das übrige Hellas, und schwer ist es, nicht gemeinschaftlich fortgerissen zu werden mit den Lobpreisern und Verfechtern derselben; uns jedoch, die wir fester Gesinnung und geschirmt waren, erwuchs daraus kein Unheil." Als Julianus der Abtrünnige zur Herrschaft gelangt war und mit Allgewalt das Heidenthum zurückzuführen strebte, ja die Christen von den öffentlichen Lehrämtern der Grammatik und Rhetorik ausschloß, damit die wißbegierigern christlichen Jünglinge gezwungen würden, die heidnischen Schulen zu besuchen, und alle Mittel anwandte, um recht viele Christen zum Uebertritte zu bewegen, drohte der christlichen Jugend die größte Gefahr, durch Versprechungen von Vortheilen aller Art zum Abfalle verleitet zu werden. Kein Wunder also, wenn bey solcher Aufregung der Gemüther der gemeine Haufe unter den Christen sich dem Wahne hingab, daß die Beschäftigung mit äußerer (d. i. heidnischer) Gelehrsamkeit Gefahr und Verderben bringe, und von Gott abwende (s. Greg. von Naz. in der erwähnten Rede S. 778. A.).

Wie sehr das Lehramt eines Rhetors, nach damaligen Begriffen, mit der strengen Erfüllung christlicher Pflichten im Widerspruche zu stehen schien, ersieht man aus Br. 43 und 63 des nämlichen Gregorius von Naz. Wenn Herr N. glaubt, daß diese Meynung in diesem Zeitalter zum Erstenmale sich laut ausgesprochen habe, so irrt er sehr. Schon Tertullianus über den Götzendienst c. 10. sagt: „Immo non dubitandum affines illos (nämlich ludimagistros et ceteros professores litterarum) esse multimodae idololatriae. Primum

---

πῳ ἐπὶ πλεῖστον οἰῶν τε. Minucius Felix, welcher nach Einigen im zweyten Jahrhundert n. Chr., nach andern im dritten fast gleichzeitig mit Tertullianus lebte, äußert sich in seinem Octavius Cap. 22. hierüber so: „Has fabulas et errores et ab imperitis parentibus discimus et, quod est gravius, ipsis studiis et disciplinis elaboramus, carminibus praecipue poëtarum, qui plurimum quantum veritati ipsi sua auctoritate nocuere; et Plato ideo praeclare Homerum illum inclytum laudatum et coronatum de civitate, quam in sermone instituebat, eiecit." Und weiter unten: „His atque huiusmodi figmentis et mendaciis dulcioribus corrumpuntur ingenia puerorum, et isdem fabulis inhaerentibus adusque summae aetatis robur adolescunt, et in isdem opinionibus miseri consenescunt, cum sit veritas obvia sed requirentibus." Daß man auch im vierten Jahrhundert noch außer Homeros die Theogonie des Hesiodos in den Schulen erklärte, und von den anstößigen Stellen nicht Umgang nahm, davon zeugen Themist. Red. XXXII. S. 363. A., Basil. in der vorliegenden Rede K. VI. §. 22. und Greg. v. Naz. Red. IV. S. 141. B. in d. Bened. Ausg.

*) S. Pet. Erasm. Müllers Comment. histor. de genio, moribus et luxu aevi Theodosiani. Part. I. p. 55. sq.

quibus necesse est deos nationum praedicare; nomina, genealogias, fabulas, ornamenta honorifica quaeque eorum enuntiare; tum sollemnia festaque eorundem observare; ut quibus vectigalia sua suppetant," u. s. w.

Eine eigentliche Vertheidigung aber der klassischen Bildung, wie man etwa im Sinne des Hrn. N. zu glauben versucht werden möchte, kann diese Schrift des Basilius nicht genannt werden; denn Basilius betrachtet, sich kurz fassend, und fern von aller Polemik, das Studium der heidnischen Schriftsteller als Vorübung für das höhere Studium der heiligen Schriften, welche auf geheimnißvolle Weise unterrichten, und die weltliche Weisheit als Zierde und Dienerin der höheren. Der nämlichen Ansicht, wie Basilius, ist auch Gregorius v. Naz. ad Seleuc. Jambic. III. Tom. II. p. 193. D.

Des Basilius vortreffliche und mit wahrhaft Attischer Eleganz geschriebene Rede wurde bald nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien von Leonardo Bruni von Arezzo (bekannter unter dem Namen Leonardus Aretinus) in das Lateinische übertragen. Daß diese Uebersetzung durch häufige Abschriften im fünfzehnten Jahrhundert sehr verbreitet war, davon zeugen die in den meisten Bibliotheken aufbewahrten Handschriften derselben. Bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde sie durch den Druck noch mehr verbreitet. Panzer Annal. typogr. T. V. p. 78. u. T. 10. p. 141 zählt sechzehn Drucke aus dem 15. Jahrh. auf, und zwölf, welche von 1500 bis 1526 erschienen.*)

*) Um so mehr befremdet Dübner's Bemerkung in Seebode's neuem Archiv für Philologie und Pädagog. IV. Jhrg. 1829. S. 158.: „In einer Handschrift der Gothaischen Gymnasialbibliothek steht eine bisher unbekannte, sehr schöne Lateinische Uebersetzung der vielgelesenen Paränese des Basilius Magnus an die Jünglinge: quantum ex gentilium scriptis proficiant. Sie ist von dem berühmten Lateiner Leonardus Aretinus, den man den Laktanz seiner Zeit nannte; um so auffallender, daß sie so ganz unbekannt geblieben; wenigstens ist im Harlesischen Fabricius (Vol. IX.) keine Spur davon zu finden." Hätte der Verf. in dem genannten Bande der Bibl. Gr. des Fabricius p. 31. nachzusehen die Mühe sich nehmen wollen, so würde er in den Harlesischen Anmerkungen hinreichende Auskunft gefunden haben.

Die erste Griechische Ausgabe wurde gemeinschaftlich mit Kebes Gemälde, Plutarchus über die Erziehung und Xenophons Hieron zu Anfang des 16. Jahrh. zu Venedig oder Rom mit Zachar. Calliergi's Typen, nach der Vermuthung Maittaire's (Annal. typogr. Tom. IV. p. 752) und Jac. Morelli's (Catalog. Biblioth. Pinell. T. III. p. 234. Nr. 7157), ohne Ort und Jahr in Octav gedruckt. Ein Exemplar dieser sehr seltenen, von keinem der bisherigen Herausgeber und Uebersetzer des Basilius gekannten, Ausgabe befindet sich in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München; ein zweytes in der Bibliotheca Laurentiana zu Florenz (s. Bandini Catalog. Codd. MSS. Biblioth. Laurent. T. II. p. 423).

(Fortsetzung folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung)

Die ursprüngliche Bestimmung dieser Vereinszeitschrift ist nach den Vereinsstatuten: „Verständigung und öffentliche Besprechung über die Vorfragen und Vorarbeiten in Bezug auf die Erreichung des Gesellschaftszweckes," Rechenschaftsablage und Berichtserstattung über die Arbeiten und Leistungen der Centraldirection und der Gesellschaftsmitglieder, über Benützung und Verwendung der gegebenen literarischen und pecuniären Hülfsmittel, und über sonstige Sach- und Personal-Verhältnisse der Gesellschaft. Dieser Bestimmung entsprachen die bisher erschienenen Bände dieser Zeitschrift auf alle Weise, namentlich in den zuerst genannten wissenschaftlichen Betreffen. Die drey ersten Bände, jeder zu sechs Heften, erschienen im Laufe der ersten drey Vereinsjahre 1819, 1820, 1821 zu Frankfurt a. M., redigirt von dem damaligen beständigen Sekretär der Gesellschaft, dem großherzogl. bad. Legationsrath Büchler, und dem damals zum Redacteur der Gesammtausgabe ernannten großh. bad. General-Landesarchivrathe Dr.

Dümge. Der vierte Band, redigirt von Fichard, erschien ebenda im J. 1822 in zwey Abtheilungen. Vom fünften Bande an, welcher während der Jahre 1824 und 1825 erschien, trat Hr. Archivrath Pertz in Hannover als Herausgeber sowohl des Archivs als auch des Hauptwerkes, und die Hahn'sche Hofbuchhandlung als Verlagshandlung des Gesammtunternehmens ein. Die ersten vier Hefte des fünften Bandes enthalten des Hrn. Pertz italienische Reise, welche unter letzterem Titel auch besonders ausgegeben wurde. Die ersten vier Hefte des sechsten Bandes erschienen im Jahre 1831, das fünfte und sechste Heft desselben Bandes, wie bereits erwähnt, i. J. 1838, der siebente Band endlich im Jahre 1839. Jeder dieser sieben Bände ist reich an interessanten Nachrichten, an Entdeckungen und völlig neuen Aufschlüssen im Literaturgebiete der deutschen Geschichte; der gelehrte Briefwechsel der Gesellschafts-Mitglieder mit der Central-Direction, welchem eine ständige Rubrik gewidmet ist, enthält ungeachtet seines Details und speziellen Bezuges eine Fülle belehrender Winke, Nachweisungen und literarische Notizen. Von bedeutender Wichtigkeit für die Kritik unserer Geschichtsquellen sind namentlich eine Reihe größerer literarhistorischer Aufsätze und Abhandlungen. Wir nennen nur beyspielsbalber: Ebert, über Presbyter Sifrids Chronik, (I. 115.) Docen, über die Chronik Heinrichs von Diessenhoven, (II. 26.) über Gottfried von Viterbo (IV. 352.) Mone, über Walter von Aquitanien (II. 92.) Pertz, über Regino (V. 550.) Stenzel, über Marianus Scotus (V. 768) Engelhard, über Albertus Argentinensis (VI. 425.) Lappenberg, über Albertus Stadensis, über die Annales Albiani, über die Nepgowische und Lüneburger Chronik ꝛc. (VI. 326 — 418.)

Was aber diesem Journale einen ganz ausgezeichneten und bleibenden Werth sichert, das sind die Auszüge aus den Handschriften-Verzeichnissen der meisten deutschen und der vorzüglichsten ausländischen Bibliotheken, welche theils die Mitglieder und Mitarbeiter der Gesellschaft, vor allem aber jene Gelehrten, welche auf Kosten der Gesellschaft wissenschaftliche Reisen unternahmen, (Dümge, Mone, Pertz, Böhmer ꝛc. für die Zwecke der Gesellschaft anfertigten und hier abdrucken ließen. Bey der Schwierigkeit, welcher die Bekanntmachung vollständiger und wissenschaftlich genügender Handschriftenkataloge von Seite der Bibliotheken selbst unterliegt, bey dem Mangel einer nähern literarischen Verbindung und eines passenden Mittheilungsorganes zwischen den Bibliothekaren der einzelnen deutschen Staaten unter sich und mit jenen des Auslandes, ist doch vor der Hand durch die erwähnten Auszüge in vorliegender Zeitschrift wenigstens in Bezug auf die Geschichtsquellen unsers deutschen Vaterlandes eine gemeinsame und annäherungsweise vollständige Aufzeichnung der auf unsere Tage geretteten dahin einschlägigen handschriftlichen Denkmäler zur Ausführung gelangt.

Was nun insbesondere den Inhalt der neuesten Fortsetzungen dieser Vereinszeitschrift anbelangt, mit deren Anzeige wir die vorstehende Notiz über die frühern Theile derselben verbinden zu müssen glaubten, so besteht denn das fünfte und sechste Heft des sechsten Bandes aus einem Berichte des Herrn Herausgebers Pertz über den dritten und vierten Band der Monumenta (Legum tom I. et. II.) und aus kritisch-literarhistorischen Beyträgen von zwey Gesellschafts-Mitgliedern, dem Hrn. Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg (dem rühmlichst bekannten Verfasser der Geschichte Englands,) und dem Hrn. Dr. Waitz in Hannover. Der Bericht des Hrn. Pertz (S. 700—739) verbreitet sich umständlich über den Inhalt der genannten zwey Monumentenbände, ist jedoch nur ein Abdruck aus den Göttinger Gelehrten Anzeigen Jahrg. 1835 St. 165. 164. und Jahrg. 1837. St. 190 — 192. Wir verweisen daher um so mehr bloß auf letztere Zeitschrift, als eine ähnliche beurtheilende Anzeige der fraglichen Bände der Monumenta in unsern eignen Blättern (Jahrg. 1836. Bd. II, Nr. 129 — 130 u. 1838 Bd. VI. Nr, 1—4) gegeben ist.

Die Aufsätze des Hrn. Archivars Lappenberg, sämmtlich von dem gründlichsten und umfassendsten Quellenstudium dieses Geschichtsforschers zeugend, sind folgende: 1) Fortsetzung und Ergänzung des Verzeichnisses der für den Zweck der Gesellschaft geeigneten Handschriften in der Hamburger Bibliothek. (S. 625 — 655). 2) Ueber das Chronicon Quedlinburgense. Es wird nachgewiesen aus welchen Quellen der Chronist, wahrscheinlich ein am Schlusse des X. Jahrhunderts lebender Geistlicher, geschöpft. (S. 635 — 646.) 3) Ueber das Verhältniß des Chronographus Saxo zur Quedlinburger Chronik. Die aus dieser in das Werk des ersteren übergangenen Stellen werden angezeigt. (S. 647 — 655.) 4) Historia de duce Heinrico Leonec de Heinrico episcopo Lubecensi. Dieses in einer Wolfenbüttler Handschrift vorkommende Stück erweiset sich bey näherer Untersuchung als ein wörtlicher Auszug aus Helmolds und Arnolds von Lübeck Chronik, und bezieht sich, was den Herzog Heinrich betrifft, nur auf dessen Reise nach dem gelobten Lande, und auf die von ihm mitgebrachte Reliquie. (S. 653 — 662.) 5) Ueber den Catalogus pontificum in Alberts von Stade Chronik, Nachweisungen über dessen Quellen enthaltend. (S. 741 — 750.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nr. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Rede des heiligen Basilius des Grossen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller ꝛc.

(Fortsetzung.)

Im 16. Jahrh. wurde die genannte Rede von Jan. Cornar und Andern, später von Hugo Grotius in das Lateinische übersetzt. Die erste Verdeutschung derselben lieferte H. Schweickhart, Graf zu Helfenstein, in seiner Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Basilius. Ingolst. 1591. in Fol.; die zweyte Jos. v. Wendel in Basilius Predigten und sämmtlichen Schriften. Wien, 1777 Bd. III. S. 535 ff. Die dritte, ganz vortrefflich gearbeitete, verdanken wir Herrn Fried. Gottlob Uhlemann. Sie ist in den histor.-theolog. Abhandlungen. II. Denkschr. der histor.-theolog. Gesellschaft zu Leipzig, herausgegeben von Christian Fried. Illgen. Leipz. 1819 S. 88. ff. mit schätzbaren Anmerkungen von dem Herausgeber abgedruckt. Die vierte gab ein Ungenannter in Benkerts Religionsfreund. Jhrg. VI. Bd. I. Heft 3. Nr. 21 u. 22. Diese ist zwar weniger treu, als die Uhlemannische; doch ist sie nicht ohne Verdienste. Hr. N. ist sonach der fünfte; nicht, wie er meynt, der erste deutsche Uebersetzer dieser Rede.

Eben so wenig, als die bisherigen Uebersetzungen, war dem Hrn. N. die zu Paris 1819 bey Brunot-Labbe erschienene Ausgabe dieser Rede bekannt, welche den Titel führt: Discours de S. Basile le Grand addressé aux jeunes gens sur l'utilité qu'ils peuvent retirer de la lecture des livres païens, traduit en Français; texte en regard etc. Par C. A. F. Frémion, und um so interessanter ist, da der wackere Herausgeber den Text nach zwanzig Pariser Handschriften verbesserte und sehr gute erklärende Anmerkungen nebst genauer Angabe der benutzten Handschriften und der Varianten derselben beyfügte.

Was die Uebersetzung des Hrn. N. selbst anlangt, so fand Rec. nach genauer Vergleichung derselben mit der Urschrift und mit der Bearbeitung des Herrn Uhlemann, daß Hr. N. seinen Vorgänger weder von Seite der richtigen Auffassung des Originals, noch von Seite der reinen und gefälligen Ausdrucksweise erreicht, noch viel weniger übertroffen habe, und er mußte sich sehr wundern, wie einige Recensenten, welche diese Uebersetzung in gelehrten Blättern anzeigten, sie in jeder Hinsicht als musterhaft rühmen konnten.

Um sein hier im Allgemeinen ausgesprochenes Urtheil zu begründen, geht nun Rec. zur näheren Prüfung des Einzelnen über.

K. III. §. 9. ed. Sturz: *Τοσοῦτόν γε μὴν εἰπών, ἱκανῶς ἂν ἴσως ὑμῖν ἐνδειξαίμην*) „Mit dem einzigen Worte jedoch möchte ich Euch eine genügende Vorstellung davon geben.“ *Ἴσως* ist hier von unserm Uebersetzer gar nicht berücksichtigt worden. Weit gefälliger gab übrigens Uhlemann so: „Nur so viel will ich anführen, was euch als Beweis vielleicht schon genügen wird.“

K. IV. §. 12.; *ἐπὶ τὴν τούτου* (d. i. *τοῦ πάντων ἀγώνων μείζου*) *παρασκευήν*) „Für diese Vorbereitung,“ statt „für die Vorbereitung zu demselben.“

K. V. §. 14. *τις οἰκειότης* ist nicht wirklich eine Verwandtschaft, sondern irgend eine Verwandtschaft. — *προὔργου ἂν ἡμῖν αὐτῶν ἡ γνῶσις γένοιτο* heißt: so dürfte uns ihre Kenntniß nützlich seyn, nicht aber, wie unser Uebersetzer gab: so muß ihre Kenntniß nützlich seyn. Die Worte §. 15: *Τίνι*

μέντοι καὶ παρεικάσας τῶν παιδεύσεων ἑκατέραν, τῆς εἰκόνος ἄν τύχοις sind so gegeben: „Durch welche Vergleichung möchten wir nun wohl ein richtiges Bild von der einen Erziehung gewinnen?“ Der Ausdruck ἑκατέραν aber ist ganz unrichtig gefaßt. Basilius meynt nämlich beyde Lehrweisen, die christliche und die heidnische, wie aus dem Folgenden erhellt. Richtig und gefälliger Uhlemann: „Durch welches Gleichniß ließe sich aber wohl jede der beyden Lehrweisen bildlich darstellen?“ — Das folgende Gleichniß ist ganz verworren ausgedruckt: „Traun, es verhält sich damit wohl wie mit der Pflanze, deren eigenthümliche Bestimmung es ist, mit reifer Frucht zu prangen; dennoch trägt sie als Schmuck auch Blätter, welche ihre Zweige umrauschen: so auch die Seele, obgleich sie vorzugsweise die Wahrheit als Frucht erzielt, so ist es doch nimmer unerfreulich, wenn sie sich mit dem Schmucke der äußern Weisheit umkleidet und so für die Frucht gleichsam einen Schirm von Blättern und eine jugendlich schöne Erscheinung gewinnt.“ Das veraltete und nur in der Dichtersprache noch gangbare traun paßt nicht wohl für diese Art des Vortrags. Περισειόμενα ist durch: welche — umrauschen, zu stark ausgedruckt. Die Structur: so auch die Seele, obgleich sie — erzielt, so ist es doch, ist ganz unverständlich und verstößt gegen allen Wohlklang. Im Griechischen heißt es nämlich: οὕτω δὴ καὶ ψυχὴ, προηγουμένως μὲν καρπὸς ἡ ἀλήθεια. Das Komma nach ψυχὴ muß man sich wegdenken. Ψυχὴ nämlich steht hier für ψυχῆς, welches vier Pariser Handschriften bey Frémion und die Münchner 535. bieten. Der Sinn dieser Worte ist also: so nämlich ist auch vorzugsweise die Wahrheit der Seele Frucht. Sehr unpassend sind die unten stehenden Worte: καὶ ὄψιν ἐκ ἄωρον παρεχόμενα, und keinen unlieblichen Anblick gewährend, durch: eine jugendlich schöne Erscheinung gewinnt, ausgedrückt.

K. VI. §. 18. ἀγαπᾶν τε καὶ ζηλᾶν ist nicht bewundern und preisen. — §. 21. Οὐ τοίνυν ἐπαινεσόμεθα τὰς ποιήτας) „Wir werden also die Dichter nicht billigen.“ Vielmehr: — den Dichtern nicht unsern Beyfall schenken. — §. 22. πάντων δὲ ἥκιστα περὶ θεῶν τι διαλεγομένοις προσέξομεν u. s. w.) Daß diese Stelle eine Anspielung auf Hesiodos Theogonie enthalte, welche nächst Homeros im vierten Jahrhundert sowohl in heidnischen, als in christlichen Schulen gelesen wurde, wie Muetzell de emendat. Theogoniae Hesiodeae S. 316 f., mit Bezugnahme auch auf diese Stelle, trefflich gezeigt hat, hätte in den Anmerkungen angedeutet werden sollen. — §. 23. Μοιχείας δὲ θεῶν καὶ ἔρωτας καὶ μίξεις ἀναφανδὸν — — τοῖς ἐπὶ σκηνῆς καταλείψομεν) „Ihre Vergehungen in der Ehe; ihre Liebesereignisse und öffentlichen Verbindungen — — wollen wir den Männern auf der Bühne überlassen.“ Warum nicht ganz einfach so: Die Ehebrüche der Götter aber, ihre Liebeshändel und öffentlichen Vermischungen — — wollen wir den Schauspielern überlassen? — Ueber die Lascivität der damaligen Schauspiele verdient P. E. Muller Commentat. histor. de genio, moribus et luxu aevi Theodos. P. II. p. 97. sqq. nachgesehen zu werden. Sehr charakteristisch ist folgende Stelle aus Minucius Felix c. 37.: In scenicis etiam non minor furor, turpitudo prolixior. Nunc enim mimus vel exponit adulteria, vel monstrat: nunc enervis histrio amorem dum fingit, infligit. Idem deos vestros, induendo stupra, suspiria, odia, dedecorat: idem simulatis doloribus lacrymas vestras vanis gestibus et nutibus provocat.

K. VII. §. 24. Οὔτε γὰρ ἐν δικαστηρίοις, οὔτ' ἐν ταῖς ἄλλαις πράξεσιν ἐπιτήδειον ἡμῖν τὸ ψεῦδος.) Diese Stelle ist sehr unpassend so gegeben: „Denn weder vor Gericht (,) noch in unsern andern Angelegenheiten kann uns die Lüge taugen.“ Vielmehr sollte es heißen: — ist es für uns schicklich zu lügen. Die folgenden Worte: οἷς τὸ μὴ δικάζεσθαι νόμῳ προστεταγμένον, da uns das Gesetz gebietet, keinen Rechtsstreit zu führen, faßte der Uebersetzer fälschlich so: „da uns obliegt, mit dem Gesetze nicht zu hadern,“ ungeachtet Sturz sie richtig durch: qui lege jussi sumus litem non agere, nec subire judicium, erklärt, mit Hinweisung auf Matth. 5, 40. — §. 25.

εἰς τὴν ψυχὴν ἀποθέσθαι) „in der Seele niederlegen“ ist undeutsch. — §. 26. Κατὰ πᾶσαν δὴ οὖν τῶν μελιττῶν τὴν εἰκόνα τῶν λόγων ὑμῖν μεθεκτέον) Hr. R. übersetzte: „Möget Ihr Euch also nach dem vollen Sinne des Bildes von den Bienen mit jenen Schriften beschäftigen.“ Statt ὑμῖν muß hier mit den Pariser Handschriften 482. u. 500. und mit der Münchn. 535., mit welchen Brunelli's, *) Fichets, **) Patusa's ***) und Mai's Ausgg. übereinstimmen, ἡμῖν geschrieben werden. So las auch Herr Uhlemann, welcher diesen Satz vortrefflich so gab: „Ganz nach dem Beyspiele der Bienen also müssen wir diese Schriften benutzen.“ Für die Richtigkeit dieser Lesart bürgt unten der vergleichende Gegensatz: ἐκεῖναί τε (d. i. αἱ μέλιτται) — ἡμεῖς τε. Nach dem vollen Sinne des Bildes von den Bienen ist widrig und schleppend. Vielmehr: Ganz nach Art der Bienen; denn εἰκόνα steht hier in der Bedeutung von δίκην, instar. Des Gleichnisses von den Bienen bedient sich eben so Greg. v. Naz. Red. XLIII. S. 779. D. u. in dem Gedichte an Seleuk. Bd. II. S. 190. C. Außer dem, was Wyttenbach z. Plutarch. Bd. I. S. 209. ed. Lips. gesammelt hat, kann auch Boissonade z. Theophylakt. S. 214. nachgesehen werden. Unten ist τὸ λοιπὸν χαίρειν ἀφῆκαν durch: lassen sie das Uebrige unversehrt (st. unberührt) gegeben. — §. 28. συναρμόζειν τῷ τέλει, mit ihrem Endzwecke in Uebereinstimmung zu bringen, ist verfehlt. Es soll heißen mit unserm Zwecke. S. 7. Z. 1. v. u. hätte vielfach wegbleiben können.

K. VIII. §. 30. Ἤ τί ποτε) Richtiger schrieb Frémion Ἤ. So auch K. XIX. §. 81. Statt: Welchen andern Zweck dürfen wir aber dem Hesiodos — unterlegen, soll es also heißen: Fürwahr, welchen andern Zweck, dürfen wir wohl κ. Bey Dichtung klingt widrig. „Die Jugend (warum nicht die Jünglinge, da in der Urschrift τοὺς νέους steht?) zur Tugend zu begeistern,“ hätte vermieden werden sollen. Daß Folgende: „Daß nämlich rauh zuerst und schwer zu wandeln, voll reichen Schweißes, voll Mühe (καὶ ἱδρῶτος συχνοῦ καὶ πόνου πλήρης) und steil der Weg zur Tugend sey,“ ist höchst schwerfällig. Ferner soll zunächst gelingt, sucht, kann für gelinge, suche, könne gesetzt seyn.

K. IX. §. 33. πᾶσα μὲν ἡ ποίησις τῷ Ὁμήρῳ ἀρετῆς ἐστὶν ἔπαινος, καὶ πάντα αὐτῷ πρὸς τοῦτο φέρει, ὅτι μὴ πάρεργον) „So ist die ganze Dichtung des Homeros ein fortlaufender Lobgesang auf die Tugend; Alles zielt bey ihm auf sie, was nicht Nebensache ist.“ Fortlaufender hätte füglich wegbleiben können, und πρὸς τοῦτο nicht auf ἀρετή, sondern auf ἀρετῆς ἔπαινος bezogen werden sollen. Daß der Grieche aus dem männlichen oder weiblichen Geschlechte in pronominibus demonstrativis oft in das ungewisse übergeht, haben außer Matthiä griech. Gramm. §. 439. Jacob z. Lukian. Tox. S. 136, und Jacobs z. Achill. Tat. S. 543. u. z. Aelian. S. 467 u. 373. gezeigt. Rec. hätte demnach lieber so gegeben: und darauf zielt bey ihm Alles ab, Nebendinge ausgenommen. Im Folgenden hätte nicht Kephalenier st. Kephallener geschrieben werden sollen. — §. 34. πρῶτον μὲν αἰδέσαι τὴν βασιλίδα φανέντα μόνον, τοσοῦτον δεῖν αἰσχύνην ὀφλῆσαι γυμνὸν ὀφθέντα μόνον, ἐπειδήπερ αὐτὸν ἀρετὴ ἀντὶ ἱματίων κεκοσμημένον ἐποίησε) Statt des ungereimten αἰδέσαι lese man mit der Ed. pr. αἰδεσθῆναι. Das nach ὀφθέντα stehende μόνον ist offenbar zu streichen, wenn es auch die meisten Handschriften und Ausgaben anerkennen; in einer Pariser Handschrift ist es mit Puncten bezeichnet. Auch in den Münchner Handschriften 357. und 535. kommt es nicht vor. Frémion hat es daher mit Recht weggelassen; denn es ist eine unangenehme Wiederholung. Der Verf. hatte nämlich Odyss. VI. 135 f.: Ὡς Ὀδυσεὺς κούρῃσιν ἐϋπλοκάμοισιν ἐμελλεν Μίξεσθαι, γυμνός περ ἐὼν vor Augen. Statt des für ἀρετῇ von Sturz aus der Leipz. Ausg. aufgenommenen ἀρετὴ las unser Uebersetzer richtig ἀρετῆ, welches die einzige Münchner Handschrift 535. bestätigt. Die erste Ausgabe hat fälschlich ἀρετὴν,

*) In SS. Patrum Oratt. selectt. Vol. I. Romae. 1594. 12.

**) In dem Favus Patrum. Lugd. 1617. 12.

***) In seiner ἐγκυκλοπαιδεία φιλολογική. Venedig 1710. 8. Bd. III.

was Brunelli, welcher ἀρετὴ in den Text nahm, am Rande ganz gewiß aus ihr anführt. Ferner ergänzte Hr. R. zu ἐποίησε (wofür ἐποίησεν zu schreiben ist) treffend ὁ ποιητής. Seine Uebersetzung lautet so: „Zuerst gewinne er, (nämlich der Feldherr der Kephallener) durch sein Erscheinen allein die Achtung der Königin: so wenig habe er sich seiner Einsamkeit und Blösse zu schämen gehabt, da ihn der Dichter, statt mit Kleidern, in dem Schmucke der Tugend darstelle. Rec. würde so übertragen: Zuerst habe er die Achtung der Königstochter gewonnen; dann sich seiner Blösse und darstellte setzen. Im Folgenden: Darauf sey er auch — achtungswerth erschienen st. Darauf erscheine er ꝛc. — §. 37. In den Solonischen Versen

Ἀλλ' ἡμεῖς αὐτοῖς οὐ διαμειψόμεθα
Τὴς ἀρετὴς τὸν πλοῦτον u. s. w.

ist der Pentameter unvollständig so gegeben:

Tauschten mit ihnen wir nie.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

6) Historia de fundatione monasterii Rastedensis und Chronicon Rastedense. Ein werthvolles Manuscript der Chronik des Klosters Rastede wird ausführlich beschrieben. Durch Benützung derselben wird sich die von Hrn. Lappenberg für die Monumenta zu besorgende Ausgabe dieses Geschichtswerkes von dem fehlerhaften Abdruck bey Meibom sehr vortheilhaft auszeichnen. (S. 761 — 765.) 7) Von den Quellen, Handschriften und Bearbeitungen des Adam von Bremen. Eine höchst schätzbare Abhandlung, welche die bereits vorhandenen Nachrichten und literarhistorischen Monographien über diesen für Kenntniß und Geschichte des germanischen Nordens so wichtigen Schriftstellers von Mader, von Seelen, Asmussen ꝛc. wesentlich und erschöpfend ergänzt, und als eine in jeder Hinsicht treffliche Vorarbeit für die von Hrn. Lappenberg beabsichtigte neue Ausgabe in den Monumentis betrachtet werden muß. 8) Presbyteri Bremensis chronicon Holsatiae. (S. 892 — 917.) Nach einer Einleitung über das muthmaßliche Vaterland, über die Quellen und Handschriften dieses Chronisten wird nachgewiesen, daß nicht der vorhandene deutsche (niedersächsische) Text, wie namentlich Westphalen (Mon. ined. III.) annimmt, sondern der lateinische das Original dieser Chronik enthalte, und daß ersterer nichts weiter als eine erst nach der Reformation abgefaßte Uebersetzung sey. Beygegeben sind einige ungedruckte Urkunden aus dem Schleswig-Holsteinischen Archive zu Kopenhagen, welche die Glaubwürdigkeit einiger angestrittenen Stellen des presbyter Bremensis darthun, und insbesondere auf die Lebensverhältnisse des Grafen Heinrich des Eisernen von Holstein ein neues Licht werfen.

Hr. Dr. Waitz in Hannover, Verfasser der Geschichte Heinrichs I., seit einigen Jahren von Hrn. Archivrath Pertz bey der Redaction der Monumenta vorzugsweise beygezogen, beurkundet durch die hier niedergelegten Elaborate sein Talent für Gegenstände dieser Art. Seine Abhandlung, betitelt: Hersfelder Annalen (S. 663 — 699) bezielt die von überwiegenden Gründen unterstützte Darlegung, daß die s. g. Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Weissenburgenses und des Lambertus Aschaffnaburgensis hinsichtlich eines großen Theils ihrer Aufzeichnungen auf das Kloster Hersfeld als ihre gemeinsame älteste Heimath hinweisen: es werden ferner die Verwandtschaftsverhältnisse dieser Annalen zu den Annales Fuldenses, Lobienses, Monasterienses und zu Marianus Scotus, in einem Anhange endlich die Annales Quedlinburgenses als Quelle des Thietmar von Merseburg erörtert. S. 739 — 741 weiset Hr. Dr. W. nach, daß die von Mone (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1836 S. 5.) aus einer Handschrift von Boulogne sur mer bekannt gemachten Annales Sithienses (von der Heimath des Codex Sithiu benannt) durchaus nichts seyen, als ein Auszug aus Enhards Fuldischen Annalen mit theilweiser Benützung der Annales Laurissenses und Eginhardi. — In dem Aufsatze: Ueber das Verhältniß des Hermannus Kornerus zum Henricus de Hervordia (S. 761 — 765) liefert Hr. Dr. W. den Beweis, daß die Chronik des ersteren (Eccard. corp. hist. II. 451.) lediglich nur eine äußerst nachläßig gepflogene von Unrichtigkeiten wimmelnde Compilation aus der noch ungedruckten Chronik des Henricus de Hervordia, sohin als ganz unzuverläßig aus der Reihe der Geschichtsquellen fortzuweisen sey.

Zusätze und Berichtigungen zu den Lappenbergischen Abhandlungen, und ein Namen- und Sachregister zum sechsten Bande schließen das vorstehende Doppelheft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Rede des heiligen Basilius des Grossen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller ꝛc.

(Fortsetzung.)

K. X. §. 38. *Καὶ μὴν καὶ ὁ Κεῖος που σοφιστὴς τῶν ἑαυτοῦ συγγραμμάτων ἀδελφὰ τούτοις εἰς ἀρετὴν καὶ κακίαν ἐφιλοσόφησεν*]. „Ja auch der Weise von Keos hat in seinen Schriften wohl diesem Verwandtes auf Tugend und Schlechtigkeit gedichtet.“ Daß Hr. N. *σοφιστὴς* (nämlich Prodikos) hier in der Bedeutung als Weiser nahm, läßt sich nicht billigen. *Που* ist nicht wohl, sondern irgendwo in seinen Schriften, quodam in loco scriptorum suorum, wie Sturz ganz richtig bemerkte. Der Ausdruck gedichtet scheint dem Rec. nicht passend. — §. 40. *ἀπὸ τοῦ σχήματος*) „durch ihr äußeres Erscheinen.“ Warum nicht ganz einfach: „durch ihr Aeußeres?“

K. XI. §. 45. *ἀλλ' ἡ γλῶττα μὲν ὀμώμοκεν, ἡ δὲ φρὴν ἀνώμοτος κατ' Εὐριπίδην ἐρεῖ, καὶ τὸ δοκεῖν ἀγαθὸς πρὸ τοῦ εἶναι διώξεται.*) Hr. N.: „Es hätte zwar unsere Zunge geschworen, das Herz aber dürfte, nach Euripides, schwurlos reden, und wir wollten uns um den Schein des guten Mannes, statt um das Seyn bemühen?“ Da im Vorhergehenden steht: *αὐτὸς δέ τις ἕκαστος διαστάσει πρὸς ἑαυτόν, καὶ οὐχὶ τοῖς λόγοις ὁμολογοῦντα τὸν βίον παρίξεται*, und diese Worte mit dem Obigen nach Sturz durch ein Komma (Andere setzen unschicklich ein Fragezeichen) verbunden sind, so hätte so übersetzt werden sollen: „Ein jeder wird mit sich selbst im Widerspruche stehen und ein Leben führen, das mit seinen Reden nicht übereinstimmt, sondern, die Zunge, wird er mit Euripides sagen, hat zwar geschworen, das Herz aber weiß nichts vom Schwure, und er wird sich bestreben, lieber gut zu scheinen, als zu seyn.“ Das nach *διώξεται* von Hrn. N. gesetzte Fragezeichen muß in einen Punct verwandelt werden. Daß die letzten Worte eine Nachahmung des vielgerühmten Verses des Aeschylos in d. Sieben geg. Theb. 592. sind, hätte in den Anmerkungen angedeutet werden sollen.

K. XII. §. 47. *ἐλοιδόρει τὸν Περικλέα τῶν ἐξ ἀγορᾶς τις ἀνθρώπων· ὁ δὲ οὐ προσεῖχε, καὶ εἰς πᾶσαν διήρκεσε τὴν ἡμέραν, ὁ μὲν ἀφειδῶς πλύνων αὐτὸν τοῖς ὀνείδεσιν, ὁ δὲ οὐ μέλων αὐτῷ.*) Hier ist vor allem der Text zu berichtigen. Statt *διήρκεσε*, (Frémion gab nach fünfzehn Pariser Handschriften *διήρκεσεν*, was allerdings kräftiger ist, als die gewöhnliche Lesart; denn daß das *νῦ ἐφελκυστικὸν* vor einem Consonanten Nachdrucks halber im Laufe der Rede gesetzt wird, ist bekannt) möchte Rec. mit drey Pariser Handschriften und einer Münchner *διήρκεσαν* lesen, wofür auch Boissonade (Anecd. Gr. Vol. V. p. 455) stimmt. Nach *ὁ δὲ* ist mit Boissonade a. a. O. ein Semikolon zu setzen (man ergänze nämlich *οὐ προσέχων τὸν νοῦν* in Gedanken), und statt *μέλων* nach sechs Pariser Codd., mit Boissonades Zustimmung, *μέλον* zu schreiben. Hr. N. übersetzte: „So dauerte es den ganzen Tag: jener überschüttete ihn schonungslos mit bösen Worten, dieser aber kümmerte sich nicht um ihn,“ die sonderbare Bemerkung beyfügend: „Wir nehmen hier das griechische Wort *διήρκεσε*, im Gegensatze mit Combefis und Garnier, unpersönlich und be-

ziehen es auf den ganzen Satz zurück.“ Dieß widerstreitet aber schlechthin aller Grammatik; denn worauf soll ὁ μὲν — πλύνων bezogen werden? Der Sinn ist: und so fuhren sie den ganzen Tag fort, jener schonungslos ihn mit Schmähungen zu überschütten, dieser nicht darauf zu achten, da ihm nicht daran lag. — Zur Erläuterung der Worte: ὅπως αὐτῷ μὴ διαφθαρείη τὸ πρὸς φιλοσοφίαν γυμνάσιον, dient eine Stelle aus Joh. Chrysostom. in Epist. I. ad Cor. Homil. XXVI. Tom. X. p. 239. D. ed. Montfauc., wo es heißt, daß Sokrates äußerte, er habe an der Xanthippe zu Hause γυμνάσιον καὶ παλαίστραν φιλοσοφίας. Aus Basilius schöpfte, wie Boissonade (Anecd. Gr. Vol. V. p. 449) bemerkt, Gregorius der Mönch in seiner Lobrede auf den Kardinal Bessarion. Eben so sagt Basilius in der Homilie gegen die Zornigen Bd. II. S. 88. B.: γυμνάσιόν σοι πρὸς φιλοσοφίαν ἔστω τὰ ῥήματα. — §. 49. ἐπ' ἐχθρούς θυμὸς ὁπλίζει χέρα) „Gegen den Feind waffne (vielmehr waffnet) Entrüstung die Hand.“

K. XIII. §. 50. Ἐπαναγάγωμεν δὲ τὸν λόγον αὖθις πρὸς τὰ τῶν σπουδαίων πράξεων παραδείγματα.] „Doch wir wollen diese Vorschrift wieder auf Beyspiele edler Handlungen zurückführen.“ Statt: diese Vorschrift, soll es heißen: die Rede. Denn τὸν λόγον ἐπανάγειν, die Rede zurückführen, ist eine bekannte Ausdrucksweise, bey welcher die Rede als etwas Personificirtes gedacht wird. Aehnlich sagt Basilius über das Fasten Bd. II. S. 4. A.: Ἀλλ' ἐπὶ τὴν ἱστορίαν βαδιζέτω ὁ λόγος. Synes. über das Königthum. S. 12. B.: Ὁ δὲ λόγος βαδίζων ἐξάγει τὸν βασιλέα τῶν βασιλείων, und S. 29. B.: Καί μοι πάλιν ὁ λόγος ἐπὶ τὰ μικρῷ πρόσθεν ἀνακάμπτει. Plat. Phileb. S. 20. C.: προϊὼν δ' ὁ λόγος ἔτι σαφίστερον δείξει. Cicero de divinat. I. 49.: Sed unde huc digressa est, eodem redeat oratio. Vrgl. Jacobs z. Aelian. S. 449. — §. 51. — ἄλλο μὲν οὐδὲν ὁ Σωκράτης ποιῆσαι, ἐπιγράψαι δὲ τῷ μετώπῳ λέγεται] „— habe Sokrates bloß auf seine Stirne — die Worte geschrieben.“ Warum nicht: soll — geschrieben haben? Unterhalb ist τοὺς τηλικούτους durch junge Leute statt durch Jünglinge solchen Alters gegeben. Im Folgenden: τοῦτο μὲν γὰρ τοῦ Σωκράτους ἀδελφὸν ἐκείνῳ τῷ παραγγέλματι, ὅτι τῷ τύπτοντι κατὰ τῆς σιαγόνος καὶ τὴν ἑτέραν παρέχειν προσῆκε, τοσοῦτον δεῖν ἀπαμύνασθαι, übersetzte Herr N., die indirecte Rede in die directe umwandelnd: „Denn gerade diese Handlung des Sokrates entspricht ja jenem Gebote: „So dir jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, so biete ihm den andern auch dar:“ So wenig sollen wir uns rächen. — §. 52. τὸ δὲ τοῦ Περικλέους ἢ τὸ Εὐκλείδου τῷ τοὺς διώκοντας ὑπομένειν, καὶ πράως αὐτῶν τῆς ὀργῆς ἀνέχεσθαι, καὶ τῷ τοῖς ἐχθροῖς εὔχεσθαι, ἀλλὰ μὴ ἐπαράσθαι.] Daß der Uebersetzer über diese genau an das Vorhergehende sich anschließende Stelle mit sich nicht im Klaren war, davon zeugt seine Uebertragung, welche so lautet: „So auch das Beyspiel des Perikles in geduldiger Ertragung seines Widersachers und in der sanftmüthigen Stimmung gegen dessen Zorn, oder des Eukleides, der seine Feinde segnet, statt ihnen zu fluchen.“ Hätte er zu τὸ δὲ und ἢ τὸ aus dem Vorhergehenden ἀδελφὸν, und zu den zwey folgenden τῷ jedesmal παραγγέλματι supplirt, und das Erste auf Matth. 5, 40. f., das Zweyte auf Matth. 5, 44. bezogen, so würde ihm der Sinn dieser Stelle deutlich geworden seyn. Trefflich Uhlemann: „Das Benehmen aber des Perikles und Euklides stimmt mit der Lehre überein, daß wir diejenigen, die uns verfolgen, dulden und ihren Zorn mit Sanftmuth ertragen, so wie damit, daß wir unsere Feinde segnen, nicht aber ihnen fluchen sollen.“ — §. 54. Τὸ δὲ τοῦ Κλεινίου — χαλεπὸν πιστεῦσαι u. s. w.) „Ja und vollends bey jenem Benehmen des Kleinias — wird es uns schwer zu glauben.“ Solche Einschiebsel, wie ja und vollends, sind nicht zu billigen.

K. XV. §. 58. Ἀλλ' ὥσπερ ἐν τοῖς γυμνικοῖς ἀγῶσιν· εἰ δὲ βούλει, τῆς μουσικῆς· ἐκείνων εἰσὶ τῶν ἀγώνων αἱ μελέται, ὧνπερ οἱ στέφανοι.] Sechs Pariser Handschriften, eine Münchner, die Ed. pr. und Patusas lesen τοῖς

μουσικοῖς, die übrigen Codd. und Ausgaben τῆς μουσικῆς. Plat. in d. Gesetz. S. 828. C. hat zwar καὶ ἀγῶνας μουσικοὺς, τοὺς δὲ γυμνικούς. Daß aber die Attiker vielmehr ἀγὼν μουσικῆς, als ἀγὼν μουσικὸς gebrauchten, zeigte, nach Hemsterhuys zu Aristoph. Plut. v. 1163. f. Morus z. Isokrat. Paneg. K. 42. Daher möchte Rec. in der vorliegenden Stelle τοῖς (nämlich ἀγῶσι) μουσικῆς schreiben, um so mehr, als μουσική, ποιητική, ῥητορική und andere dergleichen Kunstnamen ohne Artikel gesetzt werden, wie Schäfer Melet. crit. S. 4 f., und nach ihm Boissonade zu Marin. Leben des Prokl. S. 87 gezeigt haben. Nach οἱ στέφανοι fügte Garnier aus drey seiner Handschriften πρόκεινται ein, welches jedoch füglicher weggelassen wird, so wie es auch vierzehn Pariser Codd., darunter sechs sehr alte, und alle Münchner, nebst der ersten Ausgabe, mit welcher auch die Maische, Sturzische und Frémionische übereinstimmen, nicht anerkennen. Wie aber Hr. N. übersetzen konnte: „Allein wie in den körperlichen, und wenn man will, auch in den geistigen Wettkämpfen," ist auffallend, zumal da sich sogleich die Worte: καὶ οὐδείς γε πάλην ἀσκῶν ἢ παγκράτιον, εἶτα κιθαρίζειν ἢ αὐλεῖν μελετᾷ, anschließen. Οἱ στέφανοι würde Rec. durch Kronen oder Siegeskränze, nicht durch Preise gegeben haben. Das Folgende: Οὔκουν ὁ Πολυδάμας γε· ἀλλ' ἐκεῖνος πρὸ τοῦ ἀγῶνος τοῦ Ὀλυμπιάσι τὰ ἅρματα ἵστη τρέχοντα, καὶ διὰ τούτων τὴν ἰσχὺν ἐκράτυνε, drückte der Uebersetzer sonderbar genug so aus: „wenigstens Polydamas nicht, der vielmehr vor den Spielen in Olympia einen Wagen im Laufe aufhielt und für diese Probe von Stärke den Sieg gewann. Im Griechischen steht nicht ἅρμα, sondern τὰ ἅρματα. Der Sinn der Schlußworte aber ist: und stärkte dadurch seine Körperkraft. — §. 60. τὰ Μαρσύου καὶ τὰ Ὀλύμπου τῶν Φρυγῶν] Τῶν Φρυγῶν ist in der Uebersetzung nicht berücksichtigt worden. Unten gab Hr. N. die Worte: τάχυ γ' ἂν στεφάνων ἢ δόξης ἔτυχον, ἢ διέφυγον τὸ μὴ καταγέλαστοι εἶναι κατὰ τὸ σῶμα; ganz richtig, mehr aber einem dunklen Gefühle folgend, als nach streng grammatischen Grundsätzen verfahrend, wie man aus der beygefügten Anmerkung S. 45 ersieht, wo er sich so vernehmen läßt: „wörtlich, sie hätten bald, oder vielleicht wohl Kränze erlangt, oder hätten sich wenigstens von Seiten des Körpers nicht lächerlich gemacht. In diesem Sinne müßte Basilius, im Gegensatze zu der antiken Denkungsart, jede, auch die ruhmwürdigste körperliche Auszeichnung für eine lächerliche Sache erklären und zugleich bey beyden Athleten grosse dichterische und musikalische Anlagen voraussetzen, was sich weder geschichtlich (,) noch psychologisch, bey solchen Riesenschultern und Nerven, rechtfertigen ließe. Dagegen giebt der auch in neuern Sprachen gebräuchliche ironische Sinn des Wortes „bald" für „nie" den richtigen Gedanken: sie hätten durch Vorübungen, welche mit ihren natürlichen Anlagen im Widerspruche standen, ihre wahre Bestimmung verfehlt." Offenbar wurde der Verfasser durch die Sturzische Ausgabe, welche nach σῶμα statt des Fragezeichens einen Punct setzt, irregeführt. Hätte er Garniers Ausgabe, welche er zwar erst nach dem Abdrucke der Uebersetzung, für die Anmerkungen aber noch frühe genug zu benutzen Gelegenheit hatte, gehörig verglichen, so würde er gefunden haben, daß sie nach σῶμα ein Fragezeichen hat. Wollte man aber einen Punct setzen, so müßte οὐ ταχύ γ' ἄν gelesen werden, was die Pariser Handschrift 1773. und die damit stimmende Ed. pr. haben. Und in diesem Sinne übersetzte Hr. N.: so hätten sie schwerlich Kränze oder Ruhm erlangt, und wären kaum der Gefahr entgangen, sich von Seiten des Körpers lächerlich zu machen." Die Pariser Handschrift 3021. giebt σχολῇ γ' ἄν. Σχολῇ aber steht auf radirter Stelle, und ist unstreitig ein Glossem. Der Münchner Codex 131. hat lückenhaft ταχ γ στεφ. Die übrigen Münchner und Pariser bieten einstimmig ταχύ. Combefis schwankte zwischen ταχὺ und τάχα, welches Letztere allerdings einen trefflichen Sinn giebt, aber von keiner Handschrift bestätigt wird.

(Schluß folgt).

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der siebente Band hat einen bey weitem größeren Umfang als die früheren Bände, (er zählt 67 Druckbogen) und zeichnet sich durch besondere Reichhaltigkeit aus. Sein Erscheinen ist aber um so erfreulicher, als er nicht nur von der Thätigkeit der Gesellschaft und namentlich der Gesellschaftsvorstände ein rühmliches Zeugniß gibt, sondern auch gewissermassen Ergänzungen zu den bereits erschienenen Bänden der Monumenta liefert, in deren viertem Bande namentlich an mehreren Stellen auf diesen neuesten Band des Archivs bereits verwiesen ist.

Derselbe zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste enthält „Berichte über einige in den Jahren 1826 bis 1837 für die Monumenta unternommene Reisen“ (S. 1 — 226); der zweyte besteht aus „Bemerkungen über einzelne Handschriften und Urkunden“ (S. 227 — 1022).

Die für den Zweck der Gesellschaft unternommenen wissenschaftlichen Reisen sind folgende: I. Reise nach den südlichen Niederlanden, Paris und England vom 16. Oktober 1826 bis 3. November 1827, von Hrn. Archivrath Pertz. II. Reise nach Franken und Bayern vom 24. July bis 29. August 1833, von demselben. III. Reise nach den Niederlanden im August und September 1835, von demselben. IV. Reise nach England und Irland im Sommer 1836, von Hrn. Archivar Dr. Lappenberg zu Hamburg. V. Reise nach Kopenhagen im Herbste 1836, von Hrn. Dr. Waitz zu Hannover. VI. Reise nach der Schweiz und Savoyen im August und September 1837 von Hrn. Archivrath Pertz. VII. Reise nach dem südlichen Frankreich vom August bis November 1837, von Hrn. Dr. Waitz.

Jedem dieser Reiseberichte sind die Verzeichnisse der in den besuchten Bibliotheken vorfindlichen in den Bereich der Monumenta einschlagenden Handschriften beygegeben. Da die nächste Aufgabe dieser Reisen nur darin bestand, eine möglichst vollständige Uebersicht der vorhandenen den Gesellschaftszweck berührenden handschriftlichen Geschichtsquellen zu ermitteln, und die wirkliche Benützung derselben entweder blos vorzubereiten, oder doch nur in so weit sogleich an Ort und Stelle vorzunehmen, als es die dem Reisenden zu Gebote stehende Zeitfrist möglich machte, so darf an diese sämmtlichen Handschriften-Verzeichnisse nicht der Maßstab mit Musse und mit bibliographischer Umständlichkeit ausgearbeiteter kritischer oder raisonnirender Cataloge angelegt werden. Sie tragen beynahe ohne Ausnahme das Gepräge an sich, daß sie ohne weitere Ueberarbeitung geradezu abgedruckt wurden, wie sie aus der Reise-Mappe kamen; diese ihre unvollkommene Gestalt läßt sich aber um so mehr rechtfertigen, als sie in der Regel nur Auszüge aus den dargebotenen Handschriften-Verzeichnissen der betreffenden Bibliotheken selbst sind, die größere oder mindere Vollständigkeit und Brauchbarkeit derselben sohin nicht den Reisenden, sondern nur dem jeweiligen Stande der respectiven Bibliothek-Cataloge, den verschiedenen Graden von Liberalität auf Seite der Bibliothekbeamten, und einer Menge anderer äußerer Umstände angerechnet werden muß. Uebrigens ist ja eben durch die Bekanntmachung der vorliegenden Auszüge Gelegenheit und Veranlassung, ja gewissermassen eine öffentliche Aufforderung gegeben, dieselben nach Möglichkeit zu ergänzen und zu berichtigen. Solcher nachträglicher Vervollständigung und Berichtigung bedürften namentlich die von Herrn Archivrath Pertz während seines nur zwölftägigen Aufenthalts in München (i. J. 1833.) gefertigten Auszüge aus den zum Theil antiquirten Handschriften-Catalogen der hiesigen Hof- und Staats-Bibliothek, wozu die seit jener Zeit unausgesetzt fortgeführte Handschriften-Configuration des eigens hiefür verwendeten rühmlichst bekannten Bibliothekcustos Schmeller die trefflichsten Mittel an die Hand geben wird.

Die den zweyten Abschnitt bildenden Bemerkungen über einzelne Handschriften und Urkunden sind theils das Ergebniß der von den genannten Reisenden vorgenommenen näheren Untersuchungen in obigen Verzeichnissen nur kurz angedeuteter Manuscripte, theils aus den Mittheilungen der übrigen Gesellschaftsmitglieder, und der literarischen Correspondenz der Central-Direction hervorgegangen. Die auf diese Weise gewonnene ungeheure Masse von Notizen ist auf dieselbe zweckmäßige Art, wie bereits im fünften Bande des Archivs mit den Erfolgen der italienischen Reise des Hrn. Archivraths Pertz geschehen, nach den fünf Sectionen vertheilt, in welchen die Monumenta selbst im Drucke erscheinen, nämlich I. Geschichtschreiber, II. Gesetze, III. Urkunden, IV. Briefe. V. Alterthümer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Julii Sillig Quaestionum Plinianarum Specimen primum. Dresdae. 1839. 30 S.

So klein diese Schrift, die als Osterprogramm des Gymnasiums zu Dresden erschien, ihrem äußern Umfange nach ist, so ist sie doch für die Kritik des Plinius bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit aller, welchen die Fortschritte jener nicht gleichgültig sind, auf sich zu ziehen, und Ref. hält es daher für seine Pflicht, da er die bey Täubner erschienenen Ausgaben des Plinius von demselben Verfasser in diesen Blättern (1836. Nr. 164 — 169.) angezeigt hat, auch dieses Werkchen hier mit einigen Worten zu besprechen, welches mit jener Ausgabe in engem Zusammenhange steht.

Während nämlich Hr. Sillig dort den handschriftlichen Apparat, so weit er in den frühern Ausgaben zerstreut vorlag, gesammelt hat, giebt uns diese Schrift einen Beweis von seinen weiteren Bemühungen für die in Auftrag der Gesellschaft deutscher Naturforscher von ihm zu veranstaltende große Ausgabe des Plinus, über deren Fortgang Ref. bereits an einem andern Orte (vgl. Verhandl. d. ersten Versamml. deutscher Philol. u. Schulm. S. 23.) nach Hrn. Silligs eigenen Mittheilungen berichtet hat.

Nach jenen Mittheilungen glaubte Hr. S., gewiß mit Recht, die Vorarbeiten zu der großen Ausgabe nicht mit der Sammlung jenes verhältnißmäßig unbedeutenden Apparates als abgeschlossen betrachten zu dürfen; sondern, bevor er zu der Verarbeitung der ihm durch hohe Gönner des Unternehmens zu Theil gewordenen neuen kritischen Hülfsmittel schritte, erst den ganzen Kreis der noch übrigen Schriftsteller, aus denen Plinius schöpfte, so wie derjenigen, welche wiederum ihre Bücher mit dem von ihm gesammelten Materiale füllten, durchmessen zu müssen, eine Aufgabe, die sich in der That einer herculischen Arbeit vergleichen läßt. In jenem Berichte wurde auch schon ein für die Kritik des Plinius höchst wichtiges Anecdoton erwähnt, dessen Abschrift sich Hr. S. von Paris verschafft habe. Ueber dieses erhalten wir nun in diesem Werkchen genauere Notizen, sowie den Nachweis des aus demselben für die Kritik der Naturalis Historia hervorgehenden Nutzens, und zwar zunächst für zwey Bücher, das 19te und 20te.

Es ist aber dieses Anecdoton ein dem Appulejus Madaurensis beygelegtes Werk de remediis salutaribus, welches Salmasius in seinen Exercitatt. Plinian. mehrfach mit Glück zur Herstellung verdorbener Stellen des Plinius benützt hat, ohne jedoch zu bemerken, woher er dieses Werk hatte. Es ist daher nur einem glücklichen Zufalle zuzuschreiben, daß Hr. S. bey seinem frühern Aufenthalte in Paris in eben der Handschrift, die es enthält, mehrere Epigramme und das pervigilium Veneris verglich, und in Folge dessen, wenn er gleich damals sich nicht um den übrigen Inhalt derselben bekümmerte, doch durch die Angaben des Salmasius auf die Vermuthung gebracht wurde, daß dieses Werkchen in dieser durch ihr Alter ausgezeichneten Handschrift zu finden seyn möchte. Herr Bibliothekar Hase, an den er sich deßhalb wandte, bewährte auch hier die nie ermüdende Gefälligkeit und Zuvorkommenheit, mit der er die Forschungen deutscher Gelehrten zu unterstützen pflegt; und erfreute Hrn. Sillig mit der Bestätigung seiner Vermuthung, wie mit einigen genaueren Angaben über die Beschaffenheit der Handschrift. Hr. Fr. Dübner erwies darauf Hr. Sillig den großen Freundschaftsdienst, das ganze Anecdoton für ihn abzuschreiben, und so sah er sich unvermuthet schnell

im Besitze des längst gewünschten Werkes, das bey genauerer Betrachtung die Hoffnungen, die er davon hegte, keineswegs täuschte, da der Verf. desselben eine Handschrift vor Augen hatte, die zwar vielfältig verdorben, aber, gleich der trefflichen Bamberger, vollständiger war, als die, von denen die andern jetzt bekannten Handschriften herstammen. So groß nun der Dienst ist, den der Verf. dieses medicinischen Werkchens der Kritik des Plinius erwiesen hat, so gering ist sein Verdienst an sich. Er ist bloßer Compilator, und zwar, 'nach der vorhandenen Handschrift zu urtheilen, dessen, was er schrieb, ganz unkundig; weßhalb Hr. S. gewiß mit Recht annimmt, daß er sich den Namen des Appulejus Madaurensis nur fälschlich beylegte. Wahrscheinlich excerpirte er die Bücher 19 — 32 des Plinius; jetzt ist aber nicht mehr das Ganze vorhanden, indem 5 — 6 Blätter fehlen.

Nach genauer Beschreibung dieser Handschrift, sieht sich Hr. S. durch den Umstand, daß in vielen Fällen, wo griechische Wörter in den bisherigen Ausgaben mit lateinischen Buchstaben geschrieben erscheinen, in dieser aber theils griechische Schrift, theils unverkennbare Spuren derselben zu finden sind, veranlaßt, auf die Frage einzugehen, welche Schreibart vorzuziehen sey, worin er vor dem allzueifrigen Streben nach Gleichförmigkeit warnt, und dagegen die Entscheidung billiger Weise den besten Handschriften anheim stellt. Bey dieser Gelegenheit wird eine nicht unbedeutende Zahl von Stellen verbessert. Darauf folgen dann noch siebzehn, an denen bisher meist unbemerkte Lücken ausgefüllt werden.

Nur ungerne versagt sich Ref. die einzelnen Stellen mit ihren Verbesserungen hier aufzuführen; doch verbietet es der Raum. Von ganzem Herzen stimmt er dem Lobe bey, welches Zumpt in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (April Nr. 78 f.) dem Hrn. Verf. gespendet hat; er kann aber auch nicht umhin, auf eine Ausstellung, die dort bereits gemacht worden ist, einzugehen. Es fragt sich nämlich, ob nicht Hr. S. der Regel, die er selbst aufgestellt hat, daß man bey Aufnahme des Einzuschaltenden wohl auf der Hut seyn solle, daß man nicht Worte des Compilators unter die des Autors aufnähme, zuwider gehandelt hat, indem er 19 §. 159 (f. 47) in der Stelle: Mentae nomen suavitas odoris apud Graecos mutavit, cum alioqui mintha vocaretur, unde nostri nomen declinaverunt, vorgeschlagen hat, nach dem Pseudo-Appulejus für alioqui zu schreiben ante, und am Schlusse hinzuzusetzen nunc autem coepit dici ἡδύοσμον. An der Richtigkeit des Namens ist eben so wenig zu zweifeln, als daran, daß Plinius ihn kannte, was aus seinen Worten hervorgeht; es kommt aber darauf an, ob er für nöthig erachtete, diesen Namen hier zu nennen, und ihn nicht vielmehr als bekannt voraussetzte. Gegen die Art wie er hier genannt wird, haben wir aber mancherley einzuwenden. Daß es ἡδύοσμος heißen müßte, ist schon von Zumpt bemerkt worden; statt dici fordert der Sprachgebrauch des Plinius vocari, vrgl. 16. f. 88. cum coepit Ilium vocari u. dgl.; mit dem Vorhergehenden paßt ferner autem nicht zusammen; und es läßt sich nicht nachweisen, wie die Lücke in den Handschriften entstanden sey, was doch nöthig ist, wenn man mit gleicher Gewißheit, als es bey den aus der Bamberger Handschrift ergänzten Stellen, so wie bey denen der Fall ist, die Ref. in diesen Blättern und a. a. O. zusammengestellt hat; denen sich in dieser Abhandlung folgende Stelle anreiht: 19. §. 61. (f. 21.) sed cucumis cartilagine et carne constat: cucurbita cortice et cartilagine; auch möchte ante wohl dem Compilator angehören. Nach unserer Ansicht konnte Plinius nur etwa so schreiben: Mentae nomen suavitas odoris apud Graecos mutavit, coepit enim ἡδύοσμος vocari, cum alioqui μίνθα vocaretur, und mit alioqui, was den Sinn hätte: nomine non mutato, ließe sich etwa vergleichen: 11. f. 115. Quaedam innocua alioqui, venenatis pasta noxia fiunt et ipsa; doch würden wir den Vorwurf der Interpolation befürchten, wenn wir es in den Text eingesetzt wissen wollten.

(Schluß folgt.)

Rede des heiligen Basilius des Grossen an christliche Jünglinge, über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller ꝛc.

(Schluß.)

K. XV. §. 62. *Ταύτῃ τοι καὶ Ἀλεξάνδρῳ ποτὲ τὸ Φρύγιον ἐπαυλήσαντα ἐξαναστῆσαι αὐτὸν ἐπὶ τὰ ὅπλα λέγεται μεταξὺ δειπνοῦντα.*] „So soll er den Alexander einst durch sein begleitendes Flötenspiel in phrygischer Tonweise während des Mahles zu (zur) Ergreifung der Waffen begeistert haben.“ Passender Uhlemann: — durch die phrygische Weise, die er ihm vorgeblasen. — Außer Dion Chrysost. Or. I. de regn. z. A. und Plutarch. de fort. Alex. 2, 4, welche der Uebersetzer anführt, erwähnt dieser Anekdote auch Suidas v. *Ἀλέξανδρος*, v. *Ὀρθιασμάτων* und v. *Τιμοθέος*.

K. XVII. §. 72. *Ὥστε καλλωπιστὴν εἶναι καὶ ὀνομάζεσθαι ὁμοίως αἰσχρὸν ἡγεῖσθαί φημι δεῖν τοὺς τοιούτους* u. s. w.] „Darum müssen solche Leute das Amt und den Namen eines Putzsüchtigen für eben so ungeziemend halten“ ꝛc. Rec. würde so übersetzen: „Daher, sage ich, müssen Solche es für ebenso schändlich halten, putzsüchtig zu seyn und zu heißen.“ *Εἶναι* und *ὀνομάζεσθαι* oder *λέγεσθαι* werden nicht selten mit einander verbunden. S. Greg. v. Naz. Red. XLIII. S. 786. E. Themist. Red. XXIII. S. 289. D. uno Synes. Br. IV. S. 161. B. So auch *εἶναι* und *προσαγορεύεσθαι* von Synes. im Dion. S. 48. B.; vrgl. Boissonade z. Eunap. S. 549 und Anecd. Gr. Vol. I. p. 319. *Φημὶ* ist von dem Uebersetzer unbeachtet geblieben. — §. 73. *πρὸς ἄλλο τι τῶν παθῶν ἀγεννῶς διακεῖσθαι* ist nicht: irgend einer andern unedlen Leidenschaft verfallen seyn, sondern: irgend einer andern Leidenschaft fröhnen. — §. 74. *τοῦ σοφοῦ παραγγέλματος, ὅτι οὐ τὸ ὁρώμενόν ἐστιν ὁ ἄνθρωπος*] Die Platonischen Stellen hat Hr. N. gehörig nachgewiesen. Ausführlicher drückt Basilius diesen Gedanken in der dritten Homilie B. II. S. 18. C. aus, wo es heißt: *ἄλλο γάρ ἐσμεν ἡμεῖς αὐτοὶ, καὶ ἄλλο τὰ ἡμέτερα, καὶ ἄλλο τὰ περὶ ἡμᾶς. Ἡμεῖς μὲν οὖν ἐσμὲν ἡ ψυχὴ καὶ ὁ νοῦς, καθ' ὃ κατ' εἰκόνα τοῦ κτίσαντος γεγενήμεθα· ἡμέτερον δὲ τὸ σῶμα, καὶ αἱ δι' αὐτοῦ αἰσθήσεις· περὶ ἡμᾶς δὲ χρήματα, τέχναι, καὶ ἡ λοιπὴ τοῦ βίου κατασκευή.* Mehreres hierüber hat Segaar z. Klem. von Alex.: Quis dives salutem consequi possit p. 290. sq. und 295. gesammelt. Im Folgenden sind die Worte *ὅτις ποτέ ἐστιν* in der Uebersetzung ausgefallen. — §. 75. *μὴ διὰ τῶν ὤτων διεφθαρμένην μελῳδίαν τῶν ψυχῶν καταχεῖν*] Hr. N.: „daß man auch nicht durch das Gehör die Wirkungen einer sittenverderbenden Dicht- und Tonkunst in die Seele aufnimmt.“ Ein wahres quid pro quo! *Διεφθαρμένη μελῳδία*, wofür Basilius unten §. 78. *μοχθηρὰ μελῳδία* gebraucht, ist nichts anders, als *διεφθορότα ᾄσματα* bey Lukian. Bd. I. S. 55. ed. Bip. oder *ᾠδαὶ ἀνειμέναι* hier oben Kap. VI. §. 21., oder *τὰ ᾄσματα τὰ πορνικὰ* Homil. XIV. 1. S. 123. C. und *ᾄσματα αἰσχρὰ* S. 129. C. Statt *καταχεῖν* hat die Sturzische Ausgabe fälschlich *κατασχεῖν*. Basilius mochte Plat. Polit. S. 411. A.: *ὅταν — τις μουσικῇ παρίχῃ καταυλεῖν καὶ καταχεῖν τῆς ψυχῆς διὰ τῶν ὤτων* vor Augen gehabt haben. Vrgl. van Heusde Specim. crit. in Platon. p. 127. sq. Die nachstehenden Worte *ἀνελευθερίας — καὶ ταπεινότητος ἔκγονα πάθη* sind durch unfreye und unedle Leidenschaften gegeben. Warum nicht durch unedle und niedrige Leidenschaften?

K. XVIII. §. 80. *Ἐνὶ δὲ λόγῳ, παντὸς ὑπεροπτέον τοῦ σώματος*] Statt *παντὸς* vermuthete Boissonade (s. Frémion Not. p. 135.) *πάντως*. Auch Hr. N. übersetzte überhaupt. Doch findet man keine Bemerkung hierüber.

K. XIX. §. 82. *Πᾶν μὲν οὖν τοὐναντίον κολάζειν αὐτὸ* (d. i. *τὸ σῶμα*) u. s. w.] Die Quelle, woraus Basilius geschöpft, hat der Uebersetzer richtig angezeigt. Hätte er aber mit seinem Schriftsteller eine vertrautere Bekanntschaft gemacht, so würde er gefunden haben, daß Basilius als eifriger Nachahmer Platons dieser Ver-

gleichungen sich öfter bedient, nämlich oben S. 179. A., Homil. III. S. 21. A. (vrgl. die Herausgeber z. Greg. v. Nyss. über die Seele und die Auferstehung S. 166 f. und 370) und S. 23. A., Homil. VIII. S. 62. B — C., Homil. XIV. S. 129. B. — §. 83. Οὐ παύσῃ χαλεπώτερον σαυτῷ κατασκευάζων τὸ δεσμωτήριον] Daß die Pythagoreer und Platoniker, nach dem Vorgange der Orphiker (s. Plat. Kratyl. S. 400. C.), den Körper das Gefängniß der Seele nannten (s. Plat. Phädon S. 62. B. und Ast's Anm. Bd. XI. S. 519., und S. 67. D.), hätte füglich bemerkt werden sollen. Ueber das Folgende: τὸ νοσῶδες χωρίον τῆς Ἀττικῆς τὴν Ἀκαδημίαν καταλαβεῖν ἐξεπίτηδες ist außer dem, was Sturz anführt, Aeneas v. Gaz. S. 21. f. und K. Barth's und Boissonade's Anmerk. daselbst S. 210. f. nachzusehen. — §. 84. Ἐγὼ δὲ καὶ σφαλερὰν εἶναι τὴν ἐπ' ἄκρον εὐεξίαν ἰατρῶν ἤκουσα] Daß Basilius Hippokrat. Aphorism. I. 3, wo es heißt: ἐν τοῖς γυμναστικοῖσι αἱ ἐπ' ἄκρον εὐεξίαι σφαλεραὶ vor Augen gehabt habe, erinnerte unter den Herausgebern dieser Schrift unseres Kirchenvaters bloß J. H. Mai. Unlängst machte auch der gelehrte Boissonade (Anecd. Gr. Vol. I. p. 4. u. z. Theophylakt. Simok. S. 252.) darauf aufmerksam, ergänzend, was der neueste französische Herausgeber versäumt hatte. Uebrigens spielt Basilius nicht bloß hier, sondern auch Homil. I. S. 7. C. und Homil. II. S. 14. E. auf die erwähnte Hippokratische Stelle an.

K. XXI. §. 92. τὴν ἀνθρωπείαν ἀρετὴν οὐκ ἐξαρκεῖν ἑαυτῇ πρὸς κόσμον] Sturz, welcher, ungeachtet Garnier das Richtige bot, öfter schlechte oder falsche Lesarten aufnahm, hat καθ' ἑαυτήν, wie die Lyoner, die erste Pariser und die Maische Ausgabe nebst der des Joh. Patusas, gegen das Ansehen aller Handschriften. Im Münchner Cod. 141. und in der ersten Baseler Ausgabe steht ἑαυτὴν ohne Präposition. Unser Uebersetzer zog mit Recht ἑαυτῇ, welches siebzehn Pariser und drey Münchner Handschriften bieten, und schon Garnier, und nach ihm Frémion aufnahm, vor.

K. XXII. §. 100. ὅτι δίοι βίον μὲν ἄριστον αὐτὸν ἕκαστον πραιρεῖσθαι] Die Ausgaben vor Garnier, mit Ausnahme der Ed. pr., lesen αὐτῶν, was auch die Sturzische hat, obgleich Garnier nach sechs Handschriften αὐτὸν hergestellt hatte. Letzteres, welches Hr. N. befolgte, bestätigen neunzehn Pariser und drey Münchner Codd.

K. XXIII. §. 35. Ἐγὼ μὲν οὖν, ἃ κράτιστα εἶναι κρίνω, τὰ μὲν νῦν εἴρηκα] „So hätte ich Euch denn theils jetzt schon gesagt, was ich für das Beste halte.“ Diese Uebersetzung ist einerseits unrichtig (wozu hätte statt habe?), anderer Seits schwerfällig. Was die nachstehenden Worte: παρὰ πάντα τὸν βίον betrifft, so hätte sich der Uebersetzer durch die Sturzische Ausgabe, welche, wie die zweyte Baseler, die erste Pariser und die Maische, gegen das Ansehen aller Handschriften παρὰ τὸν βίον hat, nicht irre führen lassen sollen, von dem Garnierschen Texte abzugehen. — Ὑμεῖς δὲ τριῶν ἀῤῥωστημάτων μὴ τῷ ἀνιάτῳ προσεοικέναι δόξητε] Nach ἀῤῥωστημάτων fügen die erste Pariser, die Maische, Garnier'sche und Sturzische Ausgabe ὄντων ein, was weder die Handschriften, noch die älteren Ausgaben anerkennen. Paraphrasirend übersetzte Hr. N. diese Worte so: „Ihr aber erwecket nicht den Verdacht, als wäret Ihr unter drey möglichen Krankheiten gerade in die unheilbare verfallen.“ Die Schlußworte: Ὃ μὴ πάθητε νῦν ὑμεῖς, τοὺς ὀρθῶς ἔχοντας τῶν λογισμῶν ἀποφεύγοντες, ermangeln in der Uebersetzung, welche so lautet: „Dieses darf Euch jetzt nicht begegnen; Ihr werdet Euch weisem Rathe nicht entziehen,“ alles Nachdrucks. Rec. würde sich so ausgedrückt haben: „Hütet Euch, daß dieses jetzt nicht bey Euch zutreffe, wenn Ihr die vernünftig Denkenden meidet.“

Durch diese Bemerkungen glaubt Rec. zur Genüge gezeigt zu haben, daß der Verfasser dieser Uebersetzung zu eilfertig zu Werke gegangen, und daß es seiner Arbeit gar sehr an der grammatischen und kritischen ἀκρίβεια gebricht. In den Anmerkungen hätte er sich hie und da weit kürzer fassen können.

Das Aeußere könnte gefällig genannt werden, wären nicht die Einleitung, der Text der Rede des Basilius und die Anmerkungen ohne Abstufung in den Lettern aus einerley Schrift gesetzt worden.

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dialektik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von L. Jonas. Berlin 1839. XVIII. und 610 S.

Dieses Werk erscheint selbständig; aber in der Reihe des literarischen Nachlasses zur Philosophie des verewigten Schleiermachers macht es des zweyten Bandes zweyte Abtheilung. Es ist sehr lobenswerth, daß es auch einzeln als für sich bestehendes Werk ausgegeben wird; denn wer wird, möge er sich gegen andere Schriften Schleiermachers auch gleichgültig verhalten, nicht wenigstens nach seiner Dialektik begierig greifen? Wer hat ihn nicht als den größesten Dialektiker rühmen gehört? wer hat, wenn er auch nur ein und das andere von diesem Manne zur Hand nahm, in dieses Lob, mindestens theilweise, nicht einstimmen müssen? Es ist wohl nicht zu läugnen, die Gewendigkeit seines Denkens und Redens, wie es ihm zu Gebot stand, überrascht und setzt in Verwunderung; selten jedoch, wenn Rec. seine Empfindung aufrichtig sagen, und von ihr auf andere schließen darf, macht sie den großartigen tiefen Eindruck, der zur Bewunderung nicht allein des ausgebildeten Talentes, sondern auch des gleichsam eigenthümlich und persönlich allgemeinen Grundgedankens und der durchleuchtenden Grundanschauung hinreißt, erhebt, und Sinn und Gemüth und das natürliche Talent des Lesers gleichsam steigert, wohl erst erweckt. Wie große Hochachtung, ja sogar gewissermassen Vorliebe für den Charakter dieses Mannes Rec. auch immer hegt, so will er doch nicht bergen, daß ihm der Schriftsteller zu viel an den Bey- und Außenwerken haftet, zu viele Umwege nimmt, daß man darüber nicht selten in Aerger zu gerathen in Gefahr steht; und daß er nicht festen Schrittes, unverrückt das Ziel im Auge, auf dieses losgeht. Dieser unverwandte Blick und unverrückte Gang hat allerdings in vielen Fällen große Bedenken gegen sich, und der kürzeste Weg ist nicht immer der sicherste, zum Ziele zu führen; aber die Umwege, wenn sie auch das Ziel nicht aus den Augen verlieren, wenn es gleich auch auf ihnen erreicht wird, sie bringen den Gänger müde und matt ans Ziel und vereiteln ihm die Freude und Lust an demselben. Behutsamkeit ist überall löblich und es bleibt wahr: matrem timidi flere non solere; allein sie artet leicht in Aengstlichkeit aus und bringt um die besten und entscheidendsten Erfolge. Nirgend mehr als in einigen Theilen der Philosophie bewährt sich der Spruch, daß allzuscharf macht schartig; — dergleichen Theile sind aber alle, wo eine Transscendenz nöthig wird, wo der Fortgang des reinen Denkens zu Ende kommt, und nur wieder in Bewegung kommen und vorrücken kann durch irgend eine absolute Position; — freylich eine solche, die etwas Erklecklicheres setzt. Dieß fehlte nach des Rec. Ermessen bey dem Verewigten; es fehlte ihm bey allen den ausgezeichneten Gaben, deren er sich erfreute, die erhebende Zuversicht, die ein neuer eigenthümlicher und durchdringender Grundgedanke seinem Entdecker zu geben pflegt, und zunächst ihn selbst, dann aber jeden Theilnehmer höher und weiter führt. Wenigstens ist Schleiermachers Grundgedanke kein kräftig durchleuchtender, sondern bricht aus dem unbegreiflichen und unfaßbaren, aus dem Dunkel hervor, heller und heller sich lichtend und herrlich funkelnd und glänzend, aber auch nie seinen Ursprung ganz verläugnend und besiegend.

Dieses Urtheil des Rec. besagt nicht mehr, und will nicht mehr besagen, als daß der selige

Schl. nach seiner Meynung kein — philosophisches — Genie war; — deren lassen sich freylich in der ganzen Weltgeschichte von den alten Griechen bis bis zu den heutigen Deutschen nur sehr wenige, wenn es hoch kommt, vielleicht ein Duzend, zählen. Dagegen aber zeichnet Schleiermachern ein philosophisches Talent aus, das in dem Grade, als er es besaß, nicht um viel minder selten erscheint als jenes; und dieses Talent erstreckte sich nicht weniger auf den Gehalt, als auf die Form, in welcher er als Meister anerkannt ist. Dieses allgemeine Urtheil hat sich dem Rec. bestätigt auch bey dem Studium der Dialektik. Wie sie hier vorliegt, ist sie ein äußerlich mannichfach zusammengesetztes Werk, und geschöpft theils aus Papieren, die Schl. mit eigener Hand zum Behuf seiner Vorlesungen niedergeschrieben hatte, theils aus nachgeschriebenen Collegienheften.

Die ersterwähnten Papiere enthalten theils die Entwürfe zum Vortrag über diese Wissenschaft, theils bestehen sie aus nachträglichen Zusätzen, Abänderungen und Umstellungen, aus Randbemerkungen, die in Folge des mehrmaligen Vortrages der Dialektik begreiflicherweise sich nothwendig oder zweckdienlich ergaben; sie sind nach den nachweisbaren Jahren in 6 Abtheilungen untergebracht, und hinter dem ausführlichsten Entwurf vom Jahre 1814 als Beylagen beygegeben, und mit A — E bezeichnet. Die letzte Beylage F. giebt den Anfang der Einleitung, wie Schl. kurz vor seinem Tode dieses Werk für den Druck auszuarbeiten begonnen hatte. Aus mehreren in verschiedenen Jahren nachgeschriebenen Heften sind beträchtliche Auszüge zumal zu dem Grundentwurf mitgetheilt, unter dem Text stehend; sie führen das in diesem nur kurz angedeutete oft sehr gut und erhellend aus; hier hat auch der Herausgeber manchmal eine Bemerkung oder Berichtigung zwischen eingeschoben. Was dieser für ein schwieriges und mühseliges Geschäft bey solchem Stand der Papiere übernommen, leuchtet aus dem Angedeuteten ein, und das Publikum muß ihm für die Art, wie er sich des ehrenvollen von dem sel. Schl. in ihn gesetzten Vertrauens und Auftrages entlediget hat, den größesten Dank wissen.

Auch in dieser unvollkommenen Gestalt ist das vorliegende Werk die höchst beachtungs- und dankenswerthe Verlassenschaft eines reichen und vielgeprüften Geistes; und was, und wie er es hier giebt, ist gewissermassen eine neue Wissenschaft, sie ist nicht die herkömmliche Logik, weder die formale, noch die transscendentale Kants; sie hat von beyden aber auch mehreres als beyde; sie sucht Erkenntnißlehre zu werden, indem sie auf den Inhalt seiner Gewinnung und Bearbeitung fast noch mehr als auf die Form Rücksicht nimmt.

Plato zuerst, so viel wir wissen, brauchte den Namen Dialektik als philosophischen, für die Kunst, aus der Einheit, dem Princip, sachgemäß abzuleiten, einzutheilen, zu entwickeln, zur Vielheit fortzuschreiten; — hinwiederum aber auch aus der Vielheit und Mannichfaltigkeit der Dinge und ihrem Unbestand, zur Einheit, zum Anfang aufzusteigen, von dem Aeußern zum Innern zu dringen, im Wechsel und Wandel der Dinge um uns her das unwandelbare Seyn und Wesen derselben zu ergreifen und liebend und entzückt festzuhalten; — Liebe und Entzückung, — über die Sinnenwelt hinausgerückt, in das übersinnliche ewige Reich der Ideen und Ideale emporgehoben seyn — sind wesentliche und nothwendige Folgen der philosophischen Anschauung und Weihe, die nach Plato z. B. im Theätet aus der Liebe zur Weisheit, ausgehend von der Verwunderung, erspriessen.

In den spätern Schulen wechselte die Bedeutung dieses Wortes, so daß es dem Aristoteles die Kunst, die Geister in Ansehung ihres philosophischen Talentes zu prüfen, Andern soviel als Logik, oder auch als Rhetorik oder als beyde zumal bezeichnete. Hiebey blieb es nahe bey zwey Jahrtausenden, bis unser Kant dies Wort wie manche andere wieder erweckte, aber mit einem bestimmteren Begriff, als es bis dahin gehabt hatte, da es mit Logik für einerley gegolten; ja Kant unterlegte ihm eine ganz neue bis auf ihn ganz ungewöhnliche fremde Bedeutung: Logik des Scheines; — nicht der Wahrscheinlichkeit; denn diese ist Wahrheit, (sagt Kant Kr. d. V. 2te Abtheilung der transsc. Logik. S. 349) aber durch unzureichende Gründe erkannt; sondern des Scheines, welcher, seinen Grundsätzen zufolge, aus der subjectiven Einrichtung der

theoretiſchen ſowohl als der praktiſchen Vernunft ſelbſt a priori entſpringet.

Die Auseinanderſetzung dieſes naturnothwendigen transſc. Scheines, zur Verhütung transſcendenter Urtheile iſt im kritiſchen Syſteme die Aufgabe der transſc. Dialektik. Von dieſer iſt die Speculation nach Kant in Deutſchland ausgegangen um die harten Zumuthungen und widerwärtigen Ergebniſſe des Kriticismus auf die eine oder andere Weiſe zu beſeitigen. Hier iſt es vornämlich geweſen, wo Spinoza in die neue Richtung der Speculation einwirkte, auf den eben damals durch Jakobi die Aufmerkſamkeit gerichtet worden war; Leibnitz und Plato hätten dieſelbe Einwirkung in etwas anderer Richtung haben können, wären ſie nur damals eben ſo am Tage geweſen; vielleicht wäre dieß erſprießlicher geweſen. Genug, Fichte fand gewiſſermaſſen durch Spinoza den Ausweg aus den kritiſchen Wirren und Bedrängniſſen; der Zeit Fichte's und ihrer Richtung gehört auch Schleiermacher an; er hat den Spinoza fleißig und eifrig geleſen und durchdacht, natürlich nicht ohne Nachwirkung; daß man ihn aber darum einen Spinoziſten genannt hat, geſteht Rec. nicht zu begreifen; käme es auf Namen an, ſo könnte man ihn mit eben ſo viel Fug und Recht Platoniker oder Jakobi's Anhänger nennen, ſo wenig er auch weder das eine noch das andere iſt; wohl aber ein ſelbſtkräftiger eigenthümlicher originieller Geiſt von gleichtüchtigem mannhaften Charakter; er ſteht immer auf ſeinen eigenen Füßen mit vollem Bewußtſeyn, wenn er auch nicht ſo tief, als einige Hochbegabte, ſo iſt er doch immer ſcharfſinnig und von ſeinen Prämiſſen und Grundanſichten aus folgerichtig.

(Fortſetzung folgt.)

Julii Sillig Quaestionum Plinianarum Specimen primum. Dresdae. 1839. 30 S.

(Schluß.)

Auf ähnliche Weiſe wird 19. §. 144. (f. 41), wo Hr. S. nach dem Pſeudo-Appulejus das ſinnloſe trium foliorum ganz trefflich in triumpho verbeſſert hat, von Zumpt die Einſetzung des Namens lapsana nach den Worten: olus quoque silvestre est beanſtandet. Es ſcheint demnach faſt, als habe ſich der Epitomator erlaubt, Worte, oder ganze Sätze zur Erklärung einzuſetzen, doch läßt ſich darüber erſt nach Bekanntmachung des Ganzen ein ſicheres Urtheil fällen.

Außerdem können wir uns in Betreff der Anordnung einer andern Stelle mit der Anſicht des Hrn. S. nicht befreunden, nämlich: 20 §. 64. (f. 26). Peculiares earum (lactucarum sativarum) vires partim jam dictae sunt, somnum faciendi, veneremque inhibendi, aestum refrigerandi, stomachum purgandi, sanguinem augendi. Non paucae restant, quoniam et inflationes discutiunt, ructusque lenes faciunt, wo Ref. (vrgl. a. a. O. S. 281.) die Worte concoctiones adjuvant, cruditatem ipsae nequaquam faciunt, die in den Ausgaben vor Harduin ſtanden, und zu denen Lesarten aus verſchiedenen Handſchriften angeführt werden, wieder aufgenommen wiſſen wollte. Hr. S. ſtimmt im Ganzen damit überein, zumal da dieſe Worte in der Pariſer Handſchrift ganz ſtehen, glaubt aber, da er in ſeinem Anecdoton las: sanguinem augendi cum coctionem adiubanti, ſchreiben zu müſſen: sanguinem augendi, concoctionem adjuvandi. Non paucae restant . . faciunt, cruditatem nunquam faciunt. Gegen das handſchriftlich begründete nunquam iſt nichts einzuwenden; wohl aber gegen die Auslaſſung von ipsae, was freylich nur neben concoctionem (sc. aliarum rerum) adjuvant, Sinn hat, und gegen die Stellung der Worte concoctionem adjuvandi; denn, abgeſehen davon, daß ein Ausfall an einer Stelle leichter möglich war, als an zweyen, ſo beweiſt die von Hrn. S. angeführten Stelle: 19. §. 127. stomacho fastidium auferunt cibique appetentiam faciunt, nicht, daß das concoctionem adjuvare den ſchon früher erwähnten Wirkungen beygezählt werden muß, da jene Worte eher hier durch stomachum purgandi repräſentirt ſeyn möchten. Wir vermuthen daher, daß der Epitomator dieſe Stelle (und wohl noch manche andere;

vielleicht ist dahin auch die Stelle 20. §. 257 (f. 96.) zu rechnen, wo Hr. S. Venerem stimulant einsetzen will,) da sich doch auch das Uebergangene auf die Verdauung bezieht, ins Kurze zusammengezogen habe, was auch zur Vorsicht bey der Benützung seiner Worte führen muß.

Um aber an dieser Schrift, die als ein Beweis der ernsten und erfolgreichen Studien des Hrn. S. für die der Nachhülfe noch so sehr bedürftige Naturgeschichte des Plinius, den Ref. mit wahrer Freude erfüllt hat, nicht bloß Ausstellungen zu machen, erlauben wir uns noch eine Stelle zu berühren, 20. §. 25. (f. 13.) Salutares et contra fungorum aut hyoscyami venena aeque, ut Nicander tradit, wo wir die Aenderung des Hrn. S.: salutaris est (raphanus) et contra . . venena atque, ut Nicander tradit, et contra sanguinem tauri unterstützen zu können glauben. Hr. S. sah sich nämlich, wie es darauf ankam, nachzuweisen, daß bey Nicander der Rettig wirklich unter den Gegenmitteln gegen das Stierblut vorkäme, genöthigt zu erklären, daß zwar dieses nicht der Fall wäre, daß aber die Worte v. 330. καὶ σπέρδος κραμβῆεν ἁλὶς μεμορυγμένον ὄξει hieher bezogen werden könnten, da Plinius sehr oft raphanus (griech. ῥαφανίς) und ῥάφανος, was bey den Attikern nur für κράμβη, brassica, Kohl gebraucht wurde, mit einander verwechselte. Ein umgekehrter Fall dieser Verwechslung scheint aber nach der Lesart der Handschriften (außer der in der Silligschen Ausgabe angeführten: Rice prapandion. Reg. d. prapadion, Mon. rhapadion) 27. §. 96. (f. 42.) Statt zu finden, wo in den Worten: Leontopetalon, alii rhapeion vocant, folio brassicae, Hermolaus Barbarus, wie er sagt, nach einer vetus lectio, wahrscheinlich aber nur nach Dioscorides, den er auch anführt (cf. III, 110.), rhapeion für ropadion geschrieben hat, während die Handschriften für raphanidion sprechen, was zwar auch von ῥάφανος kommen könnte, aber doch zunächst auf ῥαφανίς führt. — Daß in solchen Fällen, wo der Schriftsteller einen Irrthum begangen hat, diesen wieder zurückzuführen, wenn er durch bloße Conjectur weggeschafft ist, die Pflicht des Kritikers ist, hat Hr. Sillig S. 17. richtig anerkannt. Es ist aber kein Zweifel, daß die Zahl solcher Irrthümer bey genauer Vergleichung der Handschriften, namentlich in der Botanik, nicht ganz unbedeutend erscheinen wird. Wir führen hier nur ein Beyspiel an: 21. §. 67. (f. 39.), wo statt et crocum in utroque genere, unum hebes, alterum odoratum die Handschrift Reg. d. hat et crocum et orsinum, utraque genera, unum u. s. w. Ricc. et orsimin, im Uebrigen eben so. Vergleicht man damit die von Harduin angeführte Theophrastische Stelle (Hist. plant. VI. 7.) καὶ ὁ κρόκος ὅτε ὀρεινὸς εὔοσμας καὶ ὁ ἥμερος, so wird klar, daß Plinius für ΟΡΕΙΝΟΣ las ΟΡΣΙΝΟΣ, dieses für einen Pflanzennamen hielt, und, um in ἥμερος einen Gegensatz zum Vorhergehenden zu erhalten, dieses mit hebes wiedergab.

Wer übrigens diese kleine Schrift mit Aufmerksamkeit liest, wird sich eines Theils überzeugen, daß dieses Anecdoton den Apparat zum Plinius um ein Bedeutendes vermehrt, und andern Theils, daß Hr. Sillig, wenn es ihm auch noch nicht vergönnt ist, die Resultate seiner Arbeiten dem Publikum im Ganzen vorzulegen, doch, ohne zu rasten, trotz seiner Berufsgeschäfte und anderer ihm in den Weg tretender Hindernisse, rüstig und mit Glück sein schweres Werk fördert, und wird in den Wunsch mit einstimmen, daß ihm eine dauerhafte Gesundheit und die nöthige Muße zu Theil werde, um dasselbe in gleicher Weise fortzusetzen und glücklich zu vollenden.

L. v. J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nr. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dialektik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Dialektik nun erhält bey ihm eine andere Bedeutung als bey Kant, und gewiß eine sprach- und sachgemäßere: S. 563 „Dialektik ist Darlegung der Grundsätze für die kunstmäßige Gesprächführung im Gebiet des reinen Denkens.“ Diese Erklärung wird sofort erläutert, dadurch daß das reine Denken von dem geschäftlichen und von dem künstlerischen Denken unterschieden wird, indem es nicht um eines anderen willen da ist, wie das geschäftliche, welches in dem Anderswerden von Etwas oder in der Erreichung eines Zweckes sein Ende findet; auch kommt es nicht, wie das künstlerische, in dem Moment des Wohlgefallens zur Ruhe, noch stellt es wie dieses, auf bestimmte Weise zeitlich erfüllt, nur das lebendigste und wohlgefälligste davon nach außen dar, sondern es will, in sich selbst bleibend, Wissen werden und sich zur Allgemeinheit und Unveränderlichkeit steigern. Das reine Denken vollbringt sich um des Wissens willen, und will dieses werden; das reine Denken ist demnach auch vom Wissen oder Wissenwollen nicht getrennt. Die Gesprächführung aber auf dem Gebiete des reinen Denkens setzt voraus und geht aus von dem Zweifel und Streit über das Wissen überhaupt und was immer sein Gegenstand sey; sie strebt nach einem gleichmäßigen gewissen Denken von beyden und allen Seiten; sie fordert nicht nothwendig einen Mitunterredner, es genügt die besonnene Ueberlegung des Einzelnen je bey ihm selbst.

Sehr gut und wahr wird gleich hier an die Abhängigkeit des reinen Denkens ꝛc. von der Sprache erinnert, demnach die Dialektik sich nicht in einer und derselben Gestalt allgemein geltend machen kann, sondern muß zunächst nur aufgestellt werden für einen bestimmten Sprachkreis, und sie wird in verschiedenem Maaß anders gestellt werden müßen für jeden andern. Solcher Sprachkreise im weitesten Sinne werden in den Erläuterungen Beyspielsweise zweye namentlich aufgeführt: der der westeuropäischen Völker, die sich an der lateinischen Sprache entwickelt haben; und der der morgenländischen Völker, deren Entwickelungsgang bis in die kleinsten Kreise hinein von dem der erstern abweicht. An der Sprache entwickelt sich wie das geschäftliche und künstlerische, so auch das reine Denken; sie dienet mit einerley Mitteln allen dreyen, und diese drey sind selber schon immer mehr oder minder in und neben einander, in jedem Einzelnen und im ganzen Menschengeschlecht, und wälzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort in sprachlicher Ueberlieferung.

Der Zweifel und Streit aber in der Gesprächführung oder Ueberlegung setzt die Anerkennung der Selbigkeit eines Gegenstandes voraus, mithin überhaupt die Beziehung des Denkens auf das Seyn; das Ende desselben ist da, sobald dasjenige, was vorher von mehreren verschieden gedacht wurde, nun von denselben einerley gedacht wird. So lange das Denken nur rein in sich bleibt, giebt es nur Verschiedenheit; — Streit erst, wenn das Denken auf das Seyende bezogen wird. Das reine Denken und Wissen kann sich nicht aus schlechthin neuen Anfängen entwickeln; dazu müßte es sich eine neue, darum aber ganz unverständliche Sprache schaffen; — eben so wenig aber kann es aus dem vorhandenen aber streitigen reinen Denken einzelne beliebige Sätze als streitfreye herausheben und an die Spitze stellen wollen;

wir müssen uns mit den willkührlichen Anfängen in allen Gebieten des Wissens begnügen; eine Anleitung daher, von jedem Punct aus, auf welchem wir uns im reinen Denken finden, den Streit aufzulösen, mithin das Wissenwollen seinem Ziele zuzuführen, kann nur mit dem Versuch beginnen, wie aus dem Gehalt jeder reinen Denkfähigkeit ein außer dem Streit liegendes Denken entwickelt und gesondert werden kann. Der Streit aber betrifft, wie gesagt, die Beziehung des Denkens auf das Seyn.

> „Die Abneigung dieses zuzugestehen, und die Trennung dessen, was man im engern Sinn Logik nannte, von dem, was Metaphysik hieß, ist wesentlich eines und dasselbe. Die Logik in diesen Schranken folgerecht gehalten kann nur solche Regeln zum Verfahren im Denken hervorbringen, welche zu irgend welchem Inhalt desselben gar kein Verhältniß haben. Solche können dann nur die Form betreffen, und daher auch höchstens nur Mißverständnisse aufdecken, die auch von selbst leicht zum Vorschein kommen; sie sind aber so weit entfernt, zur Auflösung des eigentlichen Streites beizutragen, daß sie nicht einmal die Entstehung neuen Streitstoffes zu verhindern vermögen.“ — S. 601. „Die Kunst, den Streit auf dem Gebiet des reinen Denkens zu beendigen, und die, streitfreyes Denken zu entwickeln, sind nur eine und dieselbe, mithin ist die Dialektik auch die Anweisung zur letzteren.“ — S. 610.

Dieß ungefähr sind die Hauptgedanken, welche in der Beylage F. S. 568 — 610 enthalten sind, d. i. in der Einleitung zur Dialektik, wie diese Schl. für das Publikum auszuarbeiten Willens war; sie werden da nach allen Seiten mit scrupulöser, fast peinlicher Behutsamkeit gewendet und ausgeführt, immer in Thätigkeit erhaltend und übend, wenn auch nicht jedermann überzeugend. Die Hauptsache ist, daß in diesen Sätzen sich schon sehr klar der Unterschied der Dialektik wie von der Logik so von der ältern und neuern Metaphysik zu erkennen giebt; zugleich aber kündigt sich darin an, wie beyde hier bis zu einem gewissen Puncte vereinigt sind. Die Dialektik zerfällt in einen transscendentalen, und in einen technischen oder formalen Theil; jener behandelt die Metaphysik des Wissens oder dasjenige, was jeder, der das Wissen will, in Bezug auf das Denken voraussetzen muß; ihre Hauptaufgabe ist, ein ursprüngliches gemeinsames Wissen zu finden, von welchem man zu jedem streitigen Puncte kommen kann. Das zweyte ist, eine gleichmäßige Methode der Fortschreitung zu finden; diese darf aber nicht bloß Ableitungsform einer Vorstellung von der andern seyn, sondern vom ersten Gemeinsamen aus brauchen wir schon Methode der Theilung oder nach Gestalt der Sachen, der Verknüpfung. Das ursprüngliche gemeinsame Wissen muß demnach zugleich irgendwie die Methode der Theilung und Verknüpfung seyn, und diese irgendwie vor allem empirischen Bewußtseyn hergehen, und um dieses Inhalts willen, der jenseits des empirischen Bewußtseyns liegt, heißt sie transscendental.

Vor allem voraus kommt sonach das Denken und Wissen in Betracht. Jedes Wissen ist ein Denken, aber nicht jedes Denken ein Wissen. S. 43 §. 87. „Dasjenige Denken ist ein Wissen, welches a) vorgestellt wird mit der Nothwendigkeit, daß es von allen denkensfähigen auf dieselbe Weise producirt werde, und welches b) vorgestellt wird als einem Seyn, dem darin gedachten, entsprechend.“ Die nothwendige Gleichmäßigkeit der Production ergiebt, daß das Resultat allgemein gültig seyn muß. Auch in der Kunst wird eine Allgemeingültigkeit des Resultates angestrebt; allein anstatt der Gleichmäßigkeit der Production kehrt sich die Sache hier vielmehr um, indem der Betrachtende aus der Darstellung die Idee gewinnt, der Producirende aber umgekehrt. Es empfiehlt sich die Dialektik Schleiermachers vor allen und jeden ähnlichen Werken dadurch insbesondere zu ihrem Vortheil, daß auf das früher erwähnte künstlerische Denken und Produciren, auf seine Art und Weise sehr viel Rücksicht genommen ist, und für die Aesthetik eine schöne Ausbeute hier zu gewinnen ist. Auf dasjenige Denken, welches Schl. das geschäftliche nennt, wird seltener geblickt; auch haben schon die gemeinen Logiker z. B. Fischer, es nicht ohne Vortheil beygezogen; dagegen gesteht Schl. auch dem nationalen und individualen Denken seine Rechte und Ansprüche an das Wissen zu, S. 70 flg. Jedes Denken ist nach §. 92 ein gemeinschaftliches Product der Vernunft und der Organisation des Denkenden, folglich

giebt es keinen Denkact ohne intellectuelle, keinen ohne organische Function; — ein Hauptsatz für die hier zu Grund liegende Ansicht und die Art und Weise, wie sie ausgeführt worden. Darnach theilt der §. 115 alles Denken in drey Gebiete, „das eigentliche Denken mit überwiegender Vernunftthätigkeit und anhangender organischer, das Wahrnehmen mit überwiegender organischer und anhangender rationaler, und das Anschauen mit dem Gleichgewicht beyder.“ Diese Art Anschauung ist nicht die intellectuelle, von welcher Platon im Phädrus S. 247. 248 redet; überhaupt entfernt sich Schleiermacher durchhin von Plato mehr, als man von ihm, dem gründlichen Uebersetzer dieses Genius, erwarten durfte; so nahe er diesem seinem Vorbild an dialectischer Kunst und Gewandtheit kommt, an Anschauungskraft und Durchsichtigkeit steht er ihm weit nach, wie, von Anderem zu geschweigen, bald in §. 126 sich verräth, wo das mathematische Wissen als ein solches angesprochen wird, das so wenig als jedes andere kein reines Wissen gebe; es bedarf keiner Sprache, sagt er, S. 69, aber es existirt dafür nur in persönlichen Combinationen und wird auf diese Art (?) relativ! Nach den alten und den neuern mathematischen Methoden seyen zwar die Resultate dieselben, aber das Wissen, sey (nach §. 86 S. 41) nicht im Resultat, sondern im Vollziehen des Denkens. — Es braucht nicht weitläuftig auseinander gesetzt zu werden, wie weit diese Ansicht von der Platonischen abweicht, und daß die Relativität, als Act, wie wir uns der Verhältnisse bewußt werden und zur Erkenntniß gelangen, nur auf unsere Seite fällt, die geometrischen Diagrammen und Sätze aber in ihrem Seyn und Bestand gar nicht berührt. Desgleichen soll auch das transscendentale Wissen, repräsentirt durch die Idee des absoluten Seyns = Gottheit, durch die Sprache relativirt werden, sobald es als bestimmtes Denken hervortritt.

In alle dem und mehreren anderen verräth Schleiermacher viel mehr Skepticismus, als die meisten alten oder neueren Philosophen, wiewohl er den Skepticismus als durchgängige Denkart und Sinnesweise, als angebliches System, kräftig und siegreich zurückweist. Sein Skepticismus, oder besser, um jeden Mißverstand, der jenem Sectennamen sich anhängen könnte, vorzubeugen, seine Sorglichkeit und Bedenklichkeit weilt vornehmlich und mit Recht bey den allerersten Setzungen, Annahmen und Bestimmungen und bringt es wohl zu einer Art Nöthigung, dieselben sich gefallen zu lassen, nicht aber zur vollen frischen Ueberzeugung, zur lebendigen treibenden Kraft; dann das letzte und höchste, bis wohin sein Scharfsinn vordringt, ist nicht sowohl ein leuchtender Stern, vielmehr ein dunkler Punct, an dem das Denken und Wissen anstoßt und darüber es nicht hinauszukommen vermag.

(Schluß folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Einzelne in den vorausgehenden Bänden des Archivs begonnene oder angedeutete Forschungen werden hier weiter geführt, andere ganz neu begonnen, noch andere so weit abgeschlossen, als es zur Vorbereitung der nächsten Bände der Monumenta und namentlich des demnächst erscheinenden fünften Bandes derselben erforderlich und mit den vorliegenden Hülfsmitteln ausführbar war. Begreiflicherweise sind die Abtheilungen der Geschichtsschreiber, — sie enthalten Notizen über 194 verschiedene Schriftsteller und Geschichtswerke, — und jene der Gesetze die umfangreichsten. Bey der Ueberfülle des Stoffes können wir uns hier nur darauf beschränken, einige derjenigen Artikel hervorzuheben, welche sich durch Ausführlichkeit der Behandlung oder durch Neuheit und Interesse des Gegenstandes besonders auszeichnen. Hieher gehört denn aus der ersten Abtheilung vor allem die von Hrn. Bethmann in Hannover gegebene kritische Uebersicht der Handschriften und Ausgaben von des Paulus Diakonus Geschichte der Langobarden. (S. 274 — 358). Es werden zuerst 25 Handschriften, welche bereits für die neue Ausgabe dieses wichtigen Schriftstellers theils ganz theils stückweise verglichen und benutzt sind, mit einer musterhaften Genauigkeit und mit ungemeinem immer nur auf das Wesentliche gerichteten Scharfblicke nach ihrem Bestande, nach ihren innern Eigenthümlichkeiten und ihren gegenseitigen Verwandtschaftsverhältnissen, nach ihren spätern Ueberarbeitungen und Interpolationen ꝛc. beschrieben und

erörtert, wonach sich ergiebt, daß unter allen diesen Handschriften der von Pirsner verglichene Wiener-Codex cat. hist. prof. 680 aus dem IX. Jahrhundert die älteste und bedeutendste und von so ursprünglichem Ansehen sey, daß ihr Text unbedenklich der neuen Ausgabe zum Grunde gelegt werden konnte. Es werden hierauf diejenigen Handschriften, 51 an der Zahl, nach ihren Bibliothek-Consignationen aufgeführt, welche bey den Untersuchungen für die Monumenta ebenfalls aufgefunden wurden, aber bisher für die neue Ausgabe noch nicht benutzt sind, und zugleich die Stellen angezeigt, in denen entweder alle bisher verglichenen Handschriften Spuren von Corruption zeigen, oder doch die rechte Lesart zweifelhaft bleibt, von welchen es daher wünschenswerth wäre, auch die Lesart der übrigen noch unbenutzten Handschriften kennen zu lernen, und dieß um so mehr, als die meisten jener Stellen zugleich der Art sind, daß sich aus ihnen auch die Charakteristik jeder Handschrift und der Platz erkennen ließe, der ihr im Verhältnisse zu den andern anzuweisen sey. Hinsichtlich der Ausgaben des Paulus Diakonus weiset Hr. Bethmann nach, daß zu den bisher vorhandenen elf Editionen nur sehr wenige Handschriften, und gerade die ältesten und besten nicht benutzt seyen, und daß nur drey derselben, nämlich die editio princeps (Ascensiana 1514), die Peutinger'sche, und die erste Lindenbrog'sche (1595. 8.) als selbstständig und auf Handschriften beruhend für die neue Ausgabe, bey deren Bearbeitung sich vor allem möglichste Herstellung des durch die gegenwärtige (Lindenbrog'sche) Vulgata verdrängten älteren und ursprünglichen Textes zum Ziel gesetzt wurde, berücksichtigt zu werden verdienen, der Text der andern Ausgaben aber, als nichts Neues oder genugsam Verbürgtes gebend, gar nicht zu Hülfe genommen werden könne. Durch vorliegende ganz vorzügliche obgleich nur als Vorarbeit hingestellte Abhandlung hat Hr. Bethmann zur Genüge dargethan, daß die kritische Bearbeitung dieses Geschichtsschreibers keinen bessern Händen anvertraut werden konnte als den seinigen, und daß die von ihm besorgte Ausgabe eine wahre Zierde der Monumenta seyn werde.

Liudprandi historia. Von Hrn. Archivrath Pertz. (S. 391 — 404.) Hr. Pertz fand sich veranlaßt, die Münchner Handschrift des Liudprand (Cimel. II. 2. d. Frising. 188. S. X.), obschon dieselbe bereits durch ein hiesiges Gesellschaftsmitglied, den nun verstorbenen Appellationsrath von Delling, für die Monumenta verglichen worden war, einer nochmaligen und autoptischen Untersuchung zu unterwerfen, und machte bey dieser Gelegenheit die wichtige Entdeckung, daß wir nach unverkennbaren Kriterien in der bezeichneten Münchnerhandschrift Liudprands Original besitzen, und zwar die Reinschrift seines Concepts der ersten 5 Bücher, wahrscheinlich von einem Diener oder Begleiter auf seiner Flucht nach Deutschland unter den Augen des Verfassers gearbeitet, der die Fehler und Auslassungen verbesserte und nachtrug, und den Schluß des fünften und das ganze sechste Buch, dann einige Jahre nachher auch die historia Ottonis eigenhändig hinzufügte. Mit dieser Annahme stimmt denn auch die Eigenthümlichkeit, Correktheit und innere Vollendung der Handschrift vollkommen überein; es erweiset sich sohin der Münchner Codex als die unmittelbare und letzte Quelle aller übrigen Handschriften und Ausgaben dieses Geschichtswerkes.

Ekkehardi Uraugiensis opera. Von demselben. (S. 469 — 509.) Die von Eckehard, erstem Abte des Klosters Urach an der fränkischen Saale, hinterlassenen zum Theil noch ungedruckten historischen Werke sind ihrem wesentlichen Inhalte nach nur Wiederholungen eines und desselben Werkes in verschiedenen Formen und mit geringen Abänderungen und Zusätzen. Es werden hier die Handschriften aufgezählt, welche von den einzelnen Werken Eckehards vorhanden sind. Hr. Pertz weiset nach, daß Eckehard sein Hauptwerk, die in ihrer echten Gestalt noch ungedruckte doch schon im zwölften Jahrhunderte durch Otto von Freysing, Chronographus Saxo und andere Chroniken benutzte und fortgesetzte Weltchronik, in den Jahren 1098 — 1106 zu Bamberg im St. Michaelskloster unter Benutzung dortiger Handschriften, namentlich der Geschichte Richer's, ausgearbeitet habe. Die Grundlage der neuen Ausgabe bildet die ehemals Bamberger jetzt Jenaische Handschrift; ihre Lücken werden mit Hülfe der übrigen Handschriften ergänzt, die Abweichungen der drey verschiedenen Umarbeitungen der Weltchronik so wie die der Kaiserchronik dem ältern Texte beygedruckt und die Fortsetzungen bis 1125 hinzugefügt werden.

Gesta Trevirorum (S. 509 — 525.) Die in den Monumentis erscheinende Ausgabe wird sich von der durch Wyttenbach und Müller zum Theil aus den von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ihnen übermittelten Handschriften, Collationen und Notizen besonders in Druck gegebenen vorzüglich dadurch unterscheiden, daß die ältesten bis zum Jahre 1101 reichenden Handschriften und diejenigen, welche aus ihnen zunächst geflossen sind, dem Texte zum Grunde gelegt, die in den übrigen Handschriften vom 12. bis zum 15. Jahrhunderte vorkommenden weitern Umwandlungen und Fortsetzungen aber in gesonderter Darstellung zum Vortrage kommen werden. Hr. Dr. Waitz giebt eine Uebersicht der sämmtlichen bisher bekannten Handschriften, und scheidet dieselben in drey dem Bestande und der Abfassungszeit nach verschiedene Recensionen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nr. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dialektik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse ꝛc.

(Schluß.)

Dieß tritt ganz offen entgegen überall, wo Schl. an die Gränzen irgend eines Wissens und an die obersten Gränzbegriffe kommt, z. B. S. 75 §. 132. flg.:

„Da die Vernunftthätigkeit gegründet ist im Idealen, die organische aber als abhängig von den Einwirkungen der Gegenstände im Realen: so ist das Seyn auf ideale Weise eben so gesetzt wie auf reale, und Ideales und Reales laufen parallel neben einander fort als modi des Seyns.“ — „Die Annahme dieses höchsten Gegensatzes beruht uns, und hier lediglich darauf, daß beyde Elemente im Denken als unabhängig gesetzt werden, und dieß ist, weil es nur auf der Ansicht des Bewußtseyns beruht, zuletzt Sache der Gesinnung.“

In einer Vorlesung sagte er: eben diese Einheit des nur in beyden modis seyenden Seyns ist das transscendente, d. h. dasjenige was wir niemals unmittelbar anschauen, sondern dessen wir uns nur als eines nothwendig anzunehmenden bewußt werden können, so daß uns die allgemeine Einheit des Seyns hier völlig hinter dem Vorhang bleibt. Angeben können wir sie, aber nicht erklären, und wollten wir sie erklären, so würden wir von unserem Wege abgehen und entweder Poetisches oder Rhetorisches aufstellen; denn wir können sie weder denken, noch wahrnehmen, am wenigsten also anschauen. Wir können sie demzufolge auch nicht wissen, sondern wir setzen die Identität jener höchsten Differenz nur voraus zum Behuf des Wissens; wir glauben sie nur und müssen sie glauben um des Wissens willen; — kurz, der Grund des Wissens und Seyns liegt hinter dem Wissen und Seyn, aber wir können ihn weder in Gedanken fassen, noch das im Wissen dargestellte Seyn aus ihm ableiten. s. §. 133. flg. S. 77 flg. vrgl. mit S. 394 — 401.

Hier also ein Knoten, den das Denken und Wissen nicht durchdringt, von dem, als einem dunklen Puncte es sich wieder zurückwendet. Die Gränze ist hier eine Nöthigung; und freudigeres und helleres, als diese Nöthigung ist, kommt aber auch im Verfolg nicht zum Vorschein, z. B. nicht §. 183. S. 113 flg. wenn gesagt wird, daß dem Gegensatz des Allgemeinen und Besonderen im Begriff, im Seyn der Gegensatz von Kraft und Erscheinung entspreche; daß aber die den Begriffsgränzen im Seyn entsprechenden: höchste Kraft und chaotische Materie oder materielles Chaos, die erstere nicht die Gottheit, letztere nicht die auf- und absteigenden Evolutionen von Kraft und Erscheinung seyen, und daß aus diesen Endpuncten und dem, was ihnen entspricht, die Welt nicht construirt werden könne, wie die gemeine Vorstellung ist. S. 118. Auch nicht S. 134 §. 200. flg., wo das den Urtheilsgränzen im Seyn entsprechende als höchste Ursache und chaotische Materie bezeichnet wird, die erstere aber wiederum nicht die Gottheit, die letztere aber als Vorstellung von einem gestaltlosen Stoff bloße Abstraction, zwischen beyden aber das Wissen und Seyn eingeschlossen ist. S. 141. „Es kann uns nur ein Seyn zwischen diesen Puncten gegeben seyn, und wir können nur um ein Seyn zwischen diesen Puncten wissen, da wir schon diese selbst nicht mehr wissen.“

So weit auch die Gränzen, welche Schleiermacher überall dem Denken und Wissen steckt, von

denjenigen abweichen, die Kant in seinen Kritiken gezogen hat, so ist er doch gerade auf diesem Puncte weit mehr Kantianer, oder wenn man lieber will, weit mehr kritischer Philosoph, als irgend einer der Namhaften nach Kant. Die Begränzung aber, wie auch immer umschrieben, scheint so wenig im Sinne des Zeitgeistes zu liegen, daß in diesem Puncte kaum ein und der andere der zahlreichen und unmittelbaren Schüler des gefeyerten Lehrers an seinem Worte und Systeme festhalten, wohl Hr. Ritter, der berühmte Geschichtschreiber der Philosophie, am meisten. Dagegen Hr. Prof. Braniß in Breslau wird wohl auch zu den Schülern und Anhängern Schleiermachers gezählt, entfernt sich aber hier und in anderen nicht unbedeutenden Puncten in dem Maße von seinem Freunde und Lehrer, als er sich der Hegelischen Methode und Entwickelung nähert; da aber Schl. sein metaphysisches System nirgend ausgeführt, wiewohl an vielen Orten die Elemente und Grundlagen desselben erörtert und höchst mannichfaltig angewandt und nach allen Seiten hin und her gekehrt hat, wie gleich an vielen Stellen der vorliegenden Schrift: so verdient das System der Metaphysik von Braniß bey den Freunden und Verehrern Schl's., deren dieser unermüdlich arbeitende scharfsinnige Geist gewiß in allen deutschen Landen viele zählt, und in der Zukunft zweifelsohne immer noch mehrere zählen wird, um so mehr Beachtung, als es sich durch eigenthümliche Vorzüge auszeichnet, und unbeschadet derselben dennoch die Grundansicht Schl's. erkennen läßt; denn diese verläugnet nirgend, daß ihr Vater Theolog und Ethiker ist; und nach diesen beyden Richtungen hat Braniß die Metaphysik geistreich und neu durchgeführt, so daß sie den Unterschied ihres Inhaltes und ihrer Abzweckung, gegen andere alte und neue Systeme gehalten, Jedermann klar vor Augen legte; Theologie und Ethikologie bilden in ihr den Anfang und das Ende, den Eingang und Ausgang, und die Natur, vielmehr die Schöpfung liegt da zwischen beyden inne, und zu einer Naturphilosophie kommt es nicht, während die meisten neuern Systeme, nach Schelling, nur auf diese hinarbeiten. Darum hält es Rec. nicht für nothwendig, bey der transscendentalen Dialektik länger zu verweilen, doch darf er nicht verhehlen, daß eben hier Braniß am augenfälligsten sich von Schl. trennt. Denn wie vorhin so kommt Schl. auch hier nicht über die Gränzen hinaus, wo sich ihm §. 211. S. 147 flg. der Umfang des empirischen Wissens in das Gebiet des physischen und das des ethischen Wissens theilt, jenes entsteht aus denjenigen Actionen, wo das Bewußtseyn nur leidend, dieses aus denen, worin es thätig erscheint. Vortrefflich wird die Parallele zwischen Wissen und Wollen geführt und gezeigt, daß wir eben so gut eines transscendentalen Grundes für unsere Gewißheit im Wollen, als für die im Wissen bedürfen, und daß beyde nicht verschieden seyn können. Dieser transscendentale Grund — Gott — wird uns aber auch hier nur in der relativen Identität des Denkens und Wollens kund, nämlich im Gefühl. Ueber dieses und seine Bedeutung für die Religion ist sich Schl. gleich geblieben von seinem ersten Auftreten in den Reden über Religion bis zu seinem Heimgang; es war und blieb die Gränze, über welche seine Speculation und sein Glauben nicht hinauskam, vielleicht weil sein Auge mehr mikroskopisch als teleskopisch war, und es ihm wegen der bewundernswerthen Gewendigkeit seines Denkens an dem vollkommenen festen Vertrauen zu demselben fehlte; denn es kam nie zu völliger Ruhe, beynahe in keinem Puncte. Sehr wahr sagt er S. 151.

> „Der Glaube an Gott ruht bey den meisten Menschen weit mehr auf der Gewißheit des Gewissens, als auf der Gewißheit des Verstandes. Wenn sie inne werden, daß sie auf dieser Seite können zur Skepsis gebracht werden, recurriren sie zwar auf Gott, aber selten geht der Glaube ursprünglich von dieser Seite aus, weil dazu schon eine speculative Richtung gehört.

Dieß gilt gewiß nicht leicht von Jemand mehr, als von Schl. selbst; mit allem Aufwand von Scharfsinn und Speculation kommt er nicht weiter, als ihn das unmittelbare Gefühl im Gewissen belehrt hat; dieß liegt hier augenscheinlich vor, sowohl in demjenigen, was er im Entwurf als in den Nachträgen und in den Vorlesungen geschrieben und gesagt hat; zu einem Positiven und hiemit zu einem Wendepunct der ganzen speculativen Richtung kommt es bey alle dem nicht und nirgend. §. 216. S. 154.

„Wir wissen nur um das Seyn Gottes in uns und in den Dingen, gar nicht aber um ein Seyn Gottes außer der Welt, oder an sich.“ — §. 217 S. 159. — „Wir können daher zusammenstimmen mit allen inadäquaten, bildlichen Vorstellungen, welche das religiöse Gefühl repräsentiren, nur daß wir uns der Gränzen ihrer Geltung bewußt sind.“ §. 223, 224. S. 165. „Von der Idee der Welt ist uns eben so wenig das Seyn an sich, und das Seyn im Gegensatze gegen Gott gegeben, sondern nur das Seyn in uns und das Seyn in den Dingen. — Wir sind nicht befugt, ein anderes Verhältniß zwischen Gott und der Welt zu setzen, als das des Zusammenseyns beider.“ u. s. w.

Es gehörte eine starke Natur dazu, diesen herben unerträglichen Zwiespalt zwischen Gefühl und Verstand zu ertragen, ohne eines dem andern aufzuopfern, da sie doch nie ausgeglichen wurden. Es verlohnt der Mühe, in dieser Rücksicht Eduard Schmidts Umrisse zur Geschichte der Philosophie mit ihren Ergebnissen mit den Ansichten Schleiermachers zu vergleichen und prüfend zu durchdenken; wenige werden zweifelhaft bleiben, wohin sie sich wenden wollen, wenn Schleiermachers Philosophie sie überzeugt.

Uebrigens werden Begriff und Urtheil als die einzigen Formen des Denkens angesehen, und der Schluß hier, wie auch in anderen neueren Werken etwas geringschätzig angesehen; je mehr er vordem Jahrhunderte lang überschätzt worden ist; — aber er läßt sich nicht ganz beseitigen, und ist hier im technischen oder formalen Theile unter dem Namen Inductionsprozeß und Deductionsprozeß sehr gründlich und lehrreich abgehandelt; eigentlich sind nur die allerdings nichtsnutzigen syllogistischen Figuren und Modi verschwunden; denn die Absicht der Dialektik geht nicht auf ein formales Wissen, sey es in Begriffen, oder sey's in Urtheilen, sondern auf die Erzeugung und Findung derselben, auf Heuristik und Topik: diese wurden als Kunstlehren oft versucht, sie wollten aber in dem wissenschaftlichen Bereich nie recht bekleiben und gedeihen; es steht dahin, ob es ihnen in dieser neuen Gestalt und unter dem jetzt so sehr beliebten Namen der Dialektik besser gelingen wird. So viel aber jeder Paragraph mit seinen Zugaben Anregendes und Förderliches enthält, so hat Rec. doch nur die

Hauptpuncte des transscendentalen Theiles herausgehoben und bey ihnen etwas verweilt, denn sie sind das wichtigste, bilden den Grund und Kern von Schl's. System; die übrigen Puncte und den zweyten formalen Theil läßt er unbesprochen, weil er glaubt, daß Hr. Ritters Abriß der philosophischen Logik den meisten Lesern bekannt ist; diese in der 2ten gänzlich umgearbeiteten Auflage v. Jahre 1829 schließt sich dem Schleiermacher'schen Systeme der Dialektik, zumal der technischen in den meisten wesentlichen Puncten sehr getreu und doch selbstständig an, und hat den Vorzug durchhin gleichmäßig ausgearbeitet zu seyn; Jünglingen zumal ist sie als Einleitung zur Philosophie vor vielen ähnlichen Schriften zu empfehlen.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Besondere Beachtung nehmen ferner nachfolgende Aufsätze in Anspruch: S. 228 Prosperi chronicon. Von Hrn. Dr. Waitz. S. 252 Fredegarius. Von Hrn. Pertz. S. 364 Einhardi vita Caroli M. Von demselben S. 421 Thietmari chronicon. S. 448 und 675. Adami Bremensis hist. archiepiscop. Brem. (zu vergleichen mit Archiv VI. 369 und 647.) S. 463 Anselmi ep. Luc. vita auct. Rangerio. S. 525 Hugonis Horiacensis opera. S. 533. Sigeberti Gemblacensis chronicon. S. 559 Godefridi Viterbiensis opera. S. 598 Chronicon Stederburgense. S. 638 Ottonis scabini Nussiae chronicon und Chronica regia S. Pantaleonis. S. 655 Martini Poloni chronica etc.

Die Bemerkungen über Handschriften der zweyten Abtheilung, der Gesetze nämlich, betreffen A. die Gesetze der einzelnen deutschen Stämme und Gaue, die sogenannten Volksrechte. B. Die Reichsgesetze. C. Die Formelsammlungen. D. Deutsche und andere neuere Rechtsbücher. E. Canonisches Recht. Bey den Volksrechten sind sämmtliche Handschriften, welche für deren neue Ausgabe in den Monumentis bisher benutzt wurden, aufgeführt, und nach den verschiedenen aus ihrer gemeinsamen Vergleichung sich herausstellenden Textes-Recensionen ausgeschieden. Ein überraschendes Resultat gewährt dieses Verfahren insbesondere bey den von Hrn. Archivrath Pertz gegebenen Uebersichten der Handschrif-

ten der Lex Salica, Ripuariorum und Alamannorum. Bey allen dreyen ist eine merowingische und karolingische Ausgabe (Recension) nachgewiesen, deren jede wieder in verschiedene Unterklassen zerfällt. S. 764 — 766 sind die bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften der Lex Baiuwariorum und ihrer Additamente verzeichnet, und diejenigen, von denen die Gesellschaft bereits die Textes-Collation besitzt, angegeben; es sind dieß folgende achtzehn: Vier Pariser und zwey Wolfenbüttler Handschriften, die Kruft'sche Handschrift zu St. Paul, die Wiener (aus Gottweih), die Gothaische (aus Mainz? vrgl. Würdtwein Bibl. Mogunt. p. 10. n. 6.), die Leydener (aus der Vossius'schen Sammlung). Dann die acht Handschriften zu München, und zwar die Ingolstädter (Gewoldische) in der hiesigen Universitäts-Bibliothek, und die zwey Tegernseer, die Benediktbeurer, Chiemseer, Augsburger, Oberaltaicher und Aldersbacher in der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Noch nicht verglichen sind: der Codex Estensis zu Modena, der wichtige Codex zu Admont, und eine neuerdings aufgefundene Handschrift zu Paris; dann der in vorliegendem Verzeichniß übergangene aber bereits Arch. III. 441 aufgeführte Codex Bodleianus zu Oxford und das Fragment der L. B. in dem Cod. Bamberg. P. I. 9. Arch. VII. 822.

Es ist auffallend, daß die Anzahl der inländischen Handschriften dieses ältesten Gesetzbuches unseres Landes verhältnißmäßig so gering ist, und daß sich namentlich unter den Bibliothekresten der altbaiwarischen Cathedralen Freysing, Salzburg, Passau, Regensburg keine einzige Handschrift desselben findet. Daß Exemplare bey jeder derselben wirklich vorhanden waren, unterliegt gar keinem Zweifel. Hinsichtlich Passau's ist es nachgewiesen. (Vrgl. Lang, b. Jahrbücher S. 341. Wiener Jahrbücher der Lit. Bd. 40. Anz. Bl. S. 8. Mon. Boic. Vol. 28. P. II. p. 201.) Auch das Kloster Wessobrunn besaß noch im Jahre 1248 eine Handschrift des „Jus Noricorum." Wir haben übrigens bey dem Verluste so schätzbarer Denkmäler unserer vaterländischen Vorzeit sicherlich weniger die Ungunst der Zeiten als die Perfidie der Menschen zu beklagen, und mancher der obengenannten ausländischen Codices möchte die Kennzeichen der Abstammung aus dem Lande seiner ehemaligen gesetzlichen Geltung noch an sich tragen.

Unter der Rubrik Reichsgesetze (S. 788—798) werden einige Nachträge zu den beyden ersten Bänden der Leges (Monum. III. et IV.) geliefert. Die von dem Bibliothekssekretär Föringer aus einem Codex des hiesigen Reichsarchivs mitgetheilte Zusammenstellung der Beschlüsse der fünf Reichssynoden des Jahres 813 ist höchst wahrscheinlich ein Ergebniß der officiellen Vorberathungen des im September des genannten Jahres gehaltenen Reichstages zu Aachen, und der von Einhard (Annal. Monum. Germ. I. 200) mit Bestimmtheit ausgesprochenen „constitutionum, quae in singulis (huius anni conciliis) factae sunt, collatio in illo conventu habita —"; steht sohin in unmittelbarem Zusammenhange mit dem aus eben demselben Codex im 2. Bde. der Leges p. 551 abgedruckten deßfallsigen Commissionsberichte der Bischöfe, durch dessen Inhalt übrigens dargethan seyn dürfte, daß der vollständige Text des nach der ausdrücklichen Erwähnung des chronicon Moissiacense auf obigem Reichstage gegebenen „Capitulare XLVI capitulorum" bisher noch nicht aufgefunden sey.

Hinsichtlich des gleichfalls von dem Bibliothekssekretär Föringer aus einer Handschrift der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek S. 797 mitgetheilten bisher unbekannten Landfriedens, der erst bey Gelegenheit der Schmeller'schen Handschriften-Beschreibung zum Vorschein kam, ist es sehr zu bedauern, daß dieses interessante Rechts-Denkmal in die chronologische Reihe der ältesten Reichsgesetze, welche zum erstenmal in dem eben genannten Bande der Monumenta in solcher Vollständigkeit gesammelt erschienen, nicht mehr aufgenommen werden konnte. Da der vorhandene Text desselben leider weder eine Zeit- noch Ortsbestimmung seiner Abfassung in sich trägt, so schwankt die Wahl zwischen den von den Geschichtschreibern erwähnten aber bisher vergebens gesuchten Landfrieden Heinrichs III. vom Jahre 1043, Heinrichs V. vom Jahre 1105 und 1122 und Lothars vom Jahre 1126. Hr. Pertz entscheidet sich für den Speyerer Frieden von 1122. Der Umstand aber, daß der fragliche Codex nach einer zuverlässigen Notiz auf Befehl des Freysingischen Bischofs Abraham (975 — 994) geschrieben wurde, und der ganz gleichzeitig scheinende Schriftcharakter des Landfriedens möchte auf eine frühere Zeit deuten. Die Stelle des handschriftlichen Textes: Sicut iuratores nostri aliquem de supradictis causis reum insequentur etc. dürfte übrigens in si coniuratores etc. zu verbessern seyn.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

F. Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Erste Hälfte. Breslau. Verlag von Ferd. Hirt. 1839. 8.

Franz Passow verdankt seinen ausgebreiteten literarischen Ruf in der gegenwärtigen Zeit vielleicht hauptsächlich seinem griechischen Wörterbuche, welches seit fast 20 Jahren die früher gebräuchlichen Werke dieser Art vielfach aus dem Gebrauch, besonders in den Gelehrtenschulen verdrängt hat. Wie nun die Lexicographie bekanntlich zu den trockensten Zweigen der wissenschaftlichen Thätigkeit gehört, zwar ungemein viel Gelehrsamkeit und Fleiß, aber, wie man insgemein glaubt, desto weniger eigentlichen Geist erfordert, so liegt die Versuchung nahe, von der Wahl und Bearbeitung eines solchen Gegenstandes auch auf das Naturell des Verfassers zurückzuschliessen. Zwar hatte sich Passow zuerst durch Arbeiten anderer Art in die literarische Welt eingeführt, durch Uebersetzung des Persius, des Johannes Secundus, des Musäus und des Longus, hatte auch durch einzelne Aufsätze in Zeitschriften ganz heterogene Fähigkeiten und Interessen beurkundet. Allein diese Aufsätze, ästhetischen Inhaltes, sind, wie es zu geschehen pflegt, nur in einem kleinen Kreise bekannt geworden, und auch jene Uebersetzungen, soviel sie gerechte Anerkennung vor 30 Jahren fanden, sind doch schwerlich im Stande, die Vorstellung, welche man sich nach seinen späteren Haupt-Beschäftigungen von ihm machen möchte, gehörig zu modifiziren.

Ein desto verschiedeneres, aber richtigeres Bild von seiner interessanten und liebenswürdigen Persönlichkeit giebt die vorliegende Briefsammlung. Man erkennt aus ihr deutlich, in welchem Grade vielmehr das poetische Element in Passows Natur das entschieden herrschende war, wie der Kunstsinn und das Interesse für das Schöne den rein wissenschaftlichen Sinn in ihm wo nicht überwog, doch demselben das Gleichgewicht hielt, und wie die natürliche Richtung seines Geistes fast in grellem Widerspruch mit seiner wissenschaftlichen Hauptleistung stand.

Dieß war zwar seiner Umgebung, seinen zahlreichen Freunden und Schülern wohl bekannt, aber es ist erwünscht und der Mühe werth, daß dieses wahre Bild auch im größern Kreise bekannt werde, und auf die Nachwelt komme. Zudem ist, abgesehen von dem Interesse an seiner Persönlichkeit, diese Briefsammlung so reich an den feinsten Bemerkungen über die vaterländische Literatur, deren Gang Passow mit nicht geringerer Aufmerksamkeit und Theilnahme verfolgte, als den seiner speciellen Berufswissenschaft, so reich an Reflexionen und Herzens-Ergiessungen über alle Verhältnisse des Gemüthslebens, daß man weder Freund noch Zunftgenosse des Briefstellers zu seyn braucht, um die mannigfaltigste Belehrung und die wohlthätigste Anregung aus diesen Briefen zu schöpfen.

Die vorliegende erste Hälfte der Sammlung reicht bis zum Beginn von Passows akademischer Laufbahn im Jahr 1825 und enthält ausser seinen Briefen auch eine kurze Autobiographie. Man erfährt aus beyden, daß Passow den 20. September 1786 zu Ludwigslust in Mecklenburg geboren war, seine Gymnasialstudien auf dem gymnasio illustri in Gotha machte, besonders unter Fr. Jakobs, dem er sein Leben lang mit inniger Pietät anhieng; dann im Jahre 1804 nach Leipzig gieng, um theologische Collegia zu hören, aber bald sowohl die

Theologie als die Collegia überhaupt aufgab, mit Ausnahme derjenigen von G. Hermann, um sich ganz dem Privatstudium der Philologie hinzugeben; wie er denn von einer Sehnsucht nach Kunstbildung und Kunstanschauungen getrieben seinen Aufenthalt in Leipzig mit Dresden vertauschte; wie er bald darauf im J. 1807 durch Göthe's unmittelbaren Betrieb als Professor an das weimarische Gymnasium berufen wurde; nach 3 Jahren einem Antrag als Mitdirektor des Conradinums zu Jenkau bey Danzig folgte; wie er später, als diese Schule durch die Kriegsunruhen und die darauf folgenden politischen Veränderungen aufgelöst wurde, seine unfreywillige Mussezeit zu einer Reise durch Deutschland und die Schweiz benützte, dann in Berlin wieder als quasi-Student zu Fr. A. Wolfs Füssen zu sitzen kein Bedenken trug — bis die preußische Regierung den bewährten Lehrer und Gelehrten reaktivirte, indem sie ihm die in Breslau erledigte Professur der Philologie übertrug.

Dieser Lebenslauf ist in 4 Perioden geschieden; jeder derselben geht der betreffende Theil der Autobiographie voraus, dann folgen Passows Briefe aus dieser Periode; von den Briefen seiner Freunde an ihn ist keiner mitgetheilt, ohne Zweifel aus den achtungswürdigsten Gründen, so dankbar der Leser auch die Einwebung der Briefe von Jakobs, Heinrich Voß ꝛc. theils um ihrer selbst willen, theils zur Erläuterung von Passows Antwortschreiben aufgenommen haben würde.

Die erste Periode: Erste Jugendzeit bis zur Universität, enthält ausser einem interessanten Berichte über Passows erste Geistesentwicklung von dem Präpositus Breem, seinem Informator, nur 9 Briefe an seine Mutter (keinen einzigen an seinen damals noch lebenden Vater) von Gotha aus datirt, voll kindlichen Gemüthes und reger Theilnahme an allem geistigen Leben, nicht ohne Spuren von Frühreife und Aeußerungen, die in dem Munde eines sechzehnjährigen Schülers bisweilen einen gemischten Eindruck machen; wie wenn er S. 25 schreibt:

> „Wie ich die natürliche Tochter las, hielt ich sie für das höchste, was die deutsche Sprache hervorbringen könne. Ohne ihr nur das geringste von ihrer hohen Schönheit zu rauben, bin ich doch eines andern inne geworden."

Nämlich durch Zach. Werners Söhne des Thales. Es ist gewiß keine häufige Erscheinung, einen Gymnasiasten von Göthe's Eugenie begeistert zu finden; eine Erscheinung, welche entweder auf einen nicht ganz natürlichen Bildungsgang oder auf eine ungewöhnliche Empfänglichkeit für die reine Form eines Kunstwerkes schließen läßt. Oder S. 21.

> „Ich muß aber zugleich gestehen, daß das Frauenzimmer hier in Gotha das einzige ist, was unter meiner Erwartung geblieben. Jedes Frauenzimmer besucht wöchentlich zwey Gesellschaften, die ausserordentlichen abgerechnet. Wie kann damit die höchste Zierde des Weibes, die Häuslichkeit bestehen! Wie viel Zeit muß nicht allein der Putz wegnehmen?"

Das lautet allerdings etwas altklug. Um so auffallender und erfreulicher ist es, in seiner weitern Entwicklung von dieser leidigen und lästigen Eigenschaft keine Spur mehr zu finden, zwar überall mehr Neigung und Fähigkeit zu Reflexionen als zu objektiver Auffassung dessen, was ihn umgab, aber in den Reflexionen eine mit den Jahren wachsende Frische und Jugendlichkeit des Urtheils.

Die zweite Periode, Leben auf der Universität, wird durch Briefe an seinen Freund, den jetzigen Senator Hudtwalker in Hamburg und an seinen Lehrer Jakobs und Breem erläutert. Sein zur Schwärmerei geneigtes Gemüth fühlt sich sehr unbefriedigt. Von Leipzig S. 31 an Jakobs:

> „Alles ist hier ganz anders wie dort (in Gotha) und kann nur Einem Zwecke, dem einer weitern wissenschaftlichen Bildung genügen. Das, was ich hier für schönere Seelenkräfte gewinnen mag, werde ich Leipzig nie danken, denn hier ist nichts was ich mit Liebe umfassen könnte, und ich habe doch darnach gesucht! Ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß ich schon am Grabe des Alters der Ideale stehe."

Die Theologie wird ihm (wie es scheint, besonders durch Becks exegetische Vorträge) verleidet. Mit um so feurigerem Enthusiasmus spricht er von Hermann, bald in studentischen Kraftausdrücken, als von „einem göttlichen Kerl", bald mit wohlbemessener Anerkennung; obgleich er später fühlt, daß er mit ihm „in der Hauptansicht unserer Wissenschaft gar nicht harmonire." S. 117.

Folgende Reflexionen aus dieser Periode geben einen Begriff von seiner geistigen Entwicklung,

von der liebenswürdig-jugendlichen Excentrizität seines ganzen Wesens. S. 38 an Hudtwalker:

„Schreib mir doch einmal: bist du Schlegelianer oder Antischlegelianer? Ich bitte dich nur um Gotteswillen, schreib mir nichts von jener aurea mediocritas; die hasse ich tödtlich und alle, die auf ihr wandeln, sind geschlechtslose Amphibien.“

Und S. 39:

„Darum will ich auch, daß die Frauen Philosophie und die Männer Poesie treiben. Denn die Frauen sind selbst Poesie, ein Gedicht, d. h. die vollendete sichtbare Form des Schönen. Wir aber sind nichts weniger als poetische Geschöpfe; darum sollen wir aber eben durch die Gegensätze das zu ergänzen suchen, was uns von Natur fehlt.“

Und S. 70. an seine Mutter:

„Ich sehe das Leben als ein Kunstwerk an, das mit heiligem Ernst und rastlosem Streben und Bemühen in der Werkstatt der Seele soll gebildet werden. Aber gleichwie ein Gemälde oder Gedicht je sorgfältiger es ausgearbeitet ist, um so weniger Spuren von der Anstrengung des Künstlers tragen darf, eben so wenig darf, was in mir schafft und wirkt und bildet, es darf nur sein Resultat — Heiterkeit, ins Menschenleben hervortreten. So scheine ich das Leben leicht und spielend zu nehmen, aber ich nehme es nicht so.“

Nach den hier ausgesprochenen Ansichten sollte man Passow fast für einen Humoristen halten; allein der eigentliche Humor war, so hoch er ihn auch in der Theorie hielt, doch seinem Wesen fremd; die überwiegende Sentimentalität (natürlich im edelsten Sinne des Worts) ließ ihn nicht aufkommen. Die zunächst folgenden Worte:

„Ich bin sehr glücklich so ungestört in mich versinken zu können, indem ich nicht vergesse der Welt zu geben, was der Welt ist, eine Tugend nämlich die mir leider zu lange fremd geblieben ist, Duldung. In meiner ersten Heftigkeit gefiel ich mir darin alles was mir mißfiel zertrümmern zu wollen. Ich freue mich, daß die Periode überstanden und vor dem Genius der Liebe oder Menschheit oder wie der tausendnamige Engel sonst noch heißt, gewichen ist. Es ist doch schöner recht viele Menschen und endlich alle zu lieben, als sich in manchen Stücken über manche erhaben zu fühlen“ —

sind gewiß geeignet, manchen, die ihm sein keckes Auftreten und seine schonungslose Polemik selbst gegen seine ehemaligen Lehrer verargt hatten, mit Passows Gemüth zu versöhnen, und was in dieser Hinsicht wirklich von ihm zu viel geschehen seyn mag, mehr auf Rechnung verlängerter Flegeljahre als eines habituellen Charakterzuges zu schieben. Die folgenden Briefe zeigen von Jahr zu Jahr mehr, wie bey aller Leidenschaftlichkeit doch Milde und Liebe ein Grundzug seines Charakters war.

Am Ende dieser Periode sehen wir Passow mit der alten Kunst beschäftigt. Er schreibt an Jacobs S. 72:

„Sie finden gewiß nichts lächerliches oder überspanntes darin, wie ich glaube, daß wir den griechischen Geist nie klar erblicken werden, so lange wir uneingeweiht sind in die Werke ihrer bildenden Künstler. Wer es fühlt, daß die Kunst in allen ihren Zweigen nur Eins ist, nur in verschiedenen Organen redet, der wird gewiß nicht bey der Poesie stehen bleiben“

und an Hudtwalker S. 75:

„Das Studium der plastischen Kunst erhellte meine Ansichten über die Poesie, indem ich das Gebiet beyder, das sich so leicht in einander verliert, unterscheiden lernte, und ich schreite nun beherzter und sicherer auf dem mir von der Natur angewiesenen Pfade fort; denn ich fühle seitdem einen göttlichen Beruf in mir das Reich der Sprache mir zu erobern, Dichter und Philolog eins durch das andere zu seyn.“

Von diesen archäologischen Studien ist freylich nichts ans Licht getreten, Passow hat sie wohl auch nicht einmal fortzusetzen Gelegenheit gehabt, seit er Dresden verlassen; aber ihre Wirkung ist in seiner ganzen übrigen Lebensthätigkeit, und zwar besonders in seinem Lehramt unschwer zu erkennen.

Der dritte Abschnitt enthält sein Leben in Weimar, mit Briefen an Jakobs, Hudtwalker, Brem, Frau von Voigt, besonders aber an seinen Amtsvorgänger Heinrich Voß in Heidelberg, mit welchem er in allen geistigen Interessen sympathisirte und, ohne ihn persönlich zu kennen, eine so vertraute Freundschaft schloß, als durch bloß brieflichen Verkehr nur immer möglich ist. Hier in Weimar wurde Passow mit Leib und Seele Schulmann, ohne sich von dem schwungreichen Leben der Stadt, durch Göthe's, Wieland's, Knebel's u.

A. Nähe, durch den Verkehr mit geistreichen Damenzirkeln, durch die Freuden des Theaters für seinen nächsten Amtsberuf abkühlen zu lassen, aber eben so wenig sich von diesen Genüssen und Bildungsmitteln zurückzuziehen; außer daß die Folgen einer Klatscherey oder Verläumdung ihn längere Zeit von Göthe trennten. Vrgl. S. 111.

(Schluß folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Notizen über aufgefundene Handschriften von Formelsammlungen und deutschen Rechtsbüchern (S. 798 — 806) sind nicht von großem Belange; um desto Wichtigeres bietet die nachfolgende Abtheilung: „Canonisches Recht.“ Wir beschränken uns darauf, auf zwey Mittheilungen des Hrn. Dr. Knust S. 806 und 826, die Auffindung zweyer bisher unbekannter bayerischer Concilien des IX. und X. Jahrhunderts betreffend, aufmerksam zu machen. Es fehlt zwar dem einen derselben die Angabe des Ortes, wo es gehalten worden, und dem andern die Zeitbestimmung, und keines gewährt, wie dieß z. B. bey der Aschenheimer und Neuchinger Synode der Fall ist, eine Ausbeute für das weltliche Recht; jedoch sind beyde für die bayerische Kirchengeschichte nicht unwichtig. Ersteres, auf dem letzten Blatte eines Freysinger Codex eingeschrieben, und des Schlußes entbehrend, beginnt so: „Anno nat. domini DCCCV indictione XIIII mense mai convenit sanctam synodum episcoporum atque abbatum ceterorumque ecclesiasticorum virorum de provincia baiuariorum de orationibus vel aelimosinis pro defunctis agendis etc. und enthält mit einigen Modificationen eine Erneuerung des von dem bayerischen Clerus auf der Dingolfinger Synode von 772 eingegangenen Bündnisses zur Gedächtnißfeyer verstorbener Priester. Aehnlichen „Collaudationibus pro defunctis“ begegnet man im Mittelalter allenthalben. (Vrgl. Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache Bd. II. H. 1. S. 61. Labbé, Concil. T. VIII. p. 1702. Rhein-Museum für Jurisprudenz Bd. VII. H. 3. S. 265). Eine ähnliche sich auch auf Gebete für Lebende erstreckende Uebereinkunft auf Seite des bayerischen Clerus scheint das in den Monum. Germ. T. IV. C. II. p. 171. aus einer Wiener Handschrift bekanntgemachte Ergebniß einer wahrscheinlich zwischen 944 und 966 gehaltenen Regensburger Synode zu seyn.

Der Text des zweyten von Hrn. Dr. Knust aufgefundenen bayerischen Concils steht in dem obenerwähnten Bamberger Codex. Es hat die Ueberschrift: De sinodo ad Dingolvingen, und behandelt die Feyer der Kirchenfeste. Da in demselben einige Beschlüsse des Mainzer Concils von 813 wörtlich aufgenommen sind, und in dem bey Hansiz Germ. S. II. 146 und in Mon. Germ. T. IV. P. II. p. 171 abgedruckten Eingang der Dingolfinger Synode von 932 auf die Eingangsverordnung des neu aufgefundenen Concils hingewiesen wird, so fällt die Zeit der Abhaltung desselben zwischen die genannten beyden Jahre, wenn es vielleicht nicht mit der Dingolfinger Synode von 932 selbst identisch ist. (Vrgl. Hansiz a. a. O.)

Die dritte Abtheilung der Monumenta befaßt sich zunächst nur mit denjenigen Urkunden, welche von deutschen Kaisern und Königen ausgestellt worden sind. Da der Sekretär der Gesellschaft, Hr. Bibliothekar Dr. Böhmer zu Frankfurt, über die Erfolge seiner dafür unternommenen Reise einen besondern Bericht erstatten, und in der neuen Ausgabe der Kaiser-Regesten von 919 — 1313 die neuesten Bereicherungen an den betreffenden Orten aufführen wird, ferner die von ihm besorgte Regestensammlung aus der Zeit Ludwig des Bayers eben aus der Presse getreten ist, so werden in der einschlägigen Abtheilung des vorliegenden Archivbandes S. 833 — 846 nur die Sammlungen für die ältere Zeit in Kürze bezeichnet. — Sehr schätzenswerthe Mittheilungen enthält die vierte Abtheilung: „Briefe“ (S. 847 — 990). Eine durchgreifende Behandlung haben insbesondere die Handschriften der zur Wiederherstellung der Staatsschriften und Briefe Friedrichs II. so wichtigen Briefe (dictamina) des Petrus de Vinea erhalten.

Schluß folgt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

F. Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler.

(Schluß.)

Von seiner Wirksamkeit als Lehrer im Verein mit Johann Schulze geben seine Schüler ein enthusiastisches Zeugniß. „In stürmische Begeisterung wußte uns dieser kräftige Geist durch sein Feuer, seine gediegene klare glänzende Gelehrsamkeit, seinen schönen geschmackvollen präcisen Vortrag, durch die Frische, die Beseeltheit, den Adel seines ganzen Wesens zu versetzen, und die innigste Anhänglichkeit, die reinste Achtung, der strengste Respect gegen ihn war von den ersten Wochen seiner Thätigkeit an in unserer Mitte begründet.“ Vrgl. S. 121 aus der allgemeinen Schulzeitung 1831. Ref., dem damals Passow noch völlig fremd war, darf bezeugen, daß diese begeisterte Stimmung unter seinen Schülern eine allgemeine war. Ein besonderes pädagogisches Interesse hat ein Brief an Jacobs S. 91 über die Einrichtung einer Selecta, welche nur von denjenigen Schülern besucht wird, welche ein eigentlich wissenschaftliches Streben haben, während die übrigen ohne Präjudiz gleich von Prima auf die Academie übergehen.

Ref. will nur noch einige Urtheile des zwei- und zwanzigjährigen Mannes über damalige und ältere Celebritäten mittheilen, z. B. S. 89 über Z. Werner:

> Er hat mir entsetzlich mißfallen, weil ich ihn nicht einmal wie das anderemal gesehen habe, und dieser Wechsel entsprang nicht etwa aus einem leichten reizbaren Temperamente, sondern aus dem unangenehmen Bestreben, überall zu gefallen. Es hing also von Jedem ab, ob er ihn frivol bis zur tiefsten Gemeinheit oder andächtig bis zur modernsten Sublimation haben wollte. So sind auch alle seine Trauerspiele gewissermassen nur Gelegenheitsgedichte, die freilich unendlich schöne Einzelheiten haben. Mehr kann aber auch ein so zerstücktes Herz nicht geben.

An Voß S. 99 über Calderon:

> Ich weiß nicht ob ich irre, aber bei unerreichbaren einzelnen Schönheiten fand ich doch im Ganzen viel Monotonie in der Idee der kaum angedeuteten Charaktere, in der Verwicklung besonders der Lustspiele, und in den Bildern und Gleichnissen, die immer wiederkehren.

An Jakobs S. 106 über Theognis:

> Nirgends wüßte ich auch die hellenische Welt und Lebensansicht so unmittelbar und so zusammenhängend ausgesprochen als in diesen ältesten subjektiven Poesien, denen noch die ganze gesunde Menschennatur in ihrem ungetrübten und ungefärbten Zustande poetisch erschien, ohne erst wie die späteren von Antimachos an zur Einseitigkeit individueller Stimmung oder Leidenschaft die Zuflucht nehmen zu müssen.

Passow spricht selbst den Vorsatz aus, den Theognis herauszugeben, aber dieß wie vieles ähnliche war ein vorübergehender Gedanke, wie er überhaupt velox ingenio war, und immer ganz von dem voll, was ihn eben mit Liebe beschäftigte.

Der vierte und größte Abschnitt zeigt uns ihn in seiner Wirksamkeit als Gymnasialdirektor in Jenkau. Er fühlt sich hier natürlich so abgeschieden von dem geistigen Treiben Deutschlands wie er eben vorher in Weimar fast im Mittelpunkte desselben gesessen hatte. Doch läßt er seinen Verkehr möglichst wenig darunter leiden und sein Interesse gar nicht. Dieß zeigen die langen Briefe an Ja-

kobs, Voß, Frau von Voigt und seinen Schüler Göttling. Passow fühlt sich in seinem neuen Berufe so glücklich wie in seinem vorigen in Weimar und später in seinem akademischen zu Breslau. Keiner seiner Briefe enthält eigentlich Klagen, aber alle enthalten Hoffnungen, daß und wie es noch besser werden soll.

Er nahm seinen Weg über Franzensbrunn, um dort das Bad noch zu gebrauchen. Von dort schreibt er an Frau von Voigt:

> Die Gespräche, die man hört und mitführen kann, scheinen für die Brunnendiät ganz passend; sie sind so nüchtern, wie in der Welt möglich, und spannen keine Geisteskraft an, weil sie wirklich ganz mechanisch geführt werden können. Meine gänzliche Ungeschicklichkeit, über nichts etwas zu sagen, wird mir in solcher Atmosphäre erst recht fühlbar, und habe ich mitunter rechtes Mitleid mit mir selbst.

Dort oder in Eger sah er auch den „gewaltigen, blitzenden und donnernden" Fr. A. Wolf wieder, über den er S. 141 an H. Voß schreibt:

> „Man sage von Wolf was man will; mir erscheint er nur als ein ächt patriotischer, ächt humaner Geist, der allenfalls die Kraft hätte, einen Welttheil in Gährung und Flammen zu setzen, von dem ich mir aber nicht zu sagen getraue, daß er eben so viel zu bauen als zu zerstören vermag"

womit seine früheren und späteren Urtheile S. 54 und 207 zu vergleichen sind; dann auf der Weiterreise in Berlin andere:

> Buttmann durchaus kraftvoll, bieder, so recht zum Zermalmen der härtesten Begriffe geneigt . . Bernhardi mitunter kraus und scheinbar verwirrt, aber sprühend von Genialität, Kraft und origineller Laune; so etwas von Mephistopheles; eine durchaus seltene Natur.

Ueber seine Stellung und Thätigkeit in Jenkau, wo er als wissenschaftlicher Direktor des Conradinums seine pädagogischen Ideen ungestörter zu realisiren vermochte, als bisher als Professor in Weimar, schreibt er an Voß S. 138:

> Durch kein überlästiges und unkundiges Consistorium so wie durch kein überkluges Publikum an der Ausführung dessen gehindert, was auch Jachmann (der ältere Direktor) längst als das rechte erkannt, aber noch nicht durchzusetzen gewagt hatte, weil er sich zu allein und zu schlecht unterstützt fand von unsern zahlreichen Mitarbeitern, war das erste, daß wir das leidige so nutzbar scheinende, in der That aber ganz verderbliche scientifische System aufhoben und das alte gediegene strenge Klassensystem, durch das unsere Altvordern solche Männer geworden sind, an seine Stelle setzten . . demnach gieng es an eine genaue Musterung der Lehrgegenstände, unter denen sich ziemliche Contrebande befand z. B. Chemie, Papparbeiten, Technologie, alle mögliche philosophische Scienzien und die ganze angewandte Mathematik ꝛc.

Das humanistische Prinzip wird sofort mit Consequenz durchgeführt; nichts gelassen als Alterthumsstudium (mit Präponderanz der griechischen Literatur, bis an die Gränze der Gräcomanie) nebst Religion, reiner Mathematik nebst den nöthigsten historischen und naturwissenschaftlichen „Hülfsklassen" (?Hülfskenntnissen?) und eine recht vielseitige Behandlung der Muttersprache. Diese Entschiedenheit in der Beschränkung des Unterrichts hindert ihn jedoch nicht S. 153 zu bekennen:

> „Ich fühle es nämlich ganz bestimmt, daß der Sprachunterricht einer Art von Gegengewicht bedarf, der (des?) einer sinnvollen, von bisheriger dicker Empirie und allerneuester Verrücktheit gleich entfernten Einleitung in die Naturgaben (sic!) und ich fühle es recht schmerzlich, daß mir so eine Hälfte des Lebens abgeht, die mir nun nicht mehr nachwachsen wird.

Passow machte hier das Experiment, den klassischen Sprachunterricht mit dem Griechischen statt mit dem Latein zu beginnen, was unter anderen schon Hamann mit seinem Sohne versucht hatte. Die Theorie rechtfertigt Passow in einem eigenen Aufsatze in seinem und Jachmanns pädagogischen Archiv auf geistreiche Weise; was faktisch dabei herausgekommen, hat Verf. nicht in Erfahrung bringen können. Was Passow's Seele besonders erfüllte und hob, war das Gefühl, daß die Jugendbildung, als Nationalbildung aufgefaßt und behandelt, dienen würde und müsse, um früher oder später das auf Deutschland lastende Joch der französischen Herrschaft abzuschütteln, ein Gefühl, welches damals den ganzen gebildeten Norden durchwehte und belebte. Als

der Befreyungskrieg ausbrach, er selbst seine geliebte Gattin durch den Tod verlor *) und selbst seine amtliche Thätigkeit sistirt war, stand in ihm der Entschluß fest als freywilliger Jäger an dem Kampfe thätigen Theil zu nehmen. Aber der Pariser Friede kam ihm zuvor. Die Briefe aus dieser Zeit sind voll des glühendsten Patriotismus, ohne viel Worte zu machen und ohne sein Interesse an den Friedenskünsten zu verringern. Nur wird man bey dem Enthusiasten und dem Privatmann keine politischen Aufschlüsse und Blicke über Gegenwart und Zukunft der damaligen Zeit suchen, wie sie in Niebuhrs neuerdings veröffentlichten Briefen über die nämliche Zeit sich zahlreich vorfinden. Je mehr Passow auch den Jahren nach in das reife Mannesalter trat, desto reifer und von Hyperthaumasie befreyter und interressanter werden natürlich auch seine Urtheile über Menschen, Bücher und Welt. Von seiner Rheinreise aus Coblenz schreibt er S. 190 an H. Voß:

„Dennoch würde ich mir diese reichen Gauen nie zum Wohnsitz wählen, denn dem Nordländer sagen diese leichten beweglichen zuthulichen Menschen doch nimmermehr zu. So sang heute in St. Castor ein Halbkreis der zierlichsten Mädchen wie die Engel einen Chorgesang von der Orgel herab; kaum aber fiel der Priester ein, so war Gesang und St. Castor vergessen und sie schwazten und lachten auf das lustigste durcheinander, bis sie die Stimme wieder aufzunehmen hatten. Dieser Sinn wiederholt sich in allen Erscheinungen des Lebens; ich weiß recht gut was sich dafür sagen läßt aber unserer Schwerfälligkeit wird es nie gefallen, und zwar mit Recht."

Ueber Niebuhr S. 204:

„Daß er unter allen unseren Zeitgenossen an Tiefe und Umfang des Wissens, mit dem schärfsten Urtheil die lebendigste Ansicht und die gediegenste Willenskraft vereinigt, kann man wohl ohne Uebertreibung von ihm sagen. Wie herrlich ist dabei die Milde seines ganzen Wesens, die nur dann in leidenschaftliche Strenge übergeht, wenn es eine sittliche Idee zu verfechten gilt."

Und S. 202 über Hoffmann:

„Von den Phantasiestücken in Callots Manier kenne ich nur den dritten Band, der mich ungemein angezogen durch die reine gediegene Mischung rührender und komischer Kraft und durch die anschaulichste Darstellungsgabe. Ist eine nahe Geistesverwandtschaft mit Jean Paul schon nicht zu verkennen, so erscheint mir doch bei Hoffmann alles inniger, voller, reicher, sein gesammter Styl — Ausdruck, Anlage, Erfindung — reiner und einiger in sich."

Seinem neuen Beruf, dem academischen Katheder, geht Passow nicht mit der Freudigkeit entgegen, mit der er ihm später obgelegen. Er äußert sich S. 201 gegen eine Freundin, ohne Zweifel an Fr. v. Voigt:

„Wahrscheinlich noch in diesem Monat (März 1815) gehe ich als Professor an die Universität nach Breslau. Ist mir auch jeder Ort so ziemlich gleichgültig, so ist mir eine academische Laufbahn fast eben so unerwünscht als unerwartet."

Und 207 an Jacobs:

„Ganz erwünscht ist mir diese Anstellung nicht, weil meine Neigung seit lange für das Schulleben entschieden ist, und bei mir die Ueberzeugung fest steht, daß in dieser Sphäre unsäglich viel, auf unsern Universitäten, wie sie nun einmal sind, unverhältnißmäßig wenig gewirkt werden kann.

Der zweyte Band, dessen Erscheinung wir mit Verlangen entgegensehen, wird ohne Zweifel eine Palinodie enthalten.

Die Redaktion des Briefwechsels, von Passow's Schwiegervater, dem berühmten Historiker Wachler begonnen, und von dessen Sohn vollendet, läßt nichts zu wünschen übrig. Niemand wird sich über indiscrete Mittheilungen und Entweihung des Briefgeheimnisses zu beklagen haben. Vielleicht würde Passow selbst, wenn er vertraute Mittheilungen wie S. 31 und S. 76, so wie das eine und andere rasche, in augenblicklicher Stimmung oder Verstimmung ausgesprochene Urtheil gedruckt sähe, erröthen, ohne sich jedoch des Gesagten schämen zu müssen. Die Herausgeber verdienen Dank, daß sie wie ein redlicher Biograph dergleichen nicht unterdrückt haben, und, hony soit qui mal y pense!

L. D.

*) Man lese darüber die seelenvollen an Frau von Voigt gerichteten Briefe, S. 184 und 187.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Schluß.)

Die Abtheilung der Alterthümer (S. 991 — 1022) umfaßt folgende 12 Rubriken: Geschichtliche Bruchstücke, Nekrologien, Inschriften, Urkundliches, Dichterisches, Geographisches, Liturgisches, Sprachliches, Bücherverzeichnisse, Runen, Beschwörungen, Visionen. — Zusätze und Berichtigungen und ein zweckmäßig gearbeitetes Register schließt den vorliegenden Band. Es ist gewiß ein in allgemeinem Interesse geäußerter Wunsch, daß diese für den literarischen Apparat und für gründliches Quellenstudium der deutschen Geschichte so fruchtbringende Gesellschaftsschrift recht bald einer weitern Fortsetzung sich erfreuen möge. *)

*) Für einige unserer Leser ist vielleicht nachstehende Uebersicht der in den sieben Bänden des Archivs zerstreut vorkommenden Handschriften-Verzeichnisse nach den Orten der betreffenden Bibliotheken nicht unerwünscht: Admont Bd. VI. S. 162 und folg. Avignon VII. 208. Augsburg I. 135. Bamberg VI. 40. Basel VII. 174. Berlin II. 75. Bern II. 385. V. 482. Breslau, Univ. Bibl. III. 451. Centralbibl. IV. 93. VI. 93. Brüssel VII. 34. Cambridge III. 431. VII. 84. Carlsruhe II. 149. 390. Carpentras VII. 207. Cassel I. 325. VI. 203. Chalons VII. 220. Chambery VII. 178. Dijon VII. 214. Dresden, k. Bibl. I. 111. Bibl. des Geh. Arch. VI. 222. Durham VII. Einsiedeln VII. 180. Engelberg VII. 178. Erlangen VII. 111. Frankfurt a. M, Stadtbibliothek I. 322. St. Bartholom. Bibl. II. 197. Fulda I. 327. St. Gallen V. 501. VI. 476. Genf VII. 176. VI. 80. Göttingen VI. 200. Göttweih VI. 190. Haag VII. 130. Halle VI. 476. Hamburg VI. 229. 625. Hannover I. 466. II. 163. Heidelberg I. 430. Jena III. 266. Kopenhagen VII. 150. Kremsmünster VI. 196. H. Kreuz VI. 182. Leipzig, Rathsbibl. VI. 207. Univ. Bibl. VI. 214. Leyden VII. 133. Lilienfeld VI. 185. London, britt. Mus. II. 380. VII. 72. Bibl. des Erzb. v. Canterbury VII. 82. Lübeck III. 447. Lyon VII. 211. Middlehill VI. 95. Mölk VI. 192. Montpellier VII. 206. München, k. Hof- und Staatsbibliothek (hier was die ersten 6 Bände anbelangt, einschlüßlich der Nachrichten auch über einzelne Handschriften) I. 194 — 199. 419 — 429. II. 19 — 32. 79 — 91. 187 — 196. III. 1 — 21. 125 — 141. 341 — 351. 559 — 565. IV. 260 — 263. 352 — 368. 511 — 515. 548 — 554. V. 515 — 519. 559 — 566. 655 — 660. VI. 419 — 423. 498 — 503. VII. 113 — 128. Univ. Bibl. VII. 112. Münster IV. 515. Nordkirchen VI. 35. Nürnberg VII. 112. Oxford III. 431. VII. 87. Paris I. 293. VII. 36. St. Paul I. 280. Pesth, Jankovich'sche Bibl. VI. 140. Petersburg, Romanzow'sche Bibl. VI. 249. Rheinau VII. 181. Rom, Barberinische Bibl. IV. 535. Chigi'sche Bibl. IV. 528. Vatikan. Bibl. III. 414. Vatikan. Arch. VII. 19. Seitenstetten VI. 194. Stuttgart V. 527. Trier VII. 138. Troyes VII. 217. Utrecht VII. 132. Venedig, St. Markus-Bibl. IV. 139. Wien, Hofbibl. I. 317. II. Heft 5. 6. III. 391. Bibl. des kais. geh. Arch. VI. 100. Wolfenbüttel VI. 1. VII. 221. Würzburg VII. 108. Zürich VII. 181. — Hinsichtlich der in vorstehender Uebersicht nicht genannten italienischen Bibliotheken ist des Hrn. Pertz italienische Reise Bd. V. Heft 1 — 4. wo die einzelnen Handschriften nach dem Eintheilungs-Systeme der Monumenta (Geschichtschreiber, Gesetze, Urkunden, Briefe, Alterthümer,) aufgeführt werden, so wie auch Bluhme's ital. Reise Bd. V. S. 575 vervollständigt in dessen Bibl. libr. mss. it. Gött. 1814. zu vergleichen. Eine selbstständige Zusammenstellung bilden auch die adnotationes de codicibus mss. historicis et anecdotis in itinere brevi Alemannico repertis, welche Dümge und Mone als Resultat ihrer durch einen Theil des vordern Schwabens und der Schweiz aus Auftrag der Gesellschaft unternommenen Reise Bd. I. S. 143. 226. 375. III. 209. IV. 285. mittheilten. Hieher gehört auch das Verzeichniß von Handschriften in englischen und irländischen Bibliotheken, welche unter einem speciellen Ortsbetreffe nicht aufgeführt sind, Band VII. S. 102 — 105. Vrgl. VII. 142. Als selbständige Ergänzung mehrerer der vorstehenden Handschriften-Verzeichnisse ist zu benutzen: Hänel catalogi librorum mss. qui in bibliothecis Galliae, Helv., Belg., Britt. M., Hisp., Lusit. asservantur Lips. 1830. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nr. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 22. Juny 1839.

Ein neuer bedeutsamer Fund von antikem Erz am Passe Lueg, auf dem Straßenzug von Salzburg in's norische Gebirg, bestätigt das hohe Alter dieses Wehr- und Sperrpunktes.

Referent gab vor einigen Jahren in den bayerischen Annalen Nachricht über die geographische und strategische Lage des aus der vorrömischen Zeit Noricums stammenden Castells Cuculle, wohin, von Passau aus, St. Severin durch den Atergau früher als nach Juvavum gekommen war, um auch da den zum Theil schon christlichen, aber von den nordischen Barbaren sehr bedrängten, Einwohnern Trost und Belehrung zu bringen; — und von der da im frühern Mittelalter bestandenen Grafschaft Kuchel, welche einst von den Thoren Salzburgs bis zum Passe Lueg reichte, die reichen Salzlager Halleins und Berchtesgadens umschloß, und sodann ein Bestandtheil des Erzbisthums Salzburgs wurde. Noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts haben Zweifel bestanden, ob die römische Heerstraße zwischen Virunum (heute Klagenfurt,) und Aelia Hadriana (Salzburg), wirklich längs der Salzach, und den sogenannten Oefen, durch den furchtbaren tiefen Schlund am Passe Lueg geführt; oder ob sie nicht vielmehr hinter Golling eine Ausbeugung gegen das zugänglichere Thal der Lammer, durch die Schöffau und Abbenau (Abbanova insula) gemacht, und so zwischen Hüttau und Gastag wieder eingelenkt habe?

Daß der Burgflecken Golling selbst (Cholinga, vielleicht vom nahen Göhl, Gulich, Gebirg?) noch an dieser Heerstraße lag, und mit dem Castell Cuculle in nächster Verbindung stand, dafür spricht nicht nur das frühe Vorkommen dieser Ortschaft, auch mit der Bezeichnung: Pureh, schon im Indiculo Arnonis; sondern dafür sprechen auch mehrere Meilensäulen, die, zwar mehr oder weniger verstümmelt oder abgemeisselt, doch deutlich genug auf Septimius Severus und auf Constantin zurückweisend, in Golling selbst und längs der Heidenstraße gegen Adnet hinab gefunden wurden. Das Lammerthal kannten die Römer zwar auch recht gut, der Wallingwinkel in demselben verräth namentlich noch einen ihrer längern Schlupfwinkel daselbst, als die Gegend um Kuchel schon von fremdem Volk überschwemmt war, und St. Severin war eben aus dem Atergau durch das Lammerthal in das Castell Cuculle gelangt; vielleicht rührt die geheimnißvolle Gründung eines uralten Kirchleins daselbst, später St. Ulrich in der Schöffau genannt, gleichfalls aus dieser Zeit her. Aber, wie Ref. bereits anderwärts nachgewiesen hat, die Römer waren keinen Augenblick in der Verlegenheit, auch hier geradeaus zu gehen, und an den himmelhohen Kalkwänden des Tännengebirgs, bey Stegenwald, zwischen Golling und Werfen, (Vaecorium,) eine schon von den Tauriskern wenigstens für Lastthiere gebahnte und, wie es nun auch der jüngste Fund bezeugt, wohlbewachte Strasse noch mehr zu erweitern und zu befestigen. So, wie diese Thatsache durch die ausdrücklichen Angaben auf den Milliarien aus Kärnthen, über Lungau und durch das Pongau her, „restauravit vias et pontes vetustate collapsos“ nämlich der Imperator, und der eine oder andere Legat auf kaiserlichen Befehl, außer Zweifel gesetzt wird; so kom-

men diesen Angaben wieder die ersten Notizen des Mittelalters, die aus dem VIII. Jahrhundert im Indiculo Arnonis, über diese Gegend bestätigend entgegen, indem sie von der Wanderung St. Ruperts an der Salzache hinein „per vias et pontes“ und von seiner Gründung der Maximilianszelle im Pongau, (heute Bischofshofen,) auf dem Territorium einer adelichen Familie von Oberalben, (genealogia Albina), und von den einträglichen Goldwäschereyen in jenen Gegenden erzählen.

Die zu den Heilquellen in der Gastein wandernden, oder die Straße nach Triest über die Tauern verfolgenden Reisenden werden sich nun mittels dieser Hindeutung leicht orientiren.

Es darf jedoch nicht übergangen werden, daß jene römische und vorrömische Heerstraße durch den Paß Lueg, nicht, wie heute, unten im tiefen Einschnitte der Kalkwände, unmittelbar an der Salzache, (einst Ivarus, Igonta, Hochwasser,) hinzog, sondern ungefähr 50 Klafter höher, zwischen dem Marienkirchlein Brunneck und der Taferne Stegenwald, und zwar über einen noch ganz wohl bemerkbaren zum Theil mit Gebüsch bewachsenen Felsenrücken. Wie heute wieder ein neugebauter massiver Wehrthurm, für schweres Geschütz eingerichtet, diesen Felsenrücken krönt und sperrt, wie derselbe eben so im Kriege von 1809 durch ein Blockhaus vertheidigt wurde, und wohl zu allen Zeiten bewahrt und vertheidigt worden ist, daher die Warthe auf dieser Höhe es ist, die eigentlich dem Namen Lueg oder Specula entspricht, so muß dieser Ein- und Uebergang auch schon als ein kriegerisches Attribut der Taurisker, dann Noriker, aus der grauesten Vorzeit anerkannt werden.

Die heutige von Brunneck und den dortigen Quellen, die auf dieser lebhaft begangenen und befahrenen Straße Menschen und Thieren so willkommen sind, in die Tiefe sich senkende Bahn durch den Lueg ward erst in der zweyten Hälfte des XI. Jahrhunderts, unter dem Fürst-Erzbischofe Gebhart, (einem Grafen von Helfenstein: 1060 — 1088) und zwar mit Hülfe der Gewerke im Pongau und der Großhändler dieß- und jenseits der Alpen, gebrochen; da wahrscheinlich die durch Lavinen und andere Ereignisse völlig ungangbar gewordene Strasse aber zur weitern Herstellung und Innehaltung allzu kostspielig geworden wäre. Es lag auch überhaupt im Gang der Bevölkerung und Cultur, allgemach die Ortschaften und Straßenzüge von den Gebirgen, wovon auch die Noricums (s. z. B. „die Tauern“) so merkwürdige Denkmäler zeigen, mehr und mehr herab in die entwässerten und wirthbareren Thäler zu verlegen.

Wie überhaupt im Gefolge des Krieges von 1809 alle Boll- und Festungswerke an den Eingängen der bayerischen und salzburgischen Alpen mit großem Aufwand gesprengt und zerstört werden mußten, so geschah das auch dort an den Päßen Strub und Lustenstein, gegen Tyrol und Pinzgau, und hier am Passe Lueg. Aber mit noch größerem Aufwande an Geld, Menschen und Materialien, und nach den Regeln der neuesten Kriegsbaukunst hat Oesterreich, (z. B. um Brichsen!) die Zukunft wahrnehmend, wie im Tyrol, so auch hier diese Wehren wieder aufgerichtet. Sie beginnen am Passe Lueg hochoben auf der Einsattlung des Gebirges als schuß- und bombenfeste Thürme und Wehrgänge, und senken sich stufenweise herab zur großen Strassenpforte, und steigen jenseits der Salzach wieder die prallige Wand hinauf zur Croatenhöhle, von der die Urkunden des XIII. Jahrhunderts unter der Bezeichnung: in antro, sprechen, und die nun für sich, von ferne wie ein Cyclopenauge des Riesengebirgs anzuschauen, ein uneinnehmbares Castell bildet.

Im Gefolge dieser Bauten wurden nun vor zwey Jahren rechts der Salzach, auf der ältesten Straßenlinie des Luegs, am obersten Wehrthurm, unter dünnem Moose und von leichtem Steingerölle bedeckt folgende eherne Waffenstücke und Klumpen gefunden:

a) ein Helm oder Pickelhaube;
b) der dazu gehörige linke Wangen- oder Backenschild;
c) der rechte Backenschild eines zweyten solchen Helms;

d) eine Fahnen- oder Standartenspitze:
e) wieder eine solche;
f) ein Spaltkeil zum Steinbruch;
g) ein großer Klumpen von geschmolzenem Erz;
h) ein kleinerer.

Alle diese Stücke sind von grünem edlen Rost bedeckt, zeigen aber im Bruche, oder mit der Feile angegangen, einen goldgelben hellstrahlenden Glanz, und bestehen nach den damit vorgekehrten Schmelzungen aus vier Fünftel feinem Kupfer, wie es die nahen Gruben von Großarl liefern, und aus einem Fünftel Fahl- oder Gallmeyerz, das urkundliche Cadmium in den Alpen, also aus einer Mischung, worin die Archäologen jenes berühmte norische Erz, das νόροπα χάλκον erkennen, wovon schon die Iliade spricht. Nebenbey zeigen diese Metallstücke, gleich jenen vom Dürnberg ob Hallein, die Ref. vor 3 Jahren beschrieb, den Strich zu 18 Carat, und erklingen angeschlagen in einem F Ton.

Aber der Fundort und die Formen neben der Substanz sind es auch hier wieder, welche diese Kunsterzeugnisse in das graueste Alterthum hinauf weisen.

Die Sturm- oder Pickelhaube, 1 Pfund und 24 Loth wiegend, bildet eine halbe Kugel, ist im Lichte 8 Zoll lang, und 7 Zoll breit und tief, und war einst inwendig mit Leder oder Wolle gefüttert. Die Metall-Substanz ist ein 2 Linien dickes gegossenes und gehämmertes Blech in 2 Abtheilungen, die durch Niethen und Häckeln aneinander befestigt sind. Diese Halbkugel bedeckte den Kopf des Kriegers von den Augenbraunen bis zurück an das Hinterwandbein, und endet da ohne Nackenschild und Scheibe, lediglich mit einer kleinen auswärts gebogenen Leiste. Obenauf findet sich auch keine Schneide, kein Kamm und Buschträger; sondern die Oberfläche zeigt vielmehr ein sogenanntes von vorn nach hinten gestelltes ägyptisches Kreutz, und stellenweise mittels Punzenstempeln von innen nach außen getriebene Linien, Kreise und Felder. Ziemlich ähnliche Helme, 20 an der Zahl und aus gleichem Erze, sind zu Stangelberg in der Steyermark, im Marburgerkreise i. J. 1812 aufgefunden, und i. J. 1826 im VII. Hefte der steyermärkischen Zeitschrift beschrieben worden. An zweyen jener Helme glaubte man aber auch eine etruskische Inschrift entdeckt zu haben. Jedenfalls sprechen diese Funde zugleich für das hohe Alter und den Reichthum der Metallgruben, und der norischen Waffenschmiede an der Salzach, an der Enns und Mur, und ihres weiten Verkehrs.

Der jener Pickelhaube zugehörige linke Wangenschild, einst gleichfalls gefüttert, ist 5 1/2 Zoll lang, 3 1/4 Zoll breit, 3 Loth schwer und von gleichem dünnen punktirten Metall; er hieng mittels 2 Löcher in 2 Löchern des Helmes, und ward am Kinn wieder durchlöchert mit dem rechten Backenschild durch einen Riemen verbunden.

Der einzelne vorgefundene rechte Wangenschild, ganz von gleicher Form und Substanz, mußte den Löchern nach zu schließen, einem andern Helme angehört haben.

Die eine der Fahnenspitzen, (sie möchten allenfalls auch Fußbeschläge für Lanzen oder Standarten gewesen seyn;) ist 7 Zoll lang, 2 Zoll breit, inwendig hohl; 1 Pfund 16 Loth schwer, oben auf 3 Seiten mit einer Ringleiste geziert, während die 4te Seite, die an einer Querstange, und mittels Verniethungen das Vexillum oder Pilum bedeckte, ohne Leiste und so den französischen Adlern Napoleons ähnlich ist.

Die andere Fahnenspitze, auch noch 1 Pfund 16 Loth schwer, ist gewaltsam abgebrochen oder

abgesägt, sie mißt nur noch 4 Zoll in der Länge, und 2 Zoll in der Breite.

Der Spaltkeil oder Steinmeissel vom Lueg, der Substanz und Form nach ganz so antik wie dergleichen bey den Marmor- und Salzgruben, auf dem Dürnberg bey Hallein, in der Gallmeygrube am Rockstein, am Kalkbruch zu Kleinwies bey Buch u. s. w. gefunden und beschrieben wurden, ist abgebrochen; einst 9 Zoll lang wiegt er noch 1 Pfund, und zeigt in der Mitte einen Falz, worin ein hölzerner Stiel eingenietet war; oben eine Zunge, unten die Schneide auswärts gebogen ꝛc.

Von den beyden rohen Klumpen norischen Metalls wiegt der größere 20 Loth, der kleinere 4 L.; — allem Anscheine nach Ueberreste von Kunstproducten oder Waffenstücken, die an Ort und Stelle durch einen Brand umgeschmolzen worden waren. Möglich wäre es, daß hier einst eine hölzerne Warte von einem paar ins Innere verschlossenen Kriegern bewacht, gestanden und durch feindlichen Ueberfall plötzlich angesteckt in Staub und Asche niedergesunken wäre. Denn von menschlichen Gebeinen hatte sich auch nichts vorgefunden. Uebrigens hatte man i. J. 1837 ungleich größere Klumpen von solchem Metall, so schön, als ob es eben aus dem Schmelzofen gekommen, 10 Meilen weiter auf- und rückwärts in den Geschieben der Salzache, im Pinzgau, bey Tachsenbach und Grims, neben Spaltkeilen und Hebelmeisseln gefunden, aus einer Zeit, wo von Waffen und Werkzeugen von Eisen und Stahl nicht, und selbst von den Eisengewerken des innern Noreia noch nicht die Rede war. Schwerter von gleichem antiken Erze sind vor kurzem auch unweit Salzburg zu Muntigel (monticulus) zu Senham, (im weiten Gau: Lucineis,) und anderwärts ausgegraben worden.

Das Wesentliche dieser Nachrichten verdankt Ref. dem k. k. jubilirten Hrn. Pfleger Seethaler, der, seit einem halben Jahrhundert als unermüdlicher Forscher in jenen Gegenden an der Salzach und Mattich, am Inn- und Haunsberg ꝛc. thätig, durch ein Schreiben vom 8. Juny d. J. zur Beschauung der getreuen Abbildungen von diesen Antiken einlud.

Bemerkenswerth möchte es seyn, daß man nun wieder von der Auffindung antiken Geschmeides und solcher Waffenstücke hört, während fast durch 30 Jahre, wenigstens im südlichen Deutschland, davon wenig oder nichts, wohl aber viel von römischen Grundmauern, Paramenten und Musivböden verlautete. Diese Erscheinung dürfte sich auf dieselbe Weise erklären lassen, die Ref. schon bey mehreren Anlässen nachwies.

Die im offenen, platten Lande wohnenden Noriker und Römer sahen nämlich die nahende Gefahr frühzeitig und räumten daselbst auf. Erst längs den Flußübergängen und in den Gebirgspässen kam es zu ernstlichern Kämpfen; da, in den Felsenklüften, in den Salz- und Erzgruben, und in den Flüssen selbst findet sich nun namhafte Ausbeute aus ältester Zeit, da scheint also die Völkergeschichte erforscht werden zu müssen.

v. Koch Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nr. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

De la Cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques, par Marcel de Serres, Conseiller et Professeur de Minéralogie et de Géologie à la Faculté des sciences de Montpellier. Paris 1838. 8. 392 S.

Auf Buckland's berühmtes Buch: Geology and Mineralogy, considered with reference to natural Theology, das in seinem ersten Theile die Uebereinstimmung der in der heiligen Schrift geschilderten Schöpfungsgeschichte mit den durch die Geognosie gefundenen Thatsachen nachweist, folgt ein französisches Werk, das sich an demselben Gegenstande versucht. Ein Vorbericht der Herausgeber benachrichtigt den Leser, daß das Manuscript schon seit mehreren Jahren ausgearbeitet vorgelegen, und daß dem Verfasser das Erscheinen des eben erwähnten Buckland'schen Buches zur nicht geringer Beruhigung gereicht habe, indem er seine Arbeit in durchgängiger Uebereinstimmung mit der des englischen Gelehrten gefunden hätte. Diese Uebereinstimmung „ist selbst so groß, daß man meynen sollte, sie hätten sich ihre Gedanken mitgetheilt."

Beym nähern Durchgehen der französischen Arbeit wird man es übrigens bald bestätigt finden, daß obgleich sie fast durchgängig auf dieselben Resultate als die englische kommt, sie keineswegs ein bloßes Nachbild derselben ist, sondern auf ihrem eigenen Wege selbstständig sich Bahn gebrochen hat. Daß Bucklands Werk auf die letzte Umarbeitung des französischen Manuscriptes Einfluß geübt, leuchtet allerdings hervor, kann aber der Arbeit von Marcel de Serres deßhalb ihren Werth nicht verkümmern. Mit besonderer Ausführlichkeit hat dieser sich auf sprachliche Untersuchungen gelegt, und eine möglichst genaue Uebersetzung der mosaischen Schöpfungsgeschichte versucht. In wie weit solches dem Verfasser gelungen, muß Ref. der Beurtheilung Derer überlassen, welche die hebräische Sprache zu ihrem besonderen Studium gemacht haben.

Im Eingang sucht der Verfasser zuerst die ängstlichen Gemüther zu beruhigen, welche von dem Studium der Naturwissenschaften befürchten, daß es auf Consequenzen führen möchte, welche der Offenbarung zuwider seyen. Er bemerkt, daß wenn diese die Wahrheit sey, so könne die ächte Wissenschaft nicht mit ihr in Widerspruch kommen, sondern müsse ihr im Gegentheil zur Bestätigung dienen.

Alsdann hebt er hervor, daß er mit aller Unpartheylichkeit, im rein wissenschaftlichen Interesse, die Prüfung und Vergleichung des mosaischen Berichtes mit den naturwissenschaftlichen Erfahrungen vorgenommen habe.

> „So von jeder vorgefaßten Meynung frey, wurde es uns leicht, zu erkennen, mit welcher Unaufrichtigkeit, ja mit welcher Unwissenheit gewisse Philosophen des vergangenen Jahrhunderts über ein Buch urtheilten, das sie niemals gehörig verstanden haben, und das sie auch nicht verstehen konnten, indem die Wissenschaft noch nicht genug vorgeschritten war. Hier wie allenthalben bestätigt es sich, daß wenig Einsicht nur zum Irrthume führt, die Wahrheit aber viele Einsicht erheischt. Daher haben wir uns bestrebt, alle Aufschlüsse, welche die Naturwissenschaften seit Kurzem über die Natur-Erscheinungen geliefert haben, zu benützen, und im Glanze dieser Leuchte haben wir den Bericht, den Moses von der Schöpfung liefert, mit den neuen Ansichten verglichen, welche uns über diesen Gegenstand aus der Kenntniß der Struktur unsers Erdkörpers hervorgegangen sind. Das Resultat dieser Prüfung hat uns, wir müssen es gestehen,

in nicht geringes Erstaunen versetzt, denn es hat uns gezeigt, daß dieser des Lächerlichen und Unzusammenhängenden angeschuldigte Bericht, doch in besserer Uebereinstimmung mit den bewährtesten geognostischen Thatsachen war, als die von den glänzendsten Genies ausgedachten Systeme."

Der Verfasser weist nun auf die Uebereinstimmung hin, die zwischen der Geologie und der mosaischen Kosmogonie besteht, indem beyde lehren, daß die Schöpfung nicht auf einmal, sondern in Perioden erfolgt sey. Er macht sich deßhalb an die Beantwortung der Frage, welche Dauer man den sechs biblischen Schöpfungstagen einräumen müsse, und ist, wie Buckland, der Meynung, daß unter diesen Tagen Zeiträume zu verstehen seyen, deren Länge und Dauer man zwar nicht bestimmen könne, die man aber gleichwohl als Perioden von größerer Länge als unsere jetzigen Tage anzusehen habe. Zugleich sucht er den Nachweis zu liefern, daß diese Deutung dem hebräischen Texte ganz angemessen, auch von älteren Auslegern schon in Anwendung gebracht worden sey.

Indem der Verfasser jetzt an die Erklärung der Schöpfungstage selbst kommt, erinnert er zuerst, daß Moses zwey Arten der Schöpfung unterscheide: eine allgemeine und primitive, welche im Anfange der Zeiten Statt hatte, und eine besondere für unseren Erdtheil, welche sich auf neuere Zeiten beziehe. Der erste Vers der Genesis befasse sich mit der Schöpfung des Universums, mit der primitiven Erschaffung der Materie, aus welcher später die himmlischen und planetarischen Körper gebildet wurden; die folgenden Verse bezögen sich hauptsächlich auf unsere Erde. Man vergleiche hierüber, was wir schon in der Anzeige von Bucklands Werke in diesen Blättern (Band IV. S. 405 ff.) über den fraglichen Punkt gesagt haben.

Erste Periode oder erster Tag. Der Verfasser übersetzt den 2ten Vers der Genesis: „Ce qui est la terre, était une matière informe et dans le chaos. Les ténèbres couvraient l'abîme, et les vents agitaient la surface des eaux." Vollkommen richtig im geognostischen Sinne giebt hier der Verfasser das Wort tohu durch ungeformt (gestaltlos), indem er mit ältern Auslegern diesen Zustand näher bezeichnet, als res informis, apta ad recipiendam omnem formam. Diesen ursprünglichen Zustand der Erde betrachtet er als einen gasförmigen, in welchem alle festen Stoffe, aus welchen sie jetzt besteht, in einem viel ausgedehnteren Raume als den, welchen sie gegenwärtig einnehmen, zerstreut waren, und wo keine bestimmte Form unterschieden werden konnte. Eine noch bestimmtere und tiefere wissenschaftliche Einsicht in den Urzustand der Erde würde Marcel de Serres erlangt haben, wenn ihm Oberbergrath Fuchs Abhandlung über den „Amorphismus fester Körper", und die weitere Anwendung in dessen „Theorien der Erde" bekannt geworden wäre. Indem der erwähnte Gelehrte in dem Amorphism s fester Körper nachgewiesen hat, daß nicht bloß flüssige, sondern auch amorphe (gestaltlose) feste Körper unmittelbar krystallisiren (d. h. Gestaltung annehmen) können, hat er die Einsprüche beseitigt, welche chemischer Seite gegen die Annahme, daß alle Gebirge uranfänglich im flüssigen Zustande (gleichviel ob im tropfbaren oder elastischen) sich befunden hätten, erhoben werden müssen.

Zweyte Periode oder zweyter Tag. An diesem Tage wird die Veste oder das Firmament, wie die Uebersetzungen das hebräische Wort Rakia geben, geschaffen und das Wasser unter der Veste von dem Wasser ober der Veste geschieden. Der Verfasser erinnert, daß Rakia keineswegs etwas Hartes und Solides, sondern eigentlich expansum oder expansio bedeute, daß es aber im weiteren Sinne, weil kein Ausgedehntes als absolut leer angesehen werden könne, auch eine subtile, ungemein leichte und dünne Materie anzeige, also bezüglich auf die Materien oder Körper sey, welche diese Ausdehnung einschließe. Bezöge sich daher jenes Wort auf die Erde, so verstehe es die Atmosphäre darunter, welche diese umgiebt; faße sie im Gegentheil das Ganze der Himmelskörper zusammen, so bezeichne sie alsdann die ätherische Materie, in welcher diese sich bewegen. Wolle Moses von den Beziehungen der Veste zu den Dingen der Erde sprechen, so wende er einzig das Wort Veste an; so z. B. sage er in der zweyten Periode, wo er sich mit der Erde und der Trennung der Massen befaßt, daß die Veste oder die Atmosphäre in der Mitte der Wasser gemacht sey. Wenn aber im Gegentheile Mo-

ses die ätherische Materie, welche die himmlischen Körper umgiebt, bezeichnen wolle, so sage er nicht mehr Veste, sondern Veste des Himmels.

Dritte Periode oder dritter Tag. Wasser und Land werden geschieden, und die Pflanzenwelt geschaffen. Diese geht also der Thierwelt in der Altersfolge voran, denn von dieser letzteren ist in der biblischen Schöpfungsgeschichte erst am fünften und sechsten Tage die Rede. Wie verhalten sich nun mit dieser Angabe die geologischen Erfahrungen? Der Verfasser gesteht selbst zu, daß diese im Widerspruche zu stehen scheinen:

> „In der That zeigen sich die ältesten Meeresthiere in denselben Uebergangsgebirgs-Schichten begraben, in welchen man auch die ersten Vegetabilien findet, so daß nach den geognostischen Thatsachen die Entstehung der Pflanzen und der Thiere aus der nämlichen Epoche sich datiren würde."

Um diesen Widerspruch zu heben, fährt der Verfasser folgendermassen fort:

> „Es ist jedoch nicht völlig so, wenn wir das Verhältniß vergleichen, welches zwischen den ersten Landpflanzen und den ältesten Thieren mit Luftathmung besteht; alsdann allein erkennt man den großen Unterschied in der Proportion zwischen den beiden Reichen. Nur nach den sorgfältigsten Untersuchungen ist man dahin gelangt, im Uebergangs- und Steinkohlengebirge einige Insekten mit Luftathmung zu entdecken, als die einzigen Thiere, welche anzeigen, daß in jenen frühen Epochen bereits trocknes und freyes Land existirte. Dagegen sind die Landpflanzen die häufigsten in diesen beyden Formationen, zumal im Steinkohlengebirge. Kann man nun daraus mit der Genesis nicht folgern, daß die Landpflanzen wirklich den Thieren, welche denselben Wohnort haben, vorangegangen sind, in Betracht der außerordentlichen Seltenheit der einen und dem merkwürdigen Ueberfluße der andern? — Sollte es nicht eben dieses Uebergewicht seyn, auf welches die h. Schrift anspielt, wenn sie die Erschaffung der Pflanzen für früher als die der Thiere ansieht? Es ist zum wenigsten wahrscheinlich, daß sie hier nicht einige isolirte Individuen dieser letzten im Auge hat, sondern die große Allgemeinheit der Landpflanzen aus dieser Epoche im Vergleich zu der kleinen Zahl von Thieren, welche gleiche Art des Aufenthaltes und des Wohnortes haben."

Wir gestehen gerne, daß uns diese Erklärung nicht im mindesten befriedigt hat, sondern, daß sie im direkten Widerspruche mit der Schrift bleibt. Nach dieser erfolgt die Schöpfung der Thiere nicht eher als am fünften und sechsten Tage; am dritten ist lediglich von der der Pflanzen die Rede. Nun aber zeigen die ältesten, organische Ueberreste enthaltenden Gebirgsformationen, daß in ihnen nicht bloß ein großer Reichthum von Pflanzen angehäuft ist, sondern auch eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Thieren. Kommen die letzteren auch an Zahl den erstern nicht gleich, so ist ihrer doch immer eine solche beträchtliche Menge, daß sie ein wesentliches Moment in jener Epoche ausmachen, und mit ihnen hätte in der dritten Periode in der That und wirklich die Thierschöpfung begonnen. Somit wäre denn die Geologie auf ein Resultat gekommen, des mit dem mosaischen Berichte nicht im Einklang sich befände.

Auf welcher Seite liegt nun wohl der Irrthum? Die einfache Antwort ist: auf Seite von Marcel de Serres. Referent hat sich über diesen Punkt schon ausführlich in der Anzeige des Bucklandschen Werkes ausgesprochen, woraus er nur das Wichtigste hier in der Kürze wiederholen will. Die organischen Wesen, deren Ueberreste wir in der Uebergangs- und Flözzeit vorfinden, gehören einer Periode an, welche mit dem dritten Tage, wo das feste Land mit seinen Hochgebirgen vom Wasser sich scheidet, abschließt. Als die chaotische Masse durch das Wort des Schöpfers erregt, sich zu differenziren begann, entstand zugleich mit der Mannigfaltigkeit unorganischer Bildungen ein buntes Gewimmel organischer Formen, deren Zeit ablief, als die unorganische Masse in der Formation, aus deren Schooße sie hervorgiengen, überwiegend wurde und in Schichten sich ablagerte. Am dritten Schöpfungstage, wo das feste Land seine Bildung vollendet hat, erlischt auch die Existenz jener Pflanzen- und Thierwelt, um einer neuen Platz zu machen, welcher allein der Segen der Forterhaltung zu Gute kommt. Nur von dieser ist vom dritten Tage an die Rede, was auch der 20. Vers erweist, wo Gott am fünften Tage spricht: „es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren," ein Zeichen, daß keine mehr vorhanden, sondern erloschen waren. Von dieser alten Thier-

und Pflanzenwelt ist aber wohl deßhalb in der h. Schrift keine Rede, weil jene nicht zur Forterhaltung bestimmt war und deßhalb in keiner Beziehung zu dem späteren Menschengeschlechte stand. Die Bibel beschränkt sich in ihrem Berichte aber durchgängig nur auf die unmittelbaren Beziehungen, in welchen der Mensch zu Gott und der Welt steht, mit Hinweglassung Alles, was in dieser Hinsicht nicht wesentlich und nothwendig ist. Während sie daher bey der ältesten Weltperiode, wo das Menschengeschlecht noch nicht existirte, nur mit wenigen Worten verweilt, schildert sie dagegen die unmittelbar seinem Auftreten vorhergehende Erschaffung der Pflanzen- und Thierwelt mit großer Detaillirung, denn diese ist zur bleibenden Verbindung mit ihm bestimmt.

Der Verfasser macht schon bey dieser Periode darauf aufmerksam, daß das Studium der fossilen organischen Ueberreste eine im Laufe der Zeiten fortschreitende Vervollkommnung der Pflanzen wie der Thiere nachweise, so daß die am höchsten ausgebildeten immer die zuletzt entstandenen sind. Er verschweigt es jedoch bey dieser Gelegenheit nicht, daß man Thatsachen aufgeführt habe, welche jenem Gesetze zu widersprechen scheinen; es seyen Fährten von vierfüssigen Thieren und Vögeln in sehr alten Formationen, im bunten Sandsteine, und Reste von Fleischfressern in Juraschichten gefunden worden, während der Ordnung nach die warmblütigen Thiere nicht eher als in dem tertiären Gebiete sich einstellen sollten. Diese Einwendungen beseitigt der Verfasser, indem er die sogenannten Fährten im bunten Sandsteine von Hildburghausen für Pflanzenabdrücke ansieht, die Vogel-Fußtritte, von welchen Hitchcock viel Lärm gemacht, als solche nicht anerkennt, und die Schiefer von Stonesfield, in welchen Ueberreste von Beutelthieren angeführt werden, mit Prevost für eine regenerirte Bildung erklärt, die in eine Aushöhlung des oolithischen Bodens, und später als dieser, abgelagert wurde. Als wahre Fußtritte im bunten Sandsteine gelten ihm nur die, welche man Schildkröten zuschreibt, also einer Klasse, die allerdings durch Knochenüberreste in den ältern Bildungen unverkennbar repräsentirt ist. Mit diesen Bemerkungen bekennt sich Ref. vollkommen einverstanden, ja er geht sogar um einen Schritt weiter, indem er selbst die Deutung der Schildkrötfährten beanstandet, da diese Eindrücke denselben Ursprung haben können, wie die der angeblichen Fußtritte von Beutelthieren und Vögeln.

Auch die von Greßly aus dem Portlandkalke von Solothurn aufgeführten Ueberreste von Landsäugthieren können, wie Marcel de Serres bemerkt, zur Aufhebung jenes Gesetzes nicht benützt werden. Denn abgesehen davon, daß man die Frage aufwerfen kann, ob die Bestimmung der wenigen Ueberreste vollkommen verlässig ist, weiß man, daß die Schichten, welche jene Versteinerungen einschliessen, bloß von Diluvialbildungen bedeckt sind, so daß es also wohl möglich ist, daß genannte Schichten in der Tertiärzeit sich regenerirt haben und auf solche Weise die Ueberreste aus dieser Periode sich mit den aus der sekundären vermischten, was um so wahrscheinlicher sey, als Greßly selbst anführe, daß häufig Sandablagerungen sich zwischen den verschiedenen Schichten fänden.

Vierte Periode oder vierter Tag. Wie Buckland ist Marcel de Serres der Meynung, daß Sonne, Mond und Sterne an diesem Tage nicht erst neu geschaffen wurden, sondern nur an diesem ihre Bestimmung in Bezug auf die Erde erhielten. Referent hat schon in der Bucklandschen Anzeige hervorgehoben, daß man recht wohl auch bey der ersteren Annahme bleiben könne, und daß diese überdieß dem wörtlichen Sinne des Textes angemessener sey.

Fünfte Periode oder fünfter Tag. Auf das Geheiß Gottes erregt sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren und mit Gevögel, das auf Erden unter der Veste des Himmels fliegt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nr. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Plato's Staat. Uebersetzt von K. Schneider. Breslau, bey S. Schletter, 1839. 8. S. IV. u. 316 Seiten.

Mit besonderer Freude zeigen wir dieses ausgezeichnete Product deutschen Uebersetzerfleißes in unsern Blättern an. Der würdige Verfasser dieser Uebersetzung hat sich schon durch seine in den Jahren 1830 — 33 bey Teubner in Leipzig besorgte kritische Ausgabe der Werke Platons, wovon jedoch bis jetzt nur drey Bände erschienen sind, welche die Politeia enthalten, als einen sehr gründlichen Kenner der Platonischen Schriften beurkundet und durch die Uebertragung des vollendetsten Werkes des göttlichen Weisen ein neues Verdienst um die philologische Literatur erworben. Ungeachtet Friedrich Carl Wolff, ein Schüler des Joh. Heinr. Voß, als dieser noch der Eutinischen Schule vorstand, bey Hammerich in Altona 1799 eine schätzbare Uebersetzung dieses Werkes geliefert, und der um Platon hochverdiente Schleiermacher in des dritten Theiles erstem Bande von Platons Werken, nach langer Unterbrechung, im Jahre 1828 endlich die zehn Bücher vom Staate mit einer sehr gehaltreichen Einleitung und vortrefflichen Anmerkungen hatte folgen lassen, so ist doch die vorliegende Uebersetzung nichts weniger, als überflüßig; denn seit der Erscheinung der Wolffischen Bearbeitung hat der Text dieser Platonischen Schrift in kritischer Hinsicht durch Bekkers ruhmvolle Bemühungen eine ganz andere Gestalt gewonnen, was Schleiermachern sehr vortheilhaft zu Statten kam. Daß aber selbst nach Bekkers so verdienstvollen Vorarbeiten in kritischer Hinsicht in diesem Werke Platons noch Werthvolles geleistet werden könne, hat Hr. S. durch seine Ausgabe sattsam bewiesen. Ihm gebührt das Verdienst, den schätzbaren Lobkowitzischen oder Raudnitzer Codex, welchen er in quibusdam dialogis praestantissimum, in multis bonum, in nullo contemnendum nennt, zu dieser Platonischen Schrift zuerst und zwar mit musterhafter Genauigkeit verglichen zu haben. Ferner benutzte er vier Wiener Handschriften, deren eine bereits Bekker verglichen hatte. Hr. S. hatte aber dessen ungeachtet noch eine sehr bedeutende Nachlese gefunden. Dazu kamen noch zwey, schon früher, aber minder genau verglichene, Münchner Codd. Außer diesen handschriftlichen Hülfsmitteln untersuchte er sorgfältig die Werke der Griechischen Grammatiker und anderer Schriftsteller aus späterer Zeit, welche hie und da Stellen aus Platons Staat anführen, oder ihn vor Augen hatten. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, seinen Schriftsteller vielfältig zu verbessern und einen von den Recensionen seiner Vorgänger abweichenden Text zu liefern. Der Gewinn, welcher aus dieser Vorarbeit ersprießte, ging auch auf seine Uebersetzung über, welche weit richtiger und überdieß treuer, als die Wolffische und Schleiermacherische ausgefallen ist.

„Der Grundsatz der älteren," sagt er in der Vorrede, „scheint hier gewesen zu seyn alle Eigenhei-

ten der griechischen Sprache zu vermeiden und so viel wie möglich deutsch zu schreiben; Schleiermacher dagegen ist mehr bemüht den Leser merken zu lassen, daß er eine Uebersetzung und zwar aus dem Griechischen vor sich habe. Ich habe das letztere nur da vorgezogen, wo durch größere Berücksichtigung des deutschen Sprachgebrauchs dem Gedanken etwas entzogen oder zugesetzt oder dem Ausdrucke das eigenthümliche Gepräge, welches er auch für den Athenischen Leser haben mußte, genommen zu werden schien, überall aber das ungewöhnliche diesseits des unverständlichen zu halten gesucht."

Rec. muß gestehen, daß Hr. S. diese höchst schwierige Aufgabe auf eine unvergleichliche Weise gelöst hat; denn in seiner Uebersetzung spiegelt sich die musterhafte Einfachheit und Klarheit der Urschrift auf das Getreueste ab, und selbst jenes mimische und dramatische Leben, welches dem Platonischen Dialoge ganz eigen ist, ist in der Uebertragung keineswegs verloren gegangen, so daß man sich bey der Lesung derselben wunderbar ergriffen fühlt.

Um zu zeigen, wie sich Schneiders Arbeit zur Schleiermacherischen verhält, wählen wir folgende Stelle aus dem ersten Buche S. 328. B. f., welche sich durch ihre bewunderungswürdige Einfachheit und Anmuth ganz besonders auszeichnet und die gutmüthige Redseligkeit des alten Kephalos vortrefflich charakterisirt:

„Ἦν δ' ἔνδον καὶ ὁ πατὴρ, ὁ τοῦ Πολεμάρχου, Κέφαλος, καὶ μάλα πρεσβύτης μοι ἔδοξεν εἶναι· διὰ χρόνου γὰρ καὶ ἐωράκειν αὐτόν· καθῆστο δὲ ἐστεφανωμένος ἐπί τινος προσκεφαλαίου τε καὶ δίφρου· τεθυκὼς γὰρ ἐτύγχανεν ἐν τῇ αὐλῇ· ἐκαθεζόμεθα οὖν πὰρ' αὐτόν· ἐκεῖνο γὰρ δίφροι τινὲς αὐτόθι κύκλῳ. Εὐθὺς οὖν με ἰδὼν ὁ Κέφαλος ἠσπάζετό τε καὶ εἶπεν· ὦ Σώκρατες, οὐδὲ θαμίζεις ἡμῖν καταβαίνων εἰς τὸν Πειραιᾶ· χρῆν μέντοι, εἰ μὲν γὰρ ἐγὼ ἔτι ἐν δυνάμει ἦν τοῦ ῥᾳδίως πορεύεσθαι πρὸς τὸ ἄστυ, οὐδὲν ἂν σε ἔδει δεῦρο ἰέναι, ἀλλ' ἡμεῖς ἂν παρὰ σὲ ἤμεν· νῦν δέ σε χρὴ πυκνότερον δεῦρο ἰέναι. ὡς εὖ ἴσθι, ὅτι ἔμοιγε ὅσον αἱ ἄλλαι αἱ κατὰ τὸ σῶμα ἡδοναὶ ἀπομαραίνονται, τοσοῦτον αὔξονται αἱ πρὸς τοὺς λόγους ἐπιθυμίαι τε καὶ ἡδοναί. μὴ οὖν ἄλλως ποίει, ἀλλὰ τοῖσδέ τε τοῖς νεανίαις ξύνισθι καὶ δεῦρο παρ' ἡμᾶς φοίτα, ὡς παρὰ φίλους τε καὶ πάνυ οἰκείους. Καὶ μήν, ἦν δ' ἐγὼ, ὦ Κέφαλε, χαίρω γε διαλεγόμενος τοῖς σφόδρα πρεσβύταις. δοκεῖ γάρ μοι χρῆναι παρ' αὐτῶν πυνθάνεσθαι, ὥσπερ τινὰ ὁδὸν προεληλυθότων, ἣν καὶ ἡμᾶς ἴσως δεήσει πορεύεσθαι, ποία τίς ἐστι, τραχεῖα καὶ χαλεπή, ἢ ῥᾳδία καὶ εὔπορος. καὶ δὴ καὶ σοῦ ἡδέως ἂν πυθοίμην, ὅτι σοι φαίνεται τοῦτο, ἐπειδὴ ἐνταῦθα ἤδη εἶ τῆς ἡλικίας, ὃ δὴ ἐπὶ γήραος οὐδῷ φασὶν εἶναι οἱ ποιηταί, πότερον χαλεπὸν τοῦ βίου, ἢ πῶς σὺ αὐτὸ ἐξαγγέλλεις κ. τ. λ.

* * *

Schleiermacher.

Es war aber auch des Polemarchos Vater Kephalos darinnen, der mir sehr alt vorkam, wie ich ihn denn auch seit langem nicht gesehn hatte. Er saß aber bekränzt in einem großen Sessel mit einem Kopfkissen, denn er hatte im Hofe geopfert. Wir setzten uns also zu ihm, denn es standen dort mehrere Sessel im Kreise herum. — Gleich nun wie mich Kephalos sah, begrüßte er mich und sagte, O Sokrates, du kommst auch gar nicht fleißig zu

* * *

Schneider.

Auch der Vater des Polemarchos, Kephalos, war drinnen, und er kam mir sehr alt vor; denn es war auch lange her, daß ich ihn gesehen hatte. Bekränzt saß er auf einem Kissen im Sessel, denn er hatte eben im Hofe geopfert, und wir setzten uns zu ihm, denn es standen einige Sessel dort im Kreise. So wie mich nun Kephalos erblickte, grüßte er mich und sprach: O Sokrates, du kommst auch nicht oft zu uns herunter in den

uns herunter in den Peiraieus. Du ſollteſt aber doch. Denn wenn ich noch genug bey Kräften wäre, um leicht nach der Stadt zu gehn: ſo hätteſt du nicht nöthig hieher zu kommen, ſondern wir kämen zu dir. Nun aber ſollteſt du häufiger hieher kommen. Denn wiſſe nur, je mehr die andern Vergnügungen, die vom Leibe herrühren, für mich welk werden, um deſto mehr wachſen mir Freude und Luſt an Reden. Alſo thue es nicht anders, und halte nicht nur mit dieſen jungen Leuten hier zuſammen, ſondern beſuche auch uns fleißig als gute Freunde und die dir ſehr zugethan ſind. — Auch ich, ſprach ich, o Kephalos, pflege ſehr gern Geſpräch mit Alten. Denn mich dünkt, da ſie ja einen Weg vorausgegangen ſind, den auch wir vielleicht werden zu gehen haben, müſſen wir von ihnen erforſchen, wie er doch beſchaffen iſt, ob rauh und beſchwerlich, oder leicht und bequem. Und ſo hörte ich auch von dir gern, wie dir wohl dieſes erſcheint, da du doch jetzt in den Jahren biſt, von denen die Dichter das an der Schwelle des Alters brauchen, ob auch ſchwer zu leben oder was du darüber ausſageſt.

* * *

Aus der Vergleichung beyder Ueberſetzungen mit der Urſchrift wird man ſich überzeugen, daß Hr. Schneider ſich weit genauer, natürlicher, anmuthiger und fließender ausdrückte, als ſein Vorgänger; und Rec. kann den Wunſch nicht bergen, daß es Hrn. Schneider gefallen möchte, die ſämmtlichen Werke Platon's zu überſetzen. Eine ſolche Uebertragung wäre eine wahre Bereicherung unſerer Literatur und für den Leſer der Urſchrift der beſte Commentar.

Um der Mehrzahl der Leſer das Verſtändniß der Schrift zu erleichtern, dienen die beygefügten ſächlichen Anmerkungen.

Peiräeus, und ſollteſt es doch. Denn wenn ich noch bey Kräften wäre, daß es mir leicht würde in die Stadt zu gehn, ſo brauchteſt du nicht hieher zu kommen, ſondern wir kämen zu dir. So aber mußt du öfter hieher kommen. Denn ich muß dir ſagen, je mehr ich den andern ſinnlichen Freuden abſterbe, deſto lebhafter wird meine Luſt, und Freude an Reden. Thue alſo, was ich dich bitte, laß dieſe jungen Leute ferner deines Umganges genießen, und komm fleißig hieher zu uns als zu Freunden und recht guten Bekannten. Und wie gern, o Kephalos, ſagte ich, unterrede ich mich mit denen, die hoch in Jahren ſind. Denn ich meine, daß man bey ihnen, als die einen Weg voraus gemacht haben, den wir vielleicht auch werden gehen müſſen, ſich zu erkundigen habe, wie er beſchaffen iſt, rauh und beſchwerlich, oder leicht und bequem. Und ſo möchte ich mich auch bey dir gern erkundigen, weil deine Jahre nun bis dahin geſtiegen ſind, was die Dichter auf der Schwelle des Alters nennen, ob du dieſes für einen beſchwerlichen Theil des Lebens hältſt, oder was für Auskunft du darüber giebſt.

* * *

Zum bequemeren Aufſuchen der Stellen in der Urſchrift ſind am Ende der Zeilen Sternchen angebracht, welche ſich auf die oben eingeklammerten Seitenzahlen des zweyten Bandes der Stephaniſchen Ausgabe beziehen.

Druck und Papier laſſen nichts zu wünſchen übrig.

J. G. K.

De la Cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques, par Marcel de Serres, Conseiller et Professeur etc.

(Schluß.)

Indem der Verfasser die Ueberreste dieser Thiere in den ältern Gebirgsformationen aufsucht, muß es ihn nothwendig befremden, daß während die Fische in selbigen so ungemein häufig sind, die fliegenden Thiere dagegen so außerordentlich selten sind. Für uns, die wir die Ueberreste der in der Bibel angeführten organischen Schöpfung nicht in den allgemeinen und alten Gebirgsformationen aufsuchen, sondern erst in den lokalen und neuen Bildungen der Tertiär- oder noch mehr Quaternärzeit, fällt jenes Befremden weg, da wir in diesen Zeitperioden mit den Fischen zugleich die Insekten und Vögel in ziemlicher Anzahl vorfinden.

Sechste Periode oder sechster Tag. Die Thierschöpfung wird beendigt und am Schluße erscheint der Mensch als letztes und jüngstes Glied. Indem der Verfasser bemerkt, daß die größte Anzahl der Pflanzenfamilien der ersten und ältesten Reihe und mehrere der zweyten gänzlich in der tertiären Periode verschwinden, fügt er hinzu:

> „Die neueste Vegetation der geologischen Zeiten, deren Ueberreste in den quaternären Schichten existiren, ist unserer gegenwärtigen Vegetation fast ähnlich. Sie zeigt also eine Ordnung der Dinge, wenig verschieden von der festgesetzten Ordnung an; daher konnte sie auch allein dem Menschen die nothwendige Nahrung liefern. Auf sie und nicht auf die alte Vegetation bezieht sich deßhalb die Genesis, wenn sie sagt, daß Gott dem Menschen alle Pflanzen, welche die Erde bedeckten, gab, um ihm zur Nahrung zu dienen, denn dieß könnten nicht die Arten der Uebergangsgebirge, noch die der sekundären und tertiären seyn; selbige hatten lange vor dem Auftreten der Menschen zu leben aufgehört.“

Somit kommt also der Verfasser, wenn gleich auf einem Umwege, auf dasselbe Resultat, das wir schon früher ausgesprochen hatten. Mit Nachdruck hebt er hervor, daß die Geologie nicht minder als die Bibel den Ausspruch thue, daß die Schöpfung des Menschen die letzte gewesen ist.

Siebente Periode oder siebenter Tag. Der Verf. dehnt diese Periode bis zum Ende der Sündfluth aus und zeigt ausführlich, daß die Kunde von dieser großen Katastrophe nicht bloß bey den verschiedensten Völkern existire, sondern mit der größten Evidenz ebenfalls von der Geologie nachgewiesen werde.

Gegenwärtige oder historische Periode. Voraus schickt der Verf. seine eigene Uebersetzung des hebräischen Textes von der Schöpfungsgeschichte und läßt mit ihr parallel die Uebersetzung von de Sacy gehen. Alsdann macht er sich an die Untersuchung, ob die Betrachtung der verschiedenen physikalischen Veränderungen, welche seit den historischen Zeiten auf der Erdoberfläche sich ereigneten, oder die Zeugnisse der Geschichte, oder die verschiedenen Variationen, welche das Menschengeschlecht selbst erfahren hat, diesem letzteren ein höheres Alter beylegen lassen, als es der mosaische Bericht angiebt. Das Schlußresultat dieser Untersuchungen ist nach Marcel de Serres die völlige Uebereinstimmung mit den Angaben der Bibel.

Zum Schluße folgt noch ein Anhang über die neuerdings aufgefundenen fossilen Affenreste und eine weitläufige Auseinandersetzung der Hypothese über den ursprünglichen und künftigen Zustand der Erde, wobey dem Feuer ein Einfluß zugeschrieben wird, den wir ihm nicht beymessen können. Beygegeben ist noch eine tabellarische Uebersicht über die hauptsächlichsten historischen Epochen, die seit dem Erscheinen des Menschen bis auf die gegenwärtige Zeit abgelaufen sind. Die Arbeit von Marcel de Serres wäre einer deutschen Uebersetzung werth.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Umrisse zur Geschichte der Philosophie. Entworfen von Dr. Eduard Schmidt, außerordentlichem Professor der Philosophie zu Rostock. 1839. Berlin. 334 S. 8.

Manche Schriften haben das Glück, viel gelesen und weithin bekannt zu werden; andere verdienten dieses Glück, finden es aber nicht, meistentheils durch Schuld des Publikums. Dieses hat etwas von der Natur einiger geselliger Thiere, die einen Führer haben müssen, ihm aber dann durch Dick und Dünn folgen.

Auf dem Felde der Poesie und schönen Litteratur sehen wir oft, wie zu allen Zeiten nichtige oder zweydeutige Talente eine längere oder kürzere Periode hindurch bey vielen Lesern und Nachahmern ein Ansehen gewannen, das die nächsten Generationen schon unbegreiflich finden, weil es mit den Leistungen und deren dauerndem Werth in gar keinem Verhältniß steht. Auf dem Gebiete aber der Philosophie sollte man die gleiche Erscheinung desto weniger erwarten, je größer und lauter hier die Anmaßung herrscht, daß nur das Denken und nur das Selbstdenken Werth und Gültigkeit habe. Allein weit gefehlt, daß die letzte Behauptung nach ihrer Wahrheit anerkannt und geübt würde, so thut hier, wie anderwärts, die Partheysucht alles mögliche, eben die Selbstdenkenden zu ignoriren, oder doch in ihrem Verdienste zu beeinträchtigen; denn es kann nicht fehlen, daß wer selber denkt, und je kräftiger er selbst denkt, desto mehr von den Meynungen und Gedanken anderer abweiche, sey es auch nur in der Fassung und Beziehung derselben. Um Zeugnisse hiefür zu finden, sehe man nur auf die Schulen der Philosophen von Plato bis Kant. Aristoteles, Theophrast, Zeno, Posidonius u. a. m. stellten neue Systeme auf, oder änderten doch in dem überlieferten und zumeist zusagenden so vieles, als sie nach ihrem Wissen und Gewissen nöthig fanden, als sie eben durch Selbstdenken sich überzeugt hatten. —

Freylich, ob jeder selbst denken soll? Diese Frage, sagt Lichtenberg, läßt sich mit einer andern beantworten: Soll jeder sich selbst rasiren? Wenn er's kann, ist's gut; will er es aber erst lernen, so fange er ja nicht an der Kehle an; wenn aber doch, so setzt er sein Leben in Gefahr, wie dort sein höchstes und bestes Theil; seine sittlichen und religiösen Ueberzeugungen, falls er an das Absolute gehen will, bevor er durch all sein Wissen und Denken unwiderstehlich zu jenem Puncte hingetrieben worden. Aber gerade von diesem Punct hebt die neuere Philosophie an, zumal seit Fichte, und kommt daher alsbald einerseits mit der Religion und den kirchlichen Dogmen und Einrichtungen, andrerseits mit dem Rechte und den Anordnungen und Satzungen des Staates in Conflict. Dieser Widerstreit zwischen Philosophie und Religion und Politik zieht sich von den Zeiten Athens durch alle Perioden der nachgefolgten europ. Geschichte, mit wechselnden Erfolgen und stets mißlungenen Ausgleichungsversuchen.

Zu den letzteren gehört die vorliegende Schrift; sie nennt sich zwar Umrisse zur Geschichte der Philosophie; allein daß sie nicht diese in ihrem ganzen Verlauf bezwecke, zeigt sich gar bald, und auch darin vornehmlich, daß das ganze Mittelalter übergangen, daß vom Skepticismus der Griechen — denn auch die späteren Griechen und der Neuplatonismus kommen in keinen Betracht — sofort S. 191 fgg. zur neueren Philosophie vor Kant

übergesprungen und diese, so wie die neueste Philosophie, jedwede auf 60 — 70 S. abgehandelt wird. Der eigentliche Zweck dieser Umrisse liegt klar zu Tag am Ende §. 148 S. 332. 33 in dem Resultate, welches ein durchaus anderes ist, als zu welchem die Hegelsche Schule die Geschichte gelangt zu sehen meynt.

„Die Philosophie wird nicht glauben, wie jene es thun, als wenn sie der Hauptsache nach schon fertig sey, denn sie sieht sich gerade erst am Anfange stehen, (nach §. 145); noch viel weniger aber wird sie glauben, als hätte die Menschheit (wenigstens die Auserwählten in ihr) in dieser fertigen Philosophie jetzt überhaupt das höchste Ziel erreicht, wozu sie bestimmt sey, und in dessen Besitz sie ausruhen könnte, oder nur noch (durch vollständigere Ausbildung und allgemeinere Mittheilung der Philosophie an alle) es sich etwas bequemer zu machen brauchte. Im Gegentheil schließt die rechtverstandene bisherige Philosophie mit der Einsicht, daß sie selbst uns die höchsten Güter und Zielpuncte menschlichen Strebens nicht geben kann, wie sie gemeynt hat, keine Identität mit Gott, keine höchste Seligkeit, — sondern daß es etwas höheres im Menschen geben muß; daß, wenn uns in der Philosophie auch der Weg zum absoluten Wissen gewiesen ist, und wir dieses in ihr haben können, so doch weder alle, noch auch insbesondere die höchsten Güter: daß, so wenig wie das Wissen uns Essen und Trinken, Kleider und Schuh' u. dgl. geben kann, so wenig auch Glauben, Gerechtigkeit, Gottseligkeit und ewiges Leben; und daß, so wie es etwas niedrigeres als die Philosophie außer ihr und unabhängig von ihr giebt, ohne daß dessen Daseyn der Absolutheit der Philosophie Abbruch thut, es auch so etwas Höheres, unabhängig von ihr, geben, und sie doch absolutes und unendliches Wissen seyn kann. Diese Einsicht wird eine Wendung des gegenwärtigen Zeitgeistes unterstützen und dazu beytragen, daß die jetzige mehr religiöse Richtung der Zeit mehr und mehr die allgemeine werde. Und so wie im Alterthum nach der Zeit der Griechen, denen die Philosophie für das Höchste galt, was von den Göttern den Menschen beschieden sey, das Christenthum eintrat, dem der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft, und welches der Verzweiflung damaliger Zeit, der alle griechische Philosophie nicht abzuhelfen vermochte, Trost brachte: so wird es auch unserer Zeit geschehen, daß, nachdem die Herrschaft der Philosophie in der Weise, daß man von ihr das

höchste Heil der Menschheit erwartet, lange genug gedauert, und eine große Trostlosigkeit und Leerheit erzeugt hat, — daß nun die mühseligen und beladenen Gemüther, wie sie es zu thun anfangen, allgemeiner ihre Erquickung und Seligkeit in der Religion, im Glauben suchen werden."

In diesem Resultat liegt der Kern dieses Werkes; die Umrisse zur Geschichte der Philosophie sind nur die Schale desselben. Zwar ist der Grundgedanke schon oftmals und von vielen Seiten her vielfältig ausgesprochen, meines Wissens aber nirgend mit dieser ruhigen und nach beyden Seiten wohlbemessenen Haltung, mit diesem gründlichen Studium auf der einen, und der vollen Zuversicht und Innigkeit des Glaubens auf der andern Seite. Darum wünscht Rec., wie Eingangs gesagt worden, dem kleinen Buche das Glück, weit umher und viel gelesen zu werden; denn wenn auch dadurch der altverjährte Streit von beyden Seiten nicht aufgehoben, nicht völlig versöhnt werden wird, wie man dermalen immer zu sagen pflegt: so kann es doch nicht fehlen, daß jeder bedachtsame Leser zum Nachdenken über die hier angeregten Hauptpuncte und zur reiflichen Erwägung des hier verhandelten Gegenstandes gereizt werde; und darin besteht ja doch das beste, was eine Schrift und Rede wirken kann. Jedenfalls ist es schon ein Verdienst, mit so viel Ruhe und Klarheit und Besonnenheit, als in diesem Werke herrscht, eine hochwichtige, durchgreifende Streitfrage aufgenommen, und von dem gewonnenen Gesichtspunct aus zur Entscheidung gebracht und abgeurtheilt zu sehen, — wenigstens für einen nicht geringen Theil derjenigen, die bisher schwankten und bey sich selber nicht ins Klare kommen konnten; für die andern aber von verschiedener Denkweise und Gemüthsart findet sich Anlaß und Stoff genug, eben dieses Problem unter ihren Augpunkt zu stellen und zu entscheiden. Denn es kommt hier alles darauf an, unter welchem Gesichtspunct jeder Theil die Aufgabe hinstellt, was jeder für einen Begriff von der Philosophie und Religion zu Grund legt, was jeder für den Gegenstand und Inhalt je der beyden ansieht, wie er endlich den geschichtlichen Verlauf und den darin statt gehabten Fortschritt und Gewinn anschlägt und berechnet.

Dieß hat der Verf. wohl erkannt, und handelt daher in der Einleitung bis S. 30 von Art und Weise der Geschichtschreibung. Von dieser wird gefordert, daß sie der Geschichte den Charakter der Wissenschaft im eigentlichen Sinne mittheile;

> „die Geschichte soll philosophisch behandelt werden, d. h. als eine nothwendige Einheit, aus welcher auch die einzelnen Theile oder Erscheinungen als nothwendige begriffen oder verstanden, und so nicht bloß als in einem innern Zusammenhange, sondern auch in einer nothwendigen Gliederung bestehend erkannt und begriffen werden. — Alles Erklären und Begreifen geschieht dadurch, daß der zu erklärende Gegenstand auf irgend eine Allgemeinheit eines Begriffes und Gesetzes zurückgeführt wird; in der Geschichte der Philosophie also durch die Zurückführung der Erscheinungen auf die allgemeinen Begriffe und Gesetze der Philosophie, und ihre Arten oder Aeußerungsweisen." —

Im Fortgang sucht der Verf. diese Methode der Construction der Geschichte a priori näher zu beschränken und zu rechtfertigen, hauptsächlich gegen die dadurch veranlaßten Mißbräuche, und gegen die Widersacher dieser Construction, gegen Brandis und H. Ritter. Gegen die letzteren wird gezeigt, daß schlechterdings kein Forschen, wie auch kein Handeln statt finden könne, es sey denn, daß der zu suchende Begriff und Gedanke, der zu erreichende Zweck klarer oder dunkler schon vorschwebe; gesetzt auch, daß der endlich gefundene in wie vielen Punkten und Bestimmungen von dem ersten Entwurf abweiche; daß auch der Geschichtschreibung der vorgenannten Männer ein bestimmter Begriff der Philosophie zum Grunde liege, demnach sie die Sätze und Entwickelungen auswählen, u. s. w. Gegen den Mißbrauch aber sucht der Verf. dadurch vorzubeugen, daß er behauptet, der Mensch mit all seinem reinen Denken und Construiren a priori sey durchaus gar nichts von der Wirklichkeit zu erkennen im Stande; demnach könne eine richtig verstandene Construction a priori nicht glauben, daß sie die empirische Geschichtskenntniß überflüssig oder unnütz mache. Der Einwand, daß die Construction und das Construirte Nothwendigkeit haben sollen, daß sie demnach mit der Wirklichkeit coincidire, soll durch die Unterscheidung von logischer und realer Nothwendigkeit beseitigt werden; eben hiedurch wird auch ein anderer sehr gewöhnlicher Einwurf gegen die construirende Methode abgefertigt, welcher in der Forderung besteht, auch die Geschichte der Zukunft zu construiren, u. a. dgl. m. —

Man sieht wohl, es kommt hier auf das Verhältniß des Empirismus und Rationalismus an, die sich von jeher bestritten haben; jedoch nur in den Schulen; außerhalb derselben hat man beyde zu allen Zeiten am besten in Eintracht gefunden: ita utrumque per se indigens, alterum alterius auxilio eget. Wie dieser Widerstreit jetzo auf dem Gebiete der Philosophie und ihrer Geschichte sehr laut ist, so sonst auf dem der Naturwissenschaft, und es wird nicht überflüssig seyn, an die allgemein gültige Entscheidung desselben zu erinnern, welche schon im Schlußjahr des vorigen Jahrhunderts Schelling in der Einleitung zu seinem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie S. 12 gegeben hat:

„Der Satz: Die Naturwissenschaft müsse alle ihre Sätze a priori ableiten können, ist zum Theil so verstanden worden: die Naturwissenschaft — (überhaupt was immer für eine Wissenschaft) — müsse der Erfahrung ganz und gar entbehren, und ohne alle Vermittlung der Erfahrung ihre Sätze aus sich selbst herausspinnen können; welcher Satz so ungereimt ist, daß selbst Einwürfe dagegen Mitleid verdienen. — Wir wissen nicht nur dieß oder jenes, sondern wir wissen ursprünglich überhaupt nichts als durch Erfahrung und mittelst der Erfahrung, und in sofern besteht unser ganzes Wissen aus Erfahrungssätzen. Zu Sätzen a priori werden diese Sätze nur dadurch, daß man sich ihrer als nothwendiger bewußt wird; und so kann jeder Satz, sein Inhalt sey übrigens, welcher er wolle, zu jener Dignität erhoben werden, da der Unterschied zwischen Sätzen a priori und a posteriori nicht etwa, wie mancher sich eingebildet haben mag, ein ursprünglich an den Sätzen selbst haftender Unterschied, sondern ein Unterschied ist, der

bloß in Absicht auf unser Wissen und die Art unsers Wissens von diesen Sätzen gemacht wird, so daß jeder Satz, der für mich bloß historisch ist, ein Erfahrungssatz, derselbe aber, sobald ich unmittelbar oder mittelbar die Einsicht in seine innere Nothwendigkeit erlange, ein Satz a priori wird." u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

I. Hälfte. Januar — Juny.

John Martin, A bibliographical catalogue of books privately printed. London 1834. 8.

Index librorum prohibitorum juxta exemplar romanum jussu sanctissimi domini nostri editum anno 1835; accesserunt suis locis nomina eorum qui usque ad hunc diem damnati fuerunt. Mechliniae 1838. 8.

L. A. Constantin, Bibliothéconomie. Instructions sur la l'arrangement, la conservation et l'administration des bibliothèques. Paris 1839. 8.

Ch. S. Liebius, Diatribe de pseudonymia Jo. Calvini. Amstelod. 1723. 8.

J. M. Quérard, La France littéraire, ou dictionnaire bibliographique des savants, historiens et gens de lettres de la France ainsi que des littérateurs étrangers qui ont écrit en français, plus particulièrement pendant les XVIII. et XIX. siècles. T. IX. livr. 1. Paris 1838. 8.

— — — La littérature française contemporaine 1827 — 1838.

Continuation de la France littéraire. T. I. livr. 1. Paris 1839. 8.

Lownde's British Librarian or book-collector's guide to the formation of a library in all branches of literature, science and art, arranged in classes, with prices, critical notes, references and an index of authors and subjects. Part. 1. 2. Class. I. Religion and its history. London 1839. 8.

R. David Oppenheimer, Collectio Davidis, i. e. catalogus bibliothecae Hebraeae. Hamburgi 1826. 8.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Orientalium qui in Museo Britannico asservantur.

P. I., Codices Syriacos et Carshunicos amplectens. Lond. 1838 f.

Lexicon literaturae academico-juridicae. Vol. II. N — Z. Lips. 1838. 8.

C. A. Saint-Beuve, Nouveaux portraits et critiques littéraires. T. 1 — 3. Bruxelles 1836. 8.

N. G. van Kampen, Beknopte Geschiedenis der Letteren en Wetenschappen in de Nederlanden. Deel 1 — 3. Gravenhage 1821 — 26. 8.

V. A. Huber, die englischen Universitäten. Bd. 1. Cassel 1839. 8.

Histoire littéraire de la France. T. 19. Suite du treizième siècle, années 1256 — 1285. Paris 1838. 4.

Fr. Jakobs und F. A. Ukert, Beyträge zur älteren Literatur. Bd. II. 1. 2. Leipzig 1836. 8.

Jahrbuch der Literatur. I. Jahrgang. Hamburg 1839. 8.

L. Hain, Repertorium Bibliographicum in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum 1800 typis expressi . . . recensentur. Vol. II. p. 2. Stuttg. 1838.

Archives des découvertes et des inventions nouvelles, faites dans les sciences, les arts et les manufactures, tant en France que dans les pays étrangers pendant l'année 1836. Paris 1839. 8.

Abhandlungen der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Bd. 4. Von den Jahren 1835—36.

„ 5. Von dem Jahre 1836. Prag. 1837. 8.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Troisième et quatrième année. Bruxelles 1836 — 38. 8.

Bulletin scientifique. Vol. 1. 2. 3.

Bulletin de la société impériale des Naturalistes de Moscou.

Année 1837. Nr. 1 — 8 Moscou 1838. 8.

„ 1838. Nr. 1 — 3 „ „ „

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nr. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Umrisse zur Geschichte der Philosophie. Entworfen von Dr. Eduard Schmidt, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ist zuträglich und unerläßlich, genau zu unterscheiden, aber verderblich, scharf zu trennen und auseinanderzureissen, was nur zusammen sich findet; wenn z. B. der Philosoph als Philosoph, der Mathematiker als Mathematiker u. s. f. von seinem übrigen Menschseyn nicht bloß unterschieden, sondern, da doch eine Abtrennung und Zerschneidung beyder auch nicht angeht, die vermeyntlichen Functionen gleichsam so unterbunden werden, daß eben keine Function mehr vor sich gehen kann, so wenig als bey einem leiblichen fest unterbundenen Gliede; daß eben beyderseits jede Thätigkeit nicht anders als absterben muß. Diesem Mißgriff und Unheilverfahren sind gerade die strengen Logiker am ersten ausgesetzt; als guten Logiker und feinen besonnenen Denker hat sich der Verf. schon gezeigt in einer älteren Schrift: Ueber Begriff und Möglichkeit der Philosophie; Andeutungen zu einer Kritik des Erkennens und Denkens. Parchim 1835; auf sie beruft sich der Verf. hier öfter, die dort ausgesprochenen Ansichten und Resultate werden auch hier in Kürze wiederholt und zu Grunde gelegt. Eine andere Schrift unsers Verf., auf welche er sich gleichfalls einigemale bezieht, (Ueber das Absolute. Parchim 1833) ist dem Rec. nie zu Gesicht gekommen.

Herr Schmidt erörtert hier S. 31 — 38 den Begriff der Philosophie; sie sey Wissenschaft einer höheren übersinnlichen Wahrheit.

„Es ist ein erhebender, man kann wohl sagen, heiliger Glaube des Menschen, (heißt es da, S. 32 — 33) der Glaube der Vernunft an sich selbst, daß es ein höheres Wissen, überhaupt etwas mehr für den Gedanken giebt, als das bloß sinnliche, daß der Gedanke von diesem nicht abhängig ist, sondern daß ihm ein Wissen muß erreichbar seyn, was da ein freyes Werk des Gedankens, nur durch dessen Gesetze und Formen bestimmt, eine reine Vernunftwissenschaft, frey sey von allen den Unvollkommenheiten und Mängeln der niedern, sinnlichen Erkenntniß. Dieser Idee entsprechen denn auch nicht die übrigens noch so erhabenen Gaben der Religion, denn sie sind etwas gegebenes, den Menschen abhängig machendes; die speculative Vernunft aber will nichts wissen von Abhängigkeitsgefühl oder Gnade Gottes: „selbst ist der Mann“ heißt es in der Philosophie, sie will nur freyes Thun und eigenen Erwerb des Gedankens, muß sie sich dann freylich auch den Namen der Weltweisheit, im Gegensatz gegen die göttliche Weisheit, gefallen lassen.“

Aus dieser trefflichen Stelle erhellt, hoffe ich, daß der Hr. Verf. nicht minder Sinn für die Philosophie, als Gefühl der Religion habe; weiter erhellt aber auch schon vorläufig, was er für den Begriff der Philosophie halte; — Allgemeinheit, Nothwendigkeit, Einheit werden als dessen Merkmale hervorgehoben; vor allem sucht sie eine Nothwendigkeit des Grundes, warum das Einzelne da ist, zuletzt aber eines obersten absoluten Grundes von Allem. Diese Bestimmungen sind jedoch noch allgemein, und lassen sowohl eine realistische, als auch eine idealistische Deutung zu. Jene ist die natürlichere und zumal im Alterthum weitaus vorherrschende und geht dahin, daß das zu erkennende Allgemeine, Ewige und Nothwendige nicht in unseren Gedanken zu suchen sey, sondern im Seyn; die Philosophie demnach strebe nach Wahrheit, d. i. Uebereinstimmung mit einem Seyn; nach einem all-

gemeinen nothwendigen Grunde, d. h. nach dem Grunde und den Gründen des Seyns und der Dinge, wie sie in ihrem Wesen, in den allgemeinen Ideen (Begriffen) enthalten seyen; demnach das Absolute nichts anders sey, als die oberste Ursache der Dinge, möge man sie Gott, oder Substanz, oder Geist oder sonst wie nennen. Dagegen hat, wie der Verf. behauptet, der Fortschritt der neuen Zeit die Philosophie mehr und mehr der idealistischen Ansicht zugeführt; —

> „d. h. sie sucht ihre Wahrheit nicht darin, eine Erkenntniß des realen, des Seyns zu seyn, sondern in sich selber findet der Gedanke das Maaß des Wahren, in seiner Form, und darin, daß er dieser Form gemäß einen Inhalt sich bildet, wie die Gesetze seiner Natur ihn nothwendig machen, ein System von Begriffen, das freylich an sich selbst keine Erkenntniß des Seyenden giebt, aber für die aus der Erfahrung hinzukommende reale Erkenntniß ein Fachwerk darbietet, in welches diese aufgenommen wird, welches ihr die Ordnung, Klarheit und Uebersichtlichkeit des Gedankens mittheilt, und worin dieselbe begriffen, verstanden wird." —

Durch all das entspricht der Gedanke den erst erwähnten Anforderungen und gewinnt jene Freyheit und Selbstständigkeit, welche das höchste Ziel, die höchste Idee der speculativen Wissenschaft ist; während die Religion das Volle, lauter wirkliche, lebendige, persönliche, Gott und Einzelwesen suche, verehre und sich ihnen unterordne.

Zu diesen großentheils so viel möglich mit den eigenen Worten des würdigen Verf. gegebenen Erörterungen füge ich gleich hier noch den Schluß desselben hinzu, betreffend das Verhältniß, in welchem künftighin Philosophie und Religion stehen sollen S. 333:

> „Dagegen aber werden es auch Religion und Kirche, wenn sie wieder als die ersten anerkannt seyn werden, nie wieder als ihr Interesse achten, Vernunft und Wissenschaft zu unterdrücken und zu beschränken, so lange die Wissenschaft eine in der (s. oben) angegebenen Weise mit der Religion versöhnte seyn wird; sie werden im Gegentheil die Wissenschaft als eine der edelsten Perlen in der Krone der Menschheit, als eine der schönsten Aufgaben, welche von dem Schöpfer dem menschlichen Streben gestellt sind, betrachten, und im eigenen religiösen Interesse sie pflegen." —

In dem bisher vorgetragenem liegen die Grundgedanken, um deren willen dann die geschichtlichen Umrisse der Philosophie bey den Griechen und bey den Neueren zur Bestätigung einfach und klar gezeichnet werden; auch vollständig, so weit es eben der angegebene Zweck erheischt; denn der Zweck bestimmt bey jeder geschichtlichen Untersuchung, was auszuwählen, wie zusammenzustellen und zu verbinden sey. Ueber manche Auffassungen und Ansichten eines ganzen Systemes, so wie über einzelne Puncte desselben könnte man wohl mit dem auch von dieser Seite hochachtbaren Verf. rechten; da aber einzelne Ausstellungen und Einreden gegen die historischen Belege seines Grundgedankens wenig entscheiden und fruchten können: so läßt Rec. dieß hier beyseit, und begnügt sich mit einigen Anmerkungen, zu denen ihm die Schrift Veranlassung gegeben.

Es ist offenbar, daß Hr. Schmidt das Wort Philosophie in engerm Sinne nimmt; für speculative Philosophie, Metaphysik, Ontologie, Transscendentalphilosophie, oder welchen andern Namen für diesen Theil die einen oder andern genehm gefunden haben.

> „Alles Denken und Raisonniren über Gott und Welt, (behauptet der Verf. S. 39,) über menschliche und göttliche Dinge, Weltansichten und Lebensansichten, und mögen sie noch so tief gedacht und allumfassend, noch so wahr und gut, noch so fromm und gottselig seyn, alles das ist darum noch nicht Philosophie; weder Physik noch Ethik, noch Dialektik an und für sich sind Philosophie, soferne sie nicht aus dem Interesse an der Form und deren Nothwendigkeit hervorgehen; —"

eben so wenig die feinste und ausgedehnteste Psychologie, oder praktische Weisheit u. s. w. Dem ursprünglichen geschichtlichen Begriff der Philosophie bey den Griechen widerspricht diese Behauptung ohne Widerrede; in Hellas bezeichnete sie Jahrhunderte hindurch die gesammte höhere geistige Ausbildung des Geistes nicht allein nach seinen erkennenden, sondern auch, ja vornehmlich nach seinen handelnden und strebenden Vermögen; ja mehrere, und nicht die gehaltlosesten und unbedeutendsten Systeme haben eben die Vollkommenheit der Charakterbildung zum letzten Augenmerk der Philosophie gesetzt;

alles Denken und Forschen und Erkennen galt nur als Mittel zu diesem Zweck, zur ὁμοίωσις θεῷ, zur μελέτη θανάτου, zum τῇ φύσει ὁμολογουμένως ζῆν, zur αὐταρκεία, ἀπαθεία und ἀταραξία, und mit was sonst für Namen mehr der letzte Endzweck bezeichnet werden mochte, immer blieb das Endziel, die Uebung das letzte und höchste, so daß eher ein logischer Verstoß als ein Abfall von den Lebensvorschriften der Weisheit den angeblichen Schülern und Anhängern einer Schule nachgesehen wurde. Das hat sich in der neuern Philosophie allerdings geändert; eben durch das Christenthum; denn jene vorgenannten Endzwecke, welche bey den Griechen die Philosophie zu erfüllen übernommen, hat bey den christlichen Völkern die Religion durch gemeinsame gleichmäßige Lehre und Erziehung für alle und jeden zugänglich und erreichbar gemacht. Seitdem ist allerdings, eben in der neueren christlichen Zeit, die Philosophie mehr und mehr Weltweisheit geworden, als solche bald mehr von der psychologischen Seite, bald mehr von der physikalischen ausgehend. Als Ausgangspunkt ist der eine so zuläßig, als der andere; das Resultat aber in beyderley Richtungen hängt ab, außerdem was die Gemüthsart beyträgt, theils von der Schärfe und Kraft des Denkens, theils von dem Umfang und der Tiefe der Erfahrung, ohne die wir schlechterdings nichts wissen, wie die vorhin angeführte Stelle bey Schelling sagt, weder von dieser Welt, noch von jener, weder von der Natur noch von Gott.

Diejenigen, die von der psychologischen Betrachtung ausgingen, richteten meistentheils ihren Blick auf die Niederungen des Seelenlebens, auf seine Oberfläche, und stießen auch da schon oft genug auf verborgene Sandbänke und Riffe, auf Untiefen, über die sie nicht weg konnten; nur wenige gingen auf die hohe See und versuchten auch in die Tiefen hinunter zu tauchen. Sie brachten von da begreiflicherweise viel Ungesehenes, Fremdes und Seltsames herauf und wurden, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, verschrieen als Mystiker; zumal wenn sie der Aufmerksamkeit der Forscher auch noch eine andere Richtung auf minder beachtete, unter dem Niveau des geläufigen Bewußtseyns liegende, Erscheinungen geben wollten, wenn sie nicht bloß von den Erkenntnißkräften, sondern auch den Kräften nicht minder als den Gebrechen der Seele und ihrem gesammten Thun, Leiden, Wirken und Streben sprachen; wenn sie nicht bloß auf das Denken und seine Consequenz und Consistenz, sondern auch auf das Fühlen und Wollen und Ahnden und seine Inconsequenz und Inconsistenz reflectirten, und nirgends eine feste und sichere Stätte fanden, als da, wohin der zunächst allgemein eingeschlagene Weg unmittelbar nicht führte.

(Schluß folgt).

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Commentationes latinae tertiae classis instituti Regii Belgici. Vol. 6. Amstelod. 1836. 4.

Kongl. Vetenskaps - Akademiens Handlingar för ar 1836. Stockholm 1838. 8.

Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. 3ter Jahrgang. Schwerin 1838. 8.

Mémoires de l'académie Royale des sciences morales et politiques de l'institut de France. 2. Série. Tom. I. Paris 1837. 4.

Mémoires couronnés par l'academie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. T. 13. 14. p. 1. Bruxelles 1838. 4.

Mémoires de l'académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg. VIme Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. T. 3. 4.

Seconde partie: Sciences mathématiques, physiques et naturelles. T. I. liv. 4 — 6. T. II. liv. 1 — 5. St. Petersbourg 1834 — 1838. 8.

Première partie: Sciences mathématiques et physiques. T. II. liv. 1. 2. St. Petersbourg. 1834. 4.

Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères, publiés par la société royale des antiquaires de France.

Nouvelle Série. T. 14. Paris 1838. 8.

Memoirs of the royal astronomical society. Vol. IX. London 1836 4.

Memorias da Academia R. das sciencias de Lisboa. T. XII. p. 1. Lisboa 1837. 4.

Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi et autres bibliothèques. Vol. 13. Paris 1838. 4.

Proceedings of the Zoological society of London. Part. III. 1835. London. 8.

Nordiſk Tidsſkrift für Oldkyndighed, udgivet af det Kongelige Nordiſke Oldſkrift-Fellſkab. Bd. 1. 2. 3. Kiobenhavn 1832 — 36. 8.

Transactions of the Royal Society of literature of the united Kingdom. Vol. III. p. 1. London 1837. 4.

Transactions philosophical of the Royal Society of London. 1836. P. 2. 1837. P. 1. 2. 1838. P. 1. London. 4.

The transactions of the Linnean Society of London. Vol. XII. p. 4. Lond. 1837. 4.

Naturkundige Verhandelingen von de Hollandſche Maatſchappy der Wetenſchappen te Haarlem. Vol. 13 — 23. Haarlem 1824 — 36. 8.

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse van het Koninkligk-Nederlandsche Institut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten te Amsterdam. Deel 1 — 7. Amsterd. 1827. 4.

Giuseppe Baretti, Opere. Vol. 2. 3. Milano 1838 — 39. 8.

Melchiore Gioja, Opere principali. Vol. 11 — 15. Lugano 1838. 8.

Dr. K. M. Rapp, Verſuch einer Phyſiologie der Sprache nebſt hiſtoriſcher Entwickelung der abendländiſchen Idiome nach phyſiologiſchen Grundſätzen Bd. 2. Stuttgart 1839. 8.

Lesicon Románescu-Latinescu-Ungurescu-Vemtescu, seu lexicon Valachico-Latino-Hungarico-Germanicum. Budae 1825. 8.

George Cornewall Lewis, An essay on the origin and formation of the Romance languages. Containing an examination of M. Raynuard's theory on the relation of the Italian, Spanish, Provencal and French to the Latin. Oxford 1835. 8.

Dr. Robert Drummond, Illustrations of the grammatical parts of the Guzerattee, Mahratta et English languages. Bombay 1808. f.

Pânini's acht Bücher geometriſcher Regeln. Herausgeg. und erläutert von Dr. O. Böhtlingk.
Bd. 1. Pânini's Sûtra's mit Indiſchen Scholien. Bonn 1839. (Sanscrit)

J. E. J. F. Boinvilliers, Dictionnaire universel des Synonymes de la langue française. Par. 1826. 8.

Cinonio, Osservazioni della lingua Italiana. Venezia 1835. 8.

Giuseppe Boerio, Dizionario del dialetto Veneziano. Venezia 1829. 4.

José de Fonseca, Diccionario de synonymos Portuguezes. Paris 1833. 8.

Konrad Schwenk, Wörterbuch der deutſchen Sprache in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung. 3te Aufl. Frankf. 1838. 8.

J. Bosworth, The origin of the germanic and Scandinavian languages and nations: with a sketch of their literature and short chronological specimens of the An lo-Saxon, Friesic, Flemish, Dutch, the German from the Moeso-Goths to the present time, the Icelandic, Danish, Norwegian and Swedish. London 1836. 4.

C. C. Mrongovius, Dokladny Niemiécko-Polski Slownik. Königsberg 1837. 4.

J. K. Troiański, Ausführlich polniſch-deutſches Handwörterbuch. Th. 1. 2. Poſen 1835 — 36. 8.

M. A. Champollion, Paléographie des classiques latins d'après les plus beaux manuscrits de la bibliothèque Royale de Paris. Paris 1837. 4.

Natalis de Wailly, Eléments de Paléographie. Pour servir a l'étude des documents inédits sur l'histoire de Françe. Vol. 2. Paris 1838 f.

Fragmenta Comicorum Graecorum. Collegit et disposuit Aug. Meineke.
Vol. I. Historiam criticam Comicorum Graecorum continens. Berolini 1839. 8.

M. Verrii Flacci Fragmenta, ed. A. E. Egger Paris. 1838. 8.

Futawa Alemgiri; a collection of opinions and precepts of Mohammedan law. Compiled by Sheikh Nizam, and other learned men, by command of the Emperor Aurungzeb Alemgir. Vol. 1 — 6. Calcutta 1828. 4.

Y-King, antiquissimus Sinarum liber quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex soc. Jesu P.P. edidit Julius Mohl. Vol. I. Stuttg. 1834. 8.

Locmani fabulae quae circumferuntur annotationibus criticis et glossario explanatae ab Aemilio Roedigero. Halis Saxonum 1837. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nr. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Umrisse zur Geschichte der Philosophie.

Entworfen von Dr. Eduard Schmidt, ꝛc.

(Schluß.)

Will der würdige Verf. diese ganze Klasse der Entdecker von der Zahl der Philosophen ausschließen? Er will und muß es, zufolge des Begriffes, den er von der Philosophie festgesetzt hat. Es wäre vergeblich, hierüber zu rechten, denn jeder steckt sich die Gränzen der Bedeutung des weiten und umfassenden Wortes beliebig ab, jeder mit seinem guten Rechte. Für den Rec. wird alles zur Philosophie was nach obigem Ausdruck Schellings a priori mit Nothwendigkeit eingesehen wird; ja noch mehr; er dehnt den Wortgebrauch so weit aus, daß er mit Jacobi Bd. IV. Abth. 1. S. 72. sagt: Daseyn zu entdecken sey die erste Aufgabe des Forschers, gleichviel ob erklärlich oder unerklärlich. Nicht nur Wie und Warum etwas sey, sondern vor allem vor allem hat sich der Philosoph zu vergegenwärtigen, daß etwas und was es sey: ἴστι τοῦ φιλοσόφου, οὐ μόνον τὸ ὅτι ἀλλὰ καὶ τὸ διότι ἐπιστῆναι; und demgemäß sagt Aristoteles sehr richtig π. ζ. γεν. III. 10. S. 262. 63. von der Zeugung der Bienen redend, er habe sie aus den bisherigen Erfahrungen erklärt; allein diese seyen noch nicht gänzlich und vollständig gesammelt; ἀλλ' ἐὰν ποτε ληφθῇ, τότε τῇ αἰσθήσει μᾶλλον ἢ τῷ λόγῳ πιστευτέον· καὶ τοῖς λόγοις (πιστευτέον), ἐὰν ὁμολογούμενα δεικνύωσι τοῖς φαινομένοις; desgleichen Eud. I. 6. a. E. sagt er: ὅτι προσέχειν οὐ δεῖ πάντα τοῖς διὰ τῶν λόγων, ἀλλὰ πολλάκις μᾶλλον τοῖς φαινομένοις; er anerkennt ferner, daß es Dinge gebe, über die wir da besseres als das erklärende und beweisende Wissen haben, ἀκρ. φυσ. VIII. 3. S. 152. 153: ἀλλὰ τὸ μὲν περὶ τούτων σκοπεῖν καὶ ζητεῖν λόγον, ὧν βέλτιον ἔχομεν ἢ λόγου δεῖσθαι, κακῶς κρίνειν ἐστὶ τὸ βέλτιον καὶ τὸ χεῖρον καὶ τὸ πιστὸν καὶ τὸ μὴ πιστόν, καὶ ἀρχὴν καὶ μὴ ἀρχήν; vrgl. ebd. II. 1, 6. S. 25 π. γεν. χ φθ I. 8 fgg. Wer den größten und besten Reichthum an Erfahrung jeder Art besitzt, der ist — ceteris paribus — der beste Philosoph; οἱ δὲ ἐκ τῶν πολλῶν λόγων ἀθεώρητοι τῶν ὑπαρχόντων ὄντες, πρὸς ὀλίγα ἐπιβλέψαντες ἀποφαίνονται ῥᾳον; ἴδοι δ' ἄν τις καὶ ἐκ τούτων ὅσον διαφέρουσιν οἱ φυσικῶς καὶ οἱ λογικῶς σκοποῦντες = Wortfuchser und Sachkenner. Die Geschichte bestätigt es ferner, daß alle Epoche machenden Philosophen πολυμαθέστατοι gewesen sind, von den griechischen Weisen bis zu Kant; Plato setzt als Vorbedingung der philosophischen Bildung bey jedem Zögling Philomathie bis zur Philomythie sogar. Unterscheiden demnach darf man wohl, was aus der Erfahrung und Ueberlieferung stammt, und was Zuthat des Denkens ist; aber Sinn und Verstand trennen, die doch unzertrennlich verbunden sind, und ohne einander nicht bestehen können, dieß kann nur irre führen; vollends die beengte Philosophie noch weiter auf einen Idealismus einschränken, wie oben vom Verf. geschehen, würde sie ziemlich um allen Werth und alle Bedeutung bringen; wie denn mit diesem Versuch einer Ausgleichung weder die Philosophen noch die Religiosen, befürcht' ich, zufrieden gestellt seyn werden.

Eine Religionsphilosophie scheint der Hr. Verf. nicht anzuerkennen; er hat ja das ganze Mittelalter ausgeschlossen; gleichwohl kann die Philosophie eben so gut Weltweisheit werden und seyn, als Theosophie, Gottesgelahrtheit. Abgesehen von dem

christlichen Mittelalter, so haben auch Inder, Perser, Juden und Moslemen Philosophie gehabt, und werden deßhalb mit Recht in den Geschichten nach Maßgabe der Kenntniß, die uns bis jetzt offen steht, mehr oder minder ausführlich abgehandelt; ihre Philosophie hat aber von vorne herein die Richtung weniger auf die Welt nach ihrem physischen Gesetz, als auf den Mittelpunct der Welt, auf den Menschen, und zwar zur Abhülfe der drey ihn belastenden Hauptübel, des physischen Leidens, der Unwissenheit und der Unseligkeit in Folge der Sünde und der Entfremdung von Gott; — gegen das letztere Uebel nun ist dort die ganze Philosophie gerichtet — in anderer Weise als bey den Griechen: diese suchten vor allem Festigkeit und Selbstständigkeit des Mannes, seines Charakters; dort verschwindet diese häufig und zerfließt in der Hingebung an das erkannte Höchste. Dieß beyseit gelassen, so zeigt sich hier der obenerwähnte psychologische Ausgangspunct der Philosophie in einer Wendung, wie sie bey den Europäern immer nur die Mystiker und was ihnen verwandt war, von den ältesten Scholastikern bis zu Hamann herab, genommen haben; eine Wendung, der die Philosophie in unserer Zeit immer mehr sich zuneigen wird, je mehr sie nicht bloßer Idealismus, sondern Intellectualismus oder Pneumatismus wird, je tiefer sie die Natur und das Wesen der Seele und des Geistes in ihrem ganzen Umfang und in aller ihrer Tiefe untersucht; je mehr sie auf alle Thatsachen achtet und sie sammelt. Werden beyde auch zerrütteter gefunden, als sie gemeinhin vorausgesetzt werden (ἀλλά πως ἡμεῖς πολὺ μετέχοντες τοῦ προσηκόντος τε καὶ εἰκῆ ταύτῃ πῃ καὶ λέγομεν Plato Tim. p. 34 f. coll. p. 41 sqq.), so sind auch die Heilmittel bereit. „Gott schuf (sagt Richard de Sto Victore, um von einem Scholastiker für obige Behauptung einen Beleg zu geben: bey Tennemann Gesch. d. Phil. 8, 248 fg.) die vernünftigen Wesen, um ihnen seine Seligkeit mitzutheilen, nach seinem Bilde — in der Vernunft; und nach seiner Aehnlichkeit — in der Liebe und Neigung ihn zu erkennen und zu lieben, durch beydes ihn zu besitzen, und dadurch selig zu werden. — Dazu gab Gott Unsterblichkeit des Körpers. — Diese drey ursprünglichen Güter sind verderbt durch drey Uebel, durch Unwissenheit des Guten, Lust zu dem Bösen, und Schwäche des menschlichen Körpers. Dagegen giebt es drey Heilmittel, Weisheit gegen die Unwissenheit, Tugend gegen die unsittliche Lust (vitium, Gebrechen) und Kunst (necessitas) gegen die Schwäche (necessitas est, sine qua vivere non possumus, sed felicius viveremus, vrgl. B. Alberti Magni Trinum perfectissimum; De Conditione Creaturae rationalis etc. Dialogi VI.; u. Colebrooke Essais sur la Philosophie des Hindous p. 12. 13 u. p. 103 fg. und Lassen zum Gymnosophista p. 17. fg.)

Bisher liefen beyderley Richtungen, die physikalische der Weltweisheit, und (da kein passenderer Name bekannt ist) die psychologische der Theosophie nebeneinander her; wie nahe ihre Gränzen auf vielen Puncten zusammenstoßen, dieß beweisen die alten Streitigkeiten zwischen beyden. Daß beyde ein Reich bilden sollten, das hat unter den Alten Plato am tiefsten erahndet; die Vereinigung haben mehrere neuere versucht, unter anderen Malebranche und Leibnitz. So wie die Sachen dermalen im Großen, und da wo am lautesten gesprochen wird, gemeinhingültig, stehen, ist aber andrerseits nicht zu läugnen, daß beyde Anschauungs- und Denkweisen weit auseinander laufen, selten zusammen treffen und daß die philosophische und religiöse Betrachtung und Sinnesart nicht in Kraft der Wissenschaft, welche eine nachweisliche für alle überzeugende Lehrkunst seyn will, sondern nur zufällig in Folge der eigenthümlichen Gemüths- und Geisteskraft einzelner wenigen vereinigt und wahrhaft ausgesöhnt sind. Der Zwiespalt beyder kommt an vielen Stellen zu Tag; die Philosophie z. B. soll speculative dialektische Erkenntniß seyn; die Religion will anschauende Erkenntniß haben; ein anschauender Verstand ist manchen Philosophen, z. B. Herbarten, ein spöttlicher Unsinn, ungeachtet ein solcher dem tiefen Denker Kant überall vorschwebte; freylich weiß er sehr wohl und ausdrücklich, daß der menschliche Verstand ein intuitiver nicht ist. — Die Philosophie hebt von der Verwunderung zwar an, soll aber enden mit dem Nil admirari. Die Religion dagegen bleibt fortdauernd in Bewunderung und Verehrung. (Plat. Theaet. p. 155.

D. Arist. Metaph. A. 2. Wyttenbach ad Plutarch de recta aud. rat. p. 381. Oxon. Plato Eutyphron.) Die erstere ringt nach Selbstbestimmung, die andere dringt auf Unterwerfung, Demuth und Anbetung. Die eine sucht ihre Beglaubigungsgründe allein im Denken, die andere vor allem in der innern Erfahrung, in der Praxis, in der ganzen Seelenstimmung. Wo die eine zu Ende gekommen zu seyn vermeynt, da sieht die andere noch kaum erst einen Anfang zum Ende; und was die eine lehrt und behauptet, das läßt die andere wohl in seinem Theile gelten, hat aber daneben noch ein ganz anderes und weites Feld im Hinterhalt; — z. B. nur gleich im Betreff eines Hauptpunctes, der Causalität; sieht die eine auf die immanenten Wirkursachen, und erklärt sie aus Gesetzen des Mechanismus, so hat die andere vorzugsweise die Endabsichten im Auge und bezieht alle Erscheinungen, und Veränderungen auf einen transscendenten Grund und Urheber, s. Plutarch im Leben des Perikles Kap. 6. vrgl. Platon im Phädo S. 97. 98; in dem Mechanismus der einen hat, scheint es, das Gebet keine Statt, das der andern doch für eine der wirksamsten Kräfte gilt, nicht allein auf dem psychischen Gebiet, sondern sogar auf dem Gebiet und Felde der Weltweisheit. Was die eine begründet oder ergründlich zu seyn wähnt, das findet die andere unergründlich u. s. w. Denn solcherley Unterschiede und Gegensätze lassen sich noch viel mehrere aufzählen; wenn man auch nur in der Periode der griechischen Philosophie stehen bleibt und von der christlichen Zeit noch gänzlich wegsieht; sie sind hier um der Frage willen erwähnt worden: ob die Philosophie und wo sie den Punct angebe, wo der Uebergang von der Philosophie zur Religion geschehe? d. h. von der Erkenntniß zur That? oder wie soll man sonst die Umwandlung nennen, die von dem Menschen gefordert wird? Denn an vielen Orten erinnert und wiederholt Aristoteles, ὅτι τὸ τῇ φύσει καὶ λόγῳ πρότερον τῇ γενέσει ὕστερον; und daß dasjenige, was in der Erkenntniß das Letzte und Höchste ist, in der Ausübung und That das erste und unterste wird; τῶν γὰρ κινήσεων καὶ γενέσεων ἡ μὲν νόησις καλεῖται, ἡ δὲ ποίησις· ἡ μὲν ἀπὸ τῆς ἀρχῆς καὶ τοῦ εἴδους, νόησις, ἡ δὲ ἀπὸ τοῦ τελευταίου τῆς νοήσεως, ποίησις; Ar. Metaph. Z. 6. p. 113 vrgl. m. Λ 7 p. 202 fg. Eth. Nicom. III. 3. p. 41. 42. π. ζ. κιν. c.c. 6 — 8. p. 153 fgg. Πῶς δὲ νοῶν ὁτὲ μὲν πράττει ὁτὲ δὲ οὐ πράττει, καὶ κινεῖται, ὁτὲ δὲ οὐ κινεῖται; — ὅτι μὲν οὖν ἡ πρᾶξις τὸ συμπέρασμα, φανερόν. αἱ δὲ προτάσεις αἱ ποιητικαὶ διὰ δύο εἰδῶν γίνονται, διά τε τοῦ ἀγαθοῦ καὶ διὰ τοῦ δυνατοῦ sqq. Mehreres andere, was hieher gehört, wird jeder Leser sich selber sagen; die beyden Hauptpuncte scheinen aber die erwähnten zu seyn, nämlich: ist es möglich, und wie ist es möglich, daß man durch das philosophische Denken von der Erkenntniß des Möglichen Allgemeinen und Nothwendigen (als des überall nicht und in nichts nicht zu Denkenden, negativen, wie Schelling Vorr. zu Cousin üb. franz. und deutsche Phil. S. XVI. sagt) zu der Erkenntniß des positiven, zu der hypostasirenden Erkenntniß des Wirklichen, Realen u. s. w. gelange, die in allen Religionen herrscht. Und dann zweytens, wo und wie kehren sich die Pole so um, daß das Oberste zum Untersten wird, daß der Stolz und Trotz der eigenen Kraft und Macht umschlage in Ergebung, Vertrauen und Liebe, das Denken in Fühlen; wo der Gedanke in That übergeht, und zwar zu eben solch einer That, wo mit einem Wort übersinnliche göttliche Anschauung, Trieb und Leben herrschet. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß unter allen Systemen das Platonische — und nach diesem das Stoische — die meisten Elemente in sich trägt, die berührten Puncte zu beantworten, und zur Religion überzuleiten, wie die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte dieses auch bestätigt und sich in den Bestrebungen der spätern sogenannten Neuplatoniker noch zeigt, von Plutarchus, Plotinus, Porphyrius und Jamblichus bis zu Syrianus, Proklus und Damascius; diese alle haben mehr oder minder den theosophischen Charakter, und mit ihnen eine große Anzahl ihrer mitphilosophirenden Zeitgenossen; sie alle waren von Plato ergriffen, von dem, was er im Timäus, im Philebus, Phädrus und Phädon und im Staat u. a. a. OO. sagt. Wie er aber nicht allein für Philosophen sondern für die Staatsgemeinde die Religion

als Grundlage angesehen, von ihr aus und zu ihr hin die bürgerliche Ordnung eingerichtet wissen wollte, dieß erhellt am besten aus den Gesetzen, zumal dem 10. Buche. Auch die Stoiker dürfen deßfalls nicht gering angeschlagen werden; auch sie halten sich in dieser Rücksicht dem Sokratismus ziemlich nahe; und wenn das Ideal ihres Weisen in den meisten Schilderungen etwas Pomphaftes und Hochmüthiges an sich trägt: so ist nicht zu vergessen, daß es da, wo es in der Wirklichkeit durchscheint, eine ganz andere Gestalt der Ergebung und des Ringens annimmt, wie aus Epiktets Geschichte und Diatriben und aus Antonins, des Kaisers, Betrachtungen über sich selbst erhellet. Wenn man sich demnach auch nur auf dem Gebiet der alten Philosophie aufhellt, so viel sieht man auch da wenigstens schon zum voraus, daß die Frage nach der Einheit oder Verschiedenheit der Philosophie und Religion nach ihrem beyderseitigen Inhalt, Form und Wirksamkeit u. s. w. nur durch eine Untersuchung, — Kritik — aber nicht des bloßen Erkenntnißvermögens, sondern aller übrigen zumal, des gesammten Gemüths und Geistes, gelöset werden können. Möchte der würdige Verf. sein hier begonnenes Thema doch in der größesten Ausdehnung nochmal aufnehmen und mit der gleichen lobenswerthen Besonnenheit und Unpartheylichkeit durchführen; er ist vor vielen anderen befähiget und berufen, der gegenwärtigen Zeit diesen hochwichtigen Dienst zu leisten, gründlich zu belehren und durch gleiche Theilnahme an beyderley Richtungen in Wahrheit zu versöhnen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

The exposition of the Védánta philosophy, by H. T. Colebrooke, Esq., vindicated; being a refutation of certain published remarks of Colonel Vans Kennedy. By Sir Graver C. Haughton. London 1835. 8.

Collection Orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque Royale, traduits et publiés par ordre du Roi.

Le Livre des Rois par Aboûkasim Firdousi, publié, traduit et commenté par M. Jules Mohl. T. I. Paris 1838. fol.

Ibn Chalikani vitae illustrium virorum, ed. Ferd. Wüstenfeld.

Fasc. VI. quo continentur vitae 531 — 617. Gottingae 1838. 4.

J. Gildemeister, Scriptorum Arabum de rebus Indicis loci et opuscula inedita. Fasc. I. Bonnae 1838.

The Mahâwanso in roman characters, with the translation subjoined and an introductory essay on Pâli Buddhistical literature. By the Hon. George Turnour. Vol. I. Ceylon 1837. 4.

Dr. Joh. Aug. Vullers, Vitae poetarum Persicarum ex Dauletschahi historia poetarum excerptae. Persice et latine.

Fasc. I. Hâfizi Schirâzensis vitam tenens. Gissae 1839. 8.

A. Asher, Bibliographical essay on the collection of voyages and travels, edited and published by Levinus Hulsius. London 1839. 4.

Henri Ternaux, Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique. Paris 1837—38. 8.

T. I. Narration du premier voyage de Nicolas Federmann, le jeune, d'Ulm. Haguenau. — 1557.

T. II. Histoire de la province de Sancta-Cruz, par Pero de Magalhanes de Gandova. Lisbonne. — 1576.

T. III. Histoire d'un pays situé dans le nouveau monde, nommé Amérique, par Hans Stadeu, de Homberg, en Hesse. Marbourg. — 1557.

T. IV. Relation véridique de la conquête du Pérou et de la province du Cuzco, nommée Nouvelle-Castille, par François Xéres. Salamanque. — 1547.

T. V. Histoire véritable d'un voyage curieux, fait par Ulrich Schmidel de Straubing. Nuremberg. — 1599.

T. VI. Commentaries d'Alvar Nunnez Cabeça de Vaca, adelantade et gouverneur du Rio de la Plata. Valladolid. — 1555.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt, Edom and the holy Land, by Lord Lindsay. (Third edition) In two Volumes. London 1839.

Dieses Werk hat die Schnellpresse des Buchhändler Henry Colburn in der großen Marlborough Straße zu London in ganz besondere Geschäftigkeit gesetzt; denn kaum war die erste Auflage erschienen, da war sie auch schon vergriffen; die zweyte wurde gedruckt und ausgegeben, aber auch sie konnte die allgemeine Nachfrage nicht befriedigen; zum dritten Male mußte sich die Presse in eilige Bewegung setzen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir hier noch nicht die letzte der seit weniger denn Jahresfrist aus ihr hervorgegangenen Ausgaben des beliebten Buches vor Augen haben. Wen diese große Theilnahme an einem Werke befremdet, dessen Inhalt in neuester Zeit in England so oft und vielfältig abgehandelt worden, der darf nur einen Blick in das Buch selber werfen, welches allerdings seinem größern Theile nach nur eine Beschreibung des Reiseweges giebt, der schon von mehr den zehnmal zehn Reisenden beschrieben ist, dieses jedoch auf eine Weise thut, in welcher es nur selten geschehen. Wer horcht nicht mit Theilnahme zu, wenn auch irgend ein bekanntes Lied von einer ganz besonders schönen Stimme gesungen wird, oder verweilt nicht aufmerksam bey der Betrachtung eines Porträts, das ein großer Meister von einem schon oft gemalten und gezeichneten, wohlbekannten Menschen entwarf? Das was die Reisebeschreibung des Lord Lindsay vor der Schaar vieler andern, die den gleichen Gegenstand behandeln, auszeichnet, ist nicht nur die seltene Gabe zum Erzählen, sondern Tiefe und Wahrheit der Empfindung, Reinheit und Ernst der Gesinnung, Feinheit und Klarheit der Beobachtung. Hierzu kommt noch, daß der Weg, den unser Reisender wenigstens zum Theil nahm, kein von Europäern oft betretener, sondern ein minder bekannter; deßhalb allerdings interessanterer, war. Wir heben vorzugsweise aus jenem Theil der Reisebeschreibung, welcher diese noch nicht so oft besuchten Gegenden betrifft, einige Züge aus; indem wir den Weg durch die bekannteren Gebiete nur kurz andeuten.

Lord Lindsay kam am 25. November 1836 in jene Stadt, in welcher sich der fränkische Hut am häufigsten neben dem Turban erhebt; die Sitte des Occidents am meisten und nächsten sich mit jener des Orients vermischt ohne deshalb Herrscherin des Landes zu seyn: nach Alexandria. Seine Nilfahrt nach Kairo war nicht sonderlich vom Winde begünstigt; sie dauerte volle 6 Tage. Auch er hatte Gelegenheit, durch den Brittischen Generalconsul, Colonel Campbell, die persönliche Bekanntschaft des Alleinbesitzers von Aegypten, des Mehemed Ali zu machen; „jenes Lichtes, dessen Erscheinen, wie die noch einmal mächtiger aufflackernde Flamme eines im Brande stehenden Hauses nur ein Vorbote des nahen Zusammenstürzens und Verlöschens des unglücklichen Bauwerkes ist.“ Von diesem kostspieligen Feuerwerk der jetzigen Völkergeschichte, auf welches die Augen des Westens wie des Ostens gerichtet sind, wendet sich der Verf. bald hinweg, zur Betrachtung des Wracks eines ungleich mächtigeren, früheren; der Ueberreste des alten Aegyptens. Nach einem von ihm in Schutz genommenen System der Chronologie waren die großen Pyramiden ein Bauwerk der Hirtenkönige (Hyksos) zu Abrahams Zeit. In jenen, „schon vor Josephs Ankunft in Aegypten“ ausgetriebenen Hirten sieht er nicht bloß die Stammväter der Philister, sondern auch der noch jetzt in Indien fortbestehenden im

höchsten Grade verachteten Bheels oder Palis von Malwah. Der Name Palischan oder Palästina sey nicht hebräisch sondern sanscretanisch und bedeute Land der Hirten, eben so wie das Land Gosen als Goschayana, Aufenthaltsort der Hirten. Die Nilfahrt unsers Reisenden hinaufwärts bis zu den oberen Katarakten war vom Winde begünstigt; dagegen traf ihn am 26ten Januar 1837 bey der Hinabfahrt ein Unfall, welcher nicht nur die Ladung des Bootes sondern die ganze in diesem fahrende Gesellschaft in größeste Gefahr setzte; das Fahrzeug stieß an derselben Stelle des Wasserfalls auf einem unter dem Wasser verborgenen Felsen auf, an welchem wenige Jahre vorher ein Schiff des Ibrahim Pascha gescheitert war. Mitten unter den Blitzen und Donnern eines eben sich entladenden Gewitters sahen sich die der Todesgefahr Entronnenen auf einem nahe bey der verderblichen Klippe hervorragenden Felsen, von dem vorbeystürzenden Wasser des Wasserfalls umrauscht, in einer noch immer höchst mißlichen Lage, als ihnen ein Boot aus Philä zu Hülfe kam und sie alle mit ihren wichtigsten Effekten aufnahm; selbst das Fahrzeug wurde wieder zu der Heimfahrt brauchbar gemacht.

Am 6ten März verließ Lord Lindsay Kairo, um die Reise nach Edom und dem heiligen Lande anzutreten. Die Karavanenstraße, die er nach Suez einschlug, wohin er am vierten Tage gelangte, war die gewöhnliche der Mekkapilgrime, welche bey Makarieh vorbeyführt. Er hatte das Glück, in Suez mit jenem Beduinenscheikh Hussein zusammen zu treffen, welcher zehn Jahre früher der Begleiter des berühmten Laborde durch die Wüste gewesen war, und sich sehr bald geneigt finden ließ, auch unsern Reisenden mit seiner Gesellschaft weiter zu führen.

Unter der Leitung dieses ortskundigen Mannes gelang es Lindsay, das nur von wenigen Reisenden betretene Thal der Katarakten (Wadi Schellal) zu sehen, an dessen Felsenwänden mehrere der oft beschriebenen alten Inschriften gefunden werden. Die Karavane nahm indeß den für Kamele gangbaren gewöhnlichen Weg durch Wadi Mokkateb nach Wadi Feiran, von welchem letzteren Thale unser Reisender eine wahrhaft reizende Schilderung giebt. Schon am 16. März, zehn Tage nach der Abreise aus Kairo, erreichten die Reisenden den lieblichen Ausruheort des St. Katharinenklosters, von welchem sie am 23. aufbrachen zur Reise nach Akaba. Ein Unfall, widerlicher noch und hemmender als der Schiffbruch in den Katarakten des Nils, trieb sie noch einmal zum Kloster zurück und hielt sie dort bis über die Mitte des Aprils auf. Abdallah, der Dragoman, hatte durch eine aus Unvorsichtigkeit losgehende Pistole einen Schuß in den Schenkel bekommen und war hierdurch zur Weiterreise unfähig geworden. Die Beduinen, merkwürdiger Weise von demselben Aberglauben ergriffen, der sich auch seit uralter Zeit bey unserem Volke findet, schrieben diesen Unfall dem Umstande zu, daß ein Hase über den Weg gelaufen war; und dießmal hatten sie nicht ganz unrecht; denn der Hase war wirklich die unschuldige Veranlassung zu der Verletzung gewesen, indem Abdallah auf ihn schießen wollte, und, da das Thier schnell sich dem Gesicht entzog, vergessen hatte den Hahn wieder abzuspannen. Ein Arzt und zugleich ein anderer Dragoman mußten aus Kairo geholt werden; um die Weiterreise zu beschleunigen wurde beschlossen das Reisegeräth auf geradem Wege nach Jerusalem zu senden und den Umweg über Akaba und Petra auf Dromedaren zu machen. Eine Strecke, zu welcher ein gewöhnliches Lastkamel 17 Stunden gebraucht, wird von einem Dromedar bequem in 9 Stunden zurückgelegt. Die Reise vom Sinai nach Akaba konnte auf diese Weise in weniger denn 3 Tagen abgethan werden. Die Towara Beduinen, zu deren Stamm der oben erwähnte Scheikh Hussein gehörte, waren damals eben in eine Fehde mit den Mezeine Beduinen verwickelt, welche am Ailanitischen Meerbusen ihren Sitz haben. Dennoch widerfuhr den Reisenden auf dem Wege durch das Gebiet des feindlichen Stammes nichts Uebles.

Desto mehr konnte sie in Akaba selber, mitten im Schutze der Festungsmauern, das Gefühl anwandeln, als fänden sie sich in den Händen der Feinde. Der dortige türkische Gouverneur behandelte sie anfangs mit einer so hochmüthigen Geringschätzung, daß er sie weder einer Antwort noch eines Blickes würdigte; während es in diesen Ländern zu den gewöhnlichsten, gemeinsten Höflichkeitsbezeugungen gehört, dem ankommenden Gast eine

Pfeife anzubieten, versäumte man selbst dieses. Da forderten unsere Engländer selber das gebührende Gastrecht, nahmen jedoch die Pfeifen, als man sie ihnen brachte, nicht für sich an, sondern reichten sie ihren Beduinen, und benahmen sich nun ihrerseits auch so, als sey der Gouverneur gar nicht vorhanden, indem sie miteinander sprachen und scherzten, ohne den hochmüthigen Mann nur anzusehen. Noch an demselben Abend nahmen die guten Beduinen, welche die Reisenden hieher gebracht hatten, von diesen Abschied: die vom Stamm der Aluinen sollten sie jetzt weiter führen. Man hatte den Fremden ein Zimmer zum Nachtlager angewiesen, das ganz von blutsaugenden Insekten angefüllt war; Lindsay zog es vor, die Nacht lieber auffitzend mit Lesen zuzubringen, als im vergeblichen Kampf mit den Ruhestörern auf dem Lager zu wachen. Das gleichgültige Benehmen gegen den Gouverneur hatte übrigens seine gute Wirkung gehabt; dieser bemerkte, daß er hier mit Leuten zu thun habe, deren Auge nicht an seinen Mienen hieng oder vor seinem Zorn sich fürchtete; er war am andern Tage ganz überaus freundlich und zuvorkommend. Freylich kam noch bald genug an den Tag was er mit dieser Freundlichkeit beabsichtigte: nämlich Geld und immer nur Geld. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir denn auch, was die Veranlassung zu den übertriebenen Forderungen gewesen war, welche das Raubgesindel in Akaba, im Bunde mit den Aluin Beduinen bisher an jeden Reisenden stellte, der unter ihrem Geleite von Akaba über Petra nach Hebron gehen wollte. Ein reicher Engländer hatte, um die Beduinen für künftige Reisende seiner Nation günstig zu stimmen, diesen freywillig für das Geleite auf dieser Reise 15,000 Piaster (1800 fl. rheinisch) geboten und bezahlt; ein anderer hatte die Großmuth noch weiter getrieben: er hatte sich bereitwillig erklärt so viel zu bezahlen, als man verlangen würde, und ging dann wirklich auf die absurd übertriebene Forderung seiner Führer ein, ja er that nicht bloß dieses, sondern er hielt sie auch unterwegs mit allem frey was sie von ihm begehrten, er schenkte ihnen sogar noch in Hebron sein Zelt, seine Doppelflinte, seine (orientalische) Kleidung, sein ganzes Reisegeräthe u. s. w. Diese wahrhaft englische Großmuth hatte die Söhne der Wüste und die türkischen Raubvögel in Akaba, welche die Beute mit ihnen theilen, so verwöhnt, daß sie das, was freywillige Gaben der Großmuth gewesen, als einen pflichtschuldigen Tribut betrachteten, den jeder durch ihr Land reisende Fremdling entrichten müsse. Als daher die beyden Scheikhs der Aluinen, welche die Führung übernommen hatten, Salem und Hussein, nach Akaba gekommen waren und befragt wurden, was sie für das Geleite von vier Personen, die sonst gar kein Gepäck bey sich führten, verlangten, da gaben sie den Bescheid: man brauche für diese Herren und für die Leute, die man ihnen als Schützer beygeben wolle, 23 Kamele, für diese seyen 15000 Piaster zu bezahlen. Unsere Reisenden bedurften nicht jener Zahl der Kamele: sie boten 4000; die Andern giengen auf zehn dann auf achttausend herunter; als aber die Fremden auf ihrem Gebot bestunden, stellten sie sich als wollten sie wieder abziehen und ließen nur vor dem Abschied fragen, ob man ihnen noch ein Wort zu sagen habe. Man hatte ihnen nichts zu sagen; da entschlossen sie sich selber noch mit einem Worte nachzukommen, und man ward einig, daß für die Fortschaffung der Fremden 4000, dann in Hebron als Bagschisch (Trinkgeld) noch 500 Piaster bezahlt werden sollten. Die Kamele stunden schon vor dem Thore, Alles war zum Aufbruch fertig; da entstund eine neue Schwierigkeit. Auch der Commandant wollte die fremden Vögel rupfen; er begehrte ein ansehnliches Geschenk für seine Soldaten; man erklärte ihm, daß man so eben im Begriffe gewesen sey, ihm freywillig eine Summe für seine „Zimmer“ zu geben, welche der reichlichen Hälfte seiner Foderung entsprach, mehr aber werde ihm nicht gereicht werden; da entfernte sich jener, die Thore wurden geschlossen, unsere Engländer waren Gefangene. Vergeblich baten der Scheikh und der arabische Bediente, die den Zorn des schlimmen Mannes fürchteten, für diesmal der Foderung nachzugeben; die Engländer blieben unbeweglich; sie drohten mit einer Klage beym Habib Effendi (dem Minister) in Cairo, wenn man nicht augenblicklich die Thore öffne. Da macht sich der Topgi oder Oberkanonier, der zweyte im Range nach dem Gouverneur, herzu, ein Mann, den auch andere Reisende so wie Lindsay als einen schmutzigen, kriechenden, hinter-

listigen Schelm kennen lernten, und will auch vermittelnd darein reden. Der Begleiter unsers Reisenden, Herr Clarke *), ruft ihm zu, er solle das Maul halten. Darüber geräth der Mann in unmäßigen Zorn. „Wie," sagt er, „soll man die Franken hier zurückhalten, um mich zu insultiren? man öffne die Thore und lasse sie hinaus" und gleich darauf naht er sich wie ein schmeichelnder Hund dem Herrn Clarke; denn der scheinbare Zorn hatte ja nur mit guter Manier das zugeben sollen, was nicht zu hindern schien, und zugleich war es damit noch auf ein kleines Geschenk abgesehen, was man denn auch gab. Unsere Reisenden zwar sahen sich nun in Freyheit, dagegen hatte man, indem man die Thore noch einmal schloß, den Scheikh Hussein zurückbehalten und ihn nicht eher frey gelassen, bis er von dem für das Geleite der Fremden voraus empfangenen Gelde 500 Piaster an den Commandanten abgegeben hatte. Hussein kam gegen Abend nach; trank jedoch mit größter Gemüthsruhe im Kreise der Seinigen den Kaffee, denn dergleichen Erpressungen der türkischen Gewalthaber sind etwas zu Gewöhnliches als daß sie die Gemüthsruhe eines Beduinenscheikhs stören könnten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Sohn des berühmten Reisenden.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Henri Ternaux Voyages, etc.

T. VII. Relation et naufrages D'Alvar Nunnez Cabeça de Vaca. Valladolid. — 1555.

T. VIII. Cruautés horribles des conquérants du Mexique. Mémoire de Don Fernando D'Alva Ixtlilxochitl. Mexico. — 1829.

T. IX. Relation du voyage de Cibola, entrepris en 1540, par Pédro de Castannela de Nagera. Inédit.

T. X. Recueil de pièces relatives à la conquête du Mexique. Inédit.

Edward Giffard, A short visit to the Jonian islands, Athens and the Morea. Paris 1838. 8.

Edmund Spencer, Travels in the Western Caucasus, including a tour through Imeritia, Mingrelia, Turkey, Moldavia, Galicia, Silesia and Moravia in 1836. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Ferd. Frhr. von Augustin, Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahre 1830. Wien 1839. 8.

Jos. Burkart, Aufenthalt und Reisen in Mexiko in den Jahren 1825—1834. Bd. 1. 2. Stuttg. 1836. 8.

Frédéric Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Géorgie, en Arménie et en Crimée. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Avec un Atlas géographique, pittoresque, archéologique, géologique etc. in fol.

Lord Lindsay, Letters on Egypt, Edom and the Holy Land. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Vere Monro, A summer ramble in Syria, with a tartar trip from Aleppo to Stamboul. Vol. 1. 2. London 1835. 8.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 20. Paris 1838. 4.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 9. 10. Paris 1838. fol.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nord-Amerika. Heft 1 — 5. Coblenz 1838. 4.

Alcide D. D'Orbigny, Voyage dans l'Amérique Méridionale, exécuté dans le cours des années 1826 — 1833. Livr. 36 — 39. Paris 1837. 4.

Dr. Ed. Rüppell, Reise in Abyssinien. Bd. 1. Frankfurt 1838. 8. Atlas in Fol. Lief. 1.

Voyage dans la Russie Méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie. Exécuté en 1837, sous la direction de M. Anatole de Démidoff par M. M. de Samson, Le Play, Hust, Léveillé, de Nordmann, Rousseau et du Ponceau. Livr. I. Paris 1839. fol.

J. Le Roux, Recueil de la Noblesse Bourgogne, Limbourg, Luxembourg, Gueldres, Flandres, Artois, Haynau, Hollande, Zeelande, Namur, Malines. Lille 1715. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nr. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt etc.

(Fortsetzung.)

Gleich im ersten Nachtlager suchten die Beduinen unsere Reisenden, wie sie auch Andern dieß thaten, in Furcht und Schrecken zu setzen; zwey von ihnen, mit gezogenen Schwertern, gingen, als wollten sie gegenseitig sich ermorden, mit wildem Geschrey auf einander los; nur mit Mühe konnten ihre Freunde den Grimm der beyden besänftigen und die blutigen Thaten verhindern. Das Schauspiel jedoch, denn weiter sollte es vermuthlich nichts seyn, verfehlte seine Wirkung; die fremden Zuschauer blieben sehr kaltblütig dabey.

Auf diese Scene des Krieges folgten bald die anmuthigeren des Friedens, als die Reisenden am andern Tag zu den Zeltenhütten des Scheikhs im Dorf der Araba gelangten. In der That, um diese Söhne der Wüste lieb zu gewinnen und mit menschlich warmer Theilnahme bey ihnen einheimisch zu werden, muß man sie in der Mitte der Ihrigen, in den Wohnungen der alten patriarchalischen Einfalt und Ruhe sehen. Gastfreundliche Milde kommt da dem Fremdling auf jedem Schritte entgegen; unter sich selber verknüpft die einzelnen Glieder des beysammenlebenden Stammes ein Band der Familiengemeinschaft und brüderlichen Liebe, das durch Achtung vor der väterlichen Würde des Alters und von Sitte und Recht zusammengehalten wird. Das was zur Erhaltung des wenig bedürfenden Lebens der Wüste gehört, hat Jeder; alle Einzelnen genießen als Stammgenossen der gleichen Rechte; die Achtung Aller hat der Scheikh und in dessen Abwesenheit der kleine zehn bis zwölfjährige Sohn desselben. Keiner beneidet den Andern und noch weniger die alt hergebrachte Ehre des Scheikhs. Wie der Lauf der Sonne über den meist ungetrübten Himmel der Wüste, so geht das fast immer gesunde, heitere Leben dieser Hirten und Hirtinnen der Wüste in der Ruhe ihres Zeltendorfes hin. Was ist Reichthum in der Welt? nur die Genügsamkeit; dieses Erbtheil der Väter findet sich in gleichem Maaße in jeder der Hütten; die Beduinen der Araba sind reicher als wir, weil sie genügsamer sind.

Lindsay und seine Gefährten blieben nur einen Nachmittag und eine Nacht in dem Zeltendorfe der Araba; sie verließen dasselbe schon am nächsten Morgen. Das breite Thal steigt gegen Petra hin sanft bergan. Nach vier Stunden Dromedars Schritt zeigte sich schon der Dschebel Haroun oder Hor in seiner ganzen Majestät, anderthalb Stunden weiter hin wendete sich der Weg, vorüber an dem Eingang des Wady Sabra, gegen Osten, zwischen die Vorberge des Dschebel Schera oder des Gebirges Seir. Das Engthal, welches nach Petra führt, dicht mit Oleandergebüsch bewachsen, kontrastirte angenehm mit der dürren Wüste; eine Stunde aufwärts in jenem, da wo das steile Ansteigen beginnt, wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Die Beduinen waren am andern Morgen ungewöhnlich früh bereit zum Aufbruch, und trieben, gegen ihre Gewohnheit, auch die Fremden zur Eile an; denn, wie sie bereits gegen den arabischen Knecht sich hatten verlauten lassen: ihre Absicht war, nur eine Stunde in Petra zu verweilen, weil sie die ihnen feindseligen Fellahs von Wady Musa fürchteten. Diese Furcht wurde indeß durch eine andere, daß ihnen die versprochene, in Hebron auszahlbare Belohnung entgehen möchte, so weit aufgewogen, daß der Scheikh, obwohl in einer offenbar peinlichen Unruhe, so lange blieb, bis seine Reisenden zur

Genüge in der alten „Felsenstadt“ sich umgesehen hatten. Sie konnten dieses ungestört; die Feinde, wie man dieß später erfuhr, fanden sich in demselben Augenblick mit einem Ueberfall des Zeltendorfes des Scheikh Hussein beschäftigt, in welchem dieser hier bey Petra in ihr Gebiet eingedrungen war.

Unsere Reisenden hatten sich nicht vorher durch das Besteigen des Hor Gipfels ermüdet; sie konnten mit frischer Kraft in Begleitung zweyer ihrer Beduinen in der wundervollen Felsenspalte des Wady Musa vorwärts dringen, bis nahe zu ihrem Ausgange; sahen zuerst, in der Nähe des römischen Amphitheaters das Khasne, oder Schatzhaus des Pharao, das man in der Glut der rothen Farbe seines Felsengesteins ein Haus der Rosen nennen könnte; dann den Bogen, der sich kühn über die Wände des Thales hinüber spannt, und die Spitzsäulen aus Fels. Erst nach dem Mittagessen fand man, nach einer andern Richtung hin, in einer Entfernung von etwa 3/4 Stunden von der Lagerstätte, jene große, ausgehauene Felsengrotte auf, welche die Beduinen El Deir, das Convent nennen. Der Abend war jetzt gekommen; zum Aufbruch war es zu spät, doch versprachen die Reisenden ihren Führern, daß sie morgen früh dazu bereit seyn wollten.

Wo könnte das äußere Schweigen der Nacht beredter seyn für das innere Ohr als hier in Petra? Eine doppelte Felsengrotte, in deren einer Halle der Scheikh und seine Beduinen um ein hellauflodernde Feuer saßen, war das Obdach; außen leuchteten die Sterne, im tiefen, klaren Blau des arabischen Himmels.

Am andern Morgen kamen etliche Beduinen aus dem Wady Musa herbey. Sie schalten heftig den fremden Scheikh, daß er hieher gekommen sey in ein Land, das nicht das seine war und wo er nichts zu thun hatte, und der Unwille dieser armen Leute war nicht ohne Grund; die Kamele unsrer Reisenden hatten ihnen ein ganzes Getreidefeld verwüstet.

Hussein erklärte jetzt offen, daß er nicht, wie der Plan nach der Landkarte gemacht worden war, den Weg nach Hebron über Kerek machen könne, sondern nur durch das Gebiet der Tyana Beduinen, quer durch die Araba und das Ghor. In beständiger Furcht vor einem feindlichen Ueberfall, nach allen Richtungen spähend und forschend, zog man nordwärts, der Richtung des Gebirges Seir entlang durch das groteske Nummulathal. Zwey Aluin-Beduinen, die aus Gaza kamen, berichteten dem Scheikh, daß ein kleines Heer der feindlichen Jellahins aus Kerek gegen sein Dorf gezogen sey; sie hatten die Fußtritte vieler Kamele und Streitroße gesehen. Hussein vergoß am Abend, da er sich unbeachtet glaubte, Thränen über jene Nachricht; seinen Gästen suchte er die Unruhe zu ersparen. Doch ermahnte er sie am andern Morgen alle, ihre Feuergewehre schußfertig zu halten, und da man beym Brunnen Wuebe, am westlichen Saum der Araba etliche Araber mit Kamelen bemerkte, die er für feindliche Jellahins hielt, rief er den Engländern zu, sie sollten jene, sobald sie näher kämen, niederschießen, sonst würden die Feinde sie erschießen. Er selber ritt muthig voran; doch bald gab er ein Zeichen, daß keine Gefahr sey; die Männer wurden als harmlose Hirten aus Gaza erkannt. Von ihnen erfuhr man denn, daß die Jellahins wirklich, einen Tag nach der Abreise der Engländer aus dem Zeltendorfe der Araba, dieses überfallen, und 75 Kamele so wie die Stute des Scheikh Salem geraubt hatten. Scheikh Salem, der die Räuber verfolgte, war durch einen Pistolenschuß sehr bedenklich in die Schulter verwundet worden.

Das Hinanklimmen an dem steilen Dschebel Assowa oder Asufar (Madara) fiel unsern Reisenden eben so wie allen früheren beschwerlich; doch ergötzte sie bald nachher im Wady Kurnu (Kurnup) der Anblick des grünenden Bodens, der Palästina's alte Gränzen bezeichnete. Ihr Weg führte sie weiter durch Wady Melek nach Simua (Esmoa), von hier nach Hebron, wo sie nur etliche Stunden verweilten, und noch an demselben Tage das Nachtlager in Bethlehem nahmen.

In Jerusalem selber verweilte Lord Lindsay nur wenige Tage, weil die schon nahe gerückte heiße Jahreszeit und der weit ausgedehnte Reiseplan keinen längeren Verzug gestatteten. Ein kurzer Ausflug nach dem Jordan und dem todten Meere zeigte die furchtbare Erstorbenheit der Landschaft zwischen Jerusalem und dem Jordan in einem vor-

züglich grellen Lichte. Desto erfreulicher war dem Auge der Anblick der fruchtbaren Thäler jenseits Bera (Beeroth) und Anabrut (Yabrut) sowie von Leboneh und Nablus (Sichem). Es war am 11. May als die Weiterreise von Jerusalem ihren Anfang nahm; das Getraide erschien überall reif zur Ernte und bey Sichem hatte diese schon begonnen. Bis Samaria behielten die Reisenden den gewöhnlichen, oft beschriebenen Weg bey; von hier nach dem Carmel schlugen sie, unter der sicheren Leitung ihrer im Lande selber eingebornen, arabischen (nicht maronitischen) Führer einen minder bekannten über Sili, Kufr Ai, Ellar und Baca ein, durch Gegenden deren Fruchtbarkeit an die reichsten Gegenden der westlichen Heimath erinnert. Das herrlich gelegne, ganz auf europäische Weise bequem eingerichtete, mit allem Nothwendigen reichlich versehene Kloster auf dem Carmel erregte auch in Lindsay den Wunsch, hier einen oder etliche Monate wohnen zu können. Von hier aus wurden Akra, dann Nazareth, der Berg Tabor und der See Tiberias besucht; weder von Capernaum noch von Bethsaida und Chorazin lassen sich deutliche Spuren entdecken. Der Jordan oberhalb dem See fließt sehr schnell und erschien hier ziemlich breit, dabey aber so seicht, daß beym Uebersetzen über den Fluß das Wasser den Pferden kaum an die Kniee reichte. Der rundliche, einem Kamelbuckel gleichende Berg El Hossn auf der Ostseite des Tiberiassees wird eben dieser Gestalt wegen auch von unsern Reisenden für Gamala gehalten; die ziemlich ansehnlichen Ruinen von Om-Keis scheinen die Stätte von Gadara zu bezeichnen. Zwey Stunden südwärts von Gamala oder El Hossn liegt der ansehnliche Flecken Naimi; bald jenseits desselben beginnen die schönen, schattigen Waldgegenden, welche schon Irby und Mangles so wie andere Reisende beschrieben. Der Anblick der Ruinen von Djerasch befriedigte keineswegs die von ihnen gehegte Erwartung. Zwar der Tempel der Sonne aus den Djeiten der Antonine mag zu seiner Zeit dem Auge imponirt haben; im Ganzen kann man jedoch sagen, daß keines der Gebäude des Ortes Spuren von wahrhafter Größe und Schönheit an sich trage, vielmehr erscheinen sie dem Plane wie der Ausführung nach armselig, ohne

Würde und Anmuth, in ihren einzelnen Theilen ohne Harmonie und Proportion.

Der nächste Weg von Djerasch nach Boszra war in jetziger Jahreszeit nicht mehr für eine so große Zahl von Pferden und Maulthieren, als die Karavane zählte, gangbar, denn es fehlte ihm durchaus an Wasser; man mußte nach El Hossn zurück kehren um von dort die Trümmer von Rabbath Ammon (jetzt Amman) zu besuchen. Das 6 Stunden von diesem abgelegene Assalt scheint das alte Machärus; der Ort, an welchem Johannes der Täufer enthauptet wurde. Die Umgegend so wie die bergige Landschaft von Gilead ist noch jetzt sehr fruchtbar und reich; die Aussicht vom Dschebel Ossha eine der schönsten und weit ausgedehntesten in ganz Syrien. Auf diesen Berg versetzt die Sage der Mohammedaner Josua's Grab. Bey Souf finden sich phönizische Denkmale, namentlich Steine mit eingehauenen Charakteren, welche vollkommen jenen der Druidensteine in England und Schottland gleichen.

Gauran ist eine weite, fruchtbare, von hügeligem Lande durchzogene Ebene, in der sich nach allen Richtungen die Trümmer der alten römischen Städte so wie der Bauwerke früherer Bewohner zeigen. (An dem östlichen Abhang des Dschebel Gauran zählte Burkhardt über 200 zertrümmerte Ortschaften, welche in Abständen von etwa 1/4, höchstens 1/2 Stunde von einander lagen.) Sie alle übertrifft an Großartigkeit und Macht des Eindruckes das alte Boszra, die ehemalige nördliche Hauptstadt der arabischen Provinz in den Zeiten der Römer. Unter den Trümmern, die den vormaligen Wohlstand der Stadt während der römischen und byzantinischen so wie der sarazenischen Herrschaft bezeugen, wohnt jetzt nur eine kleine Zahl armseliger Landbauern; jede Spur des Reichthums dieses alten Marktplatzes von Syrien, Irak und Hedschas hat sich verloren. Von Boszra führte der fünfstündige Weg an den Ruinen von 15 Städten vorüber nach Sueida, der Hauptstadt der Druſen des Haurans. Hier finden sich, außer einem Grabmal in dorischer Bauart, die Ruinen eines schönen Tempels. Auch Kenawad, mit ansehnlichen Trümmern schöner, alter Gebäude ist ganz von Druſen bewohnt; eben

so Schoaba; Nedschaun und Ezra (Zarava) sind durch ihre römischen Ueberreste sehenswerth.

In Damaskus verweilten unsere Reisenden nur so lange, als nöthig war um die nöthigsten Anstalten zum Besuch der Ruinen von Palmyra und von Baalbeck zu treffen. Zu der ersten Reise schlossen sich ihnen mehrere damals in Damaskus verweilende Fremde an, so daß sie eine ansehnliche Karawane bildeten. Der Eindruck, welchen die jungfräuliche Schönheit des alten Tadmor oder Palmyra auf das Gemüth macht, wird unbeschreiblich erhöht durch die hehre Einsamkeit und Stille der Wüste, die es umgiebt. „Palmyra, wie vom Strahl der aufgehenden, Baalbeck wie von jenem der untergehenden Sonne beleuchtet, sind Kleinodien in der Schatzkammer der Erinnerung, welche niemals aus dieser entnommen werden können.“

Der übrige Theil der Reisebeschreibung unsers edlen Lords schildert den Besuch bey den Cedern des Libanon und den weiteren Weg von da nach Beirut. Die Reise nach den Cedern, bey schon günstiger Jahreszeit, wurde in sehr kurzer Zeit gemacht, und auch der Aufenthalt von wenig Stunden in der höchst interessanten Umgegend von Eden gab wenig Gelegenheit zu einer näheren Bekanntschaft mit den Bewohnern.

Referent will deßhalb hier die Erzählung des englischen Reisenden, dessen Werk er mit inniger Befriedigung aus der Hand legt, durch einen ausführlichen Bericht von einer, nur um zehen Wochen früheren, Wanderung zu den Cedern des Libanon ergänzen, den er einem seiner jungen Gefährten auf der Reise im Morgenlande, dem Dr. Johannes Rudolph Roth, verdankt.

v. Schubert.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

Aug. Nougarde de Fayet, Du Duel, sous le rapport de la législation et des moeurs, suivi de l'ordonnance de Louis XIV. en 1651, du requisitoire de M. Dupin, Procureur général, et de l'arrêt de la cour de cassation du 22. Juin 1837. Paris 1838. 8.

Aug. Böckh, Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfüße und Maaße des Alterthums in ihrem Zusammenhange. Berlin 1838. 8.

M. Koutorga, Essai sur l'organisation de la Tribu dans l'antiquité. Trad. du Russe par M. Chopin. Paris 1839. 8.

Secondiano Campanari, Intorno i vasi fittili dipinti rinvenuti ne' sepolcri dell' Etruria. Roma 1836. 4.

M. Fontana, Copie figurée d'un Rouleau de Papyrus, trouvé en Egypte, expliquée par M. de Hammer. Vienne 1822. fol.

Pietro Ercole Visconti, Antichi Monumenti Sepolcrali scoperti nel Ducato di Ceri. Roma 1836. fol.

Claudius James Rich, Narrative of a journey to the site of Babylon in 1811, now first published; memoir on the ruins; remarks on the topography of ancient Babylon, by Major Rennell. With narrative of a journey to Persepolis. London 1839. 8.

Emilio Braun, Il Guidizio di Paride, rappresentato sopra tre inediti monumenti. Parigi 1838. 4.

Excursions dans l'Afrique Septentrionale, par les délégués de la société établie à Paris pour l'exploration de Carthage. Paris 1838. 8.

Gli antichi monumenti Greci e Romani, che si conservano nel Giardino de' Conti Giusti in Verona, illustrati per cura di Giovanni Orti di Manara. Verona 1835. 4.

Dr. Guyon, quelques inscriptions de la province de Constantine. Alger 1838. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt. etc.

(Fortsetzung.)

Wir verließen Baalbek früh Morgens den 4. May 1837 in der Absicht, auf dem höchsten für Lastthiere noch gangbaren Saumpfade des Libanon den Cedernhain und die westlichen Abhänge dieses majestätischen Gebirges zu besuchen. Es waren unserer drey, Dr. Erdl, der Dolmetscher Mühlenhof und ich, dazu ein Mukker, dem die Maulthiere gehörten, welche uns und unser Gepäck trugen. Nach einem zweystündigen scharfen Ritte in nordwestlicher Richtung über die damals sehr sumpfige Ebene erreichten wir den mit dichtem Wald bedeckten Fuß des Gebirges. Durch zwey ärmliche, fast ganz verlassene Dörfer hatte uns der Weg geführt; auf beyden Seiten lagen noch mehrere, die zum Theil in ihrer nächsten Umgebung wohl bebaute Getreidefelder sehen ließen. Rechts von der Straße etwa 3/4 Stunden und so ziemlich am Fuße des Gebirges zeigte sich eine einzeln stehende sehr große Säule, ähnlich jenen des Sonnentempels von Baalbek; hie und da zerstreut noch altes zerrissenes Gemäuer. Kaum hatten wir den Wald betreten, da bekam unser Mukker einen Anfall seines kalten Fiebers, das wir früher schon bey seinem ganz unregelmäßigen Verlaufe vergebens zu heben versucht hatten. Er konnte sich auf seinem Esel nicht mehr halten; und da für ihn ein forcirter Marsch über die schneeigen Gipfel, wie wir ihn vorhatten, ganz unmöglich schien, empfahl er uns der Leitung Gottes und blieb liegen, nicht mehr antwortend auf unsere Fragen nach dem nächsten Wege. Da nun bewohnte Orte ganz in der Nähe lagen, auch der Weg hier unten noch ziemlich belebt war, nahmen wir keinen Anstand, ihn zu verlassen; wir bezeichneten ihm die Orte, die wir besuchen, und den Tag, an welchem wir in Beirut eintreffen wollten, nicht wähnend, daß er aus Sorge für seine Thiere so bald uns einholen würde. Wir waren nun frevlich ganz ohne sichtbaren Führer; doch keineswegs muthlos. Herr Mühlenhof, der früher sowohl Baalbek als den westlichen Abhang des Libanon besucht hatte, war eines anderen Weges über das Gebirge gekommen; wir mußten fürchten, daß bey zunehmender Höhe die ohnehin sehr sparsamen Wohnungen der Menschen und noch mehr die wegeskundigen Wanderer abnehmen würden; unser Mukker hatte früher schon bedeutende Zweifel geäußert, ob der frisch gefallene Schnee überhaupt den Uebergang gestatten möchte; auf jeden Fall müßten, sagte er, große Umwege genommen werden, die auf 3 1/2 Tagereisen wenigstens anzuschlagen seyen. Dieß hielten wir damals für Uebertreibung unseres bequemen, furchtsamen Führers, und es zeigte sich im Verfolge, daß wir ihm nicht Unrecht gethan; aber jetzt konnten wir nicht ohne einiges Grauen diese Schneemassen auf den himmelanstrebenden Felsen betrachten. Dennoch versuchten wir es die Reise allein fortzusetzen.

Wir kamen bald zu einem sehr fest aussehenden Gehöfte mit wenigen Bewohnern, denen wir unsern Kranken empfahlen. Die wildromantische Gegend wurde noch durch einen kleinen See (Birket el Jemun nach der Karte von Berghaus), in welchen sich Bäche von Schneewasser stürzten, sehr verschönert. Dichter Wald (Eichen, Pappeln, Weiden, Fichten (Pinus Bruttia), Juniperus Oxycedrus und darauf eine neue Art Viscum mit 2″ dickem Stamme, Tamarisken, Crataegus, Cistus) versperrte oft den sehr schmalen Pfad; außer wenigen Exemplaren von Emberiza melanocephala sahen wir keinen Vogel; ein schwarzes Eichhörnchen war das einzige Säugethier, und dieses kam uns nicht zum Schusse. Unzählige, theils parallel laufende, theils in einem rechten Winkel abgehende Nebenwege zeigten an, daß hier der Reisende seinen Weg selbst suchen, und die einmal festgesetzte Richtung auch durch dichtes Gebüsch verfolgen müsse.

Wir stiegen höher; streckenweise konnten wir schon jetzt nicht mehr reiten. Eine Caravane Maroniten, meistens Frauen, kam uns entgegen den Berg herab; sie hatten ihre Esel mit dürrem Holze geladen. Holz ist selbst an ihrem Wohnorte (ihr Beit lag 2 Tagreisen von hier im Belad Baalbeck) nicht rar und Jedermanns Eigenthum; sie scheinen, da sie keine Rückladung von Beirut, woher sie kamen, zu führen hatten, zu dieser werthlosen Ladung ihre Zuflucht genommen zu haben, um nur die Esel nicht leer gehen zu lassen, was, wie

bekannt, von ihnen für schädlich gehalten wird. Oder mußte vielleicht Holz eine kostbarere Ladung vor den Augen der Wegelagerer bergen? Sonderbar war es immer, hier Holz aufzunehmen.

Nach einem dreystündigen Ritte hatten wir endlich den bewaldeten Theil des Berges überschritten; allein der schlimmste Theil war noch übrig. Der Schnee, der vom letzten harten Winter und aus den jüngsten Gewittertagen hier noch aufgehäuft lag, erfüllte die Schluchten, in welchen allein das Hinanklimmen für die Maulthiere möglich war; mehrere Male brach die Schneedecke unter ihnen, die uns Fußgänger leichter trug: unsere vereinten Anstrengungen brachten sie immer wieder heraus. Wir kamen wieder auf einen vom Schnee freyen Platz, und fanden hier zu unserer Verwunderung eine Schaafheerde gelagert; aus dem scheuen Hirtenknaben war nichts herauszubringen, als daß man von hier aus an die Cedern gelangen könne. Seine übrigen Worte waren selbst Herrn Mühlenhoff unverständlich. Die Aussicht war nun ziemlich frey; links in der Entfernung von etwa einer Stunde und in einer Höhe von 400 Fuß sahen wir das Joch, über das, als das niederste der ganzen Gebirgsreihe, unser Weg zu führen schien. Freylich war es ganz außer unserer Richtung, viel zu sehr westlich; allein rechts führte kein Weg, und schon der Gedanke in dieser Richtung sich einen eigenen Weg zu suchen, konnte Schwindel erregen. Denn rechts lag uns der Hauptgipfel des ganzen Stockes, der Djebbel Makmel (Höhe 12,000′) der von dieser Seite unersteiglich ist; links waren auch bedeutende Höhen, doch keine, die sich mit der rechts gelegenen hätte messen können. Einzelne verkrüppelte, vom Winde zerbrochene Cedern, niedriges Gestrüppe noch ohne Blätter deutete uns an, in welcher Höhe wir uns schon jetzt befanden. Wir fühlten nur zu deutlich den Wechsel der Temperatur, die im Thale von Baalbeck so angenehm und glücklich gemischt, hier oben aber sehr rauh, und, wären wir geritten, zu rauh sich erzeigte. Uebrigens waren nur einzelne Windstöße, die in dieser Höhe nirgends gebrochen, aber allenthalben durch den thauenden Schnee abgekühlt werden, so empfindlich für uns und die Thiere, deren ungewohnte Anstrengung sich an ihrem unmäßigen Schweiße kund gab.

Noch ein kurzes Aufsteigen, und wir befanden uns auf dem höchsten Punkte der Straße; der Barometer zeigte uns eine Höhe von 7154 Fuß über dem Meere. Herrlich wär schon weiter unten die Aussicht gewesen, als wir allein nach hinten in die lange Ebene von Cölesyrien, durch den Antilibanon scheinbar bis auf 1/2 Stunde Breite beengt, schauen konnten; allein wer mag den Anblick beschreiben, der sich nun uns darbot, auf dem Rücken eines Berges, der nach Westen an seinem vom Meere bespülten Fuße den Sommer, in der Mitte den Frühling, oben den Winter trug: nach Osten aber schwarze Wälder, begrenzt durch den Schnee, und am Fuße wie Silberfäden die Wasser des Thales von Baalbek.

Uns und den Thieren hätte ein Ausruhen sehr wohl gethan; aber hier war unseres Bleibens nicht. Wir hatten nur dürre Brodkuchen und Kaffee bey uns: Brennholz war weit und breit nicht zu finden, eben so wenig Nahrung für die Maulthiere; eine Nacht da ohne Feuer zuzubringen, war nicht räthlich; es mußte um jeden Preis eine niedrigere, wirthlichere Gegend gewonnen werden. Allein erst hier vermißten wir mit Schmerzen die Führung eines mit der Oertlichkeit betrauten Mannes. Wir glaubten zwar sehr gut zu sehen, welche Richtung wir zu nehmen hätten; allein über jäh abfallende, mit Gerölle bedeckte Wände, stellenweise zerrissen von Schluchten voll Schnee, durfte man nicht hoffen, die vor Ermattung zitternden Thiere lebend hinabzubringen. Für diese allein war uns bange; denn wir selbst, ziemlich geübt im Bergsteigen, hatten früher schon im Sinaitischen Gebirge eine viel furchtbarere, mit Lebensgefahr vielfach verknüpfte Descension glücklich ausgeführt. Wir versuchten nämlich damals in Begleitung unsers Freundes, des Mechanikus Franz, von der Spitze des Sinai an seinem schroffen südlichen Abhange hinabzuklimmen, der fast nur dem Steinbocke zugänglich ist. Der Grund dieses Unternehmens war, einen vollkommenen Anblick jenes Berges zu genießen, dessen südlicher Abfall in die Hochebene herabsteigt, ohne durch Vorberge, wie auf den andern Seiten, beengt und bedeckt zu werden. Einige 100 Fuß tief gieng das Herabsteigen ziemlich gut; man glitt über jähe Wände hinab, die unten einen Vorsprung hatten. Allein als wir dort angelangt waren, öffnete sich uns eine furchtbare Tiefe: es wurde beschlossen, den Rückweg hinauf anzutreten, doch dieser war nicht mehr möglich; der Versuch, Stufen in den harten Syenit zu hauen, scheiterte bald, da die Hämmer eher nachgaben als das Gestein. Endlich kamen wir überein, das Gepäck (Flinten, Taschen, Hämmer, Botanisirbüchsen u. s. w.) hinabzuwerfen; jeder sollte sich einen eigenen Weg suchen, da zwey hinter einander sich nicht helfen, wohl aber verderben konnten. Die Hauptmanier des Herabklimmens war die, daß man mit den Händen an dem scharfen Kamme einer hohen Wand sich so weit als möglich herablassend, endlich den Hängepunkt fahren ließ, und sehr schnell, oft übel zerrissen, an einem Vorsprunge ankam, um hier das Wagestück von neuem zu beginnen. Wir kamen glücklich hinab, der Schweizer zuerst. — So gefährlich war es zwar hier nicht; aber die gemietheten Thiere wichen immer wieder von dem Abgrunde zurück. Doch gezwungen durch den Leitzaum führen sie mit schrecklichem Sperren der Hinterfüße eine Strecke weit hinab

und nahmen das Gerölle mit, das uns, die Vorangehenden, sehr beschädigte. Wir versuchten in den Klüften über den Schnee zu schleichen; allein dieser war hier von der mächtigen Sonne zu sehr erweicht. Von Zeit zu Zeit sah man daselbst an Stellen, wo der Wind den Schnee weggefegt hatte, ganz deutlich, daß allerdings hier ein zu anderer Jahreszeit betretener Saumpfad sey. Schon brach der Abend herein, die Sonne beleuchtete das Meer und die darauf gelagerten Wolken, welche wir für Inseln zu halten geneigt waren, wenn in dieser Richtung (Küste von Batrun) solche zu vermuthen gewesen wären; ein prächtiges Schauspiel, zu dessen Betrachtung jedoch unsere nicht geringe Verlegenheit uns wenig Muße ließ. Zugleich erkannte Herr Mühlenhoff die ganze Gegend wieder; dort rechts schon weit jenseits des von uns überstiegenen Dschebbel Makmel liegt der Cedernhain, hier unten in der Tiefe zu unsern Füßen Betscherri, Kanobin und andere paradiesisch gelegene Ortschaften; das „heilige Thal" erschien uns hier als eine prächtige lachende Ebene. In der That, schon dieser Anblick allein wäre hinreichend gewesen, uns für die bis jetzt erduldeten Beschwerden zu entschädigen. —

Durch unabläßige Versuche, oft mit unerwartetem Gelingen belohnt, oft auch durch die bittere Nothwendigkeit, wieder umzukehren, vereitelt, hatten wir endlich ein kleines Plateau gewonnen, das günstig gelegen, uns schon die Nähe von Menschen verrieth; wir standen mitten auf einem jungen grünen Kornfelde. Dichte Finsterniß fiel auf uns herab wie ein Regen; noch wenige Minuten und wir sahen nicht mehr vor unsere Füße. Aus der Tiefe hörte man die Abendglocken, ja selbst Menschenstimmen, Hundegebell und das Meckern der Ziegen glaubten wir zu vernehmen. Die Nähe der Menschen beunruhigte uns jetzt sehr; wir mußten vermuthen, daß sie uns entdecken und dann eine nicht geringe Buße, freylich nicht mit Unrecht, für ihr verwüstetes Kornfeld nehmen würden. Denn es war nun unmöglich geworden, weiter vorwärts zu gehen, ja nicht einmal aus dem Felde hinaus, das die ganze Platte einnahm; unsere armen Thiere fielen mit Gier über dieses kräftige, ihnen so nothwendige Futter her; wir selbst nicht minder der Ruhe und der Nahrung bedürftig, streckten uns nieder, nachdem die Maulthiere an große Steine angebunden waren, um wenigstens einen Theil des Feldes vor Verwüstung zu retten. Keiner von uns mochte weder sich noch seinem Nächsten zumuthen, auch nur eine Stunde Wache zu halten; über dem Essen der dürren Brodkuchen schliefen wir ein, bey dem Murmeln eines zu unsern Häuptern herabrieselnden Schneewassers.

Vergleichen wir unsern hier beschriebenen Weg mit der Karte von Berghaus, die uns leider damals nicht zu Gebote stand, und dem darauf verzeichneten Wege von Baalbek nach den Cedern, so ergibt sich, daß wir mit Vermeidung von Deir el Achmar und Umgehung des durch El Hermel bezeichneten Distriktes und von Ainette, gleich Anfangs zu weit westlich, statt fast gerade nördlich uns gehalten; daß wir dann von dem Birket el Jemun (Liemun) auf einen selten besuchten Fußpfad gekommen, der um und zum Theil noch über den Dschebbel Makmel führt; ein großer Umweg, doch keineswegs unbelohnend.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Eclaircissements sur le cercueil du roi Memphite Mycérinus, traduits de l'anglais et accompagnés de notes par Ch. Lenormant, suivis d'une lettre sur les inscriptions de la grande pyramide de Gizeh, par M. le docteur Lepsius. Paris 1839. 4.

Annali dell' instituto di Corrispondenza Archeologica. Vol. 9. 10. Roma 1837 — 38. 8.

Bulletino dell' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1838. Roma. 8.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1838. Fasc. I.

T. E. Mionnet, Atlas de Géographie Numismatique pour servir à la description des médailles antiques. Paris 1838. fol.

Stephan Endlicher, Verzeichniß der chinesischen und japanischen Münzen des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets in Wien. Wien 1837. 4.

Illustrazione di tre medaglie inedite, fatta da Giov. Girolamo Orti. Verona 1827. 4.

Jos. Arneth, Synopsis numorum Graecorum qui in Museo Caesareo Vindobonensi adservantur. Vindobonae 1837. 4.

Baron de Donop, Les médailles Gallo-Gaëliques. Description de la trouvaille de l'Ile d'Jersey. Avec 32 planches. Hannovre 1838. 4.

T. E. Mionnet, Poids des médailles Grecques d'or et d'argent du cabinet royal de France. Paris 1839. 4.

Trésor de Numismatique et de Glyptique ou Recueil général de Médailles, Monnaies, Pierres gravées, Bas-reliefs etc. tant anciens que modernes.

I. Classe. 1 — 3. Série. Nouvelle Gallerie mythologique. Livr. 12. Paris 1838. fol.

4. Série. Numismatique des Rois grecs. Livr. 13 — 15. Paris 1838. fol.

II. Classe. 1 — 3. Série. Monnaies. Livr. 2 — 7. Paris 1838. fol.

5. Série. Médailles Allemandes. Livr. 11. Paris 1838. f.

10. Série. Recueil général des Bas-Reliefs et d'Ornemens. 2. partie. Livr. 14. Paris 1838. fol.

III. Classe. 5. Série. Iconographie des Empereurs Romains. Livr. 10. 11. Paris 1838. fol.

F. de Brotonne, Histoire de la filiation et des migrations des peuples. Vol. I. Paris 1837. 8.

Ulysse Tencé, Annuaire historique universel pour 1837. Paris 1838. 8.

Alfred Nettement, Histoire politique, anecdotique et litéraire du journal des Débats. T. 1. 2. Paris 1838. 8.

Ippsolito Rosellini, I monumenti dell' Egitto e della Nubia. Parte I. Monumenti storici. T. 3. p. 1. Pisa 1838. 8.

Math. Pet. Katancsich, Orbis antiquus ex tabula itineraria quae Theodosii Imp. et Peutingeri audit ad systema geographiae redactus et commentario illustratus.

P. I. Continens Europam. Budae. 1824. 4.

P. II. Continens Asiam et Africam. Budae 1825. 4.

— — — — Istri adcolarum geographia vetus e monumentis epigraphicis, marmoribus, numis, tabellis eruta et commentariis illustrata. P. 1. 2. Budae 1826 — 27. 4.

Connop Thirlwall, Geſchichte von Griechenland, überſetzt von L. Haymann. Bd. 1. Bonn 1839. 8.

Pawel Josef Safarjk, Slowanské Starozitnosti. (Slaviſche Alterthümer) Oddjl Degepisny. WPraze 1837. 8.

Joaquim José da Costa de Macedo, Additamentos á primeira parte da memoria sobre as verdadeiras epocas em que principiarão as nossas navegaçoes e descobrimentos no oceano atlantico. Lisboa 1835. 4.

Coleccion de los tratados de Paz, Alianza, Neutralidad, Garantia, Proteccion, Tregua . . por los pueblos, reyes y principes de Espanna, por D. Joseph Antonio de Abreu y Bertodano.

Reynado del Sr. Rey D. Phelipe III. P. 1. 2. Madrid 1740. 4.

Reynado del Sr. Rey D. Phelipe IV. P. 1 — 7. Madrid 1744 — 51. 4.

Reynado del Sr. Rey D. Carlos II. T. I — 3. Madrid 1751 — 52. 4.

Coleccion de los tratatos de Paz, Alianza, Comercio etc. adjustados por la corona de Espanna con las potencias extrangeras desde el Reynado del Sennor Don Felipe quinto hasta el presente. T. 1 — 3. Madrid 1796 — 1801.

Marquis de Custine, L'Espagne sous Ferdinand VII. T. 1. 2. Bruxelles 1838. 8.

Raccolta di 320 Vedute si antiche, che moderne della cittá di Roma. Roma. s. a.

Davide Bertolotti, Gli Arabi in Italia. Torino 1838. 8.

Descrizione di Roma antica. Roma 1697. 8.

— — — — moderna. Roma 1697. 8.

Giovanni Cavalcanti, Istorie Fiorentine. Vol. I. Firenze 1838. 8.

Car. Morbio, Storie dei municipi Italiani. Vol. 4. Milano 1838. 8.

Angelo Pezzana, Storia della cittá di Parma, T. I. 1346 — 1400. Parma 1837. 4.

Erasmus Pistolesi, Il Vaticano descritto ed illustrato. Fasc. 65 — 81. Roma 1836 — 38. f.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt. etc.

(Fortsetzung.)

Mit dem Grauen des nächsten Morgens (5. May) waren wir, ziemlich durchnäßt vom Thau, schon wieder reisefertig. Nichts hatte uns in der Nachtruhe gestört als das Schellen der am Zaumzeuge unserer Maulthiere angebrachten Glöckchen, welche uns so leicht verrathen konnten. Allein sey es, daß der Ton nicht so klar und deutlich von oben nach unten dringt, als umgekehrt, oder sey es, daß das sehr seitwärts rechts gelegene nächste Dorf, Hosran, aus welchem wir die Stimmen vernahmen, nicht die Besitzer des von uns occupirten Feldes enthielt; genug, wir wurden nicht gestört. Wir stiegen nun gemach herab, hielten uns rechts in der Richtung des bemerkten Dorfes und der von uns am vorigen Tage verfehlten Cedern. Bald kamen wir in Baumgärten (Aprikosen, schon zeitigend, Pflaumen, Weinstöcke, Feigen, Maulbeeren), und endlich nach wenigen Viertelstunden in das Dorf Hosran. Ein anscheinend reicher Mann, der uns zuerst begegnete, lud uns ein, bey ihm abzutreten; allein wir verlangten nach den Cedern und nahmen sehr gerne und dankbar seine Begleitung an. Im ganzen Dorfe, etwa 20 Häuser aus Stein enthaltend, wurde uns große Aufmerksamkeit erwiesen, nicht sowohl als Fremden, die bisher nicht selten zu kommen scheinen, als wegen unseres neuen Geleitsmannes. Durch ein Wasser, das weil es keine Brücke trug, unbeständig zu seyn schien, mußte gewatet werden; auf einer Anhöhe, die wir erstiegen, lag ein artiges, aus 40 Häusern bestehendes Dorf, Kaffra, das sich mit dichten Baumgärten ganz umgeben hatte. Berg auf und ab, doch mehr aufwärts, fast gerade nördlich über reissende Bergströme und neben gähnenden Abgründen, gerade gegenüber von Betscherri und dessen Fußpfad zu den Cedern, führte uns der Weg. Wo dem Rollgesteine nur wenige Fuß festes Erdreich abgewonnen werden konnte, war dieses sorgfältig benützt. Die übrige Vegetation war auffallend gering; besonders war stärkeres, wildwachsendes Holz nicht zu sehen. Der Grauswuchs gedieh hier vortrefflich; man sah es den übrigens künstlich angelegten Wiesen wohl an, daß nie die Sense über sie komme; die vom Vieh verschont gebliebenen Halme des vorigen Jahres (oft noch eine rauschende Waldung) dienen als Düngungsmittel.

Ueber ausgedehnte, sanft aufsteigende Wiesengründe kamen wir endlich nach 1 1/2 Stunden an den Eingang des Thales der Cedern. Dieß ist von drey Seiten so ziemlich geschlossen; nur in Südwest fehlt die Wand, welche den ziemlich engen, kaum 1/2 Stunde im Umkreise betragenden Raum zu einem Kessel und bey dem Wasserreichthume der hohen Schneeberge wahrscheinlich zu einem See gestaltet hätte. Aus ihm stürzt sich ein starker Bach in die Kluft, welche Kaffra von Betscherri scheidet, und welche, breiter geworden und mehr Wasser führend, in nordwestlicher Richtung bis an das Meer in der Nähe von Tripolis zu verfolgen ist, und das „heilige Thal“ bildet.

Wir betraten den Cedernhain um 9 Uhr Vormittags. Lieblicher Sonnenschein ließ uns die unmittelbare Nähe der herablaufenden Schneefelder des östlichen „Grenzsteines“ (dessen Spitze wenigstens 1000 Fuß höher gelegen ist, als dieses Thal) nicht empfinden. Starke Thautropfen glitzten noch auf der Nasendecke des Waldsaumes, der mit minderjährigen, der allgemeinen Form nach Wachholdergebüschen gleichenden Cedern besäet war. Eine heilige Stille, nicht einmal durch Vogelstimmen unterbrochen, nahm uns auf. Sehr nüchtern geworden an Leib und Geist durch die Entbehrungen und Mühsale des vorigen Tages, hatten wir gerade die rechte Stimmung, diese uralten, noch lebenden Zeugen einer großen Zeit zu uns reden zu lassen, von den Tagen, die sie gesehen. Bey einem der Gefährten trat noch ein anderes persönlicheres Moment hinzu, das geeignet war, ihn besonders feyerlich zu stimmen; er feyerte heute an dieser Stelle seinen 27. Geburtstag. Der Knechte Salomons waren heute nur drey ausgeschickt, Holz zu fällen zum Aufbau einer neuen Bundeslade in ihrem Innern.

Queer von Nord nach Süd durchschneidet ein kleines, jetzt leeres Wasserbette den Hain; hier wurde von unserem gefälligen Begleiter ein Feuer zum Kochen des Kaffees angeschürt, zu dessen Unterhaltung wir dürre

Cedernreiser zusammen trugen. Bald gesellte sich zu uns ein anderer freundlicher Maronite, der sich als Aufseher des Cedernhaines, von Ibrahim Pascha selbst dazu ausersehen, zu erkennen gab. Er sprach viel davon, daß es nicht erlaubt sey, hier frisches Holz zu hauen, ja daß die umwohnenden Maroniten nicht einmal das dürre Holz nehmen dürften; beklagte sehr den Muthwillen einiger Europäer, die jüngst ihr Lagerfeuer an dem Fuße eines der ältesten Bäume so angebracht hatten, daß die eine Hälfte desselben verkohlt, die andere in Folge davon abgestanden war.

Auf unsern Wunsch jedoch kletterte er mit uns auf eine der jüngeren Cedern, hieb Aeste ab trotz des Verbotes, dessen Beobachtung ihm als dem Aufseher am ersten obgelegen hätte, und zeigte uns einen schicklichen Platz in einem alten Stamme, wo wir unsere Namen zu jener Unzahl von kaum leserlichen Namen einschneiden sollten, die gewiß ein ziemlich vollständiges Verzeichniß derjenigen Europäer abgiebt, welche vielleicht seit einem Jahrhundert diese Gegend besuchten. *)

In der Mitte ist der Hain etwas lichter; hier stehen fünf, an Umfang (9 Fuß im Durchmesser) fast gleiche, für Salomons Zeitgenossen gehaltene Cedern; die eine, welche dadurch, daß sie gespalten ist, und ihre Spaltwände sehr weit klaffen, besonders dick erscheint, aber durch den Blitz ihre Krone verloren hat, ist die heiligste von ihnen; unter ihr steht ein Altar aus rohen, nur zusammengewälzten Steinen, an welchem jährlich einmal, an dem Feste der Verklärung Christi, und sonst wohl noch bey der Anwesenheit ausgezeichneter Fremder Messe gelesen wird. Dieser Baum ist zugleich derjenige, welcher von den meisten Reisenden immer eines kleinen Theiles seiner Rinde beraubt wird durch das grausame, oft bis ins Holz fortgesetzte Einschneiden von Buchstaben, die bey gutem Triebe des Baumes doch binnen wenigen Jahren unleserlich geworden sind. Selbst auf den über der Erde befindlichen Wurzeln lasen wir erst jüngst eingeschnittene Namen. Der übrigen, jüngeren Cedern, die meist etwas höher sind, als jene fünf alten, mögen wohl 300 seyn. Wir sammelten von ihnen Zapfen, die nicht am Zweige herabhängen, sondern von ihm aufrecht getragen werden, und Harz, wovon sie eine gute Quantität aus zahlreichen Rissen fließen lassen. In kurzer Zeit hatten wir durch das Abhauen einiger kleiner Aeste gegen 20 solcher vollkommen ausgebildeter

*) Aus der alten, heiligen Moschee Amru in Alt Kairo ließen uns einige alte Türken nicht eher heraus, als bis wir unsere Namen mit Bleystift an eine Mauer geschrieben, die auch fast jeden fränkischen Besucher der Moschee nennen könnte.

doch nicht ganz zeitiger Zapfen erhalten; auch Holz wurde mitgenommen.

Der Boden des Haines war mit mancherley Blumen geziert. Schade, daß das wenige Trockenpapier, welches wir noch übrig hatten, uns abhielt, mehr von ihnen einzulegen. Von neuen Pflanzen fanden sich hier folgende: Corydalis Erdelii Zuccar., nebst der angustifolia D. C., Vinca libanotica Zuccar., Moltkea libanotica Zuccar., Puschkinea libanotica Zuccar., Gagea libanotica Zuccar. und minima. Ferner ein Thlaspi, Alyssum, Bupleurum, Geranium, Lamium, Salvia (Horminum), Omphalodes, Cistus (drey Species) Anthericum (graecum). Der Heimath gedachten wir bey dem Anblick vieler Gräser, Aegilops ovata, Bromus tectorum, lanuginosus u. a. Hordeum bulbosum. Unerwartet gering war die zoologische Ausbeute; von Säugethieren, Vögeln, Amphibien ließ sich nichts sehen; nur wenige Coleoptera, die wir auch in andern Gegenden schon gesammelt, und Diptera in großer Zahl.

Wir hatten 6 Stunden (von 9 — 3 Uhr) hier zugebracht; es war Zeit, Nahrung zu suchen. Ein ziemlich abschüssiger Weg, der uns bald diesen Platz, Zeuge der ehemaligen Herrlichkeit dieses Gebirges aus dem Gesichte brachte, führt nach Betscherri, das an der vorhin erwähnten Schlucht des Nahr Kodischa, gegenüber von Kaffra sehr anmuthig gelegen ist. Wir wurden von dem Schech-Belet nicht wie Fremde, sondern wie lang erwartete Freunde aufgenommen. Was das Haus vermochte, wurde aufgetragen. In der angenehmen Gesellschaft des Italieners Dr. Gaëtano Gaëtani, der sich in diesem Distrikte als praktischer Arzt niedergelassen, und der reicheren Einwohner dieses und der nächsten Dörfer brachten wir vergnügte Stunden zu; doch noch eine Unruhe nach Beseitigung so vieler Gefahren war uns zurückgeblieben, die um das Schicksal unseres krank zurückgelassenen Muckers. Auch diese wurde gehoben durch die Ankunft desselben, der nicht wenig verwundert war, daß wir allein so weit gekommen. — Dr. Gaëtani führte uns zu einigen seiner Patienten, die Verlangen nach unserm Besuche getragen hatten. Abends kam noch eine große Anzahl Kranker in unsere Wohnung, die uns genug zu thun gaben. Glücklicherweise hatten wir von einigen wichtigen Arzneymitteln noch so viel übrig, daß wir unserm Freunde davon mittheilen konnten; er befand sich nämlich in nicht geringer Verlegenheit, da seine Arzneymittel ausgegangen, und neue, erwartete Lieferungen aus Beirut (dem nächsten Platze, wo sich eine Apotheke befindet und dennoch 1 1/2 starke Tagereisen entfernt) ausgeblieben waren. Uebrigens ist hier der Gesundheits-Zustand vortrefflich; von Pest und Cholera weiß man nichts; Lungenleiden, bedingt durch die scharfe, reine Luft, sind die einzige Landplage.

Hier konnten wir wieder einmal ruhig schlafen; prächtige Teppiche und Divanpolster wurden uns ausgebreitet in dem allgemeinen Familienzimmer, das früher wie das ganze Haus ein etwas ärmliches Aussehen hatte, während die Bewohner reich gekleidet einhergiengen. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß diese guten Leute, wie überhaupt alle Maroniten des Gebirges, sich der Reinlichkeit viel mehr befleißigen, als ihre moslemitischen Nachbarn. Auch die Polizey ist gut bestellt; der angesehenste, oft auch nur der älteste Einwohner eines Dorfes ist Richter oder Schech; mehrere dieser Schech Belet stehen unter dem Schech eines größeren Ortes (ein solcher ist Schech Petrús in Eden, von dem weiter unten die Rede seyn wird) der nur den Fürsten des Libanon, Emir Beschir, als höhere Autorität über sich erkennt. Zwischen den größeren Orten giebt es oft breite Strassen, freylich nur für Saumthiere, und hölzerne Brücken über die bedeutenderen, beständigen Bäche. Schlanke Glockenthürme (ein wichtiges Vorrecht dieser ganz christlichen Bevölkerung ist dieß, daß sie Glocken besitzen und denn Gottesdienste gebrauchen dürfen) ragen auf vielen, unzugänglich scheinenden Bergen der Nachbarschaft in die Höhe; zahlreiche Klöster der Maroniten, Lateiner, Griechen, Armenier, oft nur wenig bevölkert (in Betscherri ist ein Carmeliterkloster mit nur einem Pater) versehen neben den weniger reich ausgestatteten Kirchen der Weltgeistlichen (Abuni's) den Gottesdienst. Kein Moslem darf sich unter den Maroniten des Berges niederlassen, oder Grundeigenthum erwerben; keiner darf an einer Kirche, in welcher gerade Messe gelesen wird, vorüberreiten; er muß absteigen. Das häßliche Wort „Giaur“ gebrauchen hier die Christen verschiedener Confession gegen einander.

Den 6. May Morgens fanden wir wieder Viele der gestrigen Tischgesellschaft um uns versammelt. Für die äußerst gastfreye Bewirthung nahm man natürlich keinerley Geschenk an, selbst die Diener widerstanden lange. Mit mündlichen Aufträgen des Schech an seinen Vorgesetzten den Schech Petrús von Eden versehen verließen wir diesen uns sehr lieb gewordenen Ort. Der Hr. Doktor begleitete uns eine weite Strecke zu Fuße. Wir schlugen die Straße nach Eden ein, die von Betscherri aus wieder in die Höhe führt; denn es liegt jener Ort 132 Fuß höher als dieser. *) Längs der einen Seite der Straße, links, welche von einem tiefen Abgrunde, dem Flußbette des Kodischa, begleitet wird, lief eine 3′ hohe Mauer aus aufgeschichteten Basaltbrocken, (oft schöne, wohl erhaltene Säulen); auf der andern Seite setzten uns unfruchtbare, steile Felsen, die augenscheinlich hie und da künstlich gesprengt waren, durch die Menge der in ihnen enthaltenen Petrefakten (besonders aus der Ordnung der Gasteropoden) in Erstaunen.

*) Eden 4454, Betscherri 4322 Pariser Fuß über der Meeresfläche; die Region der Cedern reicht bis an die Höhe von mehr denn 6000 Fuß.

Nach 1 1/2 Stunden erblickten wir Eden, welches wohl, wie auch sein Name besagt, einen Vergleich mit den gepriesensten Gegenden der Erde aushalten mag. Auf einem Kegel erbaut, der nach Süden und Westen außerordentlich steil abfällt, vereiniget es alle jene Annehmlichkeiten in sich, durch welche einzelne unserer Alpendörfer für wenige Monate im Jahre sich auszeichnen. Nur in sehr strengen Wintern liegt hier der Schnee zwey Monate; 10 Monate ist der Himmel beständig heiter; von der Hitze der nicht fernen Meeresküste ist hier nichts zu spüren; laue Seewinde mäßigen die frische Luft, welche die benachbarten Schneeberge aushauchen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Conte L. Serristori, Statistica d'Italia. Firenze 1837. 4.

I. Dispensa. Regno di Sardegna. 1835.

II. — — Isola di Corsica. 1835.

III. — — Republica di S. Marino. Principato di Monaco. Ducato di Lucca.

IV. — — Isola di Sicilia. Ducato di Parma.

V. — — Granducato di Toscana.

Jean Joseph Raepsaet, Histoire des états généraux et provinciaux des Gaules, particulièrement des Pays-Bas depuis les Germains jusqu' au XVI. siècle. Gand 1819. 8.

M. Capefigue, Hugues Capet et la troisième Race, jusqu'à Philippe-Auguste. Première periode. 10. et 11. siècles. Paris 1839. 8.

De l'influence des questions de races sous les derniers Karolingiens Paris 1838. 8.

M. Capefigue, Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV. T. 5—8. Paris 1835—36. 8.

Collection des documents inédits sur l'histoire de France. Première Série. Histoire politique.

Benoit, Chronique des Ducs de Normandie par Benoit, trouvère Anglo-Normand du XII. siècle, publiée par Fr. Michel. Vol. II. Paris 1838. 4.

Mémoires militaires relatifs à la succession D'Espagne sous Louis XIV., par le Lieutenant-Général Pelet. Vol. 3. Paris 1838. 4.

Relations des ambassadeurs Venitiens sur les affaires de France au XVI. siècle, recueillies et traduites par M. R. Tommaseo. Vol. 1. 2. Paris 1838.

Histoire de la ville et cite' de Tournai, capitale des Nerviens. Vol. 1. 2. A la Haye 1750. 4.

La Chronique de Rains. Publiée sur le manuscrit unique de la bibliothèque du roi par Louis Paris. Paris 1837. 8.

Charles D'Orbigny, Notice géologique sur les environs de Paris. Paris 1838. 8.

G. B. Depping, Histoire de la Normandie sous le règne de Guillaume-le-Conquérant. Vol. I. Rouen 1835. 8.

Jos. Droz, Histoire du règne de Louis XVI. pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Le Comte de Vaublanc, Souvenirs. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Une semaine de l'histoire de Paris. Paris 1830. 8.

Mémoires de Brissot, sur ses contemporains et la révolution française. T. 1 — 4. Paris 1830 — 1832. 8.

B. J B. Buchez et P. C. Roux, Histoire parlementaire de la révolution française. T. 1 — 40. Paris 1834 — 38. 8.

J. B. Salgues, Mémoires pour servir à l'histoire de France. T. 4 — 9. Paris 1820 — 26. 8.

J. C. Dahlmann, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Götting. 1838. 8.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Herausgegeben von G. H. Pertz. Bd. 5. 6. — 1. 2. Hannover 1824 — 38. 8.

Ant. Boczeck, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. T. I., ab annis 396 — 1199. Olomucii 1836.

T. W. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. Th. I. Hamburg 1839. 8.

Edouard Mallet, Recherches historiques et statistiques sur la population de Genève, son mouvement annuel et sa longévité depuis le XVI. siècle jusqu'à nos jours (1549 — 1833.) Paris 1837. 8.

Robert Vaughan, The protectorate of Oliver Cromwell and the state of Europe during the early part of the reign of Louis XIV. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

G. R. Porter, The progress of the nation, in its various social and economical relations from the beginning of the nineteenth century to the present time.

Sections I and II. Population and production. London 1836. 8.

Sections III. and IV. Interchance and revenue and expenditure. London 1838. 8.

César Moreau, The past and present statistical State of Ireland, exhibited in a series of tables. London 1827. f.

— — Chronological Records of British Finance from the earliest period (A.D. 55.) to the present time (1828). Founded on official documents. London s. a. f.

Thomas Wright, Queen Elizabeth and her times, a series of original letters, selected from the inedited private correspondence of the Lord Treasurer Burghley, the Earl of Leicester, the Secretaries Walsingham and Smith, Sir Christopher Hatton. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Lettres inédites de Marie Stuart, accompagnées de diverses dépêches et instructions. 1558 — 1587. Publiés par le Prince Alexandre Labanoff. Paris 1839. 8.

Francisque Michel, Chroniques Anglo-Normandes. Recueil d'extraits et d'écrits relatifs à l'histoire de Normandie et d'Angleterre pendant les XI et XII siècles; publié d'après les manuscrits de Londres, de Cambridge, de Douai, de Bruxelles et de Paris. Tom. 1. 2. Rouen 1836. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nr. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Letters on Egypt etc.

(Schluß.)

Die Vegetation ist sehr üppig; gegen Norden, wo der Abfall sanfter ist, kann man kaum ein unbenütztes Plätzchen sehen; selbst der nicht unbelebte Weg nach Sibbaihl (von uns nur „Siwah“ gehört) war mit einem Teppich wohlbekannter Gräser bedeckt. Wallnußbäume von solcher Stärke und Höhe hatten wir noch nicht gesehen; auch die Weinberge zeigten Stöcke von seltener Ausdehnung. Ueber alle Beschreibung herrlich ist die Aussicht gegen Westen in das Meer, gegen Südwest in die wilden, mit prächtigen Klöstern (Kanobin, das in der Nähe einen sehenswerthen Wasserfall hat) gekrönten Schluchten. Fröhlichkeit herrscht im Dorfe; kein Bettler, kein Müssiggänger, keine Gassenjungen belästigen mit Zudringlichkeit den Fremden.

Wir hielten unter einem Wallnußbaume vor dem Dorfe an, und ließen uns Brod und Wein herausbringen, weil wir einem langen Aufenthalte bey dem gastfreyen Petrus ausweichen wollten. Allein da wir von mehreren Seiten sehr dringend an ihn gewiesen waren, auch früher von ihm viel gehört hatten, entschlossen wir uns endlich, seine Bekanntschaft zu suchen. Und wir hatten keineswegs die Verzögerung zu bereuen. Er empfing uns in einem großen Zimmer, umgeben von seinen Söhnen und Schwiegersöhnen, alle auf Sesseln sitzend. Wir wurden auf ein hohes Kanapee nach europäischer Form gesetzt. Nach der stillen Begrüßung und der stillschweigend eingenommenen Begrüßungscollation (wie gewöhnlich aus Süssigkeiten, frischem Wasser mit Raki, und Tabak bestehend) fieng er endlich an, uns zu befragen nach unsern Geschäften, nach unsern Plänen; gab uns Rathschläge, indem er allerley Excursionen vorschlug, die er selbst begleiten wolle; versprach uns weiße Bären (Ursus syriacus Ehrenb.), die nicht selten seyen, aber wegen der allgemeinen Entwaffnung und des mit Lebensstrafe belegten Verbotes der Führung von Feuergewehr von Seite eines Raja nur von uns selbst erlegt werden könnten; bezeichnete uns einen nach Norden gelegenen, etwa 3 Stunden entfernten Berg, der ganz aus Ichthyolithen bestehe; zum Beweise davon brachte er eine große, schöne Schaale von Kalkschiefer mit mehreren Fischabdrücken herbey, die er uns schenken wollte zu denen, die wir selbst noch an Ort und Stelle finden würden. Allein da wir uns nicht aufhalten konnten, weil wir an einem bestimmten Tage, den 8. May, in Beirut einzutreffen versprochen hatten, mußten wir diese freundlichen Anerbietungen alle ablehnen.

Indessen war unvermerkt eine gedeckte Tafel hereingetragen worden; alle Entschuldigungen, daß wir schon gegessen, daß wir heute erst kaum 2 Stunden Weges gemacht u. s. w. halfen nichts; wir mußten uns setzen. Speisen wurden aufgetragen, die wir seit unserm Abschiede aus Europa nur selten an der Tafel reicher Franken gesehen; dabey war die Bereitung so vortrefflich, wie wenn diese Kost ihre gewöhnliche wäre. Es fiel uns auf, daß Niemand mit uns aß; ein Theil der Gesellschaft verließ sogar das Zimmer, und nur der alte Hausherr und sein jüngerer Sohn, Jussuf, der bey einem italienischen Missionare italienisch und französisch gelernt hatte, und sich mit ziemlicher Leichtigkeit in beyden Sprachen ausdrückte, blieben bey uns zurück, immer zusprechend mit einer den Orientalen sonst nicht eigenthümlichen, in Deutschland hie und da beliebten Art Nöthigung. Das Tafelgedecke, ja die Tafel selbst war europäisch. Porzellanteller, Servietten, silbernes Besteck, geschliffene Gläser, alles wie in einem größeren fränkischen Gasthofe der Levante. Er selbst gab uns bald Aufklärung über diese Nachahmung europäischer Sitte. Durch sein Haus gienge der Zug der Fremden auf den Libanon; er nehme alle gerne auf, und glaube durch diese Ueberraschung ihnen den Besuch angenehm zu machen; hauptsächlich habe ihn aber dazu Se. kön. Hoheit der Prinz Joinville von Frankreich veranlaßt, der im vorigen Jahre auf seiner Reise in Syrien sein Haus mit einem zweytägigen Besuche beehrt, und einem Familienfeste, der Verlobung der ältesten Tochter des Hauses mit dem Schech eines benachbarten Dorfes, als Zeuge des Bräutigams beygewohnt hatte. Bey Gelegenheit dieser Feyer erhielt das Haus europäische Einrichtung; das Zimmer, in welchem der Königssohn gewohnt, wird noch in demselben Zustande, in welchem er es verlassen, bewahrt und nicht betreten. Kostbare Ge-

schenke Sr. königl. Hoheit, bestehend in Waffen aller Art, waren neulich den männlichen nächsten Verwandten des Schech zugekommen; ein besonderer Firman von Ibrahim Pascha erlaubte die Annahme und das Tragen des sonst hoch verpönten Schmuckes; wir arme, in den Augen unseres Wirthes aber sehr vornehme Wanderer sollten nach unserer Rückkehr persönlich dem „Sultan" den Dank der Familie ausdrücken, und ein Gegengeschenk anbieten, das dem Vater theurer war, als sein „Augapfel", seinen oben erwähnten, 16 Jahre alten Sohn, Jusuf, an welchem der Prinz Gefallen gefunden. Damals hatte sich der Vater nicht entschließen können, sein Kind mit dem hohen Gönner ziehen zu lassen, der sich erboten, für eine standesgemäße Erziehung zu sorgen; wir konnten die Gründe nur ehren, welche den Vater bestimmt hatten, das lockende Anerbieten des ritterlichen König-Sohnes dankbar abzulehnen. Nun aber, nachdem er von uns eine kurze Schilderung der Bodenkultur in Europa gehört, und von den Schulen, in welchen alle Künste gelehrt und geübt würden, die auch dieser Gegend vielfachen Nutzen bringen könnten, entschloß er sich, durch uns seinen Sohn der Gnade seines Königl. Gönners zu empfehlen. Unsere Vorstellung, daß wir wohl schwerlich so bald „das Angesicht des Sultans" sehen würden, daß er selbst eine viel nähere Mittelsperson in dem französischen Consul in Beirut haben könnte u. s. w. wurde nicht beachtet; um ihn nicht zu betrüben, übernahmen wir den Auftrag mit der reservatio mentalis, ihn unausgeführt zu lassen, wenn nicht die unwahrscheinlichste der Begegnungen uns in die Nähe des Prinzen führen sollte.

Das Gespräch verbreitete sich bald über den politischen Zustand Europa's, uns gleich unbekannt, wie ihm; die Hauptbegebenheiten der letzten Jahrzehende interessirten ihn sehr. Immer zutraulicher geworden stellte er wiederholt an uns die Bitte, länger bey ihm zu verweilen, und suchte uns, die wir seinem trefflichen Weine alle Ehre angedeihen ließen, dadurch zurückzuhalten, daß er uns einen Wein von 1755 aus seinem Keller versprach.

Beym Abschiede verkündigte uns unser gütiger Gastwirth, daß eben ein Bote nach Sibbaihl (5 Stunden von hier) abgegangen sey, um uns dort bey dem Schech Tobia (Dhobbye), seinem Vetter, anzukündigen und Herberge zu machen. Ein Kavaß sollte mit uns gehen; wozu? unter diesem friedlichen Volke; nur um unserm etwas armseligen Aufzuge mehr Ansehen zu geben.

Wir hatten uns so lange in Eden verweilt, daß allerdings Sibbaihl für unser Nachtlager nicht mehr zu nahe war. Wir stiegen anfangs tief hinab immer zwischen Gärten, allein bald mußten wir desto höher wieder hinauf (Djebbel Arneto?). Auf dem höchsten Punkte dieses Berges hörte die Cultur auf, doch keineswegs die Vegetation, welche sich hier um so besser in ihrer Eigenthümlichkeit zeigen konnte. — Jenseits des Berges ging es in ein tiefes Thal, eine ganz unbewohnte verlassene Wildniß, durch welche unser Weg führte. Bis dicht vor Sibbaihl erstreckt sich ein junger, ziemlich dünner Wald von Pinus Bruttia, vermischt mit mehreren Laubhölzern (Quercus, Pistacia). Zahlreiche Quellen, deren Lauf üppiges Oleandergebüsch bezeichnet, bewässern hinlänglich den fetten Boden, von dem man nicht einsieht, warum er brach liegt. Unter andern Pflanzen sahen wir hier eine prachtvolle, wahrscheinlich neue Phlomis. Schöne Ichthyolithen und andere Petrefakten bedeckten den holperigen Weg.

Wir waren bey dem Schech Tobia angekündigt; deßwegen ritten wir sogleich nach seiner Wohnung, welche abgesondert vom Dorfe auf einem Hügel liegt, mit prächtiger Aussicht. Der Hausherr war auf einige Tage weggereist: seine beyden Brüder aber, wovon der eine ein Abbuni, nahmen uns in seinem Namen mit der größten Gastfreyheit auf. Wir speisten mit der Familie; das Gespräch wäre gewiß eben so unterhaltend und lehrreich geworden als in Eden und Betscherri, wenn sich hier nur wie dort ein Mann gefunden hätte, der neben seiner Muttersprache noch etwas französisch oder italiänisch gesprochen hätte; allein da dieß nicht der Fall war, mußte die ganze Conversation durch Herrn Mühlenhoff als Dragoman geleitet werden. Einer unserer Wirthe hatte die Güte, uns mit der hiesigen sehr einfachen Weise bekannt zu machen, den köstlichen Wein dieser Gegend (in der Levante unter dem Namen Vino d'oro bekannt) zu bereiten; eine Methode, die freylich bey unserm Gewächse keine Anwendung finden kann.

Nirgends blieb unser ärztlicher Stand unbekannt, auch hier verstrich der Abend unter Consultationen wegen wirklicher und wegen eingebildeter Uebel. Es scheint aber diese Gegend schon nicht mehr so gesund zu seyn, wie das luftige Eden; wir sahen Schwindsüchtige, Gichtbrüchige; mit Flechten und Geschwüren Behaftete. Sibbaihl liegt 2541 Fuß über dem Meere. Wohlstand scheint hier nicht so allgemein verbreitet, obgleich die Lage weit günstiger ist für den Landbau und für den Verkauf der Feldfrüchte wegen der Nähe des Seehafens. Ein sehr allgemeines, beliebtes Heilmittel für alle möglichen Krankheiten sind hier Seebäder; Tripolis soll schöne, stark besuchte Anstalten dazu darbieten, die unter der Aufsicht eines Militärarztes stehen.

Dieser Tag war für uns ein Ruhetag gewesen; im Ganzen nur 5 Stunden Weges zu machen, und so wenig in unserem Geschäfte zu arbeiten, war uns ungewohnt geworden. Dazu kam noch die beyspiellose Gastfreundschaft (mit belästigender Aufmerksamkeit), welche

uns jeder Sorge für Nahrung und Herberge überhob, und welche ganz geeignet war, uns auf einige Zeit vergessen zu lassen, daß wir hier nur Fremdlinge seyen. Hätten vollends noch die übrigen lieben Reisegefährten, die unsrer schon in Beirut harrten, diesen Feyertag mit uns zubringen können, wie vollkommen wäre dann unsre und der Gastwirthe Freude gewesen! Wir mußten viel von ihnen erzählen; besonders die Frauen bedauerten sehr, daß ihnen die so seltne Ehre der Bewirthung von fränkischen Damen, die ihnen dießmal so leicht hätte zu Theil werden können, entgangen sey.

Den 7. May Morgens verließen wir erst ziemlich spät Sibbaihl. Ungeachtet unserer Bitte hatte man es unterlassen, uns zur Frühmesse aufzuwecken; wir mußten warten, bis unsere Wirthe aus der nahen Kirche zurück kamen. Man sah dem guten Abuni, Bruder des abwesenden Hausherrn, wohl an, daß ihm die Fortsetzung unserer Reise (als einer Arbeit) am Sonntage nicht gefalle. — Von Sibbaihl abwärts gegen die Küste von Tripolis wurde die Gegend sehr öde; nur wenige Dörfer, wie ausgestorben, weil die Bewohner in den Kirchen versammelt waren; sehr ausgedehnte Pflanzungen von Maulbeerbäumen, die, abgeblättert, einen unerquicklichen Anblick gewährten, eben so, wie in Welsch-Tyrol und der Lombardey im Spätsommer die Eschen und Ornen an den Landstraßen; doch gaben sie uns einen Begriff von der Ausdehnung, in welcher hier die noch nicht lange eingeführte Seidenzucht betrieben wird.

Wir mußten, um über einen angeschwollenen Fluß (Abu Ali) zu kommen, über welchen nur eine Brücke 2 Stunden vor Tripolis führt, uns dieser Stadt so sehr nähern, welche zu besuchen keine Zeit mehr war; ein Umweg von wenigstens 4 Stunden. Da wir noch ziemlich hoch standen, konnten wir sehr gut die in der nördlichen Bay gelagerten Inselgruppen sehen, auch viele große und kleine Segel am Horizonte. Nachdem der Fluß überschritten war, (bey einer wohl eingerichteten Getreidemühle) drehte sich plötzlich der Weg; wir zogen nun nach Süden, dem verabredeten Sammelplatze näher. —

Durch mehrere Dörfer, worunter eines, Fer Hasir gegenüber von Amyún, besonders schön gelegen ist, welche uns nicht einmal einige Gläser Wein verkaufen konnten, führte der einförmige, ganz schattenlose Weg; endlich kamen wir hinter ein weit in das Meer hinausragendes Vorgebirge (Ras el Schakka), auf seiner Spitze mit einem Kloster (Deir Nurye Seida?) geziert. Wahrhaft prachtvoll ist das Thal, welches hinter diesem Vorgebirge südlich gegen das Meer zieht, und in welchem auf einem ungeheuern, von der linken Wand herabgestürzten, in der Mitte des Thales liegenden Felsblocke ein uraltes, jetzt verfallenes Schloß (Kalaat Meszabeha) erbaut ist. Hier fanden wir eine ganz neue Spezies von Aristolochia. Der Tag neigte sich, als wir Batrun, eine ziemlich beträchtliche Stadt mit ganz gemischter Bevölkerung, erreichten; nirgends hatten wir uns während dieser Tagreise aufgehalten, weil die gewöhnlichsten Lebensmittel, nach denen der Mukker vielmal ausgeschickt worden, nicht zu bekommen waren; daher ließen wir uns hier auf offenem Markte speisen, und ritten dann noch zur Stadt hinaus an ein am Meeresstrande gelegenes Kaffeehaus. In den Klippen des Strandes bereitete uns der Wirth ein Lager aus Teppichen; und nachdem wir uns durch Kaffee und ein Seebad erfrischt, legten wir uns nieder.

Den 8. May. Der lang nicht mehr gehörte wohlbekannte Edsan weckte uns auf zu der heutigen, längsten Tagereise. Trotz der Protestationen des Mukkers ritten wir in einem Tage von hier nach Beirut, eine Strecke, die fast einen halben Breitengrad einnimmt. Der Weg läuft immer längs der Küste, und ist keineswegs reich an schönen Aussichten; nur hin und wieder auf dem begleitenden Höhenzuge castellartige Klöster. Eine bedeutende, ehemals befestigte Stadt (uns nur Beit genannt) wahrscheinlich Djaebbehl, bietet noch etwas Abwechslung. Große Züge griechischer Pilgrime, die von Jerusalem kamen, und uns erzählten, dort sey die Pest ausgebrochen, hielten uns mannigmal an den vielen Brücken auf, die hier zu passiren sind. Auch jener italienische Missionar, der uns auf dem Ausfluge nach dem Jordan und das todte Meer begleitet hatte, und der in Eden wohnt, begegnete uns hier.

Endlich um 9 Uhr Abends kamen wir wohlbehalten in dem Gasthofe des Herrn Battista in Beirut an.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Correspondence of William Pitt, Earl of Chatham. Edited by the executors of his son, John, Earl of Chatham, and published from the original manuscripts in their possession. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Histoire du droit hereditaire de la couronne de la Grande-Bretagne. A la Haye 1714. 8.

Patrick Fraser Tytler, England under the reigns of Edward VI. and Mary, with the contemporary history of Europe, illustrated in a series of original letters never before printed. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Henry Lord Brougham, Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. I. Series. London 1839. 8.

Snorii, historia regum Norvegicorum.

T. VI. Explicationem carminum in Heimskringla occurentium, disquisitionem de Snorronis fontibus et auctoritate, indicesque, historicum, geographicum et antiquitatum, continens. Hafniae 1826. fol.

Grönlands hiſtoriske Mindesmaerker, udgivne af det Kongelige Nordiske Oldſkrift-Selskab. Bd. 1. 2. Kjobenhavn 1838. 8.

K. Kragh Hoſt, Entwurf einer Geſchichte der däniſchen Monarchie unter der Regierung Chriſtian des VII. Th. 1. 2. 3. Kopenhagen 1813 — 16. 8.

Thaddäus Bulgarin, Rußland in hiſtoriſcher, ſtatiſtiſcher, geographiſcher und literariſcher Beziehung dargeſtellt. Ueberſetzt v. H. v. Brackel. Geſchichte Bd. 1. Leipzig 1838. 8..

Statiſtik. Bd. 1. Leipzig 1839. 8.

Expedition scientifique de Morée, par Ab. Blouet, A. Rovoisié, A. Poirot, F. Trézel et F. de Gournay. Vol. III. livr. 17. 18. Paris 1838. 4.

J. P. and W. P. Robertson, Letters on Paraguay, comprising an account of a four years residence in that republic, under the government of the Dictator Francia. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

The history of the rise and progress of the judicial or Adawlut system, as established for the administration of justice under the presidency of Bengal. London 1820.

P. G. Aigueperse, Biographie ou dictionnaire historique des personnages D'Auvergne. T. 1. 2. Clermont-Ferrand. 1834. 8.

Biografia degli Italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti del secolo XVIII., e dé contemporanei, compilata da letterati Italiani di ogni provincia e publicata per cura del professore Emilo de Tipaldo. Vol. 2 — 5. Venezia 1835 — 37. 8.

Biographie universelle ancienne et moderne. Supplément. Vol. 65. Ga — Goz. Paris 1838. 8.

Leonard Gallois, Histoire de Joachim Murat. Paris 1828. 8.

John Barrow, The life of George Lord Anson. London 1839. 8.

L. J. Dehaut, Essai historique sur la vie et la doctrine D'Ammonius-Saccas. Bruxelles 1836. 4.

Francis Baily, Supplement to the account of the Rev. John Flamsteed, the first astronomer royal. London 1837. 4.

The life and times of Archbishop Sharp, by Thomas Stephen. London 1839. 8.

Revue rétrospective ou bibliothèque historique. 3. Série. T. 3. Paris 1838. 8.

Joseph-Anastase Da Cunha, Principes de Mathématiques. Paris 1816. 8.

S. Lhuilier, Polygonométrie. Paris 1789. 4.

M. Lescallier, Traité pratique du gréement des vaisseaux et autres bâtimens de mer. Vol. 1. 2. Paris 1791. 4.

Vial du Clairbois, Traité élémentaire de la construction des bâtimens de mer. Tom. 1. 2. Paris 1805. 4.

Connaissance des temps ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1841. Paris 1838.

A. Quetelet, Annales de l'observatoire de Bruxelles. T. I. p. 2. Bruxelles 1837. 4.

Arsberättelse i Astronomia af S. A. Cronstrand. Stockholm 1836. 8.

Arsberättelse om Botaniska Arbeten och upptäckter för ar 1835. Af Joh. Em. Wikström. Stockholm 1837. 8.

Arsberättelse om nyare zoologiska Arbeten och upptäckter, af B. Fr. Fries. Stockholm 1837. 8.

Tal om Hydraulikens närvarande tillstand m. m. hallet vid praesidii nedläggande uti Kongl. Vetenskaps-Academien den 2. April 1834; af P. Lagerhjelm. Stockholm 1837. 8.

Arsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi, af Jac. Berzelius. Stockholm 1836. 8.

Arsberättelse om Technologiens framsteg, af G. E. Pasch. Stockholm 1836. 7.

Lenglet du Fresnoy, Histoire de la philosophie hermetique. Vol. 1. 2. a la Haye 1742. 8.

Annales de Chimie et de Physique par M. M. Gay-Lussac et Arago. Vol. 67 — 69. Paris 1838. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber den Jura in Deutschland. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung von Leopold von Buch. Nebst einer Karte, einer typographischen und einer lithographischen Tafel. Berlin 1839. 87 S. gr. 4. (Separatabdruck aus den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften.)

Herr von Buch hat um die Kenntniß des fränkisch-pfälzischen Juragebirges das große Verdienst sich erworben, dasselbe als ein mit der rauhen Alb zusammenhängendes Ganzes, das erst an der koburger Grenze sein Ende findet, ferner seine geognostische Zusammensetzung im Großen, und insbesondere das Auftreten des Dolomits als mächtige Gebirgsart nachgewiesen zu haben. Meine eignen, mehrere Jahre fortgeführten Untersuchungen, die ich nun freylich seit geraumer Zeit durch Versetzung in einen andern und größeren Wirkungskreis aufgeben mußte, haben die Beobachtungen des Herrn von Buchs im Allgemeinen nur bestätigen können, zugleich aber im Einzelnen einige Beschränkungen und Berichtigungen derselben ergeben, welche ich auch zur Feststellung einer sicheren Kenntniß von unserm Gebirge der Publicität überliefert habe. Da im Folgenden nothwendig von diesen Bemerkungen die Rede seyn muß, so erlaube ich mir solche in der Kürze zu wiederholen.

Herr von Buch hatte nämlich behauptet, daß der Dolomit in Franken eben so wenig als der im Fassathale Versteinerungen einschließe. So z. B. sagt er vom Dolomit des Staffelbergs (am Maine): er ist „ohne Spur von Versteinerungen;“ vom Dolomit von Muggendorf: „immer bleibt die Masse versteinerungsleer;“ vom Dolomit des Fassathales: „nie ist ihm irgend ein anders Fossil beygemengt, am wenigsten irgend eine Versteinerung.“ Indem er ferner allem Dolomite die Schichtung abspricht und überdieß im Fassathale denselben in der Nähe des Augit-Porphyrs gefunden hat, gelangt er zu der Ansicht, daß eben dieser Augit-Porphyr es eigentlich sey, der, indem er seine Talkerde in Gasform verflüchtigte, mit dieser den dichten Kalkstein durchdrang, seine Versteinerungen und Schichten vernichtete, ihn zu körnigem Dolomit umänderte, und diese Dolomitmassen endlich als senkrecht zerspaltene Kolosse über den Thälern in die Höhe stieß. Ein Gleiches behauptet der genannte Geognost auch für den fränkischen Jura, obgleich er hier selbst keinen Augit nachweisen konnte; ja durch Verallgemeinerung des speciellen Falles hält er es nicht für unmöglich, in Kurzem zu erweisen, daß alle Gebirgsreihen, daher die ganze äußere Gestalt der Erde, dem Augit-Porphyr ihre Entstehung zu verdanken hätten.

Gegen diese Behauptung hatte ich nun folgende Einreden vorgebracht. Der fränkische Jura-Dolomit ist nicht versteinerungsleer; schon am Staffelberge ist er es nicht, und in der Umgegend von Muggendorf habe ich Punkte bezeichnet, in denen es an Dolomit-Versteinerungen wimmelt. Vom Amberger Dolomit hatte dasselbe schon im Jahre 1809 v. Voith angegeben, und ihn seines Reichthums an Petrefakten wegen körnigen Muschel-Kalkstein genannt. Vom Dolomit des Fassathals hat Zeuschner gezeigt, daß er mit einer „ungeheuren Menge“ von Petrefakten durchwachsen ist. Der Dolomit des Muschelkalks in Würtemberg ist, wie uns Alberti belehrt, ebenfalls ziemlich reich daran,

und der Dolomit über der Lettenkohlen-Gruppe besteht in einzelnen Schichten „beynahe ausschließlich aus Versteinerungen.“ Auch in Franken hat der Keuper-Dolomit stellenweise eine Menge Petrefakten aufzuweisen *); daß ihrer der Zechsteindolomit des Spessarts ebenfalls nicht ganz entbehrt, ist von mir bemerklich gemacht worden.

Hinsichtlich der Schichtung haben meine Beobachtungen ergeben, daß allerdings dem fränkischen Juradolomite im Allgemeinen nur eine großmassige irreguläre Absonderung zukomme, daß es jedoch an einzelnen Beyspielen von Schichtung auch nicht mangle. Was hier jedoch nur als Seltenheit eintritt, habe ich für den Zechsteindolomit des Spessarts als Regel nachgewiesen, wo horizontale Schichtung in eminenter Weise sich einstellt. Vom Dolomite des Muschelkalks und Keupers in Würtemberg wissen wir durch Alberti, daß ihm die Schichtung aufs deutlichste zukommt.

Somit habe ich in meinen früheren Arbeiten durch eigne und fremde Beobachtungen als festes Resultat hingestellt, daß dem Flötzdolomite weder Schichtung noch Versteinerungen abzusprechen seyen, wenn gleich das Eine oder das Andere nicht allenthalben sich findet, was übrigens beym dichten Jurakalkstein auch nicht durchgängig der Fall ist. Dadurch hat sich von selbst die Behauptung widerlegt, als ob der Dolomit ursprünglich ein dichter Kalkstein gewesen sey, der durch ein späteres Ereigniß seine Petrefakten und Schichtung eingebüßt hätte. Die weitere Behauptung aber, daß die Dolomitbildung durch Schwängerung des gemeinen Kalksteines mit den Talkerde-Dämpfen aus dem Augite erfolgt sey, glaube ich dadurch kurz und bündig widerlegt zu haben, daß meine Untersuchungen ergaben, daß weder im fränkischen Jurage-birge, noch in seiner Nähe ein augithaltiges Gestein zu finden ist, mit der Ursache aber auch die postulirte Wirkung ausbleibt.

Allein auch im Fassathale, wo Augitporphyr vorkommt, konnte ich diesem die angeblichen Einwirkungen schon aus dem Grunde nicht zugestehen, weil der Augit unmöglich einen seiner wesentlichen Bestandtheile abgeben und doch noch Augit bleiben konnte. Statt dieses hätte im Gegentheil das Gestein nachgewiesen werden müssen, das als ein seiner Talkerde beraubter und dadurch umgeänderter Augit zu betrachten wäre. Und es sey erlaubt weiter zuzusetzen, daß auch selbst bey solchem Nachweise der Chemiker sich noch nicht zufrieden geben kann, da im Augite zwar Talkerde, aber nicht kohlensaure Talkerde enthalten ist, somit jene erst sich irgendwo Kohlensäure hätte herbeyschaffen müssen, um mit dem kohlensauren Kalke eine Verbindung zu Dolomit eingehen zu können. Wir brauchen die chemischen Einreden nicht weiter zu verfolgen *), da schon ein stimmberechtigter Meister in

*) Von Hrn. Dr. Scherer habe ich von einem solchen Punkte die nachfolgende interessante Mittheilung erhalten, welche ich hier mit seinen eigenen Worten beyfüge: „Bey dem Freyherrlich von Bibra'schen Dorfe Schwebheim, 1 Stunde von Schweinfurt entfernt, kommt ein Keuperdolomit von gelblicher Farbe vor, welcher äußerst reich an Versteinerungen ist; nicht nur Conchylien finden sich in demselben, sondern auch sehr viele Knochenfragmente untergegangener Saurier. Der Dolomit liegt unmittelbar unter einer etwa 1' mächtigen Lage Dammerde ganz eben. Etwa 400 Schritte davon auf einer kleinen Erhöhung finden sich Keupersandsteinmergel, welche denselben zu überlagern scheinen. Dieser Dolomit ist häufig mit sinterartigem Kalkspath in einzelnen Drusen versehen, welcher Kalkspath aber zu keiner reinen Krystallisation gelangt ist. Der Dolomit besteht nach meiner Untersuchung in einem Gramme aus:

Kohlensaurem Kalke	0,462
Kohlensaurer Bittererde	0,299
Thonerde	0,052
Kieselerde	0,058
Eisenoxyd	0,021
Chlorkalium	0,022
Wasser	0,100
	0,994

„Ebenso findet sich auch in dem 1 Stunde davon entfernten Dürrfeld ein an Versteinerungen von Conchylien sehr reicher Keuperdolomit. Dr. Scherer.“

*) Es ließe sich übrigens noch Manches gegen die Behauptung sagen, daß die Talkerde aus dem Augit durch unterirdisches Feuer verflüchtigt wor-

der Chemie, Berzelius, die eben beſprochene Hypotheſe von der Dolomitbildung zu den „Auswegen“ zählt, „die man zuweilen einzuſchlagen verleitet wird, wenn man den Wegweiſer der Erfahrung auf dem Felde der Speculation verliert.“

Daß ich bey Durchleſung der neueſten Arbeit des Hrn. von Buchs über den deutſchen Jura zunächſt meine Aufmerkſamkeit auf ſeine gegenwärtigen Anſichten über die eben erörterten drey Puncte richtete, wird man in der Ordnung finden. Von den Schichtungs-Verhältniſſen des Dolomits iſt in ſelbiger keine Rede. Von den organiſchen Ueberreſten heißt es aber:

„die Verſteinerungen des Kalkſteins verſchwinden, wie bekannt iſt, im Dolomit.“

Indem ich dieſe Stelle las, fiel mir eine Bemerkung ein, die neulich ein geehrter Kollege in dieſen Blättern bey einer ähnlichen Veranlaſſung machte. „Der große Chalife Omar,“ ſagte er, „trug kein Bedenken öffentlich vom Katheder herab einzugeſtehen, daß er ſich in einer Stelle des Geſetzbuches geirrt habe; von einem deutſchen Gelehrten wäre ein ſolches Bekenntniß um keinen Preis zu erlangen.“

Die Verſteinerungen des Kalkſteins ſollen alſo, wie wir ſo eben von Herrn von Buch gehört haben, im Dolomit verſchwinden, und er ſetzt hinzu, wie bekannt iſt. Nach dem vorhin Angeführten muß ich freylich erklären, daß mir dieſes Verſchwinden gänzlich unbekannt iſt, und ich ſehe, daß dieß nicht minder bey dem Verfaſſer des „Verzeichniſſes der Verſteinerungen, welche in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth vorhanden ſind,“ der Fall iſt, indem dieſer vom Flötzdolomit des fränkiſchen Jura ſagt, daß er „größtentheils die nämlichen Verſteinerungen enthält, wie der dichte Jurakalk.“ — Indeß Hr. von Buch will jetzt auch dieſe Thatſache im Ernſte nicht mehr läugnen; es ſoll, wie mir däucht, die beſondere Faſſung der citirten Stelle nur den Schein geben, als ob die frühere Behauptung des Fehlens der Verſteinerungen im Dolomit ſich recht wohl mit dem von mir und Andern nachgewieſenen Vorkommen derſelben in Harmonie bringen laſſe. Er ſetzt nämlich unmittelbar darauf hinzu:

„Die Schalen, wenn ſie im Kalkſtein ſich erhalten haben, löſen ſich auf und es bleibt nur der Raum, den ſie eingenommen hatten, und der gewöhnlich ſehr rauhe Abdruck dieſer Schale auf der Gebirgsart. Iſt aber auch im Kalkſtein nur ein Kern übrig geblieben, ſo iſt dieſer im Dolomit völlig verſchwunden.“

Dieß lautet nun freylich ganz anders als der zuerſt allegirte Satz; die Verſteinerungen ſind alſo nicht verſchwunden, ſondern nur ihre Schalen, oder mit andern Worten, es ſind bloß ihre Steinkerne vorhanden. Allein von einem gar nicht unanſehnlichen Theil der Petrefakten weiß jeder Sachkundige, daß von ihnen weiter nichts als die Steinkerne ſich erhalten haben, und gleichwohl rechnen wir nicht bloß dieſe zu den Verſteinerungen, ſondern können die meiſten recht gut und ſcharf beſtimmen, ja von der inneren Beſchaffenheit einer Schale durch ſie den beſten Aufſchluß erlangen.

(Fortſetzung folgt.)

---

den und in den Kalkſtein eingedrungen ſey, wenn es der Mühe lohnte eine jeden wiſſenſchaftlichen Haltpunktes beraubte Hypotheſe ernſtlich zu widerlegen. Zur Dareingabe nur noch einige Fragen. Warum ſoll ſich denn z. B. gerade die höchſt feuerfeſte Talkerde verflüchtigt haben und nicht zugleich auch die Kieſelerde, welche weit weniger feuerfeſt iſt? Oder hätte die Talkerde ohne weiters Abſchied von der Kieſelerde nehmen können, wenn nicht eine andere Subſtanz dazwiſchen getreten wäre, und mit dieſer ſich vereinigt und ſie zurückgehalten hätte? Wenn aber das unterirdiſche Feuer eine ſolche Zerſetzung des Augits hätte bewirken können, warum hat es nicht etwas Aehnliches bey andern Geſteinen verurſacht, insbeſondere bey ſolchen, welche Kali und Natron enthalten, die bekanntlich für ſich ſchon in ſtarker Rothglühhitze flüchtig ſind? Warum treten dieſe Alkalien nicht häufig unter den vulkaniſchen Produkten auf? u. ſ. w.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortſetzung.)

Etienne Geoffroy St. Hilaire, Etudes progressives d'un Naturaliste pendant les années 1834 et 1835, faisant suite à ses publications dans les 24 volumes des mémoires et annales du Museum d'histoire naturelle. Paris 1835. 4.

Dr. Th. Schwann, Mikroskopiſche Unterſuchungen über die Uebereinſtimmungen in der Struktur und dem Wachsthume der Thiere und Pflanzen. Berlin 1839. 8.

Cuvier, Histoire naturelle des poissons. Vol. 9 — 12. Paris 1833 — 37. 8.

The Magazine of natural history. Conducted by Edward Charlesworth. New Series. Vol. II. 1838. London. 8.

G. J. Martin-St. Ange, Traité élémentaire d' histoire naturelle comprenant l'organisation, les caractères et la classification des végétaux, animaux et les élemens de la minéralogie. Livr. 36.

Zoologie. Livr. 8. Paris 1838. 8.

P. Parker-Webb et Sabin Berthelot, Histoire naturelle des Iles Canaries. Texte et planches in 4. Livr. 29 — 38. Paris 1836 — 38. Atlas in fol. Livr. 34.

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en Physiologie. Deel 3 — 5. Leiden 1836 — 38. 8.

Dr. A. Bourjot Saint-Hilaire, Collection de Perroquets, pour faire suite à la publication de Levaillant. Livr. 25. 26. Paris 1837. fol.

J. Fr. Brandt, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum. Aves. Fasc. I. Petropoli 1836. 4.

John Edward Gray, Spicilegia Zoologica; or original figures and short systematic descriptions of new and unfigured animals. Part. I. London 4.

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa, consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836. Nr. 2 — 5. London 1838 — 39. 4.

Charles Lucian Bonaparte, A geographical and comparative list of the Birds of Europe and North America. London 1838. 8.

A. Percheron, Bibliographie entomologique. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

J. J. Heckel, Fiſche aus Caſchmir, geſammelt und herausgegeben von C. Frhr. von Hügel. Wien 1838. 4.

John James Audubon, Ornithological Biography, or an account of the habits of the birds of the united states of America, accompanied by descriptions of the objects represented in the work entitled the birds of America, and interspersed with delineations of American scenery and manners. Vol. 1 — 3. Edinburgh 1831. 4.

T. C. Eyton, A monograph on the Aratidae, or Duck Tribe. London 1838. 4.

Dr. Chriſt. Gottfr. Ehrenberg, Die Infuſions-Thierchen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere organiſche Leben der Natur. Mit Atlas. Leipzig 1838. Fol.

The Zoological Gardens. London 1838. 8.

G. Breschet, Recherches anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'audition chez les oiseaux. Paris 1836. 8. Avec Atlas in fol.

— — — Recherches anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'ouïe des poissons. Paris 1838. 4.

— — — Histoire anatomique et physiologique d'on organe de nature vasculaire découvert dans les cétacés. Paris 1836. 4.

A. van Beek et C. A. Bergsma, Observations thermo-électriques sur l'élévation de température des fleurs de Colocasia Odora. Utrecht 1838. 4.

G. F. Hoffmann, Icones et analyses Umbelliferarum. Mosque 1814. fol.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber den Jura in Deutschland. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung.

(Fortsetzung.)

Daß im Dolomite sich sehr selten Schalen erhalten haben, ist richtig, eben so, daß ihre Stelle häufig durch einen hohlen Raum bezeichnet wird; unrichtig ist aber schon Hrn. von Buchs später vorkommende Behauptung, daß die Ausfüllung dieses Raumes mit einer Kieselerde „fast zur Regel“ werde; die in hiesiger Sammlung deponirten Exemplare werden ihm beweisen, daß der Steinkern entweder dicht dem Muttergestein anliegt, oder falls er von diesem durch eine Höhlung geschieden ist, daß alsdann ein Ansatz von Bitterspath-Krystallen in selbiger die gewöhnliche Erscheinung ist; Kieselerde konnte von mir in diesen hohlen Räumen nicht ausgemittelt werden. Eben so wenig ist die Behauptung richtig, daß wenn im Kalksteine nur ein Kern übrig geblieben, dieser im Dolomit völlig verschwunden sey. Diese Behauptung, wenn ich sie anders recht verstehe, kann doch wohl nichts Weiteres sagen wollen, als daß diejenigen Arten von Versteinerungen, welche im dichten Kalksteine sich bloß unter der Form von Steinkernen zeigen, im Dolomit gar nicht vorkommen. Ich habe nun aber schon früher angeführt, daß ich im Dolomit des Staffelberges einen Ammonites planulatus gefunden habe; gleichwohl ist mir unter den Tausenden von Planuliten, die ich aus unserem Jurakalke gesehen habe, auch nicht ein einziges Exemplar mit Schale vorgekommen, und doch ist ein solcher Steinkern im Dolomite nicht „verschwunden.“

Nach dem Vorstehenden wird man gar nicht erwarten dürfen, daß Hr. von Buch die geognostisch wie chemisch gleich unhaltbare Hypothese von der „Dolomitisirung des Kalksteins“ als ein Paradoxon aufgegeben habe. Sie figurirt auch in diesem Aufsatze noch fortwährend, obgleich sie nicht mehr mit der Sicherheit ausgesprochen wird, wie früher, und noch weniger wird ein Versuch gemacht, sie mit Gründen, wie sie ein wissenschaftlicher Standpunct verlangt, gegen die erhobenen Einreden zu vertheidigen. Geredet wird hierüber zwar mancherley, aber es ist Alles eben so unfruchtbar, wie das Frühere und zeugt nur von der Verlegenheit, in die sich Jeder verstrickt, der Irriges und Unhaltbares den schlagenden Thatsachen gegenüber nicht aufgeben, der durchaus Recht behalten will.

Zu Hülfe wird Elie de Beaumont's Autorität genommen.

> „Als ich im vorigen Jahre 1830 mit dem ersten unserer Geognosten, Herrn Elie de Beaumont, die fränkischen Juragebirge durchreiste, war dieser treffliche Beobachter sehr überrascht über die Art, wie er den Kalkstein gelagert sah, welcher in den Thälern der Wiesent und Pegnitz unter dem Dolomit hervortritt. Im ganzen Thale hinunter neigen sich die Schichten des Kalksteins bald abwärts im Thale, bald in entgegen gesetzter Richtung, und in schneller Absetzung; ein fortdauernder Wechsel, der gar nicht auf ein für das ganze Gebirge geltendes Schichtungsgesetz zurückgeführt werden kann. Der darauf liegende Dolomit, wenn auch selbst nicht geschichtet, folgt doch allen Bewegungen des darunter liegenden Kalksteines. Da meynt Beaumont, es sey doch auch hier gar deutlich, wie das ganze Gebirge in seiner Ausdehnung erschüttert und zersprengt worden seyn müsse, wodurch die Schichten in die mannigfaltigsten Lagen gebracht worden sind, welche jedoch der Natur der Wirkung gemäß sich nur auf kleine Räume ausdehnen können. Es se-

tzen diese Bewegungen eine Art von allgemeinem inneren Sieden und Aufblähen voraus, wie sie bey einer Dolomitisirung wohl gedacht werden muß."

Diese Stelle ist mir ein merkwürdiger Beleg, wie weit man in Verkennung der klarsten Thatsachen kommen kann, wenn man einmal in vorgefaßten Meynungen befangen ist, und ich kann Beaumont's Ausspruch, wenn er anders ernstlich gemeynt war, nur damit entschuldigen, daß bey großer Eile es ihm nicht möglich war, ein genaueres Studium vorzunehmen. Unser ganzes Juragebirge vom Mayne bis zur Donau zeigt für den dichten Jurakalkstein, den gelben Griessandstein (den sogenannten Lias-Sandstein), den Liaskalk und den Keupersandstein die regelmäßigste söhlige Schichtung. Dieß geben nicht nur Hunderte, sondern Tausende von Steinbrüchen und sonstigen offenen Stellen aufs unzweydeutigste und entschiedenste zu erkennen. Die söhlige Ablagerung ist ein für das ganze Gebirge — so weit es aus den eben genannten Formationen besteht, und denen im südlichsten Theile noch der lithographische Schiefer beygefügt werden muß — geltendes Schichtungsgesetz. Daß es einzelne Senkungen und Verstürzungen gleichwohl giebt, versteht sich von selbst; sie kommen aus leicht begreiflichen Gründen in jeder Gebirgsart vor, sie mag geschichtet oder massig, dem Meere oder Süßwasser angehörig seyn. Daß solche Senkungen am ersten an Thalwänden, die mit einer oder mehreren Seiten frey hervorragen, und deßhalb hier von einer anstossenden Gebirgsmasse nicht mehr in Spannung erhalten werden, am ersten sich einstellen, leuchtet ebenfalls von selbst ein. Dieß Alles sind einzelne Ausnahmen, die das allgemeine Schichtungsgesetz des ganzen Gebirgsstockes nicht aufheben können.*)

Ein allgemeines Sieden, Aufblähen und Zersprengen des Gebirgs mag zwar in der Phantasie sich vorstellen lassen, ist aber nimmermehr in natura rerum, ist wenigstens in unserem Gebirge nicht erfolgt.

Mit dem dichten Jurakalksteine hat es aber in manchen Fällen hinsichtlich seiner obersten Lage, welche die unmittelbare Sohle des Dolomits bildet, noch eine eigene Bewandtniß. Sehr häufig läßt sich der allmählige Uebergang des dichten Kalksteins in den körnigen Dolomit wahrnehmen, und jener participirt alsdann zum Theile an der eigenthümlichen Natur des letzteren, ja an der Neudeck und am Ottosteine im Wiesentthale ahmt er die schroffe Felsenbildung nach, welche sonst nur dem Dolomite zusteht, und in den untern Lagen des letzteren sieht man mitunter noch Einlagerungen von einfachem kohlensaurem Kalke. Es ist dieß nur ein Beweis, daß bittererdehaltiger Kalk (Dolomit) und der von ihr freye (dichter Jurakalkstein) gleichzeitige Bildungen sind, aus einer und derselben amorphen Masse hervorgegangen, wobey die bereits vorhandene kohlensaure Talkerde mit den oberen Lagen des koh-

*) In wie weit Hrn. von Buchs Angabe, daß im ganzen Thale der Wiesent und Pegnitz das von ihm geschilderte Phänomen der Unterlagerung des Dolomits durch Kalkstein sich zeige, mit dem Thatbestande übereinstimme, wird aus nachfolgendem Detail über das Thal der Wiesent hervorgehen. Dieses Flüßchen entspringt in dem Jura-Gebirge und verläßt daselbe erst an seiner Ausmündungsstelle in die Rednitz, und schließt hiedurch das Gebirge in weiter Erstreckung auf. Von der Region des Dolomits über Hollfeld herkommend, bespült die Wiesent bey Weischenfeld und durch das ganze Rabenecker Thal lauter Dolomitfelsen, und man sieht in letzterem nur an einigen Stellen des Thalgrundes den dichten Kalkstein etwas aufgedeckt. Die Riesenburg, eine ungeheuere, grotesk gestaltete Felsenparthie, besteht noch vom Gipfel bis zur Thalsohle aus Dolomit. Indem die Wiesent sich aber immer tiefer senkt, fängt sich um Göß weinstein der dichte Kalkstein allmählig hervorzuheben an, so daß er bey Muggendorf die untere Hälfte der Thalwände ausmacht. Zwischen Streitberg und Ebermannstadt tritt aber bereits der Griessandstein hervor, und im ganzen Ebermannstädter Grunde, dessen Thalwände immer weiter aus einander treten, macht er die untere Hälfte und wohl noch mehr derselben aus. Der dichte Jurakalkstein nimmt die Höhen ein, und der Dolomit ist verschwunden; nur die am Eingange in diesem Grunde liegende, isolirte und hoch aufsteigende Ehrenbürg trägt eine Dolomitkuppe. Die Unterlagerung des Dolomits durch Kalkstein ist also nicht im ganzen Wiesentthale, sondern nur in einem sehr kleinen Theile beobachtbar.

lensauren Kalkes zu Dolomit sich verband. So verstehe ich mich allerdings auch zu einer Dolomitisirung, aber zu einer in derselben Zeitfolge eingetretenen, nicht zu einer spätern, wo ein unbekanntes X kohlensaure Bittererde in Dämpfen ausgetrieben, und damit nicht bloß das consolidirte Gebirge äußerlich umspült, sondern durch die gewaltigen Massen des Keupersandsteins, Liaskalkes und Griessandsteines allenthalben, wie durch ein Sieb hindurch getrieben haben müßte, um alsdann nicht etwa die untern, sondern lediglich die obern Schichten zu dolomitisiren, welch letzterer Umstand zur Erhöhung des Sonderbaren recht passend kommt.

Indeß Hr. von Buch weiß diesen Umstand zu beseitigen, indem er sagt:

> „Die großen und dabey häufigen im unteren Kalkstein geöffneten Spalten lassen ungehindert die dolomitisirenden Gasarten aufsteigen, bis dahin, wo die oberen, weniger weit geöffneten Schichten ihnen ein Hinderniß entgegen stellen, und man in der näheren Berührung selbst verändert werden."

Ich weiß nicht recht, ob der Verfasser diese Angabe für eine hypothetische oder thatsächliche genommen wissen will; als letztere kann sie sich wenigstens bey mir nicht geltend machen, da meine mehrjährigen Untersuchungen mir große und häufige Spalten im untern Kalksteine so wenig haben auffinden lassen, daß gerade ihr Mangel in diesem und ihr häufiges Vorkommen dagegen im Dolomite zu einer charakteristischen Differenz zwischen beyden dient. Bekanntlich enthält der Dolomit eine Menge zum Theil ungeheurer Höhlen; nirgends aber habe ich aus eigenen oder fremden Beobachtungen in Erfahrung bringen können, daß eine einzige derselben auch nur bis in die obern Lagen des dichten Kalksteins herabreiche. Die Spalten- und Höhlenbildung gehört demnach hier, wie der Thatbestand zeigt, dem Dolomite, aber nicht dem Kalksteine an.

Die Angabe von großen Spalten im letzteren kann also nur als hypothetische gelten, ist alsdann aber freylich sehr übel gewählt. Man wird mir nicht zumuthen wollen, ohne Beweis anzunehmen, als ob diese Spalten nach beendigter Dolomitisirung sich wieder unmerklich geschlossen hätten; höchstens könnte man zu der Behauptung greifen, sie seyen durch die Dämpfe mit irgend einem Stoffe erfüllt und dadurch verstopft worden. Allein dann müßte man diese fremdartige Ausfüllungsmasse vorfinden, und bey den unzähligen Steinbrüchen, die im Jurakalke angelegt sind, hätte ihre Entdeckung schon lange glücken müssen, während sie es bis jetzt noch nicht ist.

Der Verfasser sucht jedoch die Unterlagerung des Dolomits durch Kalkstein zu beschränken.

> „Nicht immer sind aber die fränkischen Dolomite auf Kalkstein gelagert; auf der ganzen östlichen Seite, bey Weischenfeld, bey Rabenstein und an der Pegnitz, liegt der Dolomit ohne Kalkstein unmittelbar auf dem braunen Sandstein und der Kalkstein erscheint nur erst tief im Thale hinunter."

Ein solches Verhalten könnte nichts Auffallendes und Befremdendes haben, da es zu den eben nicht seltenen Fällen gehört, daß eine Formation an den Grenzen über ihre Unterlage hinausgreift und sich auf andere Felsarten auflegt. Was indeß den vorliegenden Fall anbetrifft, so finde ich in meinem schon vor neun Jahren abgefaßten, zur Zeit aber noch nicht publicirten Manuskripte die Angabe: „die Unterlage des Dolomits bildet jederzeit der dichte Kalkstein, und ich habe nie gefunden, daß er diesen jemals übersprungen und sich auf den Griessandstein oder eine andere Felsart unmittelbar gelegt hätte." Hier steht also meine Angabe mit der des Hrn. von Buch im direkten Widerspruche, indem dieser auf der ganzen östlichen Seite den Dolomit ohne Kalkstein unmittelbar auf den braunen Sandstein (Griessandstein) gelagert gefunden haben will. In diesem Falle weiß ich zur Rechtfertigung meiner Behauptung keinen andern Ausweg, als daß ich meinen eignen Befund längs der östlichen Grenze unseres Gebirges — denn nur von dieser ist die Rede — so detaillirt angebe, daß man die von mir bezeichneten Stellen sicher auffinden und mich so bestimmt widerlegen oder vertheidigen könne.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Jos. Balsamo et Josepho de Notaris, Prodromus Bryologiae Mediolanensis. Mediolani 1834. 8.

Rob. de Visiani, Plantae quaedam Aegypti ac Nubiae. Patavii 1836. 8.

Giuseppe Meneghini, Cenni sulla organografia e fisiologia delle Alghe. Padova 1835. 4.

Bruch and W. P. Schimper, Bryologia Europaea seu genera muscorum Europaeorum monographice illustrata. Fasc. V. Bryaceae. Mnyum. Stuttgart 1838. 4.

A. P. De Candolle, Collection de mémoires pour servir à l'histoire du règne végétal.

Seconde Mémoire. Sur la famille des Crassulacées. Paris 1828. 4.

IV. mémoire. Sur la famille des Paronychiées. Paris 1829. 4.

Samuel Curtis, Botanical Magazine, or flower garden displayed: in which the most ornamental Foreign Plants cultivated in the open ground, the green-house and the stove, are accurately represented and coloured. Vol. 63 — 65. London 1836 — 39. 8.

Edward's botanical register: or ornamental flower-garden and shrubbery. New Series. Vol. X. or Vol. 23. of the entire work. London 1837. 8.

Steph. Endlicher, Genera plantarum secundum ordines naturales disposita. Nr. 9. 10. Vindobonae 1838 — 39. 4.

W. J. Hooker, Companion tho the botanical Magazine. Vol. I. II. London 1836. 8.

— — —, Flora Boreali-Americana of the Botany of the Northern parts of British America. Part. X. London 1838. 4.

Carolus Fridericus a Ledebour, Icones plantarum novarum vel imperfecte cognitarum floram Rossicam, imprimis Atlaicam illustrantes. Centuria V. Fasc. II. Tabula 450 — 500. London 1834. fol.

Dr. Ph. Fr. de Siebold, Flora Japonica. Sectio I., Plantae ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. J. G. Zuccarini. Fasc. 7 — 10. Lugd. Bat. 1839. fol.

Samuel Hibbert, On the fresh-water Limestone of Burdiehouse in the neighbourhood of Edinburgh, with supplementary notes on other fresh-water Limestones. Edinburgh 1835. 4.

Leopold von Buch, über den Jura in Deutschland. Berlin 1839. 4.

L. Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles. Livr. 11. Neuchatel 1838. 4.

Dr. Stephan Kutorga, Beytrag zur Kenntniß der organischen Ueberreste des Kupfersandsteins am westlichen Abhange des Urals. Beytrag 1. 2. Petersburg 1837 — 38. 8.

Matthieu Bonafous, Histoire naturelle agricole et économique du Maïs. Paris 1836. f.

Fr. Emm. Fodéré, Essai médico-légal sur les diverses espèces de folie. Strasbourg 1832. 8.

Bernard Overberg, sämmtliche Schriften für Schulen. Th. 1 — 5. Münster 1835 — 38. 8.

Comte de Vaublanc, Essai sur l'instruction et l'education d'un prince au dix-neuvième siècle Paris 1833. 8.

H. de Lourdoueix, De la vérité universelle, pour servir d'introduction à la philosophie du verbe. Paris 1838. 8.

Antonius, As instituições da Logica. Lisboa 1806. 8.

— — —, As instituições da metafysica. Lisboa 1835. 8.

Charles Sainte-Foi, Le livre des peuples et des rois. T. 1. 2. Paris 1839. 8.

Giacomo Leopardi, Canti. Firenze 1836. 8.

Poesie Rusticalie, raccolte ed illustrate con note dal Dott. Giulio Ferrario. Milano 1808. 8.

Gil Vicente, Obras, correctas e emendadas pelo cuidado e diligencia de J. V. Barreto e J. G. Monteiro. T. 1 — 3. Hamburgo 1834. 8.

Tesoro de los romanceros y cancioneros Españoles, recogidos por Don Eugenio de Ochoa. Paris 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber den Jura in Deutschland.

Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung.

(Fortsetzung.)

Schon Graf Münster hat vor längerer Zeit die Mittheilung gemacht, welche ich nur bestätigen kann, daß sich von Staffelstein bis Amberg längs der östlichen Grenze des Gebirgszuges, welcher von Jurakalk und Flötzdolomit bedeckt ist, eine Hügelreihe findet, deren höchste Kuppe der Griessandstein ausmacht. Auf diesen Hügelzug, der nach Osten die Grenze unsers Gebirges bildet, kann also die Behauptung des Verfassers nicht angewendet werden, da selbigem eine Bedeckung durch Dolomit ganz fehlt. Wir haben deßhalb etwas weiter ins Innere des Gebirgsstockes einzudringen, um zu sehen, wie es mit der angezogenen Behauptung sich verhält, und werden dabey mit unsern Betrachtungen von Nord nach Süd vorschreiten.

Als nordöstlicher Pfeiler des Gebirges kann der Köttlesberg betrachtet werden, und auf selbigem ist, wie uns Hr. von Buch selbst belehrt, der Dolomit dem dichten Jurakalksteine aufgesetzt. Weiter südwärts zieht das Gebirge vor Thurnau vorüber; am Zaubenberg, Weissenberg und Neudorf, den östlichen Abhängen desselben, ist die Kuppe nur aus Jurakalkstein gebildet und der Dolomit kommt erst weiter ins Gebirge hinein zum Vorschein. Geht man von Bayreuth aus nach Hollfeld oder Weischenfeld, so gelangt man auf beyden Wegen zuerst auf den Griessandstein, dann auf Jurakalk, und zuletzt erst auf Dolomit. Auf dem Wege nach Weischenfeld ist die hohe Neubürg der erste Punct, wo man den Jurakalk erreicht, der hier ohne Dolomit in einer treppenartig abgesetzten Kuppe dem Griessandsteine aufgelagert ist, der die Hauptmasse des Berges ausmacht. Die Neubürg ist einer der höchsten Puncte in der Gegend, und ich werde ihre Höhe wohl nicht zu hoch angeben, wenn ich sie auf 1900 Fuß Meereshöhe schätze. Man hat alsdann sehr tief hinab zu steigen, um auf den Dolomit von Weischenfeld zu gelangen.

Nicht weit hievon liegt ein sehr merkwürdiges, weites, von hohen Wänden umschlossenes Kesselthal, welches zunächst von dem Griessandsteine gebildet wird, der hier in mehreren wellenförmigen Höhenzügen den Ostfuß des Juragebirges ausmacht. Auf ihn lagert sich längs des südlichen Thalgehänges, das zugleich das hoch über jenem Kessel gelegene Plateau von Hohen-Mirschberg begrenzt, der Jurakalkstein, der bald darauf weiter ins Innere des Gebirgsstockes hinein (also wieder nicht übergreifend), der Klausteiner Kapelle gegenüber, vom Dolomit überdeckt wird. *)

*) Es ist dieß ein sehr interessanter geognostischer Punct, über den ich noch Einiges zusetzen will. Die hohe Wand des kesselförmigen Ahornthals wird an ihrem südwestlichen Ende von der Esbach durchbrochen, die hier bey Rabenstein in eine enge Schlucht eintritt, welche auf beyden Seiten die gewaltigsten, nach Art der riesenhaften Granitblöcke im Fichtelgebirge durch einander geworfenen oder regelmäßig über einander aufgethürmten Felsenmassen aufzuweisen hat. Die Esbach also, indem sie in das enge Rabensteiner Thal eintritt, mußte sich ihren Weg durch den Dolomit hindurch bahnen, der hier beginnt und dann auf beyden Seiten bis zu ihrer Einmündung in die Wiesent die Thalwände bildet. Steigt man von der am Eingange in dieses Thal liegenden Schweinsmühle auf der westlichen Uferseite längs des Fahrweges zur Klausteiner Kapelle hinauf, so findet man die untere Hälfte dieser Höhe noch aus Griessand-

Aehnlich wie die Neuburg verhält sich der hohe Zipfer Berg bey Pegnitz, der Ostgrenze des Juraz-zuges vorgelagert und aus Jurakalkstein und Gries-sandstein bestehend.

Bey Amberg macht der mit dem Erzberge verbundene Eisberg den letzten östlichen Ausläufer der weißen Juraformation, der hier gleich hinter den Häusern der Vorstadt, am rechten Ufer der Vils, sich erhebt. Der Eisberg ist auf seinem nördlichen Gehänge ganz entblößt und seine geognostische Construction daher deutlich wahrnehmbar. Seine Kuppe besteht aus Dolomit, und seine Unterlage bildet auch hier wieder der weiße Jurakalkstein. Am linken Ufer der Vils breitet sich dann weiterhin der Griessandstein und die Liaskalk-Formation in ziemlich weiter Erstreckung aus. Der Mariahilfsberg, der auf der andern Seite der Stadt, am linken Flußufer, zu einer Höhe von 1616 Fuß emporsteigt, und also nahe an 500 Fuß über die Vils sich erhebt und den Eisberg weit überragt, besteht größtentheils nur noch aus Griessandstein, oben mit einem Aufsatze von Jurakalkstein.

Als Resultat des vorstehenden Details ergiebt sich's demnach, daß ich an der östlichen Grenze des Gebirgszuges den Dolomit niemals in einer übergreifenden Lagerung auf älteren Formationen als den weißen Jurakalkstein getroffen habe. Nun bin ich zwar weit entfernt, zu behaupten, als ob ich alle Grenzpunkte begangen hätte; indeß müßte es doch ein eigner Unstern für mich gewesen seyn, wenn bey meinen vielen Exkursionen (ich hätte noch mehrere aufzuzählen), die ich auf der Ostseite des Gebirges anstellte, mir auch nicht ein einzigesmal eine Auflagerung des Dolomits auf Griessandstein vorgekommen wäre. Das Mindeste, was ich aus meinen zahlreichen Beobachtungen folgern darf, ist wohl die Behauptung, daß Hrn. v. Buch's Angabe, als ob auf der ganzen östlichen Seite des Gebirges der Dolomit, ohne Kalkstein, unmittelbar dem braunen Sandsteine aufgelagert sich zeige, unrichtig ist, höchstens als vereinzelte Ausnahme eintreten könnte. Will der berühmte Geologe aber seine Angabe gegen mich rechtfertigen, so darf er nur die Stellen, an welchen er die behauptete Auflagerung gefunden haben will, genau und bestimmt bezeichnen, so daß sie sicher aufzufinden sind, und ich werde alsdann, nach vorgenommener Besichtigung und allenfallsig erlangter Ueberzeugung von der Richtigkeit der gegentheiligen Angaben, offen und unumwunden, wie es einem Naturforscher geziemt, gestehen, daß es auch hinsichtlich der Lagerung des Dolomits Ausnahmen von der Regel, die ich zur Zeit aufgestellt habe, giebt.

Zu den weitern Behauptungen des berühmten Verfassers, denen ich meine Zustimmung nicht geben kann, gehört auch die, daß die Aufführung des Juradolomits in einer bestimmten Lagerung und Folge der Juraschichten nur auf eine Hypothese sich stütze. Er erklärt nämlich, daß gar kein entscheidender Charakter (den er auf die Lagerung und zoologischen Verhältnisse beschränkt) sich finde, welcher den fränkischen Dolomit von den Kalksteinschichten der schwäbischen Alb unterscheiden könnte, und es halte daher gar nicht schwer den geognostischen Horizont des Dolomits in Schwaben „mit der größten Bestimmtheit" nachzuweisen. Der Do-

stein bestehend, dem nach kurzer Zeit schon der Dolomit folgt. Hier hatte ich allerdings anfangs selbst gemeynt, daß der letztere dem ersteren unmittelbar aufgelagert sey, bis ich bey genauerer Nachsicht fand, daß beyde durch ein, nur einige Lachter mächtiges Lager von dichtem Jurakalkstein vollständig getrennt sind. Der Dolomit macht auf dieser Seite des Berges nur die oberste und wenig mächtige Kuppe aus, dagegen stürzt er auf der gegen die Esbach gerichteten Seite, an Jurakalk und Griessandstein abschneidend, gleich vom Gipfel unter die Thalsohle ein, so daß man längs des Flüßchens hinabgehend, wenige Schritte, nachdem man den Griessandstein verlassen, gleich auf Dolomit stößt. Von gleicher Art, aber noch auffallender ist dieses Verhältniß auf der gegenüberliegenden Schlucht, wo das Thalgehänge ungleich höher ist. Der Dolomit, der hier gegen Osten auf der Höhe sein wenig mächtiges Ausgehendes, auf Jurakalkstein gelagert, findet, stürzt sich in westlicher Richtung, der Klausteiner Kapelle gegenüber, von einer Höhe von mehreren hundert Fuß schroff und steil in das Rabensteiner Thal hinab, so daß er ebenfalls tief unter das Niveau des obern Griessandsteines einsinkt. Der Dolomit liegt hier in einer kesselartigen Vertiefung der seine Unterlagen konstituirenden Felsarten, die an dieser Stelle nur im Ausgehenden sichtlich werden können.

lomit in Franken sey daher keine in der Reihe neu eingetretene Schicht, denn sonst würde eine solche in Schwaben fehlen.

„Wer daher," setzt er hinzu, „den Juradolomit in einer Folge der Schichten des Jura aufführt, redet nicht, wie er glaubt, von einer reinen Thatsache, sondern er trägt eine Hypothese vor, welche sehr wenig begründet ist."

Ich erlaube mir hiegegen zunächst folgende Versicherung zu geben. Ich wollte mir nämlich in irgend einem, mir noch ganz unbekannten Theile des fränkischen Juragebirges wohl getrauen bey finsterer Nacht die untere, wie die obere Grenze des Juradolomits, insofern solche gehörig bloß gelegt und zugänglich ist, durch bloßes Tasten mit der Hand so ziemlich genau zu bestimmen, und ihn dadurch von seinem Liegenden, so wie von seinem Hangenden, wenn ein solches vorhanden seyn sollte, zu trennen. Den aber möchte ich sehen, der unter ähnlichen Umständen es übernehmen wollte, in Schwaben den geognostischen Horizont des Dolomits auszumitteln. Da meyne ich denn doch, nicht einer Hypothese, sondern einer handgreiflichen Thatsache nachgegangen zu seyn, und einige gute Haltpunkte zu haben, an welchen der Juradolomit als etwas Eigenthümliches erkannt werden könnte.

Zuvor aber haben wir die Frage zu beantworten, welche Merkmale es denn sind, an welchen man irgend ein Gestein als selbstständiges Formationsglied erkennen kann. Offenbar sind die Hauptmerkmale: der physikalische Charakter, die chemische Zusammensetzung, die geognostischen Lagerungsverhältnisse und die etwanigen organischen Einschlüße. Weicht ein Gestein in allen oder doch mehreren dieser Merkmale von einem andern ab, so beurkundet es eben dadurch sich als etwas Verschiedenes und muß demnach auch als solches betrachtet werden. Der Juradolomit kommt nun allerdings mit dem Jurakalksteine hinsichtlich der Versteinerungen überein, weicht dagegen wesentlich im physikalischen, chemischen und geognostischen Charakter ab, und hat dadurch, in Verbindung mit seiner ungeheuern Mächtigkeit, das Recht sich erworben als eine eigenthümliche Gebirgsart respektirt zu werden. Wäre sein zoologischer Charakter auch verschieden, so müßte er zu einer ganz andern Formationsreihe als der dichte Jurakalkstein gezählt werden; indem er aber mit diesem in jener Beziehung übereinstimmt, macht er ein selbstständiges Glied der weißen Juraformation aus, gleichwerthig mit seinem Liegenden, dem dichten Jurakalkstein, und mit seinem Hangenden, dem lithographischen Schiefer.

Den sogenannten geognostischen Horizont des Dolomits in Schwaben scheint aber der Verfasser zunächst darnach zu bestimmen, daß im fränkischen Dolomite die organischen Formen, vorzüglich Terebratula lacunosa und Apiocrinites mespiliformis, wahre Leitmuscheln für die Schichten seyen, welche unter der großen Masse Korallen vorkämen, wie sie sich auf der schwäbischen Alb finde, weßhalb eben der Dolomit in Franken keine in die Reihe neu eingetretene Schicht sey. Auch meine Beobachtungen haben ergeben, daß Terebratula lacunosa nächst der Terebratula bisuffarcinata die häufigste und daher bezeichnendste Versteinerung im fränkischen Dolomite sey, wogegen der Apiocrinites mespiliformis mir in selbigem nicht erinnerlich ist. Nehme ich nun aber jene beyden Terebratuliten, nebst der Terebratula vulgaris Schloth., dem Belemnites semisulcatus, dem Ammonites planulatus und den Scyphien, welche Graf Münster aufgefunden hat, so sehe ich in unserem Dolomite als charakteristische Arten eben diejenigen, welche nicht bloß Graf von Mandelsloh unter seinen Coral-Rag und oberen Oxford-Clay in Würtemberg vertheilt, sondern die sich alle ebenfalls in unserm dichten Jurakalksteine finden, so daß also mit demselben Rechte als Herr v. Buch einen geognostischen Horizont des Dolomits im schwäbischen Jurakalksteine annimmt, wir den nämlichen in unserm fränkischen Jurakalkstein bestimmen könnten. Auf solche Weise würden wir aber bey uns zweyerley Dolomite bekommen, den hypothetischen oder vikarirenden, und den thatsächlichen oder eigentlichen, d. h. mit andern Worten die Versteinerungen des Dolomits können, weil sie identisch mit denen des Jurakalksteins sind, zur Ermittelung des gegenseitigen geognostischen Verhaltens beyder nicht in Anschlag gebracht werden, und der dolomitische Horizont in Schwaben beruht bloß auf einer unhaltbaren Voraussetzung. Daß die Würtemberger auf solche Weise um den Dolomit als Gebirgsglied

kommen, ist mir dabey sehr gleichgültig; sie haben uns auch noch um den ihnen fehlenden lithographischen Schiefer zu beneiden, und es geht ihnen ähnlich den Engländern, die gegenwärtig mit großer Mühe umhersuchen, ob sie nicht einige Atome des deutschen Muschelkalks in ihrem Lande auffspüren könnten. Wer heißt es ihnen aber, sich die Vorstellung zu machen, als ob die Erde mit ihren Gebirgsformationen eine Zwiebel wäre, wo eine Schale um die andere sich legt.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Francisco Freire de Carvalho, Lições elementares de eloquencia nacional. Rio de Janeiro 1834. 8.

Bernardin Ribeyro, Menina e Moça ou Saudades. Lisboa 1785. 8.

Eugenio de Ochoa, Tesoro del teatro Español. T. V. Teatro escogido desde el siglo XVIII. hasta nuestros dias. Segunda parte. Paris 1838. 8.

Butebeuf, Oeuvres complètes, trouvère du XIII. siècle, recueillies et mises au jour pour la première fois par Achille Jubinal. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Achille Jubinal, Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites des 13, 14 et 15 siècles. Vol. I. Paris 1839. 8.

Justice Haliburton, The Clockmaker, or the Sayings and Doings of Sam-Slick, of Slickville. Paris 1839. 8.

— — —, The Bubbles of Canada. Paris 1839. 8.

N. Drake, The youth of Shakspeare. Paris 1839. 8.

Countess Blessington, The idler in Italy. Paris 1839. 8.

Poëmes Islandais, tirés de l'Edda de Saemund, publiés avec une traduction, des notes et un glossaire par F. G. Bergmann. Paris 1838. 8.

K. A. Nicander, Runen. A. d. Schwedischen von G. G. Fr. Mohnike. Stuttgart 1829. 8.

H. P. Holst, Danske Laesebog. Kjobenhaven 1837. 8.

Hollandtsche Rym-Kronyk. Amsterdam 1591 f.

Melis Stoke, Rymkronyk, door Balthazar Huydecoper. Deel 1—3. Leyden 1772. 4.

Giovanni Rosini, Introduzione alla storia della pittura Italiana esposta coi Monumenti. Pisa 1838. 8. Mit Atlas in Fol.

Giuseppe Rossi, Pitture a Fresco del Camposanto di Pisa. Firenze 1832 f.

Les anciennes Tapisseries historiées, ou collection des monumens les plus remarquables, de ce genre, qui nous soient restés du moyen-age, à partir du XI. siècle au XVI. inclusivement. Texte par Achille Jubinal, gravures d'après les dessins de Victor Sansonetti. Livr. 10—17. Paris 1838. f.

J. D. Meijer, De la codification en général et de celle de l'Angleterre en particulier, en une série de lettres adressées à Mr. C. P. Cooper. Amsterdam 1830. 8.

H. C. Carey, The Credit System in France, Great Britain and the united states. London 1838. 8.

C. Pecqueur, Economie sociale. Des intérêts du commerce, de l'industrie, de l'agriculture sous l'influence des applications de la vapeur. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Ch. Liskenne et Sauvan, Bibliothèque historique et militaire. T. 1. 2. Paris 1838. 4.

Gilbert Breschet, Etudes anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'ouie et sur l'audition, dans l'homme et les animaux vertébres. Paris 1833. 4.

John Abercrombie, Pathological and practical researches on diseases of the stomach, the intestinal canal, the liver and other viscera of the abdomen. Edinburgh 1830. 8.

F. Romani, Ricordi su la peste. Napoli 1816. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ueber den Jura in Deutschland. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung.

(Fortsetzung.)

Eine unter den Geognosten ziemlich allgemein verbreitete Meynung sieht das Juragebirge für eine Korallenbank, für ein durch den Korallenbau entstandenes Korallenriff an. Hr. von Buch theilt diese Meynung, und indem er von den merkwürdigen Einbuchtungen und Durchfurchungen des Juragebirges *) spricht, setzt er hinzu:

„Schon vor dreyßig Jahren habe ich gezeigt, daß dieses völlig der Bau und die Form des großen Korallenriffs sey, welches den Continent Neuholland in seiner ganzen Erstreckung begleitet, und man kann nicht bezweifeln, daß die Ursachen, welche dieses Korallenriff hervorgebracht haben, ganz denen ähnlich gewesen seyn müssen, durch welche der Jura, zwischen älteren Gebirgen hin, bis an den oberen Mayn geführt worden ist, um so mehr, da der größte Theil dieses Juragebirges wirklich von mannigfaltigen an einander hängenden Korallenmassen gebildet wird. Auf der obern Fläche wird man sie nicht leicht irgend wo vermissen, und sie sind es, welche dem obern Theile der Berge die blendende Weiße geben."

Es ist diese Ansicht im Einzelnen, wie im Ganzen nicht haltbar. Ganz unrichtig ist es, daß der größte Theil der Jurakalk-Formation von an einander hängenden Korallenmassen gebildet werde, wodurch sie eben die weiße Farbe erhalte. Was den Dolomit anbelangt, der im nördlichen Franken immer die oberste und zugleich die Hauptmasse ausmacht, so ist es mir wohl bekannt, daß Graf Münster in ihm „unzählige Korallen, vorzüglich aus der Gattung Scyphia" getroffen hat, aber er giebt nur Thurnau als Fundort an. Mir selbst ist es nicht gelungen in der ganzen Strecke vom Mayne bis zur Donau Korallen im Dolomit aufzufinden, obgleich ich mit angestrengtem Fleiße nach Versteinerungen gesucht habe, und dieß kann wenigstens als Beweis gelten, daß die sogenannten Korallen zu den Seltenheiten in diesem Gesteine gehören, ihm also auch nicht die weiße Farbe geben konnten. Im dichten Jurakalksteine freylich habe ich ebenfalls einen großen Theil der den Korallen zugezählten Versteinerungen gefunden, wie sie in dem schönen Petrefaktenwerke von Goldfuß abgebildet und im Verzeichnisse der Bayreuther Kreissammlung aufgeführt sind. Allein man darf nur dieses Verzeichniß zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, daß es auch hier wieder einzelne Lokalitäten *) sind,

*) Unter den Flüßen, welche ihre Quellen weit vom Gebirge entfernt in flachen Hügeln fänden, führt der Verfasser auch die Pegniz an, was jedoch irrig ist, da diese unweit Lindenhard aus dem Jurazuge selbst noch entspringt.

*) Ein Hauptfundort ist der Streitberger Wasserfall. Vom untern Theile des an der Wiesent liegenden Dorfes Streitberg zieht sich in die nördliche Thalwand eine enge Schlucht hinein, welche auf beyden Seiten mit schroffen Felsen eingefaßt ist, und im Hintergrunde stürzt sich eine Quelle über terrassenförmig gebildete Steinmassen herab; diese Parthie ist unter dem Namen Streitberger Wasserfall bekannt. Der untere Theil dieser Thalwände ist ein licht rauchgrauer, thonreicher Kalkstein, der von der Witterung sehr angegriffen wird und zerbröckelt, so daß sich an seinem östlichen Gehänge eine große Schuttmasse aufgehäuft hat. Seine offen zu Tage anstehenden Schichten enthalten eine Menge von Zoophyten und Spon-

in welchen sie sich vorzüglich zusammen gedrängt zeigen, und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß dieser Reichthum ein im gleichen Schichten-Niveau aushaltender wäre, denn ganze Strecken, wo sie sich dem Nivellement nach noch finden sollten, sind frey davon oder nur spärlich damit ausgestattet, so daß also auch der dichte Jurakalkstein ihnen nicht die Farbe zu verdanken hat.

Aber sind es denn auch wirklich lauter Korallen, die man unter solchem Namen häufig unter den Versteinerungen aufführt? Keineswegs. Gerade die Sternkorallen, welche es eigentlich sind, die durch ihren Bau die Korallenbänke hervorbringen, fehlen im fränkischen Jura auf eine auffallende Weise, und sind nur durch wenige und sehr vereinzelte Formen repräsentirt. Dagegen wimmelt es in den sogenannten Korallenschichten von Spongien, unter denen Graf Münster der Gattung Scyphia allein 67 Arten zuweist. Aber Spongien bauen keine Korallenriffe; ja wie die neueren Untersuchungen ergeben haben, sind sie nicht einmal mehr dem Thierreiche zuzuzählen. Die Ansicht also, als ob unser Juragebirge ein urweltliches Korallenriff wäre, muß aufgegeben werden, da solche eine ganz falsche Vorstellung von dem Gebirge erregen würde.

So viel über die Einleitung, mit welcher Hr. von Buch seine Abhandlung über den deutschen Jura eröffnet. Wenn es mir leid gethan hat, daß ich im Interesse der Wissenschaft einige Beanstandungen in selbiger hier zur Sprache bringen mußte, so freut es mich um so mehr, daß ich im nachfolgenden Kapitel, das von der Zusammensetzung des deutschen Jura handelt, so viel Ansprechendes finde. Gleich im Eingange bin ich mit ihm völlig einverstanden, wenn er sagt:

gien, nächstdem Ammoniten, Terebratuliten und Serpuliten, welche bey der mürben Beschaffenheit des Gesteines leicht ausfallen und einen großen Theil des erwähnten Schuttes ausmachen. Ueber diesem thonig-mergeligen rauchgrauen Petrefakten-Lager erhebt sich in schroffen Wänden ein hellerer fester Kalkstein, in welchem ich mich nach den Versteinerungen der untern Bänke vergebens umsah.

„Hätte man niemals einen anderen Jura vor Augen gehabt als den deutschen, so würde man nicht einen Augenblick angestanden haben, ihn in drey Theile zu trennen: 1) in einen schwarzen am Fuß des Gebirges und bis zu geringer Höhe hinauf, größtentheils Kalkstein und Schiefer; 2) in einen braunen oder gelben an den steilen Abhängen, in welchem fast nichts als Sandsteine vorkommen; endlich 3) in einen weißen Theil, die oberen Schichten von Kalkstein. Jeder dieser Theile hätte sich dann von selbst in Unterabtheilungen zerspalten, theils durch einzelne Verschiedenartigkeit der Schichten über einander, theils durch den verschiedenen zoologischen Charakter in jeder einzelnen Schicht.“

Er bemerkt dann weiter, daß eine Verkennung dieser Verhältnisse dadurch herbeygeführt worden sey, daß man Alles, was man in England gesehen, auch in Deutschland, so gut es gehen wollte, wieder aufzusuchen sich abmühte. Ein Mißgriff sey es gewesen, daß man die beyden untern Abtheilungen (die schwarze und die braune) in der einzigen Formation des Lias zusammen fassen wollte. Nicht minder irrig sey die Meynung gewesen, als ob die obern Glieder der englischen Oolithreihe (Koralrag und Portlandstone) bey uns ganz fehlten. Nach Hrn. von Buchs Ansicht ließen die Versteinerungen keinen Zweifel zu, daß mit der braunen Abtheilung die mittlere Oolithenreihe von England völlig beendet, der weiße Kalkstein darauf vollkommen dem englischen Koralrag gleich sey, und daher die noch höher liegenden Schiefer von Solenhofen gar nicht mit denen von Stonesfield zusammen gestellt werden könnten. Und wie ich es schon ebenfalls über denselben Gegenstand gethan, läßt er sich tadelnd vernehmen:

„Seit der Zeit hört man häufig die ganze braune Ablagerung des Jura „die Oolithformation“ nennen, weil sie im südlichen, nicht einmal im nördlichen England, aus Oolithen besteht. Es ist doch zu widerstrebend und verursacht in der That noch täglich große Verwirrung, wenn man fortfährt einen groben braunen Sandstein, der von Oolithen gar nichts Aehnliches hat, dennoch immerfort Oolith zu nennen. Um so mehr ist dieß auffallend, da die Natur selbst die Abtheilungen des Jura so klar und so deutlich vor Augen legt.“

Aus demselben Grunde habe ich schon vor

längerer Zeit vorgeschlagen, diesen bräunlichen oder gelben Sandstein, welcher den rauchgrauen Liaskalk von dem weißen Jurakalk trennt, statt nach hypothetischen Ansichten Lias-Sandstein zu nennen, mit dem Namen Gries-Sandstein, der von seiner feinkörnigen Beschaffenheit hergenommen und daher von theoretischen Meynungen ganz unabhängig ist, zu bezeichnen.

Die Stelle, welche dieser Griessandstein in der Folge der Juraschichten einnimmt, ist durch seine Zwischenlagerung zwischen Liaskalk und Jurakalk sehr bestimmt angegeben. Gleichwohl hat er die Geologen hinsichtlich der Stelle, die sie ihm in ihren theoretischen Constructionen anzuweisen haben, in große Verlegenheit gebracht. Der übliche Name Liassandstein zeigt an, daß man ihn gewöhnlich mit dem Liaskalke zu einer Gruppe verbunden hat. Graf Mandelsloh nennt ihn grès de l'inferior oolite. Hr. von Buch bezeichnet ihn als selbstständiges Glied in der Reihe der Jura-Gebirgsarten, worin wir ihm vollkommen beystimmen, giebt ihm aber, nach oben wie nach unten, eine Begrenzung, die von der der übrigen Geognosten in wesentlichen Stücken abweicht, und daher weiter zu besprechen ist.

„Zwey mächtige Schichten von blauem Thon, eine untere reinere und stärkere, und eine obere, in welcher auch einzelne dünne Schichten von Kalkstein eintreten, umschließen den mittleren Jura in Deutschland. Mit dem unteren Thon erhebt sich zugleich das Gebirge über den, unten fast wie eine Ebene sich fortziehenden Schiefer des Lias. Und unmittelbar auf die obere Schicht folgen die Lager von Kalkstein, welche überall im Fortlauf der Berge durch ihre Weiße besonders hervorleuchten. Es ist kaum möglich, daß eine Abtheilung schärfer und genauer angegeben seyn könnte. Alles aber, was zwischen diesen beyden Grenzbändern vorkommt, ist ebenfalls von den andern Juratheilen durch ihre Zusammensetzung, wie durch ihre organischen Reste, ohne Mühe zu sondern. Alles besteht vorzugsweise aus einem braunen eisenschüssigen Sandstein, in dem häufig, vorzüglich im untern Theile, wirklich ganze Schichten von linsenförmig körnigem Thoneisenstein auftreten. Reine Schichten von Kalkstein sind in dieser Abtheilung recht selten."

So leicht demnach Hr. von Buch es macht, dem Griessandsteine seine Begrenzung nach oben wie nach unten anzuweisen, so scheint es doch, als ob einige Schwierigkeiten vorhanden seyn müßten, da er in dieser Beziehung in großem Widerspruche mit den übrigen Geognosten, die über den deutschen Jura geschrieben haben, sich befindet. Betrachten wir zuerst die untere Grenze.

Herr von Buch erklärt es für einen „Rest der irrigen schwäbischen Meynung," daß die mächtige Thonschicht, mit welcher der mittlere Jura sich erhebt, von den meisten Geognosten zum Lias gerechnet werde. Denn die Thonschicht enthalte einige ganz charakteristische Muscheln, welche im Lias weiter nicht vorkämen; es seyen vorzüglich Trigonia navis und Gervillia avicuioides. Die erstere sey sogar dem deutschen Jura ganz eigenthümlich. Was sonst der untere Thon und der darüber liegende Sandstein mit dem Lias gemein habe, sey noch mehr in solchen Sandsteinen herrschend, die niemals dem Lias beygezählt würden; unter ihnen vorzüglich der weit verbreitete Ammonites Murchisonae, der unter mancherley Namen als A. opalinus, maeandrus, primordialis u. a. schon in ganz Europa aufgefunden sey. Sowohl in Frankreich als in England habe man die Formation des Lias immer mit den Fischschiefern als beendiget angesehen.

Aus diesen näheren Bezeichnungen ersieht man demnach, daß der Verfasser nicht bloß die eigentlichen Thonschichten, welche über den Liasschiefern, sondern einen Theil von diesen letzteren selbst noch zu seinem mittleren Jura, d. h. zum Griessandsteine rechnet. Mit dieser Anordnung kann ich mich aber nicht verständigen, da hierdurch eine Gebirgsart von gleichem Gesteinscharakter (die Liaskalk-Formation) aus einander gerissen, und ihr oberer Theil mit einer andern Gebirgsart (dem Griessandsteine) verbunden wird, die wieder einen andern Gesteinscharakter hat. Eine solche Trennung, wie Verbindung ist unnatürlich, ist bloß aus der einseitigen Rücksicht auf die Petrefakten hervorgegangen, und erreicht gleichwohl den vorgesetzten Zweck nicht vollständig, nämlich einen eigenthümlichen zoologischen Charakter für den mittleren Jura auszuscheiden. Man darf nur das Bayreuther Verzeichniß zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, daß,

wenn man auch die obersten Liasschichten, die Graf Mandelsloh in seinem Profile mit Nr. 31., 32. und 33. als ächte Liasschiefer und Liasmergel bezeichnet, abreissen und mit dem Griessandsteine in die unnatürliche Verbindung bringen ließe, um dadurch Trigonia navis, Gervillia aviculoides und andere mit ihnen vorkommende Versteinerungen dem Lias zu entfremden, gleichwohl immer noch genug Petrefakten, wie Avicula inaequivalvis, Cucullaea cancellata, Nucula subulata, Cardium multicostatum, Belemnites paxillosus etc., übrig bleiben würden, welche der Griessandstein mit den untern Liasschiefern gemein hätte. Und schon vor geraumer Zeit hat Graf Münster bekannt gemacht, daß sich im Griessandsteine nur solche Versteinerungen finden, welche zugleich auch den bituminösen Schiefern des Gryphitenkalks zukommen. So lange diese Angabe als eine unhaltbare nicht zurückgewiesen ist, würde der zoologische Charakter, wenn anders dieser allein berücksichtiget werden sollte, den braungelben Sandstein immer in dieselbe Gruppe mit den dunklen Schiefern bringen. Das Räthlichste meiner Meynung nach würde es seyn, auf den unentschiedenen Charakter der Versteinerungen gar keine Rücksicht zu nehmen, sondern lediglich den Gesteins-Charakter ins Auge zu fassen und demnach die sämmtlichen Liasschiefer, wie bisher, als ein verbundenes Ganzes anzusehen.

Auch die oberste Abtheilung des mittleren Juras begrenzt Herr von Buch anders als seine Vorgänger, indem er ihr noch Schichten zufügt, die Andere bereits mit der weißen Kalkformation verbinden. Es sind dieß die Schichten, welche zwischen dieser und dem Griessandsteine liegen und die Graf Mandelsloh als Inferior Oolite und als unteren Oxford Clay und Bradford Clay, das Bayreuther Verzeichniß in ähnlicher Weise als Oxford Clay und unteren eisenschüssigen Oolith benannt hat. Ersterer verbindet seinen unteren Oxford und Bradford Clay noch mit dem Jurakalksteine selbst, ihn als dessen unterstes Glied ansehend; den Inferior Oolite dagegen trennt er und betrachtet ihn als eine mit Griessandstein und Jurakalk gleichwerthige Abtheilung. Im Bayreuther Verzeichniß werden beyde Lagen zusammen der weißen Juraformation zugezählt, wovon der Oxford Clay die obere ausmacht. Da es mir mit diesen Lagen bey meinen geognostischen Untersuchungen seltsam ergangen ist, so wird man mir erlauben, bey ihrer Betrachtung etwas länger verweilen zu dürfen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Schluß.)

John Abercrombie, Pathological and practical researches on diseases of the brain and the spinal cord. Edinburgh 1834. 8.

Bedae historia ecclesiastica gentis Anglorum. Ad fidem Codicum manuscriptorum recensuit Josephus Stevenson. Londini 1838. 8.

Marcel de Serres, De la cosmogonie de Moïse, comparée aux faits géologiques. Paris 1838. 8.

W. C. Taylor, Illustrations of the bible from the monuments of Egypt. London 1838. 8.

Edward Greswell, Dissertations upon the principles and arrangement of an harmony of the Gospels. Vol. 1—4. Oxford 1837. 8.

John Henry Newman, Lectures on Justification. London 1838. 8.

Lettres sur les offices divins de l'église d'Orient. Trad. du Russe. Livr. 1. Petersburg 1837. 8.

Vie de Saint Hugues, évêque de Grenoble, par Albert du Boys. Paris 1837. 8.

Vita di S. Filippo Neri Fiorentino, scritta dal P. G. Bacci. Roma 1678. 7.

Joannes Franciscus van de Velde, Synodicon Belgicum, sive acta omnium ecclesiarum Belgii a celebrato concilio Tridentino usque ad concordatum 1801. Archiepiscopatus Mechliniensis. T. II. Mechliniae. 1829. 4.

Nicol. Joan. Cherier, Enchiridion Juris ecclesiastici. Ed. 2. Vol. 1. 2. Pestini 1839. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nr. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke (der Philos. und der Rechte Dr. und der letztern Professor an der Universität in Breslau), die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer Römischen Verfassungsgeschichte. (Mit dem Motto: non unius populi, sed generis humani. Florus.) Heidelberg, bey Mohr. 1838. XIX. und 754 S. in 8. (Von S. 700 Verbesserungen und Zusätze).

Ein Werk, welches auf mehr als 700 Seiten die Grundlagen der Römischen Verfassung erörtert, mußte in unsern Tagen mit gespannter Erwartung aufgenommen werden. Denn seitdem man den hergebrachten Fahrweg in der Behandlung Römischer Geschichte verlassen hat, laufen die Bahnen der Forscher regellos aus einander und auf keinem andern Gebiete haben sich so verschiedenartige und entgegengesetzte Methoden geltend zu machen gesucht. Diese Erwartungen wurden aber noch zweifelhafter durch die Persönlichkeit des Verfassers, der als Philolog und Jurist gleich erprobt, vor vielen im Besitz des erforderlichen Werkzeugs schien, zugleich aber in seinen neuesten Leistungen einer Neigung zu einer gewissen überschwenglichen Philosophie nachhing, welche allmählig der Nüchternheit und Unbefangenheit der Forschung immer mehr Gefahr drohte. Was man bey diesem Streben, den Philologen und historischen Juristen mit dem Philosophen zu vereinigen, voraussehen konnte, ist nun wirklich eingetreten. Der Verf. hat in dem vorliegenden Werke seine Methode aufs Aeußerste getrieben und so ist es diese Vereinigung ganz entgegengesetzter Dinge, was den allgemeinen Charakter desselben ausmacht: es soll eine strengglaübige Behandlung der alten Ueberlieferungen gegeben werden, während sich daneben und darüber die Philosophie des Verf. in den ausschweifendsten Combinationen und Constructionen ergeht.

Der Verf. bekennt nämlich gleich zum Anfang, (S. V. der Vorrede,) daß er sich in einem bestimmten Gegensatze gegen die seit Niebuhr gangbar gewordenen hypersceptischen Ansichten über die Glaubwürdigkeit der ältesten Römischen Geschichte fühle. Er kann nicht einstimmen, wenn man von einem Gedichte von Tarquinius Priscus und Servius Tullius spricht, wenn man die Namen der Römischen Könige für bloße Personificationen von gewissen Verfassungs- oder religiösen Ideen erklärt. Ihm will bedünken, daß diese kritischen Grundsätze viel zu wohlfeilen Kaufs erstanden wären, und großentheils nur der allgemeinen negativen Richtung der Zeit und dem vortheilhaften Contrast mit einer frühern ganz unkritischen Behandlungsweise ihren Credit verdanken. Man habe sich nicht deutlich gemacht, was der ältesten Geschichte eines Volkes eigen sey, vielmehr bey Beurtheilung derselben nur gewisse subjective Meynungen, entlehnt von der Anschauung ganz anderer Verhältnisse und Zustände, zur Grundlage genommen. So habe sichs die neuere kritische Geschichtschreibung nicht viel saurer werden lassen, als eine verwandte Richtung auf dem theologischen Gebiete. Er seinerseits spricht daher von Romulus, Tatius, Numa Pompilius als historischen Personen, nimmt die Zeitrechnung der Königsgeschichte als baare Münze ꝛc.

So haben wir hier den Versuch einer förmlichen Restauration, und man wird begierig seyn auf die Gründe, welche den Abfall des Verf. von dem historischen Glaubensbekenntnisse der neueren

Zeit herbeygeführt haben. Es sind dieß aber folgende:

1) In der Gründung der Staaten liegt eine Epoche des Erwachens zu geistiger Selbständigkeit, welche mit Nothwendigkeit zugleich bewußte geschichtliche Erinnerung an die Stelle mythischer Dichtung setzt. 2) Dieß gilt besonders vom Römischen Volke, welches theils am spätesten unter den großen Völkern des Alterthums und zu einer Zeit entstanden ist, wo ringsum schon griechische Bildung und Literatur (?) blühte, theils eine zusammenfassende Macht des Volksgeistes besaß, die auch die fernsten Zeiten seiner Kindheit stets in der Einheit des gegenwärtigen Bewußtseyns festhielt. 3) Es hat sich eine nicht unbedeutende Zahl von Documenten aus der Königszeit erhalten, die auch im Gallierbrande nicht sämmtlich untergiengen und deren wichtigste bald wieder hergestellt wurden. 4) Nach der Natur der Kindheitsperiode im Volke wie im Einzelnen ist das Gedächtniß um so treuer, als beyde noch von der schriftlichen Aufzeichnung wenig Unterstützung erhalten. 5) Ganz besonders gilt dieß wieder beym Römischen Volke, wo durch die carmentes und die Sitte, bey Gastmählern die Großthaten der Ahnen zu preisen, alle Lichtpuncte der Geschichte in lebendigster Erinnerung gehalten wurden, bis die Annalisten kamen. 6) Die Wunderbarkeiten, z. B. die lange Regierungszeit der Könige, erklären sich aus den eigenthümlichen Gesetzen des Kindheitsalters im universalen Menschen.

Wir befürchten nicht, daß der Verf. durch solche Gründe viele Anhänger Niebuhr's auf seine Seite bringen wird. Wer wird sich weiß machen lassen, daß die Anfänge eines Volks in der spätern Erinnerung desselben am lichtesten dastehen, (was durch die Geschichte eines jeden Volkes widerlegt wird,) oder daß das Römische Volk in solchen Dingen vor andern seiner Natur nach etwas voraus gehabt? Ganz andere Dinge hätte der Verf. beweisen müssen: er mußte zeigen, wie es unwahrscheinlich sey anzunehmen, daß das Römische Volk, so wie die andern Völker der antiken Welt, von früher Zeit an bemüht war, seine Ursprünge zu verherrlichen und auszuschmücken; wie man sich unter den Heldenliedern keine dichterische Belebung der dunkeln Zeiten sondern trockene Chroniken zu denken habe; wie es zugegangen sey, daß sich die Kunde der ältesten Einrichtungen mit officieller Genauigkeit erhalten konnte, während doch die Personen wenigstens der ersten 5 Könige unläugbar von dem Dufte der Sage umschleiert sind; er hätte endlich und insbesondere nicht so im Allgemeinen das Ueberbleiben von Documenten aus des Servius Zeit behaupten, sondern im Einzelnen wahrscheinlich machen sollen, indem die urkundliche Forterhaltung der leges regiae und des jus papirianum mehr als problematisch erscheint. So lange nicht solche Beweise da sind, wird sich der menschliche Verstand in solchen Dingen sein Recht der Kritik kaum nehmen lassen, d. h. sein Recht, die Glaubwürdigkeit dessen zu prüfen, was er glauben soll, und das Mögliche, Wahrscheinliche und Gewisse von dem Unmöglichen und Unwahrscheinlichen auszuscheiden. Er wird sich hievon auch nicht durch das bedenkliche Hinweisen auf die allgemeine negative Richtung der Zeit abhalten lassen — ein Vorwurf, der gegen Niebuhr (man lese dessen Vorreden zur 2. Ausgabe!) schwer zu verantworten seyn dürfte, und in so ferne er durch die Erwähnung einer gewissen Richtung in der Theologie verstärkt wird, am Ende gar die Meynung veranlassen könnte, als sey man nach dem Verf. den heiligen Schriften und den alten Profanscriptoren denselben buchstäblichen Glauben schuldig! — Es muß dieß alles um so verwunderlicher erscheinen, als der Verf. nirgends, wo die Zeugnisse der Alten nicht zu seinen Ansichten passen, Bedenken trägt, dieselben zu umgehen oder geradezu, durch den Vorwurf der Unkenntniß, zu beseitigen (s. z. B. S. 345. 648).

Wie man sich nun aber auch im Allgemeinen gegen die alten Ueberlieferungen stellen mag, immer bleibt dem Geschichtsforscher die Aufgabe, aus den oft widersprechenden Zeugnissen das Wahre heraus zu finden, den inneren lebendigen Zusammenhang zu entdecken, Lücken zu ergänzen und aus dem gegebenen Stoff ein Sinn und Verstand befriedigendes Ganze herzustellen. Diese Thätigkeit muß natürlich immer von einem gewissen Principe ausgehen, nach welchem sie selbst hinwiederum charakterisirt und gewürdigt wird. Wir haben erlebt,

wie man die älteste römische Geschichte bald aus schielenden Etymologien und cruden Analogien griechischer Politien, bald nach dem Typus einer modernen Handelsstadt, bald mit Hülfe der dialektischen Bewegung einer neuern ideellen Philosophie construirt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Jura in Deutschland. Eine in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1837 gelesene Abhandlung.

(Schluß.)

Graf Münster machte auf diese Abtheilungen in unserem Gebirge aufmerksam, indem er sie als oolithischen Thoneisenstein bezeichnete. Seinen Angaben nach verbreitet sich selber unter dem Jurakalke und über dem Liassandsteine längs des ganzen Jurazugs von der Schweiz bis an die Koburger Grenze, eine nicht unbedeutende Formation ausmachend, welche gewöhnlich nach oben aus eisenschüssigem oolithischen Thonmergel und nach unten aus oolithischem Thoneisenstein mit sandigen und mergeligen Lagen bestehe; an einigen Stellen würden diese Lagen indeß durch blauen Thon ersetzt, oder fehlten ganz. Diesen Bemerkungen fügte Graf Münster noch eine Angabe der für jede dieser beyden Lagen charakteristischen Versteinerungen bey.

Im Laufe der von mir vorgenommenen Untersuchung des fränkischen Juragebirges hatte ich meine besondere Aufmerksamkeit auf diesen oolithischen Thoneisenstein gerichtet; allein es ergab sich mir der höchst befremdliche Umstand, daß ich zwar von der Altmühl bis zum Mayne auf der Ost- wie auf der Westseite des Gebirges an vielen Puncten seine als charakteristisch angegebenen Versteinerungen in Menge, nicht aber die Formation selbst antraf. Wenn ich die oberste Grenze des Griessandsteines erreicht hatte, so brauchte ich nur wenige Schritte höher zu steigen, um auf die weiße Juraformation zu kommen, die von nun an ohne Unterbrechung die Höhe einnahm. So habe ich es bey Weissenburg, am Herrenberg (Hegenberg) bey Altdorf, am Wolfstein bey Neumarkt, am Hezles bey Erlangen, auf dem Reisenberge und Ottosteine im Ebermannstädter Grunde, an der Waldblöße bey Lichtenfels, am Zaubenberg und Weissenberg bey Thurnau, an der Neubürg bey Bayreuth, an der Schweinsmühle bey Rabenstein und an andern Puncten gefunden. Gewiß war es also, daß die angegebene Formation an allen diesen Orten mächtig nicht seyn konnte, weil sie mit wenigen Schritten überschritten war. Die Auffindung der Grenzscheide aber zwischen Griessandstein und Jurakalk hatte deßhalb eigene Schwierigkeiten, weil gewöhnlich der letztere dem ersteren in einer schmäleren Kuppe sich aufgesetzt hat, so daß der Sandstein treppenartig hervorspringt, wovon die Folge ist, daß sich um den Fuß des Kalksteins durch Zersetzung seiner thonigen Schichten eine Letten- und Trümmerlage angehäuft hat, durch welche die Berührungsfläche beyder Gesteine mehr oder minder verdeckt, und hauptsächlich nur durch Ausfurchungen der Regengüsse und etwaige Gruben erkennbar ist. Wo man aber mit einiger Deutlichkeit, wie am Hezles, *) Wolfstein, Zaubenberg ꝛc.

*) Dieses Punctes gedenke ich deßhalb ausführlicher, weil hier die Einwirkung des Kalks auf den unterliegenden Sandstein sich viel tiefer hinab erstreckt als an irgend einem andern von mir näher untersuchten Puncte, und man kommt hier augenscheinlich zur Ueberzeugung, daß zwischen der Bildung des Griessandsteines und Jurakalksteins keine Unterbrechung erfolgte, sondern daß die Gebirgs-Ablagerung in continuirlicher Zeitfolge vor sich gegangen ist. Der Hezles ist ein, den Botanikern wohl bekannter, von Erlangen 2 Stunden entfernter Höhenzug auf der Westgrenze des Jura-Gebirges. Von dieser Stadt, aus der Region des Keupersandsteins herkommend, stößt man hinter Neunkirchen, immer noch in der großen Ebene, auf den letzten Steinbruch in dieser Felsart. So wie man näher an den Fuß des Berges kommt, sieht man die dünnblätterigen, brandschieferartigen Liasschiefer, über denen der Hezles sich emporhebt. Folgt man dem Fahrwege, der über den Berg nach Ermreuth führt, so findet man die Hauptmasse desselben, wohl 3/4 des Ganzen ausma-

die Auflagerung wahrnehmen kann, sieht man eine Vermengung des Griessandsteines und Jurakalkes, wobey der erstere Kalkerde aufnimmt, der letztere aber von dem, an den Sandstein gebundenen, feinkörnigen Thoneisenstein, der in jenem in dünnen Schichten und Adern vorkommt, gewöhnlich nicht nur eine ockerige Färbung, sondern auch einzelne Körner des Thoneisensteins, so wie des Quarzes erhält, überdieß meist thonhaltig ist. In diesem bloß ein Paar Fuß mächtigen Lager liegen nun die charakteristischen Versteinerungen des sogenannten Oxford-Clay und untern Ooliths, deren größte Menge man freylich immer nur lose und ausgefallen auf der Grenzfläche herum gestreut sieht, so daß man zweifeln könnte, ob sie dem Sand- oder Kalksteine angehörten, wenn man sie nicht mitunter in diesem eingeschlossen fände und überdieß nur da, wo der Griessandstein vom Jurakalk überlagert wird, niemals aber, wo er ohne diese Bedeckung erscheint. Der sogenannte oolithische Thoneisenstein (Oxford-Clay und unterer Oolith) in Franken ist demnach weiter nichts als ein mergeliger, an Versteinerungen reicher, die unterste Lage ausmachender Jurakalkstein, in welchen gewöhnlich die Körner des unterliegenden Thoneisensteins eingedrungen sind, welche Vermengung auf den Grenzflächen Hr. von Voith schon vor geraumer Weile eben so angegeben hat. Eine ähnliche Vermengung findet auch häufig auf der Grenze zwischen Keuper- und Liaskalk statt. Der oryktognostische, wie der geognostische und zoologische Charakter des vorhin erwähnten Gesteines weisen dieses nicht dem Griessandsteine, sondern wie es Graf Münster vollkommen richtig angegeben hat, der Jurakalk-Formation zu. Bey uns in geringer Mächtigkeit, öfters vielleicht ganz fehlend, ist es dagegen in Würtemberg deutlich entwickelt und dort in seiner petrographischen Beschaffenheit vollkommen erkennbar.

A. Wagner.

---

chend, aus dem mürben ockergelben Griessandstein bestehend, den dünne Schichten und Adern des feinkörnigen Thoneisensteins wie gewöhnlich durchziehen; am deutlichsten sieht man den Sandstein in einem, in der Mitte des Berges gelegenen Steinbruch aufgeschlossen. Steigt man über diesem weiter in die Höhe hinauf, so bemerkt man bald, daß mit dem Sandsteine eine Veränderung vorgegangen ist: nicht nur wird er viel fester, so daß man mit Mühe Stücke herabschlagen kann, sondern er braust von nun an, was vorher nicht der Fall war, mit Säuren auf, und beurkundet dadurch die Beymengung von Kalk. Ist man über diesen festen Sandstein noch um 60 — 80 Fuß höher hinaufgekommen, so findet man eine tafelartige Abplattung, auf welcher der Jurakalkstein in einer schmälern Kuppe aufgesetzt ist. Der Fuß derselben ist durch einen Graben, so wie durch Regengüsse auf eine kleine Strecke theilweise aufgerissen, und man hat dadurch Gelegenheit zu sehen, daß der Sandstein dicht an der Grenze sich immer mehr mit Kalk vermengt hat, so daß dieser sichtlich hervortritt, zugleich bemerkt man auch die höchst feinen Körner des Thoneisensteins, welche den Griessandstein überhaupt auszeichnen, nebst einem Haufwerk von Versteinerungen, welche man vorher nicht wahrnahm und worunter besonders kleine Pentakriniten-Stiele, Trigonien, Belemnites paxillosus und am meisten der für diesen Sandstein charakteristische Pecten paradoxus sich bemerklich machen. Indem nun der Sandgehalt zurücktritt, erscheint ein zum Theil sehr thoniger Kalkstein, von dessen Zersetzung das umgebende Lettenlager herrühren mag, theilweise aber auch ein fester Kalkstein, in welche beide hie und da gleichfalls die Körner des Thoneisensteins eingedrungen sind. In diesem thonigen Kalksteine sieht man häufig den Ostracites crista galli und edulifermis eingeschlossen, doch trifft man diese auch in den sandigen Lagen. Die in Unzahl umher gestreuten Belemnites giganteus und canaliculatus gehören offenbar diesen Grenzschichten des Jurakalkes an.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nr. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Unser Verfasser geht aus von den Tiefen einer gewissen mystischen Physiologie, welche er sich, wie es scheint, aus einer Abart der Naturphilosophie und einer kleinen Zugabe einer anderen neueren Philosophie *) zurecht gemacht hat. Nach ihm sind nämlich die Völker so reale Naturdinge wie einzelne Menschen. Beyde sind nur verschiedene Richtungen einer und derselben menschlichen Natur und müssen sich also auch in ihren Entwicklungsgesetzen genau entsprechen. Die politischen Einrichtungen sind demnach nichts als der Ausdruck des natürlichen Organismus des Gesammtmenschen oder universalen Menschen, den wir Volk nennen, und unterliegen eben so gewissen Gesetzen, nach denen sie sich mit Naturnothwendigkeit entwickeln und darstellen, wie sie uns der Physiolog im einzelnen Menschen nachweist oder doch nachweisen sollte.

„Unserer ganzen Untersuchung der Servianischen Verfassung, heißt es S. 245, liegt der Gedanke zu Grunde, daß wir es in ihr durchaus nicht mit einer willkührlichen oder auch nur bewußt ausgedachten menschlichen Einrichtung, sondern mit einem Naturgebilde zu thun haben, welches eben so aus den Händen des allweisen Schöpfers hervorgegangen ist, wie irgend eine Pflanze, die in einem gewissen Stadium ihrer Entwickelung ebenfalls in gewisse numerische Verhältnisse sich ausbildet, und daß der Staat kein willkührliches beschränktes Abstractum, sondern als das ganze in Gott und der Erde wurzelnde, daher auch alle Vermittlungen mit jenen beyden Substraten einschließende Daseyn des universellen Menschen auch wissenschaftlich aufgefaßt werden müsse."

In dieser Idee nun, mit der eine cabbalistische Zahlenspielerey in Verbindung steht, hat der Verf. glücklich den Schlüssel gefunden, mit dem er die tiefsten Geheimnisse der altrömischen Staatseinrichtungen dem erstaunten Leser aufschließt. Da giebt es nichts, es sey noch so speciell und offenbar willkührlich gesetzt oder auch geradezu zufällig, wofur nicht irgend eine physiologische Nothwendigkeit nachgewiesen wird. Daß Rom gerade auf sieben Hügeln erbauet worden, daß es gerade fünf Classen, 193 Centurien, 21, dann 35 Tribus waren - wir haben es eben als etwas zufälliges, oder doch höchstens als verständige, zweckmäßige Anordnung angesehen. Jetzt werden wir belehrt, daß dieß lauter Dinge der Nothwendigkeit seyen, wie die Stellung und Zahl der Blätter an der Pflanze, die Gliederung und Bewegung des Menschen ꝛc. Diese physikalischen Phantasien aber sind recht eigentlich die Basis des ganzen Werkes, indem alle eigenthümlichen Ansichten des Verfassers auf diese Weise gerechtfertiget werden und die positive Forschung denselben nur zu oft dienstbar gemacht wird. Wir wollen es im Verlaufe dieser Anzeige dem gesunden Verstande der Leser überlassen, gegen die einzelnen Anwendungen jenes Principes zu protestiren, müssen jedoch hier das Grundirrige desselben mit einem Worte andeuten. Niemand wird heutzutage das natürliche, d. h. unmittelbare und von aller menschlichen Satzung unabhängige Element in aller Staatenbildung verkennen: allein eben so wahr ist es,

*) Darauf deuten wenigstens solche Phrasen wie z. B. S. 577, „am Anfange der Kaiserzeit schlug das censorische Amt in die Subjectivität um."

daß die materielle oder reale Natur und der Staat gänzlich verschiedene Gebiete sind, zwischen denen nicht die geringste Gemeinschaft Statt findet. Es ist demnach eine Verrückung und Verfälschung aller Begriffe, wenn man das Wesen und die innere Bedeutung des einen aus dem Wesen der andern erklären und ergründen will, auch wenn man das höchste Gebilde der einen Sphäre (hier den Menschen nach seiner leiblichen Seite) dazu benützen wollte. Die Politie ist nun einmal kein „reales" Naturproduct: sie steht der materiellen Natur gegenüber wie Geist und Freyheit dem Triebe und der blinden Nothwendigkeit. Wohl sind Natur und Völker Gebilde desselben Schöpfers, aber daraus folgt noch nicht, daß beyde über denselben Leisten gemacht sind. Somit ist es ein ganz verkehrtes und hoffnungsloses Beginnen, dieselben Gesetze in der materiellen Natur, und ihren Gebilden, dieselben in den Völkern und ihrer Entwicklung finden zu wollen, und der Verf. konnte selbst den Schein von Uebereinstimmung nur hervorbringen durch die größten Willkührlichkeiten in der Anschauung der Naturdinge, welche sich vergebens hinter Versicherungen der „tiefsten Nothwendigkeit" und des „unverkennbarsten Gesetzes" zu verbergen suchen. Es liegt aber in seinem Unternehmen zugleich eine Herabwürdigung des Staats und seiner Geschichte, indem aller Geist aus denselben verbannt und ihnen lediglich die Bedeutung gelassen wird, gewisse physiologische Combinationen zu realisiren. Wir sind überzeugt, daß alle Leser den schmerzlichen Eindruck theilen werden, welchen ein solcher Aufwand von Geist, Combinationsgabe und Scharfsinn an solche Phantasmagorien macht: dürften wir uns nur auch der Hoffnung hingeben, daß das Werk als ein abschreckendes Marterbild solcher physiologischer Ueberschwenglichkeit wirken werde!

Wir wenden uns jetzt zu dem speziellen Inhalte des Werkes, welcher in 12 Kapitel abgetheilt ist. Zuvörderst sucht nämlich der Verf. eine feste Grundlage für seine ganze Forschung zu gewinnen, und geht zu diesem Ende aus von der berühmten Stelle Cicero's (de repub. II. 22.) über die Centurien-Verfassung des Servius Tullius. Bekanntlich wird hier eine Berechnung des Stimmenübergewichts aufgestellt, welche dem übrigen Inhalt der Stelle und andern Zeugnissen zu widersprechen scheint. Denn die 12 Rittercenturien mit den 6 suffragiis, dann den 80 Centurien der ersten Classe und der Centurie der Fabri u. s. w., machen nicht 89 (wie die Handschriften haben), sondern 99 Centurien aus und es bleiben keine 104 sondern nur 94 Centurien übrig. So haben an der Stelle seit ihrer Entdeckung die Alterthumsforscher ihren Scharfsinn geübt, aber jeder Nachfolger hatte leichtes Spiel, seinen Vorgänger zu widerlegen. Unser Verf., wie die meisten, sucht durch Conjecturalkritik zu helfen. Er geht aus von der Lesart der ersten Hand in der Ciceronischen Handschrift, welche statt equitum centuriae cum VI. suffragiis, so hat: equitum certamine et suffragiis. Daraus restituirt er: equitum cent. aevine und nimmt als ächten Text an: ut equitum centuriae binae cum VI. suffragiis et prima classis addita centuria quae — fabris est data, LXXXVIIII. centurias habeant. Wie jeder sieht kommt auf diese Weise (2 + 6 + 80 + 1) die Zahl der Handschrift (89) genau heraus. Allein wie rechtfertigt sich die Zahl von bloß 2 Rittercenturien? Der Verf. nimmt an, daß Servius Tullius den Rittercenturien keine Stellung vor sämmtlichen Classen gegeben, vielmehr dieselben ebenfalls nach Classen geordnet habe, so daß auf die 80 Centurien der 1. Classe 8 Rittercenturien, auf die folgenden Classen je 2 gekommen seyen. Er kann aber keinen andern Beweis dafür beybringen als den, daß sowohl bey der ersten Errichtung der equites als bey ihrer spätern Vermehrung immer das Verhältniß von 1 : 10 gegen die pedites eingehalten worden sey. Allein folgt daraus etwas für die Stellung, welche die nach diesem Verhältniß geschaffenen Rittercenturien bey der Abstimmung einnahmen, und wäre es glaublich, daß eine solche Spaltung der Rittercenturien von gar keinem Alten gekannt und überliefert worden wäre? Und wie vereinigt sich eine solche Abstufung vollends mit der weitern Annahme des Verf., daß die Rittercenturien von Anfang an einen der ersten Classe entsprechenden Census gehabt hätten? (S. 346). — Somit können wir denn auch diesen allerdings äußerst geistreichen Versuch, die Stelle aufzuhellen, lediglich ad acta legen.

Das zweyte Kapitel (S. 24 — 52) eröffnet einen Blick auf die älteste Verfassung des römischen Staats und deren Entwicklung bis auf Servius Tullius. Hier beginnen nun gleich die physiologischen Gleichungen. Von den Elementen der ältesten Verfassung sind die 3 Tribus das Organ des allgemeinsten Lebensgefühls des Staats, die 30 Curien die Organe zur Manifestation des Staatswillens, die Decurien oder Gentes die Organe des Erkennens und Thuns. Der allgemeine Charakter dieser ältesten Verfassung besteht aber darin, daß der Staat noch so sehr im innerlich Persönlichen befangen ist, daß als die äußerlichsten Functionen die der Curien in den Rittern und der Leibwache angesehen werden muß. „Der Organismus ist mit andern Worten noch nicht über die Hand hinaus gedrungen, der Fuß ist noch in der Hand, die schlechte (?) Freyheit noch in der persönlichen adlichen des Ritters enthalten.“ Die Hauptveränderungen, die sie unter Tarquinius erlitt, sind gleich der Entzweyung des Manns zum Mann und Weib, dann seiner Objectivirung in der Erzeugung des Kindes. Die Ramnes und die Tities verhalten sich wie äußeres und inneres, That und Recht, Mensch und ager. Die Luceres sind eine bloße Vermittlung, ihr Princip ist die Handlung. Nach dem Namen Lucomedi läßt der Verf. die Luceres aus denen entstehen, die in das von Romulus zwischen den Spitzen des Capitolischen Hügels (inter duos lucus) errichtete Asyl ihre Zuflucht genommen hätten. Allein erstens sieht diese ganze Notiz gerade so aus, als sey sie zur Erklärung des Namens erfunden und zweytens wäre kaum zu denken, wie solche Flüchtlinge so frühzeitig in die Curien aufgenommen worden. — Von den weitern Erweiterungen des Staats, „die sich mit einer Schnelligkeit folgen, welche nur der Vergleich mit dem Wachsthum eines Kindes begreiflich macht,“ geben die durch Tullius und Ancus zu keinen besondern Bemerkungen Anlaß. Desto länger verweilt der Verf. bey Tarquinius Priscus. Diesem werden 3 Erweiterungen des Staats zugeschrieben: 1) die völlige Gleichstellung der Luceres mit den beyden Altstämmen; 2) die innere Verdopplung der alten 3 Stämme durch Zutheilung der an den Luceres angereihten Municipalgeschlechter, so daß jetzt Ramnes Tities Luceres priores und posteriores unterschieden werden. Auf diese innere Dualisirung des Staats wird denn auch das Augurium des Attus Navius bezogen. Niebuhr faßt sie lediglich als Ergänzung der alten Geschlechter, welche damals lange nicht mehr vollzählig gewesen seyen. 3) Auferdem soll aber derselbe König noch eine Verdopplung des Staats vorgenommen haben, ähnlich der, welche unter Romulus durch den Zutritt der Sabiner geschehen ist. Der Verf. nennt diesen neuen Staatsbestandtheil Aequer oder Cölianer oder Cölimontaner und erblickt in ihnen den eigentlichen Kern der spätern Plebs.

Diese ganz neue Annahme soll nun bewiesen werden 1) aus der Sitte der bisherigen Könige, von denen jeder durch Aufnahme Fremder in das Bürgerrecht den Staat erweitert habe; 2) aus dem Gesetze des Wachsthums, welches von selbst mit sich bringe, daß wenn ein bisher noch heterogenes Element vollständig assimilirt werde, sofort ein neuer Bestandtheil nachrückend eintreten müsse, welcher die Spannung des Organismus und jene Assimilation selbst erhält; 3) aus dem dreyheitlichen Princip, welches der Bildung des römischen Staats vom Anfange an inne gewohnt habe. — Wir glauben nicht, daß diese Gründe irgend einer Widerlegung bedürftig oder fähig sind. 4) Aus Cic. de rep. II. 20. (sed tamen prioribus equitum partibus secundis additis Mac CC fecit equites numerumque duplicavit postquam bello subegit Aequorum magnam gentem et ferocem etc.), womit noch die Notiz verbunden wird, daß Servius Tullius mit den Ueberresten des Cälianischen Heeres Etrurien verlassen und den mons Caelius occupirt habe (daher der vom Verf. beliebte Name Cälimontaner). Die hervorgehobenen Worte sollen nämlich ganz klar eine neue von der unmittelbar vorher angedeuteten ganz verschiedene Verdopplung bezeugen. Allein wir können nicht glauben, daß der doch nicht wortkarge Cicero eine so wichtige Nachricht auf eine solche Weise gleichsam versteckt habe. Die Stelle sagt ganz einfach: „er erhöhte die Zahl der equites auf 1200 und verdoppelte auf diese Weise deren vorigen Bestand, nachdem er ꝛc. Die ohnehin apokryphische Notiz aus der Oratio Claudii aber könnte, auch wenn die Sache ausgemacht wäre, nicht hieher bezogen werden, da die Ueberreste eines hart bedrängten

Heerhaufens nicht wohl die zu einer Staatsergänzung geeigneten Elemente enthalten konnten. So ganz und gar aus der Luft gegriffen sind diese Aequer oder Cälianer, welche vom Verf. förmlich organisirt und im Verlaufe des Werkes gar häufig unbedenklich als Basis seiner Constructionen benützt werden!

Folgt im dritten Kapitel (S. 54 — 106) eine Betrachtung der Servianischen Tribusverfassung und der Vollendung der Stadt. Die vier von Servius eingerichteten Tribus werden nicht bloß als eine Eintheilung der plebs aufgefaßt, wie seit Niebuhr gewöhnlich ist, sondern als Eintheilung des Staats, nur in gewisser Hinsicht vom plebejischen Principe aus. Dieß wird man denn wohl auch zugeben müssen, da bezeugt wird, daß fortan nach diesen 4 Localtribus und nicht mehr nach den alten 3 Romulischen geschoßt und ausgehoben wurde, und da eben darauf auch die Namen jener Tribus hindeuten. Die alten Geschlechtertribus mit allem was daran hieng, wurden aber natürlich dadurch nicht berührt, und nach ihnen blieb die Zahl der Ritter 300, während es nach den 4 Localtribus 4000 Fußsoldaten waren. — Außer jenen 4 Tribus hat Tullius noch 26 regiones eingerichtet. Man kann dem Verf. beystimmen, wenn er das Verhältniß beyder Eintheilungen so angiebt, daß bloß die vier städtischen Abtheilungen eine Bedeutung zugleich für Staat und Plebejer, die ländlichen dagegen bloß für die letztern hatten; dagegen entbehren die weiteren Abstufungen der in den Regionen stehenden Plebejer, welche der Verf. annimmt, aller soliden Begründung. Noch weniger verdient er Glauben, wenn er meynt, daß von nun an auch innerhalb der alten patricischen Verfassung, so weit nicht von patricischen Vorrechten die Rede war, die Localtribus an die Stelle der Stammtribus eingetreten seyen; so daß die Curienversammlung nach den erstern abgehalten und in die Curien auch Plebejer aufgenommen worden seyen. Denn dieß wäre eine Vermischung und Verwirrung der Grundelemente des römischen Staats, welche um so unbegreiflicher erscheint, je weniger Interesse die Plebejer haben konnten, an den Curienversammlungen mit ihrem patricischen Geschäftskreis Antheil zu nehmen. Und wie will dann der Verf. die ganze Schöpfung der Centurienverfassung erklären, welche doch offenbar nur durch das Bedürfniß hervorgerufen wurde, der Plebs einen Antheil an der öffentlichen Gewalt auf gesetzlichem Wege einzuräumen; oder wie wären die späteren Kämpfe der Plebs um die Erweiterung des Gewaltkreises der Tributcomitien denkbar, wenn diese schon in den Curienversammlungen das Uebergewicht gehabt hätte? Bloß die Verlegenheit um Beweise verräth es, wenn der Verf. die spätere Repräsentation der Curien-Versammlung durch die 30 Lictoren auf die gemischte Beschaffenheit derselben deutet. Denn die Lictoren waren ja nie ein Theil dieser Comitien, so wenig als die Herolde des Reichstags, sondern ein Beywerk, welches nach dem Verfall jener Versammlungen in Function erhalten wurde, um einer Formalität so gut es gieng Genüge zu thun. Auch das Zeugniß des Dionysius kann gegen die obigen Gründe nicht in Betracht kommen, da die Annahme zu nahe liegt, daß derselbe durch die religiöse Beziehung der Curien hier zu einem Irrthum verleitet worden ist.

Die Zahl der von S. Tullius gemachten Abtheilungen wird bekanntlich verschieden berichtet. Der Verf. erklärt sich für die Zahl 30 und weiß dafür sehr scharfsinnig die räthselhaften Notizen von der symbolischen Opferung der 30 Argeer zu benützen. Die späteren Veränderungen in der Zahl dieser Abtheilungen und zwar das Herunterkommen derselben auf 21 erklärt Niebuhr als Folge des Kriegs mit Porsenna und der durch dessen Eroberungen herbeygeführten Verkleinerung des Staats. Diese Erklärung, welche allerdings äußerlicher Bestätigung entbehrt, ist aber dem Verf. lange nicht tief genug. Der Grund jener Verminderung ist nach ihm kein so äußerlicher und zufälliger, er liegt vielmehr im Gesetze des Wachsthums. Damals gelangte nämlich Rom zur Mündigkeit: nach einem in der Natur begründeten Gesetze muß sich aber damit die bisherige Einheit als Siebenheit darstellen; aus den drey Geschlechtercomplexen der Patricier, Cälimontaner (?), Plebejer mußten 21 Tribus entstehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nr. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Vor solchen physiologischen Unbegreiflichkeiten flüchten wir gerne zu Niebuhr, und wollen, wenn es nicht anders seyn kann, mit diesem wenigstens auf eine verständige und verständliche Weise irren. In diesen mystischen Tiefen ergeht sich der Verfasser noch weiter bis zum Schluße des Capitels. Auch daß Rom auf 7 Hügel beschränkt gewesen, gehört „zu den naturgeschichtlichen Bildungen, in denen sich die innerste Eigenthümlichkeit des Römischen Staats und die geheime Uebereinstimmung desselben als des universalen Menschen mit der Natur und Entwicklung des einzelnen geltend macht.“ Das älteste Septimontium entspricht den 7 Organen, die das Kind mit sich bringt, den beyden Nasen, Augen, Ohren, Mund ı dazu kommt dann die Erweiterung dieser Organe in nochmal 7: die Hände, Füße, Lenden und Zeugungsorgane, und eben so ergoß sich im fortschreitenden Wachsthum des Staats das politische Leben auch in 7 entsprechende größere Organe. Jedesmal ein Berg in diesen beyden Siebenheiten hat aber wieder etwas Ausgezeichnetes ꝛc. Unter den Organen des Hauptes tritt nur die Nase stark hervor: daher waren nur zwey eigentliche Höhen oder Berge bey dem alten Septimontium. Die Subura war ein tiefes Thal: freylich, denn sie sollte den Zuwachs von Außen aufnehmen und ist also dem Munde vergleichbar ꝛc.

Man sieht, für eine solche Philosophie giebt es nichts unerklärliches mehr, wohl aber schafft sie selbst die neue Unerklärlichkeit, wie ein geistreicher Mann sich einbilden kann, auf diese Weise etwas erklärt zu haben!

Die zweyte Einrichtung des Servius Tullius ist die Centurienverfassung (Viertes Capitel). — Das Wort Centuria leitet der Verf. her von centum viris, nicht von centum gentibus, und findet die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes in den 100 Clienten, welche den 10 Rittern jeder Curie entsprachen, woraus er denn weiter ableitet, daß die Centurienverfassung überhaupt nichts Neues, sondern in der Curienverfassung substanziell und implicite schon enthalten war. Mit Servius ist lediglich „das Moment der politischen Freyheit aus der Hand (Patrizier) in den Fuß (Plebejer) vorgedrungen.“ —

Wir gestehen, daß uns die Servianische Verfassung als etwas wesentlich Neues erscheint, was in der frühern Verfassung in keiner Weise vorhanden oder angedeutet war. Zwischen dem genokratischen Principe der Curien und dem timokratischen der Centurien können wir keine organische Vermittlung und also auch kein „organisches Herauswachsen“ der einen aus den andern erblicken, und jenes, wie es scheint, von der Gicht oder einer Gliederkrankheit entlehnte physiologische Gleichniß kann uns natürlich noch viel weniger überzeugen. Zwar hat Festus die Bemerkung: centuriata comitia item curiata dicebantur. Allein sie betrifft lediglich den Namen und enthält für die Ableitung der einen aus den andern offenbar gar nichts.

Die wichtigste Angelegenheit für den Verf. ist es nun aber, die Zahl der Classen und der Centurien, dann die Abstufung der Censusansätze als

etwas organisch und innerlich nothwendiges, von aller willkührlichen Satzung entferntes nachzweisen. Um dieses Kunststück zu Stande zu bringen, wird zuvörderst der vermögensrechtliche Ausdruck dessen gesucht, was 1) „die Person bis dahin selbst gewesen.“ Nun ist der Metallwerth des Rindes 100, des Schafes 10 Pfund Erz. Der Proportion dieser Thiere von 1: 10 entspricht aber im Staate das Verhältniß der equites (Patricier) und Clienten (pedites). Es gehen also 10 Unedle auf einen Edlen, wie 10 Rinder (= 1000 as) auf einen Unedeln. Hienach wäre eigentlich 10,000 as der adäquate Vermögensausdruck für den vornehmen Bürger. Allein mit Servius gieng der Staat aus der Hand in den Fuß, aus der Zehnheit in die Hundertheit über, mithin war die Freyheit des römischen Bürgers nach außen zehnfach erhöht, mithin ergiebt sich für den vollfreyen Bürger der Servianischen Verfassung der vermögensrechtliche Ausdruck von 100,000 as und damit der Grund für den Census der ersten Classe, welcher dem ganzen System zur Basis dient (S. 133 f.). — Wie erklären sich nun aber die weitern Abstufungen in den Censusansätzen? wie die verschiedenen Zahlen der Centurien, die in der einen oder andern Classe vorkommen? Als Grundzahl wird die von 20 Centurien angenommen. Denn nach der alten Verfassung habe jede Tribus 10 Centurien, seit der innern Verdopplung des Staats durch Tarquinius Priscus also 20, welche Tullius lediglich in die Centurien der juniores und seniores dualisirte. Bey der Vertheilung der Centurien in die Classen aber habe sich Servius von der Rücksicht auf die Abstammungsverhältnisse leiten lassen. So bestehe die erste Classe aus viermal 20 = 80 Centurien, je 20 für die alten Patricierstämme der Ramnes, Tities, Luceres, einmal 20 für die vornehmen plebejischen Exquiliner, als die plebejischen Altbürger: die 2te, 3te, 4te Classe sey für die Cälimontaner als mittlere Plebs bestimmt und umfasse jede nach deren 3 Stämmen je 20 Centurien. Die fünfte Classe endlich komme auf die dritte Hauptmasse der Verfassung, die geringern Plebejer, 30 Centurien auf die 30 Regionen. Die Centurien der Waffenschmiede und Bauleute machen den Uebergang von der ersten zu den 3 folgenden Classen, die Horn und Zinkenbläser den von der vierten zur fünften. Denn (S. 155): „das Horn mit seinem milderen und mehr auf das animalische Leben berechneten Ton hat einen Zusammenhang mit den drey mittlern Classen, die Zinke mit ihrem scharf einschneidenden Ton setzt dagegen ein fächlicheres roheres Gehör voraus und gehört zur fünften Classe!!

Ohne auf die specielle Durchführung und Begründung dieser Annahme einzugehen, wobey, wie jeder sieht, eine Hypothese und willkührliche Position auf die andere gestellt wird, so ist der Grundgedanke derselben ganz unbegreiflich. Die Servianische Centurienverfassung beruht lediglich auf dem Principe des Vermögens, und man gehört einer Klasse nur an, weil und wenn man einen bestimmten Werth für das Gemeinwesen im Census nachweisen kann. Dadurch ist aber jede Rücksicht auf Abstammung ausgeschlossen. Welchen Sinn hat es nun zu sagen, die 60 Centurien der 1. Classe seyen für die Patricier bestimmt gewesen, während diese doch nicht als solche, sondern nur als Besitzer eines bestimmten Vermögens und unter dieser Voraussetzung nicht allein sie, sondern eben so Plebejer dort stimmten? Oder wäre es glaublich, daß Servius Tullius die Abstammung, welcher er praktisch keinen Einfluß einräumte, aus theoretischer Speculation zur Basis seiner Construction gemacht hätte?

Eine directe Bestätigung seiner Ansicht glaubt der Verf. in der Abweichung der Alten über den Census der ersten Classe zu finden, der bald auf 100,000, bald auf 110,000, 120,000 und 125,000 angegeben wird. Allein da jeder Schriftsteller seine Zahl als die einzige angiebt, so ist es wohl das natürlichste, diese verschiedenen Angaben auf eine allmählige Erhöhung der Censusansätze zu deuten. Für sich könnte aber der Verf. dieselben offenbar erst dann benützen, wenn die Viertheiligkeit der ersten Classe bereits auf anderem Wege erwiesen wäre.

Die Auffassung der fünften Classe weicht besonders darin von der gewöhnlichen ab, daß die accensi (velati) — nach Niebuhr solche, die über 1500 as bis zum Census der fünften Classe haben — in diese Classe gestellt und ihnen die letzten 10 Centurien derselben eingeräumt werden, mit einem Census von 11000 as (während der Census der an-

dern 20 Centurien dieſer Claſſe 12500 as ſey). Auch hier hat aber weder die hiſtoriſche noch die philoſophiſche Beweisführung etwas überzeugendes. Das ſtärkſte Argument bleibt Livius (I. 43), der bemerkt, daß die fünfte Claſſe 30 Centurien habe, und ſo fortfährt: in his accensi, cornicines tubicinesque in III. cent. distributi. Undecim milibus haec classis censebatur. Allein es iſt ſchon von Andern bemerkt, daß Livius hier nur die militäriſche Bedeutung der an ſich zur ſechſten Claſſe gehörigen Accensi vor Augen hatte, und jedenfalls iſt es Willkühr, wenn der Verf. den Hauptinhalt jener Stelle, daß die Accensi und Spielleute 3 (2) Centurien gehabt haben, als Irrthum wegwirft, und aus den obigen Anfangsworten ihr einen ganz andern Inhalt unterſchiebt.

Große Schwierigkeiten hat von je die ſechſte Claſſe gemacht. Zwar kommt man darüber, daß viele Alten von einer ſechſten Claſſe gar nichts wiſſen, leicht hinweg durch die Annahme einer engern und weitern Bedeutung von classis. Deſto bedenklicher iſt die innere Zuſammenſetzung und Gliederung derſelben. Unſer Verf. findet das Princip der ſechſten Claſſe darin, daß ſich in derſelben die früheren Claſſen in einem zehnfach verjüngten Maßſtabe abſpiegeln. Sie enthält nach ihm ein Diminutivbild der erſten 5 Claſſen, ſomit fünf verſchiedene Cenſusanſätze von 10000, 7500, 5000, 2500, 1100 as. Die von 1100 bis 10000 ſeyen Proletarier, die unter 1100 capite censi. (Nach Gellius waren Proletarier die, welche auf nicht mehr als 1500 as cenſirt waren, und capite censi die, welche bis auf 375 as.) Die capite censi werden aber ſelbſt wieder einer neuen Abſtufung unterworfen. (Dieſe ſoll Gellius beweiſen: extremus autem census capite censorum aeris fuit trecenti septuaginta quinque, als wenn die Worte „extremus census“ nicht viel natürlicher auf die ganze Stufenleiter des census von dem der erſten Claſſe an bezogen würden!) Das Geſetz dieſer Abſtufung findet der Verf. in dem Verhältniß der drey die Familie ausmachenden Stellungen des pater — filius — mater — familias. Der Werth des paterfam, iſt „erwieſener Maſſen“ 1000 as, des Sohnes 500, der materfam. 375 as., — und dieß müſſen alſo die Abſtufungen der capite censi ſeyn. Ja, ſo feſt überzeugt iſt der Verf. von der Untrüglichkeit der allen dieſen Phantaſien zu Grund liegenden Vorſtellung, daß er in dieſer ſechſten Claſſe eine mikroſkopiſche Volksverſammlung für ſich findet, jede Abtheilung mit 20 proletariſchen Centurien, die letzte mit 11 Centurien proletariſcher Accenſi, und damit dem Abbilde gar nichts fehle, wird in die ſechſte Claſſe dieſer ſechſten Claſſe noch die Centurie ni quis scivit herbeygezogen (ſie wird weitläufig mit dem castratus verglichen S. 228), dann die municipes (die armen müſſen ſich den Spadonen gleichſtellen laſſen) — welche für dieſe proletariſche Verſammlung daſſelbe ſeyn ſollen, was die Proletarier überhaupt für die Verſammlung der Aſſiduer!

Und jetzt nachdem ſo dieſe künſtliche Zahlenpyramide vollendet iſt, ruft der Verf. triumphirend aus (S. 236): „So ſteht denn nun endlich das ganze Gebäude der Servianiſchen Centurienverfaſſung bis in ſeine äußerſten Zinnen und Spitzen ausgeführt vor unſern Augen. Gewiß ein bewunderungswürdiges politiſches Kunſtwerk. — Welcher menſchliche Geiſt hätte dergleichen erſinnen, welche menſchliche Hand es ins Werk ſetzen können.“ In dem letzteren ſind wir mit dem Verfaſſer vollkommen einverſtanden und ſehen darin das beſte Urtheil über ſeine eigene Arbeit. Nie und bey keinem Volke hat man aus der Staatsverfaſſung, ſo wie hier geſchieht, ein Rechen-Exempel gemacht, hat ſich das politiſche Leben in eine ſolche mechaniſche ſtarre Symmetrie zwängen laſſen. Denn da nun einmal Staats-Einrichtungen nicht wie Pflanzen emporſchießen oder wie Kryſtalle ſich von ſelbſt bilden, ſondern durch die menſchliche Freyheit und Vernunft wenigſtens mittelbar geſetzt werden müſſen, und da doch auch an Inſpiration hier nicht zu denken iſt, ſo mußte doch wohl Servius Tullius dieſes ganze Syſtem ſo zuſammencombinirt und ſich klar gemacht haben. Wie kann man aber ſo etwas der geſunden Einfachheit des alten politiſchen Sinnes zutrauen? Oder wie kann man glauben, daß ein ſolches überkünſtliches Syſtem die Probe der Einführung, die Probe der Jahrhunderte ausgehalten habe?

Doch alles dieß genügt dem ſymmetriſchen Triebe des Verfaſſers noch nicht. Auch die Thier- und Götterwelt wird (im fünften Capitel) in den Staat hineingezogen und wie früher der menſch-

liche Staat mit Hilfe der Naturwissenschaft, so wird jetzt ein Staat von Thieren und Göttern mit Hilfe politischer Kategorien und Verhältnisse zusammen construirt und an den ersteren angereiht. Vermöge der inneren Harmonie nämlich, welche so Götter, Menschen und Thiere zum Staate verknüpft, müssen sich auch die organischen Gesetze, welche wir bey dem Menschen finden, bey den überirdischen Wesen und den Thieren analog wieder finden. „Thiere und Geister sind nur wieder der Mensch, nur in seinem Makrokosmus.“ Die Thiere insbesondere (sie sind die zu belebten körperlichen Wesen substantiirten Reflexe einzelner Seiten der leiblichen menschlichen Natur!) haben eine priesterliche Seite, und eine königliche Seite des Rechts. Nach der ersten sind sie reine und unreine, nach der zweyten zahme und wilde (peregrini). Die ersten sind theils civile, theils natürliche. Da nun die Thiere bloß der Reflex des Menschen im äußerlichen Leben sind, so muß sich auch die ganze Servianische Verfassung in den Thiergeschlechtern reflektirt finden. Und so entdeckt denn der Verf. zunächst die 5 Servianischen Klassen in den Thieren, welche res mancipi sind. Nun werden freylich nur 4 Thiergeschlechter als solche überliefert (bos, „der ursprüngliche Patricier unter den Thieren, equus, mulus, asinus). Allein dieß bringt den Verf. nicht in Verlegenheit, sondern so wie ein bekannter Natur-Philosoph kein Bedenken getragen, in sein System Thiere einzureihen, die nicht existiren, mit dem bloßen Beysatze „zur Zeit noch nicht entdeckt“ — so schafft auch unser Verf. getrost ein neues Thier wie er es braucht, und versichert uns ganz ernsthaft, es müsse einmal ein solches gegeben haben und es sey nur erst später aus der Schöpfung verschwunden. Er nennt dieß Prodigium bovigus: seine Hauptverrichtung sey das bovem agere, vermuthlich durch Rüssel und Stoßzähne bewirkt, nach Art des Elephanten, wozu komme das Halten des Pfluges, ohne Zweifel durch einen starken Schwanz (nach nochmaliger Prüfung hält der Verf. dieß für irrig, und glaubt aus zwey Gründen, daß ein Rüssel dazu gedient habe S. 716), und das Tragen des Menschen auf einem dazu geschmeidigen Rücken. — Zur weitern Ergötzung des Lesers wollen wir nur noch anführen, wie der asinus der fünften Classe entspricht (weil er wie diese durch das Sächliche der zu tragenden Last im Gegensatze des persönlich lebendigen bestimmt wird), dann den 4 Centurien der Handwerker und Spielleute die 4 servitutes praediorum rusticorum; wie ferner an die „vornehmen zahmen Thiere“ sich eine Reihe von Ordnungen thierischer Proletarier anschließt, als da sind Schaf (der ursprüngliche Plebejer unter den Thieren), Ziege, Schwein, Hund und Katze, woran sich dann als capite censi Huhn, Taube, Gans und Ente anreihen (wovon die beyden ersten mit Vater und Sohn, die beyden letzten mit Tochter und Schwieger sinnig zusammengestellt worden!) — wie endlich selbst die centuria ni quis scivit ihren Repräsentanten im Pfau findet! „Selbst durch die Pflanzen und Mineralien, ist nicht zu bezweifeln, daß das politische Natursystem noch weiter durchgeht“ — was sich die Naturforscher zu Herzen ziehen mögen. *)

Aber auch der römisch-heidnische Olymp muß sich gefallen lassen, nach den Servianischen Classen rangirt zu werden. Denn es ist nicht zu bezweifeln, „daß es ein wahres entsprechendes Verhältniß der höhern Welt durch die geschaffenen Geister bis zum Schöpfer hinan giebt, welches die Römer von der politischen Seite her formell nicht irrig aufgefaßt haben.“ So werden die armen Götter aufwärts, wie die Bestien abwärts, in assidui und proletarii getheilt, erhalten ihren Classencensus ꝛc. Und selbst hiemit ist die Wirkung des Servianischen Systems nicht erschöpft: denn auch dem römischen Kalender liegt es zu Grunde (S. 305 — 340).

*) „Aber“, wirft sich der Verf. einmal selbst ein, „haben denn die Römer solche naturphilosophische Studien gemacht? Keineswegs, aber sie verhielten sich dabey wie der größte Philosoph, der sich der Nase zum Riechen und der Hand zum Greifen bedient — worin doch auch eine große Weisheit liegt, — ohne daß er sich den Grund dieses Benehmens vielleicht je deutlich gemacht hat.“ S. 254.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nr. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius ꝛc.

(Fortsetzung)

Damit ist endlich dieser babylonische Thurmbau, zu dem Servius Tullius unschuldiger Weise das Gerüste und den Aufriß geliefert hat, unter dem sauern Schweiße des Verf. vom Boden bis zur Spitze ausgeführt, und eine colossale Tabelle (nach S. 394) soll dem äußern Auge eine Uebersicht gewähren, zu welcher das innere sich nicht zu erheben vermag. Die Phantasien des Verf. gewähren aber nicht einmal das Vergnügen einer Fata Morgana oder den Reiz eines sinnvollen Mährchens, sondern das Ende vom Liede ist die geistloseste Einförmigkeit, indem Thiere, Menschen, Halbgötter und Götter in dieselbe armselige Formel eingezwängt sind. Welche Langeweile, sich das ganze Römische Universum, alles was auf, unter und über der römischen Erde existirt, nach dem Schema der Servianischen Verfassung denken zu sollen! Ein Kampf mit solchen Nebelgebilden ist natürlich nicht möglich. Auch ist Ref. blos deßhalb hier etwas näher auf dieselben eingegangen, weil dieser Abschnitt ihm die bitterste Parodie, die eigentliche deductio ad absurdum der Methode des Verf. zu enthalten schien, so daß es ist, als hätte ihn ein böser Schalk hinter des letztern Rücken eingeschoben. Denn es ist ganz dieselbe Manier, auf welche hier die Centurienverfassung zur Erklärung des außermenschlichen, wie früher dieß letztere zur Erklärung der erstern benützt wird.

Das sechste Capitel kehrt wieder zur Sache zurück, und behandelt (S. 341 bis 394) die Rittercenturien, die Kopfzahl der Centurien und Uebersicht. — Nach Beseitigung des Hüllmannischen Einfalls, welcher die älteste Heeresmacht Roms aus Streitwagen (celeres!) bestehen läßt, geht der Verf. an die Erklärung, warum Servius Tullius gerade 18 Rittercenturien gemacht habe. Er findet die Lösung dieses Räthsels in den von ihm angenommenen drey Hauptbestandtheilen des Röm. Staats. Auf die alten Patricier in ihren 3 Doppeltribus seyen 6 Centurien gekommen (diese hießen aber nicht Centurien, weil sie vermöge der Geschlechterverfassung equites waren und weil jener Name, als auf Fußdienst hindeutend, herabwürdigend gewesen wäre, daher wurden sie nach ihrer Bedeutung für die Abstimmung in der Volksversammlung sex suffragia genannt, S. 349;) diese hätten die Norm abgegeben: so kamen weitere sechs Rittercenturien auf die Aequer und Cälimontaner (durch Tarquinius Priscus), so daß nur die letzten auf die Plebejer kommenden 6 Centurien eine Schöpfung des Servius Tullius seyen. — Schon die apokryphischen Aequer sind nicht geeignet, dieser Darstellung Glauben zu verschaffen: es steht ihr aber auch die ausdrückliche Nachricht des Livius (I. 43.) entgegen, daß Servius aus den Vornehmsten und Reichsten ohne Rücksicht auf Abstammung zwölf Centurien gemacht habe, und wenn der Verf., um über die Stelle wegzukommen, den Livius der Unkenntniß und Unklarheit über die Sache zeiht, so verträgt sich dieß um so weniger mit der zur Schau getragenen Ehrerbietung vor den classischen Zeugnissen, als kein anderes klares Zeugniß dem des Livius hier entgegengestellt werden kann. Die Vorliebe für gewisse Lieblingsentdeckungen (wozu namentlich jene Aequer gehören) und die Jagd nach Zahlensymmetrien entrücken den Verf. nur zu oft dem sichern historischen Boden.

Dagegen hat es viel für sich, wenn der Verf. die gewöhnliche Annahme bestreitet, daß die Ritter in der ältern Zeit noch keinen bestimmten Census gehabt hätten, sondern bloß im Allgemeinen aus den tüchtigsten, edelsten und reichsten gewählt worden seyen. Dem widerspricht nicht nur das timokratische Princip der Centurienverfassung, sondern auch das Zeugniß Cicero's, daß cives census maximo zu Rittern seyen gewählt worden (de rep. II. 22), sowie die frühzeitige Erwähnung eines census equester (cf. Liv. III. 27. V. 7). — Wenn aber dieser Census selbst auf 120,000 as angesetzt wird, so beweist dieß weder Festus, der diese Summe als den Census der ersten Classe überhaupt angibt, noch weniger die Natur des Ritterdienstes. Wir wissen diesen Census für die alten Zeiten nicht, da die persönliche Qualification wahrscheinlich auch in Betracht kam. Ueber die weitere Hypothese, daß die Ritter von Servius in 3 verschiedenen Haupttheilen zur Abstimmung berufen worden seyen, ist schon oben das Geeignete bemerkt worden. — (Beyläufig mag auf die eigenthümliche Auffassung des equus publicus als generische Anweisung eines Ritterpferdes für immer hingedeutet werden und auf die Emendation des Livius I. 43. quae (viduae orbaeque) binae millia aeris in annos singulos penderent statt quae bina etc., was allerdings für das aes hordearium passender wäre.)

Zum Schluße des Capitels versucht der Verf. eine Berechnung der Kopfzahl für sämmtliche Classen nach dem ersten Census des Servius Tullius. Bekanntlich geht Niebuhr hiebey davon aus, daß in der ersten Classe jede Centurie der Jüngern wirklich aus 100 Köpfen bestanden habe. Der Verf. läugnet, daß der Begriff der Centurie irgendwo in der Servianischen Verfassung in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht worden sey (dabey macht er die richtige Bemerkung, daß auch unter den juniores immer nur patres familias zu verstehen, weil nur diese Vermögen hatten), und geht nun seinerseits davon aus, daß die einzelnen Rittercenturien aus 200 Rittern bestanden, daß die Centurien der ersten Classe ungefähr gleich stark gewesen, und daß die Kopfzahl in den Centurien der spätern Classen im umgekehrten Verhältniß des Vermögens starker seyn müsse. Der erste dieser Sätze soll daraus folgen, daß Tarquinius Priscus die Romulischen Rittercenturien auf 1200 brachte, welche Zahl dann bey den 2 spätern Vermehrungen derselben von je 6 Centurien eingehalten worden sey. Allein die Zahlenangaben schwanken zwischen 1200 und 1800 und daß die später creirten Centurien sich der Zahl nach genau an die alten anschlossen, ist eben so unsicher, als die gleiche Stärke der Centurien der ersten Classe. — In solchen Dingen hat immer der, welcher zerstört, ein leichtes Spiel gegen den, welcher aufbauen will.

Was nun den Gewaltkreis der Volksversammlung nach Centurien (siebentes Capitel) angeht, so sieht der Verf. in derselben substanziell keine andere Behörde als die bisherigen Curiatcomitien. Alles, was nach der Verfassung überhaupt dem populus zukam, und nur nicht seiner Natur nach dem innerlichen genokratischen Principe ausschließlich angehörte, konnte nun auch vor diese Comitien gebracht werden, mithin Wahl der Magistrate (s. hierüber die weitere historische Ausführung S. 398 f.), Bestätigung oder Verwerfung von Gesetzesvorschlägen, Entscheidung über Krieg und Frieden (S. 402.). — Am meisten beschäftigt den Verf. die Frage über die Gültigkeit der Centurienbeschlüße. Darüber ist kein Streit, daß alles, was an die Centurien gebracht werden sollte, vorher vom Senate vorberathen seyn mußte. Diese Vorberathung ist eigentlich ein Senatsconsult, heißt aber auch mitunter auctoritas patrum. Nun erhielten aber die Centurienbeschlüsse nicht eher verbindende Kraft, als bis hinterdrein „patres auctores facti erant." Früher verstand man darunter einfach eine wiederholte Genehmigung des Senats. Niebuhr und die meisten nach ihm beziehen es jedoch auf eine Bestätigung der Centurienbeschlüsse durch die Curiatcomitien. Dagegen vertheidigt nun Hr. Huschke die ältere Ansicht, jedoch mit der Modification, daß dieses auctores fieri ein Vorrecht bloß der eigentlichen patres d. h. des patricischen Theils des Senats gewesen sey, dann daß unter dieser Genehmigung nicht ein gewöhnliches Senatus-Consult, sondern eine eigenthümliche feyerliche Bekräftigung zu verstehen sey, welche sich zu den gewöhnlichen Senatusconsulten verhielt, wie die auctoritas tutoris zu der administratio und gestio

desselben. — Es seyen hier nur einige Bemerkungen über die Hauptgründe des Verf. erlaubt. Die letztern sind folgende: 1) das Wort patres beziehe sich immer auf den Senat, eben so auctoritas, während von den Curiatcomitien populus und jussus gesagt werde. Allein daß beyde Ausdrücke auch auf die in Curiatcomitien versammelten Patricier bezogen werden können, unterliegt keinem Zweifel, und daß sie im Sinne der alten Ueberlieferungen, aus denen Livius u. a. schöpften, wirklich dieß bedeuten, wird wahrscheinlich dadurch, daß dafür mehrmals vorkommt „patricii auctores facti," was auf den mit Plebejern gemischten Senat nicht passen würde. (Vergleiche Niebuhr Band I. S. 373. der 3. Ausg.) — 2) Da das auctores fieri in späterer Zeit im Senat vor sich ging, die Curiatcomitien aber immer noch als Formalität fortbestanden, so sey nicht abzusehen, warum die Behörde hier gewechselt haben sollte. Allein wenn auch diese Bestätigung selbst nur zur leeren Formalität geworden ist, so kam es doch immer auf eine Willens-Erklärung der Comitien an; diese konnte man aber unmöglich den stummen 30 Lictoren überlassen, sondern mußte sie auf eine andere Behörde übertragen. — 3) Es folge aus der Natur der Sache. Das Volk werde unmündig gedacht. Der Rath der Alten nehme bey ihm dieselbe Stelle ein wie beym Pupillen der Tutor. Das vorausgehende Senatusconsult erscheine als die Einwilligung zur Handlung, die auctoritas senatus als nachfolgende tutoris auctoritas. — Solche Analogien machen eine Ansicht immer verdächtig, weil es zu nahe liegt, daß letztere aus dem Bild, statt daß das Bild aus ihr genommen sey. Schon die Grundlage des ganzen Vergleichs scheint der antiken Vorstellung ganz zuwider, und die zweymalige Bestätigung einer und derselben Sache bleibt um so unbegreiflicher, als auch bey den Rechtsgeschäften eines Pupillen keine zweymalige förmliche Einwilligung vorkommt. Es ist kein glücklicher Nothbehelf, wenn der Verf. das zweytemal nicht den ganzen Senat sondern bloß den patricischen Bestandtheil desselben genehmigend auftreten läßt. Eine solche Spaltung des Senats gerade bey dessen wichtigsten Vorrechten ist eben so unerwiesen als unwahrscheinlich. Es scheint daher dem Ref. immer noch kein Grund gegeben, von der Niebuhr'schen Ansicht abzuweichen, als welche nicht nur innerlich glaubhaft und wahrscheinlich, sondern auch durch die Analogie dessen, was bey Wahlen galt, unterstützt ist (s. freylich gegen das letzte Argument die Bemerkungen S. 407. f.).

Die Erörterungen über die Art der Abhaltung der Centuriatcomitien (S. 414 f.) reihen sich an den Gedanken, daß dieselben ein zum Streit ausrückendes Heer darstellen. Hinsichtlich der Gegenwart der Pontifices und anderer Priester widerspricht der Verf. Niebuhr'n und sucht die Ansicht zu begründen, daß weder die Curiat- noch die Centuriatcomitien an und für sich deren Anwesenheit erforderten, daß sie aber zugezogen wurden, wenn der Gegenstand der Berathung in das heilige Recht einschlug, z. B. bey Arrogationen, oder wenn man dem Gesetze eine besondere Unverbrüchlichkeit beylegen, d. h. es zur lex sacrata machen wollte (S. 419 f.), — was dem Ref. viel für sich zu haben scheint.

Im achten Capitel (die Militärischen Einrichtungen S. 423 — 487) bemerkt der Verf. sehr wahr, daß in Folge der neuen Verfassung das Fußvolk selbständig neben die Reiterey trat und der eigentliche Kern des römischen Heeres wurde, dann daß die Gliederung des Fußheeres nach der Würde der verschiedenen Arten von Bürgern erfolgte, wie sie sich jetzt in den 5 Classen ausprägte. Hauptsächlich wird sodann die Verschiedenheit der Heeresabtheilungen und ihrer Bewaffnung erörtert. In den letztern findet der Verf. wieder seine drey Hauptmassen und dasselbe System, nach welchem die Classen selbst eingerichtet sind, dann namentlich das Princip, daß „je sachlich höher die Person steht, d. h. je größeres Vermögen sie besitzt, desto mehr sie auch durch die ihr umgelegten Instrumente gegen das Eindringen eines instrumentalen Angriffs geschützt seyn soll." Und nun folgt die wunderlichste physiologisch-politische Deutung der römischen Bewaffnung nach den vier Haupttheilen des menschlichen Körpers (Kopf, Brust, Unterleib, Beine; — Nebucadnezars Traumbild kommt hier wohl zu Statten), wobey viele

Mühe aufgewandt wird, einen mystischen Zusammenhang zwischen dem Census und übrigen Wesen einer Classe und der Art, Länge, Schwere der Angriffs- und Vertheidigungswaffen (z. B. S. 431: „Je mehr die Bedeutung der Leiber zunahm, desto mehr mußte auch die für diese bestimmte Angriffswaffe an Länge und Schwere zunehmen, während das Schwert sich vermuthlich in demselben Maaße verkürzte“ ꝛc.), dann der Art und Weise des Kampfes (s. z. B. S. 432 den physiologischen Beweis, warum das cominus in acie pugnare die eigenthümliche Kampfweise der 4 ersten Classen seyn mußte) nachzuweisen. Am Ende sollen sich sämmtliche Classen als Glieder eines bewaffneten Mannes darstellen, wovon die Triarier und Principes (die 1. Classe) das Haupt, die Hastati (die drey nächsten Classen) den Leib (Brust, Unterleib, Beine — den Uebergang vom Haupt zur Brust machen die centuriae fabrum), endlich die Schleuderer (ferentarii oder rorarii) nebst den accensis velatis den Fuß (die Spielleute den Knöchel) bilden! (S. 446 f.) — Auf die Ausführungen über die alte Schlachtordnung und die Römische Legion, deren Aushebung, Anführung, Zusammensetzung ꝛc., dann die Ritter in militärischer Hinsicht, müssen wir uns begnügen die Alterthumsforscher aufmerksam zu machen. Sie finden hier gründliche Forschung und zum Theil neue Ergebnisse.

Außer dem Kriegsdienste ist die zweyte Hauptleistung der Bürger an den Staat das Tributum, wovon das neunte Capitel handelt. — Auch dieses wurde seit Servius nach dem Census abgetragen. Zu einer bestimmten jährlichen Abgabe wurde es aber erst seit dem Aufkommen des Soldes. Vorher wurde gewöhnlich nur im Falle eines Krieges zur Bestreitung der Kosten eine tributi collatio, bald größer bald kleiner, ausgeschrieben. Die mehreren Arten von Tributum, die vorkommen, erklärt der Verf. zum Theil auf eine abweichende Art: 1) Das tributum viritim collatum bestand darin, daß bey gewisser Geburt ein gewisses Vermögen stillschweigend angenommen wurde, von dem man schoßen mußte. Dieß war vor Servius das übliche. 2) Das tributum in capita ist keine Kopfsteuer im Sinne der Kaiserzeit, sondern ein Tributum, dem das caput des Bürgers, nicht das Vermögen, unterworfen gedacht wird. Nach den Ausführungen des Verf. war dieß (gegen Niebuhr) keineswegs das gewöhnliche vor Servius, sondern es waren demselben nur gewisse Classen von Personen nach Gutdünken des Censor, natürlich mit Rücksicht auf das Vermögen, unterworfen. Namentlich gehört dahin das uxorium und viduvium, dann die Aerarii, in welchen der Verf. ursprünglich solche municipes erblickt, welche aus der Fremde aufgenommen das schlechteste Municipalbürgerrecht als cives sine suffragio mit Verlust der eigenen Stadtverfassung erhalten hatten — Ansichten, die wir unmöglich hier ins Einzelne verfolgen können (s. S. 495 f.), da man über diese, und so viele ähnliche Puncte doch kaum je über die Hypothese hinauskommen wird. 3) Das tributum ex censu macht keine Schwierigkeit. — Als Steuermodus wird mit Niebuhr 1 as von 1000 jährlich angenommen.

In der Abhandlung über den Census (sie bildet das zehnte Capitel, S. 509 — 582) wird zunächst die Frage aufgeworfen, ob der Census eine durchaus neue Einrichtung des Servius Tullius war, oder ob er nicht vielmehr eben so, wie (nach der Ansicht des Verfassers) die Centurienverfassung selbst, seinen Grund in ältern Einrichtungen hatte? Der Verf. glaubt wirklich einen solchen Zusammenhang nachweisen zu können. Nach ihm fand nämlich Servius das Institut des lustrum bereits vor, und der Census war nichts als eine Ausdehnung der dem lustrum zu Grunde liegenden Idee auf das jetzige irdische, äußerliche Princip der Verfassung. An die Stelle des nefas, incestum u. dgl. vor den Augen der Gottheit (was bey der Lustration expirt wurde,) trat das dedecus, probrum u. s. w. vor dem Ermessen des Königs, als des ursprünglichen Censors. „An die Stelle des bloßen Wegschaffens des nach den alten Natureinrichtungen Anstößigen das eigentliche censere, die Bestimmung jedes Bestandtheils nach irdischem Werthe“ u. s. w.

(Fortsetzung folgt)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nr. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius ꝛc.

(Fortsetzung.)

So viel empfehlendes eine solche Herleitung des Census aus dem Lustrum auf den ersten Blick für sich hat, so wird sie doch schon durch die bestimmten Nachrichten widerlegt, welche die Einführung des lustrum ebenfalls erst dem Servius Tullius zuschreiben. Vergebens bemüht sich der Verf. durch die Annahme eines bisher nicht gekannten Zeitabschnitts, nämlich einer Jahreswoche zu 10 Jahren mit von fünf zu fünf Jahren alternirenden Lustrationen von Quiritischer und Römischer Seite das frühere Daseyn einer fünfjährigen Lustration wahrscheinlich zu machen. Eben so wenig ist glaublich, daß man dem Servius die Einführung des lustrum bloß darum zugeschrieben habe, weil er es durch die Verbindung mit dem Census zuerst zu einer politischen Wirksamkeit gebracht habe. Auch hat wahrlich die Grundbedeutung des Census, nämlich „den ganzen Staatsorganismus nach dem Werthe, den seine Bestandtheile für die auf das Sächliche und die äußere Function begründete Verfassung hatten, neu zu ordnen," nicht die entfernteste Analogie mit der dem lustrum unterliegenden religiösen Idee. Selbst das Sittenrichteramt der Censoren wird von so ganz verschiedenem Gesichtspunct her geübt, daß auch in dieser Hinsicht eine Ableitung aus der Lustration schwer zu glauben ist, zumal ja die letztere neben dem Census fortbestand!

Der Census selbst wird nach quiritischem Principe abgehalten. Nur das kommt in Anschlag, was Jemand ex jure Quiritium ist und hat. Er erstreckt sich also, was die Personen anlangt, nur auf die Römischen Bürger. Wie soll man nun aber die so sehr fluctuirenden Zahlen der capita civium in den Censusangaben erklären? Nach Niebuhr daraus, weil man die Isopoliten, d. h. die Bewohner der mit Rom zu gleichem Rechte verbündeten Städte hinzurechnete, deren Zahl aber in Folge neuer Verträge oder des Bruchs der bisherigen sehr gewechselt habe. Unser Verf. verwirft diese Erklärung besonders deshalb, weil man unmöglich annehmen könne, daß diese Isopoliten als cives Romani censirt worden seyen; es könnten lediglich die Censusrollen von den isopolitischen Städten an Rom mitgetheilt worden seyn: bey der großen Strenge, mit welcher die Römer staatsrechtliche Begriffe schieden, sey es aber nicht wohl glaublich, daß unter den capita civium Romanorum auch solche Isopoliten verstanden worden seyen. Er selbst geht davon aus, daß in der isopolitischen Verbindung das Recht lag, durch Uebersiedlung in den Römischen Staat wirkliches Bürgerrecht, ohne jus suffragii et honorum zu erlangen. Dieß Recht nun sey von den Isopoliten in Masse ausgeübt worden, wenn sie sich von einer solchen Uebersiedlung einen wenn auch nur vorübergehenden Vortheil versprechen durften (z. B. Adscription in eine Colonie u. dgl.): nach Erreichung oder Fehlschlagung dieses Zweckes seyen sie wieder in ihre Heimath zurückgekehrt, und aus diesem Zu- und Abströmen erklärten sich jene Fluctuationen der Censusangaben. — Die Grundlage dieser Ansicht, nämlich jenes Recht der Isopoliten, muß allerdings zugegeben werden: dagegen dünkt uns nicht nur an sich ein so häufiger Wechsel der Heimath, ein solches beständiges Hinüber und Herübersiedeln mit dem ganzen Hauswesen (denn ohne dieß wurden sie doch nicht censirt) unwahrscheinlich, sondern es

geht auch aus den von Livius berichteten Klagen der lateinischen Bundesgenossen deutlich genug hervor, daß die nach Rom übergesiedelten eben dort verblieben und nicht freywillig in ihre Heimath wieder zurückkehrten, weßhalb eben politische Zwangsmaßregeln gegen dieselben von den Städten, da diese sonst veröden würden, angerufen wurden. (Liv. 39, 3. 41, 8.)

Die tabulae Caeritum, in welche die eingetragen wurden, welche sich in Rom außerhalb der Centurien censiren lassen mußten, geben zu manchen Bemerkungen Anlaß, namentlich zur nähern Bestimmung der Ausdrücke aerarium fieri und in tabulas Caeritum referri, welche obwohl nothwendig mit einander verbunden, doch verschiedene Seiten bezeichnen, nämlich jener die Ausstoßung aus der herrschenden Römischen Bürgerschaft, dieser die finanzielle Folge davon. (S. 531 f.) — Bey Gelegenheit der Aufnahme des Personalbestandes im Census kommt der Verf. auf die Römischen Namen, dann auf die Sklaven. Aus unzureichenden Gründen wird dem Servius die Einführung der manumissio censu abgesprochen, während mit Fug die Nachricht wieder zu Ehren gebracht wird, daß Servius das Recht der civilen Manumission überhaupt begründet habe, indem er die Freygelassenen in die Civität und zwar in die 4 städtischen Tribus aufnahm. Dieß wird durch äußere und innere Gründe unterstützt (die jugendlichen Staaten, meynt unter andern der Verf., hätten noch nicht die politische Digestivkraft, welche den in ihre Gewalt gekommenen zu einem eigenen negativ-persönlichen Bestandtheil ihres Staats mache) und führt auch auf die Geschichte der spätern politischen Schicksale der Freygelassenen. (S. 549 f.)

Die Abschätzung des Vermögens geschah nach dem Verf. als ganzes, in Bausch und Bogen, nicht nach einzelnen Gegenständen. Dieß soll folgen aus der politischen Bedeutung des Census überhaupt, (nämlich: „einen vermögensrechtlichen Ausdruck der Person darzustellen“,) dann aus der des Vermögens, „welches unter Servius zuerst aus der Person hervortrat und nun zuvörderst doch nur erst seinem persönlichen Momente nach als Einheit in Betracht kam.“ Der andere Factor der Sächlichkeit und Einzelnheit tritt erst in der Zeit der Republik hervor und damit die Angabe der einzelnen Sachen im Census. Daran läßt sich der Verf. auch nicht einmal durch solche Consequenzen irre machen, wie daß die Grundstücke (s. S. 568) zuerst gar nicht angegeben worden seyen, weil sie mehr zur Basis des Vermögens gedient hätten, als daß sie selbst im Vermögen seyen und daß nur Vieh und andere bewegliche Dinge als Vermögen angesehen worden seyen! Wie soll man es aber reimen, wenn der Verf. einmal (gegen Niebuhr) annimmt, daß bey der Abschätzung des Vermögens die Schulden abgezogen, und die ausstehenden Activa eingerechnet worden seyen, und dann doch wieder zugiebt, daß von dem Werthe des Ackers schlechthin der Schooß gezahlt werden mußte? Blieben denn nicht auf diese Weise eben die Schulden der Hauptsache nach unberücksichtigt? — Begründeter ist der Widerspruch gegen die weitere Annahme Niebuhr's, daß die Sachen, welche im Census angegeben werden, mit den res mancipi identisch seyen und daß ursprünglich alle Sachen, welche Jemand ex jure Quiritium hatte, res mancipi gewesen seyen. Denn es stehen später unbezweifelt sowohl res mancipi als nec mancipi im quiritischen Eigenthum, und in solchen Dingen haben die Römer nie das Ursprüngliche und Alte verlassen.

Die zweyte Hälfte des Censorischen Geschäfts war, jedem für die Folge „die Stelle im Staatsorganismus anzuweisen, welche ihm nach seinem politischen Werthe zukam.“ In der Censur liege, vermöge ihres Zusammenhanges mit dem lustrum, eine Stellvertretung der Gottheit. Darum werde selbst später noch dieselbe für die heiligste, der Würde nach höchste und allein unverantwortliche Magistratur angesehen, und sey mitunter für den Censor ein Dictator ernannt worden: auch habe sich das censorische Richteramt ursprünglich ohne Zweifel nur auf solche Vergehen bezogen, durch welche die Gottheit beleidigt, oder die Bedeutung des Bürgers als eines integrirenden Bestandtheils des Staats unmittelbar gefährdet worden sey. — Wir haben über diesen Zusammenhang schon oben unsere Meynung ausgesprochen und finden auch in diesen Bemerkungen keinen Anlaß, von derselben

abzugeh n. Denn alle diese Eigenschaften der Censur lassen sich ganz ungezwungen theils aus dem nothwendigen Spielraum, welcher der Subjectivität des Censor eingeräumt wird, theils aus der hohen Würde erklären, welche ein oberstes Sittenrichteramt seiner Natur nach umgeben muß. — Den Schluß des Capitels macht eine Erörterung des Verhältnisses der Censur und der Aedilität. (S. 579 f.)

Das elfte Capitel handelt vom Gerichtswesen. Es werden nämlich von den Alten dem Könige Servius auch hierin wichtige Veränderungen namentlich in Betreff der Privatrechtsstreitigkeiten zugeschrieben. Während die frühern Könige die Prozesse selbst entschieden hätten, habe er einen Unterschied zwischen öffentlichen und Privatrechtshändeln gemacht, und die ersten sich vorbehalten, die letzten aber Privatrichtern zur Entscheidung übertragen und ihnen dabey eigene Gesetze zur Norm vorgeschrieben (Dionys. 4, 25.) Man hat diese Nachricht seit Niebuhr gewöhnlich auf Einführung des Centumviralgerichts bezogen. Dem widersetzt sich der Verf. und stellt die von Servius gemachten Aenderungen in folgendem Zusammenhange dar. Man unterschied von jeher die Civilprozesse in solche, welche ein bloßes Privatinteresse betrafen, und solche, welche zugleich das Volk angingen. Die erstern entschied der König selbst oder durch einen arbiter; nur in wichtigern Sachen galt von seinem Spruche Provocation an's Volk. Die letztern mußten dagegen wie eigentliche causae publicae sofort vor das Volk gebracht werden, und zu diesem Zwecke bediente man sich nach einer hier nur formellen äußerlichen Entscheidung des Königs der provocatio sacramento. Im Gefolg der Einführung des Census und der Centurien mußten sich die Gegenstände der zur unmittelbaren Competenz des Volks gehörigen Prozesse vervielfältigen, da nunmehr die Streitigkeiten über Freyheit, Civität, Erbschaften, Grundstücke, Servituten das größte öffentliche Interesse hatten. Und die Cognition in denselben ging von den Curien an die Centurienversammlung über. Aus diesem Volksgerichte ging aber das Decem- und Centum-Viralgericht hervor und in sofern sind unter Servius die Anfänge dieser spätern Gerichte zu suchen. Diesen Zusammenhang sucht der Verf. hauptsächlich zu beweisen aus der häufigen Entgegensetzung der privata und centumviralia judicia (in andern Stellen stehen aber die letztern den publica jud. gegenüber), daraus, daß die Prozesse vor das Decem- und Centum-Viralgericht stets durch Provocation gebracht worden, daß in dem letztern Gericht ein Prätor präsidirte, daß beyden Gerichten das Symbol der hasta eigenthümlich war, welche immer auf eine vom Volke nach der äußerlich kriegerischen Centurienversammlung geübte Gerichtsbarkeit hindeute. — In der That dürfte ein Zusammenhang des Centumviralgerichts mit der Centurienverfassung nicht zu läugnen seyn. Allein daß dasselbe unmittelbar aus einem Volksgerichte hervorgegangen sey, und noch mehr, daß dieß auf die vom Verf. angedeutete Weise geschehen sey, dem stehen doch gar zu wesentliche Bedenklichkeiten entgegen. Denn erstens ist es eine ganz unerwiesene Hypothese, daß das Volk irgend welche Privatstreitigkeiten jemals selbst unmittelbar entschieden habe: ja es ist dieß bey der Häufigkeit von Streitigkeiten über Eigenthum, Servituten, Erbschaften u. dgl. geradezu undenkbar. Zweytens läßt sich der Weg, auf welchem derley Streitigkeiten vor das Volk gebracht seyn sollen, schwer begreifen. Der König, später der Magistratus soll nur eine formelle Entscheidung gegeben haben (ähnlich dem vindicias oder litem secundum alterum dare), und dann soll durch eine provocatio sacramento die Entscheidung an das Volk devolvirt worden seyn. Abgesehen davon, daß das Verfahren vor dem König hiernach eine reine, zwecklose Formalität wäre, so findet hier eine augenfällige Verschiebung von zwey verschiedenen Begriffen Statt. Die Bedeutung der provocatio im criminalprozessualischen Sinne (um die Sache nur im Groben anzudeuten, da eine in das juristische Detail eingehende Erörterung von den Gränzen dieser Blätter ausgeschlossen ist), wodurch sich ein peinlich Angeklagter und Verurtheilter dem Volksgerichte unterwarf, wird der provocatio im civilprozessualischen Sinne, welche ein Auffordern zum sacramentum ist, untergeschoben. Nirgends wird einer provocatio im Civilprozeß mit dem Effect gedacht, daß dadurch der Streit vor das Volk gebracht würde. Und eben so wenig läßt sich behaupten, daß sacramentum und mulcta richterliche

Acte seyen, denen Provocation folgen müsse. — Der spätere Ursprung des Centumviralgerichts selbst soll aber besonders daraus hervorgehen, daß es allen Gesetzen politischer Entwicklung zuwider wäre, wenn ein Institut, welches erst in der Kaiserzeit seine volle Bedeutung erhalten habe, schon unter den Königen entstanden seyn sollte. Allein das Centumviralgericht hat unter den Kaisern keinen materiell größern Umfang sondern nur formell ein höheres Ansehen deßhalb gewonnen, weil in ihm allein noch, nach dem Untergang des ordo judiciorum publicorum, republicanische Formen fortbestanden. Und wie ließe sich erklären, daß sich keine einzige Nachricht von einer solchen civilprozessualischen Competenz der Volksgerichte erhalten hat? — In seine Theorie hat der Verf. auch den Ursprung des Decemviralgerichts eingeflochten. Dieses soll schon Servius eingesetzt haben, um die Stelle der Volksgerichte ex provocatione in allen Händeln über jura status zu vertreten, zur Wahrung plebejischer Freyheit. Später nach Ausgleichung der Parteyinteressen und dem Aufkommen des Formular-Prozesses erhielt dasselbe unter dem Namen decemviri stlitibus judicandis eine neue Einrichtung, bis es unter August dem Centumviralgericht einverleibt wurde. — Wir können uns eines nähern Eingehens auf diese ohnehin durch keine historischen Beweise unterstützte Hypothese überheben, da sie mit der Grundlage, worauf sie gebaut ist, ohnehin zusammenfallen muß.

Uebrigens sucht der Verf. mit der Einsetzung dieser Richter die 50 Gesetze in Verbindung zu bringen, welche dem Servius zugeschrieben werden. (S. 596 f.).

In dem zwölften und letzten Kapitel geht der Verf. über die Gränzen seiner eigentlichen Aufgabe hinaus und behandelt die Geschichte der spätern Centurienverfassung. Diese gehört bekanntlich zu den schwierigsten und bestrittensten Theilen der Römischen Staatsgeschichte, und auch der mit großem Aufgebot von Scharfsinn und Gelehrsamkeit gemachte Versuch des Verfassers, die Sache zur Klarheit und Evidenz zu bringen, ist nur ein neuer Beweis, daß das Dunkel hier nur durch neue Zeugnisse und Nachrichten jemals ganz wird aufgehellt werden können. — Des Verf. Ansicht ist kurz diese. Die 5 Classen blieben der Zahl nach fortbestehen; dagegen verschwanden die alten Centurien; an ihre Stelle traten ganz andere, gebildet aus den ländlichen Tribus, von welchen jede in eine Centurie der seniores und juniores zerfiel. Diese Tribus oder die aus ihnen gemachten Centurien waren nunmehr Unterabtheilungen der Classen, so daß jede Classe eine bestimmte Anzahl von Tribus in sich begriff, und zwar die erste Classe 8, die zweyte bis vierte je 2, die fünfte 3 Tribus. Die Uebertragung der Centurialen aus den persönlichen Servianischen Centurien in diese localen Tribuscenturien ist aber nach Hrn. Huschke so zu denken, daß jetzt nicht bloß mehr nach dem Vermögen, sondern auch nach dem Grundstück gefragt wurde. Die, welche bisher der ersten Classe angehört haben, mußten um ferner in dieser Classe stimmen zu können, außer dem Census von 100,000 as auch noch ein entsprechend großes Grundstück, und zwar in einer der 8 Tribus, im Eigenthum haben (S. 642). — Man sieht, auf welche Weise der Verf. die größte Schwierigkeit, die sich seiner Ansicht von einer Vertheilung der Tribus in die Classen entgegenstellt, zu beseitigen sucht. Allein es ist ihm dieß, wie uns scheint, nicht gelungen. Denn 1) da die neue Verfassung offenbar eine Verbindung und Vermischung der alten Centurienverfassung und der Tribuseintheilung darstellen soll, so muß dem localen Principe der Tribus neben dem der Centurienverfassung, d. h. dem Vermögen irgend ein Einfluß und eine Bedeutung eingeräumt werden. Nach dem Verf. kömmt aber keine Vereinigung beyder Principien, sondern lediglich eine Erhöhung des bisherigen Census, überhaupt eine Vermehrung der bisherigen timokratischen Bedingungen heraus, indem außer dem bisherigen Vermögen noch ein an Werth gleichkommendes, in einer bestimmten Tribus eingeschriebenes Grundstück erfordert wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois, Archiviste de la Flandre-Orientale. Bruxelles, Société Belge de Librairie. 1837. 1. B. 8. p. 1 — 250.

Die von der Kaiserin Maria Theresia, glorreichen Andenkens, im Jahre 1768 zu Brüssel gestiftete Akademie der Wissenschaften pflegt seit ihrem Beginne unter den jährlich von ihr ausgeschriebenen Preisaufgaben interessante Fragen aus der germanischen Rechtsgeschichte zur Beantwortung bekannt zu machen: namentlich solche, welche sich auf die Vergangenheit der Niederlande beziehen. Dieser Anregung verdanken wir vor der französischen Revolution mehrere höchst wichtige, unser Deutschland ganz besonders interessirende Memoiren über die niederländischen Gauen, *) über die Einführung des römischen Rechts in jenen Provinzen, **) ferner über die vom siebenten bis zum dreyzehnten Jahrhundert dort geltenden Rechtsquellen. ***)

Seit dem Jahr 1817, wo die von König Wilhelm wieder hergestellte Akademie wieder thätig zu seyn begann, wurden gleichfalls mehrere Preisschriften dieser Art gekrönt, unter welchen wir z. B. die von Grandgagnage über den Einfluß des ältern französischen Rechts auf das ältere Belgische auszeichnen.

In der neuesten Zeit stellte sie 1834 die Frage:

„Quelle a été l'origine et la nature des Avoueries en Belgique? Y en avoit il de plusieurs espèces? D'on le pouvoir des Avoués procédoit-il primitivement? — A quelles usurpations a-t-il donné lieu et quelles modifications a-t-il subies dans la suite de temps?

Die gut gewählte Aufgabe setzte sich ein damals noch an der Universität zu Gent studierender Zuhörer des Referenten zu lösen vor und versuchte zu diesem Zwecke die 1837 im Druck erschienene hier näher zu beleuchtende Geschichte der Vogteyen in Belgien. Wir nennen die Aufgabe eine gut gewählte, weil der Gegenstand schon an und für sich eine Bearbeitung verdient; Belgien aber an gedruckten und ungedruckten, überaus belehrenden Documenten über die Geschichte der Vogteyen sehr reich ist. Auch hatte die Frage noch vor Kurzem ein practisches Interesse, indem verschiedene in Belgien früher angesessene reichsunmittelbare fürstliche Häuser für ihre durch die Einverleibung Belgiens in das französische Reich allda verlorenen Vogteygefälle in Folge des Reichsdeputations-Hauptschlußes von 1803 in Deutschland entschädigt worden sind, wie z. B. der Herzog von Looz-Corswaren durch das standesherrliche Fürstenthum Rheinawolbeck in Westphalen, eine Entschädigung, worüber zwey Linien dieses Hauses einen im Jahr 1830 vor dem Kammergericht in Berlin noch anhängigen (seitdem aber entschiedenen) Rechtsstreit führten, worauf sich eine eigene Deductionsschrift eines ehemaligen Collegen des Referenten, des nunmehrigen Herrn Prof. Birnbaum in Utrecht bezieht. *)

*) Von Desroches.

**) Von de Bergh.

***) Von Heylen.

*) Diese Schrift enthält nicht unwichtige Untersuchungen über die belgischen Vogteyen. Ihr Titel ist: Deduction der Rechte des Hrn. Herzogs Carl Franz

Der Verf. der hier zu besprechenden Preisschrift, Herr Jules de Genois gehört einer Familie an, aus der sich schon ein Mitglied, der verstorbene Graf Joseph de Saint-Genois, Vetter desselben, durch diplomatische und genealogische Schriften um die niederländische, ja selbst um die deutsche Rechtsgeschichte verdient gemacht hat.

Außer der gekrönten Preisschrift schrieb unser Verfasser noch einige gut gelungene historische Romane, *) verschiedene Artikel in dem seit 1836 von ihm als Mitredacteur zu Gent herausgegebenen Messager des Sciences historiques und in andern belgischen Blättern. Obgleich noch jung, zeigt er sich doch schon in seiner ersten Probeschrift als einen gewissenhaften, die germanische Rechtsgeschichte richtig auffassenden Forscher, dem wir in der Folge gewiß noch andere tüchtige Arbeiten dieser Art verdanken werden.

Kein belgischer Historiker hatte sich mit dem Gegenstande, welchen die Akademie zur Preisaufgabe gewählt hatte, ex professo beschäftigt. Nur de Vilenfagne in seinen Recherches über die ältere Geschichte von Lüttich (Liège 1818 2 Bde. 8.) hatte über die dort vorkommenden Avoués einige Notizen gegeben, ohne daß ihm die wahre Natur dieses Rechtsinstitutes klar geworden war: die schönen Untersuchungen des deutschen Abts Montag **), obgleich sie sich vorzüglich auf Urkunden der Belgien angehörenden Abtey von Stablo (Stavelot) beziehen, waren dort im Lande unbekannt, so wie alles was in deutschen Werken ***) über die Vogteyen geschrieben ist; auch eine kleine nicht unwichtige Abhandlung über den Gegenstand in einem Bande des Recueil des historiens de France von Boucquet, war nicht benützt worden; so wie auch nicht die gelehrte Abhandlung von Brussel im zweyten Bande (S. 767 folg.) seines Werkes: Nouvel examen de l'usage général des fiefs en France. Paris 1750. 2 Voll. 4. Selbst Raepsaet hatte nur gelegentlich von den Avoueries gehandelt in seiner Analyse historique et critique de l'origine et des progrès des droits civils, politiques et réligieux des Belges et Gaulois. *)

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Ferdinand von Loos-Corswaren auf das standesherrliche Fürstenthum Rheina Wolbeck. — Aachen und Leipzig 1830. 1. Bd. 4.

*) Z. B. Hembyse histoire Gantoise de la fin du XVI. Siècle. 3 Bd. 12.

**) Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freyheit. Bambg. u. Würzb. 1812. 1814. 2 Bd. 8.

***) Z. B. die in G. M. Webers Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts Bd. II. enthaltene Abhandlung über den Gegenstand S. 350 folg. Leider kennt sie auch der Verf. nicht.

Ph. E. Huschke, die Verfassung des Königs Servius Tullius ꝛc.

(Schluß.)

Dazu kommt 2) daß die Durchführung einer solchen Einrichtung kaum denkbar ist. Offenbar waren unter denen, die nach ihrem Vermögenscensus zur ersten Classe gehörten, viele, welche in den von Huschke der ersten Classe einverleibten Tribus gar nicht oder nicht genügend angesessen waren. Umgekehrt gab es Tribulen, welche des Vermögenscensus entbehrten, welcher sie zu der Classe berechtigte, in welche ihre Tribus eingereiht war. Nach dem Verf. wären beyde ohne alles Stimmrecht in sämmtlichen Classen, da in ihrer Person die beyden Bedingungen nicht zusammen trafen. Dieß ist aber nicht nur an sich kaum zu glauben, sondern widerspricht auch den alten Zeugnissen, nach welchen alle Bürger in den Centurien stimmten. 3) würden auf diese Weise die 18 Rittercenturien ein übermäßiges Uebergewicht erhalten haben; und doch kann man sich diese ganze Modification der servianischen Verfassung nur als

*) Erst jetzt besitzen wir den Anfang einer leserlichen d. h. von den vielen Sprach- und Druckfehlern der ersten gereinigten Ausgabe dieses wichtigen Werkes im dritten Bande der bey Levoux in Brüssel, Gent, Mons und Lüttich erscheinenden Ausgabe der Oeuvres Complètes de J. J. Raepsaet.

eine nicht den Optimaten sondern dem demokratischen Principe gemachten Concession denken. Endlich 4) reden die Zeugnisse der Alten selbst von multaeque aliae oder permultae centuriae primae classis. (Liv. 43, 16. Val. Max. 6,5, 3.)

Die Zeit der Aenderung setzt der Verf. um das Jahr d. St. 259, als das Jahr der zuerst gesicherten und erstarkten Republik. Auch dieß ist ganz unwahrscheinlich. Denn Dionysius (10, 17) erwähnt vom Jahre 296 d. St. bey einer Abstimmung die 18 Rittercenturien und die 80 Centurien der ersten Classe. Zwar will der Verf. diese Stelle durch die Bemerkung aus dem Wege räumen, daß hier nur in dem Sinne von einem Fortbestehen der servianischen Centurien die Rede sey, als sich die neue Verfassung praktisch von der alten so wenig unterscheide. Wir bezweifeln das letztere, und Dionysius spricht ja nicht bloß so im Allgemeinen von einem solchen Fortbestehen. Ueberdieß, wie ließe sich die häufige spätere Erwähnung der alten servianischen Verfassung denken, wenn diese Umschmelzung derselben in so frühe Zeit hinaufreichte?

Weit größere Zurüstungen werden gemacht, um aus der Physiologie des römischen Staatslebens zu zeigen, wie sich die neuere Centurienverfassung aus der ältern entwickelt hat. Wir wollen es nicht unternehmen, dem Verf. in die Abgründe seiner neblichten Philosophie zu folgen. Hier werden Person und Boden, Tribus, Curien und Centurien gewissermassen als selbständige Naturkräfte vorgestellt, und durch die Phantasie des Verf. wie durch einen galvanischen Reiz in eine unheimliche Thätigkeit gebracht, so daß sie sich in einander verschlingen, sich organisiren, aus ihrer Befangenheit treten, zusammentreffen u. s. w. (S. 624.)

Nur zwey Proben S. 626:

„Tribus und Curie sind also noch so mit einander verschlungen, daß beyde noch in den Personen zu liegen, die Curien nur die handelnd gedachten Tribus, mithin noch von den Tribus beherrscht zu seyn scheinen. Wenn aber der Staat anfängt sich zu veräußerlichen, so entsteht gleichzeitig mit dem Auseinandertreten von Boden und Personen eine Zusammenbewegung der die Function oder die Substanz betreffenden Eintheilungen von der Art, daß beide endlich auf entgegengesetztem Puncte d h. im Boden, so daß die functionale Eintheilung nun die substanziale zu beherrschen scheint, in einander greifen. Dann S. 627: Indem also das Draußen der Person das Unlebendige des Bodens, das Draußen des Bodens das Lebendige der durch Ackerbau gewonnenen Vegetation ist, treffen nun Centurien und Tribus auf Seiten des Bodens in der Art zusammen, daß jene diese in sich fassen; denn wenn Mensch und Boden aus einander getreten sind, beherrscht jener diesen und folglich auch die auf jenen sich beziehende Eintheilung diejenige, welche den letztern betrifft."

Eine nothwendige Folgerung aus dieser Genesis soll übrigens seyn, daß in der modificirten Centurienverfassung bloß die tribus rusticae mit Ausschluß der 4 städtischen Tribus Platz fanden, daß die Centurien der Fabri u. s. w. an die Tribus der ersten Classe angereiht wurden, daß die centuria proletariorum und die (doch noch so spät erwähnte) ni quis scivit ganz hinweg fielen (S. 641 f.): das vorletzte deßhalb, weil es naturwidrig gewesen wäre, eine persönliche Centurie stehen zu lassen, während die übrigen bessern Centurien Tribuscenturien geworden sind. Allein wäre dieser Grund nicht auch gegen das Fortbestehen der Rittercenturien, welches der Verf. doch anerkennt?

Die weitere Ausbildung der Centurienverfassung besteht in der Vermehrung der Tribus von 21 auf 35. Es habe nämlich allmählig das Grundstück das Uebergewicht erhalten: dem gemäß wurde das Ausland mit in den Staat gezogen und dieser durch Ansetzung neuer örtlicher Tribus erweitert — ein Proceß, der in der Familie der Zeit der Kindererzeugung entsprechen soll! Und zwar erfolgen, da Roms latinische Entwicklungszahl überhaupt die Sechs ist, auch nur 6 publicistische Geburten von Tribus, jede gedoppelt, die erste aber (mit 4 Tribus) als Zwillingsgeburt (S. 664 f.)! Die Gesammtzahl der 35 Tribus in 70 Centurien entspricht aber der Gesammtzahl der zur Selbstthätigkeit entwickelten Glieder = zweymal 35. — Die Tribus selbst seyen aber überwiegend von Grund und Boden aus an den alten Staat angesetzt, und dieß habe einen demokratisirenden Einfluß auf die Natur der Verbin-

dung von Centurien und Tribus gehabt. Die Classen werden immer mehr Tribusclassen, während sie vorher Censusclassen waren: der Hauptunterschied des Bürgers besteht darin, ob er zu den vornehmern der Stadt näher gelegenen alten oder den geringern und entferntern neuen Tribus gehört.

Nach Erfüllung der 35 Tribus beginnt die Periode der absoluten Herrschaft des politischen Bodens oder die Ausgleichung Roms mit Italien. Eine neue Vermehrung der Tribus ist aber so wenig möglich, als der einzelne ausgewachsene Mensch noch neue Glieder ansetzt. Die Personen der Bürger gehen jetzt auch der Function nach im Boden auf. Daher geschahen die fernern Erweiterungen so, daß allmählich die Italiker in die bestehenden Tribus eingeschrieben wurden, also durch Anschwellung der vorhandenen Tribus (gleichwie auch die Gliedmassen des jungen Manns im Verlaufe des Mannesalters erst ihre volle Kraft und Stärke erlangen).

Da nun aber schon am Anfange dieser Periode die städtischen Tribus zu den Centuriatcomitien zugelassen wurden, während die servianischen Censusansätze die alten blieben, so drohte eine völlig anorganische Zersplitterung den Comitien. Dieser wurde vorgebeugt durch die Einrichtung der Censoren M. Aemilius Lepidus und M. Fulvius Nobilior im Jahre 573, welche das Innere der einzelnen Tribus den Bedürfnissen gemäß ordneten. Sie richteten die Tribus regionatim ein, d. h. sie bestimmten die Tribusgrenzen anders und zwar nach Gegenden und Wohnorten, wodurch erst das schlechthin locale Princip der Centurien und Tribus zur Herrschaft kam: in jeder Tribus vereinigten sie wieder zuerst genera hominum d. h. die Bürger von gleicher Herkunft (im localen Sinne z. B. neue Ansiedler und Ureinwohner); ferner causae d. h. persönliche Beziehungen, nach Stand, (Ritter, Freygelassene,) Opfer, Clientel, fora, conciliabula etc.; endlich quaestus d. h. gleiches Gewerbe (Stadt und Land, Handwerker, Kaufleute u. s. w.). Auf diese Weise erhielt nun wieder die ganze Abstimmung in den Centurien etwas materiell Geordnetes (S. 684 f.).

In dieser Schlußdarstellung wechselt wie in dem ganzen Werke in bunter Mischung Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches, Wohlbegründetes und luftige Hypothese. Auf eine genauere Prüfung müssen wir aber um so mehr verzichten, als ohnehin schon diese Anzeige eine Ausdehnung erlangt hat, von der wir nicht wissen, ob sie der Leser mit der Bedeutung entschuldigen wird, welche das Werk sowohl durch seinen Gegenstand und Umfang wie durch den Namen des Verfassers anspricht. Ist es uns doch auch so nicht möglich gewesen, den ganzen Reichthum desselben anzudeuten und alle speciellen Erörterungen, so wie die oft glänzende Behandlung von vielen Stellen der Alten gebührend hervorzuheben.

Wir scheiden von dem Werke mit der Hochachtung, welche so umfassende Gelehrsamkeit, so glänzender Scharfsinn, so ein ernstes Streben nach einer vollen und inwendigen Erkenntniß der Dinge, auch abgesehen von ihren Früchten, in Anspruch nehmen; zugleich aber mit der Ueberzeugung, daß durch dieses Werk die Wissenschaft im wesentlichen nicht gefördert worden ist. Eben jenes Streben, alles aufzuhellen, alles zusammenzuknüpfen, alles zu ergründen hat den Verf. meistentheils dahin fortgerissen, wohin ihm ein nüchterner und besonnener Forscher nicht folgen kann. Dieser wird durch das Werk wieder recht lebhaft inne, daß man in solchen Dingen nur zu oft über das non liquet nicht hinaus kömmt, und daß da, wo der Boden der Ueberlieferung wankt, nicht irgend eine willkührliche, jedem Einfalle fügsame Philosophie, sondern einzig und allein die aus tiefer Geschichtserforschung gewonnene politische Raison einen sichern Stützpunct und dem Auge jenen Seherblick verleiht, den wir in Niebuhr, wie es scheint noch lange allein, zu bewundern haben.

D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

Herr von Saint Genois schöpfte seine erste Kunde in den Vorlesungen über die ältere belgische Rechtsgeschichte, welche Refer. im Winter 1832 — 1833 zu Gent gehalten hat und benützte dazu die theils von lezterem ihm mitgetheilten, theils angezeigten Diplomen über diesen Gegenstand, deren Zahl er durch Nachforschungen in den Archiven zu Lille und Brüssel noch vermehrte, so daß er seiner gedruckten Preisschrift einen Anhang von 37 Diplomen über Avoueries beygeben konnte, für welche wirklich höchst unterrichtende Quellenkunde die Freunde der deutschen Rechtsalterthümer ihm besonders verpflichtet seyn müssen! *)

Obgleich seine Preisschrift den Gegenstand, über welchen ein dickes Buch hätte geschrieben werden können, nicht erschöpft, so giebt sie doch eine getreue Geschichte des Ursprungs, der Weiterentwicklung und der spätern Umgestaltung der Vogteyen in den Niederlanden, so wie aller sich auf dieselben beziehenden allda sehr ausgebildeten Rechtsverhältnisse: weßhalb wir in dieser Zeitschrift, im Ganzen dem Verfasser folgend, den Inhalt der Preisschrift wieder zu geben versuchen, vermehrt durch aus unsern eigenen Studien über diesen Gegenstand genommenen Resultaten.

*) Er hat indessen verschiedene Diplome nicht gegeben, die im III. Bande meiner flandr. Staats- und Rechtsgeschichte abgedruckt sind, und von uns hier berücksichtigt werden.

Sehr richtig theilt der Verfasser die Geschichte der Vogteyen Belgiens in drey Hauptperioden und handelt

1) Von den Vogteyen während der fränkischen Periode (also etwa bis 950).

2) Von den zu Lehen gegebenen Vogteyen von 950 bis 1300.

3) Von der Umgestaltung und dem Uebergange derselben im späteren Mittelalter und seitdem.

I. Capitel. Von den Kirchenvogteyen Belgiens bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts.

Aus den zahlreichen, die kirchlichen Verhältnisse des alten Belgiens betreffenden Urkunden ergiebt es sich, daß auch in diesem Lande der, überhaupt vieldeutige, Ausdruck Advocatus vorzüglich zur Benennung zweyer unter sich wesentlich verschiedener Schutzbeamten geistlicher Corporationen gebraucht wurde, nämlich der Schirm- und der Gerichts-, oder (nach Montag) der Verwaltungsvögte der Kirchen und Klöster. Französisch wurde er wiedergegeben durch Avoué (in der ältesten Form Advoheit und Advohé) oder wie im Lüttich'schen durch Voué und Vouvé, Flamändisch durch Voogd; das Amt Advocatia hieß Avouerie, Voogdy. Das Flamändische Wort ist freylich gleich unserm deutschen weniger technisch genau, wie das Französische, indem in manchen belgischen Städten z. B. in Ypern *) der erste Beamte den Namen Voogd führt. Von dem Mundiburdus — französisch Mambour — war der Advoca-

*) S. meine flandrische Staats- und Rechtsgeschichte, Thl, II. Abth. I. S. 204.

tus streng geschieden; des erstern Gewalt hatte den Charakter einer vormundschaftlichen oder eines Amtsverwesers in Ermanglung des ordentlichen Herrn. So regierte in Lüttich sede vacante ein Mambour *) als Gubernator, und in Holland als der Graf Kaiser wurde, Floris als Mamburnus Hollandiae. Auf Flamändisch hieß ein solcher Verweser der Grafschaft Neuvaerd z. B. Philipp von Arteveldе im vierzehnten Jahrhundert: und Philipp der Gute Herzog von Burgund im fünfzehnten, als er die Ländereyen der Gräfin Jacobäa von Hennegau und Holland (der bekannten Jaqueline de Bavière) verwaltete.

Der Anfang der ältesten Kirchenvogteyen läßt sich für die einzelnen Klöster Belgiens eben so wenig mit Bestimmtheit angeben, wie in andern Ländern Europa's. Im zehnten Jahrhundert findet man sie als längst bestehend bey den meisten Klöstern und Stiftskirchen. Sie sind allgemein geworden in Folge der Capitularien **) Carls des Großen, der allgemein vorschrieb: Ut Episcopi et Abbates Advocatos habeant, oder ut episcopi una cum Comite suo Advocatos eligant und zwar tales, quales sciant et velint juste causas discernere et determinare, et qui in illo Comitatu propriam hereditatem possident. Aus den zahlreichen von Ducange t. I. p. 179 — 181 gesammelten Stellen ergiebt sich, daß auch die Kirche in Comitien schon früher die Einsetzung derselben befohlen hatte. ***) Das älteste bekannte Beyspiel einer solchen ist die des Vogtes von St. Hubert, welchen Pipin von Herstall 687 bey Errichtung des Klosters einsetzte; denn er sagt, er gebe ihm alle Vorrechte cum banno, cum omni justitia, cum omni ecclesiae Advocatia. *)

Von einem sehr alten Kloster Flanderns, nämlich von St. Peter, früher Blandinium zu Gent, gestiftet i. J. 610, weiß man, daß es im neunten Jahrhundert einen Vicedominus hatte: indem in der vom berühmten Eginhart ausgestellten Prästerieurkunde v. Jahre 830 (wovon wir am Ende des I. Bds. der Flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte ein Facsimile mitgetheilt haben) unter den Zeugen genannt wird Sign. ÷ Egeshario Vicedomino. Später finden wir dort Advocati so wie an den meisten niederländischen Abteyen und Kirchen. **)

1. Die Abteyen.

Sanct Bertin zu Sanct Omer, gestiftet 654 hat einen Vogt 885. ***) Die Immunität schon 722. — Stavelo (648) 915 od. 922. ****) — Saint Trouo (ursprünglich Sarchynium gest. 657) 1050. †) — Gemblour bey seiner Stiftung 947 od. 948, dann 950, 971, 977. ††) Sanct Bavo zu Gent gest. 618 od. 634. 1010. †††) St. Vedast gest. 673. St. Peter in Gent, (Coenobium Blandiniense) gest. 634, schon 962, 979, 1073 u. s. w. ††††) — Brogne in der Grafschaft Namur (in Pago Lommensi) 900 u. 940. *) — Nivelles 1040 **) — Marchi-

*) Birnbaum S. 200. de Saint Genois p. 5.

**) Man führt Capitularien v. 779, 801, 802, 811, 813 an. Montag I. B. S. 252. folg. Eichhorn deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. S. 787. Die Capitularien Ludwigs des Frommen, Lothars u. s. w. befehlen desgleichen.

***) Eben so eine Synode zu Mainz im J. 813. G. M. Weber Handbuch des Lehnrechts II. B. S. 356. not. a. Auf dieses bezieht sich wohl der Art. 14. des Capit. Aquisgran. bey Pertz III. S. 188.

*) Miraeus II. 1115.

**) de Saint Genois p. 41 — 45. Meine Flandrische St.- u. R.-Geschichte. Bd. I. S. 451 folg.

***) Meyerus Annales Flandriae ad an. 885.

****) Ritz Urkunden des Niederrheins, S. 22.

†) Mabillon Annales Bened. IV. 428. Mantelius hist. Lopensis.

††) Das Diplom I. bey St. Genois. Miraeus I. 142.

†††) Lindanus Teneramenda p. 64. Meyerus ad ann. 1010.

††††) Lindanus S. 64.

*) Ritz S. 20. Guillot hist. de Namur. VI. 79.

**) Grammaye, Nivelle p. 4.

ennes im wallonischen Flandern 1038. *) — St. Laurent in Lüttich bey der Stiftung 1034. — St. Jacob allda. 1022. Münster Bilsen bey Lüttich 1040. In Flandern Eenham gest. 1063. Bergh, St. Winor gest. 897, 950 und 1067. Tronchiennes bey Gent gest. 634. 1087. Sainte Wandrue in Mons gest. 656, als Frauen- später ein Männerkloster.

2. Bisthümer.

Lüttich hat zwey wichtige Vögte, den der Stadt und den von Hasbanien, ferner einen für Hay, und später für jeden District einen eignen Vogt. Utrecht hat schon 725 einen Advocatus. **) In Cambrai finden sich Schirmvögte sehr früh.

3. Stiftskirchen.

Incourt und Hoegaude in Brabant, Harlebecke in Flandern. Sanct Servasius in Mastricht und die Hauptkirche in Mecheln. ***)

Daß sowohl die Schirm- als die Gerichtlichen Vogteyen aus der politischen Stellung der geistlichen Congregationen in den germanischen Staaten entsprangen, ist besonders von Montag ****) bewiesen worden. Daß sie eine historische Nothwendigkeit waren, läßt sich auf das einleuchtendste deduciren: allein manche Punkte sind noch dunkel und können nur ganz aufgeklärt werden, wenn wir die Geschichte einzelner Vogteyen vollkommen kennen gelernt haben. Dieß gilt auch für Belgien, wie alsbald näher angegeben werden soll.

Was nun:

I. Die Schirmvogteyen †) in diesem Lande betrifft (von unserm Verfasser Avoueries militaires genannt) so finden wir, daß dieselben in den zum deutschen Reiche gehörenden Theilen vom Kaiser ausgingen. Dieser war der erste und höchste Schutz- und Schirmherr der Kirchen ††) (Wittwen und Waisen). Er trug aber die Vogtey gewöhnlich einem der Abtey nahe wohnenden Grafen auf: wie z. B. der Kaiser Otto II. die Schirmvogtey über Gemblour dem mächtigen Grafen Lambert von Löwen im Jahre 947. *) Der von demselben Kaiser vorgesetzte Graf von Gent, war Schirmvogt der Abtey Sanct Bavo allda. Das Amt wurde bey beyden schnell erblich. Daß bey der Einsetzung der Schirmvögte die Kaiser die Wünsche der geistlichen Corporationen berücksichtigten, ja selbst diejenigen ernannten, welche die letzten gewählt hatten, hat Montag durch verschiedene Beyspiele bewiesen. **)

Außer dem Kaiser ernannten auch die Stifter von Abteyen die Schirmvögte, und zwar gewöhnlich sich selbst. Auch erklärte sich z. B. der Graf Philipp von Flandern im Jahre 1166 als Schirmvogt der Abtey zu Ninove; ***) der Graf Ferrand 1212 zum Schirmvogt des Klosters Sct. Nicolas des Prés. ****)

Eine der wichtigsten Schirmvogteyen war die des zum deutschen Reiche gehörenden Bisthums Cambrai, welche dem Grafen (ursprünglich Herrn) von Alost zustand und mit diesem Lande auf die Grafen von Flandern übergieng. Kaiser Friedrich I. belehnte damit den Grafen Philipp von Flandern im Jahre 1164. Von dieser Zeit an bezogen er und seine Nachfolger die unter dem Namen der Gavenna dort bekannten bedeutenden Gefälle. Sie waren eine Art von Getreidzehnten, für welchen der Graf verpflichtet war, die bedeutendsten Kirchen in Cambrai zu schützen, und wenn sie Schaden erlitten hatten den Schuldigen zum Ersatz anzuhalten oder selbst Schadenersatz zu leisten. *****)

Es ist im Ganzen nicht schwierig die Schirmvögte von den Gerichtsvögten zu unterscheiden, indessen ist, wie auch de Saint Genois nachweist, die dop-

*) Miraeus II. 659.

**) Miraeus I. 492.

***) de Saint Genois p. 44 — 45.

****) Geschichte der staatsbürgerlichen Freyheit. I. Bd. S. 205. folg.

†) Man nennt dieselben auch Kastenvögte.

††) Dieß sagen bekanntlich die Capitularien in mehreren Stellen. Pertz, Monumenta.

*) Siehe das Diplom I. beym Verf.

**) Siehe Birnbaum S. 170.

***) Diplom 10. bey S. Genois p. 207.

****) Ebendaselbst Nr. 15.

*****) Sie war ursprünglich eine wohl freywillige Gabe der Beschützten. Siehe darüber die Urkunde Nr. 18. und eine andere bey Martene et Durand Thesaur. Anecdotor. I. 1095. und den Text von S. Genois p. 121 — 123. Meine Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte. I. B. S. 422.

pelte Vogtey nicht selten in derselben Hand vereint und so zu sagen nur eine.

II. Der Ursprung der Advocatien der zweyten Art (von unserm Verf. Avoueries judiciaires genannt) ist von Montag aus der Immunität der Kirchen und Klöster abgeleitet worden und läßt sich auch daraus vollkommen erklären. So wie Grundeigenthum derselben von der Gerichtsbarkeit der Grafen und Centenarien eximirt wurde, war es nöthig, eigene Beamten für die Territorien zu bestellen, die dort die Stelle der Grafen und der Centenarien vertraten. Da schon die Marculfischen Formeln für die Immunitäts-Ertheilungen etwa dieselben Formulare *) enthalten, die wir später und zwar im neunten und zehnten Jahrhundert in so vielen Urkunden wiederfinden, so wüssen auch in den Niederlanden sehr früh eigene Immunitätsbeamte vorgekommen seyn.

*) Es lautet bekanntlich so: ut nullus judex publicus ad causas audiendas aut freda undique exigendum nullo unquam tempore praesumat ingredere: sed hoc ipse pontifex vel ejus successor propter nomen domini sub integrae immunitatis nomine valeant dominari. Walter corp. Jur. Germ. t. III. p. 305.

Montag I. S. 217. Eichhorn §§. 188 324. Ersterer führt vom Jahre 658 eine Immunitätsertheilung von Dagobert I. an, worin diese Formel schon vorkömmt. Der Abten Stablo gab eine solche Immunität der merovingische König Childerich. Martene et Durand ampliss. Collectio II. 17. Eine der ältesten Immunitätsverleihungen Flanderns findet sich in einem Original-Diplom Ludwigs des Frommen vom 12. April 819, worin dieser die von Karl dem Großen dem Kloster von Sanct Bavo gestattete Immunität mit folgenden Worten bestätigt:

Cujus petitioni libenter adsensum praebuimus. Et hanc nostram auctoritatem erga praedictum monasterium ejusque rectores ad immunitatis atque tuitionis gratia fieri decrevimus. Per quod praecipimus atque jubemus, ut nullus judex publicus vel quislibet ex judiciaria potestate in ecclesias aut loca vel agros seu reliquas possessiones memorati monasterii quas moderno tempore in quibus libet pagis et territoriis infra dicionem imperii nostri juste et legaliter possidet vel quae deinceps in ipsius sancti loci voluerit divina pietas augeri, ad causas audiendas vel freda exigenda aut mansiones vel paratas faciendas aut fidejussores tollendos aut homines ipsius monasterii tam ingenuos quam et servos super terram ipsius commanentes distringendos nec ullas redditiones aut inlicitas occasiones requirendas nostris et futuris temporibus ingredi audeat vel ea quae supra memorata sunt penitus exigere praesumat. Sed liceat memorato abbati suisque successoribus res praedicti monasterii cum omnes fredos concessos sicut in praecepto domini et genitoris nostri continetur sub immunitatis nostrae defensione quieto ordine possidere.

Auch Grafen ertheilten Immunitäts-Privilegien wie z. B. Graf Robert II. von Flandern dem von ihm errichteten Kloster Ham im Artesischen. Die hierher gehörenden Worte der Urkunde (in D'Achery, Spicilegium t. III. p. 419. c. I. sind:

Et ego praedictas possessiones et omne dominium, libertatem et omnem prorsus justitiam, et quidquid etiam juris habebam vel habere poteram in praedictis quoquomodo, Abbati et Monachis dicti loci ad opus dicti Monasterii dedi, tradidi et deliberavi perpetuo possidendas. Ut autem idem locus et possessiones dicti Monasterii quae nunc habent, et quae in futuro, Domino largiente, possidebunt et habebunt in meo Comitatu quoquomodo, in pace penitus, quiete et summa libertate semper permaneant; ipsius Ingelram prece concessi pro salute animae meae et praedecessorum successorumque meorum, ut omnis praefatae ecclesiae possessor praesens et futurus, liber ab omni successorum suorum ac meorum videlicet Flandriae Comitum, seu hominum nostrorum subjectione efficiatur, ut non sit de omnibus qui in ea de caetero quidquam reclamet, vel hominem capiat, vel bannum aut quamlibet rapinam vel saisinam aut captionem faciat vel loca seu justitiam dicti Monasterii quacunque ex causa violare molestare aut conturbare praesumat. Si forte quilibet famulorum vel hominum ad praefatam Ecclesiam appendentium, et ibi degentium, quolibet pro facto increpatus fuerit, nisi sit de homicidio furto vel latrocinio ipso actu probabili et patente, nullo modo vel in foro vel alicubi judicium sive praejudicium patiatur; sed res in praesentia Abbatis delata et audita, erit hominum et Curiae Abbatis judiciis discutienda. (Da der Graf sich selbst zum Defensor und Advocatus gemacht hatte, so erklärt sich der Vorbehalt des Blutbannes in diesen Worten.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nr. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

Auch beziehen sich die Befehle Karls des Großen vorzüglich auf die Ernennung dieser Advocati, d. h. der Gerichts- oder Dingvögte. Die Immunität hatte also eine passive und active Wirkung, jene bestand in der Freyheit der Kirche von allen gewöhnlichen öffentlichen Richtern, *) diese im Rechte, sich selbst ihre höchsten Richter zu bestellen. Der Bischof oder der Abt war sein eigener Gerichtsherr. Die Advocati waren die judices communitatis. Nicht so leicht wie der Ursprung ist aber der Character und Umfang der Gerichtsbarkeit der Vögte zu erklären, so wie das Verhältniß derselben zur königlichen Jurisdiction einerseits und zu der der Baillis und Villici der Kirchen andererseits. **)

Bruſſel (p. 788 flg.) gesteht ihnen nur die Lehengerichtsbarkeit über die Vasallen der Klöster und Kirchen zu.

Montag ***) dagegen die Theilnahme an der gesammten Gerichtsbarkeit über die freyen und nichtfreyen Hintersassen derselben, und den Königsbann nur ausnahmsweise. Birnbaum ****) nur die eigentliche Criminalgerichtsbarkeit, gerade wie die Grafen in den Gauen sie hatten. Nach ihm waren die Kirchenvögte nicht Beamte der Bischöfe und Aebte, sondern selbstständige Inhaber des Blutbannes, der ihnen vom Kaiser oder Könige war übertragen worden. Diese Ansicht hat er gegen Montag mit überzeugenden Gründen erhärtet. (S. 169 flg.) Die Vögte bezogen daher ihren Antheil der Strafgelder jure proprio, und konnten deßhalb als reichsunmittelbare Fürsten oder Herren im Jahre 1803 für den Verlust derselben Entschädigung verlangen.

Nach Eichhorn I. S. 737 sollen in der Regel diese Verleihungen nur die Sachen umfaßt haben, welche vor dem Centenarius verhandelt werden durften: zuweilen scheint diese Gerichtsbarkeit aber unter den spätern Carolingern auch die in sich begriffen zu haben, die vor den Grafen selbst gehörten; die Personen, über welche sie der Kirchenvogt hatte, waren zuweilen auch Freye, welche auf eigenem Grund und Boden saſſen, wenn die Kirche an dem Orte ebenfalls Hintersassen hatte, in der Regel aber nur unfreye, welche unter der Grundherrschaft der Kirche standen.

Unser Verfasser dagegen sagt p. 20 — 21:

La jurisdiction de l'Avoué s'étendoit sur tous *) les hommes libres de la communauté sujets à la capitation — capitales — tandisque les hommes non libres n'étoient soumis qu'à la jurisdiction des Abbés et des Evêques, qui déléguoient cette dernière à leurs praepositi et à leurs Villici.

Dieß war im Ganzen auch die Ansicht von Ducange.

Nach de S. Genois S. 27 — 32 war die Gerichtsgewalt des Dingvogtes folgende:

*) Daher Immunitas ab introitu judicum publicorum.

**) Montags Darstellung S. 264 — 284, welcher de Saint Genois gefolgt ist, kann nicht als genügend angesehen werden.

***) Abhandlung III. §. 10 — 14. Abhandlung. IV. §. 1 — 15.

****) Denkschrift; erste Zugabe S. 154 flg.

*) Dieß möchte doch wohl auf die Laien zu beziehen seyn.

1) Er hatte jährlich drey placita legalia (wenn dieß nicht auf eines beschränkt war) zu halten, und placita extraordinaria auf Verlangen des Abtes oder Bischoffs.

2) Seine Gerichtsbarkeit war nur der Blutbann über die nicht geistlichen freyen Hintersassen des Bischoffs oder der Abtey.

3) Die Unfreyen standen ausschließlich unter der des Bailli oder Villicus (oder Schultetus). Nur die Executionsgewalt übte er gegen die letztern, wenn er dazu aufgefordert wurde.

4) Er hält das Placitum unter Zuziehung der oben genannten Gerichtsbeamten und von Schöffen.

5) Die Civiljurisdiction steht ihm nicht zu.

Unser Verfasser hat für diese Behauptungen entweder keine oder doch nur ungenügende Beweise beygebracht. Sie lassen sich aus den uns bekannten Urkunden über die belgischen Kirchenvogteyen auch nicht zur Gewißheit *), ja selbst nur mit Zuziehung anderer Beweisstellen und aus allgemeinen Gründen zur Wahrscheinlichkeit erheben.

Daß die Gerichtsbarkeit des Dingvogtes sich nur auf die causae majores, quas praepositus et villicus per se definire non possunt, erstrecke,

*) Wir geben hier eine vom Verf. nicht gekannte, in unserer flandrischen Staats- und Rechts-Geschichte Th. 3. S. 21 – 23 abgedruckte über die Vogteyrechte sehr viel Licht verbreitende Urkunde vom Jahre 1122 wieder, auf die wir öfter verweisen werden.

Karolus Comes Flandriae et filius regis Daniae, universis patribus et filiis sub principatu nostro constitutis.

Quia justitia de coelo prospexit, ut justitiae serviamus, debemus secundum praeceptum dominicum inter virum justum et injustum aeque judicare, quatenus post pericula hujus vitae misericordiam et veritatem obviantes, deputemur aeternitaliter in illo Salomonis ferculo. Igitur piae memoriae fidelium tam praesentibus quam futuris innotescimus: qualiter venerabilis Arnoldus, Scti Petri Blandiniensis ecclesiae Abbas, nostram adierit praesentiam satis juste conquerens: Balduinum de Alost capitales Scti Petri in advocatia Bracbatensi degentes, quam de me et antecessoribus meis sub tuitione ejus ecclesiae hactenus in feodo tenuit, contra jus graviter et supra modum afflixisse: quorum necessitati et ecclesiae utilitati et quieti providens, tam pro stabilitate regni mei, quam pro adipiscendo eternarum collium desiderio sub judicio et testimonio principum terrae meae, harum injuriarum controversiam tali modo derationare constitui.

Castellum apud Crombrugge adjudicatum est Balduino.

Capitales de Merlebeca liberi sunt a Balduino, illi videlicet qui habitant in Merlebeca, et ab omnibus advocatis. Si vero extra parochiam illam perrexerunt habitare, in advocatia videlicet Balduini, quae est in Brabanto, duos advocato dabunt denarios et non amplius.

De his, qui habitant in Crombrugge, sive in ceteris locis in Brabanto, de singulo manso habebit advocatus porcum sive XVI denarios pro porco. De uno manso quoque habebit advocatus una ebdomate in anno ad opus castelli sui unum hominem, sive VI denarios quodcunque advocatus elegerit.

Nullum de advocatia capere, nullum pandare; nulla omnino hospitia habebit advocatus. Nullam rogationem in ea habere debet Balduinus vel sui de his qui pertinent ad Merlebeca, ubicumque habitaverint in advocatia.

In ceteris locis, habebit advocatus de homine uxorato singulis annis XII denarios, de uxore VI, de ceteris nihil usque ad copulam. Si vero censum istum supersederint, non licet ei, istos capere vel pandare, sed adito placito Abbatis generali justitiam per scabinos Abbatis et per villicum ejus accipiat. Si vero is, qui culpabilis est, venire noluerit, capiet eum advocatus et in curiam abbatis ponet in custodia, donec coram scabinis abbatis et villico satisfaciat de forisfacto: II denarios abbati, III vero advocato.

In advocatia nullum placitum habeat Balduinus nisi III generalia abbatis placita. In his tribus abbas sive praepositus ejus sive villicus ejus anteriorem habebit manum; si ibi advocatus vel nuntius ejus sit. Si talis vero

sagt das in der Note gegebene Diplom, so wie bey dem Verf. die Urk. Nr. 3. v. J. 1070 (auch abgedruckt in unſrer Flandriſchen Staats- und

sit nuntius advocati, qui ablati displiceat et justitiae ejus contrarius sit, in camera abbatis satisfaciat vel deponatur ibi.

Advocatus neque causidicus sit, neque Causidicum dabit neque Scabinos monet: sed ista omnia Ablas et sui.

Quodcunque de placitis ad emendationem venerit, emendabitur villico Ablatis: inde tertia pars advocato, duae partes ablati dabuntur. Si vero solvere non potuerit is, qui emendavit, eam, quam communiter ei misericordiam fecerint, habeat.

De servis ecclesiae ubicunque habitaverint, nihil habebit advocatus.

Si vero aliquis de advocatia alium de advocatia sive fustibus sive pugnis verberaverit sine sanguine, et conquestus homo advocato fuerit, justitiam per vill cum ablatis et scabinos ejus accipiat. Si homo convictus fuerit hujus forisfacti, III solidos habebit advocatus; de sanguine v solidos, si vero negaverit et praeterea VII solidos. Si vero truncatus membris sive debilitatus fuerit, XII solidos, si vero occisus XXIII solidos.

Si autem Comes Flandriae expeditionem summonuerit et perexerit, advocatus per villicum Abbatis IIII jumenta in advocatia, si cum Comite perrexerit, accipiet et coram scabinis Abbatis pretium ipsorum, si mortua sive amissa fuerint, sive non reddiderit, computabit. Si non reddiderit, donec restituat, nulla accipiat, sana reddat.

Si quis cum muliere in advocatia non desponsata coierit, si convictus coram abbatis justitia fuerit, v solidos advocato. De altari apud Vuonbrechtengem nichil advocato judicatum est. De Curtibus Abbatis sive de culturis ad ipsas pertinentibus nichil judicatum est advocato, nisi forte Abbas conquestus fuerit ei de aliqua injustitia. Si vero homo capitalis in Curia Abbatis habitaverit, nichil dabit advocato: quamdiu in ea habitaverit. Si vero aliquis liberorum sive servorum servum suum sive liber se ipsum sive allodium suum Scto Petro dederit, talis in ecclesia maneat qualem se dedit.

Rechtsgeſchichte Bd. III. 2 S. 226 ausdrücklich. Was man unter causae majores *) zu verſtehen hat, iſt aus faſt allen Quellen des deutſchen Criminalrechts im Mittelalter bekannt: wir rechnen dazu die in verſchiedenen Urkunden z. B. Nr. 4. 9. 12 u. f. genannten Verbrechen: nämlich furtum, homicidium, rapina, percussura sanguinea vis feminis illata, latrocinium. Durch dieſe Beſchränkung iſt nicht nur die Civiljurisdiction **) ausgeſchloſſen, ſondern auch die Ahndung niederer Vergehen, welche daher dem Präpoſitus, dem Bailli oder dem Schultheißen überlaſſen bleiben. Deßhalb werden die genannten drey placita auch wohl das Vogtgedinghe genannt in der Urkunde Nr. 17. v. J. 1256. Dieſelben werden in den meiſten Urkunden erwähnt, wie z. B. in einer vom Biſchoff von Verdun ausgeſtellten v. J. 1060 bey Brussel S. 793.

Freylich iſt damit eine vom Abt Lodmais von St. Vedaſt zu Arras zwiſchen 989 — 1034 erlaſſene Verordnung über die placita Generalia ***) ſchwer zu vereinen, worin es heißt:

Actum Gandavi anno incarnationis Dominimo C°XXII indictione XV anno principatus ejusdem Comitis IIIo sub Ludovico Francorum rege coram testibus subtilulatis.

Signum Caroli Comitis etc.

Sie iſt überſchrieben de Capitalibus Scti Petri in Advocatia Bracbatensi.

*) S. darüber Mittermaier, das deutſche Strafverfahren 3te Ausgabe Bd. I. S. 11, wo die vier forisfacturae als causae majores aufgeführt werden.

**) Von dem 824 im Elſaß von Herzog Ethico geſtifteten Kloſter Sanct Odilia weiß man Folgendes: Quidquid igitur forensis vel civilis querimoniae infra ipsum locum pertinentibus notum fiat ad solum Abbatem vel Villicos ab eo constitutos judicii causa pertineat: De furtis vero vel latrociniis sive Frevelis extra septa Monasterii perpetratis tertia pars Advocatum Ecclesiae a nobis constitutum respiciat. Schilter ad Jus Alem. Feud. mantissa, Docum. I. 574. S. 20.

***) Abgedruckt bey Brussel S. 789. u. in meiner Fl. St.- u. R.-Geſchichte S. 81 — 82.

„in quibus placitis nulla extranea potestas debet venire neque praesidere ad judicandum neque comes neque advocatus ullus, nisi tantum Abbas aut praepositus.“

Brüssel versteht die Stelle von Placitis unfreyer Hörigen. Wir finden darin nur etwas Singulär.s, das wir uns daraus erklären, daß die Abtey von Saint Vedast gegen ihre Advocati (denn daß sie deren hatte, ergiebt sich aus dem Documente ja selbst) von ihnen das Recht bey den Placitis generalibus gegenwärtig zu seyn, oder sie zu präsidiren, zurück erworben hatte.

Die Anwesenheit des praepositus und der Schöffen beym Vogtgedinge bestätigt die Urkunde Nr. 17. ausdrücklich, desgleichen die Urk. Nr. 24 im 3. Bande meiner flandr. Rechtsgeschichte S. 25. Daß aber der Vogt den Blutbann über die unfreyen Leute der Abtey nicht gehabt habe, läßt sich aus den uns bekannten niederländischen Urkunden nicht beweisen. *) Die von Montag S. 265 angeführten Stellen aus den Immunitätsprivilegien sind dagegen. Es heißt darin oft von den

„judicibus publicis: nec ad ingenuos vel servos ejusdem ecclesiae distringendos ingredi audeant.“

Freylich kann dieß nur den Sinn haben, der Graf oder der Centenarius dürfe keine Amtsgewalt im Immunitätsgebiete ausüben: ohne daß daraus geschloßen werden kann, es vertrete ihn hier stets der Advocatus. Denn die Criminaljurisdiction über die eigenen Leute steht ja jedem Grundherrn, auch dem Laien zu. Auch wird in den vielen von uns gesehenen flandrischen Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts stets nur der Bailli und Villicus oder Schultetus der Abteyen als Vorsitzer des peinlichen Gerichts erwähnt.

Es läßt sich demnach die hier besprochene Frage über den Anfang der Gerichtsbarkeit der Kirchenvögte aus den uns zu Gebote stehenden Quellen, nicht mit Sicherheit lösen: und daher auch nicht die von Montag II. Bd. S. 41 — 44 (wohl mit Recht) verneinte Frage: ob dieselbe sich auf freye Leute, die nicht Hintersassen des Klosters u. s. w. waren, erstreckt habe, wenn diese auf dem Immunitätsgebiet ein Verbrechen begangen hatten. *)

Die wichtigsten Gerechtsame der Kirchenvögte waren ausser der von ihnen bald so oft mißbrauchten Macht, welche ihnen es möglich machte, sich in die Angelegenheiten der geistlichen Corporation zu mischen, folgende Emolumente und Vorrechte. *)

*) Zu der so eben angeführten Urkunde 24. steht indessen De Servis ecclesiae ubicunque habitaverint, nihil habebit Advocatus. Dieß scheint sich in essen auf den Kopfzins zu beziehen, welchen die homines capitales dem Vogte zu zahlen hatten.

*) Montag führt einen Ausnahmsfall, in dem dieß ausdrücklich gestattet war S. 44 an, den Eichhorn S. 758. generalisirt.

*) Man vergleiche mit den nachstehenden Puncten Hüllmann Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Zweyte Ausgabe 1830 S. 251 — 256. Eines der ältesten Vogtenstatute ist das von Suggerbach bey Trier vom Jahre 963 in Martene und Durand Collect. Ampliss. I. 319. Aus diesen Leges Advocati de Suggerbach vom Jahre 963 stehe hier folgendes: Decernimus, ut advocatus, quem ipsi petierint, duo placita in anno teneat et quidquid ibi palam vel secreto adquisierit duae partes ad altare S. Maximini tertia advocato cedat. Ad unum vero placitum villicus advocato pro servitio dabit xxx denarios aut servitium quod valeat xxx denariis. Ad secundum quoque placitum tantum servitium dabit illi quantum ad primum et non plus. Insuper toto anno quicquid advocatus in familia vel petendo vel in eo quod extraneas uxores duxerint aut in alia qualibet causa placitando acquisierit duae partes altaris tertia advocati erit. Familia autem per annum advocato dabit, unusquisque eorum unum manipulum et unum denarium. Si in placito advocati culpabilis inventus fuerit, aliquis de ipsa familia, non plus quam quinque solidos solvat; qui vero omnino pauper est, unum tantum solidum, et non plus dabit. Ipsos vero homines de Suggerbach et omnes qui ad altare S. Maximini censum debent solvere, nullus umquam abbas audebit vel poterit ulla ratione cuiquam in beneficium praestare.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nr. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

1) Sie hatten einen oft ausgedehnten Grundbesitz des Klosters im nutzbaren Eigenthume.

2) Sie bezogen außer ihrem Drittheil an den Staatsgeldern aus Jurisdictionsgebühren noch andere Gefälle, z. B. Kopfzins von den Hörigen, die unter ihrem Schutze standen, *) die sie durch gewaltsame Occupationen zu vermehren wußten. **)

3) Sie vertraten die Abtey in ihren Rechtsstreitigkeiten mit andern Abteyen oder weltlichen Grundherren, selbst im königlichen Gerichte. ***)

4) Sie schlossen Rechtsgeschäfte für die Abtey ab und mitunterzeichneten gewöhnlich die von denselben über Veräußerungen, Erwerbungen u. s. w. ausgestellten Urkunden. *)

5) Sie standen an der Spitze des zum Heerbann gesandten Contingentes **) der Abtey oder des Bischoffs. (Sie waren allda Bannerets, Gonfaloniers, Signiferi z. B. in Lüttich der Voué von Hasbanien).

6) Sie kämpften für die Abtey in gerichtlichen Zweykämpfen. ***)

7) Sie wurden von den Bischöfen und Aebten in schwierigen Fällen zu Rath gezogen. ****) Ja sie nahmen hie und da berathend an der Wahl der Aebte Antheil. †)

8) War der Advocat von Rechtswegen oder nach ergangener Einladung auf dem kirchlichen Gebiete, so wurde er von der geistlichen Corporation frey verköstiget. ††)

9) Genoß er in verschiedenen Abteyen besonderer Privilegien und Einkünfte: †††) so

*) S. die Urkunde von Suggerbach a. a. O.

**) Dieß sagen fast alle Urkunden über Vogteyen. So auch die Urk. Nr. 24. im 3. B. der flandr. Staats- und Rechtsgeschichte. Wir finden die Bestimmung schon in einer Urkunde Carls des Großen für das Kloster Reichenau. Ducange I. p. 183. Col. 1.

***) Martene et Durand Thes. Anecd. II. 37. Hincmar von Laon bey Ducange p. 181, der sich beklagt, sein Advocatus sey nicht, ut publica leges se habent, zum Mallus geladen worden. In einem Placitum, gehalten zu Ausonne bey Carcassonae im Jahre 918 heißt es: Ad placitum venit Arifonsus Abba et Advocatus senarius. Hist. de Languedoc II. 42.

*) Ducange p. 181. Ritz. §. 6. 9. 26. 30. 52. Miräus I. 870. II. 941. Birnbaum S. 167. Sie waren Mundiburdi traditionum. Birnbaum S. 182.

**) Die angeführte Urkunde Nr. 24. Ducange V. Advocatus. Villenfaque Recherches II. Partie chap. VII. p. 430 flg. Birnbaum S. 174. 191. Die oben abgedruckte Urk. vom Jahre 1122.

***) So kämpften in Gegenwart Gottfrieds von Bouillon die Vögte von Stablo und S. Adalbert in Aachen. Ritz S. 56. 57.

****) Ducange l. c.

†) Beyspiele bey Ducange p. 181 u. f.

††) Ducange V. Advocatus. Hüllmann Geschichte der Stände S. 253.

†††) Sie die oben abgedruckte Urkunde vom Jahre 1122.

z. B. sagt ein Diplom vom Vogt der Abtey S. Laurent zu Lüttich:

„Habebit avenam suam de Mansionariis et cartilanis et venator ipsius, dum circum ad effugandos lupos facit. Ibi tantum cum duobus aliis — pernoctabit et ad opus obsonii piorum unum denarium, unum panem, unam gallinam et unum decimum avenae per singulas curtes ipsius praedii forestarius accipiet.“ *)

Nähere Bestimmungen über alle diese Rechte enthalten die Urkunden über die Advocatien, wodurch in dem folgenden Zeitraume Rechtsstreitigkeiten über dieselben entschieden oder durch Vergleiche beendigt worden.

Wir beschließen dieses Capitel mit einigen Bemerkungen:

1) Die beyden wesentlich von einander verschiedenen Vogteyen fanden sich nicht selten vereint und in eine verbunden, dieß war besonders in Flandern der Fall. **)

2) Die Vögte, namentlich die Dingvögte hatten das Recht, sich Untervögte — Subadvocati ***) (**Subdefensores, Proadvocati, Post-** oder **Viceadvocati**) zu substituiren, jedoch nur mit Bewilligung des Bischofes oder des Abtes. In Belgien war dieß häufig der Fall und die Klöster hatten oft am meisten von diesen Untervögten zu erdulden, wie z. B. die Abtey Saint Troud vom Grafen van Duras, dem Untervogte des Herzogs von Limburg. Auch Stablo, Gembloux hatten Subadvocati (Ritz 17, 50, 57).

Hie und da mußte der Villicus *) zum Sousavoué gewählt werden.

Daß sie Vicedomini geheißen hätten, wie auch Brüssel aus einer von ihm zu wörtlich erklärten Stelle annimmt, ist nicht richtig. **)

Der alte Vicedominus — französisch Vidôme — einer Abtey findet sich gewöhnlich da, wo kein Kirchenvogt vorkömmt und verschwindet in den Niederlanden nach der Verbreitung der Advocatien ganz.

3) Die Bischöfe und Aebte pflegten, nachdem ihre Besitzungen ausgedehnter wurden, für jedes abgeschlossene Gebiet, ja oft für jede Villa eigene ***) Kirchenvögte zu haben. So besaß z. B. das Kloster Sanct Bavo andere Avoués in Flandern und andere in Brabant. Sanct Peter in Gent hatte einen besonderen in Camphin, und der Bischof von Lüttich eigene Advocati für Hasbanien, eigene für Francsimonte und eigene für Huy, im Ganzen drey und zwanzig.

Zweytes Capitel. Die Vogteyen als Lehen. ****)

Im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert hatten die Kirchenvögte die höchste Stufe ihrer Macht erreicht, und die große Menge Urkunden, die wir über ihre sociale Stellung aus dieser Zeit besitzen, machen es uns möglich diese bis ins kleinste Detail zu durchschauen. Die Vogteyen waren im Laufe der Zeiten Lehen geworden, und dadurch Rechte, welche die Vögte zum eignen Vortheil übten, und zum Nachtheil der Kirchen oft auf das empörendste mißbrauchten. Schon an und für sich mächtige Herren sannen sie stets auf Ausdehnung ihrer Ge-

*) Martene et Dur. ampl. Collectio IV. 1171. Dipl. von 1054. Wir finden übrigens schon früh Verordnungen über die Rechte der Advocati einzelner Kirchen z. B. des Kaisers Otto II. Leges de jure Advocati de Suggerbach p. 963. ebend. S. 319.

**) D. Saint Genois p. 24.

***) D. Saint Genois p. 36 — 40. Brussel p. 795 — 800. Der höhere hieß dann Advocatus superior, major, summus, principalis. Birnbaum S. 47.

*) Birnbaum S. 174.

**) Birnbaum S. 171, de Saint Genois folgt hier (S. 36) Brüssel. Ueber das Verhältniß der Untervögte zu ihren Chefs giebt letzterer S. 800 ein wichtiges Diplom aus der Amplissim. Collectio p. 595. vom Jahre 1127.

***) Brüssel p. 792 — 795. Birnbaum S. 177.

****) D. Saint Genois p. 53 — 165.

walt, maßten sie Befugnisse an, die ihnen von Rechtswegen nicht gebührten und wurden statt der Schirmer und Beschützer der Abteyen, ihre Unterdrücker und Tyrannen. Die Geschichte der belgischen Vogteyen liefert hiezu die wichtigsten Belege, deren unser Verfasser mehrere sehr interessante zum Theil aus den Chroniken belgischer Klöster mitgetheilt hat. —

Die Kirchenvogteyen als Lehen (Feuda Advocatiae, les fiefs de l'Avouerie) sind es, welche in der folgenden Periode, als sie unnöthig ja nur störend geworden waren, durch die Bischöfe und Aebte ihren Inhabern abgekauft wurden, oder wenn sie bis zum Anfange dieses Jahrhunderts fortbestanden, ihren Besitzern Entschädigungen bey ihrer Aufhebung verschafften.

Aus den schon früher durch Martene und Durand, durch Miräus und Ritz, so wie den jetzt durch Herrn de Saint Genois und in des Refer. flandrischer Staats- und Rechtsgeschichte bekannt gemachten und andern Urkunden lassen sich die Rechtsverhältnisse der Kirchenvögte in Belgien während des 12. und 13. Jahrhunderts leicht erkennen.

1) Der höchste Schirmvogt der bischöflichen Kirchen und der Abteyen ist der Landesherr, welchem dieselben unmittelbar untergeben sind: also auf dem Reichsgebiete der Kaiser, *) auf französischem Krongebiete der König von Frankreich: **) auf herzoglichem oder gräflichem Gebiete der Herzog oder Graf. ***)

Wir finden, daß auf dem Reichsgebiete die Kirchenvögte den Bann (bannus regius) vom Kaiser oder dem Könige übertragen erhalten müssen, um ihre Gewalt auszuüben. *)

2. Die Uebertragung des Amtes der Advocatia geschieht

a) Entweder vom Kaiser oder dem Könige. **)

b) Oder vom Stifter des Klosters.

c) Oder der Vogt wird von den Mönchen gewählt ***) und von ihnen direct investirt oder vom Könige oder sonstigen Landesherrn bestätigt. Z. B. in der Ampl. Coll. I. p. 378. Kaiser Heinrich IV. gesteht gegen 1096 der Abtey Lobbes im Lüttichschen das Wahlrecht ihres Advocatus mit folgenden Worten zu (in d'Achery Spicileg. p. 748): Facultatem habeant super haec omnia Advocatum sibi eligendi qui cum eis sine inquietudine

*) Dieß sagen sie öfter z. B. Heinrich V. 1136. Ampl. Coll. II. p. 96 — 97.

**) Amplissima Collectio I. p. 1037 und p. 329. Die Könige Philipp I. und Robert sagen dieß, als sie die Rechte des Vogts von Corbeie in Nordfrankreich bestimmen: Dominus rex respondit et dixit: se ipsum esse dominum summum et advocatum de omnibus bonis Corbiensis ecclesiae.

***) Die Herzoge von Brabant und die Grafen von Flandern erklären dieß bey jeder Gelegenheit. S. Ampl. Collect. I. 891. v. J. 1176.

*) Amplissima Collectio t. 2. p. 397. In einer Urkunde v. 1103 über die Rechte des Vogtes von Prum heißt es: Ipse Advocatus qui bannum ab imperatore accipiat. Eben so vom Vogte der Abtey St. Maximin zu Trier. Ebend. S. 455. Eben so zu Stablo. S. das Diplom Kaisers Heinrich V. in der Ampl. Coll. t. 2. p. 96 — 97. Eben so in einer Urkunde des 12. Jahrhunderts bey Butkens, trophées de Brabant. Preuves p. 39: sagt Kaiser Conrad II. Attendens, nulli licitum esse alicujus ecclesiae Advocatiam usurpare nisi banno regio ad hoc esset institutus. Ferner das Diplom. Lothars II. über Stablo Ampl. Coll. II. p. 100: wo es heißt, auch der vom Vogt bestellte Untervogt bannum a nostra manu accipiat.

**) In der so eben angeführten Urkunde sagt der Kaiser Advocatum a nostra manu accipiat. — S. auch Eichhorn II. B. S. 529 Note 6.

***) Dieß Recht wird den deutschen Bischöfen v. Kaiser Friedrich I. 1180 nach gepflogenem Fürstenrath zu Gelnhausen ausdrücklich anerkannt. Bey Pertz, Monumenta Germ. hist. t. IV. S. 164. wo es heißt: Sententiatum fuit, quod episcopus vacantem sibi cujuscunque loci advocatiam vel in manu sua, quantocunque vult tempore, retinere vel alii cuicunque dare possit. — Die Wahl der Vögte wird den Mönchen überlassen in der Urkunde 28. 30. 31. beym Verf. Montag II. B. S. 468.

ullius Comitis aut Centenarii vel Vicedomini loca supra memorata tueatur atque gubernet, ubi invitetur.

d) Die Untervögte werden mit oder ohne Einwilligung des Bischoffes oder Abts vom Obervogte ernannt, je nachdem dieß dem letzten freygegeben ist. *)

e) Es kommen auch Beyspiele veräußerter Advocatien vor und weitere Infeudationen derselben. **)

f) Die Uebertragung der Vogtey ist in der Regel eine erbliche: daher beym Wechsel der Person des Abtes, Bischofes oder des Vogtes selbst die Investitur erneuert wird. ***)

2) Der Umfang der Gewalt und insbesondere der Gerichtsbarkeit ****) der Kirchenvögte, ward theils durch den Kaiser, den König, oder den Landesherrn als ihre höchsten Herrn bestimmt, oder durch Uebereinkünfte mit dem Bischoffe oder dem Abte, oder er wird durch ein erhobenes Weisthum festgesetzt.

*) Das Ernennen von Untervögten wird häufig dem Vogte feyerlich untersagt oder doch nur beschränkt zugestanden. Siehe die Urkunden 15 (v. 1217) 19 (v. 1231) bey de S. Genois. So ernennt 1064 Graf Balduin statt seiner den Herrn v. Audenarde zum Vogt der Abtey Eenham. Miräus III. 375.

**) Sieh ebend. Urk. 14. 17. 21. 24. 26. Ampliss. Collect. I. p. 378.

***) In der Urk. 20 ist die Belehnungsfeyerlichkeit, welche der Abt von Inden an seinem Vogt, dem Herrn v. Audenarde vorzunehmen hat, beschrieben. Beyde mußten zu Pferd seyn, der Vogt hält die Zügel dem Abte und erhielt dann dessen Pferd, das von weißer Farbe seyn muß.

Die Vogteyen sind aber nicht stets erblich. Thes. nov. Anecdott. I. p. 634. E.

****) Vergleiche mit dem zunächstfolgenden Montag II. Bd. XVI. Abh. §. 2. 3. 6. 7. S. 460. flg. Besonders die Vogteystatuten für die Abtey Prum v. J. 1102 in der Amplissima Collectio I. p. 595.

Die Urkunden hierüber werden aber nicht selten vom Könige oder dem Landesherrn ausgestellt, oder von ihnen und sogar vom Pabste *) bestätigt.

a) Die deutschen Kaiser bestimmen in allgemeinen Verordnungen die Rechte der Vögte. Wichtig ist das zuerst von Hrn. Prof. Maßmann in München im Rheinischen Museum III. S. 280 herausgegebene, dann v. Pertz im IV. Band p. 62 der Monumenta wiedergegebene Fragment eines Reichstagsbeschlußes zu Regensburg v. J. 1102, mit welchem einzelne Verfügungen der Kaiser für besondere Klöster übereinstimmen. Eben so eine Verordnung des Kaisers Friedrich, die er anführt in einem Diplom von 1188 das an das Stift zu Goslar gerichtet ist.

Eben so bestimmen auch die Könige von Frankreich die Rechte der ihnen unmittelbar untergebenen Kirchenvögte.

b) In allen Urkunden ist die Tendenz sichtbar, die Gewalt der Vögte auf ihre ursprünglichen und herkömmlichen Rechte zurückzuführen und ihren stets steigenden Usurpationen und Bedrückungen eine Gränze zu setzen.

c) Was nun den Umfang der Vogtgerichtsbarkeit betrifft, so ist in der Regel dieselbe so bestimmt, daß

α) Derselbe die jährlichen Placita legalia, so fern dieselben nicht auf zwey oder gar auf eins reducirt sind, entweder selbst abzuhalten, oder wenn sie vom Abte und seinem Präpositus abgehalten werden, gegenwärtig zu seyn hat.

*) S. eine Bulle des Pabstes Cölestin III. im Thesaurus novus Anecdotor. I. pag. 638. Ferner die Bestätigung der Vogteyrechte von Verdun durch den Pabst Nicolaus. Du Cange I. p. 186.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nr. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

β) Außerdem kann er nur einschreiten, wann er vom Bischoffe oder dem Abte dazu aufgefordert wird *) und hat dann wie beym Placitum legale sein Drittheil an den Straf- oder Bußgeldern. Können die Beamten des Abtes allein fertig werden, so ist dem Vogte nicht erlaubt, aufzutreten.

γ) Seine Gerichtsbarkeit ist nur eine criminelle und verhält sich zur gewöhnlichen Gerichtsbarkeit der Klosterbeamten, wie die höhere Gerichtsbarkeit des Grafen zu der der im Gau vorkommenden Patrimonialgerichte.

Wir führen zur Bestätigung des so eben gesagten folgende historische Beweise an.

Kaiser Friedrich I. sagt in der vorgenannten Urkunde v. J. 1188. **)

> Cum de jure advocatorum coram nobis in palatio Goslar quaestio moveretur: de communi principum consilio sententiatum fuit: quod in bonis ecclesiarum advocatus nihil juris haberet nisi tantum in tribus casibus in furto scilicet in pugna in raptu: et omnes quaestiones essent ad oeconomum seu villicum ecclesiae referendae.

Im Diplom Heinrichs III. über die Rechte des Vogts von S. Maximin (Ampliss. Collectio I. p. 433) werden furta und seditiones genannt.

Auf ähnliche Weise verordnet König Conrad III. 1145 rücksichtlich der Vogteyrechte von Meersen (bey Mastricht):

> Si effusio sanguinis seu hanni infractio seu latrocinium infra Alodium emerserint, placitare non poterit praepositus sine Advocato et exinde tertiam partem recipiet Advocatus. S. Brüssel p. 797.

Im Dienstbriefe des Vogtes von Sanct Bavo (Urk. 4.) heißt es:

> ut Advocatus nihil in Abbatia praeter tria placita generalia et eorum exactiones habeat, et si quilibet pugnaret furtum vel rapinam faceret, ipse cum Abbate sedens justificaret et exinde tertium denarium accipiet.

Aehnlich ist die Verordnung des Grafen von Luxemburg, die Amtsgewalt des Vogtes der Abtey Epternach betreffend (von 1095) bey Hontheim hist. trevir. I. 443. Montag II. S. 493:

> Nullus Advocatus debet habere Placitum vel servitium nisi pro Monomachia et sanguinea percussione et Scabineis constituendis, nisi fuerit invitatus ab Abbate vel praeposito: vel ab aliquo qui justitiam obtinere non potuerit a praeposito et villico et a quo invitetur, ab eo servitium accipiat. — In Placitis vero de privato peculio et usufructu Ecclesiae neque intersit, neque quidquam accipiat.

Eben so überläßt der Graf Robert II. von Flandern dem Abt der von ihm gestifteten Abtey

*) S. Urk. v. Stablo v. 1136 in den Ampl. Coll. II. p. 97.

**) Heineccius Antiquitates Goslarienses S. 185. Montag II. B. S. 468. Diese Stelle hätte von Pertz in seinen 4ten Band aufgenommen werden sollen.

Ham, alle Gerichtsbarkeit, behält sich als dem Advocatus nur vor de homicidio, furto vel latrocinio. d'Achery Spicil T. II. S. 418 — 419. In den Statuten der Vogtey von Verdun (Thesaur. Nr. I. p. 189) heißt es sogar:

> De leudae vero et sanguine facto aliisque injuriis si abbas aut praepositus sine adjutorio advocati per se rectum adquirere potuerit, inde nihil advocatus habeat: sed si auxilio indiguerit, non ab alio, nisi a proprio advocato adjutorium quaerat et inde suum tertium habeat. (Gegen das Jahr 1060).

In den Statuten von Haspre im Hennegau, wodurch das Verhältniß der Gerichtsbarkeit des Praepositus des Abtes zu der des Praepositus des Grafen, der allda Vogt war, genau regulirt wird, findet sich folgende hier zu bemerkende Stelle:

> Si quis in villa sanguinem fluentem vel burinam fecerit et id legitimo probatum fuerit testimonio; forisfactum sanguinis, per sexaginta, forisfactum burinae per triginta solidos emendabit; quorum duae partes ecclesiae, tertia comitis erit.
>
> Si quis in villa de latrocinio suspectus habeatur ante praepositum ecclesiae per majorem et scabinos ad justitiam submonetur; et si fidejussores habuerit qui eum usque ad diem placiti sibi assignatum replegiare velint, liber dimittetur; sin autem, decano custodiendus et ad diem placiti reducendus committetur. Quodsi in die placiti judicii scabinorum in minus extiterit, liber erit. Si vero convictus, res ejus ecclesiae relinquentur. Ipse vero praeposito comitis ad puniendum exponetur. Si vero latro aliunde veniens, res aliquas furto sublatas in eandem villam attulerit; et ibi a praeposito comitis vel ab alio quolibet consequutus et cum furto manifeste deprehensus fuerit, tunc ipse cum rebus illis, non expectato scabinorum judicio, quia manifesto judicatus est latrocinio, cedet in partem comitis et ejus praepositi.

In einer Urkunde vom Jahre 1137 (Ampl. Collect. II. p. 100) verordnet Kaiser Lothar II. für den Vogt von Stablo:

> qui advocatus in curtibus et villis nullum hospitium, nullum placitum, nullam prorsus equitionem debet habere, non freda non redhibitiones exigere, non precareas et incisuras facere, non parafredas tollere. Sed omnium rerum et culparum potestas et ordinatio justitia et utilitas penes Abbatem et Monachos et eos quos ipsi ordinaverint libera tota constat. Ubi vero Abbas cum suis ad justitiam faciendam non suffecerint si Advocatus petitione Abbatis qui aliter nunquam debet, venerit, tertiam portionem de his, quae ex illa justitia excrescunt habebit. —

Der Vogt hatte also hier nicht einmal die tria placita.

Ferner in der Urkunde über die Rechte des Vogts von Sanct Jacob zu Lüttich. (Ampliss. Collect. I. p. 378):

> De omnibus vero aliis (außer den tria placita) quae foris vel intus abbas vel minister ejus per se corrigere toto tempore poterit, nihil exigat nec de ullo negotio molestus sit ei. in ipso praedio non pernoctet, nihil precetur, denique non veniat nisi juxta proprietatem nominis sui advocetur. (ao 1016).

Der Herzog Heinrich von Limburg bestimmt 1176 die Gerichtsbarkeit des Vogts von Sanct Troud so:

> Ex tribus generalibus placitis et magno banno si quis forte infra villam vulneratus et occisus fuerit tertium denarium de nostra advocatia habere debemus.
>
> Caeterum licet Abbati vel ab eo constitutis de quocunque negotio sine advocato placitare scilicet de terris, de domibus, de extraneis uxoribus ducendis, de familiis nisi grandi forte exigente negotio ab abbate vel ministro ejus invitatus fuerit.

In einem Briefe an Kaiser Heinrich IV. (in d'Achery Spicileg. II. p. 747) beklagen sich die Mönche von Lobbes, daß ihr Vogt seine Gewalt überschritten habe, mit folgenden Worten:

> Modo si aliquis non placito scabinorum banno fuerit convictus sine potestate Advocati, Advocatus vult habere tertium denarium; quod nullo modo debet fieri, nisi omnino resistens devictus fuerit Censura Advocati. In loris, in sanguinis fusione, in manumissuris, in licentia ministrandi, in mortua manu nihil debet habere Advocatus, nisi Minister Abbati (s) declamaverit apud eum et ipse Advocatus ei redemerit etc.

δ) In einem Falle tritt jedoch außerordentlicher Weise die Gerichtsbarkeit des

Vogtes ein: nämlich in casu denegatae justitiae von Seiten der gewöhnlichen Beamten des Klosters. Dieß wird ausdrücklich gesagt in den Leges Villae Hasprensis vom Jahre 1176: worin der Praepositus comitis die Vogtgerichtsbarkeit des Grafen neben und oft über den propositus Abbatis übt.

Es heißt da (Ampliss. Collect. S. 892 — 893):

Praepositus de omnibus, quos justitiare potest ad alium nequaquam clamorem deferet. Si vero quisquam temeritate vel superbia vel alio quo libet modo per ipsum vel Majorem et Scabinos justitiari contemserit, ab ipso et majore ad praepositum Comitis clamor debet deferri et tunc ille reum per scabinos in curia S. Aychardi submonebit et ipse rem judicabit. Si quid exciderit, duas partes ecclesia ipse vero tertiam habebit. Nullus hominum villae debet clamorem facere praeposito comitis, nisi per duos scabinos possit ostendere quod ei a praeposito ecclesiae et majore justitia denegata fuerit.

3) Das Vogtgeding muß unter Zuziehung der gewöhnlichen Gerichtsbeamten des Bischoffs oder Abts und der Schöffen gehalten werden, *) und nach den geltenden Gesetzen und Rechtsgewohnheiten. **) Es wird in allen Statuten gesagt: der Vogt kann keine willkührlichen Strafen verfügen. ***)

In einigen Urkunden ist die Größe der Buße bestimmt.

4) Es ist ferner mit großer Sorgfalt vorgeschrieben: wie lange der Vogt zur Abhaltung des placiti legalis auf dem Klostergebiet verweilen dürfe: wo dasselbe vorgenommen werde, mit wie viel Begleitern und Pferden der Vogt dabey erscheinen könne, und welche Verpflegung ihm und seiner Begleitung gebühre. *)

*) Ampl. Collect. I. p. 578. Urk. von 1016. Die Urk. 17 beym Verf. und fast alle welche über die Placita Advocati etwas bestimmen. Eben so zu Epternach s. oben. Man vergleiche auch die Uebereinkunft des Vogts von Eiroing mit der Abtey allda in D'Achery. Spicileg. II. p. 880 Vom Jahre 1180.

**) Oft wird festgesetzt, der Vogt dürfe nicht gegenwärtig seyn. Siehe die bereits angeführte Verordnung des Abts Beduin zu Arras de placito generali, und die Leges Villae Hasperensis in der Ampl. Coll. I. p. 895.

***) Urkunde von 1095 über Epternach bey Hontheim I. p. 443. Montag II. S. 494.

*) In der Verordnung Kaiser Heinrichs von Regensburg (1104) heißt es: ad placitum cujuslibet Advocati semel in anno — certis in locis conveniant ibique in servitium suum plus non exigant nisi duos modios tritici et duos porcos, tres cados vini et medonis, X cados cerevisiae, V modos avenae.

Im Vogteistatut für Verdun sagt der Herzog Gottfried De communi quaestu ipsa die (placiti) victum accipiat — cum uno saccio veniat etc. — Ampl. Coll.

In dem von Suggerbach v. 963 (ebend. p. 319) Ad unum placitum villicus advocato pro servitio dabit XXX denarios aut servitium, quod valet XXX denarios. Ad secundum quoque placitum tantum servitium dabit, quantum ad primum et non plus.

Dem Vogt von St. Jakob gestattet der Stifter des Klosters mit 10 Begleitern und 11 Pferden zum Vogtding zu kommen. Ebend. S. 578. Kaiser Heinrich III. gestattet dem Vogt v. St. Maximin duos modos panis, frizkingas IIII, unam amam vini. Ebend. S. 454.

Hieher gehört auch nachstehende im Cartulaire de Saint Bavon erscheinende kleine Urkunde vom J. 1223.

Ego Henricus, dei gratia dux Lotharingiae tam praesentibus quam futuris notum fieri volo quod ad petitionem Henrici, abbatis sancti Bavonis Gandensis, viri venerabilis, et conventus ejusdem loci, curtim de Sumphbeka sitam infra parochiam Bochout, quae est villa Sancti Bavonis a jure hospitii, quod in ea videbar habere; et ab omni exactione pro Salute animae meae et omnium parentum meorum liberam et quietam in perpetuum clamavi. Praedictae vero curtis non est alius praeter me advocatus, quam ab omni inquietudine debeo defendere, et in pace firma et stabili conservare. Jus etiam advocati curtis Ecclesiae sancti bavonis quae est juxta dictum Bouchout, determinare et scripto decrevi confirmare, sicut a viris sapientibus potui in-

Eben so wird festgesetzt, ob er in Person erscheinen müsse oder ob ihm erlaubt sey, einen Stellvertreter (nuntius) zu senden. *)

5) Die Geistlichen selbst, ferner die Layenbrüder des Klosters, (ja auch die active Dienerschaft nach einigen Urkunden) sind der richterlichen Gewalt des Vogtes nicht unterworfen. **)

6) Brüssel S. 790 — 791 sucht die Ansicht zu vertheidigen, die Kirchenvögte seyen auch die Vorsteher der Mannengerichte der Bischöfe und Aebte gewesen.

Wir finden dafür in den uns bekannten belgischen Urkunden keine Beweise.

Montag ***) hat für Metz eine Urkunde von 1144 dagegen angeführt, B. II. S. 463, worin es heißt:

> Barones seu casati milites infra Marcham habitantes causas suas coram Abbate et Advocato determinabunt.

Der Vogt war ja ihr Haupt bey der Heerfahrt; und die Criminalrichter der Ritter konnten nur aus der Mitte ihrer Pares genommen werden. In peinlichen Sachen stand er also auch an der Spitze des Lehnhofes.

7) Als Belohnung für die von ihnen den Klöstern und Kirchen zu leistenden Dienste hatten die Vögte nicht bloß das Drittheil der Bußgelder *) und Gerichtsgebühren, sondern noch andere Vortheile und Einkünfte: es sey denn sie hätten, wie nicht selten die Schirmvögte thaten, das Schutzamt zur Ehre Gottes oder für ihr Seelenheil übernommen. **)

Diese Vortheile sind unter andern:

a) Zum Lehen ihnen gegebene Grundstücke. ***) An deren Besitz knüpfte sich dann die Vogtey.

b) Ueberlassen von Zehenten, Kopfzins und anderer Naturalabgaben. ****)

c) Herstellung von Jagd- oder Weidegerechtigkeiten, Fischerey, das Eigenthum des dritten Bienenschwarms. †)

---

telligere, diligenti inquisitione, ne advocatus ejusdem curtis aliqua concessa sibi valeat abuti potestate. Igitur ad tria placita generalia cum sex tamen equitaturis, debet advocatus in dicta curte hospicium habere et nihil ulterius a praedicta curte exigere, quia hoc tenet a me in feodo. Ego vero bene fateor quod in ea nihil juris habeam; cum homini meo, jus meum in feudum contulerim. In hujus igitur rei memoriam praesentem paginam feci conscribi et sigilli mei appensione roborari. Actum anno domini millesimo ducentesimo vicesimo tertio mense Julii; et quod vidimus hoc testamur.

*) Der Nuntius wird erlaubt in der Urk. 17, aber ausdrücklich verboten in Urk. 15. benm Verf.

**) So werden in dem Vogtey-Recht v. S. Maximin die Dugelscalken von der Vogtengerichtsbarkeit ausgenommen. Amplissima Collectio I. p. 485.

***) Schon im I. B. I. Thl. führt er S. 260 not. 4. eine Stelle an aus Ottobeuern, wo es heißt: Nullum de militari familia sine justa sociorum suorum deliberatione damnet. — S. ferner ebend. S. 177.

*) Der Antheil am Wergeld wird ihnen indeß an manchen Orten abgesprochen, wenigstens si per se Abbas Weregeldum acquirit. S. die Urkunde über Prum v. 1102 im Auszug bey Montag II. Bd. S. 499. In Cambrai hatte der Graf v. Flandern als Vogt statt des Drittheils die Gavenna. Thes. pov. II. p. 653.

**) Fälle dieser Art finden sich in der Urk. 12., wo der Herzog von Brabant 1210 als Vogt von Affligham sagt: quod praedecessores mei eidem ecclesiae et banis ejus gratuitam per omnia Advocatiam et defensionem tam ipsi quam posteri eorum exigebant nihil mercedis terrenum accipientes sed aeternam a Deo retributionem tantum modo cum orationibus fratrum ibidem domino famulantium exspectantes.

***) So giebt Bischof Balduin seinem Bruder als Vogt von S. Jacob zu Lüttich einen Wald zum Lehen. Ampl. Coll. II. 378.

****) Urk. 17. Miraeus I. 153. II. 669. Martene et Dur. Ampl. Coll. I. p. 887 — 888.

†) Urk. 4. 20. 23. 28. Thesaur. I. p. 653.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nr. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung)

d) Lieferung von Pferden zum Behufe der Heerfahrt: die er aber zurückgiebt oder bezahlt, wenn sie zu Grunde gehen. *)

e) Dagegen wird dem Vogte ausdrücklich verboten auf dem Klostergebiete eine Wohnung zu haben, oder ohne Erlaubniß des Abtes da zu verweilen, Frohnden zu requiriren oder Beden auszuschreiben. **)

8) Eine Hauptverbindlichkeit der Kirchenvögte ist auch jetzt noch die Anführung der Mannschaft des Bischofes oder Klosters zur Heerfahrt. Dieselbe ist in mehreren die belgischen Vogteyen betreffenden Urkunden ausdrücklich angegeben. ***)

Kaiser Lothar II. verordnet 1137 in der schon mehrmals angeführten Urkunde von Stablo sogar:

> Advocatum a nostra manu accipiat, qui nobis exercitum et expeditionem pro summa et debito sui beneficii faciat.

Dasselbe wiederholt Conrad III. 1138 und 1140 mit den Worten:

> Advocatus expeditionem et arma pro summa et debito sui beneficii nobis successoribusque nostris procuret, Abbate et Ministerialibus et tota familia atque omnibus ejusdem Ecclesiae professionibus super haec liberis, et nullum nobis vel Advocato supplementum proclamantibus.

Der Vogt von Stablo hatte also selbst das Contingent der Abtey zum kaiserlichen Heere zu stellen. Eine gleiche Anordnung bestand in Trier. *)

Die Vögte führten auch das Heer des Bischofes oder der Abtey an, wenn diese selbst eine Fehde zu bestehen hatten. Der direkte Aufruf der Mannschaft wurde ihnen indeß nicht leicht **) gestattet, wie 1261 aus der Urk. 24 der Rechte des Grafen von Looz als Vogt von Saint Troud sich ergiebt, wo es heißt:

> Ictus campanae in villa praedicta et abbatis Sancti Trudonis, et quod homines in villae praedicta nullum tenentur sequi ad exercitum vel alibi nisi abbatem S. Troudonis, quia omnis jurisdictio ibidem ipsius Abbatis est sciti

*) Urkunde 4. 28. Der Verf. S. 66 — 67.

**) Urk. 1. Miraeus I. 659. Coll. Ampl. I. 550. 572. ferner 329.

Eine hier anzuführende sehr belehrende Urkunde ist wieder die oben abgedruckte Charta de capitalibus Sancti Petri in Advocatia Brabantensi vom Jahre 1122, welche S. 24 des III. Bds. II. Abthl. der Flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte entnommen ist, worin auch über die Abhaltung der tria Placita und die Amtsgewalt des Vogtes daben vieles Einzelne vorkömmt, ferner über die Heerfahrt u. s. w.

***) S. 1. Urkunden Nr. 3. 4. 10. 15. 18. 27. Villenfaque Recherches T. I. p. 428 folg., ferner die eben genannte Urkunde von 1122.

*) Montag II. S. 476.

**) Auch in den Leges villae Hasprensis (Ampl. Collect. I. p. 895) wird festgesetzt, daß der Praepositus des Klosters die Pflichtigen aufruft sich unter der Fahne des Vogts zu stellen. In Lüttich rief indeß der Hautavoué de la Hesbaie, jedoch auf Befehl des Bischofs, die Heerbannpflichtigen unter die Waffen. Villenfagne l. c. p. 428.

et de certamine et vulneribus sive latronibus ac etiam de aliis universum.

Dennoch hat der Vogt ein Drittheil der Bußgelder u. s. w.

Dabey war bestimmt, welche Verköstigung bey der Heerfahrt, wenn der Vogt die Klostermannschaft anführt, zu leisten sey. Ducange (p. 188) führt aus Malbruns de Morinis lib. 8. c. 46. eine Urkunde des Grafen Balduin von Flandern von 1056 an, worin bestimmt wird für den Vogt von Sanct Martin:

Ut quicunque Advocatus fuerit in regalem expeditionem iturus unum baconem, unam pensam caseorum et unum equum ad summarium, vel pro his unam marcam argenti ab Abbate accipiat.

Vom Vogt von Hasbanien, als dem Träger der Kriegsfahne des heiligen Lambertus zu Lüttich ist schon oben die Rede gewesen. *)

9) Mit dieser Verpflichtung zur bewaffneten Vertheidigung des Klosters hängt noch eine andere hier hervorzuhebende zusammen, die wir namentlich bey den Schirmvögten finden, nämlich die Verbindlichkeit zur Leistung der Gewehre, also zur thätlichen Aufrechthaltung der Güterrechte des Klosters; dieß wird in den meisten bey Saint Genois abgedruckten Urkunden z. B. Nr. 13. 19. 33. 34. gesagt. In der ersten erklärt 1212 der Graf Ferrand von Flandern, daß er als Schirmvogt des Klosters S. Nicolaus des Près zu Tournai, alle Besitzungen der Kirche (welche wörtlich aufgeführt werden) schützen werde, wie dieß seine Vorfahrer die Grafen Dieterich, Philipp und Balduin angelobt hätten. Deßhalb bestätigt derselbe Graf in Urkunde 19 die Besitzungen des Klosters Ninove, als dessen Schuzvogt er sich anerkennt.

*) Schon Ducange p. 188 erwähnt diesen Punct und bemerkt auch in Tornai habe der Burggraf als Vogt des Bischofes die Fahne getragen. Habet praebendam in blado, vino et munnies et debet portare vexillum beati Martini: cum Comite Andegavensi et facere per se vel per alium bella.

Deßgleichen erklärt 1210 der Herzog Heinrich von Brabant als Vogt von Afflighem, Urkunde 12. Für den Schutz der Gewere vorzüglich wurde den Grafen von Flandern als Schirmvögten der Hauptkirchen von Cambrai die Gavenna entrichtet.

Die Vertretung der Bischöfe und Aebte beym Königs- oder Grafengerichte durch ihre Vögte mag wegen der verminderten Gerichts-Verfassung wohl nicht mehr dieselbe gewesen seyn, wie in der vorigen Periode.

Dagegen ist der Vogt bey feyerlichen Rechts-Geschäften, besonders wenn dieselben den Erwerb oder die Veräußerung von Grundstücken betreffen, theilnehmend gegenwärtig; und pflegt so zu sagen seine auctoritas zu interponiren. *)

Ja im Diplom Nr. 17. vom Jahre 1256 wird ausführlich bestimmt, was er bey einem solchen Akte für Verkündigungen zu machen habe.

Ein anderer Fall, den wir hier erwähnen, ist der in der Urkunde 37. vorkommende: wo der Vogt von Sanct Bavo bey Gent bey der Schöffenwahl der Villa und beym Verkünden von Umlagen gegenwärtig seyn muß.

10) Im Interesse der Klöster wird die Zahl der Vögte vermindert und ihre Vervielfältigung verboten. Wenn mehrere Villae der Abtey ihre eigenen Vögte hatten, so wurden sie einem Vogte übergeben. **) Das Bestellen

*) Montag B. II. S. 316 führt vom Jahre 1031 aus Bayern eine Stelle an, wo der Vogt sagt: Hanc traditionem Amelungus Comes, majoris ecclesiae advocatus manu sua suscepit et regiae potestatis banno in Comitatu suo, stabilivit: Und aus Schanat: Jd ipsum Concambium per manus Advocatorum — traditum et confirmatum etc. — So der Herzog von Brabant zur Bekräftigung einer Schenkung an das Kloster Tongerb, dessen Vogt er war. Miräus I. 526. Im III. Bande Abthl. II. der Flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte S. 51 findet sich eine Urkunde vom Jahre 1219, welche ein Advocatus von Diele ausstellt über einen Vergleich zwischen der Meverin allda und dem Abt von Sanct Peter zu Gent.

**) So 1116 im Kloster Lobbes (im Lüttichschen). D'Achery Spicilegium II. 747.

von Untervögten wird bald ganz untersagt, ja (was für Belgien wichtig ist, auf einem Concilium zu Rheims 1148) förmlich verboten. *)

11) Durch verschiedene andere Maaßregeln wird gegen die Mißbräuche der Amtsgewalt der Vögte gearbeitet, wie durch Abnahme eines Diensteides; **) oder durch Erklärungen der Landesherrn, welche, wie der Kaiser Friedrich I. ***) auf einem Reichstage zu Verden 1110 erklären, daß die Vögte durchaus keine Rechte auf den Grundbesitz der Kirchen anzusprechen hätten.

Zur nähern Beleuchtung der belgischen Kirchenvogteyen in der zweyten Periode giebt der Verfasser:

1) Ein alphabetisches Verzeichniß der ihm bekannten Vogteyen: ihre Zahl beläuft sich auf 71: welche sich aber noch vermehren läßt, besonders durch die Berücksichtigung der Vogteyen im artesischen und morinischen Gebiete, welche ursprünglich zu Flandern gehörten; (S. 81 — 98.)

2) eine nähere Geschichte einiger besonders wichtigen Vogteyen, namentlich der von Sanct Troud, Stablo, Sanct Bavo der Hauptvogtey des Bisthums Lüttich und andrer Vogteyen allda; ****) endlich der von Cambrai. (S. 99 — 142) Er beschreibt ferner

3) die Eigenthümlichkeiten der Vogteyen der Cistercienser, Clugniacenser und Prämonstratenser (S. 143 — 147) und

4) führt die städtischen, und andere besondere nicht kirchliche Advocatien auf (S. 148 — 153).

Die Gränzen dieses Aufsatzes erlauben uns nicht die Mittheilungen des Verfassers in Nr. 1. und 2. hier wieder zu geben; die letzten würden als vereinzelte geschichtliche Puncte auch nicht ganz verständlich gemacht werden können. Dagegen geben wir mit Vergnügen Auszüge aus Nr. 3. und 4.

Der Verf. sagt uns, daß die später errichteten Abteyen selten sich in der Lage befanden, Gerichtsvögte zu erhalten, aus dem einfachen Grunde, weil sie selten die alte kirchliche Immunität erhielten, sondern bloß das Eigenthum kleiner Allodien, worauf keine Dörfer entstanden. Aber auch selbst, wenn sie jene alten Rechte erhielten, wurde ihnen meistens zugleich das Privilegium gestattet, auch keinem Advocatus unterworfen zu seyn oder keinen erblichen Vogt zu haben. Im ersten Falle besorgten ihre Ballivi, praepositi und Villici oder Schulteti alle gerichtlichen Geschäfte, im letzten ein widerruflich oder nur lebenslänglich ernannter Vogt, der von der geistlichen Corporation stets abhängig war. So sagt Friederich II. in einer Urkunde vom Jahre 1226:

> Ordo Cicerstiensis ab exordio suae institutionis nullis unquam fuit obnoxius advocatis. *)

Dagegen bedurften alle diese Klöster in den stürmischen Zeiten des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts allerdings militärischer Beschützer, die sie aber in den Landesherren fanden; weil die Landeshoheit schon so kräftig entwickelt war, daß sie die Vogtey über Kirchen u. s. w. in sich begriff. Dieß war namentlich in den belgischen Provinzen der Fall, weßhalb wir so viel Urkunden finden, worin der Herzog von Brabant, die Grafen von Flandern und andere Vögte d. h. Schirmvögte der Cistercienser, Prämonstratenser und anderer Klöster waren.

Was nun die Vogteyen anderer Art d. h. die nicht kirchlichen betrifft, so wird der viel-

*) Die v. Ducange p. 190 angeführte Stelle (cap. 6.) lautet so: Auctoritate apostolica prohibemus, ut nullus Advocatus praeter beneficium antiquitus constitutum aliquid sibi arripere vel usurpare praesumat: Subadvocatos vero vel exactores eorum omnibus ab Ecclesiarum infestationibus prohibemus. — Ein gleiches Verbot erließ für Stablo Kaiser Lothar 1137. Ampl. Coll. II. p. 100.

**) Urk. N. 19.

***) Pertz IV. p. 141.

****) Man zählt deren gegen dreyßig.

*) Hüllmann. S. 271. Not. 90. und Montag Thl. II. S. 510.

deutige Namen Advocatus auch in Belgien verschiedenen mit einer Schutzgewalt begabten Beamten gegeben, jedoch ist er weniger häufig als in Deutschland, wo es Vogteyen der verschiedensten Art gab.

Was nämlich

1) Die bey uns häufigen Landvögte betrifft, so kommen dieselben als eigene Beamten in Belgien nicht vor. Ihre Stelle vertreten in den einzelnen Distrikten entweder die Burggraven (oder Chatelains) und wo dieselben nicht mehr vorkommen die Hooghbalivi, Grandbaillis.

Der Verf. zeigt S. 149, 151, daß die allerdings häufige Benennung eines Advocatus nach einer Stadt u. s. w. wie z. B. Advocatus Altrebabensis, die des Avoué de Malines u. s. m. nur abgekürzte Bezeichnungen sind, nämlich die der in diesen Städten sich findenden Kirchenvögte als des Vogts von Sanct Vedast in Arras und S. Rambaut in Mecheln. Eben so war der Herzog von Brabant Advocatus des Sanct Gervasiusstiftes in Mästricht, und einst Vogt dieser Stadt und eben so in Aachen, wo er die kaiserliche Schirmvogtey der Hauptkirche verwaltete oder durch Subadvocati verwalten ließ. *)

2) Nicht ohne Wichtigkeit sind die Advocati fluminum, deren wir einige wichtige in Belgien finden.

Die deutschen Kaiser hatten solche für die Mosel, die Maas und den Rhein bestellt. Aus der ungedruckten Chronik von Brabant von Dinterus B. II. S. 1041. 1022. theilt der Verfasser S. 155 Stellen mit, die beweisen, daß Kaiser Adolph von Nassau dem Herzog von Brabant die Vogtey über Mosel und Rhein übertragen hatte. Der Kaiser sagt vom Herzog (Johann I.):

quem circumspectionis et fidei merita nobis reddiderunt amabilem et eximia virtutis praestantia effecit cariorem — proclamamus Advocatum principalem et rectorem ac judicem generalem in aquis et terris ad exercendum omnia quae pacis observantiam respiciunt et ad Advocati principalis officium pertinere noscuntur, suo et imperii nomine exercenda a partibus circa fluvium Mosellae usque ad Partes maris, quod Zee vocatur et ex parte Rheni altera adversus Westphaliam.

Er befiehlt universis prioribus tam ecclesiasticis quam secularibus, praelatis, baronibus, comitibus, nobilibus, ministerialibus, militibus, vasallis, communitatibus, castris, villis caeterisque Sancti imperii fidelibus in partibus praedictis constitutis et in pace communi juratis, quatenus praedictum ducem hilares et devoti suscipere sibi ac substituto vel substitutis seu substituendo vel substituendis ab ipso in praemissis reverenter parere et humiliter pronis affectionibus obedire curarent.

Die Stelle beweist aber mehr, als der Verfasser daraus herleitet, nämlich: daß der Herzog zum Executor des Landfriedens in jenen Theilen des westlichen Deutschlands bestellt war.

Nur was die Schelde betrifft, so waren die Herzoge von Brabant im Namen des Reichs dort Schirmvögte zum Schutze der Schifffahrt. Die Schelde galt noch 1232 als Reichsfluß und die Grafschaft Antwerpen war Marca Imperii (die Markgrafschaft hatte der Herzog von Brabant.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Beweise giebt der Verf. S. 151 — 153.

Berichtigungen.

Zu Nr. 212. der Gel. Anz. werden hiemit folgende Druckverbesserungen nachgetragen. — S. 658 Purch, statt Pureh. — Vaccorium, st. Vaccorium. — S. 660 Strasse oben, st. aber. — Lustenstein, st. Lustenstein. — S. 663 Gries, st. Grims. — Seeham, st. Senham. — Gau Laciacis, st. Lucineis. — S. 664. Pavimenten, st. Paramenten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nr. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Fortsetzung.)

Die Grafen von Flandern bestritten und zwar mit Waffengewalt das alleinige Obereigenthum des Reichs auf dem ihre Grafschaft begränzenden Fluß: es behielt aber der Herzog diese Avouerie de l'Escaut bis 1357, wo er sie dem Grafen Ludwig I. abtrat; man weiß aber nicht wie lange dieser sie behielt. *)

3. In den flandrischen Städten Ypern und Bailleul kommen auch Vögte vor. Dieselben sind aber nichts anderes als die Bürgermeister daselbst, welche als Obervormünder diesen Namen führen. **)

4. Als vorübergehende Advocati kommen vor der von Kaiser Heinrich III. während seines Römerzugs bestellte Advocatus provincialis von Luxemburg, ferner in Antwerpen die Advocati des Herzogs von Brabant.

Was die Advocati adelicher Güter betrifft, ferner die Advocati Camerae, und Advocati Campiones (worüber Ducange zu vergleichen ist,) so kommen sie in Belgien nicht vor.

*) Auch hierüber enthält Dinterus Aufschlüsse: weßhalb die baldige Herausgabe dieses für die deutsche Geschichte wichtigen Chronisten, welche der Commission royale l'histoire in Brüssel übertragen ist, überaus wünschenswerth ist.

**) Vergl. meine Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte II. Thl. Abthl. I. S. 204. Abthl. II. S. 94. De Saint Genois p. 158 — 162.

Drittes Capitel. Allmähliches Verschwinden der Vogteyen.

Das allmähliche Verschwinden der Kirchen- und namentlich der Dingvögte auch in Belgien ist dem Zusammenwirken verschiedener Ursachen, die aber auch die theilweise Fortdauer derselben oder einzelner ihrer Rechte erklären, zuzuschreiben.

Es ist aus der ganzen Geschichte des Mittelalters bekannt, daß die Kirchenvögte statt Vertheidiger der Bisthümer und Abteyen zu seyn, deren grausamste Unterdrücker und Tyrannen wurden. Ihre unabhängige Stellung den geistlichen Oberherren gegenüber machte es ihnen möglich, eine willkührliche Gewalt auszuüben und durch Usurpationen aller Art sich Abgaben und Dienstleistungen von den Hintersaßen der Bisthümer und besonders der Abteyen zu erpressen. Hundert Urkunden enthalten die Klagen und Verwünschungen der von ihren Vögten gedrückten Geistlichkeit.

Hüllmann und v. Raumer haben mit gewandter Feder diese beklagenswerthen Zustände beschrieben. Sie finden sich in Belgien gerade so wie in Deutschland und Frankreich. Unser Verf. hat die wichtigsten Ereignisse dieser Art, und insbesondere die empörenden Verheerungen, deren einzelne Vögte sich schuldig machten, angegeben. Besonders unglücklich war die Abtey Saint Troud, um deren Vogtey sich mächtige Herren stritten und deren Untervögte mit seltner Barbarey die Mönche mißhandelten. Die Klagen kommen schon im achten Jahrhundert vor und veranlaßten damals die von dem Landesherrn gegebenen oder bestätigten Vogteystatuten. Bald suchten aber die Abteyen sich ihrer Vögte zu entledigen, was schon im dreyzehnten Jahrhundert nicht nur möglich, sondern sogar oft sehr leicht war.

Obgleich die geistlichen Coporationen ihre Immunität behielten, ja als reiche und unabhängige Grundherren den weltlichen Großen gegenüber standen, so konnten sie doch in Folge der mehr und mehr sich ausbildenden Landeshoheit der Dingvögte entbehren. Wir haben gesehen, daß die Bischöfe und Aebte neben den Vögten ihre richterlichen Beamten hatten, in Flandern sind die Ballici, Schulteti, Villici, bey den geistlichen Grundherren eben so allgemein, wie auf unmittelbar gräflichem Gebiete und bey den weltlichen Großvasallen des Landes. In Brabant finden wir Drossarde (unsere Drosten), anderswo die Prevots u. dgl. Diese Beamten waren die regelmäßigen Richter der Bischöfe und Aebte: der Vogt hatte nur einen kleinen Theil und selbst nur wo es Noth that die executive Gewalt. Ja wir sehen, daß er oft nicht einmal bey den tria placita erscheinen darf. Das Wesentlichste bey der Vogtey waren die Revenüen und der Besitz der Ländereyen, woran die Vogtey geknüpft war. Aus dem Amte war ein privatrechtliches Gut, ein Einkommen geworden, das für die Klöster unendlich drückend war, aber da es einen Geldvorrath hatte, von diesem den Vögten abgekauft werden konnte (so fern andere besondere Ursachen dieß nicht hinderten). Die Veränderung der Sitte und der Denkungsweise der Zeit hatte auch dem Bedürfniß der geistlichen Corporationen Vögte zu haben, ein Ende gemacht. Obgleich der Grundsatz: ecclesia abhorret a sanguine immer noch galt, so setzten sich die meisten Bischöfe und Aebte darüber hinweg. Schon im zwölften und allgemein im dreyzehnten Jahrhundert finden wir sie im Feldlager, selbst als Hauptanführer in Schlachten. *) Sie führten ihre Heerhaufen selbst dem Kaiser, dem Könige, den Grafen zu. Die Vögte waren hierzu nicht mehr nöthig.

Eben so ließen sie durch ihre Baillis, Prévots u. s. w. auch die Criminalgerichtsbarkeit, den Blutbann üben. Was die Leibeignen betrifft, waren sogar die Schultheißen oft Blutrichter. **)

*) Der Bischof von Senlis trug zum Sieg Philipps Augusts bey Bouvines über Otto IV. das meiste bey.

**) Man vrgl. die im III. Bd. II. Ab. gegebenen Criminalregister der Abtey St. Peter zu Gent.

Nachdem die Bischöfe ganze Grafschaften an sich gebracht hatten, also selbst Grafen — ja Herzoge geworden waren, mußte man es ganz natürlich finden, daß sie wie andere Landesherrn durch ihre Beamten jede Art Jurisdiction ausübten. Nur die schwächern Aebte, oder im Fall des Aufruhrs auch andere, waren genöthigt zum kräftigen Arm eines Vogtes ihre Zuflucht zu nehmen. Im Allgemeinen waren die Dingvögte ein den Bischöfen und Aebten unbenommenes hors d'oeuvre geworden, deren sie um so mehr sich zu entledigen bemüht waren, als gerade dadurch ihre Immunität und Unabhängigkeit ganz vollständig wurde. Sie ergriffen also die Gelegenheiten die Vogtey an sich zu bringen, mit Vergnügen. Es fehlte auch an solchen nicht. Sehr richtig bemerkt unser Verf., (S. 168,) daß die Kreuzzüge in dieser Hinsicht günstig für die geistlichen Corporationen gewirkt haben. Wie mancher Ritter verkaufte seine Vogtey, um im Orient sich eine Grafschaft oder ein Herzogthum zu erobern! Ueberhaupt diente der Kaufschilling für die Vogteyen oder für das Aufgeben einzelner Rechte derselben zur Bestreitung von Kriegs- oder Turnierkosten und zur Zahlung der Schulden der verarmenden Ritterschaft. Mancher kaufte sich mit diesem Gelde aus der Kriegsgefangenschaft los. Die Besitzer solcher Advocatien mußten diese lieber als andere Besitzungen aufgeben, als die damit verbundenen Rechte oft bestritten waren und im Allgemeinen etwas Gehäßiges an sich hatten.

Nicht selten gaben sie die Rechte auf um altes Unrecht wieder gut zu machen und den Himmel zu versöhnen. Einige thaten es sogar aus Frömmigkeit und Liebe zur Kirche.

So wirkten also die verschiedensten Ursachen zusammen, um die Kirchenvogteyen ihrer Erlöschung entgegen zu führen. Indessen verschwanden sie dennoch nur allmählich, und meistens theilweise: die meisten jedoch schon vor dem sechzehnten Jahrhundert. Welche jedoch sich so lange erhielten, fanden sich meistens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch vor, aber in sehr veränderter Gestalt. Sie sind nur noch der Inbegriff verschiedener den Inhabern des Vogtlehens zu zahlender Gefälle, oder bilden den Titel des Grundbesitzes, der einst als Belohnung für seine Amtsverbindlichkeiten dem Vogt war zum

Lehen gegeben worden. Ja nicht selten ist die Vogtey ein bloßer Titel, wie der des Grafen, des Marquis, des Barons, und wird als solcher von der Familie getragen, deren Ahnherrn wirkliche Vögte waren.

Was die Schirmvogteyen betrifft, so dauerten dieselben fort, selbst wenn die mit ihnen verbundenen Gefälle weggefallen waren, denn der jedesmalige Landesherr war der natürliche und nothwendige Schirmvogt der Abteyen seines Landes, wie es der Kaiser im Reiche war.

Zur Beleuchtung der Geschichte der Vogteyen während der Periode ihres Verschwindens verfolgt unser Verfasser den allmählichen Untergang von einundzwanzig Vogteyen in den belgischen Provinzen. Wir theilen daraus einiges mit, obgleich die Darstellungen des Verfassers nicht genügend sind.

Sehr interessant ist die Geschichte zweyer Vogteyen in Lüttich, nämlich die des Bisthums und die der Stadt: nur sind die Ansichten darüber nicht dieselben; Villenfagne hat beyde in seinen Recherches sur le Cidevant Principauté de Liége S. 395 — 418. (de la Haute-Avouerie de la ville de Liége) und p. 419 flg. de la Haute-Avouerie de Haisbaye, historisch beleuchtet.

Birnbaum in seiner Deduction der Rechte des Herzogs K. Fr. W. J. von Looz-Corswaren (v. J. 1830) und unser Verfasser bestreiten mehrere Hauptpunkte in seiner Darstellung. Gewiß ist, daß als der Hespengau d. h. die Grafschaft Hasbanien dem Bischof von Lüttich v. Kaiser Heinrich III. gegeben wurde (gegen 1040) die vorher diesem Grafen zustehende höchste Schirm- und Dingvogtey des ganzen Bisthums einem Grafen v. Bohaigne mit der über Hasbanien selbst übertragen wurde, so daß der Vogt theils Advocatus Hasbaniae, theils Altaris Sancti Lamberti, Advocatus Leodiensis hieß. Die erste Benennung war die gewöhnliche. Der älteste bekannte Vogt ist Gozilong oder Gothelo. Ueber die Vererbung der Vogtey geben die genannten Schriftsteller, namentlich de Saint Genois p. 108 — 113 genaue Nachrichten. Die Ausübung der Vogtey, namentlich das Vortragen der großen Kriegsfahne war an den Besitz des Schloßes Aigremont geknüpft: weßhalb die jedesmaligen Herrn desselben sich den Titel Haut-Avoué de Hesbaing beylegten, selbst nachdem alle Functionen aufgehört hatten. Ob dieß für immer der Fall war, nachdem Karl der Kühne, Herzog von Burgund, nach der Besiegung der Lütticher im Jahre 1466 alle Vogteyen im Lande aufgehoben und durch den Friedensvertrag sich zum einzigen Avoué-Souverain des ganzen Landes hatte anerkennen lassen, — wagen wir nicht zu entscheiden.

Der Titel gehörte durch Erbrecht verschiedenen Familien z. B. den Herzogen von Ahremberg (noch 1475), die aber das Schloß Aigremont mit der Vogtey verkauften. Gegen 1665 besaß beyde, die jetzt im Lüttichschen noch existirende adeliche Familie de Grati: im Anfang des 18. Jahrhunderts besaß sie die Familie de Clerer, deren letzter Sproße 1779 als Haut-Avoué de la Hesbaie starb.

Ja ein Besitzer des Schloßes, der 1812 starb, führte noch diesen Titel und theilte Herrn v. Villenfagne verschiedene diese Vogtey betreffende Urkunden mit. Recherches I. p. 472 Note 8. Unter diesen war auch das Original eines Weisthums über die Vorrechte des Haut-Avoué de la Hesbaie im J. 1321, welches dieser Schriftsteller S. 425 - 429 auszugsweise mittheilt. Es spricht besonders ausführlich von den Feyerlichkeiten, welche statt hatten, wann die Fahne des heiligen Lambertus dem Vogte übergeben wurde. Einzelne Rechte dieser Vogtey scheinen den Herzogen von Looz-Corswaren als Besitzern von Nyel im J. 1803 noch zugestanden zu haben und zum Theil der Gegenstand der diesem Hause durch den Reichsdeputations-Hauptschluß gewordenen Entschädigung gewesen zu seyn.

Die Stadt Lüttich hatte schon früher ihren eignen Vogt, d. h. den für ihre Immunität gegebenen Advocatus: nach einigen setzte ihn der hl. Hubertus (der erste Gründer des Ortes), nach andern Carl der Große, nach Villenfagne der Bischof Notger im zehnten Jahrhundert. Diese Vogtey gehört den Grafen von Los (Looz oder

---

*) Ausführlich handelt hierüber Birnbaum a. a. O. S. 45 flg.

Loce) welche sich aber wie es scheint, durch einen Subadvocatus (Minoir Vouvé in einem Gedicht des 14. Jahrhunderts genannt) vertreten ließen. Bey Erneuerung der Investitur der Vogteyen waren die Schöffen gegenwärtig. Aus den Functionen derselben geht hervor, daß er der regelmäßige Gerichtsvogt der Stadt und ihres Weichbildes war. In der 1642 von de Meen redigirter Coutume Cap. XIV. art. 34 heißt es:

> Le Voué est tenu après le criminal convaincu et condamné le conduire au lieu du supplice et le faire exécuter à ses depens.

Der Vogt vertrat also hier den Schultheißen.

Auch diese Vogtey war erblich, wurde 1466 von Karl dem Kühnen an sich gerissen, von seiner Tochter Maria aber 1477 zurückgegeben. Sie *) gehörte damals der Familie del Boverie, allein ihr Besitzer Jean del Boverie starb so verschuldet, daß keiner der von ihm ernannten Erben, um nicht die Schulden zahlen zu müssen, sie übernehmen wollte. Sie kam an das auf diesen Fall von ihm substituirte Capitel der Hauptkirchen, welche die Functionen nur so lang von widerruflich oder lebenslänglichen Beamten ausüben ließ (so scheint es), bis sie sich verloren.

Im letzten Werke über das Lüttticher Gewohnheitsrecht, nämlich in den Instituts de droit ou Sommaire de la Jurisprudence etc. pour le pays de Liége v. Schet t. I. (Bouillon 1772 4.) S. 192 — 193 steht eine Notiz und Erklärung der Rechte des Voué, in der besonders oft auf einen Lütticher Schriftsteller Erasmus de Chokier de Advocatiis feudalibus verwiesen wird, den auch Böhmer und Weber §. 72 (dieser aber unrichtig) anführen. Die Vogteyen sind noch als gegenwärtige Rechtsinstitute des Landes aufgeführt: jedoch über ihre Gerechtsame unter Nr. 14 nur folgendes gesagt.

> Les droits de Vouerie dans le pays de Liége consistent dans le droit de poursuivre et de faire éxécuter les criminels, parmi le tiers des amendes: s'il n'y a privilège, préscription ou usance du contraire: et dans les révenus attribués anciennement par les Evêques ou autres Fondateurs de Voueries.

(Hr. v. Saint Genois hat weder diese Notiz Schets noch das Werk von Er. de Chokier benützt).

Was das Aufhören anderer Kirchenvogteyen in Belgien betrifft, so hält der Verf. Kaiser Karl den fünften für den letzten Vogt der Abtey Stablo, er ließ als solcher 1521 die Grafen de la Mark bekriegen. Für den letzten Vogt von Gembloux hält er den Herzog Philipp den Guten von Burgund; der letzte Untervogt allda war ein Herr v. Glymes der 1451 noch lebte. Von der Schirmvogtey zu Cambray bezogen die Grafen von Flandern fortwährend die Gavenna comme droits de Courtoisie. Die Einwohner von Dinaut riefen den 23. Sept. 1465 den Grafen Ludwig de la Mark noch gegen Carl den Kühnen zur Hülfe, den Tag darauf war ihre Stadt vernichtet! Andere Kirchenvogteyen wurden schon im dreyzehnten Jahrhundert ganz oder theilweise an ihre Abteyen käuflich oder tauschweise zurückgegeben. Wir hätten gewünscht, der Verf. hätte mehrere Urkunden über den Abkauf von Vogteyen mitgetheilt. Wir finden bey ihm nur eine (in französischer Sprache) nämlich das Diplom Nr. 57. überschrieben:

> Charte concernant la Vente de l'Avouerie et du Chateau de Thamise*) faits par Martin Vilain en faveur de l'Abbaye de Saint Pierre à Gand.

Es müssen in den belgischen Archiven sich Actenstücke dieser Art in großer Anzahl befinden.

*) Oder die Subadvocatie.

*) Flam. Temeke an der Schelde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles, pour servir de base à la Zoologie et à la Géologie par M. Ducrotay de Blainville. Ouvrage accompagné de planches lithographiées sous sa direction par M. J. C. Werner. Mammifères. Tome premier. Fasc. 1. atlas 11 planches. Fasc. 2. atlas 9 planches. Paris 1839. Text gr. 4. Atlas gr. Folio.

Mit den beyden Heften, die uns bis jetzt vorliegen, hat ein Unternehmen begonnen, das, wenn es anders vollständig durchgeführt wird, dem Studium der Zoologie, Zootomie und Paläontologie die wichtigsten Dienste leisten wird. Was schon vor Jahren der treffliche Esper vergebens gewünscht hatte, sucht Blainville gegenwärtig in Ausführung zu bringen; nämlich eine vollständige und umfassende Darstellung des Knochengerüstes nach allen Typen der sämmtlichen Wirbelthiere zu liefern, und zwar der lebenden wie der ausgestorbenen und dieß nicht bloß in Beschreibungen, sondern, was unumgänglich nöthig ist, in Verbindung mit bildlichen Darstellungen. Und um gleich mit diesen zu beginnen, muß man gestehen, daß sie Alles leisten, was die strengsten Anforderungen von ihnen nur immerhin begehren mögen: an Treue und Genauigkeit, an Schönheit der Ausführung reihen sie sich den eminentesten Leistungen auf diesem Gebiete an. Auch giebt es ihnen einen wesentlichen Vorzug, daß sie in großem Maaßstabe ausgeführt sind, denn es ist nicht zu verkennen, daß Cuvier's Skeletabbildungen in den Recherches sur les ossemens fossiles durch ihre zu starke Verkleinerung an Deutlichkeit sehr verlieren, wie denn auch d'Altons größer ausgeführte Abbildungen, so schön und trefflich sie in der That sind, doch nicht alle Typen enthalten, die Suturen nicht genau berücksichtigen, und nicht genug analytisches Detail haben.

Blainville hat seine Abbildungen nach einem fünffachen Gesichtspuncte entworfen: 1) das ganze Skelet, was bey dem großen Folioformat der Tafeln auch bey den größten Thieren immer noch deutlich genug ausfällt; 2) die ganzen Schädel, die meist in Lebensgröße gegeben werden können; 3) einzelne charakteristische Theile; 4) das Zahnsystem, mit besonderer Berücksichtigung der Wurzeln und Alveolen, auf welch letztere Beziehung bisher wenig eingegangen worden und die gleichwohl zur Bestimmung fossiler Ueberreste mitunter so wichtig ist, und 5) die fossilen Knochen, nebst den von den Alten hinterlassenen Thierfiguren.

Aus diesen Angaben ersieht man bereits, welch eine große Ausdehnung diese Osteographie erlangen wird, die aber auch durchaus nothwendig ist, soll man anders durch sie in den Stand gesetzt werden, selbst die einzelnen Stücke einer fossilen Thierart darnach bestimmen zu können. Daß 5 — 600 Tafeln, wie der Verleger meynt, zur Ausführung des ganzes Planes lange nicht hinreichen, geht schon aus den zwey ersten Heften hervor, welche bloß die beyden ersten Familien der Affen (altweltliche und amerikanische) behandeln, an fossilen Ueberresten nur einige kleine Stücke darzustellen haben, und doch bereits 20 Tafeln einnehmen. Sollte aber auch der Plan, so wie er angelegt ist, nicht bis zum Ende durchgeführt werden können, so erhält man doch in

so fern kein Trümmerwerk, als jedes Heft eine Monographie einer größern und zusammengehörigen Gruppe von Thieren ausmacht. Im Interesse der Wissenschaft ist diesem schönen und wichtigen Unternehmen ein ununterbrochener und rascher Fortgang von Herzen zu wünschen. An Material und an Leuten zur Ausführung wenigstens fehlt es dem pariser Museum nicht.

Für die Beschreibung hat Blainville die Methode gewählt, aus jeder großen Linnéischen Gattung eine typische Art zu nehmen, welche in ihr die Mitte behauptet, von dieser Skelet und Zahnsystem ausführlich zu beschreiben, und an sie die andern Arten in auf- oder absteigender Linie anzureihen. Als einen Uebelstand muß ich es hiebey hervorheben, daß Blainville auf numerische Angaben der Dimensionsverhältnisse sich gar nicht eingelassen hat, indem nach seiner Meynung solche, zumal wenn sie absolute sind, zu nichts oder nur sehr wenig brauchbar seyen. Hiemit kann ich, aus eigener Erfahrung belehrt, durchaus nicht einstimmen; im Gegentheil haben mir solche Angaben bey Bestimmung fossiler Knochen immer sehr ersprießliche Dienste geleistet, und wenn man, wie ich es in meiner Monographie der Affen gethan, die numerischen Dimensionsverhältnisse der verwandten Gattungen in einer Tabelle zusammenstellt, lassen sich auch bey absoluten Angaben leicht die großen Differenzen in den Proportionen der einzelnen Theile herausfinden, zugleich einen Beleg für die Richtigkeit der bildlichen Darstellungen gewährend.

Das erste Heft enthält eine kurze Einleitung in die Osteographie im Allgemeinen und der Säugethiere insbesondere, worin uns nichts Neues aufgefallen ist als einige neugebildete, unserer Meynung nach aber überflüssige technische Ausdrücke, von denen wir nur zur fernern Verständigung die für die Eintheilung der Backenzähne gewählten bemerklich machen wollen. Blainville sondert diese in Vorder-Backenzähne (avant-molaires), Haupt- (principale-) und Hinter-Backenzähne (arrière-molaires), ohne Rücksicht, ob sie einfach, oder zusammengesetzt, schneidend oder höckerig sind. So, um ein Beyspiel vom Menschen zu wählen, nimmt er bey ihm folgende Zusammensetzung des Zahnsystemes an: auf jeder Kieferseite 2 Schneidezähne (incisives), 1 Eckzahn (canine), 5 Backenzähne (molaires), worunter 2 Vorder-, 1 Haupt- und 2 Hinter-Backenzähne sind, die er mit folgender Formel bezeichnet:

$\frac{2}{2}$ J + $\frac{1}{1}$ C + $\frac{5}{5}$ M, wovon
$\frac{2}{2}$ av. m. + $\frac{1}{1}$ pr. + $\frac{2}{2}$ ar. m.

Um den Hauptzahn zu bestimmen, muß man, wie Blainville sagt, bisweilen zu mehr oder weniger indirecten Betrachtungen seine Zuflucht nehmen, in der größten Zahl der Fälle aber könne man ihn im Oberkiefer, der immer bey Bestimmung der Zähne der Ausgangspunct ist, sehr leicht erkennen, indem man als solchen denjenigen anzusehen habe, der sich unter der Wurzel des Jochbogens oder richtiger des Jochfortsatzes des Oberkiefers einpflanze, und der im Menschen auch der stärkste sey; die vor ihm liegenden sind dann die Vorder- und die hinter ihm die Hinter-Backenzähne.

Hinsichtlich des Unterkiefers giebt er an, die Zähne in normaler Lage aufeinander zu bringen, wo alsdann der vor dem obern Hauptzahn eingreifende als der untere anzusehen ist, der beym Menschen auch wieder der stärkste ist, und nach dem sich nun abermals die Vorder- und Hinter-Backenzähne von selbst bestimmen.

In wie weit diese Eintheilung der Backenzähne naturgemäß ist, werden wir bey den spätern Ordnungen der Säugthiere zu beurtheilen Gelegenheit haben.

Die erste Ordnung, mit welcher Blainville seine Darstellungen beginnt, ist die der Affen, denen er den Linneischen Namen der Primates beläßt, und zu welchen er nicht bloß die eigentlichen Affen nebst den Halbaffen zählt, sondern, nach Wagler's Vorgange, auch noch die Faulthiere und Galeopitheken, in welcher Zusammenstellung ihm sicherlich die wenigsten Zoologen beystimmen werden.

Mit den Affen der alten Welt beginnt die spezielle Beschreibung, und ihnen ist der übrige und hauptsächlichste Theil des Textes, so wie sämmtliche Abbildungen des ersten Heftes gewidmet. Blainville begreift alle altweltlichen Affen unter der ein-

zigen Gattung Pitheeus, hiedurch im Zusammenziehen das Maaß nicht minder überschreitend als es auf der entgegengesetzten Seite Geoffroy im Zersplittern der Gattungen gethan hat. Ich habe in meiner Monographie 6 Gattungen beybehalten, von denen allerdings, seitdem man ganz neuerdings in Erfahrung gebracht hat, daß manche Meerkatzen (Cercopitheeus fuliginosus und aethiops) gleiche Beschaffenheit des hintern untern Backenzahns mit den Makakos haben, die Gattungen Cercopitheeus und Inuus nicht mehr scharf auseinander halten kann; ja bey strenger Consequenz müßten selbst die Paviane den Makakos noch angeschlossen werden, da sie von diesen nur durch die gradweise verstärkte Entwicklung im körperlichen Baue verschieden sind. Hätte man also wirklich Grund Cercopitheeus, Inuus und Cynocephalus zu einer einzigen Gattung zu verbinden, von der die Makakos die Mitte einnehmen würden, so kann man ihr schon die Schlankaffen nicht mehr mit Recht beyfügen, da hier andere Verhältnisse im Knochengerüste, Mangel an Backentaschen und ein zusammengesetzter Magen zu finden sind. Doch wenn man auch selbst diese noch den andern zu einer großen Gattung einverleiben lassen wollte, so könnte ich wenigstens bereits nicht mehr für die Gibbons zustimmen, welche in der Beschaffenheit des Schädels, der Backenzähne und Gliedmassen, so wie in dem Mangel des Schwanzes und der Backentaschen so viel Charakteristisches und unter sich Uebereinstimmendes haben, daß wenn man nicht die Gattungen ganz aufgeben und nur die Familien mit diesem Namen bezeichnen soll, die Gibbons durchaus als ein höchst naturgemäßes Genus anerkannt werden müssen. Noch mehr ist dieß mit den Orang-Utangs der Fall, die abgesehen von den auffallenden eigenthümlichen Merkmalen, die sie auszeichnen, schon durch den Mangel der Sitzknoren als eigene Gattung sich zu erkennen geben, wenn man anders mit einiger Consequenz in Errichtung von Gattungen zu Werke gehen will. Offenbar sind die Orang-Utangs von den Meerkatzen weit mehr verschieden als diese es von den Rollaffen sind, und doch scheidet Blainville letztere mit den übrigen amerikanischen Affen generisch von jenen ab.

Als typische Art für die altweltlichen Affen hebt Blainville den Cercopitheeus sabaeus hervor, was gewiß zu billigen ist, da die Meerkatzen eine Mittelform sind, von welcher in aufsteigender Linie die Schlankaffen, Gibbons und Orang-Utangs, in absteigender, die Makakos und Paviane leicht abgeleitet werden können. Diese Art wird zuerst mit großer Ausführlichkeit beschrieben, alsdann die übrigen Gattungen umständlich mit ihr verglichen. Mit nicht minderer Vollständigkeit wird das Gebiß abgehandelt, und die Abbildungen desselben sind meisterhaft gelungen.

Das zweyte Heft umfaßt die amerikanischen Affen, welche Blainville in die eine Gattung Cebus bringt, mit nicht mehr Recht als er dieß bey den altweltlichen Affen gethan hat. Ich habe bereits in den Abhandlungen unserer Akademie v. J. 1837 auf die großen Verschiedenheiten des Knochengerüstes und namentlich der Schädel der amerikanischen Affen aufmerksam gemacht und auf diese die verschiedenen Gattungen begründet und in Gruppen zusammengestellt. In dieser, von den nothwendigen Abbildungen begleiteten Abhandlung glaube ich Momente genug angegeben zu haben, auf welche hin man die amerikanischen Affen in Gattungen zu sondern nicht bloß berechtigt, sondern genöthigt ist. Blainville hat offenbar meine Arbeit nicht gekannt, sonst würde er wohl die Verschiedenheiten im Schädelbau und in der Form der letzten Schwanzwirbel schärfer hervorgehoben, auch vom Nachtaffen nicht gesagt haben, daß er die erste Darstellung desselben liefere, indem solches von mir schon einige Jahre zuvor geschehen ist. Sehr befremdet hat mich auch seine Zusammenstellung der wollhaarigen Klammeraffen (Eriodes) mit den Brüllaffen, während beyde auffallend von einander verschieden, jene dagegen in allen wesentlichen Stücken mit den grobhaarigen Klammeraffen übereinstimmend sind.

Als typische Art ist Cebus Apella gewählt, die allerdings das Mittel zwischen den verschiedenen amerikanischen Formen hält, welcher diese dann auf ähnliche Weise, wie bey den altweltlichen Affen, angeschlossen werden.

(Schluß folgt).

Histoire des Avoueries en Belgique par le Baron Jules de Saint Genois.

(Schluß.)

Im III. Bande unsrer Flandr. Staats- und Rechtsgeschichte geben wir in der Urk. 85 überschrieben:

de Quitatione trium Placitorum in Carvin

(so muß gelesen werden und nicht Casium) eine Entsagungsurkunde des Vogtes dieses dem Kloster St. Peter gehörenden Dorfes auf seine Vogteyrechte d. h. auf sein Recht, das Vogtgeding zu halten und sein Drittheil der Strafen und Gebühren zu beziehen: das Diplom ist v. Jahre 1259 und drückt sich über die Rechte des Verkäufers so aus:

> Ego H. notum facio, quod Walterus de Pena (der Vogt) in presentia mea quittavit *) abbati et conventui Sti. Petri Gandensis tria placita, in quibus Abbas et conventus ei tenebantur singulis annis in domo sua apud Carvin.

Anderer Seits wäre es belehrend gewesen, wenn uns der Verf. über die im Jahre 1793 in Belgien noch nicht ganz untergegangenen Vogteyen Notizen aus den Archiven mitgetheilt hätte.

Indessen sind wir demselben Dank schuldig für die wenn auch den Gegenstand nicht erschöpfende Behandlung dieses in der Geschichte des Germanischen Staats- und Privatrechts so wichtigen Institutes der Vogteyen; welche aus den von ihm mitgetheilten Urkunden und Nachweisungen aus den belgischen Provinzen an Licht und Klarheit sehr viel gewinnt: wie unsere Leser aus dieser unserer Darstellung des Gegenstandes sich werden überzeugt haben.

Wir schließen dieselbe mit der Bemerkung, daß die äußere Ausstattung des Buches schön und gefällig ist. Es sind uns indessen verschiedene, übrigens leicht erkennbare Druckfehler aufgefallen. Z. B. S. 23 Zeile 7. bravium statt brachium. S. 58 Z. 12 sententiarum für sententiatum. S. 61 v. unten Z. 10 inaquaeque für in una quaque. S. 207 Z. 6 in paercipite für in precipite. S. 210 letzte Zeile muß vor d. Wort Sed das Punktum gestrichen werden. S. 213 Urk. 14 Z. ist Arnoldo füe Arnoldus und Z. 13 concambium für concabium zu lesen. S. 218 Z. 20 mentium für muncium und Z. 25 für cita, planeuditiones; placita, venditiones.

Möge der Verf. die Literatur des alten Germanischen Rechts bald wieder mit einer Arbeit dieser Art bereichern; seine Stellung als Archivdirector eines der reichsten Archive in Belgien (des Prov. Archivs von Ostflandern in Gent) wird ihm die Wahl nicht schwer machen.

L. A. Warnkönig.

*) Quittare heißt hier gewiß so viel als Freygeben, aufgeben. v. Ducange v. Quietare.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Eléments de Géologie, ou seconde partie des éléments d'Inorganomie particulière par J. J. D'Omalius d'Halloy. Troisième édition. Paris, Pitois-Levrault et Comp. 1839. (759. pag.).

Der Verf. beginnt mit einem kurzen Abriß der allgemeinen Geographie. Die aſtronomiſche Eintheilung der Erde, die Vertheilung von Land und Waſſer ſind der Gegenſtand der erſten Capitel. Es folgen dann die geographiſchen Beſchreibungen von Europa, Aſien, Afrika, Amerika, Polyneſien und Auſtralien. Dieſe Abtheilung umfaßt circa 10 Bogen. Man kann ſich wohl denken, daß nur eine Skize gegeben werden konnte. Die eigentliche Geognoſie beginnt mit dem zweyten Buche. Es wird in vier Capitel getheilt, wovon das erſte von der Structur der Erdrinde handelt, das zweyte einen Ueberblick der in der Erdrinde eingeſchloſſenen Organismen giebt, das dritte von den Formationen und ihren Gruppen im Allgemeinen handelt, das vierte eine ſpecielle Beſchreibung dieſer zum Gegenſtande hat.

Im erſten Capitel werden die Begriffe von Textur, von Gängen, Lagern, Lagerung ꝛc. gegeben. Es wäre hier eine Hinweiſung auf Abbildungen wünſchenswerth geweſen, auch iſt die Beſchreibung von Streichen und Fallen zu wenig ausgeführt und fehlen die Angaben, wie ſolches am zweckmäßigſten ausgemittelt wird.

In Beziehung auf die Organismen, welche im Schooße der Erde gefunden werden, ſo bemerkt der Verf., daß die chemiſche Natur derjenigen, von welchen noch lebende Individuen vorkommen, im Allgemeinen ihren primitiven Zuſtand behalten habe, daß aber die ausgeſtorbenen Arten vollſtändig in den foſſilen Zuſtand übergegangen ſeyen.

Es werden folgende Syſteme unterſchieden:

1. Syſtem der noch lebenden Arten.
2. „ „ (ausgeſtorbenen) Elephanten.
3. „ „ Maſtodonte.
4. „ „ Paleotheren.
5. „ „ großen Saurier.
6. „ „ Trilobiten und Farnkräuter.

Das III. Capitel handelt von der Eintheilung der Formationen oder Terrain's, wie ſie der Verf. lieber nennt. Es wird bemerkt, daß dieſe Terrains nicht vollkommen ſcharf gegeneinander abgeſchnitten ſind und der Verf. ſagt deßhalb: „Il résulte de cet état de choses, que toutes les divisions, que l'on a établies pour classer les terrains, ont éprouvé beaucoup de variations, et que, loin d'être d'accord à ce sujet, chaque géologiste a, pour ainsi dire, sa méthode particulière.

Indem er ſeiner Eintheilungs-Methode, welche ſich auf die Bildungsweiſe bezieht, den Vorzug vor andern giebt, ſo unterſcheidet er zunächſt neptuniſche und plutoniſche Terrains, welche die zweygroßen Hauptklaſſen bilden. Jede Klaſſe theilt er wieder in Ordnungen, welche ſich auf die Bildungs-Epochen beziehen. Die Ordnungen werden weiter in Gruppen eingetheilt, von denen er ſagt, — pour l'établissement desquels nous n'avons pu prendre de règle fixe, de sorte que ces groupes sont quelquefois déterminés par le mode de formation, d'autres fois par l'âge, ou pour parler le langage purement géognostique, par leur position relative, et d'autres fois, par la

nature ou les propriétés physiques des roches dominantes.

Es folgen nun die bekannteren andern Eintheilungen in primäre und sekundäre Gebilde, und da der Verf. anerkennt, daß diese Abtheilung in so ferne Vorzüge habe, als sie gestatte, mehrere verwandte Terrains zu vereinigen, so bezeichnet er seine drey ersten neptunischen Ordnungen mit der Klasse der secundären Terrains, die vierte neptunische und die erste plutonische Ordnung begreift die Klasse der primären Terrains und eine dritte Klasse, welche ihm nothwendig scheint, die Klasse der terrains pyroides, bezeichnet die letzte plutonische Ordnung.

Als Charakter der secundären Terrains wird angegeben, daß sie eine besonders regelmäßige Lagerung zeigen, im Allgemeinen aus kalkigen, quarzigen oder thonigen Felsarten von massiger, conglomerirter oder auch lockerer Struktur bestehen, und viele Versteinerungen einschließen, worunter Reste von Thieren mit Luft-Athmung. Die primären Terrains (der Verf. gebraucht die Benennung terrains primordiaux) sind dagegen aus krystallinischen Felsarten zusammengesetzt, häufig von Erzgängen durchsetzt, nur zum Theil und dann gewöhnlich geneigt geschichtet, eine weit geringere Anzahl von Versteinerungen aufweisend, welche ausschließlich Vegetabilien und Wasserthieren angehören. Die pyroiden Terrains unterscheiden sich von den secundären durch einen Reichthum von feldspathigen, albitischen und augitischen Gesteinen und von den primären dadurch, daß sie ausschließlich in gangartigen oder auch geflossenen Massen und in oberflächlichen Schichten von geringer Ausdehnung vorkommen.

Es werden noch kürzlich die Eintheilungen in Formationen durch Absetzen und in solche durch Krystallisation, in solche von Meeres- Süßwasser- und Feuerbildung ꝛc. erwähnt. In Beziehung auf die ältern Eintheilungen nach dem relativen Alter bemerkt der Verf., daß diese Methode die natürlichen Verbindungen zerreiße, indem sie von der Bildungsweise selbst ganz abstrahirt. In Betreff der Reihung und Folge der angenommenen Formationen, so glaubt er, daß nach dem Vorgange der englischen Geologen die Betrachtungsweise der neptunischen Terrains von oben nach unten, die der plutonischen von unten nach oben die zweckmäßigste sey.

Die Specialgruppen hat er wieder in Systeme, Glieder und auch Stockwerke (étages) eingetheilt, ohne sich übrigens dabey an ein strenges Princip zu halten.

In Betreff der Nomenklatur für die Felsarten unterscheidet er Trivialnamen, geographische und rein mineralogische. Die erstern scheinen ihm, l'orsquelles ne sont pas trop ridicules, die bessern. Bey den geographischen Namen bemerkt er den Uebelstand, daß die Wiederholung einer und derselben Formation in verschiedenen Gegenden die Benennung nach dem einen Fundorte mißklingend für die übrigen mache. In der That macht es einen gewissen unangenehmen Eindruck, wenn man sagen muß, daß der Vogesen-Sandstein häufig im Schwarzwalde vorkomme, daß der Oxforder Thon bey Basel sich finde ꝛc. Es erinnert an den Wernerischen ägyptischen Jaspis, für welchen auch Kandern in Baden als Fundort angegeben wird. Gleichwohl ist man mit den mineralogischen Namen nicht immer besser daran, denn wenn man z. B. den Sandstein von Königstein dem grünen Sandstein zutheilen will, so hat man immer die Vorstellung, daß er grün seyn müsse, welches aber nicht der Fall ist. Der Verf. hat daher, wo es an Trivialnamen fehlte, den geographischen überall den Vorzug gegeben.

Um ein Bild der Hauptformationen und der Unterabtheilungen zu geben, welche der Verf. aufgestellt hat, so möge hier folgende Skizze eines ausführlichen dem Werke beygegebenen Tableaus eine Stelle finden.

Neptunische Terrains	Moderne Teriäre Ammonéische Hemilysische
Plutonische Terrains	Agalysische Pyroide

Die modernen Terrains sind theils von den Resten noch lebend vorkommender Organismen, theils von lockern Gesteinsablagerungen oder den jüngsten Kalkbildungen zusammengesetzt. Die fünf Gruppen, welche die Unterabtheilungen bilden, sind: das Madreporen-Terrain, das Torf-Terrain, das detritische, alluvische und Tuff-Terrain.

Die teriären Terrains (von θήρ, θηρίον, wildes Thier) liegen unter den vorhergehenden, enthalten mehr zusammenhängende Felsarten und ihre Organismen gehören im Allgemeinen ausgestorbenen Arten an. Man erkennt dabey alle Classen von noch auf der Erde lebenden Thierwesen, besonders die der Mammiferen. In Beziehung auf die fossilen Muschelreste, so haben diese ihre Analoga entweder im Meer- oder im Süßwasser. Ein Theil ihrer Gesteine besteht aus Conglomeraten. Die Gruppen erhalten daher die Benennungen: diluvisches Terrain, nymphäisches und tritonisches.

Das ammonäische Terrain erhält den Namen durch die in ihm so häufig erscheinenden Ammoniten. Es unterscheidet sich von dem teriären Terrain durch ungeheure, lebend unbekannte, Reptilien, und durch die in der gegenwärtigen Welt gänzlich untergegangenen Ammoniten und Belemniten. Nach der relativen Lagerung wird die Gruppe der Kreide des Jura, des Lias und des Trias-Terrain unterschieden. Letzteres (nach Alberti) begreift den Keuper, Muschelkalk und bunten Sandstein mit dem Vogesen-Sandstein.

Das hemilysische Terrain (von ἡμιλύω halbauflösen) schließt Wasserthiere und Vegetabilien ein, welche sehr bedeutend von den lebenden Organismen abweichen. Ein Theil der Gesteine enthält gar keine Versteinerungen. Die Schichten sind im Allgemeinen mehr geneigt, als bey den vorhergehenden Systemen und reich an metallführenden Gängen. Die Gruppen sind: das peneische Terrain, von πένης arm, weil der Verf. das Todtliegende, den Zechstein und den Kupferschiefer dazu rechnet.

Das Epitheton hätte hier wohl anders gewählt werden können, denn mit demselben Recht, mit welchem der Verf. diese Formation wegen des Todtliegenden arm nennt, könnte man sie wegen des Kupferschiefers reich nennen.

Ferner wird die Kohlengruppe, die Gruppe des Anthracits (Uebergangskalk und Grauwacke), die Schiefer- und die Talkgruppe unterschieden.

Von den Plutonischen Terrains enthält die Ordnung der agalysischen (aufgelösten) zwey Gruppen, die Granit- und die Porphyrgruppe.

Die Ordnung der Pyroiden (Gebilde, welche den Feuerprodukten gleichen) wird in 3 Gruppen unterschieden, die basaltische, trachytische und vulkanische. Beynahe jede Gruppe ist wieder in Glieder oder Etagen getheilt, nämlich in die obere, mittlere und untere.

Die Details sind mit großer Ausführlichkeit abgehandelt. Es werden die Versteinerungen und sonstigen Charaktere angegeben, welche die einzelnen Glieder der Gruppen unterscheiden. Als ein Vorzug dieses Werkes vor ähnlichen muß erwähnt werden, daß für jede Formation ein geognostisches Bild jener Gegenden gegeben wird, wo eine solche besonders entwickelt sich findet und durch genaue Beobachtungen ermittelt ist. Es ist dieses um so zweckmäßiger, als ein Anfänger nur zu gerne den Gedanken sich aneignet, daß die Erdrinde überall jene Folge der Formationen aufweise, welche das normale, aber ideale, Bild ihm darstellt, welches die Wissenschaft entwirft. In keinem andern Theile der Naturgeschichte ist es so schwierig, wie in der Geognosie, zwischen einer beschränkten Engherzigkeit und einer ungezügelten Freyheit der Betrachtung die Gränze zu halten. Nur Detailbeschreibungen, welche mit Räsonnement auf das Wesentliche und Zufällige hinweisen, können hier belehren und wenn das bis ins Kleinste getriebene Studium mancher Bildungen gewiß wichtige Materialien für die Wissenschaft geliefert hat, so ist es doch gar oft geschehen, daß man die Ungleichartigkeit des Werthes des Einzelnen verkannte und Formationen aufstellte und Namen dafür erfand, wie in der Mineralogie für gewisse Species, welche sich am Ende nicht wesentlicher unterscheiden, als zwey Kinder einer Mutter, die einander nicht gleichsehen. Da übrigens geognostische Beobachtungen, der Natur der Sache nach, nicht jederzeit so leicht einer Revision und Beurtheilung von Vielen übergeben werden können, wie z. B. mineralogische und botanische,

so ist begreiflich, warum eine so große Menge von Lokal-Formationen im System als zweyfelhaft in Beziehung auf die Stelle dasteht, die ihr anzuweisen ist. Unter solchen Umständen kann jede Geognosie gegenwärtig nur als ein Versuch zur Lösung der Aufgabe angesehen werden und eine gewisse Mäßigung im Urtheile, welche auch der Verf. des gegenwärtigen Werkes überall beurkundet, ist jedem Geognosten zu empfehlen. Rebellische Schreyer verhallen fruchtlos auf dem großen Felde der Wissenschaft. —

Die Geogenie ist der Gegenstand des dritten Buches.

Das erste Capitel, welches die Wirkungen des Wassers und Feuers von mechanischer und chemischer Seite betrachtet, erklärt die Entstehung und Bildung der jüngsten Formationen.

Indem der Verfasser von den Vulkanen auf die Ursachen übergeht, welche ihre Existenz und Fortdauer bedingen, so gelangt er zur Untersuchung der hierüber aufgestellten Hypothesen und bereitet so allmählig die Abhandlung des zweyten Capitels vor, welches den Titel Du déluge führt. Die vulkanischen Erscheinungen sucht er von dem Centralfeuer, auf welches vielfache Beobachtungen hinweisen, von der Abkühlung der Erdrinde und ihrer von Cordier angenommenen Biegsamkeit herzuleiten. Gleiches gilt von den Erdbeben. En effet, sagt er, dès que l'on admet, ainsi que nous l'avons exposé ci-dessus, que la partie solide du globe que nous voyons à sa surface, n'est qu'une croûte peu épaisse, par rapport à l'étendue du rayon terrestre, au dessous de laquelle se trouve une masse liquide qui tend à se solidifier, et que ce passage de l'état liquide à l'état solide donne lieu à la formation de gaz, ou concevra aisément que ces gaz étant sollicités, par leur nature expansive, à faire des efforts pour gagner la surface extérieure de la terre, il doit résulter de leurs mouvements et des obstacles qui s'y opposent, des secousses et des agitations suffisantes pour produire les effets que nous remarquons dans les tremblements de terre.

(Schluß folgt.)

Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette etc.

(Schluß.)

Weil mit Ausnahme der einzigen Gattung Hapale alle andern amerikanischen Affen einen Backenzahn in jeder Kieferhälfte mehr haben als die altweltlichen, so ändert Blainville die Formel für die Backenzähne dahin ab, daß er statt 2 hier 3 Vorder-Backenzähne zählt.

Zum Schluße folge noch ein Verzeichniß der Abbildungen.

Erstes Heft.

Tab. 1. Skelet des berühmten pariser Pongo, aus dem ehemaligen Kabinet des Prinzen Statthalters.
„ 2. Hylobates variegatus. Skelet.
„ 3. Cercopithecus Talapoin. Skelet.
„ 4. Cynocephalus porcarius. Skelet.
„ 5. Schimpanse. Schädel.
„ 6. Semnopithecus nemaeus. Schädel.
„ 7. Inuus arctoideus u. cynomolgus. Schädel.
„ 8. Charakteristische Theile des Rumpfes.
„ 9. der Gliedmassen.
„ 10. Gebiß.
„ 11. Alte Affen, fossil oder nicht.

Zweytes Heft.

Tab. 1. Ateles Belzebuth. Skelet.
„ 2. Cebus Apella. Skelet.
„ 3. Nyctipithecus trivirgatus. Skelet.
„ 4. Hapale Oedipus. Skelet.
„ 5. Schädel von Mycetes Seniculus, Ateles arachnoides und Pithecia leucocephala.
„ 6. Schädel von Ateles pentadactylus, Callithrix personata, Nyctipithecus trivirgatus, Chrysothrix sciurea und Hapale Jacchus.
„ 7. Charakteristische Theile des Rumpfes.
„ 8. der Gliedmassen.
„ 9. Gebiß.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Eléments de Géologie, ou seconde partie des éléments d'Inorganomie particulière par J. J. D'Omalius d'Halloy.

(Schluß.)

Die erwähnten Hindernisse rühren wahrscheinlich von Unebenheiten der untern erstarrten Fläche her, welche ihren Grund wieder in der Verschiedenartigkeit der sie zusammensetzenden Substanzen und in der daher rührenden verschiedenen Wärmeleitungsfähigkeit haben können. Nach Cordier sind diese Unebenheiten sogar weit bedeutender, als die der äußern Oberfläche.

Eine andere neuere Hypothese, welche besprochen wird, ist die von Boußingault. Da dieser Forscher die Bemerkung gemacht hat, daß in den Anden die Erdbeben, welche dort eine Ausdehnung haben, wie kaum in einem andern Erdtheile, von den vulkanischen Eruptionen sich unabhängig erweisen, so nimmt er an, daß bey der Erhebung der dortigen Trachyte durch Zertrümmerung des Gesteins, welches vor der Hebung schon starr und fest gewesen, eine Unzahl von Höhlungen und Räumen sich gebildet habe, welche mit Gasarten erfüllt sind und daß das fortwährend vor sich gehende Einstürzen des Schuttes das Entweichen dieser Gase und damit die Bodenerschütterungen verursache. Die allmählige Erniedrigung der Berge sieht Boussingault für eine Hauptstütze seiner Hypothese an, denn die Schneegränze habe sich in jenen Bergen, ohne daß eine Veränderung der mittleren Temperatur bemerkbar wäre, in einem kurzen Zeitraum allmählig erhöht und er habe dieselben Puncte überall niederer gefunden, als 30 Jahre früher Caldas und v. Humboldt. — Es wird anknüpfend von der langsamen Erhebung der schwedischen Küste, von Wasser- und Luftvulkanen, Solfataren und Mofetten ꝛc. gesprochen.

Indem der Verf. systematisch die Erklärung der Entstehung der Formationen den Beobachtungen ihrer Folge anzuschließen sucht, so gelangt er im II. Capitel zur Betrachtung der großen Ueberschwemmungen, deren Wirkung das Diluvialterrain seinen Ursprung zu verdanken hat. Er untersucht, ob solche Ueberschwemmungen von ungeheuern Regen, von einem außerordentlichen Hervortreten der Gewässer aus dem Schooße der Erde oder von einer Versetzung der Meere herrühren konnten. Die Hypothese der Regen und der Wasserausströmungen scheinen ihm nicht haltbar und unverträglich mit dem gegenwärtig zu beobachtenden Gang der Dinge. Die Hypothese der Versetzung der Meere durch außerordentliche Stürme oder durch die Anziehung eines Himmelskörpers scheint ihm auch nicht annehmbar, dagegen dürfte ein solcher Ortswechsel der Gewässer nach seiner Meynung, jedoch nicht allgemein, dem Versinken alter Continente zuzuschreiben seyn. Vor allen Hypothesen verdiene aber die den Vorzug, welche eine Erhebung gewisser Theile der Erdrinde und eine dadurch bewirkte Meeresversetzung annimmt. Daß Bodenerhebungen statt finden, ist hinlänglich beobachtet, ob aber eine so ausgedehnte Erhebung dieser Art stattgefunden, wie sie die Erklärung fordert, kann nur der Wahrscheinlichkeit nach geschloßen werden, und der Verf. bezieht sich hier zunächst auf zwey aus dem Studium der Vulkane sich ergebenden Fakten. Das eine ist die wirklich sehr bedeutende Zahl von Vulkanen, welche schließen läßt, daß die Vulkanischen Phänomene früher weit entwickelter gewesen seyen, als gegenwärtig, das andere ist, daß die Vulkane einen Stillstand ihrer Thätigkeit und eine darauf

folgende Erneuerung derselben mit verdoppelter Kraft wahrnehmen lassen.

Indem der Verf. nun darauf aufmerksam macht, daß mit der Erstarrung eines Fluidums, sey es feuer- oder wasserflüssig, fast immer eine Ausdehnung und Vergrößerung des Volumens stattfinde, und daß bey geschmolzenen Metallen dadurch häufig Erhöhungen zum Vorschein kommen, welche im Verhältniß zur Masse die Höhen der Erde bey weitem übertreffen, so geht er auf die Betrachtung der Erkaltung des Erdkörpers über. Es mußten bey hoher Temperatur und Biegsamkeit der zuerst erstarrenden Rinde und bey ihrer geringen Dicke begreiflich häufigere und ausgedehntere Erhebungen vorkommen, als es später der Fall seyn konnte, denn das Festwerden mußte rascher, die Gasproduction häufiger geschehen, und der Widerstand der Kruste viel geringer seyn. Solche Erhebungen erklären die Bildung der Thäler, welche nicht von einem Durchfressen (érosion) der Gewässer entstanden seyn können, wie z. B. in festen Gesteinen, während Thalbildungen in lockern Straten durch das Wasser allerdings entstehen können.

Es folgt nun weiter die Untersuchung ob es nur eine solche Erhebung, oder ob es davon mehrere gegeben habe. Der Verf. knüpft wieder an die Beobachtung der horizontal oder geneigt liegenden Schichten jener Gesteine an, deren Ursprung als neptunisch zu erachten ist. Es wird weiter die Ansicht Elie de Beaumont's, welche sich vielfach bestätigte, erwähnt, daß die gleichzeitigen Erhebungen in parallelen Richtungen stattgefunden haben, und daß, wie deren verschiedene seyen, auch verschiedene Erhebungsperioden angenommen werden müssen.

Die Sündfluth hatte ihre Ursache wahrscheinlich in der Erhebung der Andeskette, welche fast ganz aus trachytischem Gestein besteht, und noch eine große Menge vulkanischer Schlünde wahrnehmen läßt.

Die Untersuchung über die für die Entstehung der höchsten Berge wahrscheinlichste Epoche ergiebt, daß es die letzten Erhebungen gewesen seyen, welche sie hervorgebracht haben.

Der Verf. glaubt mit Wahrscheinlichkeit schliessen zu dürfen, daß, wenn die Sündfluth, wie anzunehmen ist, mit der Erhebung der Andeskette zusammenhängt, diese Catastrophe nahezu in die Zeit fallen kann, welche die Genesis dafür angiebt: nämlich 4000 Jahre vor der gegenwärtigen.

Was die Frage betrifft, ob damals der Mensch existirt habe, so bemerkt der Verf., daß dieses zwar bis jetzt nicht habe erwiesen werden können, daß die Möglichkeit aber auch nicht ganz abzusprechen sey.

Den Schluß dieses Capitels machen Betrachtungen über die erratischen Blöcke, über Knochenbreccien und Alluvialbildungen.

Das III. Capitel handelt von den vordiluvischen Phänomenen.

Die Bildung der neptunischen Niederschläge wird in der Weise erklärt, daß die Gewässer damals durch höhere Temperatur, Gasausströmungen ꝛc. eine weit auflösendere Kraft gehabt haben müssen, als gegenwärtig. Es folgen nun Diskussionen über die Perioden, in welchen diese Bildungen gehoben worden sind. Der Verf. bezieht sich dabey vorzüglich auf die bekannten Ansichten von Elie de Beaumont.

In Betreff der Kohlenformation nimmt er mit Adolph Brogniart an, daß in jener Periode die Atmosphäre eine weit größere Menge von Kohlensäure müsse enthalten haben als gegenwärtig. Nach den Erfahrungen von Saussure hänge die Beförderung des vegetabilischen Wachsthums und Ausbildens genau mit einem solchen größern Kohlengehalt der Atmosphäre zusammen. Es erkläre sich durch diese Hypothese auch der Umstand, warum die todten Pflanzen sich conserviren konnten und warum keine Zersetzungen, wie sie in einer an freyen Sauerstoff reichen Atmosphäre vorkommen, stattgefunden haben.

Den Schluß des Werkes bildet mit Beziehung auf das Vorhergehende eine Diskussion über den ersten Zustand der Erde. Der Verf. liefert davon folgende Skizze. Es ist erwiesen, daß die Erde sich ursprünglich in einem flüssigen Zustande befand und es ist nach den Beobachtungen über die Temperatur des Erd-Innern höchst wahrscheinlich, daß

es ein feuerflüſſiger Zuſtand geweſen ſey. Die Abkühlung brachte die allmählig feſt werdende Rinde hervor, die Erde mußte damals eine ganz andere Atmoſphäre gehabt haben, als gegenwärtig und enthielt das Waſſer nebſt einer Menge ſublimationsfähiger Subſtanzen. Mit der Erkaltung geſchah die Präcipitation des Waſſers in einem vielleicht ziemlich ausgedehnten Zeitraume; ſeine mechaniſchen und chemiſchen Wirkungen übten natürlich einen großen Einfluß auf die Erdrinde aus. Dazu kamen noch Ausſtrömungen der innern flüſſigen Maſſe.

Was die Anwendung dieſer Theorie auf die beobachteten Terrains betrifft, ſo ſagt der Verf.: Cet exposé théorique de la manière dont les premières parties de la croûte solide de notre globe ont dû se former, doit, en quelque façon, nous faire désespérer de pouvoir jamais déterminer, d'une manière positive, quels sont les systèmes de roches, qui doivent leur origine à chacun de ces modes de formation en particulier, et se trouve d'ailleurs parfaitement d'accord avec la confusion que l'étude géognostique des terrains nous y a fait connaitre. Cependant la structure non stratifiée et la texture crystalline du terrain granitique nous portent à y voir les résultats des premières coagulations; d'un autre côté, la stratification du terrain talqueux, la liaison et la ressemblance de quelques-uns de ses membres avec le terrain granitique, ainsi que l'absence des corps organisés, nous font voir dans ces groupes les résultats des premières précipitations, et surtout des précipitations atmosphériques; tandis que la présence de quelques corps organisés marins dans le terrain ardoisier, et sa liaison intime avec le terrain talqueux nous y montrent les résultats des précipitations, qui se sont formées dans les eaux habitées par les premiers êtres vivants.

Es ſcheint uns hier einer Erörterung bedurft zu haben, was mit den erwähnten atmoſphäriſchen Präcipitationen eigentlich gemeynt ſey. — Aehnliche Theorieen kennen wir ſchon ſeit langer Zeit und es iſt merkwürdig, daß ſie ungeachtet der Fortſchritte, welche ſonſt die Geologie gemacht hat, noch immer die alten Mängel enthalten. Der Granit und Porphyr werden immer als die Hauptpuncte, als die Prüfſteine einer Hypotheſe erwähnt, um den Kalk bekümmern ſich aber die wenigſten.

Wenn der Granit, dem Verf. zu Folge, das erſte Product der Erſtarrung war, wo befanden ſich dann die Elemente des Kalks in dieſen erſten Cataſtrophen; in der Atmoſphäre? im Granit? unter dem Granit? Warum bildete der Quarz des Granits, des Gneißes und Glimmerſchiefers keine Kalkſilicate, warum theilte ſich die Kieſelerde des Feldſpaths nicht mit der in ſo ungeheuerer Maſſe dargebotenen Baſis? War es die Kohlenſäure, die ſich gleich anfangs ihrer bemächtigte, wie wurde ihre Austreibung durch die Kieſelerde gehindert, vielleicht durch Druck? ꝛc. Dieſe Fragen dürften wohl einmal zur Sprache kommen. –

Der Verf. beſchließt das Werk mit Betrachtungen über die Entſtehung der in den verſchiedenen Perioden vorkommenden Organismen. —

Die Schreibart des Buches iſt angenehm, mehr erzählend, als ſtreng ſpaltend und abtheilend, und daß der Verf. von ſeinem Gegenſtande durchdrungen ſey, beweiſt eine gewiße Beredſamkeit, welche vorzüglich in den Abhandlungen der Geogenie bemerkbar iſt.

Außer einer Tabelle der geographiſchen Haupt-Eintheilungen der Erde und einer ſynoptiſchen Darſtellung des Terrains iſt dem Werke noch eine Tafel mit Abbildungen charakteriſtiſcher Verſteinerungen der Hauptformationen, eine andere mit Abbildungen von Struktur- und Lagerungsverhältniſſen und eine illuminirte geognoſtiſche Karte von Frankreich beygegeben.

v. Kobell.

Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de Chine, exécuté sur la corvette de l'état la Favorite pendant les années 1830, 1831 et 1832 sous le commandement de M. Laplace; publié par ordre de M. le Vice-Admiral Comte de Rigny, Ministre de la marine et des colonies. Tome V. Zoologie par M. Fortuné Eydoux, Chirurgien de première classe de la marine royale. Paris 1839. 195 und 192 Seit. 8. mit Atlas.

Die zoologische Abtheilung des von der Expedition der Favorite herrührenden Reisewerkes ist mit der sechsten Lieferung geschlossen, und wir können daher eine vollständige, wenn gleich gedrängte Uebersicht ihres Inhaltes liefern. Mit den übrigen Reisewerken, welche in neuerer Zeit auf Kosten der französischen Regierung erschienen sind, kann sich diese Abtheilung an Pracht der Ausstattung und Umfang des Inhaltes nicht messen; sie tritt im bescheidenen Oktavgewande auf, in welches selbst der Atlas sich bequemen muß, und der Text ist mit 387 Seiten und der Atlas mit 60 Tafeln erschöpft. Dafür hat es aber, bey gleicher innerer Güte mit den Prachtwerken, vor ihnen den großen Vorzug voraus, billiger und deßhalb zugänglicher zu seyn. Für Letzteres ist selbst nur zu viel gesorgt worden, da der größte Theil der Tafeln und des Textes bereits im Magasin de Zoologie von Guerin enthalten ist, so daß der Leser die Wahl hat, in welchem dieser beyden Werke er sie sich aufsuchen will. *)

Der Text besteht aus 2 Abschnitten. Der erste, 195 Seiten umfassend, enthält „anatomische und zoologische Untersuchungen über die Beutelthiere, von F. Endoux und Laurent." Es ist dieß wohl der wichtigste Abschnitt aus der zoologischen Abtheilung, und befaßt sich mit folgenden Kapiteln: 1) vom Zitzenapparat der Beutelthiere und dem Munde ihrer Jungen; 2) vom Beutelknochen, vom Becken der Didelphen und Ornithodelphen, und von der Bedeutung der Stücke des Skelets der Wirbelthiere im Allgemeinen; 3) von der Sternoperineal-Region der Beutelthiere und der Wirbelthiere überhaupt; 4) Notiz über das Gehirn der Echidna, im Vergleich zu dem des Schnabelthiers, und allgemeine Betrachtungen über das Gehirn der Säugthiere und Vögel, und 5) zoologische Betrachtungen über die Beutelthiere, die Klassifikation der Säugthiere und der Wirbel- und wirbellosen Thiere überhaupt. Hiezu gehören Tab. 1 — 5 und 9.

Der zweyte Abschnitt, Zoologie par M. M. F. Eydoux et Paul Gervais, befaßt sich mit der Beschreibung der auf der Reise der Favorite entdeckten Thiere, oder giebt Beyträge zu länger bekannten Arten.

An Säugthieren sind hier aufgeführt: Semnopithecus nemaeus, Vespertilio Alecto, Rhinolophus luctus, Viverra indica, die Gattung Poephagomys nebst Vergleichung verwandter Formen und Beschreibung einer neuen Art von Saccophorus, genannt S. Bottae, ferner Hydromys chrysogaster und Cervus molluccensis. Hieher gehören Tab. 6 — 8.

Vögel sind 20 aufgezählt, wobey von Phytotoma rara einige anatomische Eigenthümlichkeiten angegeben sind. Hieher Tab. 10 — 25.

Amphibien sind 8 angegeben mit Tab. 26 — 30.

Fische nur 2 mit Tab. 31 — 32.

Zahlreicher sind, wie sichs erwarten läßt, die Arten aus der Klasse der Insekten. Es sind 45 aufgezählt, und außerdem werden noch 9 Arten von den Cicaden, worunter eine neu ist, mit einander verglichen. Dieser Klasse gehören Tab. 33 — 46. an.

Arachniden sind 3 mit Tab. 47 — 48.

Krustazeen 9, wovon 7 allein der Gattung Porcellana eigen sind. Hieher Tab. 49 — 52.

Myriapoden 3 mit Tab. 53 — 54.

Bey den Mollusken mehrt sich wieder die Anzahl, indem 12 Arten hervorgehoben werden, zu denen Tab. 55 — 60 gehören.

*) Derselbe Fall tritt mit den Etudes zoologiques par Js. Geoffroy ein, die ebenfalls in dem angeführten Magazin im Duplikat vorkommen, was zwar für Guerin, nicht aber für den Käufer angenehm ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Illustrations of the Zoology of South Africa; consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history, collected during an expedition into the interior of South Africa, in the years 1834, 1835 and 1836; fitted out by „the Cape of Good Hope Association for exploring Central Africa," together with a summary of African Zoology and an inquiry into the geographical ranges of species in that quarter of the globe. By Andrew Smith M. D. Published unter the authority of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury. London 1838 — 1839. Part. I — VI.

Wir haben schon im vorigen Jahre bey Anzeige des ersten Heftes von diesem Werke die Anlage und Einrichtung desselben angegeben; *) jetzt nachdem uns bereits 6 Hefte vorliegen, ist Material genug vorhanden, um dasselbe ausführlicher zu besprechen und seinen Werth würdigen zu können. Nach je sechs neuen Heften werden wir mit diesen Anzeigen späterhin fortfahren.

Den Klassen nach vertheilen sich die in den 6 ersten Heften abgehandelten Thierarten, von deren jede auf einer kolorirten Tafel abgebildet ist, folgendermassen: **)

*) Gel. Anzeigen VII. S. 969.

**) Wo kein Autor hinter dem specifischen Namen steht, ist dieser von Smith gegeben.

I. Säugethiere.

Tab. 1. Rhinoceros Keitloa.
„ 2. — bicornis Linn.
„ 3. Erinaceus frontalis.
„ 4. Herpestes badius.
„ 5. Sciurus Cepapi.
„ 6. Hippopotamus amphibius Linn.
„ 7. Manis Temminckii Smuts.
„ 8. Galago Moholi.
„ 8. (bis) Anatomie des vorigen.
„ 9. Chrysochloris villosa.
„ 10. Macroscelides typicus.
„ 11. — rupestris.
„ 12. — Intufi.
„ 13. — brachyrhynchus.
„ 14. — Edwardii.
„ 15. — Anatomie.

II. Vögel.

Tab. 1. Falco semitorquatus.
„ 2. Chizaerhis concolor.
„ 3. Pterocles gutturalis.
„ 4. Otis rufierista.
„ 5. Prionops Talacoma.
„ 6. Crateropus Jardini.
„ 7. Euplectes Taha.
„ 8. Philetaerus lepidus (Loxia socia Lath.)
„ 9. Merops Bullockoides.
„ 10. Pterocles variegatus.
„ 11. Accipiter polyzonoides.
„ 12. Francolinus Swainsonii
„ 13. — natalensis.

Tab. 14. Francolinus pileatus.
„ 15. — — subtorquatus.
„ 16. Hemipodius Lepurana.
„ 17. Vidua axillaris.
„ 18. Astur melanoleucus.
„ 19. Otis afroides.
„ 20. Gallinula dimidiata.
„ 21. — Jardini.
„ 22. — elegans.
„ 23. Vanellus lateralis.
„ 24. Pyrrhulauda australis.
„ 25. — verticalis.
„ 26. — leucotis (Loxia leucotis Salt.)

III. Amphibien.

Tab. 1. Sternotherus sinuatus.
„ 2. Varanus albogularis Daud.
„ 3. Bucephalus viridis.
„ 4. Echidna inornata.
„ 5. Lycodon capensis.
„ 6. Testudo semiserrata.

IV. Fische.

Tab. 1. Echinorhinus obesus.
„ 2. Mustelus megalopterus.

Während die Wirbelthiere in verschiedene Hefte vertheilt sind, ist dagegen das dritte Heft bloß den Insekten und Krustazeen (Annulosa) bestimmt. Macleay hat diese Abtheilung bearbeitet, und seine Arbeit ist in England scharf, aber nicht durchgehends billig, beurtheilt worden. Er beschränkt sich in seinem Antheile nicht bloß auf südafrikanische Gliederthiere, sondern knüpft an deren Beschreibung schematische Zusammenstellungen. Beygegeben sind dieser Arbeit Macleay's 4 kolorirte Tafeln.

Unter den Wirbelthieren ist die Klasse der Fische am geringsten, die der Amphibien etwas mehr, am meisten aber die der Vögel und Saugethiere bedacht worden. Die Vögel haben mehrere schöne neue Arten, die Säugethiere aber die interessantesten Formen geliefert, wovon hier weiter die Rede seyn soll.

Die ansehnlichste Bereicherung ist der Gattung Macroscelides (Rohrrüßler) zu Theil worden, die hier mit 5 Arten aufgeführt wird, unter denen 4 neu publicirt sind. Diese Gattung ist erst seit einem Jahrzehend bekannt, wurde zuerst von Smith als Macroscelides und bald darauf von Is. Geoffroy als Emmeres und von Lichtenstein als Rhinomys aufgestellt, ohne daß die beyden letzteren bey ihrer selbstständigen Aufstellung der Gattung schon wissen konnten, daß Smith es bereits gethan hatte. Es ereifert sich dieser daher ganz mit Unrecht über Lichtenstein, als ob selbiger den Smith'schen Namen zu verdrängen gesucht habe: der von dem Berliner Gelehrten gegebene gelangte nur etwas später zur Publicität als der des englischen. Dagegen muß man Smith ernstlich tadeln, daß er auf die Arbeiten Anderer gar keine Rücksicht genommen hat, wodurch er sich allerdings die eigne leicht machte, dagegen zur Entwirrung der schwierigen Synonymik nichts that. Sowohl Is. Geoffroy als Lichtenstein gaben genaue Beschreibungen und gute Abbildungen von ihrer Art, so daß Smith es leicht gehabt hätte, sie mit seinen Arten zu vergleichen, was für jeden Andern, der nicht ein so reichliches Material zu Handen hat, mit ungleich größern Schwierigkeiten verknüpft ist. Zur Vermehrung derselben tritt überdieß der Umstand ein, daß Ogilby gleichzeitig mit Smith, und ohne daß Einer auf den Andern Rücksicht nahm, die Diagnosen von noch 2 südafrikanischen Arten gab, und zwar so kurz und ungenügend, daß die Bestimmung der Species von Macroscelides einer Verwirrung entgegen zu gehen droht, aus der wir mit unsern europäischen Spitzmäusen herauszutreten so eben im Begriffe sind. In wie weit wir solche zu lösen im Stande sind, wird nachfolgender Versuch zeigen.

Smith's Beschreibungen sind ausführlich und detaillirt, und es ist insbesondere lobenswerth, daß er selbst auf die unterscheidenden Merkmale zwischen seinen, sich sehr ähnlichen Arten aufmerksam macht. Minder können wir mit den Abbildungen zufrieden seyn, die zwar sehr gefällig aussehen, aber im Kolorit keineswegs getreu sind.

Macroscelides typicus ist diejenige Art, welche

Smith zuerst bekannt machte, und Lichtenstein wie Geoffroy sind der Meynung, daß ihre Exemplare derselben angehören möchten. Dieß scheint jedoch nur für den Rhinomys Iaculus Lichtensteins zu gelten, während Geoffroys Rohrrüßler einer andern Species zuzuweisen ist. Wir haben daher zuzusehen, welche specifische Merkmale Smith seinem M. typicus zuschreibt. Er findet diese in der Form, Breite und Kürze der Ohren, so wie in der verhältnißmäßig dichten Behaarung ihrer äußern und innern Seite. Die Ohren sind, ihm zu Folge, ziemlich kurz, breit und schlapp, im Umfange halbkreisförmig, unter dem vorragendsten Theil schwach ausgeschnitten; ihre Behaarung innen, so wie ein Pinsel langer Haare vor der Ohröffnung rein weiß, auf der Aussenseite von der Rückenfarbe. Diese wird als ein Mittel zwischen licht gelblichbraun und holzbraun, etwas mit rothbraunen Haaren gemischt, angegeben; sie ändert bis ins Mausgraue. Von der Wurzel des Rüssels geht ein rothlichbrauner Strich gegen die Stirne. Länge des Körpers 5″, des Schwanzes 4″ 6‴, der Ohren 8‴. — Mit diesen Angaben stimmen die meisten von Lichtensteins Rhinomys Iaculus, nur daß der Schwanz desselben zu kurz angegeben ist, was eine Einschrumpfung vermuthen läßt, indem er am Skelet länger erscheint, auch an dem in Branntwein aufbewahrten Exemplare, das ich aus der im vorigen October abgehaltenen Auction unter dem Namen M. typus in Berlin erkaufte, viel länger sich zeigt, indem bey einer Körperlänge (in gerader Linie) von 4″ 6‴, der Schwanz eine Länge von 4″ 11‴ einnimmt.

Macroscelides rupestris ist die zweyte Art, welche Smith ein Jahr später als die vorige publicirte. Er unterscheidet sie von dieser durch die Form der Ohren, durch die Lage der Augen in Bezug auf Rüssel und Ohren, den weißen Ring um die Augen, den rothen Fleck hinter der Ohrwurzel, die Figur des Rüssels, die mehr zurückliegende Richtung des Pelzes und die größere Gestalt. Diese Art ist, obschon Smith hierüber nichts bemerkt, identisch mit Geoffroys M. Typus, der von Lesson gut abgebildet ist, ferner mit Duvernoys unter gleichem Namen beschriebener Art, und Ogilbys M. Alexandri läßt sich, wenigstens der von ihm gegebenen Diagnose nach, hievon nicht unterscheiden.

Macroscelides Intusi ist nur nach einem einzigen Exemplare aufgestellt, und wird von den andern Arten, unter denen er dem M. rupestris am nächsten kommt, durch die verhältnißmäßig schmächtige Gestalt und die eigenthümliche Färbung des Rückens und der Seiten unterschieden, deren Farbe ein Mittel zwischen siena- und rahmgelb, mit einzelnen schwarzen Haaren untermischt, genannt wird.

Macroscelides brachyrhynchus ist die kleinste Art mit kurzem Rüssel, langen ovalen Ohren, und die Rückenfarbe hält das Mittel zwischen röthlich, orange und gelbbraun, mit schwarzen Haaren untermengt.

(Schluß folgt.)

Berichte vom zoologischen Museum der k. Julius-Maximilians Universität zu Würzburg, enthaltend eine methodische Uebersicht der Thiere dieser Sammlung. Vom Conservator dieses Attributes Prof. Dr. V. Leiblein. Erster Bericht. Eine kurze Geschichte des zoologischen Museums, nebst Aufriß der Anordnung im Allgemeinen, und die Aufzählung der Säugethiere umfassend. Würzburg 1839. 182 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Grundzüge einer methodischen Uebersicht des Thierreiches nach seinen Classen, Ordnungen, Familien und Gattungen, nebst Aufzählung ihrer Haupt-Repräsentanten. Ein Leitfaden beym zoologischen Studium. Von V. Leiblein. Erstes Bändchen. Der Mensch und die Säugethiere.

Der Verfasser wurde, wie er im Vorbericht bemerkt, zur Abfassung dieses Werkchens durch die häufigen Anfragen veranlaßt, ob kein gedruckter Katalog von der zoologischen Sammlung der Universität zu Würzburg vorhanden und welches System überhaupt der Anord-

nung derselben zu Grunde gelegt sey. Um diese beyden Zwecke zugleich verfolgen zu können, zählt der Verfasser nicht bloß diejenigen Gattungen auf, von welchen sich Arten im Museum finden, sondern er führt auch die andern Gattungen an, von welchen selbiger dermalen noch Repräsentanten fehlen, „um in einem solchen zoologischen Rahmen gleichsam die Stelle genau angeben zu können, welche die verschiedenen Thiere der Sammlung im Systeme eigentlich einnehmen.“ Hierdurch wird der Katalog der zoologischen Sammlung zu einem Systeme des Thierreiches erweitert, in welchem die im Museum aufgestellten Arten von den andern durch ein vorgesetztes Sternchen ausgezeichnet sind.

Voran geht eine kurze Geschichte des Würzburger Naturalienkabinetes. Als Grundlage desselben ist die Sammlung von Blank anzusehen, der (1749 zu Würzburg geboren), als Klostergeistlicher lebhaft für Naturgeschichte sich interessirte und ein für die damalige Zeit ansehnliches Naturalienkabinet allmählig zusammenbrachte, das er, nachdem er ums Jahr 1789 zum Oberen des Minoriten-Klosters seiner Vaterstadt ernannt wurde, in einem großen Saale aufstellte und Jedermann freyen Zutritt gestattete. Im Jahre 1792 wurde ein Theil desselben, die sogenannten mosaischen Kunstgemälde vom Staate acquirirt; das Naturalienkabinet dagegen verblieb noch als Privateigenthum von Blank im Kloster bis zum Jahre 1803, wo dasselbe unter der churpfalzbayerischen Regierung von der Universität gegen eine lebenslängliche jährliche Leibrente von 1500 Gulden übernommen wurde. Blank, dem schon früher die Professur der Naturgeschichte übertragen war, verblieb daben als Direktor der Sammlung, mit der nun auch wieder das mosaische Kunstkabinet vereinigt und zur Aufstellung die ehemalige Aula der Universität verwendet wurde. Außer den Naturalien und mosaischen Gemälden hatte aber Blank allmählig noch viele Gegenstände des Alterthums und der Kunst hier aufbewahrt, z. B. alte Waffen, Gemälde, Schnitzwaaren, Glas- und Porzellan-Geräthschaften, Hütten- und Offizinen-Produkte u. dgl., so wie eine numismatische Sammlung. So sammelte Blank fort bis zu seinem Tode, der 1827 in dem hohen Alter von 87 Jahren erfolgte, worauf Professor Rau, der schon seit dem Jahre 1809 die naturhistorischen Vorträge übernommen hatte, auch die Conservation der Sammlung erhielt.

Seine Aufgabe war nun die Masse von fremdartigen Gegenständen auszuscheiden, die von dem Forstrathe Schmitt zu Ehrenbreitstein erkannte und ziemlich bedeutende zoologische Sammlung dem Universitäts-Museum einzuverleiben, und dieses total umzuändern und so aufzustellen, wie es der Zustand der Wissenschaft erforderte. Kaum hatte jedoch der neue Conservator die mühselige

Reform begonnen, als er, zum Theil in Folge seiner Anstrengungen, in eine bedenkliche Krankheit fiel, der er am 26. Januar 1830 erlag. Am 27. May desselben Jahres wurde Herrn Dr. Leiblein die Professur der Zoologie und die Conservation des Naturalienkabinets übertragen, der mit unermüdetem Fleiße das angefangene Werk fortsetzte. Referent hat das Blank'sche Kabinet im Jahre 1814 zuerst und 1817 zuletzt gesehen, die neu aufgestellte Universitäts-Sammlung aber im vorigen Jahre besucht. Wohlbekannt also mit dem alten wie mit dem neuen Stande des Würzburger zoologischen Museums muß er Herrn Professor Leiblein nachrühmen, daß dasselbe durch ihn in eine wissenschaftliche Ordnung, verbunden mit einer höchst gefälligen Aufstellung, gebracht worden ist, wie sie nur aus Liebe zum Institute und zu dem an selbiges gebundenen Lehramte hervorgehen kann. Welch angestrengte Thätigkeit dazu gehört, um nicht bloß eine Sammlung in gutem und dem Fortschreiten der Wissenschaft angemessenem Stande zu erhalten, sondern überdieß, wie es in Würzburg der Fall war, einer Raritäten- und Curiositäten-Kammer eine wissenschaftliche Gestaltung zu geben, kann der am besten beurtheilen, der selbst ähnliche Arbeiten schon vorgenommen hat. Wir wünschen dem Verfasser, daß die Universität, für deren Naturalienkabinet er Kräfte und Zeit nicht gespart hat, ihn auch noch ferner nachhaltig unterstützen möge, damit das Nothwendige, aber noch Fehlende allmählig herbeigeschafft und dem Vorstande dadurch Liebe zur Sammlung erhalten werde.

Das erste Bändchen, welches uns der Verfasser vorlegt, umfaßt seine 2 ersten Klassen: den Menschen und die Säugthiere. Vom ersteren werden nur die Rassen aufgeführt, wobey wir gewünscht hätten, daß der Verfasser auf Born's Arbeit keine Rücksicht genommen hätte, indem solche, wie in diesen Blättern nachgewiesen worden ist, eine Stelle unter den wissenschaftlichen Leistungen gar nicht verdient. Die Anordnung der zweyten Klasse der Säugthiere ist mit Recht größtentheils auf Cuvier begründet. Die höheren Abtheilungen bis zur Gattung herab sind genau charakterisirt, und in gut geordnete schematische Uebersichten gebracht; die Arten bloß genannt und ihre Heimath angegeben. Bey der lobenswerthen Einrichtung dieser Arbeit kann sie den vorgesetzten Zweck nicht verfehlen und wird insbesondere Studierenden sehr hülfreiche Dienste leisten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nr. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Vita Caroli Davidis Ilgenii scripsit Fridericus Carolus Kraft. *Οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι.* Cum effigie Ilgenii praefixa. Altenburgi 1837. 344 S. 8.

Der Held vorliegender Biographie ist ein im ganzen nördlichen Deutschland wohl bekannter Name. Denn er regierte 28 Jahre lang (vom Jahre 1802 bis 1830) die Schulpforte, jene ehemals sächsische, jetzt preußische Fürstenschule, welche sich, (als ehemaliges Cisterzienserkloster) einer ungemein reichen Dotation, eines dreyhundertjährigen Ruhmes und der besondern Fürsorge ihrer Landesregierungen erfreute und von jeher Jünglinge aus allen Theilen auch des nördlichsten Deutschlands herbeyzog, deren Aeltern ihren Söhnen die Wohlthat eines altmodisch gründlichen Unterrichts und eines von dem zerstreuenden Treiben der Gegenwart isolirtes Jugendleben gesichert wissen wollten. Die Zahl der Zöglinge betrug über 150, der Aufenthalt dehnte sich in der Regel auf 6 Jahre aus, vom zwölften bis achtzehnten Jahr; die Verhältnisse zu den Lehrern waren weit vielfacher als in gewöhnlichen Schulen, deren Schüler im Schooß ihrer Familien sich aufhalten, und der Geist der Schule war so, daß das Schulleben alles in allem war und alle fremdartigen Interessen entweder ausschloß oder sie mit seinen Interessen auf eine unschädliche oder gar wohlthätige Weise verschmolz. Da nun diese Schule von jeher das Eigenthümliche hat, daß ihre Zöglinge, auch wenn sie nicht gleichzeitig sich dort befanden, doch sich lebenslänglich durch einen geistigen Nexus verbunden fühlen, fast wie Ordensbrüder, so ist leicht glaublich, daß die originelle und imposante Persönlichkeit eines Rectors, wie Ilgen, einen ausgebreiteren Ruf sich erwerben konnte, als sonst einem Schulmonarchen beschieden ist.

Herr Director Krafft in Hamburg verdient daher jedenfalls den Dank derjenigen, welche sich Ilgens als ihres eigenen Lehrers erinnern, daß er ihnen das Bild des Ehrenmannes wieder lebendig vor die Seele führt und die Notizen über sein Leben und seine Person ergänzt: aber das Buch wird auch viele andere Leser finden, die sich für Pforte, oder für Ilgen, oder für das Schulwesen überhaupt interessiren. Herr Krafft aber schien besonders zu dieser Arbeit berufen, da er nicht bloß als Schüler in näherem Verhältniß zu Ilgen gestanden hatte, sondern auch später als Hauslehrer bey ihm eintrat und ihn so in allen Verhältnissen des Lebens beobachten konnte.

Ref. verzichtet darauf einen vollständigen Auszug aus der Biographie selbst zu geben, die natürlich vieles, z. B. über Ilgens Jugend enthält, was zu ihrer Vollständigkeit gehört ohne auf allgemeines Interesse Anspruch machen zu können. Seine amtliche Thätigkeit begann auf der Schule zu Naumburg; von hier ward er als Professor der orientalischen Sprachen im Jahre 1793 nach Jena berufen, und später daselbst zum Professor der Theologie befördert, in Jena, welches damals auf dem Culminationspuncte seiner Blüthe stand. Hr. Kr. macht S. 50 die berühmtesten Männer (die zugleich Ilgens Freunde waren) namhaft, unter denen jedoch der erst nach Ilgens Abgang berufene Theologe Gabler keinen Platz finden sollte.

So hoch indeß Ilgen auch als akademischer Lehrer seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit wegen geachtet wurde, so muß ihn doch das akademische Leben mit allen seinen Reizen nicht völlig befriedigt haben. Begreiflich. Ein strenger energischer Charakter

wie Ilgens war, schon mehrere Jahre an die Herrschaft und Allgewalt gewöhnt, welche die Schule ihren Lehrern in die Hand giebt, mochte vielleicht sich den Ansprüchen der akademischen Jugend nicht in dem Grade fügen, wie es für einen ausgebreiteten Wirkungskreis erforderlich seyn mag, und mochte wohl in seinem ganzen Wesen mit jener libertas academica nicht ganz sympathisiren, welche damals in Jena gleichfalls ihren Höhepunct erreicht hatte. Kurz er gab das seltene Beyspiel, von dem akademischen Katheder auf den der Schule zurückzukehren, indem er im Jahre 1802 einen Ruf als Rector von Schulpforta annahm. Ref. glaubt, daß der Biograph das eben Gesagte unbeschadet der Pietät etwas bestimmter hätte andeuten dürfen als z. B. S. 53 geschieht:

> Scholas tam scite docteque habebat, ut peritioribus imprimis auditoribus qui quam bene et diligenter partes suas sustineret judicare possent non mediocriter placeret.

Wenn ein Lehrer immer die Früchte seines Unterrichts sehen und controlliren will, so macht ihm dieß gewiß keine Unehre und wenn er die Erfahrung macht, daß sich dieß vom akademischen Katheder herab durchaus nicht erzwingen läßt, am wenigsten in Fächern von der Art, wie Ilgen zu lehren hatte, und wenn er sich darum unbefriedigt von seiner akademischen Wirksamkeit fühlt und sich nach einem seiner Individualität angemessenen Wirkungskreise sehnt, so kann ihm das nur zum Ruhme gereichen. Mit dieser Ortsveränderung endete nicht bloß Ilgens akademische, sondern auch seine schriftstellerische Thätigkeit, welche im Fach der Philosophie wie der Theologie gleich groß war; sie schloß sich eigentlich mit seiner Geschichte Tobit's, Jena 1800; als Rector nahmen die äußern Geschäfte, Correspondenzen ꝛc. seine Zeit allzusehr in Anspruch; doch als nach der preußischen Schuleinrichtung auch jährliche Programme in Pforta eingeführt wurden, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit der gelehrten Welt zu zeigen, daß er auch ihr anzugehören nicht verlernt habe, und schrieb Animadversiones philologicae et criticae in Virgilianum carmen quod Copa inscribitur. Hal. Sax. 1820. 4.

In Schulpforta war nach der Schilderung des Verf. unter der bisherigen Leitung des gelehrten aber kränklichen Rectors Heimbach die Disciplin und der Fleiß der Schüler und mit diesen die ganze Anstalt in Verfall gerathen. Mit desto größerer Freude wurde der energische kräftige Ilgen von allen Wohlgesinnten dort aufgenommen. Ehe Hr. Kr. hierauf weiter eingeht, flicht er eine sehr zweckmäßige Episode, eine kurze Geschichte der Pforte ein, die jeder mit Vergnügen lesen wird. Ueber Ilgens Reform von dieser wird dagegen kurz hinweggegangen, so wie über die Hauptgründe des Verfalls, quas diserte commemorare pietas vetat, nach p. 71.

In elegantem Latein werden nun Ilgens Schicksale als Rector erzählt, wie i. J. 1803 der Speisesaal einstürzte, und die sämmtlichen dort versammelten Zöglinge fast verschüttet hätte; wie seine einzige 17jährige Tochter in dem vor seiner Wohnung vorbeyströmenden Fluß ertrank; wie er im J. 1806 nach der Schlacht bey Jena der Anstalt den besondern Schutz der französischen Sieger und eben so sieben Jahre später nach der Schlacht bey Leipzig auch rußischen und österreichischen Schutz zu verschaffen wußte; bis er zu der Uebergabe eines Theils von Sachsen sammt der Schulpforta an Preußen gelangt. Diese war für Ilgen höchst bedeutsam; sie zerstörte gewissermaßen seine Existenz, und wenn er sich bis dahin mitten in alle dem Gewühl von Amtsgeschäften, welches ihn von aller freyen wissenschaftlichen Thätigkeit abschnitt, und bey allen Aergernissen, die mit einer solchen Stellung verbunden sind, doch höchst glücklich gefühlt hatte, in dem Bewußtseyn einer nach seinen Grundsätzen und Ansichten von Erziehung und Bildung blühenden Anstalt in großer Unabhängigkeit und anerkannter Würdigkeit vorzustehn, so mußte er jetzt erleben, daß sie nach ganz heterogenen Grundsätzen reformirt und mit den übrigen preußischen Gymnasien in Eine Linie gestellt wurde. Ref. hätte hierüber viel zu sagen, beschränkt sich aber auf einige Andeutungen.

Der Unterricht in Schulpforta während der sächsischen Zeit muß unstreitig als ein einseitiger und beschränkter erscheinen; Alles concentrirte sich auf die alten Sprachen, Latein und Griechisch,

nebst der Hebräischen für die künftigen Theologen. Wer bey Lehrern und Schülern etwas gelten wollte, mußte dieser Sprachen Herr und in den alten Klassikern belesen seyn. Zwar wurde auch Mathematik von einem eigenen und sehr geachteten Lehrer gelehrt; aber wer nichts lernen wollte, wurde nicht eben gezwungen; es genügte wenn er die Stunde besuchte. Ein Schüler, der sich ihr besonders hingab, genoß, wenn er übrigens ein tüchtiger Mensch war, Achtung, aber er schien wunderliche Allotria zu treiben. Wer aber gar sich auf Geschichte und Geognosie warf, Gegenstände welche, wenigstens bis zum J. 1808, gar nicht gelehrt wurden, galt für einen Flachkopf, für welchen bloßer Gedächtnißkram oder amüsante Lectüre ohne Geistesarbeit Interesse habe. Die griechische und lateinische Versification stand hoch in Ehren; wer sich dagegen in deutschen Versen versuchte, besonders in gereimten Gedichten, wurde als ein eitles empfindsames Modebürschchen belächelt oder verhöhnt.

Nun darf man aber nicht meynen, die Schüler seyen alle gleichweit in den alten Sprachen gekommen. Wer kein Talent und kein Interesse für diesen Unterrichtszweig besaß, aber sonst Mutterwitz, und dabey einen tüchtigen kräftigen Charakter beurkundete, der rückte als Mittelgut von Klasse zu Klasse mit auf, ohne viel getrieben und gejagt zu werden, und genoß Achtung unter den Seinen, hatte aber seinerseits auch Respect vor denen, welche in der vermeyntlichen Hauptsache sich auszeichneten. Denn neben der größten Strenge in der Einrichtung des äußern Lebens herrschte die größte Freyheit, d. h. wohl gemerkt für die oberen Klassen, während die jüngeren Schüler durch die älteren auch hinsichtlich ihrer Studien streng beaufsichtigt und getrieben wurden. Von dem etwa siebzehnten Jahr an sah man sich gewissermassen als Erwachsener betrachtet, bey dem eigener Trieb sich voraussetzen lasse, und wenn dieser fehle, der Zwang und die Controle und die Treibjagd nichts helfe und der Mühe nicht lohne.

Daß kein ganz Unfähiger und Unwissender in die höhern Klassen aufsteige, dafür war durch die strenge Zucht und Aufsicht in den unteren gesorgt. Wer als Knabe nicht lernen wollte oder konnte, der wurde dazu gezwungen oder mußte fort.

Diese Freyheit, welche den Schein annehmen konnte aus der Sorglosigkeit und Bequemlichkeit der Lehrer hervorzugehn, war die Quelle einer liberalen Gesinnung, die besonders in Hinsicht der Studien überhaupt herrschte; die Liebe zu dem Gegenstand und etwa das Lob eines geachteten Lehrers, aber keine Aussicht auf Belohnung und keine Furcht vor Strafe war das Motiv zu jener Arbeitsamkeit, durch die sich diese Schule von jeher auszeichnete. Nicht einmal ein höherer Rangplatz war der Lohn des Fleißes; es wurden keine stimulirenden Locationsprüfungen gehalten, und der erste einer Klasse war meistens ein wegen besondern Unfleißes Sitzengebliebener. Von Preisvertheilungen war lange keine Rede, bis von Dresden aus der Befehl einlief sie einzuführen; Ilgen unterließ jedoch nicht den ersten Act dieser Art öffentlich mit der Bemerkung einzuleiten: „Er sey sehr betrübt, daß die allerh. Stelle ein solches Mittel den Fleiß der Schüler anzuspornen, nöthig gefunden habe; es sey ein Verdammungsurtheil gegen den Geist der Anstalt.“ Kurz überall zeigte sich eine liberale praesumptio boni viri. Auch geschriebene Schulgesetze gab es nicht; wenigstens hat Ref. nie welche verlesen hören, an ihrer Stelle aber sogenannte mores, welche im Mund und Sinn der Schüler traditionell fortlebten und das speciellste an Rechten und Pflichten der einzelnen Klassen wie eine Staatsverfassung bestimmten. Ilgen, obgleich selbst kein Schüler der Pforte, hat dieses Verhältniß sehr klar aufgefaßt und durch ein weises non fare geschützt, gefördert und ausgebildet.

Als die preußische Regierung diese Schule inspiciren ließ, mußten die üblen Folgen dieser Freyheit bald ins Auge fallen, während ihre wohlthätigen Wirkungen verborgen blieben. Nur einem ehemaligen Zögling der Anstalt wäre es möglich und zumuthbar gewesen, beyde gleichmäßig zu durchschauen und zu würdigen. Das zarte Saitenspiel wurde mit metallener Hand reparirt und umgestimmt. Ilgen mußte zusehen und geschehen lassen wie eine ganze Cohorte neuer Lehrgegenstände, Mathematik, Geschichte, Nationalliteratur u. a. eindrang und dem bisherigen Weltbeherrscher, dem Studium der alten Sprachen nur noch ein mäßiges Stückchen Land und Zeit übrig ließ, wie überhaupt

die Pforte aller ihrer Eigenthümlichkeiten entkleidet wurde und mehr oder weniger die Uniform der preußischen Gymnasien anlegen mußte. Der Biograph deutet dieses alles mehr an als er es ausführt, p. 113.

(Schluß folgt.)

Illustrations of the Zoology of South Africa; etc.

Macroscelides Edwardii ist eine der großen Arten, die Smith von den andern dadurch unterscheidet, daß die Ohren im Verhältniß zur Länge schmäler als bey den übrigen und die Differenz zwischen der Färbung des Rückens (licht gelblichbraun mit schwarzbraunen Haaren untermengt) und der Seiten (aschgrau, blaß fahl überlaufen) sehr auffallend sey.

Auf Tab. 15 sind die Schädel von 4 Arten, so wie auch ein Theil der Eingeweide dargestellt, woraus man ersieht, daß der Blinddarm eben so ansehnlich als der der nordafrikanischen Art ist.

Unter den übrigen Insektivoren haben zur Zeit nur noch die Gattungen des Goldwurfs und Igels, jede mit einer Art, einen Zuwachs erhalten. Die Chrysochloris villosa unterscheidet sich von den andern durch lange Behaarung. Smith zählt überhaupt 4 Arten von Goldwürfen auf: Chrysochloris aurata, hottentotta, villosa und damarensis. Er kennt demnach Lichtensteins Chrysochloris holosericea nicht; auch wäre es gut gewesen, wenn er bey dieser Gelegenheit seine Ch. hottentotta ausführlicher beschrieben hätte, da man aus der früher von ihm gegebenen Notiz unmöglich sie mit Sicherheit von verwandten Arten unterscheiden kann, wovon wir selbst in der hiesigen Sammlung eine besitzen, der ich den Namen Chrysochloris macronyx beygelegt habe. — Der Igel, den hier Smith unter dem Namen Erinaceus frontalis abbildet und beschreibt, ist von ihm schon im Jahre 1831 publicirt worden.

Von affenartigen Thieren ist nur eine einzige Art, Galago Moholi genannt, aufgeführt, der ich jedoch Artsrechte nicht zugestehen kann. Smith sagt selbst, daß am Senegal und Gambia Galagos vorkämen, die er von seinem Moholi nicht unterscheiden könnte, und von den beyden senegalischen Exemplaren, die Waterhouse im pariser Museum sah, will er nur das eine für den G. senegalensis anerkennen, indem er seinen Moholi hievon trennt durch die zweyerley Farben der Haare, die an der Spitze weißlich, an der Wurzel schiefergrau seyen. Da ein Verfließen beyder Farben in einzelnen Fällen leicht geschehen kann, ohne daß dadurch eine specifische Differenz herbeygeführt wird, da ferner die meisten senegalischen Exemplare als zweyfarbig beschrieben werden, dieß aber auch von den kordofanschen Galagos gilt, die überdieß, wie meine Ausmessungen eines solchen Individuums in der hiesigen Sammlung ergaben, auch in den Dimensions-Verhältnissen zusammenstimmen, so können Galago senegalensis, Moholi und die kordofanschen Galagos nur für eine einzige Art angesehen werden, die vom 20° nördl. Breite bis zum 25° südl. Breite, also fast von dem nördlichen bis zum südlichen Wendekreise und noch etwas darüber hinaus, ihren Wohnsitz in weiter Ausdehnung gefunden hat.

Wenn wir demnach auch nicht mit dem Verfasser den südafrikanischen Galago für eine eigene Art ansehen können, so ist es doch sehr interessant die weite Verbreitung des gemeinen Galagos dadurch kennen gelernt zu haben. Und da wir von der Beschaffenheit der weichen Theile dieser Gattung bisher fast nichts gewußt haben, so sind die Notizen, die uns hierüber Smith giebt, von großem Belang. Man ersieht hieraus die große Uebereinstimmung mit den Makis. Wie bey diesen ist der Magen rundlich mit ziemlich großem linken Blindsack; der Blinddarm lang (7″) und gewunden, der Uterus zweyhörnig, die Ruthe mit hornigen Häkchen besetzt.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nr. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Vita Caroli Davidis Ilgenii scripsit Fridericus Carolus Kraft. *Οὐ γάρ πω τοιους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι.* Cum effigie Ilgenii praefixa. etc.

(Schluß.)

Referent enthält sich des Urtheils über die Nothwendigkeit einer so durchgreifenden Reform, aber billigen kann er es in keinem Fall, daß die Nationalität der Pforte (man erlaube mir den Ausdruck, der mit der sächsischen Nationalität nichts gemein hat) nicht beachtet noch geschont wurde. Ein charakteristisches Beyspiel: Seit 300 Jahren wurde alle Woche einmal ein Tag freygegeben — zum freywilligen Selbststudium. Alle Lectionen fielen aus, die Aelteren machten sich eine zusammenhängende umfassende Aufgabe für diesen Tag und beaufsichtigten zugleich die jüngeren Schüler. Kein Lehrer forderte Rechenschaft von der Verwendung dieser Zeit. Ein solcher Tag hieß seit 300 Jahren ein Ausschlafetag, weil man bis 6 Uhr statt bis 1/2 5 Uhr schlafen durfte. Das war ein naiver Name für eine sehr heterogene Sache. An dem Namen hatte schon die sächsische Regierung Anstoß genommen und den Ausschlafetag 1808 in einen Selbstbeschäftigungstag umgetauscht; aber umsonst! der ehrwürdige Name blieb, in dem Gefühl, daß die Namen eben Namen und keine Definitionen seyn sollen. Das preußische Normativ reducirte den wöchentlichen Ausschlafetag auf einen monatlichen, in der Ueberzeugung, daß regelloser unbewachter Privatfleiß unmöglich so segensreich wirken könne als ununterbrochener Unterricht und wohlgegangelter Studiengang; und gab diesem Tag einen neuen, unverfänglicheren vornehmeren Namen: Studiertag.

Unter diesen Verhältnissen war Ilgens Wirksamkeit zum Theil paralysirt, denn seinem festen, nach andrer Ansicht sogar eigensinnigen Charakter nach konnte er nicht kräftig fördern helfen, was nach seiner Ueberzeugung gar nicht da seyn sollte. Dazu kam das zunehmende Alter mit Abnahme der Sehkraft; er nahm seine Entlassung, die ihm auf das ehrenvollste im September 1830 gewährt wurde. Den Rest seines Lebens brachte er in Berlin zu, bis ihn am 17. Sept. 1834 der Tod abrief.

Von S. 142 an beginnt nun eine Charakter-Schilderung Ilgens. Schade daß sie so scharf von der Lebensbeschreibung getrennt ist. Diese Disposition der Biographien ist modern; die Philologen von Profession sollten einen Trumpf darauf setzen, nach dem Muster alter classischer Biographen beyde Theile zu verschmelzen. Nur auf diesem Wege ist Objectivität der Darstellung möglich, und wer an diese einmal gewöhnt ist, der geht an die Lectüre einer ausführlichen Schilderung mit einem Vorurtheil und legt sie leicht mit dem Gefühl aus der Hand:

Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Indeß wollen wir der Krafftischen Schilderung ihren Werth keineswegs absprechen; sie ist treu und lebendig und giebt nicht ein bloßes Sinnbild sondern mittelst der vielen Einzelnheiten auch das wirkliche Bild eines kräftigen Mannes, der hinter einem derben Aeußern ein ungemein weiches Gemüth und eine große Liebe verbarg und noch öfter hervortreten ließ. Daß in dieser Charakteristik sich so viele moralische Adiaphora befinden, beweist bloß, daß Hr. Kr. vollkommen richtige Einsicht in das Wesen einer lebendigen Charakterschilderung besitzt.

Vortrefflich gelungen scheint uns die Schilderung von Ilgens Aeußerem, die wir uns nicht enthalten können hier mitzutheilen:

„Fuit corpore procero, sicco magis et gracili quam succi pleno et opimo. Facies non multo sanguine et rubore suffusa erat, et dignitate quadam et liberali forma insignis. Oris lineamenta apparebant, qualia decent virum gravem. In vultu et incedentis et dicentis residebat autoritas quaedam juncta cum gravitate tanto viro digna. Aberat tristitia, et emergente animi laetitia mira quaedam comitas et hilaritas praelucebat, qua facile sibi conciliaret spectantium audientiumque animos. In fronte cernebatur multum decoris et quaedam majestas; oculi dum (besser donec oder quamdiu) bene valebant, conspicui erant admirabili acie ac vigore. Nasum habebat paulo supra usitatam magnitudinem, leviter etiam inflexum. Labra turgidula potius quam compressa dici poterant; dentes non candidulos habebat, sed firmos et sanos. Voce utebatur gravi, robusta et canora; pronuntiabat plane et perspicue ita ut commode a remotioribus etiam exaudiri posset. Accedente autem aliqua commotione animi, vehementer augebatur vocis sonitus, ut tonare propemodum et fulgurare ejus orationem putares."

Nur bedauern wir, daß er den objectiven Standpunct, den auch der gemüthvollste Biograph aus ästhetischen Rücksichten behaupten muß, und unbeschadet der Pietät behaupten kann, so gar oft verläßt. Nicht leicht gestattet er einer Eigenthümlichkeit Ilgens sich selbst zu vertreten und als eine freye Erscheinung ihres Herrn würdig selbständig dazustehen, auf die Gefahr hin dem Beobachter zu mißfallen; gar zu gern macht er ihren Richter, Lobredner, Vertheidiger, Entschuldiger, und schwächt dadurch ihre Wirkung! Ueberhaupt würde das ganze noch gewonnen haben, wenn die Form eines Enkomions mehr vermieden und die einer Vita, wie es sich ankündigt, fester gehalten wäre. Ilgen war ein Mann aus einem Stück. Solche Männer haben Ecken und Schroffheiten, das kann nicht fehlen. Diese bemänteln oder übergehen ist ein schlechter Dienst, den man dem Helden erzeigt. Zum Beyspiel: Ilgen war ein gerader, schlichter Mann, der in der Jugend wahrscheinlich wenig Gelegenheit gehabt hatte sich durch seinen Umgang abschleifen zu lassen, und später als Mann, als fertiger Charakter es verschmähte. So sprach er beständig einen auffallend gemeinen Thüringer Dialect, was in Norddeutschland weit seltener und auffallender ist als im Süden. So war er sein Lebelang ohne viel Umstände, oft derb. Sein Zanken gieng leicht und man möchte fast sagen, gern in ein Poltern über, und er war dann nicht eben ängstlich in der Wahl seiner Ausdrücke. Das war gewiß kein Zeichen seiner Vollkommenheit, aber das war eben so gewiß ein integrirender Theil seiner Ichheit, und sogar ein liebenswürdiger; denn die gutmüthigen Polterer sind regelmäßig liebenswürdige Erscheinungen. Wer Ilgen kannte wird vermissen, daß dieser Zug nicht mehr hervorgehoben worden. Er würde neben der Erzählung von seiner Gutmüthigkeit eben so günstig gewirkt haben, wie die Schilderung seines ernsten gravitätischen Wesens im Amt neben seiner unmäßigen Lachlust in gemüthlichen Stunden, die Hr. Kr. S. 173 sehr schön und mit wahrer Enargie beschreibt:

„Neque minus oblectationis ei afferebat recordatio annorum scholasticorum, et lubenter repetebat, quae jocularia et ludicra a discipulis excogitata olim fuerint. Talia quum per otium referebat, toto ore summa elucebat laetitia tamque miros edebat risus ut totum corpus conculeretur atque incurvaretur."

Noch im Grabe würde sich Ilgen freuen, wenn er seine Biographie in lateinischer Sprache geschrieben wüßte, und mit einer Reinheit, der er seinen vollen Beyfall schenken würde. Denn der Latinität des Hrn. Kr. haben wir schon das ihr gebührende Lob gezollt; fast unbedingt in sprachlicher Hinsicht, denn außer den einigemal wiederkehrenden meritissimus für optime meritus, ein Barbarismus, der fast schon auf sein Bürgerrecht trotzen könnte, ist uns kaum etwas aufgestoßen. Auch dem Style ist eine copia et ubertas orationis unbeschadet der Natürlichkeit und Einfachheit nicht abzusprechen; aber vor einem kleinen Abweg derselben hat sich Hr. Kr. zu hüten — vor einer gewissen Weitschweifigkeit. Es ist ein großer Vorzug der lateinischen Sprache, daß sie zur Kürze des Ausdruckes die Mittel an die Hand giebt und gleichsam von selbst auffordert; bey Hrn. Kr. findet das Gegentheil Statt. Deutsch geschrieben würde diese

auf 182 Seiten angewachsene Biographie vielleicht nur halb so viel Raum einnehmen, denn Hr. Kr. würde manchen Satz, der ihm aus lateinischen Wörtern zusammengesetzt einen besondern Wohlklang zu haben schien, in deutscher Sprache nicht aus der Feder herausgebracht haben: er wäre vor der -- Trivialität erschrocken. Wohl zehnmal ist der Gedanke: „Dieß übergehe ich als etwas bekanntes," mit Floskeln welche 4 Zeilen einnehmen ausgedrückt. Eben so kann Hr. Kr. keinen namhaften Mann, Göthe, Reinhard ꝛc. anführen, ohne ihn mit einem möglichst ausführlichen epitheton ornans zu begleiten; das ist kein römischer Geschichtsstyl. Vor 100 Jahren wäre diese Eigenschaft vielleicht keinem Leser lästig gefallen, aber indeß hat sich Zeit und Geschmack geändert, und man sieht ungeduldiger dem Ziel der Sache entgegen. Was Ref. hiemit meynt und allen Lateinschreibern ans Herz legen möchte, führt mutatis mutandis der geistreiche Aper aus in dem so höchst lehrreichen Dialog de oratoribus cap. 20.

Den Rest des Buches S. 183 bis 344 füllen Beylagen, für welchen jeder Freund Ilgens oder der Pforte dem Herausgeber besonders dankbar seyn wird, gesetzt auch, daß sie theilweise zu dem Titel des Buchs in etwas entferntem Verhältniß stünde, wie z. B. des ehrwürdigen Mathematikus Schmidts schon anderswo gedrucktes Gedicht auf Pforte im Geist der Gellertischen Poesie. Besonders interessant für den Schulmann müssen die S. 211 mitgetheilten Proben seyn, wie die halbjährigen Prüfungen gehalten wurden, Prüfungen, welche durchaus kein Publikum hatten, aber gleichwohl oder vielleicht gerade eben deßhalb mit größerem Ernst von Seiten der Lehrer oder Schüler behandelt wurden, als da wo man halbwissenden und unwissenden Zuhörern oder Zuhörerinnen ein Schauspiel zu geben aufgefordert ist. Was Hr. Kr. in der Vita selbst S. 89 über den Enthusiasmus und die Kraftanstrengung sagt, die sich in der Examenwoche oder der sogenannten Elaborirwoche entwickelte, ist durchaus nicht übertrieben; hier im Anhang giebt er ein Verzeichniß der Aufgaben aus dem Herbst 1810. Nämlich:

I. Pensum a Prima (d. h. oberster) classe Hebr. in Hebraicam linguam transferendum. Math. V. 38 — 48.

II. Pensum ex Hebraica lingua in Germanicum sermonem vertendum: Psalm. CIX. 1 — 20.

Metrische Uebersetzung. Erläuterung der schwierigen Stellen und zwar in lateinischer Sprache. Eine kurze Einleitung vorausgeschickt.

III. Materia poetica. Castra Roslebiensis ruinae.

IV. Δοκιμαστικόν d. h. deutsches Thema zum Uebersetzen in das Latein; über denselben Gegenstand.

Dazu kam nun noch von einem andern Lehrer aufgegeben die Uebersetzung einer horazischen Ode in das Griechische und zwar in das gleiche Metrum. Ein deutsches Wort außer dem Dictat der Aufgabe selbst kam nicht vor; eben so wenig eine mathematische Prüfung u. a.

Unter den weiteren Beylagen zeichnen wir aus: eine Beichtrede Ilgens an die Alumnen S. 253; vortrefflich ausgearbeitet. Ihr Thema dreht sich freylich lediglich um Ermahnung zum Fleiß und zur Schulgerechtigkeit, und wenn man verführt durch die Ueberschrift „Beichtrede" glauben wollte, es sey dieß ein eigentlich religiöser Act gewesen, so würde man religiöse Weihe und die Hinweisung auf das Wesentliche mit Recht darin vermissen. Allein die eigentliche Vorbereitung war den Geistlichen zugewiesen, und wurde, wie die ganze Abendmahlsfeyer so feyerlich und erhebend gehalten, wie irgendwo. Er spricht hier nur als Rector, und als Antwort auf den Act einer einfachen allgemeinen Abbitte, welche die Schüler den Lehrern vor der Beichte leisteten.

Besonders auszuzeichnen ist auch S. 264 — 269 ein Fragment von einem (ungenannten und uns nicht bekannten) Busenfreund Ilgens. In diesem sind besonders wichtige und tiefe Blicke in Ilgens innerstes Wesen enthalten, und weil apposita juxta se posita magis elucescunt, ist er mit seinem Collegen und spätern Amtsnachfolger, dem geistreichen Professor Adolf Lange zusammenge-

stellt. Die Vergleichung ist im ganzen treffend, fällt aber in der Form, wie sie vorliegt, allzu sehr zu Langes Nachtheil aus, sogar auf Kosten seines Charakters. Ref. ist sowohl an Ilgen als an Lange durch Gefühle der Dankbarkeit gebunden und hält es für Pflicht, die gegebene Darstellung nach seiner Ueberzeugung zu berichtigen. Ilgen war ein Zögling der alten Zeit und ein Hort der alten Pädagogik auch in ihren schroffen Formen; Lange dagegen, etwa 15 Jahre jünger, ein Kind der neuen Zeit, und Freund der modernen Bildung. Für Ilgen galt, meyne ich, etwa Lessing als die neueste bedeutendste Erscheinung in der deutschen Nationalliteratur, während er in Schiller und Göthe vielleicht nicht viel mehr als Damenschriftsteller sah; Lange suchte sich auf der Höhe der Zeit, wie man sagt, zu erhalten und nahm daher von allen neuen Erscheinungen Notiz. Für Ilgen waren gründliche Gelehrsamkeit und allgemeine Bildung Wechselbegriffe; Lange dagegen schien eine Bildung anzuerkennen, die neben der Gelehrsamkeit bestehen könnte. Ilgen war bey allem Ernst und scheinbarer Trockenheit eine Art Humorist; Lange dagegen, obschon höchst lebensfroh und vielseitig, doch eine sentimentale Natur.

Das sind doch wohl Gegensätze genug, um diese Männer, die an Einer Anstalt zu wirken hatten, zu einem lebendigen Gegensatze selbst zu personificiren! Aber Ref. ist überzeugt, daß ein solcher Gegensatz noth that, und daß er sogar wohlthätig wirkte, da Lange das was er war, nur selbst war, und nicht nach aussen geltend machte, und dem Chef der Anstalt und ihrem prononcirten und gleichsam geheiligten Charakter nicht entgegenwirkte. Ref. kann sich nicht erinnern, daß Lange z. B. belletristische Bücher — welche naiver Weise dort den Namen „falsche Bücher“ führten — an Schüler verliehen oder zu ihrer Lectüre ermuntert hätte. Daß der feine Lange mit seiner eleganten Bildung, die doch gewiß auch ihren Werth hat, den Müttern oder mutterähnlichen Vätern, die ihre Söhnlein nach Pforta brachten, mehr zusagte als der alte für einen Murrkopf verschrieene Ilgen, das lag doch wohl in der Natur der Sache, und es ist ein Unrecht, wenn der Briefsteller sagt, Lange habe „Einfluß auf das Publikum zu gewinnen gesucht,“ und „Ilgen sey der Achilles der Pforte, wenn man Langen auch das Prädicat des Odysseus zugestehen wolle.“

Den Schluß des Ganzen macht ein Verzeichniß aller Schüler, welche unter Ilgens Rectorat in Schulpforta anwesend waren; es sind 1316 Namen, mit ihrem Geburtsort, ihrem jetzigen Charakter und ihrem Wohnort oder dem Ort wo sie starben. Herr Kr. oder vielmehr, wie es scheint, der Verleger, Hr. H. A. Pierer hat sich die Mühe gegeben, sie nach den Berufsarten die sie ergriffen noch besonders zu classificiren, wahrscheinlich um zu zeigen, zu was die Pfortaischen Schüler unter Ilgen einen besondern Impuls erhielten. Die Mühe ist dankenswerth, doch glaubt Ref. nicht, daß ein solches Bild dadurch gewonnen wird. Es zeigt sich, meynen wir, daß der geistliche und der Lehrstand, die Beamtenwelt, das Militär, der Stand der Kaufleute, Oeconomen, Künstler ꝛc. verhältnißmäßig eben so viel gleichmäßigen Zuwachs aus Pforta erhalten hat, wie aus andern minder berühmten Schulen.

Mit ganz besonderer Freude erwähnt schließlich Ref., als eine wahre Zierde des Buches, das Portrait, in welchem die äußeren Züge und das innere Wesen des ehrwürdigen Mannes mit gleicher Treue wiedergegeben sind. Der Leser mache sich das Vergnügen, dieselbe mit der oben ausgehobenen Schilderung des Hrn. Kr. zu vergleichen, um beydes gleich lobenswürdig zu finden. Auch die übrige äußere Ausstattung des Buches selbst verdient alles Lob.

So schließt also Ref. diese Anzeige mit dem aufrichtigen Dank an den ehrenwerthen Herrn Verfasser für dieses würdige Denkmal und mit dem Wunsch, daß durch dasselbe auch in Süddeutschland Ilgens Name und Pforta's Einrichtungen näher bekannt werde und manchem Schulmann Gelegenheit geben möchten, praktischen Gewinn für seinen Beruf aus dieser Bekanntschaft zu ziehen.

L. D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III. Second Series. By Henry Lord Brougham. London 1839. XI. und 334 S. gr. 8.

Dieser zweyte Band der Skizzen ist etwas weniger reichhaltig als der erste, welchen Ref. in Nr. 141 dieser Blätter angezeigt hat. Georg IV. steht voran und nimmt den meisten Raum ein; größtentheils aber handelt es sich nur um das traurige Verhältniß zwischen ihm und seiner Gemahlin. Da der Vers. Hauptanwalt der Königin gewesen ist, so darf man ihm volle Sachkenntniß zutrauen; ob auch vollkommene Unbefangenheit? ist eine andere Frage. Nach dem Leben, das sieht man, ist die Schilderung; wenn auch vielleicht etwas einseitig. Am Schlusse gedenkt der Vers. der geringen Wirkung auf die öffentliche Meynung und Stimmung, welche der höchst ungünstige Eindruck jenes Verhaltnisses hinterlassen habe, und wird dadurch zu folgender Bemerkung geführt:

> Es ist eine ganz irrige Vorstellung, in England sey weniger Anhänglichkeit an das Königthum als anderwärts; vielmehr hat dieses in allen Gefühlen, Neigungen, Gewohnheiten des Volkes eine so tiefe als breite Grundlage. Die Meynung von dem Werthe einer Verfassung besteht allerdings für sich, kommt auf, greift um sich, wechselt, in völliger Unabhängigkeit von der Staatsgewalt; es liegt aber an ihrer Zustimmung bey weitem nicht so viel als an jener Zuneigung der Gemüther, die durch kein Nachdenken und Vergleichen erzeugt, sondern wie mit der Muttermilch empfangen ist.

Die Unpartheylichkeit, mit welcher der berühmte Kanzler, Lord Eldon, aufgeführt wird, macht dem Vers. Ehre, der von jenem manche Ungunst erfahren hatte. Sir William Scott, des Kanzlers Bruder, Dr. Laurence, ein genauer Freund Burke's, Sir Philip Francis, der von Vielen für den Verfasser der Briefe von Junius gehalten wird, und Horne Tooke, bekannter durch die siegreiche Verantwortung gegen die Anklage auf Hochverrath als durch seine Schriften, — sind Namen, die man in einer Reihe von Staatsmännern wohl nicht erwartet. Die zwey darauf folgenden hingegen, Lord Castlereagh und Lord Liverpool, jener Minister der äußeren Verhältnisse, dieser Premier-Minister in den schicksalsvollen Jahren vor und nach Waterloo, erregen nothwendig die Aufmerksamkeit des Lesers, die aber nicht eben reichlich befriedigt wird. Der scharfe Tadel, welchen das Verhalten des Ersteren auf den Congressen der Mächte, wo er England zu vertreten hatte, erfährt, ist nur ein Widerhall der Klagen, welche darüber seiner Zeit die Whigs im Parlamente geführt haben. Wie ihm aber gleichwohl der Vers., einst sein oft heftiger Gegner, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen weiß, erhellt aus folgender Stelle:

> Als die Tory-Parthey statt Canning's den Lord Castlereagh zu ihrem Führer erkohr, dachte jedermann, dieser würde vor leeren Bänken zu sprechen haben, die sich erst wieder füllen würden, wenn sein hochbegabter Nebenbuhler das Wort nähme. Darin irrte man sich sehr; man hatte nicht bedacht, welches Gewicht ein hohes Amt giebt. Man hatte aber auch übersehen, daß Castlereagh Eigenschaften besaß, die ihm Gunst erwerben, die sogar Bewunderung erregen konnten, ob ihm gleich zum Redner nicht weniger als Alles fehlte. Er war ein unerschrockener, kühner Mann; stand unerblödet vor einer Versammlung, der an Schärfe des Urtheils keine andere gleich kommt, und die ihn hören mußte geringen Gehalt in der schlechtesten Sprache vor-

tragen; griff jede Frage tapfer bey ihrer größten Schwierigkeit auf; durchlief unermüdlich den ganzen Umfang eines Gegenſtandes, ließ keine Seite desſelben unberührt, mochte er ſich nun ihrer bemeiſtern können oder nicht, auch keine Behauptung ſeines Gegners unangefochten, ſo ſtark und glücklich ſie auch aufgeſtellt ſeyn mochte; wobey ihn weder der Eindruck ſchreckte, den ſo eben eines Canning glanzreiche Rede gemacht hatte, noch das Gefühl der Armuth drückte, die nun er zur Schau geben mußte. Alles das machte ihm ſeine Zuhörer im Ganzen eher geneigt, ſo harten Zumuthungen er ihre Geduld unterwarf, und ſo ſchwer es ihnen oft wurde, ſich des Lachens zu enthalten.

Robert Jenkinſon, Lord Liverpool war fünfzehn Jahre lang Premier-Miniſter; und nie, ſagt der Verf., hat ein Mann in dieſer, ja, ſelten in einer weniger hohen Stellung, ſo wenig Abneigung gegen ſich erweckt, ſo viel Nachſicht bey jeder Gelegenheit erfahren, ſelbſt anhaltend ſo viel perſönliche Achtung genoſſen. Er, auf den ſein Amt die ſchwerſte Verantwortlichkeit für alles Thun und Laſſen der Regierung lud, wurde nicht angegriffen, während auf alle übrige Mitglieder dieſer Regierung die heftigſten Anfälle geſchahen. Ein Geſchick ſeltner Art, welches der Verf. ſo erklärt:

Die Gaben des Mannes erhoben ſich nicht über jene achtbare Mittelmäßigkeit, die für niemand drückend iſt, — welcher vielmehr die Zuneigung der Vielen, die ſich ungefähr gleicher Höhe bewußt ſind, entgegenkommt. Schimmernde Eigenſchaften, die leicht Eiferſucht, Neid oder doch Mißtrauen erwecken, hatte er nicht. Dagegen beſaß er ungemein viel Klugheit, und bewies in ſeinem ganzen Betragen, von den früheſten Jahren an, ausnehmende Bedachtſamkeit. In dem, was er ſprach, war nichts hochfliegendes, ſogar nichts das den gewöhnlichſten Gedankenkreis überſtieg; und er ſprach ſo ſelten, daß man ihm zutraute, er thue es nie ohne Noth. Er war als ein ſehr fleißiger Geſchäftsmann bekannt, und eben darum bey einem großentheils aus Geſchäftsleuten beſtehenden Publikum beliebt. „Hier kommt, hieß es, der würdige Miniſter, der Tage und Nächte auf ſeiner Kanzley, nicht mit unnützen Reden, zubringt.“ Im Parlamente entfiel ihm nie ein Wort, das verletzen oder Anſtoß geben konnte. Was aber ungleich mehr iſt, er bediente ſich nie eines Kunſtgriffes, benützte ſelbſt nicht Blößen, die ein Gegner gab, ſondern ging immer mit der größten Offenheit und Aufrichtigkeit zu Werk. Ihn empfahl ſchon im Unterhauſe, in welches er ſehr jung eingetreten war, die Einfachheit ſeiner Rede, während der Schmuck, mit welchem Canning gern die ſeinige kränzte, von gar Manchem übel genommen wurde. „Schon gut, ſagte da ein ehrſames Parlamentsglied; das gehört aber nicht hieher. Was haben wir mit einem König Priamus oder mit dem Windgotte Aeolus zu ſchaffen? Unter uns, Hr. Canning ſpricht zu viel, um die Hälfte zu viel. Mir iſt ein guter, einfacher Geſchäftsmann lieber, wie der junge H. Jenkinſon, ein Mann von der Feder und vom Schreibtiſche, wie ſein Vater auch war.“ Solches Wohlwollen begleitete ihn, da er an die Spitze der Regierung kam, und leitete von ihm auf ſeine Amtsgenoſſen, die ſich mehr voranſtellten, alle Unzufriedenheit ab. Freylich war dann auch von ihm nicht viel die Rede; das war aber ganz nach ſeinem Geſchmack. Man wußte, daß er Premier-Miniſter war, bemerkte es aber nicht; er wurde nicht gering geſchätzt aber faſt überſehen.

Auf Tierney, der einige Zeit Anführer der Whigs im Unterhauſe war, folgen wieder zwey große Namen, die Seehelden Lord St. Vincent und Lord Nelſon, die mit einander verglichen werden. Staatsmann war eigentlich nur der erſtere, der eine Zeit lang der Admiralität vorſtand, zuvor aber das unſterbliche Verdienſt erworben hatte, einen furchtbaren Aufruhr auf der Flotte mit geringen und meiſt gelinden Mitteln gründlich zu dämpfen. (Es bleibt nicht unbemerkt, welch heilſamen Schrecken er dadurch erregte, daß er die Hinrichtung eines Meuterers zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit, eines Sonntags vor dem Gottes-

dienste, vollziehen ließ.) Hauptpuncte der Vergleichung sind:

> Daß Ersterer die Kriegszucht streng, Letzterer mit viel Nachsicht übte; jener einen umfassenden Plan zu entwerfen und auszuführen, dieser den Augenblick rascher zu ergreifen wußte; jener sich im Rathe gleich groß wie in der Schlacht erzeigte, dieser nur auf dem Meere ganz er selbst war; ferner: daß gegen St. Vincent's Verschlossenheit die Redseligkeit Nelson's abstach; jener um die gute Meynung derer, welchen er zu befehlen sich berufen fühlte, sich nur in so fern bekümmerte, als er derselben für den Dienst bedurfte, dieser seine Lust an der Bewunderung und Liebe, die ihn von allen Seiten her umfing, weder mäßigen noch verbergen konnte; daher dem ersteren mehr Ehrfurcht, dem letzteren mehr Zuneigung zu Theil wurde.

Hiernächst wird das Andenken von drey Männern gefeyert, die sich vornehmlich durch ihre Bemühung, den gezwungenen Curs der Banknoten wieder aufzuheben, hervorgethan haben, (Horner, Ricardo — der bekannte Schriftsteller — und Lord King,) und sodann, wie im ersten Bande, auf gleichzeitige Ausländer übergegangen. Der erste ist ein Nordamerikaner, Carrol, welcher an dem Kampfe für die Unabhängigkeit großen Antheil, doch weit keinen so ausgezeichneten wie Andere, von dem Verf. übergangene, gehabt hat. Es folgt ein Mann von höchst bestrittenem Rufe, Necker. Sorgfältig ist sein Gutes und auch das Gegentheil gewürdigt und in Folgendem zusammengefaßt:

> Mit all seiner Rechtschaffenheit, die ohne Flecken war, mit seiner unläugbaren Gewandtheit in Staatsgeschäften, mit seiner, eine Zeit lang unbeschränkten, Herrschaft über die öffentliche Meynung, hat er nur das Andenken eines mittelmäßigen Staatsmannes hinterlassen, für dessen gute Absichten seine Geisteskraft bey weitem nicht stark genug war.

Neckers berühmte Tochter, die Frau von Stael, wird mit einer allerdings nicht überflüssigen Rechtfertigung eingeführt: wegen ihres großen Einflusses auf die Politik gebühre ihr der Eintritt in diesen Kreis. Der Verf. beschäftigt sich indessen weit mehr mit ihren Schriften, welche größtentheils nicht unmittelbar in die Politik einschlagen, und giebt als die vornehmste Richtung und Wirkung jenes Einflusses an:

> Unterhaltung des Hasses gegen Napoleon und Eifer in der Untergrabung seiner Dynastie zu einer Zeit, wo selbst viele Anhänger der Bourbonen sich an den Sieger angeschlossen hatten.

Daß von ihr oder von den geistreichen Leuten, die sich um sie versammelten, irgend etwas gebaut oder gestiftet worden, sagt der Verf. nicht; in der That ist davon nichts zu melden.

Der Artikel: Mirabeau wird mit einer kurzen Darstellung seiner Familien-Verhältnisse, die erst durch die vor kurzem erschienenen Memoiren recht bekannt geworden sind, eingeleitet. Die Zerrüttung seines von Natur keineswegs unedlen Wesens wird durch diese Verhältnisse zwar nicht entschuldigt doch gutentheils erklärt.

> Mehr als sonst irgend einer, selbst mehr als Necker mit seiner Schwäche und Unsterigkeit, trug Mirabeau durch seinen Muth und seine Beredsamkeit zur Umkehrung der alten Monarchie bey. Seine Donnerstimme war es, die in den Hallen, wo die Menge aufgeregter Köpfe versammelt war, die Stille von Jahrhunderten brach. So entschlossen als gewandt, so erfindungsreich als emsig, mit einer großen Rednergabe, die noch größer schien, noch mächtiger wirkte, weil es die erste war, beherrschte er, wie nie ein Anderer, die Versammlungen des Volkes und seiner Vertreter, gewann von dieser Seite ungetheilten Beyfall, unbegränzte Zuneigung, eine unwiderstehliche Macht. Am Ende seiner öffentlichen Laufbahn aber zeigte es sich, daß sein Antrieb auf derselben nichts als Selbstsucht und Eigennutz gewesen war. In einer Zeit, wo die kältesten Gemüther für das gemeine Wohl erglühten, scheint

dieser feurige, zuvor so oft zu Unbesonnenheiten hingerissene Mann, die Leidenschaft, worein er sich versetzte, die Begeisterung, zu der er sich erhob, immer als ein Mittel zu eigensüchtigen Zwecken gebraucht und Berechnungen seines Vortheils zur Aufgabe seines öffentlichen Lebens gemacht zu haben.

Ihm wird Carnot gegenüber gestellt, an dessen Verirrungen wenigstens nichts Unreines war; sodann Lafayette, über dessen bekannte Erklärung, im August 1830, zu Gunsten einer „mit republicanischen Institutionen umgebenen Monarchie," der Verf. anmerkt:

Vielleicht giebt es in der ganzen Staatswissenschaft keinen unzweifelhafteren Satz, als, daß zum Bestehen einer Monarchie die Umgebung derselben mit monarchischen Institutionen unentbehrlich ist.

Ein Weltmann sonder Gleichen, Fürst Talleyrand, ist hier treffender als irgendwo sonst geschildert. Alles, was dem Vorwurfe der Unredlichkeit, der längst an seinem Namen haftet, die Wage halten kann, ist angeführt, ohne daß eine volle Rechtfertigung versucht wird. Nicht genug ist hervorgehoben was ihn von gemeinen Ueberläufern sehr wesentlich unterscheidet: daß er die Machthaber, die er verließ, erst stürzen, und die, zu welchen er sich wandte, erst erheben half. Von ihm, der zum ersten Diener, nicht zu einem Oberhaupte, gemacht war, konnte man, wie von einem major domus, sagen: constituit sibi principem.

Zum Schlusse: Napoleon und — Washington. Der erstere wird als einer der Begabtesten unter den Menschen, als Feldherr, als Regent, als Gesetzgeber, selbst als Redner, hoch gepriesen, empfängt aber zuletzt folgendes Urtheil:

Er war ein Eroberer; er war ein Tyrann. Seinen Ehrgeiz zu befriedigen, seine Herrschbegier zu weiden, die durch keine Eroberung zu sättigen war, trat er die Freyheit nieder, die er hätte auf einen sichern Sitz erheben können. Durch diese Leidenschaften wurde ein, ursprünglich nicht unmildes, Gemüth so zerrüttet und verwüstet, daß menschliches Elend keinen Eindruck mehr darauf machte, Wahrheit, Redlichkeit, Mitleiden, aller Sinn für die Pflichten gegen Gott und Menschen daraus wich.

Dagegen Washington:

Nicht begabt mit glänzenden, die Menge blendenden, Geisteskräften, nicht einmal mit ausgezeichnet schnellem Blicke; in Kenntnissen so beschränkt, daß ihn darin viele mittelmäßig unterrichtete übertrafen; in der bescheidensten Gestalt, mit der anspruchlosesten Ausstattung tritt er auf. Aber er hat ein sicheres, gesundes Urtheil; den gewissen Geist, der keiner Leidenschaft, selbst keiner Empfindung erlaubt, seine Ruhe zu stören; einen starken Verstand, der sich durch alle Hindernisse Bahn zu machen oder sie zu umgehen weiß. Ein von Grund aus gerechter Mann, Herr seiner selbst, nur Grundsätzen folgend, und das unverbrüchlich; so verwahrt gegen eigene, wie gegen fremde Täuschung, so wenig muthlos in den schwierigsten Lagen als übermüthig auf der Höhe des Glücks, — so war dieser große Mann; groß, wie er die ganze Last beynahe hoffnungsloser Feldzüge allein trägt, oder, wie er den Krieg mit dem Erfolge, den sein Muth und sein Verstand errungen, glorreich endet; wie er im Rathe, jeglichem Uebermaße gleich unzugänglich, über zwieträchtige Meynungen gebietet, oder dem schweren Geschäft, eine neue Regierungsform für ein großes Volk zu entwerfen, vorsteht; wie er endlich die oberste Gewalt freywillig und prunklos niederlegt, sobald es nicht mehr nöthig für das Wohl seines Vaterlandes ist, daß er sie behalte.

Auch dieser Band ist mit eilf Bildnissen geschmückt, worunter Talleyrand's sehr wohlgetroffenes nach Desnoyers.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nr. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theodorus Fridericus Freytagius, phil. Dr. literarum Latinarum in universitate Petropolitana professor publ. ord. Russ. imp. a cons. aul. Petropoli typis acad. Lipsiae apud Leop. Vossium. MDCCCXXXVII. 528 u. XVI. Seiten. gr. 8.

Es war ein vieljähriger Wunsch des Ref., die ersten anderthalb Bücher der Ilias zu dem speziellen Zweck erklärt und bearbeitet zu sehen, daß sie dem Schüler zugleich als Einleitung in die Lectüre des ganzen Homer dienen könnten. Denn wie Homer ein Mittelpunct des griechischen Sprachstudiums auf Schulen bleiben muß, so eignet sich unserer Ueberzeugung und Erfahrung nach die Ilias besonders zu der ersten Einführung in den großen Dichter. Ref. weiß wohl, daß viele Lehrer in dieser Hinsicht der Odyssee den Vorzug geben, weil sie menschlicher, milder, häuslicher sey, aber er fürchtet beynahe, dieses Urtheil habe einerley Basis mit jener geographischen Unterrichtsmethode, welche lieber mit der nächsten Umgebung des Schülers, die ihn doch am meisten interessiren müsse, anfängt, als mit fernen fremden Landern. Dieß bey Seite gesetzt meynt nun Referent, gerade diesen Anfang der Ilias, den er selbst von jeher mit ganz besonderem Interesse gelesen und wieder gelesen zu haben sich erinnert, solle jeder Schüler so genau kennen, daß er sich rühmen dürfe, dadurch einen festen Fuß und gleichsam eine Operationsbasis für die Lectüre des ganzen Homer gewonnen zu haben.

Dem Lehrer ist freylich nicht wohl zuzumuthen, diese nämliche Rhapsodie für die alljährlich nachwachsenden tirones auch alljährlich von neuem zu erklären; aber eben deßhalb schien dem Ref. eine Bearbeitung wünschenswerth, welche die Stelle einer solchen Einführung in den Homer vertreten könne.

Die Aufgabe einer solchen Bearbeitung wäre nach unserm Dafürhalten vor allem, dem Schüler lieber zu wenig als zu viel zu geben, und ihn nicht der Gründlichkeit zu Ehren bey dem festzuhalten, was er nicht wissen mag, und was sich, wenn es trockner Art ist und zu den nothwendigen Uebeln gehört, wenigstens durch die viva vox des Lehrers belebt ganz anders ausnimmt als schwarz auf weiß gedruckt. Kurz die Bearbeitung sollte sich auf eigentliche Nachhülfe und Erklarung von Schwierigkeiten, die den Schüler wirklich in dem nothwendigen Verständniß hemmen, beschränken, dagegen sich aller bloß gelegentlichen Belehrungen, so zweckdienlich sie auch an sich und unentbehrlich für das Verständniß des ganzen Homer seyn mögen, streng enthalten.

Zum Theil ist dieser Gedanke des Ref. durch seinen gelehrten Freund, den Hrn. Prof. Nägelsbach in dessen höchst empfehlenswerthen „Anmerkungen zur Ilias Buch I. II. 1—483 Nürnberg 1834“ realisirt; jedoch ist dieses Werk, wie schon die beygegebenen Excurse beurkunden, mehr dem Lehrer für seinen Unterricht, als dem Schüler zum Behuf seines Studiums bestimmt.

Dieß ist noch in höherem Grade der Fall mit der vorliegenden Bearbeitung durch Hrn. Freytag, welche uns mit splendider äußerer Ausstattung von Petersburg aus geboten wird. Sie umfaßt die 2 ersten Bücher vollständig, während Nagelsbach bey

dem Schiffscatalog abgebrochen hat, und erläutert diese 68 Seiten Text mit 453 Seiten Commentar, und dieser Commentar ist mit einer Gelehrsamkeit ausgestattet und zeugt von einer Belesenheit, welcher man die Entfernung des Editors von dem deutschen Bücherwesen durchaus nicht anmerkt, und die alle Bewunderung verdient; denn er kennt auch die neuesten Untersuchungen über Homer und dessen Grammatik und Dialect, und nimmt sogar auf Programme Rücksicht, welche in Deutschland selbst unbeachtet geblieben sind. Schade daß ihm Nägelsbachs Vorarbeit zu spät zugekommen, wie er praef. p. X. bekennt!

Die Erläuterungen erstrecken sich auf alle Theile der Hermeneutik, und haben in der Regel zweckmäßige Auszüge aus den griechischen Commentatoren an der Spitze; zumeist sind sie sprachlich mit gleichmäßiger Rücksicht auf Accentuation, Orthographie, Wortformen und Syntaxis, und weisen durch ihren grammatischen Tact auf die Hermannische Schule hin, aus welcher Hr. Fr. mittel- oder unmittelbar hervorgegangen; aber auch Antiquitäten und Mythologie bleiben nicht unberücksichtigt, nur mit Ignorirung derjenigen Ansichten, welche bey der grammatischen Schule in dem Rufe der Ueberschwänglichkeit und Phantasterey stehen. Freylich ist durch diese Vielseitigkeit das Volumen etwas angeschwollen und hat dieser Weg zu dem Dichter durch eine solche Masse von Noten etwas Ermüdendes und für einen poetischen Leser wohl gar etwas Entsetzendes; und wollte ein Lehrer seinen homerischen Dilettanten, um ihn zu einen gründlichen Leser des Homer zu bilden, alles aufbieten, was ihm Hr. Fr. anbietet, so könnte er gewiß seyn, dem Dichter statt eines wahren Freundes und Verehrers vielmehr einen grimmigen Feind zu erziehen. Denn vieles betrifft minutias minutissimas und enthält Notizen über schwankende Accentuation und ähnliches, die einen nicht-philologischen Leser zur Verzweiflung bringen könnten; und wenn man glauben müßte, diese Ausgabe sey als Schulbuch für die Gelehrtenschulen Rußlands resp. für die Schüler selbst *) bearbeitet, so könnte man den humanistischen Studien dortselbst kein günstiges Prognostikon stellen. Allein Hr. Fr. hatte offenbar bloß den Lehrer im Auge, welcher für sich, weil er ja tausendmal mehr wissen soll als seine Schüler, keine Frage solcher Art verschmähen darf, aber von diesem Vorrath oder Ueberfluß dem Schüler nur geben wird was des Schülers ist.

Ref. giebt zunächst einige Proben der Interpretation des Hrn. Fr. und freut sich ihm in dem Verständniß der schwierigsten Stellen meistens beystimmen zu können.

v. 6. ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα. Passow wird getadelt, daß er dieß durch seitdem nun übersetze; es müsse bereits seitdem gegeben werden. Allein bereits paßt hier durchaus nicht; vielmehr gehört δὴ zu dem Superlativ πρῶτα wie v. 235 ἐπειδὴ πρῶτα. Gewöhnlich steht es freylich nach dem Superlativ wie v. 266. κάρτιστοι δὴ κεῖνοι ἐπιχθονίων τράφεν ἀνδρῶν, aber Beyspiele einer Voranstellung s. bey Hartung Part. Thl. 1. S. 281.

v. 14. στέμματα.. Ἀπόλλωνος wird richtig durch einen Lorbeerkranz erklärt und durch ἱκετήριος κλάδος erläutert.

v. 59. Ueber παλιμπλαγχθέντας tritt Hr. Fr. der richtigen schon alten Ansicht bey, welche es durch ἀπράκτους, unverrichteter Dinge erklärt; nur hätte sie eine etwas weitere Ausführung verdient.

Eben so richtig das gleich darauf folgende εἴ κεν θάνατόν γε φύγοιμεν durch die Worte: Achilles paene desperat de salute; suadet enim Graecis, ut redeant, si modo (vielmehr si forte) sic mortem effugere possint, und dann: Haud scio, an recte sic statuamus εἴ κεν φύγοιμεν multo minorem spei vim significare, quam εἴ κεν φύγωμεν (wie F. Thiersch einst emendiren wollte) et optativum esse quasi dubitativum

*) Die in sehr gutem Latein geschriebene Vorrede enthält freylich einige Aeußerungen, welche darauf hindeuten: p. IX. instructum commentariis unde et superiorum classium discipuli . . eruditione quadam philologa imbuantur; und: Frid. Graefii commendatione effectum est ut hic liber in usus scholarum Russicarum publicis sumptibus impressus prodierit.

modum, conjunctivum autem, ut ita dicam, sperativum. Faßt man den Optativ überhaupt so scharf, wie sichs gehört, als den Modus der Möglichkeit auf, den Conjunctiv aber als den der Nothwendigkeit, so kann über den Unterschied kein Zweifel seyn: εἴ κεν φύγοιμεν oder εἰ φύγοιμεν ἄν wie ἵνα φύγοιμεν ἄν bedeutet: um vielleicht dem Tod zu entfliehen, als nur mögliche Flucht; dagegen εἴ κεν φύγωεν oder ἐὰν φύγωεν wie ἵνα φύγομεν: um dem Tod zu entfliehen, als die natürliche und fast unausbleibliche Folge der Flucht.

v. 77. folgt Hr. Fr. der gewöhnlichen Erklärung von σὺ δὲ σύνθεο καί μοι ὄμοσσον durch nimm es zu Herzen, wie vollständiger Od. XV. 27. σὺ δὲ σύνθεο θυμῷ. Allein sieht man die Stelle genauer an, so ist diese Aufforderung des Kalchas hier ganz bedeutungslos; Achilles hat nichts bey dem, was er hören soll, zu Herzen zu nehmen, als etwa, ob er den verlangten Schwur leisten will; wäre jedoch das gemeynt, so könnte das folgende nicht mit καί angeknüpft seyn; es müßte etwa εἴ μοι ὄμόσσεις heißen. Hier scheint σύνθεο vielmehr zu bedeuten: versprich mir, wie oft bey Herodot, und selbst schon in dem homerischen Substantiv συνθεσίαι. Ein ganz ähnlicher Fall ist VI. 334, wo Paris dem erzürnten Hektor zuruft: τούνεκά τοι ἐρέω, σὺ δὲ σύνθεο καί μεθ ἄκουσον. Denn soll Hektor erst die Rede zu Herzen nehmen und dann hören? Das wäre doch eine gar kindliche Hysterologie. Hier heißt σύνθεο vertrag dich mit mir.

v. 115. οὐ δέμας οὔτε φυὴν· Die Unterscheidung „δέμας statura, Bau, und φυή proprie matura, tum partium corporis proportio et habitus, Wuchs“ ist etwas zu fein für Homer; aufrichtig gesagt wüßte Ref. kaum selbst einen Unterschied zwischen dem Bau und dem Wuchs eines menschlichen Körpers anzugeben. Und doch sind es hier offenbare Gegensätze. Referent meynt nur, δέμας bedeutet den Wuchs oder Bau, dagegen φυή die facies, die Physiognomie, in so fern die φύσις ἀνθρώπου, sein eigentliches inneres Wesen, sich nur im Gesichte ausspricht.

v. 119. heißt es ἐπεὶ οὐδὲἔοικεν. „ἔοικεν id quod πρέπει. Simile Graecorum, qui nunc sunt, ὁμοιάζει et Latinum par est, cujus item duplex significatio.“ Die Bemerkung ist für den Anfänger nicht unzweckmäßig; warum ist aber nicht gleich auch das homerische νηῦς ἐίσῃ, δαὶς ἐΐσῃ verglichen? Aber ist diese Bemerkung des Hrn. Fr. für den Anfänger nützlich, so war daneben eine andere sogar nothwendig, nämlich über die Partikel οὐδέ, welche auf den ersten Anblick für das einfache οὐκ zu stehen scheint; was doch nach den Gesetzen der Grammatik unmöglich ist. Welches nicht nur nicht ist also als Gegensatz zu diesem nicht einmal oder auch nicht hinzuzudenken? Die Antwort ist aus Od. VIII. 358 zu holen, wo es vollständig heißt: ἐπεὶ οὐκ ἔστ' οὐδ' ἐπέοικεν; es ist weder erlaubt noch schön, weder dem positiven Recht noch dem natürlichem Gefühl für Billigkeit und Anstand gemäß.

Zu den richtigen und präcisen Erklärungen zählen wir die von v. 132.

ἦ ἐθέλεις, ὄφρ' αὐτὸς ἐχῃς γέρας, αὐτὰρ ἔμ' αὖτως ἠσθαι δινόμενον

nach Beseitigung der irrigen Ansichten: Imo ὄφρα non pendet ab ἐθέλεις, sed significat interea dum... Quod sequitur αὐτάρ, anacoluthia quadam explicandum est, quasi antea dixisset: ἐθέλεις αὐτὸς μὲν ἔλειν, ἐμὲ δὲ κ. τ. λ.

v. 137. wird mit Recht auf die homerische Sitte, den Nachsatz mit δέ anzuknüpfen, aufmerksam gemacht. Wie Hr. Fr dieses δέ ansieht, spricht er freylich nicht deutlich aus, wenn er es bloß eine particula ut ita dicam apodotica nennt; aber die Verweisung auf Passow und die Vergleichung von autem zeigt, daß er es aus einem weitern Gebrauch von δέ aber ableitet. Ohne Annahme eines Anacoluths ist das jedoch nicht möglich, durch gehäufte Anacolutha aber gewinnt die griechische und namentlich die homerische Sprache gewiß nicht an Schönheit, man müßte denn nach einer etwas veralteten Ansicht das Anacoluth als ein Symbol der kindlichen Sprache ansehen und Homers Naivität in eine solche grata negligentia setzen wollen. Warum sträubt man sich doch so sehr, dieses δέ apodoticum ganz einfach für ein phonetisch abgekürztes δή, syntactisch abgekürztes τότε δή zu fassen? Es entspricht dann vollkommen unserem da. In der homerischen Verbindung von δ' αὖτε ist diese abgekürzte Form δέ für δή längst anerkannt, das pla-

tonische ἦν δ'ἐγώ und ἦ δ'ὅς läßt sich auch nicht anders erklären; warum will man nur im Nachsatz nach einer künstlich syntactischen Erklärung greifen?

Vortrefflich ist v. 170 behandelt

οὐδέ σ' ὀΐω
ἐνθάδ' ἄτιμος ἐὼν ἄφενος καὶ πλοῦτον ἀφύξειν,

und gezeigt, daß σ' jedenfalls der Dativus, mithin der Gedanke ist, wie ihn auch Nägelsbach angiebt: Ich gedenke nicht für dich hier in der Fremde Schätze zu sammeln, wenn man mich so wenig ehrt. Unentschieden ist nur das gelassen, ob man diese elidirte Form von σοί gelten lassen oder lieber οὐδέ σοι οἴω schreiben soll.

v. 173. φεῦγε μάλ', εἴ τοι θυμός ἐπίσσυται soll μάλα immerhin bedeuten, und wird auf Soph. Ant. 322 verweisen, ἀλλ' εὑρεθείη μὲν μάλιστα; allerdings erklärt es daselbst Wer durch sane, durch Nun meinetwegen, findet ihn immerhin! aber willkührlich und unglücklich genug. Der Sinn ist ja offenbar: Vor allem andern wünsche ich, daß der Thäter entdeckt werde; kann das nicht seyn, so wünsche ich als das zweytbeste, dir nicht wieder unter die Augen zu kommen; ganz wie im Phil. 617 οἴοιτο μὲν μάλισθ' ἑκούσιον λαβών. Im Homer steht jenes μάλα statt μάλ' ὦκα, wie so häufig; z. B. auch v. 218. ὅς κε θεοῖς ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ, wo es Hr. Fr. unerklärt läßt. Mehr Stellen hat Ref. in seinem Spec. Lect. Hom. II. p. 8. gesammelt.

Ueber v. 289. in Agamemnons Rede:

πάντων μὲν κρατέειν ἐθέλει, πάντεσσι δ'ἀνάσσειν,
πᾶσι δὲ σημαίνειν, ἃ τιν' οὐ πείσεσθαι ὀΐω

wird die Schreibart ἅτινα mit schlagenden Gründen zurückgewiesen; der homerische Plural von ὅστις sey ἄσσα oder ὅτινα (wie χ, 450), aber dieses Pronomen compositum finde hier überhaupt keinen Platz. Aber auch gegen Wolf polemisirt Hr. Fr., qui in eo falli videtur, quod τιν' οὐ pro οὔτινα dictum putat. Multum scilicet interest, utrum neminem habeat obedientem an aliquos non obedientes. Sehr wahr! Aber beschränkt Hr. Fr. den Begriff von τις von der Universalität auf eine bloße Pluralität, so geht Nägelsbach mit Recht noch weiter und reducirt ihn auf die Individualität des einen Agamemnon; τινα steht mit einer Art Ironie für ἐμέ.

II. 269. ἀλγήσας δ'ἀχρεῖον ἰδὼν ἀπομόρξατο δάκρυ ist fast die einzige Stelle, in deren Behandlung wir den feinen Sinn und Geschmack gänzlich vermissen. Wie war es möglich, daß Herrn Freitag der Gedanke zusagen konnte: ἀλγήσας δὲ ἀπομόρξατο δάκρυ, ἰδὼν ἀχρεῖον (ὃν τὸ δάκρυ). Ref. hält noch jetzt seine Erklärung von ἀχρεῖον als Masculinum für die einzig zulässige: Thersites, der bisher den Helden gespielt hatte, sah nach der erhaltenen Züchtigung aus wie ein imbellis; denn das ist der Begriff von ἀχρεῖος, wenn es, wie oft, den Invaliden bedeutet.

II. 8. wird über βάσκ' ἴθι gesprochen und, wie es scheint, die völlige Tautologie anerkannt. Und doch hätte das richtig verglichene βῆ ῥ' ἴμεν davor warnen, und auf die Differenz hinweisen können; βαίνειν bedeutet das Gehen als Bewegung, als das Schreiten, dagen ἰέναι als das Streben nach einem Ziele.

In der oft besprochenen Stelle II, 303 weicht Hr. Fr. von Wolfs Interpunktion ab und verbindet das schwierige χθιζά τε καὶ πρώιζα mit dem vorhergehenden Κῆρες ἔβαν θανάτοιο φέρουσαι. Ref. hält dieß für richtig, nur vermißt er eine gründlichere Erklärung des χθιζά τε καὶ πρώιζα. Denn wenn man diese Worte als gleichbedeutend mit der spätern Redensart χθὲς καὶ πρώην auffaßt, als gestern und vorgestern d. h. in den letzten Tagen, so ist die von Nägelsbach erhobene Schwierigkeit erheblich oder gar entscheidend, daß nämlich dann indirekt gesagt wäre, vor der Seuche sey niemand gestorben; was undenkbar ist. Aber χθιζά τε καὶ πρώιζα bedeutet vielmehr: sowohl gestern oder in den letzten Schreckenstagen der Pest, als auch schon früher oder in den Jahren zwischen jenem Opfer und der neulichen Seuche. Was nöthigt uns denn πρώιζα für ein Synonymum von πρώην nuper zu halten und nicht vielmehr von πρωΐ mature?

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nr. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theodorus Fridericus Freytagius.

(Schluß.)

Ein nicht unwesentlicher Theil der homerischen Interpretation besteht in der Erklärung der seltenen, oft dem Homer ausschließlich angehörigen, räthselhaften Wörter. Für diese hat Hr. Fr. verhältnißmäßig wenig gethan und sich nicht bey den Resultaten von Buttmanns Lexilogus beruhigt, vielleicht um den Commentar nicht noch mehr anzuschwellen. Allein dieses treffliche Werk ist in Folge der Fortschritte, welche die Sprachforschung gerade auf diesem Gebiete, dem der Etymologie, neuerdings gemacht hat, in vielen einzelnen Partien veraltet. Ref. will einige Beyträge zur richtigeren Worterklärung hier beyfügen.

I, 133. αὖτως ist keine Nebenform von οὕτως, auch kein Adverbium von αὐτός, und seine anerkannte Bedeutung von μάτην ist nicht aus der von ita abzuleiten, sondern αὖτως ist das Adverb von ἄτη, bey Pindar αὐάτη. Das dazu gehörige Adjektiv ist das dorische αὔσιος, kömmt aber bey Homer nur in der reduplicirten Form ἐτώσιος und τηΰσιος vor. Im Latein ist vitium und vielleicht auch otium damit verwandt. Ref. muß die Ausführung dieser vielleicht parador scheinenden Behauptungen für einen andern Ort versparen, weil sie nur im Zusammenhang mit den griechischen Sprachbildungsgesetzen Evidenz gewinnen können.

v. 254. ὦ πόποι ist Hrn. Fr. S. 112 mit Recht eine Interjection, aber warum maxime illa inserviens affirmando? Nirgend steht sie ohne einen Ausdruck des Schmerzes oder der Mißbilligung; natürlich; denn πόποι ist nichts als die Reduplication von pfui! Das Simplex kömmt unter der Form ψό vor.

v. 171. ἄφενος wird wohl stets dunkeln Stammes bleiben. Doch darf sich neben Buttmanns Erklärung aus ἄφθονος wohl eine kühne laut machen: ἄφενος ist von φανερός, φαίνειν gebildet mit dem sogenannten α euphonico, und bedeutet den Ruhm nicht minder als den Reichthum.

Bey ἀΣερίζειν wird zu I. 261 die Construction mit dem Accusativ statt des zu erwartenden Genitivs bemerkt und über die Ableitung von Σερίζειν geurtheilt, sie würde wahrscheinlich seyn, wenn nicht die Composition solcher Verba mit dem a privat. nach Lobeck zu Phryn. p. 569 der grammatischen Analogie widerstritte. Gewiß mit Recht; doch bleibt Hr. Fr. bey diesem negativen Resultat stehen. Ref. erklärt ἀΣερίζω als das Privativum von Σίρω und ἔστιρω foveo, welches auch für Σεραπεύω den Stamm bildet. Das Mittelglied ist ΑΘΕΡΟΣ oder ΑΘΕΡΙΣ wie ἄτιμος zwischen ἀτιμάζειν und τιμή.

Ueber αἷμα ἐρωήσει περὶ δουρί v. 305 finden wir die nur dürftige Notiz παρὰ τὴν ἐρωὴν ἤτοι ὁρμήσει, mit Verweisung auf Buttm. Lexil. I. p. 69. Buttmann versucht daselbst die entgegengesetzten Bedeutungen dieses Wortes heftige Bewegung und Ruhe unter Einen Hut zu bringen, nämlich die der Ruhe durch das Medium der Composita ἐξερωεῖν seitwärts springen und ὑπερωεῖν zurückscheuen aus der ursprünglichen Bedeutung des Fliessens abzuleiten; gewiß sinnreich und für alle, welche der Sprachvergleichung

und der Annahme von Homonymen feind sind, einleuchtend. Uns dagegen scheint ἐρωή, ἐρωεῖν ein Homonymum; an obiger Stelle, wo es offenbar fließen bedeutet, ist es eine Formation von ῥώομαι, ῥεῦσαι; wo es aber die Rast bedeutet, ist ἐρωή identisch mit Ruhe altn. rō ahd. rauuna und verwandt mit ῥᾳδιος, ῥηϊδιος.

v. 517. ὀχθήσας ist nicht sowohl, wie mit Buttmann angenommen wird, eine Nebenform von ἄχθομαι, als eine Formation von ἔχθω, nicht minder regelrecht, als φορέω von φέρω. Geht man noch einen Schritt weiter, so kommt man auf κότος als den einfachen Stamm, wie von ἰχθύς auf κῆτος, catillo.

v. 518. ἐχθοδοπῆσαι. Hr. Fr. referirt nur die Erklärung von Buttmann, der das Wort in die Stämme ἔχθω und οψ auflöst und das δ für eingeschoben wie in ἀλλοδαπός und prodire hält, und die neuere von Lobeck, welchem — δοπησαι eine bedeutungslose Paragoge ist. Ref. stimmt keinem von beyden bey. ἐχθοδοπός (denn dieß Adjectiv muß zur Vermittlung angenommen werden) ist allerdings ein Compositum wie οἰνωπός ꝛc., aber dieses οπος ist nicht an den reinen Stamm, sondern an das ausgebildete Nomen ἔχθος angefügt; in dieser Lautverbindung wird nun aus ἐχθοσοπος fast mit Nothwendigkeit ἐχθοδοπος, eben so wie οὐτιδανός und ῥιγεδανός aus οὐτις-ανός, ῥιγες-ανός entstanden ist. Man könnte fragen: warum demnach nicht ἐχθεδοπῆσαι? Darauf Antwort: wegen des folgenden ο, welches Attraktionsrechte übt.

II. 43. νηγάτεος soll aus νεήγατος entstanden seyn. Aliam etymologiam Doederleinii, heißt es weiter, a νη intensivo (de quo grammaticorum commento Fisch. Well. III. p. 241) et ἄγομαι repetitam recte refutat Passov in voce. Wie lautet diese Refutation? „Dieß verstärkende νη — ist viel zu wenig erwiesen, um mit Sicherheit eine Etymologie darauf zu bauen.“ Ref. hatte νωλεμίως (von οὐλαμός) als Analogie angeführt, was freylich auch noch problematisch seyn mag; aber er meynt, wenn einmal ein α intensivum anerkannt wird, so folgt daraus die Existenz eines νη intensivi von selbst; denn jenes νη und νω ist ja nichts als eine Aphäresis, mithin eine Nebenform des α - oder αν - privativi oder intensivi, wie Passow unter νη - selbst anerkennt und beweist. Daß aber das α intensivum kein Homonymum, sondern nur eine Nebenbedeutung des sg. α privativi sey, glaubt Ref. in seiner Comment. de α intens. wahrscheinlich gemacht zu haben. Ref. hält demnach seine Ansicht noch nicht für widerlegt, daß νηγάτεος das Intensivum des homerischen ἀγάτός oder ἀγητός sey und eben so wie εἶδος ἀγητόν die staunenerregende Schönheit bezeichne.

II. 217. Φολκός bringt Buttmann richtig mit flectere (und falx) zusammen und erklärt es durch schiefbeinig. Er hätte diese höchst wahrscheinliche Vermuthung fast zur Evidenz erheben können, wenn ihm Petron's fulcipedius gegenwärtig gewesen wäre. Dagegen hat das von ihm verglichene valgus buchstäblich nichts mit φολκός zu schaffen.

Wir brechen hier unsere Bemerkungen ab und empfehlen denjenigen Lehrern, welche den Homer als erudite Philologen und nicht bloß als Dolmetscher für ihre Schüler zu studiren wünschen, diese Ausgabe als eine reiche Fundgrube von richtigen Bemerkungen und Nachweisungen. Um sich jedoch durch diese Fülle zu keinem Mißbrauch, zu keiner ἀτοπία in der Schule verführen zu lassen, mögen sie Gottfr. Hermanns vortreffliche praefationes ad Iliadem et ad Odysseam, in welcher er mit der ihm eigenen Klarheit über das Verhältniß einer cursorischen und statarischen Erklärung des Homer sich ausspricht, von Zeit zu Zeit wieder lesen und beherzigen.

L. Döderlein.

Regesta imperii inde ab anno MCCCXIIII usque ad annum MCCCXLVII. Die Urkunden Kaiser Ludwig des Baiern, König Friedrich des Schönen und König Johanns von Böhmen nebst einer Auswahl der Briefe und Bullen der Päpste und anderer Urkunden, welche für die Geschichte Deutschlands von 1314 bis 1347 vorzüglich wichtig sind. In Auszügen. Von Joh. Friedrich Boehmer. Frankfurt am Main bey Siegmund Schmerber. 1839. gr. 4. S. XVI. u. 268.

Hier haben wir also wieder einen Band des großen Regestenwerkes, das Hr. Böhmer begonnen und nun in Verbindung mit Herrn Archivar Chmel in Wien, fortsetzt, und das, wenn beyde, wie bisher, rüstig daran arbeiten, nach Verlauf einiger Jahre vollendet in den Händen der Geschichtsforscher seyn dürfte. Wie sehr gründliche Kenntniß der deutschen Geschichte dadurch gefördert wird, ist so allgemein anerkannt, daß es überflüßig erscheint, weitläufiger davon zu sprechen. Hr. Böhmer hat in dem hier vorliegenden Bande 2599 Regesten von Urkunden, welche Kaiser Ludwig ausgestellt, in der schon bekannten Form geliefert, und hiemit den Beweis abgelegt, daß er eifrig bemüht war, diesem Werke die möglichste Vollständigkeit zu geben. Wer weiß, wie sehr die Urkunden-Abdrücke in den verschiedensten Werken auseinanderliegen, oft in solchen sich finden, deren Inhalt kaum vermuthen läßt, daß Urkunden darin abgedruckt sind, der wird bekennen müssen, daß eine absolute Vollständigkeit nicht erreicht werden kann, zumal nicht von dem Einzelnen; daß demnach auch dem Hrn. Verf. nicht zum besondern Vorwurf gemacht werden kann, wenn er manche übersehen hat. Nachträge werden sich bey Werken dieser Art immer machen lassen, und Ref. zweifelt nicht, daß die Staatsschriften, Dissertationen, Monographien u. dgl. noch eine ziemliche Ausbeute gewähren dürften. Derselbe kann, ohne deßhalb weitläufige Nachforschung angestellt zu haben, folgende Werke angeben, in denen sich hieher gehörige Urkunden oder Regesten befinden, welche dem Hrn. Verf. entgangen sind: Lucii Veron. de successione in jura Cliviae etc. mant. p. 51; Wohlbrück Gesch. des Bisthums Sebus. I. S. 546; Ungrund und Beschämung des Erzst. Salzburg ꝛc. Nr. 1; Gatterer hist. Holzschuh. Nr. 28; Voltz Chr. der Stadt Weissenburg auf dem Nordgau, S. 54. 55; Verhandlungen des histor. Vereins für den Regenkreis III. S. 167, wo 24 Ludwigische Urkunden abgedruckt sind, von denen, wenn Ref. recht verglichen hat, der Verf. nur eine einzige gekannt. So viel möge hinreichen zum Beweise, daß besonders die Monographien zu diesem Zwecke eingesehen werden müssen.

Schon früher ist dem Verf. zum Vorwurfe gemacht worden, daß er auch die in lateinischer Sprache abgefaßten Urkunden in deutscher Sprache regestire, und Ref. kann nicht umhin, diesen Vorwurf zu wiederholen, um so mehr, da derselbe in der Vorrede zu diesem Werke, wo er eine Anweisung giebt, in welcher Form die Regesten überhaupt anzufertigen seyen, behauptet, daß diese durchgehends in der Landessprache abgefaßt werden sollen. Ref. will nicht davon reden, daß auf diese Weise das Colorit der Urkunden gänzlich verwischt wird, da es, wenn sie in Regesten zusammengefaßt werden, mehr oder minder Schaden leidet, sondern an Beyspielen, die sich in diesem Buche selbst finden, das Unstatthafte dieses Verfahrens beleuchten. In der sub Nr. 15 regestirten lateinischen Urkunde finden sich die Worte: merum et mixtum imperium; der Verfasser, der wohl gesehen, daß sich dieselben in deutscher Sprache ohne Umschreibungen nicht geben lassen, hat sich gegen seinen Grundsatz veranlaßt gefunden, sie auch in das übrigens deutsch abgefaßte Regest aufzunehmen. Das Regest Nr. 36 lautet: (K. L.) bestätiget — das privilegium de non evocando. Es dürfte sich nicht gut anlassen, nach Art der zunächst vorausgehenden Jahrhunderte die lateinische und deutsche Sprache durch einander zu mischen, und sich auf diese Weise aus der Verlegenheit zu ziehen, in die man gerathen muß, wenn man das Verfahren des Verf. befolgen wollte. Wenn dieser ferner (Nr. 10) „deci-

ma parte de bonis, petitionibus et actionibus judaeorum" schlechtweg mit „den Zehenden der Juden-Abgaben" übersetzt, so möchte doch in mehr als in einer Beziehung gegen diese Auffassung Zweifel erhoben werden können. Diesen und andern Verlegenheiten, wohl auch Irrthümern wird man entgehen, wenn die Sprache der Urkunden auch in den Regesten beybehalten wird. Zu wünschen dürfte seyn, daß der Herr Verf. den Inhalt der Urkunden vollständiger mittheilen möchte, damit nöthigenfalls die Regesten den Urkunden Abdruck ersetzen; dieß wäre namentlich dann wünschenswerth, wenn die Urkunden von besonderer Erheblichkeit, oder in Werken abgedruckt sind, die wegen ihrer Seltenheit nicht so leicht zugänglich sind, oder wenn zur Zeit noch ungedruckte Urkunden regestirt werden. In dieser Beziehung verdienen Chmels Regesten alle Anerkennung und Nachahmung.

Auch in Bezug auf die Form, den Ausdruck der Regesten kann Ref. nicht immer mit dem H. Verf. einverstanden seyn; denn es will ihn bedünken, daß sie nicht durchgehend mit der gehörigen Bestimmtheit, (einem wesentlichen Erforderniß einer solchen Arbeit) abgefaßt sind. Einige Beyspiele dürften die Ansicht des Ref. rechtfertigen. Nr. 13: „(K. Ludwigs) Versprechungen an den Erzbischof Peter von Mainz wegen seiner (?) Mitwirkung zu Ludwigs (?) Wahl, wie der König (?) ihm das (?) schon vorher körperlich geschworen hat." Ref., der übrigens die Urkunde selbst nicht vor sich hat, würde das Regest so gestellt haben: K. L. bestätiget dem E. P. wegen dessen Mitwirkung zu seiner Wahl die demselben schon vorher körperlich zugeschworenen Versprechungen. Nr. 25: — „welche sie deßhalb kränken möchten." Nr. 17: „(K. L.) bestätiget demselben sämmtliche seinem Vorfahren — ertheilte Privilegien." Gar häufig ist „sein" gebraucht, wo nach den Anforderungen der Sprachrichtigkeit und Bestimmtheit „dessen" oder „desselben" stehen sollte. Ref. macht auf diese Flecken nur darum aufmerksam, weil sie in einem so verdienstlichen Werke, das sonst über allem Tadel steht, unangenehm berühren. Da wo wichtigeres zu rügen wäre, verlohnte es sich nicht der Mühe, auf solche Kleinigkeiten Jagd zu machen.

Besonders verdienstlich wird dieses Werk noch dadurch, daß sich der Verf. nicht allein auf die Urkunden des K. Ludwig beschränkt, sondern in gleicher Weise auch, wenn gleich nicht so vollständig, Regesten der von den Königen Friedrich dem Schönen und Johann von Böhmen ausgestellten Urkunden angefertiget, und außerdem noch Regesten von andern hieher gehörigen Urkunden nach folgenden Rubriken hinzugefügt hat: Päpste (Clemens V; Johann XXII; Benedict XII; Clemens VI); Wahlacten und Reichssachen; Landfrieden und Städtebünde; Herzoge von Bayern und Pfalzgrafen; Herzoge von Oestreich (Oesterreich?); Ungarn; Polen; Frankreich; Eduard III von England. Mit besonderem Fleiße ist die Rubrik „Landfrieden" ausgearbeitet worden, so daß hier nicht viel nachzutragen seyn dürfte. Was die übrigen Rubriken betrifft, so gesteht der Verf. selbst, daß er nicht diejenige Vollständigkeit erstrebt, die sich hätte möglicher Weise erreichen lassen. Aus der Inhaltsanzeige dieses Werkes ergiebt sich, daß der auf dem Umschlag-Bogen sich findende Titel: „Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern und seiner Zeit," keine bloße Zierrath ist wie das sonst gar häufig der Fall; nur möchte er vielleicht nicht sprachrichtig seyn, da Kaiser Ludwig eben so wenig, wie seine Zeit sich werden regestiren lassen. Zum Schluße muß Ref. noch bemerken, daß dieses Werk sowohl durch typographische Eleganz, als durch Correktheit des Druckes sich auszeichnet. Nur einen bedeutenden Druck- oder Schreibfehler hat Ref. aufgefunden; in Nr. 99 nämlich muß statt „Ruprecht" Rudolph gelesen werden.

D. Wittmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philologisch philosophischen Classe am 6. July. d. J.

Herr Professor Spengel hielt Vortrag über die dritte philippische Rede des Demosthenes; wovon das Wesentliche hier im Auszuge mitgetheit wird, die ausführliche Darstellung ist den Denkschriften der K. Akademie vorbehalten.

Wenn die Kritik bey wenigen alten Autoren mit der Sicherheit gehandhabt werden kann, mit welcher wir jetzt die Reden des Demosthenes zu untersuchen vermögen, so verdanken wir dieses vorzüglich der Thätigkeit zweyer ausgezeichneten Männer, des Joh. Jak. Reiske und Immanuel Bekker. Jener hat durch die vollständige und sorgfältige Vergleichung der Manuskripte, welche ihm Münchens und Augsburgs Bibliotheken darboten, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, den Grund zu einer gediegenen Recension des Textes geliefert; die Abweichungen in den Handschriften sind nicht unbedeutend und wenn Reiske den durch Alter wie durch Schriftzeichen hervorragenden Augustanus primus oben an stellte, und in diesem die Worte des Redners mehr als in den übrigen zu erkennen glaubte, so wird wer Gelegenheit hatte, jene Handschrift selbst einzusehen, und deren innern Werth gehörig prüfte, dieses nur billigen; ganz ungegründet sind die jetzt großentheils schon von H. Schäfer beseitigten Beschuldigungen Fr. Aug. Wolf's, der jede Gelegenheit benüste auch darüber den trefflichen Mann zu tadeln. Von besonderem Glücke wurde Immanuel Bekker begünstigt. Unter den 15 von ihm verglichenen Handschriften, von welchen einige so genau mit denen bey Reiske übereinstimmen, daß selbst die Richtigkeit der Collation darnach beurtheilt werden kann, wie z. B. F u. Bavaricus, ebenso k. u. Augustanus primus, findet sich eine Pariser des zehnten Jahrhunderts Σ, welche mit vielen Eigenheiten von den bisher bekannten zumeist sich unterscheidet, und alle Spuren der Aechtheit in sich trägt. Bekker selbst, obschon seine Bearbeitung des Textes sich sehr an diese anschließt und er dadurch ihre Trefflichkeit anerkennt, getraute sich doch nicht, ihr durchaus zu folgen. Wir kennen nun drei Familien der Handschriften des Redners, welche vor den andern unbedeutendern hervorragen:

1) codex Σ.
2) codd. k. s. August. primus.
3) cod. F. Bavaricus.

Nur selten reiht sich eine der übrigen in den einzelnen Reden an Σ, z. B. in der Rede über die Krone Φ und Augustanus secundus, in der dritten philippischen Rede T. Nach Bekker wurde von mehrern an einzelnen Stellen die Wichtigkeit jenes Codex Σ geltend gemacht; daß aber der Text in jener Handschrift durchaus, wenn vielleicht auch hier mit manchen Zusätzen, reiner als in den andern überliefert sey und eine neue Bearbeitung sich ganz nach jenem zu richten habe, scheint noch wenig erkannt zu seyn, tritt aber immer fühlbarer hervor. Baiter hat in den Anmerkungen zu Lykurgus eine bedeutende Anzahl Stellen aus der Rede für den Ktesiphon nach jener Autorität geordnet, und in dieser Art ist der ganze Demosthenes herzustellen; in noch größerem Umfange hat

Doberenz in den Observationes Demosthenicae 1836 gewirkt, der grammatische Eigenheiten, welche in jenem Codex wiederkehren und in den übrigen Handschriften großentheils verwischt sind, zusammengestellt und deren Bedeutung zu erklären gesucht hat.

Obwohl bereits sechzehn Jahre verflossen sind, seit Bekkers Ausgabe bekannt wurde und man dem Codex Σ nicht geringe Aufmerksamkeit gewidmet hat, so ist doch die bedeutendste Erscheinung die jener darbietet, die wichtigste Variante im Demosthenes, unbeachtet geblieben, ich meyne den Zustand der dritten Philippischen Rede. Diese Rede, die zu den vorzüglichsten gerechnet wird, findet sich dort in bedeutend verkürzter Gestalt, es fehlen ganze Sätze und Gedanken, welche in den übrigen Handschriften erhalten sind. Liest man sie aber im Zusammenhange nach Σ, so wird man nichts vermissen, alles steht im besten Einklange, ein Beweis, daß diese Erscheinung nicht ein Werk des Zufalls ist; vielmehr geben manche Zusätze, welche in allen übrigen Handschriften sind, Anstoß und zeigen Blössen, welche ohne jene wichtige Autorität für immer unbemerkt bleiben würden; dagegen sind andere historischer Art, welche nur Demosthenes oder ein Zeitgenoße von ihm geben konnte z. B. §. 58 p. 125 *καὶ γάρ τοι πέμψας Ἱππόνικον ὁ σύμμαχος καὶ φίλος αὐτοῖς Φίλιππος καὶ ἕνους χιλίους, τὰ τείχη περιεῖλε τοῦ πορθμοῦ καὶ τρεῖς κατέστησε τυράννους Ἵππαρχον, Αὐτομέδοντα, Ἰλιτάρχον· καὶ μετὰ ταῦτ' ἐξελήλακεν, ἐκ τῆς χώρας δὶς ἤδη βουλομένους σώζεσθαι.* Damit schließt der Satz in Σ, alle übrigen Handschriften geben noch folgende nähere Erklärung, *τότε μὲν πέμψας τοὺς μετ' Εὐρυλόχου ἕνους, πάλιν δὲ τοὺς μετὰ Παρμενίωνος.* eine Ergänzung, die gewiß kein späterer aus den Geschichtschreibern holen konnte. Von diesen Zusätzen hat man jedoch alle jene abzusondern, welche des Redners ganz unwürdig sind und sich nicht schwer als spätere, großentheils zufällig entstandene Einschiebsel, ankündigen; dahin rechnen wir §. 39. p. 121 *νῦν δ' ἅπανθ' ὥσπερ ἐξ ἀγορᾶς ἐκπέπρατται ταῦτα, ἀντεισῆκται δὲ ἀντὶ τούτων, ὑφ' ὧν ἀπόλωλε καὶ νενόσηκεν ἡ Ἑλλάς. ταῦτα δ' ἐστὶ τί; Ζῆλος εἴ τις εἴληφέ τι, γέλως ἂν ὁμολογῇ, συγγνώμη τοῖς ἐλεγχομένοις, μῖσος ἂν τούτοις τις ἐπιτιμᾷ, τάλλα πάνθ' ὅσα ἐκ τοῦ δωροδοκεῖν ἤρτηται.* Hier ist die Concinnität des dreygliedrigen Satzes

Ζῆλος εἴ τις εἴληφέ τι
γέλως ἂν ὁμολογῇ
μῖσος ἂν τούτοις τις ἐπιτιμᾷ

unerträglich durch die Worte *συγγνώμη τοῖς ἐλεγχομένοις*, welche in der Pariser Handschrift Σ fehlen, aber in allen andern stehen, unterbrochen, auch enthalten diese nichts neues und zeigen eine weit schwächere Wirkung, als das vorausgehende und nachfolgende ausdrückt; die Verräther gestehen selbst von Philippus bestochen zu seyn, und brauchen darum nicht erst mit vielen Beweisen überführt zu werden, *ἐλέγχεσθαι*, man verzeiht ihnen nicht nur, sondern haßt die, welche ihnen Vorwürfe über ihre Verrätherey und Bestechlichkeit machen. Wir glauben demnach, daß mit den Worten *γέλως ἂν ὁμολογῇ*, in enger Verbindung stehen: *μῖσος ἂν τούτοις τις ἐπιτιμᾷ*. Uebrigens versteht Demosthenes ersteres von Philokrates, letzteres wird sich auf ihn selbst und seine erfolglose Klage gegen die Gesandten, *περὶ παραπρεσβείας*, beziehen.

Wie man aber auch über einzelne Stellen urtheilen mag, die große Verschiedenheit der dritten philippischen Rede, wie uns diese einerseits in Σ, der ältesten und anerkannt besten Handschrift, anderseits vermehrt in den übrigen überliefert ist, kann nicht geläugnet werden, und ist um so mehr hervorzuheben, da der innere Zusammenhang mehr für die kürzere als die längere Gestalt desselben spricht. Nachdem dieser Zustand erkannt und das Verhältniß der beiden Rezensionen aufgefunden war, drängte sich die Frage auf, ob die ursprüngliche Form der Rede den Rhetoren und Grammatikern bekannt gewesen, oder ob sich nirgend eine Spur von deren Vorhandenseyn zeigt und jener Codex eine ebenso einzige als auffallende Erscheinung bilde. Hier zeigte sich nun, daß Aristides in seinen zwei Büchern der Rhetorik, in welchen viele Beyspiele aus dieser Rede gezogen sind, diese überall übereinstimmend mit Σ citirt, so daß als unbezweifelt angenommen werden kann, Aristides habe die dritte phil. Rede nur in der Gestalt, in welcher sie die Pariser Handschrift erhalten hat, gekannt; ebenso hat Harpokration oder wer in dessen Lexikon

der Verfasser des Artikels ἄτιμος ist, eine bedeutende Stelle völlig gleichlautend mit Σ, dagegen wird in demselben Lexikon unter δυσωποῦμαι und ὑπαγουσιν ein Gedanke angeführt, welcher jener Recension fehlt, und auch nicht in allen übrigen Handschriften, sondern nur in einigen gefunden wird, sey es, daß letztere zwei Stellen, wie manches andere, von späterer Hand, interpolirt sind, oder wenn von Harpokration, daß die erstere aus einem älteren Buche übertragen ist.

Dadurch ist nachgewiesen, daß im Alterthume beide Recensionen, nur erstere, so viel wir zu urtheilen vermögen, viel weniger verbreitet gewesen; ob aber die Grammatiker und Rhetoren die Verschiedenheit des Textes näher beachtet, und wie sie sich diese erklärt haben, davon ist nirgends eine Andeutung überliefert, man müßte denn glauben, Ulpians Angabe einer ἀρχαία und δημώδης ἔκδοσις habe auch eine Beziehung auf unsere Rede. Wir finden die Zusätze ganz im Geiste des attischen Redners, und halten es für unglaublich, daß sich jemand außer dem Verfasser solche Eingriffe in fremdes Eigenthum erlaubt habe, so daß wir hier ein merkwürdiges Beyspiel einer von Demosthenes selbst umgearbeiteten und vermehrten Rede zu besitzen glauben.

Von dieser Meynung sind wir um so mehr überzeugt, als an zwei Orten sich noch Spuren erhalten haben, welche den Uebergang der ersten zur zweiten Recension deutlich bezeichnen, wornach sich ergiebt, daß die erste Recension die Zusätze ohne die dadurch nöthigen Aenderungen in sich aufgenommen hat und in dieser geblieben ist, was durch anderes ersetzt, hätte getilgt werden sollen. Nach dem Exordium §. 1 — 5 beginnt die erste Recension §. 8. sogleich von der Nothwendigkeit des Krieges gegen Philippus zu sprechen: εἰ μὲν οὖν ἔξεστιν εἰρήνην ἄγειν τῇ πόλει καὶ ἐφ' ἡμῖν ἐστὶ τοῦτο, ἵν' ἐντεῦθεν ἄρξωμαι, φημὶ ἔγωγε ἄγειν ἡμᾶς δεῖν καὶ τὸν ταῦτα λέγοντα γράφειν καὶ πράττειν καὶ μὴ φενακίζειν ἀεί· εἰ δ' ἕτερος κτλ. Ganz passend sind hier die Worte ἵν' ἐντεῦθεν ἄρξωμαι, um von der Einleitung zum Gegenstande der Rede überzugehen. Aber gerade diese Worte werden in der zweyten Recension, (d. h. in allen Handschriften unsrer Σ) durch zwey Paragraphe erklärt, worin nachgewiesen wird, warum der Redner nicht sogleich die Mittel der Abwehr angeben dürfe und zuerst die Nothwendigkeit des Krieges zu beweisen habe. Da nun diese Erklärung mit den Worten schließt: ἐγὼ δὴ τοῦτο πρῶτον ἁπάντων λέγω καὶ διορίζομαι, εἰ ἐφ' ἡμῖν ἐστὶ τὸ βουλεύεσθαι περὶ τοῦ πότερον εἰρήνην ἄγειν ἢ πολεμεῖν δεῖ, welche nichts anderes bedeuten als was die Formel ἵν' ἐντεῦθεν ἄρξωμαι aussagt, so wird letztere die in ersterer Recension unentbehrlich gewesen, in der zweyten nicht nur überflüßig, sondern selbst störend. Wir glauben aus diesem Grunde und aus andern nicht, daß die zwey Paragraphe in Σ nur zufällig durch einen Gleichklang, (§. 6. u. 8 beginnt mit den Worten εἰ μὲν οὖν) ausgefallen sind.

Noch einleuchtender ist die zweite Stelle § 46. Der Redner hebt den Gegensatz der alten thätigen, patriotisch gesinnten, und der unthätigen und gleichgültigen Athener seiner Zeit hervor; jene hätten Verräther des Vaterlandes, die sich vom Feinde bestechen ließen, mit dem Tode bestraft; ganz anders diese: ἐκόλαζον δ' οὕτω καὶ ἐτιμωροῦντο οὓς αἴσθοιντο [δωροδοκοῦντας], ὥστε καὶ στηλίτας ποιεῖν. ἐκ δὲ τούτων εἰκότως τὰ τῶν Ἑλλήνων ἦν τῷ βαρβάρῳ φοβερά, οὐχ ὁ βάρβαρος τοῖς Ἕλλησιν· ἀλλ' οὐ νῦν· οὐ γὰρ οὕτως ἔχει· ὑμεῖς οὔτε πρὸς τὰ τοιαῦτα οὔτε πρὸς τἆλλα, ἀλλὰ πῶς; ἴστε αὐτοί· Τί γὰρ δεῖ περὶ πάντων ὑμῶν κατηγορεῖν; παραπλησίως δὲ καὶ οὐδὲν βέλτιον ὑμῶν ἅπαντες οἱ λοιποὶ Ἕλληνες. διόπερ φημὶ ἔγωγε καὶ σπουδῆς πολλῆς καὶ βουλῆς ἀγαθῆς τὰ παρόντα πράγματα προσδεῖσθαι. τίνος εἵπω; κελεύετε καὶ οὐκ ὀργιεῖσθε; ΕΚ ΤΟΥ ΓΡΑΜΜΑΤΕΙΟΥ ΑΝΑΓΙΓΝΩΣΚΕΙ. Ἔστι τοίνυν τις κ. τ. λ. Sollen diese Worte eine Bedeutung haben, so muß angenommen werden, daß Demosthenes den guten Rath, den er in jener Lage des Staates für besonders nothwendig gehalten, nicht ohne Besorgniß und Furcht seinen Zuhörern zu mißfallen, aus dem Archive geholt und ihnen vorgelesen habe. Nie benimmt sich Demosthenes, wenn er seinen Athenienſern rathen will, schüchtern, und warum sollte er dieses? und wozu hier die συμβουλή? Was der Redner will und anrathet, ist §. 51 — 55 und besonders §. 70 — 73 sorgfältig zusammengestellt, und konnte natürlich nicht aus

dem Archive genommen werden; aus den officiellen Acten konnte nur Geschehenes nachgewiesen, nicht aber der Rath, wie man sich in der Zukunft benehmen soll, ertheilt werden; höchstens konnte vergleichungsweise auf die Vergangenheit Beziehung genommen werden. *) Ganz neuen Aufschluß über diese Stelle verdanken wir der trefflichen Handschrift Σ, und keine Divinationsgabe würde hervorbringen, was jetzt durch handschriftliche Autorität unumstößlich vor Augen liegt; dort ist nur Folgendes geschrieben:

> *ἀλλ' οὐ νῦν· οὐ γὰρ οὕτως ἔχεθ' ὑμεῖς οὔτε πρὸς τὰ τοιαῦτα οὔτε πρὸς τἆλλα, ἀλλὰ πῶς; εἶπω; κελεύετε καὶ οὐκ ὀργιεῖσθε; ΕΚ ΤΟΥ ΓΡΑΜΜΑΤΕΙΟΥ ΑΝΑΓΙΓΝΩΣΚΕΙ. ἔστι τοίνυν τις κτλ.*

die dazwischen liegenden Worte *ἴστε — τίνος* fehlen. Darnach wollte Demosthenes den Athenern aus officiellen Denkmalen faktische Beyspiele ihrer Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit vorlegen; darum fragt er zuerst an, ob er sie auch vorbringen dürfe. Diese Beyspiele müssen schlagend und verletzend genug gewesen seyn, und die Furcht des Redners war nicht unbegründet; denn in der Revision hat Demosthenes diese Anführung ganz übergangen, sie für unnöthig gehalten, weil die Athener selbst es wüßten, und die andern Hellenen um nichts besser daran wären, und sie auf Vorsicht, Thätigkeit und kluges Benehmen verwiesen; die Aenderung der Stelle aber war folgende:

> *ἀλλ' οὐ νῦν· οὐ γὰρ οὕτως ἔχεθ' ὑμεῖς οὔτε πρὸς τὰ τοιαῦτα οὔτε πρὸς τἆλλα, ἀλλὰ πῶς; ἴστε αὐτοί, τί γὰρ δεῖ περὶ πάντων ὑμῶν κατηγορεῖν; παραπλησίως δὲ καὶ οὐδὲν βέλτιον ὑμῶν ἅπαντες οἱ λοιποὶ Ἕλληνες. διόπερ φημὶ ἔγωγε καὶ σπουδῆς πολλῆς καὶ βουλῆς ἀγαθῆς τὰ παρόντα πράγματα προσδεῖσθαι. ἔστι τοίνυν τις κτλ.*

die Worte *εἶπω ... ἀναγιγνώσκει* gehören nur zu der ersten Rezension und waren nach der vorgenommenen Aenderung gänzlich zu tilgen; aber man fügte den neuen Zusatz sogleich an die treffende Stelle, und ließ die Worte der ersten Recension unverändert, welche, jetzt unverständlich, um die Frage einigermaßen zu erklären, durch ein falsch hinzugesetztes *τίνος*, mit den vorhergehenden verbunden werden; denn nur als ein späteres Emblem ist jenes *τίνος* zu betrachten, um eine scheinbare Verbindung anzuknüpfen.

Ist nun dieses unser Urtheil richtig, so folgt, daß sich das Exemplar der ersten Rezension erhalten hat, nicht der zweiten; was in dieser mehr war, wurde an den Rand der ersten geschrieben; was aber dieser sich nicht mehr fügte, wurde nicht gestrichen, sondern blieb (Dank dieser Vorsorge!) wohlerhalten stehen, und so entstand die Mischung von zwei Recensionen. Daraus erklärt sich, wie §. 75 ein späterer Zusatz, weil er an den Rand geschrieben war, an unrechter Stelle eingereiht worden ist: *εἰ δ' ὅ βούλεται ζητῶν ἕκαστος καθεδεῖται, καὶ ὅπως μηδὲν αὐτὸς ποιήσει σκοπῶν, πρῶτον μὲν οὐ μὴ ποθ' εὑρῃ τοὺς ποιήσοντας, ἔπειτα δέδοικα ὅπως μὴ πάνθ' ἅμα ὅσα οὐ βουλόμεθα, ποιεῖν ἡμῖν ἀνάγκη γενήσεται· [εἰ γὰρ ἦσαν, εὕρηντ' ἂν πάλαι ἕνεκά γε τοῦ μηδὲν ἡμᾶς αὐτοὺς ποιεῖν ἐθέλειν· ἀλλ' οὐκ εἰσίν]* die eingeschlossenen Worte, welche in den Handschriften Bekkers F Σ Ω u v fehlen, halten wir gegen Dindorf für Demosthenisch, sie sind aber wie Schäfer und Dobree bemerkt haben, eine Erklärung des ersten Satzes und nach *τοὺς ποιήσοντας* einzusetzen.

*) Diese Schwierigkeit hat der geistreiche und gelehrte Dobree gefühlt, der in seinen Adversaria tom. I. p. 374 nachstehende Bemerkung zu diesen Worten hinterlassen hat:
p. 125, 4 *ὀργιεῖσθε*; ' ' ' (Vide p. 129, 1) Cetera hujus lineae delenda cum MSS.
Dobree glaubte also, durch die Verbindung beider Recensionen verführt, §. 46 mit §. 70 zusammenstellen zu müssen, was unmöglich ist; denn was soll das dazwischen liegende? Hätte er die Wichtigkeit der ihm nicht unbekannten, ja von ihm schon vor Bekkers Ausgabe in seinem Commentare zu Aristophanes gerühmten Σ gewürdigt, so würde er hier und anderswo sich von allzu kühnen Vermuthungen ferne gehalten haben. Doch es sind auch Bemerkungen, die der gelehrte Engländer nur für sich gemacht hat, und gegen deren Veröffentlichung er gewiß, wenn er lebte, zuerst Einspruch thun würde; immer aber zeigen sie von dem bewundernswürdigen Scharfsinn des Mannes, dem, was Gedanke und Zusammenhang fordere, wie keinem anderen einleuchtete.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nr. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

1. Herr Oberbergrath Fuchs zeigt ein Mineral vor, was bey Zwisel im bayerischen Walde vorkommt und mit dem bey Limoges in Frankreich sich findenden phosphorsauren Eisenmangan (Triplit) äußerlich die größte Aehnlichkeit hat, aber in seiner Mischung nicht unbedeutend davon abweicht, indem es nicht nur mehr Eisenoxydul und weniger Manganoxydul, sondern auch nebst Phosphorsäure Fluor, mithin Fluoreisen, enthält, und ähnlich wie der Apatit zusammengesetzt ist.

F. schlägt daher vor, dieses Mineral Eisen-Apatit zu nennen, weil es vermuthlich auch in der Krystallisation mit dem Apatit übereinkommt; was jedoch nicht bestimmt behauptet werden kann, da es sich noch nicht in Krystallen, sondern nur in krystallinischen Massen gefunden hat. Uebrigens ist er der Meynung, daß dieses Mineral, seiner abweichenden Mischung ungeachtet, von dem sogenannten Triplit nicht specifisch verschieden sey, und glaubt, daß Berzelius und Vauquelin, welche diesen analysirten, es mit unreinen oder vielleicht schon etwas verwitterten Exemplaren zu thun hatten.

Der Eisengehalt dieses Minerals wurde nach der schon früher in diesen Blättern ausführlich beschriebenen Methode, nämlich mittelst Kupfer bestimmt. F. kam bey dieser Gelegenheit wieder auf dieses Verfahren zurück, und lieferte dazu einen Nachtrag, wonach von demselben noch mit mehr Vortheil Gebrauch gemacht werden kann. Dieser Vortheil besteht darin, daß, wenn man mit dem Kupfer einen Platindrath in Berührung setzt, der beabsichtigte Zweck auch bey der gewöhnlichen Temperatur in kurzer Zeit erreicht werden kann. Auf diese Weise kann auch der Eisengehalt titanhaltiger Eisenerze mittelst Kupfer bestimmt werden, was beym Siedepuncte nicht wohl möglich ist, weil dabey auch die Titansäure Sauerstoff an das Kupfer abgiebt, und eine karmesinrothe Auflösung von salzsaurem Titanoxyd entsteht.

Zum Schluße wurde noch bemerkt, daß sich dieses Verfahren noch viel weiter ausdehnen läßt und davon nicht nur zur quantativen Bestimmung des Eisens, sondern mehrerer anderer Metalle, als: des Goldes, Silbers, Kupfers, Urans, Molybdäns, Scheels ꝛc. mit Vortheil Gebrauch zu machen seyn wird.

Das Ausführlichere hierüber wird im Journal für praktische Chemie bekannt gemacht werden.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen in der alten Welt, mit besonderer Rücksicht auf die Floren-Reiche.

In Afrika bleiben uns, nach der Schilderung der nördlichen Florenreiche, noch fünf andere übrig: XII. das von Guinea; XIII. das vom Caffern-

lande; XIV. das vom Cap der guten Hoffnung; XV. das von Melinde, und XVI. das von Madagaskar und den dazu gehörigen Inseln.

Diese ausgedehnten Gebiete sind, mit Ausnahme des Caps der guten Hoffnung, zur Zeit noch sehr wenig bereist, und das Innere ist, in botanischer, wie in geographischer Beziehung, eine wahre Terra incognita. Man kann daher gegenwärtig nur ein sehr unvollständiges Bild von der Vegetation jener Landstriche geben, wenn schon gerade über die Palmen, die in den bis jetzt bereisten Gebieten vorkommen, nicht unvollständige Nachrichten vorliegen, weil diese Gewächse von größter Bedeutung im Haushalt der Einwohner sind und daher die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gelenkt haben.

XII. Das Florenreich von Guinea, Imperium Florae guineensis. Ich habe dieses Florengebiet der westlichen Küstenländer gegen Nord und Süd willkührlich begränzt, indem ich es auf 10 Grade nördlich und südlich von der Linie bestimmte. Gegen Osten habe ich es aber gänzlich ohne scharfe Gränzen gelassen, da es unmöglich ist, aus den wenigen bisher bekannt gewordenen Thatsachen sichre Combinationen für die Pflanzengeographie abzuleiten. Gegen Norden stößt es an die Sahara; es ist aber bis jetzt noch gar keine Beobachtung über den Uebergang oder die gegenseitige Begränzung dieser Florenreiche gemacht worden. Ebenso wie die Gränzen, sind auch die Charaktere im Innern des guineischen Reiches nur in unvollkommenen Zügen anzugeben. Bey genauerer Bekanntschaft mit der dortigen Vegetation finden sich vielleicht Bestimmungsgründe, um aus dem einzigen zwey oder mehrere besondere Reiche der Flora zu bilden. Die Länder nördlich und südlich von der Linie, welche gewöhnlich als Ober- (Nord-) und Nieder (Süd-) Guinea unterschieden werden, dürften, namentlich im Innern, bedeutend verschiedene Floren aufweisen. Ich schließe dieß besonders aus dem doppelten Umstande, daß man überhaupt gerade unter dem Aequator die Gränzen jedes Florenreiches enger gezogen findet, und daß die Aequinoctial-Gegenden Brasiliens eine eigenthümliche Verwandtschaft ihrer Vegetation mit der des gegenüberliegenden afrikanischen Continentes darstellen. Je näher man aber in Brasilien von Süden her dem Aequator kommt, desto auffallender unterscheidet sich die Flora von der des südlicher gelegenen Landes. Ebenso möchte also die guineische Flora in einer gewissen Entfernung nördlich und südlich vom Aequator einen eigenthümlichen Charakter tragen, welcher von dem des unmittelbar unter der Linie gelegenen Landes wenigstens in vielen Hauptbeziehungen verschieden ist.

Zur Zeit sind nur wenige Küstenpuncte botanisch untersucht worden, und der bösartige, ja mörderische Einfluß des Klima, welchem die meisten Botaniker, die sich hieher gewagt, unterlegen sind, erhöht die Verdienstlichkeit der wenigen schriftlichen Nachrichten und Sammlungen, die man zur Zeit über dieß Gebiet benützen kann.

Nördlich von der Linie sind vorzüglich die folgenden Puncte botanisch, mehr oder minder genau untersucht worden. 1. Sierra Leone, wo Afzelius und Smeathmann botanisirten. Durch beide sind Sammlungen nach Europa gekommen, und die des ersteren Botanikers sind von ihm selbst, *) die die von Smeathmann, welche im Herbarium von Sir J. Banks aufbewahrt werden, sind von R. Brown bearbeitet worden. Ueberdieß enthält namentlich Winterbottoms Reisebeschreibung manche interessante botanische Notiz. 2. Auf Cap Castle (oder Cabo Corso der Portugiesen) sammelten die englischen Botaniker Braß und Hove, deren Entdeckungen im Herbarium Sir J. Banks durch R. Brown bestimmt worden sind. 3. Die Gegend um die dänischen Faktoreyen an der Gold- und Sklavenküste haben in Isert, O. Haaslund Smith und Thonning fleißige und genaue Untersucher gefunden. Die Landschaften, wo diese drey Botaniker arbeiteten, werden Ga oder Akra, Adampi, Aguapim, Quaohu (Kuahu), Volta Krepeh und Fida (Whydah)

*) Adam Afzelius Genera plant. guineensium. Upsal. 1804. 4.

Remedia guineensia Collect. 1 — 10. 1813 — 1817.

Stirpium in Guinea medicinalium species novae. ibid 1818 und 1829 4.

genannt. Die von Isert, von dem dort verstorbenen Hoslund Smith und von Thonning zusammengebrachten Materialien, welche durch die schriftlichen Notizen des Letztgenannten an Werth wesentlich gewonnen haben, sind im Allgemeinen von Hornemann *) bekannt gemacht worden, und eine ausführlichere Arbeit über dieselben Materialien hat Schumacher **) begonnen. Ueber die Reiche von Dware und Benin giebt Palisot de Beauvais' „Flora" jener Gegend einige Anhaltspunkte. Zur Pflanzengeographie südlich von der Linie in dem sogenannten Nieder- oder Süd-Guinea liefert die treffliche Abhandlung R. Browns, über die Materialien, welche auf der unglücklichen Expedition des Cap. Tuckey auf dem Zaire-Strom durch Christ. Smith und den Gärtner Lockhardt gesammelt worden sind, bis jetzt die einzige Grundlage. Das Reich Congo ward zwar schon früher von Cavazzi, Carli, Merolla, Zucchelli bereist und beschrieben, und die Schriften dieser fleißigen Missionarien aus dem Capuciner-Orden, sowie Proyart's Buch über die Reisen Bellegardes und andere Berichte von Handelsleuten enthalten manche einzelne schätzbare Nachrichten; doch beziehen diese sich fast ausschließlich auf die Nutzpflanzen, da eine wissenschaftliche Pflanzenkenntniß jenen Reisenden abgieng.

Die physikalische Beschaffenheit des Landes in diesem großen Gebiete scheint sehr verschieden, weßhalb sich auch eine große Mannichfaltigkeit der Vegetation erwarten läßt. Ein großer Theil der Küste ist mit Mangrove-Waldung, von einer Rhizophora, die sowohl von den asiatischen als von den amerikanischen verschieden ist, von Cassipourea congensis, Avicennia tomentosa (oder africana Pal. Beauv.) und Conocarpus erecta bedeckt, und weiter landeinwärts stellt der gesellige, längs der Küste weit verbreitete Pandanus Candelabrum in Gegenden, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, gleichsam einen Uebergang von der Seeufer Vegetation zu der des Continentes dar. Diese Pflanzenform des Pandanus, welche in den östlichen Tropengegenden so häufig ist, in Amerika aber gänzlich fehlt, und daselbst gewissermassen durch die verwandten Bildungen von Phytelephas, Salmia und Cyclanthus repräsentirt wird, hat hier ihre Westgrenze auf der Erde. Ihre Nordwestgrenze fällt, nach Dr. Brunner, an den obern Gambia, wo ebenfalls Pandanus Candelabrum erscheint. Die sich unmittelbar anschließenden Landstriche sind sandig und sehr heiß. Sie sind pflanzenarm, oder werden von einer niedrigen Waldvegetation oder von einzeln stehenden Kräutern bedeckt, unter welchen viele, die auch in Senegambien vorkommen, wie manche Arten von Acacia, von denen auch hier noch Gummi gewonnen wird. Auch der Baobab und das verwandte Bombax pentandrum gehören beyden Floren-Gebieten an,

In dem Reiche Benin erstreckt sich das Flachland tief landeinwärts. Hieher gehört auch das mit zahllosen Kanälen und Abzugsgräben durchschnittene Delta des Nigerstromes. Der feuchte Alluvialboden, welchen dicke, ungesunde Dünste überlagern, nährt eine saftige, dichte Waldvegetation. Die Aequatorialsonne und die jährlich eintretenden Ueberfluthungen verleihen dieser Waldung den Charakter von Wildheit und überschwenglicher Ueppigkeit. Das Land erhebt sich sehr langsam ansteigend. Etwa 30 Meilen von der Küste zeigen sich Reihen von Hügeln, aber keine hohen Gebirge. Der Boden ist sandig und darunter röthlicher Lehm. Südlich und nördlich von dieser weiten Bucht des Flachlandes stehen die Gebirgszüge dem Meere näher. An der Sklaven- und Gold-Küste und im Lande der Aschantis erhebt sich das Land hinter dem erwähnten, sandigen und trocknen Küstenstriche, oder wohl auch unmittelbar vom Meere aus, zu Hügeln und Bergen, welche oft eine sehr beträchtliche Höhe erreichen, und in enge Schluchten und Felsenthäler ausgefurcht sind. Die Stürme (Harmattans) aus N. und N. O. sind hier seltener als in den nördlich davon gelegenen Gegenden. Sie sind trocken und nur selten unmittelbar von Regen gefolgt. Die Regenzeit beginnt im Mai.

Aguapim hat Berge, welche aber nicht einmal die subalpinische Region erreichen, sondern bis

*) S. Hornemann Prolusio de indole plantarum guineensium, Havn. 1819. und im Auszuge in R. Browns vermischten Schriften, deutsch herausgegeben von Nees v. Esenbeck. I. p. 172 ff.

**) In den K. Danske Vidensk. naturv. ag math. Afhanl. III. 1828. et IV. 1829.

zum Gipfel mit Palmen bewachsen sind. Ga und das westliche Adampi aber, Volta Krepeh und Fida sind flach und niedrig. Die gebirgigen Theile des Landes sind von weit ausgedehnten, dichten Wäldern beschattet, und die Vegetation ist überhaupt in höheren Lagen üppig und kräftig, in den Niederungen aber, die die Seewinde treffen, schwächer. Im Innern des Landes verschwindet die Küstenvegetation fast gänzlich. Isert hat im Lande der Aschantis kaum mehr als 20 Küstenpflanzen wiedergefunden. Die Temperatur in diesen Gegenden ist nach Angabe der dänischen Botaniker, bei Tag im Schatten 22 — 27° R. in der Sonne bis 42° R.; am Morgen ist sie 19 — 21° R. am Abend 20 — 23° R. Der Volta-Fluß überschwemmmt seine Umgegend im Monate September. Auch einige große Seen kommen in diesem Gebiete vor. *)

In Sierra Leone (8° 30′ n. Br.) steigt das Land schon näher am Meere steil in die Höhe. Es erhebt sich oft zu Bergen, die mit Waldung bedeckt sind. Die mittlere Jahrestemperatur ist nach Winterbottoms Beobachtungen 27, 24° C.; die tiefste Monatstemperatur fällt mit 25, 6° C. in den September, die höchste mit 29, 2° in März und April. Die Regen fangen hier, nach Matthews, mit Ende May an, dauern durch Juni und July, beginnen dann wieder im Oktober und dauern bis Ende Novembers. Weiter gegen N. O. aber, auf der hohen Terrasse von Tembo, befindet man sich in einem felsigen, trockenen, kühlen, zum Theil gut angebauten Lande, das wenige Wälder, aber ausgedehnte Bergweiden und ansehnliche Viehzucht besitzt. Die kühlen Nächte und starken Temperaturwechsel schließen eine eigentliche Tropenvegetation aus; wogegen hier alle Pflanzen der subtropischen Zone: Reis, Baumwolle, die Agrumen u. s. w. recht gut gedeihen. Nordwärts und Nordostwärts von diesem Hochlande, in dem Lande der Mandingos, scheint die Vegetation minder üppig, trockener, eiförmiger. Wälder werden seltener, Gebüsch und Gestrüpp decken in größerer Ausdehnung die Hochebenen und den Fuß der Berge, deren obere Region entweder kahl und felsig, oder mit Gras überwachsen ist.

Nieder- oder Süd-Guinea scheint sich in seinen klimatischen Verhältnißen so wesentlich von Nord-Guinea zu unterscheiden, daß schon in dieser Beziehung eine bedeutende Verschiedenheit der Vegetation erklärlich wäre, namentlich im Innern, denn die Küstenstriche der tropischen Länder haben im Allgemeinen vieles miteinander gemein. Der Frühling fällt dort in den September und Oktober, in welcher Zeit die Felder zum erstenmale bestellt werden. (Die zweyte Aussaat geschieht im Januar, und die zweyte Ernte fällt in den Monat May.) Es regnet, mehr oder weniger, bis in den April; die europäischen Sommermonate sind dort sehr trocken und heiß.

In Congo unterscheiden die Einwohner sechs Jahreszeiten, deren erste sie in die Monate September und Oktober setzen. Man nennt jene Zeit dort die kleine Regenzeit oder Tempo de Trovoadas. Ihr folgen die trocknen Stürme (Harmattan), welche vom December bis Ende Januar zu dauern pflegen. Im Januar stehen die Fluren im schönsten Grün. Im März fängt die zweyte Regenzeit an, welche bis Ende May dauert. Von nun an bis in den September pflegt es nicht mehr zu regnen. Während der Regenmonate herrschen Nord-West-, während der trocknen Monate Süd- und Südost-Winde. *) Die Küste ist größtentheils eben und sandig; das Innere nicht selten bergig.

*) Nees v. Esenbeck in Anmerkung zu R. Brown vermischte Schriften, I. S. 173. Man vergl. über die Witterungsverhältnisse auf der Sclavenküste Iserts Anhang meteorologischer Beobachtungen. Die stärkste von Isert beobachtete Hitze = 91° F. fällt auf den 20 Febr., am Rio Volta; die größte Erniedrigung der Temperatur = 69° F. ward am 12. Juli auf den Bergen von Aguapim bemerkt. Der Barometer zeigte fast, ohne Unterschied 29, 5 Zoll engl. Maas. In sechs Monaten ward nur 1/10 Zoll Differenz bemerkt.

*) Ueber das Klima von Congo vergl. Cavazzi istorica Descrittione de'tre regni Congo, Matamba et Angola, Milano 1690, 4°. p. 20. Zucchelli Missions- und Reisebeschreibung aus dem Italien. Frankf. a. M. 1715. S. 162.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nr. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das große Land von Congo ist uns nur längs dem Verlaufe des Zaire-Stroms durch des unglücklichen Capt. Tuckey Expedition aufgeschlossen worden. An der Küste und an den Ufern des untersten Stromverlaufes kommt die Vegetation mit der von Benin und von Sierra Leone, vermöge der Anwesenheit gewisser charakteristischer Formen, überein. Die zugerundeten Höhengipfel des, aus Glimmerschiefer bestehenden, Gebirges sind meistentheils nackt, oder nur begrast. Hohe Baume sind selten; nur die Palmen (Elaeis guineensis und Raphia vinifera) und Adansonien (in Südguinea Alicondo oder Bondo genannt) sieht man in Gruppen. Neben diesen Gewächsen werden Bombax pentandrum, Sterculia acuminata, die Musanga, eine merkwürdige afrikanische Gattung aus der Familie der Artocarpeae, die ebenfalls ausschließlich afrikanische Gattung Anthocleista als bezeichnende Glieder in dem untersten Stromreviere angegeben. Weiter landeinwärts am Strome, und östlich von den Katarakten, wo Thon- und Sienitgebirg, und noch östlicher Kalkformation auftritt, wandelt sich die Vegetation wesentlich ab. Ein größerer Wechsel von Arten, und längs den Ufern schöne, immergrüne, tropische Pflanzenformen machen sich mehr und mehr geltend, und scheinen dieser mediterranen Vegetation einen höchst eigenthümlichen Charakter zu verleihen.

Die Landschaften südlich vom Congo-Fluß sind noch von keinem Botaniker betreten worden. Einige portugiesische Sklavenhändler, die von S. Felippe de Benguela aus landeinwärts, weit nach Osten vorgedrungen sind, und welche ich auszufragen Gelegenheit gehabt habe, kamen in ihren Berichten darin überein, daß jenseits der ersten, sehr steilen Gebirgszüge, welche längs der Küste hinlaufen, das Land sich zu einer beträchtlichen Höhe in ausgedehnte Hochebenen und Gebirge erhebe, und daß es dort mit einer ungemein üppigen, das ganze Jahr hindurch grünen Flur-Vegetation, und in den muldenförmigen Thälern mit dichter Waldung bedeckt sey. Die dürre Küste, einen großen Theil des Jahres hindurch von pestilenzialisch riechenden Ostwinden beherrscht, ist den europäischen Ansiedlern im höchsten Grade feindlich, so zwar, daß keine Europäerin dort die Leibesfrucht ausgetragen haben soll. Aber auf jenen Höhen herrscht ein eben so gesundes, als angenehmes Klima, und die Ansiedler, welche auch Viehzucht treiben, sollen einer längs der Küste ganz ungewöhnlichen Gesundheit genießen, die sich auch in dem kräftigen Incarnat des Antlitzes „einer Schinkenfarbe" wie man sie mir nannte, bemerklich macht. —

Faßt man die aus dem großen Gebiete von Guinea bekannt gewordenen Pflanzen unter allgemeine Gesichtspuncte zusammen, so scheinen hier drey Kategorien festzustellen. Die Pflanzen sind nämlich, 1) rücksichtlich der Gattungscharaktere eigenthümlich und wesentlich afrikanisch, oder 2) sie gehören, mit mehr oder weniger kosmopolitischer

Verbreitung, auch andern Continenten zwischen den Tropen an; oder 3) sie sind die Repräsentanten entsprechender Arten in Amerika und Asien.

Von den eigentlich afrikanischen Gattungen ist auch jetzt schon eine verhältnißmäßig bedeutende Menge bekannt geworden, woraus sich die Vermuthung ableiten läßt, daß die genauere Erforschung des Landes noch sehr viele, ebenfalls eigenthümliche Bildungen kennen lehren, und der Formenkreis ächt afrikanischer Gattungen an Reichthum und Bedeutsamkeit sich dem des tropischen Amerika's und Asiens gleichstellen werde. Ich nenne als Beyspiele vom eigenthümlichen Typus der guineischen Flora: Spathodea, Ormocarpus, Cryphospermum, Omphalocarpus, Ventenatia, die drey neuen Gattungen aus der Familie der Tiliaceae, deren R. Brown mit der Bemerkung erwähnt, daß sie in einigen Beziehungen an die Ordnung der Chlenaceen von Madagaskar erinnern, Sarcocephalus, die schon früher genannte, zwischen den beyden amerikanischen Gattungen Cecropia und Cussapoa in der Mitte stehende, Artocarpeen-Gattung, welche die Einwohner Musanga nennen, den damit verwandten Myrianthus, Smeathmannia und Napoleonea oder Belvisia, wahrscheinlich Typen zweyer eigenthümlicher Ordnungen, — ferner aus der Familie der Caesalpinieen den Red-Water-Tree von Sierra Leone, Erythrophleum und Afzelia, Anthonota, Codarium, Baphia nitida, das sogenannte Cam-Wood, welches als Farbeholz ausgeführt wird *), die Lippenblume Hoslundia, die beyden Rubiaceen Oxyanthus und Cuviera, sowie die Gattung aus den Apocyneen, mit eßbarer Frucht, der Cream-fruit-Baum der Engländer, ein Verwandter von Cerbera, (dieser Baum scheint ganz vorzüglich zur Charakteristik der afrikanischen Continentalflora beyzutragen,) — und endlich die Gattung Anthocleista. Diese Gattungen haben ein sehr selbstständiges, eigenthümliches Gepräge, und es ist schwer zu sagen, ob sie sich mehr an die in Amerika, oder in Asien herrschenden Typen anschließen. Sie enthalten wesentliche Momente der in Afrika ausgeprägten Bildungsrichtungen. Bezeichnend für die guineische Vegetation ist auch der Mangel gewisser tropischer Ordnungen. Als solche, die dort gar nicht, oder nur selten repräsentirt sind, erscheinen nach R. Browns Bericht **) die Cycadeae, Piperaceae ***), Begoniaceae, Laurineae, Passiflorae, Myrsineae, Magnoliaceae, Guttiferae, Hesperideae, Cedreleae und Meliaceae. Von den kosmopolitischen Tropenpflanzen, die dem guineischen Florenreiche mit Asien und Amerika gemeinschaftlich zukommen, hat R. Brown ****) 22 Arten aufgeführt. Vielleicht ließe sich diese Zahl noch beträchtlich vermehren, wie denn auch noch Eriodendrum anfractuosum, Cyperus polystachyus, C. distans, Hyptis suaveolens, H. pectinata, Philoxerus vermicularis, Paspalus Kora, vaginatus und ciliatus u. a. hieher zu rechnen seyn möchten.

Dieser Receptivität für gewisse tropische Gewächse entspricht auch die Leichtigkeit, womit fast alle Nutzpflanzen der heißen Länder in Guinea cultivirt werden. R. Brown hat bey seiner vortrefflichen Untersuchung über das Vaterland der in Congo angebauten Nutzpflanzen ****) die Bemerkung gemacht, daß es auffalle, wie die meisten der im tropischen Afrika gebauten Gewächse aus Asien oder Amerika eingeführt scheinen. Bey der geringen Zahl von Pflanzen, deren Anbau nachweislich unter den Negern getrieben wurde, ehe Europäer dorthin kamen, wird es erklärlich, wie diese oft zum Hunger verurtheilte Race ebenfalls Anthropo-

*) Hr. Dr. Brunner vermuthet, die Baphia schon am Salumfluße gesehen zu haben.

*) Vermischte Schriften I. S. 289.

**) Es wäre zu untersuchen, ob die Schlingpflanze Inquelfo bey Cavazzi p. 51. Nr. 92., deren Samen den Pfeffer an Geruch und Geschmack übertreffen sollen, nicht eine Piperacea wäre. Wahrscheinlich ist dieß diejenige Pfefferart, welche in einem der ältesten portugiesischen Berichte als Pimenta de cauda angeführt und mit den Cubeben verglichen wird. Sie soll aber bey weitem schärfer seyn, als irgend eine andere Pfefferart und ihre Ausfuhr aus Afrika von dem portugiesischen Gouvernement verboten worden seyn, um den ostindischen Pfeffer nicht zu entwerthen. S. Noticias para a Historia e Geographia das Nações ultramarinas etc. Lisb. II. p. 87.

***) Vermischte Schriften I. S. 319.

****) Am angeführten Orte S. 301.

phagen gewesen seyen, was einige der ältesten Reisenden anführen. Ich erlaube mir über diesen merkwürdigen Umstand noch Einiges beyzubringen, was bey einer künftig auszuführenden Geschichte der wichtigsten Nutzpflanzen vielleicht einige Berücksichtigung verdienen möchte. Bemerkungen dieser Art stehen nämlich in Beziehung zu der Urgeschichte der afrikanischen und amerikanischen Menschheit. Als ursprünglich afrikanisch ist ohne Zweifel anzusehen: Sorghum vulgare, der Milho pequeno der Portugiesen, Melca oder Alcandia der Spanier, die Durra der Araber, Mahan der Sclavenküste, Massingó oder Massangó der Neger von Congo, welche überall in Afrika in vielerley Sorten gebaut wird. Dieses Gewächs ist, des großen Verkehrs zwischen Guinea und Brasilien ungeachtet, doch in letzteres Land nicht eingeführt worden; ich habe seinen Anbau nirgends daselbst wahrgenommen. Verwandte Arten derselben Gattung, vielleicht insgesammt als afrikanisch zu betrachten, sind ferner: Sorghum Caffrorum, saccharatum (Holcus Dochna Forsk.) halepense und bicolor. Ueberdieß ist Pennisetum typhoideum Del. (Holcus spicatus L.), der Painço negro der Portugiesen, Panizo negro oder de Daymiel der Spanier, eine Getreideart, welche in mehreren Gegenden von Westafrika angebaut wird. Die Neger vom Senegal machen vorzüglich daraus ihren Kuskus. Genauere Untersuchungen müssen erst ausweisen, ob sie ursprünglich afrikanisch oder asiatisch sey. *)

Von Nahrungspflanzen scheint ferner in diesem Gebiete die Colocasia Antiquorum, eben so gut, als in Aegypten, einheimisch zu seyn. Sie wird jetzt zugleich mit mehreren anderen eßbaren Araceen, welche an der Goldküste Kako heißen, angebaut. Einige von diesen sind einheimisch, andere vielleicht aus Amerika eingeführt worden. **) Die kleine Baumwollenstaude (Gossypium herbaceum), welche ebenfalls schon von den alten Aegyptiern benützt wurde, darf nicht geradezu als eine in Guinea ursprünglich fremde Pflanze angesehen werden. Uebrigens sind jetzt wohl auch andere strauchartige Baumwollenarten daselbst eingeführt worden.

Von den beyden Arten der Musa, der Banana (M. sapientum) und der Paradiesfeige (M. paradisiaca) wird angenommen, daß sie ursprünglich in Ostindien einheimisch, und so wie nach Amerika, auch nach Guinea durch den Menschen eingeführt worden seyen. *) In Beziehung hierauf ist es aber nicht ohne Bedeutung, daß die letztere von beyden Arten bey sehr vielen Völkern auf dem Continente der neuen Welt unter dem amerikanischen Namen der Pacoba oder Bocoba bekannt ist, und daß sie bey der Entdeckung Brasiliens durch die Portugiesen hier ohne Zweifel schon vorgefunden wurde. **) Das Wort Pacoba ward von den Portugiesen mit der Endung Eira versehen = Pacobeira d. i. Pacoba-Pflanze. ***) Der Name Banana ist nach Clusius ****) ursprünglich guineisch. Die Portugiesen haben ihn ebenfalls mit Portugiesischer Endung — Bananeira — in ihre Sprache aufgenommen, und unterscheiden jetzt die Banana da Terra, d. h. die inländische, von der Banana de S. Thomé, welche nach den angeführten Noticias do Brasil p. 158 aus der Ilha de S. Thomé,

*) Mehrere Nutzpflanzen aus Congo, deren Cavazzi S. 21 Nr. 51. erwähnt, sind mir noch apokryphisch, wie Luvo, N'cassa, N'canza, Cangululu.

**) In einer der ältesten portugiesischen Nachrichten von der Insel S. Thomé werden 4 Arten von Araceae (Inhame) als in Afrika kultivirt angegeben. Inhame Chicoreiro, die von den Handelsschiffen als Seeprovision eingenommen wird, Inhame de Benim, de Manicongo und amarella. Noticias para a Histor. e Geogr. das Naç. ultramarinas etc. II. p. 98.

*) Oviedo, der sie Platanos nennt (Libr. VIII. c. 1.) sagt ausdrücklich, daß sie auf den Inseln nicht einheimisch gewesen.

**) „Pacoba de huma fruta natural desta terra“: Noticia do Brazil p. 157.

***) So thun derselben schon Lery. Voy. edit. 1600. p. 209. u. Thevet France antarct. ed. 1558. p. 61. c. ic. Erwähnung. Jener nennt die Frucht Paco, dieser Pacona. Das Wort Bacco, unter welchem, nach Isert a. a. O. S. 171, auf der Goldküste Musa sapientum verstanden wird, ist wahrscheinlich davon abzuleiten.

****) Exot. p. 229. — Nach Cavazzi p. 28. heißt die Banane in Congo: Maongis oder Macobecco.

im guineiſchen Meerbuſen, nach Bahia ſoll gebracht worden ſeyn. Von Bataten (Batatas edulis Chois. und verwandten Arten, Convolvulus Batatas L.) werden gegenwärtig viele Sorten in Guinea angebaut. *) Uebrigens hat die engliſche Expedition auf dem Zaire-Strome dort keine Bataten bemerkt, und die Bataten heißen bei den Einwohnern in Loango und Congo Bala N'putu d. i. fremde Wurzel. **) Obgleich ferner die Küſten Guineas von den Portugieſen lange genug vor der Entdeckung von Amerika bekannt waren, brachte doch Colon die Knollen von dieſen Pflanzen zuerſt als eine Merkwürdigkeit mit nach Spanien. ***) Alles dieß macht es wahrſcheinlich, daß ſie in Guinea nicht einheimiſch waren, ſondern aus Braſilien durch die Portugieſen, welche mit Sclaven handelten, dorthin eingeführt wurden. Auf den antilliſchen Inſeln hießen dieſe Knollengewächſe Ajes oder Axis****), und (die ſüßere, beſſere Qualität) Batatas; in Mexiko, Camotes oder Amotes †) aus dem mexikaniſchen Worte Camotli. Gegenwärtig werden ſie im ſüdlichen Spanien in vielen Sorten angebaut, und die Meynung, daß ſie urſprünglich amerikaniſch ſeyen, erleidet keine Anfechtung. ††)

*) Cavazzi (S. 50.) nennt die von ihm (nicht kenntlich genug) abgebildete Art einheimiſch in Congo.

**) Proyart S. 17. Cavazzi S. 50. Nr. 86.

***) Lopez de Gomara Historia de las Indias. Edit. 1554. p. 27. b.

****) Petrus Martyr Ocean. Dec. I. V. Edit. Colon. 1574. p. 205. Oviedo Coronica de los Ind. L. VII. c 5. — Benzoni Novi Orb. Hist. Lib. I. c. 27.

†) Herrera Histor. de las Indias. Dec. I. L. 5. c. 5. edit. 1730. p. 131. A. Nach Ramon de la Sagra Histor. de Cuba p. 547. heißt jetzt die ſüße Batate auf Cuba Boniato; aber bei Oviedo a. a. O. L. 7. c. 2. p. 75. wäre dies der Name für die ſüße, nicht giftige Yuca oder Manihot-Wurzel (Manihot Aypi Pohl.) geweſen, von welcher er bemerkt, daß ſie auf dem Feſtlande Amerikas einheimiſch, und wahrſcheinlich von dort nach den Inſeln gebracht worden ſey.

††) Agricultura general de Herrera, edit. 1818. III. p. 229.

Als urſprünglich in Congo einheimiſch betrachtet R. Brown ferner eine Art bitterer Yams-Wurzel (Dioscorea). Dieſe Pflanzengattung, deren Arten noch nicht genügend botaniſch beſtimmt ſind, iſt wahrſcheinlich über die Tropenländer aller Welttheile verbreitet, und gewährt überall eßbare Wurzeln. In Braſilien, wo man ſie Cará nennt, finden ſich mehrere Arten wild; cultivirt aber wird vorzüglich die gemeine, oſtindiſche Dioscorea sativa.*)

Die Erdbohne oder Erdpiſtazie (Arachis hypogaea), in Loango Pindá genannt **), wird von manchen Schriftſtellern als eine urſprünglich afrikaniſche Pflanze betrachtet, auch iſt in Braſilien die Meynung ziemlich verbreitet, daß ſie durch die Neger ins Land gebracht worden ſey. R. Brown läßt es ***) zweifelhaft, ob ſie in China oder Cochinchina, in welchen Ländern ſie ebenfalls angebaut wird, einheimiſch ſey. Ich erlaube mir rückſichtlich dieſer merkwürdigen Pflanze mehrere Stellen beyzubringen, vermöge welcher ſie als eine, wenn auch nicht urſprünglich amerikaniſche Pflanze, doch als eine ſolche betrachtet werden könnte, die ſchon in einer vorgeſchichtlichen Zeit in Amerika angebaut worden iſt. Die älteſten Zeugniße von Schriftſtellern über die Pflanzen in Weſtindien und Braſilien ſprechen ſchon von ihr, und nehmen ſie als eine von den Indianern gebaute Nutzpflanze an.

*) In Aguapim iſt die Wurzel der Yams vom Juli bis December das vorzüglichſte Gemüs der Einwohner. Iſert. S. 288.

**) A. a. O. S. 399.

***) Und wahrſcheinlich die Neuban Zamputo bei Cavazzi a. a. O. S. 22. Nr. 51.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nr. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Oviedo *) (a. D. 1535.) nennt sie Mani und bemerkt, daß sie in den Gärten der Indianer sehr gemein sey. Sie heißt in Cuba auch jetzt noch Mani, **) und Inchic bei den Indianern in Peru. ***) In Brasilien scheint sie ebenfalls vor den Conquista vorhanden gewesen zu seyn. Der bisher unbekannte Verfasser der Noticia do Brasil, welche im Jahre 1589 zu Madrid dem damaligen Minister Christoptão de Moura dedicirt wurden, als welchen neuerlich Hr. Fr. A. Varnhagen *) einen gewissen Gabriel Soares de Souza von Lissabon ermittelt hat, beschreibt die Frucht so, daß sie nicht zu verkennen ist, unter dem Namen Amendão (d. i. große Mandel), und fügt ausdrücklich hinzu, daß man sie nur in Brasilien kenne. **) Der gegenwärtige Name der Arachis hypogaea in Brasilien ist Mandubi oder Mandobi. ***) Dieses Wort scheint aus Mani und ubi oder oba zusammengesetzt, wie viele andere Pflanzen-Namen

*) Coronica de las Indias, 1547. Lib. VII. c. 5. folio 10 74. b. Otra fructa tienen los Indios en esta Ysla espannola, que se dize Mani; la qual ellos siembran y cozen y les muy ordinaria planta en sus huertas.

**) Ramon de la Sagra Historia economico-politica y statistica de la Isla de Cuba. 1851 p. 347.

***) Garcilaso de la Vega Comment. Reales I. Lib. VIII. c. 10. edit. 1725. p. 278. b. Dieser Schriftsteller fügt ausdrücklich bey, daß die Spanier die Pflanze Mani nennen, was der Name auf den Islas de Barlovento sey, da sie überhaupt die peruanischen Nutzpflanzen mit den westindischen Namen bezeichneten. Da nun die Indianer einen eigenen Namen dafür haben, so geht hieraus mit Gewißheit hervor, daß sie dieses Gewächs nicht erst durch die Spanier erhalten haben. Vergl. Monardes bei Clus. exot. p. 345.

*) Reflexões criticas sobre o Escripto impresso com o titulo de Noticia do Brasil, in Collecção de Noticias para a Historia e Geografia das Nações ultramarinas, que vivem nos Dominios portuguezes. Lisboa. Vol. V No. 2, p. 7. (Cazal in seiner Corografia brazilica, I. p. 42. nennt als vermeintlichen Verfasser jener sehr schätzbaren Nachrichten einen Francisco de Cunha.)

**) He cousa, que se não sabe haver, senão no Brazil. Notic. do Braz. c. 47., in Notic. ultramarinas Vol. III. 1825. p. 155.

***) Nach der Aeußerung Piso's (Hist. nat. Bras. edit. 1658. p. 2[illegible]) möchte es scheinen, als hätte man in Brasilien unter dem Namen Mandubi die Arachis hypogaea von Mandobi, der Voandzeia subterranea, unterschieden und R. Brown ist dieser Angabe gefolgt, da er (a. a. O. S. 311.) die letztere Pflanze mit dem Namen Mandobi aufführt. Ich muß übrigens bemerken, daß ich beide Worte ohne Unterschied habe anführen hören, sowie, daß ich nur Arachis, nie aber Voandzeia, in Brasilien gesehen habe, wahrscheinlich deßhalb, weil man sie, als weniger ergiebig, nicht cultiviren wollte. Uebrigens scheint auch Lery die Arachis hypogaea unter Manobi verstanden zu haben. (Vergl. Voyage ed. 4. 1600. p. 222.; deßgleichen Dobrizhofer de Abiponibus I. p. 467.)

gleicher Endung, *) welche „Kraut“ oder „Pflanze“ bedeutet, ein Umstand, der die Vermuthung erweckt, daß das Gewächs durch die Caraiben-Stämme, welche sich längs der Ostküste Südamerikas in großer Ausdehnung niedergelassen haben, daselbst von Westindien her eingeführt worden sey. Diese Zusammenstellung leitet auf keine Weise zu der von R. Brown angedeuteten Möglichkeit, daß die Pflanze aus China stamme. Uebrigens muß allerdings in Beziehung auf die asiatische Abstammung der Arachis geltend gemacht werden, daß sie in Indien häufig gebaut wird, und daß sie in den dortigen Sprachen besondere Namen hat. So heißt sie im Dekan Bhuimung, in der Maratten-Sprache Bhuimunga. Sie wird dort im Juni und Juli gesäet und im October geerntet. **) Sollte sich endlich die von Sprengel geäußerte Vermuthung bestätigen, daß das οὐίγγον des Theophrast ***) die Arachis hypogaea sey, und nicht am Ende noch ein specifischer Unterschied zwischen der Erdnuß der alten und neuen Welt aufgefunden werden, ****) so hätten wir hier eines jener merkwürdigen Beyspiele, daß eine Nutzpflanze in der vorhistorischen Zeit über beide Welthälften verbreitet gewesen wäre.

Dagegen dürfte nicht zu bezweifeln seyn, daß die Voandzeia subterranea, wahrscheinlich die Incuba in Congo, durch ganz Südguinea einheimisch. Sie wird fast überall angebaut. —

Die Zahl der ursprünglich in Guinea einheimischen Nutzpflanzen reducirt sich also nach den vorausgeschickten Erörterungen auf sehr wenige Arten. Dagegen hat das Land viele aus Asien und Amerika empfangen.

Aus Asien sind ohne Zweifel nach Guinea eingeführt worden: der Reis, das Zuckerrohr *), der Tamarindenbaum, die Arten der Gattung Citrus, wahrscheinlich auch die Wassermelone und andere Cucurbitaceen und die Cajan-Bohne, Cajanus edulis (auch Pois d'Angole, Ambrevade, Angfuti) von den Negern Voandá und in Brasilien Andú genannt.

Amerika hat diesen Ländern geliefert: das türkische Korn (Zea Mays **), die Guajave (Psidium pyriferum und pomiferum), den spanischen Pfeffer (Capsicum), den Tabak (Nicotiana Tabacum) und mehrere Arten von Araceen, deren knollige Stengel in den englischen Colonien Edder, Edda, oder Eddoes, in Brasilien Tayá genannt werden. Caladium macrorrhizum, esculentum, sagittifolium (in Cuba Malanga genannt), u. Poecile, welche in Brasilien und auf den portugiesischen Inseln angebaut werden, sind, wenn ich den mündlichen Nachrichten eines Guineafahrers trauen darf, insgesammt auch in Guinea im Anbau. Ferner gehören hieher die Anona squamosa und reticulata. Die wohlschmeckende Frucht dieser Bäume ist von St. Domingo und Cuba aus, wo die kleinere (Anona squamosa L.) bey den Eingebornen Anón ***) hieß

*) Wie z. B. Paja maria - oba (Cassia occidentalis Taj - oba (Caladium Paecile Schott und andere verwandte Arten) Pati - oba, die jungen Blätter von Diplothemium caudescens.

**) Royal asiat. Society of Great Britain and Ireland; proceedings of the Committee of Commerce and Agriculture. 1838. p. 63. 65.

***) Hist. plant. I., 1. 7. Sprengels Uebersetzung und Erläuterung II. S. 17.

****) Loureiro Flor. Cochinch. p. 430 unterscheidet Arachis africana von seiner A. asiatica durch glatte Blätter, ungeschlitzte Blattohren und Hülsen mit höchstens drey Samen. Die brasilianische Form kommt mehr mit A. africana Lour. überein.

*) Pigafetta, edit. Bry Descr. regni Congani p. 4.

**) In Congo wird der Mais Massàm-putu, d. i. von den Ausländern (Portugiesen) eingeführtes Korn genannt. Cavazzi p. 21. De Bry Ind. orient. pars VI. p. 69.

***) Die größere (Anona reticulata) heißt dort Guanabano. Der Guanabanus Scaligeri Exerc. in Clus. exot. p. 251. gehört nicht hieher. Es ist Adansonia Baobab. Diese besten Arten von Anona, deren Fleisch von den ältern spanischen Schriftstellern mit dem Gericht Blanc-manger verglichen wird, sind in Süd-Brasilien nicht einheimisch, ebenso wenig als die Cherimolia (A. Humboldtii und Cherimolia, welche wahrscheinlich im heißen Mexiko und Peru zu Hause sind). Der in Brasilien gebräuchliche Name „Atta“ erscheint auch in Mexiko (vrgl. Ahate de Panucha, Ate panicensis, Hernand., Rechius p. 348.); sonst ist der Name für die in Brasilien häufige Gattung Anona „Araticum.“

und noch heißt, sehr frühzeitig nach Indien, Brasilien und von da nach Afrika gebracht worden. *) Deßgleichen ist der Kürbißbaum, Carica papaya (auf Hayti und den übrigen westindischen Inseln Papaya, in Brasilien Mamão genannt **), aus der neuen Welt nach Guinea eingeführt, wo die Neger den Baum Lalof, die Frucht Bolo nennen sollen. ***) Endlich dürfen wohl ohne allen Zweifel auch die giftige Yuca (Manihot utilissima Pohl.) und die süße (M. Aypi Pohl.) als amerikanische Gewächse betrachtet werden, welche Guinea in Folge des Sclavenhandels von den Portugiesen erhalten hat. ****) Die ersten Schriftsteller über die Entdeckung kommen alle darin überein, daß die Kuchen aus der zerriebenen und durch Auspressen und Trocknen ihres giftigen Stoffes beraubten Maniokwurzel das wesentlichste vegetabilische Nahrungsmittel der amerikanischen Ureinwohner waren. †) Bey Petrus Martyr finden wir sogar eine Mythe rücksichtlich der Entdeckung der nahrhaften Eigenschaften der Wurzel; daß nämlich einer ihrer Zauberer (Boiti) sie zuerst an einem Flusse wildwachsend gefunden, gepflanzt und entdeckt habe, daß das Gift in dem Safte enthalten sey, aber durch Auspressen und Trocknen vertilgt werden könne. *) Nach so entscheidenden Zeugnissen, ist es allerdings auffallend, daß Raynal die Meynung aufgestellt hat, die Mandiocawurzel sey afrikanischen Ursprungs. **)

Der Weinstock, welcher von den Portugiesen eingeführt worden, soll südlich vom Flusse Zaire gut fortkommen. ***) In der Nähe von St. Paulo

*) Frutа de Conde der portugiesischen Einwanderer in Guinea, wie in Brasilien. Cavazzi p. 29. Zuchelli Missionsbeschr. p. 152. Ich habe sie am Amazonas (verwildert?) gefunden.

**) Ramon de la Sagra, Historia de la Isla de Cuba p. 349. Noticia do Brazil. p. 159. Die letztere Nachricht giebt an, daß Carica Papaya die eigentl. Mamão der Portugiesen (welche den Namen nach der Aehnlichkeit der Frucht mit einer Weiberbrust gegeben haben sollen, vrgl. Rochefort Histoire nat. et morale des Antilles. 1658 p. 50) aus Pernambuco nach Bahia gekommen sey. Die andere Art, mit länglichten Früchten Jaracatiá oder Sacaritiá (Carica pyriformis u. citriformis Jacq. fil.) findet sich in den Urwäldern des tropischen Brasiliens fast überall. Jacquin nennt Guinea ihr Vaterland; sie ist aber wohl ohne Zweifel aus Brasilien dahin gebracht worden.

***) Provart p. 251.

****) Cavazzi I. p. 445 giebt an, daß die Portugiesen die Pflanze nach Congo gebracht hätten.

†) Vrgl. Petrus Martyr. Ocean. Dec. III. L. V. p. 262. 263. edit. 1744. Oviedo L. VII. c. 2. p. 73. Lop. de Gomara Hist. de los. Ind. edit. 1554. p. 43. Benzon. Hist. nov. Orb. I. c. 27. edit. 1578. p. 121. Noticia do Brazil p. 141 — 48. Lery c. 9. — Oviedo bemerkt ausdrücklich, daß die wilde Art ursprünglich nicht auf den Inseln einheimisch gewesen, sondern vom Festlande dahin verpflanzt worden sey. Der in dem spanischen America übliche Name Yuca gehört der Haitisprache an, so wie Cagabi und Xauxau das daraus bereitete Mehl und die Kuchen. In der Tupisprache und deren Dialect, der Guarani, heißt Mandy die Mandiocapflanze, Mandioca die Wurzel des Gewächses, Carimá das Mehl, Tapioca das Satzmehl, Beijú oder Mbeijá (in der Galibi Sprache Meiu) die daraus bereiteten Kuchen.

*) Petrus Martyr a. a. O. Dec. III. L. 9. p. 301.

**) Cavazzi istor. Descritt. (1690) erwähnt ausdrücklich, daß die Mandioca aus Brasilien oder aus St. Thomé nach Congo eingeführt worden sey. Auch finde ich bey Sloane (Jamaica II. p. 132.) eine Stelle, die geradezu ausspricht, daß die Mandioca-Pflanze zuerst von den Portugiesen nach der Insel de St. Thomé eingeführt worden sey, und daselbst den Anbau der als minder nahrhaft erfundenen Bataten verdrängt habe. Doch habe ich die Stelle, wo der Gewährsmann Roelsius (bey Clus. stirp. rarior.?) angeführt wird, nicht auffinden können. Was Clusius (Plant. rar. Hist L. IV. p. LXXIX.) von einer rübenartigen Wurzel auf St. Thomé schreibt, scheint sich vielmehr auf eine Batate zu beziehen.

***) Cavazzi S. 30. Nr. 89. Provart Geschichte von Congo p. 29. 94. Relation historique de l'Ethiopie etc. traduit de l'italien du P. Cavazzi etc. par Labat. Par. 1732. 5. V. Auf der capverdischen Insel Brava wächst, nach Dr. Brunner, eine rothe, dichtsitzende Augusttraube, woraus die Einwohner, welche von der Weinbereitung nichts verstehen, einen sehr schlechten, sauren Wein keltern.

de Loanda bringt weder der Feigenbaum noch die Rebe reife Früchte. *)

Ich kehre von dieser Abschweifung zu dem unmittelbaren Gegenstande meiner Untersuchung zurück. — In die dritte Klasse der guineischen Pflanzen können solche gestellt werden, welche Gattungen angehören, die auch in Asien und Amerika vorkommen. Nur die geringste Zahl von diesen sind Arten, welche dem einen oder andern Welttheile zugleich mit Guinea eigen sind; die meisten sind von den Verwandten derselben Gattungen in Asien und Amerika verschieden. R. Brown **) zählt 17 Arten auf, die in Guinea und Ostindien, 13 Arten, die in Guinea und Amerika zugleich vorkommen. Er bemerkt ferner, ***) daß die guineische Flora mit der ostindischen nicht nur in den (numerischen) Verhältnissen mancher ihrer Hauptfamilien oder in dem, was man das Tropenverhältniß an sich nennen könnte, sondern auch, bis auf einen gewissen Grad in den (Zahlenverhältnissen der) ausgedehnten Gattungen, die zu mehreren dieser Familien gehören, harmonire. Mit der Vegetation des tropischen Amerika dagegen steht die von Guinea, nach dem genannten Schriftsteller in weit geringerer Verwandtschaft. Doch kommen einige Gattungen (Elaeis, Rivina, Telanthera, d. i. die Alternantherae pentandrae) Alchornea, Blechum, Schwenkia, Hyptis, Vandellia, Anona, Banisteria, Paullinia, Vismia, Conocarpus, Legnotis, Chailletia), welche bisher weder in Ostindien noch in Neuholland bemerkt worden sind, in diesem Theile Afrika's und in Amerika gemeinschaftlich vor, und man findet überhaupt in dem Herbarium Chr. Smiths von Congo einige dreyßig Arten, die zugleich auch auf den gegenüber liegenden Küsten Brasiliens und der Guianae einheimisch sind. Was die Verwandtschaft der guineischen Flora mit den übrigen von Afrika betrifft, so erwähnt R. Brown, daß sie vorzüglich zu der Flora von Madagaskar und den Maskarenhas-Inseln hervortrete; aber sehr geringe sey zu denen von Aegypten, von Abyssinien und vom Kap der guten Hoffnung. Von Gattungen, welche in Guinea repräsentirt sind, und zugleich auch in Asien und Amerika erscheinen, führe ich als bezeichnend die folgenden auf: Eugenia, Cnestis, Stylosanthes, Acacia, Mimosa, Salacia, Hippocratea, Gomphia, Sterculia, Malva, Sida, Hibiscus, Paritium, Urena, Corchorus, Cleome, Jpomea, Lantana, Lippia, Hyptis, Ocymum (wovon 10 Arten aus Guinea bekannt sind), Gardenia, Morinda, Psychotria, Hedyotis, Spermacoce, Tabernaemontana, Hydrolea, Scaevola, Heteranthera, Aneilema, Commelina, Isolepis, Rhynchospora.

Es ist anzunehmen, daß gewisse Arten dieser genannten und anderer, ebenso in den drey Welttheilen vorkommenden Gattungen vermöge ihrer ausgedehnten Verbreitung, des numerischen Verhältnißes von Individuen, in welchen sie erscheinen, und des Nutzens, welchen sie für die Bevölkerung haben, vorzugsweise geeignet seyen, die guineische Flora zu charakterisiren; noch sind wir aber zu wenig mit den vegetabilischen Schätzen jener so schwer zugänglichen Länder bekannt, um sie zu einem bezeichnenden Bilde zu vereinigen. Als eine besonders merkwürdige Pflanze dieser Kategorie nenne ich die Sterculia acuminata, welche an der Küste von Sierra Leone bis Benguela Cola *) genannt und von den Einwohnern sehr hochgeschätzt wird. Die roth und schwarz gefärbten Samen dieses Baumes haben die eigenthümliche Wirksamkeit, daß sie, wenn gekaut, dem darauf zu trinkenden Wasser, oder auch vielen Speisen einen angenehmen, süßlichen Geschmack verleihen.

*) Zuchelli Relazione p. 110. Phil. Pigafetta edit. Bry Descr. regni Congani p. 2. Auf der Ilha de Sanct Thomé soll der Weinstock wie der Feigenbaum jährlich zweymal, im Januar, Februar und im August und September Früchte tragen. Noticias para a Hist. e Geogr. das Naç. ultramarinas. II. 103.

**) a. a. O. S. 320. 321.

***) a. a. O. S. 318.

*) Mit portugiesischer Endung heißt der Baum Coleira oder Colleira. So nennt ihn Cavazzi a. a. O. p. 25. Nr. 60.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nr. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Sie stehen deßhalb bey jenen Völkern, welche häufig nur ein sehr schlechtes Trinkwasser besitzen, in großem Ansehen, und dienten, besonders in früherer Zeit, zugleich mit den Kauris, ebenso wie die Cacao-Bohnen in Mexico, statt der Münze. Auch gegenwärtig werden sie noch als ein Handelsartikel ausgeführt. Dr. Brunner fand sie auf dem Markte zu St. Mary Bathurst am Gambia. Man konnte, wie mehrere der älteren Reisebeschreiber berichteten, von den dortigen, Sklavenhandel treibenden Häuptlingen für eine nicht eben beträchtliche Anzahl von solchen Cola-Samen ein — Weib einhandeln. Auch pflegen sie die Neger bei Mangel an Nahrungsmitteln schon am Morgen nüchtern zu kauen, um sich damit die Sensation des Hungers zu vertreiben, ebenso wie dieß in Peru und am Amazonen-Strome mit dem Coca-Blatte geschieht. *) Hier muß auch des Baumes Erwähnung geschehen, welcher in Congo Tavilla genannt wird **) und das guineische Rothholz liefert, (wahrscheinlich Pterocarpus santalinoides l'Herit.)

*) Dieser Same der Sterculia acuminata ist ohne Zweifel der fructus Coles des Clusius Exot. L. III. c. 7. p. 65."

**) Pigafetta edit. Bry p. 11.

Zu den Gattungen, welche in Guinea und in Asien vorkommen, aber in Amerika fehlen, gehört das Würzschilf, Amomum, wovon vier Arten, die Mutterpflanzen der sogenannten Malaguetta-Körner oder die Grana Paradisi bekannt sind. Diese Arten heißen im Lande 1. Mabubo, deren Kapsel groß, länglicht, und von schwach aromatischem, angenehmem Geruche ist; 2. Massa — oba (Amomum latifolium Afz.), die Frucht kleiner als die vorige, mit säuerlichem Fleische; 3. Massa — amquona, die Kapsel stark, eckicht; 4. Tassan, der wahre Malaguett-Pfeffer des Landes, als dessen Mutterpflanze Afzelius Amomum granum Paradisi, von dem Linneischen verschieden, annimmt. Asiatisch und guineisch ist ferner die Gattung Unona, wovon eine Art, U. aethiopica, das sonst officinelle Piper aethiopicum liefert; dann Tristemma, eine schöne Gattung aus der Ordnung der Melastomaceen, die in Asien so artenreiche Tiliaceen-Gattung Grewia, Bridelia, Quisqualis, Porana und Clerodendron, wovon drey Arten aufgeführt werden.

Amerikanische Gattungen, welche in Asien nicht erscheinen, wohl aber in Guinea, sind: Anona (A. senegalensis), *) vielleicht auch Xylopia (wenn X. undulata Pal. oder Unona DC. zu dieser Gattung wirklich gehören sollte). Rücksichtlich ihrer aromatisch scharfen Früchte entsprechen diese Gewächse den brasilianischen Xylopien (X. sericea, grandiflora u. a.), ferner: Guatteria, Parinarium, der in Amerika und Westindien an sandigen Küsten so häufige Icaco-Baum, Chrysobalanus Icaco, welcher auch hier in ähnlichen Localitäten erscheint, und die Gattung Alsodea, ein Baum aus der

*) Anona senegalensis ist von Dr. Brunner auch auf S. Yago als drey bis vier Fuß hoher Strauch beobachtet worden.

Familie der Veilchen, von welcher Gattung zahlreiche Repräsentanten in Brasilien beobachtet worden sind.

Diese Angaben mögen fürs Erste hinreichen, um ein, wenn schon sehr unvollständiges, Bild von der Flora des guineischen Reiches zu entwerfen. Ich wende mich jetzt zur Darstellung der Palmen, die bis jetzt in Guinea bekannt geworden sind. Es sind ihrer sieben: Phoenix spinosa, Elaeis guineensis, Hyphaene thebaica, Borassus Aethiopum, Raphia vinifera, Calamus secundiflorus und Cocos nucifera. Von diesen Palmenarten gehören wohl nur zwey ausschließlich dem guineischen Florenreiche zu; Raphia vinifera und Calamus secundiflorus. Elaeis guineensis, Phoenix spinosa und Borassus Aethiopum finden sich auch in dem südwestlichen Theile des afrikanischen Wüstenreiches; Hyphaene thebaica gehört nicht bloß diesem, sondern auch dem ägyptisch-syrischen und dem arabischen Florenreiche an, und Cocos nucifera ist ein kosmopolitischer Bewohner der meisten Küstenländer zwischen den Wendekreisen.

Die wichtigste Palme dieses Florenreiches ist die Oelpalme (Elaeis guineensis), in den meisten Kustengegenden von Guinea Maba genannt. Zwar gehört diese Art, wie erwähnt, auch dem nördlichen Florengebiete der Sahara, in dessen südwestlichem Winkel, d. h. in Senegambien an; aber ihre stärkere Verbreitung und Bedeutsamkeit als gesellige und Nutzpflanze, hat sie in Guinea, und zwar fällt ihre stärkste Verbreitung unter den fünften nördlichen Breitengrad. Dieß ist also ihre Hauptparallele. Von dieser aus erstreckt sie sich bis zum grünen Vorgebirge und nach Süden (gemäß der Notizen, welche mir ein Sklavenhändler von Benguela gegeben hat) bis nach Benguela (Moßamedes) also vom 15° n. Br. bis zum 15° s. Br. Ob sie auf den Inseln des Meerbusens von Guinea ursprünglich einheimisch sey, läßt sich gegenwärtig schwer bestimmen. Auf die Ilha de S. Thomé, welche die Portugiesen bey der ersten Entdeckung von einer dichten Waldung bedeckt fanden, ist sie, nach einer der ältesten portugiesischen Nachrichten, von dem Festlande aus gebracht worden. *)

*) Noticias sobre a Histor. e Geografia das Naç. ultramar. Lisb. II. p. 100.

In dieser großen Ausdehnung scheint sie fast überall, bald mehr, bald minder häufig vorzukommen, selten einzeln, gewöhnlich aber gesellig wachsend. Sie liebt besonders feuchten Grund, und ist darum am häufigsten an den Ufern der Küstenflüße. Uebrigens gedeiht sie nicht bloß im ebenen Flachlande der Küste, sondern geht auch eine beträchtliche Strecke landeinwärts; doch wird sie hier allmählig niedriger und minder fruchtbar. In den waldigen, feuchten Ebenen an der Küste kommt sie ausschließlich als wilder Baum vor; im Innern wird sie hie und da, besonders von den besser gebildeten, und statt des Sclavenhandels mit Ackerbau beschäftigten Negerstämmen auch angebaut. Ihre Blüthezeit fällt in den September, Oktober, und December, also in die dortige sogenannte kleine Regenzeit. Die Fruchtreife fällt in die vier ersten Monate des Jahres.

Beym grünen Vorgebirge hat Adanson und neuerlich Dr. Brunner ganze Hochwälder der Oelpalme gesehen. Doch ist sie hier noch nicht so häufig, daß man einen beträchtlichen Handel mit dem Oel treiben könnte. Dieser ist auch in Sierra Leone, wo namentlich noch Gummi Senegal und Copal wesentliche Ausfuhrartikel sind, noch unbedeutend; denn die Palme nimmt erst von Cabo de Monte, am Anfang der Malaguetta-Küste, an Häufigkeit zu. Aber auch an der Malaguetta-Küste wird noch kein starker Handel mit Palmöl getrieben. Noch häufiger wird die Palme vom Cabo dos Palmas an, wo die nach Osten laufende Küste niedriger und oft sandig ist. Genanntes Vorgebirg hat seinen Namen von der Palme. An der Elfenbein-, der Gold- und Sklavenküste nimmt sie von Apollonia gegen Osten immer mehr an Häufigkeit zu; namentlich vom Cap St. Paul bis Fida (oder Whidah). Im Lande Fantee, in Akem und Aguapim und am Rio Volta wird der Baum nicht bloß in den Niederungen, sondern auch im Binnenlande gefunden. Isert *) erwähnt seiner hier, zugleich mit Phoenix spinosa, noch acht Meilen landeinwärts von Christiansburg, im Gebirgslande. Wenn man in das Delta des Quorra (Joliba oder Niger von Mungo Park) kommt, so hat man diejenige Gegend er-

*) Reise nach Guinea. S. 285.

reicht, wo der Baum die größte Häufigkeit, Ueppigkeit und Fülle der Früchte zeigt. Dieses große Delta, welches uns erst die neuesten Entdeckungsreisen von Lander *) und Mac Gregor Laird u. s. w. **) aufgeschlossen haben, ist ein niedriges Sumpfland, von zahlreichen Canalverbindungen durchzogen, welche, in ihrem untersten Verlaufe der Ebbe und Fluth zugänglich, mit Mangrove-Waldung, weiter landeinwärts aber mit einer sehr üppigen und mannigfaltigen Waldvegetation eingefaßt sind. Das zwischen diesem Flußnetz gelegene Land ist noch sehr wenig erforscht, weil viele der Mündungen vom Meere aus schwer zugänglich und namentlich für Schiffe von höherm Bord unfahrbar sind. Wir wissen übrigens, daß das Land theils mit Röhricht, theils mit einer Urwaldung bedeckt ist, welche während des Hochwassers überschwemmt, darum jenen wilden unreinlichen und unheimlichen Charakter hat, wie die unter ähnlichen Verhältnissen sich befindenden Wälder an den Mündungen des Amazonenstroms. Dieser Landstrich ist es, wo die Oelpalme ihre höchste Entwicklung erreicht. Der Baum wächst 50 bis 60 Fuß hoch ***), zwey Fuß dick, und ist einen großen Theil des Jahres hindurch mit Früchten beladen. Im Delta des Quorra bildet er ausgedehnte Wälder und überschüttet den Boden mit seinen Früchten. Diese fallen nämlich, wenn sie vollkommen reif geworden sind, von selbst ab. Man darf rechnen, daß jeder ausgewachsene Baum jährlich 6 — 8 Fruchtbüschel (Cachos) in einem Gewicht von 300 Pfunden und mehr liefert. Bey dieser maaßlosen Fruchtbarkeit darf es uns nicht wundern, daß nach Mac Gregor Lairds und Oldfield's ****) Berichten der größte Theil der Früchte unbenützt auf dem Boden verfault. Obgleich die geringe Bevölkerung an dem Nun-Strome, einem Arme des Quorra, nichts thut, als Palmöl zu machen und nach Eboe, stromaufwärts zu Markt zu bringen, obgleich ferner gegenwärtig die Küste zwischen Cap Formoso, wo der Nun ins Meer fällt, und den Mündungen des neuen Calabar und des Bonny jährlich von 30 — 35 englischen Schiffen von 300 — 600 Tonnen besucht wird, lediglich, um Palmöl einzunehmen, so macht doch, nach den genannten Schriftstellern, das Palmöl, welches hier wirklich fabrizirt wird, nicht den zwanzigsten Theil von dem aus, was gewonnen werden könnte. —

Der Baum findet sich hier selbst noch da, wo die Ufer des Quorra höher werden, zugleich mit der Cultur der Musa paradisiaca und sapientum, während die Cocosnuß-Palme, die sich nur immer in den niedrigsten Küsten-Punkten hält, nicht mehr erscheint. Oberhalb Eboe (im 5° 40′ n. Br.) scheint sie jedoch ebenfalls seltener zu werden, und je weiter man landeinwärts geht, um so kleiner und verkrüppelter kommt sie vor. *) Endlich ist sie nur noch an cultivirten Orten zu finden. So erwähnt ihrer Lander noch als in Yavorie (11° n. Br. am oberen Niger) innerhalb der Stadtmauern zugleich mit Limonien und manchen andern Bäumen gepflanzt. **)

In den Gegenden weiter östlich, bis zu den Flüssen Camerones und Malimba, die aus dem Hochlande der Amboser hervorkommen, (wo der Morro dos Camerones 13,000 Fuß Höhe erreichen soll) scheint die Oelpalme minder häufig zu seyn. Der Handel mit ihrem Produkte ist hier schon viel geringer. Auch auf den Inseln in der Bucht von Biafra, namentlich auf S. Thomé und Fernando Po ist sie vorhanden. ***)

Ohne Zweifel wächst die Palme auch in den Küsten-Ländern zwischen dem Malimba und dem

*) Journal of an Expedition to explore the course and termination of the Niger, by Richard and John Lander. Lond. 1832. 3. vol. 12°.

**) Mac Gregor Laird and Olfield Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by the Niger. Lond. 1837. 2. vol. 8°.

***) Einzelne Bäume von gleicher Vollwüchsigkeit hat Hr. Dr. Brunner schon in dem senegambischen Thale Gannak bemerkt, wie er mir schriftlich meldet.

****) a. a. O. I. S. 105. 108.

*) Mac Gregor Laird etc. I. S. 358. 363. 365. II. S. 12. 31. 49.

**) Lander a. a. O. II. S. 49. Er fand hier auch eine Dattelpalme, welche zwar sehr üppig aussah, aber keine Früchte trug.

***) Lander a. a. O. III. S. 307.

Zaire, wiewohl ich hierüber keine weiteren Nachrichten besitze; denn am Zaire scheint sie *) sehr gemein zu seyn. Nach Cavazzi **) ist sie in Congo und Cacongo überall eine gemeine Nutzpflanze. Schon die ältesten Schriftsteller, welche das durch die Portugiesen verschlossen gehaltene Reich von Congo beschrieben haben, erwähnen dort der Oelpalme. ***)

In Senegambien heißt der Baum, wie ich bereits erwähnte, nach Adanson ****) Tir, die dortigen Colonisten nennen ihn vorzugsweise Palmier oder Palmier à l'huile; an der Sklavenküste, bei den dänischen Negern, nach Thonning, Taehn Tio, an der Küste von Congo Maba. †)

Die Oelpalme ist in einem großen Theil der hier geschilderten Gegenden der wichtigste Baum für die Negerbevölkerung. Er gewährt ihnen alles Erdenkliche für den ärmlichen Haushalt: Holz zum Brennen und zum Bauen ihrer Hütten, zu Geräthen und Waffen, Blätter zum Dachdecken, und zu Flechtwerk. Auch das tuchähnliche Fasergewebe am Grunde der Blattstiele dient zu feinerem, oft sehr zierlichem Gespinnst und Flechtwerk, zu Feuerzunder und zum Kalfatern der Schiffe. Die daraus geflochtenen Schürzen (Libonghi) sind ein gewöhnliches Tauschmaterial für den Verkehr unter den Negern, so daß Zucchelli gewissermassen nicht mit Unrecht bemerken konnte, diese Palme liefere jenen Völkern sogar ihr Geld. Ganz besonders wichtig ist aber der Baum wegen des Oels in der Schale der pflaumenartigen Frucht und des süßen einer Weingährung fähigen Saftes im Stamme, der einen sogenannten Palmsekt liefert.

Um das Oel zu gewinnen *), werden die Pflaumen in einem Mörser zerstoßen, um das Fleisch zu verkleinern und die Kerne abzusondern. Jenes wird nun mit Wasser gekocht, bis das Oel an die Oberfläche steigt, wo es dann abgeschöpft und in Kalabassen oder irdenen Gefäßen aufbewahrt wird, bis es in die von den europäischen Handelsschiffen mitgebrachten Fässer gefüllt wird. Es hat anfänglich eine schöne, orangegelbe Farbe, und einen angenehmen Veilchengeruch. Nach und nach nimmt es durch Oxydation eine gelblich graue Farbe an, verliert seinen Geruch und erhält für den Geschmack eine gewisse Schärfe. Der Rückstand vom Kochen, der noch ziemlich viel ölichte Bestandtheile enthält, wird in ein Loch in der Erde geschüttet, bis das anhängende Wasser versiegt ist, dann an der Sonne getrocknet. Aus diesem Rückstande bereiten die Neger ihre gewöhnliche Seife, indem sie die Lauge von der Asche verbrannter Bananen-Blätter, oder von den Kapseln der wilden Baumwollenstaude (Pullom) und eine Quantität zerschnittener unreifer Papayen-Früchte zu setzen, und das Ganze über dem Feuer umrühren, bis sich die Seife gebildet hat.

*) R. Brown vermischte Schriften I. S. 290.

**) a. a. O. p. 25. Nr. 65.

***) Nierenbergius Hist. natural. Antv. 1635. fol. Lib. XIV. c. 10 p. 3. spricht von der Oel- und Weinpalme jener Landschaften; desgleichen Barlaeus Res in Brasil. edit. 1647 fol. p. 246, welcher, ebenso wie Cavazzi, die Zahl der in Congo wachsenden Palmen auf acht angibt.

****) Reise nach Senegal. Uebersetzt v. Martini S. 157, wo die Synonyme von Linné, Rheede, Sloane zu streichen sind.

†) R. Brown a. a. O. S. 269 bemerkt, Maba sey wahrscheinlich vielmehr der Name der Frucht, da nach Merolla Emba die einzelne Nuß und Caschio den ganzen Fruchtkolben bezeichne. Zur Berichtigung des letztern Wortes will ich erwähnen, daß Cacho, nicht Cachio ein portugiesisches Wort ist, welches Traube bedeutet.

**) Vergl. Winterbottom Account of the native Africans in the Neighbourhood of Sierra Leone. Lond. 1803. c. 3. Labat nouv. Relation de l'Afrique occident. Par. 1728. III. p. 25. Zucchelli Missions- und Reisebeschreibung, aus d. Ital. Frankf. a. M. 1715. p. 284.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nr. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Palmöl dient den Negern zur Speise, als Heilmittel und als Cosmeticum. Täglich nehmen sie Einölungen des ganzen Körpers vor, und wenn sie kein fertiges Oel bei der Hand haben, reiben sie die frischen Früchte auf der Haut ab. Sie behaupten, daß diese Gewohnheit sie vor Hautkrankheiten, insbesondere vor Elephantiasis schütze. Gegen rheumatische Schmerzen und gichtische Geschwülste pflegen sie das Oel auch fleißig anzuwenden. Ohne Zweifel bezieht sich auf diese Gewohnheit der Neger eine Erzählung Herodots (Thalia c. 23.), daß die Aethiopier sich in einer Quelle badeten, welche ihrer Haut Glanz, als wäre sie mit Oel bestrichen und einen Veilchen-Geruch mittheilt, und sie zu Macrobiis macht. Man hat auch in Europa das guineische Palmöl, namentlich mit Weingeist versetzt, zu Einreibungen gegen rheumatische und gichtische Schmerzen empfohlen. Der wesentlichste Gebrauch aber, den man gegenwärtig davon macht, ist zur Bereitung von Seife und zu Pomaden. Der Handel der Engländer und Nordamerikaner mit dem Palmöl von Guinea ist seit wenigen Jahren in reißender Zunahme. *)

In einigen Gegenden beziehen die Häuptlinge eine Steuer von dem Baume, oder maaßen sich den Oelhandel als ein Regale an. Bisweilen werden auch gewisse Stämme des Baumes zum Fetisch erhoben. Es ist dann jedermann, außer der Person, die ihn pflegt, verboten, seine Früchte zu essen, oder den von ihm gezapften Wein zu trinken. *) Vielleicht liegt dieser Gewohnheit ein alter Rechtsgebrauch zu Grunde, den Nutzen gewisser Bäume auf Eine Person zu übertragen; eine Sitte, welche man so häufig bei rohen Völkern findet.

Ueberdieß pflegt man die frischen Früchte mit Fleisch zu kochen oder zu schmoren, und wenn Salz, spanischer Pfeffer oder andere Gewürze zugefügt werden, erhalten die Speisen einen selbst dem europäischen Ankömmlinge nicht unangenehmen Geschmack. Man kann sehr wohlschmeckende Saucen mit dem Oel bereiten.

Auch die Kerne, von den Negern Kiavos genannt, enthalten in ihrem Eiweißkörper, wie alle Palmen aus der Familie der Cocoinen, ein süßes, wohlschmeckendes Oel. Man gewinnt es, wenn die Kerne zwischen Steinen zerquetscht und mit Wasser ausgekocht werden. Es ist klar von Farbe und soll mehr Stearin enthalten, als das aus dem Fruchtfleisch gewonnene.

Die Lauge von der Asche dieser Palmkerne findet auch noch eine besondere Anwendung zur Herstellung einer dauerhaften blauen Farbe, welche die Neger der Sklavenküste aus den Blättern und der Wurzel einer Bignonia und einer Tabernaemontana bereiten. **)

Man benützt in Guinea vier Palmenarten

*) Vergl. allg. Augsb. Zeit. 1839. Jan. 26. Beil. p. 199.

*) Cavazzi Descrit. p. 85. Nr. 258.

**) Isert a. a. O. p. 140.

zur Gewinnung von Palmensekt, den die Neger in Congo unmittelbar nach dem Ausfluße Melaffo, und wenn er zu mouſſiren anfängt, Mantome nennen. (Bei den dortigen Portugiesen heißt er Vinho de Pao, d. i. Holz oder Baum-Wein.) Die Oelpalme liefert ein solches Getränke in großer Menge. Da diese Baumart dem Neger auch durch andere Produkte wichtig ist, so wählt er meistens alternde Stämme zur Anzapfung des Palmsaftes aus, denn nach einmaliger, vollständiger Benützung, die meistens bis zur Entleerung und Erschöpfung des Stammes fortgesetzt wird, stirbt er in den meisten Fällen. Die Palme wird ihrer Blätter gänzlich oder theilweise beraubt, und einige Tage nachher wird der Stamm, entweder unten am Grunde oder halb der Wurzel, oder oben unterhalb der Krone angezapft. Der Saft fließt durch ein Rohr oder auf einem zusammengefalteten Blatte in eine angehängte Kalabasse, anfangs nur tropfenweise, nach und nach aber immer stärker, so daß ein mäßiger Baum in 24 Stunden 2, 3 – 6 Maaß liefern kann. Der Abfluß dauert 20 – 30 Tage, je nach der Güte des Bodens und des Individuums. Gegen das Ende der Operation pflegen manche Neger Feuer um den Stamm anzuzünden, worauf der Ausfluß schneller wird. *) Frisch ist der Saft fast ganz klar, und von einem angenehm süß säuerlichen Geschmack. Alsbald wird er trübe, wie Molken, und beginnt seine Weingährung. Während dieser Periode wird er am häufigsten getrunken. Nach und nach nimmt sein Geschmack einige Bitterkeit an. Er ist angenehm kühlend, aber auch berauschend. Man hält ihn für ein leichtes Diureticum und Lithontripticum. Manchmal soll er auch abführend wirken. Wenn er in diesem Zustande sorgfältig verkorkt wird, kann man ein dem Champagner sehr ähnliches Getränke daraus bereiten, **) das in der Gährung unter zehn Flaschen neun zersprengt. Die Neger nennen jene Bäume, die keinen Wein, sondern nur Früchte liefern, die weiblichen. *)

Die zweyte Palme, von welcher ich in diesem Florenreiche handeln muß, ist die stachlichte Dattel-Palme (Phoenix spinosa Thonn. oder leonensis Loddiges). Sie erscheint in dem Gebiete von Guinea in großer Ausdehnung, besonders nördlich von der Linie, und kommt hier eben so wie in Senegambien, wo ich ihrer bereits bei Schilderung der dortigen Flora erwähnt habe, an feuchten, sumpfigen Orten gar oft gesellschaftlich vor. Hr. Dr. Brunner meldet mir neuerlich, daß sie in Senegambien, von Gandiol am Ausflusse des Senegal an, nicht bloß längs der Küste, sondern auch tiefer landeinwärts vorkomme. Am Cap Verd hat sie, was ich berichtigend hinzufügen muß, schon vor Thevet, Cadamosto **) bemerkt. In Sierra Leone führt sie Afzelius an. Gemäß der Nachrichten von Bosmann ***) und Isert ****) ist sie häufig auf der Gold- und Sklavenküste in den Landschaften von Assin, Fabi und Atom, an der Küste von Accra und Crobo am Rio Volta und weiter im Continente in die Landschaften Akim und Aguapim. †) Bei den Negern der dänischen Niederlassungen heißt sie Akoteno, bey den Dänen Uaegte (unächte) oder söd (süße) Vienpalme (Weinpalme). Diese Palme liefert den Einwohnern die größte Menge von Palmwein.

Der Stamm wird, nach Isert an der Sklavenküste, wenn man ihm kein ferneres Wachsthum mehr zutraut, ganz ausgegraben, und in der Mitte durch ein tiefes Loch eröffnet, oder man läßt ihn stehen,

*) Nach Zucchelli a. a. O. S. 284. scheint es, daß man auch durch Abschneiden der unreifen Fruchtkolben Wein von der Oelpalme gewinnt, eine Operation gleich derjenigen, wodurch man in Indien die Sura von der Arenga saccharifera u. von Borassus flabelliformis gewinnt.

**) Bosman Voyage de Guinée Utrecht 1705. p. 296. Laudier a. a. O. III. p. 308.

*) Rer. Indiae orient. P. VI. 1604. p. 25.

**) Cap. 26. Grynaeus Nov. Orb. reg. edit. 1532. p. 27.

***) a. a. O. p. 298.

****) a. a. O. p. 285. u. f. w.

†) Auch in Benin kommt sie häufig vor; deßgleichen ist sie am Zaireſluß, von wo die Expedition v. Christ. Smith einen männlichen Blüthenkolben mitgebracht hat, und überhaupt im Reiche Congo, wie sie Cavazzi (a. a. O. p. 26 No. 68 p. 67. Nr. 70.) entweder unter dem Namen Tamara oder als Palma d'ell Impusci zu erwähnen scheint.

schneidet die Blätter ab, und macht am obern Ende Einschnitte. Im erstern Falle setzt man ein großes Gefäß in die Grube, worin der Baum stand und legt den Stamm wagrecht so darüber, daß das Loch seinen Saft unmittelbar in das Gefäß ergießet; im andern hängt man Kalabassen unter die Wunde. Es wird eine beträchtliche Quantität eines trüben Saftes ergoßen, der süßer, als jener von der Oelpalme, aber minder geistig ist. — Man gewinnt aus einem Stamme in den ersten vier Tagen in je 24 Stunden nur einige Kannen, in den folgenden 8 — 10 Tagen 10 — 15 Kannen, bis der Baum allen Saft abgegeben hat. Frisch getrunken wirkt auch dieser Palmsekt, der in einigen Gegenden der Goldküste Crisia genannt wird (Bosmann a. a O.), leicht abführend und diuretisch. Er beginnt nach 36 Stunden in Essiggährung überzugehen. Man giebt seinem häufigen Genusse Schuld an der Krankheit der Hydrocele, welche namentlich am Flusse Volta unter den Negern endemisch und äußerst häufig ist. Dennoch wird er außerordentlich stark getrunken, und die große Quantität, welche täglich an die Küste gebracht, und wohlfeil verkauft wird, läßt schließen, daß der Baum daselbst in ungeheurer Menge wild wachse. Uebrigens wird auch diese Art hie und da von den ansäßigen Negern angebaut. Nach Thevet salzen die Neger am grünen Vorgebirge diesen Palmsekt, um ihn länger aufzubewahren. Die Blätter werden auch von dieser Art zum Dachdecken und zu allerley Flechtwerk verwendet. Die Früchte, von der Größe einer Jujube oder eines Taubeneyes, sind zwar süß, haben aber wenig Fleisch. Die eigentliche Dattelpalme kommt, wie Zucchelli *) ausdrücklich bemerkt, in Congo nicht vor.

Borassus Aethiopum Mart. Palm. p. 221. Diese schöne Fächerpalme hat die größte Aehnlichkeit mit dem ostindischen Palmyra-Baum, (Borassus flabelliformis) und ist von den meisten Schriftstellern, welche ihrer erwähnen, für damit identisch gehalten worden. Sollte sich die Gleichartigkeit nach wiederholter Untersuchung ergeben, so wäre die Erscheinung einer und derselben Art in so entfernten Gegenden: in Indien und an den Westküsten des tropischen Afrika, an sich schon eines der interessantesten Facten im Gebiete der Pflanzengeographie. Sicherlich ist die Palme nicht aus Indien in Afrika eingeführt. Sie macht sich dem Ankömmling unter andern durch den Umstand bemerklich, daß der Stamm in der Mitte sehr häufig spindelförmig angeschwollen ist. Die Nachrichten weisen sie außer in Senegambien, an der Goldküste in der Nähe des Cabo das tres Puntas in Akim und Fantee nach. Ihre Verbreitung scheint übrigens nicht so allgemein, wie die der Oelpalme. Nach den von Hrn. Dr. Brunner über ihre Verbreitung eingezogenen Nachrichten soll sie in Senegambien * bis Galam, also 300 Stunden ins Innere, hinaufgehen. Viele Körbe und andere Geräthe werden noch dort aus der Blattern der Palme gemacht. Dagegen hat sie Isert in der granitischen Gebirgslandschaft des Innern von Aguapim nicht mehr gesehen (a. a. O. S. 283). Sie ist seit undenklichen Zeiten bekannt, hat auch Namen in den verschiedenen Negersprachen. Bey den Bewohnern der Sclavenküste, zwischen den Flüssen Volta und dos Lagos heißt sie nach Thonning, Viye-Tjo. In Congo scheint sie Matcoba oder Matooba genannt zu werden, wenn anders die höchst unvollständigen Nachrichten von Cavazzi **) hieher zu ziehen sind. Auch von dieser Palme wird, wahrscheinlich sowohl aus den vor vollständiger Entwicklung abgeschnittenen Blüthenkolben ***), als aus dem untersten Theile des Stammes, eine Art Palmensekt gewonnen. Er ist von sehr angenehmen Geschmack, geht in eine lebhafte Gährung über und ist darum vorzüglich berauschend. Im Land Fantee wird er Quaker genannt. ****)

*) a. a. O. S. 285.

*) Labat Afrique occident. III p. 47 IV p. 159 führt sie hier auch unter dem Namen Latanier auf.

**) a. a. O. S. 47 Nr. 99. Proyart Histoire de Loango Kakongo et Congo Par. 1776 p. 20. hat ohne Zweifel diese Art im Auge, wenn er von Palmier spricht.

***) In dieser Weise zapft man den Palmensect von dem Borassus flabelliformis in Indien.

****) Bosman a. a. O. S. 297.

Raphia vinifera Pal. Beauv. Mart. Palm. p. 217. c. synon. Diese sonderbar gebildete Zapfenpalme gehört ebenfalls dem gesammten Gebiete der guineischen Flora an. Sie scheint jedoch nicht so häufig vorzukommen. In Sierra Leone erwähnen ihrer Winterbottom und Afzelius, an der Gold- und Sclavenküste Bosmann, Isert, und Thonning, in Benin, wo sie häufig am Ufer der Flußmündungen erscheint, Paliſot Beauvais, am Zaire und in Congo, *) wo sie verhältnißmäßig am häufigſten zu seyn scheint, Christ. Smith, Cavazzi und Zucchelli. Der Baum hat ein sehr festes und dauerhaftes Holz und wird deßhalb den andern Palmen zum Bauen vorgezogen. Der große, steinharte Kern kann zu Rosenkränzen und andern Drechslerarbeiten verwendet werden. Er ist von einem gelblichen, festen Fleisch, jedoch in geringer Menge, umgeben. Man bereitet durch Erhitzung über dem Feuer ein fettes Oel von scharfem Geruche daraus, das jedoch dem der Oelpalme nachsteht. Der aus dem Stamm gezapfte Wein heißt Pardon, Bourdon oder Bordone. Er soll vorzüglich am Abend, dagegen der von der Oelpalme von Morgen bis Mittag getrunken werden.

Hyphaene thebaica. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die in der Sahara, in Aegypten, Nubien und Arabien vorkommende Dumpalme mit jener an der Küste von Aguapim von Thonning beobachteten, spezifisch identisch sey. Die Neger nennen sie hier Songu-Tjo. An den Ufern des Congo hat Chr. Smith eine Palme mit ungetheiltem Stamme gefunden, welche er für eine Hyphaene hielt, aber R. Brown **) eher für eine Corypha zu erklären geneigt ist. Genaueres hierüber müssen spätere Beobachtungen lehren. Außer diesen hochstämmigen Palmenarten gehört auch noch die Schlingpalme, Calamus secundiflorus Pal. Beauv. dem guineischen Florenreiche an. Sie ist von Perrottet schon am Gambia beobachtet worden. Afzelius hat in Sierra Leone, P. Beauvais am Ufer der Flüße in Benin und Chr. Smith am Zaire-Strome gefunden.

Die Cocospalme (Cocos nucifera) scheint ihren Weg an die Westküsten Afrikas erst sehr spät gefunden zu haben. Ihre Verbreitung in diese Gegenden fällt schwerlich vor die Zeit, als die Portugiesen, nach Umschiffung des Caps der guten Hoffnung, hier Niederlaſſungen zu gründen begannen. Dieß Verhältniß ist nicht ohne Wichtigkeit für die Pflanzengeographie. Es scheint nämlich anzudeuten, daß die allmählige Verführung der Cocospalme aus ihrem (noch unbekannten) urſprünglichen Vaterlande von dem Verlauf und der Richtung der großen Meerſtrömungen abhängig sey. An den Küsten von Westafrika herrscht keine Strömung, welche die Cocosnuß von Asien oder Amerika her leicht antriften könnte. Die nordafrikaniſche Strömung aus nördlichen Breiten, wo die Palme nicht wächst, konnte sie nicht herführen, und die große Aequatorial-Strömung wendet sich von den afrikaniſchen Küsten nach Westen.

Nach Lemaire *) sah man zu seiner Zeit keinen einzigen Cocosbaum an der ganzen Küste von Senegambien. Daß die Einführung des Baumes in jene Gegenden von den Antillen her, erst von 1804 datire, habe ich früher angemerkt. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts war die Cocospalme in Congo schon bekannt, wie sich aus einer Stelle bei Lopez (1573) schließen läßt. **) An der Sklaven- und Goldküste ist sie jetzt vorhanden, wiewohl bey weitem minder häufig, als die Oelpalme. In Congo und Angola findet sie sich nur da, wo sich Portugiesen niedergelaſſen, und sie angepflanzt haben. Auf der Reise des Capt. Tuckey auf dem Zairefluß ward sie, wie R. Brown *) ausdrücklich bemerkt, nirgends beobachtet. Proyart sucht durch den dort üblichen Namen Banga n Putu d. i. Baum der Fremden, darzuthun, daß sie urſprünglich nicht einheimisch sey, worin ich gerne mit ihm übereinstimme.

*) a. a. O. S. 27. Nr. 72. als Palma del Congo.

**) a. a. O. S. 272.

*) p. 65.

**) Vera descriptio regni, quod Congus appellatur, per Phil. Pigafettam ex E. Lopez acromatis. Francofurt de Bry. 1598. fol. p. 29.

*) a. a. O. S. 270.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nr. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

2. Herr Conservator von Martius las die zweyte Abtheilung seiner Abhandlung über die Verbreitung der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Vergleichen wir die Palmenvegetation an den guineischen Küsten mit der auf den gegenüberliegenden von Brasilien, so zeigt sich in letzterem Lande ein größerer Reichthum an verschiedenen Arten. Schwerlich möchte aber die Zahl der Individuen in beyden Ländern eine gleich große Differenz darstellen; denn die geselligen Palmen an den brasilianischen Küsten, Euterpe oleracea und edulis, Mauritia flexuosa, Attalea comta u. s. w. bilden nirgends so ausgedehnte Waldbestände, wie dieß die Elaeis guineensis und die Phoenix spinosa, in geringerem Grade auch Raphia vinifera und Borassus Aethiopum, zu thun pflegen.

Frappant sind die Unterschiede in beyden Florenreichen rücksichtlich der Vertheilung der Gattungen. Vier Gattungen nämlich, welche in Westafrika repräsentirt sind: Phoenix (spinosa), Calamus (secundiflorus), Hyphaene (thebaica), und Borassus (Aethiopum) gehören bloß der alten Welt an, und kommen in Amerika nicht vor; zwey sind durch andere Arten repräsentirt: Raphia vinifera durch die Raphia taedigera; Elaeis guineensis durch die Elaeis melanococca. Die beyden amerikanischen Palmen entsprechen auch rücksichtlich ihres Standortes den afrikanischen; denn sie gehören vorzugsweise den feuchten Niederungen im Delta des Amazonen-Stromes an. Cocos nucifera kommt bey diesem Vergleiche nicht in Betracht.

Die Oelpalme ist von Guinea aus nach Amerika verbreitet worden. In Brasilien heißt sie Coqueiro de Denté. Ich habe sie in Rio de Janeiro, vorzüglich aber in Bahia, besonders in der Nähe der Küste beobachtet. Sie hatte aber nicht jenes kräftige Wachsthum, wie in ihrem Vaterlande, wahrscheinlich, weil sie nicht in sumpfigen, sondern vielmehr in trocknen Orten gepflanzt worden war. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts scheint sie in Bahia noch nicht bekannt gewesen zu seyn; wenigstens erwähnet sie die öfters angeführten Noticia do Brazil noch nicht. Auf die antillischen Inseln kam sie ebenfalls im Gefolge des Negerhandels; sie ist aber auch dort, gemäß den Berichten von Jacquin, der die Gattung Elaeis nach den in Martinique wachsenden Stämmen aufgestellt hat, von Sloane, Hughes und Long *) nirgends in großer Menge angebaut. Die niedrigen, feuchten Gegenden an der Mündung des Amazonenstroms und des Orenoco dürften dem ursprünglichen Vaterlande des Baumes am meisten entsprechen. Künftige Zeiten führen vielleicht seine Cultur ein, was jene Länder um ein wichtiges Handelsprodukt bereichern würde.

*) Jacquin stirp. americ. Historia p. 280. Sloane History of Jamaica II. p. 113. Hughes History of Barbadoes p. 111. Long History of Jamaica III. p. 740. No. 36.

3. Herr Prof. A. Wagner las über die systematische Stellung des Vansire (Mustela Galera Erxl.)

Zu den Thieren strittigen Platzes im Systeme gehört das von Buffon unter dem Namen Vansire beschriebene, das Erxleben, Schreber und Gmelin zu den Mardern, Geoffroy und Desmarest zu den Manguſten rechneten, und das Fr. Cuvier als selbstständige Gattung Atilax aufstellte. Die k. Sammlung hat in diesen Tagen aus der im vorigen October zu Berlin abgehaltenen Auction südafrikanischer Thiere ein in Salzlauge aufbehaltenes ausgewachsenes und altes Exemplar bekommen, und obgleich dessen Eingeweide fast ganz verfault waren, so hat sich doch gerade die Afterregion, in welcher bey der Familie der Viverren und Marder besondere Absonderungsorgane sich einstellen, im guten Stande erhalten, und am Skelet, das für die Festsetzung von Gattungen immer einen hauptsächlichen Ausschlag giebt, waren ohnedieß alle auszeichnenden Merkmale wahrnehmbar. Somit habe ich denn genug Anhaltspuncte, um dem Vansire (Mustela Galera Erxl.) seinen sichern Platz im Systeme anzuweisen.

Fr. Cuvier giebt für die selbstständige Stellung seiner Gattung Atilax, die er aus eigner Anschauung bloß nach einem lebenden Thiere kannte, folgende Gründe an. Daubenton zähle auf jeder Seite nur $\frac{6}{6}$ Backenzähne, also unten einen weniger als bey den Manguſten. Ferner beschreibe Geoffroy den Hirnkasten als aufgetriebener und breiter, denn bey den Ichneumons, und die Augenhöhlen-Fortsätze des Stirn- und Jochbeins als nicht zusammenstoßend. Zuletzt setzt er noch hinzu: „die Zehen, welche bey den Ichneumons durch eine Haut vereinigt sind, sind dagegen beym Vansire ganz frey und entfernen sich beym Gehen stark von einander; die Testikeln sind frey, man bemerkt an diesen Theilen keine Spur von Tasche, und die Ruthe, deren Eichel aus zwey Halbkugeln gebildet zu seyn scheint, richtet sich vorwärts.“ Darauf hin hält sich denn Fr. Cuvier für berechtigt, den Vansire als eigene Gattung Atilax von den Manguſten abzuscheiden.

Die Untersuchung unseres Exemplares hat zu folgenden Ergebnissen geführt. Der äußere Habitus ist allerdings der einer Manguste, nur ungleich robuster; die Behaarung eben so reichlich, starr und geringelt, wie bey dieser; die Sohlen sind nackt; die Vorderzehen ganz frey; die hintern aber durch eine kurze Spannhaut an der Wurzel vereinigt, so daß der Vansire dieses Merkmal, wenn gleich in etwas minderem Grade, mit den Ichneumons theilt.

Auch das Skelet giebt keine wesentliche Differenz von diesen zu erkennen, nur ist es viel massiver und kräftiger. Der Schädel hat ganz die Form von Herpestes, nur ist er breiter, und der Jochbogen stärker auswärts gebogen; die Stirne ist aber eben so gewölbt und die Orbitalfortsätze eben so vorspringend, ohne doch den aufsteigenden Fortsatz des Jochbeins zu erreichen, was übrigens auch bey den Manguſten keine Regel ist, sondern nur in einzelnen Fällen eintritt.

Backenzähne hat, wie erwähnt, Daubenton nur $\frac{6}{6}$ gefunden, während bey Herpestes $\frac{6}{6}$ vorkommen. An unserem Exemplar sind sogar nur $\frac{5}{5}$ vorhanden, so daß also der erste kleine Backenzahn des Oberkiefers, den Daubenton bey dem seinigen noch vorfand, bereits ausgefallen ist. Daß aber auch im Unterkiefer die Normalzahl der Backenzähne nicht 5, sondern 6 ist, schließe ich aus der Lücke, die an der Unterkinnlade unseres Exemplars zwischen Eckzahn und erstem Backenzahn besteht, und die gewiß im jüngeren Alter mit einem kleinen Lückenzahn ausgefüllt war, so daß hiedurch die Zahl der Zähne beym Vansire auf die der Manguſten gebracht wird.

Hinsichtlich der Form der Zähne hat Daubenton von ihnen nichts weiter gesagt, als daß sie von denen des Iltis verschieden wären. Dieß ist auch wirklich der Fall, da es die Zähne einer Manguste sind, nur daß auch hier wieder ihre Gestalt weit robuster und dicker ist. Bey den Ichneumons ist der hinterste Zahn des Unterkiefers nach den Arten von verschiedener Stärke; der Vansire schließt sich an diejenigen (z. B. Herpestes leucurus) an, bey welchen er am stärksten ist. Besonders lang und stark sind seine Eckzähne und geben ihm eine mäch-

tige Waffe; die obern sind zweischneidig, die untern vorn gerundet, hinten mit scharfer Schneide.

Als Hauptmerkmal für die Gattung Herpestes gilt die Tasche, in deren Grunde sich der After öffnet, und die nach den Arten etwas verschieden beschrieben wird. Nach Cuvier hält diese Tasche bey Herpestes Pharaonis 3 Zoll im Durchmesser, und nimmt die Absonderungen von drey getrennten Drüsenhaufen ab. Es zeigen sich nämlich erstlich längs des Randes (in der Strecke von 1″) viele kleine Oeffnungen, aus denen eine dicke gelbe Flüssigkeit fließt, welche aus erbsengroßen Bälgen kommt; dann findet sich näher am After eine dreyfache Reihe größerer Oeffnungen, welche zu eben so viel kleinen, eine weißliche Substanz absondernden Drüsen führen; endlich öffnen sich ganz in der Nähe des Afters die beyden Afterdrüsen in eben diese Tasche.

Verschieden hievon ist nach Hodgson's Angabe dieser Apparat bey Herpestes pallidus (H. griseus einiger Autoren) und nipalensis, in denen die Tasche auf eine Reihe kleiner Drüsen reduzirt ist, die den Schwanzrand des Afters wie ein Ring umgeben und eine dicke riechende Substanz durch zahllose kleine Poren aussondern. Außerdem hat H. pallidus (nicht aber H. nipalensis) an beyden Seiten des Mastdarms zwey größere und hohle Drüsen mit größerer Oeffnung, und die eine viel dünnere Sekretion haben.

An unserem Vansire, einem Weibchen, zeigte der in der Aftergegend liegende Sekretions-Apparat folgendes Verhalten: Zwischen der Scheidenöffnung und der Schwanzwurzel (von jener getrennt, an diese anstoßend) ist eine große nackte Scheibe (Tasche) von ovaler Form und ohngefähr 2″ Breite, in deren Mitte, doch bedeutend näher am vordern als am hintern Rande derselben, die weite Afteröffnung liegt. Diese Tasche ist auf ihrer Außenfläche allenthalben von kleinen Poren durchbohrt, die auf der breitern Hinterfläche besonders dicht gedrängt hintereinander stehen. Unter ihnen fallen zwey viel größere Oeffnungen auf, von denen jederseits des hintern Randes des Afters zu eine liegt. Bey der Sektion findet man, daß rings um den Mastdarm herum auf der Innenseite der Tasche eine große conglomerirte Drüsenmasse, aus einzelnen erbsengroßen Drüsen bestehend, ausgebreitet ist, die hinten eine Breite von $1\frac{3}{4}$″ hat; die einzelnen Drüsen öffnen sich durch die angegebenen Poren auf der Außenseite der Tasche. Außerdem sieht man noch zwey haselnußgroße Blasen, welche mit langen Stielen die große Drüsenmasse durchbohren und durch die vorhin bezeichneten 2 größern Oeffnungen ebenfalls in die Tasche sich münden. Jede dieser Blasen ist außen von einer halbkugeligen, gelblichen Masse umlegt, die unter dem Mikroskop deutlich als Drüsensubstanz sich zu erkennen gibt; die Blase selbst läßt einen schwarzblauen Inhalt durchschimmern.

In der Schamöffnung, die ohngefähr $\frac{1}{2}$ Zoll vor dem Vorderrande der Tasche beginnt, sieht man eine kurze Clitoris und hinter ihr jederseits eine kleine, durch eine Falte verschließbare Spalte, welche ebenfalls auf jeder Seite in einen kleinen, länglichen, der Scheide fest angehefteten und außen mit einer bräunlichen, derben Haut bekleideten Sack führt. Dabei ist die Scheide ungemein lang, und der Uterus sehr lang zweyhörnig.

Außerdem kommt zu beyden Seiten des Damms eine große gelbliche Masse vor, deren Inhalt, nach mikroskopischer Untersuchung, ebenfalls drüsig ist.

Es drängt sich demnach in der After- und Schamgegend ein mannigfaltiger Sekretions-Apparat zusammen, noch zusammengesetzter als bey der Pharaonsratte. Da indeß, wie wir vorhin anführten, dieser Apparat nach den Arten verschieden ist und somit in der Gattung Variationen erleiden kann, auch eine Afterscheibe (oder Tasche) wirklich vorhanden ist, so bleibt kein Grund übrig, den Vansire von den Mangusten generisch zu trennen.

---

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen, mit besonderer Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse ihrer Lagerstätten.

Unter den vielen schönen und interessanten

Punkten, welche das fränkische Juragebirge schmücken, ist unstreitig die Gegend von Muggendorf durch die Schönheit ihrer Thäler, durch die groteske Gestaltung ihrer Berge, durch die Menge ihrer zerfallenen oder noch in gutem Stand befindlichen Bergschlösser, durch die wunderbare Bildung ihrer Höhlen, durch den Reichthum an Ueberresten urweltlicher Thiere, — durch dieses Alles ist die Gegend von Muggendorf die merkwürdigste im ganzen Gebirge geworden. Sie erfreut sich daher auch seit vielen Jahren eines zahlreichen Besuchs, und ihr Ruf hat sich weit über die Grenzen unsers Vaterlandes ausgebreitet. Die nachfolgende Darstellung ist dazu bestimmt, die Thierarten, welche durch die Diluvialfluthen in den muggendorfer Höhlen begraben wurden, kritisch aufzuzählen, die Lagerungsbeziehungen derselben nachzuweisen, und den Gebirgsbau der genannten Gegend in einem allgemeinen Abriß darzulegen.

I. Allgemeine Gebirgsverhältnisse.

Muggendorf liegt in dem nördlichen Theile des fränkischen Juragebirges, das bey Banz seinen Anfang nimmt. Dieses Gebirge zieht sich in südlicher Richtung auf der westlichen Seite über Staffelstein, Scheslitz, Mistendorf, Eggolsheim, Reuth, Kirch-Ehrenbach, Hezles, Gräfenberg und Altdorf nach Weissenburg, auf der östlichen Seite über Lichtenfels, Thurnau, Trebersdorf, Zips bey Pegnitz und Amberg nach Regensburg, von wo es sich wendet und im westlichen Verlaufe an die rauhe Alb sich anschließt.

Das Anfangsstück dieses Höhenzuges liegt zum größten Theile in dem weiten Bogen, welchen der Mainstrom um dasselbe zieht. Der rothe Main nämlich, welcher bey Lindenhard aus diesem Gebirge entspringt, hält sich von Kreußen an, auf einige Entfernung, in ziemlich gleicher Richtung mit der Ostgrenze des Jura-Höhenzugs, nnd bleibt in derselben, auch nachdem er sich mit dem weißen Main, der aus dem Fichtelgebirge seinen Ursprung nimmt, verbunden hat. Sobald sich aber der Fluß durch die ansehnliche Rodach verstärkt hat, bricht er bey Lichtenfels in südwestlicher Richtung queer durch das hier sehr schmale Gebirg hindurch, und in der Art, daß die weiße Kalkformation (der Jurakalk und Juradolomit) wie bisher ganz auf das linke Ufer beschränkt bleibt, während die ihre Unterlage ausmachende Felsarten (der Griessandstein und die Liaskalk-Formation) noch auf dem rechten Ufer auftreten und zum Theil sich bis gegen Koburg hinziehen. Bey Staffelstein tritt der Main bereits wieder aus dem Gebirge heraus, läuft in südlicher Richtung längs der westlichen Grenze desselben, und abermals in einiger Entfernung davon, gegen Bamberg hin, und vereinigt sich unterhalb dieser Stadt mit der Regniz, welche aufwärts gegen Erlangen den Schenkel dieses großen Bogens weiter fortsetzt.

Die Gebirgsarten, welche in diesem Anfangsstück des fränkischen Jurazugs, das wir durch die drey Puncte Banz, Erlangen und Pegniz begrenzen wollen, zum Vorscheine kommen, folgen sich von unten nach oben in folgender Ordnung:

1. Keuper-Sandstein.
2. Liaskalk-Formation.
3. Gries-Sandstein (Lias-Sandstein).
4. Jurakalkstein.
5. Jura-Dolomit.

Der Keuper-Sandstein von grobkörniger Beschaffenheit gibt die Unterlage für das bezeichnete Gebirge ab, und greift eigentlich nicht in die Zusammensetzung seiner Höhenzüge ein. Er wird von dem Jurazuge nur zum kleinern Theile verdeckt, und springt über denselben nach allen Seiten hinaus, so daß man ihn von Amberg über Baireuth, Koburg, Bamberg, Nürnberg bis Weissenburg und weiter verfolgen kann. Westlich vom Jura-Gebirge erreicht der Keuper-Sandstein seine größte Ausbreitung, indem er sich im Bambergischen und Ansbachischen ausbreitet und tief nach Schwaben hineinzieht. Nördlich läuft er im Koburgischen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nr. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Oestlich ist er Anfangs sehr in seiner Ausbreitung gehindert, da sich ihm hier ein dammartig aufsteigender, schmaler, aus buntem Sandstein und Muschelkalk bestehender Arm des thüringer Gebirges, der von Hildburghausen über Kulmbach und Bindloch gegen Weidenberg heranzieht, vorgelegt hat. Da demnach der Keuper-Sandstein meist über den Jurazug hinausgreift und sich an seinen Enden mit andern Gebirgsketten verbindet, so ist er weniger als integrirender Theil desselben, sondern vielmehr als das Fundament anzusehen, auf das sich der schmale Wall des fränkischen Juragebirges aufgelegt hat. Dieser Sandstein bildet in der Nähe des letztern verschiedene Höhenzüge, die jedoch niemals weder zu dem Niveau der weißen Kalkformation, noch des Griessandsteins emporsteigen.

Die Liaskalk-Formation, größtentheils aus dunklen bituminösen Mergelschiefern bestehend, zeigt sich nur am Fuße des Gebirgszuges und hat unter den genannten Felsarten bey weitem die geringste Mächtigkeit. Sie bildet entweder den untern schmalen Theil des Gebirgsfußes, oder breitet sich längs desselben, über ihn hinausgreifend, über die angrenzenden wellenförmigen Hügel des Keupersandsteins aus, wo sie dann häufig nur noch von der Dammerde, die zum Theil aus der Zersetzung ihrer obern Schichten hervorgegangen ist, überdeckt wird. Als eine solche saumförmige Einfassung des Jurazugs läßt sich die Liaskalk-Formation von Amberg an über Auerbach, Baireuth, Banz, Kirch-Ehrenbach, Kalkreut (bey Erlangen), Altdorf, Weißenburg bis an den Hesselberg verfolgen, von wo aus sie über Ellwangen nach Würtemberg hineinzieht. Bey ihrer geringen Mächtigkeit, und zumal bey ihrer flachen Ausbreitung in Ebenen ist sie häufig dem Blicke des Beobachters entzogen, oder nur durch die Trümmer, welche der Pflug herausreißt, aufgedeckt.

Mit dem Griessandsteine, der von höchst feinkörniger Beschaffenheit und gewöhnlich von ockergelber Färbung ist, beginnt eigentlich erst das Aufsteigen des Jurazugs zu einem langgedehnten Höhenwall, indem dieser Sandstein längs der ganzen Gebirgsgrenze entweder als die mächtige Unterlage des weißen Kalksteins erscheint, oder indem er sich in eigenen Hügelreihen demselben vorlegt: ersteres ist besonders auf der westlichen, letzteres mehr auf der östlichen Seite der Fall, wo z. B. gegen Baireuth hin dieser Sandstein um mehr als eine Stunde weit über die Grenze der weißen Kalkformation hinausgreift. Er ist jedoch nicht nur an der äußern Begrenzung des Gebirges, als ein Haupttheil derselben ersichtlich, sondern er dringt von da auch tief in die Thäler hinein. Der Griessandstein erreicht, namentlich auf der Ostseite des Jurazugs, eine beträchtliche Meereshöhe, indem z. B. der aus dieser Felsart bestehende Gipfel des Sophienberges bey Baireuth 840 par. Fuß über dem Wasserspiegel des Mains und 1846 Fuß über dem Meere liegt.

Während die bisher genannten Felsarten nur an der Grenze oder in den tiefen Thaleinschnitten derselben zum Vorschein kommen, sieht man die weiße Kalk-Formation (nämlich den dichten Jurakalkstein und Juradolomit) nicht bloß die höchsten Kuppen längs des Gebirgsfußes einnehmen, sondern dieselbe macht auch die ganze innere Hauptmasse, den eigentlichen Gebirgsstock, aus. Leider ist in dem von uns bezeichneten Gebirgs-Abschnitt keiner ihrer Höhenpuncte gemessen worden; der jenseits desselben liegende Dolomitgipfel des Hohenstein's (2 Stunden nördlich von Hersbruck) ragt nach den Messungen von Bonne und Brousseaud 1919 par. Fuß über das Meer empor; die Jurakalk-Kuppe der Neubürg aber, so wie die Dolomitfelsen von Wichsenstein mögen indeß wohl an 2000 Fuß hinanreichen.

Der Dolomit wird in dem vorhin bezeichneten Gebirgsabschnitt von keiner andern Felsart überdeckt und bildet somit das Oberste dieses Höhenzugs. Einzelne, zum Theil beträchtlich große Blöcke von einem überaus harten und glasigen Sandsteine, die lose auf der Oberfläche des Gebirgs (z. B. bey Thurnau auf Jurakalk, bey Rabenstein auf Dolomit, und jenseits der von uns gesteckten Grenze bey Solenhofen auf lithographischem Schiefer) liegen, sind merkwürdig, weil sich in der Nähe keine Felsart anstehend findet, von der sie losgerissen seyn könnten. Verschiedene Kalktuff-, sowie Diluvial- und Alluvial-Ablagerungen, die sich hie und da an der Oberfläche zeigen, sind von keinem besondern Belang. Interessante neuere Bildungen finden sich indeß jenseits der von uns bezeichneten Grenze, von denen jedoch hier keine Rede seyn kann.

Die Breite dieses Anfangstheils des fränkischen Höhenzuges ist von keiner sonderlichen Bedeutung; sie beträgt:

zwischen Staffelstein	und	Lichtenfels	$1\frac{1}{4}$	Stunden.
„ Scheßlitz	„	Thurnau	6	„
„ „	„	Trebersdorf	7	„
„ Eggolsheim	„	Zips (bey Pegnitz)	$8\frac{1}{2}$	„
(bey Forchheim)				

Daß die Liaskalkformation über diese Breite öfters hinausgreift, ist schon bemerkt worden; es ist bey diesen Angaben zunächst nur der eigentliche, dem Ganzen das Ansehen eines Gebirgs gewährende und wallartig aufsteigende Höhenzug berücksichtigt.

Das Fundament unseres Gebirges, welches, wie schon erwähnt, vom Keupersandstein gebildet wird, liegt auf der östlichen Seite durchgängig höher, als auf der westlichen, wie dieß aus der Vergleichung folgender Wasserspiegel sich ergiebt:

Westseite.	Flußspiegel.	Ostseite.	Flußspiegel.
Staffelstein*)	814 par.' ohngefähr.	Lichtenfels	830 p.'
Bamberg	754.	Baireuth	1006.
Forchheim	794.	Kreußen	1222.
Nürnberg	875.	Amberg	1115.

Aus dieser höheren Lage des östlichen Bodens, noch mehr aber aus der allmählig terassenförmigen Aufsteigung der westlich an Baireuth vorüberziehenden Bergreihen erklärt es sich, daß der Ostfuß des Juragebirges auf vielen Strecken nicht den imposanten Anblick gewährt, wie der Westfuß, der fast immer wie eine Mauer aus dem Boden sich erhebt.

II. Thäler.

Nach Darstellung der allgemeinen geognostischen Verhältnisse von dem Anfangstheil unsers fränkischen Juragebirges, gehe ich jetzt auf die detaillirte Schilderung von Muggendorf und seinen nähern Umgebungen über, wobey ich jedoch erinnere, daß ich mich bloß an die geognostischen Beziehungen halten werde, indem ich wegen der übrigen Verhältnisse dieses Bezirkes auf die sehr brauchbaren Beschreibungen von Goldfuß **) und Heller ***) verweise.

Muggendorf liegt im Innern des Gebirgsstockes, und der Bezirk, zu dem es gehört und wel-

*) Die Angaben in obiger Tabelle sind von Berghaus entlehnt. Nach Lamont's Jahrb. ist jedoch der Flußspiegel in Bamberg nur 701', Nürnberg (Stadt) 934'.

**) Die Umgebungen von Muggendorf. Erlangen 1810.

***) Muggendorf und seine Umgebungen. Bamberg. 1829.

cher durch das Flußgebiet der Wiesent begrenzt werden kann, stellt ein ausgedehntes Gebirgsplateau dar, das von vielen schlangenartig gewundenen Thälern durchschnitten wird. Da diese zunächst den besten Aufschluß über die Gebirgsstructur geben können, so ist es am zweckmäßigsten zuerst dem Laufe der hauptsächlichsten unter denselben zu folgen, und dann auf die Betrachtung der durch die Thäler abgeschnittenen Bergrücken überzugehn.

Das Hauptthal, welches diese Gegend durchfurcht, wird von der Wiesent durchströmt. Dieser Fluß entspringt mitten im Gebirge bey Obersteinfeld, läuft gegen S. an Hollfeld, Weischenfeld, Rabeneck, der Riesenburg und an dem Fuße des gößweinsteiner Berges vorbey, wo er umbiegt und in W. N. W. nach Muggendorf und Streitberg geht. Hier krümmt sich die Wiesent zum zweitenmale, indem sie in der Richtung von S. W. durch den ebermanstädter Grund fließt, bey Reuth aus dem Gebirge heraustritt, und gleich darauf bey Forchheim sich in die Regnitz ergießt. Ihr Lauf beträgt ohngefähr 15 Stunden, und ihr über einen steinigen Grund schnell dahin fließendes Wasser hat eine bläulich-grüne Farbe, und ist reich an Forellen. Sie nimmt alle kleinere Flüsse in diesem Bezirke auf, unter welchen die Leinleiter, die Auffees, der Esbach, die Buttlach und Trubach die wichtigsten sind. Das Wiesentthal, welches in seinem obern Verlaufe keine sonderliche Tiefe hat, erlangt unterhalb Weischenfeld bedeutend höhere Thalgehänge, und unterhalb Ebermanstadt breitet es sich in einen weiten Grund aus.

Die geognostischen Verhältnisse, welche uns durch dieses Thal aufgeschlossen werden, sind folgende: Von der Region des Dolomits um Hollfeld herkommend, bespült die Wiesent bey dem Städtchen Weischenfeld die Dolomitberge, welche durch ihre sonderbar zerrissenen, ruinenartigen und senkrecht ansteigenden Felsen, die über dem Städtchen die Ueberreste einer alten Burg tragen, schon von Weitem kenntlich sind. Durchs ganze rabenecker Thal (so heißt die Strecke des Wiesentthals von Rabeneck bis zum Toos) kommt lauter Dolomit in schroff ansteigenden Wänden und hoch übereinander gethürmten Massen vor, von denen ungeheure Blöcke in das enge Thal herabgestürzt sind. Auf gewaltigen Dolomitfelsen erhebt sich in dieser wildromantischen Gegend das alte Bergschloß Rabeneck, einst ein Eigenthum der uralten Familie Schlüsselberg, jetzt der Grafen von Schönborn. Ueberall ist das herrschende Gestein hier der bittererdige Kalkstein, nur am Fahrwege unterhalb der erwähnten Burg sieht man an mehreren Stellen seine Unterlage, den dichten Jurakalkstein, etwas aufgedeckt. Eine Stunde weiter abwärts, gleich unter dem Toose, kömmt man an die Riesenburg, eine ungeheure, phantastisch gestaltete Felsenparthie mit natürlichen Brückenbögen, Portalen und Gewölben, welche vom Gipfel bis zur Thalsohle aus dem Dolomit zusammengesetzt ist. Dieselbe Felsart ist es auch, welche das hochgelegene, aus weiter Ferne sichtliche Schloß und Städtchen Gößweinstein trägt.

Indem die Wiesent in ihrem fernern Verlaufe sich immer tiefer senkt, wird der bis jetzt unter der Thalsohle gelegene dichte Jurakalkstein aufgedeckt, und er fängt von Gößweinstein an allmählig sich hervorzuheben, so daß er bey Muggendorf bereits die untere Hälfte der Thalwände bildet. Bey Streitberg scheint auf einmal der Dolomit wieder bis zum Flußspiegel hinabzureichen; denn es zeigen hier die aus dem Boden senkrecht aufsteigenden Felsmassen, welche unter andern die Ruinen von Neudeck und Streitberg tragen, dieselbe zerklüftete, thurmartige Bildung, wie wir sie bisher nur in Dolomitgegenden zu sehen gewohnt waren. Allein bey näherer Besichtigung ergiebt es sich, daß man durch das äußere Ansehen getäuscht worden ist; denn diese Felsenmassen sind aus dem dichten Jurakalksteine zusammengesetzt *), und erst oberhalb derselben gelangt man an den Dolomit, der die obere Hälfte der Thalgehänge bey Streitberg und der Neudeck ausmacht.

Im weitern Verlauf der Wiesent wird denn auch eine dritte, bisher nicht sichtliche Felsart, der Griessandstein, am Fuß der Thalwände aufgedeckt,

*) Es wäre zu wünschen, daß Handstücke von diesen Gesteinen chemisch untersucht würden.

und steigt schnell über den Wasserspiegel in die Höhe. Am Ottostein, einem $\frac{1}{4}$ Stunde unterhalb Streitberg bey Gasseldorf am Eingange in das Leinleiter-Thal gelegenen Berge, macht er bereits die untere Hälfte desselben aus, und die steilen Felsen, welche wie ein Mauerwerk den Gipfel umfangen und ein kleines Häuschen tragen, das Freyherr von Aufsees vor mehreren Jahren der schönen Aussicht wegen errichten ließ, gehören dem Jurakalksteine an. Der Dolomit fehlt hier in einer Höhe, wo derselbe sich noch bey Streitberg und der Neudeck vorfindet.

Unterhalb Ebermanstadt tritt die Wiesent aus dem bisher eingeengten Thale heraus, und fließt durch den ebermanstädter Grund, dessen Thalwände immer weiter aus einander rücken. Die ganze untere Hälfte derselben, oder wohl auch noch mehr, macht der feinkörnige, in der Regel ockergelbe Griessandstein aus, und es läßt sich beym Hinaufsteigen zur reifenberger Kapelle leicht bemerken, daß der ganze am rechten Ufer fortlaufende Höhenzug auf seinem Gipfel bloß aus dichtem Jurakalksteine besteht, während der Dolomit verschwunden ist. Dafür stößt man bereits am Fuße des Reifenberges auf die dunkelgrauen Schiefer und Kalksteine der Liaskalk-Formation, die häufige Versteinerungen von Ammonites annulatus und Monotis substriata aufzuweisen haben. Indem man sich Reuth nähert, wo die Wiesent aus dem Gebirge heraustritt, findet man die Südspitze dieses, zwischen dem eben genannten Fluße und der Regnitz gelegenen Gebirgsarmes durch eine Hügelreihe aus Keuper-Sandstein begrenzt, auf welcher die Jägersburg, ein ehemaliges bischöflich bambergisches Jagdschloß, erbaut ist.

Der dieser Thalwand gegenüberstehende Höhenzug auf dem linken Ufer tritt immer weiter von der Wiesent zurück und setzt sich, nachdem er den ebermanstädter Grund verlassen, als der unmittelbare Westfuß des Gebirges fort. Innerhalb des genannten Grundes ist diesem Zuge noch ein ganz isolirter, die benachbarten Höhen überragender, schöner Berg vorgelagert, der unter dem Namen der Ehrenbürg oder des Walpurgisberges weit und breit bekannt ist, und seines großen Jahrmarktes wegen, der jährlich am ersten May auf seinem Gipfel gehalten wird, von Tausenden von Menschen besucht wird. Der Fuß dieses Berges steigt ziemlich sanft an, dehnt sich unten im Thale aus, und ist größtentheils mit Feldern bedeckt, oder von Rasen überzogen. Der Gipfel dagegen steigt schroff in die Höhe und ist von zerklüfteten Felsenmassen eingefaßt; sein Rücken breitet sich in eine weite, tafelartige, in der Mitte tief ausgehöhlte Fläche aus, wodurch der Berg eine ausgezeichnet sattelförmige Gestalt erhält. *)

*) Die Auffindung der geognostischen Verhältnisse desselben wird durch den überwachsenen Fuß sehr erschwert; den besten Aufschluß verschafft man sich, wenn man zuerst den Weg von Kunreuth nach Leutenbach einschlägt. Sobald man nämlich von dieser Seite her an den Fuß des Berges gekommen ist, trifft man in den Feldern viele Trümmer von gelblichem Mergelschiefer und blaulichgrauem Liaskalksteine mit dem charakteristischen, in weißen Kalkspath übergegangenen Ammonites annulatus. Diese Trümmer zeigen an, daß gleich unter der Ackererde die Rauchkalk-Formation verborgen liegt. Höher hinauf führt am östlichen Gehänge der Weg an einem kleinen Steinbruch vorbey, durch den der Griessandstein aufgeschlossen wird. Wendet man sich von hier nach dem westlichen Abhang des Berges, wo der Weg von Kirch-Ehrenbach her zur Kapelle hinaufführt, so stößt man gegen die Mitte desselben auf Massen von dichtem Jurakalksteine, die frey zu Tage anstehen, und der Gipfel besteht aus schwärzlich angelaufenen, zerrissenen, ruinenartigen und von Blasenräumen durchzogenen Dolomitfelsen. Von dieser Höhe aus erfreut man sich einer schönen und weiten Aussicht in das Wiesent- und Regnitzthal und auf die benachbarten Gipfel des Juragebirges. Am südwestlichen Abhang des Walpurgisberges legt sich endlich noch eine Hügelreihe von Keupersandstein an, der von hier an sich über Franken und Schwaben ausbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nr. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Indem wir demnach dem Laufe der Wiesent und ihrem Ursprung mitten im Gebirg bis zu ihrem Austritte aus demselben gefolgt sind, haben wir durch das allmälig immer tiefer gehende Rinnsaal dieses Flusses eine Gebirgsart nach der andern in schöner Ordnung aus der Thalsohle hervorsteigen sehen: zuerst Dolomit, dann Jurakalkstein, dann Griessandstein, dann Rauchkalkstein, und endlich Keupersandstein.

Dem Hauptthal der Wiesent laufen auf der rechten Uferseite viele Nebenthäler zu, welche von eben so vielen Flüßchen bewässert werden, die im Allgemeinen die Richtung von N. nach S. verfolgen. Die hauptsächlichsten unter denselben, wie sie in der Direktion von O. nach W. aufeinander kommen, sind die Puttlach, Esbach, Auffees und Leinleiter. Auf dem linken Ufer der Wiesent oder dem südlichen Theil des Gebirgs findet sich bloß die Trubach (Truppach), welche in nordwestlicher Richtung ziemlich parallel mit der Wiesent (in ihrer Erstreckung von Gößweinstein bis Streitberg) verläuft und bey Pretsfeld im ebermannstädter Grunde in die Wiesent fällt. Zur Aufschließung der in diesem Bezirke vorwaltenden geognostischen Verhältnisse genügt es die von der Esbach, Auffees und Leinleiter durchflossenen Thäler einer näheren Beachtung zu unterwerfen.

Das merkwürdigste unter diesen Thälern ist das Ahornthal, welches von der Esbach bewässert ist. Dieses Flüßchen entspringt auf der östlichen Grenze des Gebirges hinter dem Orte Hinter-Gereut in einem merkwürdigen Kesselthal, welches eine ansehnliche Tiefe und eine beträchtliche Ausbreitung erlangt, und in dem die Ortschaften Kirch-Ahorn, Frei-Ahorn, Poppendorf, Körzendorf u. s. w. mit Feldern und Wiesengründen liegen. Dieses Kesselthal wird an seinem südwestlichen Ende von der Esbach durchbrochen, die hier in eine enge Schlucht eintritt, welche auf beyden Seiten die gewaltigsten Felsenmassen aufzuweisen hat. Es ist ein überraschender Contrast, wenn man von dem heitern, weit ausgebreiteten Thalgrunde, in welchem Kirch-Ahorn liegt, plötzlich in diese wilde düstere Felsenschlucht eintritt. Die interessanten geognostischen Ergebnisse, welche sich am Eingange dieser Schlucht auffinden lassen, habe ich schon früher geschildert.

Ein anderer Nebenfluß der Wiesent ist die Auffees, welche im mittleren Theil des Gebirges bey Königsfeld entspringt, und nach einem Laufe von 5 Stunden durch das anfangs seichte, nachher aber tiefer werdende Auffeesthal, unweit des Tooses, sich in die Wiesent ergießt. Dolomit faßt auch von hier bis hinauf zum Schloß und Dorf Auffees (dem nördlichsten Punkte, welchen ich an diesem Flüßchen besucht habe) die Thalwände mit seinen Felsenparthien ein.

Am weitesten nach W. zurück liegt unter den nördlichen Seitenthälern der Wiesent das Leinlei-

ter-Thal, welches das von Ober-Leinleiter entspringende und bey Gasseldorf (zwischen Ebermanstadt und Streitberg) in die Wiesent einmündende Flüßchen, die Leinleiter, durchfließt. Da dieses Thal wegen der niedrigen Lage des Westfusses unsers Gebirges viel tiefer liegt, als die vorher genannten östlichen Seitenthäler der Wiesent, so kommen in demselben bereits die Unterlagen des Dolomits zum Vorschein, und während bey Heiligenstadt der Jurakalk die herrschende Gebirgsart ist, dem nur auf den höchsten Punkten, wie z. B. am Greifenstein, eine Dolomitkuppe aufgesetzt ist, tritt weiter abwärts bey Veilbrunn bereits der Griessandstein aus der Thalsohle, der bald im fernern Verlauf die untere Hälfte der Thalgehänge ausmacht. Der früher schon erwähnte Ottostein steht gerade auf der Grenze, wo die Leinleiter mit der Wiesent zusammenfließt.

3. Bergrücken.

Die vielen Flüsse, welche die Umgegend von Muggendorf in schlangenartig gewundenen Thälern durchziehen, haben das ganze Gebirge in mehrere bedeutende Bergplateaus zerschnitten, die meist besondere Benennungen führen. So nennt man den Gebirgsabschnitt, der einerseits durch den Westfuß des Juras, andrerseits durch die Wiesent und Leinleiter begrenzt wird, die Lange-Meile; der Bergrücken zwischen der Leinleiter und Aufsees heißt das Aufseeser Gebirge, zwischen der Aufsees und Wiesent das weischenfelder Gebirge, zwischen der Wiesent und Esbach das rabenecker Gebirge, (zwischen der Esbach und Puttlach das Plateau von Hohen-Mirschberg), zwischen der Puttlach und Schutter das portensteiner Gebirge, zwischen der Wiesent und Trubach (Truppach) das biberbacher Gebirge.

Wenn man aus den Thälern auf diese Gebirgsrücken gestiegen ist und auf denselben fortwandelt, so hat es nicht den Anschein, als ob man sich auf Berggipfeln befände, sondern als ob man weite Flächen vor sich hätte, die durch mehr oder minder tiefe Einschnitte zu einem wellenförmigen Hügellande, oder durch aufgesetzte Felsenkuppen und Berge zu einem abermaligen Berglande werden. Reisende, die unser Gebirge zum erstenmale besuchen, und der Straße von Baireuth her folgen, sind daher, wenn sie von Wüstenstein aus über das weit ausgedehnte Plateau mit seinen vielen aufgesetzten kleinen Bergen hinweg bis an die Höhe von Streitberg gekommen sind, überrascht, plötzlich tief unter sich ein weites Thal zu sehen, da sie nichts in der Meynung erhalten konnte, daß sie bisher auf einem hohen Gebirgsrücken sich befunden hätten.

Schon aus der vorhergehenden Beschreibung der Thäler ist es ersichtlich, daß der Dolomit die vorherrschende Felsart in unserm Gebirge ausmache, während der Jurakalk und Griessandstein nur gegen die beyden Grenzen des Jurazuges, oder in tiefliegenden Thälern zum Vorschein kommen. Wenn man von Greifenstein nach Hollfeld oder Hohen-Mirschberg, wenn man von der Grotte bey Neudeck über Mokas und Gößweinstein nach Pegniz, wenn man von Muggendorf nach Wichsenstein oder von Streitberg nach Blankenfels, wenn man von Rabeneck nach Rabenstein über die Gebirgsplateaus hinweggeht, so bleibt man immer auf dem Dolomite.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Dolomit, wo er die Thalgehänge bildet, in schroffen, thurmartig aufsteigenden und übereinander gestürzten Felsenmassen zum Vorschein kommt. Von eben so sonderbaren Formen sind gleichfalls die Dolomitkuppen und Dolomitberge, welche gemeiniglich den Gebirgsrücken wieder aufgesetzt sind, in regelmäßigen Reihen sich zuweilen aneinander legen, und bey ihrer aus der Ferne meist kegelartigen Gestaltung dem Gebirge einen sehr auszeichnenden Charakter verleihen. Von der Höhe dieser Dolomitkuppen hat man eine weite Aussicht über die Gegend, und viele sind deßhalb bekannt geworden. Außer den bereits genannten, führe ich in dieser Beziehung unter den vielen Puncten nur noch an den Greifenstein bey Heiligenstadt, den Guckhül bey Streitberg, den Adlerstein und das Quackenschloß bey Muggendorf, und vor allen den Wichsenstein.

Der Adlerstein liegt nicht weit von dem Dorfe Engelhardsberg, und ist ein säulenförmiger, nach allen Seiten senkrecht abfallender Dolomitfels, der nur von einem geschickten Kletterer, oder ver-

mittelst einer Leiter erstiegen werden kann; neben demselben liegen noch einige kleinere Blöcke umher. Merkwürdig ist es, daß hier im massigen körnigen Dolomit ein kleines Lager von geschichtetem dichtem Jurakalksteine, das am Fuß des Adlersteines und zumal an den nebenstehenden Felsen sichtlich ist, zum Vorschein kommt.

Das gleich daneben liegende Quackenschloß hat seinen Namen daher erhalten, weil der Dolomit (von den Landleuten Quacke genannt) hier große Felsenwände nach Art der Mauern verfallener Schlösser bildet.

Unter allen Höhenpuncten aber, die in der Umgebung von Muggendorf vorkommen, scheint der Schloßberg von Wichsenstein der bedeutendste zu seyn. Dieses Dorf liegt zwey kleine Stunden südlich von Muggendorf auf dem biberbacher Gebirge, das das größte Plateau in unserm Bezirke ausmacht. Obschon bereits das Dorf auf einer, über die übrige Bergfläche emporragenden Anhöhe liegt, so steigen doch an demselben abermals gewaltige Dolomitfelsen empor, auf deren höchsten eine Treppe hinaufführt, und dessen Gipfel, da er so schmal ist, daß nur wenige Personen darauf Raum haben, mit einem festen Geländer umgeben ist. Die Aussicht auf demselben gehört zu den großartigsten im ganzen Gebirge: man sieht hier die Bergschlösser Hohenstein, Rothenberg, Egloffstein und Hundshaupten, die Kuppe der Ehrenbürg, die Altenburg bey Bamberg, Reifenberg, Greifenstein, Adlerstein, Sanspareil, Neubürg, Gößweinstein, die pfälzer Gebirge, das Fichtelgebirg und viele andere merkwürdige Puncte.

Obschon das Gebirge keine besondere Höhe erreicht, so findet man doch im Klima bereits einen merklichen Unterschied, indem in den Thälern die Erndte 8 — 14 Tage früher gehalten werden kann. Zu den vielen Nachtheilen, welchen die Bergbewohner ausgesetzt sind, gehört auch der Wassermangel, indem auf dem Gebirge fast durchgehends Quellen fehlen, und statt der Brunnen nur Cisternen zu finden sind. Die Bewohner solcher Districte, wie z. B. die von Gößweinstein, sind daher genöthigt, ihr Trinkwasser oft tief aus dem Thale herauf holen zu müssen, und bey trocknen Jahren, wo der Vorrath der Cisternen erschöpft wird, muß alles Wasser von unten hinauf geschafft werden. Mit der Wasserarmuth des Gebirges steht im Gegensatz der Reichthum der Thäler an schönen, frischen und wohlschmeckenden Quellen, welche zumal aus dem Jurakalksteine hervorbrechen, der für die Hegung oder wenigstens für die Fortleitung der durch die Klüfte des Dolomits eingedrungenen Gewässer am geeignetsten zu seyn scheint. Von welcher Bedeutung diese unterirdische Wasserwirthschaft ist, zeigt sich am deutlichsten an den drey Quellen, die nebeneinander bey der Stämpfersmühle, unterhalb Gößweinstein, hervorbrechen, und von denen jede einen Wasserstrom von 4 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe ergießt, so daß die Mühle nicht von der unmittelbar vorüberfließenden Wiesent, sondern von den einige Schritte von ihr entspringenden Quellen in Bewegung gesetzt wird.

4. Höhlen im Allgemeinen.

Zu den interessantesten Erscheinungen des muggendorfer Bezirkes gehören die Höhlen, deren man auf einem Umfang von etwas mehr als einer Quadratmeile bereits an vierzig entdeckt hat. Die Aufzählung und Beschreibung dieser durch ihre domartigen Gewölbe und zum Theil auch durch ihre wunderbaren Tropfsteinbildungen ausgezeichneten Grotten findet man sowohl in dem Taschenbuche von Goldfuß, als von Heller, worauf ich verweise.

Diese Höhlen liegen im Dolomitgebirge. So habe ich es wenigstens bey allen gefunden, die mir genauer bekannt geworden sind, und worunter die gailenreuther, Mokas-, Rosenmüllers-, Oswald's-, Wunder-, Wizen-, Schönstein-, klausteiner Höhle, das Rabenloch (Kuhloch) und die neudecker Grotte gehören. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß die übrigen Höhlen ebenfalls in dieser Gebirgsart enthalten sind, indem sie entweder in solchen Gegenden sich finden, wo bloß Dolomit vorkommt, oder indem sie in gleichem Niveau mit den vorhin angeführten liegen. Ob es unter diesen Höhlen welche gibt, die in den unterliegenden Jurakalk hineinsetzen, kann ich mit Bestimmtheit weder bejahen noch verneinen, da ich nicht alle in dieser Beziehung untersucht habe, und die meisten auch

auf dem Boden und an den Wänden mit einer dichten Tropfsteinkruste überzogen sind; schätze ich indeß die Tiefen dieser Grotten nach dem Augenmaaß, so kann ich keine auffinden, die in das Niveau des Jurakalksteines hinabreichen würde.

Da im nähern Umkreis von Muggendorf und Streitberg der Dolomit bloß die Gipfel der Bergmassen einnimmt, so ist die nothwendige Folge, daß man hier aus den Thälern hoch hinauf steigen muß, um zu diesen Grotten zu gelangen; dieß ist der Fall bey der Schönstein-, Rosenmüllers-, Oswald's-, Mokas-, gailenreuther Höhle, der neudecker Grotte und vielen andern Höhlen, die sämmtlich auf der Höhe liegen. Wo aber der Dolomit bis ins Thal hinabreicht, wie dieß auf der Ostseite des Gebirgs statt hat, da findet man auch die Höhlen in einer geringen Entfernung über dem Wasserspiegel; dieß ist der Fall mit dem Rabenloch (Kühloch), der klausteiner Höhle und mehreren andern.

Daß dem Dolomit die Eigenthümlichkeit der Höhlenbildung nicht bloß in dem muggendorfer, sondern in dem ganzen fränkisch-pfälzischen Juragebirge zustehen möchte, darauf hat schon im Jahre 1809 Direktor von Voith in seiner Monographie einer bisher noch unbemerkten Gebirgsart *) aufmerksam gemacht. Ebenso habe ich gefunden, daß die Höhle, welche auf dem Staffelberge bey Staffelstein am südwestlichen Abhang des Gipfels vorkommt, im Dolomit enthalten ist.

5. Knochenführende Höhlen.

Die merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der muggendorfer Höhlen sind jene Denkmale einer durch die Sündfluth vernichteten Thierwelt, deren Gebeine sich in diesen Grotten jetzt noch vorfinden, und die entweder bloß unter lockerer Erde oder einer Tropfsteinkruste auf dem Boden liegen, oder durch den sich immer fort erzeugenden Kalksinter unter sich zusammengekittet, oder auch an die Seitenwände der Höhlen geheftet worden sind.

Diese Denkmale einer antediluvianischen Welt, welche jedoch nur in einigen muggendorfer Höhlen niedergelegt sind, waren in hiesiger Gegend lange gekannt und gesucht, indem die Arzneikunde der damaligen Zeit es für nothwendig hielt, den kranken Gliederbau des Menschen durch die Knochen unserer Antediluvianer zu restauriren. Da nach dem damaligen Stand der naturhistorischen Kenntniße die Aerzte alle großen fossilen Knochen für Elephantenreste ansahen, so wurden auch die in unseren Höhlen vorkommenden Gebeine von Bären, Löwen und andern Raubthieren den armen Patienten unter dem Namen Ebur fossile eingegeben, und zwar mit demselben Erfolg. Die erste gedruckte Nachricht über das Vorkommen solcher Ueberreste hat Marx *), ein nürnberger Materialist, geliefert, indem er erzählt, daß bey dem bambergischen Städtchen Bodenstein Knochen und Zähne von Unicornu fossile gefunden worden seyen. Baier hat in seiner Oryctographia norica diese Angabe aufgenommen und dadurch zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Mehr als dieses war aber von den hiesigen Höhlen und ihren Denkwürdigkeiten den Naturforschern nicht bekannt, so daß man von Muggendorf nur in der allernächsten Umgebung etwas, von Gailenreuth aber gar nichts wußte. Esper, dieser als Naturforscher, wie als Geistlicher gleich ausgezeichnete Mann war es, der zuerst die Welt durch genaue Untersuchungen von diesen Merkwürdigkeiten in Kenntniß setzte. Sein Werk, betitelt: „Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere, und denen sie enthaltenden, sowie verschiedenen andern denkwürdigen Grüften der Obergebürgischen Lande des Marggrafthums Bayreuth. Nürnberg 1774. mit 14 illuminirten Kupfertafeln“ enthält einen Reichthum von Beobachtungen, eine genaue Beschreibung der Höhlen und ihrer antediluvianischen Einwohner, scharfsinnige Ansichten über die Einlagerung dieser Thiere in die Grüfte und höchst genaue schöne Abbildungen von den gefundenen Knochen.

*) Moll's Ephemeriden. Band V. S. 161 u. f.

*) Material-Kammer p. 92. Dies Citat ist genommen aus Baieri Oryctographia norica pag. 27.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nr. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Da diese Höhlen seit jener Zeit durch das Nachgraben in ihrem Innern ganz verändert, manche an fossilen Knochen vollständig ausgebeutet sind, so kann man sich über ihren frühern Zustand nur durch Espers Beschreibung Auskunft verschaffen, aus der wir daher im Nachfolgenden Einiges entlehnen.

Es war im Jahre 1771, als Esper, damals Pfarrer zu Uttenreuth (1 Stunde von Erlangen), angeregt durch die mancherley Gerüchte über diese unterirdischen Wunder, in Begleitung des Apothekers Frischmann in Erlangen, eines eifrigen Naturforschers, so wie des nachherigen Physikus Heumann zu Langenzenn, der damals auf der Universität Erlangen sich aufhielt, sich aufmachte, um jene Gegenden auf wissenschaftliche Weise zu untersuchen. Bey Pretsfeld erstieg die Gesellschaft das Gebirge, und nahm auf dem Plateau den Weg nach Mokas zur dasigen Höhle, welche nach der Sage mit Riesengebeinen angefüllt seyn und deren Gewölbe auf anderthalb Meilen in der Länge sich erstrecken sollten. Heumann und Frischmann konnten sich durch den engen Eingang dieser Gruft hindurch schieben; von sich selbst aber sagt Esper: „mein Gliederbau war für einen solchen Eingang zur Betrachtung der Wunder des Schöpfers unter der Erde etwas zu reichlich angelegt, ich mußte mit Leidwesen zurück.“ Heumann, der diese gefährlich zu passirende Höhle später noch mehrmals bestieg, fand in einer Tiefe von 60 Klaftern eine Kinnlade nebst dem untern Theil eines Schenkelbeines, die mit den gleichnamigen Knochen in der gailenreuther Höhle vollkommen übereinstimmten. Nach einer Bemerkung von Esper, die nicht unwichtig ist, werden solche Knochen ebenfalls in den Ebenen, am Fuße des Berges ganz seichte unter der Erde liegend, bey dem Ackern vom Pfluge hervorgestreift.

Von Mokas gieng es nach Gailenreuth, wo Esper zu seiner großen Verwunderung (wie dieß denn auch vielen andern Reisenden begegnet ist,) plötzlich ein tiefes Thal unter sich sah, während er bis jetzt sich auf einer bloßen Ebene geglaubt hatte. Man kommt, sagt er, aus der Gegend von Mokas her an ein fürchterliches Thal, ohne daß man vorher auf eine Anhöhe gestiegen.

Die ersten 3 Gewölbe der gailenreuther Höhle enthielten nur wenige Fragmente von Knochen, doch war die Erde, welche den Boden füllte, für den genau beobachtenden Naturforscher betrachtungswürdig. „Die ganze Gegend,“ sagt er auf Seite 11, „hat lauter mergelartig, mit Leimen gemengtes Land, das ins Gelbe fällt. Hier aber liegt eine schwarze, schlammartige Erde in sehr beträchtlichen Tiefen. Ich will sie nicht für eine Thiererde schlechterdings jetzo noch halten, wie die tiefer liegende es ohne den mindesten Anstand ist; vermuthlich aber gehört sie dahin, nur hat das Animalische, da die

Luft zur Verwitterung hilft, sich um ein merkliches sonder Zweifel verloren, zumal da sie mit einer vegetabilischen Erde von dem seit undenklichen Zeiten eingeflogenen Laub, sehr häufig vermischt worden ist.“ Der Boden war überall mit einer dicken Tropfsteinrinde bedeckt, unter der sich in der dritten Grotte Zähne und Kiefer gefunden haben.

Von diesen auf einer Ebene fortlaufenden drey Gewölben, mußte in einen ohngefähr 20 Fuß tiefen Abgrund vermittelst einer Leiter gestiegen werden.

„Uebrigens ist man nun wirklich da, wo die Verwesung sich satt an lebendigen Geschöpfen genagt, und der siegende Tod tausend beseelte Kreaturen zur Erde gestreckt hat. Aufgewühlte Kirchhöfe liegen von Gebeinen dieser traurigen Ueberbleibseln der Vergänglichkeit niemalen so voll. Der Boden selbst ist unläugbar eine Erde von gemorderten Thieren, wie die Untersuchungen zeigen. Ein Theil der Gebeine liegt gleich im Gesicht, einen andern wühlt man ohne Mühe hervor. Der Fels selbst ist mit Zähnen und Ueberbleibseln von Gerippen durchknetet. Daß die Skelete etwa nach der Ordnung ihrer Gebeine nach lägen, daran ist gar nicht zu denken. Es haben der Menschen Hände, und oft vielleicht unverständige Hände, zumal als die Sache ruchbar worden, hier gar zu sehr nach Willkühr gehauset. Sie sind auch vielleicht ursprünglich nicht nach dieser Ordnung in die Höhle gekommen.“

Weiterhin ging es abermals auf der Leiter in einen Schlund von 18 —20 Fuß Tiefe hinab, wo eine Gruft von der Weitschaft der vorigen sich aufthat. „Die Zoolithen finden sich hier hin und wieder zerstreut. Man geht auf lauter Gebeinen. Noch mehrere sind unter dem lockern Staub, oder besser derjenigen Thiererde, welche auch hier den Boden macht.“

Auch seitwärts von dem vierten Hauptgewölbe fanden sich in Spalten und Höhlungen die Ueberreste von Thieren. Am merkwürdigsten war eine Gruft von 28 Fuß Höhe und 43 Fuß Länge, zu der man nur durch einen überaus engen Eingang gelangen konnte, und welche noch jetzt leicht wieder zu erkennen ist, da unter ihren schönen Tropfsteinbildungen in der Höhe eine Art von Balkon vorkommt, der mit einem gefalteten Vorhang verziert zu seyn scheint.

„In keiner der vorigen Grüfte liegen so viele Zoolithen, als hier. Der ganze Boden ist damit übe streut. Es mag seyn, daß sich nicht jeder, der diese Höhlen besucht, bis in die gegenwärtige Gruft gewagt und also weniger aus dem Gewölbe bey Seite geschafft worden. Wir haben 5 — 6 Schuh in die Tiefe graben lassen und nie etwas anderes gefunden als Knochen, und den aus selbigen verwitterten Staub, welcher sich durch Versuche als eine wirkliche Thiererde gewiesen hat. Ueberhaupt ist es schwer, von der Menge dieser Zoolithen und der Erde, in welche sie aufgelöst sind, sich, ohne daß man es mit Augen gesehen, eine Vorstellung zu machen; ja ich besorge, kaum Glauben zu finden, wenn ich gleich nur das Wenigste sage: daß nämlich nicht etliche hundert Wagen hinreichen würden allen Vorrath hievon auf die Seite zu schaffen. Das Merkwürdigste aber war, daß diese Knochen nicht allein in der Tiefe, sondern auch in der Decke des Gewölbes eingekittet waren.“

Esper machte uns jedoch nicht nur mit den fossilen Ueberresten von Thieren in dieser Höhle bekannt, sondern er entdeckte in derselben auch Trümmer von Urnen, von denen man vorher nichts wußte.

Wichtig für die Theorie der Einlagerung dieser Thierüberreste schien Esper'n eine andere Entdeckung, welche er bey dem Nachsuchen nach den ursprünglichen Lagerungsverhältnißen derselben machte. Man kam nämlich (Seite 24.) bey Gelegenheit der vorn beschriebenen Urnen auf eine Platte von Stein in der ersten Höhle; sie hing hinten mit dem Hauptfelsen zusammen, vorwärts aber strich sie nicht durch den ganzen Raum. Als man nun da, wo die Steinplatte aufhörte, in die Tiefe graben ließ, kam man, nach einem starken Abraume von allerley Wust, auf eine ganz weiße, sich ziemlich fest greifende und mit einer kalkigen Schärfe so saturirte feuchte Erde, daß deren Schärfe, wie beym gelöschten Kalk, unter dem Arbeiten die Haut an den Fingern durchbeizte. Sie hat, nach Espers Meynung, außer allem Zweifel den durch die Fäulniß zerstörten Thierknochen ihren Ursprung zu verdanken. Unmittelbar nach derselben lag eine Schicht indurirter Knochen von einem Schuh in der Dicke. Diese Lage strich durch den ganzen Raum des gefundenen Platzes, der etwa 6 Fuß breit war; sie wird nicht viel über 8 — 10 Fuß vorwärts gelaufen seyn; denn als etwa 6 Schuh gerade fortge-

graben war, so nahm die Schichte an Dicke bereits ab, es kamen Kohlen und fremde eingemischte Körper zum Vorschein; Beweise, daß die ursprüngliche Lage nicht viel weiter unzerstört geblieben. Die hier angetroffene Schicht war sehr reich an Zoolithen von allerlei Art, und mit Dolomit-Geschieben durchmengt.

„Ganz unerwartet kam endlich eine Maxilla von einem Menschen, in welcher noch auf der linken Seite zwey Stockzähne und ein vorderer stacken, zu einem in der That ganz schreckhaften Vergnügen hervor. Nicht weit davon wurde auch ein Schulterblatt auf das Vollständigste, so daß an dem processu coracoideo nicht einmal etwas Verletz es gewesen, gefunden. Ich entscheide nicht, ob beyde Stücke einem Besitzer zuständig gewesen. Gerade aber sind es zwey Beine von dem menschlichen Gliederbau, welche wegen ihrer Struktur mit den ähnlichen Gliedern an Thieren das Wenigste gemein haben und für Ueberbleibsel von Menschen am kenntlichsten sind. Haben beyde Stücke aber einem Druiden, oder einem Antediluvianer, oder einem Erdenbürger neuerer Zeiten gehört? Da sie unter den Thiergerippen gelegen, da sie sich in der nach aller Wahrscheinlichkeit ursprünglichen Schichte gefunden, so muthmasse ich wohl nicht ohne zureichenden Grund, daß diese menschlichen Glieder auch gleichen Alters mit den übrigen Thierverhärtungen sind.“

Esper traf jedoch die Knochen nicht bloß lose im Staube oder durch Tropfstein an die Wände festgekittet, sondern er fand sie auch in besondern Konglomeraten, welche er Concrete nannte. „Sie sind aus Trümmern von Stalaktit, dem grauen Kalksteine, daraus das ganze Gebirge besteht, etwas Sand, einem mergelartigen Wesen, und unsäglichen Fragmenten von Thierknochen, daß ich so sage, zusammengeleimt.“ Diese Concrete sind von einer außerordentlichen Festigkeit.

Aus einem spätern Bericht, den Esper *) an das baireuthische Ministerium abstattete, heben wir noch Folgendes heraus: Zuerst gibt er seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß binnen zwey oder dritthalb Jahren, wo er zuletzt die gailenreuther Höhle besuchte, sich so viel verändert hatte. An den Wänden waren ganz andere Tropfsteinbildungen zu sehen; viele der ehemaligen Figuren waren durch einen Ueberguß unkenntlich gemacht, andere aber ganz neu getrieben. So hatte sich unter andern in der dritten Gruft, wo zum erstenmal eingestiegen wird, an einem Ort, der sonst nie die mindeste Feuchte gehabt, eine sehr gut gezeichnete Cascade formirt. Der Ansatz von Tropfstein war hie und da so stark, daß, wenn die Wände nur zehn Jahre nach diesem Verhältnisse fortwachsen würden, seiner Meynung nach, gewiß die weitesten Zugänge verstopft wären; es schien ihm deßhalb, als ob die Stalaktiten im Lauf der Zeit wieder aufgelöst werden könnten. Kein Kalkul kann daher alberner seyn als der, wenn man aus der Dicke der Tropfsteine das Alter dieser Höhlen oder der Erde überhaupt bestimmen will. Esper setzt hinzu: „doch sind das die Mode-Rechnungen unserer Zeiten.“ Man sieht hieraus, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt; denn an den albernen Berechnungen Ballenstedt's und Consorten hat sich unsere Zeit auch geweidet.

Der Boden in der dritten Höhle, welcher mit einer fast fußdicken Tropfsteinrinde belegt war, war seit Espers früherem Besuche durchbrochen und darunter ein mächtiges Conglomerat von Knochen gefunden worden. Zugleich wurde unter der erwähnten Tropfsteinschale ein gegen anderthalb Fuß im Durchmesser weites Loch entdeckt, das sich jäh nach der Tiefe gegen die unteren Höhlungen zog, so daß es einen, in die vierte der großen Grüfte führenden Ausgang hatte. In dieser Schlucht war eine außerordentliche Menge von antediluvianischen Thieren eingelagert gefunden worden *).

*) Schriften d. Berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde. Berlin 1784. Band V. Seite 56—100.

*) Esper wollte diesen Schlund untersuchen, fand aber beyde Mundlöcher boshafter Weise verstopft, so daß er nicht hinein konnte. Es hatten hier nämlich einige Personen ein überaus reiches Knochenlager gefunden, dessen Entdeckung sie zu verheimlichen suchten. Durch ausgebrochene Mißhelligkeiten aber wurde es bekannt, und unser eifriger Beobachter erhielt darüber folgende zuverlässige Nachrichten: In der vierten Hauptshöhle, wo zum andernmal mit der Leiter eingestiegen wird, war der Boden ein Geschütte von Erde und Knochen. Als man dieses auf die Seite schaffte, entdeckte man einige Fuß über dem Boden ein 2'

Seit Espers Tode hat sich der Zustand der gailenreuther Höhle noch mehr verändert. Als unter der preußischen Regierung, die mit edler Sorgfalt sich für diese merkwürdigen Grüfte interessirte, ein besonderer Höhlenaufseher angestellt worden war, so grub derselbe nicht nur an verschiedenen Orten, zur Erlangung der fossilen Knochen, ein, sondern er senkte auch im hintersten Raume einen Schacht ab, der 4 Lachter tief durch ein mächtiges Knochenkonglomerat gieng, ohne daß man das Ende desselben erreicht hätte. Aus diesem Lager, in welchem die Knochen durch eine harte Kalksteinmasse zu einem festen Knochenkonglomerate verbunden sind, erhielt der erwähnte Aufseher in Zeit von drey Jahren 150 ganze Schädel, während eine doppelt größere Zahl beym Herausbrechen aus der harten Steinmasse in Stücke gieng. Nicht minder wurde von Bauern und Reisenden diese Höhle durchwühlt und dadurch Vieles zu Grunde gerichtet.

Die gailenreuther und Mokas-Höhle sind es jedoch nicht allein, in welchen Esper die Dokumente einer frühern Zeit aufgefunden hat. Zunächst entdeckte er im Brunnenstein *) eine Menge Ueberbleibsel von Thiergerippen, die aber von lauter Landthieren der Umgegend, als vom Schwein, Hirsch und Fuchs herrührten, und unter denen sogar ein ganzes Skelet von einem Dachs war. Obschon Esper geneigt ist, diese Ueberreste für gleichalterig mit den Bärenknochen zu halten, so hat mich doch die Beschaffenheit der Knochen, von denen einige in der Universitäts-Sammlung zu Erlangen aufbewahrt werden, überzeugt, daß sie von neuerem Datum sind, wie sich denn auch keine Conglomerate und keine thierische Erde hier findet. Wahrscheinlich diente diese Höhle den Dachsen und Füchsen zum Aufenthalt, welche die Trümmer anderer Thiere hineingeschleppt und im Tode ihr eigenes Gerippe zurückgelassen haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

weites Loch, das den Eingang in den Felsen bildete, in welchem sich an einem geräumigen Ort eine Nische öffnete, in der man nach beschwerlichem Kriechen gerade aufrecht stehen konnte. Der Boden mochte 4 Fuß in der Breite betragen, die Kluft war von einer Höhe, welche das Auge in diesem Dunkel nicht erreicht, und schien auf der Oberfläche des Gebirgs zu Tage ausgegangen zu seyn. Die Nische selbst war wohl der merkwürdigste Theil der ganzen Höhle, indem sie mit Gerippstücken des Hauptthieres bis auf eine beträchtliche Höhe erfüllt war, unter welchen eine Menge vollständiger Schädel, die theils frey lagen, theils nur mit dem Hintertheil in der Tropfstein-Rinde steckten. Sie waren an Größe merklich verschieden, einige hatten fast 2′ Länge, andere kaum die Hälfte; an Gebiß und Zähnen fand sich keine Verschiedenheit. Fast allen Glauben übersteigt die, in dem so engen Raum gefundene Menge von Zähnen, indem dieselben gewiß gegen 8 nürnberger Metzen betragen haben. Ueberschlägt man dieses, so ergiebt es sich, daß in einem so engen Raum mehr als dreithalb hundert solcher Geschöpfe zusammengelegen haben. An meist ganzen Köpfen lagen hier an 180 beysammen, von denen leider mehr als $\frac{2}{3}$ um der Zähne willen zerschlagen wurden.

Unter diesem Gemenge fanden sich zugleich eine Menge Wolfsschädel, von denen fast eben so viele, als von jenen vorhanden gewesen. An Größe kamen sie mit den gewöhnlichen überein, nur einzelne Backenzähne von $\frac{3}{4}$″ Breite ließen auf wahre Ungeheuer schließen. Häufig kamen auch Hundsköpfe vor, die an Größe den Wolfsschädeln meist gleich waren; kleine von 4 — 6″ Länge waren viele vorhanden. Da Wolf und Hund im Skelet so übereinstimmen, daß sie nicht zu unterscheiden sind, so ist zu bedauern, daß Esper die Merkmale nicht angegeben hat, durch welche er beyde unterscheiden wollte. Vollkommen einverstanden sind wir mit seiner Folgerung, daß sich die Hunde nicht erst in neuerer Zeit hieher konnten verlaufen haben, da der obere Eingang in diese Kluft von der Tropfstein-Rinde bedeckt war, und um durch den untern Ausgang einzudringen, ein solches Thier erst 20 — 30 Fuß tief in die Haupthöhle hinab hätte springen müssen, um nachher durch den engen Gang sich hinaufzuwinden. Außer den erwähnten Thierüberresten haben sich nach Espers weitern Bericht auch Zähne und Kiefer, die dem Löwengebiß nahe kamen, gefunden. Uebrigens war der Vorrath von den andern Theilen des Gerippes außerordentlich groß, und zwischen diesen Ueberresten lag eine wahre Thiererde.

*) Ausführliche Nachricht von Zoolithen. S. 126.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nr. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß der unermüdliche Forscher ächte antediluvianische Knochen in der Wundershöhle getroffen hat. †)

In der Wizenhöhle fanden sich ebenfalls einige Wirbel, die nach Esper denen von Pferden und Hirschen glichen, und daher wohl nicht antediluvianisch sind. *)

Das Zahnloch **), bey Hohen-Mirschberg, dessen Name schon verräth, was man ehedem in großer Menge dorten fand, hat Zähne geliefert, die, nach Esper, mit den in der gailenreuther Höhle so häufig vorkommenden, ganz übereinstimmen. Ob aber wirkliche Fragmente von Elephantenzähnen, wie er meynt, dort sich fanden, ist vor der Hand noch zu bezweifeln. Rosenmüller entdeckte daselbst Phalangen, Klauen und Wirbel vom Höhlenlöwen; Goldfuß ***) einige kleine Knochensplitter und einen Fangzahn vom Höhlenbären. Der Boden ist eine gelbe lettige Erde.

Das Schneiderloch bey Rabenstein ist auf dem Boden gleichfalls wegen des Ebur fossile durchwühlt. *) Frischmann fand hier zwey Wirbel, von denen Esper den einen tab. XIII. fig. 1 abbildet, welcher noch gegenwärtig im zoologischen Museum der Universität Erlangen aufbewahrt wird. Obschon Esper erklärte, daß dieses Knochenfragment wie bey den Wiederkäuern gebildet ist, so hielt er es doch nicht von einem derselben abstammend, sondern meynte es seiner Größe wegen vielleicht dem Elephanten zuschreiben zu müssen; doch setzt der genaue Untersucher hinzu: „ich bin keine richtige Zeichnung vom Elephanten-Skelet aufzutreiben im Stande, ich weiß also nicht, ob die zweyte vertebra an diesem Thiere die Bauart der gegenwärtigen hat. Von dem Gliederbau der Rhinozeroten ist sie gänzlich verschieden.“ Esper hatte jedoch zuerst recht gesehen, denn dieser fossile Wirbel gehört, nach meinen Untersuchungen, einem Ochsen an.

In demselben Thale, in welchem die vorige Höhle sich zeigt, liegt eine andere, von Goldfuß das Kühloch, von Esper **) das Rabenloch und seit dem Besuch Sr. Majestät des Königs, die Ludwigshöhle genannt. Der Eingang geht hier durch ein ungeheures Thor, und die Höhle ist in ihrem Innern ohne jene Tropfsteinbildungen, welche sich in andern Grotten zeigen. „Sie hat, nach Esper, ebenfalls sehr viel Ebur fossile vor Zeiten gehabt. Die leeren Gruben, wo man solches gesucht, sind wie in den übrigen, sonsten aber von Erheblichkeit gar nichts vorhanden.“ Goldfuß fand gleichfalls nichts Bemerkenswerthes. Auf die Wichtigkeit dieser Grotte machte zuerst Buckland, der die

†) A. a. O. Seite 155.

*) A. a. O. S. 137.

**) A. a. O. S. 140.

***) Die Umgebungen von Muggendorf S. 119.

*) a. a. O. Seite 141.

**) A. a. O. S. 143.

deutschen Höhlen in den Jahren 1816 und 1822 besuchte, aufmerksam, indem er sie für merkwürdiger, als alle andern in der Nähe vom Schloß Rabenstein befindlichen erklärte, da sie außer der von Kirkdale die einzige sey, in der die Thiere durch die Diluvialwirkung keine Störung erlitten haben sollen. In dieser einzigen Höhle, deren Gestalt und Verhältniße einer geräumigen Kirche gleichen, liegen, nach der Angabe des englischen Geognosten, Hunderte von Fudern schwarzen thierischen Staubs den ganzen Boden bedeckend, im Durchschnitt 6 Fuß hoch, welche Höhe mit der Länge und Breite multiplicirt, über 5,000 Kubikfuß Staub gibt. Rechnet man nun 2 Kubikfuß Staub und Knochen auf ein Thier, so würden in dieser einzigen Höhle die Reste von 2,500 Bären liegen. Diese Berechnung ist jedoch zu hoch ausgefallen. Zwar habe ich selbst bey meinen, seit sieben Jahren nun ganz ausgesetzten Besuchen diese Höhle nicht mehr völlig in dem Stande getroffen, in welchem sie Buckland beschrieben hat, indem kurz vor meinem ersten Besuch der Boden eingeebnet und mithin der frühere Zustand umgeändert worden war; allein ich habe doch wahrgenommen, daß nicht alle den Boden daselbst bedeckende Erde als eine in Staub zerfallene Knochenerde anzusehen ist. Es wird nämlich diese Höhle seit alten Zeiten von den Hirten benützt, um bey schlechtem Wetter das Vieh hineinzutreiben. Der von demselben herrührende Dünger, sowie der von den Wänden, die durch keine Stalaktiten-Kruste gegen die Verwitterung geschützt sind, beständig herabfallende feine Dolomitsand mußte sich nothwendig mit der ursprünglichen thierischen Diluvialerde vermischen und mithin einen ansehnlichen Theil des Bodens ausmachen, den Buckland irriger Weise in seiner Berechnung mit ansetzte und auf diese Art jenes überraschende Resultat erhielt. Daß übrigens wirkliche antediluvianische Thiergebeine dort gefunden wurden, geht schon aus Esper's Angabe, so wie aus den Erzählungen der Landleute hervor. Auch bey der erwähnten Einebnung wurden, nach Egerton's *) Bericht, ein Hyänen-Unterkiefer, einige Bärenknochen, eine im Leben zerbrochene und wieder geheilte Ulna, Fuchs- und Tigerzähne, und der Backenzahn eines Nashorns daselbst gefunden. Mehrere Bärenknochen von daher habe ich auch bey dem rabensteiner Müller gesehen.

Der so eben erwähnten Grotte gegenüber liegt am andern Ufer der Esbach die klaussteiner Höhle. Sie ist ohne Tropfsteinbildung, und im gelben mulmigen Sande fand Esper *) mehrere Ueberbleibsel der gailenreuther Höhlenthiere, nämlich 10—12 Stück Wirbel, einen zertrümmerten Atlas und eine Klaue. Goldfuß meint zwar, daß diese Knochen durch Menschen dahin gebracht seyn möchten, um dem eifrigen Naturforscher durch einen glücklichen Fund eine Freude zu machen; indessen hat doch auch noch späterhin der rabensteiner Müller beym Nachgraben mehrere fossile Bärenknochen, worunter ein Kieferstück, eine Ellenbogenröhre, eine Tibia u. s. w. gefunden, die ich selbst gesehen habe. Ich zweifle daher nicht, daß diese Ueberreste durch die Diluvialfluthen eingelagert worden sind.

Hiemit habe ich alle Höhlen aufgeführt, in welchen Esper die Ueberbleibsel einer in der Sündfluth untergegangenen Thierwelt aufgefunden hat. Seitdem hat man sich viel Mühe gegeben, noch andere Lager in der Umgebung von Muggendorf zu entdecken, allein bis vor wenig Jahren ohne günstigen Erfolg. Zwar hat Rosenmüller aus der Förstershöhle Fragmente von dem Kopfe eines Höhlenbärens erhalten, und die ersten Untersucher haben daselbst auch zwey vollkommene menschliche Gerippe, sowie Gebeine von Hunden und Schweinen gefunden; da jedoch diese Höhle an der Decke eine Oeffnung hat, durch welche das Tageslicht einfällt, so rühren höchst wahrscheinlich jene Gebeine von verunglückten oder absichtlich hineingestürzten Menschen und Thieren her.

Desto wichtiger und lehrreicher war die im Jahre 1833 erfolgte Auffindung einer neuen Höhle, in welche man von der schon vorhin erwähnten klaussteiner Höhle aus gelangt. Sie ist für den

*) Leonhard's Jahrbücher f. Mineralogie. Jahrg. 1830. Heft 3. S. 377.

*) Schriften der Berlin. Gesellsch. naturf. Freunde. Band V. S. 70.

Naturforscher dadurch so interessant, daß man in dieser neu entdeckten Grotte die fossilen Thierüberreste noch in ihren ursprünglichen Lagerungsverhältnißen beobachten kann, was in allen andern nicht mehr möglich ist. Eine genaue Beschreibung derselben hat uns Professor R. Wagner *) geliefert, auf welche ich daher verweise.

6. Bestimmung der fossilen Thier-Ueberreste.

Die Knochen, welche in den so eben aufgeführten Höhlen ausgegraben werden, kommen entweder lose in thierischer Erde, oder in einer eigenthümlichen Sinter-Breccie, zugleich mit Geschieben vor. Dieß sind Folgen der Diluvialfluthen, denn es leuchtet von selbst ein, daß die Wiesent in ihrem gegenwärtigen Stande nicht zu einem Niveau von mehr als 200 Fuß Höhe anschwellen kann, um jene Ablagerungen mit ihren Geschieben und Knochen in der gailenreuther, Mokas- und andern hochgelegenen Höhlen abzusetzen. Eine solche Höhe der Gewässer konnte nur in jener Zeit eintreten, wo durch eine ungeheure Katastrophe Alles unterging, was einen lebendigen Odem hatte im Trockenen. Hiedurch wurden eine Menge von Thierleichnamen in unsern Höhlen, namentlich in der gailenreuther, begraben, und ihre durch die Fäulniß aufgelösten animalischen Theile vermischten sich mit dem eingeschwemmten Schlamme, woraus dann jene thierische Erde entstand, die bereits von Esper richtig erkannt, und von seinem Freunde, dem Apotheker Frischmann in Erlangen, als eine solche durch die chemische Analyse nachgewiesen wurde. Zugleich gieng, nachdem die Gewässer verlaufen waren und die Höhlen wieder austrockneten, die Tropfsteinbildung nach wie vor von Statten; die Knochen, welche auf dem Boden lagen, wurden größtentheils durch eine Tropfsteinschale zugedeckt, oder es bildete sich auch jene von thierischen Theilen durchdrungene Sintermasse, welche Knochen und eingeschwemmte Geschiebe zu eigenthümlichen Kochenbreccien zusammen kittete. Wo übrigens, wie in der klaussteiner- und Ludwigs-Höhle, kein Tropfstein sich erzeugt, da fehlen natürlich auch die Knochenbreccien.

*) Bayerische Annalen. 1833. S. 515.

Sowohl in der losen Erde, als noch mehr in den Conglomeraten finden sich eine Menge Geschiebe, deren nähere Betrachtung wegen der Theorie der Knochen-Einlagerungen von Wichtigkeit ist. Diese Geschiebe sind — was wohl zu beachten — von außen jederzeit ganz glatt und abgerundet, so daß man deutlich sieht, daß sie einer starken Abreibung ausgesetzt gewesen sind; sie kommen von der Größe einer Haselnuß bis zu der eines Mannskopfs vor. Goldfuß *) nennt sie Kalk- und Kieselgeschiebe; ich habe ihrer eine große Anzahl untersucht, und gefunden, daß sie alle ohne Ausnahme aus einem sehr festen, meist lichtbläulich grauen Dolomit bestehen. Da demnach diese Geschiebe aus dem Juragebirge selbst abstammen, so haben sie ihre glatten Flächen nicht etwa durch einen langen Transport erhalten; sondern weil sie ganz aus der Nähe sind, müssen andere gewaltige Ursachen, von denen gleich die Rede seyn wird, sie abgeschliffen haben.

Wie ist nun aber diese Menge von Thieren in die gailenreuther und Mokas-Höhle gekommen, da beyde einige hundert Fuß über der Wiesent liegen, und deren stockwerkartig abgesetzte Kammern nur durch Hilfe von Leitern oder mühseliges Klettern zu besuchen sind? Hierüber gibt es zweyerlei Ansichten. **)

Nach der einen, welche Hunter, Rosenmüller, Cuvier und Buckland ausgesprochen haben, lebten die Thiere in der gailenreuther Höhle viele Generationen hindurch und starben daselbst.

Nach der andern Ansicht, welche von Esper herrührt und der Goldfuß beypflichtet, sind die Thiere eingeschwemmt.

Wenn Buckland mit überwiegenden Gründen, hergenommen von der Anzahl, dem Benagtseyn der Knochen und der Beschaffenheit der Exkremente, dargethan hat, daß die kirkdaler Höhle eine lange Reihe von Jahren hindurch von Hyänen bewohnt

*) Nova Acta Academ. naturae curios. Tom. XI. 2. pag. 475.

**) Vergl. a. a. O. S. 462. die wichtige Abhandlung von Goldfuß über das Vorkommen fossiler Knochen u. s. w.

war, die die Ueberreste anderer Thiere hineinschleppten, so ist dieselbe Schlußfolge nicht auf die gailenreuther Höhle überzutragen.

Hier sind nämlich die Hyänenknochen nur als Seltenheiten unter der Menge anderer Ueberreste; kein Knochen ist benagt oder zersplittert, sondern alle, wenn auch hie und da vielleicht abgebrochen, haben ihre scharfen Kanten behalten. Dazu kommt, daß man in die untern Grüfte nicht anders, als vermittelst einer Leiter hinabsteigen kann; wie hätten sie also der gewöhnliche Aufenthaltsort von Raubthieren seyn können? Wie wäre es ferner zu erklären, daß die Knochen nicht nur auf dem Boden und in den Seitenwänden, sondern auch selbst in der Decke vorkommen? Durch welche Ursache wären endlich die Dolomitgeschiebe, die doch wohl aus der nächsten Umgebung der Höhle sind, abgeschliffen worden?

Alle diese Bedenklichkeiten werden gehoben, wenn man mit Esper annimmt, daß die Thierleichname (nicht die bloßen Gerippe) durch einen Wirbel in die gailenreuther Höhle hineingeschwemmt worden sind. Für die Möglichkeit eines solchen Wirbels spricht der Umstand, daß diese Grotte in früheren Zeiten wahrscheinlich nach oben geöffnet war, so wie die bogenförmige Aneinanderreihung ihrer Stockwerke und Kammern, und bey den vielen senkrechten Klüften, welche den Dolomit überhaupt bis auf seine Sohle durchschneiden, war den einströmenden Gewässern ein leichter Abfluß gestattet. Bey dieser Annahme wird es erklärlich, wie die aus der Nähe herstammenden Dolomittrümmer gänzlich glatt geschliffen, und wie die Knochen in den unzugänglichen Tiefen aufgehäuft werden konnten. Daß die Thiergebeine nicht abgerieben, sondern ohne alle Ausnahme durchweg scharfkantig sind, spricht nicht gegen Esper's Annahme, denn sie konnten nicht beschädigt werden, weil sie mit Haut und Fleisch umgeben waren. Auch mögen sich die Leichname in den engen Grüften bald gestemmt haben, und der Umstand, daß sie selbst an der Decke eines Gewölbes vorkommen, ergiebt, daß sie den ganzen Raum desselben ausgefüllt haben, und erst bey der Vermoderung zusammengesunken sind.

Welche Arten und Gattungen von Thieren sind es aber, die die Gewässer der Sündfluth in der gailenreuther Höhle begraben haben? Diese Frage suchte schon Esper zu beantworten; allein so umfassend und gründlich auch seine naturhistorischen Kenntnisse waren, so konnte er in dieser Beziehung doch nichts Vollständiges leisten, weil eine vergleichende Anatomie damals noch nicht existirte. Man staunt, wenn man seine Arbeiten durchgeht, über die umfassende Kenntniß der Literatur und über den unverdrossenen Fleiß, mit welchem er die zerstreuten Notizen über den inneren Bau der Thiere sammelte, um die gefundenen Knochenüberreste deuten zu können, und man muß nur bedauern, daß dem geistvollen, tiefblickenden Naturforscher die Zootomie nicht besser vorgearbeitet hatte. Es wird vielleicht nicht ohne Interesse seyn, wenn ich aus Esper's Werke einige Bemerkungen über den Stand der Kenntnisse in der vergleichenden Anatomie, wie er in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen ist, hier einschalte.

Um sich über den Zahnbau zu orientiren, mußte Esper Blasius anatome animalium zu Hilfe nehmen, der vom Löwen sagt: molares habent tres inaequales mucrones, repraesentantes florem Lilii, und vom Bären: dentes non differunt ab iis qui Leoni, nisi minores. Nach Linne und Klein aber, bemerkt Esper, *) ist letzteres unrichtig, indem dem Bären sägeförmige Zähne, aber auf so eine Weise beygelegt sind, daß keine einzige unserer Sagen damit Aehnlichkeit hat. „So unbearbeitet", fährt er fort, „ist noch die Naturgeschichte „in dem animalischen Reich, und wer mit einiger Acht„samkeit nur ein Paar Jahre lang die Nachrichten „auch großer Männer in dem Fach der Wissenschaf„ten gelesen, kann sich über die variantes lectiones „nicht genugsam verwundern, auch das sogar in „gemeinen und täglich vorkommenden Geschöpfen, „da ich Schriftsteller anführen könnte, nach denen „der Löwe und Tiger, bald hunds-, bald katzenartige, „bald wieder mit andern Geschöpfen verwandte Ge„bisse haben."

*) Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen. 1774. Suite 59.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nr. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Nov. d. J.

4. Herr Prof. A. Wagner trug vor: Ueber die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen ꝛc.

(Schluß.)

Weil Esper in den Schriften seiner Zeit keine, oder nur ungenügende, oder gar falsche Beschreibungen des Skeletbaues fand, so konnte er natürlich bey der Erklärung der aufgefundenen Knochen nicht zur völligen Gewißheit kommen. Um zu zeigen, daß nicht etwa der Stand seiner Kenntnisse daran Schuld sey, führt er die Urtheile mehrerer der berühmtesten Naturforscher über diese antediluvianischen Thierreste an. „Linné kannte nach der hierüber ertheilten Antwort die Thiere nicht, von denen die gailenreuther Zoolithen sind.“ Der berühmte Anatom Schmiedel hielt diese Gebisse für den Rest nicht hinlänglich bekannter Geschöpfe. Schreber stimmte dem Urtheil von zur Zeit noch nicht bekannten Thieren bey. Brünnich schrieb an Schreber: Was das besondere Thier anbetrifft, so sich in Ihrer Nachbarschaft gefunden, so kann ich davon nicht urtheilen.

Obschon Esper die Aehnlichkeit der Mehrzahl der Knochen aus der gailenreuther Höhle mit den gleichnamigen des braunen Bären erkannte, so fand er doch auch in dem Zahnbau des letztern so viele, zum Theil nur von der schlechten Beschaffenheit seines Exemplars herrührende, Differenzen, daß er deßhalb in beständigem Schwanken die fossilen Knochen bald dem Baren zusprach, bald wieder diese Bestimmung bezweifelte. Was den gründlichen Beobachter am meisten abhielt aus der Aehnlichkeit einiger Theile auf die der Thiere selbst zu schließen, war die Wahrnehmung, daß Schafe, Ziegen, Steinböcke und Gazellen im Gebiß und Skelet so ähnlich, und im Uebrigen so verschieden sind. Erst als er mehrere Jahre nach der Herausgabe seines Werkes den Vorderschadel eines Eisbaren erhielt, erklarte er mit völliger Sicherheit die Mehrzahl der gailenreuther Ueberreste für Gerippstücke vom Baren. Möchten doch alle Naturforscher bey Deutung räthselhafter Gebilde mit gleicher Behutsamkeit zu Werke gehen, als Esper!

Wie die durch Esper angefangenen Bemühungen zur Entzi erung der Thierwelt, die vor der Sündfluth unsere Gegend bewohnte, von Hunter, Rosenmüller und Goldfuß fortgeführt, durch Cuvier aber zur Vollendung gebracht wurden, ist zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten sollte; nur eine kritische Aufzählung der gefundenen Arten will ich noch beyfügen. Die in den muggendorfer Höhlen vorkommenden Ueberreste gehören, so weit sie mir aus Autopsie oder schriftlichen Angaben bekannt sind, folgenden Arten an. *)

1) Ursus spelaeus.
2) Ursus arctoideus.
3) Ursus priscus.
4) Canis spelaeus.
5) Hyaena spelaea.
6) Felis spelaea.
7) Gulo spelaeus.
8) Bos fossilis.
9) Rhinoceros.
10) Elephas primigenius.

*) Vergl. auch meine Beschreib. der Ueberreste urwelt. Säugeth. ꝛc. Isis 1829. S. 900; ferner das „Verzeichniß der Versteinerungen, welche in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth vorhanden sind.“

11) Sus fossilis.
12) Equus fossilis.
13) Felis antiqua.
14) Hirsche (Cervus Tarandus priscus und Elaphus).
15) Füchse, Dachse, Iltis, Wiesel.
16) Maulwurf und Fledermäuse.
17) Nager (Biber, Mäuse, Feldmäuse, Schläfer, Eichhörnchen, Hase).
18) Menschenknochen.

Von den hier aufgeführten Arten halte ich alle von Nr. 11. an, mit wenig Ausnahmen, für einer Zeitperiode angehörig, die jünger als die ist, in welcher die allgemeine Wasserbedeckung statt hatte.

Dieses gilt gleich mit ziemlicher Sicherheit für die Menschenknochen, obwohl der erfahrne Esper das Gegentheil annahm. Sie sind entweder von ganz frischer Beschaffenheit und lagen lose auf der Stalagmitenkruste des Bodens, oder wenn sie mit Bärenknochen vermengt vorkamen, so fand man nicht nur zugleich Urnentrümmer, die nach der gewöhnlichen Erklärung von den wendischen Bewohnern unserer Gegend herrührten, sondern es zeigten es sich auch immer die deutlichsten Spuren, daß hier der Boden umgewühlt worden ist. Wahrscheinlich haben die Wenden diese Höhlen zu ihren gottesdienstlichen Verrichtungen benützt, und daher erklärt sich, daß man in ihnen Urnentrümmer und Menschenknochen antrifft, die durch den immer fort sich erzeugenden Kalksinter selbst mit ächten antediluvianischen Knochen zusammengekittet werden konnten.

Unter den vorsündfluthlichen Höhlenthieren führt man gleichfalls Füchse, Dachse, Marder, Wiesel, Maulwürfe, Fledermäuse, Mäuse und andere kleine Nager der jetzigen Zeit auf. *) Ich muß jedoch gestehen, daß alle Ueberreste der Art, die ich gesehen habe, und die zum Theil in der Universitäts-Sammlung zu Erlangen vorkommen, ein so frisches Ansehen haben und unter solchen Verhältnissen auftreten, daß ich sie durchaus für Ueberbleibsel der gegenwärtigen Weltperiode halten muß. Ich habe eine Menge Knochenbreccien zerschlagen, um Spuren von solchen Thieren zu finden, habe aber niemals etwas davon getroffen. Wohl habe ich Füchse- und Nagerknochen an der Aussenseite der Conglomerattrümmer gesehen, allein sie sind bloß durch Kalksinter an dieselben gekittet, und dieß konnte erst in neuester Zeit geschehen seyn; niemals aber habe ich im Innern der Conglomeratmassen, zugleich mit Barenüberresten, solche Knochen wahrgenommen. Bedenkt man, daß diese Thiere noch jetzt in Menge in unsern Gegenden und zum Theil in den Höhlen selbst, die alle freye Zugänge haben, leben, so ist es leicht erklärlich, wie man Theile ihres Gerippes, zuweilen auch fast ganze Skelete, in den Grotten auffinden kann.

Ein ähnlicher Fall tritt bey den Knochen von Hirschen und andern Wiederkäuern ein; die Thiere sind entweder in den Höhlen verunglückt, oder Raubthiere haben Stücke von ihnen hineingeschleppt. Nur den zweyten Halswirbel einer Ochsen-Species, welchen Esper im Schneiderloch gefunden hat, halte ich seinem Ansehen nach für wahrscheinlich antediluvianischen Ursprungs. Es ist dieß dasselbe Fragment, welches früher bald als ein Elephanten-, bald als ein Nashorn-Wirbel charakterisirt worden ist. (Vergl. Isis Jahrg. 1829 S. 991). Auch die Geweih-Fragmente einer Hirschart (vielleicht Rennthier), welche in der neuen Höhle bey Rabenstein gefunden wurden, mögen jener Periode angehören.

Problematisch hinsichtlich ihres Alters sind selbst die Fragmente vom Bielfraß. Sie haben zum Theil ein so frisches Ansehen, und sind alle, so viel bis jetzt bekannt ist, nur lose, niemals in den Konglomeratmassen gefunden worden, daß man ihren vorsündfluthlichen Ursprung nicht unbestreitbar behaupten kann. Nimmt man hinzu, daß diese Thiere in frühern Zeiten unsere Gegend bewohnt haben, und daß die fossilen Knochen mit den frischen übereinstimmen, so wird es nicht als unmöglich erscheinen, daß ihre Ueberreste vielleicht erst nach der letzten Katastrophe in die gailenreuther Höhle gelangt seyen.

Dasselbe wird aber nicht wohl mit dem Ursus priscus Goldf der Fall seyn, dessen Schädel bis auf geringe Abweichungen mit dem des gemeinen Landbären übereinkommt. Die hiesige Samm-

*) Das Bayreuther Verzeichniß führt auch einen Unterkiefer des Bibers aus der gailenreuther Höhle an, von dem mir nichts vorgekommen ist.

lung besitzt einen sehr schönen Schädel von dieser Art, der dem äußern Ansehen nach auf gleiches Alter mit dem U. spelaeus schließen läßt.

Von der kleinern Katzenart, welche Cuvier *) nach einem obern Backenzahn und einem Stückchen Unterkiefer unter dem Namen Felis antiqua aufgestellt hat, habe ich keine Spur auffinden können. Da frische Unterkiefer vom gemeinen Luchs in der gailenreuther Höhle zum Vorschein kommen, so möchte ich jene von Cuvier angeführten Ueberreste von dieser Art ableiten, und sie der gegenwärtigen Zeitperiode zutheilen. **)

Goldfuß unterscheidet nach dem Bruchstück eines Unterkiefers eine zweyte Hyänen-Art, welche er Hyaena spelaea major nennt; ich habe jedoch a. a. O. nachgewiesen, daß diese nur ein ausgewachsenes Individuum von der gewöhnlichen Höhlen-Hyäne bezeichnet.

Vom Rhinozeros habe ich keine Ueberbleibsel gesehen. Seine Existenz in unsern Höhlen beruht auf der Angabe von Egerton, ***) daß im Kühloch ein Nashorn-Backenzahn gefunden worden sey. — Auch vom Elephanten habe ich nichts gesehen; Esper behauptet jedoch Zahnfragmente im Zahnloch gefunden zu haben, und das Bayreuther Verzeichniß führt einen „Beinknochen" aus der Rabensteiner Höhle auf. Vom Schweine sind mir nur frische Knochen aus den Höhlen bekannt, doch erklärt R. Wagner einen Unterkiefer für wirklich fossil. Auch vom Pferde ist mir nichts vorgekommen, und das Wenige, was das Bayreuther Verzeichniß angiebt, wird hinsichtlich seines Alters wohl problematisch seyn.

Wenn man mit Goldfuß die Zahl der in der gailenreuther Höhle begrabenen Thiere auf 1000 anschlägt, so kommen davon $\frac{4}{5}$ auf die beyden großen Bären (Ursus spelaeus und arctoideus), nächstdem kommt nach meinen Beobachtungen der Höhlenwolf, dann der Höhlenlöwe und endlich die Höhlen-Hyäne; die Ueberreste vom Ursus priscus und dem Vielfraß, so wie vom Ochsen, dem Nashorn und andern finden sich nur als einzelne große Seltenheiten.

Auffallend bleibt es immer, wie eine solche Menge von Raubthieren, die sonst einander bekriegen, oder sich wenigstens ausweichen, in der einzigen gailenreuther Höhle zusammengekommen ist. Dieses Vorkommen läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß zu jener Zeit, wo der größte Theil der Menschen- und Thierwelt vertilgt wurde, außerordentliche, Grauen und Schrecken verbreitende Erscheinungen in der ganzen Schöpfung eintraten, wodurch die Thiere einer Gegend, wie man es noch jetzt bey schweren Gewittern oder Erdbeben sehen kann, voll Entsetzen sich zusammendrängten, beym Einbrechen der Fluthen die Höhen zu gewinnen suchten und auf diese Art in den Strudel der gailenreuther Höhle geriethen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß eine ungleich größere Menge von Thieren, welche vor der großen Katastrophe die muggendorfer Gegend bewohnten, keine Denkmale zurückgelassen hat, da ihre Leichname meistentheils frey auf der Oberfläche liegen blieben und daher der gänzlichen Verwesung anheim gegeben waren. Solche Ueberreste konnten sich natürlich nur da erhalten, wo sie eine schützende Bedeckung fanden. Diese erhielten sie aber am leichtesten in den Höhlen, wo sie durch den eingeschwemmten Schlamm oder durch Stalagmiten-Krusten eingehüllt wurden. Ergaben sich günstige Bedingungen auf der Oberfläche, so wird es nicht unerwartet seyn, hier auf fossile Knochen zu stoßen. Wirklich führt auch Esper an, wie bereits früher bemerkt worden ist, daß man in der Nähe von Mokas beym Pflügen Bärenüberreste hervorgezogen habe. Noch merkwürdiger aber ist jenes Knochenlager, das im Jahre 1770 die Landleute im Eichstadtischen bey Kahldorf auffanden, und von dem uns Esper *) gleichfalls einige Nachrichten mittheilt, die wir zur Vergleichung mit den muggendorfer Verhältnissen hier beyfügen wollen.

Das genannte Dorf liegt zwischen Weißenburg und Eichstadt auf dem hohen Gebirgsplateau, das

*) Recherch. sur les ossemens fossiles. Tom. IV. Pag. 452.

**) Auch das Bayreuther Verzeichniß führt von der Felis antiqua weiter nichts als einen Fangzahn auf. Den in der neuen rabensteiner Höhle gefundenen Unterkiefer, ganz mit dem der Hauskatze übereinstimmend, erklärt R. Wagner für postdiluvianisch.

***) Leonhard's und Bronn's Jahrb. f. Mineralogie. 1835. S. 377.

*) Schriften der berlin. Gesellsch. naturf. Freunde. Band V. S. 96.

hier der Jura bildet, und das an 4 — 500 Fuß und mehr über den Wasserspiegel der Altmühl hervorragt. Gleich unter der wenige Zoll hoch liegenden Dammerde fanden sich hier, wie Esper erzählt, nach Wegräumung des Gruses, welcher das dasige Sandlager bedeckt, verschiedene ganz außerordentlich große Gebeine. Es erwies sich, daß ein Platz von 12 Fuß in der Länge und Breite sie ganz allein enthielt; es wurde also in der Tiefe gesucht und hier sah man nach einer Ruthe tief weiter keine Spur davon. Dieser ganze Raum war mit Gerippen unterschiedner Thiere erfüllt, so daß sie wagenweis weggeschafft wurden; leider hat aber niemand auf Art und Weise der Einlagerung derselben Acht gegeben. Nach den vielen ihm zu Gesicht gekommenen Stücken erklärt Esper, daß hier wenigstens 4 — 5 Elephanten beysammengelegen haben, und daß der treffliche Naturforscher in der Bestimmung dieser Thiergattung nicht geirrt hat, zeigt die hiesige, wie die Universitäts-Sammlung von Erlangen, welche Theile von diesen Thieren aufbewahren.

Weiter berichtet Esper, daß man auch Ueberreste vom Büffel getroffen habe; ein ziemlich vollständiger Kopf gab an Größe denen nichts nach, welche unter der Erde sich sehr häufig in Sibirien finden. Auch glaubt er unter diesem Gemenge noch Hörner von Gazellen bemerkt zu haben. Nach den Spitzen von Geweihen, nach den Läufen, die er gesehen, meint er, daß Elennthiere oder Hirsche mit darunter gelegen haben. Wenn auch diese Angaben nicht hinreichen, um die Species wieder zu erkennen, so geht doch so viel daraus hervor, daß Thiere von den beyden Gattungen Bos und Cervus bey den Elephanten lagen.

Wenn die bisher genannten fossilen Ueberreste solche waren, die den muggendorfer Höhlen fremd blieben, oder doch nur als große Seltenheiten in ihnen angeführt werden, so hat Esper dagegen auch Schadel von solchen Thieren gesehen, die in denselben ebenfalls vorkommen. „Der Zahl und dem Ansehen nach", sagt er, „haben sie mit dem Löwengebiße vieles gemein; nur die Größe weicht an den Fängen, so wie in Rücksicht der Molarum auf das merklichste ab, da erstere hier um vieles kleiner und gar nicht gleichend gebaut sind, letztere aber bey ihrer Aehnlichkeit in Rücksicht ihrer Größe gar zu viel verschiedenes haben." Man sieht offenbar, daß hier von Hyänen die Rede ist, und die direkte Bestätigung hiefür liefert Collini's *) Abbildung und Beschreibung eines Schädels, der in derselben Gegend zwischen Kahldorf und Raitenbuch im Sande, nebst einigen andern fossilen Knochen im Jahre 1775 aufgefunden und der kurfürstlichen Sammlung in Mannheim geschenkt wurde. Aus der sehr genauen Abbildung ersieht man, daß dieser Schädel ganz mit den Hyänenköpfen aus der gailenreuther Höhle übereinstimmt.

Zuletzt erwahnt Esper noch, daß kleinere Köpfe von Wölfen und Hunden in beträchtlicher Anzahl unter den vorhin genannten Thieren mit darunter lagen. Da er die Skelete dieser Thiere kannte, so ergiebt sich's mit voller Zuverläßigkeit, daß auch der in der gailenreuther Höhle vorkommende Höhlenwolf sich in diesem Knochenlager mit vorgefunden habe.

Nicht nur unmittelbar bey Kahldorf, sondern auch noch an einigen andern Punkten im Eichstädtischen wurden dergleichen Ueberreste, zumal von Elephanten, getroffen. Immer waren sie nur mit Sand bedeckt, dessen Grundlage der fisch- und krebsreiche Kalkschiefer (lithographischer Schiefer) war. Es lohnt der Mühe, diese Punkte von neuem zu besuchen, was ich später auch einmal zu thun hoffe.

*) Acta Academiae Theodoro-Palatinae. Tom. V. Pag. 71. Tab. 2.

Nachträgliche Bemerkung zum Artikel über Hammer Purgstall's „Gemäldesaal ꝛc." (Nr. 196 — 200.)

Nachdem der Hr. Verfasser vorgenannten Werkes dem Unterzeichneten vollständig und unwiderleglich nachgewiesen hat, daß die arabische Phrase Tell Ssafi in der Original Handschrift wirklich sprachrichtig mit „reiner Hügel," nicht „neuer Hügel," wie der Abdruck sagt; und die türkische Stelle: awratumi satschlerunden tutub etc. ebenfalls mit „uns Frauen ꝛc." nicht „unsern Frauen" übersetzt war, so fällt die scheinbare Rüge, als wäre der Hr. Verf. in Uebertragung b nannter Stellen mit Uebereilung und Unachtsamkeit vorgeschritten, in sich selbst zusammen, da keine Gelehrsamkeit und keine Sorgfalt Copisten- und Druckfehler dieser Art überall zu verhüten vermag.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

ΠΑΡΑΔΟΞΟΓΡΑΦΟΙ. Scriptores rerum mirabilium graeci. Insunt (Aristotelis) mirabiles auscultationes Antigoni, Apollonii, Phlegontis historiae mirabiles, Michaelis Pselli lectiones reliquorum ejusdem generis scriptorum deperditorum fragmenta. Accedunt Phlegontis Macrobii et Olympiadum reliquiae et Anonymi tractatus de mulieribus etc. edidit Antonius Westermann ph. D. litt. gr. et rom. in univ. Lips. P. P. O. Brunsvigae sumptum ferit Georgius Westermann. Londini apud Black et Armstrong. 1839. LIII. 223.

Die Erscheinungen sind so verschieden und oft so eigenthümlich, daß man frühe dazu geführt werden mußte, das von dem gewöhnlichen abweichende der Aufzeichnung würdig zu halten; solche Ereigniße, sie mögen aus dem menschlichen oder thierischen Leben genommen seyn, oder auf andere Naturverhältniße sich beziehen, heißen, weil sie Aufmerksamkeit auf sich ziehen, mirabilia, *παράδοξα*, ihre Verfaßer nennt der Herausgeber nach einem aus Tzetzes entlehnten Worte *παραδοξογράφοι*. In der Vorrede p. XVI. — LII. sind die Namen jener, welche Sammlungen dieser Art geschrieben haben, mit großem Fleiße zusammengetragen, und von den Griechen nicht weniger als dreyßig Autoren aufgezählt. Als Urheber dieser neuen Gattung von Schriftwerken betrachtet H. W. den Callimachus, dessen Buch *συναγωγὴ τῶν θαυμάτων τῶν εἰς ἅπασαν τὴν γῆν κατὰ τόπους ὄντων* eine Sammlung alles Wunderbaren aus den zahlreichen Schriften aller seiner Vorganger enthalten habe; erst die Zeit der Alexandriner, als wahre Forschung untergegangen, die Wissenschaft bereits aus dem Leben gewichen und in eine Polyhistorie ausgeartet war, mache das Vorhandenseyn solcher Werke denkbar. Diese Schilderung der Alexandrinischen Schule, welche p. X. weitläufig ausgeführt ist, gilt jedoch bekanntlich nicht für die ersten Zeiten der Ptolomäer und ihres Musäum; erst die spätern Jahrhunderte tragen jene Ausartung in sich, und in Betreff dieser *παράδοξα* könnte sie erst dann für gültig gehalten werden, wenn vor Callimachus solche Sammlungen ganz unbekannt waren; nirgends aber ist überliefert, daß dieser oder die Alexandriner überhaupt die ersten gewesen, welche Sammlungen merkwürdiger Naturereignisse angelegt haben; wäre dieses auch, wir könnten es nicht glauben. Die naturhistorischen Schriften des Aristoteles setzen das Vorhandenseyn solcher Bücher unläugbar voraus; fand er sie nicht vor, so mußte er selbst zu seinem eignen Gebrauche und weiterer Anwendung Facta der Art sammeln; dieses geschah von ihm gewiß nicht nur in diesem Gebiete; auch die Dialektik forderte solche Vorarbeiten, aus welchen eine Topik, Rhetorik u. a. entstehen konnte. Damit ist die Aechtheit der unter dem Namen des Aristoteles uns überlieferten Schrift *περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων*, welche H. W. mit andern der Alexandrinischen Zeit zuweist, keineswegs dargethan, aber als ungegründet zeigt sich, wenn dem Philosophen jede Sammlung der Art an und für sich als eine geistlose und seiner unwürdige Anhäufung von merkwürdigen Erscheinungen abgesprochen wird. Erst die Art und Weise der Zusammenstellung und der innere Zustand des Werkes muß Zeugniß gegen die Aechtheit abgeben; so macht z. B. nicht die Sammlung von Beyspielen, welche die Oekonomik liefert, wie Könige und Staa-

ten ihren finanziellen Verlegenheiten abgeholfen haben, wohl aber der Zweck des Buches, daß solche Beyspiele auch andern zur Wissenschaft und Darnachachtung dienen sollen, das Werk als dem Geiste und Herzen des Aristoteles geradezu entgegensetzt. Hier ist nun die nähere Verbindung mancher Erzählungen mit den Schriften des Aristoteles augenscheinlich, aber so, daß man den Auszug eines spätern nicht verkennen kann. In der Poetik cap. 9. wird die Bemerkung gemacht, der tragische Dichter müsse, um bey dem Zuschauer Effekt hervorzubringen (θαυμαστόν), die Handlung der Art darstellen, daß alles aus einander von selbst sich ergebe und nirgends der Zufall obwalte; denn auch in Dingen des Zufalls wirke das zumeist, was mit Absicht geschehen scheine, wozu folgendes Beyspiel angeführt ist: *οἷον ὡς ὁ ἀνδριὰς ὁ τοῦ Μίτυος ἐν Ἄργει ἀπέκτεινε τὸν αἴτιον τοῦ θανάτου τῷ Μίτυι θεωροῦντι ἐμπεσών· ἔοικε γὰρ τὰ τοιαῦτα οὐκ εἰκῇ γένεσθαι.* Dieselbe Begebenheit, ja dieselben Worte lesen wir in der Aristotelischen Sammlung 166. *φασὶν ὡς ἀνδριὰς ὁ τοῦ Βίτους ἐν Ἄργει ἀλέκτινε τὸν αἴτιον τοῦ θανάτου τῷ Βίτυι θεωροῦντι ἐμπεσών· ἔοικεν οὖν οὐκ εἰκῇ τὰ τοιαῦτα γίνεσθαι.* Gegen die Annahme, der Verfasser habe sich vorläufig dieses merkwürdige Ereigniß eingetragen und später in Ausarbeitung der Poetik davon Gebrauch gemacht, spricht, wie auch der neueste Herausgeber der Poetik angegeben hat, die gleiche Schlußbemerkung, die dort aus dem Zusammenhange nothwendig folgt, hier aber umsonst ist. Das angeführte Beyspiel ist auch in anderer Hinsicht beachtungswerth; es ist, da der Verfasser dieser Sammlung jedenfalls in das erste Jahrhundert der Alexandrinischen Zeit gesetzt werden muß, ein schlagender Beweis gegen jene, welche mit andern Schriften auch die Poetik sogleich nach dem Tode des Aristoteles verschwinden und erst unter Sulla erscheinen lassen, um daraus den ziemlich verwirrten Zustand des Buches sich zu erklären. Es wäre zu wünschen, daß von jeder Erzählung, die sich zugleich in Aristoteles Schriften findet, eine nähere Vergleichung angestellt würde, um zu sehen, ob und wie groß die Uebereinstimmung sey. Ordnung ist in dem Buche wenig zu finden; manchmal behandeln mehrere aufeinanderfolgende Erzählungen denselben Gegenstand, z. B. §. 16 — 22 vom Honig, §. 33 — 42 vom Feuer, wo §. 40. nur als eine gelegentliche Bemerkung nebenbey zu betrachten ist, §. 53 — 57 vom Wasser, §. 63 — 77 von Thieren; aber auch hier nicht ohne Abweichungen, z. B. §. 43 — 50 von Metallen, dann wieder §. 58. 61 — 62., oder von Versteinerungen §. 52. 71 — 74. In der zweyten Hälfte reihen sich die Erzählungen nach der Localität und den Ländern der Völker an einander; §. 78 — 114 werden mit Ausnahme von §. 99., wo von Orchomenos gesprochen wird, die westlichen Gegenden der Iberer, Ligyer, Italer, Sikuler berührt, dann auf Thrakien, Griechenland und die Inseln übergegangen; fast möchte man auch daraus schließen, der Verfasser habe aus einem größern geschichtlichen Werke das seinem Zwecke angemessene herausgehoben; wir halten nämlich das, was Niebuhr in seiner Römischen Geschichte mit wenigen Worten über den Verfasser und das Entstehen dieses Buches bemerkt hat, für das richtigste und gründlichste, was darüber je gesagt worden ist, und da dieses sowohl Hrn. Westermann als wie seinen Beurtheilern unbekannt geblieben ist, so wollen wir die betreffende Stelle hier mittheilen, zumal daraus erhellt, mit welcher Aufmerksamkeit Niebuhr auch solche Schriften gelesen hat:

> Daß die unter Aristoteles Schriften vorkommende Sammlung wunderbarer Erzählungen sein Werk nicht seyn kann, beweist, wenn irgend einem Sprache und Geist des Buches nicht vernehmlich genug reden sollten, wenigstens die Erwähnung des Kleonymus und Agathokles; doch muß sie vor dem Ende des ersten punischen Kriegs geschrieben, weil der karthaginiensischen Provinz in Sicilien darin gedacht wird. Vieles, besonders Erzählungen über das westliche Europa, scheint entlehnt aus dem Timäus, dessen Historie voll Wundergeschichten war; der nun schrieb um das Jahr oder nach 480, und jenes Werk möchte wohl für diese Untersuchung als gleichzeitig betrachtet werden können. Hier aber hat Italien eine weit größere Ausdehnung; die Sirenusen, Kumä und Circeji werden nament-

lich dazu gerechnet, doch Tyrrhenien und das Land der Ombriker abgesondert genannt, und so scheint es, zwar wohl nicht mit genau bezeichneten Grenzen, damals bis ungefähr zur Tiber und bis Picenum erweitert zu seyn.

Der Mangel an Ordnung ist übrigens in vielen nicht dem Verfasser zur Last zu legen, sondern eine Folge des verwirrten Zustandes, in welchem die Handschriften uns überliefert sind; so finden wir uns, nachdem §. 115 auf östliche Gegenden übergegangen ist, §. 130 unerwartet wieder nach Sicilien zurückversetzt, und zwar auf eine Art, daß die Anfangsworte deutlich zeigen, entweder sey mehreres ausgefallen, oder diese Erzählung aus ihrer Stelle verrückt worden: *περὶ δὲ τοῦ πορθμοῦ τῆς Σικελίας καὶ ἄλλοι μὲν πλείους γεγράφασι, καὶ οὗτος δέ φησι συμβαίνειν τοιάδε*, nirgends ist in den zunächst vorhergehenden Erzählungen ein Autor genannt. Sicher hat Sylburg in seinen Anmerkungen zu dieser Stelle p. 314. das richtige gefunden, wenn er diese ganze Schilderung der Brandung mit §. 112. verbindet, wo erwähnt ist *ὁ πολύκριτος ὁ τὰ Σικελικὰ γεγραφὼς ἐν ἔπεσιν*, dafür bürgt auch die poetische Form der Erzählung.

Ueber die vorhandenen Codices, deren Verschiedenheit und ursprüngliche Gestalt — die einen haben mehr, die andern weniger Vollständigkeit — hat der Herausgeber in der Einleitung mit großer Sorgfalt sich erklärt, und den Text selbst nach Bekker, so viel die gegebenen Hilfsmittel gestatteten, hergestellt. Daß diese Excerpte nicht in Athen verfertigt wurden, geht aus §. 153. 155 hervor, aus andern, daß nicht Italien oder Sicilien ihre Heimath sey; nicht unwahrscheinlich aber ist die Annahme mehrerer, daß sie von Alexandrien ausgehen; dagegen kann wenigstens kein Beweis aus dem Inhalte vorgebracht werden, eben so scheint die Sprache dafür zu reden, und da wir in der prosaischen Literatur der Griechen von Theophrastus bis Polybius eine Lücke von mehr als hundert Jahren besitzen, so ist dieses Buch wie das zunächst folgende des Antigonus Carystius, obschon dem Wesen nach nur Excerpte aus früheren und gleichzeitigen Autoren, auch in dieser Hinsicht beachtungswerth.

Die folgenden drey Autoren, von Antigonus *ἱστοριῶν παραδόξων συναγωγὴ* hundert drey und siebenzig Erzählungen, von Apollonius *ἱστορίαι θαυμάσιαι* ein und fünfzig, endlich von Phlegon aus Tralles *περὶ θαυμασίων* fünf und dreyßig, sämmtlich unvollständig und entweder am Anfange oder am Ende verstümmelt, sind aus einer Heidelberger Handschrift, der einzigen, welche von diesen Büchern vorhanden ist; daher obschon Bast's sorgfältige Vergleichung vielfach nachgeholfen hat, der Text so oft unleserlich ist; der Herausgeber begnügt sich im Allgemeinen mit den Versuchen seiner Vorgänger, doch konnten sprachliche Versehen wie p. 117, 2 ἴδεν für εἶδεν, v. 16. εἰ δὲ für ἢ δὲ, p. 118, 22. ἦκει für ἦκεν und anderes ohne Bedenken entfernt werden. Von der oben bezeichneten aristotelischen Sammlung hat Antigonus, der unter Ptolomäus Philadelpus und Euergetes lebte, und der unbekannte Apollonius, den Vorzug der fast durchgängigen Angabe der Quellen, auch Phlegon, der Freygelassene des Hadrianus, versäumt nicht, was in seiner und was in früherer Zeit geschehen, zu sondern und seine Gewährsmänner zu bezeichnen; charakteristisch für jene Zeit ist die Geistergeschichte p. 117 — 121; selbst hierin bildet das Leben der Alten einen Gegensatz mit den spätern.

Zum Erstenmale erscheinen aus einer Münchener und Wiener Handschrift von Psellus *περὶ παραδόξων ἀναγνωσμάτων* p. 143 148. Dieses sind nicht, wie die vorher bezeichneten Schriften, Erzählungen wunderbarer Begebenheiten und Ereignisse, sondern förmliche Recepte, durch deren Anwendung man Wunderdinge hervorzubringen im Stande ist; man würde diese mit aus allen möglichen Aberglauben vermischten Heilmittel als das Produkt der Weisheit alter Frauen aus der Zeit des Psellus halten, wenn nicht dieser selbst gesunderen Sinnes an der Richtigkeit Bedenken trüge, und

als den Erfinder solcher Dinge den Julius Africanus (im dritten Jahrhunderte) bezeichnete: *σύλληψιν ἐργάζεται μὲν θεὸς καὶ φύσις, ὡς ἔγωγε πέπεισμαι, Ἀφρικανὸς δέ φησιν, ὅτι καὶ τεχνική τις ἐστὶ γεννησις καὶ γεννηθήσεται τεχνικῶς, εἰ ὁ ἀνὴρ μέλλων εἰς συνουσίαν ἐλθεῖν ἐπιχρίσοι τὸ μόριον αἵματι λαγωοῦ ἢ χηνείῳ στέατι, ἀλλ' ἐκείνως μὲν ἄρρεν, οὕτω δὲ θῆλυ·* und nun folgt eine Reihe von den Künsten jenes Mannes, von denen wir die eine oder andere als Beyspiel hervorheben: *ποιεῖται δὲ καὶ ἄτοκον γυναῖκα ἀτόκιον αὐτῇ περιάπτων, τοῦτο δέ ἐστι βατράχου ὀμφαλὸς ῥάκει περιειλημμένος λινῷ, καὶ ταῖς δυστοκούσαις γαγάτην λίθον τῇ ἀριστερᾷ ἐγχειρίζων χειρὶ ὠκυτοκεῖν ταύτας ἐργάζεται· πεποίηται δὲ αὐτῷ καὶ συλληπτικὰ ἕτερα μίγματα καὶ τεχνάσματα καὶ παιδοποιϊκὰ ἔμπλαστρα . . . καί τινα ἔλεγχον ποιεῖται κλεπτῶν ἀφανῶν, γυρινῶν βατράχων τὰς γλώσσας ἀποτίμνων καὶ ταριχεύων, εἶτα ἐπὶ τῆς χρείας ἀλφίτοις ἀναμιγνὺς καὶ τοῖς ἐν ὑπονοίᾳ τῆς ὑφαιρέσεως τοῦ ζητουμένου προδιδοὺς· καὶ ὁ ἀφελόμενος, φησί, τὸ φωρίον ἐν ἐκστάσει ὥσπερ γενόμενος ἑαυτὸν ἀριδήλως δημοσιεύει· ὀνομάζει δὲ τὸ βρῶμα κλεπτέλεγχον. . . . θεραπεύει τε ἀσπίδων δήγματα καὶ ἀχλὺν ὀφθαλμῶν οὐ τοῖς ἐγνωσμένοις φαρμάκοις, ἀλλὰ περιάπτοις τισὶ καὶ ἐπάσμασιν. ἐκ δὲ ἀποπατημάτων τῶν συνελθόντων βοῶν καὶ τοῦ οὔρου ἀποπατεῖν ἄνδρα ποιεῖ καὶ γυναῖκα οὐρεῖν ὅτε βούλοιτο καὶ γελᾶν πάμμεγα . . . ἐρωτας δὲ καὶ ἀνάπτει καὶ σβέννυσι, καὶ τρίχας λευκὰς μὲν μελαίνει, λευκαίνει δὲ μελαίνας. καὶ ἄλλ' ἄττα τοιαῦτα ὁ ἀνὴρ οὗτος ἐν τοῖς κεστοῖς αὐτοῦ τερατολογεῖ καὶ διέξεισι.* Man sieht, daß Africanus nicht nur die geheimen Kräfte der Natur aufzuspüren, sondern auch die Sprache zu bereichern verstand; in andern ist unsere Zeit nicht minder bewandert, aber ihm gebührt der Ruhm der Erfindung, wie in Folgendem: *σκευάζει δὲ καὶ οἶνον παντοδαπὸν τὸν μὲν νάρδου στάχυι, τὸν δὲ σχίνου ἄνθει καὶ ἄλλον ἑτέρῳ φαρμάκῳ.*

Im Gegensatze mit dem genannten Africanus erwähnt Psellus einige Kunststücke seiner Zeit;*) sie sind derselben Art wie die genannten, das drolligste ist Folgendes: *γυναῖκα δὲ ἐνοπτριζομένην εἰ βούλει δεῖξαι ὀνόρυγχον, ὄνου δάκρυσι χρίε τὸ ἐνόπτρον.* Zuletzt verweist er auf die Bücher des Babyloniers Teuker, eines Astrologen, in welchen eine Menge Merkwürdigkeiten verzeichnet seyen.

Diesen mehr oder minder vollständigen Schriften hat der Hr. Herausgeber auch die Bruchstücke anderer Autoren, welche den obigen angereiht werden können, beygegeben; nämlich das von L. Dupuy 1774 zuerst bekannt gemachte Fragment des Anthemius, des Erbauers der Sophienkirche *περὶ παραδόξων μηχανημάτων* p. 149 — 158; ferner die einzeln zerstreuten Bemerkungen aus Aristokles, Callimachus, Isogonus, Lysimachus, Mominus, Myrsilus, Nikolaus Damascenus, Nymphodorus, Philo, Philostephanus, Polemo, Sotion, Theopompus, Trophilus; als Appendix folgen von Phlegon *περὶ μακροβίων, ὀλυμπιάδων ἢ χρονικῶν* und eines Unbekannten *γυναῖκες ἐν πολεμικοῖς συνεταὶ καὶ ἀνδρεῖαι.* Die innere und äußere Ausstattung des Buches ist vorzüglich zu nennen.

*) *παράδοξα δὲ ποιεῖν οἱ μὲν πολλοὶ βούλοιντ' ἂν ἐκ μαγίας καὶ ἀπηγορευμένων τεχνῶν· σὺ δ' ἂν εἰ βούλοιο, καὶ τὸ σέβας φυλάττοις καὶ ταῦτ' ἂν ποιοίης καὶ γιλῴης ὡς ἥδιστα.*

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Eusebii Pamphili Historiae ecclesiasticae Libri decem. Ad Codices manuscriptos recensuit Edvardus Burton, S. T. P. SS. Theologiae nuper Professor regius. Oxonii, e typographeo academico. MDCCCXXXVIII. 8. Tom. I — II.

Der Griechische Kirchenhistoriker Eusebius hatte das Glück, binnen eilf Jahren zwey vorzügliche Bearbeiter zu finden, Fried. Adolph Heinichen und Ed. Burton, von denen ihm jener besonders in exegetischer, dieser in kritischer Hinsicht seinen gelehrten Fleiß zuwandte. Heinichen benutzte bey seiner in Leipz. 1827 — 28 in drey Bänden erschienenen Ausgabe blos die von den frühern Herausgebern zu Rathe gezogenen Hülfsmittel; Burton hingegen, damit nicht zufrieden, sah sich nach neuen um. Er ließ den berühmten Mazarinischen Cod. (Cod. Reg. Bibliothecae Paris. Nr. 1430) aus dem X. Jahrh., welchen zuerst Heinr. von Valois verglichen hatte, zum Behufe seiner Ausgabe aufs Neue vergleichen; ebenso den Pariser 1431 aus dem nämlichen Jahrh. und den Pariser 1437, dessen Varianten er, durch frühzeitigen Tod gehindert, den übrigen nicht mehr einreihen konnte, weßhalb die ungenannten Herausgeber sie am Ende des zweyten Bandes abdrucken ließen. Ferner den Venediger Nr. 338 aus dem X. Jahrh. und zwey Florentiner der Laurentiana (Plut. LXX. nr. 7. u. 20). Er selbst hatte den bey Valois sogenannten Savilischen, welcher jetzt in der Bodleiana zu Oxford aufbewahrt wird und mit d. Num. 2278 (Auct. E. 1, 9) bezeichnet ist, und den Cod. des Britischen Museums, einst der k. Societät gehörig, verglichen. Dazu kamen noch die von H. von Valois eingesehenen Pariser Nr. 1436. aus dem XIII. Jahrh., der zu Paris befindliche Mediceische Nr. 1434 aus dem XVI. Jahrh. und der ebendaselbst aufbewahrte Fuketische Nr. 1435. In den zwey letzten scheint Valois Vergleichung nicht ganz zuverlässig zu seyn, wie man aus Burtons hie und da geäußerten Bedenken abnehmen kann.

Diese zehn Handschriften bilden die Hauptgrundlage seiner Textrecension. Doch benutzte er noch eilf andere, minder bedeutende Hülfsmittel, unter diesen eine von J. Gronov gemachte Vergleichung zweyer Mediceischer Handschriften, deren Gebrauch ihm J. Routh, der Vorstand des Magd. Colleg., welcher sie in der Auction der Te Waterischen Bibliothek erstanden hatte, gefälligst überließ und die besten Ausgaben, so wie auch Ruffins Uebersetzung, Josephus, Nicephorus, Syncellus ꝛc.

Sehr zu bedauern ist, daß der vortreffliche Burton seinen Schriftsteller nicht selbst zum Drucke befördern konnte. — So viel über die kritische Grundlage dieser Ausgabe.

Nun von der innern Einrichtung des Werkes.

Nach dem Monitum der Herausgeber ist, nach der in neuester Zeit bey englischen Philologen beliebten Weise, die Arbeiten der Vorgänger auszubeuten, Heinichens Vorrede wieder abgedruckt. Daran

schließen sich die Notitia Codicum, Editionum et Translationum etc. Henr. Valesii de vita scriptisque Eusebii Caesar. Diatribe, Veterum Testimonia pro Eusebio, Veterum ac Recentiorum Testimonia contra Eusebium (alles nach Heinichens Ausgabe) und der Index titulorum, mit untergesetzten Varianten. Dann folgt der Text, welcher in beyden Bänden mit den unter demselben stehenden Varianten 733 Seiten einnimmt.

In kurzer Zeit sollen Annotationes Variorum und die nöthigen Indices nachgeliefert werden.

Das Hauptverdienst, welches der zu früh verstorbene Burton um den Eusebius sich erworben hat, besteht sonach in der Herbeyschaffung eines trefflichen kritischen Materials und in der Reinigung und festern Begründung des Textes, welcher durchaus nach den ältesten und besten Handschriften verbessert ist.

Damit verbinden wir die Anzeige von

Eusebius', Bischofs von Cäsarea, Kirchengeschichte. Zum erstenmal vollständig übersetzt mit Anmerkungen und dem Leben des Verfassers von August Cloß. 1839. Verlag der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart. 8.

Eine neue und gründlich gearbeitete Uebersetzung des Eusebius, wie man sie nach dem jetzigen Stande der Philologie zu erwarten berechtigt ist, wäre allerdings ein sehr verdienstliches Unternehmen, zumal da die vor zweyundsechzig Jahren erschienene Stroth'sche Uebersetzung schon zu sehr veraltet ist.

Herr Cl. hatte, wie er in der Vorrede S. IX. sagt, solche Leser im Auge, welche der Griechischen Sprache entweder gar nicht oder nur wenig kundig sind, aber sich doch aus der ersten Quelle der Kirchengeschichte zu unterrichten wünschen. Doch dürfte, bemerkt er ferner, vielleicht bey der Seltenheit der ältern und dem hohen Preise der neuern Ausgaben diese Arbeit auch manchem des Griechischen Kundigen nicht unerwünscht seyn. Die Uebersetzung selbst sollte zwar keine sclavische Nachbildung des Originals, aber auch keine moderne Bearbeitung desselben seyn; der Uebersetzer suchte Treue mit Verständlichkeit zu verbinden und das Original dem Geiste unserer Sprache gemäß wiederzugeben, ohne jedoch die Eigenthümlichkeiten desselben zu verwischen.

Schon aus diesen Worten läßt sich abnehmen, daß der Verf. der vorliegenden Verdeutschung seine Aufgabe sich ziemlich bequem gemacht habe; noch mehr aber kann man sich durch die Vergleichung seiner Arbeit mit der Urschrift und mit der Strothschen Uebersetzung, von welcher er, wie er in der Vorrede äußert, ohne sie zu Grunde gelegt zu haben, die glücklichsten Ausdrücke benutzte, davon überzeugen.

Hr. Cl. übersetzte bisweilen sehr treu und, was den deutschen Ausdruck anlangt, ziemlich befriedigend; nicht selten aber verfuhr er in dem Leichtesten und Einfachsten sehr willkührlich, die Sätze auf die sonderbarste Weise verknüpfend oder zerreißend, oder Wörter weglassend. Manche Ausdrücke sind ganz unrichtig gefaßt, was um so mehr befremdet, als sein gerühmter Vorgänger in dem Nämlichen sich treu, richtig und gefällig ausdrückte.

B. II. K. 3, wo es heißt: *Οὕτω δῆτα οὐρανίῳ δυνάμει καὶ συνεργίᾳ ἀθρόως οἱά τις ἡλίου βολὴ τὴν σύμπασαν οἰκουμένην ὁ σωτήριος κατηύγαζε λόγος, αὐτίκα ταῖς θείαις ἐπομένως γραφαῖς ἐπὶ πᾶσαν προήει τὴν γῆν ὁ φθόγγος τῶν θεσπεσίων εὐαγγελιστῶν τε αὐτοῦ καὶ ἀποστόλων* u. s. w. gab er: So erleuchtete nun durch himmlische Kraft und Mitwirkung die himmlische Lehre gleich einem Sonnenstrahle die ganze Welt und verbreitete sich, einem Ausspruche der heiligen Schrift zufolge, der

Schall seiner erhabenen Evangelisten und Apostel über die ganze Erde" ꝛc. Die Umstandswörter ἀθρόως und αὐτίκα sind nicht berücksichtigt worden. Ὁ σωτήριος λόγος ist nicht die himmlische Lehre, sondern die heilbringende Lehre, oder die Lehre des Heils.

Als Muster willkürlicher Verbindungsweise der Sätze mag der Anfang des folgenden Kap. gelten: *Τιβέριος μὲν οὖν ἀμφὶ τὰ δύο καὶ εἴκοσι βασιλεύσας ἔτη τελευτᾷ· μετὰ δὲ τοῦτον Γάϊος τὴν ἡγεμονίαν παραλαβών, αὐτίκα τῆς Ἰουδαίων ἀρχῆς Ἀγρίππᾳ τὸ διάδημα περιτίθησιν, βασιλέα καταστήσας αὐτὸν τῆς τε Φιλίππου καὶ τῆς Λυσανίου τετραρχίας*, welchen er so dolmetschte: „Nachdem Tiberius nach einer Regierung von etwa zwey und zwanzig Jahren gestorben war, so ging diese auf Kajus über, welcher alsbald dem Agrippa die jüdische Krone aufsetzte und ihn zum Könige über die Tetrarchie des Philippus und Lysanias machte." Einfacher und nachdrucksvoller hätte er so geben können: „Tiberius starb, nachdem er ungefähr zweyundzwanzig Jahre regiert hatte. Nach ihm übernahm Gaius die Herrschaft, schmückte sogleich den Agrippa mit der Krone des jüdischen Reichs, und setzte ihn als König der Tetrarchie des Philippus und Lysanias ein." Und wozu die als unrichtig erwiesene Schreibung Kajus?

Ebendas. §. 2. sind die Worte: *τῶν τῆς ἔξωθεν ὁρμωμένων παιδείας* so ausgedruckt: „von denen, die aus den heidnischen Philosophenschulen hervorgegangen sind," und §. 3. die Worte: *περὶ τὰ φιλόσοφα δὲ καὶ ἐλευθέρια τῆς ἔξωθεν παιδείας* durch „in der Philosophie und in allen Zweigen hellenischer Wissenschaft." Der Zusatz „Philosophen" hätte als Erklärung in die Anmerkungen verwiesen, und in dem Folgenden so gegeben werden sollen: „in der Philosophie und in den freien Künsten der Hellenen."

B. II. K. 14. z. A. *Τοιούτων κακῶν πατέρα καὶ δημιουργὸν τὸν Σίμωνα κατ' ἐκεῖνο καιροῦ, ὥσπερεὶ μέγαν καὶ μεγάλων ἀντίπαλον τῶν θεσπεσίων τοῦ Σωτῆρος ἡμῶν ἀποστόλων, ἡ αἰσχάλος καὶ τῆς ἀνθρώπων ἐπίβουλος στωτηρίας πονηρὰ δύναμις προὐτήσατο*) „Diesen Simon, den Vater und Stifter solchen Unheils, stellte damals gleichsam als gewaltiger (gewaltigen) Gegenkämpfer der großen heiligen Apostel unseres Erlösers das jeder Tugend feindliche und der menschlichen Glückseligkeit entgegenstrebende Wesen auf." Hier ist πονηρὰ wieder unbeachtet geblieben.

B. III. K. 6. z. A. *Φέρε δὴ οὖν τῶν ἱστοριῶν τὴν πίμπτην τοῦ Ἰωσήπου μετὰ χεῖρας αὖθις ἀναλαβών, τῶν τότε πραχθέντων διέλθε τὴν τραγῳδίαν*) Hr. Cl. übersetzte: „Man nehme denn also das fünfte Buch der Geschichte des Josephus zur Hand und lasse die damaligen Trauerscenen an sich vorübergehen," anstatt: Wohlan denn nun, nimm das fünfte Buch der Geschichten des Josephus wieder zur Hand, und durchgehe die Trauerscenen der damaligen Begebenheiten! Αὖθις fehlt in der Uebersetzung, und διέλθε ist unrichtig ausgedruckt. Unterhalb gab er *sasiasai* durch Rottirer, ein Wort, das in der edleren Schreibart vermieden werden soll.

— §. 3. *Πάντων μὲν δὴ παθῶν ὑπερίσταται λιμός*) „Der Hunger macht alle Gemüthsregungen verstummen." Vielmehr: „Der Hunger übertrifft alle Leiden." Die folgenden Worte: *τὸ γὰρ ἄλλως ἐντροπῆς ἄξιον ἐν τούτῳ καταφρονεῖται*, sind so dolmetscht: „denn alle Rücksichten, welche noch

in andern Verhältnissen sich geltend machen, werden von seiner Macht niedergetreten."

B. V. K. 10. §. 1. — ὃ (näml. διδασκαλεῖον τῶν ἱερῶν λόγων) καὶ εἰς ἡμᾶς παρατείνεται, καὶ πρὸς τῶν ἐν λόγῳ καὶ τῇ περὶ τὰ θεῖα σπουδῇ δυνατῶν συγκροτεῖσθαι παρειλήφαμεν) Die Uebersetzung des Hrn. Cl. lautet so: „ — welche (Schule der Theologie) sich bis jetzt erhalten hat und wo sich, wie wir wissen, ein Zusammenfluß von geschickten Männern in der Beredsamkeit und in der Theologie befinden soll." Hier ist eines von beyden, wie wir wissen oder soll überflüßig.

Ebendas. heißt es: Ἐν δὲ τοῖς μάλιστα κατ' ἐκεῖνο καιροῦ διαλάμψαι λόγος ἔχει τὸν δεδηλωμένον, οἷα καὶ ἀπὸ φιλοσόφου ἀγωγῆς τῶν καλουμένων Στωϊκῶν ὁρμώμενον. Τοσαύτην δ'οὖν φασὶν αὐτὸν ἐνθυμοτάτῃ διαθέσει προθυμίαν περὶ τὸν θεῖον λόγον ἐνδείξασθαι u. s. w. Hr. Cl. gab: „Unter diesen glänzte damals vorzüglich der erwähnte Pantänus, der sich in der philosophischen Schule der sogenannten Stoiker gebildet hatte, und einen so feurigen Eifer für das göttliche Wort bewies."

Λόγος ἔχει ist in der Uebersetzung vergessen und der letzte Satz sonderbar genug an den vorhergehenden Relativsatz angeknüpft worden. Auch φασὶν blieb unbeachtet.

Diese Beyspiele mögen genügen, um die Leser von der Richtigkeit des oben von uns über diese Uebersetzung ausgesprochenen Urtheils zu überzeugen.

Die unter der Uebersetzung stehenden Anmerkungen sind geschichtlich, christlich archäologisch und geographisch, aber nicht, wie der Verf. in der Vorrede erinnert, für Theologen vom Fach geschrieben. Kritische Anmerkungen blieben, als für den Kreis solcher Leser nicht geeignet, ausgeschlossen. Uebrigens wurde Heinichens Ausgabe zu Grunde gelegt.

Das Aeußere könnte gefälliger, der Druck correcter seyn.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des achten und neunnten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1839, Band VIII. und IX.

Die römiſche Ziffer verweiſt auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.

Annuaire de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres *de Bruxelles*. Cinquième année. IX. 121.

Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales rerum Antecolumbianarum in America, ed. Societas Regia Antiquariorum Septentrionalium. VIII. 625.

Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde zur Beförderung einer Geſammt-Ausgabe der Quellenſchriften deutſcher Geſchichten des Mittelalters. Bd. 1 — 7. IX. 584.

— — des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. 5. Bd. 1. Heft. VIII. 271

Aristotelis Poetica, ed. Franc. *Ritter*. VIII. 577.

— — — Politicorum libri octo etc. ed. Adolfus *Stahr*. VIII. 697.

Aſchbach, Joſeph, Geſchichte Kaiſer Sigmunds. I. und II. Bd. IX. 289.

Basilius Magnus, plotinizans ed. A. *Jahnius*. VIII. 31.

Baſilius des Großen Rede an chriſtliche Jünglinge über den rechten Gebrauch der heidniſchen Schriftſteller, überſetzt und erläutert von Auguſt Rüßlin. IX. 585.

Berghaus, phyſikaliſcher Atlas. VIII. 119. 961.

Bergk, Theod., Commentationum de *reliquiis comoediae Atticae* antiquae libri duo. IX. 569.

Bhâshya of Gaurapâda, translated by Horace Hayman *Wilson*. IX. 25.

Bieſe, Fr., Beytrag zur Philoſophie des Ariſtoteles. IX. 457.

Boehmer, J. Fr., Regesta imperii inde ab anno MCCCXIIII. usque ad annum MCCCXLVII. IX. 041.

Bonaparte, Charles Lucian, geographical and comparative List of the *Birds* etc. VIII. 677.

Brougham, Lord Henry, Historical sketches of *Statesmen*. Vol. I. IX. 80.
Vol. II. IX. 021.

Buch, Leop. v., über den Jura in Deutschland. IX. 745.

Buchner, Andr., Geschichte von Bayern. Buch VI. Abth. 1. VIII. 417.

Bulletins de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de *Bruxelles*, année 1838. Tom. V. VIII. 1037.

Cieszkowsky, A. v., Prolegomena zur Historiosophie. VIII. 185.

Combe, Ed., et Tamisier, Voyage en *Abyssinie* etc. VIII. 705.

Cuonrat von Würzeburc, Otte mit dem barte. herausgegeben von C. A. Hahn. VIII. 37.

Darwin, Charles, The Zoology of the Voyage of H. M. S. Beagle during the years 1832 to 1836. Part. I—III. VIII. 105.

Daub, Carl, Vorlesungen über die philosophische Anthropologie, herausgegeben von Marheinecke und Dittenberger, 1. Bd. VIII. 513.

Doederlein, Ludov. Dr., de *Tacito* transpositione verborum emendando. VIII. 649.

Dubois de Montpéreux, Voyage autour du *Caucase*, etc. Tom. I. VIII. 593.

Ducrotay de Blainville, M., *l'Ostéographie* etc. Tom. I. fasc. 1. u. 2. IX. 873.

Empedoclis Agrigentini Carminum Reliquiae. Illustravit Sim. *Karsten*. IX. 449.

Endlicher, Steph., Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung. IX. 577.

Eusebii Pamphili Historiae ecclesiasticae libri decem, ed. Edv. *Burton*. Tom. I. II. IX. 1049.

Eyton, T. C., a Monograph of the *Anatidae* on Duck Tribe. VIII. 673.

Fromherz, Carl, die Jura-Formationen des Breisgaues. VIII. 345.

Gallus, S. G. und Neumann, J. v., Beyträge zur Geschichts- und Alterthumskunde der Niederlausitz. IX. 9.

Gerhard, Ed., Archemoros und die Hesperiden, eine Erklärung u. s. w. IX. 218.

— — Jason des Drachen Beute, ein Programm. IX. 217.

— — Hermes auf Vasenbildern. IX. 218.

Gruppe, O. F., die römische Elegie. 1. Bd. VIII. 753.

Hammer-Purgstall, Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret. I—V. Bd. IX. 529.

Hefele, C. J., Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland. VIII. 33.

Heinroth, J. C. A., Orthobiotik, oder die Lehre vom richtigen Leben. VIII. 945.

Heusde, J. A. C. van, Disquisitio de L. *Aelio Stilone* etc. VIII. 777.

Heusde, Ph. W. van, die Sokratische Schule oder

philosophie für das neunzehnte Jahrhundert. Uebersetzt von Dr. J. Leutbecher. I. und II. Thl. IX. 161.

— — Versuche philosophischer Forschungen in den Sprachen. VIII. 433.

Heyse, J. C. A., ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. 1. Bd. VIII. 1045.

Hugo, G. W., Mediatisirung der deutschen Reichsstädte. IX. 319.

Homeri Iliadis primi duo libri, ed. Theod. Frid. *Freytagius*. IX. 929.

Huschke, Ph. E., die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer römischen Verfassungs-Geschichte. IX. 777.

Hügel, Frhr. v. und Hekel, J. Jac., Fische aus Caschmir. IX. 369.

Jahresbericht, achter, des historischen Vereins in Mittelfranken für das Jahr 1837. VIII. 407.

Jahresbericht, dritter, des historischen Vereins im vorigen Oberdonaukreise für das Jahr 1837. VIII. 463.

Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. 1834 — 1838. VIII. 215. IX. 169.

Jsvara Krishna. The Sánkhya Káriká, translated from the Sanscrit by Henry Thomas *Colebrooke*. IX. 25.

Katte, A. v., Reise in Abyssinien im Jahre 1836. 1. Bd. VIII. 705.

Keilhau, B. M., *Gaea Norvegica*. 1. Heft. VIII. 137.

Kraft, Fr. C., Vita Caroli *Ilgenii*. IX. 905.

Kramer, Gust., Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße. IX. 217.

Laotseu, Le Tao-te-king, traduit par G *Pauthier*. VIII. 681.

Lassen, Christian, Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige in Baktrien u. s. w. VIII. 209.

Leiblein, V., Erster Bericht vom zoologischen Museum der k. Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg. IX. 902.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der k. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. VIII. 249.

Leonhard, C. C. v., *Agenda geognostica*. Hülfsbuch für reisende Gebirgsforscher. VIII. 46.

Leonhard, K. C. v., und Broun, H. G., Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie u. s. w. Jahrgang 1838. VIII. 1009.

Lévy, A., description d'une collection de *Minéraux*. III. Vol. VIII. 329.

Lindsay, Lord, Letters on *Egypt*, *Edom* and the *holy Land*. II. Vol. IX. 705.

Lucians Traum, herausgegeben von Dr. Friedr. Gotth. Schöne. VIII. 449

Malchus, C. A. Frhr. v., die Sparkassen in Europa. XI. 481.

Maximilian, Herzog in Bayern, Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838. VIII. 793.

— — — Prinz von Wied, Reise durch Nord-America. Heft 1 — 5. VIII. 985.

Medhurst, W. B., China etc. IX. 473.

Minding, Dr. Ferd., Handbuch der theoretischen Mechanik. VIII. 121.

Necker de Saussure, Mad., Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen, übersetzt von A. v. Hogguer und K. v. Wangenheim. 2 Theile. IX. 129.

Omalius d'Halloy, Eléments de *Géologie* etc. IX. 881.

Oratores Attici, recognoverunt — J. G. *Baiterus* et H. *Sauppius*. fasc. I. IX. 73.

Orbigny, d', Voyage dans *l'Amérique méridionale*. Vol. II. Livr. 21 — 29. VIII. 353.

Panofka, Th., Argos Panoptes, eine Abhandlung. IX. 217.

Panofka, Th., Le lever du Soleil sur un *vase* peint du Musée Blacas. IX. 217.

— — — Zeus und Aegina, eine Abhandlung. IX. 217.

Παραδοξόγραφοι. Edid. Ant. *Westermannus*. IX. 1041.

Paſſow's, Fr., Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. L. Wachler. Herausgegeben von A. Wachler. 1. Hälfte. IX. 641.

Phaedri fabulae Aesopiae ed. Chr. Timoth. *Dressler*. VIII. 473.

Plato's Staat. Ueberſetzt von K. Schneider. IX. 673.

Platonis Timaeus et Critias, ed. Godofr. *Stallbaum*. IX. 257.

Poëmes islandais tirés de l'Edda — par F. G. *Bergmann*. VIII. 409.

Politique d'Aristote, traduite en français etc. ed. *Barthélemy St. Hilaire*. II. Tom. VIII. 697. 756.

Prinsep, Jam., The Journal of the *Asiatic Society* of *Bengal*. Vol. IV — VII. IX. 321.

Radicke, J. W. G., Handbuch der Optik. IX. 105.

Raoul-Rochette, Troisième Mémoire sur les *Antiquités* Chrétiennes *des catacombes*. IX. 217.

Report of a Joint Committee of *Physics* and *Meteorology* etc. IX. 393.

Richard, J., Handbuch gebräuchlicher und unterhaltender Anwendungen der Mathematik. VIII. 151.

Ritter, Heinr., Geſchichte der Philoſophie alter Zeit. III Thl. IX. 457.

Rückert, Fr., Roſtem und Suhrab, eine Helden-Geſchichte u. ſ. w. VIII. 9.

Saint-Genois, Jul. de, Histoire des *Avoueries en Belgique*. IX. 817.

Schleiermacher's Dialektik aus S. handſchriftlichem Nachlaſſe, herausgegeben von L. Jonas. IX. 617.

Schmidt, Ed., Zur Geſchichte der Philoſophie. IX. 681.

Schoemann, G. Fr., Specimen observationum in *Theophrasti Oeconomicum* et *Philodemi* librum IX. de virtutibus et vitiis. IX. 505.

Serres, Marcel de, la *Cosmogonie* de *Moïse* comparée aux faits géologiques. IX. 665.

Siben ſlafären, von den, ein Gedicht des XIII. Jahrhunderts, herausgegeben von Th. G. von Karajan. VIII. 57.

Siebold, Ph. Fr. de, flora Japonica. Sectio prima. Digessit Dr. J. G. *Zuccarini*. centuria I. VIII. 665.

Sillig, Jul., Quaestionum *Plinianarum* Specimen primum. IX. 609.

Smith, Andrew, Illustrations of the *Zoology* of *South Africa* etc. Theil 1 — 6. IX. 897.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt, ed. F. R. *Dietz*. IX. 193.

Sprunner, C. v., Das Herzogthum Oſtfranken in ſeine Gauen eingetheilt. IX. 100.

Statistique de la *France*, publiée par le Ministre des Travaux publics. 1837. VIII. 577.

Statistik Tabelwärk, 1. Heft. Kopenhagen. VIII. 233.

Stephani Byzantii, 'Εθνικῶν quae supersunt. Edidit Ant. *Westermann.* VIII. 217.

Transactions of the *Zoological Society* of *London.* Vol. II. Part. 2. IX. 353.

Vaughan, Rob., The Protectorate of *Oliver Cromwell.* VIII, 465.

Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg. 2. u. 3. Heft. VIII. 383.

Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis. I — III. Jahrgang und IV. 1. VIII. 350.

Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de Chine. Tome V. *Zoologie* par M. Fortuné *Eydoux.* IX. 895.

Wright, Thom., Queen Elizabeth and her times, a series of original letters etc. Vol. I. u. II.

Wüllner, Franz, über die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen u. s. w. VIII. 497.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Bericht über die Personal-Veränderungen und Büchergeschenke von 1835 bis 1839. VIII. 956

Allgemeine Sitzung am 28. July 1839, nebst Verzeichniß der seit dem 1. Januar 1839 bey der k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke IX. 454.

Oeffentliche Sitzungen;

am 27. März 1839:

Vortrag des Vorstandes der Akademie, Hrn. Geheimerathes von Schelling VIII. 545.

Ehrengedächtniß Ignaz von Rudhart's, durch den k. Staatsrath, Präsidenten des protestantischen Ober-Consistoriums, Herrn Reichsrath v. Roth VIII. 553.

am 24. August:

Vortrag des Vorstandes und Bekanntmachung der gewählten und allerhöchst bestätigten Ehren-Mitglieder, auswärtigen Mitglieder und Correspondenten IX. 441

Sitzungen der Classen;

Philosophisch-philologische Klasse:

am 7. July 1838:

Streber, über die Chimära auf den Münzen von Sicyon. VIII. 169

am 6. July 1839:

Spengel, über die dritte philippische Rede des Demosthenes. IX. 945.

Historische Klasse:

am 17. November 1838:

Roth, v., Bemerkungen zu der Stelle des Tacitus über *agri decumates*. (Germ. XIXX.) VIII. 801.

am 16. März 1839:

Fink, v., Ueber die Landgrafschaft im Nordgau. VIII. 804.

am 22. Juny:

Koch-Sternfeld, v., über einen neuen Fund von antikem Erz am Paſſe Lueg. IX. 657.

Mathematiſch-phyſikaliſche Klaſſe:

am 21. Juli 1838:

Steinheil, über die von ihm erholten Kopien des *Mètre* und *Kilogramme* der Archive zu Paris. VIII. 289.

am 10. November:

Wagner und Zuccarini, Bericht über die von Hrn. Hofr. v. Schubert und ſeinen Begleitern, den Herren Doctoren Roth und Erdl von ihrer Reiſe nach Aegypten und Paläſtina mitgebrachten Sammlungen VIII. 297.

Wagner, A., über foſſile Ueberreſte von einem Affenſchädel und andern Säugthieren aus Griechenland. VIII. 298.

Vogel, die chemiſche Unterſuchung des Waſſers einer im Kempterwalde bey Unterbuch endeckten Mineralquelle. VIII. 311.

am 15. Dezember:

Martius, v., über die Beobachtungen, welche von A. van Beck und C. A. Bergsma über die Temperatur am Blüthenkolben von *Colocasia odora* angeſtellt und beſchrieben worden ſind. VIII. 316.

Kobell, v., über den Chlorit und Kipidolith, eine neue Mineralſpecies. VIII. 321.

Vogel, über das Verhalten einiger Metalle zu den alcaliſchen Flüßigkeiten. VIII. 327.

am 12. Januar 1839:

Vogel, Gutachten über die Fabrication unverfälſchbarer Papiere. VIII. 561.

— — über das Verfahren des Hrn. Lechevalier in Paris zur Sicherung leinener und baumwollener Stoffe gegen das Entflammen. VIII. 569.

Steinheil, über einen von ihm neu conſtruirten Prismenkreis. VIII. 574.

am 9. März:

Wiebeking, v., über ein Phänomen in den Lagunen von Venedig. VIII. 810.

Vogel, über die freywillige Entfärbung der Lacmustinctur u. ſ. w. VIII. 813.

am 13. April:

Fuchs, über ein Verfahren den Eiſengehalt der Eiſenerze ꝛc. zu beſtimmen. VIII. 820.

Kobell, v., über den Gismondin und Hemitropieen von Kalkſpath. VIII. 836.

Martius, v., über die geographiſchen Verhältniſſe der Palmen. Erſte Abtheilung. VIII. 843.

Kobell, v., und Steinheil, über ihre gemeinschaftlichen Versuche zur Fixirung der Lichtbilder. IX. 17.

Vogel, über die Einfuhr und den Transport der Frikionszündhölzchen. IX. 22.

am 10. August:

Wagner, Bemerkungen über einen Pongo-Schädel. IX. 409.

— — über die Verwandtschafts-Verhältnisse der Pharaonsratte zu andern Mangusten. IX. 423.

— — Beschreibung einiger neuer oder wenig bekannter Säugthiere. IX. 429.

am 9. November:

Fuchs, über ein Mineral, was bey Zwisel im bayer. Walde vorkommt. IX. 953.

Martius, v., über die Verbreitung der Palmen in der alten Welt. Zweyte Abtheilung. IX. 954.

Wagner, über die systematische Stellung des Vansire. IX. 995.

— — über die fossilen Säugthier-Ueberreste der Muggendorfer Höhlen. IX. 998.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Anzeige von Büchergeschenken. VIII. 543.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs, July bis December 1838. VIII. 543.

— — — — — — Januar bis Juny 1839. IX. 687.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Zehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen

Januar bis Juny.

1840.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

God. Guil. Leibnitii Opera philosophica quae exstant latina, gallica, germanica omnia. Edita recognovit, e temporum rationibus disposita pluribus ineditis auxit, introductione critica atque indicibus instruxit Joannes Eduardus Erdmann, Phil. Doctor. Prof. publ. ord. in Univers. Halens. cum Viteb. consoc. 2 Vol. in 8. Pars prior, cum Leibnitii effigie. Berolini. Sumptibus G. Eichleri. MDCCCXXXIX.

Die philosophischen Werke von Leibnitz waren bis jetzt in verschiedenen Sammlungen zerstreut, welche man nur schwer zusammen bekommen konnte. Die angeblich allgemeine Ausgabe von Dutens ist, wie bekannt, sehr unvollständig: man mußte damit verbinden die philosophischen Werke herausgegeben von Raspe, wo sich die Nouveaux Essais sur l'entendement humain finden, ferner Leibnitii et Bernouillii commercium philosophicum et mathematicum, sodann Gruberi commercium epistolicum, weiter die Epistolae ad Schmidium et ad diversos cum notis Kortholti, außer diesen das Otium Hannoveranum, das Specimen commercii epistolici herausgegeben von Feder ꝛc.; zuletzt mußte man auch noch die Theodicee im französischen Original hinzunehmen, weil Dutens nur die lateinische Version derselben gegeben hat. Dazu kommt, daß in der Ausgabe von Dutens jeder Brief, welcher verschiedene Materien berührt, in eben so viele in die einzelnen Bände vertheilte Bruchstücke zerspalten ist; es leuchtet ein, wie sehr durch diese übelangebrachte Vertheilung der Leser verliert: es entgeht ihm nicht nur der Eindruck des Ganzen, sondern auch wie die Ideen eine aus der andern sich erzeugt haben, wie sie veranlaßt wurden, und welche Consequenzen sie in einem encyclopädischen Geist, wie Leibnitz, mit sich brachten.

So war denn eine vollständige und richtig geordnete Ausgabe der philosophischen Werke von Leibnitz etwas sehr wünschenswerthes und in der That gewünscht von allen Freunden der Philosophie. Hätte sich Hr. Prof. Erdmann auch nur hierauf beschränkt, so hätte er schon einen großen Dienst geleistet. Aber noch mehr; es war bekannt, daß sich vorzüglich auf der königl. Bibliothek zu Hannover noch ungedruckte Manuscripte von Leibnitz befänden. Feder hatte daraus im Jahre 1803 einen Band Briefe herausgegeben. Neuester Zeit hatte Herr Guhrauer dort mehrere wichtige Stücke aufgefunden und bekannt gemacht. Hr. Professor Erdmann hat aus dieser kostbaren Quelle geschöpft: in seiner Ausgabe der philosophischen Werke von Leibnitz werden drey und zwanzig bis jetzt ungedruckte Aufsätze enthalten seyn. Sie bedarf keiner weiteren Empfehlung.

Die vollständige Ausgabe wird aus 2 Bänden bestehen, in groß Octav, 2 Columnen auf jeder Seite. Der erste Theil, dessen Titel wir dieser Anzeige vorgesetzt haben, enthält bereits 18 von den 23 bisherigen Auekdotis. Wir glauben, unseren Lesern etwas Angenehmes und Nützliches zu erzeigen, wenn wir sie kurz mit dem Inhalt dieser 18 Stücke bekannt machen.

1. De vita beata. Es ist eine kleine Abhandlung, bestehend aus 3 Kapiteln, welche handeln de sapientia, de virtute, de animi tranquillitate. Die Weisheit, sagt Leibnitz, ist die Kenntniß dessen, was man zu thun oder zu mei-

den hat, mit einem Wort: deſſen, was die Vernunft vorſchreibt. Die Tugend iſt der feſte Vorſatz, zu erfüllen, was die Vernunft gebietet, und ſich nie durch Leidenſchaften oder Begierden davon abziehen zu laſſen. Die Ruhe der Seele iſt die Verzichtleiſtung auf Güter, die nicht in unſerer Gewalt ſtehen und die zugleich außer den Vorſchriften der Vernunft liegen.

Wir bemerken im erſten Kapitel folgenden Rath, der von Leibnitz auffallend ſeyn kann. „Es iſt nützlich, ſeine Studien ſo einzutheilen, daß man denjenigen, welche die Einbildungskraft üben, wenige Stunden und ſehr wenige denjenigen widmet, welche den Verſtand allein in Anſpruch nehmen: denn weit entfernt, daß ein allzu anhaltendes Studiren unſeren Geiſt ſchärft, ſtumpft es ihn im Gegentheile ab.“ Man weiß, daß Leibnitz oft mehrere Tage und Nächte ununterbrochen an ſeinem Arbeitstiſch blieb, auf ſeinem Stuhle ſeine Mahlzeit nehmend und ſchlafend. Man muß alſo wohl denken, daß eine Regel für gewöhnliche Geiſter gegeben wird, nicht für außergewöhnliche, wie Leibnitz, der durch die große Abwechslung und Verſchiedenheit der Gegenſtände, der ſein univerſeller Geiſt fähig war, der angegebenen Wirkung eines allzu anhaltenden Studiums zuvorkommen konnte. Hat Leibnitz durch ſein eigenes Beyſpiel ſeiner Maxime widerſprochen, ſo ſtimmt im Gegentheil mit dem politiſchen Axiom, das wir ſpäter, im Artikel über die Tugend, finden: „Nec denique in publicis aliquid reformare tentemus, nihil enim a vulgo aegrius fertur, quam eorum mutatio, quibus assuevit“ die Erfahrung in manchen Fällen eher überein. Von dem großen praktiſchen Verſtande und der Menſchenkenntniß des Philoſophen zeugen die ſich daran anſchließenden Worte: „Uebrigens ſollen wir die Ueberzeugung haben, daß der gerechte und ehrliche Weg von allen der beſte und am ſicherſten zum Ziele führende ſey, maximamque omnium esse astutiam, nulla astutia uti.“ In dieſer kleinen, ohne Zweifel von Leibnitz in ſeiner Jugend geſchriebenen Abhandlung iſt ihm der Carteſianiſche Beweis der Exiſtenz Gottes aus der Idee eines allervollkommenſten Weſens noch ein vollkommen gültiger, ſpäter hat er eben denſelben als mangelhaft angegriffen.

2. De scientia universali seu calculo philosophico.

3. Initia scientiae generalis de nova ratione instaurationis et augmentationis scientiarum, ita ut exiguo tempore et negotio, si modo velint homines, magna praestari possint ad felicitatis humanae incrementum.

4. De natura et usu scientiae generalis.

5. Synopsis libri, cui titulus erit: Scientia nova generalis, pro instauratione et augmentis scientiarum ad publicam felicitatem.

6. Quilielmi Pacidii Plus ultra, sive initia et specimina scientiae generalis, de instauratione et augmentis scientiarum ac de perficienda mente rerumque inventionibus ad publicam felicitatem. — Oeconomia operis.

7. Quilielmi Pacidii initia et specimina scientiae generalis.

8. In specimina Pacidii introductio historica.

9. Fundamenta calculi ratiocinatoris.

10. Non inelegans specimen demonstrandi in abstractis.

11. Addenda ad specimen calculi universalis.

Dieſe 10 Stücke beziehen ſich auf die Lieblingsidee des Philoſophen, nicht, wie man gewöhnlich glaubt, einer allgemeinen, auf jeden Gebrauch des Lebens anwendbaren Sprache, ſondern, nach ſeinen eigenen Ausdrücken, eines allgemeinen Calculs, einer philoſophiſchen Charakteriſtik oder Buchſtabenrechnung, einer Art von metaphyſiſcher Algebra, womit man alle Wiſſenſchaften a priori (ratione) entdecken und gleichſam durch Rechnung finden könnte. Leibnitz leitet dieſe Idee im erſten Stücke alſo ein: „Wenn es entweder eine vollkommene Sprache gäbe, wie Einige die adamitiſche nennen, oder wenigſtens eine Art wahrhaft philoſophiſcher

Schrift, durch welche die Begriffe auf ein Alphabet der menschlichen Gedanken zurückgebracht wären, so würde Alles, was man sonst auf dem Wege der Erfahrung finden muß, a priori gefunden werden können durch eine Art Rechnung, ebenso wie man arithmetische oder geometrische Aufgaben löst.“ Die Titel jener 10 Stücke, welche wir so eben angeführt haben, zeigen allein schon, mit welcher Begeisterung Leibnitz an dieser Idee hing, von der er sagt, daß ihm schon als Knaben eine Ahnung davon vorgeschwebt habe. Er entlehnt Ausdrücke von Baco (instauratio, augmenta), um die Berichtigung und Erweiterung aller menschlichen Kenntnisse anzukündigen; sein „Plus ultra“ soll alle bekannten Schranken der Wissenschaft erweitern. Künftig, äußert er zu verschiedenen Malen in diesen Versuchen, werde kein Streit mehr möglich seyn, besonders unter den Philosophen: die Streitenden werden nichts zu thun haben, als die Feder zu nehmen und sich zu sagen: „Calculemus.“ Denn jeder Irrthum werde uns ein leicht zu verbessernder Rechnungsfehler seyn, jedes Sophisma nichts seyn, als eine Art von Solöcismus oder Barbarismus gegen die allgemeine Sprache, den man ohne Mühe nach den Regeln ihrer Grammatik berichtigen werde! Zu diesem Zweck zu gelangen, sollte es hinreichen, die Grundideen, die veritates primas, die Elemente aller Kenntnisse zu bestimmen und sie durch festgesetzte Zeichen oder Charaktere, analog den Zeichen der Algebra, zu bezeichnen. Dieses Alphabetum cogitationum humanarum einmal gefunden und die Elementaraxiome einmal aufgestellt, müßte sich daraus jede mögliche Kenntniß durch eine Folge sicherer Operationen und, wie die mathematischen, unfehlbarer Demonstrationen ziehen lassen. Indeß muß man nicht glauben, daß Leibnitz nicht die Unmöglichkeit eingesehen hat, die reellen Dinge mit idealen Datis so zu construiren, wie die Geometer Größen construiren, aber wenigstens behauptet er, durch den philosophischen Calcul in jeder empirischen Materie eine unbestimmbare Annäherung an die Wirklichkeit erreichen zu können. Er spricht sich hierüber in der ersten Abhandlung „de scientia universali“ folgendermassen aus:

„Discrimen inter veritates necessarias et contingentes vere idem est, quod inter numeros commensurabiles et incommensurabiles: ut enim in numeris commensurabilibus resolutio fieri potest in communem mensuram, ita in veritatibus necessariis demonstratio sive reductio ad veritates identicas locum habet. At quemadmodum in surdis rationibus resolutio procedit in infinitum, et acceditur quidem utcunque ad communem mensuram, ac series quaedam obtinetur, sed interminata, ita eodem pariter processu veritates contingentes infinita analysi indigent, quam solus Deus transire potest. Unde ab ipso solo a priore et certe cognoscuntur. Etsi enim semper ratio reddi posset status posterioris ex priore: hujus tamen rursus statio reddi potest, neque adeo ad ultimam rationem in serie pervenitur. Sed ipse progressus in infinitum habet rationis locum, quod, suo quodam modo, extra seriem, in Deo, rerum auctore, poterat statim ab initio intelligi, a quo priora aeque ac posteriora, et magis, quam a se invicem dependent. Quaecunque igitur veritas analyseos est incapax, demonstrarique ex rationibus suis non potest, sed ex sola divina mente rationem ultimam ac certitudinem capit, necessaria non est. Talesque sunt omnes, quas voco veritates facti. Atque haec est radix contingentiae, nescio an hactenus explicatae a quoquam.

Die scientia generalis sollte sich in 2 Theile theilen; der eine die Elemente oder die unbestreitbaren Zeichen (notas indisputabiles) der einfachen Ideen, der andere die ars inveniendi enthalten, welche sich selbst wieder in Synthetik oder ars combinatoria und in Analysis theilen sollte. Schon im Jahre 1666 hatte Leibnitz einen Versuch seiner ars combinatoria gegeben, welcher sich in der Dutens'schen Sammlung findet. — Die specielle Combination sollte die Wissenschaft der Formen oder der Qualitäten im Allgemeinen seyn, die specielle Analysis die der Größen im Allgemeinen. Unmittelbar nach diesen hätte die allgemeine Mathematik ihre Stelle gefunden: diesen wären alle einzelnen Wissenschaften also gefolgt: Mechanik, Astronomie, Physik, Naturgeschichte, Medizin, Psychologie, Politik, Oekonomie,

Kriegskunst. Jurisprudenz, die Theologie, die natürliche und die geoffenbarte, sollte den Schluß des ganzen Systemes bilden.

Leibnitz hatte die Absicht, dieses ausgedehnte System eines encyclopädischen Calculs unter dem angenommenen Namen des Wilhelm Pacidius zu veröffentlichen. Die introductio historica (das 8te Stück unter den schon genannten) enthält die Erzählung von der Art, wie der angebliche W. Pacidius zur Entdeckung des philosophischen Calculs geführt worden ist. Es ist nicht schwer, darin die Geschichte des Philosophen selbst, seiner Erziehung, seiner Studien, seiner ersten Denkübungen zu erkennen; gewiß ist der Schleier nicht ohne Absicht so durchsichtig. Leibnitz liebte den Ruhm zu sehr, als daß er jemals ernstlich daran gedacht hätte, sich hinter einem Pseudonymen zu verstecken. — Wie dem auch sey, diese bisher ungekannten Stücke bringen ein ganz neues Licht in die Geschichte einer der Ideen, welche diesen großen Denker am meisten beschäftigt haben, und welche vielleicht am geeignetsten sind, den kühnen, unternehmenden, in seinen überraschenden Erfindungen zuweilen chimärischen, aber in den Zwecken immer gleich großen und in der Wahl der Mittel gleich strengen Geist in der höchstseltenen Verbindung des mathematischen Genie's mit dem metaphysischen begreiflich zu machen, erregen sie gleich fast unvermeidlich die Frage, ob nicht die Vorliebe für mathematische Formen und ihre Verbindung mit Philosophie ihm für die Metaphysik bey weitem mehr geschadet als genützt habe.

12. De veritatibus primis. In diesem kurzen Fragment stellt Leibnitz die schon von Aristoteles gemachte, wichtige Distinction zwischen den veritates absolute primae und den veritates secundum nos primae d. h. den ersten in der Ordnung der Erwerbung unserer Kenntnisse auf. Die veritates absolute primae stehen in der Mitte zwischen den rationell-identischen (wie Kant sie nannte analytischen) und zwischen den faktischen Wahrheiten, in wiefern man aus jenen nichts beweisen, aus diesen dann in der Mitte stehenden aber alle Erfahrungen ableiten kann; die veritates secundum nos primae sind die der Erfahrung.

13. Definitiones logicae. Es ist dieß ein Versuch darüber, wie man die ganze Theorie der Syllogismen auf die einfachen Regeln des wechselseitigen Begriffenseyns der Ideen oder auf die Grundsätze der Einschließung und Ausschließung der Begriffe zurückführen könnte. Einige Winke über diesen Gegenstand sind schon in einer merkwürdigen Stelle der „Nouveaux Essais sur l'entendement humain" gegeben, wo Leibnitz nach der Art des Aristoteles die ganze Logik auf die Regeln de continenté contento zurückführt. Dort sind es aber nur Winke; diese von Herrn Prof. Erdmann wiedergefundenen „definitiones logicae" dagegen können, obgleich kurz, für eine vollständige Abhandlung über diesen Gegenstand angesehen werden.

14. De vera methodo philosophiae et theologiae. Es ist nicht anders zu denken, als daß der universale Geist des Philosophen, wenn er sich an die Theologie machte, auch hier die tiefsten Blicke, besonders in die innere Harmonie dieser Wissenschaft mit allen anderen thun müßte. Aber freylich auch in der Theologie will Leibnitz vor Allem die mathematische Methode in Anwendung gebracht wissen, und verspricht sich von derselben wundervolle Wirkungen. Wurde man schon bey der Philosophie gegen diese angeblichen Wunder der mathematischen Methode mißtrauisch, so wird man dieß natürlich noch mehr bey der Theologie. Leibnitz beklagt es, daß man diese Methode nicht auf einen Thomas v. A., Bonaventura, Wilhelm Durand, Gregor von Rimini angewandt habe, deren propositiones primae philosophicae auf's Strengste demonstrirt werden könnten, statt daß jetzt die Theologie an einem confusus vocabulorum usus leide, die Zeit mit captiunculis distinctionum hingebracht werde, welchen man mit einer einzigen (mathematisch bestimmten) Definition zuvorkommen könnte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonische Studien von Ed. Zeller. Tübingen, 1839. 8.

Unter diesem einfachen, bescheidenen Titel liefert der junge Verfasser, Repetent an dem evangelischen Seminar zu Urach im Königreiche Würtemberg drey Abhandlungen, die ihm in jeder Beziehung Ehre machen; denn sie geben Zeugniß nicht allein von seinen ernsten, gründlichen Studien zum Behuf der griechischen, namentlich Platonischen Philosophie, sondern auch von einer besonnenen Haltung und Würde des Denkens und der Gesinnung. Je seltener zumal die letzteren Eigenschaften unter uns werden, desto erfreulicher überraschen sie hier im Verein mit den erstgenannten Vorzügen und verdienen vor allem voraus anerkannt zu werden.

Die erste der drey Abhandlungen handelt über den Ursprung der Schrift von den Gesetzen, der größesten unter den Platonischen, unter denen sie bis heute noch stehet. Der Hr. Verf. hält sie nicht für ein Werk Platons, sondern eines seiner unmittelbaren Schüler, nicht des Philippus von Opus, dem der Anhang zu den Gesetzen, die Epinomis, schon von den Alten beygelegt wurde, sondern eines uns unbekannten, der diese Schrift absichtlich dem Plato unterschob; und je vollständiger diesem Verfasser seine Unterschiebung gelungen ist, um so nothwendiger, meynt Hr. Zeller, war es, daß sein eigener Name verloren gieng. Bekanntlich hat in der neueren Zeit Ast zuerst die Gesetze dem Plato abgesprochen, und gleichfalls auf irgend einen Schüler Platons als Verfasser gerathen; — Hr. Ast in Platons Leben und Schriften S. 384 — 392 hat die Gründe für die Verwerfung, theils auf den Inhalt, theils auf die Diction gestützt, die beyde mit anerkannten Werken Platos nicht übereinstimmen, oder mit ihnen vollends gar im Widerspruche stehen sollen, mehr nur angedeutet, als ausführlich entwickelt; dieß thut nun aber Hr. Zeller bis S. 144. Nach einer kurzen Inhaltsübersicht spricht er über den Zweck und die Methode dieser Schrift und betrachtet dann von S. 32 — 49 den Inhalt der Schrift von den Gesetzen im Einzelnen; hierauf die Form derselben, d. i. die dialogischen Voraussetzungen, die künstlerische Handhabung der Gesprächsform, und verbreitet sich, ins Einzelne gehend, über Ton und Farbe der Darstellung und die Eigenheiten der Sprache, die sich in vielen Puncten von derjenigen entfernt, die in andern Dialogen Platons herrscht. Es wird dann weiter versucht, in diesen Büchern Nachahmungen Platonischer Stellen in solchen Schriften nachzuweisen, die allgemein für ächt gelten; ferner die Abfassungszeit der Gesetze zu bestimmen; und aus alle dem wird das Resultat gezogen, daß Plato der Verfasser der Schrift von den Gesetzen nicht seyn könne, sondern ein — feiner Kopf, der dem Plato auch den Menexenus untergeschoben hat!

Es ist nicht zu läugnen, und jeder aufmerksame Leser des Plato, der von seinen wichtigeren Werken, namentlich von dem Staasmann, vom Timäus und von dem Staat unmittelbar zu den Gesetzen fortschreitet, muß es fühlen und bekennen, daß das letztgenannte Werk durch mancherley Eigenthümlichkeiten im Inhalt und in der Sprache überrasche, daß in denselben manches auffalle, das sich aus dem Zusammenhange der übrigen Werke des Philosophen kaum erklären zu lassen scheint. Hr. Zeller hat offenbar diesen Eindruck von diesen Gesetzen gehabt; er hat ihn festgehalten und verfolgt — nach der Seite der Mißhelligkeit

hin, und ist zu dem obigen Endergebniß gekommen. Obgleich die Untersuchung mit musterhafter Ruhe, Einsicht und Ueberlegung geführt ist: so gesteht Rec. doch nicht überzeugt worden zu seyn, weder durch einen einzelnen noch auch durch die hier beygebrachten Gründe zusammen genommen; und wiewohl er die Differenz fühlt und anerkennt, die zwischen den Gesetzen und anderen Schriften Platons sich herausstellt: so bleibt er doch der Ueberlieferung geneigt, die das angefochtene Werk dem Plato zuschreibt; dasselbe würde ihn aber beynahe noch mehr anmuthen, wenn erwiesen wäre, daß es von einem unmittelbaren Schüler Platons herrühre; — nur nicht von einem — Betrüger! — oder welchen anderen Namen soll man demjenigen geben, der einem andern ein Werk absichtlich unterschiebt? sey es auch ein gutes Werk; geschehe es auch aus löblichen Absichten; — nach den Begriffen der Alten und der Neueren spielt ein solcher dem Lesepublikum einen Betrug! „Ein solcher moralischer Rigorist wie Xenokrates, würde sich vor einer Unterschiebung gescheut haben, (sagt Hr. Zeller S. 139 in der Note) so wenig auch sonst die Alten ein Arg dabey hatten.“ Dieser Satz bedarf nach Zeiten und Umständen, auch nach den Ansichten der Alten mancher Ermäßigung und Einschränkung, die ihn nahebey aufheben möchten; davon aber abgesehen, so zeigt sich zu einem solchen Verfahren kein erklecklicher Grund. Allerdings in den späteren Zeiten der pergamenischen Attaliden und der Ptolomäer in Aegypten, wissen wir aus guten Quellen, wurden, um des Gewinnes und wohl auch besserer Absichten willen, Schriften Namens älterer ruhmreicher Autoren gefertiget und theuer verkauft; manche ältere Schriften, die, weil wenig gelesen, sich selten gemacht hatten, und deren Verfasser in Vergessenheit gekommen waren, mochten auch einem berühmten Namen zugeschrieben werden, wie es ja heut zu Tage wohl noch mit Gemälden zu geschehen pflegt; — und wenn sich für die letztere Weise der Unterschiebung irgend eine triftige Spur fände, so möchte man ihr vielleicht Glauben schenken. Allein selbst dann stünde das Zeugniß des Aristoteles entgegen; oder um dieses zu entkräften, muß man ihm die Politik absprechen; legte man sie dann aber auch dem Theophrast oder einem andern peripatetischen Zeitgenossen desselben bey: — weiter in der Zeit herabzugehen, wird Niemanden einfallen — so wäre immer noch nichts gewonnen, weil jeder noch zu nahe stand, als daß er nicht die Aechtheit und Vaterschaft für die Gesetze hätte erkunden können, wenn irgend ein Verdacht möglich gewesen wäre. In jener Zeit der literarischen Blüthe Athens fanden sich aber zudem dort wohl eher Plagiarii, als solche, die einen frommen Betrug zu spielen geneigt waren, noch dazu auf Kosten ihres eigenen Namens und Ruhmes; wenigstens wäre dieser Fall mit den Gesetzen Platons der einzige in seiner Art aus jener Periode; denn mit Onomakritus und anderen Pythagoräern ꝛc. ꝛc. zu den Zeiten der Pisistratiden liegt der Fall wohl ziemlich anders, wiewohl wir die näheren Umstände nicht genugsam wissen.

(Fortsetzung folgt.)

God. Guil. Leibnitii Opera philosophica quae exstant latina, gallica, germanica omnia. Edita recognovit, etc.

(Schluß.)

Denn hätte z. B. Renatus Cartesius seine meditationes und dissertationes in propositiones und demonstrationes zu verwandeln versucht, so würde er auf manchen Mangel in seinen Philosophemen gestoßen seyn. „Patuit hoc,“ setzt Leibnitz hinzu, „cum amici, precibus et tantum non conviciis, demonstrationem de existentia Dei, mathematico habitu vestitam ei extorsere. Quam si ab ipso pro demonstratione habitam putem, injuriam ejus ingenio facere autumem.“ Man stößt in diesem interessanten Aufsatze noch auf manche Details über den Gang seiner Studien, vermischt mit Aeußerungen über die namentlich theologische Wissenschaft seiner Zeit. Wie auch sonst macht den Schluß eine summarische Zusammenstel-

lung seiner Philosophie. Leibnitz hat fast Nichts geschrieben, worin er nicht in einer mehr oder weniger abgekürzten Form das ganze System seiner Ideen gebracht hätte, oder wo es ihm nicht unwillkührlich hineingekommen wäre. Er war stets voll davon, er fließt stets davon über.

15. De notionibus juris et justitiae 1669. Leibnitz baut hier, wie er es auch anderwärts gethan, die Gerechtigkeit auf der Idee des Wohlwollens oder der Philanthropie auf. Die Gerechtigkeit ist ihm die Liebe in den Grenzen der Vernunft. „Vir bonus amat omnes, quantum ratio permittit.“ Man könne daher die justitia definiren als caritas sapientis. Das jus naturae habe drey Stufen: 1.) jus strictum in justitia commutativa; 2.) aequitas (vel angustiore vocis sensu caritas) in justitia distributiva; 3.) pietas (vel probitas) in justitia universali. — Gegen das Ende dieser Abhandlung findet sich ein Gedanke und Ausdruck, der an die Postulate der praktischen Vernunft erinnert. „Ut universali demonstratione conficiatur, omne honestum esse utile et omne turpe damnosum, assumenda est immortalitas animae, et rector universi Deus.“

16. De rerum originatione radicali 1697: eines der wichtigsten Fragmente. Es enthält den Keim der Theodicee: es finden sich sogar in demselben einige Ansichten von so hoher Metaphysik, wie sie in den Rahmen der Theodicee sich nicht einpassen ließen und dort nicht entwickelt werden konnten. „Die Reihe oder Kette der Dinge oder Zustände (statuum), welche die Welt constituiren, verlangen eine letzte Ursache, welche nothwendiger Weise außerweltlich ist. Diese ist Gott. Von der physischen oder hypothetischen Nothwendigkeit, welche jede folgende Stufe in der Leiter der existirenden Dinge von der vorhergehenden bestimmt seyn läßt, muß man zu einem Princip von metaphysischer oder absoluter Nothwendigkeit zurückgehen d. h. einem solchen, dessen Wesen die Existenz in sich schließt. Um nun aber zu begreifen, wie aus den ewigen Wahrheiten die zeitlichen, contingenten, oder physischen Wahrheiten (die Welt) entstehen, muß man anerkennen, daß daraus allein schon, daß vielmehr Etwas als Nichts existirt, die Folge sich ergiebt, daß in den Möglichkeiten selbst eine Forderung der Existenz (exigentia existentiae), eine Tendenz zur Wirklichkeit liegt, und zwar je nach der Quantität ihrer Wesenheit oder, was dasselbe ist, je nach dem Grade ihrer Vollkommenheit.“ Daraus folgt dann, daß unter allen möglichen Welten nothwendig diejenige allein zum Seyn gelangt, welche die vollkommenste oder die beste von Allen ist. Es ist also ein Maximum wie in der Mathematik, was der bestimmende Grund der Existenz der Welt ist und dieser Grund kann sich nur in Gott finden, dem Sitze und nothwendigen Orte aller Möglichkeiten. Was seinen Willen neigt, aber nicht zwingt, ist die Vollkommenheit, ist ein Grund bloß moralischer Nothwendigkeit. So entsteht denn die Welt nach dem Gesetze einer solchen Nothwendigkeit, aus dem freyen Willen eines höchsten, mit methaphysischer Nothwendigkeit existirenden Princips. — Diese Gedanken, welche wir hier nur kurz wiedergeben konnten, öffnen uns den Einblick in die letzten Gründe seiner Theodicee.

17. Préceptes pour avancer les sciences. Es sind dieß gewissermassen exoterische Betrachtungen in einem leichten und eleganten Style. Sie kommen wieder vorzüglich zurück auf die Vortheile der Anwendung der geometrischen Demonstration und einer Art philosophischen Calculs, mittelst dessen aus den einfachsten Begriffen die complicirtesten abzuleiten seyen. Die Vorschrift ist überall durch einige sehr glücklich gewählte und sehr sinnreich entwickelte Beyspiele erläutert.

18. Considérations sur la doctrine d'un ésprit universel: vom Jahre 1702. Es ist dieß eine Prüfung der berühmten Lehre des Averroes, welche im Spinozismus wieder auflebte, und die auch in unsern Tagen sich erneuert hat, wenn nicht ganz in demselben Sinn, doch mit denselben Ausdrücken. Leibnitz ist der Ansicht, man könnte sie wohl mit gewissen Einschränkungen zulassen. „Aber,“ setzt er hinzu, „wenn man so weit geht, zu sagen, daß dieser allgemeine Geist der einzige Geist sey, und daß es keine einzelnen Seelen oder Geister gebe oder wenigstens, daß

dieſe einzelnen Seelen einmal aufhören zu ſubſiſtiren, ſo, glaube ich, überſchreitet man die Grenzen der Vernunft und behauptet ohne Grund eine Lehre, von der man nicht einmal einen deutlichen Begriff hat. Prüfen wir die ſcheinbaren Gründe, auf die ſich dieſe Lehre ſtützen kann, welche die Unſterblichkeit der Seele zu nichte macht, und das menſchliche Geſchlecht oder vielmehr alle lebenden Weſen von dem Range herabſetzt, der ihnen zugehört und gemeiniglich zugetheilt wird. Denn ich halte dafür, daß eine Meinung, die von ſolchen Conſequenzen iſt (une opinion de cette force) bewieſen werden muß.“ Er widerlegt nun die Lehre und ſtellt dagegen die Theorie von den Monaden auf und der Unſterblichkeit nicht bloß der Seelen, ſondern auch der Organiſationen. — „Diejenigen,“ ſagt er, „welche die partikulären Seelen läugnen, glauben ſich dadurch aller Schwierigkeit zu entziehen, aber das heißt, den Knoten zerhauen, nicht ihn löſen.“ Er ſchließt das Ganze mit den Worten: „Après cela, je ne vois point, quelle raison ou apparence on puisse avoir, de combattre la doctrine des ames particulières. Ceux, qui le font, accordent, que ce, qui est en nous, est un effet de l'esprit universel. Mais les effets de Dieu sont subsistans, pour ne dire, que même en quelque façon les modifications et effets des créatures sont durables, et que leur impressions se joignent seulement sans se détruire. Donc, si conformement à la raison et aux expériences, comme on a fait voir, l'animal avec ses perceptions plus ou moins distinctes et avec certains organes subsiste toujours dans ces organes, — pourquoi ne serait il pas permis, de l'appeller l'ame et de dire, que cette effet de Dieu est une ame immaterielle et immortelle, qui imite en quelque façon l'esprit universel, puisque cette doctrine d'ailleurs fait cesser toutes les difficultés, comme il parait par ce, que je viens de dire ici et en d'autres écrits, que j'ai fait sur ces matières.“ —

Wenn wir uns nicht vorgeſetzt hätten, nur über die bisher herausgegebenen Schriften von Leibnitz, welche ſich in dem erſten Band dieſer neuen Ausgabe finden und worin dieſe ihren hauptſächlichen Werth hat, Bericht zu erſtatten, ſo möchten wir uns verſucht fühlen, aus dem ebenſo körnigen, als feinen „Schreiben von Gabriel Wagner vom Nutzen der Vernunftkunst oder Logik 1696 einiges, gerade auch für unſere Zeit beherzigenswerthes mitzutheilen. Dieſes Schreiben iſt aber von Dr. Guhrauer in ſeine Ausgabe der deutſchen Schriften von Leibnitz aufgenommen. Daher bemerken wir nur, daß es nach der Abſicht des Herausgebers nicht am Schluße des erſten Bandes, ſondern unmittelbar nach der Abhandlung: „Troisième éclaircissement etc.“ ſtehen ſollte. Aus derſelben Urſache, aus welcher dieſes Verſehen geſchah, weil nämlich der Herausgeber, wie er in einer Note bemerkt, an der Selbſt-Correktur der Druckbogen verhindert war, iſt wohl auch die bedauernswerth große Anzahl von an manchen Orten den Sinn verändernden und ſelbſt zum Theil völlig zerſtörenden Druckfehlern zu erklären, die ſich eingeſchlichen haben. Ein nachträgliches Verzeichniß derſelben iſt durchaus erforderlich: wir hoffen, daß der zweyte Band für ſich ſelbſt kein ſolches bedürfen wird. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit der wiederholten Anerkennung des Verdienſtes, das ſich der auch durch eigene philoſophiſche Schriften rühmlich bekannte Herr Prof. Erdmann durch dieſe neue Ausgabe der philoſophiſchen Schriften von Leibnitz um die Literargeſchichte und die Philoſophie erwirbt.

F. R.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonische Studien von Ed. Zeller. Tübingen, 1839. 8.

(Fortsetzung)

Ueberhaupt aber darf man meines Erachtens in diesen Zeiten noch nicht an absichtliche Unterschiebung denken; war denn Plato schon damals für so hervorragend angesehen, als er es späterhin und bis auf unsere Tage herab gewesen ist? hat nicht Er und Aristoteles, jeder durch die gesicherte Stiftung einer Schule hauptsächlich zur Erhaltung und Ausbreitung seiner Lehre, und, mit dieser zugleich, auch seiner Schriften gesorgt? Ich glaube kaum, daß damals schon Vielen eine Schrift unter Platons Namen mehr gegolten haben solle, als eine von Euklides aus Megara, Demokritus und anderen zeitverwandten Dialektikern und Moralisten; dann zumal nicht, wenn sich eine solche Schrift nicht durch ihre rhetorische Kunstvollendung auszeichnete. Aus demjenigen, was wir von den Erfolgen der Redner und Volksführer, deßgleichen der dithyrambischen und Bühnendichter wissen, geht deutlich hervor, daß auch das feinsinnige Volk Athens, von Launen, Parteyungen und allerley andern Leidenschaften übermocht, nicht selten seinen gesunden Sinn und Geschmack verläugnete; daß wir demnach gar nicht berechtiget sind, vorauszusetzen, Plato sey dem größeren Publicum in Athen und Hellas als ein so alle um ihn her überstrahlender Genius erschienen, wie er mit Socrates der Nachwelt gilt.

„Aber die Schüler und Anhänger Plato's mochten für ihre Zwecke und Interessen es zuträglich finden, die Wendung, die sie der Platonischen Speculation und ihren Ergebnissen zu geben beabsichtigten, als eine solche unter die Leute zu bringen, die von Plato selber noch und unmittelbar ausgegangen?“ Diese Frage könnte als Muthmaßung vorgelegt werden, mit Rücksicht auf die geschichtliche Auseinandersetzung, die unser scharfsinniger Socher in seinem Werke: Ueber Platon's Schriften S. 376 bis 430 gegeben hat: über das Verhältniß Platons und seiner Freunde und Schüler zu den Vorgängen in Syrakus zur Zeit des älteren, insbesondere aber des jüngeren Dionysius; man könnte damit in Verbindung bringen dasjenige, was H. Ritter im 2ten Bd. d. Gsch. d. Phil. im 6ten Kapitel über die Schüler des Platon in der älteren Akademie, und die Richtungen, die sie nahmen, zusammengestellt hat; — H. Zeller führt S. 143. ihre Abweichungen von ihrem Meister, nach Ritter, auf drey Punkte zurück: die Ideenlehre trat zurück; mit Vorliebe wurden mathematische Formeln gebraucht; und hiedurch an die Pythagoraer angeschlossen; — hiemit stand in Verbindung eine gewisse Mystik, „bey welcher die Götter- und Dämonenlehre und die Verehrung der Gestirne eine Rolle spielte;“ — endlich suchten sie die Ethik praktischer und populärer darzulegen. Dieses und anderes combinirend, könnte man allerdings für die Gesetze den Anschein gewinnen, daß sie von den nachsten Freunden und unmittelbaren Schülern Platons ausgegangen seyen, um unter seinem Namen sofort ein größeres Ansehen und Einfluß zu erhalten. — Allein Rec. hält all' dieses mit dem ausdrücklichen Zeugniß Aristoteles für unverträglich. Dieses demnach als unumstoßlich voraussetzend, wird er sich darauf beschränken, den einzelnen Bemerkungen und Beweisen von seiner Seite andere entgegenzustellen, die jene ersteren beseitigen oder entkraften sollen; er bescheidet sich aber im Voraus, hiedurch den Streit nicht zu entscheiden, der denn auch für immer anhangig bleiben wird. —

Vor allem ist zuzusehen, ob das Zeugniß des Aristoteles schlechthin nöthige, die Aechtheit der Gesetze als eines Werkes Platons anzuerkennen? H. Zeller verneint dieß S. 128 — 133. Er sagt S. 130:

> „Wenn die Abfassung und erste Verbreitung unserer Schrift in die Zeit unmittelbar nach Platons Tode fällt, und wenn dieselbe ausdrücklich für ein opus posthumum ausgegeben wurde, so war eine Täuschung des während die er Zeit von Athen (nach Mitylene und Makedonien) entfernten Aristoteles sehr leicht möglich, und selbst die in Athen anwesenden Schüler Platons konnten auf diese Art wohl hintergangen werden. Nun ist es gerade dieser Fall, der bey unserer Schrift, wenn sie unächt ist, statt findet." —

Unmöglich! nach meinem Ermessen ganz unglaublich! H. Zeller weiset die Darstellung hinsichtlich ihrer künstlerischen Haltung, hinsichtlich des Tones, der Farbe und der Sprache in einzelnen Zügen als unplatonisch nach, S. 57 — 100; und den Vertrauten Platons sollte dieß entgangen seyn, ihnen, die alle, wie es die damalige Zeit verlangte, der Rhetorik und Stylistik, der Sprache überhaupt, Fleiß und Studium zugewandt hatten? Dem großen und ersten umfassenden Lehrer der Redekunst, dem feinen Aesthetiker sollte nicht das leiseste Bedenken gekommen seyn, bey der großen Anzahl von Ausdrücken, Phrasen und Wendungen jeder Art, die hier als unplatonisch angezeichnet sind? Entweder Aristoteles ermangelte des ästhetischen Sinnes und der grammatischen und rhetorischen Urtheilskraft, oder er hatte Grund, die Gesetze für platonisch anzunehmen, ungeachtet aller der a. a. O. verzeichneten unplatonischen Stellen; mochte der Grund nun die sichere Kunde von ihrer Herkunft seyn, oder auch nur, daß er wußte, wie Plato in Sprache und Gedanken sich immer frey bewegte und sie nach Zeiten und Umständen gebrauchte. Aristoteles citirt so viele Schriftsteller, Redner und Philosophen, die vor seiner Zeit und mit ihm lebten; bey keinem ist meines Wissens ihm eine Uebereilung, ein Mißgriff, ein Verkennen des Autors beygemessen worden; nur bey Plato soll ihm dieß begegnet seyn; nur dießmal soll er nicht so viel Sprachgefühl, nicht so viel Kenntniß und Urtheil bewiesen haben, als man auch einem minder begabten und minder geübten zutrauen darf. „Damit sein Zeugniß hierorts etwas gelten sollte, so mußte vor allem bewiesen werden, fordert H. Zeller S. 131, daß Aristoteles auch in Beziehung auf historische Kritik weit über seinem Zeitalter gestanden sey. Davon findet sich aber keine Spur; die ganze Kritik, welche er oft sehr scharf ausübt, ist rein dogmatischer Art; — — die Frage über den Verfasser einer ihm unter einem historischen Namen überlieferten Schrift hat er gar nie aufgeworfen." Wie sollte er auch, wenn er keine untergeschobenen anführt? wenn von allen seinen zahlreichen Anführungen keine als unkritisch in Zweifel gezogen wird, weder von Alten noch Neueren, als eben nur diese die Aechtheit der Gesetze betreffende? Wenn es ja zu seiner Zeit untergeschobene Schriften gab, so machte er doch keinen Gebrauch von ihnen, z. B. von den Orphischen; er führt immer nur *Ορφικά* an, und deutet damit meines Erachtens hinlänglich an, daß er sie nicht einem Orpheus beylegt. Wer in einem Punkte kritisch ist und bedachtsam prüft, der wird Ueberlegung und Erwägung wohl zu allem bringen, und es auch an unserer historischen Kritik kaum gebrechen lassen, so weit diese in ihren nothwendigen Schranken bleibt; unter uns droht sie das ganze Gebäude alter Ueberlieferungen zu zerstören, ohne daß sie im Stande wäre, etwas haltbares an die Stelle zu setzen, wie gleich das Unternehmen Niebuhrs — quantus vir! — beweiset. Es gilt von der historischen Kritik, wie von Philosophie und Poesie, was der Dichter sagt: (Rückert Ges. Ged. 4, 230)

> Geister sind auf Gassen los und Straßen,
> Geister, schwärmend in poet'schem (kritischem) Dunst.
> Keine Kunst ist, Geister loszulassen;
> Kunstgerecht sie binden, ist die Kunst.

Und zwar eine weit schwerere Kunst ist das binden der Geister als sie loszulassen, wie der Zauberlehrling bey Göthe zu seiner Noth erfahren hat. „Alles, was unsern Geist befreyt, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich," sagt Göthe Bd. 49, 32. —

Ehe man dem Aristoteles die historische Kritik abspricht, muß erst der Beweis gelie-

fert werden, daß er sie irgendwo unterlassen, daß er gegen sie gesündiget hat. H. Zeller hat den Beweis hiefür nicht geliefert; und um auch nur die Möglichkeit eines Irrthums bey Aristoteles nachzuweisen, muß er einen Betrug annehmen, S. 129. „Eine unabsichtliche Unterschiebung wird daher in Beziehung auf unsere Schrift durch das Zeugniß des Aristoteles jedenfalls höchst unwahrscheinlich. Eine absichtliche dagegen läßt sich trotz dieses Zeugnisses immer noch denken, da uns nichts zu der Annahme berechtiget, daß sich Aristoteles über den Ursprung der Gesetze durch eigene Nachforschung überzeugt hätte, und die äußern Umstände (seine Abwesenheit von Athen nämlich, s. vorhin) die Möglichkeit einer Täuschung nicht ausschließen.“ Rec. dagegen ist der Meynung, daß uns Alles zu der Annahme berechtige, Aristoteles habe sich durch eigene Nachforschung von dem platonischen Ursprung der Gesetze überzeugt. Das dritte (nach andern 4te) Kap. im 2ten Buch der Politik lehrt klärlich, daß Aristoteles beyde Schriften Platos, den Staat und die Gesetze mit Kritik, mit Prüfung dessen, worin sie übereinstimmen, worin sie aus einander weichen, wie sie einander ergänzen u. s. w., durchgelesen habe; und er fand zwar Verschiedenheiten in beyden, aber nichts, das ihn hätte bewegen können, die eine dem Plato abzusprechen.

Und nicht nur in der Politik hat Aristoteles die Gesetze des Platon beurtheilt, Diogenes von Laerte V. 22 führt ein Verzeichniß der Schriften desselben außerdem auf: τὰ ἐκ τῶν Νόμων Πλάτωνος α, β, γ; der ungenannte Autor des Lebens des Aristoteles, S. 62. Buhle, deßgleichen nennt τὰ ἐκ τῶν Νόμων Πλάτωνος β.; der Unterschied in der Anzahl der Bücher macht diese Angabe nicht verdächtig. Warum sprechen denn aber wir Neuere ihm diese Schrift ab? — Einzig aus inneren Gründen, die von der Sprache und Darstellung, und aus der Zusammenstellung ihres Inhaltes mit andern Werken und Stellen Platos hergenommen sind. In den Büchern vom Staat habe Plato das Ideal aufgestellt, in den Gesetzen das ausführbare Mögliche; das letztere aber, je mehr es sich von der Idee entferne, desto weniger habe es Platon, seinen Grundsätzen zufolge, zum Gegenstand einer besondern Darstellung machen können. Dieß ist ganz willkührlich angenommen; — sollte Plato überall nichts denken, sagen und schreiben, außer was sich unmittelbar auf die Ideen und das Ideal bezieht, so können ihm nicht bloß die Gesetze, sondern die meisten übrigen Schriften streitig gemacht werden; nach einer vorgefaßten Meynung von Plato's Genius, Kunst und Tendenz hat Ast eine nicht geringe Anzahl Dialogen dem Plato abgesprochen; nach einer anderen Ansicht hat Socher drey Dialogen für unplatonisch erklärt, die Ast als ächt anerkennet; wer Lust hat, kann mit leichter Mühe nicht minder triftige Gründe zusammenbringen, daß die noch unangefochtenen Dialogen einander widersprechen, des Platonischen Geistes entbehren u. s. w., folglich unächt seyen. Dabey kommt Alles darauf an, welche Idee von Platons Geist und Kunst zum Grund gelegt wird; und da diese Idee nur aus den vorhandenen Werken geschöpft werden kann, diese aber wie die alte Ueberlieferung sie uns bringt, allerdings sehr ungleichartig sind: so ist wohl das natürlichste, vorauszusetzen, Plato's Geist und Kunst habe sich durch mehrere Stadien entwickelt, und in verschiedenen Perioden auch eine verschiedene Richtung genommen. Daraus folgt aber noch gar nicht, daß diese wechselnden Richtungen einander entgegengesetzt und unter sich selbst unverträglich gewesen seyn müssen. Von diesem Gesichtspunkte geht Rec. aus, und stellt einzelne seiner Bemerkungen und Ansichten denen Herrn Zellers entgegen, in so weit der Raum hier es gestattet, um zu zeigen, daß die Streitfrage noch immer zu einem Endpunkt nicht geführt ist.

Vor allem andern nun ist das Ideal des Staates in der Platonischen Republick nicht die Hauptsache; was vom Staate vorkommt, ist ein untergeordnetes Moment gegen die ethischen, metaphysischen und religiösen Untersuchungen jeder Art; um dieser willen, und nur παραδείγματος ἕνεκεν wird die Betrachtung des Ideales des Staates beygezogen Indem die höchsten Aufgaben des menschlichen Denkens und Handelns theils angedeutet, theils einigermassen entwickelt werden, wird bald offenbar, daß sie nur für Wenige gestellt, von Wenigen nur und unter besonders günstigen Um-

ständen, gelöset werden können; eben nur von der Klasse der Regierenden oder derer, die allein verdienen zu regieren. Alles was in den Büchern περὶ πολιτείας abgehandelt wird, bezieht sich nur auf diese eine, durch hohe Bildung bevorzugte Klasse, und auf den ihr zunächst stehenden Stand der Wächter. Wollte Plato wirklich das Ideal eines Staates aufstellen, so genügte das in der Republik gesagte wahrlich nicht, wie auch Aristoteles bemerkt; stieg er aber zu den andern, den Staat vor allen bedingenden Ständen herab, so konnte es gar nicht anders kommen, als daß er sich da überall mehr und mehr der Wirklichkeit näherte; mochte diese übrigens auch hinter den Forderungen, die Platon hier stellt, noch himmelweit zurück seyn, wie jeder griechische Staat ohne Ausnahme und in jeder Hinsicht gegen die Platonische Gesetzgebung unendlich weit zurückstand; Aussicht zur Verwirklichung war für das eine, wie für das andere Ideal — wenn es ja zweye seyn sollten — überall gleich wenig vorhanden; ohne Widerrede aber bieten die Gesetze unendlich vieles, was sich ausrichten und zu Stande bringen ließ — unter Umständen. Daß aber Plato, trotz alles angeblichen Idealismus, mit auch nur glücklichen Anfängen, vorerst zufrieden gewesen seyn würde, dafür geben Beweis seine drey Reisen nach Syrakus; durch die beyden Reisen zu Dionys ist er der Wirklichkeit viel näher gerückt, als es die Gesetze aussprechen. Daß er mit dieser sich zu befassen nicht so spröde von sich wies, dafür ließen sich die Nachrichten anführen, denen zufolge er von den Kyrenäern u. m. a. aufgefordert worden, ihnen Gesetze zu schreiben; allein jene Nachrichten, weil nicht hinlänglich verbürgt, bey Seite gelassen: so liegt es in der menschlichen Natur, folglich auch in der des Philosophen, zumal des Moralisten — (im Gegensatze zum Naturphilosophen), daß er seinen Speculationen Eingang in der bürgerlichen Welt, und durch sie Bewährung zu verschaffen trachten muß; ein nahes Beyspiel ist Fichte, als speculativer Dialektiker dem Griechen nicht viel nachstehend, voll Begeisterung und Energie der Rede; aber auch er läßt nicht ungerne die abstrusen Gebiete dahinten, um, wie es seine Zeiten und sein Charakter forderten, auf seine Zeit- und Volksgenossen zu wirken, nicht ohne Hintansetzung mancher seiner speculativen Lehrsätze; ja er ist froh, aus dem Kreis dürrer Haide herauszukommen auf die schöne grüne Weide der Geschichte; die Parallele zwischen dem Griechen und dem Deutschen bietet noch mehrere andere Vergleichungspuncte dar, z. B. beyde stehen von der Natur abgewendet, beyde concentriren die Schärfe ihres Geistes auf Idealismus, auf den Geist und seinen aprioristischen Inhalt; (nur ist Plato im Vortheil durch sein großes mathematisches Talent); beyde blieben in später Fort-Entwickelung ihres Systemes begriffen, was anderen leicht als Abfall von früheren Grundsätzen erscheinen mochte; freylich ein Abfall wars nicht, doch aber eine bedeutende Umwandlung und Modification u. s. w. Selber in dem Abstand und der Verschiedenheit beyder nach ihren Charakteren und Zeitlagen finden sich genug lehrreiche Puncte, aus denen die Abweichungen der Gesetze von der Republik erläutert und gerechtfertiget werden können. —

Was Hr. Zeller S. 23, 24 flg. als das Charakteristische der Platonischen Methode hervorhebt, mag von einigen Dialogen gelten, aber so wenig Hr. Zeller dieses Charakteristische in den Gesetzen findet, eben so sehr würde es Rec. im Protagoras, im Timäus, ja auch im Parmenides ꝛc. vermissen; es ist ein gar zu mißliches Ding um die Aufstellung eines solchen Maßstabes, an welchem alles andere gemessen werden soll; im Timäus und in den Gesetzen herrscht die Methode κατὰ τὸν εἰκότα λόγον, aber weder Dialektik noch Analytik wie im Parmenides, im Politikus u. a. Die Dialogen Theätet, Sophist und Staatsmann weisen ausdrücklich auf einander hin, die Gesprächführer kehren dieselben in den beyden letzteren wieder; und doch macht sich Rec. anheischig, zwischen beyden in Form und Gehalt, nach Sprache und Sache so vielen Zwiespalt aufzuzeigen, als zwischen den Gesetzen und dem Staate herrschen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonische Studien von Ed. Zeller. Tübingen, 1839. 8.

(Fortsetzung.)

Als Sokrates die Unterredung über die Erkenntniß oder Wissenschaft mit Theätet hatte, war er bereits von Melitus angeklagt, und er gieng vom Theätet hinweg unmittelbar vor Gericht, wie er selber beym Abschiede von Theätet sagt. Nun ist es ganz unwahrscheinlich, daß Sokrates bis dahin mit den Lehren der Eleaten so wenig Bekanntschaft gemacht haben sollte, daß er in den beyden zugehörigen Dialogen einem Eleatischen Fremdling, einem Namenlosen, die Gesprächführung überlassen und zum stummen Hörer sich hergeben sollte! etwa, weil sein Proceß ihn besorgt machte?! Nein, der alte Sokrates wird da unter dem Namen des jüngern Sokrates in die Lehre genommen, und soll zur Methode bekehrt werden, von seiner inductorischen Methode zu der deductiven, von der ἐπαγωγὴ zur διαίρεσις. Und Σωκράτης ὁ νεώτερος bleibt immer eine verdächtige und zweifelhafte Person, auch bey Aristoteles in der Metaphysik Z. c. 11. Kurz, Socher konnte mit diesen Gründen seine Meynung von der Unächtheit der obgenannten drey Dialoge verstärken; und wenn Recensent seiner Ansicht nicht beystimmt, so geschieht es hauptsächlich aus dem Grunde, daß die Ideenlehre vielerley Wendungen zuläßt und dergleichen verschiedene nicht allein unter den Schülern des Sokrates und Plato, sondern in Platos Geiste selber genommen hat; daß Platon in stäter Entwickelung und ununterbrochenem Fortschritt bis ins hohe Alter beharrt, und zwar in Fortschritt nicht allein auf dem theoretischen, sondern auch auf dem praktischen Gebiet, und daß er sich dem letzteren Gebiete der sittlichen Zucht, und des Ausrichtbaren in dem bürgerlichen Leben um so mehr zugewendet, je älter er geworden, und je mehr gerade an dieser Richtung den meisten seiner jüngeren Freunde gelegen war. Neben manchen anderen Anzeigen hiefür finde ich eine der vornehmsten eben in den Gesetzen im Verhältniß zu dem früheren Saat. Je älter der Mensch wird, desto empirischer wird er in der Regel, wie wir an Göthe sehen. Wer an Parallelen Lust hat, kann Wilhelm Meisters Lehrjahre mit den Wanderjahren, oder den ersten Theil des Faust mit dem zweyten Theil zusammen und beyde Werke Göthes mit den beyden vorgenannten Werken Platos in Vergleich stellen, und wenn sonst nichts, jedenfalls anderweitige fruchtbare Bemerkungen gewinnen.

Mit diesen Andeutungen glaubt Rec. sein Bedenken gerechtfertiget zu haben, das ihn abhält, dem ersten Hauptresultat beyzustimmen, das Herr Zeller S. 117 in den Worten zusammenfaßt:

> „Der Grundgedanke und Zweck unserer Schrift ist theils an sich im Widerspruch mit dem Geiste der Platonischen Philosophie, theils beruht er auf einer unrichtigen Ansicht von der Republik, theils ist er nicht mit völliger Entschiedenheit festgehalten.“

Das zweyte Hauptresultat ist ebendaselbst in den Worten ausgesprochen:

> „Ihre (der Gesetze) Methode ist nicht die Dialektik, der es nur um Auffindung und Entwickelung der Idee zu thun ist, sondern ein in den empirischen Stoff sich verwickelndes Reflectiren.“

Dialektik, dieses Wort ist ein Scherwenzel, der jetzt überall herhalten, überall vor den Riß stehen muß; die Dialektik, wie sie Plato selber an mehreren Stellen, im Phädrus, Kratylus,

im Staat u. s. w. charakterisirt, war hier so wenig an ihrem Orte, als im Timäus und manchen anderen Dialogen; denn hier gilt es Anwendung, Einführung der früher gewonnenen und rein an sich selber geschauten Idee in die mehr oder minder bedingte Wirklichkeit. Die Dialektik in Platons Sinn ist nirgend und in keiner seiner Schriften angewandt, nirgend deducirt er von den Principien aus (ἀπὸ τῶν ἀρχῶν); überall und immer sucht er vielmehr erst die Principien, — πορεύεται τὴν ἐπὶ τὰς ἀρχὰς ὁδὸν —; die dialektische Methode gehörte in die Schule; dort war sie an ihrem Orte, wo das System ausgeführt und aufgestellt wurde, nicht da, wo erst die Elemente desselben gewonnen werden sollten; da konnte sie sich nur wenig zeigen; noch viel weniger aber da, wo nicht mehr von der reinen Idee, sondern von ihrer Verwirklichung die Rede war.

Die Idee zur Erscheinung zu bringen, für sie in der Welt der Dinge Anknüpfungspuncte zu finden, daran lag jedem Philosophen, keinem vielleicht mehr als dem athenienſischen Weisen; denn keiner außer ihm hatte sich so hoch über die Sinnenwelt einher geschwungen; keiner daher schließt seine Philosopheme so gern an gemeinläufige Mythen an, die er nur mehr oder minder umdeutet, wie es seiner Absicht zusagt; kein Philosoph, so weit wir urtheilen können, kam daher so oft auf die Volksreligion zu reden, als Plato. Aber freylich, all das, was von solchen Stellen zur Bestätigung der einen Ansicht beygebracht werden mag, all das kann leicht auch zu Gunsten der entgegengesetzten angewandt werden. Ein Beyspiel: Es ist bekannt, und lag in der ganzen idealistischen Ansicht, daß Platons Philosophie mehr als jede andere im griechischen Alterthume religiös war; Hr. Zeller anerkennt dieses gleichfalls S. 44 flg.; er findet aber gleichwohl auch in diesem Puncte zwischen den übrigen Schriften Platons und den Gesetzen einen unausgleichbaren Widerstreit und Abstand. S. 44:

> „Eine unmittelbare Geltung wird dem Volksglauben zugestanden, wenn ihn Platon in der Republik als die Religion seines Staates anerkennt, und zu diesem Behufe von unwürdigen Vorstellungen reinigt. Aber doch ist es auch hier gar nicht die positive Ueberlieferung als solche, sondern nur ihr idealer Gehalt, um den es ihm zu thun ist, jene traditionelle Form aber wird (Rep. II. 382 C. f.) ausdrücklich zu den Lügen gerechnet, die man sich um eines guten Zweckes willen erlauben dürfe. — — — Nirgends dagegen wird weder der Volksglaube nach irgend einer Seite hin, noch auch überhaupt der Glaube an Götter, so fern er sich von dem philosophischen Glauben an das Göttliche unterscheidet, von Platon wissenschaftlich begründet, oder selbst im Ernst zur Begründung einer philosophischen Darstellung gebraucht; vielmehr zeigt sich, wo von demselben wissenschaftlich gesprochen wird (wie Rep. II. 382 D f. Parm. 135 A. — 135 C. vrgl. mit S. 134 C — E. — auch Rep. VI. 504 E. ff. gehört hieher), das deutliche Bestreben, die Theologie in die Ideenlehre aufzulösen."

Allerdings bestimmt die bloße positive Ueberlieferung den Plato nicht sofort zur Annahme; er prüft sie erst auf dem Probierstein der Ideen der Gerechtigkeit und Heiligkeit; er ist aber froh, wo er nur dergleichen Mythen ꝛc. ergreifen und einflechten darf. — Wenn Platon bestrebt ist, die Theologie (Mythologie?) in Ideenlehre aufzulösen, so hat er damit nur die eine Aufgabe aller Philosophie vollzogen, auf dem Gebiete des reinen Denkens die Idee des Göttlichen zu gewinnen und allgemein zu bestimmen; dieß haben die tiefsinnigsten Scholastiker nicht minder, als spätere Philosophen bis auf unsere Tage herab gethan. Aber das Kreuz der Philosophen und philosophirenden Theologen zu allen Zeiten war dieß: wie sie von der allgemeinen Idee zu der allseitig bestimmten Anschauung Gottes herüberkommen sollten? Sie hatten das Göttliche, τὸ θεῖον — aber nicht Gott — τὸν θεὸν errungen; und nur dieser befriedigt den Menschen, beseligt auch den Philosophen; und zumal der Dichter-Philosoph Platon konnte nur in der Anschauung Gottes als νοῦς βασιλεύς, als δημιουργός u. s. w. Beruhigung und Stillung der Sehnsucht finden; Er, wenn irgend einer, mußte vollen Ernstes den philosophischen Glauben an das Göttliche von dem Glauben an Götter unterscheiden, und hat es nach des Rec. innigstem Gefühl und Wissen überall gethan, so daß es unnütz wäre, desfalls Stellen aus Philebus, Phädon, Politikus, Republik u. s. w. anzuführen. Aber

auch wissenschaftlich begründet findet Rec. den Glauben an Götter von Plato im Timäus S. 40 und 41. vgl. mit Aristoteles Methaphysik B. L. (XI. al. XII.) Kap. 8. u. f. und B. N. (XIV.) C. 4. nämlich an Astralgötter als innerweltliche Herrscher. Aber auch selbst im Ernst zur Begründung einer philosophischen Darstellung hat Plato den Volksglauben und die Mythologie gebraucht, nach des Rec. Ermessen im Staatsmann S. 268. fgg., wenn er die Wiederaufstehung der Todten nach dem Verlauf großer Weltperioden lehrt, eine Lehre, die mit seiner Unsterblichkeitslehre im Timäus, im Phädon, im Gorgias, im Staat B. X. u. aa. OO. aufs innigste zusammenhängt. Wie er Unsterblichkeit, Belohnung des Guten durch Rückkehr ins Himmelreich — um kurz zu reden —, Bestrafung des Bösen in der Unterwelt lehrt, das ist zwar auch nicht dialektisch ausgeführt, macht aber gleichwohl den innersten Kern und Geist seiner Philosophie aus, und ist haltlos und widersinnig, wenn nur der philosophische Glaube an das Göttliche, und nicht vielmehr der Glaube an persönliche Götter, an selbstbewußte Geister, vorausgesetzt wird. Daß bey all' dem zahllose Mythen des Volksglaubens verworfen, scharf gerügt werden mußten, leuchtet ohne weiteres ein; der Volksglaube als solcher hatte gar wenige Elemente der Platonischen Theologie und Religionsphilosophie in sich; er konnte von Plato geschont zu werden desto weniger verlangen, je muthwilliger und zerstörender die Dichter von der Bühne herab mit ihm umgegangen waren.

„Anders nun ist die Art, (fährt nach Obigem H. Zeller S. 45. fort) wie das Religiöse in der Schrift von den Gesetzen behandelt wird. Die freyere Auffassung des Volksglaubens, welche sich in den Platonischen Mythen zeigt, begegnet uns hier nirgends; auch in dem einzigen Mythus unserer Schrift (IV. 713. A. fgg.) ist der freyere Ton, welcher sich in dem ganz ähnlichen des Politikus findet, durchaus vermieden. Die Reinigung des Volksglaubens, damit er vom Staat adoptirt werden könne, wird allerdings auch hier verlangt (z. B. X. 905. D. — 907 D.), aber nirgends spricht sich ein Bewußtseyn über den Unterschied aus, welcher bey Platon, dem Obigen zufolge, auch zwischen dem gereinigtsten Volksglauben und der Religion des Philosophen immer noch stattfindet. Dagegen wird nicht nur der Glaube an Götter in ausführlicher Darstellung wissenschaftlich bewiesen, sondern dieser Glaube, zwar nicht in mythologischer, aber doch noch ganz in der populär erbaulichen Form, nicht selbst wieder die Grundlage unserer ganzen Schrift aus." —

Und sofort werden zwanzig Stellen, erbaulich religiöse Betrachtungen enthaltend nachgewiesen, zu denen sich noch mehrere andere hinzufügen ließen; es wird gezeigt, daß die ganze Basis des Staates, für den diese Gesetze geschrieben sind, im Kleinsten wie im Großen populär religiöser Art ist. All' das sieht nun Rec. als einen Beweis an, daß diese Gesetze von keinem andern Mann als von Plato herrühren können; H. Zeller dagegen, daß sie nicht von Plato kommen können! Rec. gesteht nicht einzusehen, wie Plato anderes hätte geben und verordnen können, wenn er nicht das was er im Staat schon gesagt und nur für die Gelehrten erörtert hatte, nochmal wiederholen, wenn er für die Mehrzahl der Bürger und für das Volk, für seine Erbauung und Erhebung sorgen wollte; das Volk aber bedarf ja mehr der religiösen Erbauung in populärer Form, als einer speculativen Religionsphilosophie; und wenn Plato bey seinen dreymaligen Reisen nach Syrakus und in andere Gegenden seiner Ideenlehre sich etwas entschlug und die Bedürfnisse des Volkes beobachtete, wenn er sah, daß es gerade nur durch die Religion zu Ideen erhoben und für seine Regenten (φύλακες καὶ ἄρχοντες) ein angemessenes und ergänzendes Element werde: so konnte er gar nicht anders, als einzig und allein in derjenigen Form, die er gewählt hat, die religiösen Grundlagen des Hellenenthums veredeln und verbessern; — denn eine neue Religion wollte und konnte er ja nicht stiften; niemals hat dieß ein Philosoph unternommen.

Diese populär religiöse Betrachtungsweise hatte man mit ähnlichen Xenophons in allen seinen Schriften, mit denen der Stoiker bey Antonin, Seneca, Epiktet, Arrian, mit allen Resten des griechischen und römischen Alterthumes, bey Maximus Tyrius, Aristides, Apulejus und den letzten Neuplatonikern zusammen, und frage sich, ob von allen diesen irgend einer, der uns nur einigermassen bekannt ist, ein solches Werk, ein Werk

voll erhebender Erbauung schreiben konnte? Nur Plato konnte es; er, der innigste und tiefste der griechischen Philosophen. Um von Leibnitz zu schweigen, es haben ja auch Professoren der Philosophie z. B. Hegel sich heruntergelassen, den Regierungen Vorschläge, Plane u. dgl. zu Schul- und andern Einrichtungen u. dgl. zu übergeben; warum soll denn nur Plato verdammt seyn, auf dem Felde der Spekulation fort und fort zu schweben? Hat doch auch Kant ein populäres Werk in seiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft geschrieben, und selbst seine Vorlesungen über die philosophische Religionslehre, die Pölitz aus nachgeschriebenen Heften in Druck gegeben, sind mehr popular gehalten als seine Kritiken. Von einem Philosophen und Gesetzgeber darf man niemals Umgestaltung und Läuterung derselben in sittlicher Hinsicht verlangen. Da der griechische Volksglaube nur zu viel des Mythischen in sich trug, so mußte Platon Alles vermeiden, was denselben nähren konnte, und nur den einen Mythus IV. 713., von dem saturnischen, paradiesischen Zeitalter unter dem unmittelbaren Regimente der Götter und Dämonen berührt er, als einen schönen, tröstlichen überlieferten Glauben, der Hoffnungen für die Zukunft verbürgt. Rec. hat sich nur gefreut und ist von ganzem Herzen froh, daß H. Zeller den Gesetzen so viel religiöses Verdienst einräumt, als am angeführten Orte zu lesen ist. Nur über den Schluß möchte Rec. die Erklärung H. Zellers selbst vernehmen, er sagt:

> „Und um uns über die Beschaffenheit dieser Religion keinen Zweifel zu lassen, wird (XI. 927 A) der Glaube an die Volksvorstellungen vom Zustande nach dem Tode ausdrücklich aus dem Grunde gefordert: „weil sie so verbreitet und sogar alt sind." Eine in diesem Geiste gehaltene Darstellung werden wir unter Platons übrigen Schriften vergebens suchen."

Platon a. a. O. empfiehlt die Waisen der Pflege und Obhut der Staatswächter und Vormünder als der zweyten Aeltern; er gründet seine Ermahnungen an die Vormünder auf den Glauben an Unsterblichkeit, und an den Zusammenhang der abgeschiedenen Seelen mit ihren zurückgelassenen; die Beweise für diese Behauptung dieses Ortes seyen zu umständlich; darum genüge es, deßfalls hier, für die überlieferten Kunden und die Anordnungen des Staats Glauben zu fordern. Seine Worte sind S. 967: *Εἷς τινα γὰρ οὖν μοι καιρὸν φαινόμεθα τοὺς ἔμπροσθεν λόγους διεξελθεῖν, ὡς ἄρα αἱ τῶν τελευτησάντων ψυχαὶ δύναμιν ἔχουσί τινα τελευτήσασαι ἢ τῶν κατ' ἀνθρώπους πραγμάτων ἐπιμελοῦνται. ταῦτα δὲ ἀληθεῖς μὲν, μακροὶ δὲ περίχοντες λόγοι. πιστεύειν τε ταῖς ἄλλαις φήμαις χρεὼν περὶ τὰ τοιαῦτα, οὕτω πολλαῖσι, καὶ σφόδρα παλαιαῖς οὔσαις; πιστεύειν δ' αὖ καὶ τοῖς νομοθετοῦσι ταῦθ' οὕτως, ἂν περ μὴ παντάπασιν ἄφρονες φαίνωνται. Ταύτῃ δὲ εἰ ταῦτ' ἐστι, πρῶτον μὲν τοὺς ἄνω θεοὺς φοβείσθων, οἳ τῶν ὀρφανῶν τῆς ἐρημίας αἰσθήσεις ἔχουσιν, εἶτα τὰς τῶν κεκμηκότων ψυχάς, αἷς ἐστιν ἐν τῇ φύσει τῶν αὐτῶν ἐκγόνων κήδεσθαι διαφερόντως καὶ τιμῶσι τε αὐτοὺς εὐμενεῖς εἶναι καὶ ἀτιμάζουσι δυσμενεῖς*, u. s. f.

Es stünde wahrlich schlimm um jeden einzelnen, (auch die Philosophen nicht ausgenommen) und um das ganze Menschengeschlecht, wenn alle nur durch Raisonnement und Speculation ihre beßten und triftigsten Ueberzeugungen gewinnen müßten; wenn nicht schon in der Sprache, in jedem Worte, Bilde und Gefüge derselben, wenn nicht in allen Ueberlieferungen und bestehenden Satzungen jeder Art Anlässe und Antriebe genug läugnen, bey weitem den größten und beßten Theil alles wirksamen Wissens auf Treue und Glauben anzunehmen, und dem gemäß zu handeln. Ich sehe aber nicht, daß Platon mehr fordert als diesen guten Glauben und Vertrauen, das durch die Verehrung und den Cultus der Ahnenseelen entstehen mußte, wie er ihn anordnet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonische Studien von Ed. Zeller. Tübingen, 1839. 8.

(Fortsetzung)

Daß die Ahnenseelen noch von Jenseits herüber für die Ihrigen sorgen, sagt er allerdings nirgends so bestimmt, aber es folgt ungezwungen auch aus seinen Lehren; was aber die Hauptsache ist, es war gemeiner Glaube schon vor den Zeiten des alten Hesiodus. Platon spannt hier überall die Forderungen — an das Volk — nicht so hoch, als an die Regenten; während er von diesen speculative Erkenntniß Gottes und tiefe Religions-Philosophie fordert, ist er zufrieden, das Volk von phantastischen sittenlosen Mythologemen zum Sabäismus, zum Cultus der Astralgötter überzuführen; denn, sagt er VII. 821, *τὸν μέγιστον θεὸν καὶ ὅλον τὸν κόσμον φαμὲν οὔτε ζητεῖν δεῖν οὔτε πολυπραγμονεῖν τὰς αἰτίας ἐρευνῶντας· οὐ γὰρ οὐδὲ ὅσιον εἶναι.* Vrgl. Tim. S. 28 D. Den Schöpfer Gott und seine Schöpfung zu ergründen ist ein schwieriges noch keinem gelungenes Unternehmen, weil wir aller Erfahrung ermangeln (Critias p. 107); es bleibt mit Fug den besonnenen Forschern vorbehalten; und er selber spricht im Timäus nicht entscheidend ab. Zu obiger Stelle nun, wo Plato die Annahme der Unsterblichkeit — die jeder Menschenbrust Bedürfniß ist — auf Treue und Glauben fordert, heißt Hr. Zeller uns die ganz ähnliche Stelle Tim. 40 D. f. zu vergleichen, „wo aber die Berufung auf die Dichter sichtbar eine Ausrede ist, um sich nicht gegen die Volksvorstellungen erklären zu müssen, und Manches an die bekannte skeptische Erklärung des Protagoras über die Götter erinnert.“ — Nämlich: ob Götter sind, oder nicht sind, weiß ich nicht, sing des Protagoras Schrift an. — Rec. bekennt, gerade diese Stelle des Timäus 40 D. immer als einen der triftigsten Belege dafür angesehen zu haben, daß Plato nicht durch Naturforschung, sondern durch die Geschichte des Alterthums, der Vorzeit, sein System zu bestätigen trachtet, und daß er zu Folge dieser Ansicht dort nichts weniger als eine skeptische Ausrede angenommen, sondern geglaubt und noch glaubt, Platon nehme jene Wendung (über die mythischen Götter, unter denen er Gäa und Uranos, ihre Kinder und Enkel Okeanos und Tethys, Phorkys und Kronos sammt Rhea und des letzteren Paares Kinder Zeus und Here nennt) nur weil er hier den Timäus als Naturforscher einführt; und er würde den genannten und andern Göttern des Volksglaubens gerne die Würde der *δαίμονες* und göttliche Ehren zugestanden haben, wenn er etwa geschichtliche Wahrheit im Betreff ihrer Verdienste um das Menschengeschlecht hätte finden können. Meines Erachtens rührt die Neigung und Vorliebe Platons für mythische Darstellung an vielen Orten weniger von seinen politischen Anlagen, als vielmehr davon her, daß er, ganz auf die Erforschung der Seele und des Geisterreiches gestellt, eine Archäologie und Urgeschichte der Menschheit vermißt, und diese nach seinem Bedarf durch Benutzung vorhandener Mythen ersetzte. Hatte die vulgäre Religion und Theologie — wenn da von einer Theologie und Dogmatik geredet werden könnte, — nur einige erfreuliche Anknüpfungspuncte geboten, mit Begeisterung hätte sie Plato, wie alles andere, ergriffen und in sein System aufgenommen! —

Das dritte Resultat seiner Untersuchungen spricht Hr. Zeller mit den Worten aus:

„Ihr (der Gesetze) Inhalt widerspricht dem, was wir aus Platons übrigen Schriften als seine An-

sicht kennen, nicht nur in manchen Einzelnheiten, sondern auch in den Lehren, welche die Grundlage der Ethik und Politik, ja der ganzen Philosophie ausmachen."

Daß Rec. mit diesem Resultat nicht übereinstimmen kann, leuchtet aus seinen bisherigen Bemerkungen ein; Differenzen allerdings, aber nicht Widersprüche findet er in den Gesetzen, gegen andere Schriften gehalten. H. Zeller sagt zwar, „aus Platons übrigen Schriften;" allein unter diesen übrigen Schriften, welche denn für Platonisch gehalten werden sollen, das sagt er uns nicht; außer den Gesetzen, dem Menexenus und dem kleinen Hippias, deren Unächtheit er in dieser Schrift darzuthun bemüht ist, bricht er ohne Zweifel noch über mehrere andere den Stab; denn außerdem wäre es ein leichtes, unter den vielen Dialogen bedeutendere Widersprüche aufzutreiben, als deren hier aufstoßen. Mit den Widersprüchen ist es ein eignes Ding, wie jedes tägliche Gespräch zeigt, zumal in philosophischen Materien; von andern Philosophen alter und neuer Zeit nicht zu reden, wie viel Widersprüche hat man in Kants System von seinem ersten Bekanntwerden bis auf unsere Tage herab gefunden, freylich häufigst jeder wieder andere; und wo der eine Widersprüche entdeckte, da zeigte sich dem andern die schönste Consequenz und Uebereinstimmung; nach meinem Ermessen gibt es kein consequenteres System, als das kritische Kants, — wenn man ihm nur erst überall die Forderniſse und Prämissen zugiebt; diese aber sind meistentheils das Resultat vieler vorgängiger und tiefer Betrachtungen, die uns nicht mitgetheilt werden; daher kann der Kriticismus Kants nur überwunden werden, wenn entweder rückwärts gegangen, und die vorausgesetzten Resultate reformirt werden, oder wenn über sein System hinausgegangen wird; ersteres hat Fries, letzteres Fichte gethan; das eine wie das andere hängt aufs engste mit dem Charakter und der ganzen Complexion der Geistes- und Gemüthskräfte eines jeden Philosophirenden zusammen; und deßhalb würde Kant aller Wahrscheinlichkeit nach, der einen so wie der andern Richtung nicht gefolgt, sondern seinem ganzen Wesen gemäß in seinem durch viele Jahre geprüften Systeme beharrt seyn. Aristoteles griff die Grundlagen des Platonischen Systemes

an und kehret daher alles um. Aber Platon selber ist, was man so nennt, nicht consequent, er hält nicht so viel, als man vermuthen möchte, auf Systematik; er geht jedesmal mit einem Princip und Grundgedanken nur so weit, als dieser reichen will; wo aber nicht mehr, da nimmt er unbedenklich einen neuen Anlauf, macht einen neuen Ansatz, wie im Timäus mehrmals; und dieses scheinet unstatthaft und kommt wohl wie ein Widerspruch heraus, ist es aber gleichwohl nicht. Jeder Denker verfährt so; keiner aber vielleicht ist mit mehr Bewußtseyn so verfahren als Plato, wohl eben so sehr von seinem poetischen als mathematischen Geiste hiezu bestimmt; deßhalb wird es formell so schwer, ein System der Platonischen Philosophie aufzubauen; Schönheit und Wahrheit gelten ihm gleichviel als die logische und wörtelnde Consequenz. Die Grundlage seiner Ethik und Politik war speculative Religionsphilosophie und Idealismus; beyde eignen vorzugsweise dem Regenten; dem Bürgerstande seines eventuellen Staates aber eignet er religiöse Moral und mathematische Bildung zu; er führt sie in die Vorhallen seines Heiligthumes; hieraus erklären sich alle Verschiedenheiten, die zwischen diesem und anderen Werken sich finden.

Weiter faßt H. Zeller die Ergebnisse seiner Forschungen und Ansichten in den nächst folgenden Sätzen zusammen:

„1) Der Gesetze dialogische Form entbehrt einer historischen Grundlage, und einer lebendigen Mimik, der fließenden Entwicklung und des anmuthigen Tones, den wir an Platon gewohnt sind; die Darstellung leidet an Unzeschmeidigkeit, Breite, Künsteley und übertriebener Feyerlichkeit."

2) „Die Sprache ist in Vergleichung mit der der übrigen Platonischen Dialogen auffallend rhetorisirend und schwerfällig und enthält auch im Einzelnen Manches, was Platon sonst fremd ist."

Was liegt an der historischen Grundlage? ist ja auch in andern Dialogen die vermeintliche historische Grundlage so gut als gar keine, oder eine der Zeitrechnung zuwiderlaufende; deßgleichen die lebendige Mimik; sie findet sich in einigen wenigen Dialogen, wie Phädrus, Gorgias, Sympoſion; allein in der Republik vom dritten Buch an, im

Parmenides, im Sophistes, was ist denn da für eine lebendige Mimik? sie muß erst, nach der Voraussetzung derselben, gesucht werden. Was von der Sprache und Darstellung gesagt wird, das findet Rec. eben so sehr, wenn nicht mehr, im Politikus. — Nach meinem Dafürhalten sind die Gesetze die Frucht der Verwickelung des Plato in die syrakusischen Angelegenheiten durch Dion und den jüngeren Dyonisius; sowie die Politia die Frucht seiner Idealphilosophie und speculativen Staats- und Rechtslehre. Ließ sich Platon zu beschwerlichen Reisen nach Sicilien, und sogar noch in hohem Alter bewegen: so gewiß auch dazu, etwas aufzusetzen, was als unmittelbare Grundlage des Staates, der da werden sollte, dienen, was die sittliche, religiöse und bürgerliche Verfassung desselben begründen konnte. Es leuchtet ein, daß dazu das im Staat gesagte nicht ausreichte, selbst wenn solche Regenten und Wächter, wie sie dort geschildert werden, schon da gewesen und nur der Anstellung gewärtig gewesen wären. Platon war kein Praktiker, kein activer Staatsmann; er denkt daher nicht an Syrakus zunächst, sondern an eine erst zu gründende Colonie, und zwar dorischen Stammes, wenn man aus den Unterrednern etwas schließen mag; vielleicht hatte Dion manchmal den Plan einer solchen neuen Pflanzstadt. Eine solche mußte jedenfalls zugleich wie von oben an, so von unten auf eingerichtet und geordnet werden — durch bürgerliche Gesetze, wie sie in unserem Werke aufgezeichnet sind. Hier war denn auch die Person des Socrates nicht zulässig; weil es nicht auf speculative Entwickelungen sondern auf gesetzliche Bestimmungen und exekutive Anordnungen ankam. Platon entwarf und führte aus, was er zu dem hier vorausgesetzten Endzweck nöthig und dienlich erachtete; aber er legte nicht die letzte Hand daran, revidirte und corrigirte es nicht gleichmäßig und wiederholt, weil aus dem Vorhaben nichts wurde, um dessen willen es aufgesetzt worden, und weil diese Richtung dem Platon nur durch Umstände aufgedrungen war. Die Feyerlichkeit in der Darstellung ist doch wohl durch den Endzweck und Inhalt geboten, und findet sich hauptsächlich da, wo die Motive der Gesetze angegeben, und diese eingeschärft werden; der eigenthümliche Inhalt und der dem Platon doch minder geläufige Gegenstand erklären hinlänglich alles dasjenige, was gegen andere Platonische Schriften befremdlich auffällt — es ist dessen nicht mehr als was, wenn vom Theätet zum Sophistes, von diesem zum Politikus und Parmenides; oder was, wenn von der Politia zum Timäus und Kritias übergegangen wird, auffällt.

Die letzten beyden Resultate faßt H. Zeller in folgenden Sätzen zusammen:

a) Wir bemerken eine sehr beträchtliche Zahl von großentheils mißlungenen Nachahmungen, und selbst einige Mißverständnisse Platonischer Stellen.

b) Die Einreihung derselben unter die Platonischen Dialogen hat hinsichtlich der Abfassungszeit sehr bedeutende Schwierigkeiten.

Von dem letztern Punkt anzufangen, so gehört es gewiß zu den spätesten, zum Theil vielleicht vor der dritten Reise nach Syrakus, zum Theil wahrscheinlicher nach derselben concipirt und ausgearbeitet, so lange einerseits auf den jungen Dionysius und nachmals auf Dion einige Hoffnung einer allenfallsigen Verwirklichung eines besseren Staatslebens gehegt werden konnte; nachdem aber alle Aussichten hiefür verschwunden, mochte Platon es unausgefeilt liegen lassen, zumal er hoch in den Jahren stand. Daß man die Republick, den Timäus und Kritias als die letzten Schriften unseres Philosophen ansieht, hat seinen Grund in der klaren Hinweisung des Timäus auf den Staat, und des Kritias auf den Timäus; daß sie aber unmittelbar hinter einander verfaßt seyn sollten, dazu ist gar kein Grund vorhanden; im Gegentheil daraus, daß Sokrates am Anfang des Timäus eine kurze Uebersicht der Hauptpunkte des Staates — mit Beyseitlassung aller speculativen philosophischen Ideen — entwirft, darf man wohl schließen, daß eine geraume Zeit zwischen beyden verflossen. Daß aber der Kritias unvollendet blieb, davon vermuthe ich den Grund eben in der activen Richtung, die Platon durch die Verhältnisse des jüngeren Dionysius und des Dion erhielt; an die Stelle des bey Seite gelegten Kritias traten — die Gesetze; — statt in die Vergangenheit rückwärts zu fabeln (denn kaum Trümmer von alten Sagen dürfte man im Kritias erwarten, wenn er auch vollendet wäre) statt eine philosophisch-mythische Urgeschichte zu dich-

ten und zu erſinnen, ſtatt deſſen wendet ſich Platon zur Gegenwart, mit ſeinen Hoffnungen zur nächſten Zukunft. Je mehr ihn dieſe enttäuſchte, je mehr eben jene Jahre über in Theorie und Praxis bürgerliche Einrichtungen, Geſetze und Verfaſſungen Gegenſtand der Parteyungen und des Zwieſpaltes waren, deſto mehr verleidete es ihm, dieſes Werk gleichmäßig auszufeilen; daß aber der Kritias mit jugendlicherem Geiſte und friſcheren Kräften begonnen worden, das erhellt auch ſchon aus dem Fragment desſelben. Doch indem Rec. eben nochmal den 11ten § durchgeht, bemerkt er erſt, daß H. Zeller dieſer Anſicht ſelber nahe geweſen, aber ſie leichthin abweist, und im Voraus ironiſirt. Mag ſeyn; indeß Rec. durch die Erwägung aller Umſtände ſchon früher zu derſelben geführt, mag ſie nicht mit der hier beliebten vertauſchen, aus vielen Gründen, mit denen er alle ſprachlichen und ſachlichen Einwendungen H. Zellers nach ſeinem Sinne beſeitiget. Es erforderte aber eine eigne Abhandlung, um ins Detail der Sachen und der Sprache eingehen zu können; die gegebenen Andeutungen aber werden jedem genügen, der die Geſetze in Zuſammenhang mit den übrigen Platoniſchen Schriften bringen will. Die „mißlungenen Nachahmungen und Mißverſtändniſſe" findet nur, wer mit der Abſicht, oder dem Vorurtheil der Verdächtigung und Unächtheit an das Werk geht; ſie verſchwinden, ſobald man den angedeuteten Geſichtspunkt wählt, und bedenkt, daß das Staats- und Regirungs-Recht von dem bürgerlichen und Privatrecht ſehr verſchieden iſt; die Staatsverfaſſung bedingt nicht nothwendig gerade dieſe oder jene Geſetze, wie die Geſchichte aller Staaten zur Genüge zeigt. Damit konnte Platon den Cyniker Diogenes abfertigen, der ihn (Stobaei serm. 13, 37. S. 2. Lips. Gaisf.) fragte: *εἰ νόμους γράφει; ὁ δὲ Πλάτων ἔφη: τίδαι; — πολιτείαν ἔγραψας; — πάνυ μὲν οὖν. — Τί οὖν, ἦ πολιτεία νόμους οὐκ εἶχεν; — εἶχεν. — Τί οὖν ἴδει σε πάλιν νόμους γράφειν;* Wäre dieſes Anekdötchen bewährt, ſo hätten wir das eigne Zeugniß des Platon, das allen Bedenklichkeiten mit einemmale ein Ende machte und weit über das Zeugniß des Ariſtoteles, Cicero u. a. ſpätere hinausreichte. Doch wer weiß, ob nicht ein Scharfſinniger kommt, und beweist, Ariſtoteles zeuge ſelber für die Unächtheit; allerdings knüpfe er an die Kritik des Platoniſchen Staates die der Geſetze; allein daß dieſe von Platon herrühren, ſage er nirgends und gebe damit zu verſtehen, daß er ſie für untergeſchoben halte; oder daß er gar andere Geſetze als die unſrigen meine; denn er ſcheine diejenigen, von denen er ſpricht, dem Sokrates in den Mund zu legen u. ſ. w. Oder die Politik ſey dem Ariſtoteles untergeſchoben; denn das *ἐπάναγκες* z. B. komme nur in dieſem Kapitel, und im erſten des 5ten Buches, in den übrigen Ariſtoteliſchen Schriften aber nirgends vor; dagegen leſe man es im 11ten Fragment der *πολιτεῖαι* des Heraklides aus Pontus S. 212, folglich ſey dieſer der muthmaßliche Verfaſſer u. ſ. w.

Rec. iſt bey der erſten, längſten und wichtigſten Abhandlung zu lange verweilt, als daß er mehr thun könnte, als die übrigen noch kurz anzuführen. Im Anhang zu der Abhandlung über die Geſetze wird die Aechtheit des Menexenos und des kleinen Hippias angefochten; jener ſey, wird vermuthet, von demſelben Verfaſſer, von dem auch die Geſetze herrühren. Warum denn nicht vom Ariſtoteles ſelbſt?

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

L'Art de la Rhétorique par Aristote. Texte collationné sur les éditions précédentes et sur les manuscrits de la Bibliothèque du Roi; précédé d'une préface sur l'art oratoire des anciens et des Tables analytiques des trois livres; suivi de Notes et d'Index des chapitres, des mots grecs et des auteurs cités par Aristote sur chaque question oratoire et traduit en français, par C. Minoïde Mynas, Ex-professeur de Philosophie et de Rhétorique en Macédoine. Paris, chez l'editeur, rue S. Hyacinthe S. Michel, Nr. 25. 1837. XL. 453.

St. Hilaires Ausgabe der Politik des Aristoteles, als Anfang einer Bearbeitung der gesammten Werke des Philosophen, zeichnet sich durch manche Vorzüge vortheilhaft aus und fand auch in Deutschland Anerkennung; dasselbe ließ sich von der in demselben Jahre erschienenen Ausgabe der Rhetorik durch Hrn. Mynas um so mehr erwarten, als dieser, ein Grieche, dem fühlbaren Mangel jenes Buches abhelfen zu können schien; wir hofften nämlich, wozu einigermassen selbst der Titel berechtigte, in Hrn. Mynas einen würdigen Nachfolger Coraes zu treffen, der mit gründlicher Kenntniß der Sprache und umfassendem Studium des griechischen Alterthums ausgerüstet, nicht selten übereilt und zu kühn, aber doch immer geistreich und belehrend arbeitete, und wo er auch das Wahre nicht selbst gefunden hatte, zu weiterer Untersuchung, es zu finden, Veranlassung gab. Diese Erwartung ist nicht erfüllt worden, und wird es nicht, wenn auch ein zweyter in der Vorrede angekündigter Band, der die sogenannte Rhetorik an Alexander und den kritischen Apparat zu beyden Schriften enthalten soll, in Zukunft nachfolgt.

Hr. Mynas ist in Begeisterung für Aristoteles der festen Ueberzeugung, ein Dio Chrysostomos, Aristides u. a. hätten ihre rhetorische Tüchtigkeit und Auszeichnung nur den Lehren des Philosophen, die in diesen Büchern niedergelegt sind, zu verdanken, ohne zu bedenken, daß die weit vorzüglichern Redner der Alten selbst, ein Thucydides, Demosthenes nichts davon wußten und dennoch jene Höhe erreicht haben und daß die spätern Rhetoren den von Aristoteles vorgeschriebenen Weg verlassen und der gewöhnlichen überlieferten Lehre sich hingegeben haben. Allerdings ist Aristoteles zur Würdigung und Erkenntniß der Beredtsamkeit überhaupt ein uns unentbehrliches Hilfsbuch; aber zur Ausübung und Anwendung verdient die Theorie, die durch Tradition sich allmählig bildete, den Vorzug und wurde eben deßwegen von den spätern gewählt, weil sie schneller und leichter zum Ziele führte.

Daß die griechische Beredtsamkeit, welche man allgemein bewundere, aber nachzuahmen nicht vermöge, so wenig in ihrem Wesen erkannt werde, veranlaßte H. M. zur Uebersetzung und Bearbeitung der rhetorischen Bücher des Aristoteles und er fühlt sich berufen, diese alte Kunst wieder neu ins Leben zu bringen. *) Es ist nothwendig, uns

*) Heureux si des hommes érudits daignent examiner avec attention ce que je viens d'avancer sur l'art oratoire des anciens. Leur zèle éclairé, joint à mes efforts, peut-être parviendra-t-il à faire revivre de nouveau cet art qui a rendu immortels les érudits de l'ancienne Grèce!

auch diesen Theil des Alterthums anzueignen, wenn wir anders die Reden richtig verstehen wollen, vorausgesetzt, daß diese Rhetorik der Talisman ist, wodurch wir in jene Geheimnisse zu dringen vermögen, und wir könnten H. M. nur Lob ertheilen, wenn wir sähen, daß er im Besitze dieser von ihm so hoch gepriesenen Kunst wäre; aber er selbst giebt uns die unzweydeutigsten Beweise, mit Recht daran zu zweifeln. Um zu zeigen, daß sich über jede Sache Gründe dafür und dagegen in folgerechter Ordnung vorbringen lassen, erhalten wir eine Analyse der beyden ersten Reden im Thucydides, wo die Corcyräer und Corinther, einander feindlich gegenübergestellt, beyde den Beystand und die Verbindung der Athener nachsuchen. H. M. gibt davon folgende rhetorische Eintheilung:

> La thèse de ce discours d'après les rhéteurs grecs est constitutio de rebus que Cicéron dans sa rhétorique ad Herennium, nomme constitutio legitima. Les chapitres qui y entrent sont: 1) συγγνωμονικόν, commiseration; 2) καλόν beau; 3) χρήσιμον utile; 4) δίκαιον, juste; 5) ἀντιληπτικόν absolutum; 6) συμφέρον intérêt. . . . Cet exorde renferme en peu de mots tout ce qu' exige l'art oratoire; il contient 1) l'avertissement du sujet en question, 2) l'intérêt qu'ils offrent aux Athéniens. 3) la calomnie que Cicéron appelle insinuatio, contre les Corinthiens, déja alliés aux Athéniens mêmes; 4) ce qui est admirable, c'est qu' il renferme en même temps l'énumération des parties du discours; 5) enfin, il rend les auditeurs attentifs parce qu' il met en avant leur propre intérêt. . . Vient après le chapitre du beau qui commence par γενήσεται δὲ καλὴ . . ἡ ξυντυχία dans le quel entre la reconnaissance et auquel se joint celui de l' utilité. Le premier se termine à χάριν et le second à ἀντεπιβουλεύειν. Vient ensuite le juste qui forme ici ce que les Grecs appellent ἀντέγκλημα et Cicéron translatio criminis. Vient ensuite le chapitre d'intérêt qui est le plus puissant dans cette thèse soutenue par le Corcyriens, et comme plus fort, il devait être placé à la fin du discours pour frapper davantage. Ce chapitre commence à πολλὰ δὲ τὰ συμφέροντα et finit presque par le même mot ξυμφορώτατον; vient enfin la péroraison; βραχυτάτῳ δ' . . et comme le chapitre d'intérêt se trouve le plus fort dans ce discours, la péroraison, d'après les règles d' l'art, devait d'être prise dans ce même chapitre.

> Ce discours donc n'est qu'un développement des chapitres 1) συγγνωμονικὸν. 2) καλὸν. 3) χρήσιμον. 4) δίκαιον. 5) ἀντιληπτικὸν. 6) συμφέρον. Les Corinthiens dans leur réplique, attaquent le 1 par celui de διάνοια, où ils démontrent que la neutralité du gouvernement corcyrien n'est pas une faute de principe, mais une pure méchanceté qu' ils attaquent vigoureusement par le chapitre προβολὴ qu' Aristote confond avec celui de narration. Le 4 et le 5 par celui de μεταληπτικὸν. le 2 qui est le beau par le juste, rendre le bien pour le bien est juste; le 3 et le 6 par celui de ἀνθορισμὸς et de συλλογισμὸς en réunissant la justice avec l'intérêt.

Diese Angaben genügen, um Hrn. Mynas Kenntnisse auf diesem Gebiete darzulegen. Da der Gegenstand in das genus Deliberativum fällt, ob die Athener die Corcyräer oder die Corinthier unterstützen sollen, und die einen anrathen, die andern abrathen, so ist von keiner constitutio de rebus, noch von einer constitutio legitima die Rede und Hr. M. vermischt die berathende mit der gerichtlichen Rede. Seine Eintheilung soll die Hauptpuncte, welche einzeln durchgeführt werden, enthalten, doch lehrt ein Blick in dieselbe, daß sie unmöglich richtig seyn könne; denn χρήσιμον ist von συμφέρον nicht verschieden. Wir wollen nicht alle Blössen aufdecken, sondern vielmehr, da die Controvers-Reden des Thukydides nach allgemeinen Topi abgefaßt sind und man nirgends eine Uebersicht angegeben findet, selbst versuchen die Skizze beyder in ihrem Umfange zu entwickeln, woraus zumeist erhellen wird, wie weit Hr. M. entfernt war, den rhetorischen Gehalt der Reden zu prüfen und darzulegen.

Die Corcyräer heben die Vortheile hervor, welche sie durch ihre Verbindung den Athenern bringen, die Corinthier stützen sich auf das Recht, wonach es ihrer Ansicht gemäß den Athenern nicht gestattet ist, ihre Feinde zu unterstützen, oder nach dem Ausdrucke der Theorie, wie schon die sonst wenig brauchbaren Scholien zu Th. angeben, jene schützen das συμφέρον, diese das δίκαιον vor und dieser eine Topos bildet den Inhalt der beyderseitigen Reden.

Im Eingange stellen die Corcyräer den Grundsatz auf, wenn jemand wie sie, ganz fremd und

unbekannt (*μήτε εὐεργεσίας μήτε ξυμμαχίας προοφειλομένης*) die Hilfe anderer anspreche, so müsse er nachweisen:

1) daß sein Ansuchen Vortheile gewahre, oder wenigstens keinen Schaden nach sich ziehe, *μάλιστα μὲν ὡς καὶ ξύμφορα δόντα, εἰ δὲ μή, ὅτι γε οὐκ ἐπιζήμια.*

2) daß die Dankbarkeit nie fehlen werde, *ἔπειτα δὲ ὡς καὶ τὴν χάριν βέβαιον ἔσεσθαι.*

Wer das nicht vermöge, müsse es sich selbst zuschreiben, wenn eine abschlägige Antwort erfolge; sie jedoch hoffen, die Athener davon zu überzeugen: *Κερκυραῖοι δὲ μετὰ τῆς ξυμμαχίας τῆς αἰτήσεως καὶ ταῦτα πιστεύοντες ἔχειν ὑμῖν παρίεσθαι ἀπίστειλαν ἡμᾶς.* Hiemit ist Charakter und Inhalt des folgenden deutlich genug bezeichnet. Nach einer Rechtfertigung, warum sie bisher immer allein gestanden und sich nicht mit andern verbunden hätten, lehren sie, was erfolge, wenn die Athener sich bereden lassen (A. *πεισθείσης*), ihnen Hilfe zu leisten,

1) der Ruhm, Unterdrückte und unschuldig Verfolgte unterstützt zu haben: *πρῶτον μὲν ὅτι ἀδικουμένοις καὶ οὐχ ἑτέρους βλάπτουσι τὴν ἐπικουρίαν ποιήσεσθε·* ein Motiv, das die Redner, ihren Athenern zu schmeicheln, niemals geltend zu machen verfehlen.

2) erwerben sie sich steten Dank der Corcyräer, den diese durch die Verbindung ihrer Flotte mit der der Athener öffentlich bezeugen werden, ein Fall, der ihnen höchst erwünscht seyn müsse.

Diese zwey Topi, das *καλόν* und *συμφέρον*, enthalten hier absichtlich nur im allgemeinen die Beweisführung, confirmatio, *κατασκευή*, worauf sofort die Widerlegung, confutatio, *ἀνασκευή*, dessen folgt, was man gegen ein Bündniß der Athener mit den Corcyräern einwenden könnte; solcher im voraus widerlegter Einwürfe, *προκαταλήψεις*, sind drey;

1) die Meynung, es werde vielleicht, wenn die Athener ihnen nicht helfen, kein Krieg entstehen, sey völlig ungegründet und der Krieg unvermeidlich,

2) wenn die Corinthier sagen, es sey ungerecht, daß die Athener sich der Corcyräer, einer Pflanzstadt der Corinthier annehmen, *ὡς οὐ δίκαιον τοὺς σφετέρους ἀποίκους ὑμᾶς δέχεσθαι*, so tragen sie selbst durch ihre schlechte Behandlung die Schuld; ihre *ἀδικία* sey *σαφής*; wegen Epidamnus vorgeladen, wollten sie die Sache *πολίνῳ μᾶλλον ἢ τῷ ἴσῳ* entscheiden,

3) die Athener brechen durch die Aufnahme der Corcyräer nicht das Bündniß mit den Lakedämoniern, *λύσετε δὲ οὐδὲ τὰς Λακεδαιμονίων σπονδὰς δεχόμενοι ἡμᾶς μηδετέρους ὄντας ξυμμάχους*, denn in diesem steht ausdrücklich geschrieben, es stehe jeder hellenischen Stadt, welche zur Zeit noch nicht mit den Athenern oder Peloponnesiern verbündet sey, frey, sich ungehindert an die einen oder andern anzuschließen. Die Corinthier ziehen aus ganz Hellas, selbst aus manchen Athen unterworfenen Gegenden Truppen.

Die Corinthier folglich können sich nicht beklagen, wenn die Athener ihre, der Corcyräer, Bitte erhören; weit mehr letztere, wenn sie zurückgewiesen werden (B. *μὴ πείσαντες ὑμᾶς*). Damit wäre die Rede geendet; da aber die Beweisführung der Vortheile, welche den Athenäern aus einer Verbindung mit Corcyräern erwachsen, oben nur vorläufig angedeutet, nicht besonders ausgeführt worden sind, so wird und dieses ist hier eigenthümlich — um mehr Eindruck zu machen, diese von neuem wieder aufgenommen, mit einem Rückblicke auf das Gesagte, *πολλὰ δὲ ὥσπερ ἐν ἀρχῇ ὑπείπομεν, τὰ ξυμφέροντα ἀποδείκνυμεν*, und es folgen fünf Gründe, die Athener zur Annahme einer Verbindung zu bewegen, von welchen der entschiedenste und wichtigste als allein schon vollgültig zu Ende gestellt ist: *βραχυτάτῳ δ' ἂν κεφαλαίῳ τοῖς τε ξύμπασι καὶ καθ' ἕκαστοι τῷδ' ἂν μὴ προέσθαι, ἡμᾶς μάθοιτε*, Griechenland habe drey Flotten, die der Athener, der Corcyräer und Corinthier; wenn letztere zwey sich verbinden, dann haben sie gegen beyde zu kämpfen; ein Bündniß mit den Corcyräern sichere ihnen das Uebergewicht über

ihre Feinde, die Corinthier. Die sprechenden brechen unmittelbar darauf ohne peroratio ab.

(Fortsetzung folgt.)

Platonische Studien von Ed. Zeller. Tübingen, 1839. 8.

(Schluß.)

In den beyden Verzeichnissen seiner Werke wird ein *Μενέξενος* aufgeführt; indessen da beyde Dialogen einen besondern wissenschaftlichen oder künstlerischen Werth irgend einer Art nicht haben; so ist es gleichgültig, ob Platon, ob ein anderer der Verfasser gewesen. Von 157 — 196 reicht die zweyte Abhandlung: Ueber die Composition des Parmenides und seine Stellung in der Reihe der Platonischen Dialogen. Seine Aechtheit wird, gegen Socher, anerkannt, und ihm seine Stellung nach dem Theätet und Sophistes angewiesen; seine Gestalt aber höher angeschlagen, als Rec. finden kann; worüber er sich bey einer andern Gelegenheit erklären, und seine Meynung rechtfertigen wird.

Die dritte nnd erfreulichste Abhandlung giebt die Darstellung der Platonischen Philosophie bey Aristoteles. Sie ist nach allem, was deßfalls bisher vermuthet, behauptet und zusammengestellt worden ist, weit das beste, und unbedingt zu empfehlen, wiewohl auch hier dem Rec. vieles in einem anderen Lichte erscheint, indem er auf die durch die Sachlage begründete und durch alles, was wir wissen, bestätigte Ansicht baut, daß Aristoteles überall bey seiner Kritik der Platonischen Philosophie vorzugsweise die Gestalt derselben im Auge hatte, in der er sie als einer der frühesten Schüler des Platon kennen gelernt und aufgefaßt hatte; daß er deßhalb bey keinem der speculativen Hauptpunkte der Metaphysik seines Lehrers irgend eine Schrift desselben anführt, daß er keine Kritik nirgends mit Stellen belegt; und daß er mehrere Modificationen und Entwickelungen, die Platon späterhin nöthig gefunden, seltener unmittelbar von diesem, als von den anhänglicheren Platonikern, Speusippus, Xenokrates Theophrastus u. a. vernommen, und an vielen Orten im Grunde dieser ihre Ansichten kritisirt habe. Denn daß Aristoteles 17 — 20 Jahre des Platon Vorträge besucht habe, ist höchst unwahrscheinlich; gewiß ging er sehr bald seinen eignen Weg, seinem Genius folgend, während die meisten seiner Studiengenossen dem Lehrer getreu blieben. Rec. ist noch immer der schon früher ausgesprochenen Ueberzeugung, daß der Vater der Methaphysik, wie man den Aristoteles gern nennt, es nur dem Platon verdankt, in die tiefere Speculation eingeweiht worden zu seyn; er war seiner ganzen Anlage und Richtung nach Physiolog im ausgedehntesten Sinne des Wortes, und würde soweit speculativ geworden seyn, als es die Naturerklärung unumgänglich erforderte. Aber er war kein Sokratiker, welche alle, gleich ihrem Meister, von der Naturforschung abgewandt, sich fast ausschließend mit der Betrachtung und Ergründung der ethischen und noetischen Verhältnisse des Geistes beschäftigten. Wie aber die Feinde des Platon, und auch des Aristoteles über die in diesen Platonischen Studien verhandelten Gegenstände in ihren Ansichten von den durch H. Zeller vertheidigten abweichen mögen, in das ihm gezollte Lob werden sie ohne Zweifel alle einstimmen und wünschen, daß er in der begonnenen Weise fortfahre, das Feld der alten Philosophie zu bearbeiten.

J. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

L'Art de la Rhétorique par Aristote. Texte collationné sur les éditions précédentes et sur les manuscrits de la Bibliothèque du Roi; etc.

(Fortsetzung.)

Die Antwort der Korinthier widerlegt zuerst die gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen, ὡς καὶ ἡμεῖς τε ἀδικοῦμεν καὶ αὐτοὶ οὐκ εἰκότως πολεμοῦνται in drey Beweisen, und bildet dann den Uebergang zur Sache, daß es unrecht wäre, wenn die Athener die Corcyräer unterstützten ὡς μὲν οὖν αὐτοί τε μετὰ προσηκόντων ἐγκλημάτων ἐρχόμεθα καὶ οἵδε βίαιοι καὶ πλεονέκται εἰσὶ δεδήλωται, ὡς δ' οὐκ ἂν δικαίως αὐτοὺς δέχοισθε μαθεῖν χρή. 1) stehe das Bündniß entgegen; hier ist ein artiges Beyspiel ex scripto et sententia, die Corcyräer berufen sich auf den Buchstaben des Vertrages, die Korinthier suchen durch sophistische Interpretation diesem eine Bedeutung unterzulegen, die in ihm nicht enthalten ist. 2) haben sie Ansprüche auf Dank. Δικαιώματα μὲν οὖν τάδε πρὸς ὑμᾶς ἔχομεν ἱκανὰ κατὰ τοὺς Ἕλληνων νόμους, παραίνεσιν δὲ καὶ αἴτησιν χάριτος τοιάνδε: sie haben die Athener im Aeginetischen Kriege mit zwanzig Schiffen unterstützt, im Samischen Kriege aber die Peloponnesier beredet, keine Parthey zu nehmen. 3) Niemand soll den Vortheil höher als das Recht achten, da jener immer sehr ungewiß ist, καὶ μὴ νομίσῃ δίκαια μὲν τάδε λέγεσθαι, ξύμφορα δὲ εἰ πολεμήσει, ἄλλα εἶναι, was in drey schönen Enthymemen durchgeführt wird.

Man sieht, daß diese Reden ihrem Wesen nach einseitig sind, aber diese eine Seite mit möglichster Schärfe und Consequenz hervorgehoben zu haben, ist ihr Verdienst; die Wahrheit liegt in der Verbindung beyder, und da Thukydides, wie die angezogenen Stellen zeigen, gewöhnlich selbst den Uebergang andeutet, so kann man die spätere Rhetorik, die hiezu wenig frommt und mehr verwirrt, leicht entbehren und jeder sich selbst das Ganze ohne Mühe in seine gehörigen Theile zerlegen.

Dem H. M. ist die Rhetorik nicht das Vermögen, die in dem controversen Gegenstande liegenden Gründe allseitig aufzufinden und darzustellen, sondern die Kunst, nach Belieben ins Unendliche zu schwätzen. Nachdem er bemerkt hat, daß Thukydides eben so leicht den Umfang jener Reden vermehren konnte, heißt es von der rhetorischen Ausarbeitung eines Gedankens, was man gerne als Scherz betrachten möchte, wörtlich wie folgt:

> Et en effet, si l'on prend l'objection et la sur-objection pour les multiplier chacune par six épichérèmes qui naissent de ce qu'on appelle circonstances; si on multiplie ces derniers par six preuves qui naissent aussi des circonstances, et chaque preuve par six enthymèmes et 'sur-enthymèmes, on trouve un produit de 1296 pour l'objection et un autre égal pour la sur-objection, c'est à dire 2592 phrases plus ou moins longues; et si chaque enthymème et chaque sur-enthymème peut nous fournir un exemple, car Aristote nous dit que l'exemple doit suivre l'enthymème, le nombre 2592 multiplié par 12 monte à 31104.

Objection		Sur-objection.	
Epichérèmes	6		6
Preuves	6		6
	36		36
Enthymèmes	6		6
	216		216
Surenthy.	6		6
	1296		1296

2592 × 12 = 31104: ce qui s'applique aussi quand on établit une proposition quelconque. Il est vrai que chaque chapitre n'est pas susceptible d'un tel développement; mais l'art doit établir les principes de tout ce qui est possible.

Am deutlichsten würde H. M. das Lächerliche und Unsinnige seiner Angaben fühlen, wenn er selbst zur Ausführung eines Gedankens in dieser neuen, von ihm erfundenen Methode verurtheilt würde. Während bey ihm nirgends eine genaue Kenntniß der Theorie der Beredtsamkeit hervorleuchtet, klagt er alle andere der Unwissenheit an und will mit Hilfe seiner Rhetorik uns sogar in lateinischen Autoren Fehler nachweisen, die außer ihm Niemand entdeckt habe. Cicero an Herennius, I. 12 — einem Werke, das man, weil man es nicht verstanden habe, seinem Verfasser entreißen und anonym machen wollte — sagt: ex definitione constat causa, quum inde controversia est quo nomine factum appelletur; ea est hujusmodi: aber das Beyspiel das folge gehöre zur controversia ex translatione, das von diesem zu jenem; es sey demnach ausgemacht, daß die Beyspiele ihre Stelle wechseln müßten und dadurch erst ein Verständniß möglich wäre: Voilà ce que Cicéron dit, mais comme je viens de le faire observer, par l'ignorance de l'art, on n'a pas saisi le sens de termes techniques, dont la connaissance exacte aurait sans doute jeté quelque lumière sur les actions du droit romain. Diese Erscheinung ist beachtungswerth, da H. M. wohl der erste Grieche ist, der sich mit der Kritik des Cicero beschäftigt hat, nur Schade, daß dort alles vollkommen und wohlerhalten ist und erst die vermeintliche Verbesserung dem Römer Verkehrtheiten aufdringt. Nicht zu erinnern, daß Cicero dasselbe Beyspiel einer constitutio ex definitione an andern Orten wiederholt erwähnt, würde durch die Annahme der Worte: Si quis peculatus accusetur quod vasa argentea publica de loco privato dicatur sustulisse, possit dicere quum definitione sit usus quid sit furtum, quid peculatus, secum furti agi, non peculatus oportere, als eines Beyspiels der definitio und nicht der translatio, jene nur zur Nebensache, und die Abweisung der actio peculatus von Seite des Beklagten, also gerade die translatio und die Hauptsache, wäre vergebens angeführt, während im andern Exemplum diese selbst verschwinden würde. Schon daraus sieht man, daß alles an seinem Platze steht, wie denn überhaupt die ganze Erzählung für keinen, der der lateinischen Sprache nur einigermassen fähig ist, die geringste Schwierigkeit haben kann.

Doch wenden wir uns von diesen unerfreulichen Proben rhetorischer Kenntnisse des H. M. zu dem, was er für das Verständniß dieser Aristotelischen Bücher geleistet hat. Die Gesammtausgabe des Aristoteles, welche die kön. Akademie der Wissenschaften in Berlin besorgte, bietet zu weiterer Verarbeitung Stoff genug dar. Imm. Bekker hat einige siebenzig Handschriften durchgesehen, die Absicht war eine gediegene Grundlage des oft sehr unsichern Textes zu liefern; wo sich die Hülfsmittel als vorzüglich zeigten, sind sie vollständig und gewissenhaft benutzt; von den übrigen sind großentheils nur Proben gegeben, so viel als hinreichend ist um über Werth und Bedeutung richtig urtheilen zu können. Zum Organon, um einige Beyspiele zu geben, da man Zweck und Verfahren des Herausgebers so vielfach verkannt und bestritten hat, sind zwey Codices A B genau und durchgehends ausgebeutet, von welchen A bey weitem der beste die Vulgata vielfach geändert hat; ein dritter, mit welchem der gewöhnliche Text zumeist übereinstimmt, ist gleichfalls vollständig verglichen, und nur wo dieser verstümmelt ist, ein ihm ähnlicher D substituirt; nicht so trefflich sind die Quellen zur φυσικὴ ἀκρόασις, doch übertrifft eine Handschrift E die andern um vieles, sie ist daher durchgehends und genau excerpirt, aber nicht sie allein, sondern auch zwey andere weit schwächere F. I.; außerdem erscheint vom fünften Buche an H, vom sechsten K; mit G wurde nur das vierte Buch verglichen. Hier ist die Collation der einen Handschrift E mehr, als die aller andern, wie das gegebene jedem deutlich macht; außerdem ist der merkwürdigen Erscheinung im VII. Buche p. 243 — 48, wo fast alle Codices die Paraphrase des Themistius, nicht die Worte des Aristoteles (welche Erasmus zuerst aus Simplicius hergestellt hat), oder

eine Mischung geben, die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet und die Stelle in zwey und zwanzig Handschriften nachgesehen.

Vortreffliches ist durch alte Manuscripte zur Thiergeschichte geleistet; viel weniger hat der Text in den Ethiken, am allerwenigsten in der Politik gewonnen. Die neun eingesehenen Codices zur letztern stellen den oft corrumpirten Text um nichts besser her, und Bekker, dem es hier auf das ganze, nicht auf das einzelne ankam, hat sich der undankbaren Mühe, diese ängstlich zu vergleichen, was, wie wir glauben, ihm billiger Weise nicht zu verdenken ist, überhoben geglaubt. Damit ist nicht ausgesprochen, daß ein folgender Bearbeiter, welcher etwa die Politik zu seinem besondern Studium macht, nicht diese und andere Handschriften wieder vergleichen solle; dieß ist sogar unentbehrlich, aber der Text wird dadurch im ganzen wenig oder nichts gewinnen; und dieß war es was Bekker wollte; darum sind die Schriften des Aristoteles so ungleichartig, einige (und nun namentlich durch Bekkers Bemühung) fast vollständig rein und unbeschädigt, andere unheilbar und unglaublich verdorben. Hätte Bekker seine Thätigkeit nicht auf die ältesten und besten Handschriften gerichtet, und jede gleicher Mühe werth geachtet, so hätten wir weder zu andern Autoren, noch zu Arist. die Resultate, welche wir jetzt besitzen; gerade daß er den ältesten und besten Quellen fleißig nachgespürt und diese sorgfältig verglichen hat, -- die genaueste Collation eines Codex ist dessen beste Beschreibung -- hat die Schriften im einzelnen, die Sprache und Grammatik im ganzen bereichert.

Daß die Rhetorik zu den besser hergestellten Büchern unsers Philosophen zu rechnen, verdankt man einer alten Handschrift, welche einst im Besitze des Cardinal Rudolphi bereits von Victorius in seiner Ausgabe vielfach, doch lange nicht hinreichend benutzt, von Bekker in Paris wieder aufgefunden (A^c, codex Parisiensis 1741) gewürdigt, genau und vollständig mit Angabe aller Varianten verglichen worden ist; nach ihr ist durch letzteren der Text der früheren Ausgaben an zahllosen Stellen verbessert, an vielen bedarf er noch jetzt der Berichtigung, denn auch wo sie falsches bietet, liegt

das wahre nahe, und nur verhüllt. Die übrigen Codices, Bekker hat außerdem noch die Vergleichung von dreyen mitgetheilt, sind unbedeutend, fast werthlos. Dieß ist der Stand der Sache rücksichtlich der Rhetorik und es bedarf keiner einzelnen Nachweisung, um Bekkers Verdienst gebührend anzuerkennen. Was sagt nun H. M.? p. XXXV.

> „Quant au texte d'Aristote, j'ai examiné celui des éditions précédentes; j'espérais trouver meilleure que les autres celle de M. Bekker, qui a récemment publié les oeuvres d'Aristote; mais cette édition n'est qu'une réimpression du texte de Sylburgius et l'experience m'avait déjà rendu méfiant sur le texte de l'éditeur allemand. En lisant le traité d'Apollonius sur les pronoms, que Bekker publia en 1813 pour la première fois, je me trouvais souvent arrêté par l'interruption du sens; et en confrontant le texte avec le manuscrit d'Apollonius, qui ne se trouve que dans la Bibliothèque royale de Paris, j'y trouvais de lignes entieres omises dans l'édition de Bekker qui ne s'en était point aperçu. Cet éditeur se trompe encore en corrigeant le text des auteurs. Par exemple, au commencement de l'apologie de Socrate par Platon M. Bekker, écrit: οὐτοι μὲν οὖν ὥσπερ ἐγω λέγω, ἢ τε ἢ οὐδὲν ἀληθὲς λέγουσι. Pourquoi ajouter ἢ τε?"

Es wird aus Apollonius Schrift über das Pronomen, welche Bekker zum erstenmale herausgegeben hatte, ein Beyspiel angeführt, wo durch den Gleichklang und die Wiederholung derselben Worte eine ganze Zeile übergangen ist, nämlich p. 51. B. statt τῷ συμπεπλεγμένῳ ἢ διεζευγμένῳ οἷον hat die Handschrift, wie wir jetzt erfahren: τῷ συμπεπλεγμένῳ ἢ διεζευγμένῳ τοῦ συντεταγμένου μέρους λόγου κατὰ τὸ ἑξῆς πολλάκις κοινοῦ καθεστῶτος τῷ συμπεπλεγμένῳ ἢ διεζευγμένῳ οἷον. Dafür sind wir H. M. vielen Dank schuldig, diese seine Bemerkung ist verdienstlich, ist die beste und einzige werthvolle im ganzen Buche; *)

*) Wenn H. M. in der Anmerkung sagt, man finde im Commentare Bekkers zu jener Stelle keine Erklärung, wohl aber eine schlechte Verbesserung des Ammonius, p. 174 (nicht 171.), indem er τίθενται δὲ τὸν νόμον οἱ δικάζοντες schreibe statt δοκιμάζοντες, welches die richtige Lesart wäre, und nun weitläufig jenes δικάζοντες verwirft und

wir wünschten nur, da er von vielen Stellen des Apollonius redet, es hätte ihm gefallen, diese sämmtlich zu sammeln und zu veröffentlichen; er hätte durch nichts den Glauben an Bekkers Genauigkeit mehr erschüttern können; nun aber ist dieses einzige Versehen, wo bey völliger Gleichheit der Worte das Auge so leicht von dem einen zum andern mit Uebergehung dessen, was in der Mitte lag, abirren konnte, wo selbst, wenn es vollständig abgeschrieben war, der Irrthum eben so leicht im Drucke veranlaßt werden konnte, noch keineswegs hinreichend an Bekkers diplomatischer Sorgfalt irre zu machen. Schon das nächste Beyspiel aus Platon zeigt H. M. Vorurtheil und Beschränktheit; nach seiner Angabe möchte man glauben, Bekker habe aus eigener Verbesserung die Worte ἤ τι ἤ (denn so, nicht ἤ τι, muß es heißen) hinzugefügt, während er sie aus fünf der ältesten und besten Codices zuerst herstellte. H. M. Erklärung zeigt, daß er diese Formel nicht verstanden hat:

> Cette phrase, fährt er nach Obigem fort, n'est-elle pas la même que celle plus haut κατὰ ἀλήθειαν γε, ὡς ἔπος εἰπεῖν, οὐδὲν ἐῤῥήκασι? Platon ne fait ici que la répéter, et si vous en demandez la raison, cherchez la dans les regles de la rhetorique grecque. Indépendamment de cela, l'addition de ἤ τι donne un sens tout-à-faire contraire à ce que Socrate veut dire; car d'après cette correction le sens est: mes accusateurs sous un rapport ont dit quelque vérité, sous un autre, ils n'en ont dit aucune.

Allerdings will Socrates dasselbe bedeuten, was er vorher mit den Worten ἀληθὲς ὡς ἔπος εἰπεῖν οὐδὲν εἰῤῥήκασι gesagt, aber eben deßwegen kann hier nicht gerade zu οὐδὲν ἀληθὲς εἰῤῥήκασι, mit Uebergehung von ὡς ἔπος εἰπεῖν, stehen, sondern muß, um eine Milderung auszudrücken, mit dem Zusatze der besten Handschriften ἤ τι ἤ οὐδὲν ἀληθὲς εἰῤῥήκασι heißen. Daß aber H. M. die Bedeutung und den Gebrauch dieser seltenen Formel, worüber die Commentare der deutschen Hellenisten genügenden Aufschluß geben, nicht kennt, ist wahrlich nicht Bekkers Schuld; ihm mag das ähnliche ἔν οὐδὲν gleich unbekannt seyn.

Doch wenden wir uns wieder zu Aristoteles. Mit welcher Frechheit wagt H. M. die Ausgabe der Berliner Akademie für einen Abdruck Sylburg's zu erklären? Sylburg lieferte keine neue Recension, und gab, da ihm durchaus keine Hilfsmittel zu Gebote standen, nur das Vorhandene, gewöhnlich nach der Aldina des Camotius. Bekker hatte, wie wir uns vielfach überzeugten, nur Casaubons Text zur Hand, dieß erhellt schon daraus, weil er an einigen Orten Vermuthungen aufstellt, die bereits Sylburg in seinen Anmerkungen gemacht hatte, ihm also unbekannt geblieben sind, was nicht geschehen wäre, wenn er dessen Ausgabe benutzt hätte. Was aber namentlich die Rhetorik betrifft, so kann Referent das beste Zeugniß für Bekker ablegen. Die k. Bibliothek in München besitzt eine sorgfältige Collation der Pariser Handschrift von der Hand des Victorius; diese neben die von Bekker gestellt, zeigt die Zuverlässigkeit der letztern, nur an höchst wenigen Stellen finden wir einiges nicht angemerkt, wie wieder entgegen einiges bey Bekker ist, was Victorius übersehen hat, eine Erscheinung, die ganz natürlich und nie zu vermeiden ist. H. M. hat demnach Bekkers Recension, vornehm genug, ganz ignorirt, und sich, wie er sagt, weil die (deutschen) Hellenisten theils den Text verfälschen, wie oben an der Platonischen Stelle nachgewiesen worden, theils ungenau vergleichen, wie ebenfalls angegeben wurde, entschlossen, die Handschriften der Pariser Bibliothek, 1741 (bey Bekker A°,) 1869, 1818, 2038, 2116. selbst zu untersuchen.

(Schluß folgt.)

---

die Bedeutung von δοκιμάζοντες richtig nachweist, so ist es wahrhaft drollig, zu erfahren, was H. M. begegnet ist. Bey Ammonius heißt es: τὶ δὲ νεῦσι τῶν νόμων οἱ δικάζοντες und Bekker sagt: malim δοκιμάζοντες. H. M. hat nämlich in seinem leidenschaftlichen Eifer gegen den deutschen Gelehrten die richtige Verbesserung Bekkers für die Vulgata angesehen, und die Vulgata für die Correction jenes ausgegeben und ruft nun, nachdem er selbst, ohne daran zu denken, die Richtigkeit der Bekker'schen Emendation bewiesen hat, triumphirend aus: et le savant allemand τὸ ἀκριβὲς τοῦ λόγου οὐ διέγνω, pour dire le mot d'Apollonius.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

L'Art de la Rhétorique par Aristote. Texte collationné sur les éditions précédentes et sur les manuscrits de la Bibliothèque du Roi; etc.

(Schluß.)

Dieselben Codices ließ der englische Herausg. (Th. Gaisford) für seinen Abdruck zu Oxford 1820 in Paris vergleichen, eine Ausgabe, die H. M. gewiß nicht unbekannt ist, und so konnte er, wenn nicht besondere Gewissenhaftigkeit ihn antrieb, all' seine Mühe ersparen. Wir besitzen leider nur den zweyten Band, welcher die Anmerkungen enthält; der erste, welcher den Text mit jenen Collationen gibt, ist uns nicht zu Gesicht gekommen; aber wir vermuthen, H. M. habe seine wenigen Angaben von Lesearten der englischen Ausgabe zu verdanken. Nach einigen jener Handschriften hat er I., 15. ein bekanntes entschieden unaristotelisches Emblem, das bereits Victorius mit den triftigsten Gründen aus den Ausgaben gestoßen hatte, wieder aufgenommen und in der Vorrede p. XXXVIII. mit ganz unhaltbaren Sätzen gerechtfertigt, ohne das, was andere darüber gesprochen haben, zu kennen, wie denn H. M. überhaupt, wahrscheinlich weil er der lateinischen Sprache nicht mächtig ist, die früheren Bearbeiter der aristotelischen Rhetorik nicht kennt, und nur die griechischen Scholien das Orakel bilden, bey welchem er sich Rath erholt. Diese einzige Stelle, welche der Sprache und der Form nach mit dem ächten Ar. sichtbar im Widerspruch steht, zeigt, wie wenig H. M. in den Geist, Charakter und die Darstellungsweise des Philosophen eingedrungen ist, und wie wäre es auch möglich, da er die Rhetorik an Alexander, in welcher die gewöhnliche Theorie vorgetragen ist, welche Arist. als etwas ganz äußerliches und unwesentliches verwirft, und welche im ganzen wie im einzelnen im directen Gegensatze mit seiner Behandlung steht, als ein ächtes Produkt, ja nur als eine Ergänzung der drey Bücher ansieht? *)

Wir erwähnen zuerst die Stellen, an welchen Hr. M. die Conjectural-Kritik anwendet und den Text zu ändern sich genöthigt sieht; dieß wird bey ihm um so mehr nothwendig, weil er als Grieche sich der Sprache mächtiger als andere hält. An Veranlassungen dazu fehlt es nicht, da wie oben bemerkt worden ist, auch nach Bekker einem Nach-

*) Im Texte sagt H. M. p. XXXIX. L'ouvrage ad Alexandrum est un extrait de ce qui concerne l'invention, le reste est la méthode d'argumentation pour chaque chapitre. In der Note aber heißt es: Cet ouvrage est le supplément de ces trois livres sur la Rhétorique; ceux-ci renferme l'invention, celui-la la méthode. Das Urtheil des Victorius, Robortelli u. a., daß dieses Buch dem Anaximenes gehöre, ist, wie H. M. zeigen wird, tout-à-fait gratuite. H. M. muß doch wissen, daß die ächte Rhetorik nicht bloß die inventio, welche die zwey ersten Bücher umfaßt, sondern eben so gut die dispositio, τάξις und elocutio λέξις, also den gesammten Inhalt der damaligen Theorie gibt.

folger noch manches zur Herſtellung der Worte des Ariſtoteles zu leiſten übrig bleibt, die eigenthümliche Thätigkeit aber liegt in der Erklärung der Schrift. Hr. M., der auf ſeinen Vorgänger in dieſem Gebiete gar nicht achtete, hat hierin nichts, oder nur falſches gegeben. I. 5 bey der Erzählung deſſen, was den Inhalt der εὐδαιμονία ausmacht, leſen wir: εἰ δή ἐστιν ἡ εὐδαιμονία τοιοῦτον, ἀνάγκη αὐτῆς εἶναι μέρη, εὐγένειαν, πολυφιλίαν, χρηστοφιλίαν, πλοῦτον, εὐτεκνίαν, πολυτεκνίαν, εὐγηρίαν· ἔτι τὰς τοῦ σώματος [καὶ ψυχῆς] ἀρετὰς οἷον ὑγίειαν, κάλλος, ἰσχύν, μέγεθος, δύναμιν ἀγωνιστικήν, δόξαν, τιμήν, εὐτυχίαν, ἀρετὴν ἢ καὶ τὰ μέρη αὐτῆς, φρόνησιν, ἀνδρίαν, δικαιοσύνην, σωφροσύνην· οὕτω γὰρ ἂν αὐταρκέστατος εἴη, εἰ ὑπάρχει αὐτῷ τά τ' ἐν αὐτῷ καὶ τὰ ἐκτὸς ἀγαθά· οὐ γὰρ ἐστιν ἄλλα παρὰ ταῦτα. J'ai ajouté, ſagt Hr. M. καὶ ψυχῆς, qui sans doute a été omis par les copistes et qui pourtant est reclamé parceque l'auteur dit plus bas τὰ περὶ ψυχὴν καὶ τὰ ἐν σώματι. Dieſes iſt ganz unrichtig und Hr. M. hat die Bedeutung der Zuſammenſtellung nicht aufgefaßt; die Worte nämlich οἷον ὑγίειαν.. ἀγωνιστικήν ſind nur eine Parentheſe und bilden als Theile die nähere Beſtimmung von σώματος ἀρεταὶ, die nachfolgenden Eigenſchaften ſtehen mit den σώματος ἀρεταὶ und den vorausgehenden auf ganz gleicher Linie, die geiſtigen Vorzüge aber werden durch das einfache ἀρετὴν ausgedrückt. Das hätte Hr. M. wenn er es nicht an ſich erkannte, aus der unmittelbar nachfolgenden vollſtändigen Erklärung der einzelnen Eigenſchaften ſehen ſollen; weit richtiger wäre er verfahren, wenn er die Worte ἢ καὶ τὰ μέρη . . . σωφροσύνη völlig geſtrichen hätte, ſie fehlen in der beſten Handſchrift, außerdem in noch einer andern und Bekker hat ſie bereits eingeſchloſſen; es iſt nämlich dieſes die platoniſche, keineswegs die Ariſtoteliſche Eintheilung der ἀρετὴ, Ariſtoteles giebt unten eine ganz andere und verweiſt in der Ausführung die ἀρετὴ überhaupt am Ende des Capitels an einen andern Ort, περὶ δὲ ἀρετῆς ἐπείπερ οἰκειότατος ὁ περὶ τοὺς ἐπαίνους τόπος, ὅταν περὶ ἐπαίνου ποιώμεθα τὸν λόγον, τότε διοριστέον, woraus hervorgeht, daß auch oben in der vorläufigen Bezeichnung nur die ἀρετὴ als ſolche angegeben ſeyn konnte. — In demſelben Capitel ſchreibt Hr. M. ὑγιείας μὲν γὰρ [καὶ] τέχνη αἰτία mit der Note: j'ai ajouté καὶ comme essentiel pour le sens. Die Partikel iſt nicht nothwendig, weil ſie bereits vorausgegangen iſt ἐνίων μὲν ὢν καὶ αἱ τέχναι und der Zuſammenhang einen Irrthum unmöglich macht. — I, 6. τούτων δὲ κειμένων ἀνάγκη τάς τε λήψεις τῶν ἀγαθῶν ἀγαθὰς εἶναι καὶ τὰς τῶν κακῶν ἀποβολάς . . καὶ ἡ ἀντ' ἐλάττονος ἀγαθοῦ μείζονος λῆψις καὶ ἀντὶ μείζονος κακοῦ ἐλάττονος. Dazu die Bemerkung: μείζονος κακοῦ] pour μείζονος ἀγαθοῦ qui est dans les manus. et dans les éditions. C'est la maxime triviale δυοῖν κακοῖν προκειμένοιν τὸ μὴ χεῖρον βέλτιστον (βέλτιον?). Nun leſen aber meines Wiſſens alle Handſchriften und alle Ausgaben μείζονος κακοῦ und nirgends iſt μείζονος ἀγαθοῦ zu finden! Hr. M. muß es ſich in eigener Verwirrung des Kopfes ſelbſt fingirt haben. — I, 9. wo die Theile der oben genannten ἀρετὴ folgen, μέρη δὲ ἀρετῆς δικαιοσύνη, ἀνδρία, σωφροσύνη, μεγαλοπρέπεια, μεγαλοψυχία, ἐλευθεριότης, πραότης, φρόνησις, σοφία, das letzte Wort das alle Handſchriften und Ausgaben haben, hat Hr. M. ausgelaſſen: dans les éditions après ces mots il y avait σοφία que j'ai retranché, d'abord parceque σοφία n'est pas une partie de vertu; ensuite en définissant après chacune des parties qu'il vient d'énumérer, Aristote ne parle pas de ce mot. . . . comme dans les écoles de la Grèce on rend φρόνησις par σοφία

et vice versa, je pense que σοφία placé à la marge ou sur le mot φρόνησις, comme on le voit souvent dans les manuscrits, aura été introduit par erreur dans le texte. Daß σοφία eine Cardinaltugend iſt, mußte der Herausgeber doch wiſſen, daß ſie nach Ariſtoteliſcher Anſicht von φρόνησις verſchieden ſey, konnte er aus der Ethik lernen. Richtig iſt die Bemerkung daß die σοφία in der Ausführung fehlt, aber nicht bloß dieſe, ſondern auch die πραότης, woraus vielmehr folgt, daß unten die Erklärung ausgefallen iſt.

I. 15 Ariſtoteles ſpricht von den Zeugen, welche er in alte, παλαιοὶ, und in Zeitgenoſſen πρόσφατοι eintheilt, letztere ſind ihm καὶ τούτων οἱ μὲν μετέχοντες τοῦ κινδύνου, οἱ δὲ ἐκτός, von den erſteren dieſer nun heißt es: καὶ οἱ μετέχοντες τοῦ κινδύνου, ἂν [μὴ] δόξωσι ψεύδεσθαι· j'ai ajouté μὴ que le sens réclame. Hr. M. hat den Gedanken des Ariſtoteles nicht verſtanden und ſeine Ueberſetzung Les temoins prochains sont utiles pour constater le fait, lorsqu'ils n'ont pas l'air de mentir miſcht fremdartiges ein und übergeht die Worte worauf alles ankommt οἱ μετέχοντες τοῦ κινδύνου, es werden die bezeichnet, welche wenn ſie nicht die Wahrheit angeben, ſondern falſches auszuſagen ſcheinen, dieſes nicht thun können, ohne ſich ſelbſt der Gefahr der Strafe auszuſetzen, im Gegenſatze von jenen welche ἐκτὸς ſind. Niemand außer Hr. M. hat die Stelle ſo arg mißverſtanden.

Nicht glücklicher iſt Hr. M., wo er ſich, was nur einigemal geſchieht, auf die Lesearten von den Handſchriften beruft; II, 6. καὶ ἐν οἷς μηδὲν ἀποτετυχήκασιν· ὥσπερ γὰρ θαυμαζόμενοι διάκεινται· διὸ καὶ τοὺς πρῶτόν τι δεηθέντας αἰσχύνονται ὡς οὐδέν πω ἡδοξηκότες ἐν αὐτοῖς wozu die nachträgliche Bemerkung p. 414 dans le manuscr. 1869 οὐδέν πω ἠξιωκότες ἐν αὐτοῖς ils n'ont pas vu jusqu' alors devant eux avoir besoin de rien und er wünſcht nun folgende Aenderung des Textes: καὶ ἐν οἷς μηδὲν ἀποτετυχήκασιν· ὥσπερ γὰρ θαυμαζόμενοι διάκεινται ὡς οὐδέν πω ἡδοξηκότες ἐν αὐτοῖς· Καὶ τοὺς πρῶτόν τι δεηθέντας αἰσχύνονται ὡς οὐδέν πω ἠξιωκότες ἐν αὐτοῖς. Dieſes iſt gegen die Art des Ariſtoteles und zuerſt hätte die Bedeutung jener Worte bewieſen werden ſollen. III, 16 p. 366 leſen wir daß Manuſcr. 1869 eine längere Stelle aus dem erſten Buche wiederhole; aber alle Handſchriften und alle Ausgaben bis Victorius geben jene Wiederholung; dieſer warf ſie zuerſt hinaus und wies nach was an dieſem Orte fehle; davon hat Hr. M. nichts bemerkt. Demſelben Victorius wird II, 25 Bizarrerie und Ignorance vorgeworfen, daß er ſtatt dem ſinnloſen κάλλιστος ἢ κάκιστος ἔρως (ſo nicht καὶ κακ. wie M. p. 419) καύνιος ἔρως geſchrieben hat. Hr. M. weiß nämlich nicht, daß ſtatt jenem wovon er ſagt c'est la leçon des manus. et des anciennes éditions, die von ihm verglichene Handſchrift 1741, die beſte, καυνικὸς ἔρως (bey Bekker durch Druckfehler καννικὸς) lieſt und damit die verkehrte Interpolation der Stelle κάλλιστος ἢ κάκιστος in die Brüche fällt.

Dieſes iſt das kritiſche Verdienſt des neuen Herausgebers um dieſe Bücher; mehreres haben wir nicht gefunden; gerade von der Seite, von welcher wir von ihm am meiſten hofften, und von einem Koraes auch nicht umſonſt gehofft hätten, iſt nicht das mindeſte geſchehen. Es iſt nur ein Abdruck des Buhliſchen Textes geliefert, mit ganz geringen Aenderungen und ſelbſt dieſe vermuthen wir ſind nicht Eigenthum des Hrn. M. ſondern aus der engliſchen Ausgabe in dieſe franzöſiſche oder griechiſche gewandert, während ſein deutſcher Vorgänger, nicht mit beſſeren, nicht mit mehreren Hülfsmitteln ausgeſtattet, eine durchgreifende Recenſion, die für immer bleiben wird, veranſtaltete, durch

deren Verachtung der vornehme Grieche sich nur sein eigenes Urtheil gesprochen hat.

Man darf nach dem Gesagten das, was für die Erklärung dieser Bücher geschehen ist, nicht als außerordentlich betrachten; manche Angaben, besonders geschichtliche Andeutungen in der Rhetorik sind uns ganz dunkel und werden es vielleicht immer bleiben, H. M. verwandelt aber selbst bekanntes in unbekanntes; zu dem Pentameter der unter den Gnomen des Theognis steht, welchen aber Aristoteles selbst anderswo dem Euenus zutheilt I. 11.

πᾶν γὰρ ἀναγκαῖον πρᾶγμ' ἀνιαρόν ἔφυ

lesen wir die Bemerkung p. 411. Le Scholiaste dit: Εὐριπίδου τὸ ῥητόν. Unglaubliches erfahren wir III, 16 καὶ ὡς Φάυλλος τὸν κύκλον wo vom epischen Gedichte die Rede ist, dazu p. 426 die Note: τὸν κύκλον] L'amphithéâtre ou l'on vendait les esclaves. Voir Harp. le Scholiaste d'Aristoph. Equit. et Elian lib. II. 7 Var. Hist. Auch die Literaturgeschichte versteht H. M. zu bereichern; II, 23 p. 418 heißt es Ἡρόδικος Historien d'Athénes. Nur einmal finden wir eine verdienstliche Nachweisung, die ihm auch kein Vorgänger gegeben hat, III, 17 p. 380 wo aus der vermehrten Rede des Isokrates περὶ ἀντιδόσεως die Stelle, welche Ar. andeutet, notirt ist; über dieselbe Rede steht p. 365 die Aeußerung qui est pitoyablement altéré dans plusieurs endroits, surtout dans la partie des preuves. Auch anderes eigene kann man treffen, was man sonst nirgends hört und von der seltenen Fahrläßigkeit des H. M. Zeugniß giebt; die Eudemische Ethik in den Aristotelischen Schriften trägt den Titel Ἠθικῶν Εὐδημίων und nun finden wir bey ihm eine morale intitulée à Eudémion p. XXXVIII. 406; bekannte Aussprüche Platos im Gorgias werden wiederholt aus dessen Protagoras angeführt p. XXII. 402. 405; ebendaselbst lesen wir von einem langen platonischen Dialoge Eutyphron, die unedirten Scholien des Hermias zu Phaedrus werden überall zur Schau getragen. *)

*) Dieses und ähnliches lehrt wie wenig H. M. berechtigt war, oben p. XXXVII. bey seiner berühmten Erklärung der Platonischen Apologie gegen Bekker sich zum Richter über deutsche und französische Philologie aufzuwerfen:

„on loue peut-être un peu trop les Hellenistes allemands et même aux dépens de ceux de la France. Cependant quand on compare les corrections excellentes de M. Letronne sur les différentes inscriptions grecques avec les corrections des Hellenistes allemands; quand on examine l'Anecdota graeca de M. Boissonade avec les éditions des auteurs inédits faites par des allemands érudits, on est tenté de répéter avec Aristote: on admire ce qui vient de l'étranger."

Die Beyspiele sind unglücklich gewählt; H. M. mag wohl das Corpus Inscriptionum und die in Deutschland erschienenen Inedita so wenig kennen, als er weiß, daß seine vermeyntlich unedirten Scholien zu Hermias bereits 1810 in Leipzig gedruckt worden sind. Uebrigens ist es verkehrt, die Helleniſten des einen Landes auf Kosten des andern zu erheben; es giebt in jedem Fache des Alterthums noch unendlich viel zu leisten, woran jeder, der Beruf und innern Trieb fühlt, Theil nehmen kann; ἄλλα ἐν μέσῳ κεῖται; wir sind noch lange nicht so weit, um die eigenen Verdienste mit Selbstgefälligkeit betrachten und auf die unserer Nachbarn mit Geringschätzung herabsehen zu können; nur wenn Anmaſſung und Unkenntniß sich rege macht oder eine ganz falsche Richtung eingeschlagen wird — gleichviel, wo — ist es nothwendig warnend und lehrend aufzutreten; da aber wird am meisten für das Alterthum gedeihliches erscheinen, wo diese Studien von oben geschützt und befördert werden und ein Lob oder Tadel des einzelnen wird sich in Lob oder Tadel des ganzen verwandeln.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nr. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Sophoclis Philoctetes. Ad optimorum librorum fidem denuo recensuit et brevibus notis instruxit Godofredus Hermannus. Editio secunda, Lipsiae apud Ern. Fleischerum. MDCCCXXXIX. 250 und XXXIV Seiten. 8.

Nach 15 Jahren beschenkt uns G. Hermann mit einer neuen Ausgabe seiner Bearbeitung des sophokleischen Philoktetes. Wer Hermanns Wesen irgend kennt, der wird es im Voraus unmöglich finden, daß er noch alles einzelne habe gelten lassen und als untrüglich wiedergegeben, was er vor anderthalb Decennien gab. Er liebt die Bewegung an sich zu sehr und γηράσκει ἀεὶ πολλὰ διδασκόμενος, er ist der Wahrheit zu befreundet und zugleich seines Ruhmes zu sicher, als daß er sich bedenken sollte dieß und jenes wieder umzustoßen, was er selbst aufgebaut. Ja bisweilen zeigt er sich fast ungerecht gegen sein eigenes Blut und führt das Sprichwort auf: Das Bessere ist der ewige Feind des Guten.

In der Vorrede wird die Unvollständigkeit der Umarbeitung entschuldigt mit der unerwarteten Nothwendigkeit sie vorzunehmen; aber gleichwohl finden wir z. B. in den ersten 400 Versen nicht weniger als 35 theils ganz neue theils umgearbeitete Anmerkungen, zu denen bald die erst neuerdings verglichnen Handschriften, namentlich die Laurentiani und Florentini, bald die inzwischen erschienene Ausgabe Wunders, bald wiederholte und genauere Betrachtungen der einzelnen Stellen Stoff und Anlaß gaben.

Ref. will gleich zur Mittheilung einiger Proben übergehen und seine Bemerkungen daran anknüpfen, ohne ängstlich zwischen den ältern und neueren Bemerkungen zu scheiden.

V. 30. ὅρα καθ' ὕπνον μὴ κατακλιθεὶς κυρῇ ist aus den neuverglichenen Handschriften κατακλισθεὶς in den Text genommen.

Die folgende Note zu den Worten:

ὁρῶ κενὴν οἴκησιν ἀνθρώπων δίχα

Rei accuratius describendae causa sic loquitur. Ita in Oed. T. 56. ὡς οὐδέν ἐστιν οὔτε πύργος οὔτε ναῦς ἔρημος ἀνδρῶν μὴ ξυνοικούντων ἔσω. erscheint entbehrlich sobald man richtig interpungirt, nach οἴκησιν, und in der andern Stelle nach ἔρημος. Nämlich nach der Note sollte man meynen, es finde hier ein besonderer Idiotismus Statt, während es doch nichts als ein einfaches Asyndeton ist: ich sehe eine leere Wohnung ohne Menschen, und ein Schiff ist nichts werth, wenn es leer ist, kein Mensch darinnen wohnt.

Aehnlich war auch V. 38:

καὶ ταῦτά γ' ἄλλα θάλπεται
ῥάκη βαρείας τοῦ νοσηλείας πλέα

keine Note nöthig, sondern nur ein Comma nach θάλπεται, so daß ῥάκη zur Apposition von ἄλλα wird.

V. 79. ἔξοιδα καὶ ist in ἔξοιδα παὶ geändert, ohne Rücksicht auf El. 1251, wo das ganz parallele ἔξοιδα καὶ ταῦτα gleichfalls keine Gnade gefunden hat. In beyden Stellen gehört freylich καί nicht zu dem folgenden Wort, und ist entweder durch κἀγώ, καὶ αὐτός zu erklären oder durch καὶ δή.

V. 177. ὦ παλάμαι θνητῶν.
ὦ δύστανα γένη βροτῶν
οἷς μὴ μέτριος αἰών!

hätte Matthiäs Conjectur, ὦ παλάμαι θεῶν doch wenigſtens eine Erwähnung verdient. Referent hält ſie für eine wirkliche Emendation, nicht bloß wegen des läſtigen Wechſels der Synonyme θνητῶν und βροτῶν, ſondern weil die παλάμαι auf die Menſchen hier gar keine Beziehung haben, man müßte denn die Liſt des Odyſſeus, der an Philoktets Unglück Schuld war, darunter verſtehen, was jedoch in den ganzen Zuſammenhang nicht paßt. Ganz ähnlich Pind. Pyth. I., 94: ἀνίχ' εὑρίσκοντο θεῶν παλάμαις τιμάν.

V. 184: στικτῶν ἢ λασίων μετὰ θηρῶν iſt in: θηρῶν ἢ λασίων μετ' ἢ στικτῶν verändert, aus metriſchen Gründen. Hier iſt aber die Grammatik der Metrik aufgeopfert, denn das zottige Wild kann hier doch unmöglich von dem gefleckten Wild durch ein doppeltes ἤ unterſchieden werden, ſo unmöglich als im Latein durch aut — aut ſtatt durch vel.

In der nächſtfolgenden Stelle behält H. Hermann ſeine Aenderung μεριμνήματ' ἔχων βάρη bey. Wir wiſſen nichts beſſeres, möchten aber keine Garantie für ihre Richtigkeit übernehmen. Dagegen iſt der Schluß des Chorgeſanges gewiß ächt. Die ſchöne Stelle lautet:

ἁ δ'ἀθυρόγλωσσος
ἀχὼ τηλεφανὴς πικρᾶς
οἰμωγᾶς ὑπόκειται

bey H. Herm. οἰμωγᾶς ὑπ 'ὀεῖται, ſinnreich und poetiſch ohne Zweifel. Allein das iſt auch bey der hdſchr. Leſeart (wenn man nur etwa ὕπο κεῖται ändert) nicht minder der Fall: ſobald man nur die Worte ἀχὼ τηλεφανὴς in Commata einſchließt und als Appoſition zu ἁ δέ faßt, dagegen ἀθυρόγλωσσος, welches bisher als Epitheton angeſehen wurde, vielmehr zu dem Prädikat zieht. Sie aber, die weit ſchallende Echo, iſt ewig laut durch ſein Klagen, d. h. Philoktets Klagtöne laſſen die Echo nimmermehr zum Schweigen kommen.

V. 421. Τί δ'ὃς παλαιὸς κἀγαθὸς φίλος τ'ἐμὸς,
Νέστωρ ὁ Πύλιος ἔστιν;

Schwerlich wird die neue Conjectur τί δ'ὁ σταδαῖος κἀγαθὸς je Aufnahme in den Text finden. Schon die Autorität für σταδαῖος iſt zu leicht, Heſychius, der es durch πρᾶος erklärt. Bisher hatte Niemand Anſtoß genommen; und warum nun Hermann? Inepte junguntur per copulam dissimilia ut παλαιὸς et ἀγαθός, nisi aliqua in re conveniant; ut si dixisset: ὃς παλαιὸς κἀγαθὸς φίλος ἐμός. Die Bemerkung iſt fein, wiewohl ſich aus dem Sprachgebrauch der Alten, aus dem bekannten multi et docti homines, was auch ein griechiſcher Idiotismus iſt, eine Inſtanz herleiten ließe. Aber nego minorem; denn παλαιὸς und ἀγαθός conveniunt aliqua in re, und ſind nicht verſchiedener als πρᾶος und ἀγαθός ſeyn würde. Mit παλαιὸς iſt nach dem ethiſchen Nebenbegriffe dieſes Wortes, die Weisheit und Autorität des Neſtor ziemlich handgreiflich angedeutet, wie mit ἀγαθός ſeine Redlichkeit und Güte. Beyde Eigenſchaften zuſammen ließen den Philoktet vermuthen, daß er dem Unrecht werde gewehrt haben.

Auch die folgenden Worte

οὗτος γὰρ τά γε
κείνων κάκ' ἐξήρυκε βουλεύων σοφά

erſcheinen hier geändert in

οὗτος γὰρ τάχα
κείνων τάδ' ἐξήρυξε βουλεύων σοφά.

Ein Motiv der Aenderung iſt nicht angegeben, außer daß der Codex Γ οὗτος γὰρ τάχα κείνων τάδ' ἐξήρυκε biete. Ref. ſieht in der That nicht

ein, was in der alten Leseart anstoßen konnte, außer vielleicht die Partikel γε, die allerdings mehr zu dem ganzen Satz und besonders zu οὗτος gehört als zu τὰ κείνων κακά. Aber der Gedanke selbst: Nestor pflegte doch sonst ihre Uebelthaten zu hindern durch seinen weisen Rath, schließt sich weit natürlicher an die vorhergehende Frage an als das neu gewonnene: Nestor hinderte vielleicht ihr Beginnen, da ja Philoktet weiß, daß es überhaupt nicht gehindert worden. Wenigstens hätte H. Hermann das Imperfekt unangetastet lassen sollen, um es als bloßen conatus, der sich in wiederholten fruchtlosen Versuchen zeigt, erklären zu können, was bey dem Aorist nicht der Fall ist.

V. 425. schwankte die Lesart zwischen: ὅσπερ ἦν μόνος und: γόνος. Hier wird beydes verworfen und μένος geschrieben. Ref. würde dieß kaum verstehen ohne die beygefügte Uebersetzung: qui ei robur erat, mit Vergleichung von Pind. Pyth. VI. 38. πρίατο θανάτοιο κομιδὰν πατρός.

Kann dieß wohl μένος, welches doch notorisch den Muth zum Grundbegriff hat, bedeuten? Ref. sieht nicht, was an γόνος auszusetzen ist. Ja, wenn Neoptolemus in Troja sich z. B. mit Diomedes ꝛc. unterhielte, dann wäre ein solcher Zusatz zu dem Namen des Antilochus überflüssig, undenkbar. Aber er spricht ja mit einem Manne, dem alle Verhältnisse des griechischen Heeres in zehnjähriger Abwesenheit fremd geworden sind oder bey seiner frühen Trennung von dem Heere fremd geblieben seyn können. Gerade das soll mit dem an sich trivialen Zusatze angedeutet werden.

V. 426. hat unstreitig Porson längst das Wahre gefunden.

οἵ μοι δύ' αὖ τώδ ἐξέδειξας οἶν ἐγώ

aus der Leseart des Schol. δύ' αὐτὼ δ' ἐξέδειξας. Herm. schreibt:

οἵ μοι δύ' ἄτα τώδ' ἔλεξας οἶν ἐγώ, woran sich der Relativsatz οἶν ὀλωλότοιν gewiß nicht gut anschließt.

V. 442. scheint zu emendiren ἐρεῖ für ἐρεῖς, mit Bezug auf das vorhergehende ἐξερήσομαι; obgleich sich selbst bey Homer schon ἐρείομεν für interrogemus findet.

V. 457. war χὠ δεινος κρατεῖ beyzubehalten, und nur genauer als von Buttmann geschehen zu erklären, nämlich durch: γλώσσῃ δεινός (Oed. Col. 806.) oder δεινὸς λέγειν ein Sophist, wie bey Thucyd. III. 37. Das ist viel individueller als δεινός.

V. 517. ὅρα σὺ μὴ νῦν μέν τις εὐχερὴς παρῇς. Dazu die Note: De praesentis et aoristi (nämlich des folg. φανῇς) conjunctivorum hoc in loco discrimine explicuit Elmst. ad Med. 310. Ref. sieht hier kein Präsens; παρῇς ist der Aorist von παριέναι, nämlich τὸ συμπλεῶσαι, τὴν ἔννουσίαν.

V. 671 die Verse:

οὐκ ἄχθομαί σ' ἰδὼν τε καὶ λαβὼν φίλον·
ὅστις γὰρ εὖ δρᾷν εὖ παθὼν ἐπίσταται,
παντὸς γένοι τ' ἂν κτήματος κρείσσων φίλος.

hatten schon in der vorigen Ausgabe Hermanns Scharfsinn beschäftigt; er konnte sich aber kein Genüge thun. Jetzt glaubt er das Wahre gefunden zu haben, indem er sie an das Ende des Auftrittes versetzt, dem Neoptolemus in den Mund legt und

οὐκ ἄχθομαί σοι δρῶν τε καὶ λαβὼν φίλα

schreibt. Das Hauptmittel der Heilung ist getroffen; es sind Worte des Neoptolemus und nicht wie die Handschriften geben, des Philoktetes; allein eine Emendation und eine Versetzung, zu welcher sich Hr. H. nach seinen kritischen Grundsätzen ohne-

hin ungern entschließt, ist hier nicht nöthig. Alsbald, nachdem Philoktet seine Waffen mit der ihm nöthig scheinenden Feyerlichkeit und Weihe seinem neuen Freund überantwortet hat, faßt Neoptolemus seinen Dank für dieses Zutrauen und diese Ehre in die Worte zusammen, „So nutzlos eine Bekanntschaft mit einem armen Verlassenen scheint, und so lästig dein Anblick und deine Nähe für manchen auch seyn mag, so reut es mich doch nicht dich gesehen und Freundschaft mit dir geschlossen zu haben; denn wer Wohlthaten mit Wohlthaten zu vergelten weiß, der ist ein großer Schatz, wenn man ihn zum Freunde gewinnt. — So geh also hinein in deine Höhle!“

Der desperate Vers 782

ἀλλὰ δίδοικ' ὦ παῖ, μή μ' ἀτελὴς εὐχή

erscheint jetzt in folgender Gestalt:

ἀλλ' οὔ τί σοι, παῖ, μὴ 'τελὴς εὐχὴ πέλῃ,

indem δίδοικα für ein Glossem erklärt wird. Der Sinn des neu gestalteten Verses ist nun der umgekehrte als nach der handschriftlichen Lesart und den bisherigen Besserungsversuchen. Philoktet soll nun hoffen, daß das Gebet um eine glückliche Fahrt in Erfüllung gehe. Paßt aber dazu das folgende στάζει γάρ?

V. 1108. scheint dem Ref. so interpungirt werden zu müssen:

οὐ φορβὰν ἔτι προσφέρων,
οὔ, πτανῶν ἀπ' ἰμῶν ὅπλων,
κραταιαῖς μετὰ χερσὶν
ἴσχων, nämlich τὰ ὅπλα.

Ein Uebelstand der neuen Ausgabe ist, daß die Brunckſche Verszählung, die in der älteren Ausgabe neben der Hermannischen stand, jetzt weggeblieben ist; wahrscheinlich ohne Schuld des Herausgebers, der noch kürzlich irgendwo den Rath gab, den Sophokles immer nach der brunckischen Verszählung zu citiren.

Die praefatio editionis secundae enthält hauptsächlich eine kritische Untersuchung über Χρύσῃ, ein Name, den in dem Stücke selbst bald nur Localität bald ein Göttliches Wesen führt; vrgl. V. 268 und 193. 1328. H. Hermann entscheidet sich dafür, daß der Ort Chryse, wo Philoktet verwundet wurde, weder mit Lemnos noch mit Nea identisch, sondern eine eigene Insel nahe bey Lemnos war, ferner daß die Nymphe Chryse nicht wie O. Müller und andere Mythologen meynen, einerley Wesen mit der Minerva, sondern eher noch mit der Diana sey.

Eine schöne Zugabe, die man hier schwerlich sucht und erwartet, ist ein pädagogischer Wink über den Mißbrauch der philologischen Kritik im Schulunterricht. Bey Hermanns großer Autorität in der philologischen Welt, und bey der Erfahrung, daß dieser Mißbrauch besonders von solchen Lehrern ausgeht, die durch die Schule jenes Meisters nur durchgelaufen oder in sie nur hineingeguckt haben, oder sie nur von Weitem anstaunen und gern dazu gehören möchten, wird nicht unnütz seyn, die ernsten und energischen Warnungsworte hier auszuzeichnen, damit sich keiner in seiner Verirrung auf Hermanns Ansehen berufen möge:

„Textum eorundem (magistrorum scholarum) causa ita constituendum duxi, ut haberent scripturam, quae legi sine offensione explicarique ita posset, ut non necesse esset discipulos in disputationes criticas implicare. Nam ex quo festinari omnia coepta sunt, prius criticam facere pueri in scholis quam cognoscere grammaticam discunt. Nimirum magistrorum ea vanitas est, eo se discipulos perduxisse jactantium, ut in tragicis Graecis sint versati, qui postquam critice (sic enim loquuntur) legerunt scriptores illos, si explores, neque hos neque eos, quorum multo planior oratio est, intelligere deprehenduntur. Ita dum Scholas in quandam academiarum speciem evehi videmus, brevi in academiis elementa docere oportebit. Si Homeri, si Xenophontis multa accurataque lectione in scholis exercerentur pueri, firmum et solidum nanciscerentur scientiae fundamentum, nec discere eos postea quae in scholis non didicerunt, eorum autem quae didicerunt multa dediscere necesse esset.“

L. Döderlein.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nr. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Dissertatio Platonica, qua tum de causa et natura mythorum Platonicorum disputatur, tum mythus de amoris ortu, sorte et indole, a Diotima in convivio narratus, explicatur etc. Scripsit Alb. Jahnius, Bernas Helvetius. Bernae ap. C. A. Jennium, filium. 1839. 8.

Herr Albert Jahn bearbeitete diese Abhandlung, welche er jetzt dem Drucke übergab, und seinen hochverehrten Gönnern, den gelehrten Züricher Professoren Joh. Kasp. Orelli und Hermann Sauppe widmete, schon vor neun Jahren. Damals bestand an der sogenannten Berner Akademie die treffliche Einrichtung, daß derjenige, welcher von dem Studium der Philosophie zu dem der Theologie überging, ein specimen studiorum philosophorum schreiben mußte. Der Verf. dieser Dissertatio, ganz begeistert von dem Studium der platonischen Philosophie, nahm sich vor, im Allgemeinen über das Wesen der platonischen Mythen zu handeln, und ins Besondere die tiefere Lehre des von der Diotima im Gastmahle erzählten Mythos zu erörtern. Seine Arbeit fiel so aus, daß man sie für druckwürdig erklärte. Allein die Staatsveränderung, welche in der Folge in seinem Vaterlande eintrat, hatte die Aufmerksamkeit derjenigen, welchen das Erziehungs- und Unterrichtswesen anvertraut war, auf wichtigere Dinge gelenkt, und so geschah es, daß der Druck unterblieb. Mittlerweile fand nun der Hr. Verf. in seiner Arbeit Vieles zu ergänzen und zu ändern; auch wurde er mit der platonischen Philosophie vertrauter und hatte sich überdieß in der lateinischen Stylistik noch mehr ausgebildet, was seiner Schrift vortrefflich zu Statten kam.

Je mehr er nun in die platonischen Mysterien eindrang und die Ansichten Anderer über den von ihm erläuterten Mythos mit der seinigen verglich, desto mehr gewann er von Tag zu Tag die Ueberzeugung, daß er den richtigen Weg in der Erklärung der Lehre von dem Mythos eingeschlagen habe. Er entschloß sich also, nach Beseitigung aller andern literarischen Arbeiten, die letzte Hand an das Werk zu legen, es sorgfältig zu überarbeiten und dem Drucke zu übergeben, in der Erwartung, daß diese Abhandlung, welche er mit besonderer Vorliebe gearbeitet, bey dem regen Eifer, mit welchem gegenwärtig das Studium der Mythen betrieben wird, bey sachkundigen Männern einer freundlichen Aufnahme sich zu erfreuen haben dürfte.

Referent glaubt den Lesern der gelehrten Anzeigen keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen eine gedrängte Uebersicht dieser gehaltvollen und gediegenen Schrift giebt. Sie zerfällt in drey Theile.

Der erste enthält S. 1 — 43 die Disputatio de causa ac natura fabularum platonicarum und beschäftigt sich in der ersten Abtheilung S. 1 — 12 mit der Enarratio locorum in Platonis libris, e quibus argumenta ducenda sunt. Der Hr. Verf. geht nämlich von der Voraussetzung aus, daß die richtige Auffassung der platonischen Mythen im Einzelnen durch eine aus Platons Schriften selbst gewonnene tiefere Einsicht in das allgemeine Wesen derselben (S. 1 — 3) bedingt sey. Demnach stellt er mit der nöthigen exegetischen Entwickelung S. 3 — 12 alle Stellen aus Platon zusammen, in welchen derselbe über die von ihm vorgebrachten Mythen auf eine das Wesen derselben erklärende Weise sich äußert.

Hierauf geht er zur zweyten Abtheilung des ersten Theils (ipsa disputatio de fabularum platonicarum causa ac natura S. 13 — 43) über, holt aus von der dualistischen Weltansicht der platonischen Philosophie, beschäftigt sich mit den von derselben statuirten höheren und niederen Functionen des Menschengeistes, beleuchtet ins Besondere das Verhältniß zwischen Vernunft, Verstand und Phantasie, die Verbindung des religiösen und wissenschaftlichen Strebens, wie es sich bey Platon zeigt, und weist sodann nach, wie die platonischen Mythen das Product der philosophirenden Vernunft sind, welche, im religiös-wissenschaftlichen Aufschwunge des Geistes von den Anschauungen des in der Sinnen-, wie in der Geisteswelt sich offenbarenden Göttlichen erfüllt, dieselben, eben vermöge ihrer Unendlichkeit in den Verstandesbegriff zu reduciren und wissenschaftlich zu erschöpfen unfähig ist und nur in der Sphäre der künstlerisch nachbildenden Phantasie einen ihnen annäherungsweise entsprechenden Ausdruck zu finden vermag (S. 13 — 31).

Nachdem der Hr. Verf. S. 31 — 34 noch eine Classification der platonischen Mythen im Allgemeinen und Besondern angestellt, die hohe Bedeutung derselben gesichert und Ansichten, welche der gehörigen Würdigung derselben, so wie der philosophischen Mythen überhaupt entgegenstehen, beseitigt hat (S. 31 — 42), bahnt er sich in dem zweyten Theile seiner Abhandlung (enarratio eorum, quae ad fabulam cognoscendam et recte aestimandam necessaria sunt S. 44 — 63) den Weg zur Auslegung des von der Diotima erzählten Mythos auch dadurch, daß er in der ersten Abtheilung (enarrantur ea, quae cum Socratis in convivio oratione, cuius caput est ipsa de Amore fabula, coniuncta sunt S. 44 — 54) das Vielgestaltige im Begriffe von dem Gotte Eros darlegt, die hieraus auch für den gebildeten Griechen in der tieferen Begründung des Begriffes von der Liebe entstandene Schwierigkeit nachweist, auf das aus der nämlichen Quelle entspringende Einseitige, Ungenügende und Haltlose in den einzelnen kurz erzählten Reden der Gäste und die hohe Bedeutung hinzeigt, welche diesen gegenüber derjenigen des Sokrates und in derselben ganz vorzüglich dem Mythos, als ihrem Kerne, um welchen sich das Dialektische als Hülle anlegt, zuzuschreiben ist.

Nachdem nun der Uebergang zur Hauptaufgabe der Abhandlung in der zweyten Abtheilung des zweyten Theils (enarrantur cum ipsius Socratis oratio, tum fabula de Amore S. 54 — 63) bewerkstelligt worden ist, beginnt der dritte Theil des Ganzen (ipsa fabulae explicatio S. 64 — 119), in dessen erster Abtheilung (describuntur personae, quae praeter Amorem in scenam producuntur S. 64 — 70) damit, daß die neben dem Eros aufgeführten mythischen Personen des Zeus, der Metis, der Aphrodite, des Poros, der Penia möglichst auf die durch dieselben repräsentirten intelligiblen Potenzen reducirt werden, wobey natürlich die Vergleichung der platonischen Theologie in ihren wichtigsten Puncten, als wesentlich Licht gebend, nicht vernachlässigt ist. Der Herr Verf. findet nun, daß Platon durch jene vier ersten mythischen Personen die gesammte intelligible Welt, ihr gegenüber die Materie durch die fünfte dargestellt habe, und zwar in der Person des Zeus, mit der Metis als seiner Gattin verbunden, den νοῦς βασιλεύς des Weltgeistes, in der Person des Poros die aus dem Weltgeiste hervorgegangene, mit seinen Ideen erfüllte Weltseele, die Idee des Guten hauptsächlich ausströmend, während Aphrodite, die später geborne, die Idee des das Gute verklärenden Schönen darstellt. Penia dagegen in ihrer absoluten Dürftigkeit zeigt die formlose, des Göttlichen völlig entblößte Materie, welche gleichsam nur vom Abfalle desselben lebt und darum als bettelnd am Götterhofe dargestellt wird. Als geschieden von der Seligkeit der intelligiblen Welt steht sie in keiner Verbindung mit dem Weltgeiste (Zeus und Metis) und mit der Idee des Schönen (Aphrodite), wohl aber in directem Gegensatze zur Idee des Guten und zu der dieselbe ausströmenden Weltseele (Poros). Mit dieser nun, als dem ihren Mangel am meisten ergänzenden Complemente, strebt sie sich in eine Verbindung zu setzen, die ihr eine bleibende, wenigstens partielle Erleichterung verschaffe, und kommt dadurch zu derselben, daß sie sich mit dem des Nektars vollen Poros begattet und

ein Kind aus ihm empfängt, den Eros: — mit andern Worten: die Materie kommt erst dadurch zu einigem Bestande, daß die Weltseele, an deren formgebender Kraft allein die Materie sich aufrichten kann, in ihrer Seligkeit selbstvergessen sich ihrer selbst entäußert und zum endlichen Geiste wird, welcher nun als Menschengeist, selbst eingepflanzt in die Endlichkeit und Armuth der Materie, derselben im angebornen Drange nach der unendlichen Fülle des Guten, aus welcher er geflossen, und eingedenk des Schönen, mit dessen Erscheinen er zum Endlichen abfiel, das göttliche Lebenselement fortwährend zuführt, und eben vermöge seines angebornen Triebes zum Göttlichen Eros heißt.

Nachdem der Hr. Verf. in der zweyten Abtheilung des dritten Theils (explicantur, quae de congressione Peniae et Pori, deque ortu Amoris fabula narrat S. 71 — 82) diese Ansichten, welche, wie er in den Scholien nachweist, zum Theil schon von den Neuplatonikern aufgestellt worden, mit Vergleichung und Benutzung des platonischen Phädros und Timäos ausgeführt und so dasjenige erschöpft hat, was der Mythos von den Aeltern und der Geburt des Eros erzählt, geht er auf dasjenige über, was über die aus der Natur des Poros und der Penia gemischte Doppelnatur des Eros, nach seinem äußeren Loose und nach seinen guten und bösen Anlagen, gesagt wird, welche Hauptpuncte er in den zwey folgenden Abtheilungen des dritten Theils, dem Gewichtigsten seiner Abhandlung, vollständig erörtert (III. Explicantur quae de Amoris indole prava deque eius conditione et sorte fabula narrat S. 82 — 94 und IV. Explicantur quae de Amoris indole bona deque eius conditione et sorte fabula narrat S. 94 — 119). Der Verf. sah nämlich bey tieferer Betrachtung des Mythos, daß, was früher allen Bestrebungen, ihn zu erklären, entgangen war und eben deßhalb sie vereitelt hatte, in demjenigen, was der Mythos dem Eros, neben der von der Penia ihm anhaftenden absoluten Dürftigkeit, als vom Poros zugekommen angiebt, nicht nur Gutes, wie es das Göttliche an und für sich mit sich bringen muß, sondern auch Schlimmes Statt findet, wie ja selbst das Beste, wenn es in die Bedrängniß der Noth und des Elends gerathen, sich verirren und aus der Art schlagen kann. Oder wird Jemand, fragt der Verf., nicht zugeben wollen, daß in den dem Eros beygelegten, als von Poros stammenden Prädicaten des stets philosophirenden einerseits und des Sophisten, des Gauklers und Giftmischers anderseits eine auffallende Divergenz ausgesprochen sey? Dem Verf., welcher hierin den eigentlichen Knoten des Mythos erkennt, löst sich dieser Widerspruch nach den oben entwickelten Ansichten über das von Eros Aeltern und Geburt Erzählte auf folgende Weise: in den dem Eros beygelegten Tugenden erkennt er die dem Menschengeiste, dem Eros, von seinem höheren Lebensquell und aus seinen natürlichen Beziehungen zum Ideenreiche zufließenden edlen Triebe, Kräfte und Bestrebungen, wie sie, rein und ungetrübt von der Noth des Endlichen und Irdischen, im Menschenleben sich vorfinden; in dem Argen und Schlimmen dagegen, was, scheinbar widerspruchsvoll, als auch von Poros herstammend, dem Eros beygelegt wird, erkennt er zwar auch die göttliche Anlage des Eros und ebendieselben göttlichen Triebe, Kräfte und Bestrebungen, aber bereits irre geworden und in die Tiefe des Scheins versunken, so wie die Seele immer mehr irreführend und hinabziehend. Demnach machte es sich der Hr. Verf. in den zwey letzten Abtheilungen zur Aufgabe, mit Beyziehung der hier Licht gebenden Partieen der platonischen Moral und Psychologie diese Doppelrichtung des Eros so auseinanderzusetzen, daß es einleuchtend wird, wie das, was Platon von den innern und äußern Zuständen des Eros hinzufügt, beyden Richtungen entspricht, und, je nachdem man es auf diese oder jene bezieht, seine wahre und tiefe Bedeutung erhält. Wesentlich Licht gab dem Hrn. Verf. bey dieser Erklärung die übrige Rede der Diotima selbst, welche, nach seiner festgegründeten Ansicht, dialektisch explicite erörtert, was der Mythos implicite darlegt, und in welcher jene Doppelrichtung des Eros geflissentlich erklärt, namentlich aber die höhere oder philosophische Richtung desselben verherrlicht wird.

Sollte Jemanden, bey nur oberflächlicher Betrachtung, das, was zur Auslegung des Mythos

überhaupt, und was insbesondere in den zwey letzten Abtheilungen dieser Abhandlung zur Erklärung der Schilderung von den äußern und innern Zuständen des Eros beygebracht worden, zu weitläufig scheinen; so möge er erwägen, was der Herr Verf. selbst, solchen Tadel erwartend, in der Vorrede S. VII. darüber äußert:

„Ipsam," sagt er, „fabulae explicationem quod attinet, in ea longiores nos fuisse, ii tantum mirabuntur, qui, libro perlecto, ne id quidem cognoverint, quid illud sibi velit, quod Diotima, a Socrate de Amoris parentibus interrogata, ipso fabulae in exordio sic locuta a Platone fingitur: μακρότερον μὲν διηγήσασθαι, ὅμως δέ σοι ἐρῶ. Nimirum doctrina, quam Plato fabula ista explicare studuit, divinior est, quam cujus argumentum humana ratione et oratione prorsus exhauriri possit: alioquin Plato eam non μυθικῶς, sed διαλεκτικῶς patefecisset, id quod ex natura de fabulis platonicis doctrina apparebit. Itaque satis habebo, si explicationis meae ambagibus id ero adsecutus, ut, quemadmodum ego, ex quo primum in interiorem hujus fabulae cognitionem veni, simul vitam humanam et intelligere melius et aestimare didici, ita ii, qui vitam humanam id est Amoris vitam paullo accuratius adspexerint, ejus ortum, sortem et indolem divinitus a Platone fabula nostra illustrari intelligant, atque illam ex hac in dies sapientius aestimare, hanc ex illa magis magisque pernoscere discant."

Noch haben wir in aller Kürze über die Scholia zu referiren; wir thun dieß mit des Verfassers Worten in der Vorrede S. VI., wo es heißt:

„Et quum philologis quoque, iis quidem, qui hodie indies magis in Platonis consuetudinem insinuare se student, dissertationem nostram commendatam voluerimus, iisdem accessorii emolumenti haud parum parasse videmur scholiis eidem adjectis et enarratione eorum, quae inde a Plutarcho ad illustrandam fabulam allata fuere. Quamquam his epimetris conscribendis omnibus lectoribus prodesse voluimus: in illis enim primum veterum scriptorum locos a nobis per totum opus recte in usum nostrum conversos ad sedes suas revocavimus; deinde librorum a nobis consultorum notitias literarias adjecimus; tum nostris congruas aliorum virorum sententias de fabulis platonicis et praecipue de fabula a nobis explicata laudavimus, interdum etiam discrepantes aut omnino reprobandas notavimus; porro Platonis locos in dissertatione laudatos, sicubi ex re esse videbatur, φιλολογικῶς illustravimus; denique Platonis sententias a nobis in medium allatas, praesertim quas ex fabula in Symposio narrata evolvimus, cum locis παραλλήλοις comparavimus partim ex ipso Platone, partim ex scriptoribus platonicis, sive illi vel ipso nomine Platonici audiunt, sive sentiendi et cogitandi ratione pro Platonicis habendi sunt, cujus quidem posterioris generis Platonicos multos ex patribus ecclesiasticis, multos ibidem ex recentioris aetatis poetis, philosophis atque theologis laudavimus, ne medii quidem aevi viris prorsus neglectis, ut scholia nostra hoc nomine instar anthologiae platonico-christianae habeant.

Uebrigens ist diese, durch neue Aufschlüsse über den platonischen Mythos, durch geistvolle Behandlung, treffliche Diction und umfassende Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnete Schrift als Vorläuferin des von ihrem Verf. schon lange beabsichtigten und vorbereiteten ausführlichen Commentars zu Platons Symposion zu betrachten.

Ref. wünscht recht sehr, daß die Gesundheit des wackeren Mannes, welche vor der Beendigung dieser Abhandlung durch eine schwere Krankheit sehr gefährdet worden, sich immer mehr befestigen möge, damit er in Stand gesetzt werde, sein Vorhaben glücklich auszuführen; denn Ref. hegt die Ueberzeugung, daß sich bey so vorzüglichen Geistesgaben, bey so vielseitigen und gründlichen Kenntnissen, und bey so rastlosem Eifer für die Wissenschaft, welche Eigenschaften er vor einigen Jahren an diesem jungen Manne zu bewundern vielfach Gelegenheit hatte, nur Gediegenes erwarten lasse.

Papier und Druck sind gefällig und machen der Verlagshandlung Ehre. Außer den am Ende angegebenen Verbesserungen sind noch folgende Druckfehler zu berichtigen: S. 49. Z. 16. lies Amoris st. Amoribus und S. 53. Z. 11. ipsis st. ipsi.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Januar.

Nr. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae. Edidit F. G. Schneidewin. Sectio I. Poetae elegiaci. Gottingae apud Vandenhoeck et Ruprecht. MDCCCXXXVIII. 8. Sectio II. et III. ib. MDCCCXXXIX. Die erste Section unter dem besondern Titel: Delectus poetarum elegiacorum Graecorum; die zweyte und dritte unter dem: Delectus poetarum iambicorum et melicorum Graecorum. Alle drey Sectionen, außer Titelblatt, Zueignung und Vorrede (XII S.) in fortlaufender Pagination 471 Seiten.

Diese Auswahl von Fragmenten elegischer, iambischer, melischer Gedichte alter Griechen hat Hr. Schneidewin laut Vorrede zur ersten Section denjenigen zu Gefallen herausgegeben, welche wissen, wie wichtig und nothwendig es ist, von den Dichtern, welche die weite Kluft zwischen Homeros und Hesiodos auf der einen und Aeschylos und Pindaros auf der andern Seite ausfüllen, da leider ihre Werke selbst durch Unbild der Zeiten für uns größten Theils verloren gegangen, wenigstens die noch erhaltenen Bruchstücke möglichst genau zu erforschen, damit man die Verdienste der spätern Dichter richtig schätzen lerne und erkennen möge, wie die Dichtung stufenweise zur Vortrefflichkeit eines Aeschylos und Pindaros empor gestiegen sey. Zwar hätten schon Andere ähnliche Sammlungen veranstaltet; allein die ältern Werke eines Mich. Neander, H. Stephanus, Fulv. Ursinus, Rich. Brunck u. a. seyen veraltet und aus dem Buchhandel verschwunden, die neuern Werke dieser Art, als Gaisford's Poetae minores, Mehlhorn's Anthologia lyrica u. a. genügten den Wünschen der Gelehrten nicht, natürlich, weil erst die Fragmente der einzelnen Dichter durch die Bemühungen Vieler einzeln haben gesammelt und bearbeitet werden müssen, bevor es Einer habe unternehmen können, eine brauchbare Auswahl aus allen in ein Buch zusammen zu stellen. Und selbst jetzt, nachdem jenes geschehen sey, habe die Lectüre jener Fragmente noch nicht allgemein in die Hörsäle der Akademien und in die Gymnasien eindringen können, weil die vorhandenen Einzelausgaben einzelner Dichter für solchen Gebrauch nicht angemessen bearbeitet, jedenfalls zu viele und zu kostspielig seyen, als daß Viele selbe sich anschaffen und davon Gebrauch machen könnten. „Institui igitur (fährt Hr. Schn. S. IX. ff. fort) hunc delectum sat, opinor, illum vendibilem, ita ut singulae poesis Graecae genera dispescerem, Elegiam, Iambos, Melica carmina, et hanc mihi scriberem legem, ut nisi qua aliud suaderent . . . . . singuli poetae eo quo vixissent ordine sese exciperent. Singulis praefixi, quo reliquiarum ipsarum explicationi viam munirem, Suidae aliorumve Grammaticorum narrationes: raro, ut in Theognide, ad uberius disserendum provectus sum. Locos poetarum selegi eos, qui mihi in aliquam tandem partem viderentur memorabiles esse et utilitatis delectationisque aliquid habituri etc. Artis criticae instrumenta addidi haec. Ubique indicavi controversae lectionis fontes fontiumque diversitatem . . . . Ex horreis criticorum repetii siquid vel nunc dignum esset cognitu et quod ad instaurandam dubiorum locorum integritatem conducibile foret. Conjecturas ab emendationibus distinxi ita, ut illas in imo margine signarem, his in ipsa verborum continuatione locum concederem, vel quod exemptae dubitatione

viderentur vel quia ad id quod verum est ducere . . . . . Commentarios nec potui conscribere et nolui. Et discentibus et doctis ibi conatus sum succurrere, ubi verborum et rerum intellectus tardari posse videretur objectu difficultatum: a rebus quotidianis et pervagis inculcandis abhorrui. Illud curae fuit, ut quid ex antiquioribus poetis fluxisset, quid a posterioribus poetis et Romanis in imitationem tractum curiosius indicarem . . . . Denique non vulgare justae explicationis praesidium in eo positum judicavi, ut quem ad finem singuli scriptores singula fragmenta excitassent, adscribendis ipsorum verbis vel praemissis vel postpositis clareret.“

Dieß ungefähr iſt es, was uns Hr. Schn. in der Vorrede zu ſeinem Werke über Zweck desſelben, Anlage, Behandlungsweiſe u. ſ. w. mittheilt. Das Werk dann ſelbſt umfaßt, in der angegebenen Weiſe bearbeitet:

I. in der erſten Section (pag. 1 — 168) Elegieen (oder Bruchſtücke von Elegieen) von XIX Dichtern: Callinus Ephesius, Tyrtaeus Aphidn., Mimnermus Colophon., Solon Athen. etc.; darunter insbeſondere von Theognis Megar. alles, was unter ſeinem Namen auf uns gekommen iſt, und dieß nicht in einer neuern (z. B. in der von Hr. F. G. Welcker vorgeſchlagenen), ſondern, was wir unſers Theils nicht anders als billigen können, in der alten, urkundlich hergebrachten Ordnung;

II. in der zweyten Section (pag. 169 — 234) Jamben von X Dichtern, als: Archilochus Parius, Simonides Amorgin., Hipponax Ephes., Ananius etc.; endlich

III. in der dritten Section (pag. 235 — 467) Stücke von XXVI. meliſchen Dichtern: Terpander Antiss., Alcman Mesoat., Arion Methymn., Bias Prien., Pittacus Mitylen. etc. und zuletzt noch Num. XXVII: „Scolia et cantilenae populares“ von Callistratos und Hybrias und von unbekannten Verfaſſern.

Ohne nun mit dem Herausgeber dieſer Fragmentenſammlung darüber rechten zu wollen, ob er uns mehr oder weniger theils von den alten Bruchſtücken ſelbſt, theils von Textvarianten, eigenen und fremden Bemerkungen, Conjecturen u. ſ. w. hätte mittheilen ſollen, als er wirklich gethan hat, nehmen wir vielmehr ſeine Gabe wie ſie iſt als eine willkommene mit Dank an und wollen hiemit bloß aus jeder der drey Abtheilungen ſeiner Sammlung einige Fragmente oder auch nur ſchwierige Stellen von Fragmenten nach Anlaß ſeiner Bemerkungen dazu einer nochmaligen nähern Betrachtung unterwerfen, um eines Theils dem Verfaſſer zu zeigen, welche Theilnahme und Aufmerkſamkeit wir ſeiner Arbeit gewidmet haben, und um andern Theils auch ſelbſt, wenn's gelingt, zur Textberichtigung und Erklärung dieſer köſtlichen Ueberbleibſel altgriechiſcher Poeſie ſoweit es uns hier vergönnt iſt einigen Beytrag zu liefern.

Wir wählen zu dieſem Behufe

I. aus der erſten Section „Poetae elegiaci“ zunächſt einige Stellen aus Mimnermos:

S. 12 gibt Hr. Schn. Fragm. 1. (aus Stob. Floril. LXIII., 16.) wie folgt:

Τίς δὲ βίος, τί δὲ τερπνὸν ἄτερ χρυσέης Ἀφροδίτης;
Τεθναίην, ὅτε μοι μηκέτι ταῦτα μέλοι,
κρυπταδίη φιλότης καὶ μείλιχα δῶρα καὶ εὐνή.
*ἄνθεα * ἥβης γίγνεται ἁρπαλέα*
ἀνδράσιν ἠδὲ γυναιξίν· ἐπὶ δ' ὀδυνηρὸν ἔπειθ'
γῆρας, ὅ τ' αἰσχρὸν ὁμῶς καὶ κακὸν ἄνδρα τιθεῖ,
αἰεὶ μὲν φρένας ἀμφὶ κακαὶ τείρουσι μέριμναι κ. τ. λ.

Zu V. 4. wird angemerkt: „ἄνθεα εἰ ἥβης edd. vett.; εἰ ἥβης ἄνθεα *A*; τῆς ἥβης Grotius; ἄνθε 'ἃ τῆλ' ἥβης Franck. Callin. 180. An εὐανθὴς ἥβη γ. ἁρπαλέα vel ἁρπαλέη? Pind. Isthm. VI, 34. εὐανθὲ 'Αλικίαν.“ Zu

V. 6.: „ὁμῶς καὶ καλόν vulgo; ὁμῶς κ. κακόν Herm. v. fr. 5. 3. 7.; ὅμως καὶ καλόν Doederlein. in Soph. O. C. 662." Mit allem dem iſt das Fragment in der erſten Hälfte noch nicht hergeſtellt, in der andern, wie uns ſcheint, mehr entſtellt als in der Vulgata. Wir denken bey ταῦτα (V. 2.) an Dinge, welche im Vorhergehenden vom Dichter angegeben oder angedeutet worden waren (z. B. τὰ χρυσίης Ἀφροδίτης); faſſen dann „κρυπταδίη φιλότης u. ſ. w. bis γυναιξίν" in einen Satz zuſammen, natürlich nach einer dazu und zum Folgenden paſſenden Berichtigung des anerkannt verdorbenen ἀνθεσα εἰ (V. 4.), und rathen, über V. 6. mit Hr. Döderlein einverſtanden, das Fragment etwa ſo zu ſchreiben:

Τίς δὲ βίος, τί δὲ τερπνὸν ἄτερ χρυσίης Ἀφροδίτης;
τεθναίην, ὅτε μοι μηκέτι ταῦτα μέλοι.
κρυπταδίη φιλότης καὶ μείλιχα δῶρα καὶ εὐνὴ
ἀνθεύσης ἥβης γίγνεται ἁρπαλίη
ἀνδράσιν ἠδὲ γυναιξίν· ἐπεὶ δ' ὀδυνηρὸν ἐπέλθῃ
γῆρας, ὅ τ' αἰσχρὸν ὅμως καὶ καλὸν ἄνδρα τιθεῖ,
αἰεὶ μὲν φρένας ἀμφὶ κακαὶ τείρουσι μέριμναι,
οὐδ' ἀυγὰς προσορῶν τέρπεται ἠελίου·
ἀλλ' ἐχθρὸς μὲν παισὶν, ἀτίμαστος δὲ γυναιξίν·
οὕτως ἀργαλέον γῆρας ἔθηκε θεός.

S. 13. leſen wir Fragm. 2. (aus Stob. Florileg. XCVIII., 13) bey Hr. Schn. in folgender Art:

Ἡμεῖς δ' οἷά τε φύλλα φύει πολυανθέος ὥρη
ἔαρος, ὅτ' ἄψ αὐγῇς αὔξεται ἠελίου,
τοῖς ἴκελοι, κ. τ. λ. mit den Anmerkungen unter dem Texte: „Vers. 1. Homeri Il. Z., 146 sqq. Simonid. Eleg. fr. LX. πολυανθέος A. vulgo πολυάνθεμος. (Vers.) 2. αἶψ' libri: ἄψ Brunckius. Ibidem αὐγὴ libri: correxi." So kurz iſt unſers Erachtens mit ſolchen Dingen nicht abzukommen. Wir wollen nichts ſagen von ἔαρος, welches zweyſylbig als ein Trochäus geſprochen werden mußte; wollen nicht fragen, was das heißen ſoll, ὅτε (πολυανθέος ὥρη ἔαρος) ἄψ αὔξεται αὐγῆς ἠελίου: aber darnach müſſen wir fragen, wie die angeführte Stelle Homer's mit der des Mimnermos ſoll gleichgeſetzt werden können. Homer ſpricht davon, daß die Geſchlechter der Menſchen gleich den Blättern des Waldes, die, im Herbſte vom Winde abgeſchüttelt, im Frühjahre wieder jung nachſproſſen, eines vergehe, ein anderes nachwachſe; Mimnermos dagegen ſpricht von der leider nur ſpannenlangen Dauer unſerer Jugendzeit, verglichen mit Laub und Blüthen, welche im Frühlinge freudig ſproſſen, aber ſogleich wieder unter den Strahlen der Sonne verdorren: alſo beyde nicht von einer und derſelben, ſondern jeder von einer andern Sache. Wir meinen daher das in Rede ſtehende Fragment Mimnermiſcher Elegie von vorn herein mit möglich genauer Anſchließung an die Vulg. ſo ſchreiben zu müſſen:

Ἡμεῖς δ', οἷά τε φύλλα φύει πολυανθέος ὥρη
ἔαρος, αἶψ' αὐγῇ ἐαύεται ἠελίου,
τοῖς ἴκελοι πήχυιον ἐπὶ χρόνον ἄνθεσιν ἥβης
τερπόμεθα κ. τ. λ.

Wegen des in neutralem Sinne gebrauchten φύει (wachſen, ſproſſen) berufen wir uns allenfalls auf oben citirte Stelle Homer's V. 149: ὥς ἀνδρῶν γενεὴ ἣμὲν φύει, ἠδ' ἀπολήγει; unſer ἐαύεται (ἐξαύεται) wurde, da ἔαύεται, wie man es las, verdorben ſchien, durch Verſetzung des ἔ hinter αυ in beſter Meinung in αὔξεται umgewandelt und damit die ganze Stelle verdorben.

Wir gehen von Mimnermos zu Solon fort, um von den Ueberbleibſeln auch ſeiner Elegien einige Stellen zu behandeln.

S. 21. giebt Hr. Schn. als Fragm. 7. die Verse: *Ἐκ νεφέλης πέλεται χιόνος μίνος κ. τ. λ.* mit Auslassung des nur von Plutarch allein in diesem Zusammenhang angeführten Distichon *ἐξ ἀνέμων δὲ θάλασσα ταράσσεται κ. τ. λ.* Das dritte der von ihm nach Diodor. Sic. zusammengestellten Disticha giebt er im Texte, wie folgt:

λίην δ' ἐξάραντ' οὐ ῥᾴδιόν ἐστι κατασχεῖν
*ὕστερον, ἀλλ' ἤδη χρὴ * πάντα νοεῖν.*

und dazu die Anmerkung: „Haec Diodoro debemus Vaticano: Codex *λείης δ' ἐξέραντα ῥαΐδιόν ἐστι κατασχεῖν*;" dann nach Anführung der Vorschläge von Dindorf, Passow, Pflugk (welcher letztere allein drey derselben zur Wahl giebt) wird fortgefahren: „Suscepi meam emendationem, de qua exposui Exx. Critt. p. 43, nisi quod ibi *ἐξαρθέντ'* audacius conjectavi. Scripsi *ἐξάραντ'*, h. e.: ubi autem nimis se extulerit, non facile est deprimere postea, sed jam omnia circumspectare decet. Cfr. Plut. Solon. XXX. etc." Endlich wird zum letzten Verse noch besonders bemerkt; „*χρὴ τάδε πάντα νοεῖν* Passovius: *χρὴ περὶ πάντα νοεῖν* Dindorfius. Est qui malit *χρὴ ἕνα πάντα νοεῖν*."

Daran glauben wir zuvörderst, um vom Letzten zuerst zu sprechen, tadeln zu müssen, daß uns Hr. Schn. nicht sagt, was er an der Stelle seines * in den Text gesetzt wissen wolle, ob Passow's *τάδε*, Dindorf's *περὶ*, oder seines Anonymus *ἕνα*, oder, wenn ihm vielleicht wie uns keines von den dreyen gefällt, was für ein Viertes? denn so wie er liegt, kann der Vers einmal nicht bestehen. Zweytens können wir mit der Verwandlung des handschriftlichen *λείης* (im ersten Verse) in *λίην* durchaus nicht einverstanden seyn, weil es uns so bedeutsam vorkömmt, daß wir Entfernung desselben ohne dringend nöthigende Gründe für unverantwortlich halten. Endlich, alles andere zugegeben, scheint uns der zweyte Vers zum ersten nach der Art, wie Hr. Schn. sie dem Sinne nach gefaßt hat, wenig oder gar nicht zu passen. Referenten hat eben der Begriff der Beute (*λείης*) auf den Gedanken geführt, Solon habe, den Pisistratos bey seinem Streben nach der Herrschaft (*τυραννίς*) mit einem Räuber (*λῃστής*) vergleichend, in unsern 2 Versen sagen wollen: „Wenn einer die Beute einmal in Besitz genommen hat, ist es nicht leicht ihn hintennach daraus zu vertreiben, sondern man muß ihn schon wenn er heran rückt (um sich die Beute zuzueignen) wohl beobachten;" und in diesem Sinne glaubt er, ohne Zweifel im Einklange mit Diodoros Worten: „*λέγεται Σόλων καὶ προειπεῖν τοῖς Ἀθηναίοις τὴν ἐσομένην τυραννίδα δι' ἐλεγείων· Ἐκ νεφέλης πέλεται κτλ.*" und dazu mit nicht gewaltsamern Aenderungen des handschriftlichen Textes, als die der oben genannten Gelehrten sind, beyde Verse so schreiben zu müssen:

λείης ἐξαιρεῖν οὐ ῥᾴδιόν ἐστι κατασχόν -
σ' ὕστερον, ἀλλ' ἤδη χρὴ ἐπιόντα νοεῖν.

Im 11. Fragm. „*Μνημοσύνης καὶ Ζηνὸς Ὀλυμπίου πτλ.*" (S. 24 ff.) schreibt Hr. Schn. Vers 9 ff. so:

πλοῦτοι δ' ὃν μὲν δῶσι θεοί, παραγίγνεται ἀνδρὶ
ἐμπέδως ἐκ πυθμένος ἐς κορυφήν·
ὃν δ' ἄνδρες τιμῶσιν, ὑφ' ὕβριος οὐ κατὰ κόσμον
ἔρχεται, ἀλλ' ἀδίκοις ἔργμασι πειθόμενος
οὐκ ἐθέλων ἕπεται κτλ.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nr. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae. Edidit F. G. Schneidewin.

(Fortsetzung.)

Dabey würde Ref. das von einigen Codd. dargebotene πλοῦτος (statt πλοῦτον im ersten der angeführten Verse) nicht verschmähen; dann, da zu dem Reichthume, welchen die Götter schenken, der, welchen die Menschen schätzen (ὃν ἄνδρες τιμῶσιν) den Gegensatz nicht bildet, welchen der Zusammenhang fordert, und da in den Gegensätzen „ὑφ' ὕβριος οὐ κατὰ κόσμον ἔρχεται (πλοῦτος)" und „ἀλλ' ἀδίκοις ἔργμασι πειθόμενος . . . ἵπεται" die Worte οὐ κατὰ κόσμον und ἀλλ' ἀδίκ. ἔργμασι πειθόμενος einander gegenüber stehen, ὑφ' ὑβριος aber beym erstern als überflüssig ja störend erscheint: so würde Ref. die Verse mit geänderter Interpunction und mit Correction des gewiß falschen τιμῶσι etwa so zu lesen anrathen:

πλοῦτος δ', ὃν μὲν δῶσι θεοὶ, παραγίγνεται ἀνδρὶ
ἔμπεδος ἐκ πυθμένος εἰς κορυφήν·
ὃν δ' ἄνδρες τίν' ἀμῶσιν ὑφ' ὕβριος, οὐ κατὰ κόσμον
ἔρχεται, ἀλλ' ἀδίκοις ἔργμασι πειθόμενος
οὐκ ἐθέλων ἵπεται κτλ.

Die Worte ὃν δ' ἄνδρες τίν' ἀμῶσιν etc. würden nach des Ref. Meynung so viel seyn als: ὃν τινα δ' ἂν ἄνδρες ἀμῶσιν ὑφ' ὕβριος; der Sinn der ganzen Stelle und jedes einzelnen Satzes schiene vollkommen in Ordnung zu seyn; auch wäre leicht zu begreifen, wie τιν' ἀμῶσιν in τιμαμῶσιν verschrieben und dann durch vermeintliche Correction in τιμῶσιν umgeändert worden seyn möchte.

Genug hiemit von Solon, damit wir bey dem viel reichern Nachlasse Theognis etwas länger verweilen können.

Die zwey Theognid. Disticha V. 337 — 40 giebt der Herausgeber nach der Vulgata:

Ζεύς μοι τῶν τε φίλων δοίη τίσιν, οἵ με φιλεῦσιν,
τῶν τ' ἐχθρῶν μείζον Κύρνε δυνησόμενον·
χούτως ἂν δοκέοιμι μετ' ἀνθρώπων θεὸς εἶναι,
εἴ μ' ἀποτισάμενον μοῖρα κίχῃ θανάτου.

In der Anmerkung zu den zwey ersten Versen wird gesagt: „Θείη (st. δοίη) Jacobsius suspicatur; Schaeferus δυνησομένῳ, Boissonadius δυνησομένων, Geelius Κύρν' ὀδυνησομένων inimicorum vindictam, qui magis dolebunt. Sana vero vulgata: Jupiter faxit, ut plus possim inimicis. Structura similis Platon. Symp. 188. D. οὗτος πᾶσαν ἡμῖν εὐδαιμονίαν παρασκευάζει καὶ ἀλλήλοις δυναμένους ὁμιλεῖν;" zum dritten Verse: „μετ' ἀνθρώποις Brunckius." Vom zweyten Distichon nehmen wir Umgang; rücksichtlich des ersten aber behaupten wir, daß, wenn die angeführten Vorschläge von Jakobs u. s. w. nicht gründlich helfen, der Erklärungsversuch Hr. Schn. vollends als gänzlich verunglückt anzusehen sey. Denn die Stelle aus Platon hat nicht mehr besonderes als tausend andere, worin zur Vollständigkeit eines zweyten

Satzes ein oder etliche Worte aus einem erstern Satze in Gedanken ergänzt werden müssen, wie hier nach dem ersten Satze οὗτος πᾶσαν ἡμὶν εὐδαιμονίαν παρασκευάζει der zweyte so gedacht werden muß: καὶ (παρασκευάζει ἡμᾶς) ἀλλήλοις δυναμένους ὁμιλεῖν; anders gestellt etwa so: οὗτος πᾶσαν ἡμὶν εὐδαιμονίαν καὶ (ἡμᾶς) ἀλλήλοις δυναμένους ὁμιλεῖν παρασκευάζει. Will Hr. Schn. darnach in den Theognid. Versen die Construction etwa so denken: Ζεύς μοι τῶν τε φίλων δοίη τίσιν . . ., τῶν τ' ἐχθρῶν (δοίη με) μεῖζον δυνησόμενον? Würde er darin irgend einen Sinn griechisch ausgedrückt finden? Nach unsrer Meynung zeigt, um kurz zu seyn, schon die Wortstellung in den Sätzen unsers Dichters (wohl verschieden von der bey Platon), daß „Ζεύς μοι δοίη τίσιν als gemeinschaftlich geltend für τῶν τε φίλων und für τῶν τ' ἐχθρῶν zu fassen sey, und daß folglich im Pentameter ein den Begriff ἐχθρῶν durch Umschreibung erklärender Satz (z. B. οἵ με μισοῦσιν od. d. gl.) ursprünglich müsse gestanden haben, wie im Hexameter zu φίλων der Relativsatz οἵ με φιλεῦσιν; daß somit die Stelle ungefähr so zu schreiben seyn möchte:

Ζεύς μοι τῶν τε φίλων δοίη τίσιν, οἵ με φιλεῦσιν,
τῶν τ' ἐχθρῶν, μισεῖν, Κύρνε, με μηδομένων (μησαμένων).

i. e. τῶν τ' ἐχθρῶν, οἵ με μισεῖν μήδονται (ἐμήσαντο).

Die 4 Disticha, V. 761 — 68, welche Hr. Sch. (S. 94.) nach der vulgaten Ordnung aufführt, sind unsers Bedünkens nur dadurch verständlich zu machen, daß man das zweyte Distichon an's Ende versetzt, im Ganzen etwas anders interpungirt und ὥδ' εἶναι (V. 765. vulg.) angemessen corrigirt; etwa wie folgt:

Φόρμιγξ αὐ φθέγγοιθ' ἱερὸν μέλος ἠδὲ καὶ αὐλός.
ἡμεῖς δὲ, σπονδὰς θεοῖσιν ἀρεσσάμενοι
ὥδ' εἰᾶν *) καὶ ἄμεινον ἐὔφρονα θυμὸν ἔχοντας
νόσφι μεριμνάων εὐφροσύνως διάγειν
τερπομένους, τηλοῦ δὲ κακὰς ἀπὸ κῆρας ἀμῦναι
γῆράς τ' οὐλόμενον καὶ θανάτοιο τέλος,
πίνωμεν χαίροντα μετ' ἀλλήλοισι λέγοντες,
μηδὲν τὸν Μήδων δειδιότες πόλεμον.

*) Oder: ὧδέ τ' ἰᾶν καὶ ἀμ.?

Zusammen gehören dem Sinn nach allerdings die Worte ἡμεῖς δὲ πίνωμεν χαίροντα μ. ἀλλ. λέγοντες κ. τ. λ., und eben der Umstand, daß sie vom Dichter durch Einschaltung 2 anderer Disticha aus einander gehalten worden sind, gab wohl Veranlassung, daß das mit πίνωμεν beginnende Distichon von der 4ten Stelle herauf geholt und an die 2te versetzt ward. Dadurch ward aber in das Uebrige Unterbrechung und Störung gebracht; denn andern Theils gehören als eingeschaltet zwischen ἡμεῖς δὲ und πίνωμεν κ. τ. λ. die Worte in einen ununterbrochenen Zusammenhang: σπονδὰς θεοῖσιν ἀρεσσάμενοι ὥδ' εἰᾶν καὶ ἄμεινον . . . (ἡμᾶς) διάγειν τερπομένους, τηλοῦ δὲ κακὰς ἀπὸ κῆρας ἀμῦναι γῆράς τε οὐλ. καὶ θαν. τέλος. Das Ganze deutsch nachgeahmt: „Wir aber, nach Libation und Gebet zu den Göttern, daß sie uns so (wie wir leben) und noch besser, frey von Sorgen in heiterer Fröhlichkeit dahin leben lassen und böse Verhängnisse und Alter und Tod fern von uns abwehren mögen, wollen trinken Anmuthiges mit einander plaudernd, ohne Furcht wegen des Mederkriegs.“

S. 97. f. (V. 825 — 30) lesen wir bey Schn.

πῶς ὑμὶν τέτληκεν ὑπ' αὐλητῆρος ἀείδειν
θυμός; γῆς δ' οὖρος φαίνεται ἐξ ἀγορῆς,
ἤτε τρέφει καρποῖσιν ἐν εἰλαπίναις φορέοντας
ἔανθῆσίν τε κόμαις πορφυρέους στεφάνους
ἀλλ' ἄγε δή κ. τ. λ.

In der Note dazu wird angeführt Camerarius' Urtheil und sein Vorschlag ἔανθῆσίν γε κ., dann

fortgefahren; „Vulgatum qui tutabitur καρπούς interpretabitur carpos, ut et in manibus et in capillis coronas gestaverint combibones. Vereor equidem ne τρέφει postulet fruges intelligi. At tum aut ξανθῇσιν κεφαλαῖς aut, quod probo, ξανθαῖς ἀμφὶ κόμαις restituendum.“ Von dem allen verstehen wir, wie wahrscheinlich auch Andere, wenig oder nichts. Wir, um nur unsere Meynung kurz zu sagen, denken uns die Sache so. Die Bürger einer Stadt (Megara oder ....?) waren guter Dinge bey Schmaus und Trinkgelagen, obgleich ihnen ein anmuthiges Stück Landes, der Stadt ganz nahe gelegen, und woher sie die schönen Kränze bezogen, womit sie sich bey ihren Gelagen schmückten, durch Feinde verheert wurde (oder war entrissen worden). Ueber diesen Leichtsinn zürnend ruft ihnen der Dichter zu:

Πῶς ὑμὶν τέτληκεν ὑπ' αὐλητῆρος ἀείδειν
θυμός; γῆς δ' οὖρος φαίνεται ἐξ ἀγορῆς,
ἢ τρίφει οὓς καρποῖσιν ἐν εἰλαπίνῃσι φορεῖτε
ξανθῇσίν τε κόμαις πορφυρέους στεφάνους.
ἀλλ' ἄγε δή, Σκύθα, κεῖρε κόμην, ἀπόπαυε δὲ κῶμον,
πίνθει δ' εὐώδη χῶρον ἀπολλύμενον.

Daß wir das zweyte Distichon so gefaßt wissen wollen: ἢ (γῆ) τρίφει (τοὺς) πορφυρέους στεφάνους, οὓς ἐν εἰλαπίναις καρποὶς τε καὶ κόμαις φορεῖτε, dürfen wir wohl kaum erwähnen.

S. 106 — 7 lesen wir (V. 997 1002) folgende 3 Disticha:

Τῆμος δ' ἠέλιος μὲν ἐν αἰθέρι μώνυχας ἵππους
ἄρτι παραγγέλλοι μέσσατον ἦμαρ ἔχων,
δείπνου δὴ λήγοιμεν, ὅσον τινὰ θυμὸς ἀνώγοι
παντοίων ἀγαθῶν γαστρὶ χαριζόμενοι·
χέρνιβα δ' αἶψα θύραζε φέροι, στεφανώματα δ'εἴσω
εὐειδὴς ῥαδιναῖς χερσὶ Λάκαινα κόρη.

In den Anmerkungen dazu finden wir vorangestellt die Aeußerung: „Welckero Theognis δείπνου δὴ μνησαίμεθα scripsisse videtur et in seqq. monuisse, prandio finito laborem denuo capessendum vel aliud quidquid agendum. Quod ab homine aliquo festivo in contrarium versum esse substituto λήγοιμεν et adjuncto in hanc sententiam disticho ex carmine convivali;“ im Uebrigen τῆμος = ἦμος erklärt, die Varianten παραγγέλλοι und — γέλλει, ὅσου und ὅπου, ἀνώγοι und ἀνώγει, und endlich zu V. 999 den Vorschlag eines Unbekannten δείπνου δὴτ' ἀλέγοιμεν und den von Brunck δείπνου δὴ μνησαίμεθ', ὅσον τινὰ θυμὸς ἀνώγοι angeführt. — Damit hat nun zwar der Hr. Herausgeber nicht bestimmt und ausdrücklich erklärt, was er von dem Gedichtchen halte; doch müssen wir nach seinem Text und der ersten Anmerkung dazu annehmen, daß er mit Hrn. Welckers Ansicht einverstanden sey. Aber dießfalls giebt er uns ja unter Theognis Namen ein Gedicht, das nur zur Hälfte von diesem stammt, indeß die andere Hälfte von einem Spaßmacher wäre eingepfuscht worden. Gab es denn kein Mittel, Sinn und Zusammenhang in die drey Districha zu bringen, ohne zu einer so bodenlosen Hypothese, wie die Welcker'sche ist, seine Zuflucht zu nehmen, einer Hypothese, die, selbst wenn man sie einräumt, nichts Kluges und Gereimtes zu Stande zu bringen ausreicht? Ref. wenigstens kann nicht einsehen, wie der angenommene Witzling mit obigen 6 Versen etwas Verständliches und in sich selbst Abgerundetes vorgebracht zu haben hätte meynen können. Wir unsers Theils halten fest daran, daß die 3 Districha von Theognis stammen und in ihrer ursprünglichen Fassung guten Sinn gehabt haben. Und indem wir finden, daß das erste Distichon den Sinn gibt: „eben kündigt die Sonne Mittag an,“ das letzte aber den: „Weg mit dem Waschwasser; die Kränze herbey!“ so schließen wir daraus mit allem Rechte, wie es scheint, daß das mittlere Distichon die Aufforderung an die Freunde enthalten habe: „so laßt uns denn Mahlzeit halten und uns dabey nach Herzenslust gütlich thun!“ Und wenn wir nun mit wenig Abweichung von der Vulgata unsre 3 Districha so schreiben:

Τῆμόσδ' ἠέλιος μὲν ἐν αἰθέρι μώνυχας ἵππους,
ἄρτι παρραγγέλλει μέσσατον ἦμαρ, ἔχων.
δείπνου δὴ τ' ἀλέγωμεν, ὅσον τινὰ θυμὸς ἀνώγει
παντοίων ἀγαθῶν γαστρὶ χαριζόμενοι.
χέρνιβα δ' αἶψα θύραζε φέροι στεφανώματα δ' ἴσω
εὐειδὴς ῥαδιναῖς χερσὶ λάκαινα κόρη.

so glauben wir damit ein ganz artiges, in sich abgerundetes Gedichtlein hergestellt und wenigstens einen nicht verachtungswerthen Versuch zu wahrscheinlicher Wiederherstellung des Theognideischen Gedichtes gemacht zu haben.

S. 109. schreibt Schn. die Verse 1047 f., ohne Anmerkung dazu, nach hergebrachter Weise so:

Νῦν μὲν πίνοντες τερπώμεθα, καλὰ λέγοντες·
ἄσσα δ' ἔπειτ' ἔσται κτλ.

Dabey kann sich Ref. nicht beruhigen. Denn wenn gleich allenfalls richtig gesagt werden könnte, *νῦν μὲν πίνωμεν καλὰ λέγοντες*, so folgt daraus nicht, daß auch *νῦν μὲν (πίνοντες καλὰ λέγοντες) τερπώμεθα* in dem Sinne: „jetzt wollen wir mit Trinken unter schönen Gesprächen uns ergötzen" richtig gesagt wäre. Soll aber *καλὰ λέγοντες* in gleichem Verhältnisse zu *τερπώμεθα* stehen wie *πίνοντες* (*τερπώμεθα πίνοντες, τερπώμεθα καλὰ λέγοντες*), so müßte geschrieben werden: *νῦν μ. πίνοντες τερπώμεθα καὶ καλὰ λέγοντες.* Dazu kömmt, daß *καλὰ λέγοντες* so nackt wie es steht keineswegs eben so viel gelten kann wie etwa das oben (Theogn. V. 763.) vorgekommene *χαρίεντα μετ' ἀλλήλοισι λέγοντες.* Dieser Gründe wegen glauben wir, daß Theognis geschrieben habe:

Νῦν μὲν πίνοντες τερπώμεθα καὶ λαλαγεῦντες·
ἄσσα δ' ἔπειτ' ἔσται, ταῦτα θεοῖσι μέλει.

I. e. „Jetzo ergötzen wir uns mit Trinken und Plaudern; was weiter kommen wird, dafür sorgen die Götter." Der Uebergang unsers *καὶ λαλαγεῦντες* in *καὶ λαλαγεῦντες*, dann *καλὰ λέγοντες* fällt als wohl begreiflich von selbst auf.

S. 155. spricht Theognis in V. 1171 — 76 von *γνώμη*, als vortrefflichstem Geschenke der Götter; die letzte Hälfte des Gedichtchens lautet bey unserm Herausgeber:

— — — ἢ πολὺ κρείσσων
ὕβριος οὐλομένης λευγαλέου τε κόρου
ἔστι. κακὸν δὲ βροτοῖσι κόρος, τῶν οὔτι κάκιον·
Πᾶσα γὰρ ἐκ τούτων Κύρνε πέλει κακότης.

In der Anmerkung zum letzten Verse wird erwähnt, daß Camerar. für *τούτων* vorgeschlagen habe *τούτου*; dann beygefügt: „totum distichum Geelius sibi persuadere nequit esse a Theognide." Die Sache scheint also Schwierigkeiten zu haben; wie meynt sie Hr. Schn. heben zu können? Warum entscheidet er nicht zwischen *τούτων* und *τούτου*, oder giebt nicht wenigstens kurz einen entscheidenden Grund an für das in seinem Texte stehende *τούτων* (was wohl auch für das vorhergehende *τῶν* nöthig seyn dürfte)? Wozu die Anführung der Geel'schen Verdächtigung des ganzen Distichon ohne ein Wörtchen Apologie für dasselbe? Wir unsers Theils halten den vorletzten Vers für verdorben, und glauben, daß, so lang er bestehen bleibt wie er ist, das Ganze entstellt und nicht zu erklären und in seinen einzelnen Theilen nicht zu rechtfertigen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

Nr. 1. S. 15. Z. 21 v. u. ist statt „uns" zu lesen „nur." — S. 15. Z. 2. v. u. ist zu lesen: „aus diesen, den in der Mitte stehenden,". — S. 16. Z. 15 v. o. ist zu lesen: „de continente et contento." — Nr. 2. S. 24 Z. 4 v. o. ist zu lesen: „über die bisher nicht herausgegebenen Schriften." — S. 24 Z. 9 v. o. ist st. „Schreiben von Gabriel Wagner" zu lesen: „Schreiben an Gabriel Wagner."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nr. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae. Edidit F. G. Schneidewin.

(Fortsetzung.)

Das Ganze und alles Einzelne würde dagegen in völliger Ordnung seyn, wenn Theognis ungefähr so geschrieben hätte:

Γνώμην, Κύρνε, θεοὶ θνητοῖσι διδοῦσιν ἀρίστην·
ἀνθρώπου γνώμη πείρατα παντὸς ἔχει.
ὦ μάκαρ, ὅστις δή μιν ἔχει φρεσίν· ἢ πολὺ κρείσσων
ὕβριος οὐλομένης λευγαλέου τε κόρου
ἔστι, κακοῖν γε βροτοῖσι δυοῖν, τῶν οὔτι κάκιον·
πᾶσα γὰρ ἐκ τούτων, Κύρνε, πέλει κακότης.

S. 117 schreibt Hr. Schn. im Texte (Vers 1219 f.):

Ἐχθρὸν μὲν χαλεπὸν καὶ δυσμενεῖ ἐξαπατῆσαι,
Κύρνε· φίλον δὲ φίλῳ ῥᾴδιον ἐξαπατᾶν.

mit der Anmerkung dazu unter dem Texte: „Libri δῃμενῆ: emendavit Bergkius apud Zimmerm. Diar. Philoll. 1835, 39. p. 316.“ Sonderbar! da diese sogenannte Verbesserung bey einiger Aufmerksamkeit leicht als eine Verschlechterung zu erkennen war. Denn bey für sich fest bestimmten Begriffen und Wörtern, wie: der Thor und der Weise, der Verständige und der Unverständige u. dgl., läßt sich allenfalls richtig denken und sagen: „den Verständigen hintergehen ist (nicht nur für den Unverständigen sondern) auch für den Verständigen schwer.“ Dagegen bey den Begriffen und Wörtern Freund und Feind ist eine Zusammenstellung obiger Art nicht möglich; sondern, da Freund einen Menschen nur bezeichnet, insofern er zu einem andern in dem Verhältnisse lebt, welches man Freundschaft nennt, und eben so Feind nur denjenigen, der zu einem Andern in dem entgegengesetzten Verhältnisse steht, so können Sätze, wie: den Feind hintergehen ist schwer, den Freund hintergehen ist leicht, nur den Sinn haben: daß ein Feind seinen Feind, oder, daß ein Freund seinen Freund hintergehe, ist schwer oder ist leicht. Ein Satz dagegen wie: „Einen Feind hintergehen ist (nicht nur Freunden oder Andern, sondern) auch Feinden schwer“ ist widersinnig und darum unmöglich. Denn sobald ich höre „einen Feind hintergehen,“ denke ich nothwendig, daß beyde, der Hintergehende und der, welcher hintergangen wird, Feinde seyen. Das Distichon unsers Dichters muß demnach unverändert so bleiben, wie es durch Hand- und Druckschriften aus alter Zeit auf uns gekommen ist:

Ἐχθρὸν μὲν χαλεπὸν καὶ δυσμενῆ ἐξαπατῆσαι,
Κύρνε· φίλον δὲ φίλῳ ῥᾴδιον ἐξαπατᾶν.

Die Herren Bergk und Schneidewin wurden zu ihrer vermeintlichen Emendation durch einen bloß äußerlichen Schein verleitet. Weil nämlich im zweyten Satz beyde Personen, der Täuschende und der getäuscht wird, durch φίλον δὲ φίλῳ ausdrücklich bezeichnet sind, so glaubten sie wohl dasselbe auch im ersten Satze durch Einführung ihres δυσμενεῖ neben ἐχθρὸν herstellen zu müssen. Allein dieser Schein schwindet, wenn man bedenkt, wie unsere Sätze sich im Ausdruck unbeschadet des Sinnes

variiren lassen. Es läßt sich nämlich gleich gut sagen, am kürzesten: ἐχθρὸν μὲν χαλεπὸν ἐξαπατῆσαι, φίλον δὲ ῥᾴδιον ἐξαπατᾶν; oder vollständiger: ἐχθρὸν μὲν ἐχθρῷ χαλεπὸν, φίλον δὲ φίλῳ ῥᾴδιον ἐξαπατᾶν; oder wenn man die Begriffe ἐχθρός und φίλος genauer bestimmen will (durch sogenannte Synonyma), allenfalls auch: ἐχθρὸν μὲν καὶ δυσμενῇ χαλεπὸν ἐξαπατ. und: φίλον δὲ καὶ εὐμενῇ ῥᾴδιον ἐξαπατᾶν; endlich lassen sich diese gleich möglichen Ausdrucksformen so mischen, daß in einem Gliede die einfachere, im andern die vollständigere gesetzt wird u. s. w. Und so hat unser Dichter im ersten Gliede die durch Synonyma, im andern die durch ausdrückliche Bezeichnung des Täuschenden und des Getäuschten vollständigere Ausdrucksweise angewandt und geschrieben: ἐχθρὸν μὲν καὶ δυσμενῇ χαλεπὸν . . . φίλον δὲ φίλῳ ῥᾴδιον ἐξαπατᾶν.

Doch brechen wir ab, um noch für einiges Andere, zunächst für Besprechung zweyer Fragmente von Philetas Cous Raum zu behalten.

Das eine derselben erscheint bey unserm Herausgeber (S. 143. fr. 2.) in folgender Gestalt:

Νῦν δ' αἰὶ πίσσω, τὸ δ' αἰξεται ἄλλο νεωρὶς
πῆμα, κακοῦ δ' οὔπω γίγνεται ἡσυχίη.

Die Anmerkung zu V. 1. lautet bloß: „Fort. *νῦν δ' ἄλγη πίσσω.*“ Nun ist es allerdings schwer, wo nicht unmöglich, Worte, von denen wir nicht wissen, ob ein Gott oder ein Mensch sie spreche, und unter welchen Umständen, in welchem Zusammenhange u. s. w., mit einiger Sicherheit zu berichtigen; doch läßt sich, scheint es, etwas mehr und Wahrscheinlicheres versuchen, als Hr. Schn. versucht hat. Da nämlich die Klagen, deren unser Fragment ein Theilchen enthält, aus dem Munde einer Person kommen, die, von Leid über Leid heimgesucht, noch nicht zur Ruhe gelangt (denn so viel ist aus dem letztern offenbar unverdorbenen Theile des Fragmentes zu entnehmen), so dürfte es nicht unfüglich seyn, das Bruchstück mit kleiner Wort- und Interpunctionsänderung etwa so zu schreiben:

Νῦν δ', εἴως πέσσω τόδ', ἀίξεται ἄλλο νεωρὶς
πῆμα, κακοῦ δ'οὔπω γίγνεται ἡσυχίη.

d. h. „Jetzt aber, während ich dieß da (das Leid, von welchem vorher die Rede gewesen) zu verwinden suche, erhebt sich ein anderes neues Leiden; des Uebels aber wird noch keine Ruhe.“

Das andere Bruchstück von Philetas, welches wir noch besprechen wollen, erscheint in der Sammlung Schn. unter der Rubrik „*Ἄδηλα*“ S. 146. Nr. 12. so:

* *Τῷ οὔμοι πολίων γαίης ὕπερ οὐδὲ θαλάσσης*
ἐκ Διὸς ὡραίων ἐρχομένων ἐτέων.
οὐδ' ἀπὸ Μοῖρα κακῶν μελέῳ φέρει, ἀλλὰ μένουσιν
ἴμπεδα, καὶ τοῖσιν δ' ἄλλα προσαυξάνεται.

Dazu giebt Schn. folgg. Anmerkungen: „Fragmentum corruptissimum. 1. Corrigunt *πτοιοῦμαι, ἀτῶμαι*: illud alienum ab h. l. 2. Libri *ἔσχομεν ὠν*: correxit Jacobsius. 3. Libri *οὐδ' ἀπὸ μοῖρα μελέῳ κακῶν φέρει, ἀλλὰ φέρουσιν.* Illud Passovius, hoc Grotius sanavit. 4. *Τοῖσιν* libri: correxit Hermannus.“

Dabey möchten wir fragen, warum doch Hr. Schn. im ersten Verse *τῷ οὔμοι* und *οὐδὲ* unverrückt stehen lasse, und wie er annehmen und behaupten könne, daß im Folgenden *ἐρχομένων*, dann die Umstellung *κακῶν μελέῳ* und *τοῖσιν δ'* nicht bloß Conjecturen, sondern wirklich wahre Emendationen seyen, ehe er sich das Ganze zurecht gestellt hat? Oder müssen nicht alle einzelnen Theile zum Ganzen genau stimmen, und beyde einander gegenseitig Halt und Festigkeit geben? Ref. wagt folgenden Versuch, die zwey Disticha durch einige, wie er meint, nicht allzu kühne Wortänderungen verständlich zu machen:

Ζῶ, οἴμοι, πολίων γαίης ὕπερ ἠδὲ θαλάσσης
ἐκ Διὸς ὡραίων ἐρχομένων ἐτέων.

οὐδ' ἀπὸ Μοῖρα μέρος τι κακῶν φέρει,
ἀλλὰ μένουσιν
ἔμπεδα τοῖς ἄλλοις ἄλλα προσαυξάνεται.

Sollte unser ἐῶ, οἴμοι, nicht ganz gefällig scheinen, so bedenke man, daß es ursprünglich mit dem Vorhergehenden in einer Verbindung könne gestanden seyn, in welcher es als vollkommen gut und passend erscheinen mochte. — Zur Erklärung, wie für μέρος τι, was wir als ursprüngliche Lesart annehmen, μελέῳ, in den Text habe kommen können, nehmen wir an, daß in alter Zeit Jemand entweder μέρος τι wegen des vorhergehenden μοῖρα für verdorben gehalten und aus Vermuthung in das scheinbar passende μελέῳ umgeändert, oder, wenn von den 2 Worten: μέρος τι in der ihm vorliegenden Handschrift nur die erste Sylbe με . . . noch deutlich lesbar war, diese zu jenem μελέῳ ergänzt habe. — Im letzten Satze wollen wir natürlich ἔμπεδα adverbialisch für ἐμπέδως gefaßt wissen; und wie leicht τοῖς ἄλλοις ἄλλα durch Versehen eines Abschreibers in τοῖς ἄλλα übergehen mochte, begreift sich, wenn man bedenkt, wie leicht das Auge des Schreibenden von einer Sylbe auf eine darauf folgende gleichlautende abirrt und so das, was zwischen beyden in der Mitte liegt, überspringt, wie hier die zwey Sylben οις ἄλλ, welche dem Schreiber entgingen, weil sein Auge von dem ersten ἄλλ auf das zweyte abgeirrt war: τοῖς ἄλλ [οις ἄλλ] α προσαυξάνεται. Daß hernach das corrupte τοῖς ἄλλα προσαυξ. durch nothdürftige Correction in καὶ τοῖσιν ἄλλα πρ. übergehen mußte, ist natürlich.

S. 148. — 157. einschl. gibt Hr. Schn. (als fr. 2.) was uns aus dem dritten Buche der Leontion des Kolophoniers Hermesianax durch Athenäos ist erhalten worden. Dieses schon wiederholt, namentlich von Ruhnken und Hermann, bearbeitete Gedicht ist nach des Ref. Einsicht auch jetzt durch Hrn. Schn.'s Ueberarbeitung bey weitem noch nicht so hergestellt, daß es Jemand ohne Anstoß und mit der Ueberzeugung lesen könnte, daß er wirklich das Werk eines alten Griechen lese.

Wir wollen uns hier der Kürze wegen nur zu drey Abfätzen der andern Hälfte unsre Meynung zu äußern erlauben; zuerst zu V. 61 — 68, welche von Euripides handeln.

Schn. gibt den V. 62. im Texte so: καὶ * πάντων μῖσος κτώμενον ἐκ συνοχῶν, unter dem Texte aber die Vorschläge von Jakobs: ἠδ' ἀπαλῶν μισ. κτώμ. ἐξ ὀνύχων; von Hermann: καὶ σπανίων μισ. κτώμ. ἐκ συνόδων; von Rigler und Art: καὶ πρώτων μ. κτ. ἐξ ὀνύχων. — V. 65. f. im Texte: ἀλλὰ Μακηδονίης πάσας * κατενίσατο λαύρας, *Αἰγείων μίθεπεν δ' Ἀρχέλεω ταμίην, und dazu die Anmerkungen: „κατενίσατο Hermannus: malim κατεδύσατο;" dann: „Αἰγείων nomen amicae Euripideae continere videtur: Moschopulus Vita Euripidis: Ἕτεροι δὲ ἱστόρησαν . . . πρὸς τὴν γαμετὴν Νικοδίκου τοῦ Ἀρεθουσίου. Ilgenius Αἰγεινώ. Bergkius Commentatt. Com. Att. 96. Μακηδονίη — Αἰγειῶν vel Αἰγάων, quum Aegae regni Macedonici caput fuisse videantur." Endlich V. 67. f. lauten im Texte Schn.'s: εἰσόκε τοι δαίμων, Εὐριπίδη, εὕρετ' ὄλεθρον, ἀμφὶ βίου στυγνῶν ἀντιάσαντι κυνῶν. Nach der Anm. zu V. 67. ist er so nach Porson geschrieben worden, indeß er nach den Codd. lautet: εἰσόκε δαίμων Εὐριπίδη εὕρετ' (AB) εὕρεν (PVL) ὄλεθρ.; zu V. 68. wird annotirt: „Hermannus et Bergkius Ἀμφιβίου: Moschopulus Lysimachum vocat."

Referent, ohne sich auf Bemerkungen über Einzelnes einzulassen, will bloß den Text, wie er nach seiner Meynung von Hermesianax aus könnte gelautet haben, aufstellen, die Vergleichung desselben mit den Ansichten Anderer seinen Lesern überlassend. Also wir würden schreiben:

61 Φημὶ δὲ κἀκεῖνον τὸν ἀεὶ πεφυλαγμένον ἄνδρα,
καὶ παύρων μῖσος κτώμενον ἐξ ἐνόχων
πάσας ἀμφὶ γυναῖκας, ὑπὸ σκολιοῖο τυπέντα
τόξου νυκτερινὰς οὐκ ἀποθέσθ' ὀδύνας·

ἀλλὰ Μακηδονίης πάσας κατενίσατο λαύρας
μοιχεύων, μέθεπεν δ' Ἀρχέλεω ταμίην,
ἔστε κακὺς δαίμων Εὐριπίδῃ εὗρετ' ὄλεθρον
ἀντιβίου στυγνῶν ἀντιάσαντι κυνῶν.

Zu den Verſen 69 — 74 einſchl. (wie ſie Schn. im Texte gibt.):

Ἄνδρα δὲ, τὸν Κυθίρηθεν ἀνεθρέψαντο τιθῆναι
Βάκχου καὶ λωτοῦ πιστότατον ταμίην,
Μούσαις παιδευθέντα Φιλόξενον, οἷα τιναχθεὶς
ὠρυγῇ ταύτης * ἦλθε διὰ πτόλεως,
γιγνώσκεις, ἀΐουσα μέγαν πόθον, ὃν Γαλατείης
αὐτοῖς μηλείοις ζῄκαθ' ὑπὸ προγόνοις.

wird angemerkt: 69. τε *B*. Tum vulg. ἀνετρέψαντο. Hermanno elegantius scribi videtur: ἄνδρα δὲ τὸν Κυθ., ὃν ἐθρέψαντο. Non assentior. 71. Legebatur Μοῦσαι, παιδ. Hermannus: „Παίδευθέντα significat castigatum; respicit enim poeta poenam, qua affectus a Dionysio fuerat Philoxenus: unde ille τιναχθείς, vehementer commotus, magno cum ejulatu per urbem Colophonem transiit, quum se in patriam Cythera reciperet.“ Potius Philoxenus Cytheris profectus videtur Ephesum, ubi obisse fertur. 73. ἀΐουσα μέγαν Ruhnkenius: καὶ οὖσαν μέγαν *ABP*: καὶ οὐσαμέγαν V: καὶ ἄουσα μέγαν L. 74. Libri μηλίοις: correxit Heringa. Hermannus: „Tibicina illa fuit, amata Dionysio, ut ex Athenaeo I, 6, F. sq. compertum habemus: (ἐπειδὴ δὲ Φιλόξενος . . . . ἑαυτὸν δ' Ὀδυσσέα.) Eam Hermesianax dicere videtur, primum oves pavisse, eoque jam tempore amore incendisse Philoxenum.“ Hesych. Πρόγονοι· οἱ πρωτόγονοι ἄρνες. Ilgenio poeta dicere videbatur, Philoxenum Galateae desiderium vel ipsis agnis incussisse. Nobis locus valde corruptus esse videtur. — Wenn die Stelle Hrn. Schn. ſehr verdorben und von den Andern noch nicht auf's Reine gebracht ſchien, warum hat denn er als neuer Herausgeber nicht einen neuen Verſuch gemacht, ſie in's Reine zu bringen? warum z. B. μηλείοις für μηλίοις eine Verbeſſerung genannt? u. ſ. w. Wir können auch hier wieder bloß unſere von der der frühern Bearbeiter weit abweichende Anſicht dadurch andeuten, daß wir (etwa unter Berufung auf oben citirte Stelle in Athenäos und auf Aelian V. H. Lib. XII, 44.) die 3 Diſtichа herſetzen, wie wir ſie ſchreiben würden:

Ἄνδρα δὲ τὸν Κυθίρηθεν, ὃν ἐθρέψαντο τιθῆναι
Βάκχου, καὶ λωτοῦ πιστότατον ταμίην
Μοῦσαι ἐπαιδεύσαντο Φιλόξενον, οἷα τιναχθεὶς
ὠρυγῇ ταύτης ἦλθε διὰ πτόλεως,
γιγνώσκεις, ἀΐουσα μέγαν πόθον, ὃν Γαλατείης
αὐτοῖς λατομίης ἤρασθ' ὑπὸ προπόλοις.

Das heißt: „Warum aber der Mann von Kythere, den die Ammen des Bacchos erzogen und die Muſen zum treueſten Verwalter des Lotos (Flöte) ſich heranbildeten, Philorenos, ſo heftig erſchüttert mit Wehegeheul durch hieſige Stadt (Kolophon) zog, begreifſt du, (Leontion), wenn du die gewaltige Liebe vernimmſt, mit welcher er Galateia ſelbſt unter den Henkersknechten der Latomien liebte.“

Die dritte Stelle aus Hermeſianax Leontion, welche wir noch beſprechen wollen, lautet bey Hrn. Schn. S. 157 (V. 95 — 98) folgendermaßen:

95 Ἄνδρα Κυρηναῖον δ' εἴσω πόθος ἐσπασεν Ἰσθμοῦ
διενύς, ὅτ' * ἀπιδανῆς Λαΐδος ἠράσατο
ὀξὺς Ἀρίστιππος, πάσας δ' ἠνήνατο λέσχας
φεύγων * οὐδαμίνον ἐξεφόρησε βίω.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nr. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae. Edidit F. G. Schneidewin.

(Fortsetzung.)

Anmerkungen Schn's.: 95. Libri omittunt δ'. Unde Herm. ἄνδρα δὲ Κυρηναῖον ἔσω πόθος ἔσπασεν Ἰσθμοῦ δεινός, ubi δεινὸν librorum scripturam emendavit Ruhnkenius. 96. Ruhnk. εὐπιθάνης: Hermann. ἀπιθάνης, non quod Aristippus eam magna pecunia conduxerit, sed quod florida aetate difficilis aditu fuit, de qua re scriptum apud Athenaeum XIII., 570, B. C. 585, D. 98. Porson. ἐξ Ἐφύρης ἐβίω. Herm.: φεύγων εὐλιμένων ἐξ Ἐφύρης ὁρίων. Aeginam enim, inquit, cum Laide petere consueverat Aristippus, teste. Ath. 588, E. Ἀρίστιππος δὲ κατ' ἔτος συνδιημέρευεν αὐτῇ ἐν Αἰγίνῃ τοῖς Ποσειδωνίοις. Nec solo id Neptuniorum tempore factum esse idem Ath. indicat 544, D. διέτριβε δ' ὁ Ἀρίστιππος τὰ πολλὰ ἐν Αἰγίνῃ τρυφῶν. Friedemannus de Med. Syll. Pent. 298. οὐδ' ἀνέμων ἐξεφοβεῖτο βίαν, quia Aristippum Isthmum navigantem vehementissima tempestate maris correptum summum adisse vitae discrimen scribunt Diogenes L. IV, 142. Huebner, et Aelian. V. H. IX, 20. In eundem intellectum facilior erit correctio haec: οὐδ' ἀνέμων ἐξεφόβησε βίη. etc. — Viel Aufwand von allerley Gelehrsamkeit; und doch ist Keiner, auch Hr. Schn. nicht, zu einiger Klarheit in der Sache und dadurch zu einer einfachen, durch sich selbst verständlichen Herstellung des Gedichtchens gelangt. Wir unsers Theils glauben, Hermesianax habe dieses Absätzchen über Aristippos ungefähr so geschrieben:

Ἄνδρα δὲ Κυρηναῖον ἔσω πάθος ἔσπασεν Ἰσθμοῦ
δεινὸν, ὅτ' εὐδαπάνης Λαΐδος ἠράσατο
ὀξὺς Ἀρίστιππος· πάσας δ' ἠνήνατο λέσχας
φεύγων, οὐδαμινόν τ' ἐξετρύφησε βίον.

Wir schließen unsere Bemerkungen zur ersten Section mit kurzer Besprechung einer Stelle aus der von Orpheus Liebe zu Kalais handelnden Elegie des Dichters Phanokles, welche uns Hr. Schn. S. 158 — 160 mittheilt.

Die Verse 3 - 6 schreibt er so:

Πολλάκι δὲ σκιεροῖσιν ἐν ἄλσεσιν ἕζετ' ἀείδων
ὃν πόθον· οὐδ' ἦν οἱ θυμὸς ἐν ἡσυχίῃ,
ἀλλ' αἰεί μιν ἄγρυπνοι ὑπὸ ψυχῇ μελεδῶναι
ἔτρυχον, θαλερὸν δερκομένου Κάλαϊν.

Von den Anmerkungen heben wir bloß die zu V. 6 aus: „Vulgo δερκόμενον: AB Voss. δερκομένου. Intellige cum Valckenario Diatr. Eur. 199, C. μελεδῶναι δερκομένου Κάλαϊν ἔτρυχον αὐτόν. Praetulit poeta genitivum ob perspicuitatem.“ Schlimm wäre es nach unserer Meynung, wenn der Dichter für die Deutlichkeit seines Ausdrucks nicht anders als auf diese Weise zu sorgen gewußt hätte! Soll gesagt seyn: „Sorgen qualten ihn (den Orpheus), wenn (indem ꝛc.) er den Kalais erblickte,“ so mußte griechisch gesagt werden: μελεδῶναι ἔτρυχον αὐτὸν δερκόμενον...; wurde umgekehrt griechisch gesagt:

ἀεί μιν .. μελεδῶναι ἔτρυχον θαλερὸν δερκομένου Κάλαϊν, so konnte dieß nichts anders heißen als: „die Sorgen eines andern den blühenden Kalais anblickenden Menschen quälten ihn (den Orpheus)." Ohne indeß auf weitere Auseinandersetzung, Widerlegung ꝛc. eingehen zu wollen, glauben wir nur noch angeben zu müssen, wie wir die Stelle, anders als Andere, verstehen. Nach uns dachte nämlich der Dichter zusammen: (Ὀρφεὺς) ἔζετ' ἀείδων ὀν πόθον, θαλερὸν δερκόμενον Κάλαϊν („seine Sehnsucht singend, den hold blickenden Kalais," wie bey Horat. Dulce ridentem Lalagen, dulce loquentem); das Uebrige von οὐδ' ἦν bis ἔτρυχον ist Einschaltung. Wir schreiben daher die Stelle so:

Πολλάκι δὲ σκιεροῖσιν ἐν ἄλσεσιν ἔζετ' ἀείδων
ὀν πόθον, — οὐδ' ἦν οἱ θυμὸς ἐν ἡσυχίῃ,
ἀλλ' αἰεὶ μεν ἄγρυπνοι ὑπὸ ψυχῇ μελεδῶναι
ἔτρυχον, — θαλερὸν δερκόμενον Κάλαϊν.

II. Wie im Bisherigen an einigen Stücken aus der ersten Section wollen wir nun auch an etlichen Stellen aus Fragmenten oder Gedichten der zweyten Abtheilung „Poetarum jambicorum reliquiae" kürzlich darzuthun suchen, wie wir in manchen Punkten von Hr. Schn.'s Ansichten abzuweichen und Manches anders als er behandeln zu müssen geglaubt haben.

S. 171. — 196. werden 94 meistens kleine Bruchstücke von Gedichten des Pariers Archilochos (Eleg., Jamben, Tetrameter ꝛc.) mitgetheilt. Darunter lautet das Fragm. 12.:

πάντα πόνος τεύχει * βροτοῖς μελέτη τε βροτείη.

In den Anmerkungen hören wir, daß statt des vulg. τεύχει θνητοῖς Joann. Sicel. und der Schol. Hermog. τύχ. βροτοῖς, Ald. aber τεύχ. δὲ βροτοῖς μελ. δὲ βροτ. u. s. w. darbieten. Schn. meynt wegen βροτείη auch βροτοῖς vorziehen zu müssen; und fügt endlich bey: „Scripserat Archilochus, nisi fallor, τεύχῃσι vel τεύχουσι βροτοῖς. An τεύχει βροτέοις?" — Ref., dem die μελέτη βροτείη in diesem Zusammenhange schlechterdings nicht als paßlich erscheinen will, ist der Meynung, Archilochos habe geschrieben:

Πάντα πόνος βιοτῇ τεύχει μελέτη τε βροτείη.

Für βιοτῇ βροτείη setzte Jemand βροτοῖς, sey es über die Zeile bey βιοτῇ τεύχει, sey es an den Rand; dann ward dieses βροτοῖς statt βιοτῇ in den Text genommen, dadurch der Vers verdorben und Anlaß zu den Nachbesserungen durch θνητοῖς, oder durch Einsetzung eines τέ oder δὲ hinter τεύχει gegeben.

Fragm. 19. schreibt Schn. (S. 177.):

Κλαίω δὲ Θάσσον, οὐ τὰ Μαννήτων κακά.

Nach Anmerkung dazu lautet das Fragment so bey Strabo XIV., 647.; dagegen bey Heraclid. Pont. Pol. XXII. Κλαίειν θαλασσῶν κ. τ. λ.

Tyrwhitt habe vorgeschlagen κλαίειν τὰ Θασίων, οὐ τὰ Μαννήτων κακά, und Andere andres. — Bey mangelnder Kenntniß des Zusammenhangs, in welchem der Vers gestanden haben mag, ist nicht möglich, ihn mit Sicherheit herzustellen; doch mag als eine Möglichkeit der Vorschlag gelten:

Κλαίω δ' ἐλάσσον' ἢ τὰ Μαννήτων κακά.

Die Varianten δὲ θάσσον und θαλασσῶν scheinen ihm wenigstens nicht ungünstig zu seyn.

S. 188. f. werden (als Fragm. 66.) die neun trochäischen Tetrameter mitgetheilt: Χρημάτων ἄελπτον οὐδὲν ἐστιν οὐδ ἀπώμοτον κ. τ. λ. Vers 5 ff. erscheinen dabey so:

ἐκ δὲ τοῦ κάπιστα πιστὰ κἀπίελπτα γίγνεται

ἀνδράσιν · μηδεὶς ἓΣ' ὑμῶν εἰσορῶν θαυμαζέτω,
μηδ' ἢν' ἂν δελφῖσι θῆρες ἀνταμείψωνται νομόν
ἐνάλιον καὶ σφιν θαλάσσης ἠχίεντα κύματα
φίλτερ' ἠπείρου γένηται, τοῖσι δ' * ἡδὺ ἦν ὄρος.

Dazu die Anmerkungen: 5. Libri ἐκ δὲ τοῦ οὐκ ἄπιστα πάντα. Emendavit Thierschius, Muellerus, Bergkius. — — 9. Hermannus El. D. M. 49. ἡδὺ ἦ ὄρος: Jacobsius τοῖσιν ἦδιον δ'ὄρος: nos Ibyc. Rheg. 104. τοῖσιν ἀνδάνη δ'ὄρος. — Nach unserm Dafürhalten verdrängt die erste Emendation (V. 5.) das sehr gute, ja nothwendige πάντα, und setzt dafür etwas — was vielleicht gar nicht griechisch ist; denn da nicht καὶ τὰ ἄπιστα . . . gesagt ist, sondern bloß ἐκ δὲ τοῦ κἄπιστα πιστὰ κἀπίελπτα γίγνεται, so weiß man nicht, was man als Subject, was als Prädikat des Satzes fassen soll; die wiederholte Verbindung καὶ würde zu der Auffassung führen ἐκ δὲ τοῦ (τὰ) πιστὰ κἄπιστα κἀπίελπτα γίγνεται, d. h. dazu, πιστὰ als Subject, die beyden andern als Prädikate zu nehmen; nur das Widersinnige des Inhaltes würde dazu nöthigen κἄπιστα als Subject zu denken und πιστὰ κἀπίλπτα als Prädikate. Auch V. 9. scheint noch keineswegs berichtigt. Das Beste wäre noch, was Jakobs gibt, welcher richtig fühlte, daß im letztern Gliede der Comparativ nicht fehlen dürfe; allein der Concinnität wegen sollte, wie im ersten Gliede κύματα φίλτερ' ἠπείρου, so im andern gesagt seyn ὄρος ἦδιον κυμάτων (θαλάσσης od. dgl.). Wir glauben der Wahrheit wenigstens nahe zu kommen wenn wir annehmen, daß die Stelle ursprünglich gelautet habe:

ἐκ δὲ τοῦ κεὔπιστα πάντα κἀπίελπτα γίγνεται
ἀνδράσιν. μηδεὶς ἓΣ' ὑμῶν εἰσορῶν θαυμαζέτω,
μηδ' ἐὰν δελφῖσι θῆρες ἀνταμείψωνται νομόν
ἐνάλιον καὶ σφιν θαλάσσης ἠχίεντα κύματα
φίλτερ' ἠπείρου γένηται, τοῖσι δ' ἦπειρος σάλου.

So scheint alles Anstößige entfernt, alles Nöthige gegeben zu seyn; ja selbst das ließe sich begreifen, wie, nachdem σάλου übersehen oder verkannt war, aus ἦπειρος — ἦν ὄρος, und zuletzt durch Ergänzung die Vulg. habe entstehen können.

Von Archilochos gehen wir mit unserm Herausgeber zu Simonides von Amorgos, und zwar zur Besprechung einiger Stellen aus dem trefflichen Gedichte desselben περὶ γυναικῶν, welches, schon von Welcker, Hermann, Bergk, Döderlein, Haase und von Schn. selbst bereits in seinen Exx. crit. Cap. I. behandelt, doch noch nicht in's Reine gebracht zu seyn scheint.

So schreibt z. B. Hr. Schn. gleich den Anfang des Gedichtes (V. 1. f.):

χωρὶς γυναικὸς θεὸς ἐποίησεν νόον
ταπρῶτα, τὴν μὲν κ. τ. λ.

mit der Note: „Conjicio χωρὶς γυναῖκας (vel γυναῖκα) θεὸς ἐπ. νόον, h. e. diversas ad indolem creavit Deus mulieres."

Wir bezweifeln allerdings, wie Hr. Schn., die Richtigkeit der Vulgata; aber auch die Richtigkeit und Tüchtigkeit seiner Conjectur müssen wir bezweifeln, erstlich aus dem Grunde, weil er nicht wird beweisen können, daß der Sinn „diversas ad indolem etc." durch χωρὶς ἐποίησ. νόον verständlich und gut griechisch ausgedrückt sey, und zweytens, weil damit nicht einmal gesagt wäre, was der Zusammenhang zu fordern scheint, nämlich, daß Gott ursprünglich die Weiber vernunftlos, aus vernunftlosen Wesen geschaffen habe, τὴν μὲν ἐξ ὑὸς ταὐτρίχος, τὴν δ' ἐξ ἀλιτρῆς ἀλώπεκος, τὴν δ' ἐκ κυνὸς κ. τ. λ., wie in 10 Absätzen durch das Gedicht hindurch ausgeführt wird. Wir würden daher diese 2 ersten Verse so zu schreiben vorschlagen:

χωρὶς γυναικὸς θεὸς ἐποίησεν νόου
ταπρῶτα, τὴν μὲν ἐξ ὑὸς κ. τ. λ.

J. e. *Γυναῖκας ταπρῶτα χωρὶς νόου ἐποίησε θεός, τὴν μ. κ. τ. λ.*

Die Verse 41. f. gibt Hr. Schn. im Texte wie folgt:

ταύτη μάλιστ' ἔοικε τοιαύτη γυνή.
[ὀργὴν· φυὴν δ' ὡς πόντος ἀλλοίην ἔχει.]

und annotirt dazu: 42. Versum inducendum docebam Exx. Critt. I. 3. sq. ex v. 11. temere consarcinatum. Doederl. *ἀλλοίην* ex breviloquentia i. q. *ἄλλοτ' ἀλλοίην* esse monuerat de Brachylog. p. 9.; *ὀργὴν φυὴν δ' ὡς πόντ. ἀλλ. ἔχει* ita interpretatur ut internam externamque similitudinem poeta expresserit. Hermannus turbatum, qui ipsi videtur, versuum ordinem sic restituit:

ταύτη μάλιστ' ἔοικε τοιαύτη γυνή
ὀργήν. φύην δὲ πάντοθ' ἀλλοίην ἔχει,
ὥσπερ θάλασσα πολλάκις μὲν ἀτρεμής
ἔστηκ', ἀπήμων κ. τ. λ.

Unsers Bedünkens hat Schn. durchaus Unrecht, wenn er den einen Vers ganz tilgt; und er hat nicht bewiesen und wird nie beweisen, daß selber aus dem allerdings ähnlichen 11ten Verse (*ὀργὴν δ' ἄλλοτ' ἀλλοίην ἔχει*) temere consarcinatus sey. Döderlein behauptet ganz wahr, daß *ἀλλοίην* ungefähr so viel sey als *ἄλλοτ' ἀλλοίην*. Hermann verbindet richtig die Worte *τοιαύτη γυνὴ ὀργήν*, irrt dagegen weit ab von der Wahrheit durch Aenderung der Worte δ' *ὡς πόντος* in δὲ *πάντοθ'* und durch Umstellung unserer 2 und der 4 vorausgehenden Verse. — Wenn Ref. sich einiges Urtheil zutrauen darf, so ist die ganze Stelle, deren Schluß unsre 2 Verse bilden, nach der vulgaten Lesart in vollkommner Ordnung, wenn man nur etwas anders interpungirt und darnach den Zusammenhang so auffaßt:

27 *Τὴν δ' ἐκ θαλάσσης (Ζεὺς ἐθηκε), ἣ δύ' ἐν φρεσὶν νοεῖ.*
τὴν μὲν γελᾷ τε καὶ γέγηθεν ἡμέρην,
— — — — —
τὴν δ' οὐκ ἄνεκτος, . . . ἀλλὰ μαίνεται τότε
ἄτλητον, ὥσπερ ἀμφὶ τέκνοισιν κύων,
35 *ἀμείλιχος δὲ πᾶσι κἀποθυμίη*
ἐχθροῖσιν ἴσα καὶ φίλοισι γίγνεται·
ὥσπερ θάλασσα πολλάκις μὲν ἀτρεμὴς (ἀτρεμὶς?)
ἔστηκ' ἀπήμων, χάρμα ναύτῃσιν μέγα,
θύριος ἐν ὥρῃ, πολλάκις δὲ μαίνεται
40 *βαρυκτύποισι κύμασιν φορευμένη.*
ταύτῃ μάλιστ' ἔοικε τοιαύτη γυνὴ
ὀργήν· φυὴν δ' ὡς πόντος ἀλλοίην ἔχει.

d. h. „(dieses Weib) ist einmal freundlich, gefällig, liebenswürdig ꝛc.; ein anderes Mal, unfreundlich, unausstehlich, raset sie wie ein Hund, widerwartig so Feinden wie Freunden: gerade, wie das Meer oftmals im Sommer still ruht, unschadlich, den Schiffern Herzenslust; oftmals hingegen raset, sich in dumpfbrausenden Wogen dahin walzend. Diesem (Meere) gleicht recht eigentlich das Weib von solchem Charakter (V. 27.) und hat wie der Pontos zweyfache (andre und andre) Natur."

Die Verse dann 103 — 105 desselben Gedichtes gibt Hr. Sch., ohne irgend eine Bemerkung dazu, in folg. Art:

ἀνὴρ δ' ὅταν μάλιστα θυμηδὲς δοκῇ
κατ' οἶκον ἢ θεοῦ μοῖραν ἢ ἀνθρώπου χάριν,
εὑροῦσα μῶμον ἐς μάχην κορύσσεται.

Dabey finden wir unsers Theils mehr als einen Anstand. Wir begreifen nicht recht, wie man alles von *ἀνὴρ* bis *χάριν* in einen Satz faglich zusammenfassen könne; wir sehen nicht ein, was *θεοῦ μοῖραν* heißen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nr. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae. Edidit F. G. Schneidewin.

(Fortsetzung.)

Hr. Schn. bemerkt zwar zu dem Fragm. von Cydias Hermion. (S. 375.), wo vorkömmt „μὴ ... μοῖραν αἱρῆται κρεῶν“ (was nach ihm bedeuten soll „ne ... in praedam cedas“); „μοῖραν dictum videtur, ut χάριν, ποινήν, v. Sim. Amorg. 7, 104.,“ woraus zu entnehmen, daß er Θεοῦ μοῖραν bey Simonides als für Θεοῦ χάριν gebraucht mit Entschiedenheit voraussetzt. Allein dieß ist eine unerwiesene Voraussetzung, die wir ihm nicht einräumen können. Endlich scheint uns der dritte Vers εὑροῦσα μῶμ. κ. τ. λ. allzu nackt zu stehen. — Wir glauben durch Aenderung der Interpunction und durch Correction des falschen, im Sinne von χάριν od. dgl. ungriechischen μοῖραν die Verse ungefähr so in Ordnung bringen zu müssen:

ἀνὴρ δ' ὅταν μάλιστα σωφρονεῖν δοκῇ
κατ' οἶκον, (ἡ γυνὴ) ἢ Θεοῦ μωρὸν ἢ
ἀνθρώπου χάριν
εὑροῦσα μῶμον ἐς μάχην κορύσσεται.

d. h. „wann der Mann gerade recht behaglich angenehm in seinem Hause zu seyn meynt, da sucht und findet das Weib, sey es eines Gottes oder eines Menschen wegen (ἢ Θεοῦ ἢ ἀνθρώπου χάριν) irgend einen faden Vorwand zu Tadel (μωρὸν μῶμον) und erhebt sich zum Kampfe mit ihm.“

In demselben Gedichte endlich schreibt unser Herausgeber V. 110. f.

κεχηνότος γὰρ ἀνδρὸς — οἱ δὲ γείτονες
χαίρουσ' ὁρῶντες καὶ τὸν, ὡς ἁμαρτάνει.

mit den Anmerkungen: 110. Pars lacunam statuit, alii τάχ' ἀνδρὸς volebant, Hermannus „κεχ. μάλ' ἀνδρὸς valde admirante marito.“ Est ἀποσιώπησις: subaudi λωβᾶται vel simile quid: nam oscitante marito — . 111. ὡς ἁμαρτάνει, quantopere fallatur — . Besser als Andere hat nach unserer Einsicht Hr. Schn. die Sache gefaßt; doch, wenn wir uns nicht täuschen, nicht völlig das Rechte getroffen. Wir meinen die Stelle mit Verwandlung der Worte καὶ τὸν in γείτον' so schreiben zu müssen:

ἥτις δέ τοι μάλιστα σωφρονεῖν δοκεῖ,
αὕτη μίγιστα τυγχάνει λωβωμένη.
κεχηνότος γὰρ ἀνδρός, οἱ δὲ γείτονες
χαίρουσ' ὁρῶντες γείτον' ὡς ἁμαρτάνει.

d. h. „die Frau aber, welche am meisten für sittsam gilt, sie gerade schändet (ihren Mann) am ärgsten; denn während der Mann gähnt, treibt sie zur Freude der Nachbarn, die es mit ansehen, schändlichen Unfug.“ Diesen Sinn hat nach unserer Meynung der Dichter durch Gebrauch eines Anakoluthon in den letzten 2 Versen, wodurch er einen Hauptnachdruck darauf legt, daß die Nachbarn sich freuen, wenn sie sehen, wie die Frau Nachbarin sündigt, viel besser ausgedrückt, als wenn er ohne Anakoluth den Satz in gewöhnlicher Weise etwa so ausgesprochen hätte: κεχηνότος γὰρ ἀνδρὸς (ἡ γυνὴ) αἰσχρῶς ἁμαρτάνει, ὥστε τοὺς γείτονας ὁρῶντας (ἁμαρτίας αὐτῆς) χαίρειν. Oder auch so: κεχ. γὰρ ἀνδρὸς ἁμαρτάνει, οἱ δὲ γείτονες χαίρουσιν ὁρῶντες γείτονα, ὡς ἁμαρτάνει,

ward verkürzt mit Unterdrückung des ersten ἁμαρτάνει so ausgesprochen, wie wir in unsern Versen geschrieben haben.

S. 226. — 29. führt uns Schn. zwey größere und ein kleineres Fragment von Choliamben des Kolophoniers Phönix vor, von denen wir das mittlere hiemit noch kurz zu behandeln suchen wollen.

Das Gedicht beginnt mit den Worten:

Ἀνὴρ Νίνος τις ἐγένεθ', ὡς ἐγὼ κλύω
Ἀσσύριος, ὅστις εἶχε κτλ.

Zu κλύω bemerkt Schn.: „κλύω producta ῡ vindicat Meinek. Cur. Critt. 53.“ Daran können wir noch nicht glauben, um so weniger als hier die Aenderung ὡς ἐγὼ 'κούω i. e. ἀκούω gar zu nahe liegt.

Zu V. 11. ff.:

ὡς δ' ἀπέθαν' ὠνὴρ, πᾶσι κατέλιπε ῥῆσιν,
ὅκου Νίνος νῦν ἐστι καὶ τὸ σῆμ' ἄδει·
Ἄκουσον, εἴτ' Ἀσσύριος κτλ.

gibt Schn. die Anmerkung: „Ninus urbs intelligenda, non rex. σῆμ' ἄδει Naekius: σῆμα ἴδει A. etc.“ — Mit Näke's ἄδει sind wir vollkommen einverstanden; nicht so mit der Foderung, daß man bey Νίνος, was im Anfange und gleich hintennach im V. 16. wieder den König Ninos bezeichnet, hier die Stadt Ninos zu verstehen und folglich die Stelle so zu fassen habe: „Als aber der Mann starb, hinterließ er allen Menschen Gerede da, wo jetzt die Stadt Ninos ist und (wo) das Grabmal verkündet: Höret alle ꝛc.: Ich war einst Ninos (der König) u. s. w.“ Unmöglich! Man muß schreiben: ὡς δ' ἀπέθαν' ὠνὴρ, πᾶσι κατέλιπε ῥῆσιν, ὅκου Νίνος νῦν ἐστι. καὶ τὸ σῆμ' ἄδει. Ἄκουσον κ. τ. λ. d. h.: „Als aber der Mann starb, hinterließ er Allen Gerede darüber, wo denn jetzt Ninos (der Glückselige) sey. Und das Grabmal gibt (durch seine Inschrift) Aufschluß (Antwort auf die Fragen der Menschen): Höre, ob du Assyrier, ob Meder seyst u. s. w.“

V. 18 ff. schreibt Schn.:

Ἔχω δ' ὁκόσον ἔδαισα χωκόσ' ἤεισα,
** * * χωκόσ ἠράσθην.*

bloß mit der Anmerkung: „Nota ἔδαισα h. l. idem quod ἐδαισάμην esse.“ Warum doch ἔδαισα hier = ἐδαισάμην, da beyde sich sonst so wesentlich unterscheiden wie etwa im Deutschen: ich tränkte und: ich trank? Vielleicht aus dem Grunde, weil ἔδαισα in dem ihm zukommenden Sinne (ich speiste Jemanden) hier nicht paßt? So würde ich entweder ἔδαισα oder sonst etwas im Satze für verdorben halten und zu corrigiren versuchen, nicht selbst den Sinn des Wortes ἔδαισα verderben. Ferner, wie kömmt uns hier nebst Essen und Trinken und Liebesgenuß, welche allein auch vorher (V. 9. f.) angegeben waren, noch das Singen in den Text? Und womit soll vollends die erste Hälfte des 19ten Verses ausgefüllt werden? mit irgend einem Vierten, da selbst das Dritte schon zu viel ist? — Nach unsrer Ueberzeugung muß ὁκόσον ἔδαισα corrigirt, χωκόσ' ἤεισα, als nur aus Versehen in die Wortreihe gekommen, ausgeworfen, und statt der anderhalb Verse nur einer etwa in folgender Art in die Reihe gesetzt werden:

ἔχω δ' ὁκόσα μ' ἔδαισα χωκόσ' ἠ-
ράσθην,
τὰ δ' ὄλβ. κτλ.

Die V. 20. ff.

τὰ δ' ὄλβι' ἡμέων δηΐοι συνελθόντες
φέρουσιν κτλ.

von Schn. ohne Anmerkung gelassen, scheinen uns nach den Worten des V. 23. und wegen der Vergleichung „ὥσπερ ὠμὸν ἔριφον αἱ Βάκχαι“ der Correction συνέλκοντες (oder διέλκοντες?) für das überlieferte συνελθόντες zu bedürfen.

Endlich V. 24: σποδὸς δὲ πολλὴ χὠ μιτρηφόρος κεῖμαι, an welchem Schn. wieder nichts zu beanstanden oder zu erklären findet, leidet nach unserer Ansicht an einem äußerlich geringen, innerlich aber bedeutenden Gebrechen. Sonst bleiben von den Verstorbenen nur σμικρὰ λείψανα zurück,

sie sind ein σμικρὸς ὄγκος ἐν σμικρῷ κύτει, ὀλίγη σποδός, eine Hand voll Staub und Asche dgl.: wie kömmt es doch, daß nach unserm Dichter Ninos von sich sagen soll: σποδὸς δὲ πολλὴ . . . κεῖμαι, und noch dazu: σπ. πολλὴ χὠ μιτρηφ. i. e. καὶ ὁ μιτρηφ. κεῖμαι, gleichsam als ob sonst von gekrönten Häuptern nur wenig, von gemeinen Menschen viel Asche übrig bliebe? Oder soll πολλὴ σποδὸς vielleicht bedeuten lauter Asche, nichts als Asche? Dafür warten wir auf Beweis. Vor der Hand, da wir diesen Beweis noch nicht geliefert sehen, halten wir πολλὴ für verdorben und nehmen an, unser Dichter habe geschrieben: σποδὸς δὲ πολιὴ χὠ μιτρηφόρος κεῖμαι d. h. „und eine Hand voll schmutziger (graulicher) Asche liege (gleich andern gemeinen Menschen) auch ich hier, dessen Haupt die Mitra schmückte."

Zum Abschiede von der zweyten Section der Schrift, die wir anzeigen, erlauben wir uns, den Lesern unserer Anzeige das zuletzt stellenweise behandelte Gedicht des Kolophoniers jetzt noch im Zusammenhange (mit Abkürzung), so wie wir es schreiben würden, vor Augen zu stellen:

1. Ἀνὴρ Νίνος τις ἐγένετ', ὡς ἐγὼ κούω,
Ἀσσύριος, ὅστις εἶχε χρυσίου πόντον
καὶ τἄλλα πολλῷ πλίονα Κασπίης ψάμμου·
ὃς οὐκ ἴδ' ἀστέρ', οὐδ' ἰδὼν ἐδίζητο,
— — — — — — — —
ἀλλ' ἦν ἄριστος ἐσθίειν τε καὶ πίνειν
10. Κήρᾱν, τὰ δ' ἄλλα πάντα κατὰ πιτρῶν ὠθεῖ.
ὡς δ' ἀπέθαν' ὠνὴρ, πᾶσι κατέλιπε ῥῆσιν,
ὅκου Νίνος νῦν ἐστι. καὶ τὸ σῆμ' ἄδει·
Ἄκουσον, εἴτ' Ἀσσύριος, εἴτε καὶ Μῆδος
εἶς, — — — — — — — —
16. ἐγὼ Νίνος πάλαι ποκ' ἐγενόμην πνεῦμα,
νῦν δ' οὐκέτ' οὐδὲν, ἀλλὰ γῆ πεποίημαι·
ἔχω δ' ὁκόσα μ' ἔδαισα χὠκόσ' ἡράσθην·
τὰ δ' ὄλβι' ἡμέων δήιοι συνέλκοντες
20. φέρουσιν, ὥσπερ ὠμὸν ἴριφον αἱ Βάκχαι,
ἐγὼ δ' ἐς Ἅιδην οὔτε χρυσὸν οὔθ' ἵππον
οὔτ' ἀργυρῆν ἄμαξαν ᾠχόμην ἕλκων,
σποδὸς δὲ πολιὴ χὠ μιτρηφόρος κεῖμαι.

III. Was endlich die dritte Section vorliegenden Buches, die „Poetarum melicorum reliquiae," anlangt, so wollen wir, ohne uns auf die Ueberbleibsel von Alkman, Alkäos, Sappho, Anakreon u. a., denen wir bis jetzt zu wenig Studium gewidmet zu haben selbst bekennen, hier einzulassen, unsere Anzeige mit kurzer Besprechung eines kleinen Bruchstücks von Kydias und einiger Epigramme von Simonides dem Keier beschließen.

Das Fragment von Cydias Hermionensis wird von Schn. S. 375. 1. in folgender Gestalt aufgeführt:

μὴ κατέναντα λέοντος
νεβρὸς ἐλθὼν μοῖραν αἱρῆαι κρειῶν.

mit der Note: „Cydiae memoriam instauravit Buttmannus ad Platonis Charmid. 155. D. Ἐφλεγόμην καὶ οὐκέτ' ἐν ἐμαυτῷ ἦν καὶ ἐνόμισα σοφώτατον εἶναι τὸν Κυδίαν τὰ ἐρωτικά, ὃς εἶπεν ἐπὶ καλοῦ λέγων παιδός, ἄλλῳ ὑποτιθέμενος, εὐλαβεῖσθαι μὴ κατέναντι λέοντος νεβρὸν ἐλθόντα μοῖραν αἱρεῖσθαι κρεῶν. Αὐτός γάρ μοι ἐδόκουν ὑπὸ τοῦ τοιούτου ῥήματος ἁλωκέναι. Cavendum, ne hinnulus in leonis conspectum veniens in praedam cedas, dicit poeta. Cfr. Heindorfium. Horat. carmm. III. 20. etc. — 1. κατέναντι vulgo: plerique libri κατέναντα, κατ' ἐναντία. 2. μοῖραν dictum videtur, ut χάριν, ποινήν, v. Simon. Amorg. 7, 104." — Dabey scheint uns Hr. Schn. die

Sache, äußerlich und innerlich angesehen, mehr verfehlt als getroffen zu haben. Er wird z. B. die Vertheilung der überlieferten Worte in anderthalb Verse verschiedenen Metrums (daktyl. und trochäisch) schwerlich auf irgend eine Weise zu rechtfertigen im Stande seyn. Warum läßt er εὐλαβεῖσθαι unbenützt liegen, da es doch gewiß eben so wie die folgenden Worte zu Kydias Versen gehört hat? Seine Auffassung von μοῖραν αἱρεῖσθαι κρεῶν ist wegen des in dem von ihm angenommenen Sinne nicht gerechtfertigten μοῖραν κρεῶν (s. oben zu Fragment 7 aus Simonid. Amorg.) und wegen des passivisch gedeuteten αἱρεῖσθαι für verfehlt zu betrachten u. s. w. Wir kamen auf eine andere Deutung der Worte und auf eine andere Anordnung derselben zu Versen in folgender Art. Bey Platon heißt es p. 154 d.: καὶ ὁ Χαιρεφῶν . . , τίσοι φαίνεται ὁ παιδίσκος (Χαρμίδης), ἔφη, ὦ Σώκρατες; οὐκ εὐπρόσωπος; Ὑπερφυῶς, ἦν δ' ἐγώ. Οὗτος μέντοι, ἔφη, εἰ ἐθέλει ἀποδῦναι, δόξει σοι ἀπρόσωπος εἶναι· οὕτω τὸ εἶδος πάγκαλός ἐστιν. κτλ. Als nun dieser (nicht bloß εὐπρόσωπος, sondern) τὸ εἶδος πάγκαλος, Charmides, sich neben Sokrates niederließ, kam dieser ordentlich, wie er sagt, in Verlegenheit und verlor den Muth sich mit ihm zu unterreden; und als endlich Charmides den Sokrates unaussprechlich wie mit den Augen anblickte und sich anschickte ihn zu fragen, da sah Sokrates τὰ ἐντὸς τοῦ ἱματίου, und entbrannte und war nicht mehr bey sich selbst, und meynte jetzt die Wahrheit und den Sinn der Worte des Kydias zu begreifen, „ὃς εἶπεν (wie bey Platon fortgefahren wird) ἄλλῳ ὑποτιθέμενος, εὐλαβεῖσθαι μὴ κατ. λέοντ. νεβρ. ἐλθ. μοῖραν αἱρεῖσθαι κρεῶν.“ Aus dieser Schilderung schließen wir, Sokrates und Kydias haben sich gedacht, Eros hüte und bewache gleichsam den schönen Leib des schönen Jünglings, wie ein Löwe seine Beute, und wer es wage, jenen Leib auch nur mit dem Auge zu berühren, den überfalle und übermanne Eros, wie der grimmige Löwe das Hirschkalb, das ihm in den Weg kömmt. Die von Platon erhaltenen Worte des Dichters denken wir uns demnach in einen Zusammenhang etwa folgender Art: „Im Umgang mit schönen Knaben soll Einer ja nicht unbesonnen und keck seyn, sondern sich wohl hüten „τὰ ἐντὸς τοῦ ἱματίου“ beschauen und gleichsam am Fleische Theil nehmen zu wollen (μοῖραν αἱρεῖσθαι κρεῶν), da er sonst von Eros, wie ein schwaches Hirschkalb vom grimmigen Löwen würde ergriffen werden“ u. s. w. In Verse endlich bringen wir die Worte, unter der wenn nicht nothwendigen so doch gewiß frey stehenden Annahme, daß Kydias seine von Platon nur in veränderter Construction erhaltene Warnung in dritter Person ausgesprochen habe (εὐλαβείσθω τις), durch die unter dieser Voraussetzung nothwendige Verwandlung des Infinitivsatzes: μὴ .... μ. αἱρεῖσθαι κρεῶν in den Conjunctivsatz: μὴ .... μ. αἱρῆται κρ., mit der einzigen Abweichung von des Platon Ueberlieferung, daß wir νεβρός um 2 Worte höher gleich hinter μὴ hinauf rücken, und am Anfange des (natürlich aus seinem Zusammenhange gehobenen) Fragmentes nach unserer obigen Annahme ἀλλὰ voranstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Januar.

Nr. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae. Edidit F. G. Schneidewin.

(Fortsetzung.)

Dadurch ergeben sich uns wie von selbst zwey iamb. Trimeter; und so möchte das Fragment von Kydias gelautet haben:

(ἀλλ') εὐλαβείσθω, μή, νεβρὸς κατ' ἐναντία
λέοντος ἑλθὼν, μοῖραν αἱρῆται κρεῶν. *)

Von Epigrammen des Keier's Simonides schreibt Hr. Schn. die Inschrift auf einem den in der Salamin. Schlacht gebliebenen und auf Salamis begrabenen Korinthern von der Vaterstadt auf dem Isthmos errichteten Kenotaphion wie folgt in 2 Versen:

Ἀκμὰς ἑστακυῖαν ἐπὶ Εὐροῦ Ἑλλάδα πᾶσαν
ταῖς αὑτῶν ψυχαῖς κείμεθα ῥυσάμενοι.

Zwey andere Disticha, welche bey Aristides II. 380 (212 Dindorf.) als zu der Inschrift gehörig angeführt sind, läßt er weg oder bezeichnet sie wenigstens durch Haken als nicht zu der Inschrift gehörig, mit der Bemerkung unter dem Texte, daß Plutarch, die Anthol. Palat. VII. 250 und Schol. Aristid. nur das erste Distichon, Aristides allein auch die 2 letztern anführe, weßwegen er diese schon in seiner größern Ausgabe S. 154 f. als verwerflich bezeichnet habe. Allein, wenn die Inschrift, aus dem ersten Distichon allein bestehend, so allgemein und unbestimmt gehalten erscheint, daß man daraus nichts ersieht, als daß da Männer begraben liegen, welche für die Rettung von Hellas ihr eigenes Leben dahin gaben, nicht aber, wer die Männer waren, wo sie das Leben verloren, wo ihre Gebeine ruhen, ob an der Stelle der Inschrift oder anderswo; und wenn andern Theils die drey Disticha zusammen, als Inschrift des Kenotaphion genommen, alle Fragen, die man an das Denkmal stellen könnte, auf das vollständigste lösen und dazu nichts enthalten, was von Seite der Sprache u. s. w. Bedenklichkeiten erregen könnte: muß man da nicht die innere Wahrscheinlichkeit mehr gelten lassen, als die äußerliche Zufälligkeit, daß die Inschrift nicht überall, wo sie citirt wird, vollständig angeführt ist? Wir, um nur kürzlich unsre Ansicht und Meynung angedeutet zu haben, nehmen mit Aristides an, daß

*) In dieser Platonischen Stelle haben bey Bekker die Codd. A und Θ (gerade die zwey ältesten und besten Handschriften) folgende merkwürdige (von Schn. nicht angeführte Variante: ἑλθόντα ἀθανατώτητι θεία μοῖρα (Θ: μοῖραν) αἱρ. Indeß kann mich diese scheinbar vollständigere Ueberlieferung der Stelle aus Kydias vor der Hand zu keiner Aenderung an meinem Vorschlage bestimmen. Denn, um meine Meynung zu sagen, die 7 Sylben mehr, welche sich in den 2 Codd. vorfinden, scheinen weiter nichts zu seyn als eine Glosse, buchstäblich treu des Inhalts: ἀθανάτως ἤ θεία μοῖρα. Es hatte Jemand in Platon's Worten μὴ κατ. λέον. νεβρ. ἑλθόντα μοῖραν αἱρεῖσθαι κρεῶν statt μοῖραν gelesen μοῖρᾳ, dieß mit ἑλθόντα zusammengefaßt: μοίρᾳ ἑλθ., und dann das adverbiale μοίρᾳ zu erklären gesucht dadurch, daß er es gleichsetzte entweder dem Adverbium ἀθανάτως (= dem lateinischen immortalitas = divinitus) oder (ἤ) dem volleren Ausdrucke θείᾳ μοίρᾳ; und dieses Glossem kam irgend wie in den Text einer Handschrift und so denn auch in die zwey Bekker'schen Codices.

die Inſchrift auf dem Kenotaph der Korinther gelautet habe:

Ἀκμᾶς ἱστακυῖαν ἐπὶ ἕυρου Ἑλλάδα πᾶσαν
ταῖς αὑτῶν ψυχαῖς κείμεθα ῥυσάμενος
δουλοσύνης· Πέρσαις δὲ περὶ φρεσὶ πήματα πάντα
ἤψαμεν, ἁργαλέης μνήματα ναυμαχίης.
ὅστεα δ' ἄμμιν ἔχει Σαλαμὶς· πατρὶς δὲ Κόρινθος
ἀντ' εὐεργεσίης μνῆμ' ἐπέθηκε τόδε.

Auf ähnliche Weiſe gibt Schn. ein Epigramm (Fragm. Simon. 96.), welches er mit Recht als dem Leonidas geltend annimmt, und welches ohne Zweifel auf das Denkmal eingegraben war, das Herodot (VII, 225.) mit den Worten erwähnt: *ὅκου νῦν ὁ λίθινος λέων ἕστηκε ἐπὶ Λεονίδῃ*, in einem einzigen Diſtichon, mit der Anmerkung dazu unter dem Texte: Vulgo assutum est distichon supra quam dici potest murcidum hoc:

Ἀλλ' εἰ μή θυμόν γε Λέων ἐμὸν οὔνομά τ' εἶχεν,
οὐκ ἂν ἐγὼ τύμβῳ τῷδ' ἐπέθηκα πόδας.

Allein iſt denn nicht das erſte Diſtichon allein wieder zu unbeſtimmt ſeinem Inhalte nach, als daß daraus ein Leſer mit einiger Sicherheit hätte entnehmen können, wem die Inſchrift habe gelten ſollen? Daß ſie *θνατῶν καρτίστῳ* gelte, was die Inſchrift ſagt, konnte Niemanden genügen; den Namen des Mannes u. ſ. w. wollte man wiſſen. Und dieſe nähere Beſtimmung enthielt unſer Epigramm urſprünglich ganz gewiß eben in dem zweyten Diſtichon; nur daß dieſes, weil man die Inſchrift, nicht als dem Helden Leonidas, ſondern als einem gewiſſen Leon geltend auffaßte (Anthol. Pal. 344. „*εἰς Λέοντά τινα, ὃν ἐφροῦρει λίων μαρμάρινος*“), gerade durch Einſchwarzung dieſes Namens *Λέων* den Worten nach in etwas, dem Sinne nach gänzlich entſtellt ward. Wir denken Simonides Epigramm, wie es auf dem Löwendenkmal für Leonidas bey dem Hügel, wo er ſich mit ſeinen Spartanern zuletzt geſetzt und den Tod gefunden hatte, eingehauen war, ganz rein wieder herzuſtellen, wenn wir ſchreiben:

Θηρῶν μὲν κάρτιστος ἐγώ, θνατῶν δ' ὃν ἐγὼ νῦν
φρουρῶ, τῷδε τάφῳ λαΐνῳ ἐμβεβαώς.
εἰ γὰρ μὴ θυμόν θ' ὁ θανὼν ἐμὸν οὔνομά τ' ἔσχεν,
οὐκ ἂν ἐγὼ τύμβῳ τῷδ' ἐπέθηκα πόδας.

Damit war, denken wir, Leonidas, der Löwenmann, der mit Löwenmuth kämpfend an der Stelle des Denkmals gefallen war, paſſend zum Denkmale, einem den Begrabenen hütenden Löwen, und ſo deutlich bezeichnet, daß jeder vorübergehende Wanderer, welcher die Inſchrift las, gewiß an niemand andern als an Leonidas dachte.

S. 412. (Fragm. 102.) giebt Hr. Schn. das Epigramm, welches in Anthol. Pal. VII., 510. unter dem Titel aufgeführt iſt: *Σιμωνίδου· εἰς Κλεισθένην ναυηγὸν Χῖον.* Dabey machte der Name der Inſel *Χίος*, worin *ι* kurz iſt, den Bearbeitern nicht ohne Grund Schwierigkeit. Schn. annotirt darüber: „In edit. maj. correxeram *οὐδ' ἵκεις εἰς Χίον ἀμφιρύτην*. Bergkius 33. *οὐδὲ Χίον ἵκευ ἐς ἀμφιρύτην*· Nunc supersedeo mutatione: ictu metrico accedente videtur ī potuisse produci, ut in nomine proprio.“ — Wie, wenn Kleiſthenes, von dem wir doch weiter nichts wiſſen, als was uns das Epigramm von ihm ſagt, nicht ein Chier, ſondern ein Landsmann des Dichters, der die Inſchrift für ſein Grabmal verfaßte, alſo ein Keier geweſen wäre? Dießfalls würden wir das Epigramm, ohne irgend eine Wortverſetzung, alſo auf die allergelindeſte Weiſe und proſodiſch gewiß richtig, ſo herſtellen können:

Σῶμα μὲν ἀλλοδαπὴ κεύθει κόνις, ἐν δέ σε πόντῳ,
Κλεισθενες, Εὐξείνῳ μοῖρ' ἔκιχεν θανάτου

πλαζόμενον· γλυκεροῦ δὲ μελίφρονος οἴκαδε νόστου
ἤμπλακες, οὐδ' ἵκευ Κεῖον ἐς ἀμφιρύτην.

Die Insel kömmt vor unter den Namen Κέως, Κεῖος, Κήη (Ceos, Cea, Cia).

In dem darauf folgenden Epigramme „εἰς Κλεόδημον“ (S. 413. Fragm. 103.) meynen wir an zwey Stellen, zu denen Hr. Schn. nichts zu bemerken fand, Anstoß nehmen zu müssen, nämlich erstens an „Ἀΐδως καὶ Κλεόδημον... ἤγαγεν εἰς Θάνατον“: warum doch „auch, sogar den Kleodemos ꝛc.“, im Anfange des Epigramms, da weder voraus noch hintennach von irgend einem andern die Rede ist, bezüglich dessen jenes καὶ Sinn haben könnte? Dann: wie ist die Construction: „(Κλεόδημον) Θρηικίῳ κύρσαντα λόχῳ“ zu rechtfertigen? — Wir vermuthen, da uns bis daher nichts besseres in den Sinn gekommen ist, das Epigramm könnte ursprünglich ungefähr so gelautet haben:

Ἀνδροσύνη Κλεόδημον ἐπὶ προχοῇσι Θειαίρου
ἀενάου στονόεντ' ἤγαγεν εἰς Θάνατον
Θρηικίῳ ἰγκύρσαντα λόχῳ· πατρὸς δὲ κλεινὸν
Διφίλου αἰχμητὴς υἱὸς ἔθηκ' ὄνομα.

In dem auf derselben Seite (Fragm. 104) folgenden Epigramm auf Nikodikos schreibt Hr. Sch. den Pentameter so:

Νικόδικον δὲ φίλοι καὶ πόλις ἥδε ποθεῖ·

und merkt an: „ποθεῖ dedi: Pal. πολλή, ab altera manu πόλη· Brunckius Νικοδίκου δὲ φ. καὶ πόλ. ἥδε Πόλη· Planudes ἥδε κλάει.“ — Nach unsrer Meynung war Brunck auf dem rechten Wege das Wahre zu finden, wenn er nur nicht auf den unglücklichen Gedanken gerathen wäre, eine neue Stadt (Πόλη) in den Text zu bringen anstatt der ganzen Stadt, deren Bürger Nikodikos war, deren Namen uns übrigens das Epigramm nicht nennt, auch nicht zu nennen braucht, weil jeder Leser der Inschrift ihn wissen konnte und wußte, so lang das Epigramm an Ort und Stelle zu lesen war. Schreiben wir das Epigramm so:

Τῶν αὐτοῦ τις ἕκαστος ἀπολλυμένων ἀνιᾶται,
Νικοδίκου δὲ φίλοι καὶ πόλις ἥδε γ' ὅλη·

und wir können sicher seyn, die Wahrheit getroffen zu haben, nicht nur weil πόλη recht offenbar bloß durch einen Schreibfehler für γ' ὅλη (Π für Γ) in den Text gekommen, sondern auch, weil der durch unsern Vorschlag sich ergebende Sinn einzig befriedigend ist: „Jeder Einzelne beklagt den Tod der Seinigen; den des Nikodikos aber die Freunde und die ganze hiesige Stadt.“

S. 417. (Fragm. 121.) schreibt Hr. Schn.:

Ἀϊδ' ὑπὲρ Ἑλλήνων τε καὶ εὐθυμάχων πολιητᾶν
ἔστασαν εὐχόμεναι Κύπριδι δαιμονίᾳ·
οὐ γὰρ τοξοφόροισιν κτλ.

ἔστασαν εὐχόμεναι V. 2. nahm er an von dem Schol. des Pindaros, indeß Plutarch ἔσταδεν εὐξάμεναι, Athen. ἔσταδεν εὔχεσθαι geben, was als ganz schlecht verworfen wird, weil nicht Statuen aufgestellt, sondern ein Gemälde geweiht worden sey. — Δαιμόνιαι Plutarch; Lobeck δαμοσίᾳ. „At δαιμονίᾳ, utut insolens, verum esse patet ex γὰρ particula versus sq. Praeterea aptius foret δαμοσίᾳ, si ἔσταδεν sincera scriptura esset. Id secus est.“ Und wir unsers Theils müssen sagen: „das ist anders als Hr. Sch. meynt.“ Laut der von ihm selbst angeführten Stelle (Theopomp. Athen. XIII. 573. C.) war es bey den Korinthern alte Sitte bey Veranstaltung von öffentlichen Gebeten in großen Gefahren „συμπαραλαμβάνεσθαι πρὸς τὴν ἱκετείαν τὰς ἑταίρας κτλ.“ So waren denn auch, als der Perser Hellas überzog, die Korinth. Hetären mitgegangen in Aphrodite's Tempel und hatten daselbst für die Rettung des Landes gefleht; die Korinther aber stellten der Göttin zum Danke für die Rettung ein Gemälde auf, worin die Hetären, welche damals an der Supplikation Theil genommen hatten, (in Porträten) dargestellt waren. Und darauf verfaßte Simonides das Epigramm, von welchem wir handeln, und welches ohne Anstand mit Aufnahme des Vorschlages von Lobeck, übrigens nach Plutarchos so muß geschrieben werden:

Αἰδ' ὑπὲρ Ἑλλήνων*) τε καὶ εὐθυμάχων πολιητᾶν
ἑσταθεν εὐξάμεναι Κύπριδι δαμοσίᾳ·
οὐ γὰρ τοξοφόροισιν ἐμήσατο δι' Ἀφροδίτα
Μήδοις Ἑλλάνων ἀκρόπολιν προδόμεν.

i. e. αἵδε (αἱ ἐν τῷ πίνακι γεγραμμέναι ἑταῖραι) ὑπὲρ Ἑλλάνων τε καὶ εὐθυμ. πολιητᾶν Κυπριδι εὐξάμεναι, δαμοσίᾳ ἑσταθεν· (δικαίως·) διὰ γὰρ Ἀφροδιτα (τῇ ἱκετείᾳ αὐτῶν πεισθεῖσα,) οὐκ ἐμήσατο προδόμεν Ἑλλάνων ἀκρόπολιν τοξοφόροισι Μήδοις. — Ἑσταθεν können wir bloß aus dem Grunde „weil nicht Statuen aufgestellt, sondern nur ein Gemälde geweiht worden war“ nicht verwerfen lassen; denn das Gemälde wurde doch wohl auch aufgestellt und in und mit ihm auch die Hetären!

S. 422. finden wir (als Fragm. 134.) folgendes Epigramm:

Πατρίδα κυδαίνων ἱερὰν πόλιν Ὄλπις Ἀθάνας
τέκνον μελαίνης γῆς χαρίεντας αὐλοὺς
τούσδε σὺν Ἡφαίστῳ τελέσας ἀνέθηκ' Ἀφροδίτῃ,
καλοῦ κτλ.

mit der Anmerkung zu V. 2.: „τέκνον μελ. γῆς ad αὐλοὺς rettuleram, quos ex arundine compactos poeta lepide appellavisset. Bergkius 34. ad Ὄλπις adjecta ratus interpretatur in laudem τῆς αὐτοχθονίας, Atticis maximam. Non credo.“ — In dieses „Non credo“ Hrn. Schn's. stimmen auch wir aber freylich so ein, daß wir es gewissermaßen auch auf seine Erklärung ausdehnen. Denn nicht nur widerstrebt der Singularis τέκνον der Zusammenfassung dieses Begriffes mit αὐλοὺς τούσδε, sondern auch die Bezeichnung „aus Rohr durch Menschenhand zusammengefügter Pfeifen“ als „Kinder der dunkeln Erde“ hat etwas so Seltsames, daß wohl dieß selbst oder Aehnliches sonst nirgends sich finden möchte; und endlich, wie sollten die Rohrpfeifen mit Hephästos Hilfe vollendet worden seyn? Unter seiner Hand könnten sich die Rohre leicht in Asche verwandelt haben.

Nach unserer Meynung etwa so: Aus Thonerde geformte Gefäße, Figuren u. d. gl. können füglich „τέκνα μελαίνης γῆς“ genannt werden; und so fern sie nach geschehener Formung im Ofen gebrannt und dadurch vollendet werden, kann man eben so füglich von ihnen sagen, daß sie mit Hephästos Hilfe vollendet worden seyen. So möchte denn unser Olpis ein kunstgewandter Thonarbeiter gewesen seyn, dessen Geschicklichkeit seiner Vaterstadt Athen zur Ehre gereichte, und er könnte ein Paar artige von ihm verfertigte irdene Flöten der Göttin als Weihgeschenk dargebracht haben. In diesem Sinne ließe sich allenfalls vermuthen, daß Simonides das Epigramm auf Olpis Weihgeschenk so geschrieben habe:

Πατρίδα κυδαίνων ἱερὰν πόλιν Ὄλπις Ἀθάνας
τέκνω μελαίνης γῆς χαρίεντας αὐλοὺς
τούσδε σὺν Ἡφαίστῳ τελέσας ἀνέθηκ' Ἀφροδίτῃ,
καλοῦ δαμασθεὶς ἱμέρῳ Βρύσωνος.

Zum Schlusse unsrer Bemerkungen über Simonides Epigramme wollen wir endlich die von Andern schon vielfach besprochene Grabinschrift, welche, von Simonides verfaßt, die Megareer ihren im Perserkriege gefallenen Mitbürgern auf ihr Ehrendenkmal hatten eingraben lassen, noch kurz behandeln, nicht um sie wörtlich getreu ganz wieder herzustellen, was nun einmal unmöglich ist, sondern nur um klar an's Licht zu stellen, was von den bisherigen Bearbeitern entschieden getroffen, was entschieden verfehlt worden, und die Bedingungen anzudeuten, unter denen einiges vielleicht noch besser, als bis jetzt geschehen ist, hergestellt werden kann.

(Schluß folgt.)

*) Wahrscheinlich auch hier zu schreiben Ἑλλάνων.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen von Dr. K. Zeuß. München 1839, 58 u. XXXVII. S. 8.

I.

Bey geziemendem Respect vor dem Combinationsvermögen Anderer ein gerechtes Mißtrauen in sein eigenes setzend, scheut Ref. nichts mehr, als sich auf Fragen einzulassen, bey denen es so sehr darauf ankommt, unter mehreren fast gleich zulässigen Combinationen der spärlichen Nachrichten der Alten gerade die zu treffen, die, bis etwa zu jenen Nachrichten wieder eine ganz neue aufgefunden wird, für die natürlichste gelten darf. Und nur, weil namentlich hiezu aufgefordert, geht er an die Anzeige eines Schriftchens, dessen Aufgabe bereits nebst vielen andern ähnlichen in einem größern (in den Nummern 83 — 85 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter besprochenen) Werke desselben Verfassers erörtert ist.

Wenn, wie es denn den Anschein gewinnt, das kleine Schriftchen, wenigstens unter uns, größeres Aufsehen macht, als jenes bedeutende Buch „die Deutschen und die Nachbarstämme," so hat dieß wohl darinn seinen Grund, daß man lieber Kurzes als Langes, lieber uns zunächst Angehendes als Allgemeineres liest, und dann wohl mitunter auch darin, daß das große Buch in ruhig untersuchendem, das kleine aber in etwas polemischem Tone gehalten ist. Ref. gesteht, daß ihn gerade diese letztere Zuthat, die besonders in der Vor- und in der Schluß-Rede heraustritt, weniger angesprochen hat.

Der Verf. hat noch nicht an sich selbst die Erfahrung machen können, wie schwer es in einem gewissen Lebensalter lasse, sich in ganz Neues einzulernen und gewissermaßen Schüler von Solchen zu werden, welche selber unsre Schüler, ja unsre Kinder, gewesen sind oder gewesen seyn konnten. Die Schwierigkeit wird um so größer, je mehr dieses Neue in einen Kreis des Wissens greift, in dem wir selbst vor Andern einheimisch zu seyn, ja den wir wesentlich erweitert zu haben glauben dürfen. Wir bleiben gar zu gerne stehen bey dem, was wir gewissermaßen als etwas Abgeschlossenes, ja als unser Eigenthum betrachten möchten, da es doch ein unbegrenztes Gemeingut Aller, und, wie wir als Menschen zu wünschen haben, von Geschlecht zu Geschlecht in fortwährendem Anwachsen, in beständiger Läuterung begriffen seyn muß. Dieses unser Stehenbleiben aber, durch das die Wissenschaft selbst nicht aufgehalten werden kann, bringt uns, wo es betreffenden Orts sich nicht zu klugem Schweigen bescheidet, leicht in Gefahr, von einer jüngern Generation mißkannt und manchmal nicht nach dem Verdienste unsrer sonstigen Leistungen gewürdigt zu werden. Es ist dieß eine Erfahrung, die sich wohl, so lange man Wissenschaft treiben wird, in einem beständigen „heute wir, morgen dir" wiederholen dürfte, und die den ältern Mann, der sich bewußt ist, redlich das Seinige gethan zu haben, leicht verzeihen lassen wird, wenn ein jüngerer im frischen Eifer hie und da etwa zu weit gegangen seyn möchte.

Allerdings ist gewiß, daß ohne ein ernstes Studium der ältern und ältesten Sprache auch das des deutschen und der ihm verwandten Völker, wie es seit ein paar Jahrzehnten immer mehr ermöglicht wird, das Eingehen auf frühere Geschicke und

Zustände dieser Völker einer wesentlichen Beyhülfe entbehrt. Indessen möchte sich die Wirkung dieser Beyhülfe zur Zeit als eine vor leichtsinnigen etymologischen Seitensprüngen und daran geknüpften Hypothesen schützende negative noch öfter, denn als eine positive, d. h. ganz neue Thatsachen begründende erweisen. Wo es auf letzteres ankommen kann, steht der neuen germanistischen Doctrin nichts besser an, als äußerste Behutsamkeit, denn noch ist nicht einmal das bisher zu Tag gekommene Material, aus dem sie ihre Regeln abzieht, in genügendem Maße erschöpft, und manche dieser bisherigen Regeln kann noch verschiedene Einschränkungen und Modificationen zu erleiden haben.

Ref. gedenkt, nach dem Gesagten, mit Umgehung der Vor- und der Schlußrede bloß über den Kern des Schriftchens, S. 1—32, seine unmaßgebliche Meynung auszusprechen.

Es ist dem Verf., der den Satz, daß in den römischen Donau-Provinzen, in welchen nach der Hand die Bayern auftraten, nie Boii gewohnt haben, aus dem Schweigen der betreffenden alten Historiker und Geographen, unter denen der eine, Strabo, bloßen Irrthums geziehen wird, für im Voraus bewiesen annimmt, darum zu thun, für die Behauptung, die Bayern seyen vor ihrem Auftreten an der Donau die Bewohner Böhmens gewesen, seyen also die Markomannen mit neuem Namen, sowohl aus der Sprache als aus der Geschichte neue positive Beweise aufzubringen.

Diese Beweise findet er nun, da die betreffenden Stellen der Alten selbst einer solchen Combination nur nicht widersprechen, in einem Schriftsteller des tiefern Mittelalters, dem sogenannten Geographen von Ravenna [Geographus oder auch Anonymus Ravennas].

Es scheint also wohl vieles darauf anzukommen, welchen Grad von Autorität diese Quelle anzusprechen haben dürfte.

Sie ist, soviel Ref. weiß, aus einer ziemlich alten Pariser Handschrift zuerst im J. 1688, durch Porcheron, dann nach einer jüngern des Isaac Vossius als Anhang zum Pomponius Mela 1696 von Jacob Gronovius, 1722 von Abraham Gronovius herauszugeben. Dazu hat Joh. Hudson im dritten Bande der Geographiae veteris scriptores graeci minores, 1712, die abweichenden Lesarten einer dritten ebenfalls alten, italienischen Handschrift geliefert.

Der Autor, über welchen nichts weiteres bekannt ist, als was sich aus dem Satze [l. IV. c. XXXI.] „Ravenna nobilissima, in qua licet idiota ego hujus Cosmographiae expositor Christo adjuvante genitus sum“ ergiebt, hat, wie er oft wiederholt, aus vielen „Philosophi“ von denen freylich der eine so, der andere anders sage, auf Verlangen eines Bruders eine Beschreibung der ganzen alten Welt in fünf Bücher zusammengetragen. Unter jenen Philosophi oder Schriftstellern nennt er von solchen, die, wie man sonst weiß, über dergleichen Dinge geschrieben, nur Ptolemäus [bey ihm I., 8. IV. 6. 11., Rex Aegyptiorum ex stirpe Macedonum], Eutropius, Orosius, Jordanus [sapientissimus et sagacissimus cosmographus], dafür aber viele andere in solcher Eigenschaft sonst unbekannte, z. B. Aristarchus, Jamblichus, Libanius, Porphyrius [einmal mit dem Prädikat nefandissimus, ein andermal miserrimus], Sardonius u. A. als Graecorum philosophi, — Arbitio, Castorius, Lollianus als Romanorum cosmographi et philosophi, — einige Afrikaner, Perser u. s. w.; endlich, und mit als Hauptautoritäten, einige Philosophi Gothorum, als Marcomirus, Aithanaridus, Eldebaldus, Menelac.

(Fortsetzung folgt).

Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae. Edidit F. G. Schneidewin.

(Schluß.)

Hr. Schn. gibt die Inschrift in 5 Distichen (S. 410. Fragm. 94.); ganz richtig so, da, was nach dem 5ten Distichon auf dem Steine noch folgt, offenbar und jetzt wohl allgemein anerkannt nur

eine Nachbemerkung vom Renovator des Denkmals, dem Erzpriester Helladios, ist. Die fünf Disticha selbst schreibt er im Ganzen nach Böckh; doch mit einigen Eigenheiten. Im zweyten Distich. giebt er nämlich: τοὶ μὲν ὑπ' Εὐβοίας ἁλίῳ πάγῳ κτλ.; das fünfte Dist. schreibt er: Ἀστοὶ δ' ἄμμι τόδε γέρας ὀμφαλῷ ἀμφὶ πόληος Νισαίων ἔπορον λαοδόκῳ ἀγορᾷ mit der Anmerkung dazu: „Quod vestigia lapidis anxie rimatus posui, tulit assensum Boeckhii. Sed fortasse tamen δαμοδόκῳ ἀγορᾷ verius scribetur.“ Nach unserer Meynung nun ist das erste Distichon allerdings ganz in Ordnung; nicht so die vier andern. Im zweyten gibt der Stein ΠΙΕΤ-ΡΟΙΑΚ * ΙΠΑΧΩ; dieß kann nicht mit Boeckh als ὑπ' Εὐβοίᾳ ναυσικλύτῳ, noch weniger aber nach Schn. als ὑπ' Εὐβοίας ἁλίῳ πάγῳ gelesen werden; sondern man muß nach deutlicher Anweisung der Steinschrift Εὐβοίᾳ unverändert lassen und dazu ein Epitheton zu finden suchen, das mit κ anfangend in ἀχῳ endiget, und in der Mitte zwischen diesem Anfang und diesem Ende noch höchstens drey bis vier Buchstaben enthält, wie z. B. (die Richtigkeit des Wortes nicht behauptet, sondern nur zu augenblicklichem Gebrauch angenommen) κ(υμι)άχῳ. *) Zum dritten Distichon fehlt auf dem Steine der Pentameter; die Ergänzung desselben von Boeckh „νηῶν Φοινισσᾶν ἐξολέσαντες Ἄρην“ können wir nicht für treffend anerkennen. Warum nicht? wird aus den weiter folgenden Bemerkungen erhellen. Die 3 Distícha, 2—4 einschl., sind, eben aus Veranlassung des mangelnden Pentameters, bis jetzt unrichtig aufgefaßt worden. Die Bestatteten sprechen zuerst von sich in erster Person „wir . . . fanden den Tod.“ Daran reihen sie dann die Ausführung des Einzelnen in dritter Person: „die einen von uns kämpften mit in den Seeschlachten bey Artemision, bey Mykale, bey Salamis; Andere von uns wagten auch im Landtreffen bey Platäa berittene Schaaren anzugreifen.“ Endlich schließt das 4te Distichon so: „Die Mitbürger aber gewährten uns allen (zusammen) dieses Denkmal u. s. w.“ Diesen in den noch erhaltenen Worten deutlich genug indicirten und nach unserer Meynung nothwendigen Sinn erhalten wir in der angedeuteten Constructionsweise ausgedrückt, wenn wir das in jedem Fall ungehörige οἱ τινες in εἴ τινες verwandeln (das runde E der Steinschrift ward für O angesehen) und annehmen, daß in dem verlorenen Pentameter ein Zeitwort im Indicativ, dem ἔτλαν im 7ten Verse gleich gehalten, vom Dichter gesetzt worden sey. Wie die Böckh'sche Ergänzung des Pentameters dieser ersten auf das Innerliche gehenden Anforderung nicht entspricht, so scheint sie uns auch äußerlich nicht zu leisten, was billig verlangt wird, nämlich begreiflich zu machen, wie es gekommen, daß ein ganzer Vers verloren ging. Wir würden z. B. begreiflich finden, daß entweder der Steinmetz selbst oder der Kopist der Steinschrift, wenn zwey Verse hintereinander mit gleichem Worte endigten, von dem Schlußworte des ersten auf das des zweyten abirrte und so, mit Uebergehung des zweyten an den ersten Vers in seiner Schrift sogleich den dritten anreihte u. d. gl. Da nun in unserm Epigramme V. 4. mit τέμενος, V. 5. mit Σαλαμείνος endigte, also beyde mit den gleichen (fast gleichem) Sylben μενος und μεινος, so konnte, wenn auch V. 6 mit μενος sich schloß, der Schreiber, von dem Ende des 5ten Verses auf das des 6ten mit dem Auge abgleitend, gar leicht an den 5ten Vers sogleich den 7ten anreihen und somit den 6ten ganz auslassen. Auch in dieser Rücksicht fordern wir daher, daß der für uns verlorne Pentameter, wenn auch nur versuchsweise, anders, als von Böckh geschehen ist, und zwar so hergestellt werde, daß er auf die Sylben μενος sich endige. — Das vierte Distichon ist, wenn man (nach Obigem) εἴ τινες schreibt, ganz in Ordnung. — Das letzte Distichon endlich hat Hr. Schn. entschieden um vieles besser und der Steinschrift getreuer behandelt, als Böckh, aber es doch noch nicht ins Reine gebracht. Entschieden richtig sind nach Foderung des Steines alle Worte des Hexameters mit Ausnahme des letzten gegeben, welches als von Böckh selbstgemachte Ergänzung zweyer auf dem Steine noch sichtbaren senkrechten Striche zu dem Worte

*) Oder κυμαβράχῳ dgl., wie κυμακτύπῳ u. κυματοκτύπῳ?

Π(ΟΛΗΟΣ) vor der Hand als ganz und gar unsicher erscheint. Im Pentameter hat Schn. das Wort des Steines *ΝΕΙΣΕΩΝ* unfehlbar richtig in *Νισαίων* verwandelt; das darauf folgende *ἔπορον* (für *ΕΣΤΟΡΟΝ*) ist möglich, doch zweifelhaft; endlich *λαοδόκῳ* oder *δαμοδόκῳ ἀγορᾷ* ist dem Numerus und Casus nach entschieden falsch; denn der Stein gibt, wenn man nur den Anfangsbuchstab (mit kleiner Modifikation) doppelt setzt, ganz vollständig das Wort *ΔΑΜΟΔΟΚΩΝ*, welchem zufolge dann auch das auf dem Steine deutlich erhaltene *ΑΓΟΡΩ* nothwendig zu *ΑΓΟΡΩΝ* vervollständigt werden muß. Stellen wir das entschieden Richtige alles zusammen, so lautet das letzte Distichon, bis auf 2 Worte vollständig so:

Ἀστοὶ δ' ἄμμι τόδε γίρας ὀμφαλῷ ἀμφι . . .
Νισαίων . . . . . δαμοδόκων ἀγορῶν.

Wie nun aber die zwey kleinen Lücken noch auszufüllen seyen, ist ungewiß und wird es bleiben; nur so viel kann mit Sicherheit behauptet werden, daß an der einen oder an der andern Stelle ein Verbum des Sinnes „(sie) errichteten, weihten dgl.“, an der andern dann allenfalls ein Epitheton zu *γίρας*, oder zu *ὀμφαλῷ* oder gar noch zu *ἀγορῶν* ursprünglich gestanden seyn müsse. — Sollen wir selbst einen Versuch machen, das Epigramm nach Maßgabe unsrer eigenen Foderungen herzustellen, so würden wir (die Vor- und die Nachrede des Helladios mit eingeschlossen) das Ganze ungefähr so schreiben:

Τὸ ἐπίγραμμα τῶν ἐν τῷ Περσικῷ πολέμῳ ἀποθανόντων καὶ κειμένων ἐνταῦθα ἡρώων, ἀπαλ(ειφ)όμενον δὲ τῷ χρόνῳ, Ἑλλάδιος ὁ ἀρχιερεὺς ἐποίει πάλιν (γρα)φῆναι εἰς τοῦ(τον τὸν τύ)μβον. ἐποίει δὲ φίλ(ος) τῶν κειμένων καὶ τῆς πόλεως, Σιμωνίδης.

Ἑλλάδι καὶ Μεγαρεῦσιν ἐλεύθερον ἆμαρ ἀέξειν
ἱέμενοι θανάτου μοῖραν ἐδεξάμεθα.
τοὶ μὲν ὑπ' Εὐβοίᾳ [κυμαίχῳ], ἔνθα καλεῖται
ἀγνὰς Ἀρτέμιδος τοξοφόρου τέμενος,
τοὶ δ' ἐν ὄρει Μυκάλας, τοὶ δ' ἔμπροσθε Σαλαμῖνος
[δεινὸν ἰδεῖαν ἐνὶ ναυμαχίαισι μένος].
τοὶ δὲ καὶ ἐν πεδίῳ Βοιωτίῳ, εἴ τινες, ἔτλαν
χεῖρας ἐπ' ἀνθρώπους ἱππομάχους ἴέναι,
ἀστοὶ δ' ἄμμι τόδε γίρας ὀμφαλῷ ἀμφὶ [παλαιῷ]
Νισαίων [ἔπορον] δαμοδόκων ἀγορῶν.

Μέχρις ἐφ' ἡμῶν δὲ ἡ πόλις ταῦρον εἰ ἠγιζεν.

Ohne auf weitere Erörterungen einzugehen, erwähnen wir bloß, daß wir bey dem *παλαιῷ ὀμφαλῷ Νισ. ἀγορῶν* (nach Pausanias I. 43, 3.) an das *Αἰσύμνιον καλούμενον μνῆμα* der alten Heroen von Megara denken, bey welchem zur Auszeichnung auch die im Perserkriege gefallenen Helden bestattet und mit einem Grabmale beehrt worden waren.

Und so schließen wir denn unsre Anzeige der Schneidewin'schen Fragmentensammlung nach der einen Seite mit der Versicherung, daß wir bey oft wiederholter Beschäftigung mit dem Buche viel Vergnügen und vielfache Belehrung daraus gezogen haben, nach der andern Seite mit dem Wunsche, daß recht viele andre Gleiches thun und erfahren, insbesondre aber, daß Männer vom Fache die herrlichen, leider zum Theile noch mehr oder weniger entstellten Ueberreste alter Dichtungen mit gleichem Eifer und Ernst, dazu mit größerm Glück als wir, bearbeiten mögen, damit, wenn unersetzlich Verlornes und wahrscheinlich herstellbares Gut einmal sicher erkannt und ausgeschieden seyn wird, Einer auftreten und das Gute und Gewisse insgesammt zu Nutz und Frommen aller Freunde der alten Literatur kurz gefaßt an's Licht stellen könne.

J. F.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen von Dr. K. Zeuß.

(Fortsetzung.)

Ueber die Herkunft der Gothen selbst weiß er indessen mehr nicht, als was Jordanus „de insula Scanza“ zum Besten giebt, welcher Jordanus (Jornandes) übrigens, wie auch „Sanctus Isidorus Yspaniensis“, nicht unter die Philosophi Gothorum gerechnet ist, während diese Ehre einmal (IV, 14) auch dem Aristarchus, und IV, 42. dem Castorius widerfährt. So heißt es l. V. c. 31. „Britanniam insulam quidam Gothorum philosophi quasi micosmi appellaverunt, da dieß, l. I. c. 3, wohl mit mehrerem Fug [ἡμίκοσμος], den Philosophi Graecorum in den Mund gelegt ist.

Bey seiner Aufzählung der Länder und ihrer Bewohner und Orte spricht er meistens in der vergangnen Zeit, so und so sey dieß und jenes nach Angabe irgend eines seiner Gewährsmänner gewesen oder genannt worden; manchmal setzt er bey, so und so heiße es jetzt; oft aber läßt er ungewiß, ob, was er angiebt, von seiner oder von früheren Zeiten zu verstehen sey. Während er z. B. l. III. c. 11. bey Mauritania Gaditana beysetzt: „quae barbaro modo Abrida dicitur, ubi gens Wandalorum a Belisario devicta fugit et nunquam comparuit,“ l. V. c. 31., bey Britannia insula, „ubi olim gens Saxonum veniens ab antiqua Saxonia cum principe suo Anschis (Cod. Vatic. Ansehis, wohl Hengist,) in ea habitare videtur,“ — l. IV. c. 13. bey Dania: „quae modo Nortmannorum patria,“ — l. IV. c. 26. bey Argentaria: „quae modo Stratisburgo (Cod. Vatic. Stratiburgo) dicitur,“ ist doch z. B. von Longobarden in Italien, von Saracenen in Spanien mit keiner Sylbe die Rede.

Daher sind denn auch die Ansichten der Gelehrten über das Alter und den Werth dieser Compilation sehr verschieden.

Eccard, der sein Werk de rebus Franciae orientalis mit dem Ravennaten anhebt, und am Schlusse des ersten Bandes p. 902 — 911 abermals auf ihn zurückkommt, ist, was auch Leibnitz war, geneigt, denselben für einen Gothen des VII. Jhrh. zu halten, ja er meint sogar in dessen mehr als barbarischem Latein ein paar förmliche gothische Ausdrücke [rutido und palligines] nachweisen zu können. Dagegen setzt ihn Casimir Oudin in Betracht einer l. I. c. 6. eingeflochtenen, das Paradies betreffenden Stelle, die hier dem heiligen Athanasius, Bischof von Alexandria auf Fragen des Antiochus in den Mund gelegt wird, die aber in der That nur einem viel spätern Athanasius, Patriarchen von Alexandria, angehören könne, bis ins XIII. Jahrh. herab. Beretti, der gelehrte Dissertator zu der tabula chorographica Italiae medii aevi vor dem X. Bande von Muratori's Scriptt. rer. Italic., nimmt als Zeitpunkt der Compilation das IX. Jahrh. an, worin ihm ein nicht minder umsichtiger Kritiker, Pet. Wesseling, beystimmt.

Was nun den Werth und die Brauchbarkeit dieses Productes betrifft, so faßt Beretti sein Urtheil in die bedeutsamen Worte zusammen: Vix in subsidium licet illo uti, non censuram agendo. Nicht günstiger läßt sich (v. Fa-

bricii Biblioth. lat. med. aevi, artic. Ravennas) Wesseling darüber aus. Er glaubt die langen Reihen meist verdrehter Namen, die der Compilator einem Castorius, Lollianus, Libanius, Aristarchus, Sardatius ꝛc. zuschreibt, mit denen der Tabula Peutingeriana und des sogenannten Itinerarium Antonini nicht so fast einerley Ursprungs, als geradezu denselben entnommmen. Ja, er traut dem Ravennaten zu, seine Gewährsmänner über „Colchia“ und das Amazonenland, Pentesileus und Marpesius, aus den Namen der Amazonen Penthesilea und Marpesia, seine „Philosophi“ Hylas und Perithous aus den Namen der Gefährten des Herkules und des Theseus sich zurecht gemacht zu haben.

Ref. bekennt, daß auch er sich zu keinem rechten Glauben an die gothischen und so viele andere alte Geographen, die der Compilator noch habe benutzen können, und die nach der Hand spurlos untergegangen seyen, zu erheben vermöge. Er ist und bleibt der Meynung, daß unter den Namen, die der Geograph aus Ravenna vorbringt, jeder der sich nicht auch aus andern sicherern Quellen nachweisen läßt, wenigstens sehr bedenklich und nicht sonderlich geeignet scheine, irgend einer darauf zu bauenden Annahme zum Untergrunde zu dienen.

Und dieß ist denn wohl in vollem Maße der Fall mit dem Namen Baias, den unser Verf. aus der Stelle l. IV. c. 18. (Patria, quae dicitur Albis . . . , cujus aliqua pars Baias dicitur) so vorzugsweise als Stütze seiner Deduction heraushebt.

Die Form Baias, oder, wenn man ja will, Baia, müßte, um sie, wie der Verf. thut, als nächstes Etymon des Namens Baier (alt. Peigiri, lat. Baiuuarius) ansehen zu dürfen, ihrer Zeit wirkliche Benennung eines Landstriches gewesen seyn, und wir müßten die Gewißheit haben, daß gerade dieser Name nicht wie die meisten andern vom Compilator (der z. B. l. IV. c. 10. „in patria Hellas neben Athenas ein Tepias, Chronias u. dgl. aufführt) entstellt, sondern rein überliefert sey. Und woher diese Gewißheit? Dann, wo liegt überhaupt sonst ein innerer Grund, dieses Baias gerade mit den Baiern in Zusammenhang zu bringen, als in der, fast zu großen, Aehnlichkeit des Klanges und in dem Bedürfnisse des Forschers. Steht aber der Name, sey er einst ein wirklicher gewesen oder sey er erst vom Compilator so gemodelt, im Grunde denn doch mit dem durch das Zeugniß eines Tacitus festgestellten Boihemum oder mit dessen wesentlicherem Bestandtheil Boii (Boios) in Beziehung, so ergiebt wohl die neue Deduction auch nur was man immer geglaubt, daß der Name der Boii auf die Baiern übergegangen. Nur wo? ob schon jenseits oder erst diesseits der Donau? das ist die Frage. Doch für das Land diesseits werden aus derselben Quelle, die uns das liefert, welches Baias genannt wird [dicitur], ebenfalls im Präsens, Baiuuarii geboten.

In der Stelle l. IV. c. 37. nämlich, welche heißt: montes (quos quidam Titanos dicunt) dividunt inter Provinciam et Italiam, inter Burgundiam et Italiam, inter Janos et Italiam, inter Ranicos quae modo ab Annariis dominatur et Italiam etc.“, glaubt unser Verfasser, sey offenbar zu lesen: inter Francos quae modo a Baiuuariis dominatur etc. Nach dem Cod. Vatican. lautet dieselbe Stelle: . . . montes . . . dividunt provinciam Septimanam et Italiam, Burgundiam et Italiam, Maurianos et Italiam, Ranicos quae modo ab Annariis dominatur et Italiam, Corontanos et Italiam etc. Also gleichfalls Ranicos, aber Maurianos statt Ianos, Annariis statt Aunariis. Daß ein etwaiges abauuariis im Lesen oder Abschreiben zu ab Aunariis oder ab Annariis geworden, ist sehr möglich —, aber darum doch noch nicht gewiß. Ist aber in der That Bauuariis zu lesen, so weist hier, wie z. B. da, wo von Nortmanni die Rede, das „modo“ bestimmt auf die Zeit des Compilators, d. h. auf das IX., wo nicht auf ein noch späteres Jahrh., wo die Bauuarii auch sonst oft genug, politisch, mit und unter den Franci genannt werden.

In wiefern nun das, was der Verf. beweisen haben will, auf diesen und ähnlichen Stellen z. B. l. I. c. 11. des Geographus Ravennas be-

ruht, muß Ref. gestehen, daß er daraus noch keine neue Ueberzeugung habe gewinnen können. Immer noch für bloß wahrscheinlich, keineswegs aber für erwiesen gilt ihm die Annahme, daß die unter dem Namen Bayern diesseits der Donau aufgetretenen Deutschen keine andern seyen, als eben die, welche, dem erwähnten Zeugniß des Tacitus zufolge, das fortdauernd nach den vertriebenen gallischen Boien benannte Land jenseits bewohnt und als Grenzhüter geschirmt hatten. Allerdings scheinen gerade sie, die sich nur über den Strom auszudehnen brauchten, am ersten berufen gewesen zu seyn, das heutige Oesterreich und Bayern zu besetzen, und stark genug, ihre Sitze gegen nachdringende nördlichere Stämme zu behaupten; wie denn namentlich die Longobarden einen östlichern Weg nach Italien eingeschlagen haben. Allerdings kann es jenem Donauvolke nur zur Ehre gereichen, von Völkern des alten Markomannen-Vereins abzustammen; doch dieß, sowie die Herkunft der heutigen Oberpfälzer aus demselben, nur westwärts ausgebreiteten Stamme, die unser Verf. im Dialekt derselben beurkundet zu finden vermag, muß wohl immer noch eines bessern, eines eigentlichen Beweises gewärtig bleiben.

J. A. S.

II.

Woher sind die Bayern? Woher stammt und was bedeutet dieser Name? Diese Fragen wurden schon in früher Zeit, namentlich aber in den letzten Jahrzehnten häufig aufgeworfen, und auf verschiedene Weise beantwortet. Eine scharf ausgeprägte Individualität verleiht den Völkern, den Stämmen und Individuen eine besondere Stellung, eine, je nach Umständen, größere oder geringere Bedeutung in der Weltgeschichte. Die Bayern sind aber, was Niemand läugnen wird, ein höchst eigenthümlicher Stamm des deutschen Volkes, und die Lösung dieser aufgeworfenen Fragen erscheint deßhalb mit Recht von der größten Wichtigkeit, nicht nur für die Geschichte unserer Lande, sondern auch für die Geschichte des ganzen deutschen Vaterlandes. Nicht aus der Sucht immerdar etwas Neues zu sagen, wurden diese Fragen verschieden beantwortet; sie wurden nicht aus Partheylichkeit, welche mit geschäftiger Hand an den Urkunden der Geschichte so lange rüttelt und schüttelt, hier abschneidet und dorten zugiebt, bis diese endlich gegen ihren Willen dasjenige sagen müssen, was der augenblicklichen Leidenschaft oder einem müßigen Einfalle dient, auf ganz verschiedene Weise gelöset; nein, diese Krankheit blieb ferne von dem Boden der bayerischen Geschichtskunde. Hier forschte man fleißig und gewissenhaft, und theilte das gewonnene Resultat ungeschmälert mit, in einfacher prunkloser Rede. Die Antworten lauteten und lauten deßhalb so verschieden, weil es durchaus an sichern gleichzeitigen Quellen fehlt, um alle Schwierigkeiten zu lösen. Auf dem fruchtbaren Felde der beurkundeten Geschichte giebt es nur einen Weg, den guter Wille, Fleiß und Einsicht leicht herausfinden werden. Aber in den öden Steppen, der von den Zeitgenossen nicht angebauten oder verstümmelt überlieferten Jahrbücher der Geschichte, forscht man vergebens nach einer Bahn, die den wissensdurstigen Wanderer hinüberführe zu den schönen von redenden Menschen bevölkerten, durch kunstreichen und einsichtsvollen Sinn cultivirten Gegenden. Jeder versucht nun, so wie es ihm am besten dünkt auf seine eigene Weise über die unerquicklichen Sandwüsten hinüberzukommen; und es werden allerley Wege der Hypotheſen und Muthmassungen eingeschlagen. Es möge nun deshalb einem Jeden vergönnt seyn, in wissenschaftlicher Weise eine neue Bahn zu versuchen, um hinüberzusetzen über die Bojerwüste zu der angebauten Hochebne des Bayerlandes, wo Herzog Garibald uns entgegentritt, an der Hand führend die longobardische Fürstentochter und des Frankenkönigs Wittwe Wolderada oder Wuldetrada. *)

*) Gregor. Turon. historiae IV. 9. Chlotocharius rex accepit, copulans Vuldetradam, uxorem ejus (Theobaldi) strato suo. Sed increpitus a sacerdotibus reliquit eam, dans ei Garivaldum ducem. Nach der neuen kritischen Ausgabe, Paris 1837 II. 24. Paul. Diac. de Gestis Longob. I. 21. Garibald wird bekanntlich an einer andern Stelle des Paulus auch Rex genannt, was aber dann bloß so viel als Dux heißt. In diesem Sinne gebraucht auch Constantin Porphyrogenneta (De Caerem. Aul. Byz. II. 398) das Wort, von den Herzögen von Sachsen und Bayern. Stritter Mem. Popul. IV. 478.

Die Stämme und Völker der Erde erhalten beynahe durchgängig, im Verlaufe der Zeit, ihre Namen von den Nachbaren, die, nicht selten aus bloßen Zufälligkeiten und Localitätsverhältnissen hervorgegangen, deßhalb so schwer und häufig unmöglich zu enträthseln sind. Die Deutschen erhielten den Namen Germanen von den benachbarten Kelten, und sie selbst haben höchst wahrscheinlich den Esthen und Wenden diese Namen gegeben; die Russen nannten die südöstlich von ihnen hausenden Bewohner der Sümpfe, die Finnen Tschuden, und die Aethiopier verdanken ihren Namen der lebendigen Phantasie der fernen Griechen. Die Kaufleute des Alterthums nannten die Chinesen, Serer oder Seidenhändler, indem sie nur durch die Bewohner des Mittelreiches die anfänglich dem Gelde gleichgeachteten Seidenstoffe erhielten. Der Kalmüke heißt seinen Sohn Bischduda, weil in dessen Hütte ein Schwabe mit diesen Worten seinen Hund begrüßte. *) Wer möchte nun unter solchen Umständen, auf dieses unermeßliche Meer der Zufälligkeiten sich wagen und die ursprüngliche Bedeutung aller Namen der Völker, Stämme und Individuen erklären wollen? Die meisten bayerischen Geschichtsforscher waren auch einsichtsvoll genug, die Erklärung des Namens der keltischen Boji, die nun einmal nach ihnen die Stammväter der deutschen Bayern seyn sollten, gar nicht unternehmen zu wollen. Es konnte einem so tüchtigen Manne, wie Lori war, bloß in einer schwachen Stunde die Vermuthung entschlüpfen: ein Theil der Kelten wäre wohl, weil sie Wald und Gebüsch bewohnten, das in ihrer Sprache bois hieße, Bojen genannt worden. Wir nehmen deßhalb den Namen Boji als eine geschichtliche Thatsache, deren Ursprung, wie viele andere in der Erd- und Völkerkunde, wir nicht erklären können. Ist doch die aus der genauen Untersuchung aller vorhandenen Monumente gewonnene Ueberzeugung, daß wir nichts erforschen und wissen können, ebenfalls ein Wissen, wenn auch bloß ein negatives.

Die Bojer, dieß steht zweifellos da in der beurkundeten Geschichte, sind Kelten; die Bayern werden aber, bey ihrem ersten Auftreten, wie im Verlaufe der Zeit bis auf den heutigen Tag, nach Sprache, Gesetzen und Gewohnheiten als ein ächter Kernstamm des deutschen Volkes befunden. Es mußten deßhalb von den Alterthumsforschern, welche nun einmal die Bayern von den Bojen herleiten wollten, die keltischen Buschmänner durch allerley Künste in Deutsche umgewandelt werden.

*) „Während meines Aufenthaltes unter den Dörböten," sagt Schmidt in seiner Würdigung und Abfertigung Klaproths — Leipzig 1820, S. 86, „besuchte ich einen Saissang Namens Churghum (Lamm), der zugleich das Amt eines fürstlichen Theekochs (Taitschi) hatte, und dessen Frau einige Tage zuvor einen Knaben geboren hatte. Während des Gesprächs kam mein Hund, der mich vermißte und meine Spur aufgesucht hatte, in die Hütte gesprungen, und ich empfieng ihn mit dem unwillkührlichen Ausruf: Bist du da! wovon kein Mensch Notiz zu nehmen schien. Nach geraumer Zeit besuchte ich den Taitschi wieder und hörte den kleinen Jungen von der Mutter Bischtota nennen. Auf meine Frage, woher sie diesen sonderbaren, unkalmükischen Namen habe, erinnerte sie mich an meinen frühern Besuch und an die Ankunft meines Hundes in der Hütte, mit dem Beyfügen, daß ihr Sohn damals noch keinen Namen gehabt und auf eine schickliche Veranlassung dazu gewartet wurde, die dann mein Hund gab. Dieser Bischtota lebt noch, ist jetzt über zwanzig Jahre alt und führt noch immer diesen Namen." Es ist eine Sitte mehrerer asiatischen Völker, einem neugebornen Kinde den Namen derjenigen fremden Person zu geben, welche nach der Geburt desselben zuerst das Haus betritt. Es findet diese Sitte namentlich bey den Tscherkessen statt. So sagt der Genueser Giorgio Interiano: Impongono alla ditta creatura el nome della prima persona aliena, quali entri dopo lo parto in casa. Ramusio II, 196.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen von Dr. K. Zeuß.

(Fortsetzung.)

Die Bojen, sagte der eine, blieben im Lande und nährten sich redlich; haben aber während der Jahrhunderte der Völkerwanderung, wahrscheinlich zum Zeitvertreibe, die deutsche Sprache erlernt — nach welchem Lehrbuche wird nicht angegeben — und da sie, wovon auf Erden kein zweytes Beyspiel sich vorfindet, diesen einsichtsvollen Leuten besser als ihre eigene zusagte, so haben sie das Keltische ganz und gar aufgegeben und von nun an deutsch gesprochen. Nein, sagte der andere, die Bojen haben bis ins achte Jahrhundert ihre keltische Muttersprache beybehalten und dann erst, aus welchem Grunde wird nicht gesagt, plötzlich deutsch gesprochen; und wer noch daran zweifeln wollte, der möge die älteste Passauer Chronik, wo dieß mit deutlichen Worten geschrieben steht, selber nachlesen. Wir glauben nicht, daß es jetzt noch nothwendig ist, diese wunderlichen, den Jahrbüchern aller Völker und Zeiten wie dem gesunden Menschenverstande widersprechenden alchemischen Wandlungen, ernstlich zu widerlegen. Hadrian Valesius hat schon, gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts' in seiner scharfen kritischen Weise auf die Nichtigkeit dieser Voraussetzungen hingedeutet. *) Niemals in der ganzen Weltgeschichte hat ein Volk oder auch nur ein Individuum seine Sprache, seine Nationalität oder Individualität aufgegeben oder aufgeben können; so wie er geboren und erzogen wird, stirbt der Mensch, dem Wesen nach unverändert. Auch ist niemals ein zahlreiches Volk spurlos vernichtet worden oder verloren gegangen im Laufe der Zeiten —, dieß sind für den kritischen Geschichtsforscher und Menschenkenner zwey unumstößliche Wahrheiten. Die germanisirten Slaven können hier nicht zum Beweise aufgeführt werden. Ihre körperliche Gestalt, viele Sitten und Einrichtungen und vor Allem die Rede stehen noch da als lebendige Zeugen ihrer Abstammung. Es geschah hier nicht das erste und einzige Mal, daß man über dem geschriebenen Worte des Lebens vergaß, und mit einigen allgemeinen Sätzen eines einsichtslosen oder leidenschaftlichen Schreibers glaubte, das Unmögliche möglich zu machen oder gar beweisen zu können.

Aber um wieder auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so fragen wir: Wo sind denn die Bojen hin und die Bayern hergekommen? Mag aus den Bojen geworden seyn, was da wolle, dieß liegt außer dem Kreise unserer jetzigen Untersuchung. Die dunkle Bojische Mythe hat mit den Bayern nichts gemein. In der hel-

*) Rer. Franc. XXIV. Lutetiae Paris. 1658, III, p. 460. Quam gentem Germaniae fuisse plurima mihi persuadent, imprimis nomina Baioariae Ducum mere Germanica, Garibaldus, Theodo ect. Und dann am Ende der gelehrten Untersuchung p. 463: Cum itaque Zenone Anastasioque principibus nullos usquam Boios Idololatras ac lingua germanica utentes reperiam, Baioarios qui Vindelicium Noricumque armis occuparunt, Boios fuisse non credo. Aeußerliche, ganz unzweydeutige Zeugnisse über die deutsche Abstammung der Baiern liefert schon Paulus Diaconus I. 27, II. 50. Bayern, Longobarden und Sachsen werden hier Leute derselben Sprache (ejusdem linguae homines) genannt.

kern historischen Zeit finden wir in Deutschland, mögen auch einige unkundigen oder ungenauen Griechen und Römer, wie z. B. Dio Cassius, der hie und da alle Germanen Kelten nennt, berichten, was sie wollen, keine Kelten. Dieß, sagen einige der neuesten Forscher, müssen wir auch zugeben. Es haben aber doch wenigstens ehemals Boji in Bojohemum und Bayern gewohnt, und von ihnen haben beyde Länder den Namen erhalten. Siehe! Ein wunderliches Gemisch deutscher Stämme, Rugen, Heruler, Schyren, Turcilingen und Gepiden haben sich, nachdem Odoaker (487) alle Romani nach Italien abgeführt hatte, des ehemaligen Landes der Boji bemächtigt, und sie ließen es sich sämmtlich gefallen, von nun an Bayern genannt zu werden; oder sie kamen vielleicht gar freywillig darin überein, sich selbst so zu benennen. Es wäre doch sonderbar, wenn alle diese deutschen Stämme, die vor einigen Jahrhunderten hier ansäßigen keltischen Bojen so hoch geachtet hätten, daß sie sich sämmtlich nach ihnen genannt und die eigene Benennung Rugen, Turcilingen, Schyren, Heruler und Gepiden so ganz verschmähet oder vergessen haben sollten. Wo haben denn sonst auf Erden die Deutschen ihre eigenen Namen so geringe geachtet? Haben denn die Franken sich jemals Gallier, die Sachsen und Angeln Briten, die Ostgothen Italiener oder Römer, die Westgothen Spanier, die Vandalen Karthager oder Punier, Numidier oder Mauritanier, und die Normannen in der Normandie, Franzosen genannt? Wir finden im Gegentheile, daß die Deutschen, wo immer sie sich bleibend niederließen, ihren angestammten Namen beybehielten und das neu erworbene Land nach diesem benannten. Sollte denn dieß nur in Bayern nicht der Fall gewesen seyn? Diese Hypothese, fügt noch Zeuß (S. 52.) hinzu, vermag weder begreiflich zu machen, wie sich oberdeutsche Sprachformen, die sich in allen alten bayerischen Eigennamen zeigen, bey Völkern bilden konnten, die sämmtlich von Osten kommen, und den Gothen verwandt, in ihren Eigennamen gothische Formen darbieten, noch kann sie irgend eine geschichtliche Nachricht für sich aufbringen, da im Gegentheile aus sichern Angaben erhellt, daß alle jene Völker nach andern Richtungen gezogen sind.

Daß aber das Verneinen und Einreißen, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, leichter ist, als das Beweisen und Aufbauen, davon hat uns Z. einen neuen sprechenden Beweis geliefert. Nach ihm sind die Bayern Nachkommen der Marcomannen, wie schon Mannert muthmaßte in der ersten Ausgabe des dritten Theiles der Geographie der Griechen und Römer, — eine Muthmaßung, welche dem Verfasser des vorliegenden Büchleins (Vergl. S. 51.) wohl bekannt war. Diese Meynung hatte auch bereits Fréret ausgesprochen, vor mehr denn hundert Jahren, in seiner bekannten Abhandlung: Ueber den Ursprung der Franken. (Oeuvres V. ed. 1796.)

Man hat sich nun bemüht, sowohl die Behauptungen als die Beweise, worauf sie fußen, aus der vorliegenden Schrift, großentheils mit den eigenen Worten des Verfassers, zusammenzustellen; indem durch die Fassung eines an sich dunkeln Gegenstandes oder einer schwierigen Untersuchung in bestimmte Sätze, die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit, die Haltbarkeit oder Nichtigkeit derselben jedem Kundigen von selbst einleuchtet. Es bedarf dann selten einer weitern Anführung der Gründe dafür oder dagegen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend hielt man es auch für überflüßig, eine besondere Beleuchtung oder Widerlegung alles Einzelnen hinzuzufügen. Das Positive der Schrift des H. Prof. Z. mag wohl in folgenden Sätzen enthalten seyn:

1) Das Land Bojohemum (Böhmen) ward nach den hier seßhaften Bojen genannt; abgekürzt heißt es Baias.
2) Die Marcomannen erobern dieses Land und bewohnen es; sie behalten aber ihren Namen Marcomannen und werden nirgendwo Böhmen genannt. So heißen sie selbst Marcomannen noch als die Unterthanen des Attila um die Mitte des fünften Jahrhunderts. H. M. Murat. I. 97. a.
3) Diese Marcomannen ziehen in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts über den böhmischen Wald, heißen sich jetzt, da sie sich nicht mehr Marcomannen nennen mochten; denn Marcomanni konnte höchstens noch Bedeutung behalten, so lange sie dem Rö-

merreiche unmittelbar als Grenzvolk gegenüberstanden; Bayern, d. h. Leute aus Baia, Baiheim. *)

Die Abstammung der Bayern von den Marcomannen wird aber bewiesen:

I. Aus sprachlichen Gründen, indem die Benennung Bayer nicht von dem Namen eines Volkes z. B. Bojer herkommen könne, sondern von einem Lande. Dieses Land ist aber Beiheim, Baias.

II. Aus geschichtlichen Gründen, und diese sind, wie Z. selbst sagt (S. 31), eine flüchtig ausgezogene und unbestimmt hingeworfene Angabe eines namenlosen Geographen aus dem neunten Jahrhundert, der in seiner nachläßig und wild hingeworfenen Darstellung, aus irgend einem gothischen Geographen, uns eine Stelle erhalten hat, nach welcher die Bayern ein Geschlecht der Franken seyen, das in einem unbekannten Lande Albis gewohnt haben soll. Es sind zwar die spätern einheimischen Angaben der deutschen Völker über ihre Herkunft, wie der Gothen, **) Burgunden, Longobarden sämmtlich fabelhaft (S. 27); das thut aber nichts zur Sache. Es werden dann die willkührlichsten Emendationen und Deutungen vorgenommen, um der verwirrten sinnlosen Stelle des elenden Kompilators aus dem neunten Jahrhundert, den Sinn unterzuschieben, welcher der Hypothese des Verfassers am meisten zusagt. Nach allen Emendationen bleibt aber doch noch im Texte dominatur, was unter der Hand in denominatur verwandelt wird. „Bey dominatur ist nicht an herrschen zu denken (Warum nicht?), sondern es steht in dem barbarisch schreibenden oder oft barbarisch verstümmelten Schriftsteller in beyden Stellen für denominatur (S. 30)." Auf welcher Handschrift, auf welchen sprachlichen Gründen beruht denn diese Annahme? Domina-tur steht hier doch wahrlich nicht für denominatur, weil Procopius irgendwo sagt, Stellen die Pr. Z. bey dieser Gelegenheit anführt: ἐς Γερμανούς, οἱ νῦν Φράγγοι καλοῦνται; Γερμανοί, οἱ νῦν Φράγγοι καλοῦνται!

Und was erhalten wir nun, nach diesen wahrhaft mörderischen Heilversuchen? Langen die Marcomannen wirklich als gesunde Bayern oder Böhmen in unserm Lande an? O nein! Wir erhalten in bestimmtester Fassung folgendes Resultat: „Im Lande Albis, in dem Theile, der Baia heißt, habe sich das Geschlecht der Franken, das eben Bayern genannt sey, geraume Zeit hindurch aufgehalten." Und dieses, fügt H. Z. hinzu, ist doch besser, als das öde Nichts, das bisher in der bayerischen Geschichte obwaltete. Dem Einwurfe, daß ja die Bayern nach Sprache, nach ihren Gesetzen und der Verfassung von den Franken durchaus verschieden seyen, wird wohl damit begegnet werden, daß auch beym Fredegar und öfters die Bayern geradezu Franken genannt werden (S. 29). Siehe! der alte gothische Geograph, welchem nach der Vermuthung des Verfassers, wenn wir sie gelten lassen wollen, der Namenlose von Ravenna seine Nachrichten entnommen, war nicht nur ein tüchtiger Erdbeschreiber, sondern auch ein göttlicher Seher. Er wußte nicht bloß, daß die Marcomannen die Bojen aus Böheim vertreiben, und sich dann Bayern nennen werden; sondern auch, daß diese neuen Bayern oder alten Marcomannen in der Folgezeit den Franken unterthan seyn werden. Deßhalb nannte sie dieser Seher damals schon, als sie noch im Lande Albis saßen,

*) Jordanis, dieß ist der richtige Name des Sohnes des Alanowamüthis nach den Handschriften, der gegen das Ende der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts sein Büchlein über den Ursprung und die Thaten der Gothen aus Cassiodor und andern Quellen zusammengetragen hat, erwähnt die Marcomannen (c. 22.), als die ehemaligen westlichen Nachbarn der Vandalen, da diese noch in der Gegend des heutigen Siebenbürgen saßen und dann bekanntlich die Bajovarier (c. 55.), als die östlichen Nachbarn der Sueven. Jordanis setzt aber freylich nicht hinzu, er mochte es vielleicht nicht geglaubt oder richtiger nicht gewußt haben, daß seine Zeitgenossen die Bayern die Nachkommen seyen der alten Marcomannen. Und doch soll grade zu seiner Zeit, d. i. in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts die Verwandlung der Marcomannen in Bayern stattgefunden haben!

**) Man erinnere sich nur an die wunderliche Urgeschichte des Volkes, wie Jordanis, nach dem Werke des in seiner Art so gelehrten Cassiodor, sie uns berichtet!

linea francorum, ein Geschlecht der Franken! Freylich sagt unser Namenloser weiter nichts, als daß es ein Land gebe, welches Albes oder Albis heiße, ehemals hieß es Maurungani, ein Theil davon sey Baias, und hier haben viele Jahre hindurch die Franken oder ein Geschlecht der Franken gewohnt. Von Böhaim, Marcomannen und Bayern weiß der Ravennate kein Wort. Er glaubt im Gegentheile, die Franken wären ein deutsches Volk, wie Vandalen und Burgundionen. Das thut aber nichts zur Sache! Was der Wirrkopf des neunten Jahrhunderts nicht wußte, weiß desto besser der gelehrte und scharfsinnige Verfasser der Deutschen und ihrer Nachbarstämme, im neunzehnten.

Sollte sich nun aber, in den Zeiten der Völkerwanderung, bey der Gründung der europäischen Staaten und der Festsetzung der Stämme, kein ächt deutsches Volk der Bayern nachweisen lassen können, die Altvordern der spätern Bajuvarier, welche bereits im siebenten Jahrhundert mit den keltischen Bojen vermengt wurden, — eine Vermengung, die einzig und allein all den gräulichen Wirrwarr in der Urgeschichte der Bayern veranlaßt hat? Es ist wahr, Cäsar, Strabo, Tacitus, Plinius und Ptolemäus wissen nichts von germanischen Bojen; dessen ungeachtet, läßt sich, aber doch solch ein ächt deutsches Volk dieses Namens nachweisen. Ja wir lernen sie bereits lange vor ihrer Einwanderung in ihre neue bleibende Heimath, vor ihrer Niederlassung in dem nach ihnen genannten Bayerlande, kennen. Wir wissen, es ist dieß eine neue unerhörte Behauptung. Wir werden dem Leser die Beweise dafür getreulich vorlegen.

Wer auch nur oberflächlich Ammianus Marcellinus und Jordanis durchlesen hat, und dem überdieß die hervorstechenden physischen Eigenthümlichkeiten der mongolischen Race bekannt sind, der wird keinen Zweifel darüber hegen, daß die Hunnen des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu dieser Menschenfamilie gehörten. Dessen ungeachtet machte man sie vor Kurzem, auf nichts beweisende Sprachähnlichkeit sich fußend, bald zu Türken, bald zu Finnen. Uns sind die Hunnen noch Mongolen und die Hiong nu der Chinesen, wie wir dieß in einem eigenen Werke ausführen werden. Diese mongolischen Hiong nu oder Hunnen führten, einige Jahrhunderte lang, in den Steppen der heutigen Kirkis-Kaisaken, östlich und nördlich des kaspischen Sees ein Wanderleben, nährten sich von der Jagd und Viehzucht und berauschten sich durch gegorne Stutenmilch. Und so leben noch heutigen Tags ihre Nachkommen, die Kalmücken. Nach der Mitte des vierten Jahrhunderts kamen diese unsaubern, schmutzigen Wilden — die Hunnen hielten es für Sünde, sich und ihre Kleider zu waschen oder zu wechseln — bis hin zur Mäotis und dem Tanais oder Don. Jenseits saßen die Gothen, die in unbekannter Zeit aus Asien einwandernd nach Europa, hier sich eine große Herrschaft erkämpft hatten. Es gehorchten Hermanrich nicht bloß verschiedene deutsche Stämme; sondern auch das Volk der Sarmaten oder Slaven, bis hoch hinauf im Norden und weithin im Westen ward, durch Waffengewalt gezwungen, dem Fürsten der Ostgothen unterthan. Das hunnische Reitervolk blieb nicht lange hier stehen. Auf den Pferden sitzend oder an deren Schweif sich festhaltend, schwammen sie, gleich wie heutigen Tags noch alle Nomadenvölker Asiens, über die seichtern Furten des Sees wie über das Wasser — dieß heißt Don in mehreren indogermanischen Sprachen — und rissen die deutschen Stämme, die jenseits saßen, so heißt es in dem Büchlein, über den Ursprung und die Thaten der Gothen, wie in einem Sturmwinde mit sich fort *). Unter diesen werden auch die Boisk, oder wie sie richtig in einer andern Handschrift des Jordanis, welche der Benedictiner Johann Garet zu seiner vortrefflichen Ausgabe benutzte, heißen, die Bairk aufgeführt.

*) Jord. de rebus Geticis, 24. Nam mox ingentem illam paludem transiere, illico Alpizuros, Alcidzuros, Itamaros, Tuncassos, Baircos (al. Boiscos), qui ripae istius scythiae insidebant, quasi quidam turbo gentium rapuere.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen von Dr. K. Zeuß.

(Fortsetzung.)

Wir finden also vor dem Jahre 376 den deutschen Stamm der Bairk im Norden des asowschen Sees sitzend und den Ostgothen unterthan. Man stoße sich nicht an dem k in Bairk; es ist dieß das Zeichen des Plurals, der im Armenischen, in mehrern kaukasischen und slavischen Idiomen durch k gebildet wird. In der einfachen Zahl hieß das Volk Bair. Der treffliche Rhetor Priscus aus Panium, von welchem Jordanis oder Cassiodor die ganze Darstellung der Geschichte der Hunnen, entlehnte, hatte wohl seine Nachrichten aus dem Munde der Slaven oder anderer Völker, welche die mehrfache Zahl vermittelst eines k bilden.

Sie nannten das Volk die Bairk, woraus dann unkundige Abschreiber aus einem Anklang an die ihnen bekannten Bojer, Boisk machten; Priskus glaubte aber, das k gehöre zum Stamme und so entstand ein neuer Plural, *Βαίρκοι*, Bairci. *)

Er beging denselben Fehler, den sich jetzt häufig unsere der Sprache des Landes, in welchem sie reisen, unkundigen Reisenden zu Schulden kommen lassen. Sie erzählen von den Haiken — Haiks bey den Engländern und Franzosen — oder Armeniern, weil sie nicht wissen, daß Haik der Plural ist und ein Armenier Hai heißt. Der Mehrheitsname des Volkes wäre demnach im Deutschen, regelmäßig gebildet, Haien, wie Schwab, Schwaben; Sachs, Sachsen. Ebenso Wirk, die Iberer, Georgier oder Bewohner der Kurgegenden; Huink, die Griechen oder Jonier. Zur Deutung oder richtigen Schreibung der Namen der Länder und Völker muß vor allem auf die Quelle, aus welcher sie geflossen, Rücksicht genommen werden. Ein anderer sprechender Beleg zu unserem Satze ist der Name der Kurden, welche bey Xenophon Karduchen (*Καρδοῦχοι*) heißen, weil er nicht wußte, daß Kordük die Mehrheit ist, wodurch im Armenischen das Land und seine Bewohner bezeichnet werden, und die grammatische Kategorie zum Wortstamme nehmend, diesem dann die Form des griechischen Plurals hinzufügte. Dieselbe Bewandtniß hat es auch mit den zehen Stämmen der Tscherkessen, deren Namen sämmtlich auf ch, oder nach einem härtern Dialekt auf k sich endigen und Mehrheitswörter sind, wie Notketch, Schapsuch, Abatsech, Pseduch u. s. w.

*) Hieraus erhellt, wie grundlos die Widerrede des H. Z. Zugegeben, sagt dieser (S. 55 — 56), der Name sey dießmal deutsch (Bo-isci?), das Volk selbst sey ein deutsches und neben den Gothen ein diesen verwandtes (gothisches), es sey auch ein großes Volk (den zahlreichen Bayern wird man nicht einen unbedeutenden Haufen unterlegen) und dieses große Volk bey all den vielen Ereignissen an der untern Donau weiter unbetheiligt und unerwähnt geblieben und, man weiß nicht wie, an der Donau heraufgekommen, zuletzt widerspricht noch die Sprache. Der Unterschied der männlichen Vokalendung, die in den gothischen Denkmälern — a, in den althochdeutschen — o ist, zeigt sich schon in allen alten Eigennamen dieser Endung, die ebenso bey gothischen Völkern immer — a, bey oberdeutschen — o haben, seit Römerzeiten, muß also schon damals bestanden haben; die alten bayerischen Namen gehören aber zur oberdeutschen Reihe, nicht zur gothischen.

Franzosen, Deutsche und Engländer bildeten und bilden, schrieben nnd schreiben dieselben Namen auf ganz verschiedne Weise. Ich erinnere bloß an die Bezeichnung der asiatischen Länder nnd Völker, die uns durch die Engländer bekannt geworden sind. Wie unwissenschaftlich und abentheuerlich wäre es nun nicht, an alle diese aus so verschiedenen Quellen fließenden Namen einen und denselben Maßstab, z. B. die deutsche Grammatik legen zu wollen? Den Namen Mauringa, Maurungani bey Paulus Warnefried und dem namenlosen Geographen erklärt Leibnitz in seiner Abhandlung über den Ursprung der Franken, durch Meergegend. Ihm wird nun (3. VII.) auf den Grund der deutschen Grammatik widersprochen, weil der Stammlaut a und au nicht in dieselbe ablautende Reihe fallen. Die Gegend heißt aber höchst wahrscheinlich Moringa und die Italiener, als solche müssen Paul und der Ravennate doch betrachtet werden, schrieben Mauringa, weil die romanischen Völker damals schon au, ô aussprachen. *)

Die Bayern werden, sowie alle andern von Hermanrich beherrschten Deutschen und slavischen Stämme, nach der Auflösung des Ostgothenreiches den Hunnen unterthan. Von diesen gedrängt, wenden sich nun die Bayern in der Folgezeit weiter gen Westen, und wir finden sie, sowie die andern Völker, die früher nordwestlich der Mäotis saßen, bereits in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts nördlich der Donau, wo sie, um sich wo möglich von der hunnischen Oberherrschaft zu befreyen, mit Theodosius II. in freundschaftliche Verbindung traten. **) Obgleich die Oströmer,

*) Ich erinnre bloß an Maure, den Bewohner Mauretaniens und dann fälschlich für Araber genommen, Moro und Mohr. Z. selbst sagt an einem andern Orte „die Deutschen und die Nachbarstämme“ S. 472. Anm. 2. „Vielleicht war Mauringa bloß Benennung des Flachlandes im Osten der Elbe aus maur-môr, dem jetzigen Moore, Sumpfland?

**) Priscus 166. ed. Bonn. *"οτι Ῥούα βασιλεύοντος Οὔννων, Ἀμιλζούροις καὶ Ἰτιμάροις καὶ Τονώρσουσι καὶ Βοισκοις καὶ ἑτέροις ἔθνεσι προσοικοῦσι τὸν Ἴστρον, καὶ ἐς τὴν Ῥωμαίων ὁμαιχμίαν καταφυγγάνουσιν.*

wie es scheint in dem Jahre 427 oder 428 mit Ruas, dem Gebieter der Hunnen, Frieden geschlossen hatten; *) so mußten sie doch jeden Augenblick des Einfalls der Hunnen gewärtig seyn. Rauben und Plündern war diesem Volke zum Bedürfnisse geworden. Man benutzte deßhalb den Frieden, um sich zum unvermeidlichen Kriege vorzubereiten. Es ward von Seiten des byzantinischen Hofes versucht, den Hunnen im Rücken Feinde zu erregen, und so schloß man ein Offensiv- und Defensivbündniß mit den nordöstlich der Donau wohnenden slavischen und teutschen Völkern, den Amiluren, Itimaren, Tonorsuren und Bayern. Kaiser Theodosius II. ist aber niemals mündig geworden; er ward während seiner langen, unheilvollen Regierung immerdar von Weibern und Verschnittenen regiert. Es bedurfte deßhalb nur einer Drohung des Königs der Hunnen, daß man den Frieden brechen werde, da gehorchte der byzantinische Hof und opferte die befreundeten Stämme. Ruas war unterdessen (434) gestorben und ihm folgten seine beyden Neffen, Bleda und Attila, die Söhne des edeln Mundioch. Unter den schmählichsten Bedingungen erkaufte sich Byzanz den Frieden. Nachdem dieses geschehen, machten sich die jugendlichen Fürsten auf und unterwarfen wiederum alle aufrührerischen Völker im Norden und Osten der Donau. Und so wurden die Bayern, gleichwie die andern deutschen Stämme, den Hunnen von Neuem unterthan.

Nach der Auflösung des Hunnenreiches (453) erhielten die Ostgothen von dem Kaiser des östlichen Reiches Marcian die weithin sich erstreckenden Ebenen der damals zu Byzanz gehörigen Provinz Pannonien. Diese Provinz gränzte im Osten an das obere Mösien, im Westen an Norikum, d. h. an die westlichen Striche des heutigen Ungarn und Oberösterreich, im Norden an die Donau und im

*) Ruas oder Rugilas, der Name dieses Hunnenfürsten wird sehr verschieden geschrieben, läßt durch seinen Gesandten Eslas drohen, *λύειν τὴν προϋπάρχουσαν εἰρήνην, εἰ μὴ γε πάντας τοὺς παρὰ σφᾶς καταφυγόντας ἐκδοῖεν.* Es muß also früher ein Friede geschlossen worden seyn, obgleich die vorhandenen Quellen darüber keine Auskunft geben.

Süden an Dalmatien. *) Diese Länderstrecken mit den vielen blühenden Städten und die Jahrgelder, die sie von den östlichen Kaisern erhielten, reichten aber nicht hin, diese zahlreichen Völker zu ernähren; auch wollten die lange Zeit unter hunnischem Joche seufzenden Gothen durch neue tapfere Thaten des alten Ruhmes theilhaftig werden. Sie begannen deßhalb (gegen 466) auf Raubzüge zu sinnen und griffen zuerst ein Volk unbestimmter Herkunft an, Sathagas, Sadages oder Sadares genannt, welche im inneren Pannonien saßen. Als dieß Dinsich oder Dengidsich der tapferste unter den Söhnen des Attila vernahm, sammelte er in Eile alle die Horden und Stämme, die ihnen noch treu geblieben waren und fiel ein in das Land der Gothen. Schon belagerte er Bassiana an der Save, achtzehn römische Meilen unterhalb Sirmium gelegen. Die Gothen, dieß vernehmend, standen ab von ihrem Zuge, wendeten sich gegen den Hunnen und trieben ihn aus dem Lande. Die Hunnen erlitten bey dieser Gelegenheit solch eine Niederlage, daß sie von nun an die Waffen der Gothen fürchteten und ihnen Ruhe ließen. Kaum waren aber diese Feinde geschlagen, so erschienen andere an den Grenzen Pannoniens. Das Land der Sueven erstreckte sich nämlich bis gen Dalmatien und war auch von Pannonien nicht weit entfernt. **) Von einem Volke der Bayern in dem heutigen Bayerlande war also damals noch keine Rede. Die benachbarten Sueven und Alemannen ***) durchzogen, und besaßen wohl auch zum Theil diese schwach bevölkerten Gegenden. Der Herzog oder König der Sueven Hunnimund ging raubend und plündernd durch Dalmatien, trieb auch den Gothen in Pannonien ihre Heerden weg und wollte dann nach der Heimath zurückkehren. Theodemir, der Vater des großen Theodorich, der Bru-

*) Jord. 50.

**) Jord. 53. Dalmatiis Suevia vicina erat, nec a Pannoniis multum distabat, praesertim ubi nunc Gothi residebant.

***) Daß die Bayern nicht unter den Alemannen mit inbegriffen seyn können, wie Aventin und nach ihm andere behaupteten, zeigt recht gut Pagi ad Baron a 409 §. 6 Uebrigens leitet auch Pagi die Bayern von den Bojen ab.

der des damaligen Königs der Ostgothen Walamir, setzte den Sueven nach, schlug sie unversehens am Pelso- oder Platten-See und nahm Hunnimund selbst gefangen, dessen ganzes Gefolge sich hierauf den Gothen unterwarf. Theodemir, der mitleidigen Herzens war, ließ Gnade für Recht ergehen, nahm den gefangenen Hunnimund als Sohn an und entließ ihn mit den Seinigen in die Heimath. Hunnimund vergaß aber gar bald der väterlichen Milde Theodemirs und reizte die Schyren, welche im Norden der Donau saßen, zu einer Fehde gegen die Gothen. Auch in diesem Kampfe blieben die Gothen Sieger und das Volk der Schyren ward beynahe ganz vernichtet. *)

Die Gothen durften nicht säumen, an die Stelle Walamirs, der in dem Kampfe gegen die Schyren gefallen war, einen neuen König zu wählen; denn es hatten sich gegen sie mehrere germanische und slavische Stämme verbunden, an deren Spitze die Könige der Sueven standen, Hunnimund und Alarich. Es waren dieß ein Theil der Sarmaten oder Slaven mit ihren Königen Beuga und Babai, die Reste der Schyren mit ihren Fürsten Edica und Wulfo, dann Gepiden, Rugen und andere von allen Seiten her zusammengeraffte Haufen. Theodemir der neue König, dem sein jüngerer Bruder Widimir beystand, schlug dieses Bundesheer bey dem Flusse Bollias in Pannonien und sämmtliche Völker kehrten nach ihrer Heimath zurück. **)

Diese Rache genügte aber dem tapfern Theodemir nicht. Nach dem Verlaufe von vier Jahren setzte er neuerdings über die gefrorne Donau (471) und fiel den Sueven in den Rücken, deren Nachbarn östlich die Bayern waren, westlich die Franken, südlich die Burgunder und nördlich die Thüringer. Mit den Sueven waren damals die Alemannen verbunden, welche die hohen Alpen inne hatten, von wo herab mehrere Flüsse sich mit großem Geräusche in die Donau stürzen. Theodemir fiel nun auf die Sueven und Alemannen, verwüstete ihr Land

*) Jord. 53.

**) Jord. 54.

und es fehlte nicht viel, so hätte er die beyden Völker unterworfen. Als der König nach Pannonien zurückgekehrt war, hatte er die Freude, seinen Sohn Theodorich wiederum zu sehen, der zehn Jahre als Geißel in Konstantinopel gelebt hatte, und jetzt von Kaiser Leo seinem Vater zurückgeschickt wurde *) Bey den Bayern, im Osten den Sueven, dürfen wir aber in der Stelle des Jordanis keineswegs an die Bewohner des jetzigen Bayerlandes denken; sondern es müssen darunter die weiter östlich an der mittlern Donau gelegenen Wohnsitze der mit den Ostgothen eng verbundenen Bairk oder Bayern verstanden werden, wo wir sie schon in dem zweyten Viertheile des fünften Jahrhunderts seßhaft fanden. Die Bayern scheinen damals die westlichste Vorhut der Ostgothen gebildet, und in dem heutigen Erzherzogthum Oesterreich, das sie später im achten und neunten Jahrhundert von Neuem colonisirten, gewohnt zu haben.

Die Bayern lebten nun neben den Ostgothen ruhig fort, bis diese von hier aufbrachen, um die Schmach des weström. Reiches an Odoaker, dem Heruler Fürsten zu rächen und sich in Oberitalien, in Rhätien und Norikum neue Sitze zu erkämpfen. Die Bayern zogen mit, und Theodorich überließ ihnen die wüsten oder wenig bevölkerten Länderstrecken — Odoaker der Heruler hatte ja, wie wir oben bereits erwähnten, alle römischen Provincialen nach Italien übergesiedelt — Rhätiens, Vindeliciens und Norikums. Wahr ist es, wir können die Annahme eines Zugs der Bayern unter dem Ostgothen Könige Theodorich aus den ehemaligen römischen Donauprovinzen in unsere Gegenden mit keiner einzigen Stelle der gleichzeitigen Chroniken oder glaubhaften Geschichtschreiber unterstützen; aber wir wissen, was man in den neuesten Zeiten vergebens läugnen wollte, daß Theodorichs Herrschaft sich über unsere Gegenden erstreckte. Wir haben ja in der bekannten Sammlung Cassiodors eine eigene Bestallung für das Herzogthum Rhätien. **) Wir

*) Iord. 55. De Regn. Success. Murat. I. 259.

**) Cassiod. Var. VII. 4, I. 2. Auch nach Noricum III. 50 und Pannonien III. 23, 24. IV. 13. wurden Verfügungen erlassen. Dokumente zu Buchners Geschichte von Bayern. München 1832 I. 107.

finden unsere Lande bald nach der Gründung des Ostgothen Reiches von Deutschen bewohnt, Baiovarier oder Bayern geheißen, welche mit den Ostgothen, während der ganzen Dauer ihrer Herrschaft in Italien, so weit es die Uebermacht der Franken gestattete, wie später mit den Longobarden, in der freundschaftlichsten Verbindung standen.

Wo sollten denn nun die Bayern, in den ohngefähr dreyßig bis vierzig Jahren, welche zwischen der Abführung der Provinzialen nach Italien und dem Erscheinen der Bayern im Bayerlande verflossen sind, hergekommen seyn, wenn sie nicht mit Theodorich gegen 490 hereingewandert wären, der, wie sein Lobredner Ennodius sich ausdrückt, von weit und breit die zerstreuten Kräfte aufbietend, aus den zahllosen Völkern ein einziges Geschlecht bildend, mit einer wandernden Welt hinzog gen Westen. *) Unsere Annahme stimmt überdieß so ziemlich mit der alten Sage überein, welche die Bayern gegen das Jahr 508 in ihr jetziges Vaterland ziehen läßt. **) Aber Bayern und sein Herzog Garibald erscheinen ja bey ihrer ersten Erwähnung in der Geschichte den Franken unterthan? Dem ist freylich so; es war dieß aber eine Folge des Sieges, welchen Chlodowich und Sigebert im Jahre 496 bey Tolbiacum, über die Alemannen erfochten.

Es fanden hier häufig räuberische Einfälle der benachbarten barbarischen Völker statt, und einzelne Horden, wie die Breonen, gehorchten nicht; aber gerade die Ausnahme bestättigt die Regel; der theilweise Ungehorsam den Gehorsam der größern Masse der Einwohner.

*) Ennod. Paneg. 6. Tunc a te commonitis longe lateque viribus, innumeros diffusa per populos gens una contrahitur, migrante tecum ad Ausoniam mundo.

**) Dokumente zu Buchners Geschichte von Bayern. München 1832. I. 109. folg.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 28. December v. J. las Herr Legationsrath von Koch-Sternfeld:

Historische Erinnerungen auf einer Reise nach Oesterreich und die Nachbarschaft.

Referent hat im jüngst verflossenen Sommer und Herbst (1839) Oesterreich, rechts und links der Donau, und die angränzenden Gebiete von Mähren, Oberungarn und der Steyermark durchwandert: er nahm den Weg dahin über Salzburg, und durch das k. k. Salzkammergut. Zu Wien, in der Kaiserstadt, die Ref. nach dreyßig Jahren zum zweytenmal wiedersah, und in der Umgebung, verweilte er einige Wochen: allenthalben ehrenvoll aufgenommen, ward ihm da unter andern auch im k. k. Hof- und Hausarchive der tägliche Zutritt gestattet.

Nicht unbekannt mit der frühern Geschichte jener östlichen Landschaften, seitdem sie von Westen her, und zunächst aus Bayern, einen großen Theil ihrer sedentären Bevölkerung, und Behufs derselben nothwendig, mit dem Christenthum, aus dem reichen Stamm- und Erbgut des eingesessenen, wie des ein- und zurückgewanderten Blutadels, das Patronat, Kirchen und Stiftungen, die Autonomie und, in Sitte, Recht und Wirthschaft all die Bürgschaften der Humanität erhalten hatten; — war es dem Ref. nicht sowohl um die Erscheinungen des Weltlebens, als wesentlich nur darum zu thun, Land und Volk im Heimathleben zu beschauen, dasselbe in der Gegenwart mit dem, wie es aus den Urkunden des Mittelalters aufscheint, zu vergleichen, und so sich selbst auch über die ausdauernden Grundzüge der Nationalität zu verständigen. Zu solchen Wahrnehmungen gelangt man aber auch nur, wie gesagt, auf dem Wege der unmittelbaren Anschauung, an Ort und Stelle, und der Erforschung der Territorien, der Geschlechter und ihrer wechselseitigen Entwicklung; worüber, im Gegenhalt zu den Urkunden, laut noch gar manche Ungewißheit obwaltet: eine Ungewißheit, die seit der Aufhebung so vieler Kirchen und Stiftungen unter K. Joseph, und seitdem auch in Oesterreich, da mehr als irgendwo! das den Boden, wie das Familienleben zersetzende und mobilisirende Element, das Geld! so viel Umschwung gewonnen hat, mannigfaltig entgegentritt. Daß die ernstere Forschung auf dieser historischen Bahn das moderne, und die wißbegierige Jugend, um vermeyntlich Länder und Völker zu sehen, sehr anlockende Förderungsmittel der technischen, so viel möglich durch Flachheit bedingten Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt wohl bewundern, aber nur selten davon Gebrauch machen kann, versteht sich von selbst. So sah sich denn auch Ref. zu mancherley Betrachtungen an und hingezogen, und zu Erörterungen, die bey Bearbeitung der österreichischen und bayerischen Landes- und Culturgeschichte, insofern sie nicht erfunden, sondern mit und auf ächtem Gehalt gefunden werden soll, unter stetem Hinblicke auf die hist. Literatur dieß- und jenseits, ihre Nutzanwendung finden dürften, wenn sich dazu manchesmal eine sichckliche Gelegenheit böte.

Die Geschichte des frühern Mittelalters jener östlichen Länder, vom VIII. bis zum XII. Jahrhundert, kann, was auch von den Geschichtsfor-

schern und Geschichtsschreibern Oesterreichs unbefangen zugestanden wird, vielfältig nur aus Bayern, aus den Archiven seiner Hochstifter und Abteyen, und sofort aus dem bereits reichlichen Vorrath der in Bayern gedruckten Monumente und Documente geschöpft, aufgeklärt und ergänzt werden. Auch Ref. hat diese Erfahrung wiederholt fast bey jedem Schritte vorwärts, und ungeachtet der Gefälligkeit, womit ihm in jenen Gegenden allenthalben mündliche und schriftliche Mittheilungen wurden, gemacht. Selbst in Beziehung auf spätere Perioden wird die Nothwendigkeit dieser nachbarlichen Aushülfe begreiflich, wenn man die verheerenden Geschicke erwägt, welche über Oesterreich, über sein Land und Volk hingegangen sind. So vermißt der Reisende, wenn er langs der offenen Heerstrasse in Unteröstreich an Kirchen- und Schlössern, an Flecken und Dörfern vorüberkömmt, vielfaltig jenen alterthümlichen Charakter, der eine minder befehdete Heimath verbürgt. Der sporadische Anbau des Landes: Einödhöfe und Weiler, in ihrer mannigfaltigen Gruppirung die Zierde von Oberösterreich, von Bayern, Tyrol ꝛc. ist da fast ganz verschwunden, und die Bevölkerung hauset nur im Labyrinth schmutziger Dorfschaften; wieder begreiflich, denn zur Zeit der Gefahr und Noth, sucht der Mensch seines gleichen; die Bevölkerung drängt sich zusammen; um jeden Preis, und jede Selbstständigkeit aufgebend: daher der Teutsche, aus dem Lande der so oft bekriegten und mißhandelten Slaven zurückgekehrt, mit Recht von sogenannten böhmischen und ungarischen Dörfern zu erzählen wußte. Besonders auffallend ist diese Erscheinung weithin auf dem Marchfelde links, und auf dem Plachlande rechts der Donau, zwischen dem Kahlenberge, Oberungarn und den Vorgebirgen der alten Steyermark; auf jenem einst fast herrenlosen und steppenartigen Boden, von dem die Urkunden des VIII. und IX. Jahrhunderts sprechen. Wie schaudervoll hatten aber auch nicht noch in den neuern Zeiten die Türken mit Mord und Brand da aufgeräumt! Nur in den seitwärts gelegenen Thälern und Schluchten, *) innerhalb der Bergreviere

*) Z. B. in dem auch für die Geschichte von Wien so wichtigen Brühle, in seiner alten und weiten

hat sich das bauliche und wohnliche Alterthum, und damit die Landes- und Volksgeschichte mehr erhalten: und eben hier verweilte Ref., um seine Notizen aus Westen, zunächst aus Bayern, an den fernen öfter ganz zufälligen, und darum desto willkommneren Befund im Osten anzuknüpfen; und es ward ihm hiebey die Gewißheit, daß die zahlreichen Freunde und Kenner der Geschichte, welche zu Stadt und Land, und insbesondere in den wohlfundirten Abteyen und Corporationen des Kaiserstaates leben und thätig sind, der historischen Literatur Bayerns, insofern sie von derselben, auf dem Umwege über Leipzig ꝛc. Kunde erhalten können, eine vorzügliche Beachtung zu widmen pflegen.

Carnunt, Heimburg, und Pagus Grunzwiti.

Der hier oben angedeutete und oft besprochene Pagus Grunzwiti, und die, nach Ref. Ueberzeugung damit in nächster Verbindung stehende, heute völlig verschollene, Bedeutung von Heimburg, das, seit der zweytausendjährigen Kunde von Carnunt, durch Natur und Kunst eines der mächtigsten Bollwerke Oberpannoniens und Noricums, der Schlussel nach Ungarn war; diese Denkmäler sind es, worüber sich heute Ref. seine an Ort und Stelle aufgefaßte Ansicht so kurz, als möglich, vorzutragen erlaubt.

Um nach Oberungarn, zunächst nach Preßburg, auch rechts der Donau zu gelangen, war Ref. langs der Heerstraße von Wien in gerader östlicher Richtung über Fischament, (Fischamündung zum h. Quirin, dem Patron von Tegernsee!) und Regelsbrunn fortgezogen, links die Donau, rechts einförmige, kaum übersehbare Flächen, theils Ackertheils Weideland und Heide. Der Edelsitz Wildungsmauer, *) ungefähr 7 Meilen von Wien abwarts, dient gleichsam zum Losungswort, daß man auf den Grundmauern von Carnunt zu wandeln beginnt; und wirklich erblickt man, eine Strecke weiter, dem Flecken Petronell gegenüber, ein

Bedeutung, wovon vielleicht einmal mehr. „Die hintere und vordere Briel — “ sagen die Wiener; die so gern dahin Ausflüge machen.

*) Der Ortsname Mauer kömmt auch in Oesterreich vielfältig vor und deutet immer auf alte römische und vorrömische Wohnstätten, oder, wie im Gebirge gegen die Steyermark, auf Bollwerke.

paar tausend Schritte landeinwärts, den noch hoch aufragenden Rest eines römischen Triumphbogens. Das zwischen Petronell und der Donau liegende, dem Grafen von Abensberg-Traun gehörige Schloß mit seinen weitläufigen hier wie überall, aus antikem Materiale zusammengekleisterten Mauern, war augenfällig einst auch ein Castell zum Schutz der Anlände; die aus der Zeit Carls des Großen stammende Kirche der h. Petronilla, inmitten der aus einstmaligen römischen Bürgern bevölkerten Stadt, hat jedoch, außer dem Namen, nichts Alterthümliches gerettet. Dagegen wird man, abermals eine Stunde weiter, *) und nach Zurücklegung des ärmlichen Fleckens Teutsch-Altenburg unten am Fuße einer aus Kalkfelsen gebildeten Hochebene, bey dem Anblicke der da oben so kahl und einsam und ehrwürdig stehenden Pfarrkirche mächtig ergriffen. Ref. glaubte in der ersten Ueberraschung ein Modell von St. Stephan in Wien vor sich zu sehen. Die da gestandenen massiven Winterquartiere der römischen Legionen, der Prunk-Palast der Kaiser, Marc Aurels stille Gemächer, die luxuriösen Bäder am Abhang gegen die Donau: all' das ist völlig von der Erde verschwunden; und zwischen der Pfarrkirche und der Poststraße stört nur ein runder Hügel von 30 F. Höhe, den die Türken da über dem Grabe eines ihrer Anführer aufgehaufelt haben, die ernstere Betrachtung. Und wieder eine Stunde vorwärts: und Ref. hatte, die allmählich sich in ein Thal hinabsenkende Straße verfolgend, eine Stadt erreicht, zwischen Bergen und der Donau liegend, und auf der südlichen Seite durch ein hochaufragendes Burgstall gedeckt, wovon Mauern und Thürme in paralleler Richtung herab die Stadt umschließend, bis zu einer weiten Bucht der hier nach nordost sich wendende Donau reichen.

*) Man lege die alte Karte des Matthias Vischer von Unteröstereich, oder die jetzt in Wien herauskommenden sog. Perspectivkarten des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ems, in Sectionen, à 30 kr., hier die Section 38 vor sich. Der dazu geschriebene historische Text bedarf freylich gar mancher Berichtigung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herkunft der Bayern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen von Dr. K. Zeuß.

(Schluß.)

Die Kraft der Völker diesseit des Rheines war gebrochen, und fränkische Macht und fränkischer Einfluß erstreckten sich in jedem Falle bald nach dem Tode des Theodorich (526), während der innern Zerrüttung des Ostgothenreiches, vom Rheine bis hin zur mittlern Donau und den Alpen. Das Jahr, wann dieß geschehen, wann die Bayern unter fränkische Herrschaft kamen, kann freylich nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Vielleicht geschah dieß schon zur Zeit Chlodowigs; denn unter seinem Sohne und Nachfolger, Theodorich, König von Austrasien, ward schon, wenn die spätere Vorrede zu den bayerischen Gesetzen Glauben verdient, das bayerische Gewohnheitsrecht aufgezeichnet. *) War doch Chlodowig so übermächtig in diesen Gegenden, daß er die zu Theodorich flüchtenden Alemannen bis weit hinein in das Gebiet der Ostgothen verfolgen konnte, wie dieß das noch erhaltene Schreiben des Gothen-Königs uns bezeugt. **) Ja es bedurfte der guten Worte gar viele, bis Chlodowig sich bewegen ließ, von der Verfolgung seiner flüchtigen Unterthanen

*) Die bekannte vielfach besprochene Stelle heißt: Theodoricus rex Francorum, cum esset Catalaunis, legit viros sapientes, qui in regno suo legibus antiquis eruditi erant. Ipso autem dictante possit conscribere legem Francorum et Alamannorum et Bajuvariorum, unicuique genti, quae in ejus potestate erat, secundum consuetudinem suam.

**) Cassiod. II. 41. Estote illis remissi, qui nostris finibus celantur exterriti. . Sic enim fit, ut et meis precibus satisfecisse videamini, nec sitis solliciti ex illa parte, quam ad nos cognoscitis pertinere. Schmeichelnd setzt Theodorich hinzu: Vestra salus nostra gloria est; et toties regnum Italiae proficere judicamus, quoties de vobis laeta cognoscimus.

abzustehen, denen Theodorich, wie wir aus der Lobschrift des Ennodius ersehen, innerhalb der Grenzen seines Reiches Wohnsitze angewiesen hatte. *) Chlodowig hatte aber hiezu ein Recht, denn die überwundenen Alemannen bekannten sich, nach dem Tode ihres Königes, als seine Unterthanen. **)

Es haben im Bayerlande, hiemit begannen und hiemit schließen wir unsere Untersuchung, von jeher Deutsche, niemals keltische Boyen gewohnt; die Bayern waren und sind ein ächt deutscher Stamm; sie treten ein in die Geschichte bey dem ersten Anstoße der Völkerwanderung im Nordwesten der Mäotis seßhaft; sie werden später von den Hunnen zur Donau hinabgedrängt; in der Folge ziehen sie mit Theodorich, dem Ostgothenkönige, gen Westen, wo sie einen großen Theil der verlassenen Gegenden Vindeliciens, Noricums und Rhätiens besetzen, und hier dann in dem sechsten Jahrhundert unter ihrem alten Namen der Bayern erscheinen. Das Land wird jetzt nach ihnen das Bayernland genannt.

Anfänglich dem befreundeten Ostgothen Könige gehorchend, zu dem ja alle deutschen Stamme, entweder in einem Unterthans- oder bloß freundschaftlichen Verhältnisse standen, ***) werden sie später, gleichwie die Burgunden und Thüringer, dem herrschenden Volke der Franken unterthan. Sie werden dann von einigen gleichzeitigen Schriftstellern aus demselben Grunde zu den Franken gezählt und Franken genannt, wie heutigen Tags im Gegentheile viele austrasische Franken Bayern genannt werden. Das Reich und alle die Unterthanen erhalten bey allen Völkern und zu allen Zeiten den Namen des herrschenden Stammes.

Wir glauben nun, unsere Annahme, *) daß die Bayern zur Zeit der Wanderung der Ostgothen aus Pannonien nach Italien, von der Hochebene Besitz nahmen, welche ihre Gewässer dem schwarzen Meere entsendet, zu dem Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben, der überhaupt nur möglich ist in solchen alles sichern historischen Bodens ermangelnden Untersuchungen. So lange man aber dem wissenschaftlichen Leser noch Heischesatze und Voraussetzungen mancherlei Art zumuthet, kann von Beweisen, was man nämlich im streng logischen oder historisch-kritischen Sinne des Wortes mit Recht so nennen dürfte, gar keine Rede seyn. Ja wir fügen unbedenklich hinzu, daß wenn sich die Herkunft und die Wanderung der Bayern in das nach ihnen genannte Land wirklich beweisen ließe, dieß wohl schon längst geschehen wäre, von den vielen gelehrten, geistreichen und scharfsinnigen Männern, welche seit den Zeiten des Mittelalters der Erforschung der Ursprünge unserer Landesgeschichte einen großen Theil ihres Lebens gewidmet haben. Wie viel ist nicht seit Leibnitz in der bayerischen Geschichte geforscht und untersucht worden! Und doch sagt dieser große Mann schon: Nulla Germaniae superioris pars meliores historicos invenit, quam Bavaria, sive res sacras sive civiles spectes.

C. Fr. Neumann.

*) Ennodii Paneg. c. 15. S. 477. ed. Manso. Quid? quod ad te Alamanniae generalitas intra Italiae terminos sine detrimento Romanae possessionis inclusa est, cui evenit habere regem postquam meruit perdidisse.

**) Greg. Tur. II. 30. I. 214. der angeführten Ausgabe. Cumque regem suum cernerent interemtum, Chlodovvichi se dictionibus subdunt, dicentes: „Ne amplius, quaesumus, pereat populus; jam tui sumus.“

***) Jord. 58. a. E. Nec fuit in parte occidua gens, quae Theodorico, dum viveret, aut amicitia, aut subjectione non deserviret.

*) Z. sagt (S. 51.) es wäre schon früher im Vorbeygehen, wo es aber nicht immer ernstlich gemeint sey, an die Abstammung der Bayern von den Bairk des Jordanis gedacht worden. Ich weiß nicht, auf welche spaßhafte Geschichtsforscher hier angespielt wird; so viel ist aber bekannt, daß Gibbon allen Ernstes diese Bairk des vierten und fünften Jahrhunderts geradezu Bayern nennt. Four dependent nations, sagt er am Anfange des 34ten Abschnittes seines unsterblichen Werkes, among whom we may distinguish the Bavarians, disclaimed the sovereignty of the Huns, nämlich zu den Zeiten des Ruas oder Rugilas, wie wir bereis oben berichtet haben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nr. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 28. December v. J. las Herr Legationsrath von Koch-Sternfeld:

Historische Erinnerungen auf einer Reise nach Oesterreich und die Nachbarschaft.

(Fortsetzung.)

Es war Heimburg: wohl der älteste Theil der uralten und weit berühmten Keltenstadt Carnunt, *) mit ihrer Akropolis, wie sich Lambecius zuerst, und ganz passend darüber, ausdrückt: und Carnunt, das die Römer zwey hundert Jahre lang (vor Christus) durch List und Gewalt vergebens zu erobern versucht, und das sie dann, als es endlich mit der Eroberung Illyriens und Pannoniens unter K. August unter ihre Weltherrschaft gekommen war, für längere Zeit zum Hafen ihrer zahlreichen Donauflotte und zum Sitze ihrer Statthalter und Feldobersten im ersten Pannonien dieß- und jenseits der Donau, gewählt hatten. Unstreitig kam auch die Nähe der norischen Eisenwerke diesem Waffenplatze, und seiner Schildfabrik wohl zu statten: und nicht zu vergessen ist, daß auch der Bernsteinhandel von der baltischen Küste her nach der Oder und March herauf über Carnunt ging, und noch später, als St. Severin in der Nachbarschaft weilte, folgte die Kunde von der Annäherung der nordischen Völker dieser Richtung.

Es ist ein südwestlicher Ausläufer der Preßburger Carpathen, *) der, hier von der Donau durchbrochen, und, in mehreren Aesten noch ein paar Meilen fortsetzend, die vom südwestlichen Gebirge herabkommende Leitha gegen Südost sich zu wenden zwingt, und den Engpaß von Carnunt oder Heimburg bildet; indem nord-

*) Livius, XLIII. c. 1. liefert die älteste Nachricht von Carnunt in Illyrien, später in Pannonien, welches mit Carnunt in Gallien, heute Chartres, nicht zu verwechseln ist. „Eadem aestate, sagt Livius, qua in Thessalia equestri pugna vicere Romani, legatus in Illyricum a Consule missus“ (P. Licinio Crasso et C. Cassio Longino Coss. ao. ante C. N. 171: schaltet hier Calles, der, I. 25., wie Lambecius diese Stelle wohl kennt, ein;) opulenta duo oppida vi atque armis coëgit in deditionem; omniaque iis suaque concessit, ut opinione clementiae eos, qui Carnuntem munitam urbem incolebant, adliceret. Postquam nec ut dederent se compellere, neque capere obsidendo poterat, ne duabus oppugnationibus nequidquam fatigatus miles esset, quas prius intactas urbes reliquerat, diripuit.“ Wer von den Bojoariern und Bayern schreiben, und z. B. St. Severins Leben und Wandern nach Eugipp commentiren will; der muß sich vorerst wohl um Carnunt, in Oberpannonien, und im östlichen Noricum umsehen: d. h. sehen und hören. Velleius Paterculus, der unter C. Tiberius den pannonischen Krieg mitmachte, berichtet Lib. II. daß dieser Feldherr die in Illyrien gestandene Heeresabtheilung über Carnunt, (locus Norici regni proximus,) gegen die Marcomannen führte. Hierauf Ammianus und Plinius (hist. nat.) etc.

*) Carnunt und Car-pathes: möchten sie nicht zu einander Beziehung haben, wie Carvancas und Carentania?

östlich der heutigen Stadt und zunächst an der Donau der jetzt alles Mauerwerks und jeder Vegetation beraubte Braunsberg so hoch aufragt, daß von dessen Gipfel die ferne Vindobona überschaut werden konnte; und südlich sind es zunächst der Schloßberg, und sodann der dichtbewaldete Hexenberg, und andere Höhen, welche gegen Ungarisch-Altenburg, (Flexum, in der That circumvon der Leitha,) dem Neusiedler See, gegen Oedenburg und das Sumpfland rechts der Donau Aus- und Umsicht gewährend, den Zu- und Durchgang bergen, und auf ihren Rücken und Abhängen bis Teutsch-Haselau, Prelenkirchen, Rohrau, Göttelsbrunn ꝛc. noch Grundfesten und Mauern weisen. Jenseits der Donau mündet hier die March, (einst Duria, dann Marus) in dieselbe, und theilt heutzutage das von ihr durchströmte, weite Marchfeld, von jeher der Tummelplatz und die Wahlstatt so vieler Völkerschaften, und der Markomannen, und Quaden, und später der Marbanen Vorland, zwischen Ungarn und Oestreich. *) Die Ruinen von Theben, (Dévoina, im Slavischen die Jungfrauen- oder Mädchenburg bedeutend,) erheben sich unmittelbar links der Einmündung der March, auf schroffen Felsen, Heimburg gegenüber.

Die beyden Hauptthore dieser Stadt, das eine gegen Wien, das andere gegen Ungarn gerichtet, zeugen noch von ächt römischer Bauart; sie sind durchaus mit sorgfältig gehauenen Buckelquadern **) bekleidet, und beweisen, daß die Nachrichten von der ehemaligen Zestörung Heimburgs nicht so ganz buchstäblich zu nehmen seyen. Insbesondere ist es das gegen Westen, dem Noricum zuführende Thor, das durch seine beyden aus der Mauer halbrund hervortretenden Quaderthürme die, für die dahinter gestandenen Pfeilschützen regelmäßig aufgeschlitzt, hoch oben in der Wendung gegen das Thor auf Kragsteinen zwey Figuren zeigen, und mit dem neuern gothischen Ueberbau,

*) Im V. U. M. B. d. h. im Viertel Unter-Manhardsberg.

**) „Das brillantirte Steinquader-Mauerwerk am Wiener- und Ungarthor von Hainburg“ meynt jener Topograph.

einen frappanten Anblick gewährt, und muthmaßen läßt, daß damals die aus Pannonien heraufgekommenen Römer die Gränze gegen Noricum und Germanien, links der Donau, noch mehr gefährdet hielten.

Eine halbe Meile hinter Heimburg, das heute, auf dem Marktplatze mit der ansehnlichen Pfarrkirche aus späterer Zeit, ungefähr 300 Häuser zählt, wovon der größere Theil eine lange Straße bildet, und das in der malerischen Umgebung auch einige moderne Landsitze, und Pioniere und Mineurs zur Garnison hat, senkt sich die Heerstraße in das Wolfsthal hinab: hier ist die streng bewachte Gränzmauth nach Ungarn, in das man wie durch einen Trichter hineingeräth, und alsobald an den silbergrauen Rinderheerden auf den südöstlich weiter und weiter sich dehnenden Pusten einen jener großartigen Wirthschaftszweige dieses überaus fruchtbaren Landes erkennt.

Als Carnunt, und zunächst wohl dessen westlicher mehr zugänglicher Theil, zur Zeit Valentinians, durch einen Einbruch der Quaden sehr gelitten hatte, verlegten die Römer ihre Donauflotte nach Vindobona hinauf; und Vindobona und Wien waren es, deren Rivalität einst Carnunt und dann Heimburg erlagen. Ob Carnunt auch von Attila zerstört worden, wie Lambecius behauptet, läßt sich nicht nachweisen. Desto gewisser ist es, daß Heimburg in den Heerzügen K. Heinrichs III. gegen die Ungarn in der Mitte des XI. Jahrh. eine große Rolle spielte. *) Es war im J. 1042., als K. Heinrich III. auf dem zweyten Heerzuge gegen die Ungarn denselben Heimburg, (Heimenburc) und Preßburg, (Brecisburc, sonst Posonium) nach einer hartnäckigen Belagerung entriß, und ihrer Mauern beraubte. Seitdem die Ungarn an den Babenberger Leopold den Erlauchten die Hauptburg Melk (Megelica), ihren Stützpunkt gegen Westen, eingebüßt hatten, (979) war die volkreiche und wohlbefestigte Stadt Heimburg ihr Hort und Schlüssel gegen Teutsch-

*) Calles: annales Austriae: P. I. Lib. VI. unter Bezug auf Herm. Contractus und die gleichzeitigen Chronisten.

land, von nun an gegen den pagus Osterricha. In dem sofort wehrlosen Heimburg bestand aber an der Hauptkirche zur h. Maria, und zu den hl. Moriz und Lorenz, (der erstere möchte an eine Einwanderung von Niederaltach, *) von der Abtey Sti. Mauritii erinnern;) eine Probstey, wozu K. Heinrich, aus den umliegenden Comitaten, Höfe und Zehenten schenkte. In Folge des im J. 1043. wiederholten Zuges gegen Ungarn verzichtete K. Aba auf das Land zwischen der Leitha und dem Kahlenberg, wodurch Heimburg förmlich an Oesterreich (zuerst unter Markgraf Siegfried aus dem Playn-Beilsteinischen Stamme, dann, nach dessen frühem Tod, unter den Markgraf Adalbert) kam. Ehe K. Heinrich, im J. 1051, den vierten Zug gegen Ungarn begann, ward die höchst wichtige Lage Heimburgs, und anderer alten Bollwerke gegen Ungarn aus der Zeit Carl des Großen und seines Markensystems, erkannt, und ihre Wiederherstellung bewirkt. Die Bayern unter ihrem Herzog, Conrad, die Regensburger unter ihrem kriegerischen Bischof Gebhart, welchem sich wohl auch die von Vohburg und Cham anschlossen, deren Markgraf zunächst an K. Heinrichs Seite stand, und der Babenberger Adalbert waren hierbey vorzüglich und persönlich thätig; **) und eben Heimburg war es, wo König Heinrich auf dem höchst beschwerlichen Rückzuge aus dieser unglücklichen Heerfahrt erst wieder Rast und Sicherheit fand; und wofür er sich abermals der dortigen Kirche dankbar erwies. ***) Das weitere Geschick von Heimburg

*) Mon. boica, Kaiser-Urkunden, T. 29., womit Heinrich III. wirklich auch die Abten Niederaltach mit Land und Leuten in Niederösterreich beschenkte.

**) Calles Lib. VI. p. 347.

***) In des Freyh. v. Hormayer hist. Taschenbuch I. Jahrgang der neuen Folge (1830) findet sich vom Senator Czech in Raab ein gut geschriebener, aus den teutschen und ungarischen Quellen geschöpfter, und mit ergänzenden urkundlichen Regesten begleiteter Aufsatz über des K. Heinrich III. Züge nach Ungarn. In sofern aber der Verf. bezüglich auf

übergehend, glaubt Ref. nur noch bemerken zu müssen, daß in der vom Bischof Altmann von Passau unterm 9ten September 1083 ausgestellten, und für die Topographie Niederösterreichs sehr wichtigen Stiftungsurkunde, (für die Abtey Götweih) der Ortschaften um Heimburg, (Heimburch) und der Pfarrkirchen zu Petronell und Heimburg, (unter andern jenseits der Donau auch einer Villa Heimonis,) mehrmalen erwähnt wird; und daß, wie frühere und spätere Urkunden nachweisen, nicht nur die Markgrafen von Vohburg und Cham, sondern auch die Grafen von Beilstein und Playen, in der dortigen Gegend, längs der ungarischen Gränze, links und rechts der Donau, auf dem Marchfelde; und, z. B. zu Waring, bey Wien selbst und zunächst, begütert waren. Die Grafen von Sulzbach hatten bekanntlich erst durch

den Markgrafen Sigfrid, wegen dessen Abstammung, ob von Playen-Beilstein, wie schon Hansiz Germania sacra T. I. p. 246. dargethan; oder von Sponheim - schwankt, muß sich Ref. gleichwohl auf seine bereits seit einem Jahrzwanzig aus den Familien-Urkunden der Dynasten von Tengling-Burghausen-Lebenau, oder der Playen-Beilstein, gegebenen Nachweise berufen, welchen gemäß von den Sponheimern hier noch keineswegs die Rede seyn, und über den um das J. 1045. verstorbenen Markgrafen Sigfrid (auch Sieghart und Friedrich genannt) kein Zweifel mehr obwalten kann. M. s. unter andern den II. und III. Bd. der Beyträge zur t. Länder-Völker-Sitten- und Staaten-Kunde v. Koch Sternfeld, München 1826 und 1835, (im letztern Band: der Beilsteine und Playen letztes Jahrhundert;) und: das Reich der Longobarden in Italien ꝛc. München 1839; im ersten Abschnitt: die Grafschaft Lebenau. — Auch des Hrn. A. Buchner Geschichte von Bayern dient hier zur bequemen und sichern Uebersicht jenes Zeitraums; nämlich das dritte Buch mit dem Documentenband; wobey jedoch S. 205 ein wesentlicher Irrthum zu berichtigen ist, indem hier der mehr südöstlich aufgestellte Markgraf Gottfried aus dem Hause Lambach und Pütten mit dem gleichzeitigen Markgrafen Sigfrid als ein- und dieselbe Person angenommen wird.

Heyrath in diese Geschlechter in Südbayern und in Oesterreich Land und Leute erworben. *)

Nachdem nun aber Aventin und Lazius, Hund, Cluver und Gewald über Carnunt und Heimburg geschrieben und commentirt: — nachdem Math. Vischer auch Heimburg auf seinen höchst schätzbaren Karten namhaft gemacht, nachdem bis über die Mitte des XVII. Jahrh. herab Heimenburg, Heimburg, oder auch Haimburg als recht und urkundlich geschrieben gegolten hatte: trat im J. 1669 der kaiserliche Historiograph Petrus Lambecius hervor, und stellte in seinem Commentar über die Hofbibliothek zu Wien in einem eignen Tractat die Behauptung auf, daß nicht Heimburg, sondern Haynburg vel Heunburg als von den Hunnen abstammend geschrieben werden müßte. **)

*) Die Stiftungsurkunde von der Abtey Göthweih ist im ersten Bande der vom Freyh. v. Hormayer herausgegebenen Geschichte von Wien, in dem beygefügten Urkundenbuch, zum erstenmal vollständig abgedruckt, was unstreitig vielen Dank verdient. Was aber die hieben über Lazius, der um Heimburg und Petronell plannisches Erbgebiet, auch rechts der Donau gesehen, ausgegossene scharfe Kritik anbelangt; so ist dieses Stamm- und Erbgebiet, dieß- und jenseits der Donau, schon seit des Markgrafen Aribo's Herrlichkeit im pago grunzwiti, und seit den Erwerbungen seines Urenkels, des Markgrafen Sigfried, an der Fischa und Leitha, auf dem Marchfelde, um Stilfrid, im Comitat Hengist u. s. w. eine zu bekannte Thatsache, als daß hierüber noch eine ernstliche Controverse erhoben werden konnte.

Das im I. Bande der Geschichte Wiens unter N. XXII. der Urkunden gelieferte Verzeichniß der Kirchen, Kapellen, der Altäre und Pfründen, welche noch 1476 als in der Diöcese von Passau der Herzog, der Pfarrer, und die Bürger, in und um Haimburg, auch zu Altenburg, Petronell, Bruck, (an der Leitha,) Prelenkirchen, Wolfsthal, Rohrau: auf dem Schlosse, im Spital ꝛc. zu besetzen und zu vergeben hatten: läßt erkennen, daß Heimburg einst mit reichen Stiftungen und Privilegien ausgestattet war.

**) Petri Lambecii Historiographi etc. Commentariorum Libri III. — P. II. p. 997. Addi-

Unter Beruf auf Lazius und auf Eginhart erzählt nun Lambecius, daß Carl der Gr. einem aus seinem Lande vertriebenen hunnischen Fürsten, der Christ geworden, bey Heunburg eine Niederlassung gestattet, und der Ort davon den Namen erhalten hatte. Davon stamme auch das Edelgeschlecht der Hunsberge her.

Lazius, der, wie Aventin in Bayern, oft und viel bekrittelte Lazius in Oesterreich, erwähnt allerdings unter Bezug auf Eginhart einer hunnischen Ansiedlung zwischen Carnunt und Sabaria zur Zeit Carls d. Gr., leitet aber keineswegs daraus den Namen von Heunburg ab; sondern fügt vielmehr bey, daß es K. Heinrich III. Behufs seiner Heerzüge gegen die Ungarn erbaut habe.

---

damenta quaedam etc. N. I. pertinens ad p. 35. Lib. I. ad sermonem Carnunti, antiquissimae celeberrimaeque urbis Pannoniae superioris. Den Livius und Plinius in der Hand, sagt Lambecius, habe auch er mehrmalen das über eine Meile lange Weichbild von Carnunt durchwandert, und seine Beobachtungen gemacht. Die zehnte und vierzehnte Doppellegion lagen zu Carnunt in Garnison.

Das irrig bisher bezogene Geschlecht der Haunsberge, de Hunesberg, (Behufs des Namens Heunburg,) unstreitig donastischer Abkunft, wovon Fridrich um die Mitte des XI. Jahrh. in österreichischen Urkunden vorkommt, hatte seine Heimath auf dem Haunsberge, an der Salzach zwischen Salzburg und Laufen, in der Nähe der von Tassilo II. gestifteten Abtey Mataseo, des palatii regii Matichovae, und der Abtey Michaelbeurn, eigentlich in dem immer noch nicht gehörig beachteten „comitatu Albmanni ruiti, noch heute „Reut zu Albmann" Cod. juv. p. 108. Aber, sonderbar genug, die Edelfrau Miltrud, die Gemahlin Heimos, des Mundschenken von K. Arnulf, hatte hierherum (nicht in Kärnthen) im J. 888. Höfe und Leibeigene erhalten; und gewiß ist es, daß schon in frühester Zeit ein Zweig der Haunsberge in die Ostmark gezogen ist: wie Ref. anderwärts nachgewiesen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 28. December v. J. las Herr Legationsrath von Koch-Sternfeld:

Historische Erinnerungen auf einer Reise nach Oesterreich und die Nachbarschaft.

(Fortsetzung.)

Ref. konnte im Leben Carls d. Gr. von Eginhart die bezeichnete Stelle nicht finden. Dagegen enthält das in Justus Reubers Ausgabe dem Eginhart beygefügte und den Zeitraum von 742 — 842 umfassende Chronologium des Astronomen K. Ludwigs d. J. zum J. 805 die umständliche Nachricht, daß K. Carl um dieselbe Zeit von Achen aus einem Hunnenfürsten, der als Christ den Namen Theodor erhalten, und seinem Gefolge, seiner Bitte gemäß: inter Sabariam (d. i. Stein am Anger) atque Carnuntum die Ansiedlung gestattet und ihn überdieß reichlich beschenkt habe.

Wohl orientirt und gelehrt hat Lambecius über Vindobona, im Gegensatze zu Favia od. Faviana, über St. Severin's Verweilen zu Camagena, Asturis, und Cetium, geschrieben: auch seine lebendige Darstellung von Carnunt, das er, wie es allem Anscheine nach auch gewesen, in drey Abtheilungen beschreibt, fand Ref. wahr: nämlich a) die Hafenstadt mit der Akropolis, und dem Sitze der Präfectur: Heimburg, vetus Carnuntum, b) die pannonica Palatia, hyberna, et thermae *): (T. Altenburg) und c) das Carnuntum novum, oder das von K. August mit einigen Tausend römischen Bürgern eingerichtete Municipium (heute St. Petronell,) in dessen Weichbild noch der eine von den zwey römischen Triumphbogen, deren Dio Cassius bey der Eroberung Pannoniens erwähnt, zu schauen ist. Seit einem Jahrtausend hat die Umkehrung des Bodens, und sofort die Zerstörung und Ausbeutung im Bereich der zweyten und dritten Abtheilung am weitesten um sich gegriffen. Was jedoch nun Lambecius mit seiner Hunnenburg behaupten will: ist an dieser Stelle um so mehr irrig, als Carl d. Gr. und seine Umgebung, allzugut unterrichtet waren, als daß der Schlüssel von Oberpannonien, Carnunt, einer Horde Hunnen und ihren Nachkommen hätte anvertraut werden können. Dennoch schwanken die österreichischen Geschichtschreiber und Topographen seit Lambecius in der Deutung und Rechtschreibung jener so merkwürdigen Stadt; auch der sonst wohl unterrichtete Weiskern zieht: Hainburg dem Heimburg vor: und selbst in der neuesten Geschichte der Stadt Wien sind es die Hunnen, welche dort „zu Heunburg" noch allenthalben das Bürgerrecht haben. *

*) Den chemischen Gehalt der Heilquellen von Teutsch-Altenburg, deren Leitung und Ueberbau auch so viele Verheerungen und Veränderungen erlitten haben, beschreibt unter andern Hr. von Crantz in seinem Werke über die österreichischen Heilquellen: Wien 1777. Neben Schwefelleber soll viel Kochsalz darin enthalten seyn. Auch spricht er von einer siedheißen Quelle, die die Arbeiter da im Innern eines eingestürzten Schachtes entdeckt haben wollten: eine Ader der aquae cetiae oder pannonicae zu Baaden?!

*) Geschichte Wiens. II. Band V. Heft S. 80. und noch im historischen Taschenbuch für 1831. S. 110! Eine rühmliche Ausnahme macht hievon Calles. Seit Carl d. Gr. seit 805, war der Name Carnunt verschollen.

Hier mag es an seinem Platze seyn, der langen Rede kurzen Sinn dahin auszudrücken, daß urkundlich Heimburg „in orientalibus partibus — in pago Grunzwiti dicto, ubi Aribo terminalis Comes praesse visus est, zunächst dem „regno Maravorum“ als „urbs et confugium“ der umliegenden Insassen seine Erbauung, eigentlich Wiedererstehung, zu Ende des IX. Jahrhunderts dem Dynasten Heimo, dem um die Person K. Arnulfs vielverdienten und von ihm huldreich behandelten Mundschenk zu verdanken hat; wie Referent diese seine Ueberzeugung bereits längst ausgesprochen, und auf die historische Geltung dieses auch aus den Alpen abstammenden Altvordern wiederholt aufmerksam gemacht hat. *)

Da jedoch hier, bey Ausmittlung der Identität des Orts und der Person, eine andere vielbesprochene Controverse dazwischen tritt, nämlich die Bedeutung und Lage des Pagus Grunzwiti: so ist es, um endlich eine Uebereinstimmung unter den Sachkundigen hierüber zu bewirken, gleichwohl nothwendig, vorerst die diesen Pagus betreffenden Momente kurz anzudeuten. Sie müssen wesentlich aus zwey Quellen geschöpft werden: 1) aus dem Codice diplomatico zur Iuvavia (Salzburg, herausgegeben von Hrn v. Kleimayr 1784) und 2) aus den Annalen der Abtey Cremsmünster (von Rettenbacher; Salzburg 1677.)

Im ersten Codex kömmt die topographische Bezeichnung: Grunzwita zweymal, die: Grunzita, dreymal vor. Nämlich: a) p. 62. Carl d. Gr. schenkt seinem Getreuen, Namens Witigowo, die Curtis Grunzwita, bestehend aus 15 bebauten Mansen, mit aller Zugehör, darunter ausdrücklich auch Weinberge, auf stets und ewig zum vollen Eigenthum. Das dem Playen-Beilsteinischen Geblüt angehörige Geschlecht der Witigowo's oder Witagowo's, auch bey Reichenhall, und um Admont gesessen, hat Ref. mehrmalen nachgewiesen. *) Hier erscheint die Curtis Grunzwita, unstreitig das heutige Dorf Grünzing am Fuße des Josephsberges bey Wien, **) als ein Stammeigen und Amtssitz, von dem das oft und viel verheerte umliegende Gränzgebiet, der Gau, seinen Namen erhalten hat; wie denn auch hundert Jahre später b) p. 118. um das Jahr 898, wie oben bemerkt, der „Pagus Grunzwiti“ als ein Theil des östlichen Gebiets des Grenzgrafen Aribo, dem übrigens auch der Traungau, damals weit über die Enns ins Slavinien hinabreichend, unterstand, aufscheint. Die nahe Verwandtschaft der Aribone mit den Witagowo's erklärt sich aus ihrer gemeinschaftlichen Heimath oben im Chiem- und Salzburggau.

In der Bestätigung K. Arnulfs für den salzburg. Erzbischof Dietmar über alle Liegenschaften der Erzkirche vom J. 890. p. 112. heißt es: ad Grunceita, quidquid superfuit hobis quinque, quas fideli nostro dedimus Dietrico hoc sunt hobas L. Hier ist wieder die Gegend um Grünzing angedeutet, weil K. Arnulf zwey

*) S. die bayerischen Annalen 1836. Ferner: in des Hrn. v. Kerz kath. Lit. Ztg. Jahrg. 1831 II. S. 20, 36, 45, 155. 157 ꝛc. mit vielen Berichtigungen der alten österreichischen Topographie. Das Reich der Longobarden in Italien I. u. VI. Abschnitt.

*) Schon im ersten Bde. S. 191 der hist. Beyträge; ferner im II. Bde. S. 255. und im III. Bde. Abth. II. u. VIII. In der Geschichte der t. Salzwerke und des Salzregale München 1836. B. II. S. 124 u. 207.

**) Weiskern, Topographie von Niederösterreich, der diese Urkunden nicht kannte, will Gründsing geschrieben wissen.

Jahre ſpäter, 892 p. 117. obigem Theodorico, nun Vaſallen des Erzbiſchofs Dietmar, zu Medelicha, *) (heute Medling,) ſieben königliche Huben, früher einem (verwandten?) Altmann verliehen, zum vollen Erbeigenthum ſchenkt. Im J. 978. p. 201. in der Beſtätigungsurkunde von K. Otto II. kömmt Grunzita in derſelben Bedeutung vor. Uebrigens erſcheint auch in der Wachau, links der Donau, eine Ortſchaft Grünzing; und es kann früher, nach der Beſchaffenheit der Gegend, allerdings deren noch mehrere gegeben haben.

Was die zweyte Quelle, worin ſich das Daſeyn eines pagus Grunzwiti erhalten hat, anbelangt, nämlich die erſtern Urkunden der von Taſſilo II. im J. 778. gegründeten Abtey Cremsmünſter: ſo lag es, wie Ref. nachgewieſen, im Hauptzweck dieſer zunächſt auch vom ſalzburg. Biſchof Virgil veranlaßten Stiftung, bey den rechts der Donau über die Fiſcha, Traſen, Teichel und Enns weit heraufgedrungenen und ſeßhaft gewordenen Slaven: dieſer ganze Strich Landes hieß in den Diplomen noch hundert Jahre ſpäter Slavinia und regio Avarorum, das Chriſtenthum, und zwar in der entgegengeſetzten Richtung, (abwärts zwiſchen der Donau und dem alten Carentanien) zu verbreiten und zu befeſtigen.

Hiernach muß auch bey Deutung der Urkunden das Augenmerk gerichtet werden. Was Biſchof Virgil gleichzeitig für die Bekehrung der Slaven in Carentanien gethan, iſt bekannt. *) In der erſten dieſer Urkunden möchte der Ausdruck: „et ad Grunzwitim sclavum unum cum iusto tributo“ im Zweifel laſſen, ob nicht etwa nur die Curtis Grunzwita gemeynt ſey.

Die zweyte Urkunde v. 791., von Carl d. Gr. meldet von Grunzwiti nichts. Deſto umſtändlicher lautet bezüglich die dritte (828) von den Kaiſern Ludwig und Lothar ausgeſtellt, nämlich: et territorium, quod est in pago Grunzwiti, juxta montem Sumerberch, quod usque modo servi vel sclavi, ejusdem Monasterii ad censum tenuerunt, qui ad partem Comitis solvebatur, ubi etiam monachi de praefato mo-

*) Medelicha! nicht Melk, ſondern Medling, an d. Bergkette von Grünzing ſüdlich: vom Ref. ſchon 1831 in oben angeführter Lit.-Ztg. erörtert. Dieſer Dietrich, zugleich vielvermögender Kämmerer des K. Arnulf, und mit demſelben auch aus Bayern oder Carentanien herabgekommen, erinnert an eine der wahrſcheinlich um dieſe Zeit gegen Ungarn erbaute Gränzburg mit weitem Gebiet: Bloſenſtein; links der Donau. Denn die Ungarn nennen ſie „Detrékö“: Dietrichſtein, die Slaven Blawetz, und die benachbarte Burg: Beilſtein, Ref. zählt deren in Oeſterreich und längs der ungariſchen Gränze ſechs, Borustyankö, Epheuſtein; v. Windiſch Geographie von Ungarn.

*) S. oben angeführte Beyträge (1825) Bd. I. S. 101.: „über den Wendepunkt der ſlaviſchen Macht im ſüdlichen Bajoarien.“ Tulina in Pannonia, der Sitz des Markgrafen Rapotho, dann Aribo's, beſagt eine Urkunde von 850. Man möchte hier an das nordiſche Tule denken; aber Tuln, Tulina, hat vom nahen kleinen Fluß Dolona den Namen. Pechlarn, Herliungiburch -in provincia Avarorum a. 830. Erſt zur Zeit der Coloniſationen des h. Wolfgang, Biſchofs von Regensburg, an den Erlof hieß es: z. B. ao. 979: in terra quondam Avarorum Ried. Cod. ratisb. I. p. 28. 33. 43. 106. Die moderne kirchliche Topographie von Oeſterreich, auch die im Umfange Cremsmünſters, entſpricht dem tiefern Forſcher nicht, wie ſchon der als ſolcher rühmlich hervorragende Kaiblinger von Melk bemerkt hat.

nasterio ecclesiam et domus et caetera aedificia construxerunt. Quod territorium ita terminatur: incipit enim ex plaga orientali a Sumerperch, sicut missi Geroldi Comitis designaverunt, usque in Dreisma ad locum, qui vocatur Hohoga-Plättchium, et inde sursum usque ad Territorium Episcopatus Pataviensis Ecclesiae, et exinde ad plagam australem usque in Herribrunum, deinde ex parte occidentali usque ad eum locum, ubi Flinspach exit de sylva a parte aquilonis; sicut ipsa sylva pergit usque ad jam dictum montem, qui vocatur Sumerperch: *) — alles innerhalb dieses Distrikts mit Vorbehalt des Eigenthums der freyen Slaven daselbst, und der Rechte der Grafen. Als solcher, der neben dem jungen Ludwig, König von Bayern (Waioariorum), eben für diese Verleihung vorgesprochen, nennt die Urkunde ausdrücklich den Grafen Gerold, der bekanntlich rechts der Donau, landeinwärts, die Ostmark hüthete. Die hierauf folgenden Urkunden, von K. Carlmann, betreffen gleichfalls Erwerbungen Cremsmünsters rechts der Donau, z. B. einen Strich Landes unter Beninwang zwischen den beyden Sprazabächen, um Sprazeck, an der ungarischen Gränze, (später in der Herrschaft Stückelberg,) wo eben i. J. 829 K. Ludwig d. J. die Diöcesen Salzburg u. Passau auseinander schied. Auch die Urkunden K. Arnulfs für Cremsmünster betreffen fast ausschließlich Ländereyen aus den confiscirten Gütern der Grafen Wilhelm u. Engelschalt rechts der Donau, z. B. das privilegium tertium (888) über Liegenschaften in Nezzilpach et de aliis bonis in comitatu Aribonis in pago Trungowe sitis (Nesselstauden im O. W. W. hinter Herzogenburg an d. Trasen ꝛc.)

*) Rettenpacher, Annales cremifan. p. 30. etc. mit vielen Druck- oder Schreibfehlern.

Zur Deutung dieser Urkunden, und insbesondere über den Pagus Grunzwiti, sind nun gewichtige Autoritäten auch in der neuesten Zeit, aufgetreten, an deren Spitze der Abt Bessel im Chronicon gotwicense. *) Sie finden diesen großen Gau links der Donau, entweder ganz oben hinter Passau im Nordwald, oder sie wollen ihn um die Camp, Aist und Närden, zwischen Böhmen und der Donau, nachweisen. Ein Sommerberg, ein Plekenstein, ein Flinzbach, und dazu die Gränze der Passauer-Diöcese ꝛc., besagen jene Autoritäten, finden sich nur dort, links der Donau aufwärts, als so die Lage jenes Gaues entscheidende Marken.

*) Chronicon gotwicense P. II. p. 616. Bachmayer, Series abbatum cremifan. 1777; übersetzt Grunzwiti mit Graufurt, ohne nähere Angabe. Hr. Prof. Aud. Buchner in seiner Geschichte von Bayern spricht vom Pag. Grunzwiti als links der Donau gelegen im II. B. S. 5. 135. ꝛc. Auch im Documentenbande. Hr. v. Hormayer suchte diesen Gau links der Donau bey Stein und Krems. Endlich hat auch Hr. v. Spruner in seinem Atlas zur Geschichte von Bayern 133ª dieser Meynung folgen zu müssen geglaubt. Abt Bessel und Calles, so wie die frühern: Lazius, Hund, Cluver ꝛc. kannten die Urkunde von 898 nicht. Aber im Archive für Süddeutschland. Frankf. und Leipzig, 1809, unter den Urk. K. Arnulfs zur Geschichte Oesterreichs, und in der Geschichte Wiens im Urkundenbuch, denn Wien selbst lag unstreitig im Herzen des Pagus Grunzwiti, hätte man sie mit Recht suchen dürfen. Der Herausgeber jener Geschichtswerke kannte diese Urkunde allerdings, er wußte sich aber nicht zu orientiren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nr. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 28. December v. J. las Herr Legationsrath von Koch-Sternfeld:

Historische Erinnerungen auf einer Reise nach Oesterreich und die Nachbarschaft.

(Schluß.)

Auch der Umstand, daß die ersten Mönche von Niederaltach nach Cremsmünster kamen, und daß unter den ersten Widmungen dahin auch eine Kirchengilt de Nordfilusa begriffen war, mag in dieser Ansicht bestärkt haben. Allein, die Urkunden geben noch ganz andere geographische, topographische, und politische Merkmale an, welche nicht übersehen werden dürfen, darunter die Trasen, (Dreisma), die Teichel, (Todicha), den ausgedehnten Flinzbacherwald längs der Trasen u. s. w. und vor allem müssen die Stellung der Abtey Cremsmünster, und der Comitat Gerolds, dessen Mittelpunct der Sömering war, im Augenmerk behalten werden.

Dieser aus der Steyermark nach Niederösterreich heraufreichende Gebirgszug ist nichts anders, als das alte Sumerperch: das Hohoga - Plaettchium ist das längst verschollene Burgstall Hohenpleichen, im Gebirge zwischen der Erlaf und Trasen: die Ministerialen de Plaichen stammen von da: rückten aber später in die Bleichau vor. Als Herribrunn kann, nach Belieben, aus einer der umliegenden Ortschaften, Brunn, ein solches gewählt werden. Der locus Flinspaah ist Flinzbach im O. W. W. über der Trasen in der Herrsch. Carlstätten, einst passauisches Lehen, der Abtey Melk zuständig. Hier, in Unteröstreich, rechts der Donau, und gegen Ungarn, muß die Abscheidung der Diözese Passau von jener Salzburg's zu verschiedenen Zeiten verschieden gedacht werden.

Soviel dürfte zum Nachweis genügen, daß der Pagus Grunzwiti seinem größeren Inbegriff nach als rechts der Donau, und als zwischen dem Traungau und der ungarischen Gränze, für welche, wie bemerkt, im J. 843. die Leitha angenommen wurde, gelegen, erklärt werden müsse. *)

*) Was soll aber das Wort Grunzwiti bedeuten? — Adelung in seinem teutschen Wörterbuch sagt zum Artikel: Wachholder: Baum und Strauch, er wird in Bayern Kranawit genannt, und diese Bezeichnung ist ganz eigenthümlich bayrisch. Denn Kranawet, vielmehr Kronawed, (daher auch Krametsvogel ꝛc.) kömmt von Kroua, grün, Grünholz, Grünstrauch, weil die Nadeln des Wachholders am längsten grünen. Wed, Wied, Wit, (Brennwit!) engl. Wood, Holz und Strauch überhaupt.“ In der That weiß jeder Topograph und Terrainkenner, in Bayern, daß die vielen Einöden, Kranawit genannt, min-

Und nun erſt kehrt Ref. zur näheren Erörterung des von K. Arnulf dem Dynaſten Heimo ertheilten Diploms als eines der wichtigſten, auch in Beziehung auf den damaligen Inbegriff einer vollſtändigen Patrimonial-Herrlichkeit, zurück. Heimo, des Kaiſers Dienſtmann nämlich, (in früheren Urkunden nennt er ihn „dilectum ministerialem nostrum, oder auch dilectum poticularium nostrum,“) hatte in orientalibus partibus in pago Grunzwiti — ubi Arbo, terminalis comes praeesse visus est, legalem proprietatem, worüber er ſich vom Kaiſer auf ſtets und ewig die volle erbeigenthümliche Herrlichkeit erbat. Mit Beyſtimmung des beſagten Grafen Aribo, der, wie Ref. ſchon früher wahrſcheinlich gefunden, ein naher Verwandter, vielleicht an Seiten von Heimo's Gemahlin Miltrud war, welche, Miltrud, die veneranda conjux dilecti Heimonis etc. vom Kaiſer im Salzburg- und Pinzgau bereits einige Jahre vorher „ob meritum bone voluntatis (poticularii) suique crebri servitii, und auf Fürſprechen Diotrici fidelis camerarii nostri Land und Leibeigene zum vollen Eigenthum erhalten hatte, *) gewährt der Kaiſer auch dießmal, libenter annuentes memores crebri devotique ejus obsequi etc:

die Perſon und das Beſitzthum Heimo's, und ſeine Inſaſſen, tam ingenuos quam servos, innerhalb ſeiner Herrſchaft von jeder Gebühr und Competenz des Grafen und der Gaurichter ausnehmend; für ſich und ſeine Nachkommen.

Dem fügte der Kaiſer weiters die Bewilligung bey, daß ſich Heimo's Inſaſſen, in Verbindung mit dem Markgrafen, wo es derſelbe für gut fände, eine Stadt erbauen ſollten, ut — ubi ipse elegerit, urbem aedificent,“ damit ſie im Nothfalle darin ſich und das Ihrige bergen; nebſtbey aber auch, wie gewöhnlich, ihrem ſorgſamſten Wachdienſte gegen die Nachſtellungen der Feinde obliegen könnten. Dabey blieb Heimo und ſein Stellvertreter (Vicarius) verpflichtet, die Malſtätte des Grafen um Geſetz und Recht, (Provincialſtatuten!) auch fortan zu beſuchen. Auch war für die benachbarten Mährer, „et si forsan de maravorum regno aliquis causa justicie supervenerit, im Falle, wo Heimo ſelbſt oder ſein Advocat, nicht gehörigen Beſcheid geben könnten, die Berufung an des Grafen Richterſtuhl vorbehalten. Ueberdieß räumte der Kaiſer dem Heimo, ſeinen Erben und Nachkommen, alle geſetzlichen Giebigkeiten der von ſeinem Obereigenthum abhängigen Bevölkerung; auch den dritten Theil der Bannrechte, die man den bürgerlichen Bann „civiles banni“ (im Gegenſatze zum Blutbanne) zu nennen pflegt, ein. Schade, daß das Datum dieſer Urkunde, die indeſſen allen Umſtänden nach wohl nicht für apokryph gehalten werden kann,

der urbare oder ſpäter cultivirte Vorwerke und Wüſtungen ſind. Grünsmut, Grünsberg, Grunsdorf in Bayern, mehr weſtlich Gronsöd, Gronsdorf, Gronsfeld, Grönenbach ꝛc. ſind analoge Begriffe.

Ref. findet in dieſer einfachen Herleitung auch Grunzwiti ganz verſtändlich und national ausgedrückt; denn die Bezeichnung ging (ſ. oben) von der bayeriſchen Curtis Grunzwita aus, wo zwar heute trefflicher Wein wächſt, wo aber einſt, wie in der ganzen Umgegend von Wien, nach der Völkerwanderung, nur eine weite Wüſtung zu ſehen war. Hr. Prof. Buchner verſteht unter Grunzwiti, Gränzwied, Gränzland, was an die Wieden bey Wien erinnern möchte.

*) Unter denen der Frau Miltrud im Pinzgau geſchenkten Gütern war auch das Burggebiet Ramsidin, Ramſeidon, von dem ſich ein Edelgeſchlecht ſchrieb. „Reiferſcheid bey Trier unten am Rhein“ wollte ein moderner Genealog darunter verſtehen.

im Apographo mangelhaft ist. *) Die Stadt ward wirklich erbaut; wo anders, als auf den Ruinen von Carnunt: und wie sollte sie jetzt anders heißen, als wie sie die nächsten Urkunden nennen: Heimo's- oder Heimenburg? **)

Um sich aber von dem wahrhaften Charakter dieses Diploms, seinem ganzen Inhalte nach, zu überzeugen: muß man sich gleichwohl die gleichzeitige Regierungsgeschichte K. Arnulfs vergegenwärtigen. Hier mag daraus nur bemerkt werden, daß das großmährische Reich, längere Zeit Teutschland bedrohend, nun durch innere Kriege zerrüttet, und für den Kaiser nur mehr ein lästiger Gegenstand der Vermittlung durch seine Markgrafen Luitpold und Aribo war. Jener, vom Donaugau her, stand zunächst gegen Böhmen. Dieser befehligte rechts der Donau, im Traungau, und im weiten Grunzwiti, und residirte, wie seine Vorgänger, meistens zu Tuln. Das Diplom für Heimo, worin der Kaiser noch so viel Achtung für Aribo ausdrückt, wird also vor dessen zweyter Entsetzung von der Markgrafschaft eingereiht werden müssen. In Pannonien hatten die Magyaren die Carpathen überstiegen; früher Arnulfs Verbündete gegen Großmähren, wurden sie nun seinem Carentanien und der Ostmark selbst von Tag zu Tag furchtbarer, was auch aus der Urkunde zu entnehmen ist. Darum erstand Heimburg, dessen Erbauer der Kaiser mit so großen Mitteln ausstattete; und darum bald darauf auch die Ennsburg; doch beyde wurden, wie allbekannt, nach wenigen Jahren von den Ungarn überwältigt. Ueber ein Jahrhundert lang hielten sie nun von der Burg Melk aus Teutschland im Schach, darum die gleichzeitigen Urkunden Pannonien bis an die Erlaf herauf reichen lassen. Als durch die Babenberger den Ungarn Melk entrissen war, suchten diese sich desto hartnäckiger noch, wie oben erzählt, in Heimburg zu behaupten. Aber auch dort, über die Fischa und Leitha hinab, wurden sie von Siegfrid, dem Ahnherrn der Grafen von Tengling-Lebenau, und mehr südlich, von Gottfrid von Lambach und Püten, die beyde werden für ein und dieselbe Person, noch der erstere für einen Sponheimer gehalten werden dürfen, bezwungen. Und eben in weiland Aribo's Gebiet, zwischen der Fischa und Leitha, in der Nähe des ehemaligen Stammeigens Grunzwiti, erhielt nun Sigfrid von K. Heinrich III. weitere Dotationen, so wie auch links der Donau auf dem Marchfelde. Alte Traditionen und Anwartschaften lassen sich bey Vertheilung dieser östlichen Territorien an den norischen oder bayerischen Adel längs der pannonischen Gränze und über Frieaul hinein unmöglich verkennen. *) Und wenn man, in diesen weiten Regionen umherschauend, die Bevölkerung erwägt, welche periodenweise, unter ihren Dynasten, Bischöfen und Aebten, in längst hörigen Massen, links und rechts der Donau, aus Bayern, und lediglich aus Bayern, (abgesehen von Franken und Schwaben ꝛc.) dahin gezogen und als Grundlage des von Carl d. Gr. aufgestellten Markensystems mit der Heimath im Westen

*) Die Handschrift ist mit den Salzburger Archiven im J. 1807. aus dem salzburg. Domcapitel nach Wien gebracht worden. Auch der Text der Urkunde selbst dürfte hie und da einer Emendation unterliegen.

**) Nicht Heimburg allein hat die Erinnerung an den Dynasten Heimo dort bewahrt, sondern auch die oben bemerkte Heimonis-villa, vielleicht auch Heimfelden: heute Haindorf und Heinfeld geschrieben?

*) Das Reich der Longobarden in Italien ꝛc.: Art. Erich und Chadaloh, aus dem Chiem- und Isengau, Aribo's Ahnherren, von Carl d. Gr. schon früher dahin gesetzt. Auch in den hist. Beytr. Bd. II. u. s. w. Es waren, mit seltener

in stets lebensfrischer Beziehung geblieben ist, *) so kann man das Ungereimte, als ob diese perennirenden Heersäulen nichts weiter als der Abhub von irgend einem Zugvolke, etwa von den Markomannen, wären, unmöglich verkennen. Ref. will übrigens nicht in Abrede stellen, daß der pagus Grunzwiti, materiell und nominell, sich nicht auch links der Donau erstreckt habe: vielmehr scheint ihm das aus der Thatsache erklärbar, daß schon zur Zeit der Römerherrschaft die den Markomannen und Quaden abgenommenen Gebiete von Carnunt und Vindobona aus verwaltet wurden. Aehnliches hatte dann auch im Mittelalter statt. Aber der größere Theil von Grunzwiti lag rechts der Donau; mit einem Worte: die geographische Bezeichnung Osterricha (s. oben) ist unmittelbar und urkundlich an dessen Stelle getreten. — Bemerkt darf noch werden, das das alte Carnunt oder Heimburg auch noch heut zu Tage eine eigenthümliche Art von Herrschaft über ganz Oesterreich ausübt; nämlich durch das von hier ausgehende Tabackmonopol, wovon aber die nächsten Nachbarn, die Ungarn, nichts wissen wollen.

v. Koch Sternfeld.

Ausnahme, immer Stammes- und Blutsverwandte, die sich in den östlichen Gränzmarken als Befehlshaber folgten, und nach damaliger Art, auch alsobald da Land und Leute erwarben. Die Kunst zu colonisiren verstand man damals weit besser als heute. Sie war nicht Sache des Calculs, sondern des Geistes, der Religiosität, und des Geblüts. Der Comes Werinharius gilt dort für einen Semt-Ebersberg; Graf Sighart stellte die Burg Ebilsberch wieder her. Die Comitate Rapoto's, (von Andechs,) und Richars (von Farenbach und Reichersberg am Inn?) begränzten sich ao. 844. juxta rivulum Sevira (Zaver) in der Ostmark; und c. 861, erscheint dort, ad Sabariam, um Oedenburg und Eisenstatt, der Comes et Missus Odalricus: wahrscheinlich auch ein Semt Ebersberg: Cod. juv. p. 89. 94. 95. Die Grafschaft Püten, eine wichtige Vorhut gegen Ungarn, war von den Dynasten von Wels und Lambach an die Fahrenbacher übergegangen, und noch jetzt besitzt die wieder erstandene Abtey Reichersberg, oben am Inn, die fernen Pfarreyen zu Püten und in der Umgegend.

*) S. „Ueber die Kriegsgeschichte der Bayern," zweyte Aufl. Nürnberg 1817, worin vom Ref. das von Carl d. Gr. zunächst auf Bayern gegründete Marken-System als eine Thatsache nachgewiesen ist, die nur wieder durch eine früher gegebene, durch das unvordenkliche und unverwüstliche Daseyn dieses großen Stammvolkes möglich ward. — Weniger liegt am Namen. An geographischen und genealogischen Nachweisungen über den alten durch Jahrhunderte bestandenen Verband der Secundogenituren und Fideicommisse im Osten mit den Primogenituren und Majoraten im Westen Bajoariens, und umgekehrt, soll es nicht fehlen.

* * *

Nachträgliche Note zum oben bey den Urkunden von Cremsmünster vokommenden Fingerzeig auf eine Ortschaft Grunsfurt:

* In einem Saalbuche des Bisthums Freysing über die in Oesterreich gelegenen Güter desselben, vom J. 1316. kömmt unter der Rubrik: „Predium in dem heybisch" (heute das Amt Heibs,) auch vor: „Villa Grunsfurt." Darin werden als zu Freysing gehörig 24 Hausstätten aufgezählt.

Weiskern führt diese Ortschaft als „Gränzfurt im O. W. W. auf: ein Dorf und Amt der Herrschaft Albrechtsburg an der Bielach." Das Saalbuch spricht also für die Wurzel Grüns, nicht Gränze.

Berichtigungen.

N. 21 S. 170. statt: Urkunden, laut l. Urkundenlaut. S. 173. st. aufgehäufelt l. aufgeschaufelt. N. 22 S. 183 Z. 4. v. o. st. Gewald l. Gewold. N. 23 S. 190. Z. 8. v. u. st. an den Erlof l. an der Erlaf.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Pädagogische Bemerkungen und Bekenntnisse von Dr. Ludwig Döderlein, k. Studien-Rector. Erlangen 1838. 22. S. 4.

Man tritt der Universität wohl nicht zu nahe, wenn man ihr, in Ansehung der Gemeinnützigkeit, das Gymnasium gleichstellt. Nicht nur ist für jene dieses die Grundlage, von deren Tüchtigkeit ihr Werk großentheils abhängt; das Gymnasium hat überdieß, für sich allein betrachtet, seinen eigenthümlichen Werth. Unverkennbar ist seine ersprießliche Wirksamkeit, nicht als vorbereitender, sondern als letzter Schule, an Solchen die einen Beruf wählen oder sich für die Folge vorbehalten, zu welchem kein Universitäts Studium erfordert wird, die Gymnasialbildung aber zur Bedingung gemacht ist. Vorausgesetzt, es würde auf dieser Bedingung fest bestanden, könnte das Gymnasium einen Mittelstand erzeugen, von dem viel Gutes zu hoffen wäre. Zwischen den Leuten, die sich des Universitäts Studiums rühmen mochten, und denen die desselben ermangelten — Gelehrten und Ungelehrten wäre kürzer, aber nicht so richtig — ist zwar immer ein Mittelstand gewesen: Forstleute, allerley niedere Beamte, Wundärzte, Apotheker u. dgl. Gewöhnlich aber waren diese nicht durch die mittlere gelehrte Schule, nur durch die untere gegangen; und so nützlich ihnen auch das war, reichte es doch nicht aus, sie in die rechte Mitte zwischen den Studirten und den Unstudirten zu stellen; vielmehr standen sie meist diesen ungleich näher als jenen, obgleich ihr Anspruch das Umgekehrte war. Ganz anders kann es damit werden, wenn der Weg zu mehreren, das Universitäts-Studium nicht erfordernden, Berufen durch das Gymnasium führt. Ein längeres Verweilen in den Vorhöfen der Gelehrsamkeit wird bey Manchem tiefere Eindrücke, lebhaftere Erinnerungen zurücklassen und einen geistigen Besitz gründen, welcher in der Folge durch das, wenn auch nicht verwandte, Berufsgeschäft so wenig, in manchen Fällen wohl noch weniger, geschmälert und verdrängt werden dürfte, als durch die Mühen eines Facultäts-Studiums.

Referent ist zu dieser Betrachtung, (die er nicht mit Widerlegung der Einwürfe des vermeyntlichen Realismus ausdehnen will,) durch die vorliegenden gehaltreichen Blätter veranlaßt worden, deren Anzeige er nur in der, leider nicht eingetroffenen, Erwartung einer Fortsetzung derselben bisher aufgeschoben hat. In 30 Sätzen, die Hr. Professor Döderlein Bemerkungen und Bekenntnisse nennt, die aber größtentheils Erfahrungen im besten Sinne zu heißen verdienen, spricht er von verschiedenen Bedürfnissen und Erfordernissen des Gymnasial-Unterrichts, vornehmlich aber von Mitteln, denselben fruchtbar zu machen, oder die ihm drohende Unfruchtbarkeit abzuwenden. So mild gewisse Auswüchse berührt werden, die in neuerer Zeit die Haupturſache sowohl der minderen Gedeihlichkeit dieses Unterrichts als der ihm da und dort bezeigten Ungunst gewesen sind, so hat der Verf. dennoch den Verdacht persönlicher Anspielungen durch die schöne Schlußerklärung begütigt: „Es sind Seitenblicke des L. D. majoris et melius informati auf L. D. minorem et male informatum.“

Nur etliche dieser Sätze will Ref. ausheben und mit einigen Bemerkungen begleiten.

S. 17. Die ästhetische Erklärung der Klassiker war theils durch die Flachheit sentimentaler Commentare, theils durch die Präponderanz des grammatischen Princips in Verruf gerathen. Mancher

Lehrer ließ sie bey Seite liegen, weil er den allertriftigsten Grund dazu hatte; ein anderer verschwieg das, was er hätte geben können, darum, weil er den an sich wahren Worten:

Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!

eine allzuweite Ausdehnung gab. Das ist nicht recht. Es werden natürlich in jeder Klasse einzelne seyn, welche auch ohne des Lehrers Andeutung das Große und Schöne empfinden, und einzelne, die trotz aller Deductionen des Lehrers nichts empfinden; aber die Talente, die in der Mitte zwischen beyden stehen, sind eines Wortes werth, um sie auf das, was Aufmerksamkeit verdient und Bewunderung erregen kann, hinzuweisen. Es bedarf oft weiter nichts als eines lauten Ausdrucks des Wohlgefallens, denn die Begeisterung ist bekanntlich ansteckend; und dieses Wohlgefallen des Lehrers, welcher bereits einige Autorität besitzt, darf sich als ein rein subjektives kund geben, ohne alle Motivirung, es wird nicht ohne Wirkung bleiben. Doch bedarf es der Selbstbeschränkung, um sich nicht zu versteigen, wohin unsere Schüler, οἷοι δὴ νέοι εἰσί. nicht folgen können, wenn sie nicht ingenia praecocia sind. Nichts scheue ich mehr als das, wenn der Lehrer auf Schulen sich selbst gern sprechen hört über den Geist des Plato oder die äschyleische Trilogie, und sich durch den unverwandten Blick seiner Schüler hinlänglich aufgemuntert und belohnt, und über den Erfolg seines Vortrags vollkommen beruhigt sieht! Ich bleibe lieber bey einzelnem stehen, oder gehe wenigstens von einzelnem aus. Wenn Achilles in Hom. Il. XXI, 106 den erbarmungslos zum Opfer seiner Rache bestimmten Lykaon anredet:

ἀλλὰ, φίλος, θάνε καὶ σύ!

so giebt diese Anrede Stoff genug zu einer ästhetischen Digression über den wundervollen Charakter des Helden und die tiefe Kunst des Dichters, zu einer Digression, die ein siebzehnjähriger Jüngling ohne eminente Gaben vollständig fassen kann, über eine poetische Schönheit, die er wirklich mitbewundern kann.

Was der Hr. Verf. ästhetische Erkärung nennt, das hält Ref. für eine Haupt-Aufgabe bey der Behandlung der Classiker im Gymnasium, in welchem sie mit Unrecht ein so großes Gebiet einnähmen, wenn sie nicht vorzugsweise brauchbar zu dieser Aufgabe wären.

Os tenerum pueri balbumque poëta figurat,

Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem.

Jetzt zumal, wo so viele Zeichen naher Barbarey aufsteigen, (multa impropria, obscura, tumida, humilia, sordida, lasciva, effeminata, . . . tanquam exquisitiora miramur,) einer Barbarey, die nicht dem Hebel noch dem Dampfe, nicht der Kunst des Meißels und des Pinsels, sondern, wenn je, nur einer Macht abwehrbar ist, dem Worte, da ist es für den Lehrer Pflicht und Ehre, die Jugend an den hohen Meisterwerken der Rede zur Kenntniß und Bewunderung des Schönen zu erziehen und damit gegen die Lockungen gezierter Schlechtigkeit (recentis lasciviae flosculos) zu verwahren. Nur möchte in der Regel mehr dem Aeußern (welches auch von jüngeren und von mittelmäßig begabten leichter zu fassen ist) als dem Innern (wohin das von dem Hrn. Verf. gegebene Beyspiel gehört) nachzugehen seyn. Freylich nicht mit einem venuste! suaviter! praeclare! u. dgl., sondern mit Erregung der Aufmerksamkeit auf Ordnung, Stellung, Verbindung, Maß, Ausdruck, Wohlklang. Ein gutes Mittel dürften Vergleichungen seyn; Parallel-Stellen aus den Alten selbst, z. B. was Cicero dem Platon und Xenophon nachgebildet hat, vornehmlich aber die homerischen Reden, Gleichnisse und Schilderungen, mit Virgil's Nachahmungen; jedoch ohne Ausdehnung der Vergleichung auf Virgil's Nachahmer, die dem jugendlichen Alter sehr fern gehalten werden sollten. Ferner Uebersetzungen, wie die Vossischen, die an sehr vielen Stellen zum Beweise dienen können, wie grundlos die der Trägheit schmeichelnde Meynung ist, daß Verdeutschungen das Original erreichen, wiedergeben und ersetzen. Nicht undienlich möchte es auch seyn, der edlen Einfalt der Alten Beyspiele des Gegentheiles aus neueren Schriftstellern gelegenheitlich gegenüberzustellen. Vor einigen Jahren schrieb Jemand, der honoris causa hier nicht genannt werden soll: „Nun folgte während der sanften „Stimmung der angespannten Sehnen zweymal eine „persönliche Annäherung der beyden Nebenbuhler, Carl „und Franz, wo der Schein des Edelmuthes im schim„mernden Lichte des Theaterfeuers sich ausgoß und die „bösen Leidenschaften, wie beschämte Dämonen der Fin„sterniß, in die Verstecke der Herzenskammern sich zu„rückzogen, freylich um bald wieder die garstigen Häup-

„ter hervorzustrecken.“ Ein Kunstrichter meynte, zu diesem Gräuel sey der Verf. dadurch verführt worden, daß er sich den Tacitus zum Vorbilde genommen habe. Wäre es nicht für junge Leser des Tacitus eine artige Aufgabe, die kühnsten Bilder dieses Autors mit der angeführten Probe seines vorgeblichen Nachahmers zu vergleichen? Es wird gegen diesen Vorschlag nicht einzuwenden seyn, daß man das Ungestalte den Augen der Jugend vielmehr entziehen als nahe bringen müsse.

--- teneros animos aliena opprobria saepe
Absterrent vitiis.

wie Horaz an sich selbst erfuhr.

S. 15. Es giebt keine flachere Einwendung gegen den Werth klassischer Studien auf Schulen und keine ungegründetere Besorgniß von ihren Folgen als die, daß sie die Jugend für den Ultraliberalismus stimmen und gewinnen. Ich kenne von Homer bis Aristoteles und von Plautus bis Tacitus keinen alten Klassiker, der die eigentliche Volksherrschaft gepriesen oder mit reizenden Farben geschildert hätte. Einer rein demokratischen Regierung dürfte es vielleicht am wenigsten zu verargen seyn, wenn sie der Jugend das griechische und römische Alterthum fern zu halten suchte.

Auch hier ist, was der Verf. sagt, dem Ref. nicht zu viel, sondern etwas zu wenig. Das Gelüste nach Republik, das etwa im Livius oder Plutarchus Nahrung finden mochte, war nie gefährlich und ist jetzt vergangen. Was heutzutage Neues die Throne bedroht, ist erstens der Ultra-Liberalismus, jetzt gewöhnlicher und treffender Radicalismus genannt, der als Hauptgrundsatz aufstellt, der Staat sey eine Maschine. „Ich betrachte den Staat als eine Maschine,“ sagt H. Roebuck, „und um sie so einfach und wirksam „als möglich zu machen, möchte ich nur ein einziges „gesetzgebendes Haus haben.“ Und der Agitator O' Connell: „Warum sollten wir die Staats-Maschine nicht „gerade so verbessern, wie wir die Strumpfweber-Maschinen verbessert haben?“ Diesem Grundsatze, der alle auf Geschichte, Herkommen und Besitz ruhende Verfassungen nothwendig umstürzt, ist in der ganzen alten Literatur nicht nur nichts ähnlich und behülflich; es ist darin ungleich mehr ihm entgegengesetztes als in der neueren, weil jene mehr als diese, überall, in Wort und Werk, den Staat als ein Lebendiges vorstellt. Kein Wunder also, daß der Patriarch der Radicalen, Jeremias Bentham (in seiner Deontologie) urtheilt: „So„krates und Plato haben Unsinn geredet, den sie für „Weisheit ausgegeben.“ Das Andere, was jetzt die Throne, nicht angreifend aber schwächend, bedroht, ist Feigheit oder doch Blödigkeit gegenüber der sogenannten öffentlichen Meynung; ein, wenigstens in Deutschland, noch junges Uebel, das aber schon große Fortschritte gemacht hat. In Zeitungen oder Flugschriften ein Rückgängiger, ein Zurückbleibender, ein Aristokrat, ein Obscurant, ein Serviler genannt zu werden, ist für manchen wackern Mann so furchtbar, daß er, um nur ungehöhnt zu bleiben, seine Anhänglichkeit an das Bestehende wo nicht verhehlt, doch zurückhält. Das schwächt den Widerstand gegen die Neuerungssucht am meisten, die viel weniger entschiedene Anhänger als unentschiedene Gegner hat. Nun ist keine Frage, daß, vor jener Schwäche zu bewahren, die alte Litteratur vermögender als die neuere sey. Schon darum, weil die Alten, bey ihrem ungleich bewegteren öffentlichen Leben, weit mehr Anlaß hatten, sich mit der öffentlichen Meynung zu beschäftigen, und weit mehr Beyspiele eines würdigen Verhaltens gegen dieselbe aufstellen konnten. Ferner weil ihnen die Einbildungen, von denen die gegenwärtigen Verirrungen ausgehen, (Macht des Zeitgeistes, allgemeines Fortschreiten, Neu-Zeit u. d. gl.) ganz fremd waren, daher sie auch jetzt dem, welcher sich an der alten Literatur bildet, wahrscheinlich fremd bleiben. Hauptsächlich aber weil diese Litteratur weit ausschließender, als die neuere, männlich ist, überall zur Männlichkeit ermahnt und auffordert, Unselbstständigkeit der Gesinnung dagegen und alles Weibische mit Schmach und Schande straft. Daß England noch jetzt so viele Leute von unabhängiger Gesinnung hat, (oft unbequeme, aber allein zuverlässige Leute,) das verdankt es vornehmlich der noch herrschenden classischen Bildung, ohne welche es einen solchen Vorzug desto weniger behaupten könnte, je größer dort die Versuchungen zum Nachgeben und Anschmiegen sind. Anstatt also nur die Ungefährlichkeit des classischen Studiums in politischer Beziehung zu behaupten, darf man ihm vielmehr in ebenderselben eine ganz vorzügliche Nützlichkeit beymessen.

S. 20. Wenn es überhaupt der Mühe lohnt, das Latein auf Schulen wieder eigentlich lebendig zu machen, so muß viel weniger und viel mehr geschehen, als bisher auf vielen Gymnasien in bester Meynung zu geschehen pflegte. Erstens viel weniger: Im Elementarunterricht muß die alte mechanische Methode wieder die Oberhand gewinnen und die logisch klare Einsicht in die Regeln den reiferen Jahren aufgespart werden; zugleich sollten jene Regeln, die eben durch ihre Subtilität den Geist vorzüglich zu üben und zu schärfen scheinen, möglichst ausgeschlossen bleiben; man muß dem Knaben die Erfahrung, daß das Latein eine schwere Sprache sey, nicht gefliſſentlich aufdringen, damit er nicht vor lauter Ehrfurcht oder Furcht gar zu fern stehen bleibe. ... Zweytens viel mehr: Man muß jenem Gefühl des Schülers, als ob er etwas ganz besonderes unternehme, so oft er das lateinische Roß besteige, entgegenarbeiten. Ich sehe freylich nicht ein, wie das anders möglich ist als durch frühes und vieles Latein-sprechen und ex tempore schreiben. F. Hand in seinem inhaltsreichen Lehrbuch des lateinischen Styls hält es für nachtheilig. Ich kann seinen Gründen nicht beypflichten, weil meine Anforderungen an die lateinischen Stylisten auf Schulen weniger hoch gespannt sind. Hand verlangt und bildet, wenn ich ihn recht verstehe, einen feinen Lateiner, ich nur einen geübten, indem ich zwischen humaniora und zwischen Philologie scheide, und, ut sunt tempora, kann man sich Glück wünschen, wenn ein Gebildeter oder selbst ein Gelehrter zugleich ein geübter Lateiner ist; und höher soll, mein' ich, die Schule nicht streben.

Gesetzt auch, es lohnte nicht der Mühe, das Latein-Schreiben wieder emporzubringen, so wäre dennoch der Satz des Verfs., das Weniger betreffend, sehr beachtenswerth. Mit der Grammatik ist wohl nie zuvor solch ein Mißbrauch getrieben worden wie der, unter welchem jetzt ein großer Theil der lernenden Jugend seufzt. In der Meynung, es sey in diesem Alter schon eine „wissenschaftliche Auffassung“ zuträglich und möglich, lehrt einer vom Substantiv: „das Seyn, als ein „Etwas-Seyn gedacht, giebt uns den Begriff eines Dings;“ ein anderer vom Casus: „die räumlichen Verhält„nisse sind entweder in Ruhe oder in Bewegung; die „Ruhe ist einig in sich, (Dativ); die Bewegung ist theils „eine trennende und entfernende, theils eine verbindende „und annähernde; ein Dritter von dem Verbum: „Es ist der Quell und Mittelpunkt alles sprachlichen „Lebens, bezeichnet Leben, Bewegung und Thätigkeit, „und giebt Leben“ (wozu ein Recensent sogar bemerkt, der Verf. dieser Grammatik werde hier durch seine „blühende Sprache“ unverständlich; was eher von Hrn. Rinne gelten möchte, welcher sagt, das Wort sey „die in sich selbst klingende Memnons„Säule der Seele, deren Klang sich fortschwinge.“) Es mag alles gut gemeynt seyn; aber daß über die gänzliche Nutzlosigkeit solcher Lehr-Art die Erfahrung nicht einem Jeden die Augen öffne, kann Verwunderung erregen. Nutzloses ist an sich schon schädlich, wird es aber noch mehr durch die Wirkung, die es gleichwohl hat, daß Abneigung anstatt der so nöthigen Zuneigung gegen das, in solcher Gestalt auftretende, Studium entsteht. Der Weg, den jetzt ein wissenschaftlicher Dünkel, nicht im Unterricht allein, verschmäht, das „Unmittelbare“, ist nach dem Zeugniß aller Zeiten, welches keine „Neuzeit“ widerlegen wird, der einzige, auf welchem erworben und gewonnen werden kann; namentlich der einzige, auf welchem die Jugend theils mit Lust, theils wenigstens nicht mit Unlust schreitet. Auch möchte Ref. nicht mit dem Hrn. Verf. die alte Methode mechanisch — würde sie vielmehr dynamisch nennen; weil er diese Benennung für das, was ohne Bewußtseyn wirkend ist, für die richtige hält, mechanisch hingegen vielmehr die Einübung von Formeln ohne Einsicht, wie sie gewöhnlich ist, heißen dürfte.

Soll aber das Latein-Schreiben wieder emporgebracht werden, so hält Ref. ein anderes Mehr als der Verf. für das Nöthigere. Der Königsberger Kraus, Kant's vertrautester Freund, bemerkt, indem er die Latinität des jüngeren Hamann lobt: „er hat die Zeit, die man sonst mit der Gramma„tik tödtete, mit Lesung der Classiker zugebracht.“ Käme es nur darauf an, zu einem Latein zu gelangen, das man jetzt „anständig“ zu nennen pflegt, weil es von groben Verstößen gegen die Grammatik frey ist, so würde viel Sprechen und viel Schreiben wohl genügen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Pädagogische Bemerkungen und Bekenntnisse von Dr. Ludwig Döderlein, ꝛc.

(Schluß.)

So mag etwa der geschätzte Archäologe sich geübt haben, welcher kürzlich als Festredner einer norddeutschen Universität mit den Worten schloß: „Universitas litteraria . . . . non impe„trare a se potest quin suis quoque vo„tis divinum numen tam cari capitis salutem, au„gustae domus perpetuitatem, regni felicitatem pre„cetur.“ Solches Unlatein entsteht leicht in der Eile des Sprechens und des Schreibens, wo nicht ein scharfer Richter, den man selten findet, alsbald einschreitet und wehrt. Wahres Latein wird man sich nicht anders als durch viel Lesen, d. i. wenn man das Beste sehr oft liest, eigen machen. Wer die Bücher de oratore, de finibus und de officiis recht inne hätte, dem würde sich der lateinische Ausdruck beynahe für Alles, wozu er ihn brauchte, wie von selbst darbieten. Allein die gewöhnliche Methode des Unterrichts läßt es zu einem solchen Lesen nicht kommen, theils weil sie zu lange bey Einzelnem verweilt, theils auch weil sie auf zu vielerley Bücher sich zerstreut. Will man davon nicht abgehen, so könnte vielleicht die Lehrweise helfen, die Roger Asham mit der Prinzessin, nachher Königin, Elisabeth einschlug und die nach seiner Versicherung den größten Erfolg hatte; er ließ die königliche Schülerin, was sie aus dem Lateinischen übersetzt hatte, an demselben oder an dem folgenden Tage wieder lateinisch machen.

S. 10. Eine Hauptprobe geistiger Bildung und Durchbildung ist der deutsche Styl, nur Schade, daß er sich nicht so unmittelbar lehren läßt, wie Geschichte, Mathematik u. a.; selbst nicht so wie das, was man lateinischen Styl nennt. Er ist die Frucht nicht bestimmter Kenntnisse in der deutschen Sprache, selbst nicht gehäufter Uebungen in deutschen Aufsätzen, noch viel weniger einer fleißigen deutschen Lectüre, sondern ist bedingt theils durch angebornes Talent, theils durch die geistige Gesammtbildung. Der gesammte Gymnasialunterricht, könnte man sagen, arbeitet mittelbar auf die Bildung zum deutschen Styl als der Blüthe aller Bildung hin, aber je wahrer der Spruch ist: le style c'est l'homme! desto weniger läßt Styl sich geben — so wenig als sich Character geben läßt. Man hört bisweilen Männer in Amt und Würden klagen, sie seyen auf ihren Schulen im deutschen Styl vernachläßigt worden und hätten das nun zu büßen. Fragt man sie dann, ob sie desto mehr lateinisch und griechisch gelernt, und darüber und deßhalb das Deutsche versäumt haben, so bezeugen sie meist nur, daß sie genug damit beschäftigt und geplagt worden. Darin allein konnte freylich kein Segen seyn! Solche aber, die eben dieß scheinbar Fremdartige, „mit Ernst und Liebe“ getrieben haben, solche werden eine Lücke in ihrer Bildung, wie die genannte, weder selbst beklagen noch auch bemerken lassen. Freylich muß dabey vorausgesetzt werden, daß das altklassische Studium als Vorhalle der Humanität und nicht bloß als Sparte der Erudition behandelt wurde.

Ref. geht wieder etwas weiter als der Verf. in dem letzten dieser höchst beherzigungswerthen Sätze. Vorhalle der Humanität soll das classische Studium auf der mittleren Schule seyn; mit Erudition hat sich diese gar nicht zu befassen. Die wenigen, die zur Erudition berufen sind, machen sich dazu Bahn neben der Schule, die für Alle, und vorzugsweise für die Mehrheit zu sorgen hat. Mit Recht weist der Verf. in einem folgenden Artikel den Vorwurf: „die jungen Leute lernen nicht

einmal einen deutschen Aufsatz verabfassen," mit der Frage zurück: „Nicht einmal? als ob das das Minimum der Schulbildung wäre." Es liegt aber in dem Vorwurfe dennoch etwas nicht ganz ablehnbares. Dem Ref. scheint er mit einer Beobachtung zusammenzuhängen, welche der verst. Dr. Köpke zu Berlin in seinem letzten Schulprogramme mit folgenden Worten niedergelegt hat: „Ich fühle mich genöthigt, zu bekennen, daß das poetische und productive Geistesvermögen bey unserer Jugend, je mehr wir es für unseren Ruhm halten, sie vielseitig auszubilden und den Verstandes-Wissenschaften schon auf Schulen ihren Thron zu erbauen, immer geringer zu werden scheint, und daß diese für wahrhaft poetische Eindrücke auffallend gleichgültiger ist, als sie es nach der Erfahrung früherer Zeiten war."

Man könnte vielleicht sagen, die gerügte Gleichgültigkeit der Jugend sey ererbt, weil bey den Vätern schon das Gefühl durch Grübeln unterdrückt sey, wie z. B. in der Abhandlung des sel. Knebel über den Lucretius das hohe poetische Verdienst desselben, ehehin als sein einziges geachtet, ganz unberührt geblieben ist, und Niemand Anstoß daran genommen hat. Allein die Empfänglichkeit der Jugend, welche, Dank dem Schöpfer, allezeit dieselbe ist, würde, der Kälte der Alten ungeachtet, Poesie ergreifen und aufnehmen, wenn man sie ihr nahe brächte und nicht durch unzeitig angebrachte Erudition (Philosophie oder Kritik) verleidete. Nun ist aber das productive Geistesvermögen, welches der erwähnte alte Schulmann ganz richtig mit dem poetischen zusammenfaßt, das erste und vornehmste was gepflegt werden muß, wenn man gute eigene Arbeit von der Jugend fordert und erwartet. Ref. will dieß nicht verfolgen, um nicht auf die oben berührte ästhetische Erklärung zurückzukommen. Nur zu einer Bemerkung sieht er sich noch durch die Einsprache veranlaßt, welche kürzlich der Recensent eines Lehrbuches der Stylistik gegen die Meynung seines Verfs., an den Alten sey der Styl vorzugsweise zu bilden, gethan hat. „Wir glauben, ohne „dem altclassischen Studium auch in dieser Rücksicht sei„nen hohen Werth absprechen zu wollen, daß in einer „Sprache, welche an Werken in allen Fächern der Wis„senschaft und der Dichtkunst, die sich auch in stylisti„scher Hinsicht denen des Alterthums kühn an die Sei„te stellen können, reich ist, die stylistische Bildung sehr „wohl an diesen Werken zu gewinnen sey."

Deutsche Litteratur in allen Ehren, und es werde ihr Verdienst um die Rettung unserer Nationalität den jugendlichen Gemüthern tief eingeprägt. Allein ihre vorzügliche Tauglichkeit als Bildungsmittel des Styls ist zu bezweifeln. Erstens verstehen wohl nicht viele Lehrer, die Bildung des Styls an vaterländischen Mustern schwer zu machen, welches gleichwohl durchaus nöthig wäre, um seichte Nachahmung zu verhüten, (wie Racine seinem Freunde Boileau verdankte, daß er von ihm gelernt à faire difficilement des vers.) Zweytens ist bey vaterländischen Mustern größere Gefahr, zum Ueberbieten versucht zu werden, wie die spätrömische Litteratur zeigt, welche über Cicero und Virgil, die gepriesenen Muster, hinausstrebend verfiel. Drittens haben die Alten aus der goldnen Zeit vor den Neueren, und vielleicht am meisten vor den Deutschen das wenigstens voraus, daß sie, weil bey ihnen auf das Sprechen mehr ankam, so schrieben als hätten sie zu sprechen, wogegen mancher Redner jetzt so vorträgt, als wären seine Zuhörer Leser. Das letzte Verfahren wird kaum jemand billigen; der Vorzug des ersteren ist minder einleuchtend aber nicht weniger gewiß.

S. 10. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem älteren und heutigen Gymnasialunterricht besteht darin, daß ehemals eigentlich nichts gelehrt wurde, womit der Schüler nicht etwas machen konnte, so daß alles wie Vorbereitung und Stoff zu eigenen Productionen aussah. Durch diese Aussicht und Bestimmung wurden die geistlosesten Beschäftigungen, z. B. das Vocabellernen, die Phraseologie und a. von vorn herein geadelt; der Schüler sah und fühlte dabey die nahe praktische Brauchbarkeit, nämlich für sein Schülerleben, also für seine Welt. Vergleichen wir hiemit den geographischen und historischen Unterricht, den die neuere Pädagogik bald aus realen bald aus idealen Gründen mit Vorliebe fordert; was kann der Schüler mit der geistlosen Nomenklatur von Städten und chronologischen Thatsachen, was kann er mit den geistvollsten Schilderungen des Niagara oder der römischen Republik, was, frag' ich, kann er damit machen? er kann es nur besitzen, um bey der Prüfung zu beweisen, daß er das noch weiß und noch besitzt, er kann es sich aufheben, um einst die Zeitungen oder Werke der Geschichte und Politik verstehen und commentiren zu können, er kann es auch nacherzählen und sich im Sprechen

üben, aber zu etwas neuem und eigenem verarbeiten kann er es nicht, wie seine lateinischen Vocabeln und Phrasen zu lateinischen Versen und Reden.

Aus diesem Grundsatz erklärt es sich, warum Geschichte und Geographie als Unterrichtszweig in den alten Lectionsplänen oft gänzlich fehlt. So war es in Schulpforta im Wesentlichen bis zur Einführung des preußischen Unterrichtssystems. Als ich im Jahre 1822, also nach dieser Reform oder vielmehr Revolution, die mir theure Anstalt wieder besuchte, rühmte mir der ehrwürdige Rektor Ilgen, ihr Vorstand, der das Alte gern erhalten hätte, mit halb ironischer halb sarkastischer Begeisterung: „Ja Freund, bey uns sieht's jetzt anders aus als sonst: fragen Sie unsere Tertianer von oben bis unten, in welchem Jahr Attila geboren oder gestorben ist, wie viel Weiber und wie viel Kinder er gehabt hat; was gilts, auch der unterste bleibt Ihnen die Antwort nicht schuldig! Sie selbst wissens nicht und ich weiß es auch nicht! — Freylich Anderes muß jetzt ruhen, was zu unserer Zeit gedieh und galt!"

Da hat der mißvergnügte Rector gar sehr übertrieben. Von Attila ist nur das Todesjahr, nicht das Geburtsjahr bekannt, und das einzige, was man von seinem Familien-Stande weiß, innumerabiles uxores, filii paene populus, wird doch wohl kein Schüler der Pforta zu lernen haben. Freylich mag hie und da in Geschichte und Geographie zu viel geschehen; die Hauptsachen aber, zu denen unstreitig der Name Attila gehört, dem jungen Gedächtniß besser, als ehedem gewöhnlich war, einzuprägen, ist nicht unrathsam. Rector Ilgen wäre ohne Zweifel unwillig gewesen, wenn einer seiner Zöglinge gesagt hätte, die Flotte, die Aristides zu verbrennen widerrieth, sey Lysanders gewesen (wie Michaud Corresp. d'Orient I. 31. annimmt), oder, Dionysius d. j. habe als Schulmeister begonnen und als Tyrann geendet, und, Agamemnon sey von Weib und Sohn ermordet worden; (beydes findet man in Tietz Erinnerungs-Skizzen aus Rußland ꝛc. 1836, Bd. 2, S. 225. 282;) dagegen wäre er vielleicht, wie manch Anderer, darüber hinweggegangen, daß der erste Herausgeber und Uebersetzer des Lydus de magistratibus Par. 1812 den Attila mit dem harmlosen, aber classisch berühmten Attalus verwechselt hat (p. 227, τὸν πλοῦτον εὑρὼν, ὃν Ἀττίλας ὁ τῆς οἰκουμένης πολέμιος λαμβάνειν ἔμελλεν, cum divitias, queis Attalus orbis terrarum hostis potiturus erat, invenisset; was auch in der Bonner Ausgabe S. 146. stehen geblieben ist.

Damit will übrigens Ref. den Werth des Hauptsatzes in vorstehender Bemerkung des Hrn. Verfs. nicht geschmälert haben. Es liegt ungemein viel daran, daß nicht nur das Gedächtniß nicht mißhandelt werde, wie durch Aufnöthigung geringer oder matt ausgedrückter Sachen geschieht, sondern daß es von dem Vorzüglichsten und Brauchbarsten so viel als möglich aufnehme, was ohne Wohlgefallen daran niemals gelingt. Nun mag allerdings auch an dem Einsammeln von Wörtern und Redensarten Wohlgefallen durch die Aussicht, daß man sich ihrer mit Vortheil bedienen könne, erregt werden; nur würde jetzt, da auf lateinische Arbeiten, in ungebundener sowohl als in gebundener Rede, weniger Werth gelegt wird, dieser Antrieb wohl nicht sehr wirksam seyn. Dagegen sind erlesene Stellen, insbesondere der Poeten, wenn sie nach gründlichem Verständniß auswendig gelernt werden, ein Besitz, dessen Erwerbung für die Meisten anziehend und verhältnißmäßig leicht gemacht, und dessen ausdauernde, stille Wirkung auf Geist und Gemüth kaum zu hoch angeschlagen werden kann. Die athenische Jugend lernte nicht, wie hoch der Ossa, wie breit der Achelous oder wie groß die Zahl der Freyen und der Unfreyen in Attika sey. Ihre Uebung war, wie wir aus der Rede des Aeschines gegen den Ktesiphon ersehen, τὰς τῶν ποιητῶν γνώμας ἐκμανθάνειν.

Oberbayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Vereine für Oberbayern. Erster Band. I. Hft. Mit drey Holzschnitten. München 1839. Druck und Verlag von Georg Franz. gr. 8. IV. S. Vorwort, 148 S.

Die kurze Geschichte der Bestrebungen zur Bildung eines historischen Vereins für den Isarkreis (Oberbayern) bis zur förmlichen Constituirung des gegenwärtigen, am 11. December 1837 und 9. Februar 1838.

entnehmen wir aus dem von Hrn. Freyherrn von Zu-Rhein ꝛc. trefflich verfaßten und wenige Tage nach dem Erscheinen des oberbayerischen Archivs an die Mitglieder vertheilten Jahresberichte. Zugleich finden sich daselbst abgedruckt: die Statuten, das Verzeichniß der ordentlichen und Ehrenmitglieder, die Geschäftsordnung für den Ausschuß, eine Uebersicht der eingelaufenen schriftlichen Ausarbeitungen (19 an der Zahl), das Verzeichniß der Vereinssammlung an Büchern, Landcharten, Münzen, Medaillen und antiquarischen Gegenständen; unter ihnen auch das Verzeichniß der Sammlungen der in München seit 1831 bestehenden Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde, welche Societät laut Erklärung vom 1. Februar 1838 dem oberbayerischen Vereine mit Ueberlassung dieser ihrer Sammlungen, jedoch vorbehaltlich des Eigenthumsrechtes beigetreten ist, und am Schluße eine Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben des Vereins im J. 1838.

Das Organ des Vereins ist das oben mit seinem vollständigen Titel angeführte oberbayerische Archiv, mit dessen Redaction die HH. von Maurer, Reichs- und Staatsrath, Dr. Maßmann, Professor und Ministerial-Secretär, und Dr. Höfler, seit Kurzem zum Professor der Geschichte an der Münchner Hochschule befördert, beauftragt sind.

Schon diese Wahl des Redactions-Comité ist uns hinlängliche Bürgschaft, daß wir im oberbayerischen Archive mit Zweckwidrigem und Mittelmäßigem verschont bleiben werden, da diese Herren es sich zum Grundsatz gemacht: „tüchtiges historisches Material, so wie es der Forscher liebt, zu sammeln, auf das Zweckmäßigste für den Gebrauch zu ordnen, und hieben sowohl die alte als die neue Zeit, sowohl Oberbayern, als was die Geschichte unsers königlichen Hauses und des Königreichs im Allgemeinen betrifft, zu berücksichtigen. Hieben sollen aber, sagt das vom Redactions Comité unterzeichnete „Vorwort“ weiter, nur diejenigen Arbeiten vollständig der Oeffentlichkeit übergeben werden, welche entweder durch eine vollendete Haltung oder durch die Wichtigkeit ihres Gegenstandes ein abgeschlossenes Ganze bilden; in allen übrigen Fällen aber hielt es das Comité für geeigneter, das Resultat der Forschungen in der Kürze mitzutheilen, und es den Freunden der Geschichte selbst zu überlassen, über das Detail von Untersuchungen, die nur einen kleinen Kreis von Personen zu interessiren im Stande sind, die in der Vereinsbibliothek aufbewahrten handschriftlichen Aufsätze zu befragen.“ — Es sind dieß Grundsätze, welche die Beachtung und Nachahmung aller Redactionen der Kreisvereins-Organe verdienen. —

Zahl und Berühmtheit der Glieder, Trefflichkeit der Redaction, ungehinderte Benützung der reichsten Hilfsquellen für die einzelnen Mitglieder, welche die Hauptstadt darbietet u. s. w., lassen erwarten, daß der oberbayerische historische Verein, obgleich unter allen in Bayern entstandenen Vereinen der Zeit nach der letzte, dennoch in kurzer Frist die Brüder-Vereine einholen, und deren gemeinsamem Bestreben würdig sich anschließen werde. Das vorliegende Heft dieses Archivs läßt uns bereits erkennen, daß unsere Vorhersagung recht bald in Erfüllung gehen dürfte.

I.

Der Burgstall bey Buchheim am Parsberg, im k. Landgerichte Starnberg, als römische Fortification nachgewiesen von H. Föringer, erstem Sekretär der k. Hof- und Staats-Bibliothek.

Ist einmal durch eine literarische Notabilität eine Behauptung über einen Gegenstand aufgestellt worden, die sich gleichwohl bey näherer Prüfung als unbegründet und irrig darstellt; so fehlt es sicher nicht an solchen, die sie ohne fernere Untersuchung und nur auf jene Autorität hin annehmen und weiter verbreiten, oft auf eine Weise, daß jeder Zweifel daran als unzeitig, hyperskeptisch und lächerlich erklärt und abgewiesen wird. Das ließe sich ohne besondere Mühe an großen, wie an minder wichtigen Gegenständen der Historie zeigen. Ein recht schlagendes Beispiel literarischen Nachtretens bietet uns des angeschwärzten Tilly's Lebensgeschichte und in derselben die sogenannte „Magdeburger Hochzeit“ dar. Seitdem der unsterbliche Schiller dem Feldherrn der Liga und des Kaisers jene fatalen Worte in den Mund gelegt, welche die entmenschten Massen von allen Banden befreyt, und auf die unglückliche Stadt losgelassen haben sollen, wie wurde nicht auf des großen Dichters Autorität fort und fort gesündigt, und alle Jene, die mit den Quellen in der Hand das Ereigniß beleuchteten, bespöttelt und verlacht! Tilly hatte nun einmal seine bestimmte geschichtliche Färbung aus Meisters Hand erhalten, alles Bemühen, ihn seiner Natur getreu darzustellen, wurde vom Ausland als Hyperpatriotismus bezeichnet. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Geschichte und System der Platonischen Philosophie von Dr. Karl Fr. Hermann, ord. Prof. der Philologie an der Universität zu Marburg. I. Theil, die historischkritische Grundlegung enthaltend. Erste und zweyte Lieferung (Bogen 1 bis 30) Heidelberg bey C. F. Winter 1838. 8.

Jeden Freund des Alterthums und der Philosophie muß es freuen, daß neben Aristoteles, der in den letzten Jahren wiederum zu seiner lange vermißten Anerkennung und Geltung gekommen ist, auch Plato fortdauernd in dem wohlerworbenen Besitzstand allgemeiner Hochachtung und Bewunderung sich erhält. Wenn der erstere theils durch Brandis, Stahr, Trendelenburg u. m. a., insbesondere aber durch Biese den philosophischen Bestrebungen unserer Tage näher gerückt wird, so unternimmt Herr Professor Hermann das nämliche für Plato zu leisten, da seit Tennemanns System der Platonischen Phil. keine ausführliche Monographie über jenen „Gott der Philosophen" erschienen, gleichwohl aber inzwischen zur Berichtigung des Textes seiner Schriften von Fr. A. Wolf, Heindorf, Boeckh, Bekker, Ast, Schneider, Stallbaum und vielen andern, so wie zum folgerichtigen Verständniß derselben zumal von Schleiermacher, überaus vieles und zum Theil Vortreffliches gethan worden ist. Durch mehrere Programme, durch verschiedene Recensionen und größere oder kleinere Aufsätze in Zeitschriften hat Herr Prof. Hermann gezeigt, daß er sich mit dem Haupte der Sokratiker emsig und anhaltend beschäftige und alles beachte, was in der laufenden Litteratur die Philosophie und Geschichte Platons näher oder entfernter berührt; und alles, was er bisher derartiges bekannt gemacht hat, erregt ein gutes Vorurtheil für die Gesammtsumme seiner Leistungen; dasselbe wird bestätiget und verstärkt durch dasjenige, was in den bisherigen Lieferungen vorliegt. Leider aber hat das Publicum Grund zu bedauern und zu klagen, daß es mit diesem Werke schon so lange hingehalten werde. Bereits seit vier Jahren wird es in den Weidmannischen Meßkatalogen erst angekündigt, dann als erschienen angegeben; aber noch bis in den October v. J. sind nur die oben genannten zwey Lieferungen des ersten Bandes in den Händen der Leser; und doch, als diese im September 1838, also vor mehr als Jahr und Tag, ausgegeben wurden, machte die Verlagshandlung auf der Rückseite des Umschlags bekannt: „Da der Hr. Verf. durch Berufsgeschäfte abgehalten wurde, die letzten 8 Bogen des 1ten Theils des vorliegenden Werkes zur angekündigten Zeit dem Drucke zu übergeben, so hat er der Verlagshandlung gestattet, diesen ersten Theil — um ihn schneller in die Hände der zahlreichen Besteller bringen zu können, in drey Lieferungen auszugeben. Wir — dürfen das Erscheinen der dritten (letzten) Lieferung vor Ende des laufenden Jahres (Mitte September 1838) bestimmt versprechen. Titel und Vorrede werden der 3ten Lieferung (des 1ten Theiles) beygegeben. — Die ersten Bogen wurden bereits im Jahre 1836 gedruckt." — Und am Schluß von 1839 ist es auch von der Lieferung der letzten Bogen des ersten Theiles noch ganz stille! Dieser Unfug kann nur in unserm guten Deutschland fortdauern, trotz der vielfältigen Rüge, die über ihn schon oft ergangen ist; abgesehen von dem Unmuth, den er billigerweise erzeugt, muß er dem Werke selber zum Nachtheil gereichen; denn es kann leicht treffen, daß der Anfang nicht mehr dem Ende entspricht.

Rec. nämlich vermuthet, daß, von den in der angeführten Ankündigung der Verlagshandlung erwähnten Berufsgeschäften abgesehen, die doch kaum bis diesen Tag gedauert haben werden, ein Hauptgrund, warum der Herr Verf. seine Arbeit schwer abschließt und den Druck verzögert, darin liegt, daß jeder Tag neue Beyträge zur Erläuterung und Erklärung des Plato liefert, mögen sie in Ausgaben einzelner Dialogen, oder in Erörterung einzelner historischer und philosophischer Puncte, oder aber in Bearbeitungen der Denkmale des Aristotelischen Geistes bestehen. Indessen was hienach auf der einen Seite dem Werke zu Gute kommen mag, das entschädigt andrerseits nicht dafür, daß das Werk nicht frey und sicher concipirt wie aus Einem Guße auftritt; es ist darum selbst im Interesse des Verf. wünschenswerth, daß er alsbald die Fortsetzung folgen lasse und das Werk zu Ende führe. Was von demselben vorliegt, befaßt noch nicht drey Bücher; das 3te Buch bricht S. 480 mitten im Satze ab, und läßt nicht nur den Schluß des Textes erwarten, sondern die zahlreichen und hier zumal unerläßlichen Belegstellen und Nachweise, die dem Werke zu besonderer Empfehlung gereichen.

Das erste Buch gibt „Platos Leben, Entwickelung und Verhältniß zur Außenwelt bis S. 82 in zehn Abschnitten; darauf folgen von S. 38 bis 126 sehr vollständige litterarische Nachweisungen und Belege jeder Art. Wer die kärglichen Nachrichten über Platons, wie aller und jeder alten hellenischen Weisen und Dichter Leben kennt, der wird sofort vermuthen, daß außer der Kritik jener Angaben hier das meiste Andere aus der Zeit und über sie, im Verhältniß zu Plato, beygezogen seyn werde. Und so ist es denn auch. Die Lebensnachrichten sind wohl geordnet und rein herausgehoben und bestimmt; die eingewebten Reflexionen und Bezüge scharfsinnig gefaßt und durchgeführt, und lassen in so fern nichts zu wünschen übrig. Allein in wie weit das meiste der Art conjectural ist, so hängt ihr Werth sowohl von der Grundansicht ab, die jeder über Plato und seine Zeit hegt, als insbesondere von manchen kleineren Bezügen und Wendungen, die jeder den spärlichen Berichten zu geben geneigt ist. Da dem eigentlich historischen Theile Rec. nichts zuzusetzen weiß, so begnügt er sich mit einigen Bemerkungen zu jener Einfassung, die H. Hermann ihm gegeben hat. Seine Grundansicht verräth H. Hermann gleich im §. I. S. 3., demnach Plato mehr durch seine sonderheitliche Geistes- und Gemüthsart, wie sie in seinen Kunstwerken ausgeprägt ist, zu allen Zeiten gewirkt habe, als durch den nackten, lehrhaften Inhalt seines Systemes u. s. w. „Aus dem philosophischen Standpunkte betrachtet, ist dieß freylich für seine Lehre als solche kein allzugünstiges Zeugniß, wenn sie ihrem wahren Character nach nur als ein vorübergehendes Moment in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes erscheinen, und dazu nicht einmal in der Form allseitig und scharf genug ausgeprägt gewesen seyn soll, um sich vor dem Mißbranch und den Entstellungen folgender Zeiten zu sichern.“

Dieß letztere beziehet sich darauf, daß Plato meistentheils nur den ersten Keim und Samen ausstreut, und es der Willkühr des Nachfolgers überläßt, wie er die Pflanze ziehen und nutzen will, die daraus erwächset; daß er daher unter den Händen der Akademie zum Skeptiker, unter denen der Alexandriner zum Mystiker hat werden müssen. „Die Hoheit seiner geistigen Individualität, die als Symbol der reinsten und heiligsten Erhebung über das Irdische, der tiefsten Ahnung eines alle Gegensätze versöhnenden Jenseits so zu sagen typisch geworden ist, und doch in den Resultaten der unvollendete Character seiner Lehre, die so vieles nur anregt,“ — sie waren es, die es bereits im Alterthume möglich machten, daß die verschiedenartigsten Systeme sich gleichwohl an seinen gefeyerten Namen anknüpften. Wenn nun gleich das Ganze des Platonismus einer absoluten Nothwendigkeit entbehrt, „die mit eiserner Consequenz die Annahme jedes einzelnen Gliedes an die gleichzeitige aller andern knüpft,“ so schadet das uns nicht, die wir „weder Platoniker sind, noch solche bilden wollen.“ Unser Interesse sey befriedigt durch die Einsicht der besondern Umstände, „die einen solchen Geist gerade eine solche Richtung nehmen, zu solchen Resultaten gelangen und mit den erhabensten Wahrheiten die sonderbarsten Irrthümer so innig verschmelzen lie-

ßen, daß er in diesen fast noch größer und liebenswürdiger als in jenen erscheint. — — — Plato entfaltet den ganzen Reichthum seines Geistes nie glänzender, als in den Theilen seines Lehrgebäudes, wo sich die Unzulänglichkeit seiner Grundlagen am meisten beurkundet; und wenn man die Aristotelische Philosophie mit dem gemessenen Gange eines Epos vergleichen darf, so gleicht die Platonische einer Tragödie, wo die Größe des Helden nur um den Preis seines Unterganges erkauft wird; eben deßhalb beruht aber auch hier wie dort das wahre Interesse wesentlich auf der anschaulichen Entwickeluug aller innern und äußern, persönlichen und geschichtlichen Motive, die solche unabwendbare Nothwendigkeit herbeyführten."

Man erlaube mir noch zwey kleine Stellen auszuheben, theils zur Charakteristik der Darstellung und Schreibart, theils der Ansicht von Plato und Aristoteles. S. 5 auf 6: „Es giebt in der Geschichte der Philosophie wie in der politischen Augenblicke, wo die Welt gleichsam zu ruhen scheint von langer Arbeit, und der Strom der Geschichte gleichsam einen stille stehenden See bildet; ein solcher ist Aristoteles: wie ein Friedensschluß, der nach langen Zuckungen das gestörte Gleichgewicht eines Welttheils wieder herstellt, wie ein Fluß, der in scharf begränztem Bette durch nützlich angebaute Fluren dahinfließt, eine willkommene Erscheinung einem jeden, der die behagliche Sicherheit und Stille eines festen Besitzthumes dem romantischen Toben eines Wasserfalles oder der wilden Erhabenheit eines Schlachtgewühles vorzieht, u. s. f. So hat auch von jeher Plato seinem großen Nachfolger an Anziehungskraft und Interesse den Rang abgelaufen." — — —

S. 9. „Wenn es uns gelingt, das Ziel, das wir uns bey dieser ganzen Darstellung gesteckt haben, zu erreichen, so wird es sich klar ergeben, daß Platos ganze Philosophie wesentlich aus dem Bedürfnisse einer Zeit hervorgegangen war, die weder in den Formen des Denkens noch in den Formen des Lebens, die bisher Gültigkeit gehabt hatten, länger Befriedigung fand, der es aber gleichwohl an Kraft gebrach, um dieselben neu zu schaffen, und die daher, während die große Masse sich dem Taumel der Verzweiflung und den Eindrücken des Augenblickes überließ, die edleren Geister sich dadurch zu helfen nöthigte, daß sie dieselben Formen, deren allmählige Entwickelung und Entartung in der Anwendung eben zu jener gänzlichen Negation geführt hatte, theoretisch dergestalt idealisirten, daß sie ihnen, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, doch in der Möglichkeit die gewünschte Befriedigung gewährten."

Dieß genügt, um vorläufig zu ersehen, wie Platos Werth angeschlagen, wie Er und Aristoteles gegen einander abgeschätzt werden; auch, welcher Begriff der Philosopie hier im Allgemeinen zum Grund gelegt ist. Man sieht sogleich, daß hienach Plato die Philosophie als freye Kunst, Aristoteles als lehrhafte Wissenschaft betrachtet haben muß; und wirklich kennzeichnet der letztere die theoretische Wissenschaft im B. I. K. 2. der Metaphysik als διδασκαλικὴ ἐπιστήμη ἡ τῶν αἰτίων θεωρητική. Die Ursachen und Gründe aber sind nach ihm dasjenige, was zumeist und vorzugsweise gewußt werden kann (τὰ μάλιστα ἐπιστητά,) sind das erste, das schlechthin allgemeine, (τὸ καθόλου, τὸ ἓν ἐπὶ πολλῶν) und nothwendige; das in allen Wissenden identische, das jeder Vernunft mit Nöthigung anzumuthende Wissen ist nach Aristoteles das wissenschaftliche, das apodiktische oder beweishafte; vgl. An. post. I. 2.; er selber ist bemüht in seiner Grundlegung zur Naturwissenschaft (ἀκροάσεις φυσικαὶ), in den Büchern über die Seele und mehr andern Schriften ein solches Wissen hervorzubringen, an dem nichts weiter oder doch nicht viel mehr zu ändern, weder hinzuzuthun noch davonzunehmen sey: Itaque Aristoteles, veteres philosophos accusans, qui existimavissent, philosophiam suis ingeniis esse perfectam, ait eos aut stultissimos aut gloriosissimos fuisse; sed se videre, quod paucis annis magna accessio facta esset, brevi tempore philosophiam plane absolutam fore. Cic. Tusc. III. c. 28. §. 69.

(Fortsetzung folgt.)

Oberbayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eben Westenrieder im VIII. Bande seiner Beyträge, München 1809 (also schon vor 55 Jahren) übernahm der Schillerschen Aeußerung entgegen die Vertheidigung Tilly's; sie blieb jedoch kaum beachtet vom Inlande und schwerlich gekannt außerhalb Baierns, woselbst man fortfuhr, den Tilly als Magdeburgs entsetzlichen Mordbrenner zu schildern, welchen seitdem als gerechte Vergeltung für solche Greuelthat das Kriegsunglück verfolgt. Letzteres betreffend müssen wir, zum Beweise, daß die Siegesgöttin ihn nicht gänzlich gemieden, auf Feldmarschalls Horn Bericht an seinen König d. d. Geltersheim, 7. Martii 1632 verweisen, woraus ersichtlich, daß Horn mit seinem 14,000 Mann starken Heer bey und in Bamberg mit bedeutendem Verlust besiegt und an den Mittelmann gedrängt worden sey. — Ein anderer im Verhältniß zum eben besprochenen Objecte weniger wichtiger Gegenstand ist der von Hrn. F. in vorliegendem Aufsatze behandelte über den Burgstall auf dem Parsberge. Es genügt, wie Hr. F. treffend bemerkt, das Wort eines Mannes von „vollgültig bewährtem Glauben" — und allerdings war Westenrieder ein solcher! — daß „eine offenbare Unrichtigkeit, auf Treu und Glauben hingenommen, in unangefochtener Ruhe verjährt." H. F. zeigt sehr gründlich aus Urkunden, daß Westenrieder, wie schon W. Hund im Stammenbuch, hinsichtlich der frühern Bewohner des Burgstalls bey Puechheim oder Buchheim die Parsberger aus dem Nordgau mit den Pastberchen oder Bastbergen, einer Ministerialen-Familie der Freysingerkirche verwechselt habe, welche Familie Rudiger de Bastperch um 1140 — 1155 bis Hermannus de Pastperg 1190, und Waltmann de Bastberch et frater ejus Rudolfus de Waldekke, 1200 — 1218 aus den Mon. boic. nachgewiesen werden können, und der vielleicht noch aus dem J. 1277 u. 1278 Otto et Wernhardus ministeriales dicti de Waldeke, dann Otto de Waldekk miles, den der Bischof Chunrad von Freysingen seinen dilectus et fidelis nennt, angehören dürften. Als den Stammsitz dieser Bastperger hat v. Obernberg das heutige Pfarrdorf Parsberg bey Miesbach angegeben, welches Pfarrdorf in dieser Eigenschaft in den Beylagen der v. Obernbergischen Abhandlung über das Chorstift Schliers (S. 137 ein Otto dictus Pock pastor in Pasperch, und bey Oefele I. 582, col. 2: Otto Pochk Kirchherr zu Pasberg) ziemlich früh erscheint. — Es ist demnach entschieden, daß weder die Nordgauischen Parsberge, noch die Sundergauischen Pastberge dem Berge bey Buchheim den Namen verleihen konnten. — Die Benennung Parsberg anstatt des urkundlichen und richtigeren Paßberges nennt Hr. F. eine der vielen Namensentstellungen, die sich erst im 17. Jahrhundert, wiewohl nur spärlich geltend gemacht, welche aber den letztverflossenen Decennien ihre Sanction verdankt.

Was nun aus Urkunden als unhaltbar und irrig in der Westenriederschen Behauptung dargethan wurde, erhält seine vollste Widerlegung durch die Besichtigung des Buchheimer Burgstalles, dessen genaue Beschreibung zuerst gegeben, und aus welcher sodann der Schluß gezogen wird: Das Ganze sey ein gewöhnliches mit einem Signal-Thurme versehenes römisches Castrum gewesen, welches als „nothwendige Vorhut" der westlichen, die Straße von Juvavo nach Augusta (an Gilching, Steinlach und Holzhausen vorüber bey Schöngeising zur Amber) und den Amber-Uebergang deckenden Fortificationen zu betrachten wäre. — Die anderweitige Bestimmung dieses Römerwerkes im Mittelalter zu ermitteln, würdigt H. F. zuvörderst die „Sage" von einem Schlosse, welches vor Menschengedenken versunken sey, von einem nach Unterpfaffenhofen führenden unterirdischen Gang, der sich jedoch bey genauerer Untersuchung als das Segment einer via diversoria darstellt (Aehnliches Gerede gieng, und geht vielleicht heute noch vom sogenannten Zwergenloch bey Weismenn, von welchem aus ein unterirdischer Gang nach dem etwa eine Stunde entfernten Meranischen Schloße Nieser geführt haben soll), u. a. m., und kommt zu dem Resultate, daß eine mittelalterliche Burg, oder ein Schloß im neuern Sinne dieses Wortes kaum auf dem Paßberge gestanden haben dürfte. Nur so viel räumt er ein, daß der höhere Schanzhügel in späterun Jahrhunderten wirklich, wenn auch nur zu vorübergehenden Zwecken, besetzt, und wahrscheinlich auch mit einem kleinen Gebäude versehen gewesen seyn müsse; darauf deute sowohl das Auffinden von Schwarzpfennigen in der am Fuße des Berges hervorkommenden Quelle (ein Exemplar dieser Münzen trägt das J. 1625.), als auch das zum Vorscheinkommen von Gegenständen, die dem späteru Mittelalter angehören. Eine noch genauere Untersuchung verdiente wohl die vom Hrn. F. besprochene Römerstraße mit ihrem Zuge nach Osten und einer Isarübergangs-Station. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Geschichte und System der Platonischen Philosophie von Dr. Karl Fr. Hermann.

(Fortsetzung.)

In diesem identischen Wissen der Gattung als solcher, soll und muß jede Eigenthümlichkeit, jeder individuelle Charakter ausgelöscht seyn, wie er es in den mathematischen Disciplinen der Analysis und Geometrie seit Euklides wirklich ist. Vor diesem aber und vor Aristoteles galt und herrschte selbst innerhalb der Geometrie und Arithmetik auch ein mehr freyes Wissen — in dem symbolischen Gebrauch und in der philosophischen Wendung der mathematischen Sätze und Diagramme, zumeist bey den Pythagoräern, aber auch bey Plato und seinen nächsten und treuesten Anhängern, Speusippus, Xenokrates u. m. aa. Von all dem findet sich nun zwar auch bey Plato das meiste, aber doch gleich von vorne herein mit einem Zusatz, der durch die ganze Parallele hin seiner Weisheit eine andere Färbung gibt; erregen und rühren will er den ganzen innern Menschen nicht allein in seinem Denken, auch in seinem Dichten und Trachten; in seiner Istigkeit, (um mit Tauler (313. V.) und andern Mystikern zu reden) daß er aus der Hölle, in welcher er gebunden nur Schatten der Dinge siehet (Rep. VII. 1.), heraus und aufsteige in das Reich des Wahrhaftseyenden, und allen irdischen Tand, alles gemeine und irdische Wissen und Forschen als Scherz und Zeitvertreib (*μίτριον παιδιὰν καὶ φρόνιμον* Tim. p. 59) zurücklassend, die reine Wahrheit wiederum schaue. — Befreyung, Erledigung des Geistes aus den Banden der Leibhaftigkeit und Sinnlichkeit, um wiedergeboren zu werden im Reiche des freyen Geistes, dieß setzt sich seine sokratisch-entbindende (*μαιευτική*) Methode zum Zweck. Freylich er entbindet nicht, ohne daß er zugleich bindet, und sogar in sehr strengen Formen, immer aber doch solchen, welche die freye Bewegung und Regung nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern ihr sogar Vorschub thun, und endlich als das eigentliche reine Wesen sich zu erkennen geben. — Je geistig freyer und eigenthümlicher ein Mensch ist, desto mehr faßt er auch eigenthümlich und frey all dasjenige auf, was ihm geboten wird, um so mehr hat er auch seine eigne Art, alles Gewußte und auch die Wissenschaft selbst darzustellen; eben hiedurch wird einer ein Erfinder, auch innerhalb der scheinbar abgeschlossenen und vollkommensten Disciplinen, z. B. der geometrischen. Diese Freyheit läßt Plato, diese Eigenthümlichkeit schont er mehr als Aristoteles, der dogmatische und lehrhafte Systematiker. Darum aber, daß Plato minder dogmatisch, ist er nicht sofort Skeptiker, wohl aber intellectualer und ethischer, indem er nichts aufzunehmen zumuthet, daß es nicht sofort ein inneres Werden, Entfalten und Gestalten fördere. In dem hohen Sinn wie Sokrates das *γνῶθι σεαυτόν* genommen, als Einkehr ins Gemüth, als Weisung nach innen und zum höchsten Geist hinauf, kann man sagen: Plato war der ächte Sokratiker; ein solcher aber war Aristoteles von Haus aus nicht; er war Naturforscher; — *ἐπὶ Σωκράτους δὲ τοῦτο μὲν (τὸ τί ἦν εἶναι καὶ τὸ ὁρίσασθαι τὴν οὐσίαν) ηὐξήθη, τὸ δὲ ζητεῖν τὰ περὶ φύσεως ἔληξε. πρὸς δὲ τὴν χρήσιμον ἀρετὴν καὶ τὴν πολιτικὴν ἀπέκλιναν οἱ φιλοσοφοῦντες.* Arist. π. ζ. μορ. I. S. 8. Sylb. Die Natur trägt den Character der Nothwendigkeit;

der Geiſt aber den der Freyheit; Ariſtoteles demnach iſt der Philoſoph der Natur, Plato dagegen der Philoſoph des Geiſtes. Damit iſt nicht geſagt, daß der eine nicht auch das Gebiet des Geiſtes — im 3ten B. von der Seele, in der Ethik und Metaphyſik, — der andere das der Natur — wenigſtens im Timäus — ſeiner Aufmerkſamkeit und Unterſuchung werth geachtet haben ſollte; allein die urſprüngliche Anlage und Richtung entſcheidet durchhin dergeſtalt, daß ſie auf allen Puncten wohl etwa parallel, aber einander entgegen und zuwider laufen, Platon über die Natur allerwärts hinauf in ſeine Heimath, die Idealwelt, Ariſtoteles allerwärts, ſobald es nur angeht herab, und herein in die unerſchöpflich mannichfaltige Natur ſtrebt; daß jener die Ideen über Zeit und Raum in den ὑπερουράνιος τόπος hinausſtellt, dieſer nur ἔνυλα εἴδη innerhalb der Welt anerkennt; daß jener zu einem oftmals und vielſeitig beſprochenen Hauptdogma die Unſterblichkeit und perſönliche Fortdauer macht, Ariſtoteles aber dieſe ſo hochwichtige Frage in allen ſeinen Werken nur einmal berührt, und an dieſer einzigen Stelle kurz abfertigt π. ψ III. 5: ὁ νοῦς — χωρισθεὶς δ' ἐστί μόνον τοῦθ' ὅπερ ἐστί, καὶ τοῦτο μόνον ἀθάνατον καὶ ἀΐδιον. οὐ μνημονεύομεν δὲ, ὅτι τοῦτο μὲν ἀπαθὲς, ὁ δὲ παθητικὸς νοῦς φθαρτός, καὶ ἄνευ τούτου οὐδὲν νοεῖ. u. ſ. w. Plato konnte daher auf den Geiſt des Chriſtenthums einwirken, wie ſchon bey den erſten Kirchenvätern, Ariſtoteles nur auf die Form der Darſtellung desſelben. Vortrefflich ſagt Coleridge (Table Talk London 1835. Vol. 1. S. 182): Every man is born an Aristotelian, or a Platonist. I do not think it possible that any one, born an Aristotelian, can become a Platonist; and I am sure, no born Platonist can ever change into an Aristotelian. They are the two classes of men, besides which it is next to impossible to conceive a third. The one considers reason a quality, or attribute, the other considers it a power. I believe that Aristotle never could get to understand what Plato meant by an idea. There is a passage indeed, in Eudemian Ethicks (— ohne Zweifel B. VIII K. 14. S. 217 Sylb.) which looks like an exception; but I doubt not of its being spurious as that whole work is supposed by some to be; with Plato Ideas are constitutive in themselves.

Daher die Verſchiedenheit und der Abſtand ihrer Dogmen und ihrer Methoden; daher auch der Abſtand der Platoniſchen Denkkunſt und Dialektik von demjenigen, was jetzo unter uns dieſen Namen trägt, z. B. bey Hegel und Schleiermacher u. a., und witzig tiefſinnig ſagt derſelbe Coleridge II. 278: The Logic of ideas to that of syllogism is as the Infinitesimal calculus to common arithmetic; it proves, but at the same time supersedes. Und wenn eben dieſer als Dichter weit mehr denn als Philoſoph bekannte, aber auf beyden Gebieten gleich ausgezeichnete Engländer ebd. I. 216 ſagt: Galileo was a great genius, and so was Newton; but it would take two or three Galileos and Newtons to make one Kepler, ſo mußte er auch Plato zu andern philoſophiſchen Geiſtern in gleiches Verhältniß ſtellen, wie unſern tiefſinnigen und phantaſiereichen Landsmann Kepler. Plato war der Columbus, der die höhere überſinnliche Welt und in ihr die Vernunft als Macht entdeckte, die da nicht bloße regulative, ſondern conſtitutive Ideen aufſtellt, und mit ihnen die Natur beherrſcht; denn quod in natura naturata lex, id in natura naturante Idea dicitur, ſagt Bacon.

Wenn an dieſen Bemerkungen über Plato Wahrheit iſt, ſo leuchtet ein, daß die Anſicht des Hrn. Verf. über ſeine Bedeutung manche nähere Beſtimmung und Erweiterung erleiden muß; daß ſie aber nicht aller Wahrheit entbehren, dieß wird durch die Geſchichte der philoſophiſchen Cultur beſtätiget; denn aus Ariſtoteles lernten alle Völker und Zeiten, aber erweckt und erfriſcht und gleichſam auf die eigenen Füße geſtellt wurden ſie nur durch Plato; ſo die Neueuropäer im 15. Jahrh., namentlich die Italiener in Rom und Florenz, ſo auch die Araber, ſo weit ihnen Plato aus den trüben Quellen der ſpätern Commentatoren des Ariſtoteles bekannt wurde. Dieſe Wirkung Plato's rührt nicht her bloß von der Kunſt und vollende-

ten Schönheit seiner Darstellung, sondern weit mehr von der Schönheit seines Gemüthes und der tiefen Vollkommenheit seines Geistes. Plato's künstlerische Leichtigkeit und Anmuth, wie sie die — zumal jugendlichen — Gemüther leicht entzündet und mit sich fortreißt, so kann sie dieselben auch leicht zu der Meynung verführen, seine Form lasse sich unschwer ergreifen und nachbilden; allein ein Versuch der Art überführt jeden, der halbweg bey Verstande ist, alsbald von dem Gegentheil; es gehört eben so viel hohe Bildung als Schönheit der Seele dazu. Um wie Aristoteles zu schreiben, schmucklos und bündig, ohne Vorliebe und Widerwillen für oder gegen was es sey, dazu wird voraus gefordert eine unendliche Masse des allgemeinsten, so wie des speciellsten Wissens bis ins kleinste Detail hinein, vollkommene Herrschaft über den zusammengebrachten und verarbeiteten Stoff; — daher kommt nicht leicht jemand, zumal kein jüngerer, auf den Einfall, diesen — doch auch — Klassiker sich zum Vorbild des Styles und Vortrages zu wählen, weil sich die Unangemessenheit eines solchen Styles zur Dürftigkeit des Inhaltes sogleich fühlbar macht. Ohne Widerrede hat Aristoteles unendlich mehreres gewußt — in dem ganzen Umfang der Natur und ihres Details — als Plato, der sich davon gerne abwandte; auch dasselbige dem Gegenstand und Inhalt nach gleiche hat Aristoteles anders gewußt als Plato; — alles was in dem Umfang des Geistes, seines innersten Lebens und Strebens erblüht, was der Geist in dem Verkehr und die Gemeinschaft der Menschen in Familie und Staat aus sich herausgebiert, wußten beyde, jedweder aber sah und faßte dieß anders; — und dieß Anderswissen, Andersfassen und Beziehen vornehmlich stellt beyde einander ausschließend entgegen, mehr als die Handhabung des Begriffes und Wortes, demnach Aristoteles alles und jedes, was Gegenstand seiner Untersuchungen geworden, abgegränzet, inner kenntlichen Marken gehalten, articulirt und zur Ruhe gebracht, weiß. Was er so weiß, all das bezieht er auf die Wirklichkeit und ist begnügt sagen zu können: so ist es! — Plato hingegen bezieht alles auf die höhere Möglichkeit, stellt überall die Forderung: so soll es seyn! Auch wo er mit mathematischer Schärfe durchschneidet und scheidet, weiß er alles und jedes in Bewegung und Leben; kein Begriff ist bey ihm so getrennt und abgeschnitten von dem andern, daß sie einander nicht anziehen und verwachsen könnten; alle und jede seiner Ideen sind rührig und lebig, und sproßen und ranken nach allen Seiten, sich haltend und einander stützend, daß eine Scheidung der Gebiete in einzelne Wissenschaften gar nicht möglich wird; alle und jede seiner Ideen sind αὐτοκίνητοι, seelenhaft, nicht ἀκίνητοι wie bey seinem jüngeren Freunde. In diesem Anderes wissen, zumal aber in dem Anderswissen stellt jedweder eine Seite der Menschheit dar, gleichsam Leib und Seele, das irdische und das himmlische Bestandtheil. So entgegengesetzt aber diese beyden Seiten sind, an den Enden oben sind sie eben so verknüpft, wie Sokrates dieß im Phädon S. 60 vom Angenehmen und Unangenehmen aus unmittelbarer Erfahrung ausspricht. Daß durch diese Gegenstellung dem Werthe des Aristoteles, oder hinwiederum des Plato, kein Eintrag geschieht, versteht sich von selbst, wie ja auch Leib und Seele, jedwedes an seinem Orte und in seinem Rechte, gut ist. Coleridge, so entschieden platonischer Art, wie man nach obigen Stellen schließen wird, spricht sich demungeachtet I. 183 über Aristoteles in folgender anerkennender Weise aus: Aristotle was and still is the sovereign lord of the understanding; — the faculty judging by the senses. He was a Conceptualist (eine Nebenart der Nominalisten bey Jo. Sarisber. Metalog. S. Bruckeri Hist. de Ideis etc.) and never could raise himself into that higher state, which was natural to Plato, and has been so to others, in which the understanding is distinctly contemplated, and, as it were, looked down upon from the throne of actual ideas or living, inborn, essential truths. — Yet what a mind was Aristoteles! — only not the greatest that ever animated the human form! The parent of science, properly so called, the master of Criticism, and the founder or editor of Logic! But he confounded science with philosophy, which is an error. Philosophy is the midde state between science or knowledge, and sophia or wisdom.

(Schluß folgt.)

Oberbayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, ꝛc.

(Fortsetzung.)

II.

Leistungen des Benedictiner-Stiftes Tegernsee für Kunst und Wissenschaft. Von Dr. Joseph von Hefner.

Eine mit großer Sachkenntniß, Belesenheit und ungemeinem Fleiße gearbeitete Abhandlung, bey welcher, wie wir aus Anmerkung 1, und den übrigen Citaten ersehen, neben den bereits gedruckten Quellen und Hülfsmitteln, auch noch die Codices der k. Hofbibliothek, a) Chroniken und Geschichten der Aebte, und b) Calendarien und Nekrologien benutzt worden sind. Hr. v. H. handelt zuerst von den wissenschaftlichen Leistungen, beginnend vom Haupthilfsmittel literarischer Ausbildung, von der schon im 13ten Jhrhdt. mit dem Prädicate der „ältesten“ gezierten Bibliothek, als deren Stifter Abt Gozbert (von 982 — 1001, 21. Januar) anzusehen, und die sich durch Geschenke, noch mehr aber durch den unermüdeten Eifer der zahlreichen Mönche, welche sich mit Abschreiben klassischer, theologischer und anderer Werke beschäftigten, ansehnlichst vermehrte. Hierauf werden jene Männer aufgezählt, die sich als Theologen, Philosophen und Sprachkundige ausgezeichnet, und darnach der selbst von Ausländern besuchten Klosterschule gedacht, eines Instituts, das schon bey der unter Herzog Arnulf i. J. 920 — nicht 820—vorgenommenen Secularisation bestanden, und welcher nach Wiederherstellung des Klosters durch K. Otto II. zweyerley Arten von Schülern Unterricht ertheilte, nämlich: Jenen, die sich dem Klosterleben widmeten, dann aber auch Solchen, welche nach gemachten Studien in das weltliche Leben zurückkehrten, wie dieß in andern Klöstern auch geschah, „sicut multi apud nos, sagt der Abt Conrad I. 1134 — 1155, usque in hodiernum diem, et in aliis claustris regularibus nutriuntur“ etc. Sogar in Zeiten der Noth und Armuth war man auf die den Lehrern zukommende Präbende bedacht. Die berühmtesten derselben, die Schulvorstände Froumund und Wernher lehrten nach klassischen Mustern, wie Cicero, Sallustius, Terentius, Horatius, Virgil ꝛc. — Ob man aber schon am Ende des 10. Jhrhdts, um 996 die Categorien des Aristoteles und den Platon in Bayern studirte, wie Hr. v. H. aus Pez thes. Anecd. VI. P. I. p. 131. cp. 29 entnimmt, das wäre erst noch die Frage. Mir scheinen die 10 Categorien des Aristoteles, welche der Mönch Thietpald (daß der Codex bey Pez aus Tegernsee ist, wissen wir, nicht so ob der Mönch auch diesem Kloster angehörte) über den 10 Saiten Davids fast vergessen hat, sowie die Erwähnung des Platon (dummodo refocillatum me fatear furfure Platonis, et te patrem cognoscam satiatum super ferculum Salomonis) nichts weiter, als ein Gegenüberstellen weltlicher Weisheit und der heiligen Schriften, ohne daß ein eigentliches Studium der beyden Philosophenfürsten benm besagten Mönche statt gefunden, der in Platon und Aristoteles die Philosophie überhaupt repräsentirt sich gedacht haben mag. Diese unsere Meynung gewinnt noch hohe Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß B. Otto von Freysingen, † 1158, nach dem Zeugnisse seines Zeitgenossen, des Freysinger Domherrn Radewicus, zuerst die aristotelischen Schriften nach Bayern gebracht, — ut Aristotelicorum librorum subtilitatem in topicis, analyticis atque elenchis fere primus nostris finibus apportaverit — ob aus dem Morgenlande, wohin er 1147 gezogen war, oder aus dem mit Spanien im literarischen Verkehre stehenden Paris, mögen Andere ausmachen.

Gatterer hat die Peutinger-Tafel, ihrem Schriftcharakter nach, dem 13. Jahrh. zugewiesen, unmöglich kann daher der Scholasticus Werinher von Tegernsee († 1197) sie gefertigt haben. —

Nach Anführung der weiteren Leistungen der Mönche dieses Klosters im Hebräischen und Griechischen, in den Naturwissenschaften, der Geographie, Geschichte und Dichtkunst (Metellus und Froumund in lateinischen Gedichten), wendet sich H. v. H. zu den „künstlerischen Leistungen“ Tegernsee's. — Es befanden sich, wie fast in jedem größeren Kloster des Mittelalters, alle zum Lebensunterhalte nöthigen, die Bequemlichkeit, ja selbst einen gewissen Luxus in kirchlicher Beziehung, wie bey Kirchengeräthen jeglicher Art, fördernden Gewerbe auch in Tegernsee. Dahin rechnen wir die Glasmalerei, welche daselbst so stark betrieben wurde, daß benm Kloster Bestellungen von Bischöfen, Aebtissinnen u. s. w., z. B. vom Bischofe Gottschalk von Freysingen eingingen, welch' letzterem jedoch der Abt Peringer wegen einer im selben Jahre 1005 wüthenden Hungersnoth nicht nach Wunsch genügen, sondern nur 200 Glastafeln abschicken konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Geschichte und System der Platonischen Philosophie von Dr. Karl Fr. Hermann.

(Schluß.)

Und wie viel mehreres und gegründeteres hätte in Wahrheit zu seinem Ruhme noch gesagt werden können, von seinem Verdienste um die Naturgeschichte, um die Sitten- und Staatslehre u. m. a.! Lehrhafter demnach als Plato, über alle möglichen Gegenstände der Weltweisheit ist Aristoteles ohne Widerrede; bildender aber weitaus sein Vorgänger und Meister; was du von diesem unmittelbar dem Schatze deines Wissens zulegen kannst, das ist wenig und dünn; in Masse aber bietet dergleichen Gedanken der erstere; daher die Verschiedenheit ihres Vortrages; dieser mußte bey Aristoteles gedrungen werden und vieles mit wenigen Worten befassen; Plato dagegen mußte weniges und einfaches entfalten und an diesem seinen Reichthum, wie der Kunst, so der Bestimmungen darlegen. Z. B. was Plato in mehreren Dialogen über die Erkenntniß überhaupt und über die Lehrbarkeit der Tugend ausführt, das drängt Aristoteles in den Satz (Metaph. Z 4) zusammen: ἡ γὰρ μάθησις ὕτω γίνεται πᾶσι διὰ τῶν ἧττον γνωρίμων φύσει εἰς τὰ γνώριμα μᾶλλον· καὶ τοῦτο ἔργον ἐστὶν ὥσπερ ἐν ταῖς πράξεσι τὸ ποιῆσαι ἐκ τῶν ἑκάστῳ ἀγαθῶν τὰ ὅλως ἀγαθὰ ἑκάστῳ ἀγαθά, οὕτως ἐκ τῶν αὐτῷ γνωριμωτέρων τὰ τῇ φύσει γνώριμα αὐτῷ γνώριμα· τὰ δὲ ἑκάστοις γνώριμα καὶ πρῶτα πολλάκις ἠρέμα ἐστὶ γνώριμα καὶ μικρὸν ἢ οὐδὲν ἔχει τοῦ ὄντος· ἀλλ' ὅμως ἐκ τῶν φαύλως μὲν γνωστῶν, αὐτῷ δὲ γνωστῶν τὰ ὅλως γνωστὰ γνῶναι πειρατέον, μεταβαίνοντας, ὥσπερ εἴρηται, διὰ τούτων αὐτῶν. Und wenn er einige Zeilen weiterhin seine Erörterungen über das καθ' αὑτο, über das An sich eines Dinges in den Worten zusammenfaßt: ἐν ᾧ ἄρα μὴ ἐνίσται λόγῳ αὐτό, λέγοντι αὐτό, οὗτος ὁ λόγος τοῦ τί ἦν εἶναι ἑκάστῳ· durch wie viele Beyspiele und wie ausführlich würde Sokrates seinen Mitunterredner zu dem Satze hingeführt haben, daß das An sich eines Gegenstandes, welcher dieser auch sey — αὐτό — in einer Definition enthalten sey, die diesen Gegenstand oder Begriff, dieß αὐτό, das deliniendum virtualiter aber nicht nominaliter bezeichne! Gerade aber in der Ausführlichkeit liegt das Bildende des Plato, für alle Zeiten, zumal aber auch für die unsrige; er weiset immer auf den Ursprung der Begriffe, und ihren ersten Ansatz; je mehr sich die Masse durchgearbeiteter Begriffe anhäuft und in allgemeinen Umlauf kommt, desto mehr verlieren sie ihr scharfes Gepräge und werden wie Münzen gleichsam abgegriffen und unkenntlich, während sie doch der Kenntniß dienen sollten; sie dienen dann nur noch zu Lug und Trug, zu desto unentwirrbarerem, je weniger in unseren Wissenschaften ein sicherer Weg und eine Methode zu diesem Behufe herrscht, dergleichen eben Plato aller Orten befolgt; denn Aristoteles hat ja eben unsere neueren wissenschaftlichen Methoden eingeleitet, und kann desfalls unserer Jugend wenig frommen. Non multa, sed multum, kann man als Platos Grundsatz ansehen. Doch genug über diesen Punct.

Der zweyte Paragraph S. 11 — 22 betrachtet die Zeit, in welche Platos Jugend fiel, die Zeit also, die auf die Perikleische Verwaltung gefolgt ist; ob aber aus derselben und mit Nothwendigkeit? dieß ist eine streitige Frage unter Alten

und Neueren, gerade mit durch Plato, dessen Urtheil über Perikles und sein Regierungssystem gegen das bey der späteren Nachwelt größtentheils herrschende grell absticht. Der Hr. Verf. sucht dieß letztere günstige Urtheil für Perikles zu bekräftigen, ohne daß den Plato für das entgegengesetzte ein Vorwurf treffen soll; es ist dieß eine der gelungensten Partien in diesem Theil, die jedermann mit Vergnügen lesen wird, auch wenn er diese Streitfrage keiner reinen und allgemeinen Lösung fähig erachtet und sich mit dem Gedanken begnügt, daß die Vorsehung jedenfalls für uns Nachgeborne gut gesorgt hat, indem sie uns so vieles Geist- und Herzerhebende, Sinn und Gemüth erfreuende aus jenen Zeiten des Perikles und zunächst nach ihm erhalten hat. Mit der eben berührten Streitfrage steht in Zusammenhang die Vorliebe Platos für Lacedämon, überhaupt für den dorischen Charakter; — doch findet sie ihre Erklärung schon hinreichend in den Familienverhältnissen und der Lage der Partey, welcher Plato durch seine Geburt angehörte und lebenslang zunächst stand; und für einen friedliebenden gesetzlichen Bürger, dergleichen Plato war, hatte Sparta gewiß manche Vorzüge vor Athen; so weit in unserer geschichtlichen Einbildung auch immer Athen über Sparta hervorstrahlt, die meisten von uns würden in der Wirklichkeit und Erfahrung es vorgezogen haben, in Sparta zu leben; aber für strebende unruhige Köpfe war Athen unter allen Verhältnissen der geeignetste Ort. — Sehr vorsichtig und behutsam legt H. Hermann in der räsonnirenden Lebensbeschreibung schon überall den Grund, auf welchem er weiterhin im dritten Buch die Untersuchungen über die Zeit und Abfolge der Platonischen Schriften bauen kann; so z. B. wenn er am Schluß von §. VI. S. 51 aus äußeren und inneren Gründen Plato's erste philosophische Richtung als reinen und gemischten Sokratismus ohne speculativen Zusatz betrachtet. Wenn aber unter den äußeren Gründen auch die Schwierigkeit erwähnt wird, mit ältern philosophischen Systemen Bekanntschaft zu machen, weil die Abschriften sehr selten und kostbar waren: so ist dieß allerdings sehr wahr; indessen sollte man doch vermuthen dürfen, daß Plato dieselben doch im Kreise seiner Verwandten (z. B. des Kritias) und Bekannten finden konnte. Doch lernten die alten Griechen überhaupt weit lieber durch das Gehör und den mündlichen Vortrag, als durch Lectüre; daher mag allerdings Plato lange hin vorzugsweise am Munde des Sokrates gehangen haben. Was ihn zuerst von dieser Anhänglichkeit erledigte und auf einen höheren und eigenen Standpunct stellte, das war nach des Recensenten Vermuthen sein Studium der Geometrie auf seiner ersten Reise, zumal in Italien im Verkehr mit den Pythagoräern, die zufolge ihres ethischen und dorischen Charakters sich am leichtesten in dem Sokratismus zurechte fanden. Was über seinen Umgang theils mit den Pythagoräern in Italien, theils mit Dion und den beyden Dionysien in Syrakus gesagt, und über seinen Verkehr mit Menschen überhaupt, in seiner frühern und spätern Lebenszeit mit guten Gründen vermuthet wird, all das hat mich desto mehr gefreut, weil es die hergebrachte Meynung bestärkt, daß die neuerdings hart angefochtenen Gesetze von Plato herrühren; und Hermann braucht sie unbedenklich in allen Stellen dieser beyden Lieferungen als ächte Zeugnisse Platos; auch muthmaßt er mit Recht, daß seinen Reisen nach Sicilien politische Bestrebungen nicht fremd gewesen sind. Der Zwiespalt, der in den letzten Jahren zwischen Plato und Aristoteles geherrscht, und während und nach der letzten sicilischen Reise ausgebrochen ist, wird S. 81 kurz und gut berichtet, nur ist Rec. geneigt, den gewaltsamen Ausbruch weniger einem der beyden Häupter, als vielmehr ihrem fanatischen und enragirten Anhang und den Zwischenträgern beyzumessen.

Das zweyte Buch, von S. 127 — 273, entwickelt Plato's Verhältniß zu dem philosophischen Standpunkte seiner Zeit und Einfluß dieses auf seine Lehre. Darauf folgen von Seite 274 bis 340 sehr ausführliche Nachweise zur Begründung der aufgestellten Behauptungen. Die älteren philosophischen Systeme sind — kürzer oder umständlicher — dargestellt, je nachdem und so weit es ihr Bezug zu den Platonischen Lehren zu fordern schien. Demnach läßt sich über einzelne Punkte noch nicht füglich rechten, bis daß man erst im Verfolg absehen kann, welche

Anwendung davon auf die Deduction des Platonischen Systemes gemacht wird. Dieses beruhet wesentlich auf der Ideenlehre; wie man von dieser auch urtheilen möge, in ihrer ethisch speculativen Richtung gehört sie ausschließend dem Plato an; er hat ihr in mancherley Wendungen von ihrer einfachsten Gestalt, wie sie in den ersten Sokratischen Dialogen auftritt, bis zu ihrer Vollendung im Philebus und Staat nachgeholfen, immer aber und durchhin ihr getreu, hat er sie nur in immer höherer Klarheit und reinerem Glanze zu zeigen sich bemüht; denn Plato, ein genialer Geist, wie er war, ist frühe des Grundtriebes und des Grundgedankens seiner Seele inne geworden, und hat, ohne viel zu irren und zu schwanken, der reinen Entfaltung und Darstellung seiner höheren Anschauungen und Ahndungen den größesten Theil seines weisen Lebens geweiht. Diese standen der Sophistik, die zum Zeitgeist geworden war, schroff entgegen und mußten sie aus allen Kräften bekämpfen; es wird daher von den Sophisten und ihrem Einfluß S. 279 — 331 nicht minder ausführlich als gründlich und umsichtig gehandelt; in Ansehung der Wirkungen aber, die zum Theil wenigstens im öffentlichen und Privatleben der Griechen, zumal der Athenienser jener Zeit, auf Rechnung der Sophisten kommen mögen, hätten wohl einige auffallende Belege aus Thucydides, zumal aus den Reden der athenäischen Gesandten und Demagogen ꝛc. verdient angeführt zu werden. Den Sophisten gegenüber steht Sokrates; höchst erfreulich ist es, daß der Persönlichkeit und dem Verdienste dieses Weisen um die Philosophie, und durch sie um das ganze Menschengeschlecht die vollgebührende Anerkennung zu Theil wird. Sehr richtig und nachdrücklich heißt es S. 238: „Mit Recht setzen wir daher an die Spitze der ganzen Sokratischen Lehre den großen Satz, daß Weisheit nur der Gottheit zukomme, unter den Menschen aber derjenige der weiseste sey, der sich Nichts zu wissen dünke, und halten jede neuere Darstellung derselben in so weit für unzulänglich, als sie diesem Grundsatze nicht sein volles historisches Recht angedeihen läßt.“ Der letzte Theil dieses Ausspruches ist gegen Schleiermacher (über den Werth des Sokrates als Philosophen in den Abhh. der Berl. Ak. 1814 — 15 S. 61 philos. Klasse) gegen Rötscher (Aristophanes und sein Zeitalter S. 253) gegen Brandis im Rhein. Museum Bd. I. S. 148. und H. Ritter Gesch. d. Phil. Bd. II. S. 53 gerichtet; der Hr. Verf. liebt es, seine Gegenstellung wider andere Gelehrte und ihre Ansichten auf die Spitze gestellt auszusprechen; so z. B. S. 447 trägt er kein Bedenken, wie er sagt, „Das Gelingen seiner ganzen Arbeit von der Begründung seines Widerspruches gegen Schleiermacher abhängig zu machen.“ Dazu ist der Anfang gemacht im dritten Buch S. 341 fgg., in welchem Platos schriftstellerischer Nachlaß als Quelle seines Systemes gesichtet und geordnet wird; allein da dessen Abschluß sammt den Nachweisen noch zurück ist, so ist nur das schon ausgesprochene allgemeine günstige Urtheil und der Wunsch zu wiederholen, die Fortsetzung dieses lehrreichen Werkes möge, unbeschadet der Gründlichkeit, doch recht bald erfolgen, damit es in die Hände recht vieler Leser komme und zur Orientirung des philosophischen Geistes unserer Tage durch Sokrates und Platons erhebende Ideen das Seinige beytrage.

J. K.

Oberbayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Schon unter Gozbert wurden die bisher mit alten Tüchern verhängten Fenster der Klosterkirche hinweggeschafft, und durch die Liberalität des Grafen Arnold) mit gemalten Glasscheiben versehen. Woher hatte nun dieser Graf so kostbare Kunstwerke erhalten, und da in Tegernsee fortan Glasmaler und Schmelzer waren, aus welchem Lande kamen ihm und dann dem Kloster die Künstler, die sie fertigten? — Die Glockengießerey, gleichfalls von den Tegernseern Mönchen betrieben, gerieth dann und wann ins Stocken, wie aus Meichlbeck I. Instr. p. 471, Nr. II. ersichtlich, woselbst Gozbert den Freysinger Bischof für die seit 3 Jahren bereits fertige Form, und das abgewogene Metall beym Mangel eines des Gießens kundigen Mannes um den Freysinger Clericus Adalricus ersucht. Zum Guße einer gro-

ßen Glocke zur Ehre Gottes und des hl. Quirinus begehrte Gozbert von einem seiner Verwandten das nöthige Kupfer, Zinn und Bley, woran es in ihren Landen fehle, nec ullo pretio aliquid istiusmodi possumus comparare.

III.

Beyträge zur spätern Lebensgeschichte des Grafen Konrad von Wasserburg. Von Dr. Friedrich Kunstmann, Religionslehrer an der Gewerbsschule in München.

Die letzten Jahre Conrads von Wasserburg, des Stifters des Frauenklosters Altenhohenau am rechten Inn-Ufer (1235), des Schirmvogts des Klosters Rot, und, wie ihn ein neuerer nennt, vormals der Säule des herzoglichen Hofes Otto des Erlauchten, ruhen im Dunkel, und man wußte bisher nicht zu sagen, ob und wann dieser bayerische Magnat in Oesterreich oder Ungarn oder wo sonst im Elende seine Tage beschlossen. Das rasche Zugreifen nach den Besitzungen des Grafen durch Herzog Otto's Sohn, Ludwig sey, sagt R. v. Lang, auf den Grund eines eventuellen Erbvergleiches geschehen. — Der in Wasserburg belagerte Graf entkam nächtlicher Weile aus dieser Stadt nach Böhmen, und wollte von da nach Lyon sich begeben, was er auch, wie der Brief Innocenz IV. vom 5. May im V. Jahr der Regierung (1248) zu Lyon erlassen bezeugt, glücklich bewerkstelligte. Dort angelangt, erhob er vor dem Papste Klagen über den Herzog und alle jene Edlen, die ihn mit Krieg überzogen und seine Burgen, Dörfer und andere Besitzungen entrissen, wodurch er, der das Kreuz genommen (crucesignatus), an der Vollführung seines Gelübdes gehindert werde (propter quod sui voti executio impeditur.) — Bekanntlich standen Person, Hab und Gut des mit dem Kreuze bezeichneten, unter dem Schutz des hl. Petrus, und wer sich an demselben vergriff, den traf der Bann der Kirche. Daher die Weisung des Papstes an die bayerischen Bischöfe, daß sie, wenn die Sache sich so verhält (wie Graf Conrad vorgetragen), den Herzog und seine Edlen zur Rückgabe des widerrechtlich Entzogenen und zur Wiedererstattung der seit der Hinwegnahme genossenen Früchte; auch zum Abstehen von allen Feindseligkeiten gegen des Grafen Person und Gebiet nachdrücklichst ermahnen sollten. Sie hätten ferner dieselben zu belehren, daß sie, wenn sie den Ermahnungen keine Folge geben, die Strafe der Excommunication für ihre Personen, und des Interdicts für ihre Länder unter den üblichen Formen u. s. w. so lange treffen werde, bis sie dem Papste gebührende Genugthuung geleistet u. s. w. — Wie sich nach diesem bisher noch ungedruckten päpstlichen Schreiben, welches Cartinal Garampi zu Ende des vorigen Jahrh. aus den päpstlichen Regesten in Rom abschreiben ließ, und nach Freysingen brachte, woher es H. K. zum Geschenke erhalten, die Umstände für den Grafen Conrad in Bayern gestalteten, ist selbst aus den noch vorhandenen Urkunden schwer zu bestimmen. In den Urkunden der Jahre 1249. Febr. 1250. 1252. 5. März, 1253, 5. Januar erscheint er meist als Zeuge, oder es geschieht seiner überhaupt Erwähnung. Nur zeigt die letztere (bey Pez. thes. Anecd. VI. II. Nr. 176. p. 101) den Herzog Otto illustris im festen Besitze Wasserburgs — wie dieß H. K. gegen Pater Dullinger gründlich dargethan —, indem der herzogliche Kastner (eigentlich Kellner cellerarius) angewiesen wird, die dem Abte und der Kirche des Klosters Rot nach herkömmlicher Weise alljährlich zu entrichtenden Zehenten zu reichen.

Hierher würde noch jene Urkunde gehören, welche vom Bischofe Perthold von Passau über die durch den Tod des letzten Babenbergers erledigten, in Oester eich gelegenen, beträchtlichen Lehen der Passauer Kirche und deren Wiederverleihung an Ottokar ꝛc. — zu Passau selbst den 20. April 1253 ausgestellt wurde (M. B. 28. 2. p. 365, 366. not.), in der Chunradus de Wazzerburch an der Spitze der Zeugen aus dem Laienstande auftritt. — Was die Zusammenkunft des Erzbischofs Philipp von Salzburg und der Söhne Otto's des Erlauchten, Ludwig und Heinrich, zu Straubing angeht, so setzt sie v. Lang in seinen Jahrbüchern auf den 19. December 1253, während seine Regesten (III. 40.) den 27. Juli 1254 bestimmen. Zum J. 1255 finden sich wieder 2 Urkunden, die eine ansehnliche Schenkung Conrad's an seine Stiftung Altenhohenau bestätigen, und ein anderes Diplom, in welchem er in der Eigenschaft eines Salmannes erscheint, gehört gleichfalls demselben Jahre an. Aus dem letztern Umstand schließt Hr. K., — wie uns scheint, ganz richtig, — daß Graf Conrad wiederum in Bayern begütert und ansäßig gewesen. Es wäre wohl denkbar und möglich, daß die Drohungen des päpstlichen Schreibens in Etwas gewirkt und seine Gegner zur Rückgabe eines Theiles des gewaltsam Genommenen an den rechtmäßigen Eigenthümer bewogen hätten. Ob er zum vollen Besitze seiner Grafschaft Wasserburg gelangt, dieß läßt sich, wie Hr. K. sagt, aus den vorliegenden Urkunden nicht entscheiden. Sein Todesjahr muß kurz nach dem Jahr 1255 gesetzt werden. v. Lang, Grafschaften, S. 108, giebt an, er hätte noch 1255 in Oesterreich gelebt, und Aquil. Holzinger läßt ihn um das J. 1256 sterben: daß er aber noch 1255 als Salmann auftritt, beweist wohl am besten seinen Aufenthalt und sein Begütertseyn in Bayern.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nr. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt Jo. Georgius Baiterus Io. Caspar Orellius Aug. Guilielmus Winckelmannus. Acceduntintegravarietaslectionis Stephanianae, Bekkerianae, Stallbaumianae, Scholia et nominum index. Turici impensis Meyeri et Zelleri, successorum Ziegleri et filiorum. 1839 4. Fasciculus primus, (continens Euthyphronem, Apologiam Socratis, Critonem, Phaedonem, Theagem, Erastas, Theaetetum.) VIII. u. 104 S.

Platonis opera omnia etc. 16.

Vol. I. Platonis Euthyphro, Apologia Socratis, Crito.

Vol. II. Platonis Phaedo. item incertorum auctorum Theages et Erastae.

Vol. III. Platonis Theaetetus.

Die neueste Epoche der Philosophie hat der kritischen Behandlung der alten Schriftsteller eine Wendung gegeben, durch welche sich die Leistungen auf diesem Gebiete nicht unwesentlich von denen der frühern Zeit unterscheiden. Für keinen Theil der philologischen Disciplinen war auch das Bedürfniß einer durchgreifenden Reform dringender, sollten nicht länger noch Fleiß und Scharfsinn bey der im Principe fehlerhaften Methode auf eine nutzlose Weise verschwendet werden. Als nämlich zuerst durch die Buchdruckerkunst der eben damals so rege gewordenen Liebe für das Alterthum das Mittel geboten wurde, die klassischen Werke desselben in vervielfältigten Exemplaren zu verbreiten, und allgemeinerer Benützung hinzugeben, traten in rascher Folge aus den ersten Officinen, vornehmlich in Italien, die meisten Autoren nach Handschriften, die dem Herausgeber eben zu Gebote standen, gewöhnlich mit Beyziehuug von Sprachgelehrten als Correctoren, abgedruckt hervor, und bildeten den Boden, auf dem spätere Bearbeitungen fußten. Zeichnete sich unter diesen ersten Ausgaben nach dem Urtheil der damaligen Gelehrten eine vor den übrigen aus, so bekam ihr Text in der Folge unter der Bezeichnung als lectio vulgata ein überwiegendes Ansehen, so daß spätere Herausgeber, selbst wenn sie mit handschriftlichen Mitteln ausgerüstet waren, dennoch nicht nach diesen einen selbstständigen Text zu constituiren unternahmen, sondern höchstens an einzelnen Stellen, wo grammatische oder ästhetische Motive einer andern Lesart den Vorzug gaben, dieser als Abweichung von der Vulgata hervorzutreten oder sie zu verdrängen verstatteten. Der schädliche Einfluß von Kunstwörtern, die nicht selten schon in ihrer Entstehung schief, bald den ursprünglich gemeynten Sinn zurücktreten lassen, und dann als inhaltsloser Popanz dastehen, blieb auch hier nicht aus. Die lectio vulgata ward das Schild, hinter dem sich ein auf einer ganz zufälligen Basis beruhender Text in der Gestalt einer festen und vorzüglich beglaubigten Tradition behauptete, und selbst später, als sich handschriftliche Collationen in oft sehr ausgedehntem Maaße häuften, den richtigen Standpunct allgemein verkennen ließ. Abgesehen von der großen Mangelhaftigkeit der Vergleichungen, zeigte sich, selbst wo ein vollständigerer kritischer Apparat vorhanden war, die Benutzung desselben großentheils als sehr unkritisch, und oft von einem nicht viel richtigeren Principe geleitet, als die daneben hergehende subjective Kritik, die in zwey Rich-

tungen sich theilend, einerseits ihre Bemühungen darauf richtete, durch Parallelstellen und grammatische Nachweisungen die Vulgata zu schützen, anderseits jedem grammatischen oder ästhetischen Zweifel Raum gebend, allein darauf bedacht war, die größte Eleganz des Ausdruckes und die ausgesuchtesten Wendungen herzustellen: ein Bestreben, das natürlich der Gefahr ausgesetzt war, eben so oft den Schriftsteller selbst als den überlieferten Text zu corrigiren oder — zu corrumpiren. Wenn nun auch dieses verkehrte Verfahren nicht ganz ohne Gewinn geblieben ist, so muß derselbe doch auf einem andern Gebiete gesucht werden, als dem er eigentlich angehören sollte.

Indem man nämlich mit dem größten Eifer die schriftlichen Monumente des Alterthums im weitesten Umfange durchforschte, um sich in den Besitz einer ansehnlichen Masse von Belegstellen für jeden Fall zu setzen, konnte es nicht fehlen, daß grammatisches und lexikalisches Wissen außerordentlich bereichert wurde. Nur langsam hingegen und theilweise näherte sich die Texteskritik der Einsicht in die wahre Natur ihrer Aufgabe. Das größte kritische Genie jener Epoche, Richard Bentley, dessen durchdringender Scharfsinn, von umfassender Gelehrsamkeit unterstützt, keinen Gegenstand, den er sich vornahm, nur halb erschöpfte, fand in sich selbst zu viel glänzende und durchgreifende Mittel der subjektiven Kritik, als daß er besonders hätte darauf bedacht seyn sollen, eine sichere Grundlage für die Benützung der äußern Hülfsmittel herzustellen. Für diesen Zweck hatten ohne Zweifel den erfolgreichsten Einfluß die Untersuchungen, welche ein deutscher Philolog, F. A. Wolf, über ein Problem anstellte, dem sich, wie es wohl kaum bey irgend einem andern der Art möglich gewesen wäre, das allgemeinste Interesse zuwandte, nämlich über die Textestradition der Homerischen Gedichte. Diese in der Wurzel gefaßte, und mit der sorgfältigsten Forschung durchgeführte Untersuchung, die so viele überlieferte und festgeglaubte Begriffe nicht nur bekämpfte sondern zum Theil auch zerstörte, mußte wohl Veranlassung werden, daß man auch auf andern Gebieten der Philologie an eine ernstlichere Prüfung der Grundlagen dachte, auf die man zu bauen hatte. Da zeigte sich denn bald, auf welch' unsichern Boden allgemein die Textesberichtigung bis jetzt fußte, und daß man, um zuverläßigere Resultate zu gewinnen, großentheils das Geschäft von vorne anzufangen habe. Wenn nun auch umfassende Untersuchungen, wie die Böckh's über die kritische Behandlung der Pindarischen Gedichte, immer noch sehr singulär neben Wolfs Prolegomenis dastehen, so war man doch allgemein darauf bedacht, mit möglichster Vollständigkeit die diplomatischen Hülfsmittel zu sammeln und mit richtiger Würdigung zu benutzen. Auf dieser Bahn ragt vor allen die umfassende Thätigkeit Immanuel Bekkers hevor, der einen beträchtlichen Theil der alten, besonders griechischen Literatur nach seinen durch die sorgfältigsten Bemühungen und mit dem glücklichsten Takte hergestellten und in genügender Vollständigkeit dargelegten handschriftlichen Apparaten herausgegeben hat, wodurch für folgende Bearbeitungen eine zuverläßigere Grundlage gewonnen ist. Uebrigens hat auch dieses Verfahren, das immer mehr Ausdehnung und Ansehen gewinnt, und sich unter dem Namen der diplomatischen Kritik der Conjekturalkritik entgegensetzt, sich in gewissen Ausgeburten hie und da selbst überboten, und dabey vergessen, wie durchaus problematisch doch auch seine ganze Sicherheit sey. Es fehlt wirklich nicht an Fällen, daß aller Scharfsinn und Gelehrsamkeit nur dazu angewendet wurden, eine Leseart, weil sie von guten Mss. geboten wurde, selbst auf Kosten des Gedankens, und auf die Gefahr einer Absurdität, zu retten, ebenso wie sonst bisweilen ein Kritiker alles in Bewegung setzte, um eine Conjectur zu verfechten, mit der der Schriftsteller besser verschont geblieben wäre. Beyde Arten der Kritik, die man billiger Weise die niedere nennt, nicht im Gegensatz mit der sich jetzt so nennenden höheren Kritik, sondern weil ihr Object nicht ein mit innerer Nothwendigkeit bestehendes, sondern auf zufälligen Umständen beruhendes ist, werden, sich gegenseitig ergänzend, so lange neben einander bestehen müssen, bis ihr Zweck, nämlich Herstellung des genuinen Textes erreicht ist, wo dann die wahrhaft höhere Kritik, der es um die res ipsa zu thun ist, noch allein in Geltung bleiben wird.

Um nun die Tendenz der vorliegenden Ausgabe des Plato darzulegen, und ihre Leistungen zu würdigen, scheint ein kurzer Rückblick auf die bisherigen Bearbeitungen, so weit sie auch gegenwärtig noch für die Texteskritik in Betracht kommen, nothwendig. Die erste Ausgabe, die den griechischen Text der Platonischen Schriften enthielt, nachdem bereits Marsilius Ficinus i. J. 1482 eine lateinische Uebersetzung derselben in Florenz herausgegeben hatte, brachte i. J. 1513 die Officin des Aldus Manutius in Venedig an's Licht, bey deren Herausgabe der griechische Gelehrte Marcus Musurus aus Creta mitwirkte. Ihr folgten 1534 u. 1556 zwey Baseler Ausgaben aus verschiedenen Officinen, und als die vierte der Zeit nach, die des Henricus Stephanus i. J. 1578., welche aber durch die unverkennbaren innern und äußern Vorzüge bald ein so überwiegendes Ansehen vor ihren Vorgängerinnen erlangte, daß ihr Text, zur lectio vulgata erhoben, als solche sich bis in die neueste Zeit erhielt. Das ganze Geschäft theilte Stephanus mit Johannes Serranus in der Weise, daß dieser sehr verständigen Grundsätzen huldigende Gelehrte neben der lateinischen Uebersetzung mit Vorzug die philosophische Exegese, H. Stephanus die Constituirung des Textes und überhaupt den kritischen Theil besorgte. Verschiedenheit der Ansichten wurde der Beurtheilung der Leser anheimgestellt. Wir haben es hier besonders mit der Thätigkeit des H. St. als Kritikers zu thun und sein Verfahren in Kürze darzulegen. Bekannt ist, daß er sich's frühe eifrig angelegen seyn ließ, aus den vorzüglichsten Bibliotheken Italiens, das er zu diesem Zwecke selbst bereiste, sich Abschriften griechischer und römischer Classiker zu machen, welche Schätze er nach der Rückkehr in's Vaterland bey seinen zahlreichen Ausgaben benützte. Doch dachte schon Er nicht mehr daran, einen ganz aus handschriftlichen Mitteln hergestellten Text zu liefern, sondern legte im Platon die Aldina und Basileensis I zu Grunde, so daß er nur entschiedene Fehler verbesserte, sonst aber abweichenden Lesearten, selbst wenn sie ihm vorzüglicher schienen, sowie eigenen Vermuthungen, über deren Werth und Gelingen er sich mit großer Moderation und naiver Offenheit äußert, nur einen Platz am Rande oder in den am Ende des Werkes beygefügten Anmerkungen einräumen zu dürfen glaubte. Läßt sich nun auch mit diesen Grundsätzen schwer der gegen Stephanus bisweilen erhobene Tadel übermäßiger Willkühr vereinigen, so geht doch aus dem ganzen diplomatischen Verfahren, das erstens aller genaueren Nachweisung der Quellen entbehrt, dann durch die Art der Benützung handschriftlicher Lesearten, die nirgends vollständige Einsicht verstattet, den mannigfaltigsten Zweifeln Raum giebt, unwidersprechlich hervor, daß seine Ausgabe keinen Anspruch machen kann, eine sichere Grundlage in Constituirung des Textes abzugeben. Doch vergingen über zwey Jahrhunderte, bis ein Gelehrter es unternahm, dieses erste und unentbehrlichste Geschäft zu leisten. Auch hier war es, wie bey so vielen andern Schriftstellern des Alterthums Immanuel Bekker, der von 1816 — 18 den ganzen Plato griechisch mit der lateinischen Uebersetzung des Marsilius Ficinus, der man bekanntlich als nach einer Handschrift gemacht, kritischen Werth zugesteht, erscheinen ließ, und in den sich daran schließenden 2 Bänden kritischer Commentare, die 5 Jahre später an's Licht traten, ein Muster für die Darlegung handschriftlicher Apparate aufstellte. Denn Genauigkeit, Uebersichtlichkeit und Raumersparniß, diese drey vornehmsten, aber leider noch immer zu seltenen Eigenschaften einer solchen Arbeit, finden sich hier in ganz besonderem Grade vereinigt. Bey dem unverkennbaren Berufe, den Bekker zu diesem Geschäfte, sowohl durch die glückliche Auffindung vorzüglicher Handschriften als auch durch die Geschicklichkeit, sie auszubeuten, an den Tag legt, darf doch in diesem Falle auch die günstige Fügung des Schicksals nicht übersehen werden, indem die in jeder andern Beziehung so unlöbliche Zusammenführung literarischer Schätze in Paris zu jener Zeit, diesem Gelehrten es möglich machte nicht weniger als 34, theils umfassender, theils minder bedeutender Handschriften zu Platon daselbst zu vergleichen. Doch war Bekkers unermüdliche Thätigkeit weit entfernt, sich damit zu begnügen. Ihm mußten Deutschland und Italien ihre Schätze aufschließen, so daß er im Ganzen zu Platon 79 Handschriften selbst einsah, und die Commentaria Critica zu jedem Dialoge im Durchschnitte die Lesearten von 12 — 15, bisweilen so-

gar 18 — 20 Handschriften enthalten. Dabey findet die Besorgniß durchaus keine Statt, als liege nur eine werthlose Menge vor, sondern es befinden sich darunter Handschriften ersten Ranges, die zugleich in ihrer durchgreifenden Uebereinstimmung, eine sehr vorzügliche Recension, frey von dem Verdacht der Interpolation, repräsentiren. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß in dieser Ausgabe der griechische Text nicht wieder bloß die Vulgata mit einzelnen Verbesserungen wiedergiebt, sondern ganz nach den so reichen handschriftlichen Hilfsmitteln constituirt ist, und sich dadurch eignet, die Grundlage für die Herstellung eines möglichst genuinen Textes der Platonischen Schriften zu bilden.

Aehnlicher Natur, doch in der Wirksamkeit des Erfolges weniger bedeutend, war das Unternehmen Gottfried Stallbaums, der mit handschriftlichen Collationen von Bast, del Furia u. a., im Besitze des Buchhändlers Weigel, ausgerüstet, wenige Jahre nach Bekker eine Ausgabe in 12 Bänden, wovon die 4 letzten die kritischen Anmerkungen enthalten, erscheinen ließ.

(Fortsetzung folgt).

Oberbayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, ꝛc.

(Fortsetzung.)

IV.

Urkundliche Beyträge zur Geschichte Kaiser Ludwig's IV., und anderer bayerischer Fürsten. Aus italienischen Archiven und Bibliotheken mitgetheilt von dem Vereinsmitgliede C. Höfler.

Den größten Theil dieses 1ten Heftes des oberbayerischen Archivs nehmen die sehr schätzbaren, meist dem Vaticanischen Archive entnommenen Mittheilungen ein, die Hr. H. unter folgende 3 Rubriken gebracht hat: 1. Auszüge aus den Regesten Papst Johanns XXII., 77 Nummern stark; 2. Urkunden zur Geschichte des Römerzuges Kaiser Ludwigs des Bayern. 4 Nrn. 3. Regestenauszüge verschiedener Päpste, wie sie Hr. H. in der barberinischen Bibliothek vorgefunden, 8 an der Zahl. — Pertz hat im V. Bande des Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde die hohe Wichtigkeit des vaticanischen Archivs, dieses ältesten und wichtigsten der europäischen Archive, für die gesammte Geschichte des Mittelalters unpartheyisch, ja, wie es der Anblick und die Uebersicht solcher Schätze leicht erklärt, mit Begeisterung erfaßt und geschildert, und unter andern gesagt: „Petri Schlüssel sind noch jetzt die Schlüssel des Mittelalters. Unsere Gelehrten haben die unwiederbringlichen Jahre der Anwesenheit jener Schätze in Paris verloren, die diplomatischen Verhandlungen bey ihrer Rückkehr (1815) nach Rom auf Sicherung eines gemeinsamen Eigenthums der gebildeten Mit- und Nachwelt für die bescheidene Forschung nicht Bedacht genommen," und über die „2016 Bände päpstlicher Regesten, welche in fast ununterbrochener Reihe als amtliche, immer gleichzeitige Sammlung der Briefe, Urkunden, Befehle, Instruktionen des päpstlichen Hofes mit vielen zu ihrer Erläuterung eingeschalteten Briefen und Urkunden der Beamten oder anderer Mächte, von Innocenz III. Zeit an erhalten sind," sich dahin geäußert, „die Frage der Aechtheit, welcher jede einzelne Urkunde genügen muß, verstummt bey dieser aus dem täglichen Bedürfniß einer Weltherrschaft hervorgegangenen, viele 100 Jahre mit ihr bestandenen, und in ihren geheimsten Archiven aufbewahrten Sammlung, deren Gebrauch selbst in unserm Jahrh. nur in sehr wenigen Fällen und in sehr beschränktem Maße (Baronius, Caraffa, Raynald benutzten sie) gestattet war." — Alsdann, übergehend auf den großen Werth der gedruckten Regesten Johann VIII., Gregor's VII. und Innocenz III, behauptet er, daß dieselben eine volle Uebersicht des innern durch keine äußern Stürme zu erschütternden klaren und sicheren Geschäftslebens gewähren, „welches am scheinbaren Rande des Untergangs die bey den marocanischen Heiden und in den Feldlagern der Tataren umherirrenden vereinzelten Christen nicht vergißt, für das ewige Heil der noch Unbekehrten mit gleicher Treue, wie für die Errettung der gefährdeten eigenen Kirche denkt. Das Bild dieser Größe wiederholt sich in den Briefen nicht nur eines Papstes, ihre Vertheidiger haben nicht weise gehandelt, sie bisher der Verborgenheit zu überlassen; denn hier kann kein Geschichtschreiber durch die Größe seines Blickes das Fehlende ersetzen. Die beste Vertheidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seyns: erscheinen dabey Schwächen, so darf man gerade deßhalb für sie auf ein billigeres Urtheil der Geschichte rechnen, als wenn, wie oft bisher, Alles an ihnen als verhohlen, also Alles als verdächtiges gelten sollte." —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nr. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt Jo. Georgius Baiterus Io. Caspar Orellius etc.

(Fortsetzung.)

Den Gesammtgewinn dieser kritischen Leistungen, von H. Stephanus bis auf Stallbaum, unter einen Gesichtspunct zu bringen, ist der Zweck der Ausgabe, die wir hier anzuzeigen haben. Sie ist das Ergebniß des freundschaftlichen Zusammenlebens dreyer in der philologischen Literatur schon sonst rühmlichst bekannter Männer, der Zürcher Professoren Orelli, Baiter und Winckelmann. Auf dem Gebiete der Platonischen Forschung war vorher nur Winckelmann aufgetreten, der durch seinen vor sechs Jahren herausgegebenen Euthydemus zeigte, welche Erwartungen man von einem grammatischen Wissen und einem Scharfsinne, wie sie der Herausgeber in dieser Jugendarbeit bereits an den Tag legte, zu hegen habe. Nur mit Bedauern konnten es die Freunde Platonischer Studien wahrnehmen, als dieser rüstige Gelehrte seine Kräfte einem andern Gebiete zuzuwenden schien, wo er durch seine Leistungen zu einem der schwierigsten Werke Plutarch's gewiß nicht geringeres Lob einerntete.

Die Ausgabe in 4to giebt auf 2 Columnen den griechischen Text, und unter demselben die vollständige Varietas lectionis Stephanianae, Bekkerianae und Stallbaumianae mit den Buchstaben a. b. c. bezeichnet; letztere nach der Leipziger Gesammtausgabe, insoweit die Gothaer noch nicht zum Abschluß gediehen ist. Außerdem werden beachtenswerthe Conjecturen, sie mögen nun von den Herausgebern selbst zur Herstellung des Textes benutzt worden oder durch anderweitigen Beyfall zu Ansehen gekommen seyn, mit beygesetzten Namen der Urheber angeführt. In gleichem Falle befinden sich solche Lesearten, denen die Herausg., abweichend von ihren Vorgängern, eine Stelle im Text einräumen zu müssen glaubten, oder die, wenn auch nicht in den Text aufgenommen, dennoch weiterer Berücksichtigung würdig schienen; diese werden nach der von Bekker gewählten Bezeichnung (der Stallbaumsche Apparat bot selten Vorzüglicheres) ausgezeichnet. Ueber einen Punct können wir den Herausgebern nur unsere vollste Zustimmung zu erkennen geben, nämlich daß sie nicht darauf eingingen, dem Wunsche einiger Freunde zu genügen, durch vollständige Uebertragung des vorhandenen kritischen Apparates ihrer Ausgabe einen ausgedehnteren Werth zu verschaffen. Richtig erkannten sie, daß dieser Plan in gleichem Maaße die Billigkeit wie die ganze Tendenz ihrer Ausgabe beeinträchtigen würde; denn offenbar hätte das von andern Entlehnte eine so überragende Bedeutsamkeit über die eigenen Leistungen gehabt, daß die ganze Bearbeitung zur Kategorie solcher Nachdrücke herabgesunken wäre, denen man durch eine Zugabe oder Verbesserung einen Vorzug vor dem Originale zu verschaffen gewußt; während es immer ein dankenswerthes Unternehmen bleibt, in einem Corpus scriptorum Platonicorum eine übersichtliche Geschichte der Texteskritik vom Jahre 1578 an zu liefern.

Was nun den griechischen Text selbst betrifft, wie er in dieser Ausgabe vorliegt, so kann derselbe allerdings darauf Anspruch machen, in gewisser Beziehung als eine neue Recension zu gelten. Das Hauptverdienst besteht darin, daß an vielen Stellen solche Lesearten, die Bekker bey Constituirung des

Textes nicht berücksichtigte oder bisweilen erst in den Commentariis criticis hergestellt wünscht, in ihr Recht eingesetzt werden. Nur entsteht die Frage, ob die Herausgeber darin nicht hie und da zu weit gegangen sind. Ein besonders warmer Anhänger der Handschriften ist Winckelmann, als den er sich schon in seinem Enthydemus erwiesen hat, dadurch, daß er nicht allein in diesem Dialoge sich möglichst genau an die Handschriften anschloß, sondern auch vielfältig in den Noten Gelegenheit nahm, nicht recipirte handschriftliche Lesearten zu andern Schriften des Platon zu vertreten. Doch zog er sich in diesem Bestreben den Tadel des Uebermaaßes zu, besonders von Stallbaum, der, wie bey früheren Gelegenheiten, so auch in seiner vor Kurzem erschienenen Ausgabe des Theaetetus Veranlassung nimmt, sich gegen solche Restitutionsversuche zu erklären. Da der Theätet gerade auch in dem ersten Fascikel unserer Ausgabe enthalten ist, so wollen wir ein paar Fälle Beyspiels halber hier in nähere Betrachtung ziehen, um daran unsere Ansicht über diesen Punkt zu knüpfen. Eine dieser Stellen ist Theaet. 148 C, wo der gewöhnliche Text so lautet: ΣΩ. Ἀλλὰ τὴν ἐπιστήμην, ὥσπερ νῦν δὴ ἐγὼ ἔλεγον, σμικρόν τι οἴει εἶναι ἐξευρεῖν καὶ οὐ τῶν πάντη ἄκρων; ΘΕΑΙ. Νὴ τὸν Δί, ἔγωγε καὶ μάλα γε τῶν ἀκροτάτων. Gerade aber die 3 besten Handschriften, die in ihrer fast durchgängigen Uebereinstimmung eine vorzügliche Recension repräsentiren, geben statt ἄκρων — ἀκριβῶν. Unbedenklich müßte man das durch solche Autoritäten Empfohlene und an sich vortrefflich Passende in den Text nehmen — und die Zürcher Herausgeber thun es auch mit Berufung auf die Note von Winckelmann zu Euthyd. p. 166. — wenn nicht die Form der Antwort, in der Winkelmann nur die Veranlassung zur Corruption, Stallbaum dagegen den sichern Beweis für die Richtigkeit der vulgata erblickt, allerdings Bedenken erregte. Wenigstens spricht der gewöhnliche Gebrauch, ebenso wie das natürliche Gefühl, so sehr für die Beybehaltung des nämlichen Wortes, daß wir sicherer Beyspiele bedürften, um hier die Autorität der besten Handschriften vor allem Zweifel geschützt zu achten. Denn auch diese sind nicht in dem Grade fehlerfrey, daß sie nicht auch unwidersprechlich Unrichtiges und Verkehrtes böten, obwohl man behutsamer seyn muß, in ihren Fehlern absichtliche Verbesserungsversuche zu finden, als es Stallbaum ist, wenn er Theaet. 159 E. in den Varianten der besten Handschriften, der Codd. A Δ, die τὸ αἰσθανόμενον statt τὸν αι. bieten, einen aus unzulänglicher grammatischer Kenntniß hervorgegangenen Ausgleichungsversuch zu erkennen meynt, da ja eben diese Handschriften ἄλλον statt ἄλλο haben, wodurch die vermeintliche Uebereinstimmung des Geschlechts geradezu aufgehoben wird. Hier haben übrigens die Zürcher Herausgeber, ebenso wie Stallbaum, gewiß mit Recht, Grund gefunden, von Bekker, der den oben bezeichneten vorzüglichen Handschriften mit einigen andern, folgend ἄλλον schrieb, abzugehen und ἄλλο aufzunehmen. Weniger also absichtliche Interpolationen als Versehen ungelehrter Abschreiber, bey dem häufigen Gebrauch von Abbreviaturen doppelt leicht erklärlich, finden sich auch in den besten Mss. und so gut diese ἁπλῶσαι für δηλῶσαι und εἰδέναι für εἶναι schreiben können, so gut können sie auch irrthümlich ἀκριβῶν statt ἄκρων setzen. Was übrigens Stallbaum bey Gelegenheit der eben angezogenen Stelle im Allgemeinen äußert, enthält so viel, wenn auch weniger auf die vorliegende Ausgabe, als auf Manches, das in der neuesten Zeit, namentlich in der Ciceronianischen Literatur hervorgetreten ist, Anwendbares, daß wir uns nicht enthalten können, es mit den eigenen Worten desselben hier einzuschalten. Er sagt S. 107: Novo igitur hic locus documento est, quanta cum cautione vel optimis codicibus utendum sit, quod non reputant, qui nuper instituerunt Graecorum pariter atque Latinorum scriptorum opera ad optimos scilicet codices tanta exigere severitate, ut in minimis maximis eorum auctoritatem temere sequantur. Quod quid aliud est quam criticam artem, quae vere dicitur, funditus tollere et in manuum oculorumque opificium quasi quoddam convertere? Nimirum vel optimi libri et grammaticorum correctiones experti sunt suos quosdam errores habere solent. Quocirca his quoque sobrio cum judicio, h. e. critice, utendum est, ne anilis superstiti-

onis crimine obligemur. Wie gesagt, dieser Tadel ist auf Hrn. Winkelmann und die Zürcher Herausgeber überhaupt nicht anwendbar, in deren Verfahren Kritik und besonnenes Urtheil nirgends vermißt wird. Daß einzelne Fälle nicht einen allgemeinen Maaßstab abgeben können, versteht sich von selbst, da sich ja doch nie in allen Stücken eine Uebereinstimmung des Urtheils erzwingen läßt, namentlich in Dingen, die einer innern Nothwendigkeit entbehren. So trifft es sich auch denn bisweilen, daß die Herausgeber über eine Lesart nicht einig geworden sind, wo gewöhnlich Winckelmann auf Seiten der besten Handschriften steht. Ein solcher Fall ist z. B. Theaet. 162 D, wo Socrates den Protagoras also zu ihm und seinen Mitunterrednern sprechen läßt: Ὦ γενναῖοι παιδές τε καὶ γέροντες, δημηγορεῖτε ξυγκαθεζόμενοι, θεούς τε εἰς τὸ μέσον ἄγοντες, οὓς ἐγὼ ἔκ τε τοῦ λέγειν καὶ τοῦ γράφειν περὶ αὐτῶν, ὡς εἰσὶν ἢ ὡς οὐκ εἰσίν, ἐξαιρῶ. So die Ausgaben bisher; doch die 3 besten Handschriften haben nicht ἄγοντες sondern λέγοντες. Dieser Lesart redet W. bereits zu seinem Euthyd. das Wort, in einer Note, die nicht uninteressant ist, einen Blick in die undiplomatische, auf Verschönerungen in Ausdruck und Wendung ausgehende, Conjecturalkritik zu werfen. Die von W. beygebrachten Parallelstellen können übrigens nichts weiter beweisen, als daß εἰς τὸ μέσον λέγειν an sich nicht unrichtig gesagt sey, was sich jedoch auch wohl schon aus innern Gründen beweisen ließe; vielmehr mußten sie dazu dienen, den Unterschied der beyden Ausdrucke εἰς τὸ μέσον ἄγειν und εἰς τὸ μέσον λέγειν und ähnlicher, recht deutlich fühlen zu lassen; wie z. B. gleich die Stelle aus demselben Dialoge, 165 A. σοὶ λέγω ὅπῃ, ἢ Θεαιτήτῳ; ΘΕΟ. Εἰς τὸ κοινὸν μὲν οὖν, ἀποκρινέσθω δὲ ὁ νεώτερος. Hier fragt Socrates den Theodorus, ob er mit ihm das Gespräch fortführen solle oder mit Theätetus; und Theodorus, der überall geringe Lust zum Antworten verräth, erwidert: Sprich zu uns beyden, so jedoch, daß der Jüngere antwortet. Offenbar ist der Begriff λέγειν ohnedieß gefodert, und εἰς τὸ κοινόν, als der eigentliche Hauptbegriff der Antwort, ist im Gegensatze zu dem in der Frage liegenden Begriffe eines Einzelnen zu verstehen. In gleichem Sinne sind alle übrigen Stellen, auf die sich W. beruft, zu erklären. Durchaus anders verhält es sich mit dem Ausdruck εἰς τὸ μέσον ἄγειν, der mehr den Charakter einer Formel annimmt und vollständig nicht mehr bedeutet als: etwas hereinbringen, einmischen, d. h. von etwas sprechen, mit dem Nebenbegriffe des Unstatthaften; z. B. Phaedr. p. 267 A. τὸν δὲ κάλλιστον Πάριον Εὐηνὸν εἰς μέσον οὐκ ἄγομεν, wollen nicht von ihm sprechen; Hipp. maj. 298 D ἀλλ' ὑπομείνωμεν τοῦτον τὸν λόγον, — — μηδὲν τὸ τῶ νόμων εἰς μέσον παράγοντες wir wollen bey der Sache bleiben und nicht die Gesetze hereinbringen — einmischen. Betrachtet man nun in Rücksicht auf diesen Unterschied des Gebrauchs unsere Stelle, so ist nicht zu verkennen, daß der Begriff von εἰς τὸ μέσον ἄγειν durchaus besser in dieselbe paßt als der von εἰς τ. μ. λέγειν: ihr mischt die Götter ein, die ich vom Reden und Schreiben ausnehme u. s. w., während, wenn es einmal heißt: ihr sprechet von Göttern, der Begriff von εἰς τὸ μέσον schwer mehr unterzubringen ist. Am ehesten könnte noch eine Stelle, auf die sich Ast, der in seinem Lex. Plat. ebenfalls λέγοντες anzuerkennen scheint, bezieht, einen Gesichtspunkt eröffnen, von dem aus sich die handschriftliche Lesart halten ließe; nämlich, daß man darin eine Beziehung auf das δημηγορεῖτε erkennen wollte, wie in jener Stelle de legg. 817 D. πεποιήκατε λέγειν εἰς τὸ μέσον, von den Dichtern gesagt ist, die ihre Gedichte zum Vortrage vor dem Volke bestimmen. Doch ist selbst das δημηγορεῖτε hier weniger in der streng etymologischen Bedeutung zu fassen, als vielmehr in dem Sinne, in dem es so häufig bey Plato vorkommt, von eitlen, auf bloße Illusion berechneten Reden. Jedenfalls erscheint die Vulgata als die natürlichere und einfacher zu erklärende; und vorläufig dürfte es das Sicherste seyn, bey der ἐποχῇ stehen zu bleiben, über die nun einmal doch in solchen Dingen nicht überall hinauszukommen ist. Bald darauf begegnen wir derselben Variante, indem 169 C. wiederum die 3 besten Hdschr. in den Worten: ἀλλ' ἄγε ὅπῃ ἐθέλεις — λέγε statt ἄγε bieten; hier hält es jedoch selbst Hr. W. nicht räthlich, das

patrocinium fortzuführen. — Gewundert haben wir uns in der Stelle 169 D. τοῦδε τοίνυν πρῶτον ἀντιλαβώμεθα οὗπερ τὸ πρότερον καὶ ἴδωμεν, ὀρθῶς ἢ οὐκ ὀρθῶς ἐδυσχεραίνομεν κτλ. bey der Variante der codd. A ⊿ εἰδῶμεν, zu lesen: probante Winckelmanno. In diesem Falle kann man sich doch kaum aus Achtung vor den Handschriften ein Bedenken machen, das natürlich Gefoderte herzustellen, da εἰδῶμεν für ἴδωμεν und überhaupt ει für ι nahe zu stehende Fehler oder orthographische Abweichungen der besten Hdschr. sind. So steht gleich in demselben Dialoge 191 D. wieder εἰδῶμεν für ἴδωμεν, wo der Zusammenhang (ὧν ἂν ἴδωμεν ἢ ἀκούσωμεν) gar keinen Zweifel läßt, was das Richtige sey. Ebenso Sophist. 223 B. Cratyl. 385 E. u. a. St. wo Niemand an eine Billigung der handschriftlichen Lesart denkt, obwohl das Verhältniß gar nicht verschieden ist, von dem in unserer Stelle. —

(Schluß folgt.)

Oberbayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Pertz schließt diese seine Betrachtungen über das Vatican-Archiv mit folgenden Worten: „Welch' unermeßliche Aernte für unsere Geschichte wartet dort noch auf rüstige Freunde; möchte ich recht bald meinen Nachfolger sehen, an dem sich das volle Glück der Verhältnisse wiederholte, welche mir den letzten Winter (1823) in Rom unvergeßlich machen!“ —

Der Wunsch dieses Gelehrten ist seitdem Theilweise in Erfüllung gegangen, indem es einzelnen deutschen Männern vergönnt war, diese Schätze freylich nur nach der von der Behörde vorgeschriebenen strengen Regel zu benutzen. Solange indessen die Einrichtung und Verwaltung dieses Archivs so mangelhaft bleibt, wie sie Pertz geschildert — wie kann der Präfect Monsignore Marino Marini bey allem Reichthum an Kenntnissen seines Faches und bey seiner von allen Fremden gerühmten musterhaften Gefälligkeit, aber auch bey seiner isolirten, durch keine zahlreichen und technisch gebildeten Unterbeamten unterstützten Stellung die Anfragen der Ausländer befriedigen? —, so lange der Transport der Documente nach Paris, und von da wieder nach Rom zurück und die daraus erfolgte Unordnung den stereotypen Vorwand bildet, alle weiteren Nachfragen abzuschneiden, wie dieß Hrn. H. begegnete; ist wohl an die volle Benutzung dieses Hauptarchives, wie sie jeder Freund der Geschichte nach obiger Schilderung zum Besten der Wahrheit gerade über das Wirken und Walten der Hierarchie wünschen muß, vorerst nicht zu denken. Sollte denn aber, erlauben wir uns zu fragen, gar keine Aussicht vorhanden seyn, daß das vaticanische Archiv 1tens mit einer erforderlichen Zahl von wohl unterrichteten Unterbeamten versehen, 2tens daß auf diplomatischem Wege dahin gewirkt werde, besagtes Archiv im obigen Sinne den Forschungen zugänglicher zu machen? — —

Wie jetzt die Umstände sind, muß man zufrieden seyn mit demjenigen, was die Archivsbehörde zu Rom an der Schwelle ihrer Schätze darzureichen für gut findet, — denn das Innere des Locals hat, so scheint es, noch keines Ausländers Fuß betreten — und es noch obendrein als eine hohe Begünstigung hinnehmen. So geschah Hrn. H., dessen Absicht während seines fast dreyjährigen Aufenthaltes in Italien es war, „Materialien zu einer Geschichte des gewaltigen Streites der Guelfen und Ghibellinen. der Päpste und Kaiser von Innocenz III. Tode bis zu dem Einbruche der fürchterlichen Epidemie in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu sammeln.“ — Er konnte, nachdem er die verschiedensten Städte Italiens zu seinem Zwecke bereist, gegen das Ende seines italischen Aufenthaltes der kgl. Akademie d. W. zu München, die ihn mit literarischen Aufträgen beehrt hatte, zwey enggeschriebene Foliobände bisher unbekannten historischen Materials übersenden, unter denen sich die folgenden Nrn., dann noch Auszüge aus den Regesten der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. befanden, „deren Bekanntmachung die Geschichte Kaiser Friedrich II. und des Untergangs der Hohenstaufen wesentlich verändern dürfte.“ — Leider sah sich Hr. H. nach seiner im Herbste 1836 erfolgten Heimkehr der Hoffnung, das gesammelte Materiale zu verarbeiten, beraubt! Wir wünschen denselben von Herzen in eine solche Lage versetzt, welche ihm die Ausführung einer Geschichte des Streites zwischen Papstthum und Kaiserthum mit seinen Verzweigungen in der oben angegebenen Ausdehnung gestatte. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nr. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt Jo. Georgius Baiterus Io. Caspar Orellius etc.

(Schluß.)

Im Allgemeinen aber darf man unbedenklich aussprechen, daß in den meisten Fällen, wo handschriftliche Lesearten hergestellt werden, die sich im Bekker'schen Texte noch nicht finden, dieß mit vollem Rechte geschehen ist; z. B. im Theätet: 163 A. τούτων für τηλικούτων; 165 A. das σοί getilgt; 168 D. ἀγωνιζόμεθα statt ἀγωνιζοίμεθα; E. μή τοι für μή; gleich darauf οὔ τι für οὔ τοι (das bloß eine Hdschrft. bietet); 169 B ἐντυχάνοντες für ἐντυχόντες 176 B. πάνυ für πάνυ τι; 182 E. οὐδέ mit allen Hdschrft. für οὔτε: 183 A. οὕτω für οὕτως: 188 E. μή ἀληθῆ für ἀληθῆ μή. 191 B. richtig das καὶ gestrichen und ἀλλ'ὧδε mit dem folgenden verbunden; 191 D. ὑπέχοντας für ὑπέχοντες u. a. v. a. St. Weniger sicher, obwohl auch nicht unbedingt abzuweisen, scheint die Aufnahme der handschriftlichen Lesearten in einigen andern Fällen, wie z. B. 156 E. ὁτουοῦν für ὁτιοῦν, freylich auf die fast einstimmige Autorität der Hdschr. Doch genügen die beyden Citate keineswegs zur innern Rechtfertigung, da der vorliegende Fall jener eigenthümlichen Ausdrucksweise, wie unten 209 E. ἡδὺ χρῆμ' ἂν εἴη τοῦ καλλίστου περὶ ἐπιστήμης λόγου — gar nicht beygezählt werden kann. Eben so bleibt es zweifelhaft, ob 175 C. das εἰ vor βασιλεύς mit Recht zurückgeführt sey, da weder die hypothetische noch die interrogative Form recht zu der Absicht des Gedankens passen will. Weniger Anstand dürfte es 175 E. mit der Herstellung des Genitivs ἐπισταμένου aus den besten Hdschr. für die Vulgata ἐπιστάμενος haben. Die Stelle lautet im Zusammenhange: Οὕτος δὴ ἑκατέρου τρόπος, ὦ Θεόδωρε, ὁ μὲν τῷ ὄντι ἐν ἐλευθερίᾳ καὶ σχολῇ τεθραμμένου, ὃν δὴ φιλόσοφον καλεῖς, ᾧ ἀνιμίσητον εὐήθει δοκεῖν καὶ οὐδενὶ εἶναι, ὅταν εἰς δουλικὰ ἐμπέσῃ διακονήματα, οἷον στρωματόδεσμον μὴ ἐπισταμένου (-στάμενος) συσκευάσασθαι μηδὲ ὄψον ἡδῦναι ἢ θῶπας λόγους· ὁ δ' αὖ τὰ μὲν τοιαῦτα πάντα δυναμένου τορῶς τε καὶ ὀξέως διακονεῖν, ἀναβάλλεσθαι δὲ οὐκ ἐπισταμένου κτλ. Jedenfalls ist die Redensart ataktisch, was auch durch den Nominativ nicht gehoben wird, da das Glied: οἷον στρωματόδεσμον μὴ ἐπιστάμενος (oder -ου) συσκευάσασθαι doch eigentlich dem Gedanken nach nicht so fast mit dem Verbum ἐμπέσῃ zusammenhängt als mit ᾧ ἀνιμίσητον κτλ. Durch das οἷον wird es aber von beyden losgerissen und läßt darum am passendsten das Partic. im Genitiv als casus absolutus erscheinen, was sich auch schon in der Hinsicht empfiehlt, daß damit ein gewisser Parallelismus mit den correspondirenden Ausdrücken des zweyten Hauptgliedes — δυναμένου-ἐπισταμένου-λαβόντος gewonnen wird. — Bedenklicher können wiederum 193 D. die Aufnahme des ὡς für die Vulgata ᾧ erscheinen, da die Wendung im Ausdrucke, die auf dem ᾧ beruht, so vortrefflich passend erscheint, daß man sich dieselbe ungerne nehmen läßt. Doch ist dieß freylich kein Grund, der in letzter Instanz anerkannt werden darf; es könnte ja eben eine recht artige aber doch willkührliche Besserung oder Interpolation eines gelehrten Griechen seyn, wie wir deren in den alten Schriftstellern mehreren begegnen. Dazu kommt, daß auch die handschriftliche Lesart, wenn die von den Herausgebern angewandte Interpunction nach

Σώκρατες befolgt wird, in Gedanken und Ausdruck gleich angemeſſen iſt und keineswegs verdient ſo kurz mit einemmale abgefertigt zu werden, wie dieß bey Stallb. geſchieht. Der Unterſchied iſt ein rein äſthetiſcher und darum die Entſcheidung ſehr ſubjectiv. Bey dem ὡς drückt die Phraſe eine mehr hervorbrechende, unverholene Zuſtimmung aus, während dieſelbe in der Vulgata etwas zurückhaltender und umſchriebener erſcheint. — Daß Fälle, wo eine Leſeart der vorzüglichen Hdſchr. die gebührende Würdigung nicht gefunden hat, äußerſt ſelten ſind, läßt ſich bey der ganzen kritiſchen Richtung der Herausgeber vorausſetzen. Als ein ſolcher Fall darf wohl angeſehen werden 167 B., wo die 3 beſten Hdſchr. mit einem Uebergang vom Singularis in den Pluralis, der nichts Anſtößiges hat, δοξάζοντας ſchreiben, das auch Stallb. aufnimmt, während die Herausgeber die Vulgata δοξάζοντα beybehalten. Ebenſo durfte wohl unbedenklich in 194 A. aus den 3 beſten Hdſchr. τὸ σημεῖον hergeſtellt werden, da die Redeweiſe nichts Tadelnswerthes enthält auch ohne die von Stallb. für nothwendig erachtete Aenderung des ἑκάτερον in ἑκατέρου. —

Wenn die Herausgeber kein Bedenken trugen, auch Conjecturen, ſo fern ſie hinlänglich begründet ſchienen, in den Text zu nehmen, ſo verdient dieß nur die Anerkennung des Leſers; wie es z. B. der Fall iſt 167 C. mit der durchaus nothwendigen Emendation Schleiermachers, ἀληθείας für ἀληθεῖς. — Weniger können wir beyſtimmen, daß Phaed. 62 C. u. Theaet. 169 B. nach Heindorf's Vorgang πρὶν ἄν für das bloße πρίν aller Hdſchr. aufgenommen iſt, weil, ſo leicht auch an beyden Stellen wegen des darauf folgenden Wortes — ἀνάγκην u. ἀναγκάσῃς — die Aenderung erſcheint, das grammatiſche Princip, dem zu Lieb ſie vorgenommen iſt, ſich doch nicht durchführen läßt, wie die Note Stallbaums zu erſterer Stelle zur Genüge zeigt; wenigſtens müßten die Unterſuchungen über die Moduslehre bereits dem Abſchluße näher gebracht ſeyn, als es bis jetzt der Fall iſt; denn eigentlich ſind ſie neuerdings erſt wieder recht angeregt worden. Hier hätte ſich alſo Heindorf's Conjectur beſſer mit einer Stelle in den Noten begnügt; dagegen mußte 186 C. das von demſelben empfohlene οὗ ſtatt ᾧ unbedenklich hergeſtellt werden, da es der Sinn nothwendig erheiſcht. So viel über den Text.

Was die Noten betrifft, ſo haben wir uns oben ſchon im Allgemeinen als ganz einverſtanden mit dem Umfange und der Einrichtung derſelben erklärt. Es iſt durchgängig die Tendenz der Ausgabe im Auge behalten worden und das richtige Maaß nach keiner Seite leicht überſchritten. Beſonders muß ein gewiſſer Lakonismus gerühmt werden, der, ſofern er der Deutlichkeit keinen Eintrag thut, wohl nirgends wohlthätiger iſt als bey ſolchen Arbeiten. Nur in einem beſtimmten Falle hätten wir gewünſcht, die Herausgeber möchten einen kleinen Zuſatz nicht ſcheuen, ohne den eine unrichtige Vorſtellung erzeugt wird. Wenn nämlich die überwiegende Autorität der Hdſchr. für Stephanus ſpricht, die Herausgeber aber nach Vorgang Bekkers und Stallbaums eine andere diplomatiſch weniger geſicherte Leſeart, aufnehmen, ſo mußte dieß bemerkt werden, weil ſonſt nach Analogie der übrigen Fälle die Meynung entſtehen muß, als wären auch die Hdſchr. auf Seiten der von ihnen recipirten Leſeart Bekkers. So leſen wir z. B. Phaed. 77 D. im Texte: ἀποδέδεικται μὲν οὖν ὅπερ λέγετε καὶ νῦν. Dazu in der Note: λέγεται a. Wer kann nun daraus abnehmen, daß die lectio Steph. von allen Hdſchr. mit Ausnahme einer einzigen weniger guten geboten wird; vielmehr wird man das Gegentheil glauben, oder wenigſtens, daß λέγετε ſich in der beſſern Hdſchr. findet. Hier war alſo ein Zuſatz, der das wahre Verhältniß beſtimmte, unabweislich. Ebenſo Theaet. 172 B., wo das Stephaniſche λέγωσιν die meiſten und beſten Hdſchr. haben; und einige a. St. — Neben den Varianten finden ſich in den Noten noch die Nachweiſungen der Dichterſtellen, auf die in Platon bisweilen Bezug genommen wird; anderweitige Citate ſind ſelten, gewöhnlich nur Belegſtellen und grammatiſche Nachweiſungen enthaltend, und im Ganzen recht dankenswerth.

Zu bequemerem Gebrauche ſind außer den Stephaniſchen Seiten auch die der Bekkerſchen Ausgabe und der Leydener von 1590, nach der die

holländischen Philologen citiren, am Rande bemerkt.

Die typographische Ausstattung des Werkes verdient alles Lob; Papier und Druck sind gleich schön. Nur ist zu besorgen, daß die Kleinheit der Lettern der allgemeinern Benützung dieser Ausgabe etwas im Wege stehen wird. Möchten die Verleger in dieser Hinsicht mehr auf Schonung der Augen als des Beutels zum Besten der Leser Rücksicht nehmen.

Neben der Quartausgabe erscheint eine kleinere in Sedez, die den Text ohne die Noten giebt, mit den Stephanischen Seiten an dem obern Rande. Diese Ausgabe fällt noch gefälliger in die Augen als die größere, und ist ganz würdig, den elegantesten Taschenausgaben moderner Schriftsteller, an denen man jetzt so allgemein Wohlgefallen findet, an die Seite gesetzt zu werden. Jedenfalls wird sie denen erwünscht kommen, die auch einen alten Schriftsteller gerne einmal zur Hand nehmen, lediglich um Geist und Gemüth an ihm zu erquicken, und sich dabey nicht wollen stören lassen durch die turba ignobilium circa nobilissimum scriptorem stipatorum, wie sich Bekker irgendwo ausdrückt. Von dieser kleinern Ausgabe entsprechen dem I. fasciculus der größern 3 Bändchen und werden auch einzeln verkauft.

Dr. Cron.

Oberbayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hr. H. wollte im vatikanischen Archiv im Winter des Jahres 1834/35 aus der großen Sammlung der Briefe Johann's XXII., „deren Originalien auf Pergament und in der Ordnung, wie sie erlassen worden, niedergeschrieben die Regesten bilden, diejenigen copiren, welche sich direct oder indirect auf Kaiser Ludwig den Bayer beziehen.“ — Allein den Jahrgang dieser reichen Briefsammlung zu wählen, der ihm vom besonderen Interesse gewesen wäre, war ihm nicht gestattet, sondern er mußte dieß Geschäft dem Archivare überlassen: „woher es denn auch kommt“, sagt Hr. H., „daß die meisten der nun folgenden Briefe, ohne besondere Absicht von meiner Seite, aus dem 8ten Regierungsjahre Papst Johann's XXII. (vom 17. August 1323 bis 17 August 1324) sind, das jedoch in der Geschichte des Papstes wie die des Kaisers von ungemeiner Wichtigkeit ist, indem gerade damals der Streit zwischen Beyden sich seinem heftigsten Ausbruche näherte, hieben also jede Urkunde berücksichtiget werden muß.“ —

Zum Schluße seines Vorworts zu diesen Regesten-Auszügen bemerkt Hr. H. noch, daß ihm zu Rom bey Benutzung der Regesten keine literarischen Hilfsmittel zu Gebote gestanden, und er also nicht genau habe wissen können, ob eine oder die andere Urkunde irgendwo bereits abgedruckt sey; indessen sey ja auch bey solchen der diplomatische richtige Ausdruck von Wichtigkeit. Den Continuator des C. Baronius, Raynald, vertheidigt er, wie schon Pertz V. 33, gegen den Vorwurf der Willkührlichkeit, und absichtlichen Verfälschung der von diesem mitgetheilten Regesten.

Nur die 1te Nr. gehört dem 3. Jahre Johann's (1318 — 1319. 17. August 3. Nov. Avignon) an: der Kg. Ludwig ist als nobilis vir, dux Bavariae, in Regem Romanorum electus stilisirt, dem der Papst auf dessen Ansuchen in den Städten und Dörfern seines Gebiets die Errichtung von Spitälern für Arme und Kranke aus eigenen Mitteln, sowie die Dotirung der zu solchen Anstalten erforderlichen Priester gestattet. — Die folgenden Nummern sind sämmtlich bis 66 einschließlich aus dem VIII. Jahre Johanns XXII. —

Wir heben aus ihnen diejenigen aus, welche uns die merkwürdigeren scheinen. — Der Erzbischof Bochard (Burkard) von Magdeburg wird seines Eifers wegen belobt, daß er des Papstes Verfahren (processus) wider den virum magnificum Ludovicum ducem Bavariae discorditer electum in Romanorum Regem ohne Furcht auf feyerliche Weise verkündet. Er sendet demselben noch andere Verfahren, sowohl gegen den besagten Herzog, als auch gegen noch einige Ketzer zu gleicher, feyerlicher Veröffentlichung zu, und ermahnt ihn zur Ausdauer und zu männlichem Widerstand gegen Tyrannen, Ketzer und Rebellen der h. röm. Kirche (30. April, Jahr 8. Aehnliches an den Bischof von Constanz vom 22. May, J. 8. Nr. 15.) — Der Stadt Lüttich wird unterm 20. April, J. 8. verwiesen, daß sie ihrem geistlichen Vater, dem Bischof von Lüttich, hinsichtlich Ludwigs von Bayern feindlich gesinnt sey und beschwerlich falle. — Die Strasburger Bürger, die Stadtbehörde an der Spitze, — sie waren, wie aus Johann Vitoduran S. 1845 und aus Aventin, deutsch, bekannt, gut kaiserlich und geboten den Predigermönchen, „die Bäpstisch waren,“ und nicht mehr singen wollten: „sie sollten wieder wie vor singen, oder solten auß der Statt springen“ —, ließen des Papstes Bullen nicht veröffentlichen: der Bischof der Stadt wurde daher

durch päpstliches Schreiben vom 1. April J. 8. ersucht, allen Fleiß anzuwenden, die Bürger zur wahren Devotion und zum Gehorsam gegen den h. Stuhl zurückzuführen. Auch erwartet der Papst getreue Berichte und Neuigkeiten über die Zustände in jenen Theilen. — Unterm 14. 15. und 19. July des J. 8. hatte Johann XXII. Schreiben an die Könige von Frankreich und Spanien mit Einschluß der Proceßacte gegen Ludwig den Baier erlassen, und dieselbe, am 17. April den Erzbischöfen von Napoli, Capua und des sicilischen Reiches zur feyerlichen Publicirung zugeschlossen (Nr. 10). — Aus dem Briefe vom 19. July (Nr. 8.) an den Kanzler Joh. von Cerchamon scheinen uns die Plane des Papstes, dem französ. Könige nach Ludwigs Entsetzung die deutsche Krone zu verschaffen, durchzuschimmern. (Vrgl. Olenschlager 123. 124. not. 7.) —

Des Papstes Antwort vom 20. August J. 8. auf einen vom Könige Carl IV. erhaltenen Brief, worin von den zwischen Frankreich und dem Herzoge Lipold von Oesterreich zu Bar (kaum Bar sur Aube, wie Schmidt, Gesch. von Frkrch., 1 Bd. S. 759 annimmt, sondern wie aus Raynalds Ausdruck in confiniis imperii hervorzugehen scheint, eher zu Bar-le-Duc) geschlossenen Tractaten, Meldung geschieht, deren Abschrift ihm zugesendet worden sey. Wie bekannt sollten die deutschen Fürsten zur Wahl eines neuen Oberhauptes auf diesem Tage bewogen werden, auf welchem nur Leopold von Oesterreich erschien. Raynald sagt, der Papst gedenke dieses colloquii Barensis in seinem Briefe an den König von Frankreich, und diesen Brief hat nun Hr. H. hier in extenso mitgetheilt. Nr. 14. Joanni Regi Boemiae illustri, 26. May J. 8. steht bey Raynald, XV. p. 231, zum J. 1324; und bey Olenschlager, Staatsgesch. im Urkundenbuche p. 104, 105, Nr. 40. Dasselbe gilt von der folgenden Numer 15, die bey Raynald a. ang. Orte zu finden. Wir erinnern deßhalb an dasjenige, was Hr. H. schon oben über die Wichtigkeit des diplomatisch richtigen Ausdruckes solcher Dokumente geäußert. Nr. 17. 7. April, J. 8. Danksagung Johanns XXII. an den Bischof von Lüttich, der dem Papste gegen seine Feinde und Rebellen der Kirche eine Hilfe von 100 Helmen zugesagt. — Nr. 18, 15. April 8. Mit Unwillen hat der Papst vernommen, wie die Stadt Cölln den Hzg. Ludwig von Baiern als König ehrenvoll empfangen; bey Strafe der Excommunication und des Interdictes soll dieß unterlassen werden. Die Cölner fügten sich dem Befehle, und publicirten die päpstlichen Bullen gegen Ludwig, wie aus Johann's Danksagungs- und Belobungsschreiben an die Cölner dd. 7. July, J. 8, Nro. 50. und aus dem Briefe an den Cölner Erzbischof vom 19. July, 8., Nr. 51 (Man vergleiche damit Nr. 26. 3. Juny, an den Cölner Erzbischof) zu ersehen ist. — 2 Tage später, den 17. April, erhielt der Mayenzer Erzbischof durch seinen Bruder, den Grafen von Buchelz (Bucheck) andere „Processus“ gegen Ludwig mit der Ermahnung eingehändigt, der Erzbischof werde in deren Veröffentlichung nicht saumselig seyn, damit er die Makel früherer Nachlässigkeit und Hartnäckigkeit tilge (Nr. 19.) — Schon am 3. Junius 1324 muß nach Nr. 27. einer von Ludwigs Neffen, der Pfalzgraf Adolph († 1327.) Verbindungen mit dem Papste anzuknüpfen gesucht haben, deren Absicht unschwer zu errathen; denn Johann dankt ihm freundlich für die durch den Ueberbringer des Briefes gemachten Anerbietungen, und will ihn bey seinem — des Pfalzgrafen — Hause erforderlichen Falls in Gunst und Wohlwollen empfohlen haben; erwartet übrigens, Adolphs sehr angenehmes Anerbieten werde dieser, wie er es in Worten gemacht, auch durch die That erfüllen. Aus Raynald erfahren wir, wie 5 Jahre etwa nach diesem Anerbieten, Adolphs Bruder, der Pfalzgraf Ruprecht († 1390) von der Sache seines Oheims abfiel und dem päpstlichen Nuntius seine Dienste anbot; weßhalb ihn unterm 4. April 1329 der Papst Johann in einem eigenen Schreiben belobte und zum Ausharren ermunterte. — Das päpstliche Schreiben an die Vorstände des Minoriten-Ordens in Oberdeutschland vom 27. Juny 1324 (Nr. 29. vrgl. damit Nr. 48. v. lät. Junii, ao. VIII.) wegen des Sohnes der Bosheit, des Franciscus de Lucca, muß, wenn wir anders nicht zu flüchtig verglichen haben, bey Raynald XV. 317, col. 1. §. 23. sich finden. Wir glaubten anfänglich in diesem Franz von Lucca einen bisher wenig oder gar nicht Gekannten aus der Schaar von König Ludwigs Vertheidigern zu erblicken; allein die Stellen bey Raynald XV. l. cit. und p. 241. col. 2. §. 53. p. 242 belehrten uns, daß dieser Mann Franciscus è Lutra (Kaiserslautern?) geheißen und ein Deutscher gewesen, daß er die verdammte Secte der Sarrgbanten oder Pseudoeremiten verbreiten wollte, und noch überdieß hinsichtlich der Minoriten den Grundsatz offen predigte: Quod peccaret mortaliter, quicumque daret eleemosynam fratribus ordinis memorati. Mit Ludwigs Angelegenheit scheint er nach diesem schwerlich in Berührung gekommen zu seyn. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nr. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Q. Horatius Flaccus. Recensuit Jo. Casp. Orellius. Addita est varietas lectionis codd. Bernensium III, Sangallensis et Turicensis ac familiaris interpretatio. Turici sumptibus Orellii Fuesslini et sociorum. Londini apud Black et Armstrong, Vol. I. 1837. XXIV. u. 640 S. Vol. II. 1838. VIII. u. 664 S.

Horaz ist unstreitig einer der wenigen Schriftsteller des Alterthums, welche auch in unserer Zeit, in welcher sich das Lesen der Alten meistens mit der Schulzeit abschließt, sich noch manche Freunde erwerben, die, wenn sie auch ihr Beruf in eine ganz andere Sphäre führt, in ihren Mußestunden sich doch immer noch mit Freuden zu ihnen hinwenden, um in der Lesung derselben Erhebung von den Mühen des Tages zu suchen. Um so auffallender ist es, daß für solche Leser bis jetzt keine Ausgabe dieses Dichters vorhanden war. Am meisten wurde auch zu diesem Zwecke die von Döring gebraucht, die aber nach dem ausdrücklichen Ausspruche ihres Verfassers nur auf Schüler berechnet und im Allgemeinen so beschaffen ist, daß sie eben nicht zu wiederholter Lesung des Dichters anreizt. Denn, wenn man auch die Verdienste dieser Ausgabe anerkennt, so kann man doch nicht läugnen, daß sie an einer gewissen Einseitigkeit leidet, oft lange Noten enthält, deren Sinn sich auf wenige Zeilen zusammendrängen ließe, und daß sie oft dem Leser die Bemerkung abnöthiget, daß der Geist des Dichters dem Herausgeber zu ferne lag, um von diesem richtig erfaßt zu werden. Hr. Orelli erkannte diesen Mangel, und entschloß sich darum zur Veranstaltung dieser Ausgabe, von welcher, wie er selbst in der Vorrede sagt, nur der kritische Theil den Philologen bestimmt ist. Wir verstehen diese Bemerkung so: Hauptsache war und blieb ihm die Erklärung für den eben genannten Zweck und für das Privatstudium der Schüler. Eine gründliche Erklärung erforderte aber eine kritische Berichtigung des Textes, und da er hierzu bisher unbenützte Handschriften zu Hülfe nahm, gab er aus diesen, so wie aus den wichtigsten benützten Ausgaben die hauptsächlichsten Abweichungen von seinem Texte. Wir betrachten diese daher, obgleich nicht zu läugnen ist, daß der ursprüngliche Standpunct der Ausgabe dadurch einiger Maßen verrückt wurde, als eine dankenswerthe Zugabe, über die wir nicht weiter mit dem Herausgeber rechten wollen, und wenden unser Augenmerk vorzugsweise auf die Erklärung, indem wir nur wenige Worte über das Metrische vorausschicken.

Das von einem jungen Manne, Namens H. Schweizer, angefertigte Verzeichniß der Verse und Metern des Horaz, welches vorangestellt ist, zeichnet sich im Ganzen vor dem der Döringischen Ausgabe durch eine wissenschaftlichere Anordnung aus; wenn aber H. S. nach dem Vorgange Meineke's in den Oden nur vierzeilige Strophen annimmt, so können wir ihm hierin nicht beystimmen. Herr Rektor Fröhlich hat in seinem Programm v. J. 1837 S. 11 richtig bemerkt, das in den Asklepiadeischen Gedichten durchaus nur eine und dieselbe Versart wiederkehrt, auch die Gedanken keineswegs sich auf je 4 und 4 Verse vertheilt entwickeln, sondern vielmehr dem äußern Umfange nach mannigfaltig wechseln und sich oft im Anfang oder Mitte eines Verses abschließen, daß also Meineke's Anordnung kein Gesetz sey, welches uns berechtigte, auch nur in einem Gedichte etwas wegzuschneiden oder anzu-

setzen, um es seinen Metrumsgenossen gleich zu machen. Das Letztere will aber Hr. O. in der 8ten Ode des 4ten Buches thun, um eine mit 4 theilbare Zahl der Verse zu erhalten. Er nimmt einen Ausfall von 2 Versen nach V. 17. an, wo er zunächst an incendia Karthaginis impiae Anstoß nimmt, das in den ausgefallenen Versen wohl deutlicher bezeichnet gewesen wäre, weil es außerdem als eine That des jüngern Scipio betrachtet werden müßte. Indessen sollte die Verheerung der Umgegend Karthagos nicht eben so gut incendia Karthaginis genannt werden können, als Livius (XXJI. 14. 4.) die Verwüstung Campaniens mit den Worten sociorum caedes et incendia bezeichnete? Warum der Dichter gerade incendia wählte, möchte aus dem Zusammenhange hervorgehen, der nach unserer Ansicht folgender ist: „Die Statuen und öffentlichen Inschriften und die augenscheinlichsten Großthaten könnten den Ruhm des Scipio in kein so helles Licht stellen, als die Gedichte des Ennius.“ So möchte wenigstens der Gegensatz hinlänglich hervortreten, den Hr. Dr vermißte.

Die Erklärung ist so eingerichtet, daß bey jedem Gedichte nach einer kurzen, oft nur zu sehr beschränkten, Angabe des Zweckes und des Gesammtinhaltes desselben, so wie der muthmaßlichen Zeit der Abfassung und der zu berücksichtigenden Personenverhältnisse, der Inhalt nach den Hauptpartheien mit wenigen Worten vor den einzelnen Bemerkungen besprochen, und jede bedeutendere Schwierigkeit so weit erörtert wird, daß, wer der lateinischen Sprache einiger Maßen kundig ist, vermittelst dieses Commentars die Horazischen Gedichte wohl lesen kann, ohne ein Wörterbuch zur Hand nehmen zu müssen. Demungeachtet wird aber für Schüler die Arbeit nicht so sehr erleichtert, daß man für sie eine ungünstige Einwirkung vom Gebrauch dieser Ausgabe befürchten müßte. Hr. Dr. hat dieses vorzüglich dadurch erreicht, daß er den Dichter theils aus sich selbst, theils aus andern, griechischen und römischen Schriftstellern zu erklären suchte, wodurch ihm der Vortheil zu Theil wurde, daß er ohne weitere Umschweife die Ansicht des Alterthums, wo diese von der unsrigen abweicht, klar vor Augen stellen, und Manches dadurch in ein vollkommenes Licht setzen konnte, was außerdem jedem dem Alterthum ferner Stehenden schwer vollkommen verständlich zu machen wäre.

Daß Hr. Dr. hierbey die Arbeiten früherer Herausgeber benützte, versteht sich von selbst. Er stellt die berücksichtigenswerthen Ansichten derselben, großentheils ohne Nennung der Namen, was für seinen Zweck nicht zu mißbilligen ist, möglichst kurz zusammen, wo dieses nicht angeht, widmet er ihnen auch, wie seinen eigenen längeren Bemerkungen, besondere Excurse. Er hat dabey einerseits eine meistens zu billigende Auswahl getroffen, andrerseits bindet er sein Urtheil, das er immer bestimmt ausspricht, nicht streng an die vorliegenden Ansichten; und man kann wohl sagen, daß es in den meisten Fällen dem Geiste des Dichters und seiner Zeit angemessen ist. Dabey nimmt er auch auf die Natur und die jetzt noch bestehenden Verhältnisse in Italien Rücksicht, was häufig das Rechte leichter finden läßt. Wir erwähnen nur einen Fall. Die falsche Erklärung von octonis Idibus (Sat. I. 6. 75), die Hr. Dr. noch unter dem Texte hat, wäre gewiß früher gegen die andere von K. F. Hermann aufgestellte und von Hr. Dr. in der Vorrede gebilligte, nach welcher es auf die 8 Schulmonate bezogen wird, vertauscht worden, wenn man darauf Rücksicht genommen hätte, daß es in Italien jetzt noch Ferien von 4 Monaten giebt, und zwar vom Ende Juny bis Anfang November, wie u. a. aus dem Kalendarium Archigymnasii Bononiensis hervorgeht, von dem Ref. den Jahrgang 1825/26 zur Hand hat, indem der Anfang der Vorlesungen auf den 5ten November, das Ende auf den 25. Juny festgesetzt ist. An einer Stelle hat sich Hr. Dr. offenbar durch Verkennung der Naturverhältnisse Italiens irre führen lassen, nämlich am Anfange der 9ten Ode des 1ten Buches, wo er in den Worten: Vides ut alta stet nive candidum Soracte, finden will, daß man im Winter den Berg deutlicher sähe, indem er gleichsam fest stände, während im Sommer die fernen Berge in Italien wie durch einen Nebel in verdunkelter und fast verschwimmender Gestalt erschienen; da doch daselbst, wenn nicht der allerdings die ganze Gegend umnebelnde Scirocco weht, die Umrisse der entferntern Gegenstände schärfer hervortreten als bey uns. Ref. erinnert sich eben den Soracte, und

zwar in den ersten Sommermonaten, von Rom aus mit ganz scharfen Umrissen gesehen zu haben. Dachte Hr. O. vielleicht an das Flimmern über dem Boden, das bey heftiger Hitze manchmal die Gegenstände nicht ganz deutlich erkennen läßt, so ist zu bemerken, daß dieses doch nicht erst mit dem Eintreten des Schnee's aufhört, der wenigstens heut zu Tage auf jenen Bergen eine Seltenheit seyn soll. Vergleichen wir die von Hrn. Dr. selbst angeführte Stelle Virg. Aen. XII. 405. (l. 407) pulvere coelum stare vident, und stant pulvere campi, was ein alter Scholiast aus Ennius anführt, so sprechen diese gewiß nicht für die deutliche Erscheinung. Nimmt man dazu noch Virg. Georg. III. 369 f. stant circumfusa pruinis Corpora magna boum, ferner bey Horaz (Od. II. 9. 5.) stat glacies iners, eine Schilderung des Winters, die auch im Folgenden: Aquilonibus Querceta Gargani laborant der unsrigen ganz ähnlich ist, wo Hr. O. selbst bemerkt: „riget, horret" ut Od. I. 9, 1.: so ist wohl auch hier mit Geßner stet auf das Starren vor Frost zu beziehen.

Aus dem Obigen ergibt sich von selbst, daß diese Ausgabe nicht nur für Leser außer dem Kreise der Schule, oder für Schüler, sondern auch für Lehrer von Bedeutung ist, welche nicht im Stande sind, sich in den Besitz der einzelnen Ausgaben zu setzen, welche hier benützt sind, namentlich aber für die Lehrer unserer vaterländischen Anstalten, da die für diese bestimmte Auswahl in den Oden ganz auf diese Ausgabe gegründet ist, wo Referent sich nur zweyer Abweichungen erinnert, die eine II, 10, 18., wo statt des Bentley'schen citharae die gewöhnliche Lesart cithara gewählt ist, von welcher abzugehen wir auch keinen hinlänglichen Grund finden; die andere I, 35, 10. wo ein das Metrum störender Druckfehler, Urbes für Urbesque, verbessert ist, der von der größern Orellischen Ausgabe auch in die andere übergegangen ist, die unter dem Titel:

> Q. Horatius Flaccus. Rec. Jo. Casp. Orellius. Addita est familiaris interpretatio. Editio minor.

in demselben Verlage erschienen ist. Diese ist, um sie im Vorübergehen mit einigen Worten zu charakterisiren, ein Auszug aus jener; die Angabe der bey Horaz vorkommenden Metra ist weggelassen, was nicht zu billigen ist, wenn für die Bedürfnisse von Schülern gesorgt werden soll, wie die Einrichtung im Ganzen schließen läßt. Die Angaben des Inhaltes und des Zweckes der einzelnen Gedichte sind hier noch mehr abgekürzt, und dadurch natürlicher Weise ziemlich dürftig; die Lesarten der Handschriften sind weggelassen, von den Stellen anderer Schriftsteller nur das für die Erklärung unbedingt Nöthige aufgenommen; der Hauptinhalt des größeren Commentars aber jederzeit in möglichster Kürze gegeben.

Wollten wir die Vorzüge der größern Ausgabe an einzelnen Stellen nachweisen, so würde es uns nicht an Gelegenheit dazu fehlen; doch wir müssen uns dessen des Raumes wegen enthalten und die Freunde des Horaz auf eigne Lesung verweisen. Dagegen halten wir es für unsere Pflicht, einige Stellen zu besprechen, an denen Hr. Dr. das Rechte nicht gefunden, oder seine an sich richtige Ansicht nicht gehörig durchgeführt zu haben scheint.

Wir wenden uns zuerst zu Od. I. 7, 32. Cras ingens iterabimus aequor, was Hr. O. mit Mitscherlich erklärt: „Iterum cursum inceptum per mare repetemus," und in der Note V. 22. als Beweis anführt, daß Teucer von Horaz nicht als vor seiner Abfahrt, in Salamis selbst, sondern nach der Landung an einem andern Gestade dieses sprechend dargestellt würde. Allein nach des Ref. Ansicht spricht der Ausdruck iterabimus gerade dafür, daß Teucer dieß vor seiner Abfahrt sprach, denn iterare heißt nicht eine unterbrochene Reise fortsetzen, sondern eine einmal durchlaufene Bahn noch einmal durchlaufen. Man vrgl. Od. I, 34, v. 3 ff. nunc retrorsum Vela dare atque iterare cursus Cogor relictos, wo Hr. O. bemerkt: Qui retrorsum eo, unde profectus est, vela dat, relinquit cursum, quem tenere coeperat, eumque iterat in reversione. Sollte also nicht auch hier iterare die Wiederabreise dessen bezeichnen, der von seinem Vater bey seiner Zurückkunft von Troja nicht in die Heimath aufgenommen und genöthigt wurde, wieder in das Meer hinauszu-

fahren, über das er so eben hergekommen war? Für diese Erklärung spricht auch die Anrede: Quo nos cumque feret melior fortuna parentis, Ibimus (v. 25.) die den Entschluß enthält, sich eine neue Heimath zu suchen, und Cum fugeret (v. 22) wird niemand für widerstreitend halten.

Bey Erklärung der Worte: an superbos Tarquinii Fasces (Od. I, 12, 34 f.) schließt sich Hr. D. der Ansicht derjenigen an, welche sie auf den Tarquinius Priscus beziehen. Ref. dagegen versteht dem Beyworte gemäß unter dem Tarquinius den letzten König Roms, von dem wir ja auch hier bey Horaz (Sat. I. 6, 12 f.) lesen: unde superbus Tarquinius regno pulsus fuit, und zwar ohne mit Braunhardt, der hervorhebt, daß Virgil (Aen. 27, 819) unter den Seelen großer Männer den Tarquinius Superbus, nicht den Tarquinius Priscus erwähne, superbos nur im Sinne von splendidos zu nehmen. Wenn aber dieser Gelehrte auf das dabey stehende an Catonis nobile letum aufmerksam macht, so findet dieß Ref. ganz zweckmäßig, erkennt aber darin nicht sowohl eine Hindeutung auf die politischen Veränderungen, mit denen diese Namen in Verbindung stehen, nur im Allgemeinen, sondern vielmehr, nach Anführung zweyer Könige, deren einer Rom im Kriege, der andere im Frieden groß machte, eine Aufstellung von zwey Extremen, des übermüthigsten Königs und des eifrigsten Republikaners. Faßt man es so, so braucht man auch die Erwähnung des Cato in dem dem Augustus gewidmeten Gedichte nicht weiter zu entschuldigen. Das Epitheton nobile bezeichnet nämlich ebensowohl faktische Berühmtheit, wie in A. P. 137. fortunam Priami cantabo et nobile bellum, als es ein subjectives Lob enthalten kann, und Horaz konnte also Cato's Tod nobile letum nennen, „eine Todesart, durch die er sich berühmt gemacht hat", auch wenn er ihn als einen phantastischen bezeichnen wollte. Auf eine ähnliche Weise hat Horaz (Od. II, 1, 24.) einen schwankenden, ja sogar gewöhnlich im üblen Sinn gebrauchten Ausdruck vom Muthe des Cato gebraucht, indem er ihn atrocem animum nennt.

(Fortsetzung folgt.)

Oberbayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ziemliche Zeit vor dem 26. July 1325 (Olenschl. Nr. 46.), nämlich wie aus Nr. 30. ersichtlich, schon den 24. Septemb. 8. (1323) hatte der Papst sich bemüht, des gefangenen Friedrichs Freylassung durch Bitten und Ermahnungen, wiewohl erfolglos, zu erwirken. — Mit Ausnahme des Titels ist der undatirte Brief Nr. 34. wieder abgedruckt Nr. 43. und bey Nr. 42. muß ein Schreibfehler im Regest seyn, denn es steht Venerabili fratri Johanni Archiepiscopo Argentinensi. —

Der Papst warnt den Herzog Lipold von Oesterreich unterm 8. Juny (Nr. 56), den trügerischen Versprechungen seines Gegners kein Gehör zu geben. — Die gleichfolgende Nr. (57) vom 9. Juny 1324 an die Bischöfe von Basel, Constanz, Augsburg, Salzburg, Passau, und an die in diesen Diöcesen befindlichen verschiedenen Mönchsorden enthält des Papstes gemessenen Befehl zur Veröffentlichung der Verfahren gegen Ludwig: mit Mißfallen hat der Papst die schädliche Nachlässigkeit der Welt- und Ordensgeistlichen der verschiedenen Diöcesen erfahren. Sie sollen nicht dulden, daß man die Publication irgendwie verhindere, widrigenfalls sie dieselbe Strafe treffen soll, wie Jenen (Kg. Ludwig). — Die Nr. 59. u. 60. 8. Octob. 1323, stehen bey Olenschlager S. 81 — 84. Nr. 36, und Rainald XV. p. 258, col. 2. in fine, 259: nur heißt es bey Letzterem VII. 10. Octobr. ao. VIII, während Hr. H. und Olenschlager jedesmal VIII. Id. October haben, womit auch der in italienischen Geschichten äußerst genaue Giovanni Villani übereinstimmt: „Nel detto anno 1323 di 8 d'ottobre Papa Giovanni . . . . in piuvico consistoro diede sentenzia di scomunicatione contro a Lodovico Dogio di Baviera" (Vergl. mit Nr. 60. (Herwart, Ludov. IV. defens. p. 194 — 202). — Nr. 61. wäre mit Olenschlager, Urk. p. 92, 93, 94, und Herwart p. 233 zusammenzuhalten. Den Erves-trúp de Sebech nennt Olenschlager p. 92 Ernestus de Sebach: er war i. J. 1335 Propst von Neumünster zu Würzburg. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nr. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Q. Horatius Flaccus. Recensuit Jo. Casp. Orellius.

(Fortsetzung.)

Zu den Worten: At ne quis modici transiliat munera Liberi Centaurea monet cum Lapithis rixa super mero Debellata (Od. I, 18, 7 ff.) bemerkt Hr. Or.: „ex consuetudine Latina“ könne super mero nichts andres heißen, als de mero, propter merum. Horaz habe seiner Absicht gemäß hier die Mythe so gewendet, als hätten sie um den Wein, nicht um die Frauen gestritten. Bemerkenswerth wäre jedoch Oudendorp's Conjectur super vinum, inter compotationem.“ — Hrn. Or's. Ansicht wird einerseits durch die Scholien des Acron bestätigt, wo man liest: Ordo est: Centaurea rixa super mero i. e. pro mero. Allein es findet sich ebendaselbst, und zwar, vorangestellt, mit Hinweisung auf Virg. Georg. II, 455 sq. eine andere Erklärung: post ebrietatem; und dieß ist nach des Ref. Ansicht die einzig haltbare, die einzige, welche in den Sinn paßt. Die Folgen des übermäßigen Genußes des Weins, nicht im Streit um den Wein, sind es, die uns zur Warnung vor der Unmäßigkeit dienen können. Diese müssen also wohl in super mero liegen, wie 3 Verse weiter oben post vina und Od. III, 21, 19, post te die Folgen des Genusses des Weins bezeichnet. Daß dieß nicht sprachwidrig sey, sehen wir aus Virgil. Aen. IX. 61. Nocte super media, was richtig mit ultra oder post mediam noctem erklärt wird. Die örtliche Bedeutung ist in die zeitliche übergegangen, und diese, wie in post vina, in die urfächliche. Im Vorbeygehen sey bemerkt, daß, wie hier Bacchus modicus, so Eurip. Iphig. Aul. 54 E. Herm. μετρία θεός genannt wird.

Bey Od. I. 20, 3 ff. Datus in theatro Cum tibi plausus, Care Maecenas eques, verweist Hr. Or. auf Od. II, 17, 25 mit der Bemerkung: quo tamen plausus, de quo h. l. loquitur, referri minime debet. Ref. sieht nicht ein, warum. Versteht man eben jenes Beyfallklatschen unter dem hier erwähnten, so ist es eine ganz passende Euphonie für: „als Du von Deiner schweren Krankheit genesen warst,“ und konnte nicht Horaz vor Freude, daß sein Freund und Gönner ihm wieder geschenkt war, und zum Andenken daran eine Amphore mit Wein einlegen, um sie später mit ihm zu leeren, und dieß ihm jetzt sagen, um ihm zu zeigen, daß sie ihm von Anfang an gewidmet war? — An die vielbesprochene Stelle derselben Ode (v. 9 ff.) Caecubum et praelo domitam Caleno Tu bibes uvam: mea nec Falernae Temperant vites neque Formiani Pocula colles erklärt Hr. O.: „Domi tuae et alibi generosiora utique vina bibes. Ref. billigt die Festhaltung des Futurums, und wenn in dem erwähnten Programm S. 5. beweisende Stellen dafür verlangt werden, so erinnert er an Od. III, 19, 13 ff. Qui Musas amat impares, Ternos ter cynthos attonitus petet Vates; tres prohibet supra Rixarum metuens tangere Gratia und das. 23. 9 ff. Nam quae nivali pascitur Algido . . . Victima pontificum secures Cervice tinget: te nihil attinet Tentare multa caede bidentium Parvos coronantem marino Rore deos fragilique myrto, wo in beyden Fällen was in andern Verhältnissen, als den vorliegenden, geschieht, mit dem Futurum ausgedrückt wird. Die erstere Stelle erklärt nämlich

Ref. nicht mit Hrn. O. so, daß die Gratien verböten, über die 9 den Musen zu Ehren getrunkenen Becher noch 3 zu trinken, da diese leicht zur Trunkenheit führen könnten, sondern er nimmt folgenden Zusammenhang an. Der Dichter erwähnt (v. 9 — 11.) 3 cyathos, die er zu trinken gedenket, und fügt dann hinzu: „Man füllt die Becher passend zu 9 und zu 3 Toasten (wie wir uns etwa ausdrücken würden); neun nach der Zahl der Musen, mag der trinken, der von diesen zu betäubender Begeisterung hingerissen ist, (man beachte das Beywort attonitus, auf dem der Ton zu liegen scheint): „wer dem Winke der Gratien folgt, darf ihrer Zahl gemäß nicht mehr als drey trinken.“ Man wird nicht einwenden, daß dem das folgende Insanire juvat entgegenstehe, was Ref. wenigstens nur auf die schwärmende Fröhlichkeit bezieht, nicht auf ein Uebermaß im Trinken. Kehren wir zu unserer Stelle zurück, so muß Ref. bekennen, daß er mit der Erklärung nicht so, wie mit der kritischen Anordnung des Hrn. O. einverstanden ist. Er nimmt nämlich Tu bibes nicht für domi tuae et alibi, sondern ausdrücklich nur für domi tuae: „Du magst Cäcuber und Calenerwein auf deiner Tafel führen, indem er bibere ebensowohl von der Gewohnheit der Tafel verstehen zu können meynt, als bibere Tanain und Danubium (Od. III. 10, 1. u. IV, 15, 21.) vermittelst der Angabe des Wassers, das einer zu trinken gewohnt ist, zur Bezeichnung des Wohnsitzes dienen kann.

Ueber das Imperfectum in: Nunc Saliaribus Ornare pulvinar deorum Tempus erat dapibus, sodales (Od. I. 37, 4.) bemerkt Hr. O.: Concisa temporum attractione: factum illud jam dudum oportebat atque etiamnunc oportet,“ quo ipso cessationem reprehendit; ferner: In prosa oratione pro nunc erat de re proxime instante usitatius esset jam jamque. Faßt man die beyden Theile dieser Bemerkung zusammen, so erscheinen zwey unvereinbare Beziehungen mit einander verbunden: 1) eine Handlung, die in der Gegenwart eintreten sollte, oder auch früher hätte eintreten sollen, und 2) eine Handlung, die in einer vergangenen Zeit bevorstand; denn nur diese Bedeutung, kann, wie auch in der von Hr. Dr. angeführten Stelle Tac. Ann. 12. 15. iam iamque Bosporum invasurus habebatur neben dem Imperfektum ein iam iamque haben, das übrigens dort nicht direct mit dem Imperfectum habebatur, sondern mit dem Participium Futuri invasurus zu verbinden seyn möchte (vrgl. Hand's Tursellin III. S. 157). Daß aber hier nur von der Gegenwart die Rede seyn kann, zeigt nunc im Gegensatze zu dem folgenden antehac. Suchen wir den Grund zu dem Imperfectum auf, so dürfen wir nur das vorhergehende Nunc est bibendum gegenüberstellen, um zu sehen, daß in dem einen Falle das Präsens steht, weil es sich um eine Sache handelt, die ohne Weiteres vom Horaz und seinen Genossen ins Werk gesetzt werden konnte, in dem andern aber das Imperfectum, um etwas zu bezeichnen, das weder in der Macht des Sprechenden, noch des Angeredeten, liegt, dessen Ausführung also beyden unmöglich ist, von jenem aber gewünscht wird; die Aufstellung eines solchen Göttermahles war nämlich nicht die Sache eines Einzelnen, sondern der Behörden. Für diese Erklärung sprechen auch die beyden von Hrn. Dr. angeführten Stellen mit Nunc erat und Tempus erat (Ovid. Trist. 4, 8. 5. u. 25), indem dort gleich darauf (V. 31) folgt: Fata repugnarunt etc. Von den Stellen aus Aristophanes paßt nur die zweyte (Pax. 1031.) ἀλλ' ἦκειν ἐχρῆν hieher, indem der ersteren (Eccl. 877.) das πάλαι eine andere Beziehung gibt.

Das Wort Quiritem (Od. II, 7, 3.) erklärt Hr. Dr. „mit vollem Bürgerrechte,“ was nicht zu verwerfen ist, da zu erwarten war, daß er als eifriger Republikaner proskribirt wurde. Doch vergleicht man das unmittelbar vorhergehende: Bruto militiae duce; ferner V. 15 f. Te rursus in bellum resorbens Unda fretis tulit aestuosis, und V. 18. Longaque fessus militia latus, so scheint im Quiritem auch ein anderer Begriff zu liegen, nämlich der des friedlichen Bürgers, der den Kriegsdienst aufgegeben hat, in welchem Sinne bekanntlich bey den Gerichtsschreibern (vrgl. Liv. XLV, 37, 14. Sueton. Caes. 70. Tac. Ann. I, 4) Quirites als tadelnde Anrede an solche Soldaten gebraucht wurde, die die Pflicht des Kriegers nicht erfüllten. Solche verschiedene Begriffe, die in einem und demselben Worte liegen, bleiben von den Erklärern öfters unberücksichtigt. So glaubt Hr.

Hr. (Od. II, 19, 14 aures acutas, nicht in dem Sinne „arrectas, attentas“ nehmen zu dürfen, sondern nur für eine Bezeichnung der thierisch gestalteten Ohren der Satyren. Doch würde wohl nach Nymphasque discentes, die Bezeichnung aures acutas in dem Sinne „die spitzigen Ohren, besser passen, als wenn wir es erklären: die gespitzten Ohren,“ worin, wie im Lateinischen nach der Erklärung der Scholiasten die Bezeichnung der Aufmerksamkeit und der eigenthümlichen Form der Ohren zugleich liegt? Ferner weist er (Od. III., 1, 18.) nur nach, daß unter Siculae dapes besonders üppige Gastmähler zu verstehen seyen, während er auch darauf hätte aufmerksam machen dürfen, daß der Dichter hier durch den Zusammenhang auf dieses Beywort geführt wurde, da ja von einer in Sicilien vorgefallenen Begebenheit, von dem über Damokles aufgehängten Schwerte, die Rede ist. Aehnlicher Weise möchte auch in dem Worte macros (Sat. I. 5, 72.) mehr liegen, als Hr. Dr. mit den übrigen Erklärern der Stelle hineinlegt, wenn er bemerkt: dum turdos et eos quidem, id quod ridebamus, macros veribus transfixos assat. Sollte nämlich nicht in macros der Grund zum Brande angedeutet seyn? Das Folgende: Nam vaga per veterem dilapso flamma culinam Volcano summum properabat lambere tectum, scheint nicht sowohl auf das Anschüren eines zu großen Feuers um „seine magern Drosseln bald gahr zu kriegen,“ wie Wieland übersetzt, zu gehen, denn dieß wäre der Weg gewesen, die magern Vögel ganz eindorren, oder verbrennen zu lassen, als darauf, daß der Wirth, um der Magerkeit derselben einigermaßen abzuhelfen, beym Braten viel Fett aufgoß, und dieses in der Eile ins Feuer fließen ließ, wo es zu brennen anfieng und die großen Flammen verursachte.

Wenn Hr. D. (Od. II, 13, 29 f.) Utrumque sacro digna silentio Mirantur umbrae dicere auf die heiligen Sitze beziehen zu müssen glaubt, in denen die schweigenden Schatten wohnen, weil der Dichter, wenn er das Stillschweigen, welches bey heiligen Handlungen geboten wurde, hätte verstanden wissen wollen, dieses hätte näher bezeichnen müssen, so entgegnen wir: Die angeführten Stellen könnten etwa silentium, aber nicht sacrum silentium, als Bezeichnung für die Unterwelt erweisen; ferner sind die Gesänge der Sappho, in denen sie sich über ihre jungen Mitbürgerinnen beklagt, die des Alcäus, in denen er die Mühen der Seefahrt, der Verbannung und des Krieges besingt, nicht vorzugsweise der Unterwelt würdig; aber die Art, wie sie vorgetragen werden, kann eines tiefen Stillschweigens würdig seyn, wie es bey heiligen Handlungen statt findet, und daß die Schatten sie wirklich dessen würdig erkannten, zeigt das Folgende: Densum humeris bibit aure vulgus, so wie die ganze Schilderung, die nicht die gewöhnliche Stille der Unterwelt, sondern Alles in der größten Ruhe, dem Gesange ganz hingegeben, darstellt.

Od. II, 15, 20. bekämpft Hr. Dr. Hand's Erklärung der Worte novo decorare saxo: „miro, admirando, quod in usitatam speciem decusque habet“, da es in Italien viele und höchst alte von großen Steinen aufgeführte Bauwerke gegeben habe, und erklärt sie seinerseits: recens a lapicidinis exciso ad templa construenda. Doch hierbey möchte man fragen, ob dieses wirklich novus bedeute, und zu welchem Behufe, dieses vorausgesetzt, der Dichter ein Beywort dieses Sinnes hinzugesetzt hätte? Nehmen wir eine andere Stelle dazu (Od. III, 1, 45 f.) Cur invidendis postibus et novo Sublime ritu moliar atrium, wo Hr. D. mit Verwerfung der Erklärung: „novam, id est, mirandam speciem praebente,“ erläutert: „ad novas architecturae regulas accommodato, qui invaluit, ex quo domos sumptuosiores extruere coeperunt,“ so können wir hier mehr mit Hrn. Dr. einverstanden seyn; doch möchten wir es nicht von der damals allgemeinen Weise, dem Baustyle der Zeit, sondern von einer neuen, diesem Bau eigenthümlichen, verstehen. Wie sehr die Römer hierin, namentlich aber in der Auffindung und Anwendung eines neuen Materials mit einander wetteiferten, zeigt Plinius (vrgl. N. H. XXXVI. f. 5 ff.) Demnach könnten wohl auch novo saxo vom Marmor zu verstehen und etwa zu umschreiben seyn: nuper invecto marmore.

Od. III, 3, 24 sagt Hr. Dr. in der Note zu den Worten: et duce fraudulento, diese Benennung würde dem Priamus wegen der Treulo-

ſigkeit ſeines Vaters und ſeines Sohnes gegeben. Allein von Letzterem iſt hier wohl nicht die Rede. Die Göttin ſtellt, gleichſam, um den Entſchluß, Troja wegen des Urtheils des Paris für immer zu zerſtören, nicht zu hart finden zu laſſen, die Sache ſo hin, als ſey der Untergang Troja's mit ſeinem trügeriſchen Herrſcher bey ihr und der Minerva ſchon durch den Betrug des Laomedon herbeygeführt worden, und nach der Wiedererbauung ſeyen Paris und Helena nur die Schickſalswerkzeuge zur völligen Ausführung dieſes alten Beſchluſſes, zur Vernichtung auf immer geweſen; dux fraudulentus wird alſo zunächſt Laomedon, und dann auch ſein Nachfolger in der Königswürde genannt.

Od. III, 5, 15, ff. hat Hr. Dr. nichts darüber geſagt, wie bey der von ihm angenommenen Leſart: Hoc caverat mens provida Reguli Dissentientis condicionibus Foedis et exemplo trahentis Perniciem veniens in aevum der Conjunctiv des Imperfectums im Folgenden: Si non periret immiserabilis Captiva pubes verſtanden werden ſolle. Ref. kann ſich denſelben nur ſo erklären, daß dieſe Worte als zur Anſicht des Regulus gehörig betrachtet werden. Dieß könnte man bey dieſer Leſart nur ſo erreichen, daß man trahentis für qui sciebat se trahere nähme, was offenbar eine zu harte Ellipſe wäre, zumal neben dem ſo direct ausgeſprochenen dissentientis; denn wollte man trahentis in qui trahebat auflöſen, ſo müßte Si peribat folgen; wollte man es aber für qui traheret nehmen, ſo würde bey der in die Vergangenheit geſtellten Anführung der Sache vielmehr qui traxisset . . . si non perisset erwartet werden müſſen. Nimmt man dagegen mit Bentley exemplo trahenti oder exempli trahentis an, ſo wird das Ganze von dissentientis abhängig, und gehört zum Ausſpruche des Regulus, ſo daß die Conſtruction ganz gut ſo fortgeht: dissentientis exemplo (oder condicionibus exempli), quod traheret perniciem in veniens aevum, si non periret captiva pubes. Wir glauben übrigens bey trahenti ſtehen bleiben zu müſſen, da der Genitiv exempli eben wegen der Geläufigkeit dieſer Redensart, welche Bentley nachweiſt, nicht ſo leicht dem vorhergehenden condicionibus zu Liebe in exemplo verwandelt worden wäre, als trahenti in trahentis, um es dem vorhergehenden dissentientis zu accommodiren.

(Schluß folgt.)

Oberbayeriſches Archiv für die vaterländiſche Geſchichte, ꝛc.

(Fortſetzung.)

Nr. 62. wieder bey Olenſchlager p. 96 — 104, nur mit verſchiedenem Datum, bey H. 28. März, bey Olenſchl. 25. März 1324. Daſſelbe gilt von Nr. 63, ſiehe Olenſchl. p. 106 — 116. Zu Nr. 64. 65. 66 ſiehe Raynard XV. p. 278. 279 col. 1. §. 12. — Nr. 67. (22. Sept. 1525) Publication der Excommunication des Caſtruccio u. a. Das Volk wurde durch Trompetenſchall, durch die Stimme des Ausrufers und das Geläute der Glocken zur Kirche der h. Eulumba in Rimini zur feyerlichen Verleſung gerufen. Aehnliche Publicationen und den beglaubigten Bericht über den Vollzug derſelben enthalten die Nr. 69, 70 (woſelbſt es aber in der Ueberſchrift 15. Jannar, nicht Juny heißen muß), 71, 72, 74, 75, 76, 77 aus den Bisthümern Baſel, Conſtanz, Trient, Rouen, Montauban (?) u. a.

Aus allen dieſen Briefen iſt erſichtlich, mit welch' raſtloſer Thätigkeit der päpſtliche Hof ſeine wider Ludwig den Baier gefällten Sentenzen nach allen Richtungen der katholiſchen Welt hin (Auch an den Dänenkönig Chriſtoph; unterm 31 May 1324. Nr. 15. vrgl. Raynald XV. p. 281.) verbreitet, und wie er Sorge getragen, daß der Empfang und die feyerlichſte, dem Volke in ſeiner Mutterſprache vorgetragene Publication derſelben, unter Androhung von Strafen für Nachläßige und Pflichtvergeſſene, unter Lobſpenden und Ermunterungen für Ergebene und Eifrige, in gehöriger Form beglaubigt, an den Sitz des Papſtes nach Avignon berichtet werden mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nr. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Q. Horatius Flaccus. Recensuit Jo. Casp. Orellius.

(Schluß.)

Wenn Hr. Or. (Od. III, 8, 44 ff.) einerseits die Lesart et vigiles lucernas Perfer in lucem, was Ref. nur billigen kann, der andern profer vorzieht, und dieß mit vigilias perferre zusammenstellt; andrerseits aber vigiles lucernas, mit, „die immerfort brennenden Lampen“ erklärt wissen will, so paßt dieses offenbar nicht recht zusammen; denn zu den Begriffen des Aushaltens paßt doch sicherlich besser die Erklärung Forcellini's ad quas vigilatur, oder vielmehr die faktitive, „die wacherhaltenden Lampen.“

Murreum crinem (Od. III. 14, 21) zu erklären: per se aeque bene olentem ac si myrrhino unguento esset delibutus möchte doch etwas sonderbar seyn. Sollte man es nicht vielmehr, was Hr. Or. für unrichtig hält, mit dem Scholiasten für eine Farbe nehmen, zumal wenn man die succini crines bey Plinius N. H. XXXVII. s. 12. damit vergleicht?

Bey den Worten: Si figit adamantinos summis verticibus dira necessitas Clavos (Od. III, 24, 5 ff.) glaubt Hr. O. an die Giebel der Häuser (fastigia ἀετώματα) denken zu müssen. Allein abgesehen davon, daß dieß Horaz genauer ausgedrückt haben würde, paßt dieß nach dem Vasengemälde, das sich Hr. O. bey seiner Erklärung zur Richtschnur gewählt hat, durchaus nicht. Dort wird der Nagel über dem Kopfe des Meleager in die Wand geschlagen, keineswegs so geradezu in den Giebel eines Hauses. Diesem gemäß möchte man hier, wie man dort wohl sagen könnte, Meleagro clavum figere, ohne daß der Nagel in seinen Kopf geschlagen wird, unter summis verticibus das Haupt dessen verstehen, über dem der Nagel eingeschlagen wird. Si figit möchte aber nicht mit „ubi tamen Necessitas aliquando modum ponit“ zu umschreiben seyn, (denn in diesem Falle würde es si figet oder cum fixerit heißen müssen); sondern vielmehr, nach der auch von Hr. Or. aufgenommenen Bemerkung von Klotz: „Non tam conditionaliter quam causaliter,“ si für si quidem, „wenn anders, wenn wirklich“ zu nehmen und der Satz ganz allgemein zu fassen seyn: „Wenn wirklich die grause Nothwendigkeit den am höchsten gehobenen Scheiteln (d. h. über ihnen) ihre Nägel einschlägt.“ Daß summis verticibus so zu verstehen sey, ergiebt sich aus Od. I, 1, 36. Sublimi feriam sidera vertice. Vergleichen läßt sich noch Od. II, 10, 11. feriunt summos Fulgura montes, was Hr. O. nicht hätte mit montium cacumina erklären sollen; denn das Vorausgehende, ingens pinus, celsae turres, zeigt deutlich, daß nicht die Gipfel der Berge im Vergleich mit den untern Theilen derselben, sondern die höchsten Berge im Vergleich mit andern, nicht so hoch ragenden, darunter zu verstehen sind.

Poenorum tumultu (Od. IV. 4, 47) ist nicht gut mit: „h. l. de bello internecino“ erklärt. Es kommt nämlich bey tumultus nicht auf das Mörderische des Krieges an, sondern auf die geringe Entfernung von der Stadt, die durch einen solchen Krieg vorzüglich in Unruhe versetzt wird. (Vrgl. Döderleins Synon. V. S. 363.) Hr. O. fügt in seiner Note auch selbst hinzu: „ut dicebant tumultum Italicum, Gallicum?“

Od. IV, 12, 15 fragt es sich, warum Virgilius juvenum nobilium cliens genannt werde? Hr. O. sagt, es geschähe, um ihn zu ehren, nicht des Scherzes wegen. Allein in dem Zusammenhange, wie sich hier diese Anrede findet, kann sie kaum etwas anderes bedeuten als: „der Du als Schützling und in Folge dessen gewöhnlicher Gast (cf. Epist. I, 7, 75 cliens et jam certus conviva) von jungen Männern, bey denen es hoch hergeht, einen besseren Wein zu trinken gewohnt bist, als du ihn bey mir findest."

Carm. sec. v. 31. glaubt Hr. O. salubres durch ein Komma vom Vorhergehenden trennen zu müssen, weil Jovis aurae für sich zu schwach, und aquae salubres für einen nicht zu starken Regen ein sonderbarer Ausdruck wäre. Allein so steht aquae ganz verlassen; und warum sollte man einen fruchtbaren Regen nicht Jovis aquae salubres (nach des Verf. Ansicht gehören nämlich die beyden Attribute, von denen eines zu aquae, das andere zu aurae gestellt ist, zu beyden zugleich) nennen können? Es läßt sich ja doch ein mehrfacher Gegensatz denken, 1) zum verheerenden Platzregen, (Epos XVI. 54 ff.), 2) zum kalten Winterregen (Epos. II. 29 f.), 3) zum Regen, der schädliche Bestandtheile mit sich führt (vrgl. Plin. N. H. XXXIII. s. 29. Ergo iidem amnes parte aliqua reperiuntur insalubres . . . Ter accidit in Bosporo, ut salsi deciderent (imbres) necarentque frumenta.

Bey Erklärung der Worte: In magno ut populo (Sat. I., 6, 79.) folgt Hr. O. der Ansicht Heindorfs, der sie übersetzt: „in so ferne dieß in dem großen Volke möglich ist," indem er sie zu si qui vidisset bezieht. Ref. findet diese Erklärung höchst gezwungen. Von der Möglichkeit, den jungen Menschen mit seinen Sclaven unter der Menge zu sehen, kann doch wohl nicht die Rede seyn, und hätte der Dichter die Unwahrscheinlichkeit der Beachtung desselben ausdrücken wollen, so hätte er sich wohl deutlicher ausgesprochen. Weit einfacher wird die Sache, wenn man diese Worte zum Vorhergehenden, servosque sequentes bezieht. „Wenn mich jemand da gesehen hätte, mit stattlichem Gewande und mit einem Gefolge von Sclaven, wie es im Gedränge von Rom gewöhnlich und nöthig ist." So enthält es nämlich eine Entschuldigung für seinen Vater, der ihm nicht aus Hochmuth seine Bücher, wie es in seiner Heimath (cf. v. 74) gewöhnlich war, selbst habe tragen lassen, sondern nur, weil eine Begleitung in der volkreichen Stadt Rom Bedürfniß wäre. Ist dieses richtig, so passen die von Heindorf beanstandeten Parallelstellen bey Bentley, namentlich Sulpic. Sever. I. 84. Ninive . . . , ut in magno populo, abundans vitiis ganz gut.

Zu den Worten: Nunc mihi curto ire licet mulo (Sat. I. 6, 104) führt Hr. Or. die verschiedenen Erklärungen von curto an, und fügt hinzu: Melius explices, ut dicitur curta suppellex, curta res, „vilis, exigui pretii": non autem „exiguus, macer." Nach des Ref. Ansicht enthält jedoch dieses Beywort nicht sowohl den Begriff der Aermlichkeit als den der Einfachheit seiner Reiseeinrichtung, im Gegensatze zum Vorhergehenden: plures calones atque caballi Pascendi, ducenda petorrita, wie wir etwa sagen würden: „Jetzt kann ich schlechtweg mit einem Maulthier reisen."

In dem Gespräche mit dem Schwätzer (Sat. I, 9.) haben die Worte: Maecenas quomodo tecum? Hinc repetit. Paucorum hominum et mentis bene sanae. Nemo dexterius fortuna est usus (V. 45 ff.) verschiedene Erklärungen hervorgerufen. H. O. führt deren vier auf, und entscheidet sich dafür, daß Alles von dem Schwätzer gesprochen und auf Mäcenas zu beziehen sey. Das Ganze gewinnt aber gewiß sehr an Lebhaftigkeit, wenn man es folgendermaßen faßt: Auf die Frage: „Wie stehst du mit Mäcenas?" antwortet Horaz ausbeugend: „Er geht nur mit wenigen und zwar tüchtigen Männern um." Während er dieses nur, um den Zudringlichen abzuweisen gesagt hat, versteht dieser die absichtlich allgemein ausgesprochene und dadurch zweydeutige Rede so, als sey Horaz mit seinem Verhältnisse zu Mäcenas nicht zufrieden, weil Andere ihm näher ständen, die nicht so leicht zu beseitigen wären, und sagt daher: „Ach, da fügt es sich ja herrlich (daß wir hier zusammentreffen); nimm mich zum Genossen an, so wirst

Du Alle überflügeln;“ worauf ihn dann Horaz mit den Worten zurecht weiſt: „Solche Ränke werden bey Mäcenas nicht geſchmiedet.“ Der Hauptunterſchied dieſer Erklärung von allen dem Ref. bekannten beruht darauf, daß man: Nemo dexterius fortuna est usus gewöhnlich erklären zu müſſen glaubt: „niemand hat ſein Glück geſchickter benützt“, während es hier vom glücklichen Zufall verſtanden wird, im Sinne des Virgiliſchen melioribus utere fatis (Aen. 27. 546), wobey etwa nur das Adverbium dexterius Anſtand erregen könnte, mit dem ſich vergleichen läßt: Sat. I. 1, 18. Nisi dextro tempore Flacci Verba per attentam non ibant Caesaris aurem, und Sat. II, 4, 4. cum te sic tempore laevo Interpellarim.

An der auch in neuerer Zeit viel beſprochenen Stelle, Sat. II, 2, 29 f. hat Hr. O. im Texte: Carne tamen quamvis distat nil, hac magis illam Imparibus formis deceptum te petere esto, mit der Erklärung: „Quamvis, quod ad carnem attinet, pavo nihil distat a gallina, tamen esto“ etc. Ref. wüßte gegen dieſe Anordnung der Stelle nichts Bedeutendes einzuwenden, wenn nur Hr. O. interpungirt hätte: Carne tamen, quamvis distat nil, hac magis illam, ſo daß quamvis distat nil, „obgleich kein Unterſchied iſt,“ inperſonal ſtünde und carne mit hac zuſammen zu faſſen wäre; denn das vor tamen ſtehende carne kann doch nicht wohl zu quamvis distat nil bezogen werden, und wenn dieſes angienge, ſo würde man im Hauptſatze illum (pavonem) ſtatt illam (carnem) erwarten.

Verfehlt iſt die Note zu dem Verſe (Epist. I, 14, 43.): Optat ephippia bos piger, optat arare caballus, in der es heißt: „piger könne nicht auf caballus bezogen werden, da es nicht Sache des Trägen wäre, pflügen zu wollen, und der Ochs ſeiner Natur nach träge und langſam wäre.“ Piger iſt hier ſicherlich nicht als Synonym zu tardus ein ſtändiges Beywort von bos, ſondern es entſpricht unſrem „verdroßen.“ Vrgl. Sat. I, 4, 12. piger scribendi ferre laborem, und Epist. II, 1, 124. Militiae quamquam piger et malus, utilis urbi. Das Reitpferd, das zum Laufen verdroßen iſt, wünſcht den Pflug zu ziehen, und der Ochs, der des Pflügens überdrüßig iſt, möchte lieber einen Reiter tragen.

Warum Epist. I, 18, 68. Quid de quoque viro et cui dicas, saepe videto einfacher ſo erklärt werden ſoll, daß man de quoque für de quocunque, als daß man es für et de quo nimmt, ſieht Ref. nicht ein, zumal da die letztere Erklärungsweiſe außer Porphyrio's Auctorität eine ganz ähnliche Stelle bey Cicero (Pis. 31.) nach Hr. Or's. eigener Angabe für ſich hat.

In den Worten: Quid, si quis voltu torso ferus et pede nudo Exiguaque toga simulet textore Catonem, Virtutemne repraesentet moresque Catonis? (Epist. I, 19. 12 ff.) hat Hr. Or. das Auffallende des Ablativus inſtrumentalis der Perſon ohne dabey ſtehendes Participium richtig hervorgehoben. Wenn er aber glaubt, es ſey etwa zu leſen: Exiguaque toga simulet textoque Catonem, ſo möchten wir entgegnen, daß eine ſolche Aenderung des Genitiv in exiguaeque togae in den Handſchriften zu feſt ſteht, und daß in textore gerade die erſte Hälfte des Wortes die unſichere iſt, ferner daß das ἐν διὰ δυοῖν, durch welches dann die Stelle doch wohl erklärt werden müßte, etwas hart wäre. Alles dagegen ſpricht dafür, daß textore aus einem Subſtantivum abſtractum auf or entſtanden ſey. Den Sinn möchte Wieland richtig getroffen haben, wenn er überſetzt: „in einem kurzen Rocke von grobem Tuche.“ Es fragt ſich nur, wie dieß etwa von dem Dichter habe ausgedrückt werden können. Eine wollige Toga heißt, freylich im guten Sinne, der abgeriebenen gegenüber, toga pexa (vrgl. Hor. Epist. I, 1, 95. Martial. II, 44, 1. Plin. N. H. VIII. s. 73.); doch könnte es wohl wie toga crassa (Sat. I, 3, 15.) im Gegenſatze zur toga tenuis, wie ſie die Vornehmen trugen (Epist. I, 14, 32.) auch im üblen Sinne ſtehen. Sollte nun Horaz, wie von amarus gleich ſelten amaritas und amaror vorkommt, vielleicht neben dem Worte pexitas, das bey Plin. N. H. XI. s. 28. vorkommt, ſich das Wort pexor gebildet, und alſo hier geſchrieben haben: Exiguaeque togae simulet pexore Catonem? „und mit dem Flauſche der engen Toga den Cato nachäfft?“ —

Wenn Hr. Or. die Worte: Tu me inter strepitus nocturnos atque diurnos Vis canere

et contracta sequi vestigia vatum (Epist. II, 21, 79 f.) mit Mitscherlich so auslegt, daß er contracta für arta, nondum imitatorum turba protrita ac dilatata, so legt er wohl etwas hinein, was weder im Worte noch im Zusammenhange zu finden ist. Der letztere spricht, von den Worten Verum Purae sunt plateae, nihil ut meditantibus obstet (v. 70 f.) an, dafür, es für die einsamen, eingezogenen Pfade der Dichter zu nehmen, auf denen sie ungestört sich ihren Gedanken hingeben können. Hält man die Worte: Ad mare descendet vates tuus, et sibi parcet Contractusque leget (Epist. I, 7, 11. f.) mit unserer Stelle zusammen, so möchte doch wohl auch dort nicht an die zusammengekauerte Stellung zu denken seyn, wie Hr. Dr. will, sondern nur an die Eingezogenheit, die Ruhe im stillen Winterstübchen, wo nichts den Lesenden stört.

Wir schließen hiermit, indem wir schon nur allzulange bey dem Einzelnen verweilt haben. Es geschah dieß nur um theils die Leser der Orellischen Ausgabe, theils Herrn Orelli selbst, besonders für den Fall einer neuen Auflage, die wohl bald nöthig werden wird, zu veranlassen, die besprochenen Stellen noch etwas genauer zu betrachten. Dabey müssen wir noch darauf aufmerksam machen, daß der sonst sehr gute Druck in den Noten durch ziemlich viele Fehler entstellt ist, die hier natürlich nicht aufgezählt werden können.

Für den Gebrauch des Gelehrten würde ein ausführlicher Index eine werthe Zugabe seyn; für den Hauptzweck des Herausgebers aber mag der Index der einzelnen Gedichte nach ihren Anfängen, der beygegeben ist, genügen; da so Jeder leicht das Gedicht finden kann, das er etwa in einer Mußestunde lesen möchte.

L. v. Jan.

Berichtigung.

In Nro. 53. S. 271. Z. 5 v. o. ist statt des sinnlosen parentis zu lesen parente.

Oberdayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zum I. Dokument der 2ten Abtheilung (Urkunden zur Geschichte des Römerzuges K. Ludwigs des B.), einem Bruchstücke aus des Aegidius von Viterbo historia (ein Augustiner Mönch in der 1ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts blühend) können wir nur dann einiges Zutrauen fassen, wenn wir erst aufgeklärt seyn werden, was es mit diesem Romanus è Saxorum familia, qui tunc Romanae provinciae praefectus etc. für eine Bewandtniß habe. Vorliebe für den Orden und dessen ausgezeichnete Mitglieder gab schon mancher Ausschmückung das Daseyn. Ueber die ungünstige Stimmung des Clerus zu Rom gegen Ludwig den Bayer berichtet Villani X. c. 53, S. 632. — Allerdings erlaubten sich die unbezahlten Soldaten die gröbsten Excesse, worunter denn auch das Hinabsenken des Vorstandes der Augustiner in jene Löwengrube unter dem Capitel zu rechnen wäre.

Das II. Dokument, ein handschriftliches historisches Bruchstück aus den Jahren 1325 — 28, bis zum Tode Castruccio's und Carls von Calabrien berichtet uns, wie Hunger, Durst und gänzlicher Mangel zu Rom den Kaiser Ludwig zum Rückzug nach Pisa bewogen.

Das 3te Stück dieser Abtheilung, aus einem Codex des Archivs von Lucca genommen, dessen Verfasser Hr. H. wahrscheinlich für einen Florentiner, und bestimmt für einen Zeitgenossen des Kaisers hält, war bis jetzt weder von Jemanden benützt, noch sonst bekannt, die Mittheilung desselben durch Hrn. H. ist daher sehr dankenswerth. Dem Berichte dieses Codicis zu Folge zog sich Ludwig d. B. nach dem verunglückten Versuch auf Apulien, wohin er bis Melata vorgedrungen war, wieder auf Rom, und von da auf Viterbo (6. August Villani X. c. 96.). Hierauf lagerte er nach gepflogenem Kriegsrath vor Bulsena am 9. August (Villani X. 97. giebt 10. August an.) Es kommen sodann ganz spezielle Angaben sowohl der italienischen Anhänger des Kaisers, die mit vor Bulsena (oder Orbivieto?) zogen, als auch der Lagerplätze der Deutschen und Wälschen, der Stärke des Heeres, des Gegenpabstes Exhortation vor dem Angriffe.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 18ten Jänner d. J. las Herr Dr. von Stichaner, k. Staatsrath, nachfolgende Abhandlung: über die Verlassenschaft der Mathilde, Herzogin von Spoleto und Markgräfin von Tuscien.

§. 1.

Einleitung.

In der Geschichte Teutschlands, Italiens — und insonderheit auch in der Geschichte Bayerns haben die Begebenheiten, welche sich an die Markgräfin Mathilde von Tuscien und ihre Verlassenschaft knüpfen, immer eine bedeutende Stelle eingenommen.

Obschon seit ihrem Tode mehr als sieben Jahrhunderte verflossen sind, so ist doch diese vormalige große Gebieterin in Italien noch bis auf unsere Tage für den Geschichtsfreund ein Gegenstand von hohem Interesse und selbst von Bewunderung geblieben. Durch den Herzogsstamm der Welfen wurde sie in unsere Vaterlands-Geschichte so verwebt, daß ein Rückblick auf ihre Zeit und ihre Schicksale an diesem Orte nicht unangemessen befunden werden wird.

In jedem Geschichtswerke sind zwar die Ereignisse, welche auf die Markgräfin Mathilde und ihre Verlassenschaft Beziehung haben, mit mehrerer oder minderer Ausführlichkeit beschrieben, aber in keinem sind sie so zusammengestellt, daß man den Zusammenhang vom Anfange bis zum Ende in ungetrennter Folge übersehen und beurtheilen kann. Selbst Sismondi hat in sein bekanntes Werk: Histoire des republiques italiennes du moyen age die Angaben nur sehr sparsam eingestreut. — Am meisten hat sich darüber noch Wilh. Gottf. Leibnitz in seinen Originibus guelficis verbreitet, aber auch hierin sind die Nachrichten so zerstreut und abgesetzt, daß sie erst durch andere Quellen ergänzt und in Verbindung gebracht werden müssen.

Das Unternehmen würde das Maß einer Rede übersteigen, wenn alle damit verflochtenen Umstände, so wichtig sie auch für die damalige Geschichte sind, und so weit die Nachrichten auf uns kommen, dargestellt werden sollten, — nur das Wesentliche soll hier zusammengefaßt werden:

„Wie die Herrschaft der Markgräfin Mathilde entstanden, — wie das bayerische Herzoghaus der Welfen ihre Besitzungen mehrmals erworben, und mehrmals verloren, — wie endlich die teutschen Kaiser die Rechte darauf standhaft behauptet, und am Ende sich solche dennoch haben entreissen lassen.“

§. 2.

Lebensbeschreibungen der Mathilde.

Ueber die Markgräfin Mathilde besitzen wir außer vielen Nachrichten in einzelnen Werken, besonders in der Geschichte von Mantua und von dem Kloster Polirona zwey Lebensbeschreibungen, welche uns über ihre Herkunft, Charakter und Regierung vollkommen unterrichten.

Die erste, von einem Mönch Donizone, welcher bey ihr 25 Jahre bis zu ihrem Tode Hauskaplan war, — in lateinischen Versen geschrieben,

— ist im Jahre 1672 zum ersten Male zu Ingolstadt gedruckt worden.

Die zweyte ist von einem Unbenannten in lateinischer Prosa verfaßt, und nach einem Manuscript von Franz Maria Fiorentini bekannt geworden. — Beyde Biographien hat Muratori seinem großen Werke: Scriptores rerum Italicarum Tom. V. a. p. 335 — et 389 einverleibt.

Dem Grafen Giovanni Orti Nobile di Verona ist es gelungen erst vor einigen Jahren eine dritte lateinische Biographie, als Anhang eines Codex von Paul Warnefried aufzufinden, welche er im Jahre 1834 in einer besonderen Schrift unter dem Titel: Vita della Contessa Mathilde di Canossa mit einer Uebersetzung in das Italienische herausgegeben hat.

§. 3.

Die Herkunft der Mathilde.

Wie die Gütermasse der Markgräfin Mathilde zu einer so großen Bedeutenheit angewachsen ist, läßt sich leicht aus ihrer Herkunft erklären. Ihre bekannten Vorältern reichen nahe an die Zeiten des Longobardischen Reichs hinauf. — Die Reihe wird von Adalbert, Markgrafen von Tuscien, welcher am Anfange des 9ten Jahrhunderts lebte, begonnen. — Von seinem Enkel Sigfridus heißt es in der zweyten Lebensbeschreibung der Mathilde von Fiorentini:

> Princeps quidam illustris de Tusciae partibus, comitatu Lucensi ortus, studens sui nominis gloriam ampliare, Longobardorum fines ingressus cum filiis suis, Sigifredo, Attone, et Gerhardo multas civitates et oppida conquisivit et sibi subegit.

Das Geschlecht theilte sich nach Sigfried in zwey Linien, die Barati und die Giberti; — den ersten wurden die Besitzungen von Parma zu Theil, — in der zweyten Linie folgten Atto (Azo) Graf von Modena und Reggio (951 — 970), welcher das berühmte Schloß Canossa, südlich von Reggio baute, — dann Thealdus Markgraf von Camerino, welcher das Benedictinerkloster Polirona (zwischen Po und Lirone südlich von Mantua) im Jahre 1007 stiftete, endlich Bonifacius, Vater der Mathilde, welchem im J. 1033 vom Kaiser Konrad II. das Lehen der Markgrafschaft Tuscien, erblich auf männliche und weibliche Nachkommenschaft, erneuert wurde. (Mur. Annal. Ital. ad a. 1076 p. 549. Geneal. Com. Math. in Murat. T. IV. p. 954.)

§. 4.

Besitzungen der Mathilde.

Unmöglich ist es, den ganzen Umfang der Güter und Besitzungen, welche von Bonifazius auf die Erbtochter Mathilde übergegangen sind, genau zu bezeichnen.

Als Theile derselben kamen in Oberitalien vor: Mantua, Parma, Piazenza, Reggio, Modena, Verona, Lucca, Montferrat, die Grafschaften Assisi, Radicofane, Aquapendente, Monsflasconis, dann die Schlösser Gubernuli Ripalte, Minerbe (bey Lugano), Nogara, Platina, Morelli, und noch viele andere.

In den meisten Städten von Oberitalien besaß Mathilde so überwiegende Rechte, daß sie als völlige Herrin darin auftreten konnte. (Raumer Gesch. der Hohenst. I. S. 295.) Ferrara war ein päpstliches Mannslehen, welches ihr Großvater Thealdus erhielt (Orig. guelf. T. II. lib. VI. Cap. 1. §. 12.), und welches nach dem Tode des Bonifacius einem Anderen, Namens Azo, verliehen wurde. — Die Markgräfin hat daher Ferrara nicht mehr besessen, und nach Muratori Ant. If T. IV. p. 702. soll es sich nach Bonifacius Tod frey gemacht haben.

Man hält dafür, daß alle in der Lombardey gelegenen Besitzungen der Mathilde keinen zusammenhängenden geschlossenen Strich Landes gebildet haben, sondern in ganz Oberitalien zerstreut waren. Die bey weitem wichtigsten Besitzungen waren aber die Markgrafschaft Tuscien und das Herzogthum Spoleto. Beyde Fürstenthümer erstreckten sich bis nahe an Rom, von Viterbo bis Orbieto, und schloßen das sogenannte Patrimonium St. Petri in sehr enge Gränzen ein.

Mit der Markgrafschaft Tuscien war zugleich die Hoheit über die Inseln Corsika und Sardinien verbunden, und das Herzogthum Spoleto begriff auch noch einen Theil der Mark Ancona, und von Umbrien. — Bonifacius wurde daher im 11ten Jahrhunderte als der mächtigste Fürst in Italien betrachtet, und stets war er den teutschen Kaisern, seinen Lehensherren, beygestanden, um über die Macht anderer Großen in Italien die Oberhand zu behalten. (Raumer I. 236.)

§. 5.

Regierung der Mathilde.

Nach dem Tode des Herzogs und Markgrafen Bonifacius im Jahre 1052 setzte seine Wittwe Beatrix im Namen der noch unmündigen und minderjährigen Tochter Mathilde, und später gemeinschaftlich mit ihr die Regierung fort. Unter dieser gemeinschaftlichen Regierung wurden die beyden Klöster zu Canossa und zu Trassinario südlich von Modena gestiftet. Als aber im Jahre 1076 auch die Mutter Beatrix mit Tode abgieng, trat Mathilde in ihrem dreyßigsten Jahre in den Besitz aller allodialen und lehnbaren Güter, und zugleich in alle damit verbundenen Regierungsrechte. Die Reichslehen wurden ihr vom Kaiser Heinrich IV. erneuert. (Schmidt Gesch. d. D. V. 223). Durch den Fleiß von Muratori und Leibnitz sind noch sehr viele Urkunden erhalten worden, welche sie in dem ganzen Umfange ihres Gebiets ausgestellt hat, und in welchen sie sich nennt: Ducatrix oder ducissa, Marchionissa Tusciae, Si quid et, — oder id quod sum.

§. 6.

Erste Schenkung der Mathildischen Güter an den Papst.

Der Herzog Bonifacius war, wie schon bemerkt, den Kaisern Cunrad II. und Heinrich III. als getreuer Vasall immer sehr anhänglich, allein die Regierung der Mathilde fällt in den Zeitraum, wo Gregor VII. (i. J. 1073) den päpstlichen Stuhl bestieg, welcher alles anwandte, um das päpstliche Ansehen zu erhöhen und die kaiserliche Gewalt zu erniedrigen. Zu Erreichung dieses Ziels war ihm alles daran gelegen, sich der ganzen Macht und Unterstützung der Herzogin Mathilde zu versichern; seine Absichten giengen aber noch weiter dahin, ihr ganzes Reich und alle ihre Besitzungen der Kirche des hl. Petrus zuzueignen.

Die Markgräfin Mathilde war auch dem römischen Stuhl und dem Papst Gregor so ergeben, daß sie zu beyden Zwecken ihre Hände willig bot. Die Gräfin Mathilde allein, schrieb der Pabst, nehme sich vor allen Fürsten der schon gleichsam im Grabe liegenden Kirche an, und gebe sich alle Mühe, daß sie wieder zu ihrer vorigen Freyheit auferstehen möge. (Schmidt Gesch. d. D. V. 92.)

Gleich in ihrem ersten Regierungsjahre 1076 erfuhr Kaiser Heinrich IV. die bekannte Demüthigung vom Pabste Gregor zu Canossa. Die Zusammenkunft in Canossa mit dem Papste hatte aber noch die weitere Folge, daß die Herzogin Mathilde im folgenden Jahre sich bewegen ließ, eine förmliche Schankung ihrer Güter an den römischen Stuhl auf den Fall ihres kinderlosen Abgangs auszustellen. Die darüber ausgefertigte Urkunde ist verloren gegangen, doch wird an ihrer Existenz nicht gezweifelt, da sich in der Folge darauf bezogen wurde.

§. 7.

Verehelichung der Mathilde mit Welf V. 1089.

Bey den vielen Mißhelligkeiten und Kämpfen in Italien fanden es der Pabst Victor III. und Urban der II., welche dem Pabste Gregor folgten, selbst angemessen, daß die Herzogin sich einen Gemahl wähle, welcher im Stande sey, ihre Rechte zu vertheidigen, und den römischen Stuhl in dessen Absichten zu unterstützen. — Die Wahl fiel auf Welf V., genannt der Dicke, — Sohn des Herzogs von Bayern Welf IV.

Der Vater Welf IV. war selbst ein italienischer Fürst, der Sohn des Grafen Azo von Este und der Welfischen Erbtochter Kunegundis, welcher den Namen Welf bloß von seinem mütterlichen Großvater Herzog Welf von Kärnthen angenommen hatte. Von dem jungen Welf hatte schon Papst

Gregor den Ausdruck gebraucht, daß er ihn auf den Schoß des hl. Petrus setzen wolle, und seinen Vater Welf IV. nannte der Pabst fidelissimum romanae ecclesiae filium. (Orig. guelf. T. II. l. VI. Cap. I. §. 14. Schmidt Gesch. d. D. V. 164.) Von diesem ihren Gemahle konnte die Herzogin Mathilde so wie der päbstliche Stuhl überzeugt seyn, daß er alle Kräfte zu ihrer Vertheidigung gegen den Kaiser Heinrich IV. aufbieten würde.

§. 8.

Erlangte Rechte des Welf V.

Bey dieser Verbindung hat Welf der Dicke sicher auch seinen Vortheil bedacht, und sich des Mitbesitzes der Güter seiner Gemahlin, und der Erbfolge versläßiget.

Man darf annehmen, daß er die Ehe früher eingegangen habe, als bis der Pabst selbst die Schenkungs-Urkunde wieder zurückgegeben, oder auf andere Art darauf verzichtet hatte, — da es in dessen Interesse lag, der Kirche einen solchen Vertheidiger zu gewinnen. — Darin liegt wahrscheinlich auch der Grund, daß die Urkunde niemals zum Vorschein gekommen ist.

In der Einladung: welche Mathilde an den jungen Welf erließ, schrieb sie: „Dabo tibi tot Civitates, tot castella, tot palatia inclyta, aurum et argentum nimis infinitum, — Super omnia habebis nomen clarum, si te facies mihi carum.“

Alle Rechte, welche dem jungen Welf auf die Besitzungen der Mathilde eingeräumt wurden, mußten in den Eheverträgen bestimmt worden seyn, allein auch diese Eheverträge sind niemals bekannt geworden. (Orig. guelf. T. I. lib. III. cap. V. §. 10.)

§. 9.

Mitregierung von Welf V.

Gleich nach geschlossener Ehe, i. J. 1089 hatte Welf gegen den Kaiser Heinrich IV. mit abwechselndem Glücke zu streiten. — Der Kaiser eroberte nach zehnmonatlicher Belagerung Mantua, civibus a Welfii obsequio discedentibus, konnte aber das feste Schloß Canossa nicht bezwingen.

Welf V. war nicht bloß der Gemahl der Mathilde, sondern zugleich Mitbesitzer ihres Vermögens und ihrer Regierungsrechte.

Mehrere Urkunden sind noch vorhanden, welche in dieser Zeit von beyden gemeinschaftlich ausgestellt wurden, und den Titel führen: Welfi Dei gratia dux (Spoleti) et marchio (Tusciae) et Mathilda Dei gratia, Si quid est. Mur. Ant. Estens. Nr. 71. Orig. guelf. I. T. III. lib. V. Cap. §. 11. — II. T. VI. lib. III. Cap. §. 9.

Nichts desto weniger erlaubte sich der Pabst schon während dieser Ehe einen großen Eingriff in das Vermögen und die Rechte von Welf und Mathilde, indem er die Insel Corsika, worüber die Hoheit zu Tuscien gehörte, und welche dem römischen Reiche unterthänig war, den Pisanern schenkte mit der Behauptung:

> „cum omnes Insulae secundum statuta legalia juris publici haberentur, constat enim, eas Imperatoris Constantini liberalitate ac privilegio in beati Petri jus proprium esse collatas.

Orig. guelph. T. I. l. III. Cap. V. §. 13.

Was es mit dieser angeblichen Schenkung vom Kaiser Constantin für eine Beschaffenheit hat, ist bekannt.

§. 10.

Ehescheidung und zweyte Schenkung der Mathildischen Güter an den Pabst 1102.

Die Ehe von Welf und Mathilde dauerte nur wenige Jahre, und wurde im Jahre 1095 wieder getrennt. (Bert. constant. ad 1089. Murat. Annal. ad a. 1088 Tom. IX. p. 638.)

Welf selbst soll versichert haben, daß er der Mathilde nicht beygewohnt habe. Orig. guelf. T. II. bib. VI. Cap. II. §. 5.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

(Fortsetzung.)

Der alte Vater Welf, aufgebracht über diese Scheidung, begab sich sogleich nach Italien, um sich über das Verhältniß der Mathildischen Güter zu verläßigen, mußte aber unverrichteter Dinge wieder zurückkehren. Von nun an warfen sich beyde Welf, Vater und Sohn in die Arme des Kaisers und wurden eben so unversöhnliche Feinde des Pabstes, als sie zuvor dessen getreueste Freunde waren.

Der junge Welf fand bald nachher im Jahre 1101 seine Entschädigung durch die Nachfolge in das Herzogthum Bayern. —

Der Pabst Pascal II. blieb nach dieser Ehescheidung nicht unthätig. Er hielt dadurch alle Ansprüche des welfischen Hauses für erloschen, und aus Besorgniß, Welf möchte nach dem Ehevertrage noch Rechte auf die Besitzungen behaupten, war er eifrigst bemüht, die Herzogin Mathilde zur Erneuerung ihrer Schenkung an den Stuhl Petri zu bewegen.

Diese Erneuerung erfolgte auch im Jahre 1102 zu Canossa, und die hierüber ausgestelle Urkunde findet sich in Orig. guelf. T. I. lib. III. Cap. VI. §. 6. 15.

Die Markgräfin schenkt darin der römischen Kirche:

„Omnia bona mea, jure proprietario, tam quae tunc habueram, tam ea, quae in antea acquisitura eram, sive jure successionis sive alio quocunque jure ad me pertinent.“

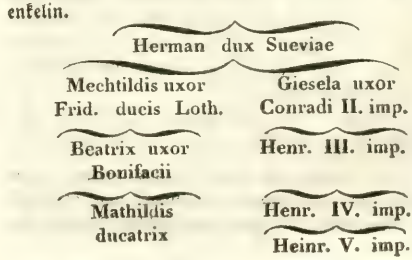
§. 11.

Tod der Mathilde 1115.

Die Herzogin Mathilde starb im 69ten Jahre ihres Alters im Jahre 1115 zu Bandeno bey Reggio und wurde in dem von ihrem Großvater gestifteten Kloster Polirone begraben.

Nach ihrem Tode war nun der Zeitpunct eingetreten, wo es sich entscheiden mußte, wem ihre Verlassenschaft zufallen sollte. Die Angabe in der von dem Grafen von Orti herausgegebenen dritten Lebensbeschreibung der Mathilde, daß sie das Kloster Polirone zum Erben eingesetzt habe, ist eine grundlose Erfindung, wahrscheinlich des Klosters selbst. Alles stand in der Erwartung der Dinge, welche nun folgen würden, aber weder von Seite des Pabstes, noch von Seite des Welfischen Hauses wurden Anstalten zur Besitzergreifung getroffen. Als alleinigen Erben aller Lehen und Allodien stellte sich nunmehr ein Dritter, nämlich Kaiser Heinrich V. selbst dar, jene betrachtete er als dem Reiche heimfällig, und diese ihm als nächsten Verwandten der Mathilde zuständig.

Der Kaiser Heinrich V. und die Mathilde stammten nach folgendem Schema beyde vom Herzog Hermann von Schwaben ab. — Der Kaiser war dessen Urenkel, und die Mathilde dessen Urenkelin.



So entfernt auch diese Verwandtschaft war, so diente sie doch zum Vorwande, die Ansprüche des Kaisers Heinrich zu unterstützen, und aller Frage über die Scheidung des Lehens von dem Allodium auszuweichen.

Raumer (in der Geschichte der Hohenstaufen I. Th. S. 295) stellt über die Erbschaftsansprüche des Kaisers Heinrich V. besondere Betrachtungen an, — er beurtheilt sie wegen der sehr entfernten Verwandtschaft wenig günstig für den Kaiser, welcher nur die Lehen hätte ansprechen können, allein der Kaiser dehnte seine Lehensansprüche immer auch auf das Allodium, und der Pabst seine Allodial-Ansprüche immer auf die Lehen aus. Sismondi bemerkt, daß man die ganze Schenkung an den Pabst für ungültig gehalten, weil man einer Frau das Recht über ihre Güter zu verfügen nicht anerkannt habe. (Sismondi T. I. p. 229).

§. 12.

Kaiser Heinrich V., Herr der Mathildischen Güter 1115. —

Dem Kaiser Heinrich V. wurde die Nachricht von dem Ableben der Herzogin Mathilde durch den Abt des Klosters Polirone nach Speyer überbracht, welchem der Kaiser auch sogleich alle dem Kloster gemachten Schenkungen der Mathilde, ob memoriam neptis nostrae Comitissae Mathildis bestätigte. Sodann begab sich Kaiser Heinrich V. selbst nach Italien, und nahm die Mathildischen Güter in Besitz. — Er vertraute die Regierung darüber seiner Gemahlin der Kaiserin Mathilde, welche alle Hoheitsrechte, besonders über das Herzogthum Spoleto und die Markgrafschaft Tuscien ausübte. Nach ihr führte des Kaisers Neffe Conrad, nachheriger Kaiser Conrad III, die Statthalterschaft. — Von ihm sind noch Diplome von 1120 und 1121 vorhanden, wobey Muratori Ant. ital. T. I. 960 bemerkt:

„Conradus, qui post Mathildam Tusciae praefuit, et postea Romanorum rex creatus est.“ —

Dem Kloster Polirone machte Heinrich neue Schenkungen pro remedio animae suae et comitissae Mathildis, — und das Schloß Canossa verlieh er dem Avo Guidonis. (Orig. guelf. Tom. I. P. III. Cap. V. §. 19.)

Kaiser Heinrich behauptete sich in dem Besitze der Verlassenschaft und der Regierung der Mathildischen Güter bis an sein Ende (1125), ohne von irgend einer Seite darin beunruhiget zu werden.

§. 13.

Kaiser Lothar, Herr der Mathildischen Güter 1125.

Bis nach K. Heinrichs V. Tode die Kaiserwahl zu Stande kommen, bis der gewählte Kaiser Lothar sich mit den Reichsgeschäften vertraut machen konnte, war dem Pabste Honorius II. Zeit gelassen, die Ansprüche, welche schon erloschen schienen, wieder aufzuwecken, und die Mathildischen Güter an sich zu ziehen.

Die ganze Verwaltung derselben übergab er dem Grafen Albert von Verona, welcher in seinen Urkunden sich selbst den Titel gibt: Albertus Dei gratia marchio et dux munere Papae Honorii ad hujus honoris fastigia provectus. (Orig. guelf. Cap. V. §. 20.)

Unterdessen ergreift K. Lothar die Zügel seiner Gewalt, verleiht das Herzogthum Bayern dem Welfen Heinrich dem Stolzen, Neffen des Gemahls der Herzogin Mathilde, und giebt ihm seine Tochter Gertrud zur Ehe, deren Hochzeit wie bekannt zu Gunzenbach bey Augsburg gefeyert wurde. Bey der hierauf eingetretenen streitigen Pabstwahl zwischen Innocenz II. und Anaclet III. erklärt sich der Kaiser für den ersteren, und Pabst Innocenz II. läßt sich dadurch bewegen, die von seinem Vorganger Honorius eingezogenen Mathildischen Güter, jedoch unter Bedingungen, zurückzugeben.

Petrus Diaconus schreibt hierüber:

„Innocentius Germaniam ingressus a Lothario rege juxta Leodium exceptus, virgam ei, et annulum ex antiquo more confirmans, et terram Comitissae Mathildis condonans.“

Nach der hierüber geschlossenen Uebereinkunft von 1033 verlieh der Pabst die Mathildischen Güter dem Kaiser Lothar, und nach ihm seinem Schwie-

gersohne Heinrich dem Stolzen und dessen Gemahlin Gertrud gegen eine jährliche Entrichtung von 100 Pfund Silber auf Lebenszeit. (Orig. guelf. l. cit. und dipl. LXIV. Pütter Reichsgesch. §. 226. Baronius ad a. 1133 N. III. Schmidt Gesch. d. D. VI. 30. Buchner b. Gesch. IV. Bd. S. 150 Note 194 — und 154 Note 220.)

Aus diesem Geschäfte muß man schließen, daß der Kaiser das Obereigenthum der römischen Kirche über die Mechtildischen Güter anerkannt, und sich und seinem Schwiegersohne und Tochter bloß den lebenslänglichen Genuß vorbehalten habe.

§. 14.

Herzog Heinrich der Stolze, Herr der Mathildischen Güter.

Der Kaiser Lothar übertrug sogleich nach dieser Convention alle seine Rechte auf die mathildischen Güter seinem ebengedachten Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen, und so kam das Welfische Haus zum zweytenmale in den Besitz derselben.

Anonymus de Guelfis sagt: Imperator Anconam et Spoletum in deditionem accepit. Henricus noster per Tusciam exercitum ducit, quam etiam ab imperatore beneficio obtinuit.

Von dieser Zeit an benennt sich der Herzog Heinrich von Bayern, selbst auch in Urkunden des Kaisers Lothar, wo er bloß als Zeuge erscheint: Henricus dux Bavariae marchio Tusciae — oder auch dux Tusciae, so daß man glaubt, der Kaiser habe ihm Tuscien mit dem Herzogtitel gegeben. (Orig. Guelf. T. II. lib. VI. Cap. IV. §. 22.)

Der Graf Albert von Verona blieb auch unter K. Lothar, und dem Herzoge Heinrich dem Stolzen, fortwährend marchio vicarius. Der Tod hat den Kaiser Lothar i. J. 1137, Heinrich dem Stolzen i. J. 1139 und seine Gemahlin Gertrud 1143 hinweggenommen, und den Zeitpunct eröffnet, wo die mathildischen Güter an den päbstlichen Stuhl gelangen sollten. —

§. 15.

Welf VI. unter Kaiser Conrad III., Herr der Mathildischen Güter 1143.

Besondere Umstände verhinderten jedoch abermal die Einziehung der Güter an die römische Kirche.

Der auf Kaiser Lothar gefolgte Kaiser Conrad III. war, wie oben schon bemerkt wurde, zur Zeit Kaiser Heinrichs V. selbst Statthalter über die Mathildischen Güter; er kannte ihren Umfang und ihre Wichtigkeit, und scheint das eigenmächtige Verfahren seines Vorgängers Kaisers Lothar nicht gebilliget zu haben. Auf der andern Seite hatte Heinrich der Stolze die Leitung und Aufsicht auf die Mathildischen Güter seinem Bruder Welf VI., welcher sich meistens in Italien aufhielt, überlassen.

Dieser Welf VI. — Mitis — genannt, hatte bey der Theilung der väterlichen Erbschaft die Besitzungen in Schwaben, und die noch von dem Hause Este herrührenden Stammgüter in Italien erhalten, und war daher ganz geeignet, auch die Mathildischen Güter seines Bruders zu besorgen.

Welf VI. wich auch während der folgenden neun Jahre unter der Regierungszeit Kaisers Konrad III. bis 1152 nicht aus dem Besitze. — Er nannte sich in den Urkunden fortan dux Welfo, und da er das Herzogthum Bayern oder Sachsen nie besaß, so kann dieser Herzogstitel sich nur auf Spoleto und Tuscien beziehen. Mit dem Regierungsantritte Kaisers Friedrich I. (1152) wurden jedoch seine Rechte schon viel besser gegründet.

§. 16.

Welf VI. unter Kaiser Friedrich I., Herr der Mathildischen Güter 1152.

Gleich in den ersten Regierungsjahren Kaisers Friedrich I. kam zwischen ihm und den päbstlichen Abgeordneten zu Konstanz ein Vergleich zu Stande, worin unter anderm dem Kaiser freye Hand gelassen wurde über die Mathildischen Güter zu verfügen. Als einen der vornehmsten und vertrautesten Anhänger achtete Friedrich den genannten Herzog Welf VI. (in principio regni erat), und dieser leistete auch dem Kaiser bey allen Gelegenheiten, besonders in Italien die wesentlichsten Dienste. Er schätzte ihn auch als einen seiner nächsten Anverwandten, denn Friedrich hatte Judith, die Schwe-

ster Welf's VI. zur Ehe, und war daher sein Schwager.

Noch bey seinem Aufenthalte in Constanz verlieh der Kaiser dem Welf VI. das Herzogthum Spoleto, die Markgrafschaft Tuscien, und das Fürstenthum Sardinien. (Orig. guelf. T. II. lib. VI. Cap. IV. §. 42.)

Auf diese Art kamen die Mathildischen Besitzungen zum dritten Male, und zwar allezeit unter einem andern Titel an das Welfische Haus. Das Verhältniß gestaltete sich jetzt in der Art, daß Kaiser Friedrich das dominium directum über alle Mathildischen Besitzungen behielt, und das ganze dominium utile an Welf VI. überließ. Kaiser Friedrich ließ es dabey nicht bewenden; er zog im Jahre 1156 mit Welf VI. nach Italien und setzte ihn selbst in den vollkommenen Besitz der Mathildischen Güter ein. Radevicus de gestis Friderici sagt hierüber:

„Reditus quoque imperiales, quae dicuntur domus Mathildis, a duce Guelfone aut ab aliis distractos ac dispersos congregavit, et eidem nobilissimo Principi adunatos et melioratos liberali restitutione noscitur reddidisse."

Anonymus de Guelfis meldet:

„Welfus Italiam intrat et civitates castella seu villas per totam domum Mathildis pertransiens, negotia terrae civiliter pertractat. Ibi legati de omnibus civitatibus Tusciae et Spoleti ad eum venientes subjectionem voluntariam promittunt.

Von dieser Zeit an nennt sich Welf VI. in seinen Urkunden dux Spoleti et Marchio Tusciae; in einer Urkunde bey Miräus (not. eccl. Belg. c. 155) auch rector Sardiniae. In den von ihm der Stadt Pisa und der Kirche von Lucca ertheilten Privilegien von 1160 heißt er: dux Spoleti, marchio Tusciae, princeps Sardiniae et dominus domus Mathildis. (Muratori Ant. ital. I. 235. Orig. guelf. c. c. §. 47. 50.)

§. 17.

Ansprüche des Pabstes Hadrian.

Das gute Benehmen des Kaisers Friederichs mit dem Pabste Hadrian IV., welches diese Verhältnisse begünstigte, hat sich jedoch nicht immer erhalten. Bey den zwischen ihnen eingetretenen Streitigkeiten verlangte der Pabst die Restitution der Mathildischen Güter und zwar namentlich der Renten von:

„Ferrara, Massa, Ficarala, — totius terrae Comitissae Mathildis, totius terrae, quae est ab Aquapendente usque Romam, ducatus Spoletani, Insularum Sardiniae ac Corsicae."

(Orig. Guelf. T. II. lib. VI. Cap. IV. §. 45. Schmidt Gesch. d. D. VI. 109.)

Hierauf antwortete der Kaiser, daß ihn diese Forderungen um so mehr befremden müssen, als dem Papste selbst keine Hoheit zu Rom zustehe, indem er selbst den Titel eines römischen Kaisers führe. (Sismondi P. II. p. 110.)

Der Kaiser war eben mit Welf VI. bey der Belagerung von Cremona, als er den 1159 erfolgten Tod des Pabstes Hadrian erfuhr, wodurch zugleich auch alle Ansprüche gestillt wurden, denn auf Hadrian folgten fünf Päbste und Gegenpäbste, welche sich mehr mit ihren eigenen Angelegenheiten als mit solchen Forderungen zu beschäftigen hatten.

§. 18.

Abtretung der Rechte von Welf VI. an Kaiser Friedrich I. 1167.

Welf VI. setzte seine Regierung ruhig fort, und bey seinen öfteren Abwesenheiten übertrug er die Geschäfte seinem Sohne Welf VII.

Im Jahre 1167 trat Welf VI. einen Kreuzzug nach Palästina an, kam auch glücklich wieder zurück, verlor aber kurz darauf seinen Sohn in Italien an der Pest, welche damals viele Opfer gekostet, und viele der Vornehmsten in der Umgebung des Kaisers hinweggerafft hat. Dieses Ereigniß hatte auf das Gemüth des alten Welf VI. einen tiefen Eindruck gemacht, und neben anderen Umständen, ihn zum Entschluße veranlaßt, sich von allen Regierungsgeschäften zurückzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Klasse.

(Fortsetzung.)

Zuerst war er gesonnen, seinen Neffen, Heinrich den Löwen, gegen eine gewisse Geldsumme zum Erben einzusetzen, da aber dieser das Geld verweigerte, so wendete er sich an den ihm stets geneigten Kaiser Friederich, seinen Schwager, und trat ihm im Jahre 1167 die Mathildischen Güter förmlich ab.

Anonymus de guelfis meldet darüber:

„Itaque Principatum Sardiniae, ducatum Spoleti marchionem Tusciae et egregiam curtem Elesinam, quae domus dicitur dominae Mathildis cum suis appendiciis Imperatori Friderico sororio suo tradidit.

(Orig. guelf. l. c. §. 53. Otto de S. Blasii C. XXI. Schmidt G. d. D. V. 137. Zschokke bay. Gesch. I. 322.)

§. 19.

Kaiser Friederich I. Herr der Mathildischen Güter.

Nun war Kaiser Friederich I. alleiniger Herr und Besitzer der Mathildischen Verlassenschaft, — er hatte das dominium directum et utile in seiner Person vereiniget.

Er übertrug die ganze Verwaltung seinem Sohne Conrad in eben derselben Eigenschaft, wie sie früher dem Grafen Albert von Verona übergeben war, daher kommt dieser Conrad in Urkunden öfters als dux Spoletanus vor.

Der Streit der Päbste und mit den Päbsten dauerte noch zehn Jahre fort, bis endlich Kaiser Friederich im Jahre 1177 zu Venedig den Pabst Alexander III. als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkannte, und mit ihm Frieden schloß.

Pabst Alexander III, in seiner Gewalt befestiget, erneuerte nun die Forderung seines Vorgängers Hadrian, daß der Kaiser die Regalien und Besitzungen, welche der Kirche gehören, so wie es zwischen den Fürsten und Cardinälen ausgemacht worden sey, herausgeben sollte.

Ausführliche Nachrichten hat hierüber Baronius in gestis Alexandri III. aufbehalten.

Unter den Restituendis wurde auch die terra Bertinorum genannt, worunter die Barati, von welchen oben §. 3. Meldung geschehen, und deren Güter nach Aussterben dieser Seitenlinie von dem Kaiser Friederich I. im J. 1177 eingezogen worden sind, verstanden wurden. (Orig. guelf. T. II. lib. VI. Cap. IV. §. 54.)

Um diese Angelegenheit zu berichtigen, wurde noch einmal eine Commission von drey Fürsten und drey Cardinälen niedergesetzt.

Nach dem Berichte des Erzbischofs Romirald von Salern bey Baronius schien der Kaiser nicht ungeneigt, die Mathildischen Güter der römischen Kirche zu überlassen, nur wollte er sich noch den Besitz für 15 Jahre vorbehalten, mit dem weiteren Beysatze, daß nach deren Ablaufe über die Abtre-

tung tractirt werden solle, weil er über Reichsgüter allein nicht verfügen könne.

Von Seite des Pabstes Alexander III. wurde zwar der Fortbesitz für die nächsten 15 Jahre nicht beanständiget, doch zugleich bedungen, daß sodann die Güter sogleich ausgeantwortet, und erst nach deren Uebergabe die verlangten Tractaten gepflogen werden sollen.

Dieser Antrag entsprach jedoch den Absichten des Kaisers nicht; die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen, und Kaiser Friedrich blieb im Besitze, wie zuvor.

§. 20.

Fortsetzung. 1184.

Noch vor seinem Ende i. J. 1184 hatte Kaiser Friedrich I. eine Zusammenkunft mit dem Pabste Lucius III. zu Verona, welche sehr freundschaftlich begann, aber durch die zur Sprache gebrachten Ansprüche auf die Mathildische Erbschaft sehr unfreundlich zerstört wurde.

Muratori in seinen Antiquitatibus Estensibus ad a. 1183 (T. I. p. 310.) führt die Stelle von Arnold Abt von Lübeck an:

„Tractabant inter se dominus Papa et Imperator de patrimonio Mathildis, quod Imperator in possessione habebat, dicens ab eadem imperio collatum. At e controverso Papa Sedi apostolicae ab ea datum affirmabat. Cumque in argumentum probandi testamenti ex utraque parte privilegia porrigerentur, nullo fine causa terminata est."

(Conf. Schmidt Gesch. d. D. VI. 158.)

Friedrich I. und Welf VI. giengen beynahe gleichzeitig (1190 und 1191) mit Tode ab, und ersterer vererbte seine Rechte an seinen Sohn Kaiser Heinrich VI.

§. 21.

Kaiser Heinrich VI. Herr der Mathildischen Güter 1190.

Unter der Regierung K. Heinrich VI. wurden mit den mathildischen Gütern ganz andere Verfügungen getroffen. — Der Kaiser theilte dieselben unter verschiedene Vicarien oder Statthalter von teutschen hohen Geschlechtern, um dadurch sich gegen die italienischen Großen vollkommen sicher zu stellen.

Die Mark Ancona und das Herzogthum Romana verlieh er seinem Truchseß Marquard von Anweiler, — das Herzogthum Spoleto einem Konrad, welchen die Italiener Musca in Cervello (Mückenfresser) benannten, und welcher mit dem vormaligen Vicarius Conrad (§. 19.) nicht zu verwechseln ist.

Die Markgrafschaft oder jetzt das Herzogthum Tuscien mit allen übrigen Mathildischen Besitzungen überließ er seinem Bruder Philipp, welcher ihm nachher in der Königswürde folgte. (Schmidt Gesch. d. D. VI. 182. 187. Sismondi P. II. 302. 310. seq.)

Unter dem Herzog Philipp im Jahre 1195 hat Bertoldus, in possessionibus Comitissae Mathildis nuntius pro domino Philippo duce, dem Kloster Polirone die Besitzungen bestätiget, und in einer andern Urkunde desselben Jahres bestätigte Philipp selbst die Güter und Rechte des Klosters.

„Philippus dux Tusciae et dominus totius ponderis Comitissae Mathildis confirmat omnia, quaecunque monasterium a Comitissa Mathildi et ejus patre Bonifacio, ac ejus avo Thealdo, et Alberto marchionibus, et duce Welfone acceperunt.

(Murat. Antiq. Ital. medaevi. T. I. Dipl. CLVIII. Murat. Antichita Estens. T. I. 310.)

§. 22.

Kaiser Otto IV. Herr der Mathildischen Güter 1197.

Durch eine besondere Verkettung der Begebenheiten fiel nun die Kaiserwahl im J. 1197 auf Otto IV., den Sohn Heinrichs des Löwen, und damit kamen die Mathildischen Güter zum vierten Male in die Hände des Welfischen Hauses. Ein Welf besaß sie als Gemahl der Mathilde, ein an-

derer als der Schwiegersohn des Kaisers Lothar, ein dritter als der Schwager Kaisers Friederich,— und nun ein vierter als der Kaiser selbst.

Beynahe zu gleicher Zeit mit Otto IV. bestieg Innocenz III. den päbstlichen Stuhl, welcher sein Vorbild, Gregor VII. noch weit zu übertreffen suchte, und gleich damit anfieng, alles in Besitz zu nehmen, was nach seiner Meynung der Kirche vorenthalten wurde. Darunter waren die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Grafschaft Assisi, die Markgrafschaft Tuscien, Radicofane, Aquapendente, Monsflasconis (Montefiascone) und viele andere Gebietstheile begriffen. (Orig. guelf. T. IV. lib. VII. §. 57. Pütter Reichsgesch. S. 262.)

Ueberall ließ Pabst Innocenz die Reichsvögte fortjagen, und die verpflichteten Diener Vasallen und Unterthanen ihrer Eide gegen Kaiser und Reich entbinden. — Auch Marquard von Anweiler zu Ankona und Conrad Musca in Cervello zu Spoleto fanden keine Nachsicht; sie mußten weichen, und Conrad sich nach Teutschland zurückbegeben. (Schmidt Gesch. d. D. VI. 188. Sismondi P. II. p. 310.

§. 23.

Fortsetzung.

Otto IV. hielt aber Fürstenrath zu Hagenau, wo er von dem Tode Königs Philipp Nachricht empfieng, und seine Expedition nach Italien beschloß.

Um sich der Krönung zu Rom zu versichern, mußte er sich bequemen, eine Capitulation zu unterzeichnen, welche ihm Pabst Innocenz vorschrieb; — die erste, welche die deutsche Reichsgeschichte kennt, und worin der Kaiser dem Pabste vollkommenen Gehorsam angeloben mußte.

Unter andern Puncten mußte Otto versprechen, dem Pabste alles zu belassen, was er bereits in Besitz genommen, und noch alles zu geben, was er noch nicht occupirt habe.

Genannt werden: das Land von Radicofane bis Cepernano, die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die terra der Gräfin Mathilde, die Grafschaft Batinoro (Barati), das Exarchat von Ravenna, die Provinz Pentapolis. (Schmidt Gesch. d. D. VI. 188.)

Die von dem Kaiser Otto IV. darüber zu Speyer ausgestellte Urkunde findet sich in Orig. guelf. T. III. lib. VII. §. 49 abgedruckt.

Die Krönung wurde hierauf zu Rom i. J. 1209 feyerlich vollzogen und der Kaiser schwur: quod dignitatis imperii conservaret et jura dispersa pro prossibilitate revocaret.

§. 23.

Fortsetzung. 1209.

Nach der Krönung verlangte nunmehr der Pabst von dem Kaiser eine förmliche Verzichtleistung auf die eingezogenen Güter und insonderheit auf die Mathildische Verlassenschaft. Allein der Kaiser begriff, daß er mit seiner vor der Krönung gegebenen Versicherung zu weit gegangen sey, und dem Reiche die erlangten Rechte um so weniger vergeben könne, als er so eben deren Aufrechthaltung beschworen habe.

Dem Kaiser stellte sich auch die Betrachtung lebhaft entgegen, daß die Mathildische Verlassenschaft dem Welfischen Hause durch die Kunstgriffe der Kaiser Friederich I. und Heinrich VI. entzogen wurden, und daß ihm selbst das Erbrecht darauf zustehe.

Aus diesen Beweggründen ließ Otto IV. sich zu keiner Verzichtleistung mehr bewegen, sondern er verließ Rom, und den erwähnten Pabst. (Sismondi P. II. p. 332.)

Godefridus erzählt die Sache auf folgende Weise:

„Terram Mathildis Papa ante consecrationem sibi restitui postulans, Imperator ut novus homo et rei n scius annuit et promisit, sed post consecrationem a magistratibus revocatus et prohibitus minime restituit.

Am umständlichsten wird der ganze Hergang vom Mathäus Parisius und nach ihm von Schmidt

in seiner Geschichte der Deutschen (T. VI. S. 219) beschrieben.

§. 24.

Fortsetzung.

Kaiser Otto IV. gieng hierauf nach Tuscien und nahm alle Länder wieder in Besitz, welche der Pabst an sich gerissen hatte.

Insonderheit bemächtigte er sich der Städte Aquapendente, Montefiascone, Perugia, Orbieto; die Mark Ancona verlieh er dem Azo, Markgrafen von Este, und das Herzogthum Spoleto dem teutschen Grafen Diepold.

Der Pabst konnte zwar diese Reunionen, so weit sie unbestrittene Reichsgüter betrafen, quae ad jus imperii pertinere noscuntur, nicht verhindern, aber rücksichtlich der Mathildischen Güter schrieb er an den kaiserlichen Legaten, Patriarchen von Aquileja:

„Super eo, quod de terra Comitissae Mathildis nobis intimasti, hoc tibi duximus respondendum, ut eam ex mandato repetas nomine nostro, et ad opus ecclesiae eam recipias, si fuerit restituta, cum idem rex eam nobis recuperare promiserit."

(O. guelf. T. IV. lib. VII. §. 60.)

Durch alle Bemühungen des Pabstes ließ jedoch Kaiser Otto IV. sich in seinem Verfahren nicht irre machen; — und erbot sich, um die Streitigkeiten beyzulegen, zu einer Unterredung mit dem Pabste, allein dieser verweigerte alle Zusammenkunft, und rächte sich an dem Kaiser durch den Bann.

Wenige Jahre nachher, (1214) unterlag Kaiser Otto IV. gegen Friederich II., welchem er auch nach seinem Tode (1218) den ganzen Besitz der Mathildischen Verlassenschaft, so weit sie während

dieser Streitigkeiten nicht von den Städten und übermüthigen Großen geschmälert worden war, hinterlassen mußte.

§. 25.

Kaiser Friedrich II. Herr der Mathildischen Güter 1218 — und deren Abtretung an Pabst Honorius III. 1220.

Mit dem Kaiser Friedrich II. neigte sich das ganze Drama zu seinem Ende.

Dieser Kaiser, welcher so glücklich war, mit den zwey Kronen von Teutschland und Sizilien auch noch die dritte von Jerusalem zu vereinigen, legte großen Werth darein, mit dem Pabste Honorius III. alle Zwistigkeiten auszugleichen.

Er trug daher kein Bedenken, die ihm vorgelegte Kapitulation, welche jener vom Kaiser Otto IV. ungefähr gleichlautend war, zu Eger durch eine goldene Bulle zu besiegeln, und alle Anstalten zu treffen, um die Mathildische Verlassenschaft bey der Kaiserkrönung der römischen Kirche auszuantworten.

Der Pabst war aber dieses Mal vorsichtiger als bey Kaiser Otto, und machte die Krönung selbst von der vorausgehenden Restitution abhängig.

Kaiser Friederich schickte daher den Reichskanzler Bischof von Metz nach Italien mit dem Auftrage, alles zur Uebergabe vorzubereiten. Voraus, und schon auf dem Wege nach Rom, hat der Kaiser die Abgesandten des Papstes von dem Schloße Gonzaga, von Alt- und Neu-Bondeno und von der ganzen Grafschaft und den Ländern der Gräfin Mathildis in Besitz gesetzt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Klasse.

(Schluß.)

Die Krönung erfolgte am 22. Novemb. 1220 und mit ihr bestätigte der Kaiser die Rechte des Pabstes auf alle Landschaften von Radicofane bis Cepernano auf das Herzogthum Spoleto und die Mark Ancona, Er entband alle Inhaber der Mathildischen Güter von dem ihm geleisteten Eide, und befahl, daß weder Laien noch Geistliche, noch Städte daselbst Obrigkeiten ernennen, und die etwa schon ernannten zurückrufen sollten.

Der Kanzler Conrad wurde beauftragt, die Güter im Namen des Kaisers den Bevollmächtigten des Papstes zu übergeben, und einige unfolgsame Besitzer, wie die Söhne des Grafen Albert und Neresius, welche sich in dem Schloße Gonzaga behaupten wollten, wurden geächtet. (Raumer Gesch. d. Hohenst. III. 349, wo auch die Quellen.)

Für alle Zeiten wird die Urkunde des Pabstes Honorius III. von 1221 merkwürdig bleiben, welche Muratori in Ant. Ital. medii aevi T. I. fol. 175 bekannt gemacht hat.

Sie ist als ein förmliches Besitzergreifungs-Patent zu betrachten, und zeigt, wie weit umfassend die ganze an die römische Kirche abgetretene Ländermasse gewesen ist, und welchen Widerstand der Pabst in den einzelnen Theilen noch zu überwinden hatte. — Nachdem der Pabst darin angeführt, wie Kaiser Friederich II. die Länder der Gräfin Mathildis an ihn abgetreten, und er solche in Besitz genommen habe, fährt er fort, — Er habe die Spoletaner, Narnenser, Cocoronenser, Interamnenser, Fulginaten, Perusiner, Assisinaten, Nucerianer und andere, welche den Gehorsam verweigerten, zur Unterwerfung gezwungen, und sie vermocht, ihre Schlösser, wie sie vorher der Herzog Conrad (Musca in Cervello) besessen, dem päbstlichen Stuhle auszuantworten.

Zum Statthalter des ganzen Herzogthums Spoleto, dann der Grafschaften Assisi und Nuceria benannte er einen Kardinal — die Verwaltung von Radicofane und Aquapendente übergab er dem Potesta von Niterke. Dem Albertus Comes Pratensis verlieh der Pabst lehen weise die terram Vallesi mit einer Menge Orte, und den Markgrafen Azo von Este belehnte er auf das Neue mit der Markgrafschaft Ancona, jedoch mit Ausnahme der Stadt und des Landes, von der Brücke zu Cepernani bis Radicofane, welche er seinen Händen reservirte.

§. 26.

Letzte Versuche zur Erhaltung der Mathildischen Güter.

Ungeachtet dieser großen von dem Kaiser Friederich II. dargebrachten Opfer war es dennoch nicht möglich, die Zuneigung des Pabstes auf lange Dauer zu erkaufen.

Die Freundschaft verwandelte sich bald in die bitterste Feindschaft. — Der Kaiser wurde zweymal in ganz unerhörten Ausdrücken, als eine Bestie mit dem Banne belegt, wie aus den päbstlichen Bullen zu ersehen, wovon Aventin in seinen bayerischen Annalen lib. VII. Cap. 4. n. 20 und 640 einen Auszug geliefert hat.

Man kann leicht ermessen, daß den Kaiser Friederich II. viele Reue angewandelt haben müsse, die Mathildischen Besitzungen, welche ihm niemand hätte entreissen können, so leichtsinnig verschenkt zu haben, — allein die Reue kam zu spät, und seine Versuche noch einiges zu retten, waren bloß als die letzten Zuckungen verzweifelten Kampfes zu betrachten.

Seinen natürlichen Sohn Entius ernannte er zum Könige von Sardinien, allein der Pabst gab es nicht zu, weil die Insel sein Eigenthum geworden sey. — Vergebens appellirte der Kaiser an alle Mächte, daß die Insel von alten Zeiten her zum Reiche gehört, und er geschworen habe, die abgerissenen Stücke wieder beyzuschaffen. — Der Pseudo-König Entius konnte seinen Zweck nicht erreichen, — er wurde i. J. 1249 von den Bolognesern gefangen genommen und starb nach einer 22jährigen Gefangenschaft in Bononien. (Schmidt G. d. D. VI. 280. 3. 4.)

Der Kaiser hatte Raynald, den Sohn des Herzogs Conrad von Spoleto (Musca in Cervello) zum Statthalter von Apulien ernannt, und dieser versuchte einen Einfall in Spoleto, um das seinem Vater abgenommene Herzogthum wieder zu erobern, — jedoch ohne Erfolg. (Schmidt l. c. VI. 259.)

Ungeachtet des offenen Krieges, welchen der Kaiser in Tuscien gegen den Pabst Gregor IX. führte, — des Einfalls seines Sohnes Entius in die Mark Ancona, — des Aufstandes der Niterkanser und Fulginater, welche sich dem Kaiser ergaben, waren alle Bestrebungen wirkungslos, und das auf Friedrich II. gefolgte Interregnum war nicht mehr geeignet, die kaiserlichen Rechte in Italien wieder herzustellen.

Die Länder der Herzogin Mathilde waren für immer verloren, und wie dem Hohenstaufischen Hause die Abtretung derselben vergolten wurde, hat das Ende desselben, und das Schicksal des unglücklichen Konradin bewiesen.

§. 27.

Schluß.

Erst durch die Länder der Herzogin Mathilde bildete sich der heutige Kirchenstaat, welcher ohne sie bloß auf die Pipinische Schenkung und auf das kleine Patrimonium St. Petri in der nächsten Umgebung der Stadt Rom beschränkt geblieben wäre. (Raumer 1. Th. S. 236.)

Die Päbste haben auch das Andenken an die Herzogin Mathilde stets in hohen Ehren gehalten, und sie als die eifrigste Anhängerin und größte Wohlthäterin der römischen Kirche verehrt.

Pabst Urban ließ im Jahre 1635 ihre Gebeine von dem Kloster Polirone nach Rom übersetzen, und ihr in der Peterskirche neben der Georgianischen Kapelle ein prächtiges Monument errichten, der erhabenen Eigenschaften der Mathilde und ihrer Verdienste um die römische Kirche würdig.

Die Aufschrift lautet:

URBANUS. PONT. MAX.
COMITISSAE MATHILDI
VIRILIS ANIMAE FOEMINAE
SEDIS APOSTOLICAE PROPVGNATRICI
PIETATE INSIGNI LIBERALITATE
CELEBERRIMAE
HVC EX MANTUANO SANCTI
BENEDICTI COENOBIO
TRANSLATIS OSSIBVS
GRATVS AETERNAE LAVDIS
PROMERITVM MON. POS.
ANNO M.DC.XXXV.

Kann dieses Denkmal auch nicht mit den Trophäen Teutschlands und Bayerns geziert werden, so bleibt es doch immer unserer Betrachtung werth, — denn ungeachtet des erlittenen Verlustes sind beyde in der Geschichte der Mathildischen Verlassenschaft groß erschienen, und ihrer Großmuth hat der päbstliche Stuhl mehr als der Liberalität des Kaisers Konstantin, seine ganze weltliche Herrschaft zu verdanken.

Oberbayerisches Archiv für die vaterländische Geschichte, ꝛc.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Anschlag auf Orbivieto am 14. August, Vorabend von Maria Himmelfahrt, war nach Villani mißglückt, worauf sich Ludwig am 15. August von Bolsena zurück und wieder auf Viterbo zog, ganz so wie im Vorliegenden. Abweichend jedoch von Villani ist Castruccio's Hinwegzug vom Heere Ludwigs hier erzählt. Dieser Kriegsheld, der 3 Biographen gefunden, den Nic. Tegrimo, Ald. Manutius und Niccolo Machiavelli, von denen der Letzte gerade der Unzuverläßigste ist, hätte nämlich erst nach dem Rückzuge von Bolsena die Nachricht von der Einnahme Pistojas durch die Florentiner erfahren, sey sogleich von dieser Stadt aufgebrochen, habe sich vor Pistoja gelagert, dasselbe mit Gewalt genommen und die Florentiner daraus vertrieben. Dagegen ist ausgemacht, daß Ludwig der B. am 9. und 10. August 1328 vor Bolsena erschien, und am 15. wieder abzog; daß ferner die Florentiner schon Ende Januars 1328 Pistoja dem Castruccio entrissen, der die Nachricht sehr schnell — per la via di mare Castruccio helbe la novella in Roma in tre di. Villani X. c. 58. — zu Rom erfuhr, und unverweilt (incontanente) am 1. Februar von Rom hinweg eilte, am 9. Februar zu Pisa anlangend. Seit dieser Entfernung ist er, wie wir mit Sicherheit wissen, nicht wieder zu Kaiser Ludwig gekommen; er starb am 3. Sept. 1328 an einem Samstag im Alter von 47 Jahren. So der hier äusserst exacte Villani. Die Instradirung des Kaisers über Viterbo, Tuderti, Assisi, Perugia, Arezzo, Pisa über die Alpen ließe sich aus derselben Quelle, so wie aus Urkunden berichtigen.

Was Nr. 4. Bulla Papae Joannis XXII. contra Imperium et Imperatores, aus einem neuen Codex der Magliabecchiana angeht, so steht der Theil derselben von den Worten: Nos, ad quem etc. — bis offendat bey Olenschlag. Urk. S. 200, Nr. 71., der es aus Baluze Vitis Paparum Avinionensium entnommen hat.

Die Regesten-Auszüge der dritten Abtheilung kommen uns fast wie urkundliche Räthsel vor, zu deren Lösung mehr Raum, Geschick und Muße gehörten, als wir besitzen oder als uns beschieden ist.

V.

Verzeichnisse der bisher bekannt gewordenen Grabhügel in Oberbayern. Von Hrn. Staatsrath von Stichaner.

Eine Verzeichnung sämmtlicher aufgefundenen Grabhügel im vormaligen Rezatkreise (Mittelfranken) auf einer Charte ist, wenn wir recht behalten haben, in einem der früheren Jahresberichte dieses historischen Vereines erschienen, und hat vielen Beyfall gefunden Das dürfte nun auch mit dem vorliegenden Verzeichnisse der Fall seyn. An manchen Orten, z. B. bey Wildenroth, Landgerichts Starnberg findet sich die erstaunliche Zahl von 200 Grabhügeln.

VI.

Verzeichniß der bisher bekannt gewordenen Fundorte römischer Münzen in Oberbayern. Von Franz Maria Ferchl, zweytem Secretär des Vereins.

Wer erwägt, wie wichtig bey häufig sich wiederholenden Münzfunden gerade die Fundorte sind, „weil diese," wie sich Hr. v. Raiser ausdrückt, „wenn die Münzen nicht bloß einzeln gefunden, oder aus der Erde gewühlt wurden, gewöhnlich auch einen römischen Standort (Stativum), oder die ehemalige Existenz von römischen Wohnungen nachweisen, bey zweifelhaften Straßenzügen aber immer richtige Wegweiser sind," — der wird auch dieses Verzeichniß, von solchem Gesichts-

puncte aus betrachtet, mit großer Theilnahme und Belehrung durchlesen.

So wurden bey Epfach am Lech mehr als 1500 Münzen von Gold, Silber und Kupfer aus allen Zeiten der röm. Republik, und des morgen- und abendländischen Kaiserthums anfänglich zufällig, dann durch förmliche Nachgrabungen gefunden. Zu Friderfing oder Fridolfing bey Tittmanning legte man gefundene Römer-Münzen in den Opferstock, und im 16. Jhrhdt. und noch früher soll der Chiemsee viele römische Geräthe und Münzen ausgeworfen haben, auch wären um diesen See viele Römer-Münzen aufgefunden worden. In der Hauptstadt München selbst hat man Münzen von Domitian, Justinian, Constantin, Probus, u. a. m., zu Nußdorf bey Rosenheim mehr als 100 römische Silber- und Kupfermünzen meist von Gordian, Gallien und Aurelian erst im Jahre 1850 entdeckt.

VII.

Ueber einige alterthümliche Denkmäler der Stadt Freysingen und ihrer nächsten Umgebung, von Hrn. Hofrath Hohencicher.

Eine Berichtigung und Ergänzung des Wenigen, was über diesen Gegenstand in den bayerischen Annalen 1835, Nr. 146 gesagt worden, muß allen Liebhabern vaterländischer Alterthümer gewiß willkommen seyn, zumal da sie aus der Feder eines so emsigen und tiefsinn geweihten Forschers kommt. Im Puncte des hohen Alters der St. Sebastians Kirche, welche vom hl Maximilian von Lorch um d. J. 270 gegründet worden wäre, hat schon Vitus Arnpeckh gesagt, in Freysingen sey zur Zeit des Kaisers Carus eine Basilica gläubiger Christen gewesen, welche unterm Sprengel Maximilians gestanden. Wir halten aber das Archiepiscopat dieses Heiligen und seine auch über Freysingen ausgedehnte Diöcese aus Mangel an gehöriger historischer Begründung für nichts weniger, als entschieden; auch giebt es Hr. H. als eine gelegentlich der zu Ehren S. Maximilians zu Ostern 1772 gefeyerten Feste wiederaufgestellte Behauptung. — Die Holzschnitte, darstellend die kostbare, aus einem einzigen Ehrysolith gearbeitete Annula, geben uns die Total-Ansicht, aber auch noch die Ansicht von oben, und jene von unten. Ueber das byzantinische Marienbild, welches der Freysingische Bischof Nicodem. de la Scala von seinem Bruder Bruno für die Domkirche erhalten, siehe Wenings Rentamt München, S. 110. col. 2, wo es noch als ein Werk des h. Lukas angegeben wird. Die Anmerkung 8 dieser gründlichen Abhandlung sagt über das an hohen Festen auf dem Hauptaltar der Freysinger Domkirche zur Verehrung ausgestellte Haupt des hl. Corbinian's, „es zeichne sich durch ungemeine Kleinheit aus.“ — Möge Hr. H. sein Versprechen, eine Abhandlung über die Grabstätten der Freysinger Bischöfe, als einen Beytrag zur Bavaria Subterranea erscheinen zu lassen, recht bald erfüllen! — Zum Schlusse gedenkt Hr. H. der „Sage,“ daß der Berg bey Freysingen, auf dem St. Corbinian das Kloster Weihenstephan erbaut, früher Tetmons geheißen, welche Sage er auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt. Wahrscheinlicher ist ihm der öftere Aufenthalt Pippin's des Kurzen (aber nicht von Herstall, da diese einer spätern Zeit angehörige Benennung dem i. J. 714, 16. Decemb. verstorbenen Pipin zukommt, während Carls M. Vater Pippinus brevis heißt) in seiner auf diesem Berge erbauten Burg. Noch im 16. Jhrhdt. sah man Ruinen eines unermeßlichen Gebäudes und weitläufiger Gräben. — Der Verfall der mit Cosmas Asam's Fresken gezierten Corbinians-Kapelle, und die Benützung der alten, ehrwürdigen Klosterkirche mit dem Kreuzgange (worin der alten Fraunberge und Fraunhofen Gräber) zu weltlichen Zwecken, erinnert uns lebhaft wieder an unsern früher gemachten Vorschlag: aus der Mitte der Vereinsglieder einige hiezu geeignete Individuen zu erwählen, welche alljährlich die im Bereiche des Kreises vorhandenen Monumente zu inspiciren, und darüber ihren Bericht zu erstatten hätten.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nr. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert. Erlangen bey J. J. Palm und Ernst Enke. Erster Band 1838, Seiten XVIII. 522. Zweyter Band 1839, S. XIV. 591. Dritter und letzter Band 1840. S. X. 576. Mit einer Karte und dem Grundrisse von Jerusalem.

Als der Verfasser dieser Reisebeschreibung im Herbste des Jahres 1836 das Vaterland verließ, da waren die meisten von uns, die wir ihm näher stehen, von bangen Besorgnissen erfüllt. Er stand damals bereits im 56ten Lebensjahre, und wenn seine ganze Erscheinung noch den Eindruck vollkommener Rüstigkeit machte, so hatte er doch während seines Aufenthaltes in München (seit 1827) einige nicht unbedeutende Krankheiten überstanden, und das Ergrauen des Alters meldete sich an seinem Haupte. Indeß, er selbst war seiner Sache sehr gewiß. Ein Jüngling in der frischesten Jugendkraft kann seinen Lauf nicht froher und erwartungsvoller antreten, als er es that; und siehe da, die weite, gefahrvolle Reise ist glücklich zurückgelegt; und nach so kurzer Frist liegt die Beschreibung derselben schon vollendet vor uns.

Vieles haben wir schon von dieser Hand; Schriften, die auf der Höhe der Wissenschaft stehen, und solche, die zu den Aermsten im Volk herabsteigen; uns will es scheinen, als habe er mit gegenwärtiger Schrift dem Vaterlande seine edelste Gabe gereicht. Liebend und sinnend ist der Wanderer an den Stätten alter Herrlichkeit vorübergegangen, offenen Auges für Alles, was Natur und Menschenleben ihm darbot, und mit einer wohlthuenden Pietät, wo er sich auf den Spuren der Heroen menschlicher Wissenschaft oder der Offenbarung befand. Es ist in diesem Geiste eine Vereinigung von wissenschaftlicher Tiefe und Kindlichkeit, von Kraft und Milde, von erhabenem Ernst und freundlichstem Eingehen auch auf das Geringste, wie sie sich nur selten findet; und das ist es, was ihn zu einem so glücklichen Reisenden macht. Es ist, als wenn Alles mit ihm ein freundliches Zweygespräch begönne; nirgends sehen wir ihn theilnahmlos, selbst auf der ödesten Insel nicht, wohin er verschlagen wird, selbst bey den „Knoblauchessenden" Hadschi's nicht, mit denen er schifft. Man kann denken, was diesem Geiste ein längeres Verweilen an den Orten der heiligsten und größten Erinnerungen, welche die Menschheit hat, gewähren mußte. So weht denn auch durch das ganze Buch von Anfang bis zu Ende ein frischer Hauch des Lebens; man fühlt sich angezogen, ergriffen, festgehalten, erhoben; man sieht es nur ungern, daß es sich zuletzt doch auch zum Ende neigt.

Wie sehr dem Verf. die Reise selbst am Herzen gelegen, mit welcher Liebe er sodann den Bericht über dieselbe gegeben, das ist sogleich in der Einleitung (I. 1 — 34) zu sehen, in welcher er uns einen Blick in sein Innerstes, auch in den Gang seiner Bildung, verstattet. Wir lernen die Mutter kennen mit der Macht ihrer Liebe und den Vater mit seiner männlich starken Seele; die Lage des Geburtsortes (Hohenstein im sächsischen Erzgebirg) wird uns beschrieben: es ist ein Rigiberg im Kleinen zwischen der hehren Gebirgsgegend des Südens und der angrenzenden fruchtbaren Ebene des Nordens; die Lage des väterlichen Hauses, die

Aussicht aus dem Garten wird berührt. Wir sehen den kräftigen, muntern Knaben, dem kein Thurm oder Kirchengemäuer zu hoch und zu gefährlich, kein Baum oder einzeln hinausragender Ast zu jäh und zu schwierig zum Besteigen war; der ohne Grubenlicht dem Bergmann nachschlich in die dunkle Tiefe, ohne sich von dem Sausen und Heulen der Kunsträder und Saugwerke stören zu lassen; der oft Stunden lang im Buchen- und Tannenwald umher ging, nach Dingen suchend, nach denen keiner unter seinen Gespielen Verlangen trug. Diesem Knaben wird das Glück zu Theil, zu Herder nach Weimar zu kommen; und hier in der Nähe dieses großen Geistes, dessen Verdienste um das Vaterland eine spätere Zeit besser würdigen wird, erwacht er als Jüngling zum inneren, geistigen Leben. Damals schon lernte er darauf achten, was der Geist, welcher in der Natur lebt und waltet, dem Geiste, der im Menschen lebt, zu sagen habe, während er zugleich mit der classischen Literatur im vertrautesten Umgang stand. Erst später, und, wie es scheint, unter mancherley Kämpfen, trat ihm das Höchste, was dem Menschen gegeben ist, strahlend entgegen; noch später regte sich mächtig der Wunsch, sich aufzumachen, „nach der Stätte des Aufganges, nicht des Lebens der Einzelnen, sondern des Lebens Aller"; den kleinen, armen Fleck der Erde zu besuchen, „wo es der ewigen Weisheit gefiel, den Grundstein zu einem geistigen Gebäu zu legen, welches das wahrhaft erlangte, was jener alte Thurmbau zu Babel in seinem Uebermuthe vergeblich erstrebte: ein Hinansteigen des Irdischen und Menschlichen zu dem Himmlischen und Ewigen." — Nicht leicht wird jemand die Einleitung lesen, ohne den Reisenden lieb zu gewinnen und seiner Erzählung mit großer Freude entgegen zu sehen.

Die Darstellung der Reise hat folgende Abschnitte:

I. Reise nach Constantinopel I. 35 — 252.
II. Reise nach Smyrna. I. 253 — 389.
III. Reise nach Alexandria und Cairo. I. 390 — 531.
IV. Aufenthalt in Aegypten. II. 1 — 228.
V. Reise durch die Wüste. II. 229 — 445.
VI. Die ersten zwölf Tage in Palästina. II. 446 — 591.
VII. Wanderungen durch Palästina und Syrien III. 1 — 390.
VIII. Reise nach Griechenland. III. 391 — 514.
IX. Die Heimreise. III. 515 — 576.

Man sieht, wie Vieles und Großes die Reisebeschreibung umfaßt; es möge uns vergönnt seyn, auf Einiges davon näher hinzudeuten.

Es war ein heiterer überaus schöner Morgen, am 6. September 1836, als unser Wanderer mit der treuen, heldenmüthigen Lebensgefährtin, die ihn auch dießmal nicht allein ziehen lassen wollte, begleitet von Dr. Johannes Roth, Dr. Michael Erdl (jungen Naturforschern und Aerzten) und dem Architectur- und Landschaftsmaler Martin Bernatz die Reise antrat, die sich zunächst über Salzburg nach Wien wendete, welches bereits am 12. September erreicht wurde. Hier in der Kaiserstadt entspannen sich jene goldene Fäden des Wohlwollens und der freundlichen Fürsorge, die den Reisenden bis Constantinopel, und von da wieder an den Meles, Nil und Jordan, ja bis zum Arno geleiteten. Am 15. September fuhr die Reisegesellschaft, der sich hier eine muthige, freudige Pilgerin angeschlossen hatte, auf dem Dampfschiffe Nador von Wien ab; am 17ten von Pesth auf dem Zriny, der sie bis zu der Ungarisch-Serbischen Donauklause brachte, welche damals noch der Dampfschifffahrt bis zum eisernen Thor jenseits Orsowa, wenigstens bey niederem Wasserstand, eine Grenze setzte. Am 21. begaben sie sich auf ein kleines, bequem eingerichtetes Ruderschiff, auf dem sie, mächtig ergriffen von der majestätischen Gebirgsgegend, den Gefahren der Donaufälle glücklich entgingen, und in Altorsowa wohlbehalten ankamen, wo zunächst Halt gemacht wurde, um die nächste Umgegend und die 5 Poststunden von hier entfernten Herculesbäder bey Mehadia zu besuchen. Am 24. September wurde die Weiterreise nach Kladowa angetreten, wo das Dampfschiff Pannonia ihrer wartete. Auf der Fahrt durch den Engpaß des eisernen Thores wurde das Fahrzeug fast wie auf

stürmischem Meere bewegt; die Brandung an den Felsenmassen, die aus dem Strom hervorstehen und das laute Tosen des abstürzenden Wassers, so wie die vielen Wirbel bey der Insel Balmi, in der Nähe des serbischen Dorfes Sip — dieß Alles mußte einen gewaltigen Eindruck machen; dennoch durfte man, besonders seit den Sprengarbeiten des Jahres 1834, ohne alle Furcht sich der Betrachtung der erhabenen Felsenpforte hingeben, durch welche der mächtige, deutsche Strom hinaustritt in das Land des Ostens. Bey Kladowa lag das schöne große Dampfschiff Pannonia schon vor Anker, das unsere Reisenden an demselben Tage Nachmittags aufnahm, und um Mitternacht sich bey Widdin vor Anker legte. Es war hier, Sonntag den 25. Sept., als sie beym Grauen des Tages von dem ganz nahen Minaret das Türkische: „Gott ist nur Einer: Gott ist groß; Gott ist allmächtig!“ singen hörten, und darauf sich zum ersten Male in den Gassen und Bazars einer türkischen Stadt ergiengen. Von Widdin aus bevölkerte sich das Dampfschiff allmählig mit türkischen Passagieren, die auf der am Boden hingebreiteten Decke mit untergeschlagenen Beinen sitzend, und auf nichts, als auf den aus der langen Pfeife hervorgeathmeten Dampf achtend, beynahe selbst als seelenlose Dampfmaschinen hätten gelten können, wäre an ihnen nicht wenigstens in den Stunden des Gebetes das Walten einer Menschenseele sichtbar geworden. In der Nähe der vielen Ortschaften am Donauufer, aus denen die schlanken, weißen Minares hervorglänzten, zeigten sich von hier an schon hin und wieder kleine Haine von Zypressen, den Bach am Thale beschattete die hohe Platane; die Anhöhen waren mit der immergrünenden Eiche bekleidet, in den Gärten stand mit reifenden Früchten bedeckt der edle Lorbeer neben dem Feigenbaum; die Gehänge der Hügel waren mit Weinreben behangen, aus deren Laubdach allenthalben die großen, reifen Trauben hervorblickten. Am 28. Sept. war die Fürstin unter den Handelsstädten des unteren Donaulaufes, Galacz, erreicht. Am 30. gieng die Fahrt auf dem Dampfschiff Ferdinand weiter, das in jeder Stunde 13 englische Meilen durchläuft; die untergehende Sonne dieses Tages beleuchtete ihnen schon das wogende Gewässer des schwarzen Meeres. Am 2ten October trat das Dampfschiff in den Bosphorus ein. Der Verf. weiß nicht, welche Erinnerungen an irgend etwas schon Gesehenes er in den Lesern hervorrufen solle, die jenes Paradies des Meeres und des Landes noch nicht besuchten, um an das schon Gesehene das Bild des noch nicht Gesehenen anzuknüpfen. Er hatte früher die schönsten Küstengegenden von Italien, Südfrankreich und Piement gesehen, aber unter den Erinnerungen an diese früheren Genüsse des Wanderns waren keine, die ihm wie ein passender Reim zu jenen Empfindungen erschienen wären, welche der Anblick des Bosporus weckte. Wir haben etwa in der Kindheit die Mährchen des Orients gelesen; wir haben im Spiegel jener Gedichte der Morgenländer, welche Rückert's Meisterhand auf vaterländischen Boden verpflanzte, das Bild einer irdischen Natur gesehen, durch deren vergänglichen Schleyer allenthalben die Schönheiten einer überirdischen Natur hindurchblicken. Was jene Dichtungen ahnen ließen, das glaubt das Auge hier verwirklicht vor sich zu sehen. Denn neben der festlich geschmückten Natur hat auch die Baukunst des Morgenlandes hier ihr Prachtgewand angethan; die hochgewölbten Moscheen, die Paläste der Großen im Glanze des weißen Marmors ihrer Säulen und Mauern erscheinen wie durchsichtig; es ist, als hätte die hier waltende Gluth des Schönen das starre Gemäuer durchdrungen. Ruhig, wie ein auf den Wogen scherzender Delphin steuerte das Dampfschiff auf dem schäumenden Meeresstrom hinab; bald lag die Hauptstadt des osmanischen Reiches in ihrem Glanze vor den staunenden Blicken da. Nicht lange, so sahen unsere Freunde von den Fenstern ihres Zimmers in Pera, wo sie bey einer trefflichen Landsmännin Aufnahme gefunden, die Herrscherstadt des Ostens in ihrer ganzen Herrlichkeit vor sich; die Abendsonne bestrahlte die hohen vergoldeten Kuppeln der Moscheen, die Paläste und Thürme; zu ihren Füßen das blaue Meer.

Doch, wie damals eine lang anhaltende Dürre das Land aussog, so wüthete in Constantinopel selbst die Pest mit großer Heftigkeit. Wenn die Freunde zum Meere hinabgiengen, da begegneten ihnen Lastträger, die einen Todten, in härene Decken gehüllt, hinausschleppten; im Hafen kleine

Fahrzeuge mit Särgen oder Todtenbahren. Jenseits der Stadt auf der Landseite waren die Gräber der moslemitischen Heiligen mit Kleiderstücken der tödtlich Kranken behängt; in den Gassen der Stadt begegnete man überall den in schwarzen Wachstaffet gekleideten Franken, die sich durch diese Verhüllung, so wie durch die langen Röcke der Gefahr der Berührung von den Türken zu entziehen strebten; wenn man in das Haus eines Franken trat, da wurde man in einen schrankähnlichen Kasten gesperrt und von dem Rauchwerk eines zu den Füßen gestellten Kohlenbeckens fast bis zum Ersticken durchräuchert. Bey all diesen Bedenklichkeiten und Gefahren blieben jedoch die Türken so unerschüttert ruhig, als wäre die Pest nur als eine beyläufige Zeitungsnachricht aus fernem Lande, nicht sie selber als Ereigniß unter ihnen verbreitet; in den Gassen und Bazars drängten sich die Haufen der gleichgültigen Menschen; kaum daß sie den Trägern auswichen, die etwa wieder einen Todten aus den Häusern forttrugen.

Die Reisenden blieben in allem neun Tage in Constantinopel und sahen in dieser Zeit, mit Ausnahme der Aja Sophia, zu welcher sie den nicht allzu schwierigen Eingang sich zu bahnen versäumt hatten, Alles, was für Reisende aus dem Westen als das Sehenswürdigste in der Stadt und der nächsten Umgegend erscheint. Der Verf. beschreibt vornämlich die Geschichte zweyer Tage, die ihm als die genußreichsten und denkwürdigsten seines Aufenthaltes daselbst erschienen. Die Wanderung des einen dieser Tage, am 4. October, gieng über einen Landungsplatz, dessen Schmutz sehr stark daran erinnerte, daß man sich „in der Türkey“ befinde, zu den Ruinen der Pantocratorskirche, zu der Wasserleitung des Valens, auf den Thurm des Seraskiers, von dem man die Stadt überblickt, von da zur Moschee Suleimans des Großen, in die Gasse der Opiumverkäufer, zu dem alten Serai, der Moschee Bajasids II., auf einige Augenblicke in eine „Ueberlieferungsschule,“ wo der Muderris bereits Tabak rauchend in einem Buche las, jedoch ohne daß sich ein Zuhörer eingefunden hatte; von da zu den Resten der gepriesensten Herrlichkeiten des alten Byzanz auf dem ehemaligen Forum: der verbrannten Säule, dem Palast Belisars, der 1001 fäuligen Cisterne aus Constantins des Großen Zeit, dem Hippodrom oder Atmeidan; von da zu der Aja Sophia, diesem dreyzehnhundert jährigen Tempel, welcher neunhundert Jahre lang der Gottesverehrung der Christen geweihet war, und jetzt wie die Erinnerung eines Greises an den genußreichsten, kraftvollsten Moment der Vergangenheit, als das schönste Gebäude des alten Byzanz mitten in dem Osmanischen Stambul dasteht. Der Verf. verweilt hier mit besonderer Liebe, um das Aeußere aus eigener Anschauung zu beschreiben und über das Innere Einiges aus fremden Berichten zu erwähnen. Es war heute zum ersten Male, daß ihn jene Wehmuth ergriff, die er nachmals öfter auf dieser Reise empfunden: die Wehmuth, die jenen alten Nordländer erfaßte, als er seinen Sohn zu Algier in dem Gewand und der Lebensweise des türkischen Renegaten erblickte. „Du altes Heiligthum des Christenglaubens,“ so ruft er aus, „der Christ darf deine Hallen nicht betreten; er darf nur im Vorübergehen hinein in deine Vorhöfe blicken. Wie lange weilet der Minstrel, der außen vor deinem Gefängniß, wie vor dem Thurme, in welchem Richard Löwenherz gefesselt lag, die wohlbekannten Töne anstimmt, denen dann du im Innern, mit Hymnen des Lobes und dem Posaunentone des Dankes antworten wirst? Der Minstrel, dein Retter und Befreyer, er weilet lange. Du alter Glockenthurm am Eingange, gegen die Minares und ihre vergoldeten Halbmonde erscheinst du nur klein; wenn dir aber dereinst die Stimme wiederkehrt, da wird sie weiter tönen über Meer und Land, als der Ruf des Munsins.“

Von hier giengen die Freunde nach einer kurzen Ruhe in den Laden eines Sorbetbereiters zu dem neuen Serai, dessen Garten und Höfe sie unter der Leitung eines jungen Officiers besuchten; von da zu dem Bazar und zuletzt zu den öffentlichen Bäoern.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nr. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

(Fortsetzung.)

Auch die zweyte Tagwanderung, am 6. Oct. berührt des Wissenswerthen sehr viel, besonders tritt hier Ejub mit seiner reizenden Umgegend hervor, wo der Verf. die Pflanzenwelt dieses Landes zuerst in ihrer Fülle und Farbenpracht sah. Oft aber führte der Weg durch so vereinsamte, menschenleere Gassen und an so armseligen Hütten vorüber, daß es schien, als hätten die Bewohner ihren alten Grund und Boden den verwilderten Hunden, die hier in ganzen Schaaren hausten, und das verfallene Dach der vormals bedeckten Hallen den Fledermäusen und Spatzen zur Wohnung überlassen. Der Verf. versichert, in keiner andern auf dieser Reise gesehenen Stadt des türkischen Reiches so menschenleere Plätze gesehen zu haben, als manche Gegend der Hauptstadt in sich faßt. Um den Palast des Hebdomon zu betrachten, dessen alte Gemäuer noch jetzt mit ihren drey Stockwerken dastehen, diesen alten Kaiserpalast, unter dessen zahlreichen Schätzen einst die fünf goldnen Thürme sammt jenem goldnen Baume, auf dessen Zweigen goldene Vögel tönten, dann die beyden goldnen, mit Edelsteinen verzierten Orgeln sich befanden, mußte man durch die Hütten der armen Juden hindurch, die sich wie Dohlen in und an das Gemäuer des vormaligen Kaiserpalastes angebaut haben. Da, wo der letzte der griechischen Kaiser im Kampfe mit den Osmanen heldenmüthig starb, ist jetzt das Quartier der Zigeuner, die hier einen ihrer wichtigsten Haltpuncte haben. Die Stadtmauern, so fest und gewaltig ihr Bau erscheint, zeigten sich dennoch an vielen Stellen von den Zinnen herab bis zu dem Boden zerrissen und zerspalten. Diese weit klaffenden Risse und die für die Schaaren, welche der Pest erlagen, erst heute geöffneten Gräber redeten den Pilger aus Westen wundersam an. „Nicht deine Macht, du Volk des Westens und Nordens, hat mich so gebeugt und zerrissen, sondern die Hand des Allmächtigen hat mir diese Wunden geschlagen, der Schrecken von Gott hat meine Mauern gerührt, und erschüttert.“ In dem Schloß der sieben Thürme wollte es den Freunden, ungeachtet der schönen Aussicht, in der Nähe jenes furchtbaren Gefängnisses mit dem Blutbrunnen nicht recht wohl werden. Eben so wenig in Condoscale, „der Stätte der niedrigsten Laster und Bübereyen.“ Auf der Heimfahrt über den Hafen hinüber nach Galata sahen sie den Großsultan, der in seiner prächtigen offenen Barke ganz nahe an ihnen vorüberfuhr.

Der Verf. führt uns hierauf durch die Vorstädte und Umgegend von Constantinopel, und überall sehen wir uns auf die anziehendste Weise belehrt. Zuletzt wird eine Fußreise über die Halbinsel von Pera beschrieben, die in dem „lieblichen Bujukdere“ endigte. Wenn die geschichtlichen Erinnerungen, welche der Verf. bey der Beschreibung Constantinopels einwebte, fast durchgängig von tragischem Ernste sind und das Gemüth zuweilen schmerzlich bewegen, so ist das, was der Verf. zum Schluß über die Liebe sagt, die er in der Stadt so ernster Erinnerungen von trefflichen Männern und Familien erfuhr, desto wohlthuender.

Während der Verf. in Constantinopel war, fieng in München die Cholera an sich zu regen. Auch unser Reisender mußte damals, so entfernt er von der Heimath war, in Folge mehrmaliger

deckt, die vielleicht den Kampf mit Hyänen und Schakals bezeugten. Ueberall die Spuren des Erdbebens. Den tiefsten Eindruck machten die Ruinen des Cybeletempels. Der Rückweg gieng wieder über Magnesia, wo der Verf. dem Oglu Bey, einem der reichsten Fürsten in Anatolien vorgestellt, und auch zu dem Kadi des Ortes geführt wurde, um diesem mit seinen ärztlichen Kenntnissen zu dienen. Auf dem Wege nach Smyrna kamen die Freunde jenseits Hadschila durch einen Wald von Granatbäumen, in deren Zweigen noch eine Fülle der spätgereiften Früchte hieng. Die Anhöhe über dem Granatwald mit den jetzt in Folge des Regens neu aufgrünenden Thälern und Schluchten war außerordentlich reizend. Am 31. October Abends war das Haus des Gastfreundes in Budscha wieder erreicht.

Der Verf. läßt hierauf zuerst einen höchst wohlthuenden Blick in das Leben der Freunde thun, die er in Smyrna gefunden; worauf er in eine nähere Beschreibung der reichen Natur der Gegend von Smyrna eingeht, jedoch mit dem Versprechen, an einem andern Orte ausführlich von der Naturgeschichte Kleinasiens zu reden.

Die Fahrt von Smyrna nach Alexandria gieng nicht so gut, wie man gewünscht hatte. Am 5. November begaben sich die Reisenden auf ein zwar Türkisches, aber von einem griechischen Capitän geführtes Schiff, auf welchem 134 türkische Pilgrime (Hadschi's) sich mit ihnen niederließen. Am 27. November, liefen sie im äußeren Hafen von Alexandria ein. Doch zwischen ihnen und dem freyen Austritt auf's Land lag noch die langweilige Absperrung einer vier- und zwanzigtägigen Quarantäne. Erst am 20. December betraten sie das Land.

Die Weihnachtszeit, die sie in Alexandria zubrachten, vereinte die Kräfte unsers Sommers mit der Fülle des Herbstes, während an vielen Stellen der neugrünende Boden an die Tage des Frühlings erinnerte. In den Gärten blüheten Nelken, Ipomöen und Rosen, während die Palmenbäume voll reifer Datteln hingen; die Abende waren so mild, daß man noch spät bey hellem Mondschein zwischen den Bazars und den Kaffeehäusern der Türkenstadt herumwandeln konnte, deren Bewohner jetzt in der Zeit des Ramadan's erst am Abend zu den gewöhnlichen Belustigungen der Sinnen aufwachten.

Am 27. December wurde eine sehr bequem eingerichtete Nilbarke bestiegen, auf der die Freunde zunächst nach Adfu fuhren. Sie erreichten Kairo am 4. Januar 1837. Der Verf. rechnet diese Wasserfahrt auf dem Nil zu den anmuthigsten und herrlichsten, die man machen könne. Der Frühling von Aegypten war gekommen; die Mimosen entfalteten ihre goldgelben Blüthen; auf den Feldern grünten und blüheten Saaten und Kräuter; die strauchartige Baumwolle zeigte neben den reichen Samenkapseln zugleich wieder die große, wunderschöne Blüthe; reife Orangen von ungemeinem Wohlgeschmack bedeckten die Bäume; die edle Palme sättigte auch das ärmere Volk mit der Fülle ihrer Datteln; gewiß es hätte keine schönere Jahreszeit zur Reise durch das Nildelta gewählt werden können, als die von den letzten Tagen des Decembers bis in die erste Woche des Januars: eine Zeit, die schon den alten Aegyptern eine besonders festliche war.

Der zweyte Theil der Reisebeschreibung wird mit sechs ausführlichen Briefen eröffnet, die sich über den Aufenthalt in Aegypten verbreiten und ein sehr anschauliches, lebendiges Bild von dem Volksleben in Kairo entwerfen. Es wurde unsern Freunden zu Theil, im bequem eingerichteten (im Koptenquartier gelegenen) Hause eines theuren Landsmannes, der sie mit größter Liebe empfieng, ihre Wohnung nehmen zu dürfen, wo es ihnen gleich von dem ersten Tage an überaus wohl und heimathlich zu Muthe wurde. In demselben Hause wird von den Engländern eine Knabenschule und ein Schullehrer Seminar unterhalten. Vor den Fenstern des Zimmers standen hohe, schlanke Dattelpalmen und blühende Mimosenbäume.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nr. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

(Fortsetzung.)

Der schönste Aufenthalt aber war auf dem platten Dache des Hauses. Dort sieht man fast im Westen die großen Pyramiden von Ghizeh, am Saum der gelblichgrauen Wüste, deren Ende das Auge nicht erreicht; nahe bey ihren Füßen breitet sich gegen Süden und Norden das gesegnete Nilthal aus mit seinen Palmenwäldern; gegen Osten prangt am Rande des Mokattamberges die Burg des Saladin und zu ihren Füßen die große Stadt mit ihren unzählbar scheinenden Thürmen und Mauerzinnen. Schon am dritten Tage nach seiner Ankunft in Kairo wurde der Verf. zur Audienz bey dem Vicekönig gerufen (6. Januar). Die ganze hohe islamitische Geistlichkeit hatte sich versammelt, um dem Vicekönig ihre Ramadan's-Visite zu machen; vornehme Araber und Türken, zum Theil vermischt mit orientalisch gekleideten Franken, wandelten im Vorsaal durcheinander. Es waren Abgeordnete aus Mekka da, die sich durch die gelbe Farbe ihrer Kleidung, durch den großbauschigen Turban und durch den grimmig verächtlichen Blick auszeichneten, den sie im Vorübergehen auf die fränkisch gekleideten Christen warfen. Es war überdieß ein Botschafter des Großsultans aus Constantinopel da, der so eben Audienz hatte. In dem ziemlich langen Gespräch mit dem Verf. sprach der Vicekönig auf die rühmlichste Weise von dem König von Bayern. Er wußte von der Eisenbahn in Bayern, von dem Donau-Mainkanal, und zeigte sich überhaupt über das, was bey uns vorgeht, gut unterrichtet. Die Bitte um einen kräftigen Firman zur Reise durch die Wüste und durch Syrien nahm er wohlwollend auf. Später gab er dem Verf. einen lebenden Löwen und ein lebendes Caracal zum Geschenk.

Am folgenden Tage wurde Fostat (Altkairo) besucht. Hier ließen sich die Freunde in eine der berühmtesten koptischen Kirchen führen; welche über die zum Theil unterirdischen Gemächer gebaut seyn soll, in denen eine alte Sage der Kopten die Wohnung der heiligen Familie während ihres Aufenthaltes in Aegypten vermuthen lässet. Die Kopten erschienen an diesem Tage nicht bloß in ihren neuen Kleidern, festlich geschmückt, weil sie das Weihnachtsfest feyerten, sondern die Lust und Freude des äußern Menschen über die nach 28tägiger, strenger Fastenzeit ihm gewordene Erquickung schien auch auf den innern bey diesem Volke, das sonst das Gepräge eines tiefen Ernstes und der Trauer trägt, wohlthätig aufregend gewirkt zu haben. Sehr erfreulich ist es, daß neuerdings die Kinderschulen der Engländer in der Jugend dieses armen Volkes heilsame Erkenntnisse verbreiten. Die östliche Gebirgswüste des Nilthales zeigte eine bewundernswerthe Farbenpracht der Steine; an manchen Stellen war das Thal, wie der Hügelabhang ganz bedeckt von Jaspis, so wie von Carniol, Chalcedon und Onyxsteinen. Das nebenanstehende Gebirg enthält die Lager des schönsten durchscheinenden Alabasters.

Am 8. Januar zeigte der Donner der Kanonen das Erscheinen des Neumondes, und hiemit für den folgenden Tag den Anfang des Bairamfestes an, an dem die Moslemen ihren schönsten Schmuck anlegen und es sich sehr wohl seyn lassen, da das Fasten des Ramadan's glücklich überstanden ist. Den ersten Tag dieses Festes, den 9. Ja-

nuar, benutzten die Freunde zu einem Ausritt nach Heliopolis, d. h. zu dem Obelisken, der von der alten Sonnenstadt noch übrig ist. Nahe dabey liegt das Dörflein Matarieh, von Gärten umgeben, in denen jetzt der Frühling mit all seinen Reizen eingezogen war. Dort ist der „Quell der Sonne," der das süßeste Quellwasser von Aegypten ausströmt, an dem die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten den ersten Ruheort gefunden haben soll. — Der zweyte Tag des Bairamfestes, welcher der ansehnlichste ist, wurde mit dem Beschauen der an demselben statt findenden Hoffeyerlichkeiten und dem Besuche der Gräberstadt der Mameluckenkönige, so wie des angrenzenden Mokattam, zugebracht. Höchst merkwürdig ist, was der Verf. hiebey von den Schlangenbeschwörern erzählt.

In Abusabel wurde am 14. Januar mit großer Theilnahme die jugendliche, aber schon trefflich herangereifte Anstalt zur Bildung junger Aerzte, Hebammen und Thierärzte besichtigt. Einen wissenschaftlich geordneten botanischen Garten, in welchem die Gewächse der heißeren Erdgegend, meist im Freyen stehend, in solcher Menge der Arten in schönster Frische grünten, hatte der Verf. noch nie gesehen. Die zoologische Sammlung enthielt schon eine Menge von naturhistorischen Kostbarkeiten. Auch ein großes Krankenhaus für Menschen und ein anderes für Thiere setzte in Verwunderung.

Die mächtigen Pyramiden hatten den Verf. vom ersten Tage seines hiesigen Aufenthaltes an, so oft er sie vom Dache seiner Wohnung sah, zu sich hingezogen; dennoch konnte er erst am 17. Januar dazu gelangen, seinen ersten Besuch bey ihnen zu machen, den er später noch einmal wiederholte. Die Reise durch die Akazien- und Palmenwälder des linken Nilufers von Ghizeh nach Sakkara war überaus schön. Noch vor Mittag wanderten die Freunde auf der Stätte des alten Memphis, und sahen hier den in einer Tiefe von 20 Fuß unter Schlamm- und Sandlagen entdeckten Coloß, welcher für die Bildsäule des Pharao Remeses II. gehalten wird und ohne das Piedestal 40 Fuß mißt. Jene mächtigen Ruinen, welche noch Abulfeda 1342 n. Ch. hier sah, sind bis auf diesen Coloß und einige Granittrümmer verschwunden. Nahe bey dem Coloß stehen armselige Hütten, erbaut auf kleinen Hügeln des alten und neuen Schuttes. Der Weg nach Sakkara führte weiterhin im Walde der Akazien an einigen Substructionen alter Gebäude vorüber, dann hinaus auf die grünenden Felder Sakkara zu, wo die Reisenden schon gegen 2 Uhr ankamen. Der Nachmittag wurde zur Betrachtung der nahe gelegenen Pyramiden und einiger Grabeskammern verwendet, deren Reihen sich weithin verbreiten und sich dem Auge durch die Menge der herumgestreut liegenden Schädel ankündigen. Bey dieser Gelegenheit zeigte sich die Habgier der hungernden Fellah's auf so betrübende Weise, daß der Verf. sich zu dem Ausspruch veranlaßt sieht, wer etwa noch nie den hohen Werth unserer christlichen Staatsverfassungen recht gründlich eingesehen, der solle nur auf einige Zeit in einem Aegyptischen Dorfe wohnen und das Leben seiner Bewohner betrachten. Mit einer ganzen Schaar von alten und jungen Fellah's und Fellahas kamen die Freunde endlich zum Dorfe zurück, wo ein gastfreundlicher Europäer, der hier ein Landhaus besitzt, sie freundlich beherbergte. Am folgenden Tage nahmen sie ihren Weg nach dem Mumienfelde der Vögel und Thiere, wo sie in einige Grabeshallen mit ziemlicher Beschwerde hinabstiegen. Es war fast Mittag, als sie die großen Pyramiden erreichten. Die des Cheops wurde mit Hülfe dienstfertiger Beduinen rüstig bestiegen; aber sehr mühsam war das Hineingehen und Kriechen in die innern Kammern der Pyramide. An der zweyten Pyramide, an der des Cephren oder Sensuphis waren eine Menge Arbeitsleute beschäftigt, welche ein Engländer nach den noch weniger bekannten innern Kammern nachgraben ließ. Einige der Grabeshallen von prachtvoller Anlage und Ausführung, die sich in der Nachbarschaft finden, wurden später besucht. Auf der Rückkehr nach Kairo wurden unter anderem jene merkwürdigen Brutöfen besehen, in denen seit uralter Zeit die Aegypter die Eyer der Hühner fabrikmäßig und nur durch künstliche Wärme belebend auskriechen lassen. Was jedoch noch merkwürdiger erschien, war das Vergnügen, mit welchem die Eseltreiber ihren Thieren bey der Mahlzeit des Klee's Gesellschaft leisteten; ja in Ghizeh kauerte eine ganze Menge von Landleuten um einen Haufen Klee herum, der auf der schmutzigen Straße lag, und aß von diesem rohen Gemüse mit trefflichem Appetit.

Der Verf. hatte während der Fahrt nach Alexandria schon Gelegenheit gehabt, das Leben der Hadschi's genau zu betrachten; in Kairo sah er nun auch am 30. Januar den feyerlichen Auszug der Pilgrime nach Mekka, wobey die Schaar der fanatisch entrückten Derwische, reitend auf schlechten Kameelen und gehend mit wilden Verdrehungen der Glieder, besondere Verwunderung erregte. Zuletzt schien es, als sey jetzt der Hahn, durch welchen bisher der Wein lief, aus dem Faße herausgezogen, und als ob dem nun offenen Spundloche unaufhaltsam die letzte Hefe des fanatischen Tollrausches entströmte. Denn obgleich der Rotte der Derwische, die hinter „dem Heiligthum" des Machmil's, (dieses mit einer heiligen Decke belegten, zwey Abschriften des Korans enthaltenden Zeltkastens), herzieht, das Fressen der lebendigen giftigen Schlangen und mancher andere Exceß untersagt ist, gebehrden sie sich doch noch wild genug, und obgleich die „Mutter der Katzen," welche sonst von einer ganzen Familie von Kätzlein, Kiezen und Katern auf ihrem Kameele hinter dem Machmil ritt, gestorben ist, so lebt doch der alte Scheikh el Gemel noch, der halbnackt auf einem alten, magern Kameel reitend und dabey den Kopf ohne Aufhören wirbelnd, den Zug nach Mecka regelmäßig mitmacht.

Der letzte Brief des Verf. von Kairo ist vom 11. Februar. Damals waren alle Vorbereitungen zur Reise durch die Wüste schon getroffen; nachdem nun auch jene kostbaren Kisten, welche alle Früchte eines sechswöchentlichen Fleißes, alle in Aegypten gesammelten Naturalien in sich faßten, zur Absendung nach Europa bereit gemacht waren, wurde am 13. Nachmittags die Weiterreise angetreten, die an diesem Tage nur bis zu dem ärmlichen Dörflein Bessatin gieng. Der Verf. hatte diesen Weg, nicht die gewöhnliche, etwas nördlichere Karawanenstraße eingeschlagen, um die Reise „mit den größesten, erhabensten Erinnerungen, welche die Geschichte darbietet, Hand in Hand zu machen," und weil überdieß der Weg am südlichen Abhange des Mokattam hin ein höheres, naturhistorisches Interesse hat, als der gewöhnlichere. Am 14. gieng der Zug an mächtigen Massen versteinerter Bäume vorüber; das Reiten auf dem Kameel fiel für den Anfang ziemlich beschwerlich. Nach einem außerordentlich beängstigenden Abentheuer, am erhabenen Attakaberge vorüber, den der Verf. auch seiner Form nach einen der imposantesten Berge der Erde nennt, ganz geeignet, ein Denkstein zu seyn, welchen die Hand der ältesten Geschichte mit einem heiligen Oele der Erinnerungen gesalbt hat, kam die Karavane am 17. Februar bey Suez am rothen Meere an. Der Verf. hatte bereits das Mittelmeer, wie das Adriatische, an verschiedenen Puncten ihrer Küsten gesehen und durchforscht; gegen den Reichthum des rothen Meeres, namentlich an Conchylien, erschienen ihm jene so werthvollen Gegenden wie der Mittagstisch eines wohlhabenden Bürgersmannes an einem Wochentage, im Vergleich mit der überreichen Tafel eines Fürsten, der seinem Sohne ein Hochzeitsmahl bereitete. Hingeworfen an den Strand lagen da die buntfarbigen, schönen Gehäuse der Mollusken; es zeigten sich die buntfarbigen Fische der heissen Zone, und selbst der Sand der Wüste ladet hier den Sammler zu seinem wohlbestellten Gastmahle ein. Am 18. Abends nach Sonnenuntergang fuhren die Freunde auf einem Boote über den 1/2 Stunde breiten Meeresarm im Mondschein nach Asien hinüber, während die Kameele mit dem Gepäck einen vierstündigen Umweg zu machen hatten. Am 19. kamen sie früh vor 10 Uhr an den Brunnen Mosis an; der Verf. pflichtet der noch immer fortbestehenden, ältesten Ueberlieferung bey, nach welcher der Durchgang der Heere Israels von der hier gegenüber gelegenen Ebene Bede geschah, welche zwischen dem Attaka (Baal Zephon) und dem südwärts von ihm gelegenen Kuaiba (Migdol) an das Ufer ausmündet. Am 20. lagerte sich die Karavane in der Nähe des Brunnens Howara (Mara); am 21. kam sie an der Stätte des biblischen Elim im Thal Garendel vorüber. Der gewöhnliche Weg nach dem Sinai zieht sich durch das Mokattebthal mit den berühmten Inschriften. Dieser wurde jedoch nicht gewählt, da der Besuch der Küstengegend bey Tor wichtiger schien, die am 24. erreicht wurde, und in naturgeschichtlicher Hinsicht gute Ausbeute gab. Von hier gieng der Zug am 26. durch das Slafthal nach dem **Katharinenkloster**, wohin man am 28. auf beschwerlichen Gebirgswegen glücklich gelangte.

Der Frühling ergoß so eben über dieses hochgelegene Thal die ganze Fülle seiner Kräfte; die Pfirsichbäume und Mandeln hatten den Boden des Klostergartens mit den schon abfallenden Blättern ihrer Blüthen bedeckt, während die Aprikosenbäume noch mit dem jugendlichen Roth fest umgürtet standen, die Blüthen der Kirschen so eben sich öffneten, die Birnen und Aepfel aber noch schlummernd in der Wiege der großen, weissen Knospen lagen.

Dazwischen erhoben die Cypressen ihre dunkelgrünen Wipfel und im untern Theile des Gartens duftete der kleine Wald der Orangenbäume. Im Kloster war schon eine Reihe von reinlichen, kleinen Zimmern zur Aufnahme der Reisenden bereit. Wie wohl thaten hier die Segnungen der Reinlichkeit! Der erste Gang war jetzt zu der Hauptkirche, an der Stätte, wo Moses den flammenden Busch gesehen. Das Abendessen nach den langen Entbehrungen der Wüste war „ein Fürstenmahl.“ Die Ruhe der Nacht auf breiten Teppichen that unbeschreiblich wohl. Am 2. März wurde der Sinai bestiegen, der Berg, „welcher der größeren Hälfte der Völker der Erde ein heiliger Ort ist,“ mit einer so eigenthümlichen und außerordentlichen Aussicht, daß sich derselben keine andere auf Erden vergleichen läßt. Der Maler Bernatz nahm ein Panorama vom Sinai auf. Der 3. März wurde auf die Sehenswürdigkeiten des Klosters gewendet; am 4. das Bostanthal, so wie das Erbainthal besucht. Unter den Geschenken, welche der ehrwürdige Prior dem Vers. machte, war das kostbarste eine blecherne Büchse des Sinaitischen Mannas, welches hier in den heißesten Zeiten des Jahres aus den Zweigen einer Tamariskenart herabträufelt. Da man hievon auf der ganzen peträischen Halbinsel in den ergiebigsten Jahren kaum sechs Zentner sammelt, so ist der Preis ziemlich hoch; das Loth kommt auf einen Gulden. Jenes Herabträufeln wird durch den Stich eines kleinen, häßlichen Insectes bewirkt. Der Vers. ist der Ansicht, daß das Manna der Bibel noch etwas ganz anderes gewesen sey, als dieses Manna der „Läuse und Käfer.“ Der Vers. giebt einen kleinen Umriß dessen, was ihm von der Natur der Gegend anschaulich wurde; die Naturgeschichte des Sinai ist demselben jedoch von so hohem, eigenthümlichem Interesse, daß er sich das Ausführlichere darüber auf einen andern Ort verspart. Ein Verdienst um die Beschreibung und Bestimmung der am Sinai gesammelten Pflanzen und Thiere haben sich die Herren Zuccarini und Wagner bereits erworben, wie dieß schon aus ihrem in gegenwärtigem Blatte gegebenen Berichte hervorgeht.

Am 7. März nach Mittag gieng der Zug vom Sinai weiter; am 12. wurde das in einem reichen, schönen Palmenwald am Ende des Aelanitischen Meerbusens gelegene Akaba erreicht. Erst am 15. gegen Abend gieng es von hier, wo sich unerwartete Schwierigkeiten gefunden hatten, mit sechszehn frischen Kameelen weiter. Dieser längere Aufenthalt am Meere war übrigens für die naturhistorische Sammlung sehr ergiebig gewesen. Die Kameele kamen von dem Emir Salem, dem Scheikh der Araba, unter dessen Schutz die Reise bis Hebron fortgesetzt werden sollte. Am 16. März langten die Reisenden in dem großen, aus schwarzen Nomadenzelten bestehenden Dorf der Araba an, wo der Scheikh Salem sie gütig empfieng. Am folgenden Tage wurde hier der große Bairam, zwar nicht auf religiöse Weise, aber doch mit Wettrennen gefeyert. Nach der Abreise am 18. traf sie ein gewaltiger Orkan; am 19. erreichten sie eine Anhöhe, von der aus sie das wahrhaft erhabene Edomitische Gebirg erblickten, welches durch seine riesenhaften Pfeilerformen einen überwältigenden Eindruck auf die Sinnen machte. Wer die Gruppen der Adersbacher Sandsteinfelsen, oder jene der Sächsischen Schweiz gesehen, und diese sich zehnfach vergrößert denkt, wird sich ein ungefähres Bild von diesem Gebirge machen. Der Hor, auf welchem Aaron's Grab ist, schaute majestätisch ernst über das niedrigere Gebirg herunter. Selbst die Beduinen deuteten mit einem Ausdruck der Ehrfurcht auf die Grabstätte des „Propheten“ hin. Bald nach Mittag war die Mündung des Wadi Musa erreicht.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nr. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

(Fortsetzung.)

Am 20ten März bestieg der Verf. mit einem der jüngeren Freunde und einigen Beduinen den Hor, während der größere Theil der Reisegesellschaft dem „wunderreichen“ Petra zueilte, wo sich der Verf. später auch einfand. Das Thal von Petra ist ihm ein riesenhafter Saal, den die Natur mit aller Fülle der ihr eigenthümlichen Architektonik aufgeführt, seine Wände im orientalischen Geschmacke aufs Schönste ausgemalt hat, und in welchem sich alle Geschlechter und Jahrhunderte der älteren Baukunst versammelt haben, um da ihre Studien zu machen. Die jüngsten und spätesten Meister waren die Römer, von denen noch lateinische Inschriften der Gebäude reden; die ältesten stammen von jenem Geschlechte, welches „in Felsenklüften wohnte, und hohe Gebirge inne hatte.“

Es war am 23. März, als unsre Reisenden in das Land der Verheissung eintraten. Der Boden war hier ein wahrer Blumengarten; denn es blüheten da mit mehreren Arten der Tulpen die buntfarbigen Anemonen und die Hyacinthen. Der Lagerplatz, der zuerst gewählt wurde, entfaltete ein Grün der Wiesen und Auen, wie im Nilthal. Am 25ten gegen Mittag zeigte sich das herrliche Thal, in welchem Hebron liegt, welches nach den Beschwerden der Wüstenreise ein wahrer Ort der Erquickung wurde. Es war ein Lieblingswunsch für diese Reise gewesen, das Osterfest in Jerusalem zu feyern. Es wurde nun wenigstens in Hebron gefeyert. Der erste Gang am Ostersonntag (26. März) war nach der vormaligen Christenkirche und nunmehrigen Moschee gerichtet, welche die Höhle Machpela, das Grab der drey Patriarchen, umfaßt; das Innere derselben betraten sie, wegen der allzu hohen Forderung, nicht. Mamre's Hain fand man fast ganz ausgerottet.

Am 28. März Morgens zogen die Freunde von Hebron aus; die Abendsonne beleuchtete ihnen schon die Stadt der Städte, Jerusalem; ja der Verf. hatte sogar, die Gefährten auf einige Zeit verlassend, Zeit gefunden, Bethlehem mit seiner heiligen Grotte zu sehen. Da sie sich dem Thore Jerusalem's näherten, gesellten sich Schaaren der Pilgrime zu ihnen, welche den schönen Frühlings-Nachmittag außerhalb der Stadt in den grünenden Thälern und Auen zugebracht hatten; die weißgekleideten Frauen und Kinder im Schutze der Väter und Brüder; mit ihnen zogen sie in Jerusalem ein, wo sie in der gewöhnlichen Herberge aller Fremdlinge aus dem Abendland, im lateinischen Kloster, freundliche Aufnahme fanden.

Eine volle Woche wurde den Sehenswürdigkeiten Jerusalems gewidmet; man fühlt es der Beschreibung an, daß der Verf. sich hier an dem eigentlichen Ziele seiner Reise befand. Am ersten Morgen seines Aufenthaltes machte das Alltagsgewühl der Gassen, so wie der von Käufern und Verkäufern erfüllten Bazars einen ähnlichen Eindruck auf ihn, als etwa auf Kinder, denen heute der Vater starb, das alltägliche, scherzhafte Geschwätz eines von Gästen erfüllten Nachbarhauses. Die Stadt war schon sehr gefüllt mit den Schaaren der orientalischen Christen, welche die ihnen noch bevorstehende Feyer der Passionswoche und des Osterfestes hieher gezogen hatte. Der erste Tag wurde auf die Betrachtung der heiligen Grabeskirche, erst

von außen, dann von innen, gewendet. Als den Freunden die Thür der Kirche geöffnet wurde, drängten sich mit ihnen zugleich die Pilgrime der verschiedensten Völker des Morgenlandes, Kopten, Georgianer und Maroniten, Armenier und Griechen hinein. Indem sie hier weilten, begannen die Gesänge des täglichen Umganges der Minoriten durch die geheiligten Stätten des weiten Tempelgebäudes, welches mit dem heiligen Grabe zugleich Golgatha in sich faßt; sie schloßen sich diesem Zuge mit Freuden an. Am folgenden Tage (30. März) war es die via dolorosa, Gethsemane, der Oelberg, das Thal Josaphat, das griechische Kloster, dann ein Platz in der Nähe der Stadtmauer beym Stephansthore, ein Punct der nächsten, deutlichsten Aussicht nach dem Morija und zugleich nach dem Oelberg, was sie besuchten.

Am 31sten machte sich der Verf. frühe auf, um die Stadt von außen am ganzen Umfange ihrer Mauern zu umgehen. Der Nachmittag wurde zuerst wieder der Grabeskirche, von welcher der Verf. eine genaue Beschreibung giebt, dann einem Besuch bey den Jüdischen Bewohnern von Jerusalem gewidmet. Es erscheint als das Zeichen einer großen Bewegung in diesem Volke, daß so zahlreiche Schaaren desselben in unsern Tagen, und zwar meist aus Deutschland und Polen, in das Land ihrer Väter ziehen. Der Verf., der ein Herz für jedes höhere Sehnen des Menschengeistes hat, in welcher Gestalt dieß auch erscheinen mag, fand hier fromme Männer, welche durch eifrigen Gottesdienst und anhaltendes Gebet zu dem Troste Israels zu gelangen hoffen, und dieses Trostes als eines nahen warten. Am ersten April wurde das Armenische Kloster und Anderes betrachtet. Der zweyte April war ein Sonntag. Nach dem Gottesdienst wurde Bethanien besucht, das Dörflein, das selbst in seiner jetzigen Gestalt als einer der lieblichsten Orte des Landes erscheint. Es liegt seitwärts von der Heerstraße, im Schutz der Berge, umgeben von hohen Bäumen, die gegen Westen hin einen Wald der Gärten bilden. An keinem Orte der Umgegend von Jerusalem sah man so viele Wallfahrer aus den verschiedensten Gegenden des Morgenlandes einträchtig versammelt, als hier. Im Schatten der Bäume und Felsen saßen Aeltern und Kinder,

Freunde bey Freunden, oder auch Unbekannte bey Unbekannten, und genossen die leiblichen Erquickungen, die ihnen das kleine Dorf zu ihrem Mittagsmahle bieten konnte. Auf dem Rückwege kamen die Freunde an der Stätte von Bethphage vorüber, welches jedoch gänzlich verschwunden ist. Gegen Mittag ruhten sie auf „der Höhe der Höhen," dem Oelberge. Nachmittags gieng der Weg nach dem in vielfachem Sinne wunderbar zu nennenden Quell Siloah im Süden der Stadt. Als sie am Abend durch das grünende und blühende Thal Ben Himmom zur Stadt zurückgiengen, zogen Schaaren von Pilgrimen mit ihnen zum Thore hinan. Der dritte April wurde zu einem Ausflug in die nördliche Umgegend, dann zu einem Gang nach der Omarmoschee auf der Stätte des Salomonischen Tempels benutzt; auch am folgenden Tage, mit dem sich die erste Woche in Jerusalem schloß, wurde noch manches Sehenswerthe betrachtet.

Der dritte und letzte Band der Reisebeschreibung führt den Leser zunächst auf die anziehendste Weise weiter durch das alte Heimathland des Glaubens. Die erste Auswanderung aus der „werthen Stadt" (5. April) führte die Freunde nach Süden, zu dem nur zwey Stunden entfernten Bethlehem, dann nach Thekoa; hierauf durch manches Thal und über steiles Gebirge, vorüber an den Gärten und Teichen Salomons nach Baitschalla; von hier durch den fruchtbaren Grund von St. Philipp und nach jenen Gegenden des Gebirges Juda, in denen die Trümmer des hochgebauten Modin der Mackabäer herabschauen auf das Thal der Terebinthen, in dessen Nähe die Andacht der späteren, christlichen Jahrhunderte die Orte verehrt, wo Johannes der Täufer geboren ward und in der Wüste lebte. Am 7. April Abends war dieser Ausflug beendigt.

Nach einigen Tagen des Ausruhens in Jerusalem wurde am 12. April die Reise nach der Stätte von Jericho, nach dem Jordan und den Gegenden am todten Meere angetreten. Der Verf. vergleicht die Wüste des Peträischen Arabiens und Aegyptens mit einem Todtenacker voller Leichensteine, über den der Wanderer ohne Grauen hingeht; die Landschaft aber, die zwischen Jerusalem und Jericho liegt, mit einem Sterbebette, auf welchem der letzte

Funke des Lebens mit dem Tode ringt, und immer am Auslöschen ist, ohne doch zum Abscheiden kommen zu können. Bey dem armen arabischen Dorfe Richa wurde Halt gemacht, wo jedoch kein Bissen Brodes zu haben war. Dieses Dorf steht, wenn auch nicht auf dem Grund und Boden des alten, hochansehnlichen Jerichos, doch wenigstens ganz in der Nähe desselben. Doch weheten hier erfrischende Wohlgerüche, zwar nicht von Balsam-Bäumen, doch von einigen Gewürzkräutern. Der Boden ist trefflich und die beyden Hauptelemente, welche das Gedeihen des Pflanzenlebens fördern, begegnen sich hier in reichem Maaße: Wasser und Wärme. Daß die letztere hier so hoch gesteigert ist, kommt von der merkwürdig tiefen Lage der Gegend. Man sah das Queckſilber des Barometers an diesem Abend und am folgenden Morgen höher, als je vorher. Es zeigte sich das unerwartete Ergebniß, daß die Jordansebene bey Jericho 528 Pariser Fuß unter dem Meeresspiegel liegt. Am folgenden Tage kamen sie nach anderthalb Stunden Weges an den Jordan, bey der Stätte des Bades der Pilger. Von hier bis an das Ufer des todten Meeres brauchten sie noch anderthalb Stunden. Die Ufer des Sees sind so reich an erhabenen Schönheiten der Umrisse, als die herrlichsten, die man anderswo sehen kann; von einem asphaltischen Dampfe über dem See war nichts zu bemerken. Noch mehr als bey Richa, stieg hier das Queckſilber des Barometers. Es ergab sich die Tiefe des todten Meeres unter dem Spiegel des Mittelmeeres zu 600 Pariser Fuß. Der Verf. gesteht, er würde es nicht gewagt haben, von dieser so sonderbar ausgefallenen Messung öffentliche Erwähnung zu machen, wenn nicht einige seiner Freunde die Bekanntmachung in der allgemeinen Zeitung übernommen hätten. Kaum aber war dieß geschehen, da kamen alsbald öffentliche Bestätigungen über die abnorm tiefe Lage des Salzsees, welche die Angabe des Verf. noch als die bescheidenste erscheinen ließen. So berechnet Russegger die Tiefe des todten Meeres zu 1319 P. F. *)

*) „Ich besuchte die Ruinen des alten Jericho, und begab mich dann nach dem kleinen Dorfe Richa, das etwa in der Mitte des 2 1/2 Stunden breiten Jordanthales in einer Aue liegt, und brachte auf den Zinnen eines alten Castells nach meiner Gewohnheit im Freyen die Nacht zu. Mit einer großen Spannung hing ich den Barometer auf. Das Queckſilber stieg um 5 1/2 Uhr Abends bey einer Temperatur der Luft von + 18,0 R. auf 781,1 M. M., und am Morgen um 8 Uhr auf 786,8 M. M. bey einer Lufttemperatur = 14,0 R. Des andern Morgens ritt ich an den Jordan, und am gewöhnlichen Badeplatze der Pilger daselbst stieg der Barometer auf 801,8 M. M. bey einer Lufttemperatur Mittags 12 Uhr = 21,8. Von da begab ich mich zur Küste des todten Meeres, und als ich daselbst den Barometer aufhieng, konnte ich nicht mehr beobachten, denn das Queckſilber stand dicht oben an der Röhre an, die für die große Tiefe, in der ich mich unter dem Meere befand, zu kurz war. Berücksichtige ich nun die Queckſilbertemperaturen bey jeder Beobachtung und nehme die Durchschnitte gleichstündiger Beobachtungen zu Jerusalem in den Calcül, so ergeben sich nachstehende Resultate:

Richa 774 Pariser Fuß unter dem Mittelmeere;

Badeplatz der Pilger 1269 Pariser Fuß unter dem Mittelmeere;

das todte Meer 1319 Pariser Fuß unter dem Mittelmeere.

Aus Rußeggers Bericht in der allgemeinen Zeitung vom Jahre 1839, S. 407.

Der bedeutendste Einfluß, welchen die tiefe Lage des todten Meeres und der angrenzenden Jordansaue auf die Naturbeschaffenheit des Landes hat, ist der, welcher die mittlere Temperatur angeht. Es ergiebt sich nämlich, daß die Ufer des Salzsees und des untern Jordanslaufes eine gleiche mittlere Wärme haben mit dem Landstrich von Kairo, ja mit der Gegend von Akaba. Palmen müßten deßhalb nebst allen andern Gewächsen der heisseren temperirten Zone eben so gut hier bey Jericho gedeihen, als an jenen Orten, abgesehen von dem Einfluß, den die Stellung der benachbarten Gebirgswände auf den Schutz und die Pflege des Gewächsreiches haben könnte. Und daß dieses wirklich so sey, das beweisen nicht nur die Berichte der Alten über die vormalige Fruchtbarkeit des Ge-

fildes von Jericho an Palmen und Balsamstauden, sondern auch die noch fortwährende Beobachtung, daß um Jericho die Zeit des Blühens und des Reifens der Gewächse viel früher fällt, denn selbst an der Mittelmeerestüste von Palästina. *) Daß übrigens der See, in den doch der Jordan und mehrere Bäche sich ergießen, keinen Ausfluß habe, findet der Verf. keineswegs verwunderlich; denn die Menge des Wassers, welche die Verdünstung von der gegen 40 Quadratmeilen großen Oberfläche seines Wasserspiegels hinwegführt, beträgt in diesem Klima mehr, denn die des Zuflußes. Auf dem Wege am Strande hin bot sich ein Anblick dar, der für diese Gegend etwas Außerordentliches war: ein neues Fahrzeug, auf dem die englische Flagge wehte. Schon in Jerusalem war das Gerücht gegangen, daß zwey Engländer mit dem kühnen Gedanken umgiengen, eine Fahrt auf dem todten Meere zu versuchen, um seine Tiefen, wie die Gestalt der Ufer, genau zu erforschen. Wie man erst später erfuhr, war der eine jener beyden ehrenwerthen Forscher der Bruder des Herrn Beke, dessen bestätigende Mittheilungen über die tiefe Lage des todten Meeres nachmals so erfreulich waren.

Der Weg von hier gieng über Santa Saba, welches, wie eine mächtige Ritterburg, mit hohen Mauern, Thürmen und Zinnen über dem Abgrunde am Rande des Kidronthales dasteht, nach Jerusalem zurück.

Ehe der Verf. von dieser ihm so theuer gewordenen Stadt scheidet, giebt er einige sehr werthvolle Bemerkungen über die Naturbeschaffenheit der Landschaft; jedoch unter dem Versprechen, diesen Gegenstand künftig ausführlicher und tiefer eingehend zu behandeln.

Am 15. April verließen die Freunde Jerusalem, um zunächst Sichem und Nazareth zu sehen. Sichem (Nablus) war schon am folgenden Tage erreicht; am 18. Nazareth, von wo aus am 19ten der Tabor bestiegen wurde, den der Verf. den Nasiräer unter den Bergen nennt, der schon in seiner auffallend symmetrischen Form das Gepräge des Außerordentlichen trage. Nach der barometrischen Messung wurde derselbe 1748 Par. Fuß hoch gefunden. Am 20. März wurde die Reise nach dem „majestätischen Carmel“ gemacht, wo man in dem überaus schönen, neuen Kloster gastliche Aufnahme fand.

Am 23. April wurde von Nazareth aus der Weg nach Damaskus angetreten, der zuerst über das denkwürdige Schlachtfeld von Hittin zum Tiberiassee sich wendete. Auf unerwartete Weise sah man am Abhang der Ebene von Hittin, die sich so wenig über den Spiegel den Mittelmeeres erhebt, eine Tiefe sich öffnen, die einen Fernanblick auf den See, wie von einem hohen Gebirge, vorspiegelt. Jene Reisenden aber, welche, dieser Täuschung der Augen vertrauend, den Tiberiassee als einen See der Hochalpen beschrieben, hatten es außer Acht gelassen, daß die Höhe seiner Randberge diesen nicht für sich selber, sondern nur im Vergleich mit der tiefen, außerordentlichen Senkung seines Wasserspiegels zukomme. Denn der von der Ebene etwas ansteigende Rand der Höhen, welche gegen Cana und Nazareth hin den Kessel des Sees umgrenzen, liegt, wie der Verf. zu seinem Erstaunen fand, nur 504 par. Fuß über, der See selbst aber 535 Fuß unter dem Niveau des Meeres, so daß allerdings die Höhe, von der man hinabblickt, über 1000 Fuß mißt. Tiberias war damals als ein Gehäufe der Trümmer gräßlich anzusehen. Das Erdbeben am ersten Tage des Jahres hatte die Häuser, wie die Hütten der Bewohner, alle einander gleich gemacht. Nur der größere Theil der Ringmauern mit ihren Thürmen, hatte sich, so wie die Hauptmauern des Kastelles, aufrecht stehend, wenn auch vielfach zerrissen, erhalten. Außerordentlich lieblich erschien der See.

(Schluß folgt.)

*) Hiemit fällt das schönste Licht auf 1 Mos. 13, 10., wo gesagt wird, diese Gegend sey vor dem Untergange Sodom's ein Garten des Herrn gewesen, gleich wie Aegyptenland.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Februar.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Bulletin scientifique, publié par L'Académie imperiale des sciences de Saint-Petersbourg. Tome I — III. 1836 — 1838.

Man kam beynahe zu gleicher Zeit in Berlin, in Petersburg, in Calcutta und an mehreren andern Orten auf den glücklichen Gedanken, neben den Denkschriften auch eine Zeitschrift herauszugeben, worin der gelehrten Welt und dem gebildeten Publikum alsbald in kurzen Auszügen die Ergebnisse der neuesten Forschungen der Herren Akademiker und aller mit den gelehrten Gesellschaften zusammenhängenden oder mit ihnen in Verbindung tretenden Institute und Individuen mitgetheilt werden. Hier konnten auch kurze Bemerkungen und wissenschaftliche Korrespondenzen einen Platz finden, die früher bloß in den Archiven der Akademieen unbenützt liegen blieben. Solchen mannigfachen Inhalts sind nun die drey vorliegenden Bände des Bülletin der Petersb. Akademie; bey deren Anzeige wir uns für jetzt auf die historisch-philologische Abtheilung beschränken wollen. Wir werden der Uebersichtlichkeit wegen hie und da die zusammengehörigen und gewöhnlich auch von einem Verfasser herrührenden Abhandlungen an einander reihen.

Herr Schmidt zeigt (I. 11.), was freylich dem nur einigermaßen in diesen Dingen Erfahrnen schon längst bekannt war, daß die Benennung Lamaismus eine rein europäische Erfindung, und mit dem Buddhaismus eines und dasselbe ist. Der tibetanische Name Lama heiße den Wurzeln nach, woraus das Wort zusammengesetzt ist, Seelenmutter, und werde gewöhnlich in der Bedeutung des indischen Wortes Guru oder Lehrer genommen. Es wird mit Recht jene veraltete Annahme, daß der Buddhaismus ein verdorbenes Christenthum sey, neuerdings zurückgewiesen. Wir können aber Herrn Sch. versichern, daß es nur wenige Katheder der Geschichte in Europa giebt, welche, wie er sich ausdrückt, nicht müde werden, diesen alten Sauerteig nach neuen Methoden und Einfällen nochmals durchzukneten, und daß alle die Forscher, deren Ausspruch auf diesem Gebiete des menschlichen Wissens von Gewicht ist, wohl wissen, daß ähnliche Ursachen zu den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Himmelsstrichen ähnliche Wirkungen hervorrufen. Es bleibt aber immer verdienstlich, die alten Irrthümer und Vorurtheile, welche von Neuem an das Licht des Tages sich emporwagen und die Unkundigen bethören, auch neuerdings in ihrer ganzen Nichtigkeit hinzustellen. Derselbe Gelehrte hat bereits früher in den Denkschriften der Akademie von St. Petersburg (Sciences politiques, Histoire, Philologie I, 89; II, 1, 42.) in vier Abhandlungen die wichtigsten Lehren des Buddhaismus, vorzüglich nach mongolischen Quellen, dargestellt. Man findet in diesen Abhandlungen eine deutliche Darstellung der Weltentstehungslehre nach buddhaistischen Begriffen und des Zweckes derselben; man ersieht daraus, daß die Schöpfung der Welten und ihrer verschiedenen Regionen keineswegs als eine Handlung des höchsten göttlichen Wesens, sondern als von der zersplitterten Geistigkeit ausgegangen betrachtet wird, welche in unzählbarer Mehrheit gedacht durch die Attraction des Naturstoffes zu einer Menge Ichheiten wurde und dadurch den Grund zur Bildung der verschiedenen Klassen, Grade und Regionen der sämmtlichen lebenden Wesen legte. Es wird ferner aus jenen Abhandlungen die Hauptlehre des Buddhaismus klar, daß diese Verbindung des Geistes mit der Materie, das heißt die ganze Schöpfung nur Unheil ist und Verderben; weil

nämlich die Wirkung der Materie bloß auf das Individualisiren geht, weil sie sich bestrebt, jeder Wesengattung Körper und Aufenthalt anzuweisen und jedes Individuum, jedes Ich mittelst der Sinnwerkzeuge mit der Außenwelt (ihren Eindrücken und Erregungen) fest zusammenzuhalten. Auch ward dargethan, was eigentlich unter der Benennung Buddha verstanden wird, nämlich der höchste und von aller Verbindung mit der Materie und Anziehung derselben völlig befreyte Begriff der Weisheit und Erkenntniß, das absolute Wissen und zugleich das absolute Seyn, der freye immaterielle Geist, für welchen die Ichheit mit allen ihren Beziehungen ein Ende genommen hat und der nur noch in der Weisheitsoffenbarung (dem Pradschnâ) eine scheinbare Ichheit behauptet, ohne sie in der Wirklichkeit der Naturwesen zu besitzen.

Buddha offenbarte der Menschheit diese Weisheit, an vier verschiedenen Orten, in sechshundert Büchern; das Pradschnâ Pâramita, über welches Hr. Schmidt (I. 145) handelt und das seitdem in der tibetanischen Version mit einer deutschen Uebersetzung erschienen ist (Ueber das Mahâjâna und Pradschnâ Pâramita der Bauddhen von J. L. Schmidt.), in der Mémoires de l'académie imperiale des sciences de Saint-Petersbourg. VI. série. Sciences politiques, histoire, philologie. Tome quatrième, 2. livraison. Saint-Petersbourg 1837, 4.) bildet das 577te Buch dieser großen Weisheit. Das Pradschnâ Pâramita heißt das diamantene (Kin kang, im chinesischen), weil hiermit wie vermittelst eines Diamantes alle Sorgen und Leiden der Menschheit abgeschnitten werden. In den westlichen Gegenden, sagt ein chinesischer Ausleger des Pradschnâ, gebe es einen Stein, der so hart sey, daß er Alles durchschneide; er selbst könne aber nicht durchschnitten werden. Man ersieht hieraus, daß die Uebersetzung, die Hr. Schmidt von dem Titel unseres Werkes gegeben: der zum Jenseits der höchsten Erkenntniß gelangte Diamantzerschneider, ungenau ist. Es muß vielmehr heissen: die diamantene (d. h. die allervorzüglichste) zum jenseitigen Ufer der Erkenntniß führende heilige Schrift (King). Diese unrichtige Uebersetzung des Titels verhinderte auch das richtige Verständniß mehrerer Stellen im Werke selbst, wie wir nächstens in unserer Uebersetzung nach der chinesischen Version des Pradschnâ Pâramita zeigen werden.

Durch die Analyse (I. 49) des Lalitawistara, (welcher nach Hodgson die Quelle ist aller gewöhnlichen Lebensbeschreibungen des Schakiamuni) von dem in der Blüthe seiner Jahre verstorbenen Lenz, wird unsere Erwartung von dem Gewinne, welchen die politische und religiöse Geschichte Indiens aus den in Sanskrit geschriebenen buddhistischen Werken ziehen könnte, sehr herabgestimmt. Das Werk enthält auch nicht eine einzige Thatsache, welche uns von andern Seiten her nicht schon längst bekannt geworden wäre. Dieser Purana scheint H. L., nach der ganzen Weise der Auffassung und Darstellung zu urtheilen, ziemlich jungen Datums zu seyn. Der Lalitawistara beginnt, wie viele Schriften der Bauddhen mit den Worten: „Ich habe vernommen, daß Buddha einst in dem Baumgarten des Prinzen Dschetа, unfern der Hauptstadt Sravasti, umgeben von einer Menge Geistlichen und Laien, sich befunden habe." Auf Bitten der Götter erzählt Buddha ihnen nun alle die von China her, von Tibet und den Mongolen, so wie durch die Literaturen der Reiche jenseits des Ganges und Ceylons bereits bekannten Begebenheiten seines Lebens. Doch finden sich hier mehrere interessante Einzelnheiten, welche dem Forscher der Geschichte Asiens und des Buddhaismus im Besondern, willkommmen seyn werden. So z. B., um nur Eines zu erwähnen, werden bey Gelegenheit, als Schakia zum Erstenmale die Schule besuchte, vier und sechzig verschiedene Schriftgattungen aufgezählt, worunter auch die der Chinesen und Hunnen (I. 72). Es scheint auch aus einer Stelle des Priscus hervorzugehen, daß die Hunnen die Schrift kannten. Als nämlich Bigilas, bey Gelegenheit der Gesandtschaft des jungen Theodosius (449), vor Attila, dem mächtigen Könige der Barbaren behauptete; es befänden sich keine hunnischen Ausreisser mehr bey den Römern; sie seyen ja bereits sammtlich übergeben worden; da schrie Attila erzürnt laut auf,

belegte ihn mit allerley Schimpfwörtern und sagte: Ich würde dich an das Kreuz schlagen und den Raubvögeln zum Fraße hinwerfen lassen, um dich wegen deiner schamlosen Lüge zu züchtigen, wenn ich mich nicht scheute, die heiligen Rechte der Gesandten zu übertreten; denn ich weiß es, es sind noch eine Masse Flüchtlinge meines Volkes bey den Römern. Hierauf befahl der König der Hunnen den Schreibern, welche ihm zur Seite standen, die Namen derselben aus den Listen herabzulesen (*ἐκέλευε τὰ ὀνόματα ἐγγεγραμμένα χάρτῃ τοὺς ὑπογραφὰς ἀναγινώσκειν*. Prisc. p. 43). Als die Chinesen im zweyten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung sie kennen lernten, wußten die Hunnen noch nichts von der Schrift, wie Sse maştien und Matuanlin ausdrücklich bemerken. Die Hunas oder Hunnen erscheinen übrigens auch sonst häufig in den Monumenten der alten indischen Literatur. Lassen in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes II. 36.

In den Bemerkungen über die Begründung des tibetischen Sprachstudiums in Rußland und die Herausgabe der dazu nöthigen Hulfswerke von Schmidt wird die praktische Wichtigkeit der orientalischen Literatur für Rußland hervorgehoben.

Die russische Regierung hat schon längst die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Erforschung Asiens erkannt. Abgesehen von dem vielen Großen und Folgereichen, welches für die orientalische Literatur in den neuesten Zeiten in Rußland geschehen ist, sind bloß während der Regierung des Kaisers Nikolaus schon siebzehen wissenschaftliche Expeditionen zur Erforschung des Innern Rußlands und der asiatischen Länder, auf Kosten des Staates unternommen worden (Bulletin I. 91.). Schmidt kündigt dann an, daß er bey der Bearbeitung seiner tibetanischen Grammatik, die unterdessen erschienen ist, das Werk des Transsylwaniers Körös zum Grunde gelegt habe. Wenn man einerseits bedenkt, welch eine bedeutende Anzahl buddhistischer Mongolen, die den Dalai Lama in L'hassa als ihr Oberhaupt verehren, unter russischer Herrschaft stehen, und wie locker anderseits die Bande sind, welche Tibet an China knupfen; so wird man wohl einsehen, warum das bis jetzt so ganz vernachläßigte Studium der tibetanischen Sprache für Rußland jetzt schon von so großer praktischer Wichtigkeit ist, und in Zukunft von noch größerer werden könnte. Der große chinomandschu Staat wird ja nicht immer zusammenhalten und der östliche Theil Asiens wird sich der Weltbewegung nicht auf ewige Zeiten entziehen können.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837 von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

(Schluß.)

Die Gebirge zu beyden Seiten empfangen durch ihre vielen tiefen Schluchten eine so malerisch schöne Form, wie kaum an einem andern dem Verf. bekannten See. Am ganzen Umfang des Ufers war kein Kahn zu finden, obwohl die Menge der Fische so groß ist, daß man sich ihrer mit Leichtigkeit in den Buchten bemächtigt. Nach des Verf. Urtheil würden die Ufer dieses See's, wenn man sie nur recht benutzte, ein natürliches Treibhaus seyn, in welchem die Gewächse Aegyptens und selbst Arabiens gedeihen könnten.

Der weitere Weg gieng über die Jakobsbrücke am großen Hermon vorüber nach Damaskus, wo die Freunde am 27. April anlangten. „Es giebt Gegenden der Erde, in denen die Fülle der Lebenskräfte gleichwie über ihre Dämme getreten ist. Ein solcher Ort ist Damaskus.“ Am 1. May reisten sie über Baalbek und den Libanon nach Beirut ab, und erreichten dieses am 6ten. Es werde nur noch kurz erwähnt, daß die am 17. May angetretene Seefahrt zuerst nach Patmos, auf welches „wahrhaft hehre Eiland“ vier volle Tage gewendet wurden, hierauf nach Syra und, nach überstandener Quarantaine, nach Athen gieng.

Am 30. Juny liefen sie im Piräus ein. Der Bericht des Verf. über Athen hat etwas überaus Wohlthuendes. Der 17te July war der Tag der Abreise. Sehr glücklich gieng die Fahrt auf dem

Dampfschiff bis Malta von Statten; sehr gefahrvoll war sie von hier bis Livorno, auf dessen Rhede sie am ersten August ankamen. Nach einer 25tägigen Quarantäne in Livorno, wo in den letzten Tagen ihres Aufenthaltes die Cholera ausbrach, kamen die Reisenden über Florenz und Bologna am Vorabend von Michaelis in der lieben Heimath wieder an. *)

*) Eine sehr erfreuliche Zugabe zu dieser Reisebeschreibung bilden die in der J. F. Steinkopfischen Buchhandlung zu Stuttgart besonders herausgekommenen Vierzig Bilder aus dem heiligen Lande, gezeichnet von Bernatz, mit Text von Schubert. Darin sind folgende Darstellungen enthalten.

1. Ephesus.
2. Sardes.
3. Smyrna.
4. Heliopolis.
5. Sinai.
6. 7. 8. Panorama vom Sinai.
9. Das Katharinenkloster.
10. Das Thal Erbain.
11. Das Bostanthal.
12. Der Berg Hor.
13. Petra.
14. Hebron.
15. Die Moschee über der zweyfachen Höhle bey Hebron.
16. Jerusalem von Nordost.
17. Morija, Jerusalem von Ost.
18. Am Teich Bethesda.
19. Das Kidronthal mit den Gräbern.
20. Jerusalem von Süd.
21. Die Kapelle des heiligen Grabes. Grundriß der heiligen Grabeskirche.
22. Davidsburg auf Zion.
23. Bethlehem.
24. Bethanien.
25. Salomons verschlossene Gärten.
26. St. Johann in der Wüste.
27. Santa Saba.
28. Joseph's Grabmal bey Sichem.
29. Die Ruinen von Samaria.
30. Der Thabor.
31. Nazareth.
32. Der Carmel.
33. Cana.
34. Tiberias.
35. Die Jakobsbrücke am Jordan.
36. Magdala.
37. Damaskus.
38. Baalbek.
39. Patmos.
40. Die Grotte des hl. Johannes auf Patmos.

Auf glänzenden Effect sind diese Bilder nicht berechnet; aber der Vers. der Reisebeschreibung rühmt, worauf es ja hier hauptsächlich ankommt, die gewissenhafte Treue, mit der Hr. Bernatz dieselben an Ort und Stelle entworfen hat.

Dieser Bericht über die Reisebeschreibung fühlt es am Ende selbst am stärksten, daß er derselben nur wie aus weiter Entfernung gefolgt ist. Er wollte auch nur dieses; er wollte wie aus dem geöffneten Fenster eines Hauses, welches in der Stadt liegt, das aber eine Aussicht über die Gefilde jenseits der Mauern gewährt, nur auf den Weg hindeuten, welchen der Vers. der Reise wirklich genommen hat. *)

Dr. H. R.

*) Eine Zusammenstellung aller auf dieser Reise von Kairo bis Beirut gemachten barometrischen Beobachtungen sammt den hierauf gegründeten Berechnungen der Höhen verspricht Professor v. Steinheil, welcher dem Geschäft jener Berechnungen sich unterzog, in den Denkschriften der Münchner Akademie der Wissenschaften zu geben. Es ist für die Wissenschaft von großer Wichtigkeit, daß diese und die übrigen vom Vers. gegebenen Versprechungen erfüllt werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Bulletin scientifique, publié par L'Académie imperiale des sciences de Saint-Petersbourg.

(Fortsetzung)

In der Abhandlung über die Heroen des vorgeschichtlichen Alterthums (II. 52), von demselben Verfasser, mußte man die Behauptung auffallend finden, daß die Chinesen vor lauter Geschichte keine Heroen-Epoche hätten. Sie können in der That, sagt Hr. Schmidt, auch keine Heroen-Geschichte haben, denn ihr einziger Heros ist für alle Zeiten stereotyp: es ist der jedesmalige Kaiser, der allein und unwidersprechlich als ein Sohn oder als eine Emanation des Himmels, d. h. des Beherrschers des materiellen Himmels angesehen wird. Diese Heroenwürde und himmlische Abstammung geht auch auf jeden kühnen Empörer über, wenn es ihm nämlich gelingt, die alte Dynastie zu stürzen und eine neue zu stiften. Dieses ist nun zwar gegründet; dessen ungeachtet haben auch die Chinesen eine Heroen-Periode. So weit nämlich die Geschichte und die Sagen des chinesischen Volkes hinaufreichen, finden wir im Mittelreiche zwey in ihren Principien durchaus verschiedene Religionen und Kulturfysteme, die sich gegenseitig bekämpfen; je nachdem das eine oder das andere den Sieg davon trägt, herrschen andere Ansichten in der Wissenschaft, wie im äußern Staatsleben. Lieou pang gründete im Jahre zwey hundert und sechs v. u. Z. (so die einheimischen systematischen Geschichtschreiber; in der That ward aber Lieou pang erst zwey hundert und drey allgemein als Herr des Reiches anerkannt) die nach einer Feudalherrschaft so genannte Dynastie Han, und bald hernach suchte man die aus der Bücherverbrennung des Tsin schi Hoangti erretteten Reste der alten Literatur zu sammeln und zu ordnen. Das Kulturfystem der Schu oder Gelehrten ward aber zu dieser Zeit das herrschende und man verwarf alle Bücher und Denkmäler der Tao sse, oder Weisheitslehren, die der Fürst Hoai gesammelt hatte. Man beachtete bloß die Schriften und Sammlungen des Kong tse und seiner Schüler, hielt alle Schriften, die ihnen widersprechen, für unterschoben und gab vor, sie enthielten bloß leere Träumereyen der Tao sse. Dieses Loos traf das San sen, das Tsu schu, die Geschichte der Tscheou und mehrere andere Werke, welche uns eben so glaubwürdig erscheinen, als die verschiedenen Theile des Annalenbuches (Schu king). Auf diese Weise ward ein System der alten chinesischen Geschichte auferbaut, welches von den Schu für das einzig orthodoxe anerkannt wurde. Die Tao entwerfen aber ihrerseits ein anderes, welches weit über die Zeiten der Schu hinaufreicht; sie kennen in der That eine große mythische Periode, eine Masse von Göttern und Heroen, welche vor Fohi und Schin nong gelebt haben sollen.

Wir verweisen der Kürze wegen bloß auf Gaubil Chronologie Chinoise 137 und auf Prémare's Werk, über die chinesische Mythologie, vor der französischen Uebersetzung des Schu king oder Annalenbuches von Gaubil. Herausgegeben von De Guignes Paris 1770. Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, daß Prémare's Abhandlung bloß ein Auszug ist aus dem chinesischen Werke Isse, d. h. Geordnete Geschichten in 160 Büchern, das sich in meiner chinesischen Bücherfammlung befindet. Gutzlaff hat dieses wichtige Buch angezeigt, und Einiges daraus mitgetheilt im Journale der königl. asiatischen Gesellschaft zu London VI. 272. Wir

bemerken noch, daß es ein Irrthum ist, wenn Bülletin I. 59. behauptet wird, die chinesische Geschichte der drey Reiche enthalte die Thaten des Gesser-Chan, welche wir bereits aus Bergmanns nomadischen Streifereyen, unter den Kalmücken III, 233 kennen und die Hr. Schmidt vor Kurzem nochmals übersetzt hat. Die Geschichte der drey Reiche ist ein berühmter historischer Roman, aus welchem uns Davis und Julien einige Bruchstücke mitgetheilt haben.

„Wie der Chalif Mutasim" beginnt Frähn's Erklärung der arabischen Inschrift des eisernen Thorflügels zu Gelathi in Imerethi „im 9. Jahrhundert die beyden Flügel eines Stadtthores von Ancyra nach Bagdad versetzte, wie ein Jahrhundert nachher Nicephorus Phokas die von Tarsus nach Constantinopel, wie 400 Jahre später Timur die von Herat in Chorasan, nach dem unter ihm wundervoll aufblühenden Kesch in Transoxiana entführen ließ; so findet sich im Kloster Gelathi, dem ehemaligen Sitze der Patriarchen von Imerethi, noch heute einer von zwey mächtigen eisernen Thorflügeln, welche die Volkssage durch König David, der Wiederhersteller des Reichs benannt, d. i. durch David II. aus dem Hause Bagarad anfangs des 12. Jahrhunderts von Derbend dahin abgeführt seyn läßt. Der eine noch vorhandene Flügel trägt eine kufische Inschrift, deren Rottiers, Gamba u. a. auf eine Art Erwähnung thun, die glauben machen könnte, als seyen von ihr nur noch einige Reste vorhanden und ihre Entzifferung jetzt nicht mehr möglich. Dem ist jedoch glücklicher Weise nicht also." Durch die Abhandlung selbst (Mémoires de L'Académie de St. Petersburg III., 6, 543.) lernen wir eine Dynastie von Emiren kennen, welche von der Mitte des zehenten Jahrhunderts an, einen Theil des nördlichen Alpenlandes Armeniens und des südlichen Albaniens beherrschte. Diese Abhandlung befindet sich auch in Eichwalds Reise auf dem caspischen Meere und in dem Kaukasus. Berlin 1838 II. 230. folg. Frähn sucht es wahrscheinlich zu machen, daß der Thorflügel der Kirche von Gelathi nicht, wie es in der gemeinen Sage heißt, von Derbend herstammt, sondern von Berdaa, der alten berühmten Hauptstadt von Karabagh. David II. (reg. nach den armenischen Nachrichten von 1089 — 1124), in dem Abdruck bey Eichwald S. 237 steht fälschlich Da-David I., welcher diesen Thorflügel nach Gelathi gebracht haben soll, stammt aus dem Hause der Bagraditen und führt den Beynamen der Wiedererbauer oder Wiederhersteller des Reiches, weil er Georgien den Seldschuken entriß und die verwüsteten Städte wiederum aufbaute. Der eiserne Thorflügel ward laut der kufischen Inschrift auf Befehl des Emirs Schawir, des Sohnes el Faszl's verfertigt i. J. d. H. 455 oder 1063 u. Z. Es ist dieß, wie Frähn annimmt, der in der armenischen Geschichte bey seinem Vornamen benannte Abul-aswar, Emir von Tuin oder Towin. Er war aus der Familie des Scheddat. Muhammed ben Scheddat gründete diese Dynastie im J. 951 u. Z. Ihm folgten:

1. Muhammed ben Scheddad, vom J. H. 340 = Chr. 951 — 2.
2. Abul-Hasan Aly I.
3. Herseban, Bruder des Vorigen.
4. Faszl I., ebenfalls Bruder des Aly.
5. Abul-Feth Musa, Sohn des Vorigen.
6. Aly II., Sohn Musa's.
7. Nuschirwan, Sohn des eben genannten Aly.
8. Abul-aswar Schawir, Sohn el-Faszl's *).
9. Faszl II., Sohn des Vorigen.
10. Faszlun, des eben genannten Faszl II. Sohn.

Da wir nun durch die armenischen Geschichtschreiber in den Stand gesetzt werden, die Geschichte dieser Dynastie weiter fortzuführen und einzelne Verhältnisse näher zu beleuchten; so wollen wir das Nachfolgende als eine Ergänzung der Abhandlung des gelehrten Akademikers hinzufügen. Es wird sich hieraus auch von selbst ergeben, daß die Thürflügel höchst wahrscheinlich aus Armenien und namentlich aus dem Gebiete der Emire von Tuin herstammen.

Die Bagraditen sollen nach einer Sage, die uns

*) Dieß ist der Emir, welchen nach Frähn, die Inschrift v. J. 455 = 1063 nennt.

Moses von Chorene aufbewahrt hat, aus Judäa stammen. Schambath oder Sembad ward von Nebuchadnozar, als er die Juden aus Palästina fortführte, dem Feudalkönige Armeniens gegeben, und er, so wie seine Nachkommen blieben von nun an im Lande. Einem Sproßen desselben, dem tapfern Bagrad oder Bagarad, von welchem später die ganze Familie den Namen der Bagraditen annahm, verlieh der erste König Armeniens parthischen Geschlechtes, Walarschag (reg. von 149 — 127 v. u. Z.) das Recht eines Takatir oder Kronoberstthofmeisters, welches darin bestand, dem jedesmaligen Könige Armeniens die Krone aufsetzen zu dürfen. Die Bagraditen giengen mit Derdat oder Tiridates dem Großen, gegen das Jahr 298, zum Christenthume über und waren von nun an die eifrigsten Vertheidiger desselben gegen die Magier, welche die Armenier im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts mehrmalen gewaltsamer Weise zur Lehre des Zoroaster zurückbringen wollten. Mehrere Glieder dieser Familie wurden in der Folgezeit von den östlichen Kaisern zu Kuropalaten und später von den Arabern zu Unter-Statthaltern ernannt. Der Bagradite Aschot erhielt anfangs den Titel Schahinschah oder Fürst der Fürsten und war endlich so glücklich, im Jahre 885, von dem Chalifen Motamed, unter der Bedingung eines jahrlichen Tributs, die Königskrone zu erhalten. Mit diesem Jahre beginnt nun die Dynastie der Bagraditen, in Armenien, welche bis zum Jahre 1045 unter mannigfachem Wechsel des Schicksals und die Herrschaft mit den Ardsruniern theilend, in diesem Lande regierte. Von den Königen Georgiens aus dem Hause der Bagraditen berichtet uns der armenische Geschichtschreiber Wartan Folgendes: Der Bagradite Aschot, Sohn des Wasag, welcher im Jahre 743 von dem Chalifen Merwan II. zum Statthalter Armeniens ernannt wurde, hatte zwey Söhne, Sempad und Wasag. Sempad folgte 758 seinem Vater in der Würde als Statthalter und Wasag ward König Georgiens. Auf ihn folgte sein Sohn Adernerseh. Wir finden bey Wartan folgende Königreihe der Bagraditen in Georgien aufgeführt:

Adernerseh I.
Aschot.
Bagarad I.
Komar, Bruder Bagarads.
David I., sein Sohn.
Adernerseh II.
David II.
Kurken.
Bagarad II., der die Tochter des Ardsruniers Senekerim (reg. 1003 — 1021.). König von Wasburagan, heirathete.

Unter König Aschot III. dem Bagraditen Ochormadsi, d. h. der Mitleidige zubenannt (reg. von 952 — 977), erfreute sich das unglückliche, in unaufhörlichen Bürgerkriegen verwickelte armenische Volk einiger Ruhe. Es kehrten von allen Seiten, von Kolchis, Lasistan und den verschiedenen Theilen des byzantinischen Reiches die Flüchtlinge in ihr Vaterland zurück und bevölkerten es von Neuem. Unter der milden Regierung dieses Fürsten, entstanden viele Hospitäler, Klöster und Schulen, aus welchen die gelehrten Männer hervorgiengen, welche im elften und zwölften Jahrhundert die Zierden des armenischen Volkes und seiner Literatur wurden.

Aschot hatte einen Bruder, Muschech genannt, und diesem übergab er im Jahre 961 die Stadt Kars mit der ganzen umliegenden Landschaft Wanant, als eine selbstständige Herrschaft, weßhalb er und seine beyden Nachfolger auch Könige von Wanant heißen. Sembad II. folgte seinem Vater Aschot III. (977) in der Regierung des Reiches, wovon aber zuvor der jüngste Sohn des Königs, Kurken den nördlichen, an Georgien angränzenden Theil Armeniens, das sogenannte Somcheth, erhalten hatte. Somcheth oder Schamschut war eine Granzstadt mit einem Kastelle zwischen Georgien und Armenien, in dem Districte Daschir der armenischen Provinz Kukark. Von dieser Gränzstadt hat später der ganze District, das heutige Somchethien, und auch das haikanische Volk selbst bey den Georgiern den Namen erhalten. (Indschidschean. Neue Geographie Armeniens. Venedig 1806, 276. Alte Geographie. Venedig 1822, 362. Güldenstadt's Reisen I, 361.) Der Sohn

dieſes Kurken, David I, Anhochin *) oder Ohne Land geheißen, reſidirte in Schamſchut und erweiterte ſein Erbe nach allen Richtungen. Er herrſchte von dem ſüdlichen Alpenlande Georgiens bis zur armeniſchen Provinz Udi dießſeits des Kurs und über das ganze ſogenannte armeniſche Albanien. Die Nachkommen des Kurken werden deßhalb auch Könige Albaniens genannt, deren Chronologie äußerſt verwirrt iſt. David erbaute, nach dem armeniſchen Geſchichtſchreiber Wartan, Lorhi oder Lorhe, welches bald eine der bedeutendſten und volkreichſten Städte ward im Daſchir und zwölf andere Orte (Tſchamtſchean II. 1047. Indſchidſchean. Alte Geogr. 361.) Deſſen ungeachtet konnte ſich der König niemals lange in ſeinem Beſitzthume behaupten, und ward deßhalb David ohne Land genannt.

Der kurdiſche Emir von Tuin Abulaſwar Schavir, nach dem Geſchichtſchreiber Ariſtakes von Laſtiwert,**) der Schwiegervater des David (Tſchamtſchean II. 914), von welchem, nach Frähn, das eiſerne Thor zu Gelathi herrühren ſoll, fürchtete, David möchte ſich am Ende auch ſeines Landes bemächtigen und ſchickte deßhalb heimlicher Weiſe hin nach Perſien zu Togrul Beg. Der Seldſchuke ſandte alsbald ein großes Heer nach Armenien, und David verlor 1036 ſowohl ſeine angeſtammten Beſitzungen, wie ſeine neuen Eroberungen. Das ſeldſchukiſch-perſiſche Heer hauſte furchtbar in Armenien. Die unglücklichen Bewohner auf das Aeußerſte getrieben, erhoben ſich endlich und ſchlugen den Emir Abalſwar, ſo wird er bey den armeniſchen Schriftſtellern genannt, in die Flucht. David erlangte hierauf ſeine Beſitzungen wiederum, ſcheint aber bald hernach geſtorben zu ſeyn. Er ward zu Sanahin begraben. Einige Jahre hernach (1043) ſuchte Kaiſer Monomachos ſich der Hauptſtadt Ani und des ganzen Reiches der Bagraditen zu bemächtigen und ſchickte zu dieſem Endzwecke Boten an den Emir von Tuin und des ganzen Landes Perſarmenien auf beyden Seiten des Araxes, (*Ἀπλησφάρην, τὸν ἄρχοντα τοῦ Τιβίου, καὶ τῆς περὶ τὸν Ἀράξιν ποταμὸν Περσαρμενίας.* Cedr. II. 762.) damit er, während das griechiſche Heer von Weſten gegen Armenien anrücke, von Oſten her das Land bedränge. Der Emir ſollte alle Eroberungen, die er dem Könige der Armenier abnehmen würde, behalten. Da man ihm ſpäter nicht Wort halten wollte, ſo ward es Kakig II. leicht, den Emir zu bewegen, daß er ſich gegen die Griechen erklärte. Er brachte ihnen auch, da er, wie Kedrenus ſich ausdrückt, ein tapferer kriegserfahrener und ſchlauer Mann war, noch in dieſem Jahre eine große Niederlage bey, worauf dann ein Frieden zu Stande kam und die Griechen abzogen. Abul aſwar Scharir muß lange regiert haben und ſehr alt geworden ſeyn, wenn das Thor (vom Jahre 1063) wirklich von ihm herrührt. Sein Enkel Faſzlun, oder Phadlun, wie die Armenier ihn nennen, Emir von Tuin kaufte (1072) von Alp-Arſlan, der im Jahre 1064 Ani eingenommen und furchtbar verwüſtet hatte, die Ruinen dieſer Stadt und ſetzte ſeinen Enkel Manutſcheh daſelbſt als Statthalter ein (Tſchamtſchean II. 995 Minas Reiſe nach Leheſtan oder Polen 55). Dieſer ließ die Stadt wiederum aufbauen, umgab ſie, wie ehemals, mit Mauern und lud das Volk und die Großen Armeniens ein, ſich hier nieder zu laſſen. Der Sohn und Nachfolger des Manutſcheh, (wann dieſer ſtarb iſt nicht bekannt; er lebte aber ſicherlich bis gegen 1120) welcher von den Armeniern ebenfalls Abulſwar genannt wird, war ein ſchwacher unmännlicher Fürſt und wollte aus Furcht vor den Seldſchuken, welche ſchon den größten Theil der Provinz Schirak inne hatten, Ani an einen andern Emir verkaufen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Hoch heißt Erde, Staub (vrgl. χόος oder χοῦς) und an iſt eine gewöhnliche negative Partikel im Armeniſchen. Sonderbar genug fehlt dieß Wort in dem neuen ausführlichen armeniſchen Wörterbuch, Venedig 1836 und 37. 2 Vol. kl. Folio.

**) Vergleiche meine Geſchichte der armeniſchen Literatur 142.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Bulletin scientifique, publié par l'Académie imperiale des sciences de Saint-Petersbourg.

(Fortsetzung.)

Die Einwohner Ani's riefen deßhalb König David den II., den Bagraditen von Georgien *) herbey, der im Jahre 1124 die Stadt und alle andern Besitzungen des Emirs eroberte und ihn selbst gefangen mit sich fortführte nach Tiflis. David gab die Kirchen, welche großentheils in Moscheen verwandelt waren, ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurück und führte wahrscheinlich bey dieser Gelegenheit aus irgend einem Orte der Emire von Tuin die erwähnten Thorflügel hin nach Gelathi oder Genath. David starb noch in demselben Jahre (1124) und sein Sohn Demeter, dessen Mutter eine Armenierin war, folgte ihm in der Herrschaft (Minas a. a. O. 58. Tschamtschean III. 44. St. Martin I. 433 flg.). Phadlunder, Sohn des in Tiflis gefangen sitzenden Abulswar erlangte im Jahre 1126, durch einen Vertrag mit Demeter, Ani wiederum zurück, so wie das ganze Besitzthum seiner Väter.

Es wäre jetzt an der Zeit eine Geschichte der weitverzweigten Bagraditen, zu schreiben. Sie regierten nämlich nicht bloß in Armenien, in Georgien (wo sie bis 1802 herrschten) und in Albanien, sondern auch unter den Abchasen und in mehreren Gegenden des Kaukasus. Die armenischen Historiker Tschamtschean und Judschidschean haben hiezu reichliche Beyträge geliefert. Wegen ihrer Herrschaft über so mancherley Völker wird die Verheißung, die Abraham geworden: Aus dir sollen Könige der Völker hervorgehen, von den haikanischen Schriftstellern auf die Bagraditen gedeutet. Verschiedene Zweige der Bagraditen, nach der georgischen patronymischen Endung Bagration genannt, leben heutigen Tages in Rußland, wo sie im fürstlichen Range stehen.

Frähn, der große Kenner muhammedanischer Numismatik, bereichert auch in den vorliegenden Bänden des Bülletin diese umfangsreiche Wissenschaft in verschiedener Weise (I. 99. 105. 125. 132. II. 81. 177. 326. 334. 355. 357. 360. 362. III. 3. 33.). Wir erfahren bey dieser Gelegenheit, daß die älteste arabische Münze, von ganz muhammedanischem Gepräge, aus dem Jahre 79 der Hedschra, 689 u. Z. stammt. Im Bulletin II. 357 werden sämmtliche bis jetzt bekannte Münzen des bey den Persern in so gefeyertem Andenken stehenden Imam Aly Rifza, d. h. der Beliebte, zusammengestellt. Wir ersehen daraus, daß der Imam, nicht wie gemeinhin geglaubt wird, im Jahre 203 der H. (818 u. Z.) gestorben ist, sondern daß er noch 204 lebte. Aus einer andern Notiz dieses berühmten Gelehrten erfahren wir, daß der jetzige Chan von Chiwa Allah Kuli heißt und seit 1826 regiert; der regierende Chan der Bucharey nennt sich Nahrullah Bahadur. Es ist ganz ungegründet, wenn gemeinhin behauptet wird; der officielle Titel des Chans von Chiwa sey Taksir. Taksir ist ein arabisches Wort und bedeutet Vergebung, Verzeihung. In der Bucharey und in Chiwa, wie es scheint auch bey der kleinen Horde der Kirgisen, pflegen nämlich diejenigen, welche mit dem Chane

*) Wirk sagen die Armenier, welches eine Abkürzung oder Korruption von Iber, spricht Ibir nach dem Itazismus; das k ist das Zeichen des Plurals.

reden, jenes Wort so häufig als nur möglich anzubringen, woraus nun unkundige Reisende einen Titel der Chane dieser Länder gemacht haben (III. 58)!

West- und Südasien, sagt Frähn (III. 61.), so wie auch Nordafrika, ist von jeher von gelehrten und industriösen Europäern in allen Richtungen bereist worden. Diese Länder scheinen, in Bezug auf werthvolle orientalische Handschriften, gewissermassen schon ausgebeutet zu seyn. Eine unglaubliche Menge ihrer litterarischen Denkmäler ist ihnen entführt worden, und jetzt längst in den reichen Manuskripten-Sammlungen Europas geborgen. Es befinden sich darunter die kostbarsten und ältesten Dokumente aller Theile der muhammedanischen Gelehrsamkeit. Seit Jahren hat Frähn in der Levante und Persien umsonst nach neuen litterarischen Schätzen suchen lassen. Da schien es endlich an der Zeit, im muhammedanischen Mittelasien, in Chiwa, in der Bucharey, in Turkestan und den andern benachbarten Ländern, in denen jetzt freylich die Wissenschaften tief danieder zu liegen scheinen, die aber einst ein Heerd der Civilisation und der Sammelplatz der Gelehrten waren, und die der Fuß unterrichteter Europäer bisher so wenig oder noch gar nicht betreten hat, Nachforschungen anzustellen nach dem, was sich dort namentlich von ältern wichtigen litterarischen Producten der Araber, Perser und Türken noch erhalten haben möchte. Der Finanzminister Graf von Cancrin, diese Ansicht der Sache theilend, hatte zu diesem Behufe vorläufig eine namhafte Summe von Sr. Majestät dem Kaiser erwirkt, und Frähn erhielt den Auftrag, ein Verzeichniß solcher arabischer, persischer und türkischer Werke auszuarbeiten, auf deren Erwerbung, es vor andern Mühe und Geld zu verwenden lohne. Frähn entwarf nun eine Liste von hundert der bedeutendsten historischen und geographischen Schriften, worin er zum Theil die Resultate vieljähriger, emsiger Forschungen auf dem Gebiete der historischen und geographischen Litteratur der Muhammedaner niederlegte. Leider ist dieses Verzeichniß nicht im Buchhandel erschienen. *) Es ist deßhalb sehr zu wünschen,

*) Das Exemplar, welches dem Unterzeichneten gütigst bestimmt war, ist ihm leider niemals zugekommen.

daß eine zweyte Auflage davon erscheine, und daß die Schrift einer größern Oeffentlichkeit übergeben werde. Dieses Verzeichniß ward nun von Seiten des Finanzministeriums an die Orte seiner Bestimmung befördert; die sämmtlichen Zollämter und Barrieren von Orenburg und der ganzen südlichen Gränze Sibiriens sind mit Exemplaren davon und mit besonderen darauf bezüglichen Instructionen versehen worden; es ist von dort aus durch Reisende und Karavanen nach Chiwa, Bochara, Taschkend, Chokand und weiter nach Asien hinein verbreitet worden. Nicht allein daß den Verkäufern gute Preise zugesichert, auch selbst besondere Belohnungen sind den thätigen Betreibern des Geschäftes verheissen worden, wenn sie die Entdeckung und Herbeyschaffung vorzüglich seltener und wichtiger Werke bewirkt haben würden. Solche, mit so viel Umsicht und Liberalität im Interesse der Wissenschaft getroffene Maaßregeln konnten unmöglich ihren Zweck verfehlen, so groß man sich auch immer die jetzige litterarische Armuth jener Länder denken mag.

Es wurden bis zum Sommer 1837 auf diesem Wege schon erworben: 1) das berühmte Geschichtswerk des Tabari, freylich nicht im arabischen Originale, sondern in der persischen Uebersetzung des Samaniden-Wesir Belany. 2) Die persische Uebersetzung der so seltenen Geschichte der Eroberungen der Araber von Ibn Aasem Kufi, ein dem Tabari gleichzeitiger Schriftsteller. 3) das Siradsch el mülük des Abu-Bekr Tontuschi in einer bis jetzt unbekannten persischen Uebersetzung und noch vier andere Werke. Einige dieser Handschriften hat ein Kaufmann aus Chokand dem Grafen Cancrin verehrt.

Aus den Berichten des Akademikers Sjörgen, welcher einige Zeit im Kaukasus reiste, erfahren wir (I. 111), daß die ganze ossetische Litratur in vier, zu Tiflis und in Moskwa, mit georgischer Kirchenschrift gedruckten Büchlein besteht, enthaltend: Morgen- und Abendgebete; einen Katechismus mit moralischen Sprüchen; die Liturgie, die Taufe, Verlobung, Trauung und Beerdigung und ein ABC Buch. Sämmtliche Werkchen sind Grusinisch und Ossetisch. Außerdem giebt es noch eine handschriftliche Uebersetzung der vier Evangelien

ins Ossetische. Rechnet man zu diesen noch den bereits von Klaproth erwähnten älteren slavisch-ossetischen Katechismus, so hat man die ganze bisherige ossetische Literatur beysammen. Alle erstgenannten, erst seit 1819 übersetzten und edirten Büchlein rühren von einem vor einigen Jahren gestorbenen ossetischen Edelmann, dem Gouvernementssecretär Iwan Grigorjewitsch Jalgusidse her und behaupten ihren Werth, als die ersten ausführlichern und mit edlem Eifer von ihrem Verfasser zusammengestellten Beyträge zur Kenntniß des südlichen an Grusien gränzenden Dialects der ossetischen Sprache. Hiermit vergleiche man den Rapport im Journal Asiat. III. Série, Tome I. p. 202. Es stellte sich zugleich durch die Forschungen dieses Gelehrten neuerdings wiederum heraus, wie flüchtig und leichtfertig Klaproth in allen seinen Forschungen zu Werke gieng und wie er nicht selten fremde Arbeiten für die Seinigen ausgegeben hat.

In Wladikaukas wird in der gemeinen rußischen Volkssprache Waräger in der Bedeutung von Räuber, als ein Schimpfwort gebraucht. Wir erfahren, daß ein kabardinischer Adeliger (II. 282.) Namens Schora Bek Mursin Nogma, eine tscherkessische Grammatik verfertigte, worin er, um das Tscherkessische zu schreiben, das arabische Alphabet zu Grunde legte. Es besteht aus 40 (II, 283 — 284) Buchstaben. Die Sprache wäre in Hinsicht des grammatischen Baues wohl interessant genug, wenn die schwere Aussprache einen nicht abschreckte. Auch scheint das Tscherkessische keineswegs so arm zu seyn, als man sich vorstellt, obgleich natürlich für eine Menge abstracter Begriffe der Ausdruck fehlt. In den Zeitwörtern und Partikeln entfaltet sie einen großen Reichthum; in der Deklination hingegen scheint eine gewisse Armuth obzuwalten. Ein Franzose Namens Loulie (II. 286) beschäftigt sich gegenwärtig in Jekaterinodar in Tschernomorien mit einem tscherkessischen Wörterbuche, nach dem transkubanischen, von dem kabardinischen ziemlich verschiedenen Dialecte, um solches dereinst zusammen mit einem Deutschen, Namens Tausch, herauszugeben. Major Tausch hat sich mehrere Jahre an dem Kubanfluße unter den dortigen Tscherkessen aufgehalten und ihre Sprache erlernt.

Es wird in tscherkessischer Sprache viel gedichtet und es soll (II. 285) kein einziger der historisch bekannten Fürsten der Nation existiren, über welchen nicht ein Lied vorhanden wäre. In ehemaligen Zeiten sollen die Dichter, so wie es auch Sitte war bey den alten Skandinaven, ins Feld mitgezogen seyn, wobey sie nebst den Trompetern voran ritten und durch Lieder das Heer zur Tapferkeit anfeuerten.

Wie sehr die Gegenden des südlichen Kaukasus, heißt es in dem Berichte der Petersburger Akademie (II. 92.) über die wissenschaftliche Reise der Herrn Nordmann und Döllinger, heutigen Tags noch die Namen der ungastlichen verdienen, ersieht man daraus, daß von vier Kosaken und drey jungen Soldaten, welche nach einander das Amt des Kochens bey den Reisenden verrichteten, nicht einer zurückgekehrt ist. Fünf von ihnen starben im Laufe des Sommers (1836) an Krankheiten und zwey wurden von den Abchasen erschossen. In dem ganzen Lande mußten die Reisenden, bey jedem Schritte, auf ihre Vertheidigung bereit seyn. Wie viele strebende junge Männer sind hier nicht schon, wie Szowitz, als Opfer für ihre Wissenschaft gefallen! Die ganze Strecke von Poti bis St. Nicolai ist ein ungeheurer Wald von Burbaumen (Buxus sempervivus), der die Luft mit seinem Gestanke verpestet, und innerhalb des Landes ziehen sich die Sümpfe und Moorgegenden meilenweit. Nordmann und Döllinger botanisirten in Gelendschik vier Tage lang, unter einer Bedeckung von 150 Mann, einer Kanone und einem Rudel Hunde, welche bestimmt waren, den im Gebüsche versteckten Tscherkessen nachzuspüren. Jede Exkursion war mit Lebensgefahr verbunden, und überdieß die Ausbeute keineswegs befriedigend. Die Umgegend der Festung ist kahl und die in der Ferne emporragenden mit einer üppigen Vegetation bewachsenen Berge sind zu unsicher. Die Besatzung darf kaum aus der Festung heraus. Das Holzfällen, Wasserholen und Weiden des Viehes kann nur unter militärischer Bedeckung geschehen. Mit Hülfe des Michael-Bei, des Fürsten von Abchasien und einer starken Bedeckung russischer Truppen ward eine förmliche Kriegsexpedition nach einigen Gebirgen landeinwärts unternommen, um dort, unter dem vom Blute der

Krieger gefärbten Schnee, die Formen einer von wissenschaftlichen Europäern noch nie betretenen Alpengegend einzusammeln.

Auf einer dieser Exkursionen, schreiben die Reisenden, pfiffen Kugeln um unsere Köpfe, und der Rückzug über eine Brücke mußte mit Bajonetten und Flintenkolben erzwungen werden. Auch in der Umgegend von Suchum-Kaleh konnte man nur in einem Umkreise von etwa einer halben Werst mit einer gewissen Sicherheit Ausflüge machen. Mit einem Worte, die wenigen interessanten Gegenstände, welche wir hier sammelten, mußten mit den Waffen in der Hand erobert werden. Bis diese traurigen Verhältnisse sich ändern, ist es nutzlos, nochmals wissenschaftliche Expeditionen in den Kaukasus zu senden, und wir müssen demnach die Hoffnung aufgeben, in den nächsten Jahren neuere Aufklärungen über diese interessanten Weltgegenden zu erhalten.

Der bekannte Sinolog Hyakinth, der vor Kurzem auch eine chinesische Grammatik in russischer Sprache geschrieben hat, theilt uns (III. 289) statistische Notizen über China mit, die jetzt auch von anderer Seite her großentheils schon bekannt gemacht wurden. Vergleiche meine Abhandlung im ersten Bande der Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes. Es sind dieß die statistischen Angaben, welche sich in den gesammelten Satzungen des Reiches, Tai Tsing Hoei tien, nach der Ausgabe vom Jahre 1818 vorfinden, die ich zuerst nach Europa gebracht habe. Ein Exemplar dieses umfangreichen Werkes befindet sich auch in der chinesischen Bibliothek des verstorbenen Dr. Morrison zu London, ein anderes in der des verstorbenen Barons Schilling von Canstatt zu St. Petersburg und ein viertes zu Paris in den Händen des Professors der chinesischen Sprache, Stanislaus Julien.

Die chinesische Administration und die Eintheilung des Landes, auf welche sie sich gründet, ist sehr einfach. Das ganze Reich wird in eine Anzahl Kreise, deren jetzt 19 sind, nicht 18, wie H. sagt, eingetheilt, die in Bezirke und diese wiederum in Distrikte zerfallen. Den Kreisen, die gemeinhin fälschlich Provinzen genannt werden, sind Generalgouverneure vorgesetzt; häufig haben zwey Kreise nur einen Generalgouverneur; jeder hat aber immerdar seinen eigenen General-Direktor. Diese Kreise, Bezirke und Distrikte haben ihre besondere Hauptstädte, wo die Kreis-Bezirks- und Distrikts-Behörden ihren Sitz haben. Zu diesen Städten gehört das umliegende Land, die Dörfer und kleinern Orte. Es ist dieß die Grafschaft, Comitatus, Contado. Eine bestimmte Anzahl Distrikte ist aber kreisunmittelbar. Diese Distrikte stehen nicht unter den Kreisbeamten, sondern unmittelbar unter der obersten Behörde in Peking. Es findet hier ein ähnliches Verhältniß statt, wie bey den Reichs-Vogteyen (Eichhorn deutsche Staats- und Rechts-Geschichte. Göttingen 1835 II. 116). Die Militär-Verwaltung ist von der bürgerlichen durchaus getrennt; sie regiert auf ihre eigene Weise in den Städten, Festungen und Territorien, welche ihr von der höchsten Regierung zuertheilt wurden. So lehrreich nun die Arbeiten des fleißigen, gelehrten P. Hyakinth für den Kundigen sind; so unbrauchbar sind sie für den gewöhnlichen Leser, wegen der sonderbaren, unrichtigen Aussprache der chinesischen Charaktere. Man erinnere sich nur an die Nachrichten, welche die preußische Staatszeitung und das Ausland über China mittheilen, die aus russischen Blättern entnommen sind und durchgängig von Hyakinth herrühren. So schreibt H. anstatt Schan si; San si, weil ein anderer Kreis ebenfalls Schan si heiße. Dem ist aber keineswegs so; dieser andere Kreis heißt Schen si. Ho nan wird He nan; Kiang su, Tsiang su; Ngan hoei, An hoei; Kiang si, Tsiang si; Fo kien, Fu tsiang; Tsche kiang, Tsche tsiang; der Name der Vorsteher der autonomen Klane Tusse, d. h. Landjunker, Landbarone wird als Name der Klane selbst genommen; Sching king wird Sching tsing; He long kiang, He lung tsiang u. s. w.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. Januar 1840.

1. Der Klassensekretär, Herr Conservator Dr. Vogel hält einen Vortrag, die Stearin-Kerzen betreffend.

Im Laufe des vorigen Sommers wurden einem der Unterzeichneten von Hrn. G. R. v. Schelling so wie von Hrn. Staatsrath von Stichaner und Hrn. G. R. v. Breslau Stearinkerzen aus verschiedenen Fabriken Deutschlands und der Schweiz mit dem Ansuchen zugesendet, dieselben auf einen Gehalt von Arsenik zu prüfen. Die Veranlassung zu jener Besorgniß war vorzüglich entstanden durch einen Aufsatz in der Bibliotheque universelle April 1838 betitelt: Rapport fait au nom d'une commission, sur les chandelles contenant de l'Arsenic, par le Docteur Granville, wovon sich eine Uebersetzung in Erdmanns Journal der practischen Chemie befindet. (Band 14 S. 370.)

Bey einer sorgfältigen Untersuchung fand sich aber kein Arsenik in den eben bezeichneten Stearinkerzen, wovon auch das Resultat den Herrn Einsendern zu ihrer Beruhigung mitgetheilt wurde.

Als einer der Unterzeichneten sich vom Monat August bis October in London und Paris aufhielt, benutzte er diese Gelegenheit, um über die vor 6 Jahren im Handel vorgekommenen arsenikhaltigen Stearinkerzen einige Aufschlüße zu erhalten.

Der Zusatz von Arsenik zu den Stearinkerzen war im Jahre 1834 von einem einzigen Fabrikanten in Paris, aber auch bald darauf in London versucht worden.

In Paris wurden die verdächtigen aus jener Fabrik hervorgegangenen Kerzen in verschiedenen Niederlagen weggenommen und im chemischen Laboratorium der Ecole Royale de Medicine einer Prüfung unterworfen.

Nachdem die Stearinkerzen arsenikhaltig befunden waren, wurden von Seiten der einschlägigen Behörden die geeigneten Maaßregeln getroffen und dem Fabrikanten wurde nur unter der Bedingung die Fabrikation der Stearinkerzen noch ferner gestattet, daß er der Anwendung des Arseniks auf immer zu entsagen habe.

Im Monate September v. J. waren in Paris dergleichen arsenikhaltige Stearinkerzen nicht mehr aufzufinden, und der gefährliche Versuch selbst schien nach einem Zeitraume von beynahe 6 Jahren fast gänzlich in Vergessenheit gerathen zu seyn.

Eben so verhielt es sich in London; man erinnerte sich kaum noch der arsenikhaltigen Stearinkerzen und sie waren vorzüglich aus den Magazinen verschwunden, seitdem die medicinische Gesellschaft von Westminster einen ausführlichen Bericht über die Gefahr solcher Kerzen durch den Druck öffentlich bekannt gemacht hatte.

Da die zu Kerzen bestimmte und hinreichend gereinigte Stearinmasse ein strahliges krystallinisches Gefüge hat und in gewissem Grade zerreiblich ist, wodurch sie sich hinsichtlich ihres äußern Ansehens vom Wachse zu sehr entfernt, so war man auf den Gedanken gekommen, diesem Uebelstand durch einen

geringen Zusatz von weißem Arsenik abzuhelfen. Es wird aber dieser Zweck durch Pressen der Masse bey einer sehr niedrigen Temperatur oder durch einige Procente weißes Wachs und durch eine Abkühlung eigner Art eben so gut erreicht, weßhalb ein Zusatz von Arsenik vollkommen überflüßig wird und auch wohl von keinem Fabrikanten mehr angewendet werden dürfte.

Durch eine K. Ministerial-Entschließung vom 19. Novemb. wurde die K. Akademie in Folge eines Schreibens der K. Regierung von Oberbayern unter den 21. Novemb. und praesent. den 14. December v. J. aufgefordert, drey von derselben übersendete aus den Fabriken von Ulmann u. L. Schätzler in München, so wie aus Mögeldorf bey Nürnberg entnommene Stearinkerzen auf Gehalt von Arsenik zu prüfen.

Eine dazu designirte Commission, bestehend aus zwey ordentlichen Mitgliedern der mathematisch-physikalischen Klasse vereinigte sich zu dem Ende im chemischen Laboratorium der K. Akademie der Wissenschaften, um die genannte Untersuchung der mit dem Amtssiegel versehenen Kerzen vorzunehmen.

Da sich nach den Angaben der englischen Chemiker die größte Menge des weißen Arseniks in dem obern Theil der Kerzen befinden soll, so wurden dieselben angezündet und bald darauf wieder so ausgelöscht, daß noch ein lang rothglühender Docht zurückblieb um den nach dem Auslöschen des Lichtes aufsteigenden Rauch hinsichtlich seines Geruches auf Arsenik zu prüfen; allein, es konnte in den noch rauchenden Kerzen nicht die leiseste Spur von Knoblauchgeruch resp. Arsenikgeruch wahrgenommen werden.

Hierauf wurden die zerschnittenen Kerzen, jede für sich, nebst dem Dochte mit heißem Wasser übergossen, und damit eine Zeitlang gekocht, alsdann noch heiß filtrirt, wobey die Stearinmasse auf dem Filtrum zurückbleibt. Die filtrirte Flüssigkeit, welche nun das weiße Arsenikoxyd (arsenige Säure) aufgelöst enthalten sollte, war vollkommen klar, farblos und ohne Geschmack. Ein mit Schwefelwasserstoff gesättigtes Wasser brachte darin nicht die geringste Veränderung hervor und selbst unter dem Zusatz von Salzsäure war keine gelbe Färbung in der Flüssigkeit, welche hätte auf gelben Schwefel-Arsenik (Operment) hindeuten können, wahrzunehmen.

Es wurde auch die filtrirte Flüssigkeit mit Kalkwasser versetzt, wodurch aber keine Trübung entstand, und eben so veränderte salpetersaures Silber die mit einem Tropfen Ammonium vermengte Flüssigkeit auf keine Weise, woraus sich ergiebt, daß auch keine vollkommene Arsenikſäure in der Flüssigkeit vorhanden war.

Es wurde endlich noch ein Gegenversuch angestellt, nämlich so, daß eine geringe Menge arsenige Säure in geschmolzene Stearinkerzen gebracht und damit eine Zeitlang im Schmelzen erhalten wurde, (auf eine Stearinkerze ein Gran Arsenik) Eine solche mit 1 Gran Arsenik versetzte Kerze zeigte schon beym Auslöschen des brennenden Dochtes einen deutlichen Knoblauchgeruch.

Nachdem die so behandelte Stearinmasse hierauf mit Wasser gekocht war, fand sich die hinzugesetzte arsenige Säure in dem Wasser wieder aufgelöst und war also mit der Stearinmasse nicht in Verbindung getreten.

Die von Milly in Wien, so wie die von den Gebrüdern Schrader daselbst fabrizirten Stearinkerzen sind nach den Versuchen der Herrn v. Jacquin und Rettenbacher ebenfalls von Arsenik ganz frey gefunden worden.

Die Commission hätte sich mit diesen Ergebnissen begnügen können, um die Abwesenheit des Arseniks, in den zur Prüfung übersendeten Kerzen als völlig erwiesen zu betrachten, allein, es war noch die entfernte Möglichkeit vorhanden, daß der weiße Arsenik mit der Stearinsäure chemisch verbunden und in Folge dessen nun in kochendem Wasser nicht mehr auflöslich sey. Um also auch diesen Zweifel zu heben, wurde die Stearinmasse der Kerzen mit Wasser, dem zuvor theils Salzsäure, theils Salpetersalzsäure (Königswasser) hinzugesetzt war, eine Zeitlang gekocht.

In diesem letzten Falle hätten selbst die geringsten Spuren des verbundenen Arseniks sich auf-

lösen und von der Stearinmasse getrennt werden müssen. Allein es fand sich bey einer genauen Untersuchung kein Arsenik in den sauern Flüssigkeiten.

Nach den erhaltenen Resultaten ist die Comission der festen Ueberzeugung, daß sich in den von derselben geprüften aus den drey bayerischen privilegirten Fabriken entnommenen Stearinkerzen kein Arsenik befindet, und daß dieselben folglich auf die Gesundheit keinen nachtheiligen Einfluß haben können.

Fuchs. Vogel.

---

2. Herr Konservator Dr. Steinheil legte die Resultate der auf der Reise des Hofrath von Schubert durch Aegypten, die Wüste und Palästina angestellten barometrischen Höhenmessungen vor.

Das Barometer, an welchem sämmtliche Beobachtungen angestellt sind, kam in vollkommen gutem Stande und ungeändert nach München zurück. Hier konnte es einer sorgfältigen Prüfung und Vergleichung unterzogen werden. Es sind die Correctionen des Instrumentes ermittelt: 1) wegen fehlerhafter Skala; 2) wegen Steigen des Niveaus im Gefäße bey niederen Barometerständen; 3) wegen unberichtigter Stellung des Nullpunctes der Skala. Dadurch sind den Ablesungen Werthe gegeben, wie man sie an dem Normalbarometer der Pariser Sternwarte erhalten haben würde. Eben so sind die Angaben des am Barometer angebrachten Thermometers auf die Pariser Normaltemperatur reduzirt. So bleibt also nur der zufällige Beobachtungsfehler, der, selbst wo die Bestimmung auf einmaliger Ablesung beruht, nur einige Zehntel einer Pariser Linie betragen kann und folglich ohne erheblichen Einfluß ist. Leider aber fehlen durchgängig correspondirende Beobachtungen, indem die übrigen Barometer schon früher zerbrachen. Dieser wesentliche Mangel vermindert den Werth der an sich so schönen Beobachtungsreihe bedeutend. Indessen bietet der Gang der Reise andere Anhaltspuncte. So oft die Reisenden an das Meer gelangten, so oft sie von einem Standquartier aus Excursionen machten, sind Bedingungen gegeben, die näherungsweise als Grundlagen dienen können. Für Stationspuncte, wo längere Zeit hindurch beobachtet wurde wie auf dem Katharinen-Kloster des Sinai, in Jerusalem, Damaskus u. a. giebt das Mittel, verglichen mit dem mittlern Stand am Meere, aller Wahrscheinlichkeit nach sehr genäherte Werthe. Die correspondirenden Temperaturen wurden interpolirt aus dem regelmäßigen Gange bey längerem Aufenthalte an demselben Orte. Was die Rechnung betrifft, so ist dieselbe durchgängig doppelt gesichert zwar sowohl nach der auf Logarithmen gestellten Tafel von Gauß, als nach den keine Logarithmen voraussetzenden Tafeln von Ottmanns. Der Unterschied beyder Tafeln gieng nie über einige Zoll, und es ist die Rechnung dadurch vollständig controllirt.

Auf solche Weise wurden nachstehende Höhenbestimmungen über dem mittelländischen Meere erhalten. Die Angaben sind in Pariser Fußen.

		Höhe in Pariser Fuß.	
1.	Ghendely	541.4	
2.	Nachtlager 9 St. vor Suez	585.0	
3.	2 3/4 St. vor dem Mosesbrunnen	98.8	
4.	Ebene 6 St. jenseits des Mosesbr.	274.4	
5.	Nachtlager an der Quelle Howarah	482.9	
6.	Ebene Kaa	332.7	gut
7.	Nachtlager an der Mündung des Thales Hebran	747,1	
8.	Thal Slav	2709.7	
9.	Katharinen-Kloster des Sinai	4725.6	gut
10.	Horeb erste Kapelle	5681.1	
11.	Horeb Elias-Kapelle	6126.4	
12.	Gipfel des Sinai	6796.4	gut
13.	Wadi Saher	4005.4	
14.	Wadi Sale	2177.8	
15.	Wadi Samahr	1494.4	
16.	El Araba	464.5	
17.	Nachtlager 5 St. vor Wadi Musa	953.7	
18.	Mündung des Wadi Musa	2045.7	

		Höhe in Pariser Fuß.
19.	Nähe des alten Jordanbettes	— 91.1 *)
20.	Madara Thal	— 4.9
21.	Gebel Asova	901.8
22.	Dessen Gipfel	1433.4
23.	Ateuche	1525.4
24.	Dorf Esmua (Samua)	2224.8
25.	Hebron unten im Judenquartier	2664.5
26.	Bethlehem	2409.3
27.	Jerusalem (latein. Kloster)	2472.9 gut
28.	Berg Sion	2381.3
29.	Berg Moria	2280,4
30.	Kidron	2139.8
31.	Auffahrtskirche	2527.4
32.	Oelberg, höchster Punct	2555.4
33.	Jericho	— 527.7
34.	Todtes Meer	— 598.5
35.	Kloster San Saba	682.3
36.	Sindschihl	2520.1
37.	Nablus (Sichem)	1751.0
38.	Höhe des Garizim	2398.3
39.	Samaria	926.4
40.	Dschennin	514.6
41.	Nazareth latein. Kloster	820.7
42.	Gipfel Tabor	1747.7
43.	Ebene Esdrelon	438.8
44.	Carmel Kloster	582,4
45.	Gipfel über St. Jakob	1500.4
46.	Bergkessel ober Tiberias	503.7
47.	See Tiberias	— 535.3
48.	Josephsbrunnen	829.2
49.	Jakobsbrücke	378.5
50.	Hochebene Medan	857.6
51.	Erste Eichen auf der Höhe	2027.5
52.	Erste wahre Ebene	2815.7
53.	Zweyte wahre Ebene	2847.8
54.	Sahsa	2788.3
55.	Chan el Scheich	2455.4
56.	Damaskus	2186.2
57.	Ebene von Zebdeni	3529.4
58.	Paß über den Antilibanon	4826.7
59.	Dorf Zarain	3395.7
60.	Baalbeck	3571.7
61.	Libanon, der Straße höchster Punct	7153.8
62.	Zedern des Libanon	5877.9
63.	Betscharai	4322.4
64.	Dorf Eden	4454.0
65.	Dorf Sibah	2344.7

*) Das ganze Jordangebiet liegt nach den Bestimmungen 19. 33. 34. 47. bedeutend unter dem Niveau des Meeres. Es bleibt über dieses höchst interessante Factum um so weniger Zweifel, als die Beobachtungen 33 und 34 auf einer Excursion von Jerusalem aus angestellt sind, allwo das Barometer unveränderten Stand behielt.

3. Endlich wurden vier von Dr. Vogel, jun. verfertigte Daguerre'sche Lichtbilder, einige Münchner Gegenden darstellend, vorgelegt, welche an einem heitern Wintertage bey hochliegendem Schnee aufgenommen waren.

Ebenso wurden mehrere von Dr. Vogel jun. angestellte Versuche mit einem durch doppelt chromsaures Kali gelb gefärbten Papier zur Darstellung von Bildern mitgetheilt. Es wird nämlich das mit Chromsalz getränkte Papier durch die Sonnenstrahlen in kurzer Zeit braun, und kann deßhalb zur Aufnahme von Bildern angewendet werden, indem man in den Stand gesetzt ist ganz nach Willkühr weiße oder braune Gegenstände hervorzubringen.

Um das Bild zu fixiren wird das Papier nach der Operation mit Wasser gewaschen, wodurch das doppelt chromsaure Kali von den im Dunkeln gehaltenen Stellen entfernt wird, während das durch die theilweise Reduktion der Chromsäure entstandene braune Chromoxyd sich auf der Faser des Papiers zu einer braunen, im Wasser unlöslichen Verbindung fixirt. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Leichtfaßliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches. Zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen über die Mineralogie von Friederich Mohs. Zweyter Theil. Physiographie, bearbeitet von Herrn F. X. M. Zippe. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 31 Kupfertafeln. Wien, 1839 bey Gerold. 8. (744 S.)

Wir erhalten hier den zweyten Theil eines Werkes, dessen erster Theil seit 1832 zwey Auflagen erlebt hat. Das Interesse des Buches, welches dem Inhalte gemäß einen andern Titel führen sollte, wird durch einen traurigen Umstand erhöht, den nämlich, daß es das letzte ist, dessen Bearbeitung von dem berühmten Verfasser geleitet wurde. Mohs ist vor Kurzem auf einer Reise nach Italien zum bessern Leben übergegangen. Wenn man die Arbeiten dieses Mannes mit Unbefangenheit überschaut, so findet man darin überall den Ausspruch eines wahrhaft wissenschaftlichen Geistes und eines Entwicklungs- und Darstellungs-Vermögens, welches nur aus einem vollkommenen Verstehen und Verarbeiten des Gegenstandes hervorgehen kann. Wenn Mohs mit diesen seltenen Eigenschaften nicht geleistet hat, was er hätte leisten können, so liegt der Grund vielleicht darin, daß er in der lebendigsten Ueberzeugung, die gute Sache ergriffen zu haben, zu einer gewissen Leidenschaftlichkeit hingerissen wurde, welche ihn verleitete, die Einwürfe seiner Gegner allmälig mehr unbeachtet zu lassen. Die Grundsätze, auf welche er seine Wissenschaft baute, galten ihm für unantastbar, gegen die Folgerungen war nichts einzuwenden, denn eine strenge Logik, ein mathematisches Denken hatte er sich eigen gemacht. Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß dieser Mann Wichtiges geleistet hat, es ist aber auch leicht einzusehen, daß sich seine Thätigkeit nicht selten in einer Richtung bewegte, von der sich erwarten ließ, daß sie nicht zum Ziele führen würde.

Wie sehr er von der Unfehlbarkeit seiner Methode überzeugt war, davon giebt eine Stelle in der Vorrede zu gegenwärtigem Werke einen neuen Beleg.

Indem er die Hoffnung ausspricht, daß diese Methode über die Mineralogie hinaus in der Botanik und Zoologie Anwendung finden werde, sagt er:

„Ich hoffe dieses um so zuversichtlicher, da die naturhistorische Methode nichts als der Ausdruck des reinen unbefangenen Verstandes, nicht das Werk einer eingebildeten Gelehrsamkeit ist, und ich rechne es mir nicht zu einem großen Verdienste, sie in ihrer vollständigen Entwicklung dargestellt zu haben, weil jeder, der mit den Gesetzen des Denkens sich bekannt gemacht hat, ihnen vertrauet, Muth genug besitzt, herrschenden Ansichten, wenn sie unrichtig befunden werden, kräftig zu widersprechen, und der, wie der Erfolg in einer Naturwissenschaft es erfodert, ohne vorgefaßte Meynungen die Gegenstände gründlich zu untersuchen gewohnt ist, dieß zu thun ebenfalls im Stande gewesen seyn würde, und weil es also, wenn auch ich es nicht unternommen, zu irgend einer Zeit unvermeidlich hätte geschehen müssen.“ Wir wollen das letztere keineswegs in Abrede stellen, denn es ist dem menschlichen Geiste eben so eigenthümlich, immer neue Richtungen zu wählen, neue Standpuncte der Betrachtung aufzusuchen, als es ihm eigenthümlich ist, das selbst Gefundene und Erworbene wie das

eigene Kind zu lieben und geltend machen zu wollen. Damit erklärt sich aber zugleich, daß Etwas, was nothwendig geschehen muß und was sich als solches erwarten läßt, gleichwohl einen sehr relativen Werth haben kann und so verhält es sich auch mit der Mohs'schen Methode. Wenn man sich die Aufgabe stellt, mit den wenigsten Mitteln Naturprodukte unterscheiden zu wollen, so kommt man ziemlich weit mit der Mohs'schen Methode, wenn man sich aber die Aufgabe stellt, Naturprodukte nach allen an ihnen haftenden Eigenschaften, nach ihrem ganzen Wesen und Inhalt kennrn zu lernen, so wird man damit nicht weit kommen können, weil es die Art und Natur dieser Mittel nicht erlaubt. Welche von diesen Aufgaben mehr den Anforderungen der Wissenschaft der Natur entspreche, dürfte nicht schwer zu entscheiden seyn. Daß aber die Schwierigkeiten, welche mit dem Bedürfniß einer größern Zahl der Mittel allerdings anwachsen, bey einer gründlichen Naturforschung nicht in Betracht kommen dürfen, daß von daher kein Grund zu einer andern Behandlung derselben genommen werden darf, wird wohl Jeder zugeben müssen, dem das Weiterbringen und die Ausbildung der Wissenschaft wirklich am Herzen liegt.

Was die Grundzüge der Mohs'schen Ansichten, welche im ersten Theile des vorliegenden Werkes entwickelt sind, betrifft, so verweist Ref. auf seine Anzeige in den Bayerischen Annalen von 1832.

Der vorliegende zweyte Theil enthält die Physiographie.

Es sind in dem Mineralsystem einige Aenderungen gemacht worden. Nach dem Vorschlage des Professor Zippe sind in der zweyten Klasse 3 neue Ordnungen aufgenommen werden, die der Allophane, Graphite und Steatite. Zur ersten dieser Ordnung gehören die Geschlechter: 1) Opalin-Allophan mit den Specien: Euchromatischer Opalin-Allophan (Kieselmalachit) und Lamprochromatischer Op. All. (Gewöhnlicher Allophan). 2) Retin-Allophan mit der Species: Untheilbarer R. All. (Eisensinter). 3) Nemalin-Allophan mit der Species: Prismatischer N. All. (Pyrorthit). 4) Parachros-Allophan mit der Species: Untheilbarer Parachros-All. (Thraulit und Sordawalit). 5) Brithyn-Allophan mit der Species: Untheilbarer Br. All. (Kupfermanganerz).

Die Ordnung der Graphite enthält die Geschlechter: 1) Melan-Graphit mit der Species: Rhomboëdrischer M. Gr. (Graphit). 2) Wad-Graphit mit der Species: Schaumartiger W. Gr. (Braunsteinschaum). Bekanntlich ist dieses Mineral, soweit man seine Mischung kennt, eine Varietät des Manganit's. 3) Psylomelan-Graphit mit der Species: Untheilbarer Ps. Gr., mit welchem Namen der Erdkobalt bezeichnet wird.

Die Ordnung der Steatite enthält die Geschlechter: 1) Glyphin-Steatit mit den Specien: Pseudomorpher Gl. St. (Speckstein) und Untheilbarer Gl. St. (Bildstein). 2) Serpentin-Steatit mit den Specien: Rhomboëdrischer Serp. St. (Pinit). Die Krystallisation des Pinits aus Auvergne ist nicht rhomboëdrisch, sondern rhombisch. Der Verf. setzt aber auch den Giesekit hieher, welcher gewiß ein anderes Mineral ist. Prismatischer Serpentin St. (Serpentin). Es wird die Krystallisation nach einem Krystall von unbekanntem Fundorte angegeben. Die Stammform ist eine Rhombenpyramide von 139° 34′, 105° 26′ u. 88° 26′. Es ist noch eine zweyte Pyramide von 117° 23′, 107° 15′ und 104° 6′ angeführt, einige Domen und vertikale Prismen. Diese Krystallisation nähert sich sehr der des Chrysoliths und der Krystall, welchen der Verf. für einen ächten hält, gehört wahrscheinlich zu denjenigen, welche von Quenstädt und andern als durch Umwandlung von Chrysolith entstanden angesehen werden. 3) Pikrosmin-Steatit mit den Specien: Prismatischer Pikr. St. (Pikrosmin); peritomer Pikr. St. (Killinit); tetartoprismatischer Pikr. St. (Pyrallolith), hemiprismatischer Pikr. St. (Marmolith), nach Lychnell eine Varietät des Serpentins.

Für die symbolische Darstellung der Krystall-Combinationen hat Zippe die Einrichtung getroffen, daß die Zeichen in der Art angeführt werden, daß die vorherrschenden Gestalten durch einen starken Strich von den untergeordneten getrennt werden und daß von den letztern durch ein beygefügtes Semicolon oder einen Punct angezeigt wird, ob sie einzeln oder zu mehreren mit den ersten auftreten.

Solche Gruppen sind z. B. beym Kalkspath: $R + 1 . P + \infty \cdot\cdot R; (P)^5; R . R - 1.$

$R - \infty$; $(P)^3$. $(P)^5$
$R - \infty . R + \infty - (P)^2$; $(P)^7$; $R + 2 . (P)^7$.

Bey nicht kryſtalliſirten Mineralien iſt in den Charakteren einiger Ordnungen und Geſchlechter der Ausdruck amorph gebraucht. Der Verf. ſagt darüber: Amorph bedeutet, daß in der Species, auf welche der Ausdruck ſich bezieht, keine Spur von regelmäßiger Form und Theilbarkeit vorhanden, wenigſtens bisher nicht in derſelben bekannt geworden iſt. Man muß ſich hüten, amorphe Mineralien mit zuſammengeſetzten Varietäten, bey denen die Zuſammenſetzungsſtücke verſchwindend klein ſind, zu verwechſeln, und kann ſich in dieſer Abſicht allenfalls des Glanzes und der Durchſichtigkeit bedienen. Eine Varietät eines nicht amorphen Minerals beſitzt ſelten diejenigen Grade des Glanzes und der Durchſichtigkeit, welche man bey amorphen Speciens gewöhnlich anzutreffen pflegt. — Es iſt alſo hier ganz der von Oberbergrath Fuchs zuerſt aufgeſtellte Begriff über dieſen eigenthümlichen Zuſtand des Feſten wiedergegeben und wäre wohl an ſeinem Platze geweſen, wenn dabey der Name oder die Abhandlung dieſes Gelehrten citirt worden wäre. Uebrigens iſt auffallend, warum in der Phyſiographie dieſer Zuſtand bey einigen Speciens, wo er ſich gerade ſehr charakteriſtiſch ausſpricht, nicht angegeben wird, wie z. B. beym Allophan, Eiſenſinter, Kieſelmalachit, Thraulit, Opal ꝛc. Bey letzterem will Haidinger Spuren von Theilbarkeit in einer Richtung bey einigen farbenſpielenden Varietäten, bey andern Spuren einer regelmäßigen Zuſammenſetzung, ähnlich der des Labradors, beobachtet haben.

Der Beſchreibung einer Species folgen Zuſätze, welche phyſikaliſche, chemiſche, geognoſtiſche und techniſche Verhältniſſe betreffen. Obwohl der Verf. ſagt, daß, die phyſikaliſchen ausgenommen, die übrigen Zuſätze als der Naturgeſchichte fremd anzuſehen ſeyen und gewiß weggeblieben wären, wenn man gewohnt wäre, gründlicher über dieſe Gegenſtände aus Werken ſich zu unterrichten, die ſie in größerer Vollſtändigkeit lehren, als es ein Buch vermag, wo ſie gleichſam nur nebenher, als nicht zur Sache gehörig, berührt werden, ſo ſind wir doch der Meynung, daß ſie dem Buche zu mancher Empfehlung gereichen. —

Eine bedeutende Anzahl von Mineralien aller Art ſind nicht im Syſteme aufgenommen, ſondern in Anhänge verwieſen. Der Verf. äußert ſich darüber folgendermaſſen: Der Inhalt dieſer Anhänge iſt etwas, was man nicht ohne das größte Mißvergnügen anſehen kann. Die beſtehende Erfahrung kann allerdings ſo beſchaffen ſeyn, daß es nicht möglich iſt, die Stelle einer jeden, ob zwar richtig beſtimmten und hinreichend gekannten Species, in einem natürlichen, d. h. in einem auf die naturhiſtoriſche Aehnlichkeit gegründeten Syſteme anzugeben oder zu beſtimmen, und daß man ſich daher genöthigt ſieht, ſie ſo lange in einem Anhange nachzutragen, bis die Erfahrung ſich dergeſtalt erweitert hat, daß ſie mit den übrigen in die gehörige Verbindung gebracht werden kann. Dergleichen Species machen den Inhalt der Anhänge zu den natürlichen Syſtemen (ein künſtliches darf und kann keinen Anhang haben) in der Botanik aus.

(Schluß folgt.)

Bulletin scientifique, publié par L'Académie imperiale des sciences de Saint-Petersbourg.

(Schluß.)

Die Bevölkerung der 19 Kreiſe des Mittelreiches belauft ſich jetzt ſicherlich nahe an vierhundert Millionen; das urbar gemachte Land wird in den geſammelten Satzungen auf 791,525,196 Meou angegeben. Hyakinths Berechnung leidet wahrſcheinlich an einem Irrthume; denn ſie weicht um 1 1/2 Million Meou von meinen Quellen ab. Ein Meou gleicht aber, nach Dr. Morriſon, einem engliſchen Acker Landes vollkommen. *) Es würde demnach auf eine Perſon

*) Morriſon unter dem Worte Acre in dem English-chinese Dictionary. Macao 1822. The chinese Meou is a division of land, that comes nearer to our acre than anyother. Gutzlaff nimmt ſicherlich mit Unrecht an, China opined II. 400, daß ſechs ganze und 52/97 Meou, auf einen engliſchen Acker Landes gehen.

etwas mehr als zwey Meou oder zwey englische Acker kommen; während von kundigen behauptet wird, ein Meou reiche zur Nahrung von fünf Chinesen hin. Mit Recht sagt Medhurst: *) China im engern Sinne des Wortes soll, nach Staunton und Barrow, einen Flächenraum von 1,297,999 englischen Quadratmeilen oder 830,719,360 englische Acker Landes enthalten. Wenn wir nun annehmen, daß nur die Hälfte urbar gemacht, und jeder angebaute Acker bloß ein Individuum ernähren könnte; so bekämen wir doch angebautes Land genug, um vierhundert und fünfzehn Millionen Menschen zu erhalten.

Die chinesische Armee besteht aus drey wesentlich verschiedenen Theilen: Aus den Hilfstruppen, welche die verschiedenen, dem Reiche unterworfenen Aimak oder Klane der Mongolen zu stellen haben; aus den acht Bannern der herrschenden Mandschu, dann aus den Mongolen und Chinesen, welche, als das Haus des Gioro gen China zog, sich ihm alsbald anschlossen; endlich drittens aus einheimischen chinesischen Truppen.

Die Mongolen haben durchaus eine militärische Einrichtung und stehen unter ihren einheimischen Obern, Dschassak genannt. Sie sind in Regimenter eingetheilt, zu sechs Eskadronen; eine jede zu 150 Mann. Sie enthalten jetzt zusammen 1,828 1/2 Eskadronen und bilden demnach eine waffenfähige Mannschaft von 274,275 Mann. Hierbey sind natürlich die Frauen, Kinder und Greise über sechzig Jahre, so wie die Priester, die Schwachen, Kranken und Gefangenen nicht mit eingerechnet. Man könnte demnach füglich die Anzahl dieser Mongolen auf ein und einhalb Million Seelen annehmen. Es sind von jeder Eskadron abwechselnd fünfzig Mann zum Militärdienste verpflichtet. Die Anzahl der Truppen der acht Banner wird verschieden angegeben; sie mögen sich auf 266,000 belaufen. Die eigentlichen chinesischen Truppen, welche nach ihrer Fahne, auch die Truppen der grünen Fahne genannt werden, die Seesoldaten mit eingeschlossen, belaufen sich, nach officiellen Angaben, in den gesammelten Satzungen der jetzt regierenden Dynastie, auf 765,222. Hyakinth giebt bloß 666,300 Mann an, wahrscheinlich weil er die Marine nicht mitrechnet. Die regelmäßige Armee des Mittelreiches beläuft sich demnach auf ungefähr 1,300,000 Mann. Ueber die Truppen in den Militärkolonien, so wie über die Miliz oder Nationalgarde, die außerordentlich zahlreich seyn muß, *) finden sich keine Angaben in den officiellen statistischen Angaben. Die chinesische Marine besteht im Ganzen, wie wir von anderer Seite her wissen, in 1753 Schiffen aller Gattungen, wovon aber die größten nicht mehr als zwanzig Kanonen führen. Sie haben gewöhnlich folgende Stationen: An der Küste von Leao tong sind 6; von Schan tong 24; Kiang su 83; Tsche kiang 96; Fo kien 342; Kuang tong 166. Auf den Flüssen im Binnenlande sind: In Kiang nan 250; Kiang si 46; Tsche kiang 221; Hu kuang 127; Kuang tong 392. Man kann die geringe Fähigkeit dieser Flotte schon daraus ermessen, daß die oberste Regierung zwischen dem Land- und Seedienst gar keinen Unterschied macht; ein General erhält die Stelle eines Admirals, die Landtruppen werden auch zum Seedienst verwendet und so umgekehrt. Die Schiffs-Officiere verstehen demnach durchgängig gar nichts von dem gewöhnlichen Dienst. Es werden dazu Matrosen und Kapitäne der Kauffahrteyschiffe in Sold genommen.

E. F. Neumann.

*) Der kaiserliche Kommissär drohte bey den letzten Wirren in Kanton den Engländern, er würde, wenn sie es auf das Aeußerste kommen ließen, die bewaffnete Nationalgarde, chinesisch Hiang jong, der Dörfer Kraft genannt, aufrufen und sie sämmtlich vernichten lassen.

**) China, its state and Prospect. London 1838. S. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Leichtfaßliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches.

(Schluß.)

Die Anhänge, welche der Physiographie des Mineralreiches folgen, enthalten etwas ganz Anderes. Sie enthalten keine vollständig, sogar nicht immer richtig bestimmte und hinreichend gekannte Species, sondern unvollständige oft unsichere Notizen von Mineralien, denen bald die Angabe der Krystallgestalten, bald der Härte, des specifischen Gewichtes ꝛc. fehlt. — Der Wissenschaft bringt so etwas keinen Nutzen und dem, der die Wissenschaft damit bereichert, bringt es keine Ehre und kann ihm höchstens dazu dienen, die Entdeckung einer neuen Species in Anspruch zu nehmen, wenn sich Gelegenheit gefunden, zu ihrer ausführlichen Kenntniß zu gelangen. —

So leichthin dieses Urtheil in Beziehung auf einen großen Theil der Mineralien, die es betrifft, gesprochen ist, eben so ist es ein anderes, wo der Verf. von den Specien des zweyten Anhanges sagt: „Mehrere dieser Mineralien sind entweder bloße, in den Farben verschiedene, oder zusammen gesetzte oder zerstörte Varietäten von andern Speciebus, und die wichtigste Kenntniß, die man von ihnen besitzt, und die auch vorzüglich den Grund ihrer Auszeichnung enthält, ist die chemische. Indessen hat die chemische Kenntniß eines Minerals, wenn sie sich nicht auf die naturhistorische Beschaffenheit des Gegenstandes bezieht, keinen wissenschaftlichen sondern nur einen technischen Werth, denn sie kann den ersten nur dadurch erhalten, daß die naturhistorische Kenntniß des Minerals ihr zum Grunde gelegt wird.“ —

Wir können diesem Ausspruche nicht beystimmen, in wie ferne er sich auf die reinen Analysen bezieht, welche hier nur gemeynt seyn können. Es werden wohl Wenige bezweifeln, daß es für die Naturgeschichte eben so viel werth sey, daß man z. B. weiß, es gebe einen weit verbreiteten Stein, welcher aus 43,7 Kohlensäure und 56,3 Kalkerde zusammengesetzt ist und der sich durch sein chemisches Verhalten leicht von allen andern unterscheiden lasse, als daß man weiß, es gebe einen solchen Stein, der in der Form eines Rhomboeders von 105° 5′ krystallisire, etwas weicher als der Flußspath sey und ein specifisches Gewicht von 2,6 habe ꝛc. Daß die ersterwähnte Kenntniß außer der naturhistorischen noch einen technischen Werth haben kann und hat, das erhöht ihr allgemeines Interesse und wir möchten behaupten, daß wenn eine Total-Kenntniß eines Minerals durch die Umstände nicht gestattet ist, die Kenntniß der chemischen Zusammensetzung naturhistorisch sogar mehr werth sey, als irgend eine andere. Dafür sprechen auch gar manche Erfahrungen und es wird um so augenfälliger, seit man erkannt hat, daß es einen wesentlichen amorphen Zustand gebe, welcher für die verschiedensten Substanzen ganz derselbe ist. —

Der erste Anhang enthält nicht weniger als neunzig Specien. Eben so viele zählt der zweyte. Wir bemerken darunter Specien, wovon mehrere für jede Methode, viele aber wenigstens so weit gekannt sind, als es die naturhistorische fordert. Es ist um so auffallender, daß sie im System keinen Platz finden konnten, als viel weniger gekannte, namentlich unter den Allophanen und Steatiten, unterzubringen waren.

Der dritte Anhang, welcher 27 Specien enthält, sagt der Verf., ist derjenige, welcher die

meiste Billigung verdient. Er enthält das, was niemals ein Gegenstand des Systems werden kann, und dessen vollendete naturhistorische Kenntniß in einer bloßen Beschreibung besteht.

Dieser Anhang enthält die Mineralien: Bergseife, Erdkobalt, Bol, Fettbol, Gelberde, Grünerde, Klebschiefer, Kupferschwärze, Malthazit, Meerschaum, Nontronit, Ochran, Pimelith, Pinguit, Raseneisenstein, Silberschwärze, Spießglanzocker, Steinmark, Thon, Thonstein, Tripel, Umber, Walkerde, Wetzschiefer, Wismuthocker, Wolchonskoit, Zeichenschiefer.

Daß viele dieser Mineralien Gemenge sind, ist von den meisten Mineralogen anerkannt, bey einigen ist jedoch nicht zweyfelhaft, daß sie besondere Species bilden, wie z. B. beym Meerschaum.

Den Schluß der Vorrede macht eine sehr wahre Bemerkung. Die Geognosie, sagt der Verf., hätte gewiß in mancherley Hinsicht eine andere Gestalt erhalten, wenn ihr überall richtige naturhistorische Kenntnisse von den Mineralien zum Grunde gelegen, und sie würde schon dadurch gewonnen haben, daß man eingesehen hätte, wie wenig ohne diese Kenntnisse auszurichten ist, und welchen geringen Werth man solchen Beobachtungen zuzugestehen habe, die nicht auf ihnen beruhen.

Was das Detail der Physiographie der Species betrifft, so heben wir von dem Bemerkenswerthen hier nur einiges hervor.

Bey der Species Paratomes Kalkhaloid (Rohwand, Ankerit) wird eine von Haidinger mitgetheilte Analyse angeführt, welche im Ganzen mit der von Schrötter übereinstimmt:

	Nach Haidinger.	Nach Schrötter.
Kohlensaurer Kalk . .	48,03 „	50,113
Kohlensaures Eisenoxydul	32,06 „	35,308
Kohlensaure Talkerde	16,46 „	11,846
Kohlensaures Manganoxydul	2,97 „	3,084
	99,52	100,351

Es wird sonach sehr wahrscheinlich, daß diesem Mineral wesentlich die Mischung $\dot{Ca}\,\ddot{C} + \left.\begin{matrix}\dot{F}\\ \dot{Mg}\end{matrix}\right\}\ddot{C}$ angehört. —

Bey den Pyromorphiten sind das phosphorsaure und arsenikſaure Bleyoxyd als Species unterschieden. Breithaupts Polysphärit und Hedyphan werden nicht erwähnt. — Das kalkhaltige und das kupferhaltige phosphorsaure Uranoxyd dagegen sind in eine Species vereinigt. —

Den Sordawalit sieht der Verf. als mit dem Thraulit übereinkommend an.

In der Species prismatischer Talkglimmer finden wir noch immer den Chlorit und Talk vereinigt. Was die chemische Zusammensetzung dieser Species betrifft, so heißt es: „die chemische Zusammensetzung der gegenwärtigen Species ist noch nicht so vollständig ermittelt, daß man sie von dieser Seite unter einem allgemeinen Gesichtspuncte darstellen könnte. Mehrere Analysen beziehen sich auf zusammengesetzte Varietäten und können daher nicht zum Zwecke führen. Die einfachen Varietäten geben in Beziehung auf einen ihrer wesentlichen Bestandtheile, die Talkerde, ein ziemlich gleiches Resultat; sie enthalten davon 30 bis 32, 4 pr. C. Der zweyte wesentliche Bestandtheil, die Kieselerde, beträgt bey den Varietäten, welche gewöhnlich Talk genannt werden, 62 — 62, 8 pr.C.; bey den zum Chlorit gerechneten ist er in wandelbaren Verhältnißen durch Thonerde und Eisenoxydul ersetzt, welche in Beziehung auf ihre Verbindung mit der Talkerde, als amphotere Substanzen zu betrachten seyn würden. Als außerwesentliche Bestandtheile finden sich noch bey einigen Varietäten Kalk und Kali in geringer, und flüchtige Theile in ansehnlicher Menge.“ Wenn man chemische Arbeiten nur eines so oberflächlichen Studiums werth hält, wie es das hier citirte Beyspiel jedem Sachverständigen offenbart, so dürfte es wohl besser seyn, lieber gar nichts davon zu erwähnen. Daß man die chemische Zusammensetzung der unter dem prismatischen Talkglimmer begriffenen Mineralien nie unter einen allgemeinen Ausdruck wird bringen können, ergiebt

sich aus dem einfachen Umstande, daß die vereinigten Mineralien in keiner Weise gleichartig sind. Die Chemie hat unter ihnen schon vor längerer Zeit wesentlich verschiedene Mischungen unterschieden, die naturhistorische Methode nimmt nicht Rücksicht darauf, sie würde aber die Species auch unterscheiden, wenn meßbare Krystalle gegeben wären. Wir machen hier auf einen Umstand aufmerksam, welcher zeigt, wie die Methode zum Theil Anforderungen macht, welchen die Natur sehr oft nicht genügt; die Methode verlangt meßbare Krystalle, die Natur bringt Chlorit und Talk in ungeheuern Maßen hervor, aber sie liefert keine solchen Krystalle, und wenn nun auch durch eine besondere Gunst ein solcher Krystall gefunden würde, wenn jetzt die Methode im Stande wäre, die Unterscheidnng und Charakteristik vollkommen zu machen; was ist der Praxis mit einer Charakteristik gedient, welche vielleicht nur an einem einzigen Krystall z. B. im Wiener Kabinet aufgefunden und nachgewiesen werden kann? Wenn vom Malachit angegeben wird: Grundgestalt: Hemiorthotyp. P = 139° 17′; 127° 25′; 68° 33′. Abweichung der Are in der Ebene der kürzern Diagonale = 0° 0′. Charakter der Combinationen hemiprismatisch; Theilbarkeit — $\breve{P}r$, $\breve{P}r + \infty$ &c., so ist eine solche Kenntniß sehr werthvoll, wenn aber die Charakteristik auf diese Kenntniß sich beziehen muß, um kennen zu lehren, was Malachit ist, so wird sie in diesem Falle den Wenigsten genügen, denn gewiß haben die Wenigsten deutliche Malachitkrystalle zu sehen bekommen, obwohl dieses Mineral zu den gemeinsten und häufigst vorkommenden gehört. Es wird freylich in einem solchen Falle gesagt, man könne auch durch Vergleichung der Uebergänge, durch die Reihen der verschiedenen Aggregate &c. zur Kenntniß der wesentlichen Gleichartigkeit scheinbar verschiedener Mineralien gelangen. Das ist allerdings wahr, aber es setzt wieder etwas voraus, was nicht jederzeit gegeben ist, nämlich diese Vergleichungsmittel. —

Von den Glimmern sind zwey Species unterschieden, der ein- und zweyaxige, rhomboëdrische und hemiprismatische Talkglimmer; der Lithionglimmer ist mit letzterem vereinigt. Es hätte hier

das optische Verhalten in die Charakteristik aufgenommen werden dürfen, denn ohne dieses sind diese Species nicht sicher zu unterscheiden, wenn man auf das chemische Verhalten keine Rücksicht nehmen will.

Die Species dodecaëdrischer Amphigen-Spath begreift den Sodalit, Hauyn und Lasurstein. Diese Mineralien werden ohngeachtet ihrer nicht vereinbaren Mischung als Varietäten betrachtet. Sollten die Mohs'schen Naturhistoriker wirklich annehmen, daß es unter den Varietäten ihrer Species wesentlich verschiedene und unvereinbare Mischungen geben könne und dürfe? —

Im Gegensatz zu der eben erwähnten Vereinigung wird der Levyn als makrotyper Kuphon-Spath vom Chabasit getrennt und eben so der Gmelinit.

Der peritome Kuphon-Spath begreift den Comptonit, Mesolith und Mesole. Daß die beyden letztern Mineralien einmal in eine Species werden vereinigt werden (und dazu der Brevicit und Harringtonit) ist nicht unwahrscheinlich; der Comptonit ist aber damit nicht zu vereinigen, sondern bildet wahrscheinlich mit dem Thomsonit, welchen aber der Verf. trennt, eine und dieselbe Species.

Davyn und Nephelin werden als zwey Species angegeben, obwohl Mitscherlich und G. Rose gezeigt haben, daß sie wenigstens krystallographisch übereinkommen.

Skapolith nnd Mejonit sind als Varietäten betrachtet. — Die Species paratomer Augitspath begreift außer dem Diopsid, Hedenbergit, und dem gewöhnlichen Augit auch den Achmit. Unter den Zusätzen heißt es: „der Species des paratomen Augit-Spathes, wie sie im Grundrisse aufgestellt werden, sind hier vorläufig die Varietäten des Akmites einverleibt, welche in dem Krystallsysteme und den Abmessungen der Gestalten so nahe mit den übrigen übereinkommen, daß die Verschiedenheiten einerseits innerhalb der Grenzen der Beobachtungsfehler liegen, andererseits von den Unvollkommenheiten der Krystalle abhängen. Die empirische Unterscheidung der sämmtlichen Varietäten enthält der Grundriß und bedarf hier nicht wiederholt, sondern verdient in

Vergessenheit gebracht zu werden.“ Die Vereinigung oder Trennung dieser Mineralien ist schon öfters zur Sprache gekommen. Wenn man Kalkspath, Magnesit, Bitterspath, Ankerit, Mesitinspath ꝛc. vereinigen wollte, so möchte Aehnliches mit den angeführten augitischen Mineralien erlaubt seyn. Da man aber jene trennt, so scheint es auch consequent, diese zu trennen. In keinem Falle gehört nach dem jetzigen Stande unseres Wissens der Achmit dazu. — Für den Amphibol gilt dasselbe. Das Bergholz ist übrigens, wie wir seit 1837 durch Thaulow wissen, kein Asbest. — Im prismatoidischen Augitspath sind Pistazit, Zoisit und der sogenannte Piemonteser Braunstein vereinigt; im dodecaëdrischen Korund Spinell und Pleonast. Es wird noch die ältere unrichtige Formel $\dot{Mg}\,\dddot{A}^2$ angegeben. —

Diese Bemerkungen mögen genügen, um zu zeigen, daß in dem Buche manche mineralogische und chemische Untersuchungen und Erörterungen, welche seit fünfzehn Jahren eine andere Ansicht der Dinge, als vordem, hervorgebracht haben, entweder unbeachtet geblieben sind, oder für ungültig und unhaltbar erklärt wurden. Die Zeit wird entscheiden, ob dieses mit Recht oder Unrecht geschehen sey. Für die physikalische Kenntniß der Mineralien, namentlich für die krystallographische, wird das Werk noch lange Autorität haben. Die gestellte naturhistorische Aufgabe ist darin so gut, wie möglich, gelöst, daß diese Aufgabe aber nur einen Theil von derjenigen ausmache, welche mit dem Ref. gegenwärtig der größere Theil der Mineralogen als die wahre und vollständige anerkennt, ergiebt sich aus den bezeichneten zum Grunde gelegten Principien.

Die Tafeln begreifen 334 genaue Krystallabbildungen.

v. Kobell.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIV. (Zweyte Reihe, Bd. XIV.) 1838.

A. Der gegenwärtige Band der Annalen hat, wie seine Vorgänger, beynahe ausschließlich die neuen Entdeckungen über Elektricität, und die Controverse über den Ursprung derselben zum Gegenstande.

Hr. Leop. Gmelin sucht (S. 5 — 36) eine Theorie der Elektrochemie dadurch zu begründen, daß er annimmt, es gebe zwey einander verwandte elektrische Flüssigkeiten, aus deren Vereinigung Wärme entsteht, die aber bey Verbrennung der verschiedener Körper aus ihnen selbst noch vermehrt wird, weßwegen nur eine geringe Elektricitäts-Entwickelung wahrgenommen wird, und da, wo ungleiche Mengen von + E und — E zusammenwirken, ein Theil des einen (mächtigern) gebunden bleibt.

Die Erklärungsweise der Phänomene nach der Ansicht des Verf. ist eine ziemlich mechanische; denn um die galvanisch-chemische Wirkung, wenn Kupfer neben Zink im Wasser steht, zu erklären, meynt der Verf. „die Affinität des Zinkes zum Sauerstoff bewirke, daß sich die Sauerstoffatome des zunächst liegenden Wassers dem Zink zukehren. Diese Stellung pflanzt sich durch die Atome des Wassers vom Zink zum Kupfer fort, so daß immer ein Wasserstoffatom des einen Wasseratoms neben einem Sauerstoffatom des anderen Wasserstoffatomes kömmt. Indem sich nun alle Sauerstoffatome gegen das Zink richten, ist das Wasserstoffatom des das Zink berührenden Wassers durch ein Sauerstoffatom vom Zink getrennt. Während sich nun dieses Sauerstoffatom mit dem Zink vereiniget, und als Zinkoxyd in der Säure löst, tritt das freygewordene Wasserstoffatom an das Sauerstoffatom des nächsten Wasseratoms, und so weiter in der ganzen Reihe der Wasseratome zwischen der Zinkfläche und Kupferfläche, so daß an letzterer ein Wasseratom frey wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nr. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise in Abyssynien, von Dr. Eduard Rüppel. Erster Band. Frankfurt a. M. 1838.

Der Verfasser des eben genannten wissenschaftlich interessanten Werkes hat Abyssinien nicht so wie mehrere Reisende der neuesten Zeit nur in Eile, wie auf einer Lustwanderung durchstreift, sondern er verweilte daselbst zwey Jahre als Mitbürger und Beobachter des Landes und seiner Bewohner. Dr. Rüppel war der erste Europäer, welcher dem selbst noch durch Salt's Reiseberichte aufrecht erhaltenen Vorurtheile öffentlich widersprach, nach welchem man das Eindringen in Abyssinien für ganz außerordentlich schwierig und gefahrvoll, und im Fall auch dasselbe gelänge, wenigstens das wieder Herauskommen aus dem argwöhnischen Gewahrsam der Eingebornen für fast unmöglich hielt. Sein Aufsatz im Moniteur Egyptien vom 25. Januar 1834 schildert den Eintritt in das Innere des Landes, das früher durch den religiösen Fanatismus seiner Bewohner für Europäer ein fast unannahbares gewesen war, verhältnißmäßig so viel leichter, das Verweilen in demselben so ungefährdet, daß bald nachher einige Franken sich entschloßen, den so wohl gelungenen Versuch nachzumachen und nach Abyssinien zu reisen. Namentlich thaten dieß die Herrn L. Combes und Tamisier, so wie unser deutscher Landsmann v. Katte. Freylich war zwischen Rüppel und den eben genannten Reisenden darinnen ein großer Unterschied, daß sich der erstere durch mehrere frühere Reisen in Afrika und Arabien zu seinem neuen Unternehmen vorbereitet und überdieß mit naturhistorischen und andern zweckdienlichen Kenntnissen ausgerüstet fand, während die eben genannten Andern von keinen solchen Mitteln begünstigt ihren Weg antraten. Obgleich daher diese späteren Reisenden noch früher denn Dr. Rüppel die Ergebnisse ihrer Reise veröffentlichten, machten sie dennoch hierdurch, wie sich bald zeigte, das Reisewerk unsers Verfassers nicht entbehrlich, sondern dieses erschien durch seinen Inhalt in vielfacher Hinsicht als eine werthvolle neue Gabe.

Die ersten Abschnitte des Bandes der Reisebeschreibung, über welche wir hier zunächst Bericht erstatten wollen, beschäftigen sich mit Aegyptens politischem, so wie administrativem Zustand unter Mehemed Ali und fügen zu diesem einige „skizzenartige Bemerkungen über Unterägypten." Unser Verfasser tritt als ein alter Bekannter in den neueren Verhältnissen des Landes auf; in jenen Verhältnissen, welche er bey seinem früheren Aufenthalt in Aegypten auf mehreren ihrer Entwicklungsstufen beobachtet hatte. Durch ihn erfahren wir freylich Manches, was dem Auge andrer, minder gerade zu dieser Art von Beobachtung geeigneter Reisenden sich entzog. Er beachtet indeß in Mehemed Ali zunächst nur ihn selber, nicht jene Keime einer nahen Wiederbelebung des Orients, welche während seiner Herrschaft um und neben ihm sich zu regen beginnen.

Die Landreise von Cairo nach dem westlichen Busen des rothen Meeres und von da weiter nach Süden und Südosten ist schon vielfach beschrieben worden, seltner die zu Wasser. Hierbey lernt man die Geduld und Ausdauer der mohamedanischen Pilgrime noch mehr bewundern als bey allen Beschwerden und Entbehrungen der Reise durch die Wüste. Die Schiffe, die sich zur Ueberfahrt der Pilgrime von Suez nach Djetta bestimmt haben, müssen nach einer, für die Hadschi's sehr vortheilhaften Einrichtung, in derselben Aufeinanderfolge

in der sie in Suez ankamen und sich einschreiben ließen, auch wieder abfahren, und jedes von ihnen muß eine im Verhältniß zu seiner Größe stehende Anzahl der Reisenden um bestimmten Preis aufnehmen. Diese Zahl ist aber in der Zeit der Mekka Wallfahrten so groß, daß die armen Leute in Bretterverschlägen, eine Lage über der andern, gleichsam aufgeschichtet sind. Zur Lagerstätte der Schiffsmannschaft bleibt dabey im Fahrzeug selber kein Raum; man bindet für sie an den beyden Seiten des Schiffes schmale Bettstellen von Flechtwerk an. Die auf solche Weise überlasteten Fahrzeuge segeln stets der Küste entlang und legen sich an dieser bey Nacht vor Anker. Ein besonderes Glück für die Pilgrime ist es dann, wenn solche Ankerplätze ein Aussteigen auf den festen Boden erlauben, denn erst da findet sich ein Raum zum Kochen und Bereiten der Speisen und warmen Getränke; während des Tages sind die eng zusammengepreßten Hadschi's, besonders dann, wenn der Ramadan in die Sommerszeit fällt, selber von der Sonne wie gekocht worden.

Unser Verfasser hatte nicht nöthig, sich einer solchen Art der Seefahrt auszusetzen. Es glückte ihm am 13. July dem damals von der Cholera so heimgesuchten Suez auf einem Fahrzeuge zu entgehen, welches unter mehreren andern das einzige von der Ansteckung frey geblieben war. Auf dem von ihm gemietheten Schiffe befanden sich unter andern zwey abyssinische Priester, welche so eben von einer Wallfahrt nach Jerusalem in ihr Vaterland zurückkehrten. Der eine, welcher in früheren Jahren in die Gefangenschaft der Gallas gerathen war und die verstümmelnden Mißhandlungen dieser Barbaren glücklich überstanden hatte, war aus der Provinz Schoa gebürtig. Durch ihn empfing Dr. Rüppel die erste genauere Nachricht von den Bürgerkriegen, welche schon seit mehreren Jahren das Innere des Landes zerrütteten.

Obgleich eine Seefahrt auf dem rothen Meere dem reisenden Beobachter dadurch eine Begünstigung gewährt, daß die Fahrzeuge der Araber öfter am Land ankern, konnte dennoch unser Verfasser bey dieser Gelegenheit nur einige allgemeine Bemerkungen über den Umriß der Küste machen, welche indeß im Zusammenhange mit seinen eigenen früheren so wie mit einigen fremden Beobachtungen von einem nicht unbedeutenden Werthe sind. In der Mitte der Bucht, südwärts von dem Gebirge Hamman, hat das Meer eine ansehnliche Tiefe, obgleich die hierauf bezügliche Angabe der arabischen Piloten (zu 60 Faden) eine übertriebene seyn mochte, da nach den genauen Aufnahmen der Meerestiefen dieser Gegenden durch die Engländer im ganzen Golf von Suez bis zur Insel Scheduan sich nirgends eine Stelle findet, welche tiefer denn 32 Faden ist. Der Küstensaum südwärts von dem Gebirge Ras Mehamed bestehet aus Corallenbänken, welche in wagrechten Flächen an den Fuß der landeinwärts gelegenen Granitgebirge angelehnt sind und die sich 30 bis 40 Fuß über den Meeresspiegel erheben, an dessen Ufern sie fast senkrecht abfallen. Dagegen sind die ebenfalls horizontalen, trocken liegenden Corallenbänke, welche den Küstensaum bilden, in einer mehr südlichen Breite (vom 26ten Grade an) gewöhnlich nur 12 bis 15 Fuß über den Meeresspiegel erhöht, während noch weiter gegen Süden die Erhebung wieder zunimmt; gerade so wie auch jetzt im rothen Meere einzelne Corallenriffe auf weite Erstreckung hin bis zur Oberfläche des Wasserspiegels anstiegen, andere aber unter demselben blieben.

Bey Mohila auf der arabischen Küste fanden sich zwey kleine Schiffe aus Suez, welche bestimmt waren, Holzkohlen für die ägyptischen Fabriken einzunehmen. Die Araber geben von diesen die Kameelslast von beyläufig drey Centnern um einen halben spanischen Thaler ab, weil der Pascha keinen Concurrenten bey diesem für ihn sehr vortheilhaften Handel hat; der spärliche Holzvorrath jener Küstengegenden wird indeß bey der Verschwendung, welche die Kohlenbrenner mit ihm treiben, in Kurzem erschöpft seyn.

Die kleine, südwärts von Mohila und dem trefflichen Hafen von Jahar gelegene Insel Neimann bestehet ganz aus horizontal geschichteten Corallenlagern, die sich hier wieder bis zu einer Höhe von 25 bis 30 Fuß über das Meer erheben. In diesen Lagern findet sich eine ungemeine Menge von versteinerten Seeigeln, so daß die Vermuthung des

Verfassers nicht unwahrscheinlich ist, nach welcher das kleine Eiland von den Seeigeln, die auf arabisch Nehman heißen, seinen Namen empfieng. In der Mitte der fast von aller Vegetation entblößten Insel zeigt sich eine über dem Grabe eines geehrten Mohamedaners aufgewölbte Kuppel. Nur zu gewissen Zeiten kommen einige Familien des Tehmistammes nach Neimann, um hier den Fischfang zu betreiben. Einen anmuthigern Eindruck auf das Auge als jene öde Insel machten der von hohen Baumgruppen umgebene Ankerplatz Esbode, so wie der schöne Hafen Antar mit dem Grün seiner Muserat-Gesträuche (Pavetta longifolia), deren Wurzeln und Zweige mit ihrem zart faserigem Gewebe hier wie in Abyssinien zum Reinigen der Zähne benutzt werden. Die senkrecht abgerissenen Corallenfelsen, die den Hafen von Buschk umsäumen, zeigen eine Höhe von 35 Fuß. Eine aus rohen Feldsteinen aufgeführte Verschanzung hatten die Schiffsleute unserem Verfasser als eine alterthümliche Ruine geschildert, sie war aber, wie sich bald ergab, nur der Ueberrest eines neueren, ärmlichen Bauwerkes der Araber, aus welchem diese vormals mit Flinten auf die hier ankommenden Schiffe zu feuern pflegten, um von ihnen eine Abgabe zu erpressen. Wenn aber auch die Araber diese Art von Gelderpressung aufgeben mußten, so wird dagegen eine andere Art von der ägyptischen Besatzung des Schlosses Buschk auf desto unverschämtere Weise geübt. Diese verkaufen nämlich den armen Mekkapilgrimen und anderen Reisenden, die hierher kommen und nicht selten mehrere Tage durch widrige Winde zurückgehalten werden, die nöthigen Lebensmittel um so enorme Preise, daß die Abgaben, die sich vormals die Araber ertrotzten, in keinem Verhältniß mit diesen Erpressungen stehen. Die südlich von Buschk gelegene Küste ist ganz flach; das angränzende Meer so seicht und durch die große Menge der Corallenklippen so schwer befahrbar, daß dieser Theil der Seereise als der gefährlichste erschien. Jenseits der flachen ganz von Nestern der brütenden Möven und Seeschwalben bedeckten Insel Marrat wird das Fahrwasser durch die Menge der Untiefen zu einem schmalen Kanal verengt, bey dessen Eingang das Schiff nur mit Mühe der gefahrdrohenden Macht der Strömung entgieng. Es war hierin glücklicher als jenes andere Fahrzeug, das Hr. Rüppel in Suez getroffen hatte, und mit welchem er beynahe die Seereise angetreten hätte, denn dieses strandete 14 Tage später an derselben Stelle. Hier in der Nähe ist das Meer ganz besonders reich an den köstlichsten Fischen, deren an der Sonne getrocknetes Fleisch von den Tehmi-Fischern nach Jambo geführt und hier um kaum 2 spanische Thaler der Zentner verkauft wird. Die beyden Hassani Inseln scheinen aus Granitfelsen gebildet, auf der einen von ihnen findet sich eine Quelle von trinkbarem Wasser.

In Scherum Jambo wüthete eben damals, als unser Reisender hier landete, die Cholera mit verheerender Gewalt. Das Schiff hatte Waaren auszuladen und mehrere Gegenstände des täglichen Bedürfnisses aufzunehmen, dennoch entgieng seine Mannschaft den Gefahren dieses Verkehrs glücklich; nach einer Fahrt von 3 Tagen wurde am 30ten July der Hafen von Djetta erreicht, in welchem 17 große indische Schiffe von europäischer Bauart und vierzig arabische Fahrzeuge der größesten Art vor Anker lagen. So sehr aber auch diese Menge der Schiffe auf einen Zusammenfluß von Fremden aus den verschiedensten Weltgegenden schließen zu lassen schien, fand sich doch gerade damals in ganz Djetta kein Mensch, welcher das englische Empfehlungsschreiben hätte lesen können, das Hr. Rüppel von dem Directorium der ostindischen Compagnie an alle ihre Agenten längs der Seeküste des rothen Meeres empfangen hatte. Selbst der englische Agent Jussuf Malmi in Djetta, von Geburt ein Armenier, verstund kein Wort Englisch. Die Zahl der Bewohner der ansehnlichen Stadt wird von unserem Reisenden auf 22000 geschätzt. Wie die Schaaren der Seevögel ernähren diese alle hauptsächlich sich von dem, was ihnen über das Wasser kommt: von dem Verkehr mit Arabiens und Indiens Schiffen, von deren ersteren, wenn die Zeit der Passatwinde die Fahrt begünstigt oder die Wallfahrt der Mekkapilgrime sie nothwendig machen, öfters mehr denn hundert und eben so von den andern eine verhältnißmäßig ansehnliche Zahl hier vor Anker liegt. Wie ein Fischernetz umgarnt Djetta alle diese hier einlaufenden Fahrzeuge mit den Tausenden der auf ihnen einherfahrenden Pilgrime und Reisenden

und entläßt keinen, ehe es Gewinn von ihm gezogen. Allerdings hat sich von diesem Gewinn einen ansehnlichen Theil die ägyptische Regierung zugeeignet. Ihr kommt der Monopolhandel mit Getreide und Kaffe, so wie die Einnahme des Zolles zu, der von allen hier einlaufenden Gegenständen, selbst von den Lebensmitteln erhoben wird, die der arme Mekkapilgrim für sein tägliches Bedürfniß mit sich führt, und welcher im Durchschnitt ein Zehntel des Schätzungswerthes ist. Außer diesem geschieht es nicht selten, daß, wenn die Staatskasse solcher Aushülfen bedarf, auf die reicheren Kaufleute der Stadt eine Auflage gestellt wird, bey welcher diese den muthmaßlichen Betrag der Zolleinkünfte für ein ganzes Jahr voraus bezahlen müssen; ein Verfahren, das in diesem Lande drückender ist denn anderswo, da jeder Geldbesitzer das Recht hat, von seinem ausgeliehenen Kapital 12 bis 24 Procent Jahreszinsen zu fordern. Dennoch bleibt den hier eingebornen Handelsleuten und Geldmäklern noch immerhin ein ansehnlicher Theil von dem Ertrag des Verkehres. Wissen sie doch für den Verlust, den ihnen das ägyptische Gouvernement zufügt, sich selbst an den unmittelbaren Werkzeugen dieses Gouvernements schadlos zu halten. Denn obgleich die Regierung von den hier eingeführten (spanischen und Maria Theresien-) Thalern 1 1/2 Procent Abgabe erhebt, so ist doch dieß ein geringer Theil von dem, was das ägyptische Militär und sonstige Dienstpersonal den Geldmäklern dafür bezahlen muß, denn jene Angestellten empfangen ihre Löhnung in (schlechten) ägyptischen Münzen, welche bey keinem Landmanne und keinem Kaufmanne der Stadt, außer mit sehr großem Verlurste anzubringen, und welche für den Handel mit Indien völlig unbrauchbar sind, die hiesigen Mäkler aber, wenn sie mit hohem Gewinn ihre Thaler gegen ägyptische Münze abgegeben haben, senden die letztere dahin zurück, woher sie kam und wechseln sie in Alexandria oder Cairo gegen Thaler aus.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie.

(Fortsetzung.)

Nunmehr befinden sich alle Wasserstoff-Atome des Wassers dem Zink und alle Sauerstoff-Atome dem Kupfer zugelichtet; allein die Affinität des Zinkes zum Sauerstoff bewirkt eine augenblickliche Umdrehung sämmtlicher Wasser-Atome um einen halben Kreis, so daß jetzt wieder die Sauerstoffatome dem Zink zugekehrt sind, und der vorige Proceß, d. h. Bildung von Zinkoxyd, Austausch der Sauerstoff- und Wasserstoffatome in den Wasseratomen und Freywerden des Wasserstoffs am Kupfer erfolgt von Neuem, hierauf wieder Umdrehung der Wasseratome um einen halben Kreis u. s. f.

2. Der rühmlichst bekannte Vertheidiger der Contacttheorie, Prof Fechner giebt (S. 37 — 44) einen Versuch einer Theorie des Galvanismus. Wenn nämlich eine Zinkplatte und eine Kupferplatte in scheinbare Berührung kömmt, so vereinigt sich ein Antheil von — E des Zinks und ein Antheil von + E des Kupfers in dem kleinen Zwischenraume beyder Platten, lassen dadurch beyde Platten respectiv mit den entgegengesetzten Elektricitäten geladen zurück, und es kann schon bey einer unmerklich kleinen Entfernung dieser Proceß sich selbst als Funken darstellen.

Ist diese Voraussetzung auch nicht erweislich, so ist sie (meynt der Verf.) doch nicht unwahrscheinlich, und es scheint, um das Eingreifen in das Spiel der galvanischen Erscheinungen zu erklären, vorläufig viel geeigneter, die chemischen Erscheinungen von elektrischen Grundkräften abhängig zu machen.

Dasselbe geht vor zwischen einem Sauerstoff- und einem Wasserstofftheilchen in geringer Entfernung, welche aber selbst in Berührung kommen würden, wenn nicht ein repulsiver Einfluß (Wärme?) sie aus einander hielte, und die heterogenen Theilchen einer chemischen Verbindung sind sich daher durch ihre Berührungsnähe dauernd entgegengesetzt elektrisch.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nr. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise in Abyssynien, von Dr. Eduard Rüppel. Erster Band. Frankfurt a. M. 1838.

(Fortsetzung.)

Sonderbar ist die Weise, in welcher die Kaufleute in Djetta, bey aller Oeffentlichkeit ihres täglichen Lebens und ihres Verkehrs, dennoch das Geheimniß des Handels zu bewahren wissen. In der Thorhalle des Hofraumes, von welcher aus alles, was aus und eingeht und was in den Magazinen geschieht, beobachtet werden kann, empfängt der Kaufmann seine Besuche, so wie alle Käufer und Verkäufer die mit ihm Geschäfte machen wollen. Da die meisten Magazine unfern der Hauptstraße, hinter dem Zollgebäude sich beysammen finden, ist die Gegend dieser Thorhallen zugleich der Ort eines beständigen Volksgedränges, und wenn die lautstimmigen Handelsleute bey ihrem Geschäft sich der Worte bedienten, so würde die Schaar der neugierigen Zuhörer nach der ungenirten Sitte des Landes nicht bloß alles anhören, sondern sie würde durch Dareinreden oder wenigstens durch ihre Mienen bald dem Einen oder dem Andern zustimmend oder abrathend entgegentreten und so die Unbefangenheit des Verkehrs stören. So aber breitet der Mäkler (meist ein mohamedanischer Indier) ein großes Tuch über die Hände des Kaufmanns und des Verkäufers; die Zahl der ausgestreckten, sowie jenseits von dem Mäkler berührten Finger bedeutet, je nach getroffener Abrede Eins, Zehn, Hunderte, ja Tausende der geforderten oder gebotenen Geldsorte; diese Summe zahlet nach bald abgeschlossenem Handel der Geldmäkler aus, der mit vielen seines Gleichen in der Nähe des Magazins sein Wechseltischchen hat. Jeder, auch der ansehnlichste Kaufmann treibt nebenbey einen Detailhandel und dennoch sind bey all seinem Verkehr nur wenig Leute beschäftigt, denn außer dem Aufseher über das Magazin und einem Kleinverkäufer leitet gewöhnlich der Herr des Hauses selber und allein das Hauptgetriebe seines Verkehrs. Freylich haben die hiesigen Kaufleute, seitdem ihnen Mehemed Ali den Kaffeehandel nahm, ansehnlich viel an ihren Einkünften verloren. Dennoch macht sich ihnen das Schiff, welches sie als Eigenthum sich erwarben, gewöhnlich schon durch etliche glückliche Fahrten, bey denen sie eine recht große Menge von Pilgrimen als Ladung bekamen, bezahlt. Denn die meisten der in Djetta selber erbauten Schiffe nehmen das Material zu ihrem Baue von den zwischen den nachbarlichen Korallenklippen gescheiterten arabischen Schiffen; so groß ist hier die Gefahr der Schifffahrt für dergleichen öfter nur von unwissenden Negersclaven bedienten und geleiteten Fahrzeuge.

Noch in alter Strenge, durch keinen Einfluß der europäischen Bildung gestört, herrscht in Djetta das Alles ausschließende System des Islams. Nur mohamedanische nicht heidnische Banianen werden hier geduldet; die Feyerlichkeiten des Moscheedienstes und die Prozessionen fallen sehr in die Augen; namentlich wurde der Uebertritt eines christlichen abyssinischen Priesters mit vielem Prunk begangen; obgleich derselbe, wie Viele wußten, schon einmal in Cairo, um sich Geld zu verschaffen, dem Islam zugefallen, so wie von ihm wieder abgefallen war und auch dießmal bey seinem Uebertritte nur Gelderwerb im Sinne hatte. Das hiesige Militär fand Hr. Rüppel aus abgelebten Türken bestehend, welche früher gegen die Wechabiten gedient hatten; ein müßiges Volk, das den Rest seiner Kräfte nur

zum Räsonniren über Mehemed Ali's Neuerungen anwendet, dabey jeden Antrag mit Erhöhung des Soldes in das jetzige ägyptische Militär zu treten, oder ins Vaterland zurück zu kehren mit Verachtung von sich weist und seine Tage mit Tabakrauchen und Trinken von Zimmet- oder Gerstenwasser hinbringt.

Die 20 Fuß langen Kanonen, womit Sultan Selim die hiesigen Wälle versah, hat Mehemed Ali zersägen, und nach Cairo bringen lassen, wo man ihre Metallmasse zum Beschlagen der Schiffe verwendete; die noch zurückgebliebenen eisernen Kanonen sind übrigens vollkommen hinreichend, um die Angriffe der Araber abzuwehren, und den jetzigen europäischen Kriegskünsten würden weder Selims Kanonen, noch die 25 Fuß hohen, steinernen Mauern zu widerstehen vermögen. Mit dem Müssiggange des Militärs bildet die im Ganzen rühmenswerthe Arbeitsamkeit und Gewerbsthätigkeit der eigentlichen Bewohner einen augenfälligen Contrast. Sie halten Ordnung in ihrer Stadt, Reinlichkeit in den Straßen, welche in der heißen Zeit beständig mit Seewasser besprengt werden, und gewähren jedem, auch dem Fremdlinge eine Sicherheit des Eigenthums, wie man sie in manchen volkreichen Städten von Europa vergeblich sucht. Dem Naturforscher giebt der lebhafte Betrieb der Fischerey und das beständige Aushauen der Corallenbänke, deren Masse man zu Bauten benutzt, eine Gelegenheit zu mannichfachen Beobachtungen und zum reichlichen Sammeln.

Am 8ten September reiste unser Verfasser auf einem großen, um verhältnißmäßig wohlfeilen Preis gemietheten Schiffe von Djetta zuerst nach Gomfuda, wo er am 11. eintraf, von hier, bis zum 17. nach Massawa. Aus mehreren wohl einleuchtenden Gründen wird es ihm wahrscheinlich, daß hier in der Nähe die Stätte des alten, schon in der Salomonischen Zeit genannten Saba, und daß Mas-Saba (Massaua) selbst jener Hafen von Saba gewesen sey, von welchem Strabo berichtet, daß er bey einem nach dem Elephanten benannten Jagdplatze lag. Denn der gleich jenseits des schmalen Kanales, welcher die Insel Massawa von dem Festlande trennt, nahe bey der Küste von diesem gelegene Flecken Arkiko hieß vormals Dogena, der Elephant aber in der Amhara-Sprache sowie in der Landschaft von Adel Doggen, und noch jetzt werden alljährlich hier in der Nachbarschaft Elephanten erlegt. Während uns jedoch die Beschreibung des nachbarlichen paradiesisch reichen Thales Modat, wie unser Verf. sie giebt, noch jetzt eine Ahnung von dem Quell des Reichthumes und von den Herrlichkeiten des Königreiches Saba gewährt, sehen wir uns dagegen durch die Beschreibung von Massawa selber in ein Gewühl des moralisch wie physisch Niedrigen und Jammervollen versetzt, welches mit der vormaligen Herrlichkeit dieser Gegend einen traurigen Contrast bildet. Massawa liegt auf einer Insel gleiches Namens, deren längste Ausdehnung 20 Minuten Weges beträgt, und die aus einem Corallenriffe besteht, das sich an dem höchsten östlichen Ende gegen 15, an der Westseite nur 2 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Die Wohnungen, mit Ausnahme der steinernen, zweystöckigen Häuser der hier als Fremdlinge verweilenden indischen Banianen und des ägyptischen Statthalters, sind entweder einstöckige Magazine mit flachen Dächern, oder es sind Hütten, deren aus Holzstangen zusammengefügtes Gerüst von Binsengras überkleidet und von einem, mit einer Reisighecke oder einer Mauer begränzten Hofraume umgeben ist. Diese Gebäude und Hütten der sogenanten Stadt, deren eigentliche Bewohnerzahl nicht über 1500 zu schätzen ist, liegen sämmtlich an der niedrern Westseite der kleinen Insel; die Ostseite nehmen zunächst an der Stadt die Begräbnißplätze ein; weiter hin folgen die Anlagen der eingehauenen Cisternen, die nur in einer kurzen Zeit des Jahres einiges Wasser enthalten, obgleich nach dieser verhältnißmäßig so wenig höheren Seite die während der Regenzeit sich entladenden Gewitter einen vorherrschenden Zug haben. Massawa gehörte so wie Suakin bis zum Jahre 1557, in welchem die Türken dasselbe in Besitz nahmen, zum Reiche von Abyssinien, das nach der in ihm fortbestehenden historischen Meynung seine geistigen Hoffnungen und Entfaltungen durch den von Philippus getauften Kämmerer an die neue Weltenzeit des Christenthumes anknüpfte.

Zur Anlage einer Herrscherstadt, welche einen Punct des Begegnens aller Kräfte und Güter des Ostens wie des Westens bildete, war diese Gegend

im hohen Grade geeignet. Noch jetzt bildet der an der Nordseite der kleinen Insel gelegene schmale, zugleich aber tiefe Kanal einen Ankerplatz, welchem an Sicherheit nur wenig andere dieser Küstengegend gleichkommen. Noch jetzt wird in so kümmerlicher Zeit hieher nach Massawa alljährlich eine nicht unansehnliche Masse des Waschgoldes, der Elephantenzähne und anderer werthvoller Erzeugnisse des Hochlandes von Abyssinien eingeführt. Doch was vermögen diese spärlich noch nachrinnenden Tröpflein des alten Wohlstandes zur Linderung des hier für beständig einheimischen Elendes! Dieses ist, wie schon erwähnt, ein Doppeltes: ein physisches, das die natürliche Beschaffenheit der kleinen Insel und ein moralisches, das der hier wohnende Mensch herbeyführt. Massawa hat, mit Ausnahme einer kurzen Zeit des Jahres, kein Trinkwasser, sondern muß dieses durch die leicht zu verhindernde Zufuhr vom Festlande erhalten; außer dem Fischfang, der mittelst der Angel, an den weiter meereinwärts gelegenen Corallenriffen von Knaben betrieben wird, und welcher bey all der Mangelhaftigkeit seines Verfahrens dennoch eine reiche Ausbeute liefert, hat es keinen unmittelbaren Quell der täglichen Ernährung; alle Gaben des Pflanzenreiches wie des höheren Thierreiches muß es von außenher erhalten. Doch diese Dürftigkeit der Natur, die ja ein fast allgemeines Loos der arabischen Küstenstädte ist, würde das Auge des Reisenden noch nicht allzusehr beleidigen. Weiß sich doch in so vielen Fällen selbst die Armuth mit Reinlichkeit und einer Art von Sauberkeit zu überkleiden und auf diese Weise sich für Andere gewissermassen gefällig zu machen.

Jene Heerschaaren von Ungeziefer aber, von denen alle die geflochtenen Ruhebetten erfüllt sind, auf welchen die Bewohner der Stadt den größesten Theil der Lebenszeit verdämmern, sitzen nicht bloß im sichtbaren Abbild hier äußerlich, sondern in ihrem Urbild innerlich, in den verarmten Menschenseelen. Obgleich unser Verfasser die schwarzen Schatten, welche die Beschreibungen früherer Reisender (eines Bruce und Salt) auf den Volkscharakter der Massawaner werfen, in etwas zu mildern sucht, vermag er doch nichts anders als eine, zunächst in der eigenen Hand gehaltene Fackel zu entzünden, welche die Einzelheiten des jammervollen Gegenstandes deutlich genug vor Augen legt. Die türkischen Eroberer verlegten bey der Besitznahme dieser Küstengegend eine Schaar von bosnischen und kleinasiatischen Soldaten hieher, aus deren Vermischung mit den einheimischen Habab-Beduinen die jetzt herrschenden Familien der Stadt und Landschaft hervorgegangen sind. Die jetzigen Landpfleger und Naibs, welche ihren Sitz zu Arkiko haben, gehören zugleich zu den Häuptlingen des Habab-Beduinenstammes und abwechselnd wird zu dieser Würde der älteste Sohn aus der einen jener beyden Familien gewählt, welche vormals ihr gleiches Recht hierauf durch manche blutige Kämpfe zu erweisen suchten. Diese Naibs und ihre sogenannten Soldaten bezogen früher von der türkischen Regierung eine monatliche Besoldung von 1400 Unzen, später bis zur jetzigen Zeit, von 1000 Unzen Silbers, deren Ausbezahlung auf die Zolleinnahmen angewiesen ist, mit der Verpflichtung über die Wasserzufuhr für Massawa und über die Sicherheit der aus Abyssinien kommenden Carawanen in der Nähe ihres Gebietes zu wachen. Diese Einkünfte, welche der Naib und sein Gesindel noch durch mannichfache Erpressungen, namentlich von den Carawanen zu vermehren weiß, werden von ihren Inhabern in Müssiggang verpraßt, denn der größeste Theil der männlichen Bewohner von Massawa wie von Arkiko weiß sich, außer einem unbedeutenden Schacher, mit nichts zu beschäftigen als mit Tabakrauchen und dem Umhertreiben bey den Buden oder am Landungsplatze, und auch die Frauen bringen den Tag meist in träger Ruhe auf ihrem Schilfkanape zu. Dabey fehlt es dann nicht an den gewöhnlichen Begleitern des Müssigganges: an selbstverschuldeter Noth, Neigung zum Lügen, Betrügereyen aller Art und Diebereyen, die zu den gewöhnlichsten Ereignissen des Tages gehören.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie.

(Fortsetzung)

Nach F's Ansicht wird daher die fortdauernde Strömung allerdings durch die chemische Zersetzung und Ueberführung vermittelt, aber diese geht selbst doch ursprünglich vom Contact aus. Der Erfolg ist derselbe, als wenn die Flüssigkeiten bloß Leiter wären ohne Erreger zu seyn, der innere Hergang aber ist ganz anders. Die Flüssigkeiten leiten zwar die E. von den Metallen, in so weit sie nicht neutralisirt wird, auch fort, aber diese E. ist für die Strömungswirkungen gleichgültig. Erst durch die bey der Zersetzung zum Vorschein kommenden und nach entgegengesetzten Seiten geführten Elektricitäten der Flüssigkeits-Bestandtheile wird der Gleichgewichts-Zustand aufgehoben.

3. Fechners Contacttheorie entgegen sucht (S. 59 — 78) H. C. F. Schönbein theils durch vier Reihen von Versuchen mit zwey widersinnig bekannten Säulen, deren eine reines Wasser, die andere mit verschiedenen Quantitäten von Säuren gemischtes Wasser zum Leiter hatte, die Unstathaftigkeit der von Fechner (An. 1837. Nr. 12.) aufgestellten Resultate darzuthun, theils zu zeigen, daß dieselben in keinerley Art von Widerspruch mit den Grundsätzen der chemischen Theorie stehen, zugleich aber auch die Beweiskraft seiner (An. XXXIX.) zu Gunsten der chemischen Theorie beschriebenen Versuche herauszuheben.

4. Prof. Dr. Jacobi hatte schon früher die Wirklichkeit eines Schließungsfunkens bezweifelt, und das, was man also benennt, für einen Funken durch Verbrennung der Spitzen der Leiter gehalten. Weitere Untersuchungen (S. 633 — 638) überzeugen, daß bey einer Entfernung der Spitzen von 0,00005 englischen Zolle weder ein Funken, noch eine Ablenkung des Nobili'schen Galvanometers entstehe. Dadurch fällt aber der zu Gunsten der chemischen Theorie hervorgehobene Grund weg, auf eine besondere Richtung der Sauerstofftheilchen gegen das Zink zu schließen, die schon vor vollbrachten Contact stattfände, indem das, was vorgeht, wenn der Contact vollbracht und wieder aufgehoben wird, einfach eine Verbrennungserscheinung ist.

5. Poggendorff fand (S. 642 — 644), daß ein Strom einer Saxton'schen Maschine, welcher durch zwey mit verdünnter Schwefelsäure gefüllte Becher geleitet wurde, immer genau so viel Wasserstoffgas entwickelt, als in früheren Versuchen mit einer Volta'schen Säule entwickelt wurde, und zieht daraus den Schluß, daß wenn schon der uncontinuirliche Strom der Saxton'schen Maschine die chemische Wirkung der Volta'schen Säule in ihrem Hauptcharakter genau wiederholt, so werden die constanten thermoelektrischen Ströme dasselbe um so mehr leisten, und daß daher das von Faraday aufgestellte Gesetz der festen elektrolytischen Action kein ausschließliches Eigenthum des Volta'schen Stromes ist, und deßwegen auch bey der Frage über den Ursprung der Volta'schen Elektricität gar keine Bedeutung hat.

6. Eben so fand E. Lenz seine frühere Behauptung (An. XXXI), daß jeder elektromagnetische Versuch in der Art umgekehrt werden kann, daß er einen entsprechenden magnetoelektrischen erzeugt, durch Anwendung einer magnetoelektrischen Maschine von Pixii vollkommen bestätiget (S. 347 — 349).

7. Die gewöhnliche Meynung, daß bey der an beyden Polen isolirten Volta'schen Säule der Indifferenzpunct in die Mitte falle, von da die Intensität bis zu den Polen gleichmäßig fortschreite, an den Polen aber gleich sey, schien Fechner'n eine nähere Bestimmung der Verhältnisse zu verdienen, und ausgehend von den Vordersätzen: a) Die Gesammtquantitäten von + E und — E auf beyden Platten eines Elektromotors sind einander gleich, b) die Summe der Intensitäten auf beyden Platten bleibt bey allem Wechsel der Capacität eine constante Größe, und c) die auf jeder Platte entwickelte Elektricität kann sich über alle mit ihr in Verbindung gesetzte leitende Oberflächen verbreiten, bildet Fechner (S. 44 — 59) Formeln für die Intensität an den Polen, für eine mittlere Platte zwischen denselben, und für die Ordnungszahl der Zinkplatte, wohin der Nullpunct fällt.

8. Den Lesern ist Bequerels hydro-elektrischer Apparat bekannt (Bd. XXXVII.). Neue Versuche (S. 537 — 542) mit demselben zeigen, daß ein Strom, welcher aus der chemischen Action zweyer Lösungen entspringt, Zersetzungen bewirke, und daß man, wenn die Wiedervereinigung der bey dieser Action entwickelten Elektricitäten möglichst gehindert wird, chemische Effecte erhalt, welche denen der Säule vergleichbar sind. So z. B. entwickelt sich durch die Entgegenwirkung von Salpetersäure und concentrirter Kalilauge aus dieser Sauerstoff, die Salpetersäure aber wird gefärbt und verliert einen Theil ihres Sauerstoffes. Verdünnte Schwefelsäure giebt Wasserstoffgas-Entwickelung u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nr. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise in Abyssynien, von Dr. Eduard Rüppel. Erster Band. Frankfurt a. M. 1838.

(Schluß.)

Machen sich doch selbst die ansehnlichsten Kaufleute von Massawa kein Bedenken daraus, bey ihren Freunden und Bekannten Alles zu stehlen, was sie nur unvermerkt erreichen können, wie dieß Herrn Rüppel selbst von einem Manne begegnete, dem er lange Zeit unentgeldlich Arzneyen gereicht hatte. Gerade jedoch was diesen Punct betrifft, darf allerdings ein Europäer in jenen Ländern fast nie auf einen Dank noch weniger auf einen Lohn rechnen, wenn auch die Unerkenntlichkeit gegen die Bemühungen des Arztes nicht überall auf so rohe Weise sich äußert als hier in Massawa, wo unser Reisender von einem Manne, den er durch eine achtwöchentliche chirurgische Behandlung von den Folgen einer Schußwunde glücklich gerettet und geheilt hatte, statt des Lobes oder Dankes die Worte hören mußte: „Gott ist über Alles groß und seine Verfügungen sind wunderbar. Hat er doch diesen Hund von Ungläubigen eigens hieher geschickt, um mich zu heilen.“ Das beengende Gefühl, welches das Zusammenseyn mit einem fanatisch-gleisnerischen, treu- und ehrlosen, lügenhaften, diebischen Gesindel erregt, wird noch durch den Anblick der vielen vor Hunger verschmachtenden Bettler vermehrt, die sich in Massawa zusammendrängen, so wie der Vielen, welche an widerwärtigen, von tiefer Unsittlichkeit zeugenden Krankheiten leiden. Mit besonderem Vergnügen verläßt man die moderartige Stätte des vormals herrlichen Saba in Gesellschaft unsers Reisenden, um denselben zuerst in das reiche Thal Modat, dann nach abermaligem Verweilen in Massawa nach der Hochebene von Abyssinien zu begleiten.

Das Thal Modat ist zehen Stunden Weges von Massawa entfernt; es verläuft parallel der Richtung der tiefen landeinwärts ansteigenden Gebirgskette von Süd nach Norden und hat eine Breite von fünf Viertel Stunden Weges. Sein Boden ist reichlich von Gewächsen bedeckt, deren vorherrschende Masse zwar aus niederem dornigem Gesträuch besteht, zwischen welchem jedoch riesenhafte Asclepiadeen und nach dem Abhange des Gebirges hin kräftige, dichtbelaubte Baumgruppen sich erheben, in deren Zweigen Schaaren der buntfarbigsten Vögel ihren Aufenthalt nehmen. Einzelne kleine Dorfschaften, deren ansehnlichste Ailat ist, liegen im Thale zerstreut, bewohnt von einem Gemisch der Habab-Beduinen und der vormaligen abyssinischen Bevölkerung, wie diese Abkunft Sprache und abyssinische Sitte bezeugt; ein Volk, dessen einziger Nahrungsquell und Reichthum die Viehheerden sind, denen einen Theil des Jahres hindurch das Thal, zu andern Zeiten das Gebirge reichliche Weide gewährt. Bey all solchem natürlichen Reichthum bedauernswürdig genug, wenn eine Viehseuche oder der Einfall der Räuber ihnen diesen einzigen Nahrungsquell entzieht, denn da das hiesige Volksgemisch keinen Gemeinsinn, keine Neigung sich gegenseitig zu unterstützen und in der Noth sich beyzustehen kennt, bleibt solchen Verunglückten nichts übrig als das Loos der bald nach ihrer Ankunft verhungernden Bettler in Massawa.

Das Thal von Modat verdankt seine natürliche Fülle dem Wasser, welches ihm nie ganz abgeht, indem westwärts von Ailat ein Bach aus mehreren warmen Quellen sich ergießt, der zu jeder Jahreszeit wenigstens am oberen Theile seines Ver-

laufes gefüllt ist, obgleich er sich weiter abwärts im Sande verliert. Wenn die Regenzeit auf den nachbarlichen Höhen eintritt, dann stürzt sich mit reissender Schnelle ein Strom durch das Thal, der nicht selten die Ortschaften beschädigte, bis man ihm durch Anlegung eines Dammes einen minder gefährlichen Weg anwies. Ganz besonders reizend und anlockend für den Sammler und Freund naturhistorischer Gegenstände ist die Schilderung, welche unser Reisender von der hier einheimischen Thierwelt macht. Mehr denn siebenzig Arten von verschiedenen Vögeln, meist mit buntfarbigem metallisch glänzendem Gefieder kann man dort an einem einzigen Morgen sehen; 132 Arten wurden in einem Monat erbeutet; mehrere Gazellen suchen hier ihre Weide, selbst von einzelnen Elephanten wird das Thal von Modat zuweilen besucht, und mit der gefleckten Hyäne und dem Leoparden bewohnt dasselbe, obgleich seltener, auch der Löwe. Die hiesige Thierwelt kennt jene Furcht und Schrecken nicht, welche anderwärts der bewaffnete Mensch ihr einflößt; selbst in Massawa gesellen sich mehrere Arten der wilden, vom Fleische lebenden Vögel mit rücksichtsloser Dreustigkeit zu dem Menschen.

Selbst hier im Gebiete von Massawa zeigte sich, als jetzt Hr. Rüppel sich zur Weiterreise nach Abyssinien anschickte, jener Einfluß, den die veränderte Lage der Dinge und politischen Stellungen des Morgenlandes auf das Benehmen der Mohammedaner gegen die Franken hatte. So wenig auch der Naib von Arkiko und der Beduinenstamm der Hababs die ägyptische Gewalt fürchtet und beachtet, so heftig sich auch der brutale Fanatismus des mohammedanischen Pöbels bey manchen Gelegenheiten äußert, wagt man es dennoch nicht mehr, solche übertriebene Gelderpressungen gegen die europäischen Reisenden zu üben als vormals. Während noch Salt bey seiner zweymaligen Reise nach Abyssinien in den Jahren 1804 und 1810 als Schutz- und Durchgangszoll an den Naib von Arkiko fast eben so viel bezahlen mußte als der jedesmalige neugewählte Patriarch von Abyssinien zu entrichten hat (400 Speciesthaler), gelang es unserm Reisenden, mit einer ungleich geringeren Abfindungssumme den Händen des geldgierigen Häuptlings zu entgehen.

Am 29. April setzte sich die abyssinische Carawane oder Kaffila, zu welcher mehr denn 200 Personen, 40 belastete Kameele und eben so viele Maulthiere und Esel gehörten, in Bewegung; die eigene Reisegesellschaft des Hrn. Dr. Rüppel bestand aus 14 Personen. Man reist hier aus Furcht vor den räuberischen Angriffen der Menschen und wilden Thiere wohl bewaffnet; die Träger der Luntenflinten halten beständig eine glimmende Lunte in der einen Hand. Der Weg zog sich anfangs südlich, der Kette des schiefrigen Urgebirges entlang. Schon bey Hedale (wenige Meilen von Arkiko) zeigten sich Spuren der hier in der Nachbarschaft weilenden Elephanten; mehr als die der wilden Thiere ist jedoch dort die Begegnung der Schohonomaden zu fürchten, welche, wenn sie auch keine offenbare Gewaltthätigkeiten wagen, doch auf indirekte Weise den Reisenden berauben, indem sie diesem aufs Zudringlichste Geschenke anbieten, die sie sich nachher an der Grenze, wo der Reisende der Lastthiere ihrer Landsleute zu seinem Weiterkommen über das Gebirge nothwendig hat, zehnfach bezahlen lassen. Für eine Schaale ihm als Geschenk aufgenöthigte Milch mußte Hr. Rüppel einige Tage nachher einen halben Speciesthaler bezahlen. Man ist übrigens wegen des leicht gefährdeten Zuges durch die Engpässe genöthigt, vermittelst Geldgeschenken und Abgaben von Brod, an jeden besuchenden Beduinen das gute Vernehmen mit den räuberischen Schohos beständig zu unterhalten.

Jener Gegenstand des Handelsverkehrs, der, einer der unentbehrlichsten für den menschlichen Haushalt die Völker der Erde in die vielseitigste, unablässigste Bewegung setzt: das Salz, begründet auch in dieser Gegend eine fortwährende Annäherung der Bewohner der Ebene an jene des Hochgebirges. Bey Tubbo, einer Baumgruppe am Abhange des Gebirges traf die Caravane mit mehreren Zügen von Lastochsen und ihren Treibern zusammen, welche das rohe Seesalz der Küstengegend nach dem angrenzenden Hochland führten. Die übrigen Distrikte von Abyssinien empfangen ein reines Steinsalz aus der Ebene Taltal (ostwärts der Provinz Agame), dessen, wie in Wetzsteine geformte, mehr denn ein

Pfund wiegende Stücke je tiefer landeinwärts mit desto höher gesteigertem Werthe als Münze gelten.

Von Mahio bis auf die gegen 6000 Fuß ansteigende Anhöhe von Halai, auf welcher man noch einmal die Aussicht auf das Meer hat, würde ein unbelasteter Fußgänger den Weg in wenig mehr als 3 Stunden zurücklegen. Der christliche Reisende wird hier auf dem Tarantagebirge durch den Anblick vieler christlicher Kirchen erfreut, welche meist von hochwüchsigen Bäumen der virginianischen sogenannten Ceder oder eigentlich Wachholder (Juniperus) schirmend umgeben sind. Die Einkünfte von Halai bezieht, gegen eine Pachtabgabe von 1000 Speciesthalern an den Statthalter von Tigre, der Naib von Arkiko, der übrigens statt jener Abgabe nur willkührliche Geschenke entrichtet und dafür ungehindert seine Erpressungen bis hierher ausdehnt. Von den etwa 400 Bewohnern des Ortes sind zwey Drittel Christen, die übrigen Mohammedaner, sie treiben Ackerbau und namentlich die christlichen Frauen sind, außer an Feyertagen, welche freylich fast die Hälfte des Jahres einnehmen, sehr geschäftig. Die christliche Kirche des Ortes gleicht einer größeren einfachen Hütte.

Die Karavane war am 7. May nach Halai gekommen und begab sich am 10. auf die Weiterreise. Zwar hatte diese selber, so wie das Weiterschaffen des Gepäckes für die aus Abyssinien gekommenen und jetzt wieder dahin zurückkehrenden Handelsleute keine Schwierigkeit, indem sie bey der Herreise ihr Lastvieh hier in Halai zurückgelassen hatten und dasselbe jetzt wieder vorfanden; dagegen konnte unser Reisender für sich und seine Geräthschaften nicht die ihm nöthige Zahl der Maulthiere und Esel auftreiben, weil ein Jahr vorher ein großes englisches Handelsschiff 350 Maulthiere am hiesigen Orte aufgekauft und nach Isle de France geführt hatte. Hr. Rüppel selber sah sich genöthigt, beschwert mit seinen Gewehren und Reisebarometern den Weg zu Fuß fortzusetzen, doch war dieses durch die Kürze der Tagreisen (von nur 2 1/2 bis 4 Stunden) und die öfteren Rasttage, welche die Saumseligkeit der hier noch immer sich weiter erstreckenden Zollstationen von Arkiko veranlaßten, sehr erleichtert.

Der Weg zieht sich von Halai durch die Thäler und über die Höhen einer Sandstein- und Kalkformation, welche auf dem Schiefergebirge aufgelagert ist; der Wasserabfluß aller Thäler von Halai auf der Höhe des Tarantagebirges bis westlich von Ategerat, dem Hauptorte der Provinz Agame, hat seine Richtung nach Osten.

Jenseits der verödeten, durch Räubereyen unsicheren Gebirgsstrecke von Kaskasse, erreichte die Karawane am 13. May den Flecken Sanafe, wo ein abyssinischer Durchgangszoll zu entrichten ist. Sanafe stund damals als ein Lehen unter der Verwaltung eines mohammedanischen Schoho-Häuptlinges Namens Aito Ali. Die Gebirgsart der Gegend ist ein Kalkstein voller Höhlen, in denen zum Theil auch die Wohnungen des Ortes angelegt sind. Der Ertrag des mit ziemlichem Fleiße betriebenen Ackerbaues wird durch die Verheerungen, welche die zahlreichen Affenheerden anrichten, öfters sehr geschmälert.

Bey Barakit verursachte der unumgänglich nöthige Ankauf von neuen Lastthieren zusammen mit dem Vorhaben der Karawanenführer über den Zustand der Dinge in der an ihrem Weg gelegenen, vom Bürgerkrieg zerrütteten Provinz Erkundigungen einzuziehen, einen Aufenthalt von 6 Tagen. Auch von hier an rückte man wegen der überaus kleinen Tagemärsche nur sehr langsam vor, so daß Ategerat, der Hauptort der Provinz Agame, nicht vor dem 26. May erreicht werden konnte. Hier war man dem Schauplatze des blutigen Bürgerkrieges so nahe gerückt und die Nachricht von dem Heranbewegen der Heere lautete so bedenklich, daß man sehr froh seyn mußte, einen Engpaß, der über den Berg Alequa nach der Provinz Haremat führt, noch offen zu finden. Dieser Umstand wurde sogleich benutzt; man brach schon am 28. May des Nachmittags von Ategerat auf. Befremdend erschien dem Gefühl die niedere Temperatur, welche in dieser Gegend während den Morgenstunden herrscht. Dennoch erinnerten die Pflanzenwelt so wie die hier häufigen großen Affen an die Region des Wendekreises, in deren Mitte fast die hiesige Gegend liegt. Am 1. Juny zeigten sich dem Auge die weit herab mit

Schnee bedeckten Hochgebirge von Simen; aufgehalten jedoch und gehemmt auf jedem Weiterschritt der Reise bald durch die sich immer wiederholenden Anforderungen an Durchgangszöllen oder durch die Schwierigkeit der Wege und die Kraftlosigkeit der Lastthiere so wie der Lastträger passirte man erst am 20. Juny den hier 80 Fuß breiten und im Mittel gegen 3 Fuß tiefen Takazze-Fluß. Zwar wurde dieser Uebergang und die Rückkehr in die eigentliche Heimath von den abyssinischen Dienern der Karawane durch einen nächtlichen Singetanz gefeyert, dabey konnte jedoch kaum in der Seele der Reisenden ein Gefühl von heimathlichem Wohlbefinden und Sicherheit aufkommen, indem sie gleich in den ersten Tagen nach dem Uebergang über den Takazze von dem Raubgesindel, das diese Gegend bewohnt, angefallen und in ihrem schneckenartig langsamen Vorwärtsschreiten gehemmt wurden. Uebrigens suchten die Abyssinier, die zur Karawane gehörten, die Ehre ihres Landes dadurch zu retten, daß sie die hiesigen Bewohner als halbe Fremdlinge betrachteten, weil diese Angehörigen des Agowstammes erst spät dem Heidenthum entsagt hatten. Mit diesem verwilderten Volke bildeten übrigens die Bewohner des Abhanges des mit ewigem Schnee bedeckten Abba Jaret einen auffallenden Contrast, obgleich viele von ihnen noch vor wenig Menschenaltern Juden waren. Ein schöner, kräftiger, arbeitsamer Menschenschlag, wie seines gleichen nur selten unter den Abyssiniern gefunden wird. Eben so kräftig schön wie ihr Volk ist die hiesige Landschaft, welche an Herrlichkeit mit den gepriesensten Gegenden unserer Hochalpen wetteifert.

Weiter hinan gegen die Höhen, über welche der Weg sich hinzog, stieg selbst in den Mittagsstunden die Wärme nur auf 7 bis 8 1/2 Grad R., war jedoch selbst in den Morgenstunden noch 4

Grad über dem Gefrierpunct. Am Mittage zog sich gewöhnlich über den vorhin heitern Himmel ein dichter Nebel, aus dem sich zuweilen Schneegestöber ergoß. Die Höhe der Ebene Buahat über dem Meere ergab sich nach barometrischen Messungen zu mehr denn 13000 Fuß. Eine Zierde, wenigstens der Nachbarregionen dieser Höhen ist die große Gibarapflanze mit löwenmaulähnlichen Blüthen (Rhingopetalum Gibarra). Endlich am 7. July war ein Hauptpunct der dießmaligen Reise, Angetkat, in der Provinz Simen, der gewöhnliche Aufenthalts-Ort des damals viel vermögenden Häuptlings von Abyssinien: Ubi erreicht, wo man unsern Reisenden ein geräumiges Stallgebäude zu ihrem Aufenthalte anwies. Mit der Beschreibung der ersten Audienzen bey dem Gouverneur, welchen Ubi, der Herrscher des Landes hier aufstellte, endigt dieser Band der Reise.

Wenn der Leser das, was Hr. Rüppel über die tiefe sittliche Entartung, über die innere wie äußere Versunkenheit der Abyssinier erwähnt, mit dem vergleicht, was die Reisenden der früheren Jahrhunderte und was selbst noch Bruce und Salt von diesem Volke berichten, dann kann er sich nicht des wehmüthigen Gedankens erwehren, daß bey ganzen Völkern wie bey einzelnen Menschen das Herabstürzen von dem einzig haltbaren geistigen Puncte des Feststehens nach dem Gesetz des Falles von Moment zu Moment sich beschleunige und mit desto zerschmetternderer Gewalt wirke, je höher der Punct lag, von welchem der Sturz sich ereignete.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philologisch philosophischen Classe am 1. Februar 1840.

Herr Bibliothek-Custos Dr. Schmeller machte folgende Mittheilung über: Leu's von Rosmital, Bruders der Königinn von Böhmen, Ritter-, Hof- und Pilger-Reise durch die Abendlande in den Jahren 1465 — 1467, nach zweyer Gefährten, Schaschko's des Böhmen und Gabriel Tetzels von Nürnberg, Berichten.

Betrachten wir den Umfang der jetzt allgemein verbreiteten geographischen Kenntnisse und das, was in dieser Beziehung der unterrichtetste Mann noch des fünfzehnten Jahrhunderts wissen konnte, und fragen wir, was war es hauptsächlich, wodurch jenes kümmerliche Wissen nach und nach erweitert worden, so wird geantwortet werden müssen: es waren Reisen.

Beschreibungen von Reisen machen heutzutage einen wesentlichen Bestandtheil der Literatur aus; und nicht bloß der Geograph im strengen Sinne, der Naturhistoriker und Ethnograph ist auf Reisen angewiesen. Es giebt wenige Fächer des Wissens oder des Berufes, denen sie sich nicht ersprießlich zeigen sollten.

Reisen, bloß oder doch hauptsächlich für wissenschaftliche oder Kunst- und Gewerbszwecke unternommen, gehören zur Charakteristik erst der neuern Zeit. In früherer kamen sie selten vor. Was in dieser zu Reisen antreiben konnte, waren entweder Motive der Erwerb- und Gewinnsucht, die wohl für und für wirksam bleiben werden, oder die edlern eifriger Religiosität oder ritterlicher und kriegerischer Ehrbegierde.

Es ist natürlich, daß stets die neuern und neuesten Reisen, besonders die jener wissenschaftlichen oder praktischen Richtung es seyn müssen, die zunächst und vorzugsweise die Aufmerksamkeit der denkenden Welt in Anspruch nehmen. Sie versprechen immer wieder frischen Zuwachs zu dem Gewinn, der sich aus frühern ergeben.

Die Wißbegierde unsrer Zeit ist zumeist auf das Wirkliche, Reelle gerichtet. In der That hat dieses den ersten Anspruch auf unsere Sorge und Thätigkeit. Die erste Aufgabe ist zu wissen, was und wie es jetzt ist und was und wie es werden soll, und dann erst mag man sich darin ergehen, was und wie es weiland gewesen und darin, was und wie viel die Menschen vergangener Zeiten über dieß und jenes gewußt oder auch nur sich eingebildet haben. Erst wenn dem Nothwendigen sein Recht geschehen, mag auch dem bloß Vergnügenden, Bildenden seine Stelle eingeräumt werden.

Dienen die neuen und neuesten Reisebeschreibungen jenem realen, praktischen Bedürfnisse, so sagen die ältern dem gewiß auch nicht abzuweisenden nach dem, was vergnügt und bildet, zu. Sie gewähren ein mehr oder minder reiches Maß jener reinen Freude, die aus dem Vergleichen des Einst und des Jetzt hervorgeht, nicht zu rechnen den Umstand, daß auch in ältern Reisen manche, sogar praktisch verwendbare Aehre nachzulesen seyn mag, die früherer, auf Anderes gerichteter Aufmerksamkeit entgangen seyn konnte. Berichte über frühere

Reisen rücken in die Reihen der Geschichtschreibung ein. Und niemand frägt ja: wozu ist Geschichte gut?

Wohl die meisten solcher ältern Reisen, die vollbracht worden, sind nur durch mündliche Ueberlieferung den Nächsten der wieder Heimgekehrten und sonst niemanden zu gute gekommen; denn wohl selten hat es sich getroffen, daß die Gereisten auch Gelehrte oder doch der Feder in dem Grade mächtig waren, daß sie selbst von dem was sie gesehen, zusammenhängende schriftliche Rechenschaft ablegen konnten.

Waren daher geschriebene Reiseberichte an sich schon eine Seltenheit, so haben sich von diesen selbst, zur Zeit, da noch keine Druckerpresse den einzelnen verhundertfachte, die meisten, besonders solche, denen nicht öftere Abschrift zu Theil geworden, wieder verloren.

Desto höher sind wohl die übrig gebliebenen anzuschlagen; denn ohne Zweifel haben sie durch die Alles ändernde Zeit gewissermaßen den Werth, wenn auch nicht von historischen Documenten, doch von Memoires oder Denkschriften über selbst Erlebtes oder Gesehenes erlangt. Und diese historische Bedeutsamkeit kommt ihnen um so mehr zu, je mehr die reisenden Personen selbst in die Verhältnisse ihrer Zeit verflochten gewesen, je ausgedehnter der Kreis in dem sie sich bewegt, je unbefangener und vielseitiger der Blick war, den sie Allem, was ihnen da und dort neu und bemerkenswerth schien, zugewendet haben.

Dieses möchte ich als vorausgesetzt annehmen dürfen zu Gunsten einer Mittheilung, die abermals nur aus einem auf Berufswegen gefundenen Körnlein besteht.

Nahe an zweyhundert Jahre waren verflossen, seit

der von Michelsperg
der herre uz Beheimlant Johan,

wie weiland die Amadisse und wie kurz vor ihm der Steyrer Ulrich von Liechtenstein in seiner Art anderswo gethan, ausgezogen war, durch kühnes Lanzenbrechen ritterlichen Preis zu gewinnen in des Königs Thiergarten zu Paris,

daz ez wol gezaeme
dem edeln kunige in Beheimlant,

in des lobe der wigant
waer' in vremde lant gevarn, *)

als, im Jahre 1465, ein anderer edler Böhme, Herr Leu von Rosmital, durch seine Schwester Johanna Schwager des Königs Georg (Podiebrad), eine ähnliche Rit.erfahrt zu vollbringen den Entschluß faßte.

Wir wissen nicht, wie oft und von wem in der Zwischenzeit diese ritterliche Sitte geübt worden; daß sie aber nicht völlig in Abgang gekommen, dürften wir vielleicht daraus schließen, daß sich ritterliche Rennen und Stechen bis tief in's Jahrhundert der Reformation hinein fortgespielt haben.

Mit Recht hatte der Clerus sichs angelegen seyn lassen, ihnen das Blutige und Halsbrechende, mit dem sie nur zu oft verbunden waren, immer mehr zu benehmen, indem „turnier oder kempf oder scharpf rennen und desgeleichs" unter die sündhaften Dinge gerechnet und in kirchlichen Statuten (schon durch das lateranische Concil v. 1197. Decretalium lib. V. tit. XIII.) ausdrücklich vorgesehen wurde „ne in torneamentis, ludis et publicis spectaculis occisi ecclesiasticae tradantur sepulturae." In solchem Sinne gedenkt auch schon das Chronicon Aulae Regiae **) nicht ohne Spott und Schadenfreude der Ausschreibungen König Johanns und der Anstalten, die er zum Theil auf Kosten der Bürger und Klosterleute getroffen, am Johannistag des Sommers 1319 im Thiergarten zu Prag, wie weiland König Artus, eine förmliche Tafelrunde zu halten, wozu sich aber von den allerwärts geladenen auswärtigen Adelsmännern fast keiner eingefunden habe.

Wie sehr sich übrigens die Ansichten über derley ritterliche Ausfahrten bereits damals geändert haben mochten, geht wohl daraus hervor, daß sich

*) Besungen von Heinrich von Friberk, dem Fortsetzer von Gotfrid's v. Straßburg Tristan und Isolde. Aus den Heidelberger H.S. Nr. 341. fol. 370 — 373 abgedruckt in v. d. Hagen's Germania II. 92 — 98.

**) In Freher's Rer. bohem. script. 1602. p. 29, cap. VII.

der edle Böhme nicht allein als Ritter, sondern zugleich als frommer Pilger angesehen wissen wollte, und im Grunde sehr wahrscheinlich vor allem der geheime Beauftragte seines Schwagers, des Königs Georg, an die verschiedenen Höfe in Deutschland, Burgund, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien war, die mit zahlreichem und stattlichem Gefolge der Reihe nach besucht werden sollten.

Der Böhmenkönig, standhaft haltend an den nach der Meynung des päpstlichen Stuhles den Calixtinern oder Utraquisten noch immer zu günstigen Compactaten v. 1433, war von der Curie aus, nicht ohne Zuthun von Seite böhmischer Großen selbst, kurz vorher förmlich für einen Ketzer erklärt, ja sogar, von Paul II., wie bereits von dem Vorgänger Pius II., vorgeladen worden, sich binnen einer gesetzten Frist zu persönlicher Verantwortung in Rom zu stellen. Eine solche Aufforderung an ein gekröntes Haupt, die, in jenem Jahrhundert noch ergehen durfte, mit Glimpf rückgängig zu machen, lohnte es sich wohl der Mühe, außer den gewöhnlichen, vielleicht überhaupt noch weniger bebahnten Wegen damaliger Diplomatie einen ganz neuen zu versuchen. Verschiedene an den Papst gerichtete versöhnende Vorstellungen von Seite solcher hohen Häupter, die Leu auf seinem Zuge persönlich begrüßt hatte, lassen vermuthen, das es diesem noch um etwas mehr als um Turniere und Hoffeste und das Berühren heiliger Reliquien zu thun gewesen sey. Auch war damals, wie wir sehen werden, der innere Zustand der meisten Länder, die er besuchte, kein solcher, der zu einer ähnlichen Ritterfahrt einladen konnte, hätte sie nicht aus andern höhern Gründen gerade um diese Zeit unternommen werden müssen. Was Leu selbst von Zeit zu Zeit und gewiß bey der Heimkehr seinem Herrn und Schwager berichtet haben mag, ist natürlich ein Geheimniß weniger Vertrauten oder jedenfalls der Archive geblieben.

Wie viel Aufsehen diese glänzende Ritter-, Hof- und Pilgerreise zu ihrer Zeit nicht bloß in Böhmen, sondern auch im ganzen abendländischen Europa gemacht haben mag, sie wäre wohl in ihren Einzelheiten der Vergessenheit verfallen, hätten sich nicht unter Leu's Gefolge Männer befunden, die sichs ihrerseits angelegen seyn ließen, sey es auf der Reise selbst, sey es nach der Heimkunft, das was sie gesehen, zu eigener und ihrer Familie Erinnerung schriftlich aufzuzeichnen.

Daß dieß der Fall gewesen, that sich durch eine Handschrift in böhmischer Sprache kund, die, ein förmliches Tagebuch dieser Reise enthaltend, hundert Jahre später dem Domherrn und nachherigen Bischof zu Olmütz, Stanislaus Pawlowski in die Hände fiel. Dieser gab sich die Mühe das böhmische Manuskript ins Lateinische zu übersetzen, eine Arbeit, die er unter dem Titel: Commentarius brevis et jucundus itineris atque peregrinationis pietatis et religionis causa susceptae ab Illustri et Magnifico Domino Domino Leone libero Barone de Rosmital et Blatna, „Annae“ Reginae Bohemiae fratre germano, Proavo Illustris ac Magnifici Domini Domini Zdenko Leonis liberi Baronis de Rosmital et Blatna, nunc supremi Marchionatus Moraviae Capitanei: ante centum annos Bohemicè conscriptus et nunc primum in latinam linguam translatus et editus, anno Domini MDLXXVII.“ zu Olmütz bey Friedrich Milichtaler in klein 8. abdrucken ließ.

Ueber das Schicksal des böhmischen Originals selbst ist nach der Hand nichts weiter bekannt geworden. Falls es verloren gegangen seyn sollte, ist dieser Verlust doppelt zu bedauern, da man einmal nicht wissen kann, ob Pawlowski getreu und ob er Alles übersetzt habe. Wenigstens was Namen von Personen und Orten betrifft, scheint er, um ihnen ein lateinisches Gewand anzulegen, mit ziemlicher Willkür verfahren zu seyn. Als ursprünglicher Verfasser ergiebt sich aus dem Verlaufe des Tagebuchs einer von Leu's böhmischen adelichen Begleitern, der auf der Rückreise in Grätz von Kaiser Friedrich III. zum Ritter geschlagen wird. In Pawlowski's Latein heißt er Schaschko, (böhmisch vermuthlich Sasek z Mezhore *).

*) Jos. Jungmann Historie Literatury ceské, 1825. p. 97.

Zu bedauern wäre der Verluſt ſeines Originales auch deßhalb, weil in Böhmens Nationalſprache, die zwar ſchon ein Jahrhundert früher als die deutſche ihren Luther gehabt und eine hohe Ausbildung erlangt hatte, ein Literaturſtück ſolchen Inhalts immerhin ungerne vermißt werden muß, auch wenn es auf böhmiſche Leſer nicht den Eindruck des Alterthümlichen machen ſollte, der für den Deutſchen in Werken ſeiner Sprache, die aus derſelben Epoche ſtammen, noch ſehr merklich iſt, und ihnen, bey einer gewiſſen Ungelenkigkeit und Naivität, einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht.

(Fortſetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Phyſik und Chemie.

(Fortſetzung.)

9. In Beziehung auf den Leitungswiderſtand einer Kupferauflöſung fand E. Lenz (349 — 356) den Leitungswiderſtand der Flüſſigkeit = 6857500
des Uebergangs = 395000

Die Löſung leitet alſo 6857500 Mal ſchlechter als das metalliſche Kupfer von gleicher Dimenſion.

Vergleicht man aber den Widerſtand der Flüſſigkeit von einem Quadratzoll Oberfläche und 2 Linien Dicke mit dem eines Kupferdrathes von ein Fuß Länge und 0,0008856 Quadrat engl. Zoll Querſchnitt bey der Temperatur von 15° R. ſo iſt der Leitungswiderſtand
der Flüſſigkeit = 101,2
des Uebergangs = 348,0

10. Eben ſo fand E. Lenz (342 — 345) die Behauptung Peltier's, daß an der Löthſtelle einer Wismuth- und Antimonſtange durch den galvaniſchen Strom Kälte entſtehe, durch eigene Verſuche beſtätiget, indem er an dieſer Stelle ein Thermometer, wenn der Strom von W zum A gieng, von 12°,5 auf 9°,4 fallen, und Waſſer in einer an dieſer Stelle eingegrabenen Vertiefung nach 5 Minuten mit einer Temperatur von — 3°,5 völlig gefrieren ſah.

11. In Betreff der elektriſchen Vertheilung hatte Pfaff in Kiel in Schw. Jour. B. LXI. S. 393. zu beweiſen geſucht, daß die in den meiſten Lehrbüchern, und namentlich in dem Biot'ſchen, aufgeſtellte Behauptung unrichtig ſey, daß vielmehr die im iſolirten Cylinder zu dem elektriſchen Körper hingezogene Elektricität durchaus nicht freyer ſeyn könne, als vor deſſen Annäherung, und eben darum ſo wenig, wie früher nach Außen wirken könne. Mohr übernahm (XXXVI. S. 221.) es, dagegen aufzutreten. Pr. Rieß nahm ſich der Sache gegen Mohr (Repert. d. Phyſ. B. II. S. 30.) an, und Pfaff dadurch aufmerkſam gemacht, prüfte ſeine frühere Behauptung (S. 332 — 342) und fand, daß die an dem zugewandten Ende eines durch Vertheilung elektriſirten Leiters befindliche ungleichnamige Elektricität zwar durch repulſive und attractive Thätigkeit nach Außen wirke, aber alles Propagationsvermögen verloren habe, nicht abgeleitet werden könne, und daher zugleich ungebunden und gebunden ſey.

Das Paradoxe und Widerſprechende, das hierin zu liegen ſcheint, glaubt (S. 624 — 627) Pr. Rieß höre auf, wenn man ſich erinnert, daß Propagationsvermögen hier nicht in dem eigenthümlichen Sinne zu nehmen iſt, der ihm empiriſch gegeben worden. Vielmehr braucht man nur den feſten und beweglichen Leiter, wenn er ihn an einer beſtimmten Stelle berührt, zuſammen als einen Leiter anzuſehen, und die Elektriſirung zu unterſuchen, die dieſer zuſammengeſetzte Leiter von beſtimmter Form und Größe durch den in beſtimmte Entfernung geſtellten elektriſirten Körper von beſtimmter Form und Größe erhält. Iſt dieſe Frage gelöst, ſo wird ſich auch die elektriſche Vertheilung finden laſſen, die der feſte Leiter zeigt, wenn der bewegliche entfernt iſt.

B. Wärme.

1) Die von Nobili angegebene Thermoſäule hat den Nachtheil, daß die abwechſelnden Enden in zwey horizontalen Ebenen endigen, wodurch manche Unbequemlichkeit verurſacht wird. Deßwegen beſchreibt Pr. Dove (S. 592) eine andere Einrichtung, die aus 100 Gewinden von Eiſen- und Platindraht, welche in entgegengeſetzten Windungen um einen halben Cylinder gelegt, in Gefäße enden, in welchen Flüſſigkeiten bis zum Siedepunct erwärmt werden, beſteht, und von dem Mechanikus Martin in Berlin mit großer Sorgfalt ausgeführt worden iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philologisch philosophischen Classe am 1. Februar 1840.

(Fortsetzung.)

Aber selbst auch Pawlowski's lateinisches Buch, vielleicht schon ursprünglich in nur wenigen Exemplaren ausgegangen, ist seit 1577 so selten geworden, daß es von Autoren, die es nicht unerwähnt lassen durften, selbst von Dobrowsky, unter sehr mangelhaften, zum Theil unrichtigen Angaben citirt wird. Schon der im Jahre 1688 verstorbene Verfasser der Bohemia docta, Bohuslaus Balbin klagte über die Seltenheit des Werkes, das er auf wiederholtes Ersuchen nicht zur Einsicht habe erhalten können. Und wenn sein Herausgeber Raphael Ungar (Prag 1778 II. 141), berichtigend, fünf ihm bekannte in böhmischen Bibliotheken vorfindliche Exemplare nachweist, so ist eben dadurch wohl auch nur jene Seltenheit beurkundet. Noch viel weniger fand sich das Werk nach seiner historischen Ergiebigkeit irgendwo benutzt, und es war wie gar nicht vorhanden zu betrachten.

Hierdurch hat sich endlich in neuerer Zeit ein gelehrter Mähre, Joseph Edmund Horky, bewogen gefunden, unter dem Titel: „des böhmischen Freyherrn Löw von Rozmital und Blatna Denkwürdigkeiten und Reisen durch Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien, ein Beytrag zur Zeit- und Sittengeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts" in zwey Bänden, Brünn 1824 8. eine deutsche, mit historischen Zugaben über die frühere und nachherige Geschichte der von Rosmital versehene und mit schätzbaren Erläuterungen durchflochtene, freye Bearbeitung des pawlowskischen Buches zu geben.

Dieses findet sich unter Horky's Feder in eine Form gebracht, in welcher es auch dem gewöhnlichen heutigen Lesepublicum eine unterhaltende Lectüre gewähren kann, indem die wichtigern oder ansprechendern Stellen nicht ohne Kunst und Laune hervorgehoben, die übrigen mehr oder minder flüchtig nur angedeutet sind, und so denn eigentlich nicht mehr Schaschko, sondern Horky Bericht erstattend über Schaschko, als redende Person auftritt.

Sicher ist, daß sich eine förmliche wortgetreue Uebersetzung des pawlowskischen Werkes wenig Dank verdient haben würde dem großen Publikum gegenüber; aber es giebt ein kleineres, das sich überall gerne an die Quelle selbst hält, und welchem die Horkysche Bearbeitung jenen Commentarius, der, so lange das böhmische Original nicht wieder zum Vorschein gekommen, als Quelle gelten muß, nicht völlig ersetzen kann.

Im Commentarius wird ein paar Mal (fol. 20 u. 28) unter Leu's vorzüglichsten Begleitern auf seiner Rundreise, als wackerer Lanzenbrecher, auch ein Tacelius a Craffenberg aufgeführt. Ob dieser, wie fast alle übrigen, eine Böhme, oder wer er eigentlich gewesen, darüber findet sich nirgends, auch bey Horky, die geringste Andeutung.

Sollte es nicht unter die kleinen Glückseligkeiten eines Catalogmachers gerechnet werden dürfen, wenn ein solcher im Jahre des Heils 1837 nicht etwa bloß herausbringt, wer jener Tacelius von 1465 gewesen, sondern wenn er den längst

Begrabenen gleichsam wieder aufwecken und nach langem Todesschweigen in treuherzigem Nürnberger Deutsch seines Jahrhunderts über jene nicht gewöhnliche Ritterfahrt sogar auch seinerseits Bericht erstatten lassen kann?

Es ist nämlich eine Darstellung desselben Zuges, als deren Verfasser sich ein Nürnberger, Träger des damals böhmischen Kronlehens Grafenberg, Gabriel Tetzel ergiebt, in einer Handschrift der K. Bibliothek (Cod. germ. 1279) erkannt worden. Diese Erzählung nimmt 50 Quartblätter (fol. 128 — 178) eines seiner Decken und aller Andeutungen seiner Herkunft beraubten Papiercodex ein, und hat vor sich (fol. 89 — 126), von derselben Hand herrührend, eine Beschreibung der Kirchen, Ablässe und Stationen zu Rom von Niclaus Muffel, ebenfalls einem Nürnberger, welcher im J. 1452 von Raths wegen zu Kaiser Friedrichs III. Krönung nach Rom abgefertigt worden war.*) Da ein andrer Muffel, nämlich Gabriel, auch Leu's Reise mitgemacht, so möchte unsre Handschrift, was ihre Herkunft betrifft, etwa mit dieser Familie in Beziehung gedacht werden. Sie hat leider einige Mängel, die da zeigen, daß sie bloß Abschrift, und nicht etwa Tetzels eigner Aufsatz oder dessen Dictat ist.

Namentlich gehören dahin die offenbar falschen Jahrzahlen zu Anfang und zu Ende des Berichtes, indem statt 1466 gelesen werden muß 1465, und 1467 statt 1468. Inzwischen kann auch angenommen werden, daß T. seine Erzählung erst einige Jahre nach der Rückkunft in dieser Form zu Papier gebracht, und sich jener Zahlen nicht genau erinnert habe. Da er, den Nürnberger Rathsbüchern (z. B. Cgm. 2082 f. 216) zufolge, nachdem er i. J. 1469 Burgermeister gewesen, 1479 gestorben ist, so könnte jene Redaction seiner geschriebenen oder ungeschriebenen Reisereminiscenzen leicht an die 10 — 12 Jahre nach der Reise statt gehabt haben, ein Zeitraum groß genug, um besonders Zahlen und Namen in den Hintergrund treten zu lassen. *)

*) Zu diesem Muffel, der (nach einer Chronik, Cgm. 1517 f. 448 b) ao. 1461 im Namen des Raths dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg etwas abschlug, sagte dieser: „Sihe zu, Muffelmaul, wie hastu so lang gemuffelt, bis das du es heraus hast gemuffelt.“ Nachdem M. längere Zeit unter seinen Mitbürgern ein Großes bedeutet, ward er doch im Jahre 1469 wegen Veruntreuung gehangen (Cgm. 2074. d. fol. 10.).

Waren auch, wie es scheint, weder Schaschko noch Tetzel in die politischen Aufträge ihres Herrn, Leu's von Rosmital, eingeweiht, so hatten sie die Augen um so offener für sonstige Erlebnisse und Erscheinungen. Ist doch, was auf des Lebens Höhen von Wenigen verhandelt wird, ob auch folgenschwer für die Vielen, doch im Ganzen abstracter und einfärbiger als das Leben der Vielen selbst.

Jedenfalls giebt dieser zweyte Fund der Kunde von jener ritterlich-fromm-politischen Fahrt eine bestimmtere Gestalt und einen neuen Reiz. Es ist anziehend zu vergleichen, was vorzugsweise der Böhme, was der Deutsche bemerkenswerth gefunden, wie manchmal dieselbe Sache von jedem unter anderm Lichte aufgefaßt ist und wie sie sich wechselweise theils berichtigen, theils ergänzen, theils aber auch ein sprechendes Exempel liefern, wie viel die Angaben so sehr gleichzeitiger Zeugen von einander abweichen können. Selbst endlich für die ältere Sprache ist aus des Nürnbergers kunstloser Darstellung einiger Gewinn zu ziehen.

Es ergiebt sich vielleicht einmal eine schickliche Gelegenheit, die beyden Texte vereint und neben einander abdrucken zu lassen. Für heute sey mir gestattet, eine flüchtige Uebersicht der Reise zu geben, und ein paar Worte beyzufügen über die Haltung sowohl des einen, als des andern der beyden gleichzeitigen Berichte.

*) Die Tetzel oder Detzel, als rathsfähiges Nürnberger Geschlecht, kommen bereits v. 1345, vielleicht von noch früher an, vor (Cgm. 2050. 2053. 2074 b. 2082. 3915. 3916). Noch im 17. Jahrhundert (z. B. 1622. Ler. v. Frank, IV. 44) werden Tetzel erwähnt, und wenn sie heutzutage ausgestorben, so führt doch eine Gasse in Nürnberg und eine sehr reiche Familienstiftung noch ihren Namen fort.

Am 26. November, als dem Tag nach Catharina, 1465 zieht Leu mit vierzig Begleitern, Herren und Knechten, und zwey und fünfzig Pferden nebst einem „Kammerwagen“ zu Prag aus.

Die ersten Heilthümer, die verehrt werden, sind die zu Nürnberg, zum ersten Nennen giebt sich Gelegenheit am Hofe des Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu Anspach. Hier schließt sich Gabriel Tetzel, der zu Gräfenberg von Leu zur Mitreise aufgefordert worden, nebst Gabriel Muffel von Nürnberg, der Gesellschaft an. Mit den Kleinodien, die sie verstechen wollen, am Halse, reiten die Böhmen zu Heidelberg ein. Aber Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche laßt sich verleugnen, und sie reiten „ungestochen“ von dannen gen Frankfurt, wo sie den Christtag feyern. Zu Mainz, wo sich der Churfürst Adolph (von Nassau) gleichfalls verleugnen läßt, wird nur Nachtherberge genommen. Länger weilt der Zug bey Churfürst Ruprecht (v. d. Pfalz) zu Köln, wo der Tag der hl. drey Könige vor ihren Gebeinen gefeyert, und ein ritterlich Rennen auch wohl ein böhmischer Tanz zum Besten gegeben wird. Von da aus wird Achen, mit seinen Heilthümern und dem warmen Bade, besucht.

Zu Brüssel am Hofe Philipp des Guten, Herzogs zu Burgund helfen die Böhmen den Einzug von dessen Sohn Karl (dem Kühnen), der eben siegreich aus Lüttich zurückkehrt, durch ein Stechen nach ihrer Weise, verherrlichen. Ueber Gent und Brügge, dessen Bürger lieber Fasnacht-Mummereyen halten als ein Rennen mit den Böhmen, reiten sie nach Calais, damals dem König von England zuständig.

Nach einer stürmischen Ueberfahrt besuchen sie vor allem Canterbury und St. Thomas Heilthum daselbst; sodann Lund, die große und reiche Stadt, wo König Eduard IV. Hof hält. Sie wohnen den Festen bey, durch welche der Königin (Elisabeth Gray, Eduards zweyter Gemahlinn) Kirchgang nach einer „Kindbett“ am Hofe gefeyert wird. Ein Rennen, wozu Leu mit seinen Gesellen Anstalten trifft, verbittet sich König Eduard. Zu Salisbury nehmen sie mit des Königs Bruder, Georg Herzog von Clarence, an der Palmsonntagsprozession Theil. Die Ostertage hindurch erwarten sie zu Pool die Ausrüstung zweyer Schiffe, die sie hinüber nach Bretannien (Bretagne) tragen sollen. Nachdem sie einmal vom Sturm verfolgt, dann von englischen Corsaren genommen und wieder freygegeben, auf Guernsey haben landen müssen, erreichen sie endlich St. Malo.

Am Hofe Franz II., des letzten der Herzoge von Britannien, zu Nantes finden sie freundliche Aufnahme. Von da wird der König von Sicilien, nämlich René Graf von Anjou, der sein Erbrecht auf jene Krone nicht auch durch die That zu behaupten vermocht hat, und dessen kunst- und prachtvolle Hofhaltung zu Saumur und Angers, besucht, sodann in Orleans die Herzogin, Mutter des damals 5jährigen spätern Königs Ludwigs XII.

König Ludwig XI. und seine Gemahlin treffen sie in einem kleinen Städtlein (Kaudis?), wie er sich denn, dem Waidwerk nachziehend, lieber in solchen als in großen Städten aufhält. Vom König in Frankreich reiten sie gen Tours, wo St. Martinus liegt. Hier treffen sie Magdalena, des Königs von Frankreich Schwester. Sie als Braut ihres jungen Königs Ladislaus abzuholen waren wenige Jahre früher viele edle Böhmen, unter ihnen ein Abkömmling jenes ritterlichen von Michelsberg, bis hieher gekommen, wo sie leider den inzwischen erfolgten plötzlichen Tod des Bräutigams erfahren mußten. Magdalena, die man nach König Laßla's Tod nie lachen gesehen, nachher an Gaston de Foix vermählt, läßt die Böhmen nicht vor sich. Nur in der Kirche bekommen sie sie zu Gesichte.

In Chatelleraud begrüßen sie des Königs von Sicilien Bruder, Karl von Anjou, „dem man Schuld giebt, daß der König von Frankreich den Streit von Paris gen dem Herzog von Burgund verloren.“

Von da ziehen sie nach St. Katharina, wo diese Heilige rastet, und so fort gen Blaye, wo die heilige Jungfrau Apollonia und nicht minder „Olyfernus“ und der große Roland mit seiner Schwester ruhen. Diese Stadt war lange Jahre den Königen von England unterworfen ge-

wesen, bis sie durch eine wundersame Jungfrau, wie ganz Frankreich, von den Engländern befreyt wurde. Diese Jungfrau wurde aber endlich von diesen gefangen, zu London verbrannt und ihre Asche ins Meer gestreut. (So wird den Böhmen 35 Jahre nach der wundervollen Erscheinung erzählt).

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie.

(Fortsetzung.)

2) Hr. Matteucci überzeugte Hrn. De la Rive, (S. 629 — 631) daß, wenn man das heiße und kalte Ende zweyer gleich mit den Enden des Galvanometer verbundenen Metalldrathe durch eine Schichte Queckfilber in Gemeinschaft setzt, ein Strom vom Heißen zum Kalten entsteht, nur Wismuth einen entgegengesetzten Strom giebt, und daß Wismuth, und gewisse Amalgame von Wismuth und Antimon beym Act des Erstarrens eigenthümliche Ströme entwickeln, Queckfilber aber gar keine thermoelektrische Ströme zu geben scheint.

Gegen letztere Behauptung erklärt sich aber Hr. Peltier (compl. rend. T VI. p. 307) und zeigt, daß es um die schwachen Strömungen sichtbar zu machen, nur der Vorsicht bedürfe, den Bogen der Kette sehr kurz zu machen (S. 632.)

3) Gewöhnlich hatte man angenommen, die Abnahme der strahlenden Wärme stehe im Quadratverhältniß der Entfernungen, nur Leslie's Versuche scheinen auf ein einfaches Verhältniß schließen zu lassen.

Herr Melloni untersucht aber die Leslie'schen Versuche neuerdings, zeigt die Unrichtigkeit derselben, und stellt das allgemeine Gesetz der Quadrate der Entfernungen durch einen einfachen Versuch mit einem zwischen zwey metallenen Würfeln von verschiedenem cubischen Inhalte in seine hergebrachte Rechte wieder ein. (S. 124 — 134).

4) Rudberg hat seine schon früher angestellten Versuche zur Feststellung der Ausdehnungsgröße der trockenen atmosphärischen Luft neuerdings mit veränderten Apparaten aufgenommen, und sein früheres Resultat, daß diese Ausdehnung nicht 0,376, wie sie Gay-Lussac bestimmt hat, sondern im Mittel 0,36457 betrage, vollkommen bestättiget gefunden. (S. 119 — 125).

5. Für das Gesetz zwischen der Temperatur und dem entsprechenden Maximum der Spannkraft des Wasserdampfes stellt Biot (Conais. d. T. 1839) die Formel auf:

$$\text{Log. } f = a - a_1^{20+t} \alpha_1^{20+t} - a_2^{20+t} \alpha_2^{20+t} \quad \text{wo}$$

f = Max. der Spannkraft bey der Centesimaltemperatur t eines Luftthermometers in Millimetern Queckfilber bis 0°,

$$a = 5,96131330259$$

$$\text{Log } a_1 = 0,82340688195 - 1$$

$$\text{Log } a_2 = 0,74110951837$$

$$\text{Log } \alpha_1 = - 0,01509734295$$

$$\text{Log } \alpha_2 = - 0,00212510583$$

welche mit den Resultaten der Beobachtungen bis auf sehr kleine Abweichungen übereinstimmt.

Hr. Pambour giebt (Compt. rend. T. VI. p. 374) für das Volumen des Wasserdampfes in Function der Temperatur und der Spannkraft

$$m = \frac{1287}{p} \cdot \frac{1 + 0,00364 . t}{}$$

wo m = Volumen des Wasserdampfes für den Fall des Maximus der Spannkraft bezogen auf das Volumen des ihn erzeugenden Wassers, p = Druck in Kilogrammen auf einen Quadratcentimeter, und t = Temperatur in Graden des Centesimalthermometers. (S. 627. 628)

6. Man hatte früher immer angenommen, die Ursache des früheren Schmelzens des Schnees an Pflanzen, Bäumen u. dgl. sey die Wärmestrahlung. Hr. Fusinier aber glaubte, daß mehrere Beobachtungen dieser Behauptung widersprechen. Allein Melloni widerlegt durch seine Erfahrungen und Schlüsse die letztere Meynung, und zeigt, daß die ältere Meynung vollkommen gegründet ist. (357 — 365)

C. Farbenlehre.

Professor Osann glaubte (XXVIII. XXXVII. XLII.) dargethan zu haben, daß die bisher für subjectiv gehaltenen Complementärfarben, welche zugleich mit anderen Farben in der Nachbarschaft derselben erscheinen, objectiver Natur sind, und Pohlmann hat (XXXVII.) die allgemeine Behauptung aufgestellt, daß die viel besprochenen blauen Schatten, die man unter dem Einfluß des Himmelslichtes und einer anderen Beleuchtung erhält, nur Wirkung einer Lichtgattung, die an sich blau war, seyn können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philologisch philosophischen Classe am 1. Februar 1840.

(Fortsetzung)

Nachdem noch Burdeus (Bordeaux) und „Klerzy“ mit seinem warmen Bade besucht worden, ziehen sie gegen Ende des Monats Junius aus Gasconien in Biscaya, also in Spanien ein. Hier nimmt Vieles, was ihnen neu und auffallend erscheinen mußte, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, namentlich die noch an vielen Orten aus Christen, „Heiden,“ nämlich maurischen Bekennern des Islam, und Juden gemischte Bevölkerung, so wie denn manches Eigenthümliche in Lebensart, Sitten und Gebräuchen, selbst den religiösen, der dortigen Christen. Erst 30 Jahre später haben sich Ferdinand von Aragon und Isabel von Castilien, diese beyden Kronen vereinend, durch radicale Vertreibung der Mauren und Juden, vom Papst den Beynamen der katholischen verdient. Nach allerley Entbehrungen und Bedrängnissen erreichen die Böhmen Burgos, wo, wie sie annehmen, und wie später auch in Salamanca geschieht, ihnen zu Ehren eine Stierhetze gehalten wird, und andrerseits ein wundervolles Crucifix ihre Aufmerksamkeit fesselt.

Spanien war in jenen Tagen nicht weniger als in den unsrigen ein durch die Erbstreitigkeiten seiner Fürsten zerrissenes Land, der König von Aragon Johann II. mit den Anhängern seines ältern Sohnes Don Carlos, der von Castilien Heinrich IV. mit denen seines minderjährigen Bruders Don Alonso in blutiger Fehde begriffen. Keine Zeit, um müßigen Rittern und Pilgern, wie unsere Böhmen, große Aufmerksamkeit zu widmen. Nur mit Mühe erhalten sie in Olmedo Zutritt zu König Heinrich, den sie, im Sinne des unzufriedenen Clerus und Adels, mehr den Heiden und ihrer Art und Sitte, als den Christen zugewendet darstellen. Da sie sich, nach Maßgabe ihres Weges, zuerst mit Heinrich, dem „alten König“ eingelassen, so wird ihnen in und durch die Gegenden, wo die Führer Don Alonso's, „des jungen“ oder Gegenkönigs, die Oberhand behaupten, schlechterdings alles Geleit versagt. Sie schlagen daher den kürzesten Weg gen Portugal ein.

Von Braga aus, dessen Bischof sie freundlich empfängt, wenden sie sich einem Hauptziel ihrer Reise, damals, nach Jerusalem und Rom, „dem dritten Sanctuarium der Christenheit,“ nämlich St. Jacob von Compostella in Gallizien zu. Aber auch an der heiligen Stätte finden sie Krieg und Verwirrung.

Die Bürger von St. Jacob mit einem gallizischen Großen (wohl dem Grafen von Trastamara) halten ihren Erzbischof auf einem Schlosse gefangen und sein Capitel, so wie seine Mutter und einen jüngern Bruder, in der Wunderkirche selbst strenge belagert.

Da den Böhmen nach großer Mühe von den Belagerern endlich der Zugang zur Kirche, dem Ziele einer so langen Fahrt, gestattet ist, werden sie als Theilhaber an dem Bannfluch, der auf die Belagerer und alle, die mit ihnen verkehren, geschleudert ist, andrerseits von den Belagerten zurückgewiesen, bis sie, durch eigene Ceremonien des Bannes entbunden, am Ende doch auch ins

Innere eingelassen werden. Obschon darin Pferde stehen und Kühe, und wie in einem Lager gehaust wird, hindert dieß doch die weit her Gezogenen nicht, brünstiger Andacht zu pflegen an St. Jacobs Grabe, umgeben von so vielen Wundern und Schätzen, die aus aller Christenheit hieher gespendet sind.

Compostella liegt nicht weit von der Küste, an welcher das Cap finis-terrae in den Ocean hinausragt. Wenige der frühern deutschen Waller zum „fernen St. Jacob“ mochten versäumt haben, hier, vielleicht zum ersten Mal, auch das Weltmeer zu schauen, um daheim erzählen zu können vom Ende der Welt, oder vom finstern Stern, in welchen nach ihrer Zunge jener Name Finis terrae sich allmählich umgewandelt. Und so reiten denn auch die Böhmen von St. Jacob vollends hinaus zum finstern Stern.

Drüber hinaus ist nichts als Himmel und Wasser, und Gott allein weiß, wo das ein Ende hat, sagen die Böhmen, wie jedermann noch dreyßig Jahre vor Christoph Columbus kühnem Wagestücke. Doch ist der Glaube, daß es wohl auch an diesem Meere ein Jenseits gebe, schon sehr verbreitet, und den Reisenden wird sogar von Schiffen, die ein König von Portugal lange vorher deßfalls auf Entdeckung ausgesendet, eine Geschichte erzählt, die, wie abenteuerlich sie klingt, doch auf andere, als die durch den 1463 verstorbenen Infanten Heinrich den Seefahrer veranlaßten Unternehmungen gebaut scheint.

Von da nehmen die Böhmen ihren Weg zum König von Portugal nach Evora. Dahin hatte sich Alphons V. (von seinen Eroberungen über die Mauren jenseits der Meerenge, der Africaner genannt), um der zur Zeit herrschenden Pest zu entgehen, von Lissabon zurückgezogen. Leu, der an den König und an den Infanten Don Fernando eigenhändige Briefe von ihrer Schwester, der Kaiserin Eleonore, zu bestellen hat, erfreut sich mit seinem Gefolge der freundlichsten Aufnahme. Mancherley finden sie hier zu beobachten; besonders seltsam dünkt sie der Handel, der mit Menschen, Gefangenen aus Afrika, getrieben wird. Doch lassen auch sie sich gar wohl gefallen ein paar Mohren, die mit einem paar Affen, mit Pferden u. drgl. den Scheidenden als Geschenk mitgegeben werden.

Der Rückweg, so lange er durch des kastilischen Gegenkönigs Land geht, ist gefahrvoll, er führt sie nach Merida, in das überreiche und gastfreye Hieronymitanerkloster im Gebirge Guadalupe, dem ein Deutscher vorsteht, nach dem prächtigen Toledo, durch das damals noch unbeachtete Madrid und durch eine ausschließlich von „Heiden“ bewohnte Gegend, nach Aragon.

König Johann II. nimmt sie in Saragossa ganz wohl auf. Gegen seinen Rath wenden sie sich dann Barcelona zu, durch das wider ihn und nun, nach Don Carlos Tode, für den Herzog von Calabrien in vollem Aufstand begriffene Catalonien. Nicht ohne Anfechtungen erreichen sie Barcelona, damals an Seemacht ein zweytes Venedig.

Die weitere Reise geht über Perpignan, Monpellier, Nismes, Avignon, Susa u. s. f. nach Mailand, wo sie zu Anfang des Decembers eintreffen und der bau- und prachtlustige Herzog Galeazo Maria die Gäste längere Zeit festzuhalten weiß.

In Bern (Verona) nehmen Sagen von dem alten König Dietrich, und ihm zugeschriebene Bau-Ueberreste die Böhmen sehr in Anspruch.

Vor Venedig angelangt weicht Leu dem ihm zugedachten feyerlichen Empfange aus, indem er über Tersus (Treviso), von wo her er erwartet wird, bloß sein Gefolge sendet, für seine Person aber mit den Vertrautern von Padua aus zu Wasser nach der Inselstadt und zwar in ein „schlechtes“ (gewöhnliches) Wirthshaus fährt. Die Venediger zeigen darob einige Empfindlichkeit. Doch lassen sie die Gäste einer Sitzung des Raths beywohnen, und weisen denselben alle ihre Anstalten und Schätze. Geld aber, das nun dem „böhmischen Ulysses“ auszugehen anfängt,“ und um welches Gabriel Tetzel eine „Muthung“ an sie zu thun beauftragt ist, geben sie nicht.

Die nächste Stadt, in der die Böhmen länger verweilen, ist Grätz, wo Kaiser Friedrich III. zur Zeit seinen sehr eingezogenen Hof hält. Leu

und seine vornehmern Gefährten, die ihre Rennpferde und ihr Rennzeug schon in England überflüßig gefunden und dem K. Eduard verehrt haben, finden hier zuerst wieder Anlaß, mit „Gerait“ und Rossen, die der Herzog Albrecht von Sachsen leiht, einige Lanzen zu brechen. Aber eine „Muthung“ beym Kaiser um Geld will nicht anschlagen.

Vom Kaiser reiten sie gen Neuenstatt (Wienerisch Neustadt) zur Kaiserinn. Acht Tage sind sie bey der Kaiserinn im Frauenzimmer ꝛc. tanzen und fahren zur Faßnachtsfeyer mit ihr auf dem Schlitten. Eleonore hat große Freude an den Mohren und Affen, die ihr Bruder, der König von Portugal, den Gasten geschenkt hat, und die „portugalischen“ Tänze, die Leu's Lautenschlager dort im Lande gelernt hat, muß auch der achtjährige Maximilian, der nachmalige Kaiser und „letzte Ritter“ schlagen und tanzen lernen.

Hier hat inzwischen Herr Leu von Rosmital „ausgezehrt“ und sieht sich bemüssigt, einen köstlichen „perleinen“ Aermel, der wol zehntausend Gulden werth, um zweihundert an einen Juden zu versetzen.

Hatten die Böhmen schon gleich bey ihrer Ausfahrt, im aufrührerischen Pilsen, und dann auf dem ganzen Zuge, Krieg und Verwirrung genug getroffen, so ist es auch um ihre Heimkunft nicht besser bestellt. Der König von Ungarn (Matthias Corvinus) versagt ihnen alles Geleit. Zdenko von Sternberg ist auf der Lauer sie niederzuwerfen, und mit Gewalt muß der Baumkircher und die Eizinger sie ins Mährenland begleiten. So kommen sie denn wieder ins Land zu Böhmen. Aus Prag ziehn in Procession mit Hailthum alle Studenten, auch der Rockizan mit seiner Priesterschaft, hundert Trumetter an der Spitze und unzählig Volk den weit Gereisten entgegen, um sie wieder einzuführen in die vaterländische Hauptstadt.

Ein Vorzug des Schaschko'schen Reiseberichtes besteht darin, daß demselben nicht weniger als 22 Geleitsbriefe, die von den verschiedenen Königen und Fürsten jener Zeit für Leu ausgestellt worden, in extenso einverleibt sind, alle in lateinischer Sprache, bis auf den der Deputats de Cathalunya in Barcelona, welcher catalanisch verfaßt ist. Der erste, von Kaiser Friedrich schon unterm 7. September 1465 ausgefertigte, bezeichnet den Inhaber als des Kaisers familiaris, qui majoris experientiae gratia et ut ex moribus diversorum regnorum meliorem vitae frugem probationemque militarem normam sibi comparare valeat ad diversa Imperii sacri loca et regna proficisci conatur.“ Ein Geleitsbrief von Seite des Königs Georg findet sich nicht, dafür aber einer der Königin Johanna vom 10. November für ihren geliebten Bruder, qui diversas mundi partes regna, principatus .... gratia exercitii militaris proposuit visitare, ut sic consideratis multifariis generibus morum et moribus generum melius commodum et vitae suae utilitatem deligere et probationem militiae experientiam nancisci valeat et possit. Es ist beachtenswerth, daß in diesen wie in den Briefen des Churfürsten von der Pfalz und dessen von Köln bloß ein ritterliches und noch kein religiöses Motiv dieser Reise angegeben wird, dieses aber in den burgundischen, englischen und französischen ausdrücklich hervortritt, in den spanischen, portugiesischen und italienischen hingegen wieder ausbleibt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie

(Schluß.)

Gegen beyde Behauptungen tritt nun Prof. Fechner (S. 221 — 245 und 513 — 535) auf, wiederholt alle angegebene Versuche, erweitert sie, beruft sich nicht bloß auf seine, sondern auch seiner Zuhörer einstimmige Wahrnehmung, beschreibt die einfachen zweckmäßigen Apparate, durch welche sie sich Jedermann leicht (selbst auf eine prachtvolle Weise) eigen machen kann, und zeigt, daß die Ohm'sche Behauptung für ganz unrichtig angesehen werden müsse, und daß Pohlmann's

wiederholte Versuche gegen ihn selbst beweisen, daß es bey der Einwirkung eines rothgelben Lichtes der Mitwirkung eines blauen Lichtes durchaus nicht bedürfe, um blaue Schatten zu veranlassen, also sämmtliche Erörterungen und Versuche desselben nicht beweisen, was sie beweisen sollen.

Hierauf geht Prof. Fechner (im II. Abschnitt) zur Erklärung dieser Erscheinungen über. Bekanntlich haben neuere Physiker (Lehot, Plateau, Osann) die alte Erklärungsweise, zufolge welcher das Auge durch längeres Betrachten einer Farbe minder empfänglich für deren Empfindung, dagegen durch längere Abwesenheit derselben um so empfindlicher dafür werde, verworfen, und die Erklärung darin gesucht, daß diese Farben aus einem entgegengesetzten Zustand entstehen, welchen die Netzhaut nach Aufhören der direkten Eindrücke freywillig annimmt. Prof. Fechner hingegen bemüht sich, die Unstatthaftigkeit dieser neuen Erklärungsweise darzuthun, und die ältere zu rechtfertigen. Die Netzhaut wird nämlich an den Stellen, wo sie eine Zeit lang einen gewissen Farbeneindruck erfahren, oder eine gewisse Farben-Reaction geäußert hat, für einige Zeit hernach unfähiger, auf das Ursachliche dieser Farben zu reagiren, dagegen desto fähiger, diejenigen Farbenreactionen zu äußern, hinsichtlich derer sie unthätig war, sey übrigens das Ursachliche, was das Auge zur Farbe anregen will, in oder außer dem Auge.

Im III. Abschnitte beschreibt der Verf. die Abänderungen des subjectiven Nachbildes nach der Verschiedenheit des Grundes, auf dem das Object betrachtet wird, und zwar a) grünes Object auf α) weißen und β) auf schwarzen Grund, b) Weißes Object auf grünen Grund, c) schwarzes Object auf grünen d) grünes Object auf rothen Grund, woraus sich leicht auf die Modificationen bey andern Farben schließen läßt.

D. Die Schwingungen der Luft in cylindrischen Röhren,

untersucht (S. 246 — 272 und 603 — 623) sehr ausführlich Hr. Will. Hopkins, und zeigt theils aus der Theorie, theils aus seinen Experimenten, daß

a) die Knotenpuncte der Schwingungen gleichen Abstand von einander haben, und derselbe immer = 1/4 der Wellen lang ist;

b) die Intensität der Schwingungen in einer offenen Röhre ist am schwächsten, wenn die Röhrenlänge etwas kleiner ist, als ein gerades Multiplum der 1/4 Wellenlänge, dagegen wächst, wenn die Länge etwas kleiner ist, als ein ungerades Multiplum der 1/4 Wellenlänge;

c) in einer geschlossenen Röhre ist der Wechsel größter und kleinster Schwingungen genau in denselben Abständen; allein der Abstand des oberen Knoten von dem geschlossenen Ende ist nun = 1/2 Wellenlänge, und = dem Abstande der Knoten von einander;

d) der Abstand der Knoten von einander ist unabhängig vom Durchmesser der Röhre, vorausgesetzt, daß die Tonerregung im letzten Querschnitt überall regelmäßig geschieht,

e) die Resonanz der offenen Röhre ist kaum vernehmbar, wenn deren Länge etwas kleiner ist, als ein gerades Multiplum von 1/4 Wellenlänge; ist diese Länge aber etwas kleiner, als ein ungerades Multiplum von 1/4 Wellenlänge, nimmt die Resonanz zu, zuletzt so, daß sie unerträglich wird.

E. Meteorologie.

Aehnlich unserem oft wiederkehrenden Nachsommer beobachtet man regelmäßig in allen Breiten zwischen dem oberen See (F. Brady) bis Jefferson, Barracks (Missuri) und wohl noch südlicher zu Ende October und im November eine Erscheinung, welche den Namen Indiansommer (Herbstsommer) führt. Die Atmosphäre hat ein getrübtes schwach nebliges Ansehen und der Himmel zeigt bey seiner eigenthümlichen matten Färbung eine auffallende Röthe. Dabey fällt kein Regen und die Temperatur soll verhältnißmäßig erhöht seyn. H. Mahlmann führt (S. 176 — 189) die unhaltbaren Hypothesen amerikanischer Meteorologen an, glaubt, diese Erscheinung sey nichts, als eine Folge des Verbrennens von Pflanzen, und erinnert dabey an unsern Höhenrauch, in heißen und trockenen Sommern. Die ganze Erscheinung, sagt M. ist einfach aus der Gewohnheit der Indianer und Jäger abzuleiten, daß sie, nach dem die Nachtfröste schon einen Stillstand in der Vegetation bewirkt haben, und die meisten Pflanzen vertrocknet sind, auf ihren Winterzügen die Felder, Prairien u. Sümpfe, oft selbst (wohl zufällig) Wälder in Brand setzen, und daß sich dann die Luft mit einer ungeheuern Menge von Rauchtheilchen erfüllt, die sich bey der größeren Ruhe der Luft, der Seltenheit des Niederschlages u. dgl. länger darin erhalten können.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philologisch philosophischen Classe am 1. Februar 1840.

(Schluß.)

Während der kölnische Brief das Datum 7. Januar 1466 führt, zeigen die beyden burgundischen den 21. Januar und den 7. Februar 1465, zum Beweis, daß man hier das alte Jahr bis auf Mariä Verkündigung fortzählte.

Auch die lückenlose Angabe der berührten, zum Theil der bloß seitwärts gesehenen Orte, und ihrer Entfernungen, der Gewässer, Brücken, auch mancher Berge und Wälder beweist, daß Schaschko ein förmliches Tagebuch geführt.

So sagt er (Comment. 43. b.) selbst, wie bey Beschauung der Reliquien zu London ihm „conscribere et annotare conanti“ bemerkt worden, es seyen deren zu viele, als daß er damit fertig werden könnte. Man darf indessen sicher seyn, daß er von solchen heiligen Schätzen von Nürnberg bis Venedig so ziemlich alles verzeichnet. Eben so hält ers mit den Schätzen nicht so heiliger Art, wie der zu Brüssel, London, Segovia, Venedig, Grätz, mit Statuen und Gemälden, Bau-Denkmälern; sogar Galgen entgehen ihm nicht, wo sie ihm, wie er glaubt, nicht ganz am rechten Orte begegnen.

Nicht minder beurkundet Schaschko seinen Sinn für Naturbeobachtung z. B. für Gegenstände der Botanik, der Zoologie und der Feld- und Hauswirthschaft.

Während er hellsehend genug ist, den mohammedanischen Einwohnern, die er in Spanien und Portugal trifft, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ja sie über manche Christen zu erheben, hält er wie irgend Einer seiner Zeit an Mirakeln und heiligen oder unheiligen Legenden; auffallende Religions- und andere Gebräuche, Strafen, Unterhaltungen und Spiele vergißt er nicht vorzumerken, am wenigsten die ritterlichen. Im Ringen versucht er sich am Hofe zu Brüssel selber mit einem Burgunden. Aber, sagt er, wohl nach einer böhmischen Redensart, adeo humi projectus decidi, ut daemonem parere potuerim.

Tetzels Bericht macht im Ganzen mehr den Eindruck einer Erzählung, in der sich der Hausvater vor seinen Angehörigen und nur vor diesen, über was er in fremden Landen gesehen, und Gutes oder Schlimmes erfahren, bequem und gemüthlich ergeht. Es kommt ihm dabey oft weniger auf die Namen als auf die Sachen an. So betragen die Namen von Orten, die Tetzel anführt etwa nur den vierten Theil von denen, die Schaschko beybringt, und unter jenen sind einige, besonders spanische, die man unter solcher Form vergebens auf der Karte suchen würde. Vor Zeiten haben auch die Deutschen, wie noch jetzt die Franzosen und ihre Südnachbarn, erlaubt gefunden, sich fremde Eigennamen mundgerecht zu machen. *)

*) Wovon noch Formen wie Venedig, Mailand, Genf, Mümpelgard und nicht sehr viele andere einiges Zeugniß geben.

Tetzel verleugnet den Bürger seiner damals durch Handel, wie wenige, blühenden Vaterstadt nicht; er scheint vor Andern in die Geldgeheimnisse seines Herrn eingeweiht, und wird, wie gewiß der wälschen, vielleicht auch der spanischen Sprache etwas kundig, mit verschiedenen mitunter schwierigen Absendungen betraut. Er hält Buch über die Orte, wo der allerdings etwas ansehnliche Trupp berittener Gäste aus der Herberge gelöst, oder ihm doch der Wein geschenkt wird, und wo nicht; wo Leu und seine „erbergen Gesellen“ (die Vornehmern des Gefolges) zu Gastereyen und Festen gebeten werden, oder wo jener seinerseits zu Gaste lädt. Und so weiß er denn auch zu erzählen von mancher heißen Sommertagreise in Spanien und Portugal, wo es galt unter freyem Himmel Wirth und Gast zugleich zu seyn, und wo jeder, auch der Königin von Böhmen Bruder, mit Hand anlegen mußte, eine „Fogatzen“ (focaccia) zu backen, und Futter zu mähen für die Rosse.

In der Aufzählung von Reliquien ist T. nicht viel weniger genau als der Böhme, und was vielleicht wieder den Nürnberger auszeichnet, ist, daß er die einzelnen Kostbarkeiten, die da und dort vorgezeigt werden, gerne nach ihrem Geldwerth anschlägt. Wunder und Wundergeschichten lassen ihn nicht ungerührt; andrerseits macht er in der Regel seine Bemerkungen über die äußere Erscheinung der wichtigern Personen, die da besucht werden, und mit Vorliebe wird schöner Frauen gedacht. So ist seine Aufmerksamkeit mehr als die des Böhmen auf das was in Trachten, Lebensart und Gebräuchen auffällt, gerichtet. Unter den „Heiden“ in Spanien ist ihm gar nicht ängstlich zu Muth. Ueberall aber bleibt er ein guter Deutscher und vergißt nicht anzumerken, daß der König von Sicilien viele Deutsche an seinem Hofe hat zu Angers, auch selber wohl deutsch kann, daß König Ludwig XI. den Deutschen feind ist, der Herzog zu Mailand dagegen sie überaus lieb hat.

Dabey erscheint er als ein Hauptkämpe der edlen Reisegesellschaft, die oft, sogar schon auf dem Wege von Anspach aus, in Erwartung von Anfällen, „mit gefaßtem Schilde sitzen und die Armbrust am Sattel führen“ mußte; und bey den Stechen zu Köln, Brüssel und Grätz thut er sich ritterlich hervor.

Daß er, gegen den Wunsch Leu's, sichs verbeten, sich zugleich mit Johann von Zebrowitz Colowrat, Burian v. Schwanburg, Achatz Frodner, Petipesky und Mirosch, seinen edeln Gefährten, vom König von England zum Ritter schlagen zu lassen, ist wohl wie er merken läßt, aus ökonomischen Rücksichten geschehen.

Dagegen kam er mit des Herzogs von Cleve, des Königs von England, des Herzogs von Bretagne, des Königs von Castilien und des von Aragon „Gesellschaft“ (Symbolum, oder Ordenszeichen) geschmückt, und zuletzt noch vom Böhmenkönig mit einem Brief auf Renten von Gräfenberg beschenkt, zu Ostern 1467 glücklich nach diesem seinen Wohnort zurück.

---

* Als Probe von Tetzel's Darstellungsweise füge ich die Stelle bey, in welcher er, nach mündlicher Erzählung, die am 4. Juny 1465 also ein Jahr vorher, zu Avila, nach ihm zu Toledo, vorgenommene feyerliche Absetzung König Heinrichs IV. von Castilien beschreibt, mit welcher man Mariana Historia de Espanna libr. XXIII. cap. IX. 4. u. Enriquez de Castillo Cronica de Enrique IV. p. 128. vergleichen mag.

Der mächtig reich bischoff von Doleta [Don Juan de Pacheco] was gar zornig, das der alt kunig so ein unkristenlichs wesen furt, und das er mit den heiden gemeinschafft haett. Und auf ein zeit besammet er vil bischöff, prelaten, herren und ritterschafft, die es do mit dem alten und jungen kunig hielten. Kam ein grofse sammung in die stat Doleta zusammen. Do leget der bischoff den herren des alten kunigs unzimlich wesen für und bat sie darein zu raten. Also wurden sie rätig, und liefsen mitten in der stat einen grofsen tabernackel bauen, und in dem tabernackel sass ein figur, gemacht und gestalt als der alt ku-

Molluscorum species, quas in itinere per Orientem facto, comites cl. Schuberti, Doctores M. Erdl et J. R. Roth collegerunt. Recensuit Dr. J. R. Roth. Dissertatio inauguralis. Monachi 1839. 8. I — VIII. 1 — 28 cum tabul. lithograph.

Mit ganz besonderer Theilnahme betrachten wir hier die Erstlingsfrucht eines jugendlichen Fleißes, welcher mit einer eben so großen Bescheidenheit als wohlbegründeter Sicherheit in die von ihm gewählte Bahn des wissenschaftlichen Forschens eintritt. Dr. Roth, wie Dr. Erdl waren treue Begleiter und unermüdet thätige Gefährten des Hofrath v. Schubert auf der von diesem unternommenen Reise in das Morgenland. Bey dieser Gelegenheit hatten jene beyden jungen Sammler ihr Augenmerk in besondrem Maaße auf die Süßwasserconchylien der Gegenden gerichtet, durch die sie ihr Weg führte, denn namentlich Dr. Roth hatte sich schon seit längerer Zeit mit besonderer Vorliebe der Betrachtung dieser Thierfamilie zugewendet und bereits selbst in dem so vielfach bekannten, sowie durchforschten Vaterlande manchen seltnen Fund gemacht. Was konnte natürlicher seyn als der Wunsch und die Erwartung, daß sich in den fernen, noch so wenig durchsuchten Gegenden des Ostens vielfältige Gelegenheit darbieten werde zur Erweiterung eines Lieblingsgebietes der Naturgeschichte.

Dennoch stunden der Erfüllung jenes Wunsches mehrfache Hindernisse und Beschränkungen entgegen. Das eine Haupthinderniß stellte die Natur in den Weg. Die

---

nig in seiner majestät auf das allerköstenlichst angethan. Und ob jm stund ein titel geschriben, das es der alt kunig von Hispanien waer. Darnach kamen dieselben bischöff und ritterschafft geritten für den tabernackel und giengen hinauf und erzeigten dem gemachten kunig von holtz und von metall grosse eer. Darnach lasen sie an einer zetel, wie er als gar ein unkristenlich kunig mit allem seinem wesen waer, und was er schändlicher, böser sachen trib, und das er die Cristen aus dem land vertrib und gebs den Heiden. Und als oft sie einen artikel lasen, als oft thet der bischoff ein frag unter den mächtigisten herren, was der kunig darumb verschuldet haet. Die erkannten, das er wirdig waer, das man jm sein kron vom haubt solt nemen. Zu dem andern stuck erkannten sie, das man jm sein zepter aus der hand solt nemen. Zum dritten stuck erkannten sie, das man jm den majestät-apfel aus der hand solt nemen. Und als oft sie jm ein stuck aberkannten, so gieng der bischoff dar und nam dasselbig von jm. Darnach erkannten sie zu dem vierten stuck, man solt jm sein schwert abgürten, zum fünften, man solt jm sein sporn abgürten, zum sechsten, man solt jm sein kunglich kleider abziehen, zu dem sibenten, man solt jn von dem tabernackel werfen vnd sein eigen schwert in sein hertz stosen. Das thet der bischoff von Doleta: der stach dem gemachten bild als einem kunig das schwert durch sein hercz. Darnach holten sie den jungen kunig kostenlich, und setzten jn auf den kunglichen stul, und setzten jm auf die kron, und gaben jm das zepter und den majestät-apfel in sein hand, und theten jm die kunglichen kleider an und allen den abthun an, die der alt kunig gehabt het, und erwälten also und setzten jn ein als einen rechten kunig von Ispanien. Und lasen darnach in einer zetel, wie die landschaft den alten kunig umb sein unkristlichs wesen ertötet het und den jungen Alfunsus erwält. Und fielen nieder, und jederman thet jm huldigung. Also haben sie in Ispanien den jungen kunig aufgeworfen und erwält, und ist kein zweifel, nachdem desmals die landschaft mit dem jungen kunig hält, es werd der alt kunig ganz vertriben.

beyden Haupterforderniſſe unter denen die Süßwaſſer-Conchylien leben, und gedeihen können: Süßwaſſer ſelber und das ſchattige Grün des Pflanzenreiches fehlten in ſehr vielen, auf dieſer orientaliſchen Reiſe durchzogenen Gegenden gänzlich, und nur wenigen Arten jener Thiere genügt, wie der Wüſtenſchnecke (Helix desertorum) der ſparſame Thau der Nacht und das dürre dornige oder ſtachlige Geſtrüpp des ſengend heißen, waſſerloſen Bodens, zu ihrer Nahrung und Bergungsſtätte. *) So ſelten jedoch auch die Gelegenheit zum Sammeln der Süßwaſſerconchylien, namentlich der Landſchnecken war, ſo reich wurde ſie an den wenigen Orten, wo ſie ſich endlich darbot, wenigſtens für das Auffinden der Waſſerſchnecken. Jeder Quell, Fluß oder Landſee bot eine Fülle, wo nicht der Arten, ſo doch der Individuen dieſer Familie dar, und gab Gelegenheit ſich noch neuen Entdeckungen umzuſehen.

Hierben aber trat nun dem jugendlichen Verlangen: zur Erweiterung eines ſolchen Lieblingsgebietes der Naturwiſſenſchaft auch etwas Eigenthümliches beyzutragen, eine andere Hemmung entgegen, welche der Fleiß der Vorgänger, die bereits in dieſen Gegenden geſammelt und das Geſammelte beſchrieben hatten, herbeyführte. In der That es hält ſchwer hinter einem ſolchen trefflichen, ſcharfſichtigen Naturforſcher und Sammler, wie Ehrenberg noch eine Nachleſe zu halten. Dennoch fand ſich, daß, nachdem Dr. Roth die von Olivier, Hemprich und Ehrenberg, Savigny, Lamarck, Deshayes und Wilhelm Edwards, Ferruſſac, Roſſmäſſler und Andern beſchriebenen Süßwaſſerconchylien mit den von ihm erbeuteten ſorgfältig verglichen hatte, daß unter den letzteren noch Manche, bis dahin unbekannte Art enthalten ſey.

*) Wie ausdauernd dieſe merkwürdige Schneckenart ſey, die in ihrer Familie vielleicht eben ſo iſolirt daſteht, als der ſonderbare, an Bäumen emporklimmende Kletterfiſch (Anabas scansor) in der ſeinigen, das bewies ſich an mehreren Exemplaren derſelben, welche unter trockenen Gegenſtänden, und ſcheinbar ſelber ganz ausgedorrt, mit nach München gebracht waren und hier wieder aufleb̃ten und ganz munter wurden.

Er beſchreibt uns in ſeiner hier vor uns liegenden Diſſertation aus der Familie der Landſchnecken 49 Arten, unter denen 28 zu der Gattung Helix, 4 zu Bulimus, 7 zu Pupa, 9 zu Clausilia, 1 zu Cyclostoma gehören. Von Helix desertorum ſchildert er 4 Varietäten. Aus der Familie der Waſſerſchnecken beſchreibt er 12 Arten, davon 2 zu Planorbis, 1 zu Isidora, 4 zu Melanopsis, 1 zu Paludina, 2 zu Ampullaria, 2 zu Neritina gehören. Ben Melanopsis wird zugleich eine ſehr augenfällige Varietät aufgeführt. Unter dieſen Arten zeigen ſich 7 neue, ſo wie eine bis dahin noch nicht beachtete Varietät aus der Gattung Helix, 4 neue Arten aus der Gattung Pupa, 2 aus Clausilia, 1 aus Planorbis, 2 neue Arten ſo wie 2 noch unbeachtete, ausgezeichnete Varietäten (darunter die Jordanica) unter dem Genus Melanopsis. *) Aber nicht allein das Neue, auch das Alte, ſchon Bekannte empfängt durch die Bemühung unſers Verfaſſers, namentlich über das bis dahin noch nicht wahrgenommene Vorkommen in den öſtlichen Ländern ein eigenthümliches Intereſſe. Die neuen Arten ſind auf den beyden, von Dr. Erdl lithographirten Tafeln mit muſterhafter Treue abgebildet. Einige der beſchriebenen Conchylien erhielt Dr. Roth aus der Sammlung des verſtorbenen Garniſonpredigers Berger in Griechenland.

Somit wünſchen wir denn unſerem jungen, zu großen Hoffnungen berechtigenden Forſcher von Herzen Glück zu dem von ihm ſo wohl und rühmlich begonnenen Tagwerke.

*) Die neuen Arten und Varietäten ſind: Helix (desertorum) arabica, Ehrenbergii, Schuberti, Erdelii, granulata, gyria, Smyrnensis, Carica; Pupa Bergeri, septemdentata, Rhodia, umbilicus; Clausilia Olivieri, Anatolica, Planorbis heliciformis, Melanopsis Ferrusaci, Wagneri, costatae var. Jordanica.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Joannis Chrysostomi Homiliae V. E codice manuscripto bibliothecae reg. Dresdensis nunc primum edidit et Latine reddidit M. Guil. Theod. Maur. Becher. Lipsiae, sumptibus et typis Caroli Tauchnitii. 1839. 8. XVII. und 85 S.

Die Handschrift, aus welcher Herr Becher diese fünf, dem Johannes Chrysostomus zugeschriebenen, Homilien zum ersten Male herausgab, wurde einst von dem gelehrten Christ. Friedr. von Matthaei, welcher sie in Russischen Klöstern acquirirt hatte, nebst mehreren andern an die Dresdener Bibliothek verkauft. Sie ist auf Pergament, aus dem neunten Jahrhundert, aus 43 Blättern in Großfolio bestehend, sehr elegant geschrieben und zu Anfang einer jeden Rede mit bunten Verzierungen versehen. Hr. B. theilt in der Vorrede S. XI. ff. eine genaue Beschreibung davon mit.

Die erste dieser Homilien, welche von dem Herausgeber schon 1837 zu Dresden edirt worden, ist *πρὸς τοὺς μεγάλα τὰ παρόντα νομίζοντας καὶ περὶ τὰ τοῦ βίου λαμπρὰ μάτην ἐπτοημένους* überschrieben. Die zweyte führt den Titel: *Περὶ εὐχῆς*. Die dritte: *Εἰς τὸ πᾶν ἁμάρτημα, ὃ ἐὰν ποιήσῃ ἄνθρωπος, ἐκτὸς τοῦ σώματος ἐστὶν* (vielmehr *ἔστιν*). Die vierte handelt darüber: *ὅτι πάντων ἡ κατὰ ψυχὴν ἀρετὴ προτιμοτέρα*. Die fünfte, die längste von allen, ist gegen die Arianer gerichtet, und hat die Aufschrift: *Εἰς τὸ κατανοῆσατε τὸν ἀπόστολον καὶ ἀρχιερέα τῆς ὁμολογίας ἡμῶν Ἰησοῦν Χριστόν, πιστὸν ὄντα τῷ ποιήσαντι αὐτόν.*

Die Einfachheit und die Erhabenheit der Gedanken, die würdevolle und edle Darstellungsweise, der Reichthum an herrlichen Gleichnissen und Bildern, die Schönheit der Sprache und der liebliche Strom der Rede, welche diese Erzeugnisse des kirchlichen Alterthums für den Leser so anziehend machen, dürften keinen Zweifel übrig lassen, daß sie dem großen Chrysostomus angehören; und Hr. B. hat sich durch die Herausgabe derselben ein nicht geringes Verdienst um die patristische Literatur erworben; ein noch größeres aber hätte er sich erwerben können, wenn er mehr kritische Sorgfalt und Genauigkeit auf die Bearbeitung verwendet und nicht so sehr zum Drucke geeilt hätte.

Er sagt zwar in der Vorrede S. XIV., daß er den Text genau und gewissenhaft nach der Handschrift gegeben habe, so daß er selbst das *νὺ ἐφελκυστικόν*, wo er es vor einem Consonanten gesetzt fand, beybehalten zu müssen glaubte, *) und daß er nur bey offenbaren Schreibfehlern von der Schreibung des Cod. abgegangen. So z. B. habe er *αὐτόρριζον* statt *αὐτόριζον*, *διάρρεον* für *διάρεον*, *χερουβὶμ* für *χερουβεὶμ* verbessert, *ὑπὲρ ἄνω* in *ὑπεράνω*, *ἁπαξ ἁπλῶς* in *ἁπαξαπλῶς*, *προτιμωτέρα* in *προτιμοτέρα* verwandelt und *κἀκείνοις* statt *κακείνοις*, *τοὐτ' ἔστιν* für *τουτέστιν*, *ῥάκος* statt *ῥάκκος*, *ἰωρακῶς* und *ἰώρακε* für *ἑορακῶς* und *ἑόρακε* und *πρὸς τὸ κείμενον* statt *προστοκείμενον* geschrieben. Dieser allerdings ganz richtige Grundsatz wurde jedoch nicht streng befolgt, und nicht ohne große Verwunderung

*) Daran that er auch ganz recht; denn daß das *νὺ ἐφελκυστικόν* vor Consonanten mit Nachdruck gesetzt worden, haben Boissonade z. Eunap. S. 464. und z. Aristaenet. S. 455., Poppo in den Prolegg. ad Thucyd. p. 219., Grauert z. Aristid. S. 117. und Jacobs z. Aelian. B. I. Vorr. S. XXII. ff. gezeigt.

sah Rec., daß der Herausgeber über manche Fehler der Handschrift, ohne sie zu ahnen, hinweggleitete, manche mit Stillschweigen übergieng, bisweilen aber vielleicht auch nicht richtig las. Einige, aber meist unnöthige oder unglückliche Verbesserungsvorschläge findet man unter dem Texte bemerkt; eine bedeutende Anzahl von Versehen aber rührt offenbar von der Unachtsamkeit des Setzers oder des Correctors her.

Recensent geht sogleich an die Prüfung des Textes.

Homil. I. S. 4, 2., wo es heißt: — καὶ δένδρῳ τινὶ προσέοικεν ἄνθρωπος, νῦν μὲν τὸ τῆς εὐθηνίας ἀνθηρὸν περιφέρων, νῦν δὲ τῷ ταύτης ὡς δένδρον ἐκδυόμενος φύλλον, ist τῷ ταύτης in τὸ ταύτης zu verwandeln. Unten Z. 17. soll προηὐτρέπισεν für προηυτρέπισεν stehen. Z. 9. von unten ist ἐσχίκαμεν wahrscheinlich ein Druckversehen; ebenso ἐξεδύσαμεν, wofür ἐξεδύσαμεν gelesen werden muß. Z. 11. sind die Worte: καὶ τὴν ἐν τῇ κτίσει μόνην ὡς πανδοχείου παροδεύοντες χρῆσιν, gar sonderbar so gefaßt: et in mundo tantum veluti deversorii habemus eius usum fructum. Daß μονὴν, mansionem, statt des fehlerhaften μόνην geschrieben werden muß, ist ganz klar. Z. 4. von unten hätte ταύτης ἔστιν (statt ἐστὶν)· καὶ χρ. verbessert werden sollen.

— S. 8, 3.: Ἀδωροδόκητος γὰρ ὁ θάνατος δήμιος, καὶ διξίαν οὐκ ἔχων τῷ χρυσῷ πειθομένην, οὐδὲ πλουσίου ἐξαργυρίζων νεκροὺς, ἀλλὰ πάντας ἐν τάφοις ὡς ἐν εἱρκταῖς φυλακίζων]. Wenn die Handschrift nicht πλουσίους hat, so ist sicherlich so zu lesen. Im Folgenden, wo πρὸς τὰ τῶν ὀστῶν παρακύψον λείψανα, καὶ πικρότιρον κλαίσεις τοῦ βίου τὸ μάταιον steht, hätte παρακύψον in παρακῦψον umgeändert, oder unter dem Texte bemerkt werden sollen, daß so geschrieben werden müsse. Eben so ist Z. 13. παρακύψαν in παρακῦψαν zu verwandeln. Statt κλαίσεις, welches offenbar ein iotacistischer Fehler ist, möchte Rec. ganz einfach κλαήσεις verbessern.

— S. 10, 2 — 3.: Οὐχ ὡς πονηρὸν στηλιτεύω τὸν βίον;] Wozu hier ein Fragezeichen statt eines Punctes? Vrgl. Homil. IV. S. 58, 6.

— S. 12, 3. ff.: Καθάπερ γὰρ ἐν εἰκόνι κάθηται μὲν ἐπὶ θρόνων βασιλεὺς χρυσοπάστων· προσφέρουσι δὲ πόλεις ἐν τοῖς χρώμασι δῶρα]. Hr. B. übersetzte den zweyten Satz so: dum afferunt urbes dona diversi coloris, weßhalb man annehmen möchte, daß die Handschrift ἐν τοῖς ποικίλοις χρώμασι habe. Widrigenfalls möchten wir vermuthen, daß ἐν τοῖς χρήμασι geschrieben werden müsse; denn die Verwechselung der Worte χρήματα und χρώματα ist nichts Ungewöhnliches, wie Bast und Schäfer z. Greg. v. Kor. S. 183, Letzterer z. Dionys. von Hal. de composit. verb. S. 130 u. Jacobs z. Achill. Tat. S. 839. unt. gezeigt haben.

— S. 12, 12. ff.: Ἐν δὲ μίγιστον τῶν ἐν ἀνθρώποις καλῶν καρδίας συντετριμμένης ταπεινωσις καὶ τὴν τῆς τελευτῆς ἀεὶ μελετῶσης ἡμέραν, καθ' ἣν γυμνοὶ τῆς βιωτικῆς ταύτης ἐξιόντες θαλάττης τὰς τῶν πράξεων ἐκπομπευούσας τῇ κτίσει κατοψόμεθα στήλας] Daß hier κρίσει, nicht κτίσει stehen muß, erhellt sattsam aus folgenden zwey Stellen Z. 2. von unten: Ἂν διορθαρμένον τις ἐμπορεύσηται βίον, ἐν τῷ τῆς κτίσεως αὐτὸν ἀποθήσεται πλοίῳ· ἂν εὐπολίτευτον ζωὴν πραγματεύσηται, ἐπὶ τῆς κρίσεως ἔσται τὸ πραχθὲν φυλαττόμενον, und S. 14. Z. 2.: Εἶτα τῶν τῆς τελευτῆς ἐγγισάντων λιμένων, γυμνοὺς ἡμᾶς ἐκ τοῦ γηΐνου σκάφους ὁ κυβερνήτης ἐκβάλλει, καὶ μένει πάντων ἡ πρᾶξις ἐν τῇ κρίσει πομπευομένη (wofür jedoch πομπευομένη zu verbessern ist). Unterhalb Z. 18 und 23. ist ὀλκάδος (statt ὁλκάδος) vermuthlich ein Fehler der Handschrift; doch hätte er corrigirt werden sollen.

Homil. II. S. 18, 2. von unten: ἄχρις οὗ ταῖς ἐγγινομέναις ἑνολκαῖς ὑπορρεῦσαν (nämlich τὸ σῶμα) — τῷ κοινῷ τοῦ θανάτου παραπίμψῃ (d. i. τῆς φιλοχρηματίας ἡ νόσος) πτώματι] Hr. B. übersetzte die Worte ταῖς ἐγγινομέναις ἑνολκαῖς durch ulceribus intus exortis. Rec. jedoch vermuthet ἀνολκαῖς, attractionibus.

Homil. II. S. 20, 6.: *Βλέπετέ, φησιν*] Die Handschrift hat sicherlich *βλέπετέ φησιν*, ohne Komma. Da aber der Herausgeber das Unterscheidungszeichen setzte, so hätte er *βλέπετε, φησὶν* schreiben sollen. Diesen Fehler findet man bey ihm häufig. Vrgl. Homil. I. S. 10, 1. von unten. Hom. III. S. 32, 5. 36, 1. 38, 17 und 40, 15. Hom. IV. S. 50, 7. von unten 56, 14. und 3 von unten und 58, 1. Hom. V. S. 66, 3. und 5 von unten 70, 17, und 1. von unt. 78, 2, 5, 18, 19. 80, 13 und 17 und 82, 2.

— S. 20, 3. 5. ff. von unten: — *ἀλλὰ δεῖ καὶ ἐπί τινας ἀσχολούμενον χρείας, ἢ περὶ κηδεμονίαν πτωχῶν, ἢ περὶ φροντίδας ἑτέρας ἢ ἐπωφελεῖς εὐποιΐας, τὸν πόθον καὶ τὴν μνήμην τοῦ Θεοῦ καταμίσγειν, ἵνα καθάπερ ἅλατι τῇ τοῦ Θεοῦ ἀρτυομένη ἀγάπῃ, βρῶμα ἡδύτατον τῷ πάντων δεσπότῃ γίνωνται*] Daß der Herausgeber an *ἀρτυομένῃ* nicht Anstoß nahm, ist befremdend; denn die ganze Constructionsweise erfordert offenbar *ἀρτυόμεναι*.

— S. 22, 4. wird die *εὐχὴ* unter andern *ἄλλο φάρμακον νόσων*, was Hr. B. gar wunderlich durch doloribus morborum remedium übersetzte, genannt. Die richtige Lesart aber ist unstreitig *ἀλιεῖ φάρμακον*. — Z. 1. von unten hat die Handschrift vermuthlich *ἡλίαν*. Der Herausgeber aber schrieb *Ἠλίαν*. Die nämliche Schreibung befolgte er S. 24, 8. und Hom. V. S. 76, 6.

— S. 24, 5. *τὸ πῦρ κατήγαγεν ἐξ οὐρανῶν* (nämlich *Ἠλίας*), *μαρτυρία τῆς εὐχῆς τῆς δικαίας*] Der Sinn fordert *μαρτύρια*, oder, worauf schon der vorwärts gerückte Accent führt, *μαρτυρίαν*. — Z. 18 — 19. ist, was uns wundert, die falsche Schreibung des Cod. *διατρίψαι* (statt *διατρῖψαι*) und S. 26, 2 — 1. von unten *ψηφίδος* (für *ψηφίδες*) unbedenklich beybehalten worden.

Hom. III. S. 32 — 34.: *ἂν δόλων ἀπειλῆται παράταξις, καλὴ τῆς πρὸς τοὺς ἀνταγωνισμοὺς τούτους προεδρία*] Der Herausgeber schlägt vor, entweder *ἡ* statt *τῆς* zu lesen, oder dieses zu streichen. Rec. jedoch kann weder das eine, noch das andere billigen. Für die einfachste und natürlichste Aenderung hält er *καλή τις*.

Homil. III. S. 34, 6. von unten: *Τοῖς πλεονέκταις ἐστὶ ζημιώσασιν ἄλλον ζημιοῦσθαι μηδέν*] Hier hätte *ἔστι* verbessert werden sollen. Eben so Z. 3. von unten *ἴστιν* für *ἐστίν*.

— S. 36, 9. von unten: *ὁ δὲ πόρνος ἁμαρτίας ἀδοξότερος δοῦλος, βόρβορον ἀντλεῖν παρ' αὐτῇ τεταγμένος — — —, ἡδονῶν ἐγκυλίεσθαι πηλῷ, αἰσχρότητα τρίβεσθαι*] St. *αἰσχρότητα* schreibe man *αἰσχρότητι*. So sagt der Verf. S. 42, 3. von unten: *τριβώμεθα λογισμοῖς φιλοκαλοῖς*, wo jedoch *φιλοκάλοις* verbessert werden muß.

— S. 38, 8. von unten: *καὶ εἰσῆλθεν Ἰωσὴφ εἰς τὴν οἰκίαν ποιεῖν τὰ ἔργα αὐτοῦ*] Der Sprachgebrauch erfordert *αὐτοῦ*.

— S. 42, 5., wo *καὶ ἐπὶ τὸν ἱματισμόν μου ἐπέβαλον ψῆφος* steht, lese man *ψήφους*.

— S. 44, 8.: *ἀλλ' ἐκεῖνο παρακαλῶ τὴν ὑμετέραν ἀγάπην*] Da die Worte: *τὴν ὑμετ. ἀγ.* die nähere Bestimmung des Pronomens *ἐκεῖνο* enthalten, so hätte nach *παρακαλῶ* ein Komma gesetzt werden sollen.

Homil. IV. S. 52, 5. heißt es von Gott: *καὶ προγινώσκων τὴν ὕβριν, οὐ κατέσχεν τὴν χάριν, φιλοκαλῶν πλαττομένους, ἵνα κἂν ὡς πρόσκαιρος ἀπομάθῃ τὸ ἄπληστον, καὶ δῷ πρόφασιν τῷ Θεῷ δευτέρου δώρου πρὸς ἀρχὴν αἰδίου*] Der Herausgeber meynt, daß *ἵνα* getilgt und statt *καὶ* (vor *δῷ*) *κἂν* geschrieben werden müsse. Doch bedarf es keiner so gewaltthätigen Aenderung, sondern man setze nach *ἵνα* Komma und denke sich aus dem Vorhergehenden als Subject *ὁ ἄνθρωπος*. Nach *δώρου* füge man ein Komma ein. Im Folgenden: *Δεινὸν γὰρ εἰς ἀπληστίας σωφρονισμὸν τελευτῆ*, will Hr. B. *δεινῇ* gelesen wissen, was ganz unnöthig ist. Ueber diese Constructionsweise hätte er sich bey Lamb. Bos Ellipss. L. Gr. ed. Schaefer. S. 535., bey Frotscher z. Xenoph. Hieron. S. 48., bey Matthiä in der Gr. Gramm. §. 437. und Kühner in der ausführlichen Gramm. der Gr. Spr. Bd. II. S. 45. f. Raths erholen können.

— S. 54, 16. hätte *ὅ, τι οὖν* in *ὁτιοῦν* verwandelt werden sollen.

Homil. IV. S. 58, 1. iſt für ἂν δὲ τί, φησιν, τὸν κατ' ἄνθρωπον πάθω zu ſchreiben: ἂν δέ τι, φησίν, τῶν u. ſ. w. Τῶν vermuthete übrigens ganz richtig auch Hr. B. — Z. 2. iſt κληρονομεῖ κἂν μὴ βούλει in κληρονομεῖ, κἂν μὴ βούλῃ zu ändern.

— S. 60, 3. ff.: Ὢ πηλίκον τὸ νῦν αὐτοὺς πεφιληκότας θερμῶς κατὰ τὴν τότε βοῆσαι προελθόντας ἀπάντησιν] Ohne Grund vermuthet der Herausgeber αὐτὸν für αὐτούς. Denn jenes kann zu πεφιληκ. θερμῶς leicht in Gedanken supplirt werden.

Homil. V. S. 66, 2 — 3.: Ἰδοὺ, φησιν, ἀναμφίβολος τοῦ ἑκτίσθαι τὸν Υἱὸν μαρτυρία] Hier hätte ἰδού, φησίν, ἀν. κ. geſchrieben werden ſollen. Φασὶν, was Hr. B. zu leſen vorſchlägt, iſt unnöthig, da φησὶν (nämlich τις) häufig bey der Anführung der Meynung Anderer, beſonders derjenigen, welche Einwürfe machen, oder als Solche, welche Einwürfe erheben, dargeſtellt werden, gebraucht wird. S. Alb. Jahn z. Gregor. Nyss. de anima et resurrect. ed. Krabinger. S. 210 und 336. Vrgl. hier unten S. 72, 3. von unten, wo der Herausgeber ebenfalls φασὶν vorſchlug.

— S. 66, 11.: Τίς γὰρ ἀποστόλου προηγορίαν μαθὼν οὐκ εὐθὺς ἄνθρωπον ταύτην μηνυόμενον ἔγνω;] Die Handſchrift ſcheint richtig ταύτῃ zu haben, weil Hr. B. non statim hominem ea significatum esse überſetzt.

— S. 68, 2. v. u: Σκοπεῖ, καὶ τὸ τούτοις εὐθὺς συναπτόμενον] Man verbeſſere σκόπει.

S. 74. 5. von unt.: Πῶς οὖν τὰ τῆς ἐπαγγελίας ἐκβῇ; Πῶς ὡς ψευδὴς ἡ θεία μὴ κινδυνεύσῃ φωνή;] St. ἐκβῇ ſchreibe man: ἐκβῇ.

— S. 78, 9, ff. v. u.: Αὐτό, φησιν (vielmehr φησίν), αὐτὸ τὸ τοῦ πάθους ἐν ἀναμαρτήτῳ σαρκὶ συμβὰν πειρατήριον δυναστεία τις αὐτῷ (nämlich Χριστῷ) ὑπὲρ τῶν συγγενῶν (,) δικαιολογία ἀήττητος, ὡς ὑπερβολὴ τῆς παρὰ τοῦ διαβόλου δυναστείας ἀδίκου πολεμουμένων κ. τ. λ.] Herr B. meynt, daß πολεμουμένου geleſen, oder ein Wort beygefügt werden müſſe. Keineswegs! Man beziehe πολεμουμένων auf συγγενῶν, und ſupplire vor demſelben in Gedanken αὐτῶν. Ueber dieſe elliptiſche Ausdrucksweiſe bey einem ſolchen Gebrauche des Genitivs der Participien ſ. Schäfer z. Lamb. Bos. Ellipss. L. Gr. S. 50 f.

— S. 80 Z. 9 ff. v. u.: Σὺ δὲ τὸν τοῦ παντὸς κτίστην εἰς τὴν πρὸς Μωυσέα κατάγειν ὁμοτιμίαν τὸν Παῦλον συκοφαντεῖς, ὃς οὐδὲ κατὰ τὴν τῆς ἀνθρωπότητος τάξιν διὰ τὴν ἐκ τῆς πρὸς τὴν θεότητα συναφείας ἀξιοῖ ἐξισοῦσθαι τὸν Μωυσέα τῷ Ἰησοῦ;] Nach συναφείας iſt vermuthlich οἰκονομίαν, wie Herr E. Schwarz in der allgem. Literaturzeit. Nr. 136. S. 478 annimmt, oder etwas Aehnliches ausgefallen; denn die griechiſchen Kirchenväter bedienten ſich verſchiedener Ausdrücke, um das Geheimniß der Menſchwerdung Chriſti zu bezeichnen. S. Casaubon z. Cregor. Nyss. ad Eustathiam etc. Epist. ed. Hanov. S. 90

— S. 84, 6.: πρὸς τὰς τῆς ἐνανθρωπήσεως νύφωμεν τοῦ Παύλου φωνάς] Sonderbar, daß der Herausgeber an den iotaciſtiſchen Fehlern ἐνανθρωπίσεως und νύφωμεν nicht Anſtoß nahm! Daß ἐνανθρωπήσεως und νήφωμεν geſchrieben werden muß, iſt einleuchtend. Etwas weiter unten heißt es: μνημονεύωμεν τῶν ἐπ' ἀμφοτέροις αὐτοῦ τὰς δύο φύσεις ἀναλαβόντων φωνῶν. Hr. B. verband gegen den Sprachgebrauch ἀναλαβόντων mit φωνῶν, und überſetzte auf eine höchſt befremdliche Weiſe ſo: memoria teneamus verba utramque naturam amplectentia. St. ἀναλαβόντων aber muß unſtreitig mit Herrn Schwarz ἀναλαβόντος geſchrieben werden. Der Sinn iſt demnach: memoria teneamus ipsius, qui duas naturas assumpsit, utramque illam vocem.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nr. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

C. Cornelii Taciti historiarum libri quinque. Textum recognovit, animadversionibus instruxit Theophilus Kiesslingius. Lipsiae sumptu Julii Wunderi, MDCCCXL. 8. 283 und XII. Seiten.

C. Cornelii Taciti opera ad optimorum librorum fidem recognovit et perpetua adnotatione triplicique indice instruxit Georgius Alexander Ruperti. Volumen tertium complectens historiarum quinque libros, praefationem filii editoris et ea quae tribus jam prius editis voluminibus, quorum quartum omnium primum est editum, sunt addenda et in iis corrigenda. Hannoverae in libraria Aulica Hahnii. MDCCCXXXIX. 8. 751 und VIII. Seiten.

Wir können die Werke des Tacitus hinsichtlich der Zeit ihrer Abfassung mit ziemlicher Evidenz ordnen. Die älteste seiner historischen Schriften ist unstreitig der Agricola, ein Prodromus seiner Zeit-Geschichte „Historiarum“ die er alsbald nach Domitians Tode dem Publikum in dieser Biographie ankündigte; nach C. 3. Diese Historiae, obgleich erst die nächst spätere Zeit behandelnd, erschienen doch offenbar vor den Annales, denn er beruft sich in den Annales auf die Historias, XI. 11. Die Germania, unstreitig unter Trajans zweytem Consulat geschrieben (c. 37.), fällt wohl zwischen den Agricola und die Historias hinein, und der Dialogus de oratoribus falls er, wie Ref. glaubt, den Tacitus zum Verfasser hat, ist als Jugendarbeit zu betrachten, aus einer Zeit, in welcher ihm sein eigentlicher Beruf, zur Geschichtschreibung, noch nicht klar genug war.

Demnach ist die Ordnung folgende: Dialogus, Agricola, Germania, Historiae, Annales.

Hieran läßt sich eine interessante Betrachtung über die in den einzelnen Werken herrschende Schreibart anknüpfen, eine Betrachtung, welche weiter als hier möglich ist, verfolgt zu werden verdient.

Im Dialogus erkennt man einen gewandten und gut geschulten Stilisten, der, ohne die Denkweise und Sprache seiner Zeit im einzelnen verläugnen zu können, doch im Cicero das würdigste Vorbild seiner Schreibart sieht, nicht anders als Quintilian, der ja des Tacitus Lehrer gewesen seyn könnte. Ein gründliches Studium von Ciceros sachverwandten Schriften, namentlich der Bücher de oratore leuchtet überall, in den allgemeinen Ansichten und in einzelnen Reminiscenzen hervor; der Periodenbau ist ciceronisch, und bey aller Nervosität der Gedanken, doch von tacitischer Wortkargheit noch wenig Spur; vielmehr häufig eine rhetorische Cumulation von Synonymen, bisweilen auffallender als bey Cicero selbst.

Wie ganz anders erscheint der Schriftsteller schon im Agricola! Bereits selbständig und originell, aber noch im Kampfe mit seinem neugeschaffenen Ideal historischen Styls; daher die vielen Schwierigkeiten und Dunkelheiten in dieser kleinen Schrift, welche oft nicht auf kritischem Wege zu heben, sondern mit Hinweisung auf des Schriftstellers eigenes Geständniß Cap. 3., daß er quamvis rudi et incondito sermone schreibe, zu entschuldigen sind.

Gleich originell ist der Styl in der Germania, aber in ganz anderer Weise. Im Agricola herrscht die periodische Schreibart vor, von kurzen Sätzen selten und nie ohne besonderen Nachdruck unterbrochen; in der Germania fast lauter kurze Sätze, nur selten von einer Periode abgelöst; und wenn man die Schreibart des Tacitus hie und da als stile coupé bezeichnet findet, so ist das eine sehr einseitige Abstraction von dieser kleinen Schrift allein. Diese Form schien ihm allerdings für die Schilderung, so wie für den Ausdruck des erregten Gefühls vorzüglich passend, die periodische Schreibart aber der Erzählung wie der ruhigen Reflexion angemessener.

In den Historiis ist der tacitische Styl fertig und vollendet. Die Präcision und Kürze, die sein Wesen besonders characterisirt, ist in jedem Satz erkennbar, doch unbeschadet der Klarheit und Lebendigkeit und ohne auffallende Abweichung von dem Sprachgebrauch der übrigen Schriftsteller. Wer die Bekanntschaft des Tacitus zuerst mittelst dieses Werkes macht, muß es befremdlich finden, daß man ihn zu den schwierigen Schriftstellern rechnet. Er ist geschmückter als Cäsar und doch eben so lichtvoll, und ist einfacher als Livius und eben so edel. Die Annales stehen als historisches Kunstwerk vielleicht höher und besitzen theils durch heterogenen Character des Gegenstandes selbst, theils durch die größere Reife des Schriftstellers Eigenschaften, welche diesem Werke den ersten Rang unter den Schriften des Tacitus sichern, aber die Schreibart ist zu absichtlich großartig um dabey noch eben so einfach und klar bleiben zu können, und die Latinität zu kühn und eigenthümlich um nicht hie und da sich von der Classicität zu entfernen. Es scheint fast, als ob Tacitus in den Historiis sein Ideal erreicht, in den Annalibus es überboten habe, als ob er im Vertrauen auf den Beyfall und Ruf, den ihm sein historischer Styl erworben, seiner individuellen Neigung zum ungewöhnlichen, frappanten, imposanten Ausdruck des Gedankens weniger Zwang angethan und seiner Herrschaft über die Muttersprache sich mit mehr Willkühr bedient habe; so wie sich auch Anspielungen auf virgilische Stellen und ähnliches weit seltener hier finden als in den Historien.

Diese Bemerkungen finden ihre Bestätigung, wenn man einen Blick in die Commentare zu Tacitus wirft. Alle andern Werke beschäftigen den Interpreten fast im Uebermaaß, in den Historiis dagegen bietet sich unverhältnißmäßig wenig dar, was der Erläuterung bedürfte: das meiste erläutert sich selbst, durch das Verdienst des Schriftstellers; zufälliger Weise ist aber auch der Text in einer ungewöhnlichen Reinheit auf uns gekommen und bietet vorausgesetzt, daß man den Florentiner Codex zur Grundlage macht, und das was die übrigen Codices bieten, nur im Nothfall berücksichtiget, eigentlich nur selten Gelegenheit zur Ausübung der Kritik.

Die vorliegende Ausgabe des Herrn Kießling liefert einen neuen Beweis. Ungeachtet der Editor weder die Kritik noch die Verbal- oder Realerklärung von seiner Aufgabe ausgeschlossen hat; ungeachtet er zugleich die varietas lectionis für den philologischen Leser in relativer Vollständigkeit mittheilt, und zugleich bekannte Bemerkungen über Geographisches und Antiquarisches für den Schüler einflicht, auch wohl gelegentliche, für das Verständniß des Textes zunächst nicht nothwendige Sprach-Bemerkungen einmischt, so ist Zahl und Umfang der Noten doch sehr maßig, und würde ein nach denselben Grundsätzen gefertigter Commentar zu den Annalen, dem Agricola oder der Germania wenigst doppelt so viel Raum in Anspruch nehmen müssen.

Herr Gottlieb Kießling, früher Gymnasial-Rector, jetzt Consistorialrath in Hildburghausen, der Sohn des durch seine Ausgabe des Theocritus bekannten Veteranen, hat vor elf Jahren bereits die Annalen herausgegeben, aber in anderm Verlag (in der teubnerischen Suite der alten Classiker) in anderem Format (klein Octav) und auch nach anderm Plan, indem dort mehr nur einzelne Bemerkungen beygebracht als alte schwierige Stellen besprochen sind, in den Historiis aber dürfen die Bemerkungen Anspruch auf den Namen eines Commentars machen. Wir können ihn nicht anders als zweckmäßig eingerichtet nennen.

Mit Präcision und Klarheit giebt Hr. Kießling überall sein Urtheil ab, erwähnt mit Auswahl die abweichenden Ansichten anderer Ausleger und

beurkundet eine genaue Bekanntſchaft mit Tacitus und deſſen Literatur. Auch müſſen wir es billigen, daß er häufig die Bemerkungen ſeiner Vorgänger, als wiſſenſchaftliches Gemeingut, ſtillſchweigend zu den ſeinigen macht, ſie dem Commentar einverleibt, ohne den Gelehrten, von dem er ſie entlehnt, jedesmal namhaft zu machen.

(Fortſetzung folgt).

Joannis Chrysostomi Homiliae V. E codice manuscripto bibliothecae reg. Dresdensis etc.

(Schluß.)

Sehr zu beklagen iſt, daß der Druck nicht mit der gehörigen Genauigkeit beſorgt wurde. Außer den hie und da ſchon bemerkten Druckfehlern müſſen wir noch folgende, mehr oder minder bedeutende, anführen: S. 3, 3. v. u. *πνευσάσαι* f. *πνεύσασαι*. S. 4, 16. *ἐκδικοῦμεν* f. *ἐκδημ.* S. 8. 5, v. u. *σπάμγανα* f. *σπάργ.* S. 18, 3. *βαπτίσματος* und 3. 9. *αὕτη* ſt. *αὗτη*. Ebendaſelbſt 3. 7 —6. v. u. *ἀλλαχοῦ ποῦ* ſt. *ἀλλαχοῦ που*. S. 36, 2. *ἀτάρτημα* f. *ἀμάρτημα*, und 3. 5. *μολυσμῷ*. S. 42, 2. *ἐμηγμένῳ*. S. 48 10., *παραράγης* f. *παραγάγης*, u. 3. 4. v. u. *ἄστραπτον*. S. 58, 5. *καταλιπῆς*; S. 66, 3. v. u. *δυμάμενος*. S. 68, 4. *λιφθείσης*. S. 72, 8. v. u. *ἀπατῆς*. S. 80, 15. *Καὶ τοί γε*. S. 82, 4. *οὖσαν*. S. 82, 15. *ῥαθυμίας* u. 3. 8. v. u. *το* f. *τό*.

Eben ſo wenig, als der Text, befriedigt die dieſem gegenüber ſtehende Lateiniſche Ueberſetzung, von welcher der Verf. in der Vorrede bemerkt, daß ſie abſichtlich buchſtäblich und wörtlich gemacht ſey. Rec. fand ſie weder getreu, noch genau und erſchöpfend im Ausdruck, ja nicht ſelten ganz falſch und mangelhaft. So z. B. ſind Homil. I. S. 1. in der Aufſchrift die Worte: *περὶ τὰ τοῦ βίου λαμπρὰ μάτην ἐπτοημένους* allzumatt durch: (qui) — erga res vitae splendidas temere affecti fuerunt, gegeben; denn *πτοεῖσθαι* iſt ſo viel, als impotenti, velut attonitus, alicuius desiderio flagrare, wie es Segaar z. Klem. v. Alex. Quis dives salutem consequi possit. S. 184 u. 336 trefflich erklärt. S. auch Creuzer z. Plotin. de Pulcrit. S. 211 und Aſt's Lexic. Plat. Bd. III. S. 223.

S. 3, 3 — 2. v. u. *ἀθρόαι γὰρ πνευσάσαι* (sic) *καταιγίδες κινδύνων αὐτόῤῥιζον τὴν ἐυημερίαν ἀνέσπασαν*] Dieſen Satz überſetzte Hr. B. ſo: frequenter enim stridentes tempestates periculosae naturalem eius (sc. throni) felicitatem diripiunt. *Αὐτόῤῥιζον — ἀνέσπασαν* aber bedeutet vielmehr radicitus — evellunt.

S. 4, 6 — 7. *τῶν πρὸς τὴν γῆν κεχηνότων*] Hier, wo die Ueberſetzung ſo lautet: eorum, qui rebus terrestribus dediti sunt, iſt das Bildliche des Ausdrucks, wie ſo häufig, ganz verwiſcht. Warum wurde nicht: qui terrae inhiant, gegeben?

Ganz ſinnlos ſind S. 6, 4 — 5. folgende Worte: *ἂν μὴ τὴν τρίφουσαν γῆν οἷς φιλεῖ κολακεύσῃς*, im Lateiniſchen ſo ausgedrückt worden: nisi almae telluri iis, quibus vult blanditiis, ea sustuleris. Treu und richtig hätte ſo gegeben werden ſollen: nisi alentem terram iis, quae amat, obsequiose coluerit. — 3. 9. wurde der höchſt einfache Satz: *ἑνὸς εἴ κτήματος μόνου* (,) *εὐσεβείας* (,) *ἰδιοκτήτωρ*, ganz ungrammatiſch und ungenügend von Seite des Ausdrucks ſo übertragen: Unius es possessionis, solius pietatis (,) dominus. Daß nach *μόνου* und nach *εὐσεβείας* ein Komma hätte geſetzt werden ſollen, iſt klar. Wie konnte aber der Herausgeber *μόνου* mit *εὐσεβείας* verbinden? Ferner hat er *ἰδιοκτήτωρ* gleichbedeutend mit *κτήτωρ* genommen. Der Sinn iſt offenbar: Unam possessionem solam, pietatem, singulari iure possides. Etwas unterhalb, wo es von der *εὐσέβεια* heißt: *τοῦτο τῶν βιωτικῶν ἀγαθῶν τὸ συμπέρασμα*, ſteht im Lateiniſchen: hic vitalium bonorum exi-

tus ſt. hoc vitae bonorum summum et perfectum. Z. 5. v. u. iſt κατὰ μικρόν, paullatim, mit μετὰ μικρὸν verwechſelt und durch mox ausgedrückt worden.

S. 6, 2—1. v. u. iſt οὐδαμόθεν durch nusquam f. non aliunde, und τῆς βίας βοήθεια durch validum auxilium ſt. contra vim (näml. mortis) aux. gegeben.

S. 14, 11. Bedeuten die Worte: τὸ τῶν προσκαίρων διαπτύσωμεν ἄνθος, nicht felicitatum fugiamus florem, ſondern rerum caducarum respuamus florem.

Folgende Stelle (S. 18, 12. ff.): Τίς δὲ τοιούτου πλούτου καὶ περιουσίας ὁρίζεσθαι δύναται, ἵνα τῷ σώματι μόνον ἀναδίχηται κάματον εἰκαῖον, ἀλλαχοῦ ποῦ (που) τῆς καρδίας ἁλωμένης; lauter in der lateiniſchen Ueberſetzung ſo: Quis autem opulentiae et abundantiae adeo studiosus esse potest, ut corpore tantum lucrum vanum suscipiat, sed animae alibi iacturam faciat? Τοιούτου iſt nicht berückſichtigt worden. Sodann hätte κάματον nicht durch lucrum, ſondern durch laborem ausgedrückt werden ſollen. Ganz unrichtig gefaßt iſt der Sinn der Schlußworte. Statt des verderbten ἁλωμένης muß entweder ἰαλωμένης oder ἀλωμένης geleſen werden. Im erſten Falle iſt der Sinn: animo alia quapiam re capto, im andern: animo alibi usquam errante.

S. 20, 5 v. u. iſt χρείας ſonderbar durch officia ſt. necessitates, S. 24, 2. v. u. πολιτείαν durch regnum f. civitatem oder statum, S. 32, 1. παραγγελίας durch imperii f. praecepti, S. 34, 4—5 ἀντιπρόσωτον φυγήν durch procul fugere ſt. adversa fronte f. gegeben. S. 34, 5. hätte κατευστοχεῖ durch recte coniicit, nicht durch potissimum telum dirigit ausgedrückt werden ſollen. Kurz vorher iſt in den Worten: ὅταν δὲ μορφὴ πορνικὴ που τοξεύῃ, die Partikel που unbeachtet geblieben. S. 48, 9. findet man μαθήμασιν durch scientiis ſt. doctrinis bezeichnet. Eine wahre Begriffsverwirrung aber herrſcht S. 48, 3. v. u. und 50, 4, wo πλεονέκτημα durch proprietas, S. 68, 7. v. u. und 82, 8., wo λησταίας durch calumniae, S. 78, 8., wo πειρατήριον durch supplicium, ferner δικαιολογία durch satisfactio und etwas unterhalb ἐπηρείας durch damno gegeben iſt. S. 68, 6. wurden bey den Worten: ὁ μηδενὶ τούτων αὐτῶν παρ' Ἀρείου κατ' αὐτοῦ προφερομένων φωνῶν γνωριζόμενος die pronomina τούτων αὐτῶν, und Z. 3—2 v. u. in dem Satze: μὴ τῇ θεότητι ἴσχυεν ὁ θεὸς λόγος τινὰς ἀδελφοὺς ἑοικότας das pronomen indefinitum τινὰς gar nicht überſetzt. S. 74, 15. wurde εὐλογίας in der Ueberſetzung nicht berückſichtigt. Höchſt unachtſam wurde S. 76, 12, wo von den jüdiſchen Prieſtern geſagt wird, daß ſie über die Maaßen nachſichtig gegen die Sünder waren, oder ſie auf der Stelle ſchonungslos züchtigten, der zweyte abſolute Genitivſatz: — ἢ κολαζόντων ἀφειδῶς παρὰ πόδας, ſo gedolmetſcht: (quum) — vel impudice et abjecte eos adularentur (!!). S. 84, 7 ſind die Worte: τὰ τῆς ἀνθρωπότητος τῷ τῆς θεότητος ἀσωμάτῳ μὴ συνασωματώσωμεν, ganz oberflächlich durch: ne, quae hominis sunt, cum natura divina, a corpore libera, confundamus, gegeben. Genau hätte ſo überſetzt werden ſollen: quae humanitatis sunt, cum eo, quod deitatis incorporeum est, ne incorporea cogitemus. Das Verbum συνασωματοῦν verdiente eine Stelle in den Wörterbüchern.

Rec. ſchließt nun ſeine Bemerkungen mit dem Wunſche, daß der Hr. Herausgeber die Handſchrift in den fraglichen Stellen noch einmal einer ſtrengen Prüfung unterwerfen und das Reſultat in einem kritiſchen Anhange zu dieſer Schrift bekannt machen möchte.

Druck und Papier laſſen von Seite der Eleganz nichts zu wünſchen übrig. Schade, daß die Correctur nicht ſorgfältiger gehandhabt wurde!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nr. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

C. Cornelii Taciti historiarum libri quinque.

(Fortsetzung.)

Wir wollen die ängstliche Gewissenhaftigkeit, die dieß nicht zu thun vermag, keineswegs tadeln, um so weniger als auch Niebuhr sich ausdrücklich zu ihr bekannte, aber noch weniger jemand eines Plagiates zeihen, der einem Vorgänger eine Erklärung abborgt, ein Citat nachcitirt, ohne zugleich dessen Namen dankbar zu verewigen und ganze Zeilen mit: quem locum citavit oder id quod primum vidit N. N. auszufüllen. Ref. meynt, in keiner Wissenschaft einen gleich peinlichen Respect vor der Vaterschaft eines wissenschaftlichen Beytrags zu finden als in der Philologie, besonders in der Kritik. Natürlich giebt es auch hier ein Maaß und Ziel, und Hr. K. hat es gehalten.

Fragen wir nun, was dieß Verständniß und die Reinheit des Textes durch diese neue Ausgabe an neuen Resultaten gewonnen habe, so ist es wohl am gerathensten, eine Reihe der schwierigsten und am meisten besprochenen Stellen herauszuheben und zu sehen, ob Hr. K. die Schwierigkeit auf jene genügende und namentlich auf eine neue Weise löst.

I. 7. Caeterum utraque caedes sinistre accepta, et inviso semel principe seu bene seu male facta premunt. Diese Lesart der minder guten Handschriften hat Hr. K. im Text behalten, ohne sie zu billigen. An dem letzteren wenigstens hat er wohl gethan. Aber wenn er beyfügt: „Videtur talis hoc loco requiri sententia qualis est illa Hist. 11, 23. Suspectum id Othonianis fuit omnia ducum facta prave aestimantibus, ut Tacitus scripsisse videatur: et inviso semel principi seu bene seu male facta prave aestimant; alles was ein einmal verhaßter Fürst thut, es sey gut oder böse, beurtheilt man schief.“ So wird dadurch ein Gedanke in den Text gebracht, der unmittelbar nach sinistre accepta, eine offenbare Tautologie enthält, die durch die größere Allgemeinheit des Gedankens nicht viel erträglicher wird. Haec non facile reperietur qui approbet, prophezeihen wir dieser Conjectur, wie Hr. K. der von Walther versuchten Vertheidigung der Lesart des florent. Codex. Ohne Walthers Erklärungsart vertreten zu wollen, hält Ref. doch diese Lesart praeminuit statt premunt für sehr beachtenswerth, weil dieser Codex mit den übrigen durchaus nicht auf einerley Linie gestellt werden darf; und bey näherer Betrachtung für durchaus richtig. Der Sinn ist: „Diese beyden Ermordungen wurden so übel aufgenommen, daß sie alle bisherigen Handlungen des einmal schon verhaßten Kaisers in den Hintergrund drängten; sie schienen nämlich alles was er bisher schlimmes gethan hatte, noch weit zu überbieten, und seine etwaigen löblichen Handlungen aufzuwiegen und zu annihiliren. Tacitus gebraucht das gewählte, durchaus keinem Glossem gleichende praeminuere mit Vorliebe: Ann. III. 56. XII. 12. 33. XV. 34.

I. 12. Multi stulta spe, prout quis amicus vel cliens, hunc vel illum ambitiosis rumoribus destinabant, etiam in T. Vinii odium. Hr. K. hat gewiß wohlgethan, stulta spe aus dem florent. statt occulta in den Text zu nehmen; dagegen hätte er ambitionis, was derselbe Codex bietet, nicht verdrängen sollen. Es ist allerdings eine mehr poetische Ausdrucksart, ein Epitheton durch den Genitiv des verwandten Substantivs auszu-

drücken, aber sie ist weder bloß griechisch (vrgl. Hermann zu Soph. El. 9, ἄστρων εὐφρόνη) noch bloß deutsch, sondern natur- und vernunftgemäß. Allein die ganze Stelle scheint noch in einer andern Hinsicht zu kränkeln. Die Worte stulta spe sind versetzt, gehören unmittelbar vor ambitiosis rumoribus, und bilden den Gegensatz zu diesen Ablativen, wie amicus den zu cliens und hunc den zu illum bildet. Nämlich die multi bestehn aus zwey Klassen, einer vornehmern und einer geringern, erstens aus solchen, die der thörichten Hoffnung sich hingaben, einer ihrer guten Freunde werde adoptirt werden, und bona fide diesen ins Gerede brachten; zweytens aus solchen, die ihrem Gönner ein Compliment machen wollten und gegen ihre bessere Ueberzeugung dem Publikum seine bevorstehende Ernennung zum Thronerben ankündigten. Die beyden Ablative sind nach Tacitus Gewohnheit asyndetisch verknüpft. — Aber die folgenden Worte in T. Vinii odium hält Hr. K. für corrumpirt, weil sie bloß bedeuten könnten: ut Vinio odium conciliarent; scheinbar wahr, und daher die vorgeschlagene Conjectur odio ansprechend. Allein des Tacitus Sprache ist nimmermehr auszulernen: er meynt in odium scil. exercendum. Eine ganz parallele Stelle aus den Annalen kann Ref. im Augenblick nicht finden, glaubt aber ihre Existenz verbürgen zu können.

I. 30. sagt Piso in seiner Rede gegen Otho: Falluntur quibus luxuria speciem liberalitatis imponit. Dieß soll bedeuten: in deren Augen Verschwendung den Schein von Freygebigkeit verschafft. Welch ein verschrobener Gedanke statt des einfachen: in deren Augen Verschwendung Freygebigkeit ist. Denn eben dieß soll doch mit jenen vielen Worten ausgesprochen seyn. Dieser Lesart kann Ref. keinen befriedigenden Sinn abgewinnen; er schwankt aber zwischen der alten Verbesserung des Rhenanus specie, welche durch die Parallelstelle bey Plin. Ep. II. 8. Ne tibi optimae dotis juveni quorundam in mensa luxuria specie frugalitatis imponat, welche fast wie eine Nachahmung oder Anspielung auf die vorliegende Stelle seines Busenfreundes aussieht, und zwischen des Ref. eigener Conjectur: fallunt, für falluntur, in welchem Fall speciem imponere mit Liv. IX. 11. Semper aliquam fraudi speciem juris imponitis, harmoniren würde.

I. 72. Unde nulla innocentiae cura sed vices impunitatis begnügt sich Hr. K. mit der Notiz, daß Freinsheim diese Lesart des Mspts. wieder hergestellt habe; einen Erklärungsversuch giebt er nicht; ob er glaubt, daß die Stelle an sich klar, oder daß sie desperat sey, geht nicht hervor. Wahrscheinlich das letztere, weil er des Lipsius und Grotius Conjecturen anführt. Ref. hat eine leichte Versetzung vorgeschlagen: nulla innocentiae cura, sed unde vices impunitatis! näml. sperentur.

I. 77. Nobiles adolescentulos avitis ac paternis sacerdotiis in solatium recoluit. Diese Worte hätten wohl eine kurze Bemerkung verdient, daß sacerdotiis recolere so viel ist als in sacerdotia restituere.

I. 86. Hat auch Hr. K. die falsche Interpunction: quod . . iter belli esset obstructum a fortuitis vel naturalibus causis, stehn lassen, obgleich er unstreitig seinen Schülern diesen Gebrauch von ab streng verwiesen haben würde. Ein Comma gehört nach obstructum, und a fortuitis vel naturalibus causis in prodigium vertebatur ist die gleiche Construction wie in Liv. II. 27. Periculum in creditores a debitoribus verteret.

I. 87. Curam navium Oscus libertus retinebat ad observandam honestiorum fidem comitatus. So giebt Hr. K. mit J. Fr. Gronov, ohne die Lesarten der Schriften (unter denen die erste Florentiner leider hier eine große Lücke hat) einer Prüfung zu unterwerfen. Was wäre denn gegen immutatus, wie die zweyte Florentiner hat, zu erinnern? Otho traf in dem Administrations-Personal viele Aenderungen, aber die Inspection über das Seewesen (curam navium) behielt Oskus, den Otho darum nicht gegen einen anständigeren Nachfolger austauschte (immutatus) weil ein Freygelassener ihm besonders geeignet schien die politische Gesinnung honetter Leute (der Schiffscapitäne) zu überwachen.

I. 89. Sub Tiberio et Cajo tantum pacis adversa rei publicae pertimuere. Hr. K. folgt wieder der Kritik Bekkers, fügt aber am Schluße

des Referates auch einen neuen Versuch bey: Potuit Tacitus scribere: remp. perdidere. Referent zweifelt, daß Tacitus das „gekonnt“ hätte ohne den Faden seiner Darstellung zu verlieren. Es ist ja hier nicht von Roms damaligen Leiden die Rede, sondern von seinen damaligen Interessen.

Seit langer Zeit hatte Roms Bürgerschaft, d. h. das römische Publikum verlernt, sich für die Kriege die das Vaterland führte zu interessiren; dergleichen schien bloß Sache und Sorge des Hofes zu seyn. Namentlich unter Tiber und Caligula war man durch die Feindesleiden, durch die Verfolgungen, Hinrichtungen, Bedrückungen zu sehr in der nächsten Nähe beschäftiget, um den Blick noch nach den auswärtigen Angelegenheiten zu wenden.

Nothwendig muß also in dem fraglichen Satz eine Beziehung auf die Subjectivität der Bürger ausgedrückt seyn, welche in perdidere wie absichtlich ausgeschlossen wäre. Eine solche Beziehung liegt allerdings in pertimuere, aber der Zusatz reipublicae (Dativ, für reipublicae causa) ist bedeutungslos, matt, fast widersinnig. Denn will Tacitus wohl sagen, daß die Bürgerschaft (und zwar vulgus et populus) um des Gemeinwesens und Vaterlands willen vor jenen Tyrannen gezittert habe? Ich meyne eher, zunächst jeder um seiner eigenen Haut willen. Auch mißfällt dem Ref. das intensive Compositum pertimuere; denn zu einer Intension des Fürchtens ist hier kein Grund, und so oft auch Frequentativ- und Intensiv-Formationen ohne Nachdruck für das primitive Verbum stehen, so wenig ist dieß bey einem dergleichen Compositum der Fall; negitare läßt sich wohl überall statt negari gebrauchen, aber pernegare nur im ausdrücklichen Gegensatz gegen ein gewöhnliches Verneinen. Ref. kehrt daher zu der Lesart der (zweyten) Florentiner und zwey anderer Handschriften zurück: reipublicae pertimuere, erklärt aber pertinere nicht wie Walther durch duravere, perennitatem habuere, sondern einfacher durch ad rempublicam attinuere: Unter Tiberius berührten nur die Friedenslieder das Publikum. Wie an unzähligen, oft verkannten Stellen gebraucht nämlich auch hier Tacitus den Dativ, als kürzere energievollere Ausdrucksweise statt ad mit dem Accusativ, und hier um so lieber, als adversa unmittelbar voranklingt. Oder wem das unglaublich scheinen sollte, der dürfte ad einschieben, denn im MS. Flor. steht nur r. p. was eben so gut rempublicam bedeuten kann als reipublicae.

II. 4. Quantumque illis roboris discrimina et labor, tantum his vigoris addiderat integra quies et inexperti belli labor. Dieß ist allerdings die handschriftliche Lesart, die Hr. K. zurückruft cum Bekkero et Walthero, quorum hic intelligit inexperti belli laborem, severitatem disciplinae in pace inexorabilem (I. 51) opus et laborem (Ann. I. 20) quae militibus circumque gravius tolerabantur quam belli proelia. Der Hauptanstoß, nämlich die lästige Wiederholung von labor in demselben Satze läßt Hr. K. ganz unerwähnt. Es mögen sich scheinbar ähnliche Nachlässigkeiten im Tacitus nachweisen lassen; diese hier aber scheint dem Ref. unerträglich, unverzeihlich. Er streicht deßhalb das zweyte labor als eine Dittographie, von welcher sich zahlreiche Beyspiele in den MSS. des Tacitus finden, deren Zusammenstellung für die Kritik des Textes von großem Nutzen seyn müßte. Nun wird inexperti zum Nominativ, steht mit quies auf gleicher grammatischer Stufe und ist durch: et quod inexperti belli erant zu erklären; ganz ähnlich wie II. 82. Sufficere videbatur . . pars copiarum et dux Mucianus et Vespasiani nomen ac nihil arduum fatis oder V. 21. Sed obstitit formido et remiges per alia militiae munia dispersi.

II. 8. Unde illi super similitudinem oris propior ad fallendum fides. Hr. K. beseitiget das Auffallende des Ausdrucks propior fides mit der kurzen Bemerkung: I. e. quae majorem ad fallendum habet vim. Das heißt die Sache sich etwas leicht machen. Allerdings würde ein Beywort dieses Sinnes passen, aber was hat das mit dem Wort propior gemein? Wäre kein anderer Ausweg, so müßte man mit Freinsheim promptior lesen. Aber es bedarf nur eines Comma nach propior, mit richtiger Beziehung das illi und der Uebersetzung: wodurch er ihm (nämlich dem Nero) außer der Gesichtsähnlichkeit noch ähnlicher wurde,

was ihm Credit zu seinem Betrug gab. Der Gebrauch von propior für similior ist dem Tacitus besonders eigen; wie C. 68. Ann. VI. 42. XI. 35. XIII. 20; und über jene eigenthümliche Form der Appositiön ad fallendum fides hat C. Roth im Excurs zu Agricola S. 136 erschöpfend gehandelt. Die ähnlichste Parallele mag seyn III. 31. Caecinam lacrimis fatigant, extremum malorum, tot fortissimi viri proditoris opem invocantes.

II. 10. Ad hoc terroris et propria vi Crispus incubuerat delatorem fratris sui pervertere. Dieß ist die Lesart des MS. Bodl., die seit Rhenanus in den meisten Ausgaben Platz gegriffen. Hr. K. schlägt vor: Atque hujus terrore et propria vi, nämlich durch den Schrecken des Senats-Consultes gegen die ehemaligen Ankläger. Dagegen wäre nicht viel einzuwenden, nur daß es diplomatisch keine leichte Conjectur ist. Eine genaue Betrachtung des MS. flor. führt auf das Wahre: in ihm liest man: Ad hunc terroris. Das ist corrumpirt aus At tunc terroris. Mit diesem tunc kehrt Tacitus von der kürzern Abschweifung über das Senatsconsult zu der Erzählung zurück wie in C. 8. Aber terror bezieht sich nun nicht mehr auf dieses Gesetz, sondern auf die äußere Macht des Crispus selbst, seiner pecunia und potentia, die oben erwähnt waren, und beydes in Gegensatz seiner propria vis, was oben ingenio hieß. Der Gedankengang ist nun folgender: Crispus wollte den Faustus belangen. Allerdings lag ein Senatsbeschluß vor, der solche Klage gegen den neronischen Angeber begünstigte; allein man schaltete damit nach Willkühr und nach Rücksichten, ließ Klagen gegen besonders vornehme Angeber nicht aufkommen. Das war aber diesesmal nicht der Fall; denn Crispus bot alle seine äußeren und inneren Mittel auf, daß die Anklage in Gang kam. — Auch retinebat am Schluß des vorigen Satzes hätte Hr. K. beybehalten sollen; man braucht nur im Anfang des Satzes senatus als Nominativ zu fassen.

II. 68. Et quidem partes modeste distraxerat; apud victores orta seditio ludicro initio nisi numerus caesorum invidiam bello auxisset. Hr. K. macht sichs nicht so bequem wie sein Vorgänger Ritter, welcher fast alle ihres Sinnes oder Zusammenhanges wegen bestrittene Stellen für Glossema erklärt, und nach diesem Grundsatz auch hier die Worte nisi bis auxissent in Klammern schließt. Mihi, sagt Hr. K., locus sic scribendus videtur: ni apud victores orta seditione ludicro initio numerus caesorum invidiam bello auxisset. Aber die beygefügte Erklärung Puhenas erläutert diese neue Lesart keineswegs hinlänglich. Ref. gesteht den Sinn des emendirten Satzes nicht völlig zu begreifen, so geläufig ihm auch der tacitische Gebrauch des ni mit fg. Conditionalmodus nach einem Indicativ ist, und fürchtet fast, Hr. K. möchte die hier eingeführte Structur von ni — auxisset verwechselt haben mit der ähnlichen: nisi quod — auxit. Jedenfalls beruhigt sich Ref. bey der Lesart der Handschriften in der er folgenden Sinn erklärt: Die besiegte Parthey hatte er durch Vertheilung unschädlich gemacht, aber bey seinen eigenen Siegestruppen brach Zwist aus, auf Anlaß eines bloßen Spieles, allein es blieb kein Spiel, denn die Zahl der Getödteten steigerte die Feindschaft bis zu einem förmlichen Krieg. Mit der invidia ist die Abneigung der Legionssoldaten gegen die gallischen Cohorten und ihr durch den Sieg des Galliens und durch Eifersucht erregter Verdruß gemeynt, mit bellum das daraus hervorgegangene Treffen.

I. 76. Torpere ultra et polluendam perdendamque rempublicam relinquere sopor et ignavia videretur etsi tibi etc. Zu dieser Stelle hätten wir jedenfalls eine Note erwarten dürfen. Der Satz enthält eine Tautologie, wie sie für einen Schriftsteller wie Tacitus fast eine moralische Unmöglichkeit ist: Torpere sopor videretur! Subject und Prädicat sind Synonyme, fast Wechselbegriffe! Denn torpere ist nicht etwa ein indifferenter Begriff wie quiescere. Was ist da zu thun? Vor allem den apparatus criticus zu beachten; vor allem den Cod. flor. zu beachten, welcher torpore bietet, nicht torpere.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nr. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

C. Cornelii Taciti historiarum libri quinque.

(Fortsetzung)

Nun ist leicht geholfen; es muß heißen: Torpore (oder vielleicht torpori) ultra te pollnendam etc. Vitellius ist unter dem torpor zu verstehen, denn torpor ist eine Eigenschaft, welche durch Vitellius nach des Tacitus Darstellung gewissermassen personificirt ist; vrgl. C. 77. I. 62. III. 36. 63. Selbst jenes te, welches ich aus et gewinne, gereicht dem Gedanken zum Vortheil; denn nicht für jedermann, nur für einen Mann wie Vespasian war es eine Schmach, einen Vitellius regieren zu lassen.

III. 13. Postquam domos, hortos, opes principi abstulerint, etiam militibus principem auferre. Es ist die Rede von den Verräthern Bassus und Cäcina. Auffallender Weise hat der Florentinus nach auferre noch die Sylben litem, die gar keinen Sinn geben, aber gegen die Unverfälschtheit und Vollständigkeit des Textes Verdacht erregen. Hiedurch einmal argwöhnisch und aufmerksam gemacht fragt Ref., in wie fern denn Cäcina dem Kaiser (principi) etwas genommen zu haben beschuldigt werde. Bedrückungen hatte sich dieser allerdings bey seinem Aufenthalt in Rom erlaubt, aber gegen Bürger. Diese Betrachtung veranlaßt den Ref. zu einer Aenderung, bey welcher zugleich jenes litem verwendet wird und seinen Platz findet; principi ist nämlich um eine Zeile versetzt, und Tacitus schrieb: Postquam domos, hortos, opes abstulerint, etiam militibus principem auferre, principi militem. Etwas ähnliches hat schon Brotier.

III. 60. Initia bellorum civilium fortunae permittenda; victoriam consiliis et ratione proficisci. Wenn Hr. K. mit dieser Lesart veterem scripturam hergestellt zu haben behauptet, so bezieht sich das bloß auf die älteren Ausgaben. Er hätte aber nicht unerwähnt lassen sollen, daß wie die ed. princ. so auch einige Codices und wahrscheinlich selbst der Florentiner profici haben. Zu diesem Verbum muß demnach die Kritik sich mit Vorurtheil hinwenden. Zudem lautet die Redensart victoria a consilio proficiscitur für Ref. etwas unlateinisch und scheint ihm mit Cic. Off. I. 7. Injuriae saepe a metu proficiscuntur, was Walther anführt oder mit Tac. H. III. 58. Simulatio officii a metu profecta, was noch zweckdienlicher hätte angeführt werden können, nicht genug Aehnlichkeit zu haben. Kurz, Ref. schreibt nach Anleitung des Flor., der auch die Präp. a weglässt, die Stelle so: in victoriam consilio et ratione proficiscitur, ähnlich wie Ann. XIII. 38. Nihil in summam pacis proficiebatur, und Cic. Att. VII. 13. Etiam ad summam aliquid profectum puto, und ohne Accusativ Liv. III. 61. Parva certamina in summam totius profecerant spei. Ref. hat also nur in eingeschoben. Nichts ist häufiger als die Auslassung solcher Präpositionen in den MSS. des Tacitus, so daß man sich versucht fühlen kann, dieselbe sogar für eine Eigenthümlichkeit des tacitischen Sprachgebrauchs selbst zu halten.

III. 73. Arserat et ante Capitolium, sed fraude privata; nunc palam obsessum, palam incensum quibus armorum causis? quo tantae cladis pretio stetit? Ref. hatte diese Stelle oft ohne allen Anstoß gelesen, bis ihn die neueste Kritik überreden wollte, daß sie des Tacitus unwürdig sey. Ritter hält die Worte von quibus armorum bis pro patria bellavimus für Interpolation, ich

weiß nicht welches elegischen Abschreibers, der ohne Zweifel den Tacitus durch eine solche Nachäffung zu verspotten Gelüsten trug!

So streng ist nun zwar Hr. K. nicht, aber auch ihm ist wenigstens „stetit prorsus incommodum videturque huc importatum esse e loco hujus libri c. 53. Majore damno discordias stetisse.“ Vor allem, wie soll man sich das klar vorstellen, daß irgendwer, Leser oder Abschreiber, der 20 Capitel weiter oben stetisse in einer nicht eben seltnen Wortverbindung gelesen hatte, sich veranlaßt gesehen habe, hier wo die Worte quo tantae cladis pretio? (nach Hrn. K. Vermuthung) einen ganz klaren Sinn gegeben hätten, dasselbe Verbum stetit einzuschalten? Heißt das die Genesis einer Corruptel auf eine wahrscheinliche Weise erklären? Aber Ref. fragt weiter, was denn an stetit so mißfällig sey. Muthmaßlich wie bey Ritter die Abwesenheit eines handgreiflichen Subjectes. Wenn es nun bloß hieße: Capitolium incensum quo pretio stetit? so würde sich Hr. K. keinen Augenblick bedenken zu übersetzen: Welches war der Ersatz für den Brand des Capitols? Denn er weiß, daß Tacitus, mehr im Geist der modernen Sprache als der ältern Latinität, oft den eigentlichen Subjectsbegriff in ein Epitheton des Subjectes legt, wie Ann. I, 9 occisus Caesar für caedes Caesaris, so hier incensum Capitolium für incendium. Und warum sollte diese Verbindung durch die Zwischenfrage quibus armorum causis unzulässig werden? Ja wäre dieß wirklich der Fall, so würde Ref. unbedenklich ein Subject zu stetit aus dem Genitiv tantae cladis entlehnen, und dieß eine sehr einfache Brachylogie nennen.

III. 80. Palantur comites ist freylich ein auffallender Ausdruck. Hr. Kießling vermuthet pulsantur, für Ref. ansprechender als Ritters pelluntur. Ref. aber sieht in palantur nur einen passiven Gebrauch von palari, welches sonst bloß medial oder intransitiv gebräuchlich ist. Nämlich palari, zerstreut umherschweifen, ist das Diminutiv von pandere wie scala, mala, telum von scandere, mandere, tendere, demnach palare zerstreuen bedeuten mußte. Eigenthümlichkeiten, Archaismen dieser Art hat Tacitus in Menge, theils durch die Kritik verdrängte, theils auch verschonte.

IV. 12. Asiaticus enim (is libertus) malam potentiam servili supplicio expiavit. Hr. K. gedenkt Ritters und Ernestis Aenderungen dieser Stelle ohne ihres Motivs zu erwähnen und die Schwierigkeit zu beseitigen. Ref. kann sich in der That diese Verbindung durch enim nicht genügend erklären, so wohlbekannt ihm auch ein elliptischer Gebrauch von nam bey Tacitus ist, wie z. B. Germ. 1. am Ende. Hier aber findet er durchaus keine ausgelassenen Mittelgedanken. Es muß wohl heißen: Asiaticus (is enim libertus) malam potentiam servili supplicio expiavit.

IV. 23. Vis et arma satis placebant. Der Sinn dieser Worte ist allerdings richtig angegeben, mittelst der Note: i. e. opinabantur vim et arma sufficere; aber wo bleibt die grammatische Begründung? Schien es dem Hrn. K. zu trivial anzugeben, daß die Worte aufzulösen seyen in Vim et arma satis esse placebat? kurz daß placere nach Analogie von videri in ein Attractions-Verhältniß getreten sey?

V. 1. Atque ipse (Titus) ut super fortunam crederetur decorum se promptumque in armis ostendebat. Diese Conjectur des Lipsius nimmt Hr. K. ohne allen Zweifel an mit der Erklärung: ut superior fortuna esse crederetur. Aber Ref. erlaubt sich zu fragen, ob super fortunam ein solches Lob zu bedeuten pflege. In der von andern angezogenen Stelle aus Sallust. Iugurtha: Monere ne tam prava inciperet neu super fortunam animum gereret, ist dieß nicht der Fall; da enthält es einen offenbaren Tadel und hat auch sonst eine ganz andere Beziehung. Es darf also wohl ein neuer Versuch gemacht werden.

Die Florent. Handschrift giebt sinnlos:

ut superiori unam crederetur

Hierin sieht Ref. folgendes:

ut superior in una re crederetur;

d. h. superior in virtute, non in fortuna.

V. 3. Sed sibi ut duci caelesti crederent. Ref. hat diese Stelle vor mehreren Jahren in einem Universitätsprogramm, (Lectionum variarum Decas MDCCCXXXII.) welches dem Herrn K. wohl nicht zu Gesicht gekommen, behandelt und auf

Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche Hrn. K. noch entgangen sind. Bey der Emendation hält sich Ref. wieder möglichst mehr an die Lesart der Florent. Handschrift et sibimet duci celesti, und schreibt mit wenig Aenderung: utrisque deserti, et semet illi ut coelesti duci crederent.

Wenig Zeilen weiter unten hätte Ref. gern den Ausdruck: totis compis procubuerant erläutert gefunden; aber Hr. K. schweigt darüber wie seine Vorgänger. Es ist wohl totis aus tostis verschrieben. Catull. XLV. 6. In Libya Indiave tosta.

V. 5. Spretis religionibus patriis. Dazu Hr. K. „Mit Verachtung der jedesmaligen Landesgötter. Judaei enim per omnes terras dissipati agebant.“ Dieß wird nun durch locos classicos erhärtet. Daraus ist zu schließen, daß Hr. K. wie die übrigen Interpreten hier an die Juden ἐν διασπορᾷ denkt und dadurch den Sinn und Geist der ganzen Stelle verfehlt. Nicht Juden sind unter pessimus quisque gemeynt, sondern im Gegentheil die Nichtjuden, welche sich in die vermeyntlichen jüdischen Mysterien einweisen ließen und darüber ihrer vaterländischen angeerbten Religion entsagten. Man vrgl. Hor. Sat. I, 9. Ann. II. 85. Auf die Ausbreitung dieses jüdischen Dienstes unter den Heiden, die dann auch nach Jerusalem an den Tempel steuerten, und besonders in Rom bezieht sich ebenso das vorhergehende: Caetera instituta sinistra foeda pravitate valuere. Nach dieser Ansicht muß die ganze Stelle auch ganz anders interpungirt werden, nämlich so: Caetera instituta sinistra foeda pravitate valuere; nam possimus quisque spretis religionibus patriis tributa et stipes illuc gerebant. Unde auctae Judaeorum res, et quia apud ipsos fides obstinata, misericordia in promptu. Sed adversus omnes alios hostile odium; separati epulis, discreti cubilibus projectissima ad libidinem gens alienarum concubitu abstinent. Inter se nihil illicitum. Durch die Erwähnung der ihm ärgerlichen Ausbreitung der jüdischen Religion wird Tacitus auf die Ursachen der ehemaligen Blüthe Palästinas geführt. Er nennt zweyerley Ursachen; erstens äußere; eben jene tributa et stipes aus dem Ausland; zweytens innere, theils die unverbrüchliche Redlichkeit der Juden im Verkehr mit Juden, theils ihre Bereitwilligkeit einander in der Noth zu helfen.

V. 13. Expassae repente templi fores hat auch Hr. K. aus dem Wolfenbüttler Codex aufgenommen. Der kann allerdings genügen, wenn man die Florentiner Handschrift weniger hoch stellt, als Ref. thut. Als deren Lesart giebt Hr. K. exptae an, nach Victorius und Pichena, wogegen Iman. Bekker, der bekanntlich die neueste und wohl zuverlässigste Collation von Furia mittheilt, expertae anführt. Hierin scheint exapertae verborgen zu liegen. Daß dieses Decompositum sich nur noch bey Augustin findet, ist kein erheblicher Zweifel; die Bildung desselben nach Analogie von ἐξανοίγειν lag gar zu nahe.

V. 23 Adjecta ingens lintrium vis tricenos quadragenosque . . . armamenta Liburnicis solita; et simul captae lintres sagulis versicoloribus haud indecore pro velis utebantur. Für diese verstümmelte Stelle ist von Hr. K. gar nichts geschehen. Ref. meynt, daß die Lücke durch portantium auszufüllen ist; ein Particip, von welchem auch armamenta abhängen würde. Die Schwierigkeit der folgenden Worte ist leichter gehoben, nach captae ist ein Punct zu setzen: es sind darunter die Schiffe gemeynt, welche Civilis kurz zuvor den Römern abgenommen hatte und nun mit seiner Flotte vereinigt.

V. 25. Proceres atrociore Civilis rabie semel in arma detrusos. Auch hier schweigt Hr. K. während doch der Comparativ atrociore eine Erklärung verdiente, falls eine möglich ist. Ref. sieht keine Möglichkeit und hält J. Bekkers Vermuthung: Proceres atrociora (nämlich disserunt): Civilis etc. für treffend.

Ref. fürchtet nicht mißverstanden zu werden, wenn er nach dieser Reihe von Einwendungen seinen Bericht schließt ohne auch eine Reihe Stellen anzuführen, in welchen er vollkommen mit dem Herausgeber übereinstimmt.

* * *

Während Ref. mit dem Bericht über die Kießlingische Ausgabe beschäftigt war, erhielt er den noch rückständigen dritten Theil der Rupertischen Ausgabe des ganzen Tacitus, welcher eben auch die Historias enthält.

Es ist ein opus postumum; der achtzigjährige Verfasser, ehemals Gymnasialrector, zuletzt Superintendent in Stade, ist unmittelbar nachdem er diesen Rest seines angefangenen Werkes vollendet hatte, im März vor. Jahres abgerufen worden, sein Sohn Georg Ernst hat die Herausgabe besorgt, und eine kurze Biographie mit dem Vorwort verbunden, wofür er jedenfalls Dank verdient. Der Name Ruperti wurde zwar nicht unter den Stimmführern der philologischen Wissenschaften genannt, aber seine Ausgaben des Silius Italicus und des Juvenalis mit Commentariis perpetuis (natürlich in etwas altem Styl) enthalten eine zweckmäßige und überaus fleißige Zusammenstellung, auch wohl Verarbeitung alles dessen, was für den Text von andern geschehen war, und sind vielfach mit Nutzen wenn auch nicht immer mit Dank gebraucht worden.

Geist und Zweck dieser neuen Ausgabe des Tacitus ist wohl ziemlich bekannt, da der vierte, erste und zweyte Theil (denn in dieser Ordnung erschienen sie) schon länger vorliegen und selbst in dieser Zeitschrift unter dem 17. Febr. 1836 von einem andern Recensenten angezeigt und beurtheilt worden sind. Der Herausgeber bezeichnet ihn vielleicht mit des Bearbeiters eigenen Worten in der praef. p. VII. mit folgenden:

> Omnia Taciti opera ad optimorum librorum fidem recognoscere et perpetua adnotatione instruere in animo habebat, thesaurum quasi de Taciti scriptis proferre volebat qui non modo veterum sed recentissimorum quoque editorum annotationes quae alicujus pretii viderentur, praeter suas contineret, ita ut non facile reperiantur quaedam (?) memoratu digna in Taciti scriptis quae hic sint praetermissa.

Nach diesem Plane, nach welchem die Ausgabe omnia scibilia (und man könnte fast hinzufügen et nonnulla alia) enthalten soll, darf es freylich nicht befremden, wenn dieser eine Band, der die, wie vorhin erwähnt, verhältnißmäßig leicht verständlichen Historias enthält, nicht weniger als 634 Seiten enthält, wozu noch 120 Seiten Addenda et Corrigenda zu den vorigen Theilen hinzukommen.

Es mag einem künftigem Herausgeber des Tacitus oder jedem, der diesen Schriftsteller mit allseitig-philologischer Genauigkeit zu lesen, zu interpretiren hat, willkommen seyn, hier alles zusammen zu finden, aber von diesem Behuf abgesehen hat ein solcher Commentarius perpetuus kein einladendes Ansehen. Die Noten, nicht unter dem Text, sondern hinter jedem Capitel sind im Durchschnitt dreymal so lang, oder (den kleinern Druck in Anschlag gebracht) viermal so groß als der zu erklärende Text. Man erschrickt beym Anblick natürlich über die große Schwierigkeit einen Text zu verstehen, der so viel Worte zu seinem Verständniß bedürfe. Später wird man freylich gewahr, daß man vieles ungelesen lassen darf, und daß das meiste nur für wenige Leser geschrieben ist. H. R. hat nämlich die äussere Einrichtung seiner früheren Ausgaben, des Juvenalis etc., wo Kritik und Interpretation geschieden war, verlassen und nicht wohl daran gethan. Jene Scheidung, obgleich oft mit Schwierigkeiten für den Editor und selbst mit Unbequemlichkeit für den Leser verknüpft, gewährt doch im ganzen große Vortheile; denn der kritische Leser, für welchen der apparatus criticus einmal Werth hat, bedarf in der Regel nach seinem wissenschaftlichen Stand der Hülfe eines Commentarii perpetui weniger oder gar nicht, und die übrigen Leser, Dilettanten und selbst Männer vom Fach für die gerade dieser Autor kein Specialinteresse besitzt, lassen sich nicht gern unverlangt durch den Sandweg der varietas lectionis hindurchführen. Bey Hrn. Rupertis hier befolgter Anordnung wird nun jeder der beyden Parteyen die andere aufgeopfert.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nr. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Corpus Grammaticorum latinorum veterum collegit, auxit, recensuit ac potiorem lectionis varietatem adjecit Fridericus Lindemannus. Tomus IV. Flavium Sosipatrum Charisium et Diomedem continens. Fasciculus I. Charisius. Lipsiae. Sumptibus et typis M. G. Teubneri. CIↃIↃCCCXXXX. 176. XII. 4. Tomus I. Donatum, Probum, Eutychium, Arusianum Messium, Maximum Victorinum, Asperum Phocam continens. 1831. 392. Tomus II. Pauli Diaconi excerpta et Sex. Pompeii Festi fragmenta continens. 1832. 846. Tomus III. Isidori Hispalensis Episcopi Etymologiarum libros XX. continens. 1833. 702.

Eine sorgfältige Bearbeitung aller Schriften, welche uns aus dem Alterthume über lateinische Sprache erhalten sind, nach den ältesten und vorzüglichsten Quellen, ist ein dringendes Bedürfniß der Philologie geworden; ohne sie ist bey dem theils lückenhaften, theils interpolirten Texte weder an eine gehörige Sammlung der Fragmente alter Autoren, noch an eine geschichtliche Darstellung der lateinischen Grammatik zu denken und die grammatischen Angaben selbst sind häufig unsicher und sich widersprechend. Zwar besitzen wir zwey Sammlungen der Art, welche sich ergänzen, die eine von Dionysius Gothofredus, (1595) welche den Varro, Festus, Nonius, Fulgentius und Isidorus enthält; doch ist dieß nur ein Abdruck früherer Ausgaben, ohne Verdienst und darum wenig zu gebrauchen; wichtiger und bis jetzt allein von Bedeutung war die zweyte von Hel. Putschius (1605) mit den von Gothofredus übergangenen Schriften des Charisius, Diomedes, Priscianus, Probus und vieler anderer, nicht weniger als drey und dreyßig Grammatiker. Da theilweise dem Herausgeber gute Hülfsmittel zu Gebot standen, so lieferte er dadurch ein Werk, auf welches man mit zu großer Sicherheit baute; indem nämlich jede Nachweisung fehlt, weiß man an keiner Stelle, ob Putschius seinen Handschriften oder eigener und fremder Verbesserung folgte; die Abweichungen aber sind in den ältern Codices oft so bedeutend, daß ihre vollständige Angabe nicht umgangen werden darf. Manches wurde später aufgefunden, und liegt zerstreut in oft wenig bekannten und seltenen Büchern; alles dieß muß aufgesucht und gehörigen Orts eingereiht werden; besonders aber in unsern Tagen wurde die Zahl grammatischer Schriften bedeutend vermehrt, wir erinnern nur an des Ang. Majo's Collectio Vaticana und die Analecta grammatica aus bobischen Handschriften von Herrn von Eichenfeld und Endlicher, deren äußere wie innere Ausstattung gleich vorzüglich ist. Noch Vieles was genaue Durchsicht verdient, ist ungedruckt in den Bibliotheken Neapels — eine Anzeige der wichtigsten dort befindlichen grammatischen Werke hat Fr. Osann in der Schulzeitung 1826 gegeben — Berns, dort ist die reichhaltige Sammlung des Bongarsius und anderer, wie man aus dem Sinner'schen Cataloge sieht, ferner in denen von Paris, Leyden u. s. w. Ob der Inhalt und Werth den Umfang auch überall übertreffen, oder nur gleichkommen wird? Ref. gehört nicht zu denen, welche mit dem vorhandenen unzufrieden, alles von neuen Schätzen, welche die Zu-

kunft heben soll, erwarten; daß aber noch wichtiges verborgen ist, haben die Analecta dargethan; ein einziges Kapitel, wie dort das des Servius de accentibus *), in welchem viele schätzbare historische Nachweisungen gegeben sind, entschädigt für vieles ungenießbare, wie sich denn überhaupt in den grammatischen Schriften manchmal unerwartet Stellen darbieten, welche aus der bessern Zeit und eines Varro und Verrius Flaccus nicht unwürdig sind. Sicher aber ist, daß wenn auch weniger von Bedeutung entdeckt werden sollte, das bekannte und vorhandene mannigfach berichtigt, ergänzt und hergestellt werden kann.

Je größer die Schwierigkeiten eines so umfassenden Werkes sind — die Sammlung ist auf fünfzehn Quartbände berechnet — desto mehr verdient der Herausgeber allgemeinen Dank; manche Mängel können, wenn die erste Bedingung, ohne welche in diesem Gebiete kein Fortkommen ist, die Vergleichung der besten Handschriften, erfüllt ist, um so leichter ertragen werden, als eine durchgehends strenge kritische Umarbeitung das Erscheinen des Werkes vielfach verzögern würde.

Der erste Band erschien 1831 und enthält nach guten Hülfsmitteln bearbeitet den Donatus, Probus, Eutychius, Arusianus Messius, Maximus Victorinus, Asper und Phokas. Die meiste Aufmerksamkeit verdient Probus. Das erste Buch führte, wie der Anfang des zweyten und andere Angaben lehren, den Titel Instituta artium, das zweyte den Namen catholica. Da nun von diesem wie bey Priscianus, einiges aus dem ersten Buche angeführt wird, was dort nicht zu finden ist, so lag der Gedanke nahe, jenes für unvollständig zu halten, und als einen Auszug zu erklären, eine Ansicht, welcher einst auch Ref. huldigte, und welche noch neulich von Fr. Osann (Beyträge zur griech. und röm. Litteraturgeschichte zweyter Band, 1839) in der Abhandlung zur Geschichte der lateinischen Grammatik in einem ausführlichen Artikel über Probus p. 166 — 268, vergebens vertheidiget wurde. Der faktische Beweis *), daß das sogenannte erste Buch des Probus in keiner Verbindung mit dem zweyten stehe, ist, daß eine Quantitätslehre der Ausgangssylben — nur diese ist dort gegeben, aber in solcher Ausdehnung, daß an keinen Auszug zu denken ist — nicht die instituta artium ausmachen kann; dazu gehört die vollständige Grammatik nach alter Lehre, d. h. die acht Redetheile. Jetzt wissen wir aus der Bemerkung in den Anal. p. XVI., daß der Codex, aus welchem Janus Parrhasius zuerst das Buch unter dem Titel des Probus bekannt gemacht hat, nirgends einen Namen trägt, die Benennung also eine Erfindung des ersten Herausgebers ist. Wenn nun jene Prosodie-Lehre nicht ferner als erstes Buch, oder instituta artium von Probus gelten kann, so ist das zweyte, die catholica, d. i. allgemeine Regeln über das Nomen und Verbum durch die neu aufgefundenen Schriften aus Bobischen Codices noch räthselhafter geworden. Die Analecta beginnen mit der Grammatik eines M. Claudius Sacerdos in zwey Büchern; leider fehlt der Anfang, (zwey Quaternionen d. h. 16 Blätter) von diesen ist das zweyte (einige zweifelhafte Zusätze abgerechnet) durch und durch mit dem zweyten Buche, den catholica des Probus, gleichlautend und der Inhalt wie die Form lehrt, daß uns hier das ächte erste Buch, die instituta artium, erhalten ist. Das erste Buch schließt mit den Worten: Huensque artium grammaticarum fecimus instituta; de catholicis vero

*) Wahrscheinlich ein Fragment aus einer vollständigen Ars, ein ähnliches aber ganz werthloses Bruchstück de accentibus ist Anal. p. 142. Hier ist unter den Wörtern welche προπεριστπώμενα sind, wie bruma, prima, Roma, auch ita, vielleicht nur ein Druckversehen (wie p. 88 flumen statt flamen) statt ira angeführt; von den παροξύτονα fehlen Beyspiele der vorletzten kurzen Sylbe, wie salus. Im Servius p. 525 ist unter den griechischen Wortern, welche ὀξύτονα sind und auch im Lateinischen diesen Ton behalten, Hylas, Nais angeführt; ersteres ist unrichtig, da es Ὕλας lautet, die Handschrift hat hilas; es ist das auch sonst angeführte Beyspiel Thyas. Vergl. Victorinus p. 275. Lind. wo die Gothaer Handschrift thila giebt.

*) H. Freund war der erste, welcher in Jahns Jahrb. V, 1 aus der Verschiedenheit der Sprache den Beweis geführt, daß der Verf. der catholica nicht derselbe mit dem des ersten Buches sey.

nominum atque verborum latius exponemus. M. Claudi Sacerdotis Artium grammaticarum feliciter. Die Catholica aber beginnen: Quoniam instituta artium sufficienter tractavimus, nunc de catholicis nominum verborumque rationibus doceamus. Auch findet ſich eine deutliche Beziehung im zweyten Buche auf das was im erſten ſteht; II, 3, 16 p. 143 Lind. über die Bildung des Imperativ im Paſſivum heißt es: de hac tamen ratione et de modo infinito plenius in institutis artium, id est, libro primo docuimus, dieſes ſteht im erſten Buche §. 41. p. 9. bey Claudius Sacerdos und es iſt eine eigene Täuſchung, wenn Oſann in der angeführten Schrift p. 192 und 230 dieſes im Buche über die Quantität finden und daraus den Zuſammenhang beyder Werke beſtätigen will; dort iſt nur von der Länge und Kürze des Imperativ, nicht von der Bildung deſſen die Rede. Da nun hier die ächten Instituta artium erſcheinen und an einer Verbindung der beyden Bücher bey Sacerdos nicht zu zweifeln iſt, ſo entſteht die Frage, ob Probus oder Sacerdos der Verfaſſer iſt. Die Möglichkeit, daß der eine ſich des andern Schrift zugeeignet habe, wie Oſann meynt, Sacerdos habe den Probus ausgeſchrieben, glauben wir ohne weiters zurückweiſen zu dürfen, da ein ſolches Plagiat in dieſer Art, ohne die mindeſte Angabe, unerhört iſt. Allerdings hat es auch von Probus instituta artium u. catholica gegeben, u. Priſcian führt manches aus ihnen an, was wirklich in dieſen enthalten iſt. Oſann hat dieſe Stellen p. 210 geſammelt; dahin kann man auch folgende des Priſcian I. 479 rechnen: nam unguo Nisus quidem et Papirianus et Probus tam ungui quam unxi dicunt facere praeteritum. Vergebens ſucht Oſann dieſes in Probus catholica p. 135 oder 136 oder 141, es ſteht zwar nicht dasſelbe, aber ähnliches, p. 139. G. huius litterae ante uo positae, verbum primae conjugationis non inveni, sed tertiae correptae, qui faciens specie perfecta, ut arguo, arguis, argui et unguo unguis unxi; nam ungueo non legi; hier iſt der Text lückenhaft und aus den Analecten p. 67 zu ergänzen, wie folgt: et unguo, unguis, ungui, dicimus et ungo, ungis, unxi; nam ungueo non legi. So ſehr nun dieſes und ähnliches dahin führen kann, den Probus für den Verf. zu halten, ſo iſt anderſeits wieder vieles was in dieſen Büchern ſtehen ſoll und vergebens geſucht wird; für einen entſcheidenden Beweis aber, daß nicht Probus, ſondern ein anderer der Verf. ſey, halten wir die Stelle des Priſcianus im Anfange des VII. Buches, welche im geraden Widerſpruche mit dem iſt, was die catholica lehren; dort wird von aliud geſprochen: aliud hoc enim nomen esse et Probus in Institutis artium ostendit et ratio ipsa de qua in pronomine latius tractabimus; ostendit autem Probus his verbis: Hoc unum nomen tantum, id est alius, quod maxime propter structuras genitivo et dativo casu numeri singularis, sic anomale conformatum sit declinari hic alius, hujus alius, huic alii. Alſo Probus erklärte aliud für ein nomen (d. h. für ein Adjectivum, welches die Alten zum nomen rechnen), nicht für ein pronomen und als das einzige Wort, das ſich auf den Conſonanten d endigt. Hat nun aber Probus dieſes in institutis artium, i. e. im erſten Buche behauptet, ſo kann er nicht im zweyten ſagen was wir jetzt dort p. 106 Lind. leſen. D littera nullum nomen reperi terminatum; doceat declinationem qui potuerit invenire; *) und wir werden auf einen andern, wahrſcheinlich älteren Verfaſſer, den M. Claudius Sacerdos verwieſen. Für ihn ſpricht auch, daß sacerdos p. 60 Anal. als Beyſpiel einer Declination gewählt iſt, wie Probus das Verbum probo als Paradigma abſichtlich ausgeſucht hat, und daß nicht zufällig die Worte orator, sacerdos ſtehn, lehrt die Vergleichung mit p. 25. oratore declamante, Sacerdote docente u. p. 79. studente Sacerdote differentia inventa est.

*) In den Anal. p. 48 folgt eine Erklärung über die Pronomina, welche auf d ausgehen, die im ſogenannten Probus fehlt, ſchwerlich vom Verfaſſer, der ſonſt allerdings nomen u. pronomen verbindet; die mit sane eingeleiteten Sätze wie dieſer und unmittelbar im vorausgehenden denten gewöhnlich fremde Einſchaltungen an. Auch im Charisius erkennt man an dieſem Worte, daß gewöhnlich aus einem andern Autor neues an das vorausgehende angereiht wird, vrgl. p. 8. 9. 29. 47. 52. 134.

Die Aehnlichkeit der Behandlung desselben Gegenstandes und die gleiche Benennung der Bücher mag bey spätern die Verwechslung herbeygeführt haben, z. B. in den Anal. p. 508. Von Sacerdos besitzen wir noch ein anderes vollgewichtiges Zeugniß; in der Putschischen Sammlung p. 2623 ist unter dem Namen des Marius Plotius ein Buch de metris; dort schreibt der Verfasser, Marius Plotius Sacerdos (eine bessere Handschrift wird sicher noch Marcus Clodius oder Claudius geben) in der Dedication an Maximus und Simplicius, er habe das erste Buch de institutis artis grammaticae auf Ansuchen des Uranius geschrieben, ein zweytes auf desselben Bitte de nominum verborumque ratione nec non de structurarum compositionibus exprimendis, und liefere nun das dritte und letzte de metris. Hier ist Inhalt und Benennung genau mit Sacerdos übereinstimmend und die Herausgeber der Analecta haben den Zusammenhang richtig erkannt und nachgewiesen; nur das könnte vielleicht auffallen, warum, da nach des Verfassers eigener Angabe p. 14, 3 Lind. p. 70 Anal. im ersten Buche de pedibus disyllabis et trisyllabis nec non et quatuor syllabarum gesprochen war, diese im Eingange de metris ohne Berufung auf jene frühere Behandlung wiedergegeben wird, doch mag die Darstellung dem Zwecke gemäß ganz verschieden gewesen seyn.

Die Einrichtung lateinischer Grammatiken bleibt sich gleich, wenn nicht besondere Umstände eine Aenderung herbeyführen und so enthält der kleine Donatus, der seiner Kürze wegen das allgemeine Lehrbuch, wie Hermogenes in der griechischen Rhetorik geworden war, im wesentlichen dasselbe was der ausgedehnte Priscianus. Diese Gleichheit hat den Vortheil, daß wir leicht erkennen, ob ein Werk vollständig sey oder nicht, und den Inhalt des Fehlenden nachzuweisen vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

C. Cornelii Taciti historiarum libri quinque.

(Schluß).

Was aber, hievon abgesehen, die Vollständigkeit betrifft, so verdient der Fleiß und die Sorgfalt des Herausgebers alles Lob und in Betracht seines hohen Greisenalters, alle Bewunderung. Uebrigens enthält der Commentar nicht bloß Sammlung fremder Bemerkungen; Hr. R. tritt oft mit eigenem selbständigem Urtheile hinzu und Ref. hat sich oft gefreut mit ihm zusammen zu stimmen, z. B. II. 80. Mens a Metu ad fortunam transierat, wo Ernesti den Sinn Vespasians, Walther den seiner Freunde verstanden wissen will. Hr. Ruperti mentem ceterorum. Oder noch besser omnium. Vespasians Begrüßung als Kaiser, die von wenigen ausgieng wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das ganze Heer; es vergaß alle Furcht und Vorsicht, alle mit diesem Act verbundene Gefahr und warf sich dem Glück in die Arme. Das ist mit ad fortunam transiere gemeynt, ähnlich wie es II, 61. von dem Abentheurer Mariccus hieß inserere sese fortunae. — Auch über die nachfolgenden Stellen: Ut primum tantae **multitudinis** offusam oculis caliginem disjecit stimmen wir mit Hr. R. überein, wenn er Trillers Verbesserung altitudinis, aus Liv. XXVI. 45. Quum **altitudo** caliginem oculis offudisset für eine gelungene erklärt. Und wäre er nur dabey stehen geblieben; mit seinem bescheidenen Zusatz: Malim tamen tanta ex altitudine, ut haec magis respondeant verbis Livii ist nichts gewonnen noch gebessert.

Da die vorigen Bände wie gesagt, bereits ausführlicher angezeigt sind, so sollen diese Zeilen keinen Zweck haben, als die Nachricht, daß nun das ganze Werk vollständig ist.

L. Döderlein.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nr. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Corpus Grammaticorum latinorum veterum collegit, etc.

(Fortsetzung.)

Die ars grammatica des Maximus Victorinus im I. Bande, welche nur eine kurze Anleitung geben soll, behandelt ihren Gegenstand in nachstehender Folge: de definitione, de latinitate, de voce, de casibus, de sententia, de distinctione, de accentibus, de litera, de syllabis, de verbo, de participio, de adverbio, de conjunctione, de praepositione, de interjectione. Hier sollen die acht partes orationis dargestellt seyn, aber es fehlt das nomen und pronomen. Dem Nomen kommen folgende Eigenschaften zu: qualitas, genus, numeri, figura, casus. Alles dieses fehlt bis auf das Capitel von den Casus, welches selbst am unrechten Orte steht und nur als ein mittleres Blatt sich erhalten hat; vor ihm war die Lehre von dem Nomen, dessen letzter Theil es ist, nach ihm die Lehre von pronomen. Wir hätten gewünscht, daß der Herausgeber auf solche Anordnung im ganzen geachtet und dadurch das Lesen dieser Schriften erleichtert hätte.

Der zweyte Band, den Festus enthaltend, erschien im folgenden Jahre 1832; hier hatte Hr. Lindemann alle seine Aufmerksamkeit auf den Auszug des Diaconus gerichtet und die allerdings sehr schwierige Bearbeitung des Festus übergangen, so daß Ottfr. Müller eine neue Ausgabe veranstaltete, worüber wir seiner Zeit das geeignete nachzutragen gedenken.

Das nächste Jahr lieferte den Isidorus, dessen Origines eine Encyclopädie des gesammten Wissens der Vorwelt und seiner Zeit aus magern Compendien bilden, wichtig weil für manche Disciplin die Schriften, aus welchen die Excerpte gemacht worden, verloren sind, auch für die vorhandenen ist die Vergleichung nicht ganz unbedeutend. Da dieses ein Hauptwerk des Unterrichtes im Mittelalter war, so giebt es sehr viele alte Abschriften; München allein besitzt mehrere aus dem achten und neunten Jahrhundert. Der Text ist mit Handschriften der Wolfenbütteler Bibliothek verglichen und nicht von Herrn Lindemann, sondern von Fr. W. Otto besorgt.

Die Vorrede zu Festus hatte Varro, von Hrn. Pape besorgt, als vierten Band angekündigt, dann sollten Charisius, Diomedes, Nonius, Marcellus, Priscianus, letztere besonders nach vorzüglichen Pariser Handschriften verbessert, rasch auf einander folgen. Das unerwartete Erscheinen des Müller'schen Varro hat die Ausgabe dieser Sammlung zurückgehalten. Da jedoch dem beauftragten Herausgeber weder neue Hülfsmittel zu Gebote stehen, noch er sonst den Beweis geliefert hat, daß er diesem Unternehmen gewachsen sey, so ist diese Verzögerung keineswegs zu beklagen; es wäre zu besorgen, daß den zwey ungenügenden Ausgaben, der des Ref. und des Ottfr. Müller, eine dritte um nichts bessere folgte. Dieß ist eine Arbeit, die nicht übereilt seyn will und Ref., der es sehr bereut, den Anfang gemacht zu haben, aber immer noch mit Liebe bey jenem Römer verweilt und indessen vieles noch unbenutzte gesammelt hat, hofft sein jugendliches Vergehen durch eine Bearbeitung zu ersetzen, die allen Anforderungen so weit die beschränkten erhaltenen Subsidien es gestatten, entsprechen soll. Desto fühlbarer aber wurde das Ausbleiben der anderen angekündigten Werke. Die unangenehme, sieben Jahre dauernde Unterbrechung lag in den

Verhältnissen der Verlagshandlung; jetzt erhalten wir einen der wichtigsten Grammatiker, der eine genauere Betrachtung verdient.

Von Flavius Sosipater Charisius fand sich (wahrscheinlich aus der Bibliothek vom Kloster Bobio) ein altes Exemplar in Neapel, das im Besitze des Janus Parrhasius war und woraus sein Schüler Pierius Cyminius 1532 die Editio princeps besorgte; schon damals war vieles unleserlich und verwischt, im ganzen sehr lückenhaft; neunzehn Jahre später 1551 folgte eine neue Ausgabe von Georg Fabricius; er hatte keine handschriftlichen Hilfsmittel, suchte aber aus eigener Kenntniß, besonders durch Vergleichung mit anderen Grammatischen Schriften ähnlichen Inhalts, die Lacunen zu ergänzen, das falsche zu berichtigen, überhaupt das ganze lesbar zu machen; dieses ist ihm oft gelungen, in vielen aber verfuhr er zu kühn und der Text wurde durch ihn ganz unsicher. Putschius in seiner Sammlung, die mit Charisius beginnt, sagt: ex codice Jani Dousae infinitis locis aucti, suppleti et emendati, und allerdings ist seine Recension obschon auf die Grundlage des Fabricius gebaut, verschieden genug von der seines Vorgängers, ohne daß man zu entscheiden vermag, was aus der Handschrift oder aus Verbesserung geflossen ist. Sollte demnach etwas zuverlässiges gegeben werden, so war es unumgänglich, den alten Neapolitaner Codex von neuem durchzusehen. Niebuhr, der unersetzliche, hatte den Werth dieser grammatischen Bücher wohl erkannt und während seines Aufenthaltes in Italien zu Neapel selbst eine vollständige Vergleichung vorgenommen; diese überließ er später dem H. Lindemann und sie ist es, welche dieser Ausgabe allen Werth giebt. Wir theilen das lehrreiche Schreiben Niebuhrs an den Herausgeber mit, da wir im folgenden uns öfter darauf beziehen werden:

> Im Inhaltsverzeichniß des Charisius ist es ein Fehler, daß die ersten Capitel des V. Buches bis de metris incl. zu diesem Buche gezählt werden, welches im Texte selbst erst mit dem Abschnitte de idiomatibus anfängt. Der Schluß des vierten ist im Codex erst nach dem metrischen Capitel verzeichnet. Es sind vorhanden der erste bis dritte Quaternio worauf die drey ersten Bücher und das vierte so weit es in den Ausgaben steht. Der Titel de lectione steht als custos unten auf der letzten Seite des dritten Quaternio. Vom vierten Quaternio sind zwey Doppelblätter erhalten, entweder das zweyte und dritte oder das dritte und vierte Paar eines Quaternio; nämlich das äußerste Paar (Blatt 1 und 8) fehlt gewiß: ob aber Blatt 2 und 7 fehlt, oder 4 und 5, wage ich nicht zu entscheiden. Es fehlt also alles, was Sie im Inhaltsverzeichniß des fünften Buches bey Putschius bis auf das Capitel de versibus finden, wovon der Schluß erhalten ist. Das folgende de metris würde vollständiger seyn, wenn nicht die eine Hälfte des Blattes i. e. eine Columne abgerissen wäre. Das Capitel de differentiis sollte auf das de idiomatibus folgen, womit V. anfängt. Es ist die unter dem Namen Frontos herausgegebene Schrift; welche aber nach unserm Codex — woraus allein sie genommen ist — Plinius Secundus gehört. Diese ist wohl unvollständig. Sollten Sie irgendwo ein Doppelblatt finden, wo auf dem einen eine Abhandlung de lectione i. e. de accentu, de pronuntiatione und so fort, stehen, auf dem anderen Blatte aber differentiae, wie die des sogenannten Fronto, oder eines mit Idiomatibus, wie im V. oder zwey von jener Art, so haben Sie Stücke, die zum Charisius gehören, wenn nur Schrift und Format übereinstimmen. Jene ist die sogenannte angelsächsische, äußerst klein, tüchtig geschrieben, voll Abbreviaturen der urältesten Art, wie die im Gaius; es ist mir leid, auch nicht eine Zeile durchgezeichnet zu haben. *) Das Format ist Folio, in zwey Columnen.

Also von dem Capitel de versibus wie de metris haben sich noch Fragmente in der Handschrift erhalten, wovon der erste Herausgeber zum V. Buche p. 170 nichts bemerkt; wahrscheinlich ist dort eine nähere Angabe über den versus Saturnius, wovon Niebuhr Röm. Gesch. I, p. 267 zweyte Ausgabe spricht; denn leider erhielt nach Nieb. Tod Hr. Lindemann diese Fragmente nicht, die auf besondere Blätter, nicht wie die Vergleichung in das Exemplar des Putschius geschrieben waren. Die Bitte des Herausgebers an den Bibliothekar in Neapel, Janelli, hatte keinen Erfolg, er entschuldigte sich mit seiner Alterschwäche und in Neapel

*) Wir kennen sie jetzt aus dem Facsimile, welches die Herausgeber der Analecta mitgetheilt haben; die Schrift des Charisius wird von jener wenig verschieden gewesen seyn.

sey niemand, der eine sorgfältige Abschrift davon zu machen verstehe; dazu ist deutsche Genauigkeit erforderlich und der Herausgeber hofft, das fehlende bald nachliefern zu können.

Wie man sieht, ist der ganze Autor von dem Codex in Neapel abhängig, wie verhält es sich nun mit der Handschrift des Janus Dousa? Sowohl Putschius als Bondamus kannten nur Excerpta; sie selbst scheint irgendwo verborgen zu liegen; vergleiche Osann Beyträge II. p. 319 sq., ja Lindemann zweifelt sogar an der Existenz derselben und hält die vorgebrachten Lesearten nur für Verbesserungen des Dousa selbst; dieß ist entschieden unrichtig und kann aus der Ausgabe der Fragmente des Lucilius von jenem holländischen Gelehrten leicht widerlegt werden; ich gebe überdieß ein entscheidendes Beyspiel; p. 55 hat die editio princeps: Item singulariter hoc pugillar dicit. Putschius aber giebt: item Laberius in Piscatore singulariter, darüber bemerkt Rieb., der Name Laberius sey in der Handschrift verwischt, der Titel aber habe nie dort gestanden, dazu fehle der Raum. Woher nun diese Benennung, die sonst nirgends angeführt wird? Hr. Lindemann gesteht es nicht zu wissen; daß sie nicht ersonnen ist, sieht man leicht. Drey und vierzig Jahre nach dem Erscheinen der Putschischen Sammlung machte C. Barth in den Adversariis XXXVII. 14, wie er sagt, ex antiquissimis et aetate exesis schedis ein Fragment, das nicht ohne Beziehung auf unsern Charisius ist, bekannt, in welchem sich folgendes findet: pugillares semper plurali dicas, sed Laberius in piscatoribus pugillar dixit. Dadurch ist, glauben wir, die Wichtigkeit der Dousa'schen Handschrift- hinreichend belegt; denn daß jene Ergänzung bey Putschius aus einem Fragmente, wie das des Barth, geflossen sey, ist höchst unwahrscheinlich. Gleichwohl kann auch jene nicht vollständig gewesen seyn, sonst hätte man natürlich nicht gesäumt, die fehlenden Stücke zu ergänzen. Vielleicht waren es nur einzelne Blätter. Eben so wünschenswerth wäre es, über das römische Exemplar, wovon Fabricius p. 4 Lind. spricht, nähere Auskunft zu erhalten; darnach hätte Curius Lancilotus aus Ferrara mit Pomponius Fortunatus den Charisius in Rom gelesen; aber die von Curius vorgebrachten Stellen, bemerkt Fabr., stimmen nicht mit diesem überein und seyen wahrscheinlich von einem andern Grammatiker. Uns sind diese Stellen ganz unbekannt.

Die Grammatik, welche Charisius, Urbis *) magister, zum Nutzen seines Sohnes in fünf Büchern verfertigte, ist, wie er selbst in dem Vorworte bekennt, nur eine Zusammenstellung dessen, was andere auf dem grammatischen Gebiete geleistet haben; er scheint wenig oder gar nichts von Bedeutung von dem seinigen beygesteuert zu haben, daher die Ungleichheit des Werkes, die oft sich widersprechenden Angaben, und billig mag man sich wundern, wie Priscianus die Autorität eines Charisius und Diomedes, der mit ihm auf gleicher Linie zu stehen scheint, wiederholt als Zeugniß anführt. Waren ihre Schriften ihm in Constantinopel vor andern zugänglich oder hatten diese dort zu seiner Zeit eine gewisse Art von Geltung erlangt? Dem sey wie ihm wolle, der Werth dieser Schriften geht nicht von den Namen, welche sie tragen, aus und Cha-

*) Wahrscheinlich Constantin. nicht Rom; die Angabe des Fabricius, er sey aus Camp nien gewesen, kann nur von den Worten p. 128 ausgegangen seyn: primo pedatu, Cato Senex . . ut Maximus notat hodieque nostri per Campaniam sic locuntur, aber die ganze Abhandlung über das Adverbium ist aus Romanus, und dieser, nicht Charisius spricht dort. Nach Constantinopel, wo Priscianus, Cledonius u. a. gelehrt haben, weisen die griechischen Erklärungen, wie denn die griechische Sprache überhaupt in schwierigen Fällen als das Medium sich zu verständlichen gewählt wird; darauf beziehen wir die Worte der Vorrede ut quod originalis patriae natura denegavit, virtute animi adfectasse videaris, wo Osann Beyträge II, 322 ich weiß nicht in welchem Sinne patri verbessern will; weit nothwendiger erachten wir eine Aenderung im vorausgehenden: qua (arte grammatica) penitus inspecta cognosces quatenus Latinae facundiae licentia regatur aut natura aut analogia aut ratione curiosae observationes aut consuetudine quae multorum consensione convaluit, aut certe auctoritate quae prudentissimorum opinione recepta est. Hier ist analogia und ratio dasselbe, wie auch die Ausführung p. 26 — 27 lehrt, daher aut mit vel oder etwas ähnlichem vertauscht werden muß.

risius Verfahren zeigt die Verschiedenheit der Quellen gewöhnlich selbst an; am deutlichsten im zweyten Buche. Die Lehre vom Adverbium p. 106 beginnt mit einer Aufzählung der verschiedenen Arten derselben und bildet sogleich den Uebergang zu einem andern Grammatiker, der ausführlicher davon spricht, mit den Worten: Et haec quidem Cominianus Grammaticus disseruit, alii autem per eadem aut eo amplius processerunt sic. Dieß ist §. 1 — 10. hier sind Quaestiones beygefügt und die Lehre ist nach den Buchstaben wie im ersten Buche beym Nomen. §. 11 — 13. sind schwerlich von demselben Verfasser, obschon eine Berufung auf das vorhergehende vorkommt, sic enim in superioribus diximus, aber dergleichen sind meistens Zusätze von Charisius. §. 14 — 24. p. 109 — 111 ist wieder ein selbstständiges Capitel über das Adverbium, das sich durch die Einleitungsworte: aliis de adverbiis longius disserere ita placuit leicht zu erkennen giebt, nach dem Beyspiele zu schließen, vielleicht von Palämon. Endlich folgt §. 24 — 267. p. 111 — 133 die ausführliche alphabetische Abhandlung aus Romanus: G. Julius Romanus ita refert de adverbio. Wir haben also hier über diesen Redetheil eine Zusammenstellung aus fünf verschiedenen Verfassern. Die Lehre von Conjunction, Präposition und Interjection wird überall der Reihe nach aus Cominianus, Palämo und Romanus vorgetragen. Vom Verbum werden verschiedene Ansichten p. 95. vorgebracht: quibusdam placuit verborum genera esse quatuor . . etiam quintum genus verborum alii dixerunt . . . Aliis placuit omnium omnino verborum genera esse tria. Eine neue Lehre beginnt p. 97. Aliis ita disserere placuit; endlich erscheint p. 103 — 4. De conjugationibus quas nos ordines praediximus Cominianus disertissimus grammaticus ita disseruit. Auch am Anfange zeigt sich solche Verknüpfung z. B. de syllabis. Aliis ita de syllaba placuit definire, oder p. 7. Aliis ita placuit de syllabis communibus definire. An allem diesem hat also Charisius keinen andern Antheil, als daß er sich die Mühe des Abschreibens genommen hatte, und wollte man aus solchen Stellen das Zeitalter und die Kenntnisse des Mannes bestimmen, so muß jeder Versuch erfolglos bleiben. Häufig mischt jedoch Char. in diese Lehren anderer, wenn schon früher davon gesprochen war, eine Rückweisung ein, z. B. über quot, und ähnliche Zahlwörter beym Adverbium p. 111 certe inter aptota nomina pluralia posuimus secuti praecepta magistri nostri, alii inter pronomina posuerunt, er hatte sie oben unter den monoptota (nicht aptota) p. 19 aufgezählt; der Name seines Lehrers wird nirgends erwähnt. Bisweilen rührt eine Berufung von dem Autor her, aus welchem der ganze Artikel genommen ist. Z. B. p. 78. quod . . περὶ ὀρθογραφίας congruit quaestionibus copulare, aus Romanus, da Charisius darüber nirgends etwas hinterlassen hat, conf. pag. 107, und so mag auch von dem was sich als eigenes Urtheil und als Entscheidung unsers Compilators anzukündigen scheint, noch manches den Vorgängern zufallen, wie p. 30 (verglichen mit p. 61, welcher Artikel sicher einen andern Verfasser hat.) 31. 34. (§. 18. 20.) 41. 43. 50.

Vielem Zweifel ist bey Charisius die Vertheilung des Stoffes unterworfen; vergleichen wir die erhaltenen grammatischen Schriften mit einander, so sieht man, daß außer der Anordnung der sogenannten octo partes orationis die unter sich zusammenhängen und den eigentlichen Inhalt der Sprachlehre bilden, die alten selbst verlegen waren, wie sie das übrige passend anreihen sollten; die syntactische Lehre haben die lateinischen Grammatiker ganz übergangen und nur Priscian giebt in seinen zwey letzten Büchern darüber einige Auskunft, welche ganz ungenügend erscheint. Dafür wurde aus der Rhetorik die Figuren-Lehre in weiterm Umfange, die vitia und virtutes orationis enthaltend, übergetragen, welche man für die Composition der prosaischen Rede nothwendig hielt, und einige Anweisung in der Metrik, welche den Schluß bildet, mußte die Poetik ersetzen. Einiges andere, wie die Lehre vom Laute, den Buchstaben, Sylben, Accenten u. dgl. wurde als Einleitung betrachtet und an den Anfang gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nr. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Corpus Grammaticorum latinorum veterum collegit, etc.

(Fortsetzung.)

Dieses ist die gewöhnliche und zumeist natürliche Anordnung; wie man aber davon abgekommen ist, kann man aus Sergius in den Anal. p. 197 und Isidorus I, 5 ersehen; schon Diomedes hat seinen besondern Gang; das erste Buch behandelt die partes orationis, der zweyte quid sit grammatica et quibus aliis adminiculis instruatur, d. h. alles was sonst zur Einleitung gerechnet wird, und die Figurenlehre, der dritte quid sit poetica et quibus officiis dirigatur. Bey Charisius umfaßt das erste Buch außer den Vorbemerkungen de grammatica, *) de voce, de litteris (diese drey Artikel fehlen in unserm Exemplare) de syllabis, de communi syllaba, de dictione, nur die sehr ausführliche Lehre vom Nomen; das zweyte Buch beginnt wieder von neuem auf andere Art und entwickelt die sämmtlichen acht Redetheile, das dritte enthält Bemerkungen über das Verbum, das vierte die vitia und virtutes, das fünfte endlich nach dem Inhaltsverzeichnisse folgendes:

De lectione et partibus ejus contrariis quatuor id est:

De accentu et positu.

De scriptione.

De pronuntiatione.

De modulatione.

De continuatione.

De separatione.

De mora.

De distinctione.

De subdistinctione.

De rhythmo.

De metri versificatione.

De basi.

De pedibus.

De versibus,

De metris.

De idiomatibus. Synonyma Ciceronis. Indifferenter glossemata per litteras latinas ordine composita; glossemata idem significantia.

De differentiis.

Davon haben wir nur das Capitel de idiomatibus, womit die Handschrift das fünfte Buch beginnt, so daß alles vorhergehende, wie Niebuhr bemerkte, zum vierten zu zählen ist; überhaupt ist diese Folge und Anordnung, wenn sie anders von Charisius herrührt, ihm eigenthümlich und sonst nirgends zu finden. Wie kann die Lectio, wenn sie zum vierten Buche gezählt wird, sich an die antimetabole anschließen, oder selbst das fünfte beginnen? Beachtenswerth erscheint, daß gerade hiemit ein neuer Quaternio beginnt, und es wäre nur zu wünschen, daß der Anfang jedes Blattes in der Handschrift bezeichnet wäre; man könnte dadurch vielleicht die richtige Anordnung auffinden. Eine Vergleichung dessen, was andere Grammatiker darüber aussagen, gibt zugleich die Verbesserungen an die Hand, die hier unumgänglich sind. Die lectio nämlich gehört unmittelbar zur grammatica und

*) Muß de arte grammatica heißen; ars kann wie die Vergleichung mit andern Werken lehrt, nicht fehlen.

sollte also oben beym Eingange behandelt seyn; sie wird eingetheilt in accentus, discretio, pronuntiatio, modulatio; die discretio aber theilt sich in continuatio, separatio, und posituraе, letztere sind die Unterscheidungszeichen, nemlich distinctio, subdistinctio, mora. Die Lehre vom Rhythmos schließt sich nicht unpassend an modulatio, da er von vielen als verborum modulatio et compositio definirt wird. Obige Darstellung aber findet sich bey Diomedes p. 421. 431 — 2. und Victorinus, wornach genau genommen, sich folgende Anordnung ergiebt:

De lectione et partibus ejus (contrariis?) quatuor id est:
de accentu
de discretione
de continuatione
de separatione
de posituris
de distinctione
de subdistinctione
de mora
de pronuntiatione
de modulatione
de rhythmo.

Da aber lectio selbst nur der vierte Theil ist, nämlich: Grammatici officia, ut asserit Varro, constant in partibus quatuor, lectione, enarratione, emendatione, judicio, so ist noch sehr die Frage, ob Charisius, wie Victorinus die übrigen einem Grammatiker gleich nothwendigen drey Eigenschaften stillschweigend übergangen habe.

Wenn auch manche Verwirrung daher zu schreiben ist, weil Charisius verschiedene Worte vereinigt hat, so enthält doch das erste Buch in sich eine solche Confusion, daß man wirklich zweifeln darf, ob diese von dem Compilator ausgegangen sey. Auf die dictio, welche Diomedes, man sieht nicht warum, zwischen accentus und pronuntiatio gestellt hat, folgen sogleich die Casus, genera und numeri *) des Nomen, dann die Declinationslehre. Hier vermißt man von der allgemeinen Eintheilung des Nomen, wie solche im zweyten Buche wiederkehrt, die qualitas und figura, letztere ist eine Species der dictio, gleichsam die dictio nominum; und unerträglich hart ist, daß nirgends die Redetheile oder das Nomen, welches doch den Inhalt des ganzen Buches macht, auch nur genannt ist, sondern sogleich ex abrupto, man weiß nicht wie, begonnen wird. Diomedes und Victorinus Aeußerung, manche Grammatiker hätten mit der Casuslehre angefangen, kann auf unsern Charisius nicht bezogen werden. Zusammenhängend sind die nächsten zwey Kapitel: de ordinibus seu declinationibus nominum, und de observationibus nominum quibus genera et numeri discernuntur, doch lassen sich auch hier verschiedene Zusätze aus andern Grammatikern leicht erkennen, z. B. p. 13. §. 4. Dagegen hat der nächste Artikel de nominativis ad regulam redactis p. 20 — 26, auf welchen Charisius sich p. 41. 49 selbst beruft, keine gehörige Folge und Ordnung weder nach Declinationen (wie in den Anal. wo dasselbe steht), noch nach den Ausgängen, und manche Lehre, wie die Bildung des Genitiv aus dem Ablativ ist mit dem Titel nicht zu vereinigen. Unauflösbare Schwierigkeit bietet das nächste Capitel de extremitatibus nominum et diversis quaestionibus p. 26 — 51 dar, worauf Charisius schon früher p. 12 aufmerksam gemacht hat. Hier ist eine vortreffliche Einleitung über die lateinische Sprache, die, wie wir aus Diomedes sehen p. 434, großentheils unmittelbar von Varro herrührt. Dieses hatte Hrn. Freund *) (Jahns Jahrbücher XIII. 1. p. 60) verführt, darin eine ganz neue grammatische Schrift, welche den Titel de sermone Latino getragen habe, entdecken zu wollen. Nachdem dort von natura. analogia,

*) Das Inhaltsverzeichniß, so wie der Text trägt die falsche Aufschrift p. 8. De numeris et pronominibus statt des einfachen de numeris; sie entstand, weil als Beyspiel die Declination vom Pronomen hic folgt. Damit aber sollte nur angedeutet werden, daß casus genera und numeri dem Pronomen mit dem Nomen gemeinschaftlich, seyen.

*) Von ihm, nicht von Jäckel, wie Osann sagt II 336, geht diese Bemerkung aus.

consuetudo und auctoritas der lateinischen Sprache gesprochen ist, wird der Inhalt des folgenden mit den Worten bestimmt: tractabimus ergo primum nomina polysyllaba polysyllaborumque quaestiones, deinde verba verborumque quaestiones, novissime catholica vaga quae multarum controversiarum veterem caliginem dissipent. Wenn man nun hier auch mit Putschius, was der Gegensatz zu rathen scheint, die Worte: deinde monosyllaba monosyllaborumque quaestiones einsetzt, so ist damit nicht das mindeste gewonnen, denn nirgends ist eine Ausscheidung der Wörter zu finden, oder überhaupt von den einsylbigen gesprochen, und was sollen die seltsamen Worte: deinde verba verborumque quaestiones, da der ganze Artikel, ja das ganze Buch nur vom Nomen handelt? Eben so wenig ist ein Uebergreifen ins dritte Buch vom Verbum denkbar. Endlich welches sind jene catholica vaga, welche so viel Licht verbreiten sollen? Die Ausführung nämlich handelt nur von Ausgängen der Nomina auf Vocale und Consonanten *) (und allein dieses wollte Charisius), wobey immer einzelne bestrittene Puncte (quaestiones) besprochen und entschieden werden.

*) Die Ausgänge auf Vocale sind in der richtigen Folge, nur ist unter A p. 29. §. 4. ein falscher Zusatz von fünf Zeilen, der unter E gehört §. 15.; dieselbe Sache wird p. 34. §. 19. noch einmal und an ungeeigneter Stelle am Schluße vorgetragen, wahrscheinlich aus einer andern Quelle. Die Ausgänge auf Consonanten sind unvollständig, es fehlen die auf L (vrgl. Anal. p. 130) u. T. die Folge ist ganz durcheinander geworfen; gerade hierin findet man bey den andern Grammatikern, z. B. Phocas, Probus, Priscianus die genaueste Rangordnung; übrigens ist was p. 27 angekündigt wird: singulisque extremitatibus quaestiones suas et subjiciemus et solvemus, richtig geleistet, die ἀπορίας u. λύσις finden sich genau. Pag. 29 gehören die §§. 6—8 nicht hieher, sie sind aus einer Abhandlung über den Dativ und Ablativ aller Nomina, nicht derer auf a wovon es sich hier handelt; in jenem Zusammenhange mag das ergo §. 7. seine Bedeutung gehabt haben, hier als in einem Bruchstück, ist es gedankenlos; dieses selbst ist aus einer vorzüglichen Grammatik; so erfahren wir daraus, daß die Bildung der Nomina auf abus von den Juristen

Der nächste Artikel p. 52 ist in der neuen Ausgabe nach Putschius — die Handschrift hat keine Bezeichnung — falsch Deficientia überschrieben; es ist ein Fragment über die Anomalie der Sprache, wie diese im numerus, derivatio, deminutio, in conjungendo erscheint. Hier ist eine Lücke, weder die Lehre der Anomalie ist vollständig, noch ein Uebergang zum nächsten sichtbar; es folgen nämlich über einzelne Substantiva (es sind deren ein und neunzig) *) p. 52—64 nähere Bestimmungen in Beziehung auf Form, Numerus oder Genus, wie sie bald die consuetudo, bald die auctoritas festgestellt hat. Eine Vergleichung von p. 53 mit p. 73 **) von p. 33 mit p. 79 u. a. m. zeigt, daß Romanus, wenn auch vielleicht nicht die einzige, doch die Hauptquelle sey. ***) An diese

ausgieng und um Zweideutigkeit zu vermeiden gebraucht wurde. Wie sehr es aber Charisius liebt, sich zu wiederholen und selbst widersprechendes zusammenzustellen, lehren namentlich hier mehrere Stellen z. B. p. 35. §. 23. p. 38 über fides und pubes wo derselbe Artikel in anderer Form, d. h. aus einem andern Grammatiker wiederkehrt, p. 47 vrgl. mit p. 25. über suppellex p. 49. und vorzüglich die Lehre über die Bildung des Genitivus der griechischen Wörter, poema, toreuma, wie diese in verschiedener Gestalt p. 28. 70. 75. 89. auftritt.

*) Was p. 63 von den Pronomina, idem, se, nullus, mi, ubi von den Adverbia, intro, peregre, quando, sed, haud gesagt wird, gehört nicht hierher und es ist unerklärlich, wie dieses seinen Weg in die Lehre vom Nomen gefunden hat.

**) In diesem Auszuge werden die Worte de ficu se suspendit welche bey Romanus richtig aus Cicero de oratore angeführt sind, irrthümlich dem Varro zugeschrieben; dieses Versehen geht sicher von Charisius aus. Derselbe Irrthum aber ist bey Probus de nomine in den Anal. p. 224 darnach die Bestimmung der Zeit wenn Probus gelebt hat, eine ganz andere, als sie Osann II. p. 248 gegeben hat. Auch der Artikel sal. p. 60 ist bey Probus p. 218 und darnach zu verbessern.

***) Aus den Quaestiones de extremitatibus nominum und diesem Capitel finden sich mehrere Artikel im Auszuge bey dem Grammatiker in Barth's Advers. XXXVII. 14 p. 1693; aber dieses ist alphabetisch und enthält nicht bloß nomina, son-

reiht sich die Lehre de gradibus comparationis sive conlationis p. 64 — 66 um so ungeeigneter, als sie selbst von dem Capitel de analogia aufgenommen wird p. 66 — 85, welches weit mehr mit dem frühern und der anomalia zusammenhängt. Daß aber auch jenes in diesem Buche vorgetragen war, lehrt des Charisius eigene Angabe p. 90. Romanus Abhandlung de analogia ist einer der vorzüglichsten Theile des ganzen Werkes, er hat besonders aus Plinius Büchern de dubio sermone, welcher sich stets auf Varro und Cäsar bezieht, geschöpft; sie besteht in einer alphabetischen Aufzählung von Wörtern, welche im Gebrauche eine ungleiche Declination erlitten haben, mit Beyspielen aus den beßten Autoren belegt. *) Unerwartet folgt dieser lehrreichen Schrift de ablativo casu, aus zwey Grammatikern, dem Cominianus, was auch bey Sacerdos Anal. p. 1 steht und einem unbekannten, welchen gleichfalls Diomedes sammt dem Schlusse des Buches: de formis casualibus wörtlich abgeschrieben hat. Wir haben die wesentlichen Puncte des ersten Buches, da weder das alte Inhaltsverzeichniß noch die Ausgaben das richtige angeben, zusammengestellt, um die Unordnung, welche in demselben herrscht, sowohl im ganzen, als im einzelnen deutlich zu machen.

Noch auffallender wird diese Verwirrung, weil das zweyte Buch damit anfängt, womit das erste hätte beginnen sollen; hier erst werden die partes orationis erwähnt und es folgt die Eintheilung des Nomen, wovon die qualitas ausführlich, aber sonst auch nichts, dargestellt wird; gerade dieses vermißt man im ersten Buche und doch ist an eine Verbindung nicht zu denken, theils weil genus, numerus und casus auch oben erwähnt waren, theils weil Charisius sich selbst auf frühere s beruft, und so muß man bekennen, daß der Compilator es trefflich verstanden habe, das was frühere Grammatiker klar und deutlich gegeben haben, in ein Labyrinth zu verwandeln. Doch trifft dieses Urtheil nur die Lehre vom Nomen; das übrige ist geordnet. Eine ausführliche Abhandlung über das Adverbium p. 111 — 313 aus Romanus *) muß als besonders wichtig hervorgehoben und es ist zu bedauern, daß aus diesem Grammatiker über Conjunction und Präposition nur einzelnes angeführt ist.

(Fortsetzung folgt.)

dern auch verba. Stammen vielleicht beyde aus einer größern gemeinschaftlichen Quelle?

*) Ob nicht Char. öfters abgekürzt hat, wagen wir nicht zu behaupten; schwerlich ist der Artikel über alacer p. 70 deßwegen unvollständig, weil er schon oben p. 65 aus Romanus mehreres darüber abgeschrieben hatte. Für die Bestimmung der Zeit dieses Grammatikers sind die Worte nicht unbedeutend p. 131 ut Porphyrio ex Verrio et Festo.

*) Hr. Lind. hält irrigerweise sie für das Werk des Cominianus p. 123. 124.

Berichtigungen.

In Nr. 50., S. 405 S. 13 v. o. ist zu lesen Pavetta statt Pavetla. — Z. 17 v. o. Wuschk statt. Vuschk. — Z. 5. v. u. Marcat statt Marrat. — S. 406 Z. 15 v. u. Malem statt Malmi.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nr. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Corpus Grammaticorum latinorum veterum collegit, etc.

(Fortsetzung.)

Das grammatische Werk des Romanus hieß *ἀφορμαὶ* *) und behandelte die einzelnen Rubriken, tituli, wie die Redetheile, ausführlich, in alphabetischer Aufzählung; auch die Schrift de analogia scheint ein titulus von ihm gewesen zu seyn.

Von den Idiomata (Abweichungen der lateinischen Sprache von der griechischen) sind nur die Verba angegeben, sie machen das wenige aus, was vom fünften Buche erhalten ist; die Nomina, die jetzt folgen sollten, deren Genus in beyden Sprachen abweichend ist, hat Charisius nach seiner eigenen Angabe weiter unten geliefert; sie sind nicht mehr in der Handschrift, aber wir haben sie vollständig durch die Analecta p. 103 — 8 bekommen, wie Osann zuerst II. 323 bemerkt hat; dort findet man auch das Beyspiel des Charisius p. 170 von einem Nomen erwähnt hic honor, *ἡ τιμή*, nur sind dort in dem Verzeichnisse die griechischen Benennungen häufig ausgefallen und müssen daher von dem Leser ergänzt werden. Aus der Handschrift liest man jetzt als die letzten Worte: Incipit nunc Pl. Secundi differentia verborum et nominum und Niebuhr hat das Zeugniß gegeben, daß dieses die sogenannten Frontonischen differentiae und solche nur aus diesem Codex genommen seyen; um so auffallender ist, daß Hr. Lindemann sie nicht dem Charisius, wohin sie gehören, beygegeben hat. Jan. Parrhasius in seiner Ausgabe 1509 lehrt nirgends, woher er den Namen Fronto's genommen, aber die Sorglosigkeit der ersten Herausgeber ist bekannt, und dem fünften Buche des Charisius sind sie auf die Autorität des Codex, sie mögen von Fronto oder wem immer seyn, einzuverleiben; übrigens ist dieses die einzige wenn auch unvollständige grammatische Schrift, die wir von Plinius besitzen.

*) Diese Benennung geht aus einigen Stellen ganz sicher hervor p. 157 libro *ἀφορμῶν* sub titulo de conjunctione, p. 141 de praepositionibus libro *ἀφορμῶν* p. 142 libro *ἀφορμῶν* sub titulo de praepositione. Nicht übereinstimmend damit ist p. 111. G. Julius Romanus ita refert de adverbio sub titulo *ἀφορμῶν* und p. 124 Romanus Worte selbst quem adaegue sub titulo *ἀφορμῶν* dedimus. Wenn auch in ersterer Stelle libro ergänzt wird, d. h. in seinen *ἀφορμαὶ* sub titulo de adverbio und im zweyten sub titulo sich auf die Präpositionen bezieht, so kann doch der Autor selbst nicht sagen *ἀφορμῶν*, es müßte wenigstens harum dabey stehen. Die Aehnlichkeit des Gegenstandes macht, daß ich die analogia nicht davon trenne. Da er nämlich Adverbium, Conjunctio und Praepositio dort alphabetisch behandelt hat, so kann er das Nomen und die übrigen Theile nicht übergangen haben; er beruft sich selbst auf den Artikel der Casus p. 76 ut de consortio casuum diximus, und wir lesen gewiß vieles im ersten Buche was aus ihm genommen ist; (der dort angeführte Fall ist wenigstens auszugsweise p. 50 zu finden.) Die Schrift de analogia aber betrifft nur das Nomen; sie ist also kein für sich bestehendes Werk gewesen. Verdorben ist p. 50 in libro de no; p. 65 libro de analogia ist vielleicht *ἀφορμῶν* ausgefallen, darauf scheinen die Worte p. 77 sub eodem titulo d. h. de analogia hinzudeuten. Aber alles was wir aus Romanus haben, zeigt, daß es vollständige Sammlungen gewesen sind und Osanns Verbesserung von *ἀφορμῶν* in *ἀφορισμῶν* II. 328 wird durch den Inhalt widerlegt.

Nach diesen Bemerkungen über den Autor wenden wir uns zu der neuen Bearbeitung, deren Vorzüge und Mängel Durch die Vergleichung der frühern drey Ausgaben, des Cyminius, Fabricius und Putschius hat Hr. Dir. Lindemann eine Uebersicht dessen gegeben, was bisher für diesen Grammatiker geleistet worden war; die Stellen der angeführten Autoren sind überall fleißig nachgewiesen und wer es versucht hat, eine noch nie commentirte Schrift zu bearbeiten, kennt die Schwierigkeiten, die überall entgegen treten. Das vorzüglichste aber bleibt die Niebuhr'sche Vergleichung des einzigen Codex und wir wünschen nur, daß Hr. Lindem. diese überall richtig gelesen und das in den Addendis angeführte Beyspiel das einzige sey, wo er sich in den Zügen nicht zurecht finden wußte. Vieles was vor drey hundert Jahren noch lesbar gewesen scheint, fand Niebuhr bereits verwischt; alles das ist durch Zeichen im Texte selbst angedeutet, wie sich der Herausgeber überhaupt strenge, ja nur zu sehr an den Codex anschließt *) und damit eine Editio princeps mit allen Vorzügen und Fehlern geliefert hat. Selbst das entschieden falsche, wo Fabricius oder Putschius bereits das richtige hergestellt haben, ist wieder nach jener Autorität zurückgeführt. Der Text des Charisius ist mit zahllosen Fehlern gefüllt, von denen wenigstens sehr viele die neue Ausgabe nicht verunstalten sollten. Hr. Lind. Scharfsinn und Kenntniß ist bekannt genug; es würde ihm leicht gewesen seyn, durch gehörige Sorgfalt und Aufmerksamkeit weit besseres zu liefern, hätte er sich die Lehre der alten Grammatiker mehr eigen gemacht; dieses mußte ihn auf eine Vergleichung dessen, was verschiedene über dieselbe Sache geben, führen, und dadurch heben sich viele Fehler von selbst. Schon der erste Band zeigte darin eine besondere Schwäche, die Ausgabe des Charisius giebt keine Fortschritte zu erkennen, und er wäre zu beklagen, wenn die folgenden Bände auf ähnliche Weise litten; hierin muß man dem Putschius einen nicht geringen Vorzug einräumen, dort ist vieles durch die Vergleichung der Grammatiker mit einander ganz richtig hergestellt. Gewöhnlich lehrt die Sache selbst das richtige und man muß sich nur wundern, daß unverständliches wiederholt worden ist, wo jeder das wahre sogleich erkennt; wer wird z. B. folgenden Satz verstehen, wo von den Conjunctionen gesprochen wird? p. 134:

Palaemon autem ita definit: coniunctionum quaedam sunt principales, aliae subsequentes, aliae mediae, quibus utralibet parte positis sine vitio coniungatur oratio. Principalis igitur est coniunctio sed, velut

Sed te qui virum casus age fare vicissim

ut ait Virgilius. Ille enim ordo ubi postponitur, poeticus est, κατ' ἀναστροφήν factus:

Ipsa sed in somnis inhumati venit imago coniugis.

Sed ipsa subsequens est, quae media est etiam.

Warum hat Hr. L. nicht, was die Sache forderte, verbessert? Sed ipsa. Subsequens est que, media est etiam, also coniunctio principalis

*) Nur einigemale ist er sich ungleich geblieben; am fühlbarsten p. 7, wo von der syllaba communis die Rede ist: quinto quo correpta vocalis desinit in consonantem et excipitur principali littera u. Est enim in hoc longa:

invalidique patrum referunt ieiunia nati.

et in illo brevis:

Ac prior, heus inquit, iuvenes monstrate

der letzte Vers fehlt im Codex, und Fabricius hat ihn, um ein Beyspiel zu geben, eingesetzt; diesen hat Hr. L. beybehalten, ohne auch nur, wie sonst, die verdächtigen und unsichern Worte in Klammern einzuschließen, quia credibile est, tale quid a Gramm. scriptum esse. Ist dieses gegen alle Critik, und namentlich auch gegen das sonstige Verfahren unsers Herausgebers selbst, so bleibt auch das noch zu erinnern, daß dieser Vers unmöglich angeführt werden konnte. Hier wird ein Wort gefordert, dessen erste Sylbe auf einen Consonanten endet, und die nächste mit u beginnt — ium — also gerade das Gegentheil von iuvenes. Dieser Grund, der in einer Verwechslung von u und v beruht, wird sonst nirgends von den Grammatikern erwähnt, beweist aber gerade dadurch sein hohes Alter.

ist sed, das stets vorausgestellt wird, außer bey Dichtern, wie bey Virgilius ipsa sed, statt: sed ipsa, coniunctio subsequens ist que das nachgesetzt und angehängt wird, media ist etiam. Im vorhergehenden Verse ist das virum, weil es die Handschrift hat, beybehalten, obschon alle Herausgeber das nothwendige vivum aus dem Dichter gegeben haben. Ueberdieß ist die Definition der Conjunction von Palaemon ausgefallen, sie war wohl keine andere, als welche wir bey den übrigen lesen: coniunctio est pars orationis nectens ordinansque sententiam. P. 53 stehen griechische weibliche Namen, Leontion, Thyrsion, Faunion, Hr. L. verweist auf Priscianus wo dieselben stehen, aber warum verbessert er nicht Chrysion, Phanion und läßt das falsche ohne Bemerkung? Gerade weil der Text so verdorben ist, mußte wenigstens das, was sich leicht und sicher entfernen läßt, weggeräumt werden; es blieb ohnedem des schlimmen noch genug.

Für Charisius gab es noch einige Hülfsmittel, die Hr. L. mit größtem Erfolge benutzen konnte. In den Analecta grammatica haben die Herausgeber p. 77 — 124 ein Fragment einer Grammatik gegeben, das wörtlich mit Charisius übereinstimmt und dieser wichtige Fund ist Hrn. Lindem. ganz unbekannt geblieben! Daraus aber konnte er nicht bloß einzelnes falsche verbessern, sondern Lücken ausfüllen und fehlerhafte Conjecturen vermeiden. Die Herausgeber der Anal. haben überall auf Charisius verwiesen; um so befremdender bleibt es, daß Hr. L., der selbst wenigstens bey der Figurenlehre sich auf diese Anal. beruft, diese hier gänzlich ignorirt und auch die Vorrede nicht die geringste Erwähnung davon macht. Es ist ein Theil einer vollständigen Grammatik, von welcher nur das Nomen, Pronomen und Verbum, dieses unvollständig, übrig ist; nicht aber aus Charisius zusammengetragen, sondern vielmehr unserer Ansicht nach, eine der Quellen, aus welchen dieser die chaotische Mischung seines Buches vollbracht hat; so sehr ist hier alles in richtiger Ordnung und Folge, mit einigen eigenen Bemerkungen die ein Excerptor des Charisius nicht machen konnte. *) Dadurch gewinnt

*) z. B. Anal. p. 81 §. 35. Die Lehre: differentia Ablativi et septimi casus p. 78 ist ausführlich, bey Char. p. 89 nur mit wenigen Worten und ungenau; überdieß am unrechten Orte, was die Herausgeber der Anal., aber nicht Hr. L. bemerkt haben. Dagegen ist jene Stelle vollständig von Diomedes aufgenommen p. 302 — 3. Dieß ist auch den Herren Eich. und Endl. entgangen, und daraus konnte manches verbessert werden; so verwandelt sich z. B. incusante Cicerone Catilina victus est . . ἐνικήθη dadurch in: convictus est . . ἠλέγχθη. Höchst merkwürdig ist das folgende Beyspiel studente Sacerdote differentia inventa est: σπουδάζοντος Σακέρδωτος ἡ διαφορὰ εὑρέθη. dasselbe bey Diomedes, aber ἄρτως, nicht der eigene Name; rührt dieser von ihm, so hat er offenbar den Grammatiker Sacerdos nicht gekannt und das Beyspiel mißverstanden; eine solche falsche und kühne Verbesserung des Diomedes werden wir unten nachweisen. Der Grammatiker Asprus (eine mir unbekannte Form für Asper) ändert sich bey Diomedes richtig in Scaurus, womit Osanns Meynung, erst nach Probus sey der septimus casus bekannt worden, welcher auch anderes entgegen steht, von selbst verschwindet; dagegen muß der Ausspruch desselben Gelehrten, daß der Verfasser dieser Grammatik nicht eine Person mit Sacerdos sey, weil die Lehre von diesem casus in beyden ganz verschieden vorgetragen sey, als richtig anerkannt werden. Ob wohl obiges Beyspiel von Sacerdos absichtlich in Beziehung auf jenen Casus gegeben ist, und manche Bestimmungen darüber wirklich von diesem ausgehen?

dieses merkwürdige Fragment an Bedeutung, und wir können nun, da wir eine zuverlässige Vergleichung des Codex von Charisius besitzen, beyde Urkunden neben einander stellen; sie ergänzen sich wechselseitig. *) Hier einige Beyspiele p. 18 von

*) Auch die Analecta werden an mehreren Orten berichtiget; hier nur einige Stellen, p. 78 Sunt autem quaedam nomina semper pluralia ut sordes, moenia, zu ergänzen aus Charisius: quaedam nomina semper singularia, ut aurum, oleum; quaedam nomina semper pluralia. Eben so sind die §. 65. 75. 115. nach Charisius herzustellen. §. 75. fehlen nach aut per ΤΡΟΣ die Worte aut per ΚΡΟΣ. Ein Theil von §. 93. steht bey Char. p. 52. P. — §. 113. Charis. p. 23, (statt graeca et = graecae und aus Char. zu vervollständigen); manchmal ist an beyden Orten falsches, aber die Vergleichung führt

den Monoptota: in quibus et communia trium generum sunt, ut masculini feminini et neutri: nequam, frugi, nihil, nugas, pondo, m. f. n. Quamquam unum pondo non dici sciamus, sed in libram referamus, ut puta unam libram, duas libras; duo enim pondo et deinceps observamus. Jene Buchstaben m. f. n., welche in den Anal. p. 102 fehlen, sollen ohne Zweifel mancipi, fas, nefas bedeuten, von welchen wenigstens die letztern zwey nicht hieher gehören; im folgenden fehlen in den Anal. ut puta unum libram, duas libras, und sie sind wahrscheinlich eine falsche Glosse, wenigstens müßte es heißen non duas libras; nämlich man sagt libra nur im Singular, im Plural wird pondo gesetzt; darum muß referri gelesen werden, wie dort steht. Gronovius de pecunia vetere p. 57 will ganz anderes, woran der Grammatiker nicht dachte; denn diese Bemerkung kehrt auch sonst wieder, wie bey Phokas p. 325, wo die Worte observamus id quoque ausgefallen sind. Bald darauf hat Hr. L. geschrieben: Sunt quaedam neutralia tantum monoptota quae pluralibus casibus naturalem declinationem admittunt, aber nicht neutralia hat die Handschrift sondern . . . la. a, daß jene Verbesserung falsch ist, lehrt Sprache (denn was soll tantum?) und Zusammenhang; eben dieser zeigt, worauf jene Spuren führen, daß es singularia gewesen und so steht in den Anal. Die nächste Lücke pluralem . . . . . mittunt durch pluralem declinationem solemnem admittunt zu ergänzen. Mehr als hundert Stellen konnten durch die Benutzung dieser so alten und trefflichen Urkunde berichtiget werden und wir hoffen, Hr. Lindemann werde in den Zusätzen das Versäumte nachholen.

doch gewöhnlich auf das wahre; die Herausgeber der Anal. haben von Charisius nicht den Gebrauch gemacht, den sie machen konnten, wahrscheinlich weil sie dem Texte des Putschius wenig Zuverlässigkeit schenkten; jetzt können wir sicherer geben und die Gegenüberstellung beyder Urkunden wird zur unerläßlichen Pflicht. Auch das scheint zu bemerken, daß die Declination von hir, dann die Perfectform necui, (jetzt aus der Handschrift p. 145 hergestellt) welche beyde Priscianus aus Charisius anführt, in diesem Bruchstücke nicht vorkommen. Eine Abweichung eigener Art ist Char. p. 25. §. 19. von Anal. p. 95.

Eine andere Quelle, welche gleichfalls die Stelle einer Handschrift vertreten konnte, und von Hrn. L. stillschweigend übergangen ist, ist Diomedes; schon Fabricius hat die große Uebereinstimmung beyder bemerkt und er wie Putschius haben daraus manches zur Herstellung des Charisius gewonnen; nicht so die neue Ausgabe. Gleich am Anfange p. 8 wird über die Länge und Kürze des Verbalausganges der ersten Person auf o gesprochen und bemerkt, die Alten hätten die Sylbe immer lang gebraucht, auch Virgilius, der nur einmal nunc scio quid sit amor was mehrere durch Synizesis zu erklären suchten, geschrieben habe. Der Grammatiker verwirft dieses und sucht einen andern (auch durch Bentley nachgewiesenen) Grund dafür anzugeben: Illam autem opinor fuisse rationem, quod veteres secuti Graecos, apud quos ω littera ubique quidem natura longa est, plerumque tamen in ultima verbi syllaba ponitur, etiam in communi sermone prosae similiter proferebant. Ita dum id usurpavit prosa, et versus obtinuit; paulatim autem usus invertit, ut in sermone non scribo, dico et item talibus," ubi non solum correpta ponitur, sed etiam ridiculus sit, qui eam produxerit. Mirum ergo non est consuetudinem sequi et versus, nisi sicubi poeta maiorem sibi licentiam vindicabit. Jenes von der Handschrift ändert Hr. L. in der Anm. und stellt die Verbindung so her: ut in sermone do, scribo . . talibus non . . ponatur. Bey Diomedes aber p. 430 steht der ganze Artikel ausführlich und deutlich in sermone nostro scribo. (Dasselbe Wort ist p. 170 gemeynt: sermone ms) — die neue Ausgabe des Diomedes, die zu Nachträgen und Berichtigungen für den Charisius Veranlassung genug giebt, wird lehren, ob invertit in sermone nostro . . ubi o non solum correpta ponitur, oder nach Putschius, invaluit ut in sermone nostro ut scribo dico et in ceteris eiusmodi o non solum correpta ponatur, oder etwas anderes das richtige sey.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise in die Steppen des südlichen Rußlands, unternommen von Dr. Fr. Göbel, Professor der Chemie und Parmacie zu Dorpat ꝛc., in Begleitung der Herren Dr. C. Claus und A. Bergmann. Dorpat 1838. gr. 4. Erster Theil. XIV u. 325 S. mit 12. lith. Ansichten und einer Karte von der transwolgaischen Steppe. Zweyter Theil. VIII und 372 S. mit 6. lith. Tafeln.

Man muß es der russischen Regierung zum Ruhme nachsagen, daß ihr seit geraumer Zeit die wissenschaftliche Untersuchung ihres weitläufigen Reiches am Herzen gelegen und von ihr nach Kräften gefördert worden ist, wie auch, daß sie es von jeher verstanden hat, hiefür ausgezeichnete Männer zu gewinnen. Von dem trefflichen Messerschmidt an, der vor nunmehr hundert Jahren die Bahn zu solchen Untersuchungen brach, sind ihm noch im Laufe des vorigen Jahrhunderts die beyden Gmelin, Steller und vor allen andern nennenswerth Pallas, das Vorbild und Muster eines reisenden Naturforschers, nachgefolgt. Daß im laufenden Jahrhundert, wo nicht bloß Regierungen, sondern auch Private im edlen Wetteifer die Erforschung der naturhistorischen Verhältnisse naher und ferner Länder sich haben angelegen seyn lassen, Rußland nicht zurückgeblieben, ist hinlänglich bekannt. Es konnte aber auch nicht zurückbleiben, da bey der ungeheuern Ausdehnung seines Gebietes des Unbekannten oder nicht genau Gekannten noch immer genug übrig ist, und schon in finanzieller Hinsicht es der Regierung von Wichtigkeit seyn muß, durch eine immer genauere und vervollständigte Kenntniß ihres Reiches, die neuen Hülfsquellen und Erwerbsmittel ausfindig zu machen, durch welche die steigenden Bedürfnisse des Landes gedeckt werden können.

Ein auffallender Umstand hiebey ist es, daß alle bedeutenden Reisen, die auf Kosten der russischen Regierung vor sich giengen, durch Deutsche ausgeführt wurden, und daß die sonst so reiselustigen Russen an Ausführung dieser naturhistorischen Expeditionen einen höchst geringen Antheil genommen haben. Nicht als ob etwa das Interesse hiefür bloß bey der Regierung geherrscht und den Privaten abgegangen wäre — Romanzoff und Demidoff haben bekanntlich ganze Expeditionen mit königlicher Freygebigkeit ausgerüstet — aber zur Ausführung haben sich unter den National-Russen immer nur wenig Theilnehmer gefunden, und so war es zunächst die deutsche Intelligenz, durch welche russische Munificenz auf dem Gebiete naturwissenschaftlicher Forschungen sich wirksam und bemerklich machen konnte.

Zur Zahl dieser Reisenden gehört auch der Verf. des vorliegenden Buches. Ein längst gehegter Wunsch, wie er in der Vorrede sagt, trieb ihn in die öden transwolgaischen Steppen, in der Ueberzeugung, daß dieselben auch ihm, dem Chemiker, sich nicht undankbar erweisen würden. Sein Augenmerk war dabey zunächst gerichtet „auf die Untersuchung der reichen Kochsalz-, Bittersalz- und Glaubersalz-Seen, so wie der ausgetrockneten Salz-Seen und ihrer ausgewitterten Salzmassen; auf die genauere Erforschung der verschiedenen Salzkräuter, hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung, ihrer Anwendbarkeit zur Sodafabrikation und ihres Gehaltes an Natron in verschiedenen Zuständen

ihres Wachsthums; auf die chemische Analyse des Wassers vom kaspischen, schwarzen und asowschen Meere, so wie der gasförmigen Exhalationen der Schlammvulkane Tamans, während barometrische Messungen, hodometrische Bestimmungen und Einsammlung der wichtigern Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreiches ebenfalls nicht unberücksichtigt bleiben sollten."

Zur Ausführung dieser vielerley Rücksichten erhielt der Verf. einen achtmonatlichen Urlaub und die im Etat der Universität Dorpat für wissenschaftliche Reisen ausgesetzte Summe von viertausend Rubeln B. A. als Unterstützung. Zwey seiner Schüler entschlossen sich ihn zu begleiten, nämlich A. Bergmann aus Petersburg und Dr. Claus, damals sein Amanuensis im chemischen Kabinet, ein guter Zeichner und Freund der Pflanzen- und Insectenkunde, deren Berücksichtigung auf der Reise ihm auch zunächst übertragen wurde. Am 21. Januar 1834 trat der Verf. die Reise an, die zuerst nach Petersburg gieng, das er aber schon wieder am 1. Februar verließ und am 5ten in Moskau anlangte.

Hier verweilte er sechs Tage und suchte so viel als möglich die Zeit zu benützen, um wenigstens einen Totaleindruck dieser alten merkwürdigen Zarenstadt zu gewinnen. Schon der Kreml für sich, mit seinen Palästen und andern Gebäuden ist eines der sehenswürdigsten und prachtvollsten Denkmale älterer Zeiten. Hier ist auch die kolossale Glocke von 6,400,000 Pfund Gewicht. Am meisten interessirte ihn das Museum des Orouscheinaja Palata, wo ungeheure Schätze des russischen Kaiserhauses aufbewahrt werden, wie es dieselben erworben, erbeutet, als Tribut oder als Geschenk auswärtiger Fürsten oder von Städten erhalten hat. Unter andern großen Gebäuden zeichnet er besonders aus das herrliche Findelhaus und das Exercierhaus, in welchem gegen 10,000 Mann manövriren können.

(Fortsetzung folgt.)

Corpus Grammaticorum latinorum veterum collegit, etc.

(Schluß.)

In der Definition des Nomen pag. 88, hat Hr. Lindemann gegeben: Nomen est pars orationis cum casu, sine tempore, significans rem corporalem aut incorporalem, proprie communiterque, proprie ut Roma, Tiberis, communiter ut urbs, civitas, flumen. Schon Fabricius hat, was der Gedanke und die Sprache fordert, denn die Nomina sind nicht beydes zugleich, communiterve verbessert, dasselbe steht in den Anal. bey Diomedes p. 305, bey Donatus p. 1743, wo Hr. Lindem. ohne Variante das richtige gegeben hat, und wo nicht überall bey den Grammatikern? Auch für das III. Buch vom Verbum konnte manches gewonnen werden, dort fand er z. B. die Bestätigung seiner Aenderung von vageo in augeo p. 145 und eine sorgfältige Vergleichung dessen, worin die Grammatiker übereinstimmen und von einander abweichen, würde auch für den Text des Autors sehr ersprießlich geworden seyn; p. 146 hat Hr. L. geschrieben: Sexta forma est qua perfecto prima syllaba ex correpta producitur, velut rumpo, pis, rupi; fundo, dis, fudi; cudo, cudis, cudi. Das letzte Beyspiel hat Fabricius und Putschius gestrichen; denn es ist kurz vorher unter jenen aufgeführt, welche im Perfectum s haben und Priscianus bemerkt ausdrücklich: cudo secundum Diomedem et Charisium et Phocam cusi, secundum alios cudi, Hr. L. jedoch meynt, hier sey die zweyte Form erwähnt; aber das Beyspiel paßt nicht, denn cudo ist lang und Charisius spricht von solchen Verben, welche den kurzen Vokal des Präsens im Perfectum verlängern, auch bey Diomedes steht das Wort nicht.

Noch erwähnen wir eines Bruchstückes, das Beziehung auf Charisius hat und wovon die neue Ausgabe nicht erforderlichen Aufschluß giebt. Janus Parrhasius hatte zu Mailand 1504 einige Grammatiker herausgegeben. Nach der Metrik des Ati-

lius Fortunatianus (p. 2685 P.) folgen anderthalb nicht dorthin gehörige Blätter, wovon die eine Hälfte die Aufschrift Donatiani fragmentum trägt; schon Cyminius p. IV. bemerkt *εἰ γνήσιόν ἐστι*; und Fabricius p. 4. 27, ebenso Bondamus behaupten die wörtliche Uebereinstimmung mit Charisius; Hr. Lindemann theilt p. 66 eine Stelle mit, woraus sich auf das ganze schließen läßt; bey Charisius heißt es aus Romanus: Analogia est ut Graecis placet, *συμπλοκὴ λόγων ἀκολούθων* caque generalis est; specialis vero est quae spectatur nunc in rebus, nunc in rationibus occupata cui Graeci modum istiusmodi condiderunt. Analogia est in *συμπλοκῇ λόγων ἀκολούθων ἐν λέξει*. (Der Herausgeber der wiederholt *ἀκολουθῶν* schreibt, hat nicht gesehen, daß hier die vollständige Definition folgt und folgen muß: condiderunt: *ἀναλογία ἐστὶν συμπλοκή*, wo nicht einmal *ἐστὶ* nothwendig ist. Vrgl. p. 111); bey Donatianus steht dieser Gedanke in folgender Gestalt: Ars grammatica accepta ex auditorio Donatiani artificialia cum contrariis. loquendi facultatem usus invenit, ratio comprobavit; ratio dirigitur in duas species, quarum alteram aetimologiam, alteram analogiam graeci dixerunt, aetimologia est verborum in usu credibilis enumeratio, ideoque quasi Antologia dicta est. Analogiam sic Graeci definierunt: Analogia est in symploce * * * id est connexus orationum consequentium. huiusce generalis analogiae species quaedam spectatur in rebus, quaedam in rationibus. hanc analogiam Graeci quae spectatur in dictionibus, sic definierunt: analogia est * * * id est connexus orationis in dictione.

Schon dieses beweist, daß wenn auch beyden eine gemeinschaftliche Quelle zu Grunde liegt, die Abschrift nicht unmittelbar aus Charisius genommen ist. Es folgt aber bey Donatianus außerdem noch etwas, was bey Charisius nicht steht, und doch stehen soll, die Bemerkung der Beugung; alle Analogie nämlich bey den Alten gründet sich auf Declination der Wörter; vergl. Varro p. 586; gerade diese Definition, worauf sich doch das nächste bey Charisius bezieht, ist nicht angegeben; bey Donatianus aber wird nach obigem so fortgefahren: huius (scrib. huic) vero analogiae quae est in verbis, illa quoque analogia subiecta est quae procedit per similium comparationem, quae sic definitur a quibusdam. Analogia * * * id est, connexus orationum consequentium in declinationibus partium orationis in * * * quinque observationes tradit per quas possint inveniri similia, ut ejusdem sint generis, casus, exitus, numeri syllabarum, soni. Aristarchus auditor ejus adicit differentiam, id est, ne simplicia cum compositis comparemus. hactenus de nomine Analogiae. Nunc de ipsa analogia incipiamus. A littera finiuntur Romana nomina u. s. w. was p. 27 — 28 wörtlich bis zu den Worten emblemata et similia steht, worauf folgt: Romana vero nomina nominativo ... cum e littera terminantur in tertiam scilicet declinationem, (§. 5.) womit das Fragment schließt. Es wird daher keine eitle Vermuthung seyn, anzunehmen, daß bey Char. die Worte: huic vero . . *ἀναλογία ἐστὶ συμπλοκὴ λόγων ἀκολούθων ἐν κλίσεσιν* durch Gleichklang ausgefallen seyen. Sehr merkwürdig aber ist, daß die Lehre der Analogie selbst hier mit p. 27 beginnt; diese Ordnung ist sicher nicht aus Char. zusammengestellt, sondern aus einer ältern Quelle, die jener gebraucht hatte, wahrscheinlich Romanus, erhalten. Aus diesem Fragmente des Donatianus haben Fabricius und Putschius manche ihrer Lesearten gewählt, was in der neuen Ausgabe, welche es ganz unberücksichtigt ließ, nicht angezeigt ist.

Das Gesagte mag hinreichen einzusehen, daß, obschon dieser Grammatiker durch die Niebuhr'sche Collation unendlich gewonnen hat und er jetzt erst mit Sicherheit gebraucht werden kann, der Herausgeber ihm doch nicht die verdiente Sorgfalt angedeihen ließ, und der Gebrauch für jeden, der nicht für sich den ganzen Autor selbst durchgearbeitet hat, erschwert ist; wir wollen noch einige Stellen, wie sie sich aus der großen Fülle uns darbieten, zur weiteren Bestätigung hervorheben. Pag. 23 Cicero in Verrem quarta tantum emblematum zu schreiben: quarto tamen emblematis. Pag. 34 Cummi et sinapi Graeca sunt et Plautus dixit Teritur

sinapi cuius genitivus cum s profertur, huius sinapis. In der Anmerk. will Hr. L. auch bey Plautus sinapi und den ganzen Vers dort so herstellen: teritur sinapi scleratum; illis qui terunt. Derselbe Vers wird p. 83 aus Romanus angeführt, dort aber verbessert Hr. L. teritur sinapis scelera quae illis qui terunt, wem soll man nun glauben? es konnte leicht schon aus der Fassung des Satzes erkannt werden, daß es heißen müsse: sunt, set Plautus dixit teritur sinapis; überall wird dieses Beyspiel des Plautus als eine Ausnahme angeführt. Pag. 20 ist zu lesen: hic ensis, ensicula, ensiculus in Rudente Plautus cf. p. 89 wo ensiculum zu streichen, (in den Anal. steht ensicula unrichtig wiederholt), aber hier muß das Foemininum bezeichnet werden. Pag. 37 Item ex tertio ordine haec in quaestionem veniunt ut quare nubes nubis, et fides fidei, ex litteris productis elata. Siquidem i habuerint ante es syllabam, genitivum faciunt per i, veluti acies, aciei, dies, diei, luxuries, ei, excepto hoc uno nomine quies quod facit quietis ... Cicero autem aliter declinavit secutus numerum.

Huius pernities ratione illa quod cum nominativus pluralis a genitivo singulari proficiscatur sitque aut idem aut earumdem syllabarum ut huius scholae, hae scholae . . aeque genitivus sequi debet nominativum pluralem. Ideo Cicero pernicies causa genitivum extulit. Hier ist, nachdem endlich die gewaltsamen Interpolationen des Fabricius und Putschius aus dem Wege geräumt sind, noch etwas weiter zu gehen; die Erwähnung Ciceros bezieht sich überhaupt nicht auf das angeführte Beyspiel von requiem, sondern auf pernicies causa, darum muß man verbinden: Cicero autem aliter declinavit secutus numerum huius pernicies, erst dadurch erhalten die Worte secutus numerum ihre Bedeutung, vrgl. Anal. p. 96. Pag. 54 Aro . . tem deis ist Raro autem de deis. Pag. 60 §. 32. aus Anal. p. 218 herzustellen. Pag. 95 §. 1. ist coniugatio zu streichen. Pag. 109 vilis vile in utilis, utile zu ändern. Pag. 164 *Ἀστειισμὸς* est allegoria cum urbanitate ut Philippus cum vellet Moritas hostis suos in potestatem redigere, scripsit missos a se milites, quoniam comperisset eos seditionibus vexari et bonorum amicorum esse in tali tempore subvenire. So hat Hr. L. aus dem Codex gegeben; Diomedes hat dasselbe Beyspiel, aber für jenen Namen: Persas in suam potestatem, das ist eine ganz unverständige und kühne Interpolation des Diomedes, der was er nicht verstand, nach Belieben änderte. Das Beyspiel hat sich aus den rhetorischen Büchern hieher in die grammatische Sammlung verirrt und ist aus Demosth. Philipp. III. p. 113 genommen, wornach Oritas zu verbessern. Pag. 168:

> Vidi te, Ulyxe, saxo sternentem Hectora,
> Vidi tegentem clupeo classem Doricam:
> Ego tunc pudendam trepidus hortabar fugam!

Hr. L. locus unde petitus sit nescio, wir glauben, daß man an diesen Worten den Charakter und die Person des Aiax im Streite mit Ulyses um die Waffen des Achilles nicht verkennen kann, sie fallen demnach dem armorum judicium des Pacuvius zu. — Doch genug, wir wollten den geehrten Herausgeber, von dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn wir Beweise genug haben, nur darauf aufmerksam machen, bey einem Werke, das der Zukunft auf Jahrhunderte dienen soll, auch die nöthige Sorgfalt zu beobachten; eine wiederholte Durchsicht des Charisius wird ihm sicher die Veranlassung geben, das hier versäumte in einem Nachtrage reichlich einzubringen. Von Druckfehlern erwähnen wir p. 35 *Ἱπποκόοντος* p. 76 *Μέμνωνος*, öfters ist eine lateinische Endung, statt des griechischen, tos, für τος, p. 12 und im folgenden falsche Zählung X statt XII, p. 47 aerum für aerem, p. 24 is für in, p. 158 §. 2. a adiectione.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Reise in die Steppen des südlichen Rußlands, unternommen von Dr. Fr. Göbel.

(Fortsetzung.)

Am 13. Februar verließ der Verfasser Moskau, und unter mancherley Beschwerden, wie sie die Jahreszeit mit sich brachte, erreichte er am 25. Saratow, wo er zur Weiterreise in die Steppe den Eintritt des Frühlings erwarten und sich dazu hier die nöthigen Reisebedürfnisse anschaffen mußte. Chemische Analysen, barometrische und hygrometrische Beobachtungen gaben außerdem volle Beschäftigung. Indeß hatte der April begonnen und noch erlaubten Weg und Witterung die Abreise von Saratow nicht. Der Schnee schmolz nur langsam und wurde öfters durch neugefallenen ergänzt. Die Wege waren ganz unfahrbar, besonders in den Wolgagebirgen, wo sie über Schluchten hinwegführen, die im Frühjahre mit Schnee und Thauwasser angefüllt sind. Am 4. April zeigten sich am Abhange der Wolgagebirge die ersten sproßenden Pflanzen von Ornithogalum pusillum und Valeriana tuberosa; am 8ten waren jedoch schon Bulbocodium vernum, Adonis wolgensis und Tulipa Gesneriana und silvestris in Blüthe, die Steppe streifte immer mehr ihr winterliches Gewand ab, so daß der Verf. am folgenden Morgen abzureisen beschloß, als in der Nacht von dem 8. auf den 9. April einer jener verheerenden, von Schneegestöber begleiteten Steppenstürme hervorbrach und der Abreise neue Hindernisse entgegensetzte. Da man mit diesen Steppenstürmen bey uns wenig bekannt ist, und sie gleichwohl zu den furchtbarsten Erscheinungen mit gehören, wie denn im Jahre 1833 bey einem solchen Unwetter im Saratow'schen Gouvernement gegen 1700 Stück Vieh und 50 Menschen umkamen, so theilen wir des Vers. Bericht über den von ihm erlebten Sturm mit.

Ein solcher Sturm, sagt er, ist sehr verschieden von einem Sturme im Innern des Landes, er gleicht mehr dem Sturme auf offenem Meere. Saratow liegt nach Osten an einer Steppe, die sich über den Uralfluß hinweg mehrere tausend Werste weit nach Asien hinein erstreckt. Nordwestlich, westlich und südlich ist das Gouvernement noch so wenig bebaut und bewohnt, daß man diese ganze Fläche ebenfalls als offenes Land betrachten kann. Auf diesen ungeheuren Ebenen findet der Sturm keinen Widerstand und mit rasender Schnelle durchbraust er daher diese Einöden, alles Leichtere und Bewegliche mit sich fortreissend, oder festere, ihm Widerstand leistende Gegenstände zerstörend. Auf den Strassen ist man nicht im Stande, mit dem Gesichte gegen die Windseite gekehrt zu athmen; man hat Noth, sich auf den Füssen zu erhalten. Vergeblich sind die Bemühungen, ihm auf der Straße entgegen zu schreiten und schon der bloße Versuch versetzt durch die ungeheuere Anstrengung in Schweiß; der die stärksten Hüllen durchdringende Wind verursacht Erkältung; es tritt Ermattung ein, und im freyen Felde ist dann dem armen Wanderer der Tod gewiß. Nachts ist es unmöglich, sich aus einem Hause ins andere zu finden. Bricht ein solches Unwetter aus, was in der Regel ganz unerwartet der Fall ist, so müssen z. B. Gäste da bleiben, wo sie sich eben befinden; man würde riskiren, auf den Straßen der Stadt umzukommen, da man wegen des Schneegestöbers das Gesicht nicht gebrauchen kann und vom Sturme überwältigt wird. Besonders verderblich ist ein solches Unwetter den Heerden der

Wolga- und Steppenbewohner. Die eben auf der Weide befindlichen Thiere gehen dabey zum Theil zu Grunde, denn nur diejenigen werden gerettet, welche der Landmann beym Anbeginn des Sturms noch in Sicherheit bringen kann. Die Schafe kriechen gewöhnlich in Haufen zusammen, werden eingeschneit und erfrieren. Das Rindvieh dagegen läuft in der Richtung des Sturmes fort, bis es vor Ermattung, Erkältung und Mangel an Nahrung umkömmt, oder in einer Schlucht sich todtstürzt, oder im Schnee erstickt. Die Pferde gehen nicht mit dem Winde wie die Rinder, sondern laufen mit weit aufgesperrten Nüstern demselben entgegen, so daß die Eigenthümer sie oft Hunderte von Werften weit aufsuchen müssen, wobey freylich ebenfalls viele verloren gehen. Die Dauer eines solchen Sturmes ist gewöhnlich drey Tage, und zwar dergestalt, daß in den ersten 24 Stunden Sturm und Schneegestöber unausgesetzt fortwüthen, worauf sich beydes, jedoch mit Unterbrechung von 3, 6, auch 12 Stunden, aber in immer schwächerem Maaße wiederholt. Bisweilen treten auch während der ersten 24 Stunden kleine Unterbrechungen ein, allein dann sind die nachfolgenden Zwischenräume der Ruhe kürzer.

Am 15. April erlaubte es endlich die Witterung, die Reise weiter fortzusetzen, welche zunächst über Kamyschin nach dem Elton-See, einem der berühmten Salzseen der Steppe gieng. Derselbe hat einen Umfang von ungefähr 30 Werste und wird auf Salz benützt. Seine Oberfläche war noch nicht mit einer Salzrinde belegt, wie dieß später im Jahre zu geschehen pflegt, doch bildeten sich überall auf derselben eine Menge Salzkrystalle, welche zu Boden sanken, so wie sie eine gewisse Größe und Schwere erlangten. Die Lufttemperatur betrug jetzt + 18° R., die des Seewassers + 16° R. Nachdem die Untersuchung des Sees beendigt, und vom Wasser, der Luftschicht über demselben und dem Schlamme, der sich näher am Ufer abgesetzt, zum Behuf künftiger Analysen das Nöthige eingesammelt war, gieng die Reise weiter nach der benachbarten Kirgisen-Horde, deren Khan von der Ankunft des Reisenden durch den Kriegs-Gouverneur von Orenburg in Kenntniß gesetzt, ihn bereits an dem Gestade des Elton-Sees durch eine Gesandtschaft hatte begrüßen und einladen lassen. An der Gränze seines Gebietes erwarteten den Verf. abermals die Abgeordneten des Khans mit frischen Pferden, welche den Reisenden Abends bey völliger Dunkelheit nach dem Pallaste des Fürsten brachten, wo Alles festlich beleuchtet und zum Empfang der Gäste vorgerichtet war.

Da es den Leser wohl nicht minder als Ref. interessiren wird, zu erfahren, „wie die Kultur, die alle Welt beleckt," am Hofe des Kirgisen-Khans inmitten der Steppe sich eingedrungen und gestaltet hat, so theilen wir den Empfang des Reisenden und seine Schilderung der häuslichen Einrichtung des Steppenfürsten mit. Der Schwager des Khans war dazu bestimmt, den Professor zu bewillkommnen und einzuführen. Die Reisenden wurden in einen großen, durch Wachskerzen hell erleuchteten Saal geleitet, aus diesem in ein, mit herrlichen persischen Teppichen belegtes Gemach, dessen Wände mit den kostbaren Waffen des Khans geschmückt waren, und hierauf in ein daran stossendes, auf europäische Weise möblirtes Zimmer, das ihnen zum Aufenthalte angewiesen wurde. Die Möbeln waren sämmtlich von Mahagoni; große Spiegel und Kronleuchter fehlten nicht, auch war ein großes, mit Teppichen belegtes Bett aufgeschlagen. Bald erschienen Diener mit feinen Handtüchern und einem großen silbernen Waschbecken, während andere Thee servirten und in großen vergoldeten Schalen Kumys (gegohrne Stutenmilch) und Airan (gesäuerte Kuhmilch) reichten. Bald darauf wurde ein Tisch auf europäische Art gedeckt, mit einer vortrefflichen Suppe von Reis und Lammfleisch, dem asiatischen Pillaw und Lammsbraten besetzt, wobey ein feiner Château Margaux und Haut-Sauterne nicht fehlten.

Am andern Morgen hatte der Verf. Audienz und wurde von dem Fürsten sehr gnädig empfangen. Der Khan Dschanghir ist, nach der Schilderung unsers Reisenden, ein Mann von ungefähr dreyßig Jahren, kräftig gebaut, von mittlerer Größe und vorherrschender mongolischer Gesichtsbildung. Die Farbe seines Gesichtes ist blaßgelblich, die Augen grau und freundlich, die Haut der Hände zart und weiß, Kinn, Augenbraunen und Stutzbart enthielten nur sparsamen Haarwuchs von hellbrauner

Farbe. Er sprach gern und geläufig russisch. Sein Anzug bestand in einem Kaftan von violettem Sammet, reich mit goldenen und silbernen Tressen besetzt, eben solchen Pantalons, einer mit Gold gestickten Sammetweste, und einer spitzigen, mit Zobel verbrämten, goldgestickten Sammetmütze. Ein mit Amethysten besetzter Gurt umschloß den Leib, und daran hieng ein tscherkessischer Dolch und ein krummer Säbel. Auf der rechten Seite des Kaftans war der Stern des St. Annenordens befestiget. Der Verf. theilt eine sehr charakteristische Abbildung des Khans in seinem Staatskleide mit und daneben einen gemeinen Kirgisen in seiner gewöhnlichen Tracht. Die Gesichtsbildung in diesen und mehreren anderen Figuren deutet entschieden auf die mongolische Rasse hin.

Die Wohnung des Khans besteht in einem geschmackvoll erbauten hölzernen Pallaste, umgeben von mehreren kleinen Häusern für die Minister seines Hauses und die Sultane, von welchen stets sechs um ihn sind, mit mehreren Volksältesten. Diese Wohnungen ließ die russische Regierung errichten, doch werden sie nur im Winter benützt, da im Sommer der Khan unter Zelten in der Steppe lebt. Er besitzt ein bedeutendes Privatvermögen; große Heerden von Schafen, Rindern, Kameelen und gegen 3000 Pferde. Die Anzahl der in der Steppe nomadisirenden Kirgisen besteht, nach des Khans Angaben aus 189,300 Individuen, die in 16,550 Kibitken oder Jurten herumziehen, 99,300 Kameele, 165,000 Stück Hornvieh, 824,500 fettschwänzige Schafe und 496,500 Pferde besitzen. Früher betrug die Anzahl der Schafe 3 Millionen; sie war indeß bis auf obige Zahl durch strenge Winter, Stürme, Seuchen u. s. w. herunter gekommen, ist jetzt aber wieder bedeutend im Zunehmen. Mit den russischen Kaufleuten treiben die Kirgisen einen lebhaften Handel, indem sie im Jahre 1828 von selbigen nahe an 3 Millionen Rubel für verkaufte Schafe, Pferde, Felle und Talg einnahmen.

Der gegenwärtige Kirgisen-Fürst stammt von einem alten Khan-Geschlechte, das im vorigen Jahrhunderte die kleine und einen Theil der mittleren Kirgisen-Horde beherrschte. Zwistigkeiten unter derselben bewogen indeß den Sultan Bukei, einen Sohn Nuralis, Khans der kleinen Horde, sich im Jahre 1805 der russischen Regierung zu unterwerfen, welche ihm die seit der Flucht der Kalmuken unbewohnte Steppe zwischen der Wolga und dem Uralfluße anwies. Bukei wurde 1812 zum Khan ernannt, daher diese Kirgisen auch den Namen der Bukeischen Horde führen. Die Khanwürde gieng auf seinen Sohn Dschangir über, den die russische Regierung auch noch mit einer Leibwache von 50 Mann uralischer Kosaken umgab; in wie fern er um diese Auszeichnung angehalten, wird weiter nicht gesagt.

Nachdem wir einmal mit dem Khan und seiner Hof- und Staats-Einrichtung bekannt geworden sind, wird man es uns nicht verübeln, wenn wir uns auch noch nach seiner Tafel erkundigen. Der Professor weiß nur Rühmliches von derselben zu erzählen. Als er von der erstén Morgenpromenade zurückkehrte, wurde ihm ein Frühstück präsentirt, das aus Liqueur, Wein, Kumys, Butter, Käse, Kaviar und Pferdeschinken bestand. Bey der Mittagstafel präsidirte der Khan. Eine Menge Gerichte, wovon die meisten Schaffleisch auf verschiedene Weise zubereitet enthielten, folgten, auch fehlten dabey der orientalische Pillaw und Pferde-Schinken nicht. Die anwesenden Europäer tranken Champagner, der Khan mit seinen Sultanen, als Mahomedaner, begnügten sich mit Kumys. Der Verfasser vermuthet indeß, daß diese Enthaltsamkeit vom Weine nicht immer stattfinden möchte, indem, nach der Versicherung des fürstlichen Leibarztes, die jährliche Weinrechnung gegen 14,000 Rubel betragen soll. Die Speisen soll der Khan jedoch nicht gern, sondern nur aus Höflichkeit gegen die Gäste mitgenießen; außerdem aber es vorziehen, mit seinen Leuten, oft mit 100 — 200 derselben, auf gut kirgisische Weise, d. h. unmittelbar mit den Fingern, Schaf- und Pferdefleisch zu schmausen. Nach aufgehobener Tafel begab sich die Gesellschaft ins Audienzzimmer, wo Kaffee servirt wurde. Abends wurde Confekt und eingemachte persische Früchte präsentirt.

Zwey Tage verweilte der Reisende im gastlichen Pallaste des Khans, und verließ dann denselben, mit einem schönen Dolche und seine Gefähr-

ten mit seidenen bucharischen Schlafröcken beschenkt. Zur bequemen Weiterreise durch sein Gebiet hatte der Fürst alle Vorsorge getroffen, und so gieng es frisch und rasch durch die Steppe hindurch, bis man den ersten Kosaken-Vorposten Glininoi erreichte, wo die Salzseen untersucht und dann die Reise nach der Festung Kalmukowa am Uralfluße fortgesetzt wurde, wo der Verf. die östliche Richtung verlassend, sich südwärts nach der Festung der Inderskischen Berge wandte. Diese Festungen gehören zu der Vertheidigungslinie, welche gegen die Einfälle der Kirgisen am rechten Ufer des Urals bis zu seiner Mündung ins kaspische Meer errichtet und von den uralschen Kosaken besetzt ist. Eine solche Festung besteht übrigens nur aus einem, vor dem Kosakendorfe errichteten Erdwall von ungefähr 6 — 10 Fuß Höhe, der die Wohnung des Kommandanten mit den dazu gehörigen Nebengebäuden umschließt. Den Eingang zu dieser Festung bildet ein Thurm von zwey Stockwerk Höhe, unten mit einem Thore zur Einfahrt, vor welchem ein Wachtposten steht. Auf dem Thurme ist in Zeiten der Gefahr ebenfalls eine Wache aufgestellt. Außerdem befinden sich noch zwischen diesen Festungen, die 15 — 20 Werste aus einander liegen, besondere Wachtposten, die ebenfalls verschanzt sind.

Des Verfassers Hauptaugenmerk war hier der Inderskische Salzsee, dessen Salzgehalt übrigens nicht beträchtlich ist. Von der Veste Gurjew aus wurde eine Fahrt in das kaspische Meer unternommen, um Wasser zur chemischen Untersuchung zu schöpfen. Merkwürdig ist hier an den Ufern die fortwährende Zunahme des Landes. — Alte Kosaken, die von ihrer Jugend an an der Küste gelebt und hier Fischerey getrieben hatten, versicherten die Reisenden, daß noch vor 10 — 12 Jahren ein großer Theil des jetzt mit Schilf bedeckten Landes zwischen den Uralmündungen unter Wasser gestanden habe; eben so behaupten sie auch, und Goebel bestätiget es, daß das Verschlemmen und endliche Austrocknen der Uralkanäle nicht von festen Theilen, welche die See anschwemme, sondern durch die Erdtheile, welche der Fluß mitbringe, bewirkt werde.

Den Weg nach Astrachan wählte der Verf. längs dem nördlichen Ufer des kaspischen Meeres. Seine besondere Aufmerksamkeit nahmen die Salzseen in Anspruch, die durch eine sogenannte Salzwache, aus Kosaken und Linienfoldaten bestehend, beaufsichtiget werden. Um Kokrinskoi lagen 10 — 12 solcher Teiche, die sich im Frühjahre mit Schnee und Regenwasser anfüllen, das jedoch im Sommer wieder verdünstet; schon jetzt (18. May) waren einige trocken und zeigten nur in der mit Salz bedeckten Mitte noch Ueberreste einer concentrirten Salzlauge. Außer den Teichen enthielt hier jedoch der Boden fast überall Salz, auch waren noch 10 — 12 andere kleine Vertiefungen vorhanden und zwar mit Sand überschüttet, unter welchem dicke Lagen des schönsten Kochsalzes vorkamen. Das Salz findet man hier, wie am Elton-See, in abwechselnden Lagen mit schwarzem Schlamme. Die Tiefe dieser Salzlager ist noch nicht erforscht, da man sie bisher nicht benützte; man weiß nur so viel, daß es hier am nördlichen Ufer des kaspischen Meeres unerschöpfliche Salzmagazine giebt.

Astrachan gewährt, nach des Verf. Schilderung, durch seine großen Gebäude, seine schönen und breiten Strassen, seine mit Bäumen besetzten Kanäle und die majestätische Wolga mit ihren grünenden Inseln einen erfreulichen Anblick. In den Strassen bewegt sich ein buntes Gemisch aus verschiedenen Nationen. Der Handel mit den asiatischen Völkern ist bedeutend. Um die Stadt herum wird viel Weinbau betrieben, doch ist der Wein weder von besonderer Güte noch Haltbarkeit, da man seine Behandlung nicht versteht; die Trauben sind indeß vortrefflich. Besondere Gegenstände der Untersuchung waren die benachbarten Salzseen, unter welchen die Glaubersalzseen am Kigatsch von großer Wichtigkeit werden können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen, und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen, für Naturforscher und Aerzte bearbeitet von Dr. Carl Gustav Carus. Erster Theil 1838 (372 S.); zweyter Theil 1839 (460 S.)

Der Verfasser dieses gehaltvollen Werkes hat sich schon durch seine früheren, rühmlich anerkannten Arbeiten, namentlich in jenen über vergleichende Anatomie und Psychologie um das Gebiet der Lehre von dem Leben und von der organischen Verleiblichung ein hohes Verdienst erworben; in seinem System der Physiologie, dessen Propyläen hier vollendet vor uns stehen hat er den Anbau jenes reichen Gebietes noch auf eine andere, umfassendere Weise versucht.

Wir wissen von ihm, daß er nicht bloß die Gabe besitzt, die Natur mit klarem kräftigem Sinne zu beschauen und zu erfassen, sondern zugleich auch jene, das Angeschaute mit künstlicher Hand nachzubilden. Obgleich nun der große Gegenstand der Geschichte des organischen Lebens, in solcher Tiefe aufgefaßt, wie dieses in dem hier vor uns liegenden Werke zu thun versucht wird, nicht überall von dem hellen Tageslichte der sichren Wahrnehmung bestrahlt wird, sondern nicht selten in ein Dunkel sich verliert, in welchem das Auffassen der Grundzüge durch das Auge und ihr Nachbilden durch die Hand großen Schwierigkeiten unterliegt, so hat sich dennoch unser Verfasser der Lösung seiner Aufgabe mit einem Erfolge genaht, der uns am besten anschaulich werden wird, wenn wir uns hier einige Hauptmomente des Bauplanes seines „Systemes der Physiologie“ vor Augen legen.

Die Physiologie, so beginnt er, soll uns die stets sich wandelnden Gestaltungen der organischen Verleiblichung als „zeitliche Aeußerung des Lebens selber,“ welche „aus dem Leben als Folge sich ergeben“ erkennen lehren; zunächst ist sie uns eine Betrachtung „des innerlich Wesentlichen und des äußerlich mannigfaltig Erscheinenden der gesunden leiblichen Lebensvorgänge des Menschen.“ Das Leben selber bestehet in einem fortwährenden Erhalten und Wiederherstellen des Leibes; ist ein „Darleiben,“ ist ein beständiges Werden und Fortschreiten; ein Leben, welches nicht fortschreitet, ist schlechterdings undenkbar, ist kein Leben. Aber alle die verschiedenen Stufen und Zustände des Werdens an dem Lebenden gehören nicht verschiedenen Wesen, sondern nur einem an, welches alle jene Mannichfaltigkeit bedingt und verknüpft; — dieses ist die zweyte, nothwendig ins Auge zu fassende Seite des Lebens. Jene Einheit, welche das Bleibende, Stetige in dem Verlauf und den Veränderungen des Lebens ist, entzieht sich allerdings der sinnlichen Wahrnehmung; wir finden jedoch in der Tiefe unseres Bewußtseyns ein Vermögen dieses Nichtsinnliche zu vernehmen: die Vernunft. Durch diese erfassen wir die bestehende Einheit des Lebens als das Urbild, als die Idee desselben. Die Verschiedenheit der Lebensformen aller Lebendigen ist in der Mannigfaltigkeit der ihrem Daseyn vorschwebenden Urbilder begründet, welche innerhalb eines ewigen, göttlichen Urbildes aufgieng. Dasjenige, woran die Idee zur Erscheinung kommt, ist unserm Verf. das Bewegliche oder Bestimmbare im Raume, welches er Aether nennt. Beyde jedoch, die Idee

und die ätherische Substanz, sind nur verschiedene Manifestationen, verschiedene Pole eines und desselben ewigen, göttlichen Urwesens; beyde weichen nur deßhalb scheinbar aus einander, um in vollkommenster stetiger Durchdringung unausgesetzt sich zu bethätigen. Eine solche Durchdringung und Vereinigung zweyer ihrem Wesen nach unendlicher und ewiger Factoren kann nur unter der Bedingung eine vollkommene genannt werden, wenn sie auf alle diesen Factoren mögliche, mithin ebenfalls unendliche Weise sich verwirklicht. Hierinnen liegt der Grund einer absolut unendlichen Mannigfaltigkeit der Welterscheinung, d. i. „einer ins Unendliche fort und fort wechselnder Gliederung der Idee durch Polarisirung des Aethers;“ zuletzt „beruhet die Erscheinung des Weltganzen lediglich auf einem höchsten und göttlichen Lebensacte“ und kann nur von der Erkenntniß eines solchen aus erklärt und begriffen werden.

Die Natur ist die ununterbrochen sich umgestaltende, immer nur scheinbar beharrende unendliche Offenbarung des Allebens, jene als Makrokosmus umfaßt die Erscheinungen des aus dem Alleben abgeleiteten besondern Lebens als Mikrokosmen oder Organismen. Obgleich das Alleben an und für sich den Begriff eines irgend einmal völlig aufhörenden Lebens oder absoluten Todes ausschließt, trifft dennoch die Theilorganismen eben als Theile eines beständig sich neu gestaltenden Ganzen ein Loos des Todes oder Sterbens, während schon der Verlauf ihres Lebens in einem beständigen Sichselbstvernichten und Wiedererzeugen bestund. So wie die besondere Idee des Organismus oder „Gliederbaues“ aufhört, sich in diesen bestimmten Naturelementen, d. i. Aetherformen zu bethätigen, hört auch der Organismus auf zu seyn, es bleibt nur das den Elementen aufgeprägte Schema als Leiche (vom altdeutschen Lihhamo oder Leibhülle) zurück, welche bald wieder von dem Kreise des Weltlebens absorbirt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in die Steppen des südlichen Rußlands, unternommen von Dr. Fr. Göbel.

(Schluß.)

Von Astrachan aus wurde die Richtung in nördlicher Linie nach dem Arsagar eingeschlagen. In der Steppe begegnete man nomadisirenden Tartaren und Truchmenen; später wurde wieder das Gebiet der Kirgisen betreten. Der Arsagar bildet eine sanft ansteigende, mit Steppenpflanzen bewachsene trockene Lehmsteppe, auf welcher sich in einer Längenausdehnung von 25 Werst und einer Breite von 5 — 6 Werst, eine Menge vereinzelter Gipsberge erheben, von denen der höchste 60½ Fuß über den Boden emporragt, und zwischen denen viele Erdfälle zum Vorschein kommen. An dem weiterhin gelegenen Tsahaptschatschi, einer nicht höhern Hügelkette als die vorige, sah der Verf. Kalmuken mit dem Brechen von Steinsalz beschäftigt.

Einer der merkwürdigsten Puncte in der Steppe ist der Bogdo-Berg, den der Reisende am 13. Juny erreichte. Mitten in der Fläche erhebt er sich zu einer Höhe von 90,2 Toisen über den an seinem Fuße liegenden Salzsee, also 103,5 Toisen über dem kaspischen Meere, was für die Steppe eine bedeutende Erhebung ist. Die Kuppe des Berges ist Muschelkalk; von da bis zum Fuße steht abwechselnd rother und grünlichgrauer Thon zu Tage, der einem weißen Sandsteinfelsen zur Unterlage dient, welcher mit vielen Spalten und Höhlen versehen ist, so daß diese Steinmassen einen sehr grotesken Anblick gewähren. Am Fuße der Südwestspitze des Bergrückens beginnen Erdfälle und Gipsbrüche, die sich gegen 4 Werste fortziehen. In einer der Bergschluchten ist es, wo die Kalmuken ihren Göttern Opfer und Gebete darbringen, und in welche sie bey solchen Gelegenheiten kleine Münzen, sauber beschriebene Zettel und andere Gegenstände werfen. Mehrere hundert Werst weit finden sie sich mit ihren Priestern hier zu Fe-

sten ein, wobey sie die Schlucht am Abende mit Lämpchen erleuchten. Die Kuppe des Berges aber wagt kein Kalmuk zu betreten, und ist dazu weder durch Geschenke noch durch Drohungen zu bewegen, so wenig als ein Armenier den Gipfel des Ararats zu besteigen unternehmen wird. Ein Kalmuk, der hier im Kosakendienste stationirt war, erwiederte auf die deßfallsige Anfrage des Reisenden: „Wie könnte ich eine so schwere Sünde begehen und auf meinen Gott treten.“

Den Salzsee besuchte der Verf. in einer kleinen Kalesche, die ihm von dem dortigen Salzaufseher gegeben wurde. Einige hundert Schritte vom Ufer ab fährt man auf festem, mit Salz getränktem Sande; hierauf bedeckt eine gesättigte Salzlauge den Boden und es nehmen die Salzablagerungen ihren Anfang. Die Salzlauge ist übrigens selbst in der Mitte des Sees kaum 8 — 10 Zoll tief und verdunstet im Spätsommer vollständig. Die Salzdecke war anfangs dünn und brach unter den Pferden und dem Wagen ein; allein das Einsinken betrug kaum einen Zoll. Je weiter man aber in den See gelangt, um desto fester wird die Salzdecke; einer ungeheuren Eisdecke ähnlich, glatt und glänzend, schimmert dieselbe unter der klaren Lauge hervor. Schon hundert Schritte nach dem Beginne der Salzdecke weiter in den See hinein konnte mit der Brechstange die Tiefe des abgelagerten Salzes nicht mehr erforscht werden. An den ausgebrochenen Stücken konnte man deutlich die jährlichen Ablagerungen unterscheiden.

Nordöstlich von dem eben beschriebenen, dem großen Bogdo-Berg, liegt in einer Entfernung von 20 Werst der kleine Bogdo-Berg, den Dr. Claus besuchte, ihn von ähnlicher Constitution, aber nur zu einer Höhe von 18,8 Toisen über der Steppe fand.

Am 16. Juny erreichte der Verf. wieder die Wolga, und indem er hiemit die Steppenreise, welche in den letzten vierzehn Tagen durch Regenwetter und Mangel an Lebensmitteln sehr beschwerlich geworden war, beendigt hatte, verabschiedete er seine treuen Führer durch die Wüste, die Tataren und Kosaken, und eilte unaufhaltsam Sarepta zu, wo er am folgenden Tage eintraf.

„Ein Gefühl der Wehmuth und Freude ergriff mich beym Anblicke des bescheidenen, netten, in die Wüste gleichsam hingezauberten Oertchens, dessen Aeußeres einen gewissen Wohlstand und deutsche Einfachheit verrieth. Hübsche steinerne Häuser mit Schindeldächern, die man, außer hier, in Rußland nirgends findet, regelmäßige, breite, reinliche Straßen, zu beyden Seiten mit italienischen Pappeln bepflanzt, wodurch die Straßen zu Alleen werden, und in der Mitte des Ortes, auf dem schönen, viereckigen Marktplatze ein schöner Springbrunnen, umgeben von einem hübschen, mit Akazien besetzten Spaliere; alles dieß erinnerte mich lebhaft an die Städtchen m ines Vaterlandes. Noch mehr wurde ich aber daran erinnert, als ich überall die deutsche Mundart hörte, als ich das reinliche, einfache, aber bequem eingerichtete Gasthaus betrat, die Hausflur und Treppen mit weißem Sande bestreut fand. Der Eindruck war um so angenehmer, als ich gerade aus der Steppe, aus dem Verkehre mit wilden, rohen Horden kam, und wurde noch vermehrt durch Glockentöne, welche die Sareptaner zur Kirche riefen, wohin auch ich eilte, um meinen Empfindungen Raum zu geben und mich an dem einfachen Gesange und den sanften Orgeltönen zu ergötzen.“

Unerwartet und plötzlich wurde hier der Reisende von einem in diesen Gegenden häufigen Nervenfieber so heftig ergriffen, daß er sieben Tage besinnungslos lag und sein Aufkommen bezweifelt wurde. Nach Verlauf von 4 Wochen war er jedoch soweit wieder hergestellt, daß er, wenn auch noch bedeutend schwach, doch zur Reise nach der Krym sich anschicken konnte. Auf diesem Wege gelangte er nach Taganrog, das er seiner Lage und Bauart nach als entzückend schön schildert. Dicht am Meere erhebt sich steil das Ufer zu einem ansehnlichen Berge, auf dem die Stadt mit ihren schönen Kirchen und Gebäuden liegt, die fast sämmtlich von Stein errichtet und durch breite Straßen geschieden sind. Vor der Stadt befinden sich Alleen, Gärten und Wiesen. Unter ihr breitet sich der Strand aus, zu welchem man auf einer prachtvollen steinernen Treppe von 164 Stufen hinabsteigt. Man schaut von hier weit hinaus in das Meer,

auf das schöne Zollhaus mit seinen Waarenlagern und vor demselben ein buntes Gewühl aus allerley Völkern. Taganrog ist in neuerer Zeit besonders dadurch bekannt geworden, daß hier Kaiser Alexander sein Leben beschloß. Das Haus, in welchem er starb, wurde von der Krone gekauft, hat einen gut besoldeten Aufseher und wird von einem Kommando Leibkosaken bewacht. Die Einrichtung der Zimmer ist unverändert geblieben, wie sie während der Anwesenheit des hohen Herrscherpaares war, mit Ausnahme des Sterbezimmers, welches in eine Kapelle umgewandelt wurde, die ihren eigenen Geistlichen hat.

Zur Weiterreise in die Krym wählte der Verf. den Seeweg auf dem asowschen Meere und nach einem furchtbaren Sturme erreichte er die Festung Jenikale, wo er die benachbarten Schlammvulkane untersuchte. Noch merkwürdiger in dieser Beziehung ist Taman, wo zugleich Naphtha-Quellen vorkommen. Die Gewinnungsweise des Naphtha ist folgende. Man gräbt 6 — 12 Fuß weite und 1 1/2 — 3 Saßhen tiefe Löcher, verschließt dieselben in einer Tiefe von 4 — 6 Fuß mit Brettern, belegt diese einen halben Fuß hoch mit Thon und überläßt nun die Gruben so vorgerichtet sich selbst. Nach mehreren Wochen, ja öfters auch nach einigen Tagen füllen sie sich mehr oder weniger mit Wasser und Bergöl an, welches letztere wegen seines geringen specifischen Gewichtes auf ersterem schwimmt und nun mittelst kleiner an einem Stricke befestigter Gefäße, die man durch eine kleine, in die Bretterdecke gemachte Oeffnung hinabläßt, ausgeschöpft wird. Man soll auf diese Weise jährlich 800 — 1000 Wedro Bergöl gewinnen.

Die Reise durch die an Naturschönheiten reiche Krym gewährte dem Verf. eine angenehme Abwechselung auf die Oede und Einförmigkeit der Steppen. Ueber Feodosia, Sudak, Sympheropol, Eupatoria eilte er nach Odessa, wo er am 25. August anlangte. Hier hatte er das Ziel seiner Reise erreicht; die wissenschaftlichen Untersuchungen waren vollendet und am 15. September traf er wieder in Dorpat ein.

Dem ersten Bande sind als Beylagen angefügt eine Beschreibung der Marien-Kolonien des Saratowschen Gouvernements, ferner der deutschen Kolonien in demselben nebst statistischen Notizen von Saratow und dem Salzsee Elton.

Der zweyte Band ist bloß mit den Resultaten der wissenschaftlichen Untersuchungen angefüllt und enthält 1) chemische Untersuchungen der wichtigsten Salzseen und Salzflüsse der transwolgaischen Steppe und der Krym; 2) vergleichende chemische Untersuchung des Wassers der drey Meere, welche die Steppen des südlichen Rußlands bespülen; 3) chemische Untersuchung der vorzüglichsten Halophyten der kaspischen Steppe auf ihren Kali- und Natron-Gehalt; 4) vermischte chemische Untersuchungen (Schlammvulkane, Gesundbrunnen, Steppenerden &c. betreffend); 5) barometrische Messungen, in großer Ausdehnung; 6) hodometrische Messungen; 7) die Fauna und Flora der kaspischen Steppe mit Aufzählung der gefundenen Arten; 8) Notizen über persische Arzneywaaren und Kalmuken- und Tartaren-Schädel; 9) Analyse der Karte von der Kirgisensteppe zwischen der Wolga und dem Ural, nebst historischen Andeutungen über den früheren Zustand dieser, so wie der benachbarten Steppengegenden zwischen dem Don und der Wolga, insonderheit zu den Zeiten der Griechen und Römer, von Fr. Kruse bearbeitet. Zuletzt folgen noch Kompaß- und Zeitbestimmungen auf der Fahrt von Gurjew ins kaspische Meer. — Man ersieht aus dieser kurzen Anzeige den reichen Inhalt dieses Werkes und den bedeutenden Gewinn, der durch dasselbe den Naturwissenschaften zugegangen ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eine zweyte, höhere Potenz jenes realen Organismus, welcher zur Leiche werden kann, ist jedoch der spirituelle Organismus, die Gedankenwelt, welche sich die Idee durch ihr zeitliches und räumliches Darleben selbst entwickelt und als höheres ätherisches Abbild von den Zuständen ihrer Erscheinung im Organismus gestaltet. Diesem spirituellen Organismus muß wenigstens eben so weit eine Unabhängigkeit von dem leiblichen Darleben zukommen, als dem leiblichen Organismus im Zustand der Leiche von der zuerst sein Daseyn bedingenden Idee. Eine dritte, noch höhere Potenz des Organismus ist die ideelle: die Menschheit.

Das Leben, als ein beständiges Werden erscheint nothwendig als ein stetiger Wechsel der räumlichen und zeitlichen Erscheinungsform; es kann nicht gedacht werden ohne Bewegung, Umbildung, Bestimmbarkeit (Receptivität), und Bestimmung (Reaction oder Spontaneität). Sowohl den organischen als den sogenannten physikalischen Vorgängen und Erscheinungen der Natur kommen diese vier Eigenschaften zu, weil beyden nur ein und dasselbe, obwohl verschieden modificirte Leben zu Grunde liegt. Eben so kann auf der andern Seite ein Leben, wie in den Jahrhunderte lang verschlossen liegenden Saamenkörnern der Pflanzen vorhanden seyn, ohne daß wir etwas von seinen vorhin erwähnten Eigenschaften gewahr werden: ein solches Leben heißt im Gegensatz zu dem manifesten ein latentes. *)

Wie das Erzeugtwerden, so muß auch das Erzeugen ein Urphänomen alles Lebens und mithin jedes Organismus seyn; denn der Begriff des Zeugens ist in abstracto Hervorgehen der Thesis aus der Durchdringung (Synthesis) einer Entgegensetzung (Antithesis). So wie deßhalb das Leben selbst als stetiges Product aus der Durchdringung der Idee und des Aethers hervorgeht (den Organismus selbst in jedem Momente vernichtend und wiederbildend), so müssen auch alle die unendlichen Antithesen, in welche der Makrokosmus sich gliedert, durch unendliche Synthesen oder Zeugungen sich bedingen. Denn jede Wechselwirkung zwischen einem organischen und einem andern mit ihm in Gegensatz tretenden Gliede des Makrokosmus wird irgend ein Product erzeugen, obwohl im eigentlichen Sinne des Wortes dieser Vorgang nur dann Zeugung heißt, wenn das Product solcher Wechselwirkung im individuellen Organismus ein relativ beschlossenes organisches Ganzes ist.

Je nachdem hierbey das Erzeugte mit den Gegensätzen, aus deren Wechselwirkung es hervorgieng, von gleicher oder ungleicher Art ist (wie Embryo oder wie Eingeweidewurm), ist der Vorgang eine wirkliche Weiterzeugung oder Urzeugung (generatio aequivoca). Dieser zuletzt erwähnte Unterschied gründet auf einer höheren, anfänglicheren Stufe auch darin, daß jenes Indifferente, aus dem der Organismus sich bildete, entweder das absolut Indifferente, der Aether selber, *) oder ein relativ

*) So wenig hier an dieser Stelle gegen den Ausdruck einzuwenden ist, scheint er uns dennoch an einer andern Stelle, wo von einem latenten Menschenleben im mütterlichen Eykeim viele Jahre vor der Befruchtung (Belebung) desselben die Rede ist, nicht gut gewählt.

*) Diesen Unterschied zwischen einem unmittelbaren,

Indifferentes war, das von einem wesentlich Gleichartigen dargeboten wurde, denn aus dem ersteren Falle ergab sich Urzeugung oder Schaffung, aus dem zweyten die Weiterzeugung oder gemeinhin sogenannte Zeugung.

Die Entwicklung des Organismus besteht in einer Verwirklichung der innerhalb eines Organismus seiner Idee nach möglichen Gegensätze; diese Fortbewegung der Bildung steht unter dem Typus einer Spirallinie. In jedem Organismus (Mikrokosmus) wiederholen sich, als einzelne Organe oder Theile die Hauptverhältnisse der Individuen der Welt zum Makrokosmus; alle einzelnen Organismen, Glieder des allgemeinen Organismus bedingen sich gegenseitig in ihrem Daseyn, stehen in einer Wechselbeziehung der Receptivität und Reaction. Diese Wechselbeziehungen wirken auf die naturgemäße Verleiblichung (Darlebung) der Idee eben so wohl förderlich als hemmend und störend ein, im letzteren Falle als Krankheitsursachen, durch welche nicht selten im Lebenskreise des Organismus mittelst der Zeugung zwischen eigenem und fremdem Leben ein parasitischer Organismus entsteht, der als Krankheit seine besondere, secundäre Lebensentwicklung in und neben dem eigenem Leben des primitiven Organismus vollendet. Hiedurch kann das primitive Leben bis zur gänzlichen Hemmung (Tod) gebracht werden, während das Sterben des Organismus im natürlichen Verlaufe dadurch herbeygeführt wird, daß die sein zeitliches Daseyn bedingende „und vor seinem Daseyn seyende Idee“ aufhört, sich durch Differenzirung gerade dieses bestimmten Aethers zu bethätigen, indem die Differenzirung des Aethers bis zur möglichst concreten Form gediehen ist.

Während die bisher, ihrem Hauptinhalte nach angedeuteten Sätze das umfaßten, was zur allgemeinen Physiologie gehört, beginnt unser Verf. im zweyten Abschnitte die Erörterung der speciellen Physiologie mit einer Beschreibung des kosmischen Lebens der Weltkörper. Auch die Gestirne sind lebende Organismen in der vorherrschenden Urgestalt der Kugel und der Urbewegung der Spirale. Jene Wechselbeziehungen, aus denen die Bewegung der Welten hervorgeht, wird als Gravitation oder Schwere benannt; das Medium, durch welches die verschiedenen Weltkörpersysteme und Organe verbunden sind, ist ein noch mindest polarisirter Aether.

Näher als die des kosmischen liegt uns die Betrachtung des Lebens der Erde. Dieses ist nur bedingt durch das der Sonne, ist mithin wesentlich ein mehr receptives, in welchem die Lebensanziehung vor der Lebensausstrahlung vorherrscht, daher ist das Phänomen der Schwere das Vorwaltende in den Lebensgliederungen der Erde. Unter allen Theilen des (innerlich lebenden) Erdganzen verräth sich das fortwährende Leben von diesem am meisten in den Eigenschaften und Bewegungen der atmosphärischen Luft.

In das Gebiet des epitellurischen Lebens stellt unser Verfasser die gemeinhin sogenannten Reiche der organischen Wesen, welche er in das Reich der Protorganismen, in jenes der Pflanzen, der Thiere und in das der Menschheit zertheilt. Ueberhaupt genommen sind ihm epitellurische Organismen solche, deren Idee mit einer gewissen Selbstständigkeit der Idee des tellurischen Ganzen gegenüber steht, so jedoch, daß, während ihr Daseyn auf das der Erde gegründet ist, dieses letztere auch vollkommen ohne das erstere gedacht werden könnte. Die epitellurischen Wesen sind nicht durch eine Zusammenfügung der einzelnen, bereits vorhandenen Substanzen des Planeten entstanden, sondern sie sind durch den göttlichen Gedanken, durch die göttliche Idee von einer epitellurischen Welt aus dem überall vorhandenen Aether durch Differenzirung hervorgegangen, als eine Wiederholung und Fortsetzung des Schöpfungsactes, der dem Planeten sein Entstehen gab. Auf diese Weise ist selbst räumlich die Masse des Planeten durch das Hervortreten der epitellurischen Organismen statt vermindert, vielmehr vermehrt worden; diese bildeten durch ihre Erzeugung aus dem Aether einen Zusatz zu dem Erdganzen.

das Ganze und Vollkommene zumal hervorbringenden Schaffens und einem creatürlichen Erzeugen und Entfalten aus dem Ey wünschten wir auch an einer späteren Stelle noch mehr fest gehalten zu sehen, wo auf das anfängliche Entstehen des Menschen hingedeutet ist.

Das Reich der Protorganismen, zu welchem die Sphäroidien, Protococken, Gonien und die Oscillatorien gehören, stellt uns eine Indifferenz dar, aus welcher die differenten Bildungen des Pflanzen- und Thierreiches hervorgehen. Den Uebergang zu dem ersteren bilden die Spongien, den zu den letzteren die Bacillarien. Diesem Reiche der Protorganismen steht als entgegengesetzter Pol das Reich der Menschheit gegenüber, „welches als höchste Synthesis der Erde, als Endpunct aller dieser unter ihm liegenden Bildung und als Anfangspunct einer unendlichen Weiterbildung den Kreis der epitellurischen Schöpfungen abschließt.“

Was das Entstehen der Menschheit betrifft, so verweist unser Verfasser diese Frage an einen andern Ort als an das Gebiet der bloßen Erfahrungswissenschaft. Den Entwicklungsgang derselben vergleicht er mit jenem des einzelnen Menschen. *) Die Entfaltung im Allgemeinen ist durch eine Vielheit der Menschen bedingt, so wie namentlich die Sprache nicht als ein Uebereinstimmen des Einzelnen sondern als eine gemeinsame Stimme des ganzen Geschlechtes zu betrachten ist. Auf die Entwicklung der Menschenrace erscheint die Erdgegend von Einfluß; die Menschheit, obgleich nur ein und dieselbe Art der Wesenheiten bildend, zerfällt sich hienach in die verschiedenen Menschenschläge. Unser Verf. erkennt von diesen vier an: die äthiopischen Stämme, als Nachtseite der Menschheit, die kaukasischen als die Tagseite; die mongolischen und malayischen als die östliche; die amerikanischen als die westliche Dämmerungsseite der Menschheit. Die Tagseite, in den kaukasischen Stämmen zeichnet sich am meisten durch das kräftige, freye Hervortreten der Persönlichkeit aus, während an den Nachtvölkern die natürliche, sclavische Gebundenheit des persönlichen Wesens auffallend ist; die östliche Dämmerungsseite bewahrt sich noch immer die zu neuem Entfalten geneigte Empfänglichkeit der Kindheit während die westliche wie mit der untergehenden Sonne zum Entschlafen sich neigt.

Bemerkenswerth ist es, daß, so wie die Cultur der Menschheit bey den östlichen Dämmerungs-Völkern begann und zuletzt zu den westlichen sich verbreitete, eben so auch die allgemeinen Epidemieen diesen Lauf der Verbreitung nahmen. Während im 15ten und 16ten Jahrhundert die Schweißfieber-Epidemieen eben so wie früher der schwarze Tod und in unsern Tagen die Cholera vom östlichen Asien aus westwärts bis Europa, ja bis nach Amerika mit verheerender Gewalt vordrangen, raffte im 16ten Jahrhundert eine furchtbare Seuche in Amerika viele Tausende der Eingebornen hin, ohne sich auch nur den dort wohnenden Europäern mitzutheilen noch weniger aber ohne sich nach Europa fortzupflanzen. An den endemischen Krankheiten erscheint es auffallend, daß sumpfige (niedere) Gegenden mehr von solchen heimgesucht sind, welche die niedern Systeme des Organismus (Verdauung, Ernährung) afficiren, während dagegen in den Hochländern mehr solche Leiden einheimisch sind, welche die höheren organischen Systeme: Nerven und Respirationsorgane angreifen.

Von jenen Betrachtungen, deren Gegenstand das gesammte Geschlecht der Menschen oder die Menschheit war, geht die specielle Physiologie zur Geschichte des einzelnen Menschen über. Jener Punct der höchsten Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß, an welchem das Leben eines neuen menschlichen Organismus auf dem jetzigen Wege der Erzeugung seinen Anfang nimmt, ist das Eybläschen der weiblichen Ovarien. Es zeigt sich dieses in dem erst 14 Tage altem Kalbe schon so groß und deutlich entwickelt, als in der ausgewachsenen Kuh und wird in ähnlicher Entwicklung auch bey Kindern von wenig Jahren gefunden. Es übertrifft die Blutkörperchen 12 bis 14 mal an

*) Die Schilderung des Kindheitszustandes der Menschheit scheint uns auf S. 114 etwas zu schroff angelegt. Die Annahme einer Fötalperiode der Menschheit, in welcher sich noch jetzt manche Stämme der Bosjesmen, der Papus und andrer Völker befinden sollen, will uns nicht recht einleuchten. Sollte nicht jene höhere schöpferische Vorsorge, welche als ein ziehender Geist dem Instinkt des Thieres entgegen kommt, der Seele des Menschen in der Kindheitsperiode des vorherrschenden Instinktes als ein erziehender Geist entgegen gekommen seyn? Zeigen sich doch die Spuren dieses erziehenden Geistes so deutlich an den Grundzügen der frühesten Geschichte unsers Geschlechtes!

Größe, besteht aus einem Keimbläschen (mit dem Keimflecke in seinem Innern), Dotterbläschen und Chorion. Die sogenannte Keimhaut an der Oberfläche des Dotters, da wo zuerst das Keimbläschen lag, ist es, wovon nach der Belebung des Keimes die Gestaltung des Fötalmenschen anhebt. An dieser Keimhaut verräth sich nämlich bald eine Sonderung in mehreren Schichten und Faltungen dieser Schichten; aus den ersteren gehen die organischen Systeme, aus den letztern die einzelnen Organe derselben hervor. Und zwar so, daß aus der tieferen, inneren Schicht die Systeme des ernährenden, umbildenden Lebens werden, während aus der äußeren die empfindenden und bewegenden (eigentlich animalen) hervorgehen. Zwischen beyden, als an dem Puncte der Isolirung und Abgränzung, entwickelt sich im Leibe des Menschen wie aller vollkommneren Thiere das Nervenskelet (eigentliche Skelet), statt dessen sich im niedern Thierreiche, wo die Abgränzung nicht so entschieden ist, nur an der äußersten oder innersten Fläche ein Haut- oder Magenskelet entfaltet.

Es würde außer der Gränze dieser Anzeigen liegen, wenn wir auf die speciellen Beschreibungen unsers Verfassers von der Entwicklung des Fötallebens eingehen wollten, auch hat derselbe schon an einem andern Orte, namentlich in einigen Aufsätzen in Müllers Archiv für Physiologie, 1835 und 1836 seine Hauptansichten über diesen Gegenstand mitgetheilt; wir heben deßhalb aus diesem Theile seiner Untersuchungen nur noch einige Momente hervor.

Mit dem Vorgang der Ernährung im Allgemeinen bringt derselbe zuvörderst Dutrochets im Jahre 1827 in einer Vorlesung im Institut ausgesprochenen Satz in Beziehung, nach welchem sich in zwey an Dichtigkeit oder chemischer Natur verschiedenen Flüssigkeiten, wenn dieselben durch eine dünne und durchdringliche Scheidewand getrennt sind, zwey Ströme von entgegengesetzter Richtung und ungleicher Kraft durch diese Scheidewand einstellen. In Folge hievon steigt jene Flüssigkeit, gegen welche der stärkere Strom gerichtet ist. Etwas Aehnliches gehe denn in den hohlen Organen vor, aus denen die organischen Gewebe bestehen. Hr. Dutrochet unterscheidet hier die beyden Ströme unter dem Namen der Endosmose und Exosmose und unser Verf. erkennt in jenen Strömungen ein Urphänomen des organischen Lebens an, welches den Vorgang der Ernährung und Aussonderungen im Innern des Leibes erklärt, ohne daß man deßhalb Saugmündungen oder durchdringende Poren an den Darmzellen oder sonst wo anzunehmen hätte. Die Raschheit des Steigens der Gestaltung oder des Wachsthums des Fötus (im ersten Monat auf das 500 fache des Durchmessers oder 250000 fache des Oberflächeninhaltes) ist eine nothwendige Folge des Uebergewichtes, den der einwärts gehende (von dem mütterlichen Körper kommende) Strom über den auswärts gehenden, der Aussonderung dienenden hat, denn das Maaß des Wachsthumes muß immer im geraden Verhältnisse mit der Ernährung und im umgekehrten Verhältnisse mit der Ausscheidung stehen. Was die Thätigkeit der höheren animalischen Systeme des ungebornen Organismus betrifft, so glaubt unser Verfasser schon am Ey, bey seinem Uebergange aus dem Ovario in den Uterus eine eigenthümliche Fortbewegung (vermittelst der wimpernartigen Fasern des Chorions) annehmen zu dürfen, so wie später eine Spiraldrehung des Fötus in der ihn umgebenden Flüssigkeit; mit Recht deutet auch derselbe auf eine Mitleidenschaft der Seele des Ungebornen mit den innern Bewegungen der Seele der Mutter hin.

Auch die Physiologie erkennt, wie der Dichter (Calderon) in der Geburt des Menschen eine Aehnlichkeit mit dem Tode an: ein Aufheben des vorherigen Fötallebens, ein Auflösen mehrerer bis dahin wesentlicher Organe in Verwesung. In Beziehung auf das Wachsthum und die Ernährung des Menschen nach seiner Geburt bis zum 90ten Lebensjahre verdienen Quetelets Angaben, in seinem Werke: sur l'homme et le developpement de ses facultés eine besondere Beachtung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das gleichmäßigste Fortschreiten des Wachsthumes, welches dann in jedem Jahre ungefähr 1/12 so viel beträgt als das Mittel des Wachsthumes des Fötus, findet sich zwischen dem 5 — 16ten Jahre; im 12ten Jahre sind beyde Geschlechter im Körpergewicht ungefähr sich gleich, dann überwiegt das männliche, welches gewöhnlich im 40ten, (das weibliche im 50ten) Jahre das Maximum der Schwere erreicht, gegen das 50te Jahr nimmt der Mensch sogar an Körperlänge, deutlich aber an Gewicht (besonders nach dem 60ten) ab.

Mit großer Consequenz erscheint das durchgeführt, was unser Verfasser über das Verhältniß der Organe des Menschen unter sich und zum Ganzen sagt. Wie das ganze Skelet als eine Wiederholung des Schadels, als eine Uebertragung des Typus von diesem in die Norm eines andern Maaßstabes und polarisch verschiedener Functionen betrachtet werden kann, ja wie bey jedem einzelnen Wirbel sich jener Gesammttypus des ganzen Skeletes nachweisen läßt, so zeigt sich auch an den einzelnen Organen der andern organischen Systeme des Leibes eine ähnliche, durch sie alle hindurchgehende Wiederholung eines anfänglichen Grundtypus. Dieser Gleichbildung entspricht die Einstimmigkeit der Functionen und jene Sympathie, welche zwischen einzelnen sich nahe verwandten Regionen (wie zwischen Nasen- und Brusthöhle) statt findet, so wie die metastatische Stellvertretung des einen Organes durch ein anderes.

Bey der Betrachtung der Elementartheile des menschlichen Organismus ergiebt sich die Wichtigkeit des reinen Eyweißstoffes als des indifferenten Urelementes, aus welchem, wie aus dem anfänglichen Aether die ganze Leiblichkeit hervorgeht. Jene vier Grundstoffe, in die sich der Eyweißstoff zerlegen läßt, erscheinen als ein Abbild der vier Elemente oder elementarischen Richtungen, welche der Möglichkeit nach im Aether liegen; bey der weiteren Polarisation des Eyweißstoffes und dem Hervorgehen der andern Grundstoffe des Leibes übt der werdende Organismus in Wahrheit „eine (Neues) schaffende Kraft aus“ bey deren Geschäft im Mikrokosmus, welcher nach seinem Maaße selber eine Wiederholung des Makrokosmus ist, auch die Weltschöpfung, als das stetige Einwirken der Idee in den Aether sich erneut.

Statt der älteren Classificirung der vorherrschenden Hauptrichtungen der Lebensthätigkeit des menschlichen Organismus nach der Annahme von vier Temperamenten oder Constitutionen, schlägt der Vers. eine andere vor, welche von den wesentlichen Systemen des individuellen leiblichen Lebens ausgeht. Hiernach erhalten wir, je nachdem das Verdauungsleben, das Blutleben, das Athmungsleben oder die Absonderungsthätigkeit (vor allem der Leber) in besondrer Stärke vorherrschen die bootische, plethorische, pneumatische und cholerische Constitution, umgekehrt aber dann wenn eine jener Lebensthätigkeiten in auffallendem Maaße geschwächt oder gehemmt ist, in derselben Aufeinanderfolge die atrophische, chlorotische, phthisische und atrabilarische. Je nachdem die Lebensthätigkeit der Nerven, der Sinne, der Muskeln oder der Generations-Organe vorwaltet, entwickelt sich die nervose, sinn-

liche, athletische und lascive Constitution, denen als negative Pole die phlegmatische, apathische, schwächliche und sterile gegenüberstehen. Auf die vorherrschende Stimmung des Seelenlebens hat schon bey der Erzeugung die väterliche und mütterliche Seele, im Zustand des Ungebornen die letztere Einfluß und selbst der Säugling ist noch in einer andern tiefer gehenden Abhängigkeit von der innern Stimmung seiner Säugerin als lediglich in jener des Bedürfnisses nach Nahrung. Aeußert doch selbst der brütende Vogel eine tiefer gehende Einwirkung auf das entstehende Küchlein des ihm untergelegten, fremden Eyes. Bey der Erwähnung des väterlichen Einflußes wird an eine Thatsache erinnert, welche die Erfahrung sowohl an Thieren als an Menschen nachgewiesen hat, und auf welche schon im mosaischen Rechte bey Gelegenheit der Leviratsehen hingedeutet ist: An den Erzeugten einer andern Vermählung werden häufig Züge der innern und äußern Aehnlichkeit mit dem vielleicht schon längst verstorbenen Gemahl der ersten Ehe bemerkt.

Unter den Verhältnissen des Menschen zu der äußern Natur treten als die wichtigsten hervor, das zur atmosphärischen Luft, zum Wasser, zur Erdveste, zur äußern so wie zur eigenen innern Temperatur des Leibes (deren Abhängigkeit vom Nervenleben unverkennbar ist), ferner zum Lichte, zu der Elektrizität, dem Magnetismus und selbst, so weit hierüber Nachweisung möglich ist, zu kosmischen (siderischen) Einflüßen. Hieran schließt sich die Betrachtung der an die Naturperioden (Tage, Jahre) der Erde gebundenen Periodicität des Menschenlebens. Der tägliche Schlaf ist ein Zurückkehren des Menschenlebens in den Zustand des Insich-Befangenseyns des Fötallebens und auch in seiner immer sich erneuenden Wiederkehr zeigt sich jene spiralförmige Fortbewegung des Lebens, deren Urtypus in der Fortbewegung des Planeten auf seiner Bahn gegeben ist. Was die größeren Perioden des Menschenlebens, namentlich die ganze Dauer desselben betrifft, so ist unser Verf. geneigt, als normales Endziel unsers Lebens die Zeit von zehnmal zehn Erdenjahren anzunehmen. Das Aufhören des individuellen Lebens (Sterben) hält er für dadurch wesentlich bedingt, daß während des fortgehenden Wechselspieles von Bildung und Zerstörung im Organismus allmählig das Bestimmtwerden oder Festwerden der Bildung eine Höhe erreicht, welche die individuelle Bethätigung des Lebens durch Bewegung, Umbildung, Empfänglichkeit und Gegenwirkung schlechthin aufhebt. Vermuthlich beginnt diese Erstarrung zuerst in den zartesten Gebilden (bey den Capillargefäßen, sowie in den von Ehrenberg entdeckten krystallhellen Röhrchen des Gehirns und Nervensystemes). Sobald das individuelle Leben ihm völlig entschwunden ist, bemächtigt sich das tellurische Leben des als Leichnam zurückgebliebenen Organismus, d. h. dieser verwest.

Den Schluß des ersten Bandes bildet die Untersuchung über das Verhältniß der das Daseyn des Menschen bedingenden göttlichen Idee zum Phänomen seiner Leiblichkeit. Wie die Ideen aller organischen Einheiten, mithin auch die der Menschheit, als von Ewigkeit her in einem göttlichen Urwesen vorhanden gedacht werden müssen, so die Ideen aller möglichen menschlichen Individualitäten in der Menschheit. Die Idee der Menschheit selber kann sich nur dadurch bethätigen, oder sich darleben, daß nach und nach alle jene menschlichen Individuen zur wirklichen Erscheinung kommen, indem eine Idee aus der andern nnd nach der andern sich manifestirt. Daher kann auch die Idee, welche jedes einzelnen Menschen Erscheinung bedingt, nur als ein weiter verzweigtes Urbild des Menschen betrachtet werden und der Mensch kann, seiner ideellen geistigen Geltung nach nur in so fern eine Bedeutung haben, als er im Vereinsleben mit der Menschheit erscheint. Wie auf solche Weise der Idee des menschlichen Individuums ein Vorhandengewesenseyn noch vor ihrer Verleiblichung zukommt, so steht derselben auch ein Fortwähren nach dem Ende dieser jetzigen Verleiblichung zu, wie der Gedanke, der sich selber an dem Niederschreiben mit Worten oder an dem Entwerfen eines Schema's durch die schreibende oder zeichnende Hand klar und deutlich wurde, auch dann noch fortbesteht, wenn die Worte oder das Schema von der Tafel wieder hinweggewischt sind. Die Möglichkeit eines sich Forterhaltens der Momente des Darlebens der Seele

im Aether beruhet auf einem Innerlichwerden dieser Momente, oder auf der Erinnerung. Während nämlich die Idee (anfänglich ohne alle Selbstanschauung) im Organismus sich verleiblicht, erfährt sie das Darleben andrer Ideen des Weltganzen und gelangt zugleich durch die Unterscheidung des eignen Lebens von dem Leben dieser andern Ideen zum Selbstbewußtseyn, so wie zuletzt zu dem Streben nach der Erkenntniß des Urquells ihres Wesens — Gottes. Eine beständige Vernichtung seiner leiblichen Erscheinung und Erneuerung oder Vertauschung derselben mit einer andern ist im Wesen des Organismus selber gegründet, darum kann man sagen, daß die Idee, obgleich sie einerseits von ihrer leiblichen Erscheinung abhängig erschien, dennoch durchaus unabhängig sey von den besondern Elementen irgend einer bestimmten gegebenen leiblichen Erscheinung. Eben so wenig als die Seele gebunden war an die erste Erscheinungsform des Eybläschens, in welcher sie ihre Fötalverleiblichung beginnt, ist sie auch an jene gebunden, in welcher bey der letztmöglichen Entfaltung ihre sichtbare menschliche Verleiblichung endigt; sie kann zu einer neuen sich erheben, welche von der jetzigen eben so verschieden ist als die vollkommene Menschengestalt von der Gestalt des Embryokeimes. Bey alle diesem sind die Idee und Erscheinungsform im Aether keineswegs als zwey verschiedene Dinge zu betrachten, sondern schon während des sichtbaren Leibeslebens bestehen beyde in einer so nothwendigen wechselseitigen Durchdringung wie die zwey Pole einer und derselben Magnetnadel; das was den einen Pol affizirt und bewegt, das bewegt durch diesen nothwendig auch den andern. So bleibt auch der Seele, wenn sie aufhört in dieser leiblichen Erscheinungsform sich zu bethätigen, ihre nothwendige Beziehung auf den gestaltbaren Aether, obgleich das Geschäft des neuen, höheren Darlebens, weil es zu einer innerlicheren (höheren) Sphäre gehört als die unserer Sinne ist, den Wahrnehmungen von diesen sich entzieht.

Der Inhalt des zweyten Bandes des Werkes umfasset die Lehre von dem Leben der einzelnen organischen Sphären und Systeme im Menschen. Die Betrachtung wendet sich zuerst zu den Sphären des Bildungslebens.

Der menschliche Organismus erweiset sich als Individuum gleichzeitig als ein, seine räumliche Erscheinung Fortbildendes, als ein, die Beziehung zu Andern Empfindendes und Bethätigendes und als ein hiedurch das ihm zu Grunde liegende, göttliche Urbild Entwickelndes. Die Fortbildung oder das Bildungsleben beruhet auf jener Grundeigenschaft des Organismus, vermöge welcher dieser ohne Aufhören sich selbst wieder vernichtet und neu erzeugt; dasselbe ist nicht bloß auf einzelne organische Systeme beschränkt, sondern über alle Theile des Organismus verbreitet. Denn eben so wie Bewegung nicht ausschließend der Muskelnatur, Umbildung den Gefäßen, Receptivität den Sinnen, Empfindung und Gegenwirkung den Centralorganen des Körpers, sondern nach seinem Maaße jedem System des Organismus zukommt, so wird auch leicht erkannt, daß alle Theile des Organismus sich fortbilden, indem sie sich neu erzeugen, wieder vernichten und wieder neu erzeugen. Die Bildung und Wiederauflösung der organischen Substanz geschieht an allen Puncten des menschlichen Organismus aus einer und in einer parenchymatösen Urbildungsflüssigkeit, deren erste, allgemein verbreitete Concentrationen das Fett und der Zellstoff sind. Jene Urbildungsflüssigkeit ist überall in den Körpergeweben, den Muskelfasern wie in den Nerven vorhanden; sie ist der anfängliche Eystoff, aus dessen Gerinnen (Krystallisiren) zuerst die allgemeine urthierische Punctmasse, dann wieder aus dieser die Elementartheile der Organe durch immer weiter fortschreitende Polarisation hervorgehen. Jeglicher Lebensidee irgend eines bestimmten Wesens entspricht und steht gegenüber eine dieser Idee gemäße Menge der aus dem Aether wirklich gewordenen Substanz, in deren weiterer Differenzirung und Gestaltung sie zu erscheinen bestimmt ist. Dennoch hängt die Urbildung und Fortbildung des einzelnen Organes so wie des gesammten Organismus sehr von der fortgehenden Lebensregung und Bewegung desselben ab; ungebrauchte und unbewegte Muskeln nehmen ab, weil der Fortgang der Selbstvernichtung vorherrschend wird über den der Wiedererzeugung.

Die Betrachtung der Lehre von dem Leben des Gefäßsystemes und zwar zuförderst des Blutgefäßsystemes handelt zuerst von dem Entstehen des

letzteren. In der Peripherie der primitiven Eyflüssigkeit, d. h. in der Dotterhaut bildet sich da, wo der Embryo entstehen soll, die Differenz eines inneren und äußeren Blattes der Keimstelle während zugleich zwischen beyden ebenfalls eine ursprüngliche Eyflüssigkeit (Dotter) gefunden wird. Diese letztere Zwischenflüssigkeit ist die Urform des Blutes, seinem Wesen nach freylich noch eben so weit von dem eigentlichen Blut unterschieden als die Dotterkügelchen von den Blutkügelchen. Eigentliches Blut entsteht erst dann, wenn die fortgehende Polarisation der Urflüssigkeit zugleich die Gefäße gestaltet, zwischen deren Wänden das Blut sich bewegt. Die Richtung der ersten Strömungen des Blutumlaufes gleichet einem wirbelnden Herumkreisen, ohne Central- und Ruhepunct; bald aber bildet sich durch eine weiter fortgehende Polarisation jenes Organ das durch sein Pulsiren das Zusammentreffen der elektrisch-polarisch verschiedenen Flüssigkeiten verräth: das Herz. Das Pulsiren des Herzens, dieses unnachläßliche Zeichen des andauernden Lebens gründet sich auf einen fortwährenden elektro-magnetischen Proceß.

Sobald an der, durch den polaren Gegensatz animaler und vegetativer Urgebilde bedingten vielfacheren, aber in einer Stelle coincidirenden Strömung das pulsirende Herz als eine centrale Bildung sich entwickelt hat, tritt nothwendig zwischen dem nach diesen gemeinsamen Coincidenzpuncte sich wendenden und dem, von ihm wieder ausströmenden Gefäße ein Gegensatz ein, der sich im Allgemeinen als jener der Venen und Arterien bezeichnen läßt. Beyde sind nur verschiedene Theile eines Kreises, der sich bloß durch das Herz polarisirt, während er an seinem entgegengesetzten (apheliſchen) Ende in einem Gefäßnetze schließt, welches eine Indifferenz zwischen Arterien und Venen darstellt. Während jedoch dieses intermediäre Gefäßnetz vorherrschend dem Eigenleben des Organismus angehört, entwickelt sich zugleich in dem ursprünglichen Kreis des Blutsystems ein anderes, welches dem Gesammtleben des Organismus, als Glied eines höheren Ganzen entspricht und deßhalb der zur Hämatose (Blutgährung) nothwendigen Wechselwirkung des werdenden Blutes mit der Atmosphäre, zuerst des mütterlichen Körpers dann des irdischen Luftkreises dienet. Dieses atmosphärische Gefäßnetz zeigt sich im Embryo zuerst als Kiemen- dann als Placentarnetz, entwickelt sich aber später zum Lungengefäßnetz. Jene ganze Seite des Blutsystemes denn, in seinen beyderley Beziehungen, welche das dunkle venöse Blut enthält, bezeichnet unser Verf. als die Nachtseite, die, welches das hellröthere arteriöse Blut führt als die Tagseite des Blutumlaufes; zu der ersteren gehören auch die Lungenarterien, zu der letztern die Lungenvenen, weßhalb schon Galen jene als venöse Arterien diese als arteriöse Venen anerkennt, welche ihre Verschiedenheit von andern Arterien und Venen schon durch ihren Bau verrathen, indem die Lungenarterien von größerem innerem Durchmesser (weiter) sind als die Lungenvenen. Die Unterscheidung von einem großen und kleinen Kreislauf fällt sonach als unhaltbar hinweg.

Die Blutflüssigkeit, in welcher die Blutkörperchen oder Blutbläschen schwimmen, ist nichts anderes als ein in Strömung versetzter Theil der Urbildungsflüssigkeit, welche, wie schon erwähnt, von eystoffiger Natur ist. Die Blutbläschen (so klein, daß ihrer 30 Millionen in dem Raum einer Cubiklinie zusammengedrängt seyn könnten) bestehen aus einem rundlichen Kerne, aus einer äußeren, elastischen (scheibenförmigen) Schale und einem zwischen beyden vorhandenen Flüssigen. Sie erscheinen deßhalb als ein Bild der Urform des Organismus: des mikroskopischen Eychens, von welchem sie nur durch ihre scheibenförmige Gestalt abweichen; sie selber sind als eine stetige, innere, eigenthümliche Organisation des Blutes anzusehen. Innerhalb der aus geronnenem Eystoff gebildeten Hülle des Blutbläschens findet sich der Anflug eines Pigmentes, das als Farbestoff des Blutes bekannt ist. In diesem Pigment herrscht namentlich der Kohlenstoff über die drey andern Elemente des Eystoffes vor; es zeichnet sich durch größeres specifisches Gewicht von der übrigen Blutmasse aus, zu deren Gesammtgewicht es in dem Verhältniß wie 1 zu 6 bis 10 stehet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, ꝛc.

(Schluß.)

Das Herz scheint länger fortzuwachsen als alle übrigen Theile des Körpers; Bizat fand es merklich größer in Leichnamen von Personen zwischen 50 und 79, als in solchen von 16 bis 29 Jahren. Die erste Veranlassung zu den pulsirenden Bewegungen des Herzens liegt in einem elektromagnetischen Akte, den das entgegengesetzte (polarische) Verhalten der verschiedenen Strömungen begründet. Die Blutmasse, deren größerer Theil in den Venen enthalten ist, befindet sich fortwährend und dennoch stets wechselnd bald in dem Zustand der Röthung (Aufhellung), bald in dem der Verdunkelung, von denen der erstere durch das Eintauchen in die luftige Atmosphäre der Erde, der andere durch das Eintauchen in die wässerige Atmosphäre sämmtlicher Elementartheile des Organismus bedingt wird. Eine Selbstthatigkeit der Blutgefäße beym Kreislaufe ist unverkennbar.

Wenn wir die Menge der im Blutgefäßsystem circulirenden, mit jener der im ganzen Organismus enthaltenen Bildungsflüssigkeit vergleichen, dann ergiebt sich, daß die erstere zur letzteren noch kaum in dem Verhältniß stehe wie 1 zu 2. Die Gestaltung aller elementären Organe geschieht nicht aus dem Gefäßsystem, sondern aus der Urbildungsflüssigkeit, der Blutumlauf hat zunächst nur die Bestimmung den zur organischen Gestaltung nothwendigen Wechselverkehr der parenchymatischen Bildungsflüssigkeit mit der Außenwelt zu vermittlen. Das Blut und die parenchymatöse Bildungsflüssigkeit sind zuletzt, um es allgemeiner aufzufassen, der flüssige Leib, während der gegliederte, sich entwickelnde Leib eine starr gewordene Bildungsflüssigkeit, oder starres Blut genannt werden kann. In einem beständig sich wiederholenden Verwandeln des flussigen Leibes in den starren und des starren wieder in den flussigen besteht dann das, was wir Bildungsleben nennen.

Aus den gewöhnlichen Berechnungen würde sich ergeben, daß die ganze Blutmasse des Körpers in ungefahr 2 Minuten 51 Secunden einmal den Umlauf durch Herz und Lungen, so wie durch die Theile des Leibes machen könnte, wonach in jeder Stunde 21 Kreisläufe sich vollenden würden. Die Bahnen jedoch, welche das Blut, je nachdem es in diese oder andere Arterien sich ergießt, zu durchlaufen hat, sind von so verschiedener Ausdehnung und überdieß wirken auf die Bekräftigung oder Einhemmung des Blutdranges so verschiedene Umstände ein, daß alle solche Angaben nur sehr ins Allgemeine gestellt werden können. Uebrigens hat die Beobachtung gezeigt, daß blausaures Kali schon in 1/3 bis 1/2 Minute von der Kehlvene eines Pferdes, in welche man dasselbe eingespritzt hatte, bis zu den Venen der Hinterfüße oder zur Kehlvene der gegenüber gelegenen Seite zu gelangen vermochte. In jedem Falle ist die Strömung in den verschiedenen Regionen des Gefäßsystems an Schnelligkeit sehr verschieden und schon Hales sah das Blut in den Lungen des Frosches 48 mal schneller sich bewegen als in den Theilen des Bauches. Doch kann es nur als ein ungefähres Zahlenschema betrachtet werden, wenn man die vermuthliche Zeit eines ganzen Blutumlaufes so eintheilt, daß man 25 Secunden für das Hinströmen des Blutes aus dem Herzen nach dem individuellen Gefäßnetz (den Capillargefäßen), 55 zum Durchströmen von diesen und seinen größeren Aesten,

35 zur Rückkehr nach der Lungenkammer, 20 zum Ein- 15 zum Durchströmen der Lungen, 30 zum Rückströmen aus diesen nach der Aortenkammer rechnet. In Beziehung auf die Lebensstörungen, welche dem Blutgefäßsystem zustoßen, bemerkt man, daß bey abnormer (krankhafter) Aufregung, z. B. Entzündung, das Blut mehr in der Richtung der Tagseite, dagegen in der Stagnation, bis zum Absterben des Blutlebens mehr in der Richtung der Nachtseite umgeändert werde.

Von besonderem Interesse erscheint das, was unser Verfasser über die psychische Bedeutung des Blutgefäßsystems sagt. Das lebendige Blutgefäß-System sammt seinem Inhalte gehört zwar dem unbewußten Seelenleben an, doch kann von ihm aus die Region des bewußten Seelenlebens auf sehr mächtige Weise influenzirt werden, (weil die Bewegung des einen Poles zugleich die des andern herbeyführt). Das was wir Stimmung nennen, Hang zur Traurigkeit, Heiterkeit u. s., hängt gar vielfältig von den Zuständen des Blutgefäßsystems ab. Namentlich zeigt sich uns dieses nach der Einsaugung aufregender Stoffe, wie des Weines, in die Blutmasse, so wie nach der Deprimirung der Lebensthätigkeit von dieser durch Aderlässe und in andern hiemit verwandten Fällen. Eben so bewirken auch umgekehrt Bewegungen des Gemüthes zunächst Umstimmungen des Blutumlaufes. Nicht minder steht auch die Thätigkeit des Lymphgefäßsystems mit den Stimmungen des Gemüthes in gegenseitiger Beziehung.

In dem Leben des Athmungssystems begegnen wir einer bedeutungsvollen Wechselwirkung des Organismus, in so weit derselbe ein Flüssiges ist, mit einem höheren, ihn selber einschließendem Lebenskreise. Die Eigenschaft wesentlicher Flüssigkeit, so wie eine fortgehende Wechselwirkung mit einem höheren Ganzen ist von dem Begriff des individuellen Organismus unzertrennlich, deßhalb kann kein Lebendiges der Erde ohne eine Art von Athmung bestehen. Ohnehin müssen sich in allen Organismen der Erde (als Mikrokosmen) die wesentlichen Lebensseiten des Planeten wiederholen; sie müssen als irdisch Starres, als tropfbar Flüssiges, als elastisch Gasiges und als elektromagnetisch Feuriges erscheinen. Jeder weiter entwickelte Organismus wird deßhalb durch das wässerig Flüssige und das darin sich Entwickelnde und Lösende stoffartig ernährt und wiederholt es in sich als Urbildungsflüssigkeit; er wird durch die erstarrte Planetenschale getragen und fortbewegt und wiederholt dieselbe in den eigenen starren Gebilden, z. B. des Skeletes; wird von den feuerigen Vorgängen des Planeten durchstrahlt und wiederholt sie in seinen Wärme- und andern Erscheinungen, ja zuletzt in seinem Nervenleben; endlich so muß er die Vorgänge des Luftlebens im Athmen durchlaufen. Im Ganzen kann man sagen, daß der Organismus durch seinen Wechselverkehr mit der Atmosphäre (beym Athmen) eben so wohl consumirt als in seinem Leben gesteigert werde. Das athmende, in seiner flüssigen Leibesform der Atmosphäre sich darbietende Individuum wird hierbey verflüchtigt oder flammenlos verbrannt, zugleich aber wird das epitellurische Geschöpf dadurch daß es in eigner Lebensintegrität mit dem tellurischen Organismus in genauere Wechselwirkung tritt an Lebensenergie erhöht.

Für einen noch nicht an diese Art der Berechnungen gewöhnten Leser kann es nicht ohne besonderes Interesse seyn, die Flächenausdehnung zu beachten, die sich im Innern jener Athmungs-Bläschen, aus denen die Lunge besteht, der hineindringenden atmosphärischen Luft darbietet. Die Menge der Lungenzellen, deren Durchmesser gegen 1/10 Linie betragt, wird von Keil auf 1744 Millionen berechnet; wenn man auch hierbey berücksichtigt, daß diese Zellen keine rings geschlossenen, sondern nach einer Seite hin offene Kugeln sind, so ergiebt sich dennoch, daß dieselben zusammen genommen in ihrem Innern der eindringenden Luft eine Fläche von mehr denn 2000 Quadratfuß darbieten, mithin eine gegen 130 mal größere als die Haut-Oberfläche unsers ganzen Leibes. Damit aber die gegenseitigen Zuströmungen der Luft und des hier der Dampfform sich annähernden Blutes noch mehr gefördert werden, tritt noch ein Urphänomen der Bewegung: die unausgesetzte Erzitterung und Schwingung der erst in neuerer Zeit entdeckten Wimpern der inneren Athmungsorgane hinzu.

Wenn, wie schon erwähnt, das Athmen, sei-

nem ganzen Wesen nach auf die Wechselwirkung zwischen der individuellen Lebenssphäre des Organismus und der Lebenssphäre des das Besondere umfassenden, höheren Organismus gegründet ist, so muß auch mit der Steigerung dieser Wechselwirkung zugleich eine entschiedenere Individualisirung des Organismus eintreten. Die Isolirung, die schärfere Abgränzung, wird aber dem Organismus nur durch das Skelet gegeben und dieses, in höherer Ausbildung gedacht, fordert wieder ein höher entwickeltes Muskelsystem, wenn es, wie dieß dem Begriff des Organischen entspricht, ein Bewegtes seyn soll. Daher geht das vollkommene Athmen mit einer vollkommenen Entwicklung des Skeletes und des Muskelsystems parallel. Dem Nervensystem kommt kein unmittelbarer Einfluß auf das Geschäft des Athmens zu, sondern nur ein mittelbarer, indem von den Nerven die Muskelaction jener Organe abhängt, welche beym Aus- und Einathmen nothwendig thätig seyn müssen.

Von der Bildung der Stimme und Sprache wird im weitern Verlaufe der Betrachtung des Athmens ausführlich gehandelt. Schon der gewöhnliche Umfang der singenden Menschenstimme zu 2 Octaven ist ein bedeutender Vorzug unserer Natur, in seltenen Fällen kann sich jedoch dieser Umfang auf 2 1/2, ja auf mehr denn 3 Octaven ausdehnen, wie dieß nach Munke bey der Sängerin Sessi, nach Rudolphi bey der Catalani der Fall gewesen seyn soll. Wie sehr sich in der Stimme die Individualität ausspreche, bemerken wir selbst im Thierreiche, wo z. B. Schafmütter und ihre Lämmer gegenseitig an der Stimme sich erkennen.

Von der Bestimmung des Athmens sucht unser Verfasser es zu erweisen, daß dieselbe das Begründen eines Gährungsactes sey, bey welchem sich statt der mikroscopischen Bläschen der gewöhnlichen Gährung die Blutbläschen bilden und wie bey anderen Vorgängen der Gährung Kohlensäure entbunden wird.

Das vierte Capitel des zweyten Bandes handelt von dem Leben im System der Absonderungen. Alle Absonderungen, d. h. alle Bereitungen differenter, zur Ausscheidung aus dem Körper bestimmter Flüssigkeiten aus der allgemeinen Bildungsflüssigkeit setzen einen höhern Grad innerer Differenzirung des Organismus voraus; je differenter und höher die Absonderung ist, um eine so höhere Reife des Organismus fordert sie zu ihrer Entstehung. Im Allgemeinen sind alle Arten der Absonderung Wiederholungen des Respirationsprocesses; sie geschehen durch ein Feines, leicht durchdringbares gleich wie in den Zellen der Lungen meist vielfach gefaltetes Häutchen, unter welchem ein peripherisches Netz von Blutgefäßchen gefunden wird. Wie jedoch die verschiedenen chemischen Vorgänge in den einzelnen Absonderungsorganen eigenthümliche, örtliche, und zu einander in gewissem polarem Verhältnisse stehende Metamorphosen der allgemeinen Blutgährung sind, so zeigen sich auch im innern Bau jener Organe gewisse Eigenthümlichkeiten. Wenn man deßhalb eine wohl gelungene, zarte Injection der Gefäßnetze verschiedener Absonderungsorgane betrachtet, dann bemerkt man bald, daß die Verästung, der Verlauf, die Stärke und Länge der Blutgefäßchen anders sind in der Leber als in den Speicheldrüsen, den Nieren u. s. Während die Lungen dem Werden, der organischen Belebung des Blutes dienen, sind die Absonderungsorgane für die Wiederauflösung seines Lebenskreises bestimmt; nach so vielen Richtungen hin das Blut zerfallen kann, nach eben so vielen treten Absonderungsorgane auf. Namentlich bildet die Funktion der Leber den entschiedensten Gegensatz mit jener der Lunge, indem sie die sich zersetzenden Blutbläschen aufnimmt und das aufgelöste, in den abgestorbenen Blutbläschen grün gewordene Blutroth (als Galle) ausstößt. Die Menge des gesammten ausgesonderten Stoffes ist so groß, daß sie in der Zeit der Lebensreife täglich 1/20, ja bis 1/12 des Körpergewichtes betragen kann. Die Produkte der Absonderungen haben auch darin Aehnlichkeit mit jenen der Gährung, daß sie, eben so wie das Gährungsferment in andern, verwandten Flüssigkeiten, ihrerseits in andern Lebendigen ähnliche Metamorphosen hervorrufen; eine Eigenschaft, welche im höchsten Maaße bey dem Vorgang der Erzeugung sich kund giebt. Jene Produkte sind übrigens nicht als solche zunächst im Blute schon vorhanden, sondern sie werden aus diesem durch die Lebensthätigkeit des Organes, mittelst einer Polarisirung erst gebildet,

doch kommt namentlich den Nieren die Bestimmung zu, fremdartige, ins Blut eingedrungene und an das Plasma desselben nur leicht gebundene Stoffe anzuziehen und auszuführen.

Das letzte (fünfte Capitel) beschreibt das Leben in den Systemen der Stoffaufnahme, Verdauung und Ernährung. Die Ernährung kann durch Einsaugung eines in die parenchymatöse Flüssigkeit unmittelbar übergehenden flussigen Stoffes durch Oberhaut und Schleimhäute, oder durch Aufnehmen des erst durch die Verdauung im Darmkanal zubereiteten geschehen. Der Darmkanal bildet sich aus der Urblase des Eyes, aus dem ersten Behältniß der Nahrungsflüssigkeit — dem Dotter. Während die Flüssigkeiten, welche gleich als solche in die Verdauungsorgane dringen (die Getränke) hier auf keine andere Weise denn von andern Schleimhäuten und selbst der Oberhaut, nur ungleich leichter, aufgesaugt werden, müssen die Speisen, damit ihnen dieses auch geschehen könne, vorher in ein homogenes Flüssiges gelöst werden. Bey diesem Vorgang muß das Mannichfaltigere, Differenzirte in ein Einfacheres, Indifferenteres zurückgebildet werden. Diese Zurückbildung (Katamorphose) wird vornämlich nach geschehener Verkleinerung der Speisen beym Kauen durch die ihnen sich beymischenden Säfte des Organismus herbeygeführt, welche hierbey, nach einem Ausdruck von Berzelius auf katalytische Weise wirken, d. h. durch bloßes neben dem fremdartigen Stoffe Vorhandenseyn (Contact-Elektricität) wie z. B. eine weinige Flüssigkeit durch Auftröpfeln von Weingeist auf Platinaschwamm oder feinzertheiltes Holz plötzlich in Essig verwandelt werden kann. Das Medium, welches jene katalytische Wirkung am kräftigsten auf die Speisen ausübt, ist der Magensaft, welcher aus mikroskopisch kleinen, cylindrischen, senkrechten Drüsensäckchen, die von den feinsten Gefäßnetzen umsponnen sind, ausgesondert wird. Die ganze eigentlich verdauende Innenfläche (Schleimhaut) läßt sich als ein Aggregat solcher Schleimsäckchen betrachten; der von ihnen ausgesonderte, wasserhelle Magensaft enthält als einen wesentlichen Bestandtheil etwas Salzsäure. Die katalytische Umbildung der Speisen durch den Magensaft wird auch durch die Wärme des Magens (30° R.) unterstützt, so wie durch den kleinen Antheil der atmosphärischen Luft, der mit der Nahrung verschluckt wird. Nach Beaumonts Beobachtungen braucht der menschliche Magen, um die Speise katalytisch in Chymus zu verwandeln, bey gesottenem Reis 1 Stunde; gebratenem Hirschwildpret 1 Stunde 35 Minuten; Austern 2 Stunden 55 Minuten; Beafsteaks 3 Stunden; gekochten gelben Rüben 3 Stunden 15 Minuten; gekochten Kartoffeln 3 Stunden 30 Minuten ꝛc. Während die Getränke großentheils schon im Magen aufgesogen werden, erfolgt für die Speisen diese Aufsaugung vorherrschend erst im Dünndarm. Denn der im Magen hervorgebrachte Chymus hat noch eine vorstechende saure Eigenschaft, diese muß zuerst durch Beymischung der alkalinischen Flüssigkeiten der Pankreas und Galle neutralisirt werden, damit der Chymus in den vollkommen indifferenten (assimilirbaren) Chylus übergehen könne. Kaum ist der Chylus in die Anfänge der Lymphgefäße getreten, da finden wir auch schon in ihm jene kleinen Kügelchen, welche als Lymphkügelchen bezeichnet sind. Auf die Entstehung von diesen hat die Beymischung der meist aus aufgelösten Blutkügelchen hervorgehenden Galle in den Chylus einen wesentlich fördernden Einfluß. So ist in keiner andern Region des Organismus so deutlich jener Grundzug alles Lebens zu erkennen, daß das scheinbar Höhere zuerst hinabsteigen (sich auflösen) müsse in ein Niederes, damit aus seinem scheinbaren Sterben ein Aufsteigen zum neuen, eigenen Leben möglich werde.

Wir sehen nun mit theilnehmendem Verlangen dem Erscheinen der nächstfolgenden Bände dieses Werkes entgegen, in welchen uns der reich begabte Verfasser die Beschreibung des Lebens der sensiblen und bewegenden Systeme des Organismus zu geben verspricht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Sophokles von J. J. C. Donner. Erste Lieferung. König Oedipus. Oedipus in Kolonos. Zweyte Lieferung. Antigone. Philoktetes. Dritte Lieferung. Elektra. Der rasende Ajas. Vierte Lieferung. Die Trachinierinnen. Anmerkungen. Anhang. Heidelberg, 1838. Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter. 8. 488. S.

Das, was man heutzutage in Deutschland Uebersetzungskunst nennt, ist eine sehr junge Kunst, und in ihrer Ausübung wahrscheinlich auf Deutschlands Gränzen beschränkt. Nach der Theorie dieser neuen Kunst beurtheilt, ist alles was Griechen und Lateiner und andere bis auf J. H. Voß übersetzt haben, eigentlich nur Paraphrase oder Dolmetschung, die nur Anspruch macht den Stoff und Gedanken aus einer Sprache in die andere über zu tragen, dagegen die sprachliche Form des fremden Gedankens geflissentlich ignorirt oder gar vertilgt und mit möglichster Vollständigkeit gegen das Idiom, in welches übersetzt wird, einzutauschen sucht. Die Uebersetzungen dieser älteren Art machten, wenn sie einen Klassiker der Nation zum Verfasser hatten, den Anspruch, als ein der Form nach klassisches Nationalwerk vor dem Richterstuhl der Gebildeten, und nicht bloß der Gelehrten, überhaupt gelten zu dürfen.

Seit dem Sieg der Vossischen Grundsätze und Methode hat der Uebersetzer ganz neue Pflichten zu übernehmen, wogegen ihm auch neue Rechte eingeräumt sind. Seine Pflicht ist jetzt, nicht mehr blos den Gedanken, sondern auch die Form des Gedankens wiederzugeben, das fremde Metrum beyzubehalten, die fremde Denk- und Vorstellungsweise auszudrücken, ja selbst dieß fremde Idiom bis auf einen gewissen Grad durch seine Uebersetzung hindurchtönen zu lassen. Dagegen behält er sich das Recht vor, über das Idiom, in welches er übersetzt, mit größerer Freyheit als andere frey producirende Schriftsteller zu schalten, und den Vorwurf, daß bald diese neue Wortbildung bald jene ungewöhnliche Wortstellung, bald diese gewagte Structur, oder jener harte Rhythmus einen undeutschen Klang habe und den Leser nothwendig frappire, weist er mit der Antwort zurück: das ist eben recht; der Leser soll es fühlen, daß er ein fremdes Werk vor sich habe: auch bleibt ohne Licenzen solcher Art eine wahrhafte treue Uebersetzung eine Unmöglichkeit.

Diese Grundsätze sind fast ausschließlich auf Uebersetzungen griechischer und lateinischer Klassiker angewendet worden, von Voß, Schleiermacher u. a. mit Geist und Erfolg, indem sie ihre Pflichten mehr vor Augen behielten, als ihre Rechte; viele andere dagegen, die nur ihre vermeyntlichen Rechte über die Muttersprache kräftig auszuüben bedacht waren, haben unsere Literatur in bester Meynung mit Zerrbildern bereichert, deren Existenz jedes andere Volk außer dem Deutschen für schlechthin unmöglich halten muß.

Ref. bricht diese Reflexionen hier ab und bekennt sich mit Vergnügen zu dem Inhalt einer kleinen Gelegenheitsschrift, in welcher ein geehrter Freund unlängst eben dieses Thema mittelst einer lichtvollen und lebendigen Darstellung beleuchtet hat. *)

Neuerdings macht sich das Gefühl, daß diese Art Uebersetzungstreue ein Abweg sey, immer mehr

*) Ueber die Aufgabe des Uebersetzers von Dr. Karl Schäfer kgl. Professor. Erlangen 1839. Schul-Programm.

geltend. In gleichem Grade als man das Bedürfniß fühlt, die Gelehrsamkeit auf irgend eine Weise mit dem praktischen Leben zu befreunden, oder man kann sagen zu versöhnen, scheint auch die Erkenntniß zuzunehmen, daß Uebersetzungen alter Klassiker vor allen andern als conditio sine qua non lesbar seyn müssen, eine Anforderung, die man als minimum an jedes Buch machen darf so wie an jede Speise, daß sie zum wenigsten doch genießbar sey; und daß der schreyende, oft himmelschreyende Contrast zwischen dem Deutsch eines klassischen Uebersetzers und eines klassischen Schriftstellers derselben Nation als etwas unnatürliches aufzuhören habe.

Eine Vergleichung der vorliegenden Uebersetzung des Sophokles mit ihrer Vorgängerin, der bekannten von dem vielseitig gebildeten Philosophen Solger vor 32 Jahren gelieferten, giebt von dem Gesagten einen tröstlichen Beweis. Der Solgerische Sophokles ist in den schwereren Parthien der Chorgesänge durchaus nicht, in den leichteren aber oft kaum ohne das Original zu verstehn; die Donner'sche dagegen spricht ein ziemlich übliches und herkömmliches Deutsch. Ref. stellt, ehe er zur nähern Prüfung übergeht, als Probe den Anfang des König Oedipus aus beyden Uebersetzungen neben einander:

Solger.

O Kinder, ihr des alten Kadmos neu Geschlecht,
Zu welcher Zuflucht kommet ihr dahergeschreckt
Geziert mit Oelgezweigen Hülfeflehender?
Die Stadt erfüllt auch überall Rauchopferduft,
Und auch mit Päanstönen rings Wehklagelaut
Was nicht von Boten auszuforschen würdigend
Ich theure Kinder selber mich hieherbegab
In allem Volke rühmlich Oedipus genannt
Du aber, Alter, rede weil du würdig bist
Ihr Wort zu führen, weßenhalb erschienet ihr?
Was fürchtend, was begehrend weil ich sicher euch
In allem bestehn will, und wär' unwillend auch,
Ohn' inn'ges Mitleid solches Flehn mit anzuschaun.

Donner.

O Kinder ihr des alten Kadmos junger Stamm
Was lagert ihr euch mit den wollumwundenen
Oelzweigen festlich prangend auf den Sitzen hier?
Von Opferdüften ist erfüllt die ganze Stadt
Erfüllt von Lobgesängen und von Klageruf.
Hierüber Kunde wollt ich nicht von andern
Vernehmen, Kinder; drum erschien ich selber hier
Weithin von allen Oedipus mit Ruhm genannt.
Wohlan denn, Alter, weil es dir geziemt, das Wort
Für die zu führen, rede, was ist euer Loos,
Was fürchter oder wünscht ihr; gerne möcht ich euch
Beystehn in allem, und gefühllos wär' ich ja,
Erweckte solches Flehen nicht Mitleid in mir.

Und eine Strophe des schönen Chorgesangs V. 1156.

Solger.

O Menschengeschlechter weh!
Wie muß ganz ich dem Nichts allein
Gleich im Leben euch zählen!
Denn welcher der Menschen, wer
Trägt mehr Gütergenuß davon,
Als soviel ihn der Schein erhebt,
Bis vom Schein er hinabsinkt?
Ja dein warnend Geschick belehrt,
Ja dein zorniges, deines, ach
Allerunglücklichster Oedipus!
Nichts selig zu preisen.

Donner.

Ihr Menschengeschlechter ach
Wie doch muß ich im Leben euch
Als Nichtsgeltende zählen
Denn welcher der Sterblichen
Nimmt ein größeres Glück dahin
Als soviel ihm der Wahn verleiht
Bis vom Wahn er hinabsinkt?
Durch dein gräßliches Loos gewarnt
Dein unseliges Mißgeschick
Armer Oedipus preis ich nichts
An Sterblichen selig.

Also eine Cardinaltugend eines guten Buches, Verständlichkeit, kann und muß dieser Arbeit zugesprochen werden, und da ein Uebersetzer in dem glücklichen Fall ist, nur das Wie und nicht das Was seiner Worte vertreten zu müssen, so ist hiemit allerdings ein großer Schritt geschehn. Und diese

Verständlichkeit ist nicht etwa mit unerlaubten Opfern erkauft, durch welche die Uebertragung den Charakter einer bloßen Nachbildung anzunehmen pflegt. Herr Donner hat nicht bloß streng die Versmaaße des Sophokles im Dialog wie in den Chören beybehalten, die z. B. bey Stolberg gegen moderne Metra ausgetauscht sind, sondern er hält sich streng und wörtlich an den griechischen Text und es würde sogar oft möglich seyn, bey einer Rückübersetzung in das Griechische die urkundlichen Worte des Grundtextes zu treffen.

So sehr sich demnach Hr. Donners Sprache von der Schwerfälligkeit der vossischen Uebersetzungen fern hält, so wenig würde er es uns doch Dank wissen, wenn wir ihn gar nicht nach der klassischen Uebersetzungstheorie beurtheilen wollten. Zwar belehrt uns keine Vorrede über seine Grundsätze, aber aus der Leistung selbst geht unverkennbar hervor, daß er das neue Uebersetzungsprincip anerkennt, daß er die Form des griechischen Dichters eben so treu als den Stoff wieder zu geben wünscht, aber nur ja nicht auf Kosten der Schönheit. Er hofft, meynen wir, durch seine Uebersetzung nicht bloß ein Kunstwerk zu liefern, dessen Werth die Gelehrten anerkennen müßten, sondern ein Werk, das auch in größeren Kreisen Genuß bereiten möchte, ohne völlig modernisirt zu seyn. Daher wagt er hinsichtlich des deutschen Ausdrucks unendlich mehr als z. B. sein Vorgänger Stolberg, aber weit weniger als Solger; und wie Solger beynahe alle Eleganz und Grazie aufgiebt, ja man möchte sagen, vermeidet, um den Ernst und die Majestät des sophokleischen Kothurnus ja nicht zu verwischen, so ist für Hrn. D. die Eleganz das wichtigere Augenmerk; und mit großem Vergnügen und inniger Ueberzeugung bekennt Ref., daß sich ganze Seiten — was viel sagen will bey einer solchen Arbeit! — ohne allen Anstoß mit ungestörtem Genuß lesen lassen.

Wenn wir so Hr. D. Theorie aus seiner Praxis richtig abstrahirt haben, so wird er uns nicht wehren, seine Leistung nach den strengen Grundsätzen der neuen Uebersetzungskunst zu beurtheilen, und zu fragen, wie weit es ihm gelungen, die Treue mit der Schönheit zu vereinigen, die griechischen Grazien dem modernen deutschen Ohr nicht bloß vorzuführen, sondern auch genießbar zu machen.

Das allgemeine Resultat ist leicht zu errathen: nach dem bisher Gesagten hat Hr. D. viel geleistet, nach der Riesenmäßigkeit seiner Aufgabe hat er noch viel zu wünschen übrig gelassen.

Zuerst von der Metrik und Prosodie. Hr. D. hat den antiken Trimeter nicht gegen den Quinarius der englisch-deutschen Tragödie eingetauscht, und schon dadurch seinen Standpunct zu erkennen gegeben. An genauer Kenntniß dieses Versmaaßes fehlt es ihm durchaus nicht, und eben so wenig an Fertigkeit und Genauigkeit im Versbau. Hr. D. unterzieht sich ziemlich allen Regeln, die die philologische Metrik aus der Praxis der alten Tragiker abstrahirt hat, wenigstens so weit das moderne Ohr irgend Empfänglichkeit für die Regel, und einige Empfindlichkeit für ihre Uebertretung hat. Wer irgend deutsche Senare gebildet hat, weiß wie zudringlich bey unserem Ueberfluß an jambischen Wörtern die Versuchung und Gelegenheit ist, den Vers durch Vernachlässigung einer Cäsur entweder in zwey Hälften oder in drey Drittheil oder gar in seine sechs Füße aus einander fallen zu lassen. Die erste dieser Anomalien, durch welche der Trimeter sich dem Charakter des modernen Alexandriners annähert, haben sich die Griechen selten erlaubt, wie Soph. Oed. Col. 607. 610.

ὦ φίλτατ' Αἰγίως παῖ, | μόνοις οὐ γίγνεται —
φθίνει μὲν ἰσχὺς γῆς, | φθίνει δὲ σώματος

wie Hr. Donner:

Denn seit ich diese Wehr empfing in meine Hand (Aj. 627)
Von meines Glückes Höhn | herabzustürzen sinnt (El. 630)

die zweyte noch seltener; zwar hat Hr. D.:

Von deiner Hand | den Tod verdient. | Nach welchem Recht? (El. 562)
Der Sehn entrauscht | die Beute traf | dann kroch ich selbst (Phil. 284)

aber im ganzen finden sich doch diese Fehler mit großer Sorgfalt vermieden, wobey er natürlich eben

so wie die Alten darauf rechnet, daß seine Verse geistig recitirt und nicht mechanisch scandirt werden; denn sonst ließen sich Trimeter wie

Er meinen Worten nie geliehn ein willig Ohr (Aj. 1026)

Daß nicht an uns heran sich dräng' ein Sterblicher (El. 875)

allerdings so vortragen, daß sie den durchaus störenden Eindruck von Alexandrinern machten. Kurz, es ist ein großes und nicht gewöhnliches Verdienst der Donner'schen Versification, daß sich das Gesetz der Penthemimeris und der Hephthemimeris so streng beobachtet findet.

Von gewissen feineren Regeln der alten Metrik hat sich Hr. Donner entbunden, und wie Ref. meynt mit Recht; theils weil ihre wirkliche Existenz nicht immer evident fest steht, theils weil ihr Grund für unser Empfindungsvermögen so gut als nicht vorhanden ist; und eben so ihre Wirkung für uns verloren gehen muß. Ref. zählt dahin z. B. die personische Entdeckung, daß in der Mitte des vorletzten Fußes ein Wort nicht mit einer langen Silbe schließen dürfe, wie z. B. in Philoctet 731

λόγου σιωπᾶς κἀποπλήκτως ὧδ' ἔχεις

Dagegen Hr. D. trägt kein Bedenken zu componiren:

Des Weibes Name wie der Herold mir beschwor (Tr. 371)

Mir aufgebürdet noch Eurysthens bittrer Haß (Tr. 1026)

Und sonst ihm ähnlich und fürwahr schlimm wirst du nicht (Aj. 530)

Nicht dieses sag ich so verstandlos bin ich nicht (El. 918)

Wie gesagt, das gebildetste Ohr, wenn es nicht einem gelehrten Kenner der griechischen Metrik angehört, wird an keinem dieser Verse Anstoß nehmen; einem metrischen Uebersetzer der Alten aber darf man, wenn irgend einem Schriftsteller, so viel Freyheit und Befreyung von Regelzwang als irgend mit seinem Beruf erträglich ist, von Herzen gönnen!

(Fortsetzung folgt.)

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern. Erster Band. 2. Heft. Mit 3 lithographirten Tafeln. München 1839. gr. 8.

Dem ersten Hefte dieser Zeitschrift folgte ziemlich rasch das zweyte. Es enthält nachstehende Aufsätze, die sich mit Nummern und Seitenzahl dem ersten Hefte anschließen.

VIII.

Die Glocke zu Gilching. Von dem k. Bibliothek-Sekretär Föhringer.

Sowohl die auf der alterthümlichen und gleichsam zur Ruhe gesetzten Glocke befindliche Aufschrift und deren rechte Lesung, als auch das Alter der Glocke selbst ist hier durch des Hrn. F. Scharfsinn gegeben und bestimmt worden. Die Mon. boica nämlich nennen den auf der Glocken-Inschrift vorkommenden Arnoldus sacerdos de Giltekin in der 2ten Hälfte des 12. Jhrdts. (von 1162 — 1194) als Arnoldus presbiter de Giltihingen, oder auch ohne Angabe dieser priesterlichen Würde, Arnoldus de Giltechingen; und da die theilweise verschränkten und verkehrten Buchstaben Arnoldus de Giltekin „me fundi fecit" gelesen werden müssen, so ist klar, daß das Alter dieser Gilchinger Glocke nicht ins 11. Jhrhdt., sondern mit Zuverläßigkeit in die letzten Jahre des 12., oder in den Beginn des 13. Jahrhunderts gesetzt werden müsse.

IX.

Bemerkungen über eine ungedruckte Stelle aus der Lebensbeschreibung des heil. Bonifacius, von seinem Schüler Willibald. Von Dr. Friedrich Kunstmann.

Diese Bemerkungen gelten vornehmlich der in der Vita S. Bonifacii vom Mayntzer Priester Willibald (Pertz II. 331) erzählten Eintheilung Bajuwariens in 4 Bisthümer durch den Apostel der Deutschen. Hr. K. führt 2 Codices Mst. der k. Hof- und Staats-Bibliothek an, welche Pertz bey seiner Edition nicht benutzt, und von denen der Eine aus Freysingen in der 1ten Hälfte des 9. Jhrhdts., der Andere aus dem Kloster Benedictbeuern im 10. Jhrdt. geschrieben ist. Großes Gewicht legt Hr. K. auf diesen Letzteren, der fast um ein Säculum jünger, als der Erstere ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Sophokles von J. J. C. Donner. Erste Lieferung. König Oedipus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wir können es daher nicht einmal billigen, daß Hr. D. nicht von den Freyheiten des sophokleiſchen Verſes, die in der Natur des Verſes liegen, vollſtändigen Gebrauch gemacht hat. Warum hat er ſich keine Auflöſung der Länge in zwey Kürzen erlaubt? Ref. erinnert ſich kaum, in Hrn. Donners Senarien einem Tribrachys begegnet zu ſeyn. Sophokles hat ungleich weniger Auflöſungen als Euripides, aber im Durchſchnitt mögen ſich doch ihrer fünf in je hundert Verſen finden — Beweis genug, daß er ſelbſt die Auflöſung nicht als eine Licenz zur Bequemlichkeit des Dichters ſondern als eine Forderung des Verſes ſelbſt zur Vermeidung aller Einförmigkeit anſah. Wir vermiſſen demnach etwas von dem Geiſt des ſophokleiſchen Versganges, wenn der Ueberſetzer ſich der Auflöſungen ganz enthält. Oder ſollte Hr. D. meynen, daß ein deutſcher Tribrachys einen andern Eindruck mache, als ein griechiſcher? Der bekannte ſchlegeliſche Vers im ariſtophaniſchen Numerus:

Fröhlicheren Feſttanz lehrte mich Ariſtophanes

thut dem deutſchen Ohr ſo wohl als ein gleichgemeſſener des attiſchen Komikers.

Daß der Anapäſt am Anfang des Verſes mehr Licenz als Kunſt ſey, will Ref. eher glauben, aber doch iſt er im Sophokles ſo häufig, daß der Ueberſetzer kecklich dem Beyſpiel des Originals folgen darf, und zwar mit Umgehung der Einſchränkung, welche G. Hermann bemerkt hat. *) Hr. D. erlaubt ihn ſich ſehr ſelten, wie Phil. 472.

In dem Bauch des Schiffes, hinten oder vorne, wo

Hätte er öfter den Muth gehabt, wie viele Verſe wären mit weit geringerer Mühe weit leichter und ſchöner ausgefallen!

Dagegen finden wir hie und da Anapäſten mitten im Vers z. B. Trach. 1076

Unüberwindlicher Beller mit dreyfachem Schlund
Ein Handeltreibender ſchiff ich heim nach kurzer Fahrt (Phil. 555)

was wir nicht zu vertheidigen übernehmen. In andern Fällen läßt ſich durch die Recitation nachhelfen, daß der Anapäſt verhallt, wie

Der herakleiſchen Waffen die der Ruf genannt
O könnt ich ſättigen meinen Groll mit dieſer Hand! (Phil. 256. 518)

Aber eine wichtigere Ausſtellung an Hrn. Donners Senarien haben wir noch auf dem Herzen. Sie ſind viel zu rein-jambiſch, zu wenig mit Spondeen untermiſcht.

Tardior ut paulo graviorque veniret ad aures,
Spondeos stabiles in jura paterna recepit
Commodus et patiens,

ſagt Horaz vom Trimeter. Was Accius und Ennius zu viel thaten, thut Hr. D. zu wenig. Dadurch bekommen ſeine Verſe eine Leichtigkeit, welche dem Kothurn durchaus nicht wohl anſteht. Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir im Durchſchnitte in je fünf Senarien nur Einen ächten Spondeus zu finden behaupten, während bey Sophokles die rein-jambiſchen Trimeter faſt zu den Seltenheiten gehören und ſich denn auf je hundert Verſe

*) Primus pes anapaestum etiam in aliis nominibus (scil. quam in nominibus propriis) recipit, sed in veteri tragoedia ea lege ut id in integro vocabulo fiat. Herm. Doctr. metr. p. 119.

durchschnittlich vielleicht nur fünf finden. Solger verdient in dieser Hinsicht den Vorzug vor Hrn. Donner. Oder wollte Hr. D. die an Steifheit gränzende Gravität des antiken Metrums aufgeben und die fließende Annehmlichkeit der Jamben des deutschen Dramas an ihre Stelle setzen, so hätte er consequenter Weise auch den Senar gegen den Quinar austauschen sollen. Denn daß der Senar nothwendig volltönender auftreten muß, als der Quinar, hat z. B. Schiller wohl gefühlt; man vergleiche nur die Scenen, in denen er zu dem Senar übergieng, z. B. in der Jungfrau von Orleans:

Wo soll ich hinfliehn? Feinde ringsumher und Tod!

oder in der Braut von Messina:

Das Recht des Herrschens üb' ich aus zum letztenmal! u. s. w.

mit den vorhergehenden und nachfolgenden Quinarien, und man wird einen Unterschied finden, der weit mehr ins Ohr fällt als die quantitative Verschiedenheit der beyden Versarten.

Genau mit diesem Mangel hängt die Prosodie des Hrn. D. zusammen; sie macht ihn noch fühlbarer; giebt den leichtgebauten Versen noch einen leichteren Charakter. Hr. D. erlaubt sich z. B. jedes einsylbige Wort als Länge zu gebrauchen nnd in der Arsis zu verwenden. Ref. kann nach seiner nicht allzu rigorosen Theorie und nach seinem Ohr Verse wie folgende, wo offenbar tonlose Wörtlein in die Arsis fallen, nicht gelten lassen, wenigstens nicht für tragische im Sinne der Griechen:

Wohl, ich gestatt es; wenn du so mich immerdar (El. 54.)

die Emphasis liegt bloß auf gestatte.

hat er darum
Von deiner Hand den Tod verdient? (El. 561)

wo nur deiner emphatisch ist. Und gerade an dieser Stelle des Senars, in der vorletzten Arsis ist eine wahre ächte Länge fast eben so vorzugsweise nöthig wie in der darauf folgenden Thesis eine wahre ächte Kürze; deßhalb auch

Drum fleuch mit Abscheu dieses Weib als einen Feind (Ant. 649).

Er starb von keinem Manne nein von einem Gott (Phil. 528).

nicht wohl zu rechtfertigen ist. Daß umgekehrt Hr. D. auch lange Sylben der Prosodie zum Trotz verkürze, läßt sich nicht sagen; Verse wie Phil. 479:

Gestad' Euböas wo Chalkodon waltet einst

gehören zu den Seltenheiten und ob El. 716:

Vorbey des Wagen Strudel der die Bahn durchwogt

tadelhaft sey, ist wenigstens eine Controverse.

Schade daß sich Hr. D. nirgend, so viel Ref. weiß, über seine prosodischen Grundsätze ausgesprochen hat. Denn wir dürfen voraussetzen, daß er sich nach klaren Grundsätzen und nicht nach Bequemlichkeit solcher von dem Usus abweichender Freyheit bedient hat. Wir wissen auch recht gut was sich der strengen Observanz in dieser Hinsicht entgegenstellen läßt; nämlich nichts geringeres als die Autorität der ersten vaterländischen Dichter, ja der sämmtlichen, soweit sie nicht von der philologisch-classischen Theorie angesteckt sind. In Lessings, Schillers und Göthes Dramen, selbst in Schlegels Uebersetzungen findet sich keine Spur einer Bedenklichkeit, ein an sich selbst enklitisches Pronomen oder eine Partikel in die Arsis zu setzen, und aus ihnen glauben die Deutschen doch gelernt zu haben wie ein tragischer Vers lauten müsse, um einen der Tragödie würdigen Eindruck zu machen.

Wir haben auch nichts dawider, wenn uns Hr. D. etwa entgegnen würde, daß er, wenn sichs um deutsche Prosodie handle, lieber nach „des Lebens grünem Baum," den deutsche Originaldichter gepflanzt haben, hinblicke als nach „der grauen Theorie" der altklassischen Gelehrten frage; aber wenn er auf diese Weise einmal von den Gelehrten zu den Dichtern übergeht, so ist ihm auch manches andere im Reich der Prosodie untersagt, was eben die strengere Observanz gut heißt; aber er findet es zuträglich hie und da die Freyheiten und Connivenzen der beyden unter sich feindlichen Feldlager zu benützen.

Die nächste Frage betrifft, die poetische Sprache des Donnerischen Sophokles. Im all-

gemeinen haben wir ihren Werth bereits anerkannt. Wie steht es im Einzelnen?

Wer den Sophokles für einen großen Kreis zugänglich machen und genießbar übersetzen will, wie gewiß Hr. D., dem wäre wohl zu rathen sich irgend einen deutschen Klassiker auszusuchen, dessen Sprache mit der von ihm zu wählenden Sprache auf gleicher Höhe und Tiefe stehe, mit andern Worten, sich selbst darüber klar zu machen: welcher deutsche Tragiker auf einem nicht höhern noch niedrigern Kothurn einherschreite als Sophokles. Für Aeschylus einen solchen deutschen Dichter zu finden, möchte eine schwere Aufgabe seyn, denn wenn sich auch bey uns magnifici usque ad vitium auftreiben lassen, so taugen diese in anderer Hinsicht desto weniger zur Parallele. Kaum Göthes Pandora und Faust's zweyter Theil könnten ein rechtes Vorbild geben. Dem Sophoklischen Style aber steht, meynen wir, Schiller sehr nahe, zwar nicht in seinem Carlos, Wallenstein, Maria Stuart und Tell, die ihres neuhistorischen Charakters wegen und in Harmonie mit der modernen und unpoetischen Anrede durch Ihr und Sie, durchaus sermoni propiora sind und nur in den sentimentalen Stellen sich versteigen, in denen sie wiederum aus dem Bereich einer Vergleichung mit den Alten heraustreten; wohl aber in seiner Jungfrau von Orleans und Braut von Messina. Was Schiller in diesen beyden Dramen als allzukühne und lyrische oder als allzugewöhnliche und prosaische Sprache verworfen haben würde, das sollte, meynt Ref., in der Regel auch der Uebersetzer des Sophokles verwerfen; natürlich nur in den dialogischen Stellen; denn die Chorgesänge bedürften ein ganz anderes Vorbild: etwa Klopstocks Odenstyl.

Diesen Maaßstab angelegt findet sich freylich auch bey H. D. mancher Stein des Anstosses. Ref. will mit einigen Beyspielen beginnen, in welchen jeder, der nicht durch Convenienzen und Indulgenzen gegen das Uebersetzergeschäft zu ungewöhnlicher Toleranz gestimmt ist, sich als durch eine unerlaubte Abweichung vom deutschen Sprachgebrauch unangenehm berührt fühlen wird. Vor allem in allzukühnem Gebrauch einzelner Wörter, aller Kyriologie zum Trotz: El. 578:

Doch dich zu mahnen ist ja nicht gestattet mir

statt ermahnen. Wir wissen, daß dieß ein deutscher Archaismus ist, aber die Archaismen der Bedeutung sind die bedenklichsten. Aj. 695.

Die nackten Schwerter blizend aus der Scheide floh'n

statt flogen, was selbst schon kühn genug wäre. Aj. 815:

Dem greisen Vater und der armen Zeugerin

Schon dem Erzeuger statt Vater hat uns Vossens allzuhäufiger Gebrauch verleidet; wer erträgt aber die Zeugerin: freylich Gebärerin lautet auch nicht poetischer, aber hätte die größere Richtigkeit für sich. Oder giebt die Freyheit der Griechen φῦσαι und τεκεῖν zu verwechseln, die gleiche Freyheit auch für das deutsche zeugen und gebären?

Aj. 703. bricht der Bote, als er erfährt, daß er zu spät gekommen in die Klage aus: „O Gram, o Gram!“ Kein Deutscher aber nennt ein schon vorhandenes Unglück „Gram“, sondern Leid; Denn der Gram setzt wie der Kummer ein noch gefürchtetes Uebel voraus. Und V. 530:

Und fürwahr schlimm wirst du nicht!

wäre schlecht weit angemessener, weil dieß die Feigheit mit in sich schließt, die hier hauptsächlich zu verstehn, was bey schlimm und bös nicht der Fall ist. Trach. 1060:

Des Schmerzes Zuckung eben glüht sie wieder auf!

Was würde H. D. zu diesem Tropus sagen, wenn er ihm in einem deutschen Originalwerk begegnete? Aber diese mechanische Nachbildung des griechischen ἔθαλψε σπασμός zuzugeben, was soll aufglühen bedeuten? Es gehört ja zum Wesen der Gluth, nicht aus dem glühenden Körper herauszugehen, sonst wird sie ja auflodernde Flamme. Oed. Col. 555:

Von deiner Augen blutiger Verstümmelung

Man kann schwerlich etwas verstümmeln, was weder Glieder noch Spitze hat. Phil. 330:

Wohl edel war so Mörder als Gefallener.

Es ist zu bedauern, daß der Usus mit dem Mord

durchaus den Begriff eines Verbrechens verknüpft hat, aber kein Dichter noch Uebersetzer hat das Recht, diesen Gebrauch zu ignoriren und eine bloße Tödtung einen Mord zu nennen. — El. 682:

Unter der Sonne jüngstem Strahl,

kann nach Analogie des jüngsten Tages doch nur ihr letzter Strahl gedacht werden, mithin der Abend. Es ist aber vom ersten Morgenstrahl die Rede, denn die Kampfspiele begannen natürlich nicht erst mit Sonnenuntergang. — El. 718: „bauend auf des Kampfes Ziel." Ohne das Original wird man kaum errathen, daß des Kampfes Ende, das finis coronat opus, gemeynt ist, obgleich in hundert andern Fällen Ziel mit Ende synonym ist. — Ant. 158:

So will ich nicht als Lügner vor dem Volke steh'n.

Warum nicht lieber: nicht wortbrüchig? denn das ist gemeynt.

(Fortsetzung folgt.)

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern.

(Fortsetzung.)

In diesem Benediktbeurer Manuscripte folgt auf die Erwähnung der 3 Bisthümer Salzburg, Freysingen und Regensburg als 4tes Bisthum nicht Passau mit Vivilo, sondern auf radirtem Grund, wo des 4ten Bisthums gedacht war, von gleichzeitiger Hand, Neuburg (nova Civitas) mit Manno, dem nodallhartus episcopus succedirt wäre. Was auf der radirten Stelle gestanden, läßt sich nicht mehr erkennen. Jedenfalls eine andere Bisthumsstadt und eine andere Person als Bischof, wie Neuburg und Manno, sonst hätte es ja des Radirens nicht bedurft.

Hr. K. theilt uns hierauf das Resultat seiner Prüfung der Handschriften der vita St. Bonifacii von Willibald mit, welches kürzlich darin besteht, daß die Handschriften 1. 3. 4. bey Pertz (II. p. 346, lit. l. quartus usque dignitatem desunt, und p. 352, also die Reichenauer Handschrift um 800 geschrieben, die Wiener aus dem X. oder XI. Saeculo, und der Rebdorfer Codex ohne nähere Alters-Angabe) des Bisthums Passau und Vivilo's gar nicht erwähnen. — Dagegen hat die Freysinger Handschrift aus der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts, welche mit dem Reichenauer Codex, — dem sie dem Alter nach am nächsten steht — ganz übereinstimmt, auf dem Pergamentrande von einer Hand aus der zweyten Hälfte des 9ten Jahrhunderts Passau als das 4te Bisthum und Vivilo als dessen Bischof angefügt.

Es sprechen demnach, sagt Hr. K., die ältern Handschriften zu Gunsten der Lesart des Benediktbeurer Codex, nämlich neue 3 Bisthümer werden namhaft gemacht, und Passau darunter nicht erwähnt. Obwohl der Willibaldische Text in allen aufgeführten Manuskripten von der Eintheilung des Landes in 4 Bisthümer spricht. Sodann sucht Hr. K innere Gründe hervor, welche diesen Text der Benediktbeurer Handschrift sehr wahrscheinlich als den richtigen und correcten darstellen. Es sind deren zwey: 1) Bonifacius habe bey seiner kirchlichen Eintheilung Bayerns die Ordination des Vivilo beanstandet.

2) Der alte Annalen-Codex bey Lazius spreche für den Benediktbeurer Text, und nennt er gleich als 4ten Bischof den h. Willibald von Eichstätt, so zeigen doch die gleich darauf folgenden Worte, daß er Manno's Weihe für Neuburg gleichzeitig mit der kirchlichen Eintheilung Bayerns geschehen läßt, die St. Bonifacius von Neuburg aus unternommen habe. Indessen etwas später läßt Hr. K. die für das benediktbeurer Manuskript herbey gebrachten Stützen wiederum fallen, und gelangt am Schlusse seiner mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn geschriebenen Abhandlung zu folgendem Resultat:

1) Manno müsse noch 739 zum Bischofe von Neuburg gewählt worden seyn, denn die besagte Handschrift und Lazius Annalen reihen dieß Ereigniß an die kirchliche Eintheilung Bayerns an. —

2) Vivilo wäre anfänglich und bevor der Papst ihn geschützt, vom h. Bonifacius in seiner Würde als Bischof von Passau nicht bestätigt worden, wodurch das Stillschweigen der ältern Handschriften über ihn sich erklären lasse.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Sophokles von J. J. C. Donner. Erste Lieferung. König Oedipus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Undeutsche Structuren und Redensarten nennt Ref. folgende. Aj. 1011:

Ihn der dem ganzen Kriegsheere Tod ersann,

das soll bedeuten: den Tod zudachte. Aj. 1021:

Erhebe deßhalb nicht dein Herz in wildem Zorn

soll heißen: gebärde dich nicht heftig und übermüthig.

El. 699: Vorbeyzufliegen die Räder statt an den Rädern hält Ref. für durchaus unstatthaft. El. 645:

Und rath ich recht auch: wäre das des Königes Gemahlin?

Wie will Hr. D. diesen Conjunctiv rechtfertigen? Nicht einmal in indirecter Frage könnte wäre Statt haben. Der Fehler war leicht zu vermeiden, etwa so: Und rath' ich recht auch, daß des Königs Ehgemal hier stehe?

Im ähnlichen Falle scheint es uns H. D. umgekehrt allzuängstlich mit dem deutschen Conjunctiv zu nehmen; in El. 575:

Oder wirst du hier
Auch sagen, daß du Rache für die Tochter nehm'st

würde uns der Indicativ nimmst weit weniger mißfallen, als diese harte Syncope.

Zu den Freyheiten, welche Ref. den Uebersetzern mißgönnt, gehört das Hyperbaton der Pronomina und Partikeln, so allgemein auch die Uebersetzerpoesie auf diese Freyheit Anspruch zu machen pflegt. Auf Ref. macht jede solche Versetzung den Eindruck, als solle ein Idiom des Judendeutsch persiflirt werden, etwa so wie es am treffenden Ort A. W. Schlegel dem Shylock in den Mund legt:

Soll ich nicht haben bloß mein Capital?

Solche Versetzungen nun erlaubt sich Hr. D. unbedenklich:

Wo treff ich Ajas aber, ihm zu sagen dieß? (Aj. 699.)
Wollt ich einen Trunk erzielen mir (Phil. 286.)
Und nach Haus zu retten mich (Phil. 486.)
Der Hellas edles Kriegerheer versammelt einst (El. 678.)
Mußt er da nicht büssen mir? (El. 521.)

Je häufiger dergleichen Kühnheiten sind, welche Ref. nicht gut heißen kann, desto seltener stößt man auf Stellen, in denen die Würde der tragischen Sprache durch einen unedlen Ausdruck verletzt ist. Im Phil. 295. Aus freyen Stücken hätten wir eingetauscht gegen: Aus freyem Antrieb. — Auch Aj. 528.

Soll frühe sich der Junge tummeln

mißfällt uns, so gern wir es hören, wenn Wallenstein von Max Piccolomini (mit mehr deutscher Derbheit als tragischem Pathos) sagt: Ist der Junge toll? Uns scheint das süddeutsche Bube (wenn einmal das zunächstliegende Knabe verschmäht wird) der poetischen Sprache weit mehr anzugehören, als Junge. Selbst ihr Mädchen in Oed. Col. 1247 ist eben so störend; das süddeutsche Deminutiv auf lein hat nun einmal, nachdem es aus dem sog. Hochdeutsch verwiesen worden, seine Entschädigung auf dem Gebiet der poetischen Sprache erhalten. —

Im Oed. Col. 518 streift Thue mir die

Liebe! auch zu sehr an die Conversationssprache — abgesehen von der unrichtigen Auffassung des Textes: στέρξον bedeutet: fasse dich, beruhige dich.

Nur hätten wir eine größere Strenge gegen die sogenannten Flickwörter gewünscht. Oder ist dieser Ausdruck zu stark und zu hart für Einschaltungen wie folgende? Aj. 754:

für Ajas nur
So fern er aussen weilet, ist mir bange wohl

Und noch unpassender und die stolze Sprache des Menelaos ganz paralysirend in V. 1018:

Deßwegen ist wohl keiner hier im Heere so
Gewaltig, daß er seinen Leib bestattete

Oed. Col. 579:

Was aber denkst du mir zum Lohn zu bieten denn?

Und V. 682:

Wie wirst du thun denn?

Aehnlich El. 532.

Noch vieles andere ließe sich in einzelnen Versen auffinden, was der Lesbarkeit und dem poetischen Eindruck Nachtheil bringen muß. Klarheit vermißt Ref. in folgenden Beyspielen. Aj. 638:

So weicht der düstre Kreis der Nacht dem glänzenden
Gespann des Tages daß er leucht' in seinem Strahl.

Wer denkt bey dem Kreis der Nacht gleich an den Mond, den Sophokles νυκτὸς κύκλος, das Auge der Nacht nennt? und wer daran denken möchte, müßte durch den Zusatz düster irre werden; ungerechnet daß man nach aller Grammatik das Pronomen er auf den Kreis beziehen wird, während es auf den Tag gehen soll. Ant. 655:

Rufe sie denn nur zu Zeus,
Den Gott des Blutes.

Wer erräth, daß hier das Blut die Blutsverwandtschaft bedeuten soll? — El. 890:

Nicht ohne Weinen aus dem Haus hier gehen darf.

statt: Nicht ohne Strafe, ἀκλαύστῳ. — Aj. 316 ist die allvertilgenden Atriden ein allzuübertriebener Ausdruck, eine unmäßig gewissenhafte Uebertragung von πανώλεις. Für eine allzugroße Abweichung von der antiken Einfachheit halten wir folgende Verse. El. 620:

Nicht alles darf dem Lichte sich entfalten.

Aj. 998.

Hat Ajas jetzo sich vertilgt in Todessturz?

Und V. 238:

Die Hand zu wenden blutigroth auf seinen Feind

Phil. 400:

Wie sagst Du? Wallt auch dieser schon des Todes Pfad?

Allerdings ist das Orginal nicht immer durch Einfachheit in so grellem Contrast gegen dergleichen gezierte Phrasen wie hier

πῶς εἶπας ἀλλ' ἢ χοὖτος οἴχεται θανών;

aber immer muß der Uebersetzer auf der Hut seyn, wenn er sich nun einmal, auch nur der Versification wegen, von der Einfachheit entfernen muß, nicht eine andere Phrase zu substituiren, welche einen sentimentalen Anstrich habe.

Unpassend schilt Klytämnestra in El. 605 ihre eigene Tochter Schamlos Gezücht. So nennt man bloß fremde Kinder, wenn man nicht sich selbst einen Vorwurf zu machen beabsichtigt. Aber mehr als unpassend ist die Nachbildung des Wortspieles, welches Sophokles den Ajas mit seinem Namen treiben läßt: V. 404:

Ai! Konnte jemand glauben daß mein Name so
Bedeutsam stimmen würde noch zu meiner Qual?

Die Gefahr der Lächerlichkeit muß doch der Dichter vor allem vermeiden, aber welchem Deutschen ist es zuzumuthen, bey dem Ruf Ai die dem Ohr zunächst liegende Erinnerung zu unterdrücken. Hätte Hr. D. die geläufige Interjection Ah! gewählt, sie hätte mehr Anklang an den Namen Ajas (denn so spricht der Deutsche unwillkührlich, wenn auch Aias vorgeschrieben ist) enthalten als das für uns barbarische Ai!

In Oed. Col. 255 heißt es:

Wie mag noch Ansehen oder wie noch edler Ruf
Der wesenlos zerrinnt und flieht, ersprießlich seyn?

Fühlte Hr. D. hier nicht, welch schiefer oder eigentlich unerträglicher Gedanke durch die Wendung

und Zusätze entsteht, die er dem Original gegeben? Denn so gestellt besagt er nicht mehr noch weniger als folgendes: Bisher war wesenlos zerrinnendes Ansehen ersprießlich; wie mag das noch ferner der Fall seyn?“ Denke sich doch der Uebersetzer an die Stelle des Lesers, der das Original nicht vergleichen kann oder nicht vergleicht, und vergegenwärtige sich, was dieser für eine Vorstellung von dem gerühmten Sophokles gewinnen muß, der so denken, fühlen, schreiben konnte!

Wir glauben nicht, daß Hr. D. das Original

τί δῆτα δόξης ἢ τί κληδόνος καλῆς
μάτην ῥεούσης ὠφέλημα γίγνεται;

selbst mißverstanden hat; er muthet nur dem Leser zu, die Worte zu construiren, den Relativsatz nach dem Infinitiv zu denken, wodurch allerdings ein anderer Sinn entsteht; aber wer läßt sich das zumuthen?

Ref. geht nun zu der letzten Frage über, mit welcher Gründlichkeit Hr. D. auch überall den wahren Sinn des Sophokles wieder gegeben habe? wie glücklich er im Verständniß des Textes gewesen sey? Ref. kennt keine streng philologische Arbeit des Hrn. Donner, mit welcher er sich als einen gründlichen Helleniſten und Sprachkenner bewährt hätte, aber in der vorliegenden Arbeit zeigt er sich wenigstens als einen wohl unterrichteten Dilettanten — wohlgemerkt nach dem strengsten Maaßstab, welchen anzulegen gewissermassen der Umstand berechtiget, daß das Studium der griechischen Tragiker in den letzten Jahrzehnten fast den Mittelpunct der griechischen Studien gebildet hat und durch die gediegensten Vorarbeiten und Hülfsmittel erleichtert ist. Hätte Hr. D. specielle Studien über den tragischen Sprachgebrauch gemacht, so würden ihm gewisse kleine Mißverständnisse nicht begegnet seyn. In Phil. 513. sagt Neoptolemos, nachdem er und die Schiffsleute ihre Bereitwilligkeit, den kranken Philoktet mit aufs Schiff zu nehmen erklärt haben

χὴ ναῦς γὰρ ἄξει κοὐκ ἀπαρνηθήσεται

nach Hrn. Donner;

Mein Schiff es wird ihm nicht versagt, es steht bereit

anstatt:

Das Schiff auch wird ihn tragen, ohne Weigerung.

Ant. 655:

ἐν τοῖς γὰρ οἰκείοισιν ὅστις ἐστ' ἀνὴρ
χρηστὸς, φανεῖται κἀν πόλει δίκαιος ὤν.

übersetzt Hr. D.:

Denn wer den Hausgenossen sich als strengen Herrn
Erweiset, wohl erscheint er auch der Stadt gerecht.

indem er ohne Zweifel κἀν πόλει mit φανεῖται verbindet. Aber soll ein passender Sinn gewonnen werden, so ist es mit δίκαιος ὤν zu construiren. Wer sich im Privatleben als braver Mann (nicht bloß als „strenger“) bewährt, der wird sich auch in Staatsangelegenheiten so zeigen; oder wenn man οἰκείοισιν lieber als Masculin fassen will, so heißt ἐν πόλει: gegen den Staat oder die Bürgerschaft gerecht, wie Aj. 350 ἐν ἀφόβοις θρασύν, was richtig übersetzt ist: So kühn kämpft er wider harmloses Vieh.

Auch Aj. 618:

οἰκτίρω δέ νιν
χήραν παρ' ἐχθροῖς παῖδα θ' ὀρφανὸν λιπεῖν

ist mißverstanden:

Wie bedaur' ich ihn bey dem Feind
Als Wittwe sie zu lassen und verwaist den Sohn.

So konnte Ajas nur sprechen, wenn er Weib und Kind verlassen zu wollen geständig war; das war nun zwar sein Entschluß, aber nur insgeheim, und in dieser ganzen Rede will er das entgegengesetzte Vorhaben an den Tag legen. Der Sinn ist demnach wie ihn auch jene griechische Structur erfordert: Ich fühle zu viel Mitleid mit Weib und Kind, um sie verlassen zu können, und werde es daher nicht thun.

Noch stärker ist der Mißverstand in Oed. Col. 377, Polynices sucht in Argos Hülfe

Als sollt ihm Argos ungesäumt des Kadmos Land
Erobern und ihn hoch mit Ruhm verherrlichen.

Wie kann das im Grundtexte liegen?

ὡς αὐτὸν Ἄργος ἢ τὸ Καδμείων πέδοι
τιμῇ καθέζον ἢ πρὸς οὐρανὸν βιβῶν.

Gesetzt, daß ein ἤ oder aut bisweilen (wenigstens scheinbar) für καὶ oder et stehe — wiewohl auch diese Ansicht vor dem Richterstuhl einer wahren Grammatik nicht besteht — so kann doch

ein doppeltes ἤ unmöglich synonyme Begriffe verbinden! Es ist klar, daß die patriotische Thebanerin mit einer leichten Ironie sagen will: „um schnell Argos entweder zu demüthigen — oder auch zu verherrlichen!“ nämlich durch die Gelegenheit zu einem großen Triumph.

(Schluß folgt.)

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern.

(Fortsetzung.)

Wir können nicht umhin, gleich zu Nro. 2. zu bemerken: Sollte wirklich aus einem Manuskripte des 10. Jahrhunderts, welches anstatt Passau und Vivilo, Neuburg und Manno setzt, und aus dem Stillschweigen der älteren Manuskripte über den 4ten Bischofssitz und die Person, die ihn eingenommen, zusammengehalten mit Gregors III. Antwort an Bonifacius auf eine anfängliche Beanstandung und Nichtbestätigung Vivilos durch Bonifacius im Jahre 739 hingedeutet werden? — Hat ja doch das älteste Manuskript nach dem Reichenauer Codex, das Freysinger aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts von einer Hand aus der zweyten Hälfte desselben Jahrhunderts am Rande den Vivilo und Passau uns bewahrt, und selbst das päpstliche Schreiben redet von 3 ordinirten Bischöfen, weil Vivilo schon früher (ante tempus, paullo ante) durch den Papst selbst ordinirt worden war. — Wann diese Ordination geschehen, haben wir uns in den Gel. Anzeigen vom 4. October 1837 S. 555, 556 zu zeigen bemüht, nämlich bereits im Jahre 738 oder selbst noch vor diesem Jahre. Die weltliche Behörde, Herzog Odilo, erkannte ihn damals 738, 1. November —; so wie laut päpstlichen Schreibens im Jahre 739 in dieser Eigenschaft an; wahrscheinlich aus keinem andern Grund, als weil Vivilos Ordination durch den Papst selbst in Bayern hinlänglich bekannt war.

So fand St. Bonifacius die Lage der Sachen bey seinem Eintreffen in Bajuvarien 739, und nach diesem Befunde berichtete er an den Papst: „Das Volk lebe außer der kirchlichen Ordnung ohne Bischöffe, mit Ausnahme eines Einzigen, Namens Vivilo.“ Ohne Zweifel war Vivilo im Stande, über seine durch den Papst geschehene Ordination sich genügend vor Bonifacius auszuweisen, und konnte er dieß, so mußte damit jeder vom hl. Bonifacius erhobene Anstand bey der unbegrenzten Achtung und Ehrfurcht dieses Heiligen vor allen Handlungen des Papstes niedergeschlagen werden. Sagte nun der Apostel der Deutschen, daß er einen einzigen Bischof vorgefunden; so hieß dieß mit andern Worten: er habe einen solchen Bischof angetroffen, welcher diesen Namen nach Form und Wesen mit allem Rechte verdiente. Deßhalb war auch Vivilos Ordination durch Bonifacius nicht zuläßig. Dieser ordinirte, da ein rechtmäßiger Bischof schon vorhanden, nur noch 3 andere, und hatte auf diese Weise die für Bayern erforderliche Zahl von 4 Bischöfen.

Daß Bonifacius so verfahren und nach der Ordination der 3 Bischöfe Bayern in 4 Diöcesen eingetheilt, darüber erhielt er des Papstes Billigung und Lob. Es galt also, bis auf weitere päpstliche Bestätigung, die ja für alle Bischöfe einzutreffen hatte, und welche im Briefe Gregors III. dd. 29. October 740 wirklich eingetroffen ist, auch Vivilos bischöfliche Würde, ohne irgend eine Beanstandung durch Bonifacius erfahren zu haben. — Für Hrn. K. Ansicht scheint indessen der Umstand zu sprechen, daß der Papst selbst in seiner Antwort an Bonifacius zweymal von seiner an Vivilo vollzogenen Ordination redet.

Zum 1. Punct des von Hrn. K. gewonnenen Resultates: Mannos Weihe als Bischof von Neuburg im J. 739 auf den Grund der Benedictbeurer Handschrift vom 10. Jahrhundert und des alten Annalencodex bey Lazius, bemerken wir kürzlich:

1) Daß bereits Pl. Braun diese Lazischen alten Annalen in seiner Geschichte der Bischöfe von Augsburg Bd. II. S. XVI — XVIII. kritisch gewürdigt; eben daselbst ist auch

2) der vollständige Beweis gegen Stein, Winter, älterer Schriftsteller nicht zu gedenken, geliefert (S. XIV — XL.), daß ein Bisthum Neuburg niemals existirt habe, und wer Kleinmayern's Juvavia Dipl. Anhang (S. 51 ao. 798. Sintpert ecclesiae Nivuinburcgensis (episcopus) prouinciae Bajouuariorum, und S. 57, ao 809, 11. April Sintbert Stafnensis ecclesiae (episcopus) aufschlägt, wird finden, daß Sintbert der Bischof von Augsburg, bald von Neuburg bald von Staffelsee genannt wird, ohne daß es bis jetzt Jemanden eingefallen wäre, in letzterer Kirche auch ein Bisthum, wie zu Nivuinburcg anzunehmen.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Sophokles von J. J. C. Donner. Erste Lieferung. König Oedipus ꝛc.

(Schluß.)

Hr. D. hat am Schluß noch „Anmerkungen“ hinzugefügt, ungeschieden theils erklärende für die des Alterthums ganz unkundigen Leser, wie z. B. die erste „Kadmos, Richter Thebens, Ahnherr der Thebäer; die von ihm auch Kadmeier, Kadmossöhne genannt werden“ theils kritische, die natürlich nur dem gelehrten Leser gelten, meistens eine Analyse der Conjectur, welcher er in der Uebersetzung gefolgt sey. Gewöhnlich sind es Hermanns Lesarten; doch nicht immer.

Kon. Oed. 190. „Wir lesen εὐῶπι,“ wie Erfurdt vorschlug. Kannte aber Hr. D. nicht Hermanns treffende Vertheidigung der Vulgata, die in allen Commentaren zu lesen ist? εὐῶπα ἀλκάν ist zu verbinden und eben so zu fassen wie in Aesch. Choeph. 487 εὔμορφον κράτος.

Zu Oed. Col. 1474. ἤνπερ τυγχάνων ὑπεσχόμην. „Ließe sich τυγχάνων hypothetisch nehmen (in dem Sinn) ἐὰν τύχω ὧν ἠβουλόμην, wenn ich zum Ziel meiner Wünsche gelangen sollte, so möchte ꝛc. —“ das ist allerdings so wie im allgemeinen möglich so an dieser Stelle durchaus nothwendig; auch hat es Porson und Wunder so gefaßt, und mit Recht, meynt Rec., ohne sich durch G. Hermanns kurzen Widerspruch: Ne hoc quidem satis recte, irre machen zu lassen. — In El. 1458 war die Polemik gegen Wunders Versehen, der das Unglück hatte durch die Conjectur ὡς ἐν τῷ γ' αὐτῷ Σάνης einen Spondeus in die vierte Versstelle zu bringen, mit Stillschweigen zu übergehen, da es alsbald durch Nachlieferung eines berichtigten Cartons von Wunder selbst aufgehoben worden ist.

Ein anderes Parergon ist ein „Verzeichniß der Sylbenmaaße in den lyrischen Stellen, welches jeder Tragödie angehängt ist; ganz wie in Wunders Textausgabe, obschon Hr. D. bisweilen von Wunder in der Versabtheilung abweicht. Da er jedoch nicht, wie Wunder gethan, die einzelnen Verse benannt, auch nur die Quantität der Sylbe bezeichnet hat, ohne Angabe des Rhythmus durch das Arsiszeichen und ohne Abtheilung in Füsse, so würde eine nähere Prüfung seiner metrischen Verdienste mißlich seyn.

Ref. faßt diese ausführliche Charakteristik in folgendes kurze Urtheil zusammen. Die Donnersche Uebersetzung des Sophokles hat große Vorzüge vor den meisten ihrer Vorgängerinnen, hauptsächlich durch die im ganzen geschmackvolle, poetische und, so weit es recht ist, leichte Sprache, durch richtigen Versbau, und durch ziemlich genaue Auffassung des Sinnes. Im Einzelnen ließe sich in allen drey Hinsichten noch vieles Fehlerhafte vermeiden, noch vieles erträgliche besser machen, noch vieles relativ wohlgelungene vollkommener denken. Das wird aber bey diesem Beruf immer der Fall seyn, denn der metrische Uebersetzer eines altklassischen Dichters tritt wie der Anbetende Semnone als ein in Fesseln Geschlagener in den Musenhain und ist bey jeder Bewegung in Gefahr zu fallen. Wenn daher Ref. so viele Ausstellungen im Einzelnen gemacht hat und noch mehr hätte machen können, so vermöchte dieß alles immer noch lange nicht ein ungünstiges Urtheil über das Ganze zu begründen, selbst wenn Ref. in dieser Absicht das Tadelnswerthe herausgehoben hätte; er that es aber in der stillen Hoffnung, die wohlverdiente gute Aufnahme des Werkes werde früher

oder später eine neue Ausgabe desselben herbeyführen, und Hr. D. sich dann vielleicht veranlaßt sehen, von einigen der hier niedergelegten Bemerkungen einen nützlichen Gebrauch zu machen. Entschließt er sich dann etwa gar zu einer gründlichen Umarbeitung, so hegen wir allerdings den Wunsch, er möge mit größerer Consequenz dem Ganzen entweder eine mehr antike Form gönnen, indem er den gravitätischen Charakter des Versmaaßes genauer wiedergebe, oder eine mehr moderne, indem er sich von dem deutschen Sprachgebrauch der klassischen Dichter weniger entferne. Ref. weiß, daß er hiemit viel verlangt — aber nichts unbilliges.

Wir haben die Donnerische Uebersetzung bisher meist nur mit der folgerischen parallelisirt. Aber zwischen Solger und Donner fällt noch die Erscheinung des Sophokles von Georg Thudichum, Bonn 1827. Es kann unsere Absicht nicht seyn, auf eine Beurtheilung auch dieser Arbeit näher einzugehen; da es aber der natürliche Zweck Gelehrter Anzeigen ist, darzuthun in wiefern und wie weit die zu beurtheilende neue literarische Erscheinung die endliche Lösung ihrer Aufgabe gefördert habe, so erscheint es angemessen, die neueste Uebersetzung mit der nächstältern wenigstens mittelst einer Probe zu vergleichen. Ref. wählt hiezu den Anfang des Oedipus auf Kolonos, wobey er die ihm mißfälligen Stellen durch gesperrte Schrift auszeichnen wird.

Thudichum.

O Kind des blinden Greises, sprich, Antigone,
Welch Land erreichten, welche Stadt der Menschen wir?
Wer ist den Flüchtling Oedipus an diesem Tag
Nun mit der dürftgen Gabe zu empfahn bereit?
Der Kleines nur erflehet, doch das Kleine selbst
Nur karg dahin nimmt; und auch das zur Genüge nur?
Denn still entsagen hat die Noth und mächtgen Schritts
Die Zeit gelehrt mich und das ungebeugte Herz.
Wohl, gutes Kind, wenn Menschen um Wohnsitze du,
Um nicht geweihte, wenn um Götterhaine siehst.
So steh und laß mich ruhen, daß uns Kunde sey,
Wo wir verweilen. Forschend nahn wir Fremdlinge
Des Landes Bürgern und bereit ihr Wort zu thun.

Donner.

Wohin, des blinden Kreises Kind, Antigone,
In welche Landschaft kamen wir, in welche Stadt?
Wer wird mit armer Liebesgab' an diesem Tag
Empfahn den unstät irren Mann, den Oedipus,
Der wenig bittet, minder als dieß wenige
Für sich dahinnimmt, was ja doch ihm auch genügt?
Denn stilles Genügen lehrte mir das Mißgeschick,
Des Lebens lange Dauer und ein edler Sinn.
Wohlan, gewahrst du einen Sitz, o Tochter, sey's
An ungeweihter Stätte sey's im Götterhain
Halt an und laß mich sitzen, um zu spähen, wo
Wir uns befinden; kommen wir als fremde doch
Zu Bürgern, forschend, um zu thun nach ihrem Wort.

Und den Anfang des schönen Chorgesangs V. 1540:

Darf ich die ungesehn waltende Göttin, und
Dich mit Gebet verehren,
König der Schattenwelt,
Aidoneus, Aidoneus, ich rufe euch:
Ohne Schmerz laßt und Gestöhn der Angst
Kommen in sanftem Tod
Den Fremdling zum Blachfeld das alle Gestorbnen birgt
Und zu dem Styg'schen Haus. —
Ja da so viel ohne Schuld
Ueber dich des Jammers kam
Soll nun ein Gott auch gerecht dich erheben.

* * *

Ist es verstattet Dich, nächtliche Göttin, und
Dich im Gebet zu feyern,
König der Schattenwelt,
Aidoneus, Aidoneus, hört uns flehn!
Laßt in unseligem Jammertod
Unseren Gast doch nicht
Zur all-einhüllenden düstern Flur
Der Todten entwandern, in Plutons Haus!
Zahllose Mühn haben dich ohne deine Schuld bedrängt!
So helfe jetzt ein Gerechter Gott dir!

* * *

Wir halten beyde Uebersetzungen, besonders des Chorgesanges, für gelungen, und getrauen uns nicht, der Donnerischen als der neueren unbedingt den Vorzug zu geben.

Zum Schluß sey es dem Ref. gestattet auch seinen oben ausgesprochenen Wunsch, die dramatische Sprache Schillers oder Göthes möchte einem Uebersetzer des Sophokles als Richtschnur dienen, durch eine kurze Probe zu erläutern, durch eine Probe, welche nicht als Muster zur Nachahmung, sondern nur als Beyspiel zur Erläuterung des Grundsatzes gelten zu wollen Anspruch macht. Ref. wählt dazu die rührenden Bitten des Philoktet an den Neoptolemus, ihn aus Lemnos zu retten, V. 470:

Bey deinem Vater, deiner Mutter, lieber Sohn
Bey allem was dir sonst noch theuer ist daheim
Beschwör' ich dich, o laß mich nicht so einsam, so
Hülflos in diesem Leiden, die mit Augen du
Selbst sahst, und die dir meine Rede schilderte.
Als bloße Beylast achte mich; Beschwerlichkeit,
Ich weiß es, bringt Euch solche Bürde mancherley.
Doch wag es gleichwohl, denn dem edeln Manne ist nur
Die Schmach unleidlich, angenehm die gute That.
Versäumst du dieß Werk, wartet dein kein schöner Ruf;
Vollbracht o Kind bringts hohe Ehre dir zum Lohn,
Wenn heim ich kehre lebend in das Oetaland.
Auf! keine volle Tagesdauer währt die Last.
O trag sie! wirf an welchen Platz du willst mich hin,
In den untern Raum, aufs Vorder-, Hintertheil, wo ich
Am mindsten lästig deinen Schiffsgenossen sey.
Gewähr's! ich fleh beym Zeus dich, der das Flehen hört;
Laß dich bewegen! Dir zu Füssen stürz ich mich
Ich schwacher, lahmer, armer Mann; oh laß mich nicht
In dieser Wildniß, in dieser Einsamkeit, allein!
Nein rette mich von hinnen, in dein eigen Land,
Sey's auch nur nach Euböa wo Chalkodon herrscht,
Von dort zum Oeta ist die Reise nimmer weit u.s.w.

L. D.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern.

(Fortsetzung.)

Aus Serrar. Episc. S. Bonif. p. 177. ep. 129 und Würdtwein Epist. S. Bonif. p. 97. ep. 45 kann Hr. K. sich die Gewißheit verschaffen, daß im Schreiben Gregors III. an die Bischöfe Bayerns und Alamanniens (Adelung. Direct. setzt es S. 20, 21 in das Jahr 738) allerdings Wiggo und zwar an der Spitze der Uebrigen, nämlich Lvido (von Speyer), Rydolf (von Constanz), Philippo (Vivilo von Passau), Adda (von Strasburg) vorkommt. In den beyden Editionen fehlt dem päpstlichen Schreiben das Datum.

Schließlich sey bemerkt, daß Pertz den Freysinger Codex des 9. Jahrhunderts bey seinem Aufenthalt in München im August 1833 eingesehen.

X.

Urgeschichte der innern oder bayerischen Zelle im Landgerichte Miesbach. Vom k. Kreisdirektor von Obernberg.

Einer kurzen Beschreibung der Gegend läßt Hr. v. O. nach des Conradi philosophi chronicon Schirense die Geschichte folgen, von wem und wie diese Gegend, die vor 800 Jahren noch ein großer Wald und eine ganz unbewohnte Wildniß gewesen, entwildert und bleibend belebt worden. — Dieser Erzählung des Scheyrer Mönches sind sodann beleuchtende und ergänzende Notizen beygefügt, z. B. wann Conrad gelebt (Anfangs des 13. Jahrhunderts), woher er seine Nachrichten, — Orts-Erklärungen in Conrads Bericht, wie Willingan (Willing, Kirchdorf bey Aibling), Chitinrein (Kienberg), Chivirinz-Ursprinch (Quelle des Kiserbaches, h. z. T. Ursprüng), Diezzentenback (Diesbach), — Feststellung des genealogischen Theiles dieser Geschichte, namentlich der Haziga aus dem Geschlechte der Fürsten von Scheyern, mit Hinweisung auf Scholliner's vollständige Reihe der Vorältern Otto's des Großen ꝛc. — Beleuchtung der von der Gräfin gemachten Vergabungen, der Herbeyrufung von Mönchen aus dem Kloster Hirsau: Angabe der Gründe, weßhalb die Mönche aus dem rauhen, von der Sonne nur vorübergehend beleuchteten Thale der Leizach nach einem besser gelegenen Ort versetzt zu werden wünschten (1085, praedium ad Fischbach = Fischbachau.) Hazaga lebte noch 1103, wird jedoch bereits im folgenden Jahr als verstorben (bonae memoriae) aufgeführt. Den Schluß bilden statistische Notizen über die Gegend

von Margarethen-Zell. Die Einwohner, 360 Seelen stark in 17 zerstreuten Einzelnhöfen, 4 Weilern und 2 Dörfern vertheilt, hatten früher ihrer Grundherrschaft, dem Kloster Scheyern zu dessen Propstey Fischbachau einen nicht unbedeutenden Naturaldienst zu leisten, (14 von ihnen lieferten jährlich 21 Centner, 51 Pfund Schmalz!), der seit der Secularisation zu Geld angeschlagen und auf billige Summen herabgesetzt worden ist.

XI.

Ueber Eröffnung germanischer Grabhügel bey St. Andrae im Landgerichte Weilheim. Von Dr. Joseph v. Hefner.

Hr. von H. erstattet über die Eröffnung von 20 Grabhügeln, welche er im September 1838 zwischen Eting und St. Andrae vornehmen ließ, und über die in denselben gewonnene Ausbeute, einen genauen Bericht, dem er auf Tab. I. von 1—16 zu noch mehrerer Deutlichkeit Abbildungen der aufgefundenen Gegenstände beygegeben. Diese Gegenstände sind: Töpfe, ein metallenes Schwert von 2', 3" Länge, Armringe, Nadeln von Bronze, einen ovalen durchlöcherten Kiesel, Schrauben, Speerspitzen, Pferdezähne u. a. m. — Welchem Volksstamme alle diese Dinge angehört haben mochten, sagt Hr. v. H. im Texte dieser Abhandlung zwar nicht, allein die Aufschrift derselben spricht sich entschieden für Germanen aus.

XII.

Verzeichniß antiquarischer Funde aus den k. Landgerichtsbezirken Burghausen, Laufen und Titmanning. Vom k. Gränz-Oberkontrolleur Christoph Sedelmaier.

Dieses alphabetisch abgefaßte Verzeichniß zählt jede Art von Antiquitäten auf, — von Römerbauten und Ritterburgen (darunter historisch sehr wichtige, wie die Schilderung der Ruinen von Lebenau) bis zu dem, was der Erde Schooß an Waffenstücken Münzen, alten Aschentöpfen ꝛc. birgt — wie sich dieselben in den oben angegebenen Bezirken vorgefunden, und wie sie zum Theile noch dort, oder in den Sammlungen des Hrn. S. oder anderer Freunde antiquarischer Gegenstände anzutreffen sind. Vieles wurde von dem eifrigen Hrn. S. der k. Akademie nach München zugeschickt. —

Beym Dorfe Halsbach, Landgerichts Burghausen fand ein Bauer beym Ausgraben eines Baumstammes einen grauen Topf mit angeblich über 3000 Stück Silbermünzen; aus 1200 derselben wählte Hr. S. 120 aus und brachte sie käuflich an sich. Diese Münzen werden nun umständlich beschrieben: es sind böhmische, pfälzische, burggräflich nürnbergische, bischöflich wirzburgische, bambergische, Mannzer Silberblechmünzen aus dem Ende des 13. und aus dem 14. Jahrhdt. — Die Worte auf der Klinge jenes Reiterschwertes (Marcus. Lucas), das bey Höfen, einem Weiler des Landgerichts Laufen ausgegraben wurde, scheinen uns nicht den Schwertfabrikanten, sondern die (4) Evangelisten zu bezeichnen. Es ist gewiß sehr Schade, daß dem so lobenswerthen Eifer des Hrn. S. im Aufsuchen vaterländischer Alterthümer von Seite mancher Grundbesitzer so schlecht entsprochen und geradezu entgegen gearbeitet wird. Wurden doch selbst bey den römischen Gebäuden zu Mühlham, Ldg. Titmanning, die mit des Besitzers Bewilligung durch Hrn. S. vorgenommenen und weit vorgeschrittenen kostspieligen Ausgrabungen durch Eigensinn und Bosheit des Eigenthümers des Grundstückes in der Art vernichtet, daß der Bauer während des Hrn. S. Abwesenheit alle ausgegrabenen Mauersteine hinweggeführt, den ausgegrabenen Platz bis zum Unkenntlichen eingefüllt und geebnet hatte!! — Anlangend die Betrachtung des Hrn. S. über den Gebrauch der Waffen und Werkzeuge aus einer Composition von Kupfer, Zinn und mitunter Eisen, so können wir für die Gegenden Oberfrankens ihm berichten, daß ein sehr wohlerhaltenes Schwert von Bronze in der Gegend von Pottenstein vor einigen Jahren aufgefunden wurde, welches der Hr. Regierungs Präsident, Freyherr von Andrian dem historischen Vereine in Bamberg zum Geschenk gemacht hat, und das im Locale des Vereines aufbewahrt wird (Siehe 2ten Jahresbericht des h. Vereins zu Bamberg p. 84.) — Ein ähnliches Schwert vom selben Metalle ist in diesem Sommer in der Gegend von Litzendorf in einem Grabhügel gefunden worden. Welchem Stamme die Fertiger oder Führer solcher Waffen angehört, darüber herrscht hierorts Streit unter den Kennern und Freunden antiquarischer Gegenstände, indem die Einen den Slaven, die seit dem 6. Jahrhunderte sich in diesen Gegenden niedergelassen, die Andern dagegen den Germanen, als welche vor den Winiden eben daselbst gehaust, dieselben zueignen. —

Ferner giebt Hr S. eine ausführliche Beschreibung eines den 9. August 1815 in einem Tuffsteinbruche bey Titmanning entdeckten, mit einer Aufschrift versehenen Römersteines (NYMPHIS C[ajus]. L[ucius] H[onorius]. V[ota] S[olvit] L[ubensi]) und zählt noch einige in der Umgegend der Stadt Titmanning aufgefundene Alterthümer auf. — Wir wünschen Hrn. S. vom Herzen die baldige Vollendung der von ihm angekündigten histor. und antiquarischen Werke, sodann die Besiegung aller Hindernisse, die sich seinem Eifer bey Erforschung von Alterthümern entgegenstellen!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nr. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien, oder Untersuchung der wichtigsten Romanischen, Germanischen, Slavischen und Geltischen Sprachen, durch Vergleichung derselben unter sich und mit der Sanskritsprache ꝛc., von F. W. Eichhoff Dr. der Phil. ꝛc. Aus dem Franz. (mit Zugaben) übersetzt von J. H. Kaltschmidt Dr. der Phil. Leipz. 1840. 354 S. kl. Folio.

Das französische Original, dessen deutsche Uebersetzung hier angezeigt wird, ging i. J. 1836 aus der Königl. Druckerey in Paris hervor, und ist in Frankreich, insbesondere auch von der Pariser Akademie mit Beyfall aufgenommen worden. Hr. Eichhoff, so viel Rec. weiß, ein geborner Livländer, aber in Frankreich eingebürgert und Bibliothekar F. M. der Königin der Franzosen, hat mit glücklichem Talent und gefälliger Eleganz die wichtigsten Resultate des vergleichenden Sprachstudiums der neuesten Zeit zusammengestellt, und auch den bloßen Liebhabern die Uebersicht der Hauptergebnisse möglich gemacht. Die Sprachen, die er in den Bereich seiner Analyse gezogen hat, sind: die griechische, lateinische, französische, gothische, deutsche, englische, lithauische, rußische, gälische, und cymrische; sie vergleicht er unter sich und mit dem Sanskrit. Die Zuziehung des Französischen durfte im Original für Frankreich nicht fehlen; in der deutschen Uebersetzung durfte dieß wegfallen; denn daß sensus, sens, astrum astre u. s. w. werde, das weiß jedermann, der in ein solches Buch einen Blick thut. Hr. Kaltschmidt hat das alles beybehalten. Bey dem Englischen, nach seinem lateinischen Bestandtheil, ist es derselbige Fall; nur wo es angelsächsische, normännische oder gar altbritische Wörter erhalten hat, durften diese mit Recht beygezogen werden. Hr. Eichhoff gieng bey seinem Werke von dem doppelten Gesichtspuncte der Philologie und der Geschichte aus. —

> „Diese beyden Wissenschaften, sagt er zu Anfang der Vorrede, gehen den gleichen Schritt und unterstützen einander; das Leben der Völker offenbart sich in der Sprache, dem getreuen Abbilde ihrer wechselnden Zustände, und wo die Geschichte der Völker schweigt, wo der Faden der Ueberlieferung abgerissen ist, da beleuchtet der uralte Stammbaum der Wörter, welcher den Sturz der Reiche überlebt, den Ursprung der Völker selbst, und verewigt ihr Andenken.“ —

Wohl wahr, aber es ist oft doch nur ein Dämmerschein, manchmal nur ein Irrlicht, mit dem der uralte, morsche und faule Stammbaum der Wörter glinzert und flunkert; und für die eigentliche Geschichte ist nichts gewonnen, wenn auch alle Wurzeln z. B. des Sanskrit auch im Griechischen oder Gothischen nachgewiesen wären. Doch einigen Ueberschwang der Erwartungen und Aussichten muß man einem jeden jungen Studium zu Gut halten.

Um nun den Inhalt in Kürze zu bezeichnen, so handelt die Einleitung von den Sprachen überhaupt und von ihrer Bildung und Eintheilung, und bahnt sich hiedurch den Weg zu den indoeuropäischen Sprachen, deren Charakter und Concordanz vorläufig im Ganzen angegeben wird. Ist der Name: indische Sprache zu beschränkt genommen, wenn nur das Sanskrit darunter verstanden wird: so hat der Verf. die Benennung Romanische Sprachen für jeden Leser über Gebühr ausgedehnt S. 31, wenn darunter Französisch,

Lateinisch und Griechisch zusammengefaßt wird. — Im zweyten Theil zieht der Verf. die Alphabete der hier abzuhandelnden Sprachen und ihre respectiven Lautsysteme in Betracht, und giebt auch einen Versuch, alle die verschiedenen Sprachen der Asiaten und Europäer mit einerley Zeichen, den lateinischen Buchstaben zu schreiben, indem er den Buchstaben Tüpfchen, Strichelchen, Häckchen ꝛc. über- oder unterſetzt, wenn sie diesen oder jenen ihnen nur verwandten Laut übernehmen sollen. Dergleichen Versuche und Vorschläge sind schon mehrere gemacht worden; bey den Engländern wird größtentheils dem Vorgang von W. Jones gefolgt; bey den Franzosen hat Volney andere Vorschläge mit minderem Erfolge gemacht; Sylvester de Sacy erfand sich ein System der Umschreibung, das sich der französischen Aussprache so viel möglich nahe hielt; unter uns stimmen in der Umschreibung des Sanskrit in lateinische Buchstaben Bopp, Humboldt, Lassen u. a. beynahe in allem überein; ein anderes harmonisches Alphabet für alle asiatische Sprachen hat A. A. E. Schleiermacher in seinem Werke de l'influence de l'Ecriture sur le language zur Probe gegeben; Hr. Eichhoff, der den ersten Gedanken zu dieser Umschreibung, und viele andere Einzelheiten dieses Werkes, wie er S. 61 bekennt, dem Rathe und den Mittheilungen des verstorbenen gelehrten Chézy verdankt, giebt hier ein etwas modificirtes gegen die vorgenannten. Dieß mit herüber zu nehmen, war nicht nöthig, da wir schon bessere Methoden der Umschreibung haben. — Der dritte Theil, das vergleichende Wörterbuch, stellt im ersten Abschnitt die Partikeln, d. i. die Pronomina, die Zahlwörter, die Adverbien, die Praefixa und suffixa oder Endungen, und was dahin gehört, vergleichend zusammen. Im zweyten Abschnitt S. 111 wird die Formation der Nominen, sowohl der substantiven als adjectiven und der Participien erklärt, die geläufigen Ableitungssylben, so weit sie einander sachlich oder lautlich entsprechen, werden aufgezählt und mit Beyspielen belegt; Hr. Eichhoff mit französischer Eleganz und gutem Weltton geht deßfalls nirgend tiefer ein, als es in unsern bessern Grammatiken z. B. Buttmanns, schon lange geschieht. Daran schließt sich eine Auswahl verschiedener Wörter aus den obengenannten Sprachen, unter den Rubriken: 1) die Welt und ihre Elemente, als z. B. Welt, Feuer, Stern (wo das griechische τέρεον wohl nur ein Druckfehler ist? obgleich es mit goth. stairno, deutsch Stern, englisch star zusammengestellt ist; ἄστρον wird noch besonders aufgeführt) Licht, Schatten, Hitze, Kälte u. s. w. 2) Thiere und Pflanzen; 3) der Körper und dessen Glieder; 4) Familie und Gesellschaft; 5) Stadt und Wohnungen; 6) Künste und Geräthe u. s. f. bis S. 191. Besonders dürftig und unbefriedigend ist die Composition der Wörter abgehandelt, ein im Sanskrit, im Griechischen und Lateinischen so wie im Deutschen wichtiges und schwieriges Kapitel. Darauf folgt im dritten Abschnitt S. 192 — 252 das Verzeichniß von 550 Sanskritwurzeln, die, oder Sprößlinge von denen in den hier herein gezogenen Sprachen noch leben oder gelebt haben. Der vierte Theil endlich von S. 253 — 337 ist der vergleichenden Sprachlehre, der Zusammenstellung der Declinationen und Conjugationen gewidmet. Im Anhang wird eine Concordanz des Sanskritischen, Bengalischen, Zendischen, Phönicischen, Hebräischen, Syrischen, Arabischen, Persischen, Ethiopischen (sollte im Deutschen doch äthiopisch geschrieben seyn), Koptischen, Armenischen, Georgischen, Mandschuischen, Tibetanischen, Birmanischen und Hindostanischen Alphabetes mitgetheilt, und nach dem Systeme des Hrn. Eichhoff mit lateinischen Buchstaben umschrieben. Die genannten Alphabete alle machen der Kunst des deutschen Schriftgießers Ehre; sie wetteifern mit denen der Königlichen Druckerey in Paris, wie denn auch die übrige Ausstattung dieses Werkes von Seite der Verlagshandlung nur gerühmt werden kann.

Ein anderes ist es mit dem innern Werthe dieses Buches, insbesondere wie fern es verdiente, in unsere Sprache übertragen zu werden. Hr. Eichhoff hat ohne Zweifel für den Kreis der Leser, den er in seinem Vaterlande vor Augen hatte, ein sehr belehrendes und wohlgeordnetes Buch geliefert; aber er selbst hat es, wie aus vielen Beyspielen ersichtlich ist, mehr als Liebhaber, denn als eigentlicher Forscher und Mann vom Fach gearbeitet; daher darf man sich nicht wundern, wenn häufige Versehen und Verstöße begegnen. Die Pflicht des Uebersetzers war es, dergleichen ohne weitere Rüge

zu berichtigen; denn nur wenn das französische Werk zu Grunde gelegt, und in seinem Plan und Anordnung befolgt, übrigens aber großentheils umgearbeitet und berichtiget wurde, nur dann verdiente es dem deutschen Publikum als Erweiterung und Fortbildung der eben jetzt unter uns so beliebten vergleichenden Sprachstudien dargeboten zu werden, so wie es uns jetzt zukommt, ist es gleich von vorne herein gewissermassen antiquirt und nicht mehr an der Zeit. Hr. Kaltschmidt hätte sich um den französischen Verf. und sein Werk, das eine neue Auflage in Frankreich hoffentlich erlebt, sehr verdient machen können, wenn er die sichern Resultate der deutschen Forschungen gekannt und gehörigen Ortes überall eingetragen hätte. Der vierte Theil, die vergleichende Sprachlehre des Hrn. Eichhoff, an sich verdienstlich, durfte gleichwohl in dieser Gestalt unter uns nicht erscheinen, nachdem das Hauptwerk dieser Art, Bopps vergleichende Grammatik bis in das Verbum hineingerückt war, und viele einzelne Abhandlungen namentlich das Sanskritische, Griechische und Lateinische Conjugationssystem aus neuen Gesichtspuncten bearbeitet und verglichen haben. Aus diesen Arbeiten mußte jener Theil ergänzt und berichtiget werden; und eben dieses mußte aus dem gleichen Grunde ähnlichermaßen mit dem zweyten Theile geschehen, da kein Theil der Grammatik dermalen mehr florirt und im Schwang geht, als das Lautsystem; bald werden wir darüber eine kleine Bibliothek haben, von Benary, Düntzer, Höfer und vielen anderen; wenigstens hätte auf dieserley Arbeiten gehörigen Ortes verwiesen, sie dem Leser bekannt gemacht werden sollen, wie z. B. Bopps Schrift über die celtische Sprache, wenn der Uebersetzer weder umarbeiten, noch Zusätze und Nachträge geben wollte. Doch ja, er hat sogar auf dem Titelblatt bemerkt, daß er sein Original mit alphabetischen Verzeichnissen der verglichenen lateinischen und griechischen Wörter begleitet, und durch einige die deutsche Sprache betreffende etymologische Angaben vermehrt habe.

Allein was er im erstgenannten Fall durch Unterlassen nicht besser gemacht, das hat er in diesem zweyten durch seine Zuthaten geradehin verschlechtert; — der größeste Theil seiner etymologischen Angaben ist durchaus verfehlt, rein gesetzlos und willkührlich, z. B. nur gleich die zweyte Wurzel as S. 196 gebe einen Beleg; der Artikel lautet: as bewegen, schleudern (im Sanskr.) Griech. ἔω, εἶμι; ἔω, ἵημι; (Husch, haschen, Hase, Hast, hetzen, Husar, hissen, Katze, Hand); — astan Ziel. Griech. ἔτος. — asis Pfeil, latein. ensis. asu, âsyan, Hauch, Mund, lat. os, ostium, (Grsche. kotzen, husten, küssen, kosten, schmatzen, Odem, Athem.)

Das eingeklammerte sind etymologische Angaben von Hrn. Kaltschmidt; nun sind hier schon die meisten Angaben des Hrn. Eichhoff, das gelindeste gesagt, problematisch, wenn nicht geradenwegs verfehlt; denn die Sanskritwurzel as in der vierten Conjugation heißt nicht bewegen, sondern werfen, legen; das griechische εἶμι, ἰέναι, gehen, hat einen viel näher liegenden Stamm in der Sanskritwurzel i, davon emi, esi, eti = εἶμι, εἶς, εἶσι u. s. f. Eben so wenig gehört ἵημι hieher, auch dafür läge die Wurzel hi näher; — astan — ist nichts oder das Particip von der Wurzel as, folglich astas, a, am, geworfen ꝛc. und als Substantiv masc. gen. Untergang der Sonne, Westen, auch Ende, Tod, und in so fern vielleicht in einigen Stellen s. v. a. Ziel, niemals aber, wenn es für sich allein stehet. — asu = Lebensgeist gehört wohl auch eher unter as, asmi = εἰμι, sum; âsya, neutr. âsyam mit os, ꝛc. fügen sich gleichfalls nur gezwungen hier herein. Aber was soll man vollends zu Hrn. Kaltschmidts Faseleyen sagen? Hat man irgendwo in alter oder neuerer Zeit eine zügellosere Willkühr, einen frecheren Hohn gegen jede wissenschaftliche Gesetzmäßigkeit gesehen? Man denke nicht, nur dieser Artikel sey ihm verunglückt; gleich der dritte, der vierte — zum ersten hat er nichts beygegeben — tragen die gleiche Farbe: 3) âs commorari ἔω, ἧμαι ꝛc. (Hr. Kaltschm., Eisen, Etter, Gatte, Schatz, Kies, Küste, Kette, Hütte, Hut, Schädel, Faß, der Mast, Wand, Fessel); und 4) ash glänzen ἄω, ὄζω latein. asso. (Hr. Kalt. Esse, Asche, Eid(echs), eisch, heiß, heiter, Rose, roth, lodern, Blitz, knistern.) —

Ich denke, jedermann werde zum voraus vermuthen, daß da, wo so begonnen wird, in alle Ewigkeit nichts Vernünftiges, außer durch Zufall,

herauskommen kann. Die Zusätze des deutschen Uebersetzers sind eine wahre Entstellung des an sich löblichen Werkes von Hrn. Eichhoff, und zur Ehre Deutschlands wollen wir glauben, daß Hr. Kaltschmidt der einzige etymologische Rabulist seiner Art sey. Es gehört mehr Naturſinn und Schmiegsamkeit der Phantasie, mehr Kenntniß der Landesart und des Völkerlebens, u. s. w. dazu, als man bey der Mehrzahl der Etymologen voraussetzen darf, wenn die Etymologien treffend und wahr seyn sollten; hiefür giebt Zeugniß jeder Blick in das Wörterbuch was immer für einer Sprache. Auf die allmählichen Uebergänge der Laute und der Vorstellungen hat schon Hr. Eichhoff nicht genug geachtet, Hr. Kaltschmidt aber konnte aus Grimms Grammatik und Graffs altdeutschem Sprachschatz über das meiste, was er muthwillig verwirrt, eines bessern sich belehren; wenn er aber schon die zu allgemeiner Geltung gekommenen Regeln der consonantischen Lautverschiebung, die ihre Probe gut bestanden haben, in Wind schlägt; so darf man noch viel weniger Achtsamkeit auf die Vokale und ihren Umlaut ꝛc. erwarten. Dieß mußte zur Warnung unkundiger Leser, und zur Wahrung der Ehre der neueren Etymologie gesagt werden. Die typographische Ausstattung überhaupt, und die beygegebenen asiatischen Alphabete verdienen Dank.

P. K.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern.

(Fortsetzung.)

XIII.

Geschichte der Pfarrey Trostberg. Von Ernest Geiß, Kaplan im allgemeinen Krankenhause in München.

Herr G. giebt folgende Quellen an, nach welchen er seine Arbeit unternommen: 1) Archiv des Marktes Trostberg mit mehr als 500 Urkunden. 2) Registratur des Münchener Ordinariates. 3) Das Reichsarchiv. 4) Manuskripte der Hof- und Staatsbibliothek. 5) Mittheilungen des Legat. Rathes v. Koch-Sternfeld und zwar eine eigenhändig geschriebene Chronik des Hans Herzheimer, (des zweyten Erbauers und Gründers der St. Andreaskirche in Trostberg), vom Anfange des 16. Jhrhdts. —

Als Pfarrey ist Trostberg ziemlich jungen Datums, indem die dortige St. Andreas Kirche (Sand Andreas Kirche ze Tröszperch) von 1343, 1344 — 1307, also in 23 Jahren, erst erbaut wurde. Noch i. J. 1343 gehörte Trostberg zur Pfarrey Tacherding. 1251 erwarb Herzog Otto der Erlauchte vom Kloster Baumburg den Platz, wo der heutige Markt Trostberg steht. Der neu angelegte, und sehr anwachsende Markt machte, daß den Bewohnern desselben entweder die Schloß-Kapelle Trostberg, — wenn eine vorhanden war — zu klein, oder, was sicherer ist, der Weg bis nach Tacherding zu weit war, (das Castrum Trosperch kommt urkundlich 1251 vor. „Die Kapelle des Schlosses," sagt Hr. G., „ist beynahe der letzte Ueberrest des schönen Schlosses Trostberg, das schon lange vor dem Markte gestanden."), und deßhalb beschlossen sie „vor ihrem margt selbst eine Kirche zu bauen und zu mauern nach ihrer notturft." —

Im Jahre 1367. 30. August wurde die Kirche zu Trostberg von Ortolph, Weihbischof von Salzburg mit ihren drey Altären ausgeweiht. (St. Andreas Kapelle, U. L. Frauen Kapelle, und urkundlich seit 1400 St. Erasmus Kapelle. Die Kirche bestand also aus 3 in sich unter einem Gebäude vereinten Kapellen, was trotz so vieler Veränderungen noch heutigen Tages nachweisbar ist.) —

Zum J. 1381. 6. Octob., deßgleichen 1402, 28. August wird Trostberg oppidum genannt. — In einer Urkunde von 1384, 6. Dec. ist vom Pfarrer zu Trostberg die Rede, ohne dessen Namen zu erwähnen: dagegen erscheint Hr. Jakob der Wachsmuth als Pfarrer von Peterskirchen und Trostberg im J. 1396. Allein demungeachtet wäre, nach Hrn. G., Trostberg eine für sich bestehende Pfarrey gewesen, was aus den Namen der urkundlich vorkommenden Pfarrer erwiesen wird. z. B., 1416, 14. Februar, 1431. 1454. 31. Juny 1460 1461. — Den Irrthum, daß die Pfarrer von Peterskirchen auch zugleich Pfarrer von Trostberg gewesen, erzeugte die öftere Vereinigung Trostbergs mit Peterskirchen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März.

Den 28. März hielt die Königl. Akademie der Wissenschaften die gewöhnliche öffentliche Sitzung zur Feyer ihres (81sten) Jahrestags, der Seine Königliche Hoheit der Prinz Luitpold beyzuwohnen geruhten.

Der Vorstand, Herr Geheimerath v. Schelling, eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten:

„In der Geschichte der Wissenschaften wäre es anziehend, zu untersuchen, nach welchem Gesetz der menschliche Forschungsgeist einen Gegenstand nach dem andern aufgenommen, hervorgehoben und ins Licht der Wissenschaft zu stellen gesucht hat. Selten, aber doch zuweilen geschieht es, namentlich im Gebiete der Naturforschung, daß für einen Zweig, der lange den Untersuchungen Einzelner überlassen blieb, unversehens, obwohl niemals unvorbereitet, eine so allgemeine Theilnahme entsteht, daß man sieht: es ist dem menschlichen Geiste gleichsam unmöglich geworden, ihn länger unergründet zu lassen. Eine solche Theilnahme hat sich kürzlich auf eine ganz besondere Weise für die Untersuchung des Erdmagnetismus erklärt, die neben einer großen Anzahl merkwürdiger Thatsachen von bereits ergründetem Zusammenhang noch viele erst zu enträthselnde Erscheinungen darbietet. Zu anderen Zeiten haben andere Gegenstände die Aufmerksamkeit in gleichem Maaße gefesselt, nicht aber zu ihrer Erforschung jene umfassenden Anstalten, jene großen und kostspieligen Einrichtungen wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, welche ein regerer, durch glänzende Erfolge auch des Forschens

kundiger gewordener Zeitgeist dem Erdmagnetismus jetzt zuwendet. Akademien der Wissenschaften sind gleichsam die Warten, die erhöhten, weite Fernen beherrschenden Standorte, von wo die Signale zu Untersuchungen erwartet werden, die durch gemeinschaftlich verabredetes und gleichzeitiges Zusammenwirken vieler, von einander entfernter Forscher erreichen sollen, was sonst vereinzeltes Bemühen niemals, oder erst in sehr ferner Zeit zu erreichen vermocht hätte. Es waren gelehrte Gesellschaften, die für die zwey mächtigen europäischen Reiche, deren Besitzungen auch außer Europa über beyde Halbkugeln am weitesten sich ausdehnen, die Erforschung des Erdmagnetismus zuerst als den Gegenstand bezeichneten, der die Aufmerksamkeit der Regierungen, ihre weitgreifende und mächtige Unterstützung in Anspruch nehme. Während in Folge dieser Anregungen durch die wetteifernde Liberalität der beyden Regierungen, zu Ende des verflossenen Jahres, ausschließlich dem Erdmagnetismus gewidmete Observatorien an den entferntesten Punkten der Erde sich erhoben, mußte der Wunsch entstehen, daß dazwischenliegende Anstalten die Kette der über Süden und Norden sich ausbreitenden Beobachtungen vervollständigen.

Unser hochverehrter König, dessen einsichtsvolles Walten im Gebiete der Intelligenz, wie in dem der materiellen Interessen seines Volkes immer Großartiges ergreifend und fördernd sich kund giebt, wollte, daß unser Vaterland auch hierin nicht bloß bewundere, was fremden Anstrengungen gelingt, sondern selbstthätig mitwirke zum Erfolg der europäischen Unternehmung. Das magnetische Observatorium, welches auf Befehl Seiner Majestät an der königlichen Sternwarte dahier errichtet wird, um sich an Englands und Rußlands Anstalten planmäßig anzuschließen, und dessen Gründung um so wichtiger ist, je mehr das Eintreten mannigfacher Hindernisse die Zahl gleich vollständiger Observatorien in einem bedeutenden Theil Europas beschränkt hat, rückt schnell seiner Vollendung entgegen und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo in den unterirdischen Räumen dieses für die örtlichen Verhältnisse, wie für den vorgesetzten Zweck wohl berechneten Baues die dreyjährige Periode nächtlicher und täglicher Beobachtungen beginnen wird.

Bey Erwähnung der Forschungsgegenstände, auf welche der Wirkungskreis unserer akademischen Anstalten sich ausgedehnt hat, darf auch das Fach der Meteorologie nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der stets wechselnde Zustand unseres Luft-

kreises, von endlos verzweigten Verhältnissen abhangend, deren Gesammtheit nicht zu erfassen ist, bietet dennoch viele Verhältnisse, wichtig für die Wissenschaft, wie für industrielle Zwecke, dar, welche ein angemessenes Zusammenwirken vieler entfernter Beobachter vollkommen zu ergründen vermag. Wie allgemein und tiefbegründet das Interesse für meteorologische Untersuchungen von jeher sich gezeigt habe, bedarf wohl kaum eines Nachweises. Keine Stadt, ja selten eine bedeutendere Ortschaft dürfte zu finden seyn, wo nicht Witterungsbeobachtungen von einzelnen Privatmännern unternommen, und oft viele Jahre hindurch mit beharrlichem Eifer fortgesetzt, die erfreulichsten Hoffnungen für das Fortschreiten der Meteorologie zu gewähren schienen. Wenn einer so ausgedehnten Thätigkeit und Mühe kein entsprechender Erfolg zu Theil wurde, so ist der Grund nicht schwer zu erkennen. Es fehlte an einem gemeinsamen Plane, es fehlte an einem Mittelpunct, von wo aus die Untersuchung und Vergleichung der fast nirgends berichtigten und nirgends übereinstimmenden Beobachtungswerkzeuge durchgeführt wurde. Eine richtige Würdigung anologer Verhältnisse hatte vor mehr als einem halben Jahrhundert die Societas meteorologica Palatina hervorgerufen, die von Mannheim, wo damals der Sitz einer Schwesteranstalt unserer hiesigen Akademie war, ausgegangen, und gefördert durch landesfürstliche Gunst, während eines eilfjährigen Bestehens sich ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der Meteorologie gestiftet hat. Das Wiederaufleben eines ähnlichen Unternehmens, allgemein als Bedürfniß gefühlt und oft als sehnlicher Wunsch ausgesprochen, dürfen wir den erfreulichen Ereignissen des verflossenen Jahres beyzählen. Seine Majestät der König haben einem in dem gleichen Geiste wie die Societas Palatina gebildeten und auf sichere Grundlagen gestützten meteorologischen Vereine die allerhöchste Bestätigung zu ertheilen geruht. Die königl. Sternwarte, seit Jahren bemüht, die Meteorologie wie andere Zweige der Naturforschung, welche fortwährende Beobachtung erfordern, angemessen mit ihrem Hauptzweck zu vereinigen, und bereits durch die in Folge allerhöchster Anordnung ihr zugewendete Mitwirkung der Gerichtsärzte Bayerns ein Centralpunct meteorologischer Beobachtungen geworden, wird auch den Mitgliedern des meteorologischen Vereins die zu Erzielung wissenschaftlicher und vergleichbarer Resultate erforderten Hülfsmittel darbieten, sie wird als Organ des Vereins die Beyträge der Einzelnen, wie

die allgemeineren Ergebnisse in geeigneter Weise veröffentlichen und so den wissenschaftlichen Erfolg der angewendeten Mühe sichern. Möge dem Verein die Dauer und die Theilnahme werden, welche der Zweck wünschen läßt, und die Mittel uns zu hoffen berechtigen!

Wenden wir uns vom Gebiete der Naturforschung anderen Kreisen der Wissenschaft zu, so hat durch die Gnade Seiner Majestät des Königs unsere Akademie ein neues Mitglied für das so unentbehrliche und immer wichtiger werdende Fach der orientalischen Philologie in Herrn Joseph Müller erhalten, den die großmüthige Unterstützung Seiner Königl. Hoheit unseres Kronprinzen mehrere Jahre hindurch in den Stand gesetzt hatte, für die Kunde der Litteratur, wie der Sprachen und Religionen des Morgenlandes bis jetzt unbenutzt gebliebene Denkmäler, Texte, die zum Theile erst der Entzifferung bedurften, zu benutzen. Eine Frucht solcher Studien ist unstreitig auch seine Abhandlung über persische Poesie, welche in dieser, zur Feyer des 81sten Jahrestags unserer Akademie bestimmten, öffentlichen Sitzung vorgetragen, schon durch ihren Inhalt hoffen darf, sich der huldvollen und geneigten Aufmerksamkeit dieser hohen Versammlung zu empfehlen."

Hierauf las Herr Joseph Müller, außerordentlicher Professor an der Universität und außerordentliches Mitglied der philosophisch-philologischen Classe der Akademie, die vorerwähnte Abhandlung, die in Kurzem sich durch den Druck in weitern Kreisen verbreiten wird.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nr. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

M. Tulli Ciceronis oratio pro A. Licinio Archia poeta. Mit Anmerkungen von Dr. Rudolf Stürenburg, ordentlichem Lehrer am Gymnasium zu Wismar (jetzt Direktor des Gymnasiums in Hildburghausen). Leipzig, 1839. Baumgärtners Buchhandlung. XX. und 207 S. 8.

Der Verfasser dieser ausführlichen Bearbeitung der vielbehandelten Ciceronischen Rede hat bekanntlich im Jahre 1832 dieselbe schon einmal mit umfassendem Commentar herausgegeben; doch stehen diese beyden Ausgaben nicht im Verhältnisse einer älteren und neueren Auflage zu einander; sondern, abgesehen von der äußern Form, wohin unter anderem zu rechnen ist, daß der Commentar der ersteren Ausgabe in lateinischer, der der zweyten in deutscher Sprache geschrieben ist, gleicht diese Bearbeitung eher einer Palinodie als einer Wiederholung der früheren. Der Verfasser erklärt nämlich selbst, in seinen Ansichten von der Kritik zwey Stadien durchlaufen zu haben, welche beyde durch unbefangenes Festhalten an einer gewissen handschriftlichen Autorität, das zweyte aber namentlich durch Befangenheit in Kühnheit bezeichnet sey, und überläßt es nun Andern, zu entscheiden, ob er in dem dritten Stadium zur Besonnenheit und Unbefangenheit gelangt sey. In das erste Stadium seiner kritischen Laufbahn fällt die erwähnte Ausgabe dieser Rede, bey welcher sich Hr. Stürenburg eng an die Erfurter Handschrift und der Ambrosianischen Scholiasten anschloß; in das zweyte die Ausgabe der Bücher de officiis, in welcher er, vorzüglich der dritten Berner Handschrift folgend, sich sehr viele willkührliche Aenderungen erlaubt.

Dieses Selbstbekenntniß mußte dem Referenten, besonders so fern es sich auf die Ausgabe der Bücher de officiis bezieht, über welche er vor mehreren Jahren dasselbe auszusprechen sich gedrungen fühlte, für die vorliegende Arbeit im Voraus günstig stimmen — und wer sollte nicht überhaupt durch eine solche Aufrichtigkeit über die Irrwege in dem eigenen Bildungsgange für den eingenommen seyn, der Solches von sich auszusagen keinen Anstand nimmt? Er hoffte, das Streben des Verfassers, zur Besonnenheit und Unbefangenheit zu gelangen, mit den erwünschten Erfolgen gekrönt zu sehen; allein, je weiter er las, desto weniger fand er, so sehr er sich auch hier und da durch die eingewebten, gelehrten Untersuchungen angezogen fühlte, eine solche Hoffnung erfüllt. So sehr nämlich überall das Streben ersichtlich ist, die frühere Befangenheit abzulegen, so ist doch nicht zu läugnen, daß Hr. St., wie er selbst bereits zwey verschiedene Stadien der Befangenheit durchlaufen zu haben bekennt, jetzt nur in einem dritten Stadium steht, in welchem die Befangenheit nicht verschwunden ist, sondern nur eine andere Gestalt angenommen hat. Das Grundübel aber, welches durch alle drey Stadien hindurch geht, ist ein zu großes Vertrauen auf eigene, subjective Ansichten. Man wird nicht entgegnen, ein Bekenntniß, wie es Hr. St. von sich mache, zeuge keineswegs von einem solchen Selbstvertrauen; denn es spricht sich dieses eben in der Gewißheit aus, mit welcher er sein Vorwärtsschreiten darlegen zu können glaubt. Seine eigene Person in den früheren Stadien ist ihm eine ganz andere, tief unter ihm stehende geworden, welcher er Verkehrtheiten über Verkehrtheiten vorwirft, und welcher, wie er wiederholt sagt, die andern Herausgeber in vielen Fällen nicht hätten folgen sollen.

Suchen wir die Grundsätze auf, welche Hr. St. bey dieser Ausgabe befolgt hat, so ergiebt sich, daß er sich einen doppelten Canon für die Textberichtigung gebildet hat, der einerseits auf die Untersuchung des Tones, andererseits auf dem Glauben beruht, den Ursprung der sich vorfindenden verschiedenen Lesarten in den einzelnen Stellen mit Sicherheit ermitteln zu können.

Was nun zuerst die Untersuchungen über die Betonung und die damit zusammenhängende Wortstellung betrifft, so ist das Verdienst, einer bisher sehr vernachlässigten Sache eine ausführliche Erörterung gewidmet zu haben, anzuerkennen, und man möchte in der Hauptsache ihm seine Zustimmung nicht versagen können, wenn er von der Becker'schen Ansicht von der Betonung ausgehend, einen dreyfachen Ton annimmt, einen emphatischen, der sich so viel als möglich an die Spitze des Satzes oder Satztheiles dränge, einen zurückgedrängten, wenn der Sprechende die Aufmerksamkeit des Hörenden durch Aufsparung des hervorzuhebenden Begriffes recht spannen und rege erhalten will, und diesen daher an das Ende des Satzes oder Satztheiles stellt, und einen grammatischen, dem keine eigenthümliche Stellung zukomme. Richtig und treffend ist die darauf gegründete Erklärung der Wortstellung, quod sentio, quam sit exiguum zu Anfang der Rede, deßgleichen die Bemerkung, daß der Lateiner crede mihi sagte, wo das Verbum emphatisch betont werden sollte, dagegen mihi crede, wo nur der grammatische Ton auf demselben ruhte; eben so was weiterhin über praesertim cum und cum praesertim nachgewiesen wird. Zu billigen sind auch die Untersuchungen über den Einfluß, den diese Tongesetze auf den Chiasmus ausüben, so wie über die Stellung der Präpositionen, wenn ein Adjectiv oder Adjectiv-Pronomen vor das Substantiv tritt. Es ist aber darum nicht weniger für etwas höchst Mißliches zu halten, wenn solche Gesetze als Richtschnur für die Kritik gelten sollen, da ihnen eine objective Geltung durchaus nicht zuerkannt werden kann, sondern es vielmehr in den meisten Fällen nur von der subjectiven Ansicht des Erklärers abhängt, ob das Eine oder das Andere gefunden wird, und also eine bleibende Gewähr nicht vorliegt, und jeder, der in einem solchen Falle dem Hrn. St. Recht giebt, darauf gefaßt seyn muß, in Kurzem von ihm zu hören: „Er hätte mir hierin nicht folgen sollen."

In Betreff der Entstehung der verschiedenen Lesarten geht Hr. St. von der Ansicht aus, daß in den Schriften des Cicero nur eine geringe Anzahl falscher Lesarten der Flüchtigkeit der Abschreiber beygemessen werden dürfe, daß aber in den Jahrhunderten, wo die jetzt vorhandenen Handschriften entstanden, die Abschreiber kaum lesen, geschweige denn emendiren konnten; also in früherer Zeit, wohl schon im dritten oder vierten Jahrhunderte Grammatiker vielfache Erklärungen und Verbesserungen über die betreffenden Textesworte, oder auch unter dieselben schrieben. Die späteren Abschreiber hätten nun aber die Handschriften nicht mit allen Zuthaten abgeschrieben; sie hätten sich aber auch nicht an die eigentlichen Textesworte gehalten, sondern oft aus Unverstand die überschriebenen Glosseme abgeschrieben, und namentlich ein übergeschriebenes längeres Wort dem kürzeren des Textes vorgezogen. (Sollte man nicht eher das Gegentheil vermuthen?) — Dabey traut Hr. St. den Abschreibern eine „in der Sache selbst begründete Scheu gegen das Uebergeschriebene" zu, und glaubt also, wo die richtige Lesart sich nur in einer oder wenigen Handschriften findet, „mit Sicherheit" annehmen zu dürfen, daß in solchen Fällen der Grammatiker die richtige Lesart noch besonders mit dem Zeichen der Corruptel versehen oder durchstrichen habe, so daß das Wort lesbar geblieben sey. Glaubten die Grammatiker, heißt es weiter, eine ganz sichere Verbesserung gefunden zu haben, so änderten sie im Texte selbst, und so wurde die richtige Lesart in keiner Handschrift erhalten. Aus manchen Stellen, an denen sich die Handschriften in drey verschiedene Lesarten theilen, ließe sich ferner „mit Sicherheit" schließen, ein Grammatiker habe ein doppeltes Glossem über die richtige Lesart geschrieben, und die Lesarten, die sich ähnelten, seyen gewöhnlich die falschen. Die Corruptelen aber, welche schon die Grammatiker vorgefunden, hätten sie theils nicht dafür angesehen, theils zu verbessern gesucht, und zwar oft im Texte, so daß wir ihnen wohl manche Berichtigung verdanken; öfters hätten sie aber auch, wenn sie sich nicht anders hätten

helfen können, etwas wenigstens Aehnliches und Verständliches darüber geschrieben. Nun habe einem späteren Grammatiker wohl auch ein Exemplar in die Hände fallen können, in dem schon ein älterer seine Bemerkungen niedergeschrieben hatte; für uns jedoch genüge (?) die Annahme eines einzigen Grammatikers. Für die Charakteristik der Erfurter Handschrift soll sich als „bemerkenswerthes Resultat" herausstellen, daß sie aus einer Handschrift geflossen sey, deren Schreiber die überschriebenen Glosseme verschmäht und sich im Abschreiben der durchstrichenen Worte meist noch als kundigen bewiesen habe, während er mit Recht (?) ein flüchtiger genannt werden müßte, wenn nicht die durch Flüchtigkeit entstandenen Mängel dem Schreiber der Erfurter Handschrift selbst beyzumessen wären.

Als Möglichkeit wird jedermann alles dieses gerne einräumen. Wer möchte aber etwas Nothwendiges darin erkennen, was auf die Ausübung der Kritik einen so bedeutenden Einfluß ausüben könnte, als Hr. St. glaubt, wenn er (S. XIII) sagt, es könne die Entscheidung oft dadurch erleichtert werden, daß man sich die Frage vorhalte, ob denn ein Grund ersichtlich sey, weßhalb der Grammatiker sich veranlaßt fühlen konnte, diese Lesart zu durchstreichen. Gewiß hat Hr. St. auch hier seiner subjectiven Ansicht zu viel vertraut, indem er sie durchaus als etwas objectiv Wahres und Gewisses hinstellt. Man möchte oft glauben, er habe die corrigirten oder durchstrichenen Stellen der Originalhandschrift selbst vor Augen gehabt, und doch entbehrt die Annahme eines solchen einzigen Originals aller Begründung. Läßt sich nicht eben so gut annehmen, die Erfurter Handschrift habe eine ältere Quelle, als die übrigen, und ihr Schreiber habe, vielleicht aus Unwissenheit, nichts geändert, als was er etwa falsch las oder sich verschrieb, während die Abschreiber der andern, welches Original sie auch vor sich haben mochten, in ihrer falschen Weisheit da und dort ändern zu müssen glaubten? Sollte wirklich in der spätern Zeit gar niemand zu solchen Aenderungen fähig gewesen seyn? Man sollte denken; in einer weniger gebildeten Zeit wäre gerade die Möglichkeit zu Mißverständnissen und falschen Aenderungen gegeben, wenn der Text, der grammatischen Fügung oder der Bedeutung der

Worte nach, dem nur mit dem Latein seiner Zeit vertrauten Leser oder Schreiber unverständlich war.

Ist es endlich nur denkbar, daß vom dritten oder vierten Jahrhundert her sich nur eine Handschrift von den vielgelesenen Reden Cicero's erhielt, und die Quelle aller folgenden abgab? Die Erscheinung, daß die Erfurter Handschrift, als die beßte, gerade eine nicht geringe Zahl sogenannter Flüchtigkeitsfehler enthält, steht nicht so vereinzelt da, daß sie als etwas ganz Zufälliges betrachtet und angenommen werden dürfte, daß sie doch von einem Abschreiber herstamme, der, wo er mehrere Lesarten vorfand, die beßte, als solche zu erkennen wußte. Vielmehr ist es sehr häufig der Fall, daß die Handschriften, welche den Text seiner Urgestalt am nächsten erhalten zu haben scheint, von solchen Fehlern angefüllt sind, welche zeigen, daß die Schreiber derselben, oder ihrer Originale, kein anderes Verdienst hatten, als daß sie mechanisch fortschrieben, ohne sich um den Inhalt des Geschriebenen zu bekümmern, und ohne also irgend eine absichtliche Aenderung vorzunehmen. So findet sich in der Handschrift des Pseudo Appulejus (vrgl. Gel. Anz. 1839 Nr. 206), welche die excerpirten Worte des Plinius an vielen Stellen so erhalten hat, daß eine alte Quelle nicht zu verkennen ist, p. 283 iuxta aqua sucus ei; cuncti sana, nach Sillig statt iuxta aquas. Usus eius cum ptisana (Plin. XIX. §. 185.); doch könnte auch iuxta aquam. Succus eius das Richtige seyn. Mit cuncti sana läßt sich vergleichen et marides cum tisana (XXXII. §. 129.) in der Bamberger Handschrift des Plinius, in welcher außer andern ähnlichen Fehlern ebendaselbst §. 74. zu lesen ist: ad alligati similiter in putam in eo vire liquae carnes statt: ad alligati similiter in putamine ovi. Reliquae carnes, was deutlich zeigt, daß der Abschreiber ein altes Original, in dem die einzelnen Worte zusammenhiengen, gedankenlos abschrieb.

(Fortsetzung folgt).

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern.

(Fortsetzung.)

Seit 1584, 4. Januar wurde die Pfarrey Trostberg mit Peterskirchen völlig vereint: Pfarrer von beyden war Johann Widmann, der Trostberg durch einen von ihm von 4 Wochen zu 4 Wochen gedungenen Vicar versehen ließ, dem er vielleicht nicht einmal die Hälfte des geringen Einkommens der Pfarrey Trostberg überließ. So verblieb Trostberg von 1584 bis 1805 ohne eigenen Pfarrer. —

Es schließen sich an diese Pfarrgeschichte die kurzen historischen Notizen über das Frühmeßbeneficium, über die Filialkirchen; (Schloßkapelle, Kirche der h. Ursula, St. Sebastian, die Kirche zu Mögling, Schloßkapelle zu Schedling, Sebastianskirche zu Teunding, die Filialkirchen zu Feldkirchen und Tacharding, welche beyde Letzteren erst 1805 mit Trostberg vereint wurden). —

Die Beylagen A — G enthalten die Uebersicht des jährlichen Einkommens des Pfarrbezirks Trostberg, im J. 1830, den 6. May verfaßt, das Verzeichniß jener Stiftungen, von denen i. J. 1557. das Stiftungsjahr nicht mehr gefunden werden konnte. Die Reihe der Vicare und Pfarrer zu Trostberg, Reihe der dortigen Beneficiaten, Reihe der Cooperatoren oder Expositi zu Feldkirchen, Reihe der geistlichen Vorstände zu Tacharding, endlich Reihenfolge der Pfarrer zu Peterskirchen. — An mehreren Stellen seiner Abhandlung, und namentlich am Schluße verspricht Hr. G. die Geschichte des Marktes Trostberg zu liefern, was er um so mehr zu leisten im Stande seyn wird, da ihm so vortreffliche Quellen, wie das erstaunlich reiche städtische Archiv, das Reichsarchiv u. a. m. zur Einsicht und Benutzung offen stehen.

XIV.

Kleine Nachlese zur Lebensgeschichte Albrechts Sigismunds, Herzogs von Bayern, Fürstbischofs von Freysingen und Regensburg. Von Hofrath Hoheneicher.

Höchst schätzbare Nachträge und Ergänzungen zu den trefflichen Arbeiten Meichelbecks, des Hrn. Bischofs Fr. Ign. von Streber, und des Legationsrathes ꝛc. A. Stumpf! Sie sind wörtlich gezogen aus einer Hdschrft. der k. Hof- und Staats-Bibliothek (früher im fürstlichen Archive zu Freysingen befindlich), welche Joh. Mich. Wilh. v. Prey ꝛc. größtentheils aus den Collectaneen und Notaten des gelehrten Fürstbischofs Johann Franz (aus dem Geschlechte der Freyherrn von Eckher, gest. 25. Febr. 1727), welche vielmal unter der Benennung Theca Celsissimi angeführt werden) und seines würdigen Neffen, Frz. Sigism. Anton Freyherrn v. Eckher ꝛc., in 10 Foliobänden unter dem sonderbaren Titel: „Historia Frisingensis universalis“ eigenhändig zusammengetragen hat. Gelegenheitlich können diese Auszüge zum Beweis und Beyspiel dienen, daß auch die Hochstifte ihre historias arianas hatten. — In der Note 7 sind nähere Aufklärungen über des Hrn. von Prey fleißige aber meist unkritische Arbeiten ertheilt, welche nur mit der größten Behutsamkeit zu benutzen seyen. Ausgenommen davon ist jedoch, was er aus der Theca Celsissimi abgeschrieben, und darunter gehören die vom Hrn. H. mitgetheilten, sehr interessanten Auszüge; vorzüglich das Sterbejahr des Fürstbischofs, 4. Nov. 1685 und die näheren Umstände seines Todes, sammt den Aeußerungen des gelehrten Jesuiten Tobias Lohner über des Bischofs letzte Augenblicke. Bestimmt wird hier versichert, daß er die Priesterweihe nie empfangen (sacerdotium non suscepit). Zum J. 1684, wie Albr. Sigism. ziemlich unwillig den Coadjutor Joseph Clemens zugelassen, und daß die Ursache dieser Coadjutorie die zwischen Capitel und Bischof erregte Zwietracht gewesen. Einige der Domherren wurden für ihre Stimmen in dieser Angelegenheit mit 50 fl. (!) belohnt, andere, wahrscheinlich mit Versprechungen abgespeist, gingen leer aus, und noch manches andere Merkwürdige. — Die 1te Beylage enthält eine „chronologische Uebersicht über die Regierung des bayerischen Herzogs Albr. Sigismund im Hochstifte Freysing“ von seiner Coadjutorie 1639, 1640 beginnend bis zu seinem Todesjahr und Tag. Vorzüglich zu beachten ist, was gleich nach dem J. 1682 über die Beseitigung früherer Irrungen mit Unterthanen, und über gütliche Vergleiche mit Benachbarten in der Kürze mit Nachweis der Jahre beygebracht ist. — Nr. II. giebt eine Uebersicht der projectirten Heirathsangelegenheit des Fürstbischofs Albr. Sigmund, weil bis zum J. 1622 die Ehe Ferdinand Marias und der Adelaide von Savoyen ohne männliche Descendenz geblieben war. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nr. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

M. Tulli Ciceronis oratio pro A. Licinio Archia poeta.

(Fortsetzung.)

Demnach läßt sich wohl behaupten, daß Hr. St. sich ein zu großes Verdienst beymißt, wenn er glaubt, er habe durch seine Entdeckungen über die Entstehung der falschen Lesarten „die Kritik der ciceronischen Schriften wesentlich gefördert.“ Es konnte vielmehr nicht ausbleiben, daß die vorgefaßte Meynung auf die Behandlung mancher Stellen ungünstig einwirke, und diese Einwirkung würde noch weit größer seyn, wenn nicht die Sprachkenntniß und Belesenheit des Hrn. St. ihn vor ärgeren Irrungen behütet hätte.

Betrachten wir den Text dieser Ausgabe im Vergleiche mit der früheren, so ist nicht zu läugnen, daß das Aufgeben der allzugroßen Vorliebe für einzelne handschriftliche Autoritaten allerdings hier und da sich förderlich erweist. Wir könnten eine nicht unbedeutende Zahl von Stellen anführen, an welchen Hr. St. mit Recht von der früher gebilligten Lesart abgegangen ist; es mag aber genügen, dieß nur im Allgemeinen ausgesprochen zu haben, während wir einige Stellen in Betracht ziehen zu müssen glauben, bey denen wir nicht in gleichem Maaße einverstanden sind. So ist Cap. 2. §. 3. statt agitatur, wofür sich Ref. schon früher ausgesprochen hat (vrgl. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik Bd. XXIII. Heft 1. S. 94) die Vulgata agatur zurückgeführt. Jene Lesart soll durch Ueberschreibung der Buchstaben it entstanden seyn, wodurch habe angedeutet werden sollen, daß es auch agitur heißen könnte. Dazu wäre aber i über a schon hinreichend gewesen, und bey der Construction des Satzes wäre eher das Umgekehrte zu erwarten gewesen. Auf ähnliche Weise wird Cap. 5. §. 11. ita nach census ausgeworfen, weil der Grammatiker zur Bezeichnung, daß es auch censitus statt census heißen könnte, it über das Ende des Wortes geschrieben haben soll. Nach unserer Ansicht ist ita nicht identisch mit qui sit census, sondern es bedeutet eben so viel als: „der, welcher sich hat schätzen lassen, zeigt so, d. h. dadurch, daß er sich hat schätzen lassen, das er für einen römischen Bürger gelten will.“ — C. 6. §. 12. ist für ut a nullius unquam me tempore aut commodo aut otium meum abstraxerit etc. aufgenommen: aut commodum. In der Beweisführung glaubt Ref. einige Widersprüche entdeckt zu haben. Hr. St. sagt nämlich zuerst, das einfache aut sey in tempore aut commodo nicht an seinem Platze, weil es „niemals zwey Begriffe als durchaus entgegengesetzte, sondern sich als möglicher Weise gegenseitig ersetzend“ mit einander verbinde; dann setzt er, wie wenn er einen Gegensatz hier erwartete: „da tempus eigentlich unentschieden zwischen Glück und Unglück schwankt und nur zuweilen, wie an unserer Stelle, sich zur Bezeichnung der Lebensbedrängnisse hinneigt, so begreift man leicht, wie wenig dieses Wort geeignet ist, einen Gegensatz zu commodum zu bilden,“ und stellt dadurch die beyden Begriffe gerade als solche hin, welche nach seiner Ansicht durch aut einander gegenübergestellt werden könnten. Denn wer sagt, daß hier gerade ein Gegensatz Statt finden müsse, als Hr. St. selbst mit den Worten: „Hätte nun der Redner an unserer Stelle commodo geschrieben, so würde es in den schärfsten Gegensatz zu tempore getreten, und somit das einfache aut unlateinisch seyn. Ein Fall, wo tempore aut commodo vorkommen könnte, ist überhaupt kaum denk-

bar; käme es aber vor, so müßte aut commodo mit Unentschiedenheit an tempore angelehnt seyn.“ Ist aber nicht eben in unserer Stelle solch ein Fall gegeben? Der Redner will doch nichts anderes sagen, als: „wenn einer meiner Freunde in einer gefahrvollen Lage war, oder auch es galt, ihm einen Vortheil zu verschaffen, so hat mich nie meine Bequemlichkeit davon abgehalten, ihm beyzustehen.“ Er sagt keineswegs, in jedem Falle, wo ein Redner zur Hülfe gerufen wird, findet entweder eine gefahrvolle Lage Statt, oder es gilt einen Vortheil zu erringen, wodurch der strenge Gegensatz erst hereingebracht werden würde, der, wie es jetzt steht, nur eine vorgefaßte Meynung des Hrn. St. ist, die ihn auch hat übersehen lassen, daß unter den drey Sätzen, welche die Bequemlichkeit andeuten, aut otium meum abstraxerit deßhalb vorangestellt ist und werden mußte, weil es mit dem vorhergehenden si qui ita se literis abdiderunt in der nächsten Verbindung steht; und daß das vorangestellte aut commodum „mein Profit,“ jedenfalls, wie Hr. St. sich an andern Stellen ausspricht, „höchst unzart“ seyn würde.

Daraus, daß in den meisten Handschriften commodo steht, geht aber für Hrn. St. nur die Lehre hervor, „wie die meisten und selbst die behutsameren Abschreiber Scheu hatten, das Durchstrichene aufzunehmen;“ denn er ist überzeugt, „daß unser Grammatiker sich nicht damit begnügte, commodo über commodum zu schreiben, sondern daß er (,) von dem Wahne durchdrungen (,) in commodum einen offenbaren Fehler ertappt zu haben (,) die Endung um durchstrich und o darüber schrieb.“ — C. 10. §. 23. will Hr. St. schreiben: cupere debemus, quo eminus manuum nostrarum tela pervenerint, eodem gloriam famamque penetrare, wobey Ref. nur billigen kann, daß das räthselhafte minus in den Handschriften nicht mehr geradezu getilgt werden soll. Gegen eminus ist aber zu bemerken, daß nach den Stellen in Hand's Tursellinus, welchen Hr. St. mit größter Zuversicht für seine Ansicht anführt, es nur den Sinn geben würde: „daß eben so weit, als unsere Geschosse, die wir von weitem abschiessen, reichen, auch unser Ruhm vordringen würde,“ was das wirkliche Hingelangen, das der Redner hier ausdrücken wollte, gar nicht bezeichnete. Dieses wird oben nach Hand's Tursellinus II. S. 96, 98 wie Ref. schon früher (a. a. O. S. 96) nachgewiesen hat, durch comminus vollkommen bezeichnet; und betrachten wir, wie leicht comminus in quominus verwandelt werden konnte (was sich in einer Collation einer Pariser Handschrift des dialog. de orat. c. 25, Zeitschrift für die A. W. 1836 Nr. 43. wirklich verwechselt findet), so brauchen wir nicht erst „unsern Grammatiker“ zu Hülfe zu nehmen, um zu erklären, wie es zugieng, daß bey quo quo minus einmal quo weggelassen wurde. Zur Döderleinischen Erklärung des comminus von καταμόνας passt eine solche Bedeutung freylich nicht recht; doch ist sie unbestreitbar vorhanden, und es möchte dieß nur zum Beweise dienen, daß sich jene Ableitung zu enge an comminus pugnare anschließt. Sollte es nicht vielmehr einerley Stamm mit imminere haben? — Daselbst §. 24. findet sich: O fortunate, inquit, adolescens, qui tuae virtutis Homerum praeconem inveneras. Die Beweisführung ist (abgesehen von dem Indicativ, dessen Möglichkeit, wenn auch nicht die Nothwendigkeit, wohl zugestanden werden kann) folgende: „Auch wir würden sagen (:) Glückseliger Jüngling, der du den Homer als Herold deiner Tapferkeit gefunden hattest! Gerade dadurch (,) daß Alexander dem lebenden Achill das Gefühl seines Glückes zuzuschreiben scheint, prägt sich der Schmerz Alexanders um so schöner aus. Ist daher auch inveneras nicht streng logisch genau, so ist es doch recht menschlich. Wie hätte auch wohl unser Grammatiker darauf verfallen sollen, inveneras über inveneris zu schreiben? Daß er inveneris über inveneras schrieb, begreift man leicht. Aus der Lesart einer Pariser Handschrift invenisti darf man mit ziemlicher Sicherheit schließen, unser Grammatiker habe beydes, inveneris und invenisti über inveneras geschrieben.“ Wir überlassen es dem Leser, ob er sich von der Nothwendigkeit der Lesart inveneras überzeugt halten, oder auch die Möglichkeit gelten lassen will, daß i durch ein Versehen in a übergegangen ist. Wir können wenigstens ein Beyspiel anführen, welches uns Gelegenheit giebt eine Stelle bey Seneca zu verbessern. Epist. 34. §. 1. haben die Ausgaben: Intelligo, quantum te

ipse (nam turbam olim reliqueras) supergrederis, wo für das letzte Wort die Erlanger und Würzburger Handschrift super te geris, die Nürnberger aber super regeras hat. Daß hier weder das Präsens, und noch dazu im Indicativ, noch das Plusquamperfectum paßt, ist wohl klar; es fragt sich nur, welches Verbum in der Lesart der Handschriften verborgen liegt. Wir vermuthen superieceris. Wenigstens haben de benef. III. 32. §. 4. Salmasius (Exercc. Plin. p. 714) und Gronovius auch nec beneficia parentum suorum superiaciunt für die richtige Lesart anerkannt, und es läßt sich noch vergleichen: Liv. X. 30. §. 4. sed superiecere quidam augendo fidem, und XXXVIII. 58. §. 7. P. Africanum tantum paternas superiecisse laudes, wie nach mehreren Handschriften dort zu lesen ist. — C. 11. §. 28. ist es nicht zu tadeln, daß hunc ad perficiendum adornavi aufgenommen ist. Nicht richtig ist aber der Schluß: „Sagt Cicero einmal testium copiam adornare, so wäre es doch wunderbar, wenn er nicht auch testes adornare und poetam adornare hätte sagen können," denn dort bedeutet adornare „herbeyschaffen," hier „ausrüsten mit dem Nöthigen, und dadurch zu etwas anregen."

(Schluß folgt.)

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben von dem historischen Vereine von und für Oberbayern.

(Schluß.)

Folgt sodann von A — G eine theils den Originalien, wie B — F, theils gleichzeitigen Abschriften, wie A und G, entnommene Correspondenz über die Brautwerbung durch den Herrn Eenschaet Seigneur d'Oldenhoft am Hofe zu Bergen-op-Zoom, vom 4ten July 1658 — 12ten December desselben Jahres; und vom 10. Novemb. 1659, unter welchem Datum des Churfürsten von Cölln, Max Heinrich, Instruction an Georg Willeson ꝛc. ausgefertigt ist. Alles, wie gesagt, von großem Interesse und den Stumpfischen Aufsatz ergänzend. Die dem Fürstbischofe bestimmte 18jährige und durch Schönheit ausgezeichnete Braut unterzeichnet sich in einem Briefe an Albr. Sigismund: „la très humble et très affectionnée servante Henriette Françoise de Zollern." — S. 264 erfährt man, nach Stumpf, das endliche Schicksal dieser Prinzessin, und wie ihr Sohn aus der Ehe mit dem Grafen de la Tour d'Auvergne, Ego Markgraf zu Bergen-op-Zoom eine Erbtochter Maria hinterließ, welche an Pfalzgraf Johann Christian von Sulzbach vermählt, die Mutter Carl Theodors geworden ist. —

XV.

Der römische Denkstein zu Freitsmoos, Landgerichts Titmanning.

Im Jahre 1680 wurde in die Hinterseite des Altars der Kirche zu Freitsmoos als unterste Grundlage ein 3′ hoher, weißgrauer Römerstein eingemauert, welchen Hr. Sedelmaier im Sommer des J. 1850 entdeckte. Hr. v. Koch-Sternfeld hat bereits in seiner akademischen Abhdlg. „zur bayerischen Fürsten- Volks- und Cultur-Geschichte ꝛc." 1857, die Existenz dieses Römer-Denkmales zu Freitsmoos berührt. Erst den 24. Novemb. 1858 wurde die Untersuchung des Monuments durch das k. Landgericht Titmanning vorgenommen. Der Auszug des landgerichtlichen Protokolls giebt über dasselbe die nöthige Aufklärung und findet daher mit Recht eine Stelle im Oberbayerischen Archiv. Nach der Beschreibung und Abbildung (s. Tab. III.) wurde auf der Vorderseite sowohl, als auf der Hinterseite des Römersteins ein Delphin en bas relief aufgefunden, wovon der auf der Vorderseite den Kopf nach oben in ziemlich vertikaler Stellung, jener auf der Hinterseite den Kopf gegen den untern linken Winkel des Vierecks gewendet, also in schräger Stellung erscheint. Auf der Bodenseite entdeckte man sogar eine ziemlich tief in den Stein gehauene Inschrift; von der jedoch Referent bemerkt, daß die römischen Buchstaben der Tabelle III.

M E H A B
T I

nicht recht zur Buchstaben-Angabe im Texte passen wollen, denn an letzterer Stelle stehen sie in folgender Ordnung und Zahl: M. T. I. H. E. B.

Diese Abweichung erklärt sich vielleicht aus der Art und Weise, wie die Schrift dem Steine abgenommen wurde, nämlich theils durch mühsames Besehen von unten herauf bey einem kleinen schwachen Lichte, theils durch Befühlen der Buchstaben.

XVI.

Erster Nachtrag zu dem Verzeichnisse der bisher bekannt gewordenen Grabhügel in Oberbayern. Von dem k. Staatsrath v. Stichaner.

Dieser Nachtrag schließt sich an das frühere Ver-

zeichniß der Grabhügel im besagten Kreise an, indem er dasselbe vervollständigt.

XVII.

Miscellen. 1. Die Ruinen des St. Jais-Schlosses am Peissenberge. Von Bernhard Zöpf, Schullehrer zu Forst.

Dieß Schloß soll nach des Abtes Frz. Dobstl's succincta informatio de Canonia Polingana im J. 1388 durch die bayerischen Herzoge mit Hülfe der Weilheimer Bürger zerstört worden seyn. Als Ursache des Krieges, in welchem das Schloß demolirt wurde, wird angegeben, die Herrn von Seefeld hätten sich durch Entziehung der den Herzogen von Bayern zu leistenden Abgaben (?) die Ungnade der Letztern zugezogen. Die Steine des Schlosses waren zur Erbauung der Stadtmauern von Weilheim verwendet worden (Oefele II. 344.). —

2. Ruine des Eggschlosses zu Forst bey Weilheim. Von demselben.

Einige 100 Schritte vom hölzernen Schlosse des Herrn von Egg oder Hohenegg, welches, wie gar Vieles in Bayern, die Hunnen im 9. Jahrhundert zerstört haben müssen, geschah, — es wird nicht gesagt, zu welcher Zeit — die Ansiedelung eines Landmannes mit seiner Familie. Der jedesmalige Besitzer dieses Egg-Gutes wurde gleichsam als Begründer der Gemeinde von Forst angesehen, und durch besondere Kleidung und gewisse Vorrechte, z. B. Vorsitz in der Gemeinde u. a. m. bis gegen Ende des 16ten Jahrhunderts ausgezeichnet, welche Vorrechte sich bis auf den Urgroßvater des jetzigen Besitzer dieses Gutes erhalten haben.

3. Münchener Tuchsiegel, vom k. Reichsarchiv-Kanzelisten Brand.

Wir wissen im Augenblicke nicht zu sagen, ob in unsern Tagen die Tuchfabrikation einen bedeutenden Zweig der Münchener Industrie ausmache, gewinnen aber durch vorliegenden Aufsatz die Ueberzeugung, daß dieselbe im 16ten Jahrhundert schwunghaft betrieben worden seyn müsse. Bleyerne Tuchzeichen wurden auch hier in Bamberg, wo um die Mitte des 15ten Jahrhunderts die Tuchbereitung in großem Flor war, bey Säuberung der Regnitz zum Behufe des Ludwigs-Kanales gefunden, und in der Bamberger Handwerksordnung aus dem 15. Säculum treffen wir, angehend das schwarze Tuch, manche dem Techniker und Kaufmann interessante Verordnung, welche Referent bekannt zu machen gedenkt.

4. Rosenheim. Vermuthung über den Ursprung dieses Orts-Namens. Vom gräflich Preysingischen Schulbeneficiaten Dachauer in Brannenburg.

Das in den Jahren 1234, 1241, 1273 als castrum urkundlich vorkommende Rosenheim soll, nach Klöckl's Geschichte dieses Marktes von Hros, Roß, Pferd seinen Namen ableiten, und in der That geben einige in der Gegend von Rosenheim vorkommende Orts-Namen z. B. Hrosulza (Roßholzen), der Rossersberg, der Klöckl'schen Hypothese schon einiges Gewicht. Hr. D. dagegen leitet den Namen von einer nobilis matrona Ruza, 980, die dem Geschlechte der Preysinger angehörte, in der Art ab, daß man eine Besitzung dieser Ruza, der Ruza oder Roza Acker, Ruzaheim, Rozaheim, endlich Rosenheim genannt habe. Vielleicht liegt auch hier, wie bey so vielen Orts-Namen, der Name eines Mannes Rozzo oder Rasso, als erstem Begründer Rosenheims zu Grunde.

5. Poapincella. Von demselben.

Hinsichtlich dieses zum 15. Febr. 815 erscheinenden locus würden wir uns, wie Hr. D., für Zell bey Kaofstein (798. 920. Kuffstein) entscheiden. Noch besser dürfte vielleicht ein Zell bey Suatse (Schwaz) im pagus Intervallis gelegen, welches ich nicht sogleich auf den Charten finden kann, entsprechen, vorausgesetzt, daß dieß Zell bey Schwaz in so alte Zeit hinaufreicht, worüber ich auf der Stelle nichts mit Bestimmtheit anzugeben vermag.

Den Schluß dieses Heftes machen Bemerkungen des Hrn. D. über Altenburg (Nr. 6.) und Hölnstein (Nr. 7.). Zu letzterem werden genealogische Aufschlüsse über das Geschlecht der Hölnsteiner, vom Stamme der Waldecker aus den Mon. boic. VII. et VIII. gegeben. Wenn aber Hr. D. zur Urkunde M. B. VIII. 344. vom Adalbert von Hölnstein bemerkt: er sey der 14te Zeuge, und nach ihm kommen noch 21 Ungenannte, so wird er ohne Zweifel unter diesen Ungenannten solche verstehen, die mit keinem Familien-Namen aufgeführt sind.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nr. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

M. Tulli Ciceronis oratio pro A. Licinio Archia poeta.

(Schluß.)

Unser Grammatiker wird hier auch wieder sehr in Anspruch genommen. Hr. St. ist nämlich „vollkommen überzeugt (,) daß er adornavi vorfand, es aber für verderbt hielt, weil auch er ein Verbum des Ermunterns verlangte. Nach Durchstreichung von ad setzte er darüber ein h vor das o und aus dem n machte er ein t. Er durchstrich aber ad, weil ihm seine Verbesserung so glücklicher scheinen mochte. Er hatte ja ein h für ein d gesetzt. Woher a rührte, kümmerte ihn nun nicht weiter. Ueber sein so gewonnenes hortavi schrieb er aber hortatus sum, um anzudeuten, gewöhnlicher würde die deponentielle Form gewesen seyn. So erklären sich alle Abweichungen der Handschriften auf die einfachste Weise.“ Sollte es wirklich nichts Einfacheres geben? — C. 11. §. 29. ist die scharfsinnige Conjectur Th. Berg's dimetandam für dimittendam aufgenommen; allein es fragt sich noch, wie sich dieses Verbum mit cum vitae tempore verträgt, wofür die citirten Stellen nichts bieten. Vergleicht man das von Beneke nach Lambinus angeführte Saepe oportet commetiri cum tempore negotium (de invent. I. 25.), so könnte man vermuthen, der Redner habe, um commetiendam commemorationem neben einander zu vermeiden, dimetiendam mit gleicher Construction gebraucht.

Von den bedeutenderen Aenderungen der früheren Ausgabe hat Hr. St. auch manche beybehalten, die Ref. nicht für unbestritten richtig halten möchte. So C. 5. §. 10. non gravate, nach der Lesart der Erfurter Handschrift vel gratuito gravat, wo vel gratuito eine Glosse seyn soll, die nach dem Ausfalle von non beygeschrieben worden wäre. Als Beweis gegen gratuito führt Hr. St. an, es fiele bey dem hier einzig möglichen Sinne unentgeldlich ein gehässiger Seitenblick auf den Archias, gleich als ob dieser die Bezahlung der Sporteln hätte umgehen wollen, und es wäre gewiß keinem derer, die nach vorangegangenem Ansuchen die Gunst des Bürgerrechts erlangten, die Bezahlung der Sporteln geschenkt worden. Allein von einem Nachsuchen ist hier gar keine Rede; konnte nicht diesem, was das unten folgende largiri wahrscheinlich macht, ohne ihr Ansuchen, und darum als Ehrenbürgerrecht ohne Sporteln, gratuito, gegeben worden seyn? Wollte man dieß gar nicht gelten lassen, so könnte man auch noch annehmen, es läge in der Lesart der Erfurter Handschrift der Name des Anklägers (etwa vel Gratio non gravato) verborgen, indem der Redner, der hier zu den Richtern spricht, darauf hingedeutet habe, daß Grotius bey den unbedeutenden Männern keinen Anstand erhoben habe. Doch wir wollen die Leser nicht damit aufhalten, diese Vermuthung, wie es in diplomatischer Hinsicht namentlich geschehen könnte, wahrscheinlich zu machen. — Eine andere Stelle dieser Art, welcher in den Anmerkungen 4 Seiten gewidmet sind, ist C. 10. §. 25., wo Hr. St. im Texte hat: quem nos in concione vidimus, cui cum libellum malus poeta de populo subiecisset, quod epigramma in eum fecisset tantummodo alternis versibus longiusculis, statim ex iis rebus quas tunc vendebat iussit ei praemium tribui, sed ea condicione ne quid postea scriberet. Die Worte quem nos in concione vidimus stehen so gar zu abgerissen da. Mit der Vulgata: quem nos in

concione vidimus, cum ei ... subiecisset, ... inbere ei praemium tribui, läßt ſich in unſern Reden vergleichen: C. 8. §. 18. Quoties ego hunc vidi, cum literam scripsisset nullam, magnum numerum optimorum versuum de ipsis rebus, quae tum agerentur, dicere ex tempore. Auch erklärt ſich ſo der Conjunctiv in dem Satze quod ... fecisset, den Hr. St. mit Recht als Ausſpruch des Redners über den Grund, den Sulla zu ſeiner Handlung haben mochte, betrachtet, noch ungezwungener, als bey iussit, deſſen Richtigkeit uns keineswegs „ſchlagend durch die Worte sed ea condicione ne quid postea scriberet bewieſen“ ſcheint; denn warum ſollte „der nachklappende Gedanke bey der gewöhnlichen Conſtruction ſo ſtörend und bey den Haaren herbeygezogen erſcheinen,“ daß ſich Hr. St. darüber „nur auf eines jeden Gefühl berufen“ zu dürfen glaubt? Wenn ferner quod ... longiusculis bedeuten ſoll: „weil er ſich in einem ſo beliebten Versmaaße abgemüht habe,“ da „die Diſtiche zu jener Zeit elegant genug waren,“ ſo glauben wir erinnern zu dürfen, daß die griechiſchen Dichter ſich gewiß damals auch in künſtlicheren Versmaaßen verſuchten, wenn es die Verherrlichung eines ſolches Mannes galt; und daß von einem griechiſchen Dichter die Rede iſt, zeigt ja der ganze Zuſammenhang; auch wird man unter poeta de populo, gegen deſſen Zuſammenbeziehung wir uns nicht ſträuben, doch nichts anderes verſtehen wollen, als „einer aus der ihn umſtehenden Volksmenge,“ wie es bey Horaz (Sat. I. 6. 79.) heißt: in magno ut populo, und bey Seneca (ep. 7. §. 2.) Utique quo maior est populus, quo miscemur, hoc periculi plus est. *) Uebrigens ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß in den Worten tantummodo alternis versibus longiusculis eine Geringſchätzung in Betreff des Versmaaßes ausgeſprochen ſey; vielmehr könnten die nur die äußere Form der Verſe angebenden Worte den Sinn haben, Sulla habe, ohne das Gedicht nur eigentlich zu leſen, weil er daran, daß je eine Zeile länger war, als die andern, geſehen habe, daß es ein Epigramm in Diſtichen ſey, den Dichter für die Mühe, die er dabey gehabt habe, belohnt, ſich aber von ihm ausgebeten, daß er ihn in der Zukunft mit ähnlichen Gedichten verſchonen möge.

Betrachten wir den bey der Erklärung eingeſchlagenen Weg im Allgemeinen, ſo iſt die Frage aufzuwerfen, ob es für eine ſolche Ausgabe zweckmäßig ſey, in ſo ausführliche, mit den Worten des Schriftſtellers nicht im nothwendigen Zuſammenhange ſtehende Unterſuchungen auszuſchweifen, wie ſie ſich hier finden. Bequem iſt ein ſolches Verfahren für den Leſer ſicherlich nicht, zumal wenn nicht einmal auf den einzelnen Seiten der Anmerkungen angegeben iſt, zu welchem Capitel oder Paragraphen ſie gehören, und für das Verſtändniß des Schriftſtellers, dem doch eigentlich die Anmer-

*) Außer dieſer Stelle hätte Ref. in ſeiner Anzeige des Orelliſchen Horaz zur Begründung ſeiner Anſicht, der gemäß in magno ut populo Entſchuldigung des Vaters ſein ſoll, daß er ſeinen Sohn von Sclaven begleiten ließ (vrgl. Gel. Anz. Nr. 35. d. J.), noch anführen können: Ep. 50. §. 3. Non ego ambitiosus sum, sed nemo aliter Romae potest vivere. Non ego sumtuosus sum, sed urbs ipsa magnas impensas exigit. Nach einer andern Stelle desſelben Schriftſtellers (Ep. 34. §. 1.) Si agricolam arbor ad fructum perducta delectat, si pastor ex fetu gregis sui capit voluptatem, si alumnum suum nemo aliter intuetur, quam ut adolescentiam suam iudicet, hätte noch in jener Anzeige geltend gemacht werden können, daß Od. III. 23, 7. dulces alumni nicht gerade, wie Od. III. 18, 4., das junge Vieh bedeuten müßte, ſondern auch die ſel ſtaezogenen Bäume bezeichnen könnte, wofür im Voraugehenden vitis und seges, und in dem dazu gehörigen Satze pomifero grave tempus anno ſpricht, was doch eine eigene Bezeichnung des rauhen Spätherbſtes wäre. — Statt der zum Theil ſinnſtörenden Druckfehler in jener Anzeige ſollte es heißen: Spalte 205 Zeile 19 von unten, Erholung; Sp. 266. Z. 16. v. unt. Metra; daſ. Z. 9. von unt. daß; Sp. 274. Z. 10. von unt. cyathos; Sp. 276. Z. 7. von unt. Geſchichtſchreibern; Sp. 277. Z. 6. für „die ſpitzigen Ohren,“ und „die geſpitzten Ohren,“ Sp. 278. Z. 18, inusitatam; Sp. 281. Z. 8. dem Begriffe; Sp. 285. Z. 19. Ref.; daſ. Z. 24 für Epod.; Sp. 286. Z. 9. torvo; Sp. 287. Z. 4. iſt nach dilatata einzuſchalten: nimmt.

kungen gewidmet seyn sollen, trägt ein solches Abschweifen durchaus nicht bey: es sollten daher die einzelnen Untersuchungen in der Gestalt von Excursen, wie dieses Hr. St. ja früher selbst schon gethan hat, beygegeben seyn. Was die hier eingewebten Untersuchungen an sich betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß sie über manche Spracherscheinung ein neues Licht verbreiten; zu bedauern ist aber, daß Hr. St. auch hier seinen Abstractionen zu sehr vertraut, und sie sofort als objectiv gewiß anwendet, und von andern so betrachtet wissen will. Dieses im Einzelnen nachzuweisen, würde zu weit führen. Eben so wenig können wir diejenigen Stellen aufzählen, welche eine befriedigende Erklärung gefunden haben; wir machen daher nur auf die Rechtfertigung des scheinbar unlogischen Nachsatzes quaeso a vobis, ut . . . mihi detis hanc veniam (c. 2. §. 3.) aufmerksam, und wenden uns zu zwey anderen, in deren Erklärung wir Hrn. St. nicht beystimmen können. Gleich zu Anfang der Rede wird nämlich dem Worte ceteri in dem Satze: a quo id accepimus quo ceteris opitulari et alios servare possemus ein proleptischer Gebrauch zugesprochen, indem es heißen soll: „die übrigen außer den alii.“ Ein solcher proleptischer Gebrauch ist aber gewiß nur da anzunehmen, wo das nachfolgende Wort, auf welches sich ceteri beziehen soll, eine feste Gränze bezeichnet, oder einen für sich abgeschlossenen Begriff enthält, wie in unserer Rede C. 8. §. 18. ceterarum rerum studia et doctrina et praeceptis et arte constare, poetam natura ipsa valere und in den von Hrn. St. für seine Erklärung angeführten Stellen, außer C. 6. §. 13. unserer Rede: si quantum ceteris ad suas res obeundas . . . conceditur temporum, quantum alii tribuunt tempestivis conviviis etc., eine Stelle, die sich der unserigen ganz genau anschließt. Die von Benecke angeführten Worte Quintilians (I. 12. §. 18.) ut tempora, quae spectaculis, campo, tesseris, otiosis denique sermonibus, ne dicam somno et conviviorum mora conterunt, dienen hier dazu, das Verhältniß von ceteri und alii aufzuhellen. Es enthält nämlich der Satz mit ceteri das, was von allen Uebrigen außer dem Redner, oder doch den Meisten, zu geschehen pflegt, der Satz mit alii aber was in einzelnen, vielleicht sogar seltenen, Fällen eintritt (vrgl. Reisig lat. Sprachwissenschaft §. 200.). Den gemeinschaftlichen Gegensatz von ceteri und alii, wie hier und in unserer Stelle zu Cicero, hat Hr. St. in zwey andern Stellen (de imp. Pomp. c. 10. §. 28. und p. Sulla c. 3. §. 9.) richtig erkannt, und sie nur nicht von unserer Stelle trennen sollen, wo die Bescheidenheit dem Redner in dem zweyten Satze alii hinzuzusetzen gebot. — An einer anderen Stelle C. 8. §. 17. glaubt Hr. St. interpungiren zu müssen: Quodsi ipsi haec neque attingere neque sensu nostro gustare possemus, tamen ea mirari deberemus etiam, cum in aliis videremus. Er ist der Ansicht, etiam und in aliis könne nicht in einem Satztheile stehen, weil „etiam die Bewunderung von einer höchst unliebenswürdigen Seite und daher wegen der nöthigen Rücksicht auf die Hörer höchst unzart darstellen würde,“ er zieht daher etiam zum Vorhergehenden, und erklärt es durch den versteckten Gedanken non modo non negligere sed etiam mirari. Allein seine Belesenheit, die ihm sonst aus mancher Verlegenheit hilft, hat ihm keine Stelle an die Hand gegeben, wo ein etiam so nachschleppt. Es ist übrigens etiam in Verbindung mit dem Folgenden durchaus nicht anstößig, wenn man es nur nicht sowohl auf in aliis, dem ipsi gegenüber, als auf den ganzen folgenden Satz bezieht, indem der Hauptton auf dem Verbum videremus liegt, dem Vorhergehenden: quod si haec neque attingere possemus gegenüber, während mirari und gustare einander auch gegenüber stehen in dem Sinne: Wenn wir sie nicht schmecken könnten, weil uns die dazu nöthige Berührung versagt wäre, so müßten wir sie doch auch dann bewundern, wenn wir sie nur an andern sähen.

Sollen wir den Totaleindruck angeben, den diese Ausgabe in dem Leser zurücklassen muß, so ist es gewiß kein anderer als ein inniges Bedauern, daß ein Mann von so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit, der seine früheren Fehler zu durchschauen so ernstlich bemüht ist, sich dennoch nicht zu der Unbefangenheit und Ruhe im Urtheil erheben konnte, die erwarten ließe, er werde nach einigen Jahren selbst eingestehen, daß er sich noch öfters durch das Verlangen etwas Neues zu sagen, zu weit habe

hinreißen lassen; und daß auch in diesem dritten Stadium seiner kritischen Ansichten nicht der freye Blick herrsche, der allein solchen, an sich mit Ernst und Gründlichkeit geführten Untersuchungen einen bleibenden Werth verleiht.

L. v. Jan.

Auf Ersuchen des k. niederländischen Institutes zu Amsterdam nehmen wir in unser Blatt auf:

Programma Quaestionum, ab instituti regii Belgici classe tertia propositarum in conventu publico die XXVII M. Augusti anni CIↃIↃCCCXXXIX.

Societatis, quae colendis proferendisque doctrinis, literis, artibus, INSTITUTI REGII BELGICI nomine, Amstelodami constituta est, Classis Tertia, cui Literarum antiquarum et Historiae exterarum gentium ac Philosophiae partes tributae sunt, ad quaestionem, in Conventu publico, habito die XX M. Novembris anni CCCIↃCCCXXXVII, propositam

Explicetur ratio Scholarum et Academiarum, quae olim apud Arabes *in diversis ipsorum imperio subjectis terris, maxime vero in Babyloniâ, Mesopotamiâ; Syriâ, Aegypto et Hispaniâ, exstiterunt; simulque breviter ostendatur, quatenus hodiernae* Turcarum *Scholae adhuc eodem modo, atque Arabum olim, institutae sint.*

Unum accepit responsum, Germanico sermone conscriptum, 363 paginas, in forma, quae dicitur *in Quarto*, implens, his verbis insignitum: „*Das Aeusserste erreicht man nicht.*“ etc.

Animadvertit Classis, brevi, postquam quaestio proposita fuerat, huc allatum esse FERD. WÜSTENFELDII scriptum: *die Academien der Araber und ihre Lehrer.* Gött. 1837; quo minime tamen inutilis redderetur quaestio, quum claros quosdam viros, qui in Academiis Arabum docuerunt, eorum aetatem et scripta significare sibi proposuerit scriptor, Classis autem ipsarum Academiarum rationem et institutionis in iis consilium ac naturam spectavisset. Examine autem instituto apparuit, commentationem iam Classi oblatam eodem plane tendere, quo WÜSTENFELDII scriptum, imo multis in locis illam ex hoc fuisse petitam, ita ut habenda sit omnino veluti altera quaedam et repetita, multum aucta, aliquando etiam emendata illius opusculi editio. Judicavit igitur Classis, duabus maxime de causis commentationem acceptam praemio ornari non posse, cum scilicet, quisquis tandem eius sit auctor, praemium adjudicare non facile possit Classis repetitae cuidam operis iam publicati praelectioni, et, praeterea, transmissis hisce ad literariam Arabum historiam collectaneis, non praestita fuerit, quam Classis postulaverat, de ipsarum Scholarum et Academiarum apud Arabes ratione Commentatio. Sane ut haec exhibeatur, alii etiam iique rari admodum sed gravissimi fontes adhibendi erunt, qui ut adhiberentur, quaestio proposita fuit. Licet igitur Dissertatio accepta ad Historiam Arabum literariam explicandam multa comprehendat, eam tamen praemio ornare haud potuit Classis, quae quaestionem denuo proponere et commentationis auctori, si petierit, ea quae in hoc consessu publico de illa censuerit Classis, communicari decrevit.

Deinde Classis has quaestiones ad disceptandum denuo proponit:

1. Quaestionem de ratione Scholarum et Academiarum apud Arabes, etc. iam exhibitam.

2. *Quum proximis his quinquaginta annis Historia gentium universa egregie fuerit exculta et simul felicissimo cum successu tractata fuerit Juris Historia, cum externa tum interna, quae dicitur, quâ origo et fata disciplinae et juris placitorum apud singulas gentes enarrantur; rogat Classis:*

Quid existimandum est de universa quadam Jurisprudentiae Historia, *quae doceat, quibus modis, et quibus opportunitatibus, notio iuris, variis induta formis, in Gentium Historia universa se explicuerit?*

Num peculiares sunt rationes, quae vel hujusmodi Historiam conscribendi conatus dissuadeant, vel eam conscribi plane non posse ostendant? An vero a nova hac juris disciplinae parte veram quandam utilitatem exspectare licet?

Quomodo, si posterius videatur, haec universa Jurisprudentiae Historia *debet institui atque tractari? Quid hac in re iam praestiterunt viri docti? Quid faciendum restat, et quaenam sunt subsidia, quae adhiberi et possint et debeant?*

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nr. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep. F. R. S. Secretary of the Asiatic Society of Bengal etc. Vols. IV — VII. Nr. 37 — 79. Calcutta 1835 — 1838 in 8.

Zweyter Artikel. *)

Bey den vielen, vordem unbekannten Thatsachen, welche in diesem Journal vorzüglich Indien, besonders in seinem Norden und Westen angehen, und unter den abweichenden Vorstellungen, die sich verschiedene Gelehrte von den wesentlichen Erscheinungen der alten Zeit dort gemacht haben, — hält es Ref. für zweckmäßiger, mit seiner weiteren Anzeige in diesen Blättern eine, den homogenen Inhalt in einzelnen Puncten zusammenfassende Erwägung zu verbinden, und eine Beurtheilung ihrer gemeinsamen historischen Tendenz und inneren Beziehung der wichtigeren Momente einzuleiten, die sie auf Kunst, Geschichte und Religion haben, als eine Aufzählung der verschiedenartigen anderen Artikel darin zu wiederholen, die uns ohnehin nicht alle von gleich großer Wichtigkeit, nicht sämmtlich hier zu beurtheilen, zum Theil schon durch Auszüge von Andern bekannt sind. Die naturhistorischen Artikel werden in diesen Blättern eine eigene Anzeige erhalten. Es kommen deßwegen hier hauptsächlich folgende Momente in Betrachtung, in denen auf jene Thatsachen gebaut wird, nämlich: Wie fern berechtigen die, aus den neueren Entdeckungen, im J. A. B. gezogenen Gründe, die Einwirkung der Griechen auf die Hervorbringung der indischen Kunstwerke anzunehmen? — Wiefern beweisen andere Gründe, die in denselben enthalten sind, einen vorherrschenden Buddhismus und seine Wirksamkeit in Indien über den Brahmanismus vor Chr. G. und in den ersten Jahrhunderten nach Chr.? — Daß aus den Ergebnissen von allem dem der eigenthümliche Charakter jener merkwürdigen Zeit in Mittelasien deutlicher erkannt werde, dazu sollen diese Untersuchungen mit beytragen.

I. Die Einwirkung der griechischen Kunst auf die indischen Kunstwerke zu beweisen, hat man sich auf die indische Münzprägung berufen, die durch Nachahmung entweder unmittelbar oder vermittelst der Indoskythischen Münzen von den Griechen stammen, und so die Ableitung der Kunst in den großen indischen Bild- und Bauwerken von den Griechen im Allgemeinen beurkunden soll. Ref. will sich dagegen hier noch nicht auf die letzten unter den fortgesetzten Münzentdeckungen beziehen, die im As. J. Bengal. 1838 Dec. Nr. V. VI., wovon er noch nichts empfangen hat, enthalten sind. Sie sollen Aufschlüsse geben in Betreff mehrerer Tausend Münzen, die Masson und Alex. Burnes mitgetheilt haben, worin sich Thatsachen finden, nach denen auf Münzen, die A. Burnes bey Kabul gefunden hat, die älteste bekannte sanskrit Schriftform und die baktrische Schrift zugleich mit indischen Typen von Königen vorkommen, die vor Tshandragupta, also vor der Ankunft Alexanders des Großen, demnach vor jeder bekannten Einwirkung der Griechen, in Indien geherrscht haben. Noch müssen wir nähere Untersuchung ihrer Typen abwarten, ehe sich etwas über ihren Kunstcharakter sagen, oder an ihre Vergleichung mit den Münzen

*) S. d. I. Artikel, Gel. Anz. 1839. Nr. 170 — 174. — Sichern Nachrichten gemäß soll das Journal of the Asiatic Society of Bengal ed. by J. Prinsep, wegen des Herrn Pr. Reise nach England, mit d. Vol. VII. 1838 geschlossen, und von anderen Herausgebern fortgesetzt werden.

der baktrischen Könige, insbesondere des Agathokles denken läßt, die bekanntlich gleichfalls in der ältesten Daevanagarî-Schriftform Legenden enthalten, und deren Typen (z. B. die dreyhauptige Göttin darauf, welche an die indische Durga erinnert) besonders Herr Raoul Rochette mit gelehrter Ausführlichkeit untersucht hat. — Um die, aus den Beschreibungen der Münzen im As. J. B. u. a. a. O. geführten Beweise für die genannte griechische Einwirkung besser beurtheilen zu können, werfen wir einen Blick auf den früheren Münzzustand in Indien, wie wir ihn in alten indischen Werken finden. Ref. kann hier nur kurz in einer Bemerkung am Rande darauf deuten *), woraus man sieht, daß er sehr unvollkommen erscheine. —

*) Manu VIII. 131. ff. werden die gebräuchlichen Arten von Geld, als Gold, Silber und Kupfer, nur nach ihrem verschiedenen Gewichte angeführt, und darnach die Verhältnisse ihres Werthes zu einander angegeben. Diese Bestimmungen sind so originell indisch als die, nach welchen Verhältnissen bey Steuern (Manu VII. 127 ff.) oder bey Geldleihen oder Strafen gezahlt werden soll. (Manu VIII. 138. Digest. of Hindu Law I. 30. ff. u. a. O.) Demnach erhielt das Geld nur den Namen des, in bestimmter Schwere zugewogenen, Metalls vom Metalle selbst, z. B. des Geldes, Suvarn'a [(Manu VIII. 134 ff. Digest of H. Law I. 32. ff.) auch Hiran'a, Hiran'ja, Kântshana (Manu VIII. 131.)], des Silbers Rûpja, des Kupfers Tamra. — Von Münzprägung findet sich nichts in Manu. — Mehrere Namen im Kosha von Amara Sinha z. B. Rûpjâdhjakshа Münzaufseher, Tan'kapati, Naishkika Münzmeister, Tankasâlâ Münzgebäude sind, wenn auch alt, doch für sich zu unbestimmt, als daß wir sie mit Sicherheit auf künstlichere Ausprägung beziehen könnten. Dahin gehören auch Mudrânkita gestempelt, geprägt, Mudrânkitâ ein Münzprägegebäude, u. a. — Nicht viel mehr bedeuten uns hier auch die Münz-Legenden, welche nach Digest. of Hindu Law. I. 32. auf Gold- und Silbermünzen vorkommen. — Man sieht wohl, daß es eine zu weit getriebene Beziehung seyn würde, wenn man selbst das Gewicht der indischen Münzen vom Griechischen über Baktrien her ableiten wollte. Herr Prinsep hat aber guten Grund, die viereckigen Stückchen von Silber oder anderm Metall, welche überall in Indien

Wie kam es nun, daß die Hindu die lange Zeit, während welcher sie nach gegründeter Voraussetzung in Vielem entschiedene Beweise von Kunstgeschicklichkeit gegeben haben, dennoch, so viel wir bis jetzt wissen, ihre Münzen fast ohne alles Gepräge ließen, oder erst spät und zwar meist nur sehr rohe Formen, bloß gleichsam ausnahmsweise, Typen von einem besseren Charakter, darauf darstellten? — Woher ihre Gleichgültigkeit für diesen Gegenstand der Kunst, und selbst ihre, oft wie absichtliche, Verzerrung der Götterbilder z. B. auf den bekannten sogenannten Herzmünzen u. dgl.? Offenbar sind sie meist nur von der Fabrik gemeiner, schlechter Arbeiter, gewiß kein Werk der Classe von Künstlern, von denen ihre großen Tempelreliefs und andere Kunstwerke ihre Entstehung erhalten haben. Uns scheint der Grund der Vernachlässigung in einer nationellen Eigenthümlichkeit, vorzüglich in Betreff des tiefer gefaßten Verhältnisses der Kunstdarstellung zum Cultus zu liegen, warum sie den, meist nur zum profanen Gebrauche, zum Handel selbst mit Barbaren bestimmten Münzen, als sie das Geld nicht mehr allein dem Gewichte nach gaben, ein solches Gepräge aufdrückten, weil sie ja nur vom gemeinen äußeren Volksbedürfniß und durch die Gewohnheit der Barbaren dazu gezwungen waren. Das in Umlauf zu setzende Mittel des Verkehrs hielten sie etwa einer höheren Kunstanwendung nicht werth noch dazu tauglich. Es mag sogar einen Theil der Brahmanen gegeben haben, welche sich selbst der Darstellung (wie des, sonst allgemeinen Cultus) der Bilder nicht bloß auf Münzen, sondern auch sonst (in Bezug auf die Ἐόανα u. d. nach Eusebius Praepar. evang. VI. 275. ed. Viger.) enthielten. — Würde man aber nicht im Allgemeinen Heterogenes vermengen, wenn man in der Form und in dem Charakter der Typen auf den Kanodsh-Münzen das Muster zu den brahmanisch-mythologischen Reliefs

entdeckt worden sind, entweder ganz glatt oder mit einigen Stempelzeichen auf einer oder auf beyden Seiten, gewöhnlich mit einem Winkel abgebrochen, zur Herstellung des Gewichts, wie überall für älter zu halten, als die geprägten Münzen. Vrgl. As. J. B. VI. 1039. 627.

der Grotten-Tempel von Illora oder anderer suchen, und weitere Schlüsse von fremder Kunsteinwirkung darauf bauen wollte? Vrgl. A. J. B. VI. 1040. f.

Wohl konnte nicht immer und überall, besonders im westlicheren Indien, diese nationelle Beschränkung des gemeinen Profanen auf einfachere und schlechtere Form dem eindringenden fremden Gebrauch und der Sitte des Westens widerstehen, ohne Zweifel finden sich auch mehrere Münzen indischer Herrscher von besserem Gepräge, und es möchte nicht überall so leicht sicher zu entscheiden seyn, daß die, wegen der Vorzüge des Gepräges für unindisch angesehenen Münzen alle wirklich fremde Fabrik, nur im hellenischen Geiste, von einem nichtindischen Charakter seyen. — Hat man sich doch überzeugt, daß die Kunst der baktrischen Griechen selbst auf Münzen in Indien bald in Verfall gekommen ist, und daß, je weiter sie östlich vorgedrungen sind, desto weniger ihre fremde Form sich hat erhalten können. Wenn Herr Jaquet (im Journal Asiatique 1836. Fevr. p. 147. f.) die Verbindung der indischen Numismatik mit der indoskythischen Numismatik, welche man von der griechischen ableitet, als eine Thatsache angesehen hat, die eine ganze Geschichte darstelle, — und wenn auch andere Gelehrte unter indoskythischen und indischen Münzen der Kanodsh-Reihe einen genetischen Zusammenhang finden wollen; so können wir bis zu weiteren Entdeckungen in diesem Bereiche so fern im Allgemeinen zugeben, daß die Hindu in jener Gegend durch die Form der Münzen, welche die baktrischen Griechen und nach diesen die Indoskythischen eingeführt haben, veranlaßt, und durch die verwandten Handelsverhältnisse genöthigt, gleichfalls ähnliche Münzen für den gemeinen und ausländischen Gebrauch in Umlauf gesetzt haben, ungeachtet diese Griechen und Indoskythen in Indien zuvor die indisch-mythologischen Typen ihrer Münzen selbst aus der, im Lande herrschenden Form des religiösen Bewußtseyns genommen hatten. Die Hindu fuhren so bloß mit diesen, ihnen wohlbekannten Typen ihres eigenen Geistes fort, ohne immer Kunstgeschicklichkeit für den gemeinen Volksgebrauch anzuwenden, was gewiß Viele nicht wollten. Wir können daher den genannten Zusammenhang so wenig darin sehen, daß die Hindu die Kunst ihrer Typenformen von einem anderen Volke, gut oder schlecht erst erlernt, als darin, daß sie von einem anderen den mythologischen Typeninhalt aufgenommen haben. Wie groß man aber die Einwirkung der griechischen Kunst auf das Münzgepräge nicht nur der Indoskythen sondern einigermassen der Hindu selbst sich sonst noch denken mag; so erkennen wir unserer Seits, daß man diesem Einflusse auf das Indische zu viel eingeräumt, und den mythologischen Gang sich dem wirklichen entgegengesetzt vorgestellt habe. Nachdem man, das Indische in Figuren, Attributen und Symbolen auf den indoskythischen und andern Münzen aus unindischen Elementen zu erklären, den unzulässigen Versuch gemacht hatte, wollte man beym Uebergange zu anerkannt indischen Münzen auf die Entdeckung jenes wichtigen Zusammenhanges kommen, worin diese indischen den Ursprung ihrer Form und anderes den unindischen der Hindoskythen und andern verdanken, wo denn das Original aus seiner Nachahmung entstanden wäre, für die ein anderer Ursprung beygebracht ward. — Auch wir finden wohl, nicht minder als Hr. Jaquet, dessen Verdienst um die indische Numismatik wir erkennen, im Zusammenhange der baktrisch-griechischen, indoskythischen und indischen Münzreihen eine ganze Geschichte dargestellt, nur unserer Seits, diese in ihren Ursachen und Wirkungen anders, auch inniger zusammenhängend und noch weiter ausgedehnt. Von den, durch die Indoskythen fortgesetzten Typen sieht Ref. einen anderen schon angedeuteten Grund, eben so von dem fortwährenden Gebrauch derselben Symbole. Die allmählige Hintansetzung der fremden Kunst leuchtet uns nach Obigem auf andere Art ein, und die Ursache der Verbindung der griechischen Schrift mit der indischen finden wir in dem Gebrauche, der durch die einmal eingeführte Formen-Gewohnheit und durch den Fortgang des Handels bey den Völkern jener westlichen Länder bedingt war.

(Fortsetzung folgt.)

Programma Quaestionum, ab instituti regii Belgici etc.

(Schluß.)

Classis, quaerens de ratione, qua iuris notio se exp icuerit in Gentium Historia universa, omnes intelligit juris et jurisprudentiae partes, omnem utriusque ambitum.

3. *Cum in omnibus linguis cognitis multa vocabula per onomatopoieïam formata esse constet, vero simile autem videatur in primitivarum omnium cuiusque linguae vocum formatione mota et agitata fuisse elocutionis organa secundum affectum aut sensum, quem in loquentis mente vel animo res voce significanda excitasset; cumque in vocibus, quae radices merito haberi possint, fere una tantum litera illum affectum aut sensum quasi repraesentet, petit Classis, ut e maxime cognitis, tum veteris ac recentioris Europae, tum Semiticis aliisque Orientalibus linguis ostendatur, quem affectum aut sensum in hominis mente vel animo ab obiectis et voce significandis rebus excitatum quaeque litera potissimum exprimat et quasi repraesentet.*

4. *Detur historia scripturae Hebraïcae, quae dicitur quadrata; in quâ, institutâ inprimis aliorum affinium scripturae generum et translationum veterum collatione, inquiratur et, quam accuratissime possit, definiatur: num tempore exsilii Babylonici, aut postea, hoc scripturae genus ab aliâ gente Judaei acceperint; quod si affirmandum esse videatur, a quâ igitur gente, et quando, acceptum sit; et quas mutationes, quum universe, tum in singulis literis, apud Judaeos passum sit.*

5. *Quae fuit origo et qui progressus studii Grammatici apud Veteres Graecos? Quamque vim habuit in illam disciplinam tum philosophia, tum historica scientia?*

6. *Historia commercii, quod Provinciis Belgii Unitis cum Germania intercessit, tum Politici, tum Doctrinarum, literarum et artium, Seculis XVII et XVIII, usque ad Reipublicae Conversionem anni* 1795.

Victori in hoc certamine literario, iudicum sententiis declarato, praemium dabitur numisma aureum, trecentos florenos Hollandicos valens. Si quis autem secundas a victore partes obtinuisse fuerit iudicatus, huic Classis publicandam suo sumtu et in suis Commentariis scriptionem, addito, si consenserit, auctoris nomine, honorifice offeret, simulque honoris meriti scriptum exhibebit testimonium.

Ad propositum laudis atque honoris certamen omnes admittentur viri docti, praeter ipsos huius Classis socios. Sociis vero extraneis, atque etiam iis, quos vulgari nomine Correspondentes appellatos Classis sibi cooptavit, in certamen iudiciumque venire concessum est.

Ipsae responsiones sermone Latino, aut Belgico, aut Franco-Gallico, aut Anglico, aut denique Germanico, modo ne characteribus Germanicis, conscribantur, et ad Scribam Classis ordinarium mittantur, nullo huius aut Classis sumtu, quod ad Quaestiones attinet, No. 1, 2, 5 et 6, propositas, ante initium mensis Maii anni huius saeculi XLI; quod vero ad eas attinet, quae No. 3 et 4 collocatae sunt, ante initium mensis Maii anni CIↃIↃCCCXLIII.

Eaedem responsiones, non auctoris sed aliena manu descriptae, comitem habeant obsignatam schedulam, quae auctoris nomen, titulos, stabilemque habitandi sedem ostendat, et in fronte eandem habeat sententiam, qua ipsa insignita sit disputatio.

Certaminis eventus solemni ritu declarabitur in publicis Classis Tertiae consessibus annorum CIↃIↃCCCXLI et XLIII. Idem in omnibus publicabitur diariis, quibus et certaminis propositi ratio fuerit prodita.

E us, cui praemium adiudicatum erit, disputationem sibi tamquam propriam ita Classis vindicat, ut auctori nullo illam modo sine eiusdem consensu in lucem edere liceat.

Ceterae si quae erunt scriptiones, una cum obsignatis schedulis, aut ipsis auctoribus, aut horum procuratoribus restituentur; ita tamen, si intra annum finiti certaminis eam restitutionem suo sumtu petierint, certamque restituendi viam indicaverint, aliquo addito testimonio, unde de iure vindicandi satis constet.

Non rogata restitutione, aut neglectis restituendi legibus, obsignatae schedulae in ignem coniicientur, ipsae autem scriptiones in tabulario Classis Tertiae ad eos, quos Classi visum fuerit, usus asservabuntur.

C. A. DEN TEX,
eidem Classi ab Actis.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nr. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep etc.

(Fortsetzung.)

Das Urtheil vollends darüber, was in den mythologischen Darstellungen der Gottheiten und ihrer Attribute, und von welchen Völkern es Original, Ableitung oder Modification und Mischung sey, setzt zu vielseitige und tiefere Forschung, vorzüglich der indischen Mythologie voraus, als daß eine andere als partielle Entscheidung zuvor möglich wäre.

Wenn demnach die Hindu, schon dem eigenthümlichen, nationellen Wesen ihrer religiösen Begrenzung gemäß, gegen die Aufnahme der fremden Kunst durch Münzen verschlossen waren, wovon sie nur von aussen genöthigt, oder zufällig, oder nur einzelne Könige eine Ausnahme machten, wobey ihnen aber die Münzprägung nicht minder durch originelle Kunst als durch Nachahmung fremder möglich war; so kann man die großen indischen Kunstwerke nicht leicht von den Griechen vermittelst ihrer Einwirkung auf Münzen ableiten.

Die Anerkennung der inneren Völkerverwandtschaft in fortgehender Entwicklung setzen wir wohl überhaupt voraus. Nur, wo der Sinn für höhere Völkerkunde im allgemeinen verschlossen wäre, könnte auch ungeachtet der unläugbaren, tieferen Geistes-Verwandtschaft der Griechen und Hindu, doch jede gegründete äußere Art der Ableitung einzelner Momente dieser Völker von einander keinen Eingang finden. Aber die obige unbeweisbare Annahme würde vorläufig den wahren Standpunct verrücken, auf welchem uns auch in den bedeutungsvollen Kunstwerken der Hindu so manche Formen des höheren Kunstgenius aus früheren Zeiten, wenn auch mit nationeller Beschränkung erscheinen, von dem wir dann in Allem die Griechen reiner und herrlicher begeistert erkennen. — Die größte originelle Kunstthätigkeit der Hindu hat man aber vor dem Eindringen der Griechen in Indien an den alten, weit über ganz Indien bis Java verbreiteten großen und zahlreichen Felsenbau- und Bildwerken zu suchen, deren Kunstwerth von mehreren Reisenden hoch erhoben, und wovon Nachrichten und Zeichnungen mitgetheilt worden sind, die gewiß nicht alle als gleich unzuverläßig verworfen werden können. So weit sind die griechisch-baktrischen Fürsten nie in Indien eingedrungen, noch sind sie so lange dort geblieben, daß sie auf diese große, dem Fremden abholde Nation, die im eigenen religiösen Bewußtseyn und Bilden tief gewurzelt, und weit fortgeschritten war, einen so starken Einfluß zu üben vermocht hätten, wodurch sie eine bedeutende Veränderung in der, mit Cultus, Sitten und Sprache zusammenhängenden und tief verwachsenen Kunst hätten hervorbringen können. Weder Menandros noch Apollodotos konnten je ihre Herrschaft so weit ausdehnen, noch sich so lange dort halten; viel weniger rückte Agathokles bis dahin östlich vor, wie man aus den Legenden auf seinen Münzen in der alten Nagarî-Schrift davon schließen möchte, wenn der Gebrauch dieser Schrift nicht weit im Nordwesten von Indien selbst geherrscht hätte. Auch wird die schwache und kurze Einwirkung der Griechen in Indien schon aus dem Verfall ihrer Kunst auf den Münzen derer erkannt, die (und eben weil sie) sich am weitesten von dem gräcisirenden Westen entfernt haben, wie wir auf denen des Menandros um das Jahr 160 vor Chr. Geb. sehen.

Aber man geht weiter, indem man die indi-

schen Kunstwerke der besseren Art, auch wenn die Zeit ihrer Entstehung dem Eindringen der Herrschaft der Griechen in Indien erwiesen vorgeht, dennoch deßwegen schon für griechische Kunstproducte erklärt, weil vorausgesetzt wird, daß solche Kunst nur von Griechen, nicht von Hindu erreicht werden konnte. So gehört schon die Errichtung der Säule von Allahabad der Regierung des indischen Königs (प्रियदर्शी) Pijadasi (As'oka) an, welche wenigstens nicht später als 250 v. Chr. Geb., demnach eher noch zu setzen ist, als erweislich die Griechen in die Gegend von Allahabad gekommen sind. Selbst aus der unvollkommenen Skizze eines, aus Palmeten und Blumenkelchen zusammengesetzten Ornaments, an dem, sonst sehr verstümmelten Capitäle dieser Säule, hat man das Erzeugniß einer sehr edlen Kunst erkannt. Man wollte es aber deßwegen nur für ein, obschon so frühes, ächtgriechisches Erzeugniß gelten lassen, und dieses sogar als ein Factum dem Schlusse zu Grund legen, „daß man daraus sehe, wie tief schon vor den Eroberungen der baktrischen Griechen in Indien griechische Kunstcultur in das Herz von Indien eingedrungen war." (Vrgl. As. J. Vol. VI. p. 452. ff. Vol. IV. Nr. XXXIX. p. 134. Pl. IX.). Auf diese Art wird das genannte alte indische Kunstproduct von einem unserer größten Kunstkenner aus sich selbst als ein ächt griechisches, unindisches erkannt. — Aber wir haben mehrere Zeichnungen von anderen ähnlichen, deren indische Originalität, wenn wir auch kein gleiches Alter von ihnen beweisen können, nicht bezweifelt werden kann, worin dieselben schönen Formen mit Lotoskelchen und Palmeten in gleichem Charakter unverkennbar sind. *) Gegenwärtig, wo noch so wenige, ächte, alte indische Kunstwerke genauer untersucht, so wenige von geschickten Künstlern in Zeichnungen und Abdrücken mitgetheilt worden sind, scheint es daher gewagt, auch mit dem geübtesten Sinne im Gebiete der griechischen Kunstanschauung, über den feineren Unterschied des Kunstcharakters beyder Völker bestimmt zu entscheiden. Daran dürfen wir wohl nicht denken, wenn wir in Berichten über indische Kunstsachen lesen: Sie seyen vollkommen griechisch, und ähnliche Ausdrücke, die kaum mehr als einen allgemeinen Kunstvorzug andeuten sollen, wobey eben nicht an griechischen Charakter gedacht wird. Vrgl. A. J. B. VI. 453. Wir wissen, wie viele subjective und objective Hindernisse den bisher in Indien Reisenden entgegenstanden, um historischgenaue Kunstberichte und Zeichnungen zu liefern. Die natürliche Neigung, das Fremde vom Bekannten abzuleiten, das Eigene im Andern zu sehen, ist in jeder Beziehung auf Götter, Sprachen, Philosopheme u. a. so alt und allgemein, daß wir in den Kunstbildungen nichts anders erwarten können. Die bemüht sind, auf edlere Art das Indische in griechischer und römischer Form zu finden, bilden dabey einen so seltsamen Gegensatz mit denen, welche mit methodistischem Eifer das undankbare Geschäft treiben, die indischen Caricaturen allenthalben zusammen zu suchen, daß wir überall nur um so behutsamer werden müssen in der Beurtheilung der uns mitgetheilten indischen Kunstwerke und Zeichnungen. Können doch selbst manche der geistreicheren Reisenden sich von einseitigen Richtungen nicht ganz frey halten. Der berühmte Capt. Burnes sagt dagegen in einem Schreiben an Hrn. Prinsep zu den, diesem gesandten Inschriften (A. J. B. VI. 877). I wish any (of the inscriptions) might turn out greek, but the only greek article, I have yet heard of, is a helmet on an Idol in the same neighbourhood (in Cashgar) cet.

Als einen Beweis der Einwirkung griechischer Kunst auf die Indische hat man das Relief des Stûpa (indischen Gebäudes) von Santshî bey Bhilsa (सञ्ची bey Bid'isa einer Stadt im Lande दशार्ण Dasârn'a) angeführt, welches man so ansehen will, als wäre es unter der Regierung eines Tshandragupta aus der Kanodsch-Dynastie, also 200 Jahre nach Chr. errichtet, oder doch nach den späteren Inschriften daran (As. J. B. VI. 454.) mit Sculpturen versehen worden. As. J. B. VI. 452. Pl. XXVIII. XXIX. Allein abgesehen davon, daß diese im genannten Falle einer Zeit angehören, als der griechische Einfluß in jenem Lande, wenn er je mächtig darin gewirkt hat, entweder, wie schon

*) Doch möchte man allen solchen Zeichnungen, wie wir sie bisher erhalten haben, nicht immer mit Sicherheit trauen.

die in Verfall kommende Kunſt auf den Münzen des Menandros beweiſen, erloſchen war, oder, wenn er in dieſer ſpäteren Zeit ſo wirkſam geweſen iſt, deßwegen nicht auch ſchon ſo mächtig in früher Zeit angenommen werden muß — abgeſehen davon, ſo kann doch auch und ſoll die Bemerkung, daß ſich daran ein ganz griechiſches Coſtume von Kriegern zeige, noch nicht ſeine Hervorbringung durch griechiſche oder andere, von griechiſcher Kunſt gebildete, Künſtler vorausſetzen, und fordert erſt noch genauere Unterſcheidung und Beſtimmung des griechiſchen und indiſchen Coſtumes, überhaupt, als wir hier finden. Man hat darin zugleich viel Aehnlichkeit mit der Auffaſſung kriegeriſcher Scenen an römiſchen Colonnen und Triumphbögen geſehen. Aber die Annahme einer ſo charakteriſirten Combination von Kunſtelementen iſt doch ſowohl im Dargeſtellten als in dem Darſtellenden (es ſey mit Ausſchließung oder Anſchließung des Indiſchen), zumal auf den Grund einer nicht ganz vollkommenen Zeichnung, noch viel zu gezwungen und unſicher, als daß wir wagen dürften, die griechiſche Einwirkung auf die Hervorbringung dieſes Reliefs und zwar in der Weiſe darauf zu bauen, daß wir es einer urſprünglichen indiſchen Kunſt abzuſprechen, und mit den Gupta-Münzen derſelben Dynaſtie als auf einer Linie mit ihnen ſtehend, vom fremden abzuleiten berechtiget wären. — Man hat die Einwirkung des Römiſchen noch wahrſcheinlicher zu machen, den, in den Inſchriften vorkommenden Dinar (einen ächtindiſchen Namen) angeführt, weil auch dieſer im Denarius der Römer vorkommt, von dem ihn wohl die Hindu (wie von δεκα, decan दशन् dasan u.d.m.) geborgt haben ſollen*), was wenigſtens unerweislich ſcheint. Das indiſche Monogramm, welches eine Conſonans composita des Nagari-Alphabets iſt, ſcheint auch im Elephantenzug auf den fliegenden Standarten gleichſam die Stelle des römiſchen Adlers zu vertreten. Aber auf ſolche, in der Natur der Sache liegende, Aehnlichkeiten, wie die Aufſteckung eines Zeichens auf der Fahne iſt, kann man wohl nicht viel für ihre Ableitung bauen. Asiat. Journ. B. VI. 453.

*) Das Wort दीनार Dīnāra bedeutet ein beſtimmtes Goldgewicht und eine Goldmünze im Gewichte von ungefähr 2 Rupien, auch ein Goldornament. In dieſem Sinne iſt es in das Perſiſche und Arabiſche übergegangen. Es hat nur im Sanskrit ſeine Etymologie und alte Bedeutung, nach den Regeln der composita von दीन dīna arm und आर āra (von ऋ geben). (S. Wilſon's Dictionary). Dieſe Ableitung entſpricht auch ſeinem Sinne in der Inſchrift. Vrgl. As. J. B. VI. 456 — 459. Der römiſche Denarius iſt urſprünglich eine Silbermünze. Die Sanskrit-Autoren haben die dem Sanskrit fremden Worte ſelbſt aus den Väden und andern hervorgehoben. Nirgends findet ſich aber in den Verzeichniſſen dieſer Worte der Dināra. Mit der Beziehung eines Wortes auf die ganze Sprache möchte es ſich ungefähr eben ſo verhalten wie mit der eines Kunſtornaments zur geſammten Kunſtproduction eines Volkes. Das Einzelne ſchwindet leicht in den lebendigen großen Organismus, und kann, wenn es ſich daraus zu erheben ſcheint, für ein ganzes Syſtem nicht entſcheiden.

Um über die architektoniſchen Formen an den Topen (Stüpen स्तूप:) von Kabulisthan in den Bogenſtellungen u. d. zu urtheilen, hat man ſogar auch den, immer merkwürdigen, Verſuch gemacht, von allem, ſelbſt dem bekannten und entſchieden Indiſchen abzuſehen, nur an Griechiſches und Römiſches denkend, mit ſeinem Blick von dieſem auszugehen, im Falle aber, daß die Aehnlichkeit fehlte, die ſonſt gebrauchte Auflöſung und Recompoſition der antiken Architekturformen, und die Entwickelung des Indiſchen aus ſolchem Verfalle und Mißbrauche der claſſiſchen Elemente zu Hülfe zu nehmen, um auf dieſe Art das Verhältniß in der Aufeinanderfolge der Spitzbogen in den Stüpen von Kabul auf die Rundbogen in denen von Dſhellalabad zu erklären! — Noch merkwürdiger wird dieſer Verſuch bleiben, wenn einſt die eigene Anſicht oder genauere Zeichnungen dieſer Gebäude ſelbſt und die Vergleichung mit den beſſeren alten indi-

schen Kunstwerken hinzukommen sollte. Nie wird man aber auf dem einseitigen Wege oder aus dem Gegebniß befangener Forschungen über die, im großen Indien nach allen Seiten weit verbreiteten, alten Bau- und Bildwerke entscheiden können. Nach Vergleichung mehrerer einstimmiger Nachrichten wird man in Indien noch so viele alte Rund- und Spitzbogen-Gebäude von so verschiedenem eigenen Charakter finden, daß man sich um Aufklärung über ihre Urheber nur nach dem Occident zu wenden so bedenklich als schwierig und unzulässig, vielmehr den einheimischen Quellen nachzuspüren, nöthig finden muß. Ich kann mich hierüber einstweilen auf die Andeutungen in meiner Abhandlung über einige Ursachen und Mittel zur genaueren Kenntniß der indischen Kunstwerke in den Bayer. Gel. Anzeigen 1836 Nr. 126. ff. berufen.

Was wir gegenwärtig überhaupt von Münzen, Stüpen und anderen kleineren Bau- und Bildwerken Indiens wissen, in ein bestimmtes Verhältniß zu bringen mit den großen alten Felsentempeln und Sälen, deren Wände mit Reliefs bedeckt sind, ist so wünschenswerth, als, da diese Beziehung nur auf wirkliche Facta zu gründen ist, mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Denn diese Monumente, in den, auch südlich und östlich weit ausgedehnten Ländern Indiens, die von so vielen Millionen bewohnt sind, daß kein griechischer oder ägyptischer Maaßstab hier leicht mehr anwendbar wäre, und wo in den verschiedenen Jahrhunderten weder die Art des religiösen Bewußtseyns noch der Styl der Kunst ganz als derselbe, und sich überall gleich erwartet werden kann, fordern noch so viel Nachforschen, genaues Vergleichen und Unterscheiden, daß ohne Autopsie nicht so schnell eine bestimmte zuverlässige Entscheidung darüber möglich ist.

Wenn Herr Prinsep selbst (As. J. B. VI. 453) wegen der, zu solchen Untersuchungen ungenügenden Lithographien, z. B. der Werke zu Santshi bey Bhilsa sagt: Es würde ein, der asiat. Gesellschaft sehr würdiger Gegenstand seyn, von Zeit zu Zeit in England einen Band indischer Architektur-Ueberreste von den, in ihrem Besitze befindlichen Materialien herauszugeben; so stimmen wir dieser Erklärung vollkommen bey. Gewiß würden sie dem Bedürfnisse der Zeit um so mehr entsprechen, mit je genaueren Messungen sie versehen, und wenn in dem Werke auch die indischen Sculptur-Ueberreste nach treu-genauen Zeichnungen und Abdrücken mitgetheilt würden, damit über den indischen Charakter derselben und sein Verhältniß zum Griechischen sicherer geurtheilt werden könnte.

II. Ein solches Werk würde uns auch in anderen Rücksichten erwünscht seyn, insbesondere bey dem Gegenstande der Untersuchung, die von der vorausgehenden unterschieden, obschon damit enge verbunden, durch die genauer als bisher geschehen, zu bestimmen ist, welche von den vielen Kunstwerken Indiens dem Brahmanismus, und welche den, daraus entstandenen, lange enge damit verbundenen, Secten der Bauddhen und Dschainen eigenthümlich sind. Denn was in Indien von Kunstwerth nicht griechischen Ursprung hat, soll nach Vielen doch den Bauddhen oder Dschainen, wenigstens nicht den Brahmanen angehören. Genauere Bestimmung hierüber gehört zum zweyten Hauptpuncte dieser Anzeige, nämlich: wie fern man in den neueren Entdeckungen ein Vorherrschen des Buddhismus über den Brahmanismus, mehr Originalität in jenem als in diesem erkennen könne. Darin liegt ein wesentliches Moment der ganzen Geschichte Mittelasiens, wozu man Sanskritkenntniß nicht entbehren, und in der man nur auf dem Standpuncte, wo der Ursprung, die Herausbildung und Reaction dieser Secten, ihre Individualität wie ihre Einheit in philologischer, mythologischer und historischer Beziehung am klarsten erkannt wird, zu einer befriedigenden Entscheidung kommen kann. Diese Betrachtung wird vielseitiger, umfassender und um so einflußreicher auf die Völker der im Nordwesten Indiens gelegenen Länder, je mehr selbst das verschiedene Wesen des Brahmanismus in Buddhaismus erkannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nr. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep etc.

(Fortsetzung.)

Manche haben bisher, wenn auch nicht immer mit sonderlicher Vorkenntniß, klarer Einsicht und Unterscheidung, doch mit um so größerem Eifer und in guter Absicht mit positiverem Ernste, mehrere alte Werke, Formen und Verdienste, die dem Brahmanismus ursprünglich eigen sind, dem Buddhaismus zugeschrieben. Dieses Streben, wodurch das wahre Verhältniß in wesentlichen Momenten der Nationen entstellt wird, verdient wohl erwogen zu werden. Denn obschon es meist nur in unteren Regionen sein Gebiet hatte, wurden doch zuweilen andere im Wissen und Wollen höher Stehende wider ihre Absicht hineingezogen. Daß Manche von der Erhebung der Bauddhen ausgehend, diese selbst vor dem Brahmanismus, und auch, als wenn sie dieselbe tiefer fassen könnten oder wollten, selbst vor dem Buddhaismus des Buddha, nämlich des Sākjamuni (543 v. Chr. G.) setzten, braucht gegenwärtig keiner weitern Beachtung. — Dieses hatten auch dort jene alten Zeiten eigenthümlich, daß dem sich erhebenden Religionsstifter meist eine Reihe Vorgänger in seiner Lehre gegeben, kein freyer eigener Anfang eingeräumt wurde. So mußten dem Pārs'vanātha der Dschainen, dem Zarathustra der Parsen, dem Sākjamuni der Bauddhen u. a. Mehrere ihrer Art vorausgegangen seyn, für die man sich bestimmte, historischen ähnliche Gestalten und mit Namen und Thaten reichlich, nach scheinbar geordneter Chronologie, ausgefüllte Rahmen fand, worin die Bauddhen alle Andern zu überbieten wußten.

Zur Erhebung des Buddhaismus trug auch in den, Indien umgebenden Ländern, der nicht erfolglose, und sonst verdienstliche Eifer mehrerer Gelehrten bey, buddhistische Literatur herauszuarbeiten, in welcher der Brahmanismus bekämpft und entstellt ist. Bey Manchen in Indien schien ohne dieß das Interesse für die von dort entfernten Bauddhen, die ja in früheren Kämpfen unterlegen waren, in eigener Reibung mit den Hindu im Lande zuzunehmen. Die Abwesenheit erhob sich in ihren Augen über das Unvollkommne der Gegenwart, das man auch der Bekehrung, also der Veränderung zu unterwerfen die hohe Aufgabe hatte. Vor der in die Augen fallenden Ausartung übersah man gern das schwerer erkennbare, verwickelte und verschlungene Wesen des Alterthums; der sichtbare Verfall der Hindu ward zu Vorzügen und Tugenden der Bauddhen. Wir wissen, wie sich diese antibrahmanische Richtung, mit und ohne Grund in Europa, besonders bey denen, welche zur eigenen Untersuchung entweder nicht Zeit oder nicht Lust, nicht Grund oder nicht Mittel hatten, mehrmalen geltend gemacht hat. Eine, nicht sehr große, Zahl der Gelehrten in Indien hielt sich wohl mehr frey von der Ansteckung, verfiel aber dem Tadel Anderer. Allein auch abgesehen von diesen Schwierigkeiten, die Werke und Formen des Brahmanismus von denen der Bauddhen und Dschainen in ihrem tieferen Wesen gehörig zu unterscheiden, findet man schon selbst in dem indischen Alterthume, je mehr man jenen Zeiten nachforscht, einen noch nicht genug beachteten, eigenthümlichen religiösen und politischen Charakter in der Scheidung, Mischung und Beziehung jener Secten zum Brahmanismus, worin sie wurzelten, lange beharrten, wo sie sich nur bald mehr, bald weniger regten und kämpften, ehe sie sich ganz von ihm trennten. Zur Erkenntniß

dieſes Zeitgeiſtes und des alten Verhältniſſes jener Secten zum Brahmanismus mögen die folgenden Thatſachen mit beytragen. Wir durchgehen in dieſer Hinſicht vorzüglich im As. Journal B. Vol. VI. N. 68. S. 676. ff. N. 72. S. 1038 ff. u. a. Vol. VII. bis N. 80.

1. Die Grotten von Gāja, Buddha Gāja genannt, in Magadha hat man als ein Werk der Bauddhen angeſehen, und zum Beweis davon ſich auf zwey Inſchriften derſelben in einer der älteſten Formen des Nagari Sanskrit Alphabets berufen. S. dieſe Anzeigen 1839 S. 325 und die lithographiſche Beylage. Vrgl. Journal As. Soc. B. VI. 672 ff. Pl. XXXV. Transact. Roy. As. Soc. II. 40. u. a. — In einer derſelben Nr. 2. heißt es wörtlich: Die Brahmanen-Mädchen-Grotte (वपियके कुभा vapijaké kubhā für विप्रिका गुहा viprikā guhā, von विप्र ein Brahman) hat der Göttergeliebte Das'aratha unmittelbar nach ſeiner königlichen Inauguration durch die ſehr mächtigen Ehrwürdigen (Bhadanten) *) zur Wohnungsvollendung**) auszuführen befohlen, u. ſ. w.

Die ähnliche Inſchrift Nr. 3 fängt an mit „Milchmädchen-Grotte (गोपिका गर्भा gopikā garbha) und fährt wie die obige fort. Die Appoſition in beyden: Göttergeliebt daevānām prija (in der Mehrzahl) wie an den Felſen- und Säulen-Monumenten, in den Edicten des Königs Pijadasi (As'oka), eben ſo das Wort कुभा kubhā für garbhā, guhā, गर्भा, गुहा u. a. deuten nur auf Brahmanismus, nicht auf Buddhaismus. Vrgl. As. J. B. VI. 676 — 678. Transact. R. As. Soc. II. 50. As. Res. I. — Der Grund, aus welchem Hr. Prinſep den, in der Inſchrift vorkommenden König, Das'aratha nicht als den Vater des berühmten Helden von Rāmājan'a gelten läßt, ſcheint uns, wenn auch wir ihn nicht dafür nehmen wollen, doch nicht ganz überzeugend.

Er ſagt nämlich (im As. Journ. B. VI. 677): „Dieſe Perſon gehört vielmehr zur mythologiſchen Zeit als in die Grenzen einer nüchternen Geſchichte.“ Dieſes kann kaum ſo gemeynt ſeyn, die Geſchichte müſſe in ihrer Enthaltſamkeit ſo weit gehen, daß ſie ſich alles Nahrungsſtoffes aus den alten epiſchen Gedichten, alles ihnen zu Grunde liegenden und darin enthaltenen Geſchichtsmaterials ſo ſtreng zu entſchlagen habe, als wenn es für ſie einen Helden Rāma und ſeinen Vater gar nicht gegeben hätte. Kaum können die Purān'en (insbeſondere das neueſte, Bhāgavata-Purān'a aus dem 12. Jahrhundert nach Chr., worauf man ſich bezieht) mehr Rückſicht in der Geſchichte verdienen, als das Weſentliche jenes alten Epos. Daß die angeſehene hohe Stellung, welche er in einer Erzählung der brahmaniſchen Orthodoxie einnimmt, ihn auf einmal von einer möglichen Verknüpfung mit unſerem Denkmal von Gaja ausſchließen würde, dieſer Grund gegen ſeine Annahme ſetzt ſchon voraus, daß dieſes Monument nicht brahmaniſch ſeyn dürfe, vielmehr dem Buddhismus zugeſchrieben werden müſſe! — Wenn wir aber auch den Das'aratha dieſer Inſchriften als den Sohn des Sujas'a, Enkel des As'oka annehmen, (bey Hrn. Prinſep a. a. O. 678., aber weniger den Annalen der Buddhiſten gemäß als nach dem, in einem Commentar des Bhāgavata Purān'a, von S'rīdhāra gosvāmī angeführten Parās'ara); ſo iſt doch vielmehr Grund, dieſe Grotten für Brahmanen- als für Buddhiſten-Werk gelten zu laſſen, wozu auch der brahmaniſche Inhalt ihrer Sculpturen, wohlverſtanden, berechtigt. S. Transact. R. As. Soc. II. 50. und meinen Vis'va Karman in den Abhh.

*) भदन्त Bhadanta heißt jeder fromme Ehrwürdige, auch jeder ſkeptiſche Philoſoph und ein Bauddha. S. Wilſon's Diction. Die Annahme der letzteren Bedeutung hier würde mit dem übrigen Inhalt der Inſchrift nicht einſtimmen.

**) वासनसिद्धये vāsana siddhjai im Dativ. compos. in Tatpurusha.

der k. Akad. d. Wiss. philos. philol. Cl. I. B. S. 801. u. a. a. O. — Bey genauer Untersuchung dieses Gegenstandes, sieht man, wie Gajā nicht bloß durch Bemühung und Unwissenheit der Bauddhen, so wie durch spätere Mißdeutung der alten Bildwerke dort, sondern auch selbst durch die, von daher buddhistisch gefärbte, Uebersetzung seiner ältesten Inschriften zu einem buddhistischen Denkmal gekommen ist. Auch die kürzern (nach der lithogr. Alphabettafel in der Zeit folgenden) Inschriften in Gāja sprechen nur für Brahmanismus, insbesondere der Saiven.

2) Die Grotten von Udajagiri und Khandgiri in Kuttak werden so angesehen, als wären sie unter einem buddhistischen Könige für buddhistische Anachoreten hergestellt worden. As. Journ. B. VI. 1073. ff. Was nun aber die Grotten von Udajagiri (dem Ostberge) betrifft, so ist in allen angegebenen Inschriften-Fragmenten derselben, die zum Theil auch unbestimmt, nur Namen der Besuchenden von verschiedenen Zeiten enthalten, mehr Beweis des Brahmanismus oder höchstens Dschainismus als des Buddhaismus. — Arhantah- (अर्हन्तः) in der Inschrift Nr. 8. bezeichnet überhaupt nur Ehrwürdige, wie auch die brahmanischen Weisen genannt werden, sonst aber gewiß seltener die Bauddhen als die Dschainen. — Nr. 6. giebt die Grotte eines Sonnenverehrers Sīrin'ah - (सीरिणः von सीर Sonne), eines mächtigen Beherrschers von Kalinga an, sicher nicht die eines Bauddhen. Nr. 5. ist offenbar brahmanisch.

Merkwürdiger sind aber noch die Inschriften der Grotten von Khandgiri, besonders vor allen die von Hrn. Prinsep (As. J. B. Vol. VI. Pl. LVIII. p. 1090) mitgetheilte, welche über dem Eingange der größten einen Raum von 75 Quadratfuß einnimmt, wovon Prinsep einen Theil in Abschrift gegeben hat. Diese Grotte ist älter als die Sainhadri-Grotte (Pl. LIII. zu Vol. VI. 1044. 1049.) Das Alphabet der Inschrift (VI. 1090.) ist das bekannte älteste, die Sprache in Manchem der Reinheit des Sanskrit näher als es Pāli ist. Das nach dem Eingange der Inschrift folgende Präsens (in der Causativform) nach dem Participium des Praeter. indefin., das oft substantivisch steht, kommt im Sanskrit häufig vor, so wie der Genitiv mit namas construirt in der Anrufung, die, statt des abgebrochenen Styls in den Pijadasi-Edicten hier noch mehr sanskrit ist. Ueberhaupt fordert die Uebertragung des Textes der Inschrift in Sanskrit sehr unbedeutende Veränderungen. (Vrgl. S. 1081.) Der Urheber dieser Grotte soll ein alter König von Kalinga, Namens Aira seyn. Die erste Zeile der Inschrift (vrgl. VI. 1080. ff. 1076. ff.) scheint jedoch beym ersten Anblick nicht auf einen irdischen Radscha zu gehen, dem das Prädicat des Indra महामेघवाहन Mahā maeghavāhana, mächtiger Wolkenfahrer, nicht wohl zukommen kann. Es heißt im Eingange der Inschrift: „Diese Berggrotten sind ausgegraben worden von Aira, dem großen Könige, dem mächtigen Wolkenfahrer, *) dem Herrn von Kalinga.“ — Doch wird weiter dem Aira ein Charakter beygelegt, der auch dem Indra nicht wohl zukommen kann. Von den früheren Königen von Kalinga haben wir aber noch keine andere zuverlässige Nachricht, obschon die Monarchen (Adhipatajah) von Kalinga, das einst ein berühmtes Emporium war, eine mächtige Stellung in Indien hatten, besonders durch seine Lage am Meere, weswegen Aira in seiner Jugend auch im Seehandel unterrichtet ward. As. J. B. VI. 1085. 860. Aber er kann nicht als ein buddhistischer König angesehen werden, wie die Nachrichten der buddhistischen Autoren ihn darzustellen scheinen. Prinsep selbst sieht auch in Aira nur ein Schwanken zwischen brahman. und buddhistischen Leben. VI. 1085. Nach

*) Airāvan'a auch Airāvata heißt der Elephant des Indra und Indras Bogen, der Regenbogen von इरा Jrā Wasser, u.a.m. Sieh Wilson's Diction. Maeghavāhana मेघवाहन wird auch ein König von Kas'mira aus der dritten Dynastie vom ersten Jahrhundert nach Chr. genannt. S. Geschichte von Kasmira im 3. Taranga des Rādsha Tarangini p. 23. Sl. 31. ff. As. Res. XV. 35. Vrgl. A. J. B. VII, 262. f.

Zeile 3 hat er sich bey seiner Thronbesteigung für den Brahmanismus erklärt. Die Uebersetzung des अर्हत arhata ehrwürdig, in der 5. wie in der 1. Zeile mit: „Ein buddhistischer Priester", ist (nach Obigem) unzulässig. — Die 9. Zeile, wo nach der (S. 1083.) gegebenen Uebersetzung selbst vom Könige Brahmanen über Andere gesetzt werden, beweist eben so seinen Brahmanismus; to induce the practice of rejecting improper persons he bestowed or appointed attendants of the Brahman-Cast. In der 16. Zeile läßt er unterirdische Grotten und Tempel bauen, wo man das Tshaetija (चैत्य) nicht auf den Bauddhencultus beziehen kann. Tshaïtjen hatten auch die Brahmanen nicht bloß die Bauddhen, wie man in der Geschichte von Kasmira, in der der 3 Tartarenfürsten und auch in Inschriften sieht (Vrgl. As. J. B. VI. 1045. f.). Die letzte Zeile beweist Ergebung seiner andersgläubigen Unterthanen (पाषाडा: Pashan'd'ah —) an ihn, wovon sonst mehrere Beyspiele vorkommen, wie in den Edicten des Pijadasi, von denen später die Rede seyn wird. Hr. Prinsep scheint S. 1087 nicht unabgeneigt, die erste Zeile als eine allgemeine Ankündigung der Grotte des Aira von dem Folgenden trennen zu wollen, indem Aira nach ihm eine höhere Bedeutung bekommen könnte, sowohl gemäß einer Bemerkung Stirlings (As. Res. XV. 255.), der diese Grotten von der Gemahlin des Indra zuletzt bewohnen, sie jedoch schon früher in der Zeit des Buddha d. i. des Stifters der Tshandravans'a, der Monds-Dynastie (nicht des Religions-Stifters Sākja) nach den Purān'en entstehen läßt (As. J. VI. 1087.) — als auch gemäß einer Ueberlieferung die Hr. Wilson (in der Collect. of the Mackenzie's Mss. Vol. I. p. CV.) anführt, nach welcher die Höhlen von Illora dem Ila, dem Sohne des Buddha (nicht des Sākja) eines Sohnes des Mondes zugeschrieben werden. Aber Ila oder vielmehr Ilā (oder Irā) die Gemahlin dieses Buddha heißt auch die Göttin des Wassers und der Erde. Von ihr war der König Aila (oder Aira), welches ein Patronymicon von Irā wie Aila von Ilā ist), Pururavas geboren, der Stammvater der zwey vorzüglichsten Mondsgeschlechter die in Kas'i und in Pratisthāna herrschten. Pururavas oder Aila (Aira), Herr der Erde, konnte auch König von Kalinga genannt werden. Die mythisch-historische Farbe des Einganges wäre dadurch erklärbarer, und eine Anspielung auf dieselbe Ueberlieferung von der Entstehung dieser Grotten, als die ist, welche in Illora herrscht, und worauf sich Sculpturen von Illora zu beziehen scheinen. (A. J. VI. 1088). Demnach wäre immer wenigstens der indische Mythos, mit dem die Fakiren unserer Zeit dem Hrn. Malet (As. Res. VI. 385) die Entstehung der staunenswerthen Illora-Denkmäler erklärten, sehr alt, indem wir ihn im Eingange dieser Inschrift von Khandgiri, welche mehrere hundert Jahre der christl. Zeitr. vorhergeht, finden, und könnte im geschichtlichen Element eine noch wichtigere Bedeutung erhalten, wenn man damit dieselbe Ueberlieferung vergleicht, die Hr. Professor Wilson aus Mackenzie's Nachlaß in Betreff des Monarchen gezogen hat, welcher der Erbauer der uneinnehmbaren Bergfeste Deogiri, (Daëvagiri Götterberg) Daulātabad gewesen seyn, und dessen Sohn nach seinem Beyspiele eine ähnliche im Felsen von Kalinga gebaut haben soll. War derselbe Aila oder Ila (Aira, Ira) in beyden Orten der mythologische oder wirkliche Urheber jener Grotten? Sollte ein wirklicher Monarch, genannt nach dem Halbgott, über Indien im 5. oder 6. Jahrh. vor Chr. G., wohin Schrift und Sprache der Inschrift führen, geherrscht haben? In Beziehung bestehen damit meine Ansichten über das Alter und die Entstehung dieser Grotten, welche ich über Vis'vakarman und Harihara (in den Abh. d. k. Ak. d. W.) vorgetragen habe. Die Erziehung des jungen Aira (VI. 1081. 1086.) ist ähnlich der, welche den Söhnen des Pan'd'u nach Mahābhārata gegeben ward. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nr. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep etc.

(Fortsetzung.)

Mit gutem Grunde sieht Hr. Prinsep (As. J. B. VI. 1089.) die Herstellung dieser Inschrift von Hrn. Kittoe als einen wichtigen Standpunct zur Widerlegung derjenigen an, die gern alles Indische in die neueren Zeiten setzen (as a grand point to confute the arguments of the Modernists, as they may be called, who would bring every thing Indian within the space of ten or twelve centuries). — Noch mehr Bestätigung liegt in den Sculpturen. Nichts ist hier, was einen Grund enthielte, den Buddhaismus als wirkende Ursache oder als Zweck dieser Grotten anzunehmen. Vielmehr glaubte Hr. Kittoe, hier die Spuren des Dschainismus zu finden. Das Symbol hier, welches so oft dem Buddhaismus beygelegt wird, ist auch längst vielmehr als ein den Dschainen eigenes erwiesen, von denen noch mehrere ähnliche Zeichen bekannt sind. Vergl. den I. Artikel dieser Anzeige S. 359. f. Nach allem können wir diese alte Inschrift von Khandgiri als ein ächt brahmanisches Document ansehen, welches älter ist, als die Buddhisten bis jetzt eines aufweisen können.

3) Aber den Bauddhen einen Vorzug in Originalität, Schrift, Kunst und selbst im Alter vor den brahmanischen Hindu zu verschaffen, war Lieut. Colonel Sykes (vordem in Bombay, dann in London) lange, von Außen alles ihm Erreichbare zu sammeln bemüht. Ref. hat früher dessen Nachrichten über die Felsenwerke von Ellora (in den Transact. of the Bombay Society III), sofern sie Thatsachen zu enthalten scheinen, mit gerechter Anerkennung seines Verdienstes in verschiedenen Abhandlungen benützt, und kann nur bedauern, daß Hr. Sykes mit vielem Scharfsinne jene Hypothese auf die Spitze zu treiben sucht. Indem er im A. J. B. des Hrn. Prinsep Stoff und Aussicht für Beweise derselben zu finden glaubte, hat er sich von England aus, wo seiner Erwartung dieser Art nicht entsprochen werden konnte, nach Indien zurück an jenen in Calcutta mit dem Gedanken gewandt, es sey unter Sachkundigen in Europa noch unentschieden, daß in der Literatur und Civilisation die Bauddhen den Brahmanen nicht vorausgegangen seyen.

Herr Prinsep, der es als kein kleines Compliment ansieht, daß Colonel Sykes sich in dieser Angelegenheit von London aus an ihn nach Indien wendet, theilt a. a. O. das Schreiben desselben nebst seinen eigenen ausführlichen Erklärungen darüber mit. — In diesen können wir aber wohl keine Bestätigung der Grundannahmen und Voraussetzungen des Hrn. Sykes finden. Doch hat man selbst bey uns darauf gegen die Herkunft und das Alter der indischen Denkmäler bauen zu können geglaubt, so fern nämlich Col. Sykes im Allgemeinen eine große Aehnlichkeit zwischen den Typen, Symbolen, Monogrammen der Kanodsh- und Behat-Münzen mit den Bildwerken der sogenannten buddhistischen Grotten bemerkt haben will. *) Allein, gesetzt, jene Münzen wären, was sie nicht sind, wirklich buddhistisch, so gehören doch die Symbole und Monogrammen darauf nicht ausschließend, **) am wenig-

*) J. B. VI. Vol. 1040. Pl. LIII.

**) Indem Hr. Prinsep (A. J. VI. 1043. 1046.) einmal aus dem Vorkommen desselben Monogramms

sten aber die Typen dem Buddhaismus an. Die Grotten aber sind so gewiß brahmanisch als die Bildwerke darin. Dieses ist insbesondere von denen bey Ellora erwiesen (s. über das Bild des Weltbaumeisters Vis'vakarman in den Abhandl. der k. Akademie der Wissenschaften); und man kann es nicht mehr als ein Factum ansehen, auf welches Colon. Sykes nur aufmerksam machen dürfe, daß die weibliche, auf einem Löwen sitzende Figur der Kanodsh-Münzen (im As. J. B. Vol. IV. Nr. 47. Pl. 39. 25.) mit der Umschrift Srī Sinha vikrama, genau eben so (absolutely identical) in den Bildwerken von Ellora sich vorfinde; obschon es allerdings ein Factum ist, daß Col. Sykes nicht daran zweifle, auch diese stupenden Monumente seyen unter der Gupta-Dynastie von Kanodsh ausgehauen. Aber aus der Annahme des Hrn. Sykes vermögen wir nicht zu schließen, es könne kaum bezweifelt werden, daß die buddhistischen Herrscher auch hier den brahmanischen vorausgegangen seyen. Die weibliche, auf einem Löwen sitzende, oder auch nicht darauf sitzende Figur, dieselbe mit oder ohne Löwen, sieht man in den indischen Bildwerken aller Arten, Zeiten und Orten, so häufig und auf so vielerley Weise, daß aus ihrem Vorkommen auf Münzen keine solche Identität, oder Ableitung weder eine der Bildwerke noch der Münzen geschlossen werden kann. Die Zeichnung derselben von einem Relief in Ellora ist in den Bomb. Transact. III. bekanntlich von einer Art, daß man freylich ihre Figur auf Kandosh-Münzen leicht und nicht leicht damit absolutely identical finden kann. — Doch selbst wenn ihre vollkommene Gleichheit, und dadurch erst das scheinbare Factum bewiesen wäre, würde aus der Gleichheit (dieser Figur in Ellora mit der auf Münzen), die auch durch ein zufälliges Zusammentreffen, Nachahmen u. d. möglich ist, noch bey weitem nicht dieses folgen, daß die ganze, mit brahmanisch-mythologischen Bildwerken angefüllte Felsenstadt bey Ellora mit jenen Münzen einerley Herkommen und Alter habe, und daß noch weitere Schlüsse daraus gemacht werden können.

Wenn Hr. Sykes ohne Bedenken für buddhistisch erklärt, den Elephanten, Löwen, Pfau, die vielköpfige Schlange u. d. jede mit untergeschlagenen Beinen sitzende Figur, auch die alte Form der Daevanāgari-Schrift und das alte Prākrit, den Volksdialekt des S'anskrit, wie Pāli und noch Vieles andere: — so möchten wohl manche denken: Alles dieses haben die brahmanischen Hindu in Indien nicht gekannt oder doch keinen Gebrauch davon gemacht. *) Hr. Prinsep, welcher bey Gelegenheit der, von Col. Sykes gesandten, Inschriften sein, auf vielfache Erfahrung gegründetes, Mißtrauen ge-

in den Inschriften der Sainhadri Grotten und zugleich auf des indoskythischen Königs Kadphises Münzen (vom 1. Jahrhundert vor Chr. G.), so wie aus dem Inhalte jener Inschriften geschlossen hat, die Grotten seyen im 1. oder 2. Jahrhundert vor Chr. von Privaten ausgegraben, oder architectonisch geschmückt worden; so ist, bey dieser selbst noch schwankenden Zeit auch die Bestimmung der Religion daraus unzulässig. Wir wissen, daß die Kadphises-Münzen dem Brahmanismus angehören, und über den Mangel der Beweiskraft solcher Monogramme und Symbole kennen wir schon die Erklärung des Hrn. Prinsep selbst. (s. Gel. Anz. oben S. 35. f. Vrgl. Colebrooke's Essays II. 209. ff. I. 378. ff. As. Jour. B. VII. 353. f. Das Monogramm auf einer der Münzen des Undopherres (As. J. B. VII. 653.), die das Bild des S'iva mit dem Dreyzack (Tris'ūla) oder eine weibliche Figur (Durgā) mit diesem tragen, ist nach Prinsep, und wie man selbst sieht, zusammengesetzt aus 2 Buchstaben der alten Form des Nagari-Alphabets mja. As. J. B. VII. Pl. XXVIII. Nr. 13. 14. 15. vrgl. V. Pl. XLVI. Ein ähnliches Monogramm ist vom Hrn. Prinsep angegeben von einer Münze (VII. 654. Pl. XXVIII. Nr. 16.) mit einem neuen Namen in der Reihe der baktrischen Könige, nämlich ΑΒΑΓΑΣ□V des großen Königs der Könige ganz mit indischem Costume.

*) Vrgl. As. J. B. VII. 40. Pl. II. 51. meine Abhandlung über Visvakarman, Harihara und meine Zeitschrift Vjāsa, u. a.

gen Abſchriften überhaupt erklärt, und ſich auf die gegenwärtige beſſere Methode der Facsimiles von Gelehrten in Bombay beruft, geht jedoch mit noch zu großer Anbequemung in die Behauptungen des Hrn. Sykes möglichſt ein. In ſeinen Antworten auf die Fragen desſelben über die weſtlichen Grotten und Inſchriften *) ſagt er: „Die Fragen ſeyen bereits gelöſt.“ — —

Gewiß folgt weder aus der Sprache, noch aus der Schrift, noch aus dem Inhalte der Inſchriften Etwas dafür, daß die Grotten, wo ſie gefunden werden, von Bauddhen ausgegraben worden ſeyen. Die 4te Inſchrift (VI. 1046) iſt, ſchon dem Namen des die Grotte Ausſtattenden nach, brahmaniſch. Er heißt Sūlaes'adatta (von sūlaes'a शूलेश d. i. Herr des Dreyzacks) welcher auch ठाकपुरेश Thākapuraes'a Herr der Stadt Thāka genannt wird. — Die 5te enthält nichts buddhiſtiſches. — Im Anfange der 6ten beweiſt das Symbol mit dem Monogramm, das auch auf indoſkythiſchen Münzen vorkommt, nur ſo viel als die Inſchrift ſagt, daß die Perſon oder Secte oder der Stamm, der es führte, der Anſtalt ein Weihgeſchenk gegeben habe. —

Da in allen dieſen Inſchriften des Colonel Sykes nicht einmal der Titel Rādsha noch je ein anderer in den Inſchriften gewöhnlicher, wie Mahāmātā, Arhata, Bhikshu u. d. und ſonſt nichts von gemeinſamer Macht und Anſehen, ſondern nur einige Individuen vorkommen, die weder mit dem Hofe, noch mit Buddha-Prieſtern, noch mit dem Brahmanen-Stand in Verbindung waren; wird man begreiflich machen können, wie dieſe die ſo großen Kunſtwerke hervorgebracht haben können? (VI. 1047.) Herr Prinſep kann deßwegen auch am Ende ſeiner Entzifferung dieſer Inſchriften nicht zu dem Schluße kommen, den Col. Sykes ſchon, ohne ihren Inhalt zu kennen, gezogen hat. Aus Prinſeps gründlicher Unterſuchung folgt weder, daß die Urheber dieſer Grotten Bauddhen, noch daß die Grotten nicht aus früherer Zeit ſeyen.

4. Zu den Grotten-Inſchriften, welche Col. Sykes demſelben geſchickt hat, kommen noch einige, im Journal of the Royal Asiat. Society Nr. VIII. 288 ff.; nebſt einem Schreiben des Hrn. W. H. Sykes zu Puna an Sir John Malcolm, mitgetheilte, die wahrſcheinlich Dr. Wilſon in Bombay zu unterſuchen hat, wovon jedoch Hr. Prinſep die 4te vorläufig auch hier in das As. Journal of Bengal VII. 566. einzurücken begonnen, nämlich im alten Nagari-Text des Originals, zugleich in Engliſcher Umſchrift und neuem Nagari-Alphabet, ſo wie in Ueberſetzung aus dem alten Sanskrit-Dialect. Auch von dieſer ſetzt man ohne hinreichenden Grund voraus, daß ſie buddhiſtiſch ſey. Sie fängt an mit: आर्य्यधर्म्मस्य (ſtatt — धर्म्माय) नम: cet. d. i. „Ehre dem ehrwürdigen Dharma; Ehre dem Gott Indra; Ehre den Herrn des Sakra, den Vāsudaeven, dem Monde und der Sonne, den durch Dharma Ehrwürdigen, den Welthütern, dem Varun'a, den Luftgeiſtern.“ Auf die Art iſt in der Inſchrift die Verehrung des Dharma (S'iva) wie ſonſt in den brahmaniſchen Eingängen mit der Verehrung mehrerer anderer brahmaniſchen Götter verbunden. Man kann daher nicht annehmen, daß ſie dem Buddhaismus angehöre, und die Hypotheſe, des Hrn. Colon. Sykes, mit der ſie ſo ſehr im Widerſpruche iſt, ſtützen könne. Vrgl. Journal Roy. As. Soc. VIII. 287 — 291.

5) Die ſämmtlichen Dānams (Weihgeſchenke) von dem Santhsi-Tempel bey Bhilsa, deren Unterſuchung Herr Prinſep (Vol. VIII. 562 ff. Pl. XIII.) fortſetzt, enthalten in der alten Nagari-Schrift nichts, was, als vom Buddhaismus ausgehend oder auf ihn führend, mit Sicherheit angenommen werden könnte. Das भिक्कु bhitshhu ſtatt भिक्षु bhikshu vom Almoſen lebend, bedeutet hier nicht priest noch buddhist. Es iſt der Name der vierten Claſſe (ās'ruma) der Brahmanen (Pl. XXIII. Nr. 39. 42. 43.). Eben ſo

*) Im As. Journ. B. vom Vol. VI. p. 1041 ff.

kann das Aja Tshud'asa, the well-tonsured pupil nur einen aus dem Brahmanenstande (âsrama), nämlich aus dem ersten, dem der Brahmatsharinen anzeigen Nr. 22. 23.

6) Die Inschrift Nr. 7. (VI. 1048), welche Hr. Sykes von dem Tempel zu Karli, wo sie über einem großen Bilde steht, beybringt, ist offenbar mangelhaft und verstümmelt, kann daher noch nicht in Betrachtung kommen. Das Bild selbst aber hat Ref. in seiner Abhandlung über Vis'va-Karman in Illora umständlich erklärt. Es ist kein Bild des Buddha, sondern des S'ambhu, Jogae'sa. Gegen Sykes Angaben darüber sagt Hr. Prinsep (VI. 1049.) merkwürdig genug: „Die Allegorie der alten Mythologie fordert ein besonderes Studium, ist eine Sprache, schwerer zu lesen, als irgend eine der uns unbekannten, wenn einmal die Superstitionen verschwunden sind aus dem Gebrauche und dem Gedächtniß. Ich kann noch nicht den Versuch machen, eine Erklärung der Symbole zu geben, welche die Grotten und Münzen gemeinschaftlich haben.“ Allein wenn Hr. Prinsep hinzusetzt: „aber der Buddhaismus blüht noch in den Grenzländern, und dahin müssen wir uns wenden, zur Erklärung dieser und der tausend anderen Geheimnisse, die in Stein und in Fresco dargestellt sind in den verlassenen Grotten und Tempeln seiner, einst vermögenden Anhänger in Indien,“ so kann Ref. weniger mit ihm einstimmen. In dieser Richtung müßten wir schon als entschieden voraussetzen, daß das Verständniß der mythologischen Schöpfungen, die ursprünglichen Typen der Bildwerke, die in den indischen Tempeln sind, bey den Bauddhen im Auslande, in Tibet, Nepal, Barma, Ceylon u. a. als wenn diese einst die Urheber davon gewesen wären, sich finden müßten, von dort zu holen seyen, da doch die buddhistischen nur Nachahmungen der brahmanischen sind, welche die Bauddhen nebst vielem anderen aus Indien mitgenommen haben. Uns scheint vielmehr nöthig, daß man sich vor allem an den, im Lande selbst noch mit dem alten fortgesetzten und fortbestehenden und an den unmittelbar damit verwandten literarischen und Kunstformen-Reichthum des vorhandenen Brahmanismus wende, aus dem erst der Buddhaismus als entstanden von allen indisch Gelehrten und vom Hrn. Prinsep selbst angenommen wird, und werden muß, aus dem er allein in philosophischer und mythologischer Hinsicht, als in seinem Grunde verstanden werden kann, und von dem die Grotten- und Tempel-Sculpturen überall voll sind, nicht nur im Westen, von dem Hr. Sykes seine Inschriften, die doch selbst mehr für brahmanische als für buddhistische Hervorbringung zeugen, genommen hat, sondern auch im Osten, Norden und Süden Indiens. (Vrgl. VI. 1047.) Ref. stimmt daher mit Hodgson, der zur Erkenntniß des Buddhaismus in Nepal das Vorzüglichste geleistet hat, daß alle Eigenthümlichkeiten des Buddhaismus aus dem Brahmanismus, aus dem er entstanden ist, zu erklären seyen. (As. J. B. VI. 682. ff.). Gegen die von Sachverständigen längst aufgegebene, unstatthafte Voraussetzung, daß der Buddhaismus in der Geschichte der indischen Literatur und Civilisation dem Brahmanismus vorausgegangen sey, kann sich selbst Hr. Prinsep bey aller seiner Begünstigung des Buddhaismus, in Bezug auf die Sprache, nicht abhalten lassen, zu erklären (VI. 1048.).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nr. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep etc.

(Fortsezung.)

„Er habe bereits seine Meynung in dieser Untersuchung erklärt, gestützt auf den starken Beweis, daß die Sprache aller unserer, seit kurzem aufgeschlossenen Urkunden ein bloßer Sprößling des reinen Sanskrit-Stammes sey, nicht ganz so weit entfernt von seinem Erzeuger als Pāli oder das Dshaina-Prākrit, aber noch in großer Abweichung von der Reinheit und Vollkommenheit der hl. Sprache der Väden. *)

Es giebt für uns keine Inschriften in der alten Nagari-Schrift, ihre Sprache mag Sanskrit

*) Ueber das Verhältniß des Sanskrit und der Sanskritdialekte zum Buddhaismus s. A. J. VI. 682. Die Lehren und Gesetze von diesem wurden erst in der, auf das Väden-Sanskrit folgenden Form desselben, wie es in Manu, Rāmājan'a u. a. vorkommt, und im Volksdialekt Prākrit von Behar, Oude u. a. in dem vom Sanskrit abweichenden Pāli gefaßt. Vom Sanskrit sind sie in die Sprachen der verschiedenen Völker, zu denen der Buddhaismus kam, übersetzt, so wie von demselben Sanskrit-Text in das, später noch mehr abweichende, neuere Pāli übertragen. Vrgl. A. J. B. VI. 688, womit auch selbst Csoma de Körös großentheils einstimmt. Sanskrit war die Grundsprache des Buddhaismus, der im Brahmanismus aus Principien entstanden, aus denen die meisten Religionen jener Zeit. Von den gelehrten Philosophen mitten im gebildeten Indien wurden diese Principien im Sanskrit discutirt, auf die gewöhnliche Weise an Höfen, in Versammlungen der Gelehrten, wie noch die alte buddhistische Sanskrit — und die alte Persische u. a. Literaturen beweisen. Aber da sich der Buddhaismus zugleich mehr an das Volk wandte, mußte er sich auch besonders des Volksdialekts bedienen, den gemeinen Sinn und das Volksinteresse anzuregen auch in Inschriften an öffentlichen Plätzen, Landstrassen, Kreuzwegen VI. 684. Sollte sich am Ende finden, daß man, was wir nicht glauben, mehr ältere Inschriften des Brahmanismus selbst, in Prākrit oder Pāli entdeckt habe, als im Sanskrit, so könnte dieses wohl daher kommen, daß erst später, als das bestimmte Pāli im veränderten Gebrauch des Volkslebens aufhörte, Volksdialekt (Prākrit) zu seyn, die brahmanischen Hindu das allgemeinere, mehr dauernde Mittel, das reine Sanskrit, ihre heilige Sprache, zu brauchen, dem früher gemeinten vorzogen, um so mehr, als der Buddhaismus im Laufe der Zeit den Volksdialekt, Pāli, seiner ganzen populären Tendenz nach mehr zu seiner Religionssprache fixirt hielt. Die buddhistische Literatur von Ceylon, wo der Buddhaism ohne Schrift eingeführt, diese erst 300 Jahre später dahin gebracht ward (A. J. B. VI. 683. 684.) ist schon deßwegen behutsam zu gebrauchen. Der äußerlich getrennte Buddhaismus, den wir aus ächten Urkunden in Sanskrit, Pāli u. a. kennen, ist weder älter, als man gewöhnlich annimmt, 543 J. vor Chr. G., noch außerindisch, sondern mitten im indischen Brahmanismus entstanden, so wie nach allen Buddhaistischen Autoritäten der Stamm aller sterblichen Buddhen ausdrücklich brahmanisch oder kshatrisch ist.

oder ein alter Volksdialekt desselben, Prākrit oder Pāli seyn, die, wenn sie erweisbar den Bauddhen angehören, älter wären, denn die, von derselben Schrift und Sprache, welche brahmanischen Inhalt haben. Dieses ist schon oben (S. 326 im I. Art.) angedeutet worden, und was wir hier weiter von mehreren alten Inschriften von Gāja, Khandgiri u. a. erwähnten, und was wir von andern noch bemerken werden, sind neue Bestätigungen. Die genannten Sanskrit-Inschriften bey den S'aiva-Sculpturen in Mahāmalaipura sind in einem Alphabet gefaßt, von dem bewiesen werden kann, daß es ein regelmäßiger, und zwar selbst ein, von den anderen Abkömmlingen in südlicher Richtung weit entfernter, Abkömmling des alten Daevanagari-Alphabets, des ältesten, das wir kennen, ist, das nördlich dieselbe Form in den Lats-(Säulen-) und Felsen-Inschriften hat. Dieses ist der Sinn des Hrn. Prinsep, welchen die vor uns liegenden Thatsachen beweisen, wenn er sagt: They are in character, which can be proved to be regular and even distant descendant of the Lat-Character. Unmöglich können wir diese Worte, wie man sie genommen hat, so verstehen: „in einem Alphabet, das in regelmäßigen Uebergängen aber in entferntem Grade von den Lat-Charakteren in As'oka's Zeit (250 J. vor Chr.) abstammt." Bey Vergleichung beyder mit eigenem Blicke muß man sie, der unbedeutenden, oder wegen der Verbindung mit den Vocalen nur scheinbar abweichenden Züge ungeachtet, so identisch erkennen, als die verschiedenen Schriften eines und desselben Alphabets bey uns.

7) Eine der Dshunagarh-(Javanagad'a) Inschriften von Gudsharat (As. J. B. VII. 334 ff.) geht in dem Fragment, das wir davon im As. J. haben, beschreibend hinauf in's vierte Jahrh. v. Chr., über die Zeit Alexanders, vor dessen Zeitgenossen Tshandragupta (aus der Maurjadynastie) mehrere vorausgehende Könige angeführt werden. Im alten Nāgarī-Alphabet, in sehr wenig modificirten Sanskrit gefaßt, (ebend. 337.) beschreibt sie eine Brücke in ihren verschiedenen Constructionen als einen Kunstbau, auch in der älteren, als die Griechen noch nicht in Gudsharat einwirken konnten. Im Ganzen, was wir von der Inschrift haben, ist auch darin kein Beweis von Buddhaismus weder eines darin genannten Fürsten, noch eines Satrapa (क्षत्रप). Das daselbst erwähnte Enthalten von Thieropfern (338. lin. 10. f. 341.) ist eben sowohl manchen Stellen der Väden über Schonung des Thierlebens gemäß als das Opfern nach andern Stellen bey verschiedenen Secten. Das Abstehen davon war dem damaligen Zeitgeiste, wie er sich in so Vielem ausspricht, mehr angemessen.

Daß in dem Fragment der Inschrift, die von Rudradāmā, dem erwählten Satrapa ist, nichts von indischer Mythologie vorkömmt (VII. 346), beweist uns nichts für Buddhaismus, so wenig als sein Enthalten vom Tödten jedes Lebenden. Die Deutung eines Epitheton des Rudradāmā, nämlich Dshinadāmā, heißt entweder Vishnu- oder Dshina-(einen Dshaina Heiligen) als Band habend, nicht aber: Buddha als Band habend. Die erstere Bedeutung wird schon durch den Namen Rudradāmā d. i. Rudra-(S'iva-) als Bandhabend oder an Rudra gebunden, dem Rudra ergeben, selbst bestätigt. Die Satrapa-Münzen einer schätzbaren Sammlung (As. J. VII. 347. Pl. XII.), von welchen uns Hr. Prinsep Abdrücke mittheilt, und die er 2 oder 3 Jahrh. vor Chr. setzt, (Hr. Prof. Lassen etwa 120 nach Chr. in d. Kunde des Morg. III. 163) haben das Emblem, dem man entweder die mithraische Deutung gegeben hat, welche aber, dem Obigen (G. Anz. d. J. 1839 S. 346 f.) zufolge keine andere als die brahmanische selbst ist, oder die buddhistische, die auf einem Mißverständniß beruht.

8) Die merkwürdigsten Inschriften sind bis jetzt die, welche unlängst an Felsen auf beyden Seiten der indischen Halbinsel entdeckt worden, nämlich bey Girnar in Gudsharat und in Cuttak bey Dhauli und an der Landstrasse von Bhūmaes'vara. Hr. Prinsep hat das große Verdienst, zuerst uns davon im As. Journ. B. 1838. Nr. 75. u. N. 77. im VII. Vol. 158 ff. 219. 268. 438 ff. 667. Mehreres im Original und in Uebersetzung mitgetheilt zu haben. Sie enthalten verschiedene Edicte des mächtigen indischen Königs As'oka (Pijadasi), der aus der früheren Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Chr. G., ein Sohn des Amitrochates

(nach den buddhistischen Annalen aber wäre er ein Sohn des Bindusaro) und Enkel des berühmten Tshandragupta war, nämlich des Sandrakotta (oder Sandragypta) der Griechen, welcher aus der schon länger regierenden, alten Maurjadynastie zu Pataliputra am Zusammenfluße des Ganges und Erannoboas, zur Zeit des Seleukos Nicator am Ende des 4ten Jhrh. v. Chr. herrschte. Arriani Indica L. 5. C. 9. Diese Edicte sind im Alphabet einer alten Nagarîform (auf der lithogr. Tafel Nr. I — III.) und in der Grammatik eines alten Sanskritdialekts oder Prâkrit, einem Pâli, das vom Pâli der Bauddhen in Mehrerem abweicht, nur in Einigen, jedoch wenig, von einander verschieden, im Inhalte aber mit sich fast ganz einstimmig, so wie sie mit den Inschriften auf den Säulen von Dehli, Allahabad, Mattiah und Radhia von demselben As'oka, die auch schon entziffert sind, übereinkommen. Diese Edicte giengen entweder unmittelbar von ihm aus, oder, wie einige, die auf der ersten und letzten Tafel (Vol. VII. 448 ff.) in Dhauli von einer Regierungsverwaltung desselben, nämlich **vor** seinem Antritt der Regierung und **nach** seinem Tode, aber alle als sein vorausgesetzter oder erkannter, fester Wille und preiswürdiger Befehl sanktionirt. Allen sollte die möglichste Oeffentlichkeit und Verbreitung durch jedes Mittel in Raum und Zeit verschafft werden, nicht nur durch Inschriften auf Felsen, an Landstrassen, sondern auch durch Gesandte zu den fernsten Barbaren überall hin nach allen Seiten VII. 159. 253. und, was besonders dem charakteristischen Geiste Indiens in jener Zeit eigen scheint, durch Aufforderung verbündeter, und a. ausländischer Könige zu gleicher Mitwirkung, so unter anderen des griechischen Königs Antiochus (Soter) in Syrien, der hier nach modificirtem Sanskritdialekt genannt wird, im Girnar-Edict: **Antijako Jona rādshaje**, im damit einstimmigen Dhauli-Edict: **Antijoke nāma Jona lādshaja** (im zweyten oder medizinischen Manifest VII. 158 ff. 226 ff.); ferner des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus, hier **Turamajo** *) genannt (im 13. Edict von Girnar VII. 224 f. 241. 248. 261.) Im Lande sollten zum Verkünden der Gesetze, zum sittlichen Unterricht und Einwirken, besondere Institute in eigenen Gebäuden Stûpen (Topen) (VII. 438. 440. 442. f. 445 ff. 451 f.) errichtet werden. Ein solches ward अनुशास्तिस्तूप Anus'âsti Stûpa Constitutionsgebäude oder Gesetz-Gebäude genannt. Dabey Angestellte sollten sie laut verkünden, selbst wenn nur ein Zuhörer sich einfinden würde. VII. 446. 448. Dieses kann vom Zufalle nicht minder als von öffentlicher Nichtachtung befürchtet worden seyn.

Was darin so allgemein eingeschärft, und wofür überall Eingang erwartet wird, besteht in dem damals an sich schon zur allgemeinen Verbindlichkeit erhebenden Gefühle für das Gesetz, das Recht und die Pflichten der Menschen, für die Harmonie aller, für das Wohlwollen und Wohlthun eines jeden gegen alle. (VII. 238. 254. a. a. O.). Dieses schien der Zeitgeist und das Bedürfniß der Völker hier zu fordern. Es wird keine specielle Cultusform darin genannt, Buddha oder eine, nur ihm eigene, Lehre wird mit keinem Worte erwähnt, nichts, was nicht für alle Hindu verbindlich seyn könnte und sollte, oder was nicht allgemein mittheilbar wäre. Der Befehl wird wohl als ein neuer dargestellt; aber dieß scheint mehr der damaligen Sitte bey der Inauguration und Thronbesteigung der Könige gemäß, indem jeder neue, durch neue Verordnungen mächtiger als seine Vorgänger zu beglücken versprach. Es war aber mehr die allgemeine Aufforderung zur Bekehrung und Sittlichkeit. *) Denn dieselben Pflichten und Tugenden waren längst aus der indischen (aber auch Bestimmteres enthaltenden) Gesetzgebung bekannt. — Jedoch ward für nöthig erachtet, besonders zu dringen auf durchgängige Schonung

*) In der Cuttack-Inschrift mit der hier gewöhnlichen Verwandlung des r und l, daher rādsha in lādsha, Ptolemaeus in Turamajo, und mit Abwerfung des einen vom doppelten Consonanten wie sonst.

*) VII. 260. 266 ff. u. 12. Tafel 254 238.

alles Menschen- und Thierlebens, auf Enthaltung von allem Mord, von jeder Grausamkeit und Mißhandlung der Lebenden. 444. 158. Diese Befehle waren im Allgemeinen wohl als alte brahmanische Anordnungen bekannt, aber ihre besondere, mit scheinbar neuen Bestimmungen wiederholte, Einschärfung *) war nach den Edicten selbst durch ein allgemeines Bedürfniß jener Zeit und Länder nöthig geworden, da sowohl für Speise, als noch weit mehr für Opfer, gegen die brahmanischen Gesetze, immer größere Anzahlen von Thieren geschlachtet wurden, was in der 4ten Tafel der Girnar-Inschrift ausdrücklich gesagt wird. Diesem zunehmenden Gebrauche mußten die Könige beym Antritt ihrer Regierung Einhalt thun (VII. 263). In derselben Ausschweifung scheint auch ein Grund davon zu liegen, warum damals mehrere indische Secten selbst in das andere Extrem, auf übertriebene Schonung und übermäßige Sorge für Erhaltung alles Lebens drangen, nach einer Lehre, die sich im Gegensatze jenes Mißbrauches von Indien aus weit verbreitete, und im Parsismus nicht minder sich ausgebildet beweist. Wir wissen, bis zu welcher Uebertreibung die Dschainen, die Bauddhen und manche Sannjäsinen giengen, wovon auch die mediciniſchen Edicte des Pijadasi Spuren zu enthalten scheinen. (VII. 158 ff. 228 ff.)

*) In der 2ten Tafel von Girnar, welcher die Inschrift auf der andern Seite Indiens entspricht, heißt es: „Der Göttergeliebte König will in allen seinen eroberten Ländern und in denen der Gesitteten (nicht unsittlichen) (apápavantesu von अपापवन्तेषु), als in Tshod'a, Pid'a, Satijaputo, Ketaleputo, Tampanni, auch in denen des griechischen Königs Antiochus u. s. w. die doppelte Heilkunde (चिकित्सा) eingeführt haben, die für die Thiere und die für Menschen, zugleich mit den Arzneymitteln aller Art, die für die Menschen, und die für die Thiere geeignet sind. (Asiatic Journal VII. 158. ff.). Der Antheil, welchen in alten Zeiten die indischen Könige selbst an der Sorge für das Leben und die Gesundheit Aller nahmen, steht in Beziehung mit der Ableitung der Arzneywissenschaft von den Göttern und der alten mediciniſchen Literatur der Brahmanen, der die arabische an alter Originalität weit nachsteht. In welchem hohen Grade sie frühe ausgebildet war, bezeugt auch das alte Sanskrit Werk, das 1835 zu Calcutta gedruckt in 2 Vols erschienen ist, und wovon nach einer eben erhaltenen Ankündigung, eine lat. Uebersetzung bald unter dem Titel gedruckt wird: Sus'rutas. A'yurvédas. Id est Medicinae Systema a venerabili Dhanvantare demonstratum, a Sus'ruta illius discipulo compositum. Nunc primum ex Sanskrito in latinum sermonem vertit, introductionem, annotationes et rerum indicem adjecit Franciscus Hessler, Philos. et Medic. Doctor. — Hr. Heßler, königl. bayer. Gerichtsarzt in Wemding, ist unseres Wissens in Teutschland, und wenn man Hrn. Director Wilson in London ausnimmt, überhaupt der einzige, der solche Sanskrit-Kenntniß mit einer gründlichen, theoretischen und mehrjährigen, practischen Arzneywissenschaft vereiniget, daß er den Sinn dieses wichtigen Werkes treu aufzuschließen im Stande ist. Hr. C. H. Beck, Buchhändler zu Nördlingen in Baiern, hat die Subscriptions-Sammlung übernommen, womit gewiß die Gelehrten ein solches Verdienst unterstützen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nr. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep etc.

(Fortsetzung.)

Von diesen würden wir aber noch einen besonderen Grund in dem Charakter der Person des Pijadasi (As'oka) selbst sehen, wenn wir annähmen, daß der Dharmma As'oka der buddhistischen Annalen jener Zeit mit unserem Pijadasi As'oka eine Person sey. Denn, daß er nach diesen Annalen, zu deren fabelnden Uebertreibungen wohl auch oft einiger Grund war, von seinem Vater entfernt, dann nach dem Tode desselben, 99 seiner Brüder so wie die Priester am Tempel, dann auch den ältesten seiner Brüder, Sumano (सुमनस्) morden ließ (VI. 793. Mahawanso p. 21 u. 23), darin lag für die ihm zunächst Stehenden Grund genug zur Anwendung aller Mittel, seinen gewaltsamen Charakter zur Menschlichkeit zu stimmen. Daher noch vor dem Antritt seiner Regierung die ernstlichsten Anordnungen zum Abstehen von allem Tödten, zur Erhaltung und Pflege jedes Lebens, in Manifesten, die in des Königs Namen als (zu präsumirender und zu weckender) unveränderlicher Wille desselben öffentlich bekannt gemacht wurden, um auf diesen wie auf den Geist des Volkes zugleich einzuwirken. Nach seiner Inauguration wiederholte er selbst durch eigene Edicte, und verstärkte die Erklärung dieses seines schon verkündeten, festen Willens. Daß aber die Enthaltung von allem Thierschlachten, nach der ersten Edicttafel (VII. 136. 142. 149.) doch auch wie im Brahmanismus ihre Ausnahmen in der Regierung des Pijadasi (As'oka) hatte, sieht man daraus, daß in dem ersten, eigenen Dhauli-Edict (VII. 439. 441. 445.) ausdrücklich befohlen wird, daß zur Zeit der allgemeinen Erhebung kein Thier irgend einer Art geschlachtet werden soll. Und selbst in Mahawanso S. 22 heißt es: The Elk, wild hog, and winged game, slaughtered in that city (Pataliputra) for the Kings (As'okas) household eet. Man kann auch hierin nur einen Beweis des Brahmanismus, nicht des Buddhaismus sehen.

In besonderer Folge aus den allgemeinen Gesetzen und Pflichten sollten nach den Edicten des As'oka alle Unterschiede religiöser Ueberzeugungen in Harmonie begriffen werden, (VII. 222. 238. 256.) damit alle in ein Ganzes der (भावशुधि) Reinheit der Zustände und in den Frieden des Bewußtseyns, in die Ruhe gesetzt würden, welche, wie es heißt von vollkommner Erkenntniß, festem Glauben und dauernder Einstimmung komme. Besonders in der 7. Edict-Tafel ist diese Idee, die der Brahmanismus, wie wir wissen, im tiefen Sinne faßt, so ausgedrückt, daß alle verschiedenen Ueberzeugungen und Richtungen in ein System, in harmonische Einstimmung gebracht werden sollen VII. 255. f., nach der Uebersetzung des Hrn. Prinsep: He is anxious, that every diversity of opinion and every diversity of passion may shine fort blended in une System, and be conspicuous in undistinguishing charity. Ich habe schon anderswo diese brahmanische Vereinigung in der bekannten, eigenthümlichen Form des Sankara Âtshârja erwähnt. Die einigende Gleichstellung der besondern religiösen Unterschiede hier läßt am wenigsten an

ein Vorherrschen des beschränkten Buddhaismus denken. Auch in der 12. Tafel (VII. 259. 248.) heißt es: „Pijadasi der König ehrt alle, sowohl die Andersglaubigen (Pāshan'den, unter denen besonders die Bauddhen und Dshainen verstanden werden) als die sich vollkommen Beherrschenden und die Familienväter (d. i. den brahmanischen Orden der Sannjāsinen und den der Grihasthen) durch Geschenke und verschiedene Ehrenbezeugungen. सर्व्वान् पाषाण्डान् च प्रविजितान् प्रविजितवतः गृहस्थान् च पूजयति दानेन पूजया विविधया पूजयति.

Dem ganzen Inhalte und Zwecke der Edicte gemäß ward als über alles stehend erklärt Dharmma (Dharma धर्म्म) d. i. der Inbegriff von Gesetz, Pflicht und Recht, Sittlichkeit und Religion (wie fern im letzteren Sinne, werden wir sogleich sehen). Dieser Dharmma, das bekannte, große brahmanische Princip, wird in den Edicten als das Wesentliche gesetzt mit Beziehung auf künftige Seligkeit und Schmerz, wovon eben die Väden, Manu, Rāmājan'a, Mahābhārata und die ganze brahmanische Literatur voll sind. Durch Dharmma ist vor allem der Rādsha Manu VII. 144, so wie sein Stellvertreter Manu VII. 144. VIII. 15. ff. gebunden. Vrgl. As. J. B. VI. 263. 264., wo Hr. Prinsep selbst sich auf eine Stelle Manu's beruft, die er in Beziehung auf die allgemeinen Vorschriften der Edicte anführt. Nach der 8. Tafel soll Dharmma allen Dingen vorgesetzt werden As. J. VII. 246. 256. Das königliche Gesetz ist Dharmmalipi genannt; As. J. B. VII. 242. 248. Der König selbst ist daher in den buddhistischen Annalen Dharmma-As'oka. In den Edicten sind die Minister des Königs Dharmma-Mahāmātrāh – u. d. m. As J. B. VII. 248. 261. zur Mehrung des Dharmma wird die, alle 5 Jahre zu beobachtende Dharmma-Erhebung vorgeschrieben. VII. 242. 250. u. d. m.

Wir können daher Hrn. Prinsep, wenn er sagt, daß in des Pijadasi Edicten weder des Buddha noch eines indischen Gottes als des Gegenstandes für unmittelbaren Cultus, erwähnt werde, in erster Hinsicht vollkommen beystimmen. Vom Brahmanismus zeugen aber dennoch außer den angeführten noch mehr Stellen in den Edicten des Pijadasi. In der 9. Tafel der Girnar-Inschrift u. a. a. O. ist von der Erlangung des Svarga, welcher der Himmel des Indra ist, die Rede. VII. 247. 258. In der 13. Tafel wird der hohe Sieg in dieser und jener Welt gepriesen, und damit geschlossen: Und dieß ist genannt: der weisse Elephant, welcher der reinen Welt Seligkeit gewährend ist. VII. 223. 262. Indras Himmel und sein weißer Elephant sind aber in der brahmanischen Mythologie sattsam bekannt.

Wie ferner der Brahmanismus den Dharmma höher faßt, nicht bloß als Beobachtung der äußeren Lebenspflichten, sondern als den, der über Svarga zur Befreyung (Moksha des Vaedānta) führt; so soll der, in den Edikten empfohlene Dharmma auch über Belohnung und Strafe der gemeinen Sittlichkeit erhaben seyn. So wird in der 11. Tafel (VII. 240. 247. 259. 269.) von Dharmma-Dānam (धर्म्मदानं) gesagt, daß diese, vom Standpuncte des Dharmma kommende Mildthätigkeit, sittliche Liebe, wenn ein Bestehen in der innigen Erkenntniß dieses Dharma, ein Antheil an demselben, und die engste Vereinigung mit ihm Statt hat, nicht nur Seligkeit in der Welt gewähre, sondern auch anantam punjam, ewige sittliche Reinheit. Diese ist die in den Väden geforderte, diejenige, welche, da sie nicht erschöpft wird, jede weitere Seelenwanderung ausschließt. Die Dunkelheit, welche (S. 269) in jener Stelle zu liegen scheint, kann deßwegen Ref. nicht im Texte 240. 247. finden. Jene höhere Betrachtung wird besonders bey den Belehrenden an den Stūpen vorausgesetzt. Daher die Benennung in dem Edicte von Dhauli VII. 434. Mahāmātāsvasatam Ort der mächtigen, freyen Geistes-Erhebung, des freyen Athmens. VII. 447. In diesem Sinne ist auch die Stelle zu nehmen in der 7. Tafel VII. 246. 256. und die p. 223 angedeutete im 13. Girnar-Edikt (Vrgl. VII. 241. 248. 262.), wozu Hr. Prinsep sagt: (nach dem

gewöhnlichen Inhalte) „Es endet in Betreff des Sieges mit einer merkwürdigen Stelle, die den Sieg der Siege als den beschreibt, der die Glückseligkeit selbst überwindet, der die Dinge dieser und jener Welt (iha laukika tsha paralaukika tsha) besiegt, und der wahre Gegenstand des Verlangens ist. VII. 223. Dieses hat auch seinen vollen Sinn in der Lehre der Väden und Manu u. a. S. Vaedānta Sāra. Dem Dharmma der Edicte kann keine andere Deutung und Beziehung gegeben werden, als in Manu und im Brahmanismus überhaupt. Wenn man ihm eine Persönlichkeit zuschreiben wollte, so könnte sie am wenigsten die des Buddha seyn, von dem in Pijadasi's Edicten keine Spur ist. Wohl aber wird darin, und dieses ist am wenigsten zu übersehen, die Verehrung des Herrn Is'a, Īs'ana, welche Namen bekanntlich überall einzig dem S'iva beygelegt werden, wiederholt empfohlen. So in einem der zwey besondern Edicte von Dhauli (VII. 439. 444.): Īs'anam meva mannata manam, das ist ईशानमेव. मन्यत मन्यम्

„Nur Is'āna (den Herrn) verehret, den Zuverehrenden." Und weiter in der unmittelbaren Fortsetzung: Atileke Sampātipajamāne tsha, tam Santam āladhajisatha. Tam tsha apanijam chatha, d. i. अतिरिकः सम्प्रतिपद्यमानश्च यः तंसन्तम् आराधयिष्यथ तं च आपनीयम् एहत १*)

„den, welcher der Erhabene (Herrscher) ist, dem gehorcht wird, diesen Seyenden sollt ihr anbeten, und zu diesem Zuerreichenden streben." Mit dieser wörtlichen Bedeutung stimmt zum Theil auch Hr. Prinsep in einer Bemerkung (444), wo er die Uebersetzung beyfügt: who is most worthy of obedience, him, the eternal you shall propitiate by prayer. Derselbe steht jedoch an, dem, in dieser Stelle des Edicts enthaltenen Beweis des Brahmanismus Raum zu geben, (S. 455) indem er sagt, er habe übersetzt: „Verehret den Herrn den der Verehrung geeigneten Gegenstand;" aber er halte sich keineswegs für die Genauigkeit dieser Uebersetzung verantwortlich, weil er Is'a (Herr) nicht als Synonym von Buddha finde (?). Auch für uns hat Buddha diesen Namen nirgends, dagegen ist es Is'a, oder Siva bekanntlich, der als Jogaes'a Herr der Innigung, als Sambhu der in Ruhe Seyende, Sankara Ruhe verleihende, ganz dem Sinne der Betrachtung und des hohen Sieges hier entspricht. S. meine Abhandlung über Vis'vakarman und Harihara u. a.

Hierher gehört die Stelle, wo es (p. 439. 445.) in demselben Edicte nach einer sehr passenden Ergänzung des Hrn. Prinsep heißt: „Kāmadeva no Sivaja jāti (wo höheres Wissen und Wirken zunehmen) geht Kāmadaeva (der Gott der Liebe, Begierde) nicht zu S'iva (ihn zu versuchen). Dieser Ausdruck ist nach der bekannt n (in Rāmājan'a, Mahābhārata und andern brahmanischen Werken enthaltnen) brahmanischen Mythe verständlich, in der Kāmadaeva noch den Mahādaeva oder S'iva versuchend, von ihm durch den Strahl seines Stirnauges entkörpert worden ist.

Wir bemerken die in den Inschriften des Pijadasi genannten Stände, Classen und Aemter der Angestellten in Einstimmung mit den brahmanischen bey Manu, im Kosha des Amara Sinha u. a., so wie mit den sieben Ständen, die zur Zeit Aleranders nach Megasthenes bey Arrian und Strabo im brahmanischen Indien getroffen wurden. *)

Im As. J. B. VII. 237. 244. 252. werden nämlich angeführt: 1) Dhammamahāmātā (von धर्म्ममहामात्राः) wörtlich: die, in welchen die mächtigen Momente oder Principien für Gesetz und Sittlichkeit sind, welche die höheren Räthe, bevoll-

*) Vielmehr von ईह एहिष्यध्वे im fut. atm. pad. conj. 1. In Apañanījam bey Prinsep ist na zuviel.

*) Wir sehen darin, da diese sieben den vier Casten bey Manu mit den Unterabtheilungen entsprechen, einen besondern Beweis, daß es zu dieser Zeit in Indien keinen herrschenden Buddhaismus gegeben habe.

mächtigten Miniſter, Statthalter, ausmachen u. d. *) 2) Mahāmātā (von महामात्राः) die Ausführenden, Verwaltenden, Promulgirenden, Inſpectoren. **) 3) Vividhakamikā (von विविधकर्मिकाः) die verſchiedene Aemter Verſehenden oder Functionen Habenden, 4) Prativaedakā प्रतिवेदकाः Inſpectoren, Berichtende u. d. Damit ſtimmen auch andere alte Inſchriften z. B. ſelbſt auf der eiſernen Säule von Dehli u. a. ein. VII. 630. ff. 559. 560. 294. Als verſchieden von dieſen Claſſen im indiſchen Staate werden in den Edicten mehrmalen genannt die Bamanen und Samanen (Brahmanen und Sramanen, von denen noch beſonders die Rede ſeyn ſoll), als Perſonen, denen Achtung und Wohlthätigkeit auf gleiche Art zu beweiſen ſey, ohne daß eine active Mitwirkung derſelben zu den Edicten erwähnt würde. ***) Vergleicht man die 4 Stände des Staates oder die ſo genanten 4 Caſten (Varnān), wie ſie in Manu VII. 113. ff., im Kosha des Amara Sinha p. 183. (ed. Colebrooke) u. a. angeführt werden; und ſieht man, wie in den indiſchen Werken die erſte Caſte der Brahmanen ſelbſt in 4 Aś'ramen (Claſſen) beſteht; ſo kann man in dieſen 4 āsramen oder in der 1. Caſte die Bamanen und Samanen der Edicte zugleich finden; die oben genannten Aemter aber in der königlichen oder der Krieger-Caſte. Sie werden zum Theil auch als königl. Aemter in den indiſchen Werken angegeben. ****) Die Edicte des Pijadasi führen alſo nicht weiter als zu dem Brahmaniſchen Staate in allen ſeinen Theilen.

*) Prinſep nennt ſie ministers of religion VII. 261.

**) Bey Prinſep (VII. 261. Note) Thaidshlā (Theio) ministers possessing fortitude of mind. (nach buddhiſt. Annalen?) Die folg. aber Practikers of every virtue.

***) Wie auch ſpäter den Brahmanen keine vom Könige ausgehende Function eingeräumt wird. S. Porphyr. de abst. L. IV. p. 356. ed. de Rhoer.

****) Die von Megasthenes angegebenen 7 Stände bey Arrian und Strabo, einſtimmig mit den Edicten, entſprechen, wenn man Manu's Unterabtheilungen dazu zählt, den Caſten (Varnen) in Manu. Auch findet man unter den, bey Arrian für das gemeine Wohl Thätigen, Claſſen, welche in den Edicten zu erkennen ſind; *Ἕβδομοι δὲ εἰσὶν οἱ ὑπὲρ τῶν κοινῶν βουλευόμενοι* die Dharmmamahāmātrā und Mahāmātra, und *Ἔκτοι δὲ εἰσὶν Ἰνδοῖσιν οἱ ἐπίσκοποι καλούμενοι* die Prativaedakāh. Was bey Arrian den Sophiſten (Weiſen) zu thun obliegt, iſt nur, daß ſie für das gemeine Wohl den Göttern opfern. Auch wird ihnen allein die Gabe und Macht der Verherſagung in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten zuerkannt. Weil Strabo (L. XV. p. 705 f. p. 85 ff. ed. Sieb.) der 1. Claſſe, welche er Philoſophen nennt, (d. i. den Sophiſten des Arrian) Einiges beylegt, was Arrian ſeiner 6. und 7. Claſſe zuſchreibt; daher kommt es, daß Strabo ſeinen Philoſophen mehr Wirkſamkeit für das Oeffentliche giebt, als ſie bey Arrian oder in den Edicten des Pijadasi haben. — Die Einwirkung auf das Oeffentliche, war nach Megasthenes, nur, wie nach den Edicten oder doch nicht viel mehr, in den Händen der Brahmanen und Sramanen, welche die Weiſen, Sophiſten, die 1. Claſſe nach Megasthenes ſind, die an Zahl den anderen nach, an Ehre aber allen vorgehen. Die ſtrenge Verbindung zur Wahrhaftigkeit in Berichten der 1. Claſſe bey Strabo, entſpricht dem allgemeinen Zeugniſſe der 6. Claſſe (der Inſpectoren) bey Arrian, a. a. O. p. 70., nach welchem nie ein Hinde je wegen Lüge angeklagt worden iſt, *καὶ τούτοις οὐ δέμις ψεῦδος ἀγγεῖλαι οὐδὲν οὐδὲ τις Ἰνδῶν οἴτινι ἔτυχε ψεύσασθαι.* — Es war damals um ſo leichter, die indiſchen Stände zu verwechſeln, als ſie ja wirklich ſelbſt bisweilen in einander übergiengen, ſo ſehr auch dieſe Miſchung, varn'a sankar'a, verpönt war. Nach Arrian XII. p. 71 konnte jeder, von jeder der, ſonſt unter ſich nicht zu vermiſchenden, Claſſen doch ein Sophiſt werden, wie nach Manu VI. 38. jeder ein Sannjāsi oder Parivrādshaka.

(Fortſetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep etc.

(Fortsetzung.)

Wir sehen aus den Edicten, daß ihr Verfasser beynahe dieselbe Staatseinrichtung vor sich hatte als Megasthenes bey Arrian, der seine Beschreibung der brahmanischen Ständeeintheilung und ihre wechselseitige Ausschließung gegen einander eben so giebt, wie er sie im westlichen Indien kennen gelernt hat. Von einem Buddhaismus, der in diesen Zeiten geherrscht hätte, mit dem diese Casteneintheilung bestehend, nicht gedacht werden kann, ist demnach auch in der classischen Literatur wie in den Kirchenvätern nicht der geringste Beweis, so wenig als in den Edicten des Pijadasi, obschon überall zugleich von verschiedenen Secten oder Andersgläubigen, Pāshanda, die Rede ist. Wir erhalten eben dadurch einen tieferen Blick in die charakteristische Eigenthümlichkeit jener Zeit, indem wir die Edicte näher betrachten.

Zur Beurtheilung der Gründe, weßwegen man die Edicte für buddhistisch angesehen hat, gehört noch eine genauere Kenntniß der Samanen, welche darin mehrmalen erwähnt, und ohne Weiteres für buddhistische Priester, wie Pijadasi (Asoka) für einen buddhistischen König genommen werden. Das Wort Samana des alten Prākrit ist aber vom Sanskrit श्रमण S'raman'a (von श्रम् + अन) wie Bahmana vom Sanskrit ब्राह्मण Brāhmana, pati von prati, pija von prija u. d. So bedeutet Samana wie S'raman'a einen bestimmteren Stand (zum Unterschiede vom allgemeinen Namen Brāhman'a) den 4ten ās'rama der ersten d. i. der Brahmanen-Caste, welcher schon oben als der in Manu's VI. B. ausführlich beschriebene Stand der Sannjasinen genannt ist. Daß Samana in den Edicten diesen Sinn habe, ist nicht nur zu sehen aus der brahmanischen Inschrift zu Santshi bey Bhilsa (As. J. B. VI. 454. ff. Pl. XXV.) sondern auch dadurch ausser Zweifel, daß in dem Dhauli-Edicte wohl meist Samana aber auch bisweilen Bhitshhu (für Bhikshu भिक्षु von भिक्ष् betteln) nach der 5. Tafel (VII. 244. 253.) der Name desselben 4ten As'rama vorkommt. *) Samana bezeichnet demnach

*) Schon Colebrooke und noch mehr Wilson in seinem Sketch of the religious Sects of the Hindus (in den Asiat. Res. Vol. XVII. 278. ff.) haben bemerkt, wie über die indischen Stände die Stellen bey Arrian und Strabo zu beurtheilen seyen, indem diese unbekannt mit den Unterabtheilungen der Brahmanen-Caste, welche sich auf die verschiedenen Lebensperioden und entsprechenden religiösen Beobachtungen beziehen, in der Beschreibung derselben sich zu widersprechen scheinen. Dasselbe gilt von den Kirchenvätern. Daß in den Edicten durch den Ausdruck Brahmanen und Samanen neben der Gattung eine der Arten, ein Glied der Unterabtheilung genannt wird, scheint auch in einem, damals eigenthümlich herrschenden Verhältniß dieser Classen und ihrer Auffassung zu liegen. Ein Grund mag noch die besondere Begünstigung der Bhikshu seyn, weßwegen auch in den Edicten die Dürftigen besonders neben den Reichen im allgemeinen genannt werden. S. die Fortsetzung des 4. Edicts der Cuttak Version, A. J. VII. 253. — Porphyr, der aus dem Buche

einen Aſketen, Büſſenden, von Almoſen Lebenden, und Betrachtenden. Dieſe konnten auch Aerzte ſeyn, als welche oder auch als Speiſe Verlangende ſie Glöckchen trugen, (was man mit Unrecht als ein Merkmal der Bauddhen hat anſehen wollen) wie Porphyr bezeugt (de Abstin. IV. 359. ed. J. de Rhoer.). Vrgl. Strabo L. XV. Dieſer vierte âs'rama der Brahmanen, in den nach Manu VI. 36. ſelbſt Hindu aus den anderen Caſten treten konnten, ſcheint weit im Weſten Indiens und im öſtlichen Perſien verbreitet geweſen zu ſeyn. Nach Euſebius, der ſie unter ihren allgemeinen Namen: Brahmanen, faßt, und ſie ganz ſo beſchreibt, wie wir den 4. As'rama der Brahmanen kennen, (Praepar. Evang. L. VI. p. 275. Ed. Viger. Paris 1628) waren bey den Hindu und Bactriern viele tauſend ſolche Brahmanen, *παρὰ Ἰνδοῖς καὶ Βάκτροις εἰσὶ χιλιάδες πολλαὶ τῶν λεγομένων Βραχμάνων, οἵτινες κατὰ παράδοσιν τῶν προγόνων καὶ νόμων, οὔτε φονεύουσιν, οὔτε ἔδανα σίβονται οὐκ ἐμψύχου γεύονται, οὐ μεθύσκονται ποτε, οἴνου καὶ σίκερος μὴ γευόμενοι, οὐ κακία τινὶ κοινωνοῦσι προσέχοντες τῷ Θεῷ.* Ohne Grund würde man daher unter Samanen nur Bauddhen oder Dſchainen verſtehen wollen, obſchon die Bettlerclaſſe dieſer Secten auch den Namen Bhikſhu, wie alle Bettler, haben. Aber Bhikſhu kann nicht mit, buddhiſtiſcher Prieſter überſetzt werden, wie in der Ausgabe des Mahawanſo vom Hrn. Turnour p. 26 u. a. a. O. geſchieht. Zum Unterſchiede von anderen Aſketen, als Sraman'en wird deßwegen ein Bauddha-Aſket ausdrücklich S'âkja-S'ramanîka, nicht Sramanika überhaupt genannt, z. B. im Drama des S'ûdraka aus dem erſten Jahrhundert vor Chr. Geb. Wären die Samanen der Edicte als Bauddhen zu nehmen, und Pijadasi, der König wie ſeine Edicte als buddhiſtiſch, ſo ſollten doch wohl die königlichen Dharmmamahâmâtâh, die höchſten Beamten und Lehrer des Dharmma, des über alles gehenden Geſetzes aus ihnen gewählt, und ſie hier ſo genannt oder angedeutet werden. Dieſes geſchieht aber nirgends. Im Gegentheile werden jene Beamten nach dem 5. Edicte, erſt im 10. Jahre ſeiner Regierung eingeführt, nachdem ſie, wie es darin heißt, lange Zeit gefehlt hatten. Dieſe Wiedereinführung der höheren Beamtenſtellen durch die königliche Macht ſelbſt kann keinem buddhiſtiſchen Einfluß zugeſchrieben werden.

Der Brahmanismus tritt als Religion des Pijadasi in mehreren Stellen ſeiner Edicte dadurch unzweydeutig hervor, daß darin gegen die Brahmanen und S'ramanen, wie ſchon erwähnt iſt, Hochachtung und Geſchenke an ſie empfohlen werden (S. As. Journ. B. VII. 238. 243. 246 f. 250. f. 256. f. 259.), nicht anders als bey Por-

---

eines Samanäers von Bardeſanes, eine weitläufigere Beſchreibung derſelben giebt, ſtimmt (L. IV. de abst. p. 355 ff.) mit Manu VI. 38 darin ein, daß er die Samanen von den Brahmanen — die er beyde als orthodoxe Hindu, Gymnoſophiſten nennt, darin einſtimmig mit Megaſthenes bey Arrian, der ſie nackte Sophiſten heißt — ſo fern unterſcheidet, als dieſe eine beſtimmte Abſtammung haben, jene aber verſchiedene Abkunft (Vrgl. As. Res. XVII. 279. und As. J. B. VII. 226). Dieſe leben nach Porphyr mehr für ſich, jene mehr in Gemeinſchaft, dieſe von Almoſen, jene von ſelbſt wachſenden Feldfrüchten. Beyde aber ſind (nach S. 360 de abst.) in gleichen Ehren bey Anderen, und der König beſucht ſie, wie nach den Edicten wohl aus gleichem Zwecke als den Arrian zur Einholung ihrer Vorherſagung der Erfolge in wichtigen Angelegenheiten. Porphyrii de Abstin. L. IV. §. 17. p. 353. ed. de Rhoer. *Ἰνδῶν γὰρ τῆς πολιτείας εἰς πολλὰ νενεμημένης, ἐστί τι γένος παρ' αὐτοῖς τὸ τῶν Θεοσόφων· οὕς Γυμνοσοφιστὰς καλεῖν εἰώθασιν Ἕλληνες. τούτων δὲ δύο αἱρέσεις. ὧν τῆς μὲν, Βραχμᾶνες προΐστανται, τῆς δὲ Σαμαναῖοι. ἀλλ' οἱ μὲν Βραχμᾶνες ἐκ γένους διαδέχονται, ὥσπερ ἱερατείαν, τὴν τοιαύτην Θεοσοφίαν· Σαμαναῖοι δὲ λογάδες εἰσὶν, κἀκτῶν βουληθέντων Θεοσοφῆν συμπληρούμενοι.* — Beyde beſtimmt dann Porphyr näher nach dem Babylonier Bardeſanes, auf den er ſich berufft, ſo: *Πάντες γὰρ Βραχμᾶνες ἐκ τοῦ αὐτοῦ γένους. ἐξ ἑνὸς γὰρ πατρὸς, καὶ μιᾶς μητρὸς πάντες καταγόμενοι. Σαμαναῖοι δὲ οὐκ ἐξ τοῦ γένους αὐτῶν, ἀλλ' ἐκ παντὸς τοῦ τῶν Ἰνδῶν ἔθνους. ὡς ἔφαμεν, συναλεγμένοι.*

phyr (de Abstin. IV. 360. f.) auch die Brahmanen und Samanen vom Könige geehrt, beyde in Gesinnung gleich beschrieben werden. Auf der dritten Tafel im A. J. VII. 243. 250. in der Girnar-Inschrift heißt es: ba'manasamana'nam sa'dhu da'nam (ब्राह्मणश्रमणानां साधु दानम्) womit die Dhauli-Inschrift einstimmt) d. i. „An Brahmanen und Sramanen freygebig seyn, hat besonderen Werth.“ Auf der 4. Tafel in der Girnar-Inschrift steht: „Mehrere hundert Jahre lang hatten vor dem Statt Schlachten der Thiere, Nichtachtung der Brahmanen und Sramanen. — Nun (nach dem 12. Jahre seiner Inauguration) ist durch den Dharma Gesandten des Göttergeliebten Königs, mit großem öffentlichen Gepränge, ein Dharma-Befehl desselben ergangen in Betreff des Nichtschlachtens der Thiere, der Achtung gegen Verwandte, gegen Brahmanen und Sramanen.“ In der 8ten Tafel des Edicts heißt es: „Der Göttergeliebte König Pijadasi habe im 10. Jahre nach seiner Inauguration zum Könige (an die Stelle der ehemaligen Feste der Herrscher) für das Glück der Weisen ein Dharmafest eingeführt, und dieses bestehe unter anderen im Besuchen der Brahmanen und Sramanen, in milden Gaben u. s. w. Nicht gleichgültig scheint, daß in den westlichen Inschriften in Gudsharat die Brahmanen regelmäßig vor den Sramanen genannt werden, in den östlichen Inschriften zu Cuttak aber meist erst nach den Sramanen die Brahmanen, und daß diese auch unter anderen ihrer Namen vorkommen, z. B. IV. in der vierten Tafel als Viprāh-, wie die Sramanen unter ihrem anderen Namen Bhikshu in der 5ten Tafel (VII. 244. 253.) War östlich der brahmanische ās'rama der Sannjāsinen (Sramanen) vorherrschend? —

Bey der Vergleichung der Brahmanen und Sramanen in den Edicten mit den Stellen von Clemens von Alex., Porphyr, Arrian u. a., wo von den indischen Weisen die Rede ist, finden wir, daß dieselben einander erklären und großentheils bestätigen. — Man hat sich mehrmalen auf einige Stellen in den Strom. bey Clemens Alex. (nämlich L. I. C. XV. p. 359. u. L. III. C. VII. p. 539. ed. Pott.) berufen, besonders, wo der Semnen erwähnt wird, die eine Pyramide verehren, unter der die Gebeine eines Gottes liegen sollen. Die Semnen halten nun Manche für Bauddhen und den Gott für Buddha. Wir fügen selbst diese Stellen unten bey.*) — Hätte sich Clemens von Al. unter diesen Semnen Bauddhen gedacht, so wäre nicht einzusehen, warum er sie nicht unter ihrem Namen als indische Butta- (Buddha)-Verehrer genannt und charakterisirt hätte, als welche er sie schon anderswo voraus bezeichnet hat. Offenbar will er sie nur besonders dadurch unterscheiden, daß sie ihr ganzes Leben nackt gehen, wodurch sich die Si'va-Sannjāsinen, und Dshainen, die Digambaren auszeichnen. **) Das übrige haben die

*) Clementis Alex. Stromat. L. I. Cap. XV. pag. 359. ed. Pott. *Φιλοσοφία τοίνυν, πολυωφελὲς τι χρῆμα, πάλαι μὲν ἤκμαζε παρὰ βαρβάροις κατὰ τὰ ἴδια διαλάμπασα· ὕστερον δὲ καὶ εἰς Ἕλληνας κατῆλθεν. Πρωέστηταν δ'αὐτῆς Αἰγυπτίων τε οἱ προφῆται, καὶ Ἀσσυρίων οἱ Χαλδαῖοι, καὶ Γαλατῶν οἱ Δρυίδαι, καὶ Σαμαναῖοι Βάκτρων, καὶ Κελτῶν οἱ φιλοσοφοῦντες· καὶ Περσῶν οἱ μάγοι· Ἰνδῶν τε οἱ Γυμνοσοφισταί· ἄλλοι τε φιλόσοφοι βάρβαροι, διττὸν δὲ τούτων τὸ γένος, οἱ μὲν Σαρμάναι αὐτῶν, οἱ δὲ Βραχμᾶναι καλούμενοι. καὶ τῶν Σαρμανῶν οἱ Ἀλλόβιοι προσαγορευόμενοι, οὔτε πόλεις οἰκοῦσιν, οὔτε στέγας ἔχουσιν, δένδρων δὲ ἀμφίεννυνται φλοιοῖς, καὶ ἀκρόδρυα σιτοῦνται, καὶ ὕδωρ ταῖς χερσὶ πίνουσιν· οὐ γάμου οὐ παιδοποιίας ἔστιν, ὥσπερ οἱ νῦν Ἐγκρατηταὶ καλούμενοι. εἰσὶ δὲ τῶν Ἰνδῶν οἱ τοὺς Βούττα πιθόμενοι παραγγέλμασιν· ὃν δι' ὑπερβολὴν τιμιότητος εἰς Θεὸν τετιμήκασι.* Ib. L. III. Cap. VII. p. 539. ed. Pott. *Οἱ καλούμενοι δὲ Σεμνοὶ τῶν Ἰνδῶν γυμνοὶ διαιτῶνται τὸν πάντα βίον· οὗτοι τὴν ἀλήθειαν ἀσκοῦσι, καὶ περὶ τῶν μελλόντων περιεργοῦσι, καὶ τέθεικέ τινα πυραμίδα, ὑφ' ἣν ὀστᾶ τινὸς Θεοῦ νομίζουσιν ἀποκεῖσθαι. οὗτοι δὲ οἱ Γυμνοσοφισταί, οὓς οἱ λεγόμενοι Σεμνοί, γυναιξὶ χρῶνται· παρὰ φύσιν γὰρ τοῦτο καὶ παράνομον δοκοῦσι.*

**) Bekannt sind die brahmanischen नग्नः: nagnāh- Nackten, नग्नाटः: nagnāt'āh - nackt Wandern-

Semnen mit den Brahmanen überhaupt gemein, die Clemens als Philosophen Gymnosophisten nennt. Auch gilt, ja von allen Brahmanen-Classen, daß sie sepulcrale Monumente haben, unter denen wohl auch die Asche und Gebeine eines von ihnen als Gott Verehrten liegen können. Nichts berechtigt in der ganzen Stelle anzunehmen, daß Clemens unter diesem Gott den anderswo von ihm genannten Butta verstehe, dessen Verehrer Clemens I. VII. 359 ausdrücklich von allen anderen Secten unterscheidet. Nach ihm verehrten sogar alle Brahmanen ihre Weisen als Götter. Strom. L. I. C. XV. p. 355. ed. Pott.

Eben so wenig kann man die Sarmanen, welche Clemens eine Classe der Gymnosophisten oder Philosophen nennt, für Bauddhen halten. Wir kennen den Namen शर्म्मन Sarman: glücklich, fröhlich, selbst als den eines Brahman. Entweder Clemens wollte dadurch eine besondere Classe der Brahmanen unterscheiden, oder er setzte irrig Sarmanen für Samanen, was auf dasselbe hin ausgeht. Diejenigen unter den Samanen, welche Clemens Allobier (Hylobier *) nennt, beschreibt er so, daß nur ein charakteristischer Unterschied zwischen ihnen und den Semnen erkennbar ist, nämlich der, daß diese nackt gehen, jene aber bekleidet mit Baumrinde (Bast), wodurch sich auch die verschiedenen Sannjasinen unterscheiden.

den, daher genannt दिगम्बराः Digambarâh. von den Weltgegenden Bekleidete. नग्नत्वम् nagnatvam Nacktheit wird in Hitopadaes'a besonders dem S'iva beygelegt, der auch Digambara heißt, wie seine Gemahlin Digambarî. Ueber diese S'aiva Sannjâsinen s. Wilson's Sketch of the religious sects of the Hindu, in den Asiat. Res. XVII. 208. Die vom Brahman. Sivaismus ausgegangenen Bauddhen und Dschainen nahmen auch diese Eigenheit aus dem Brahmanismus mit. —

*) Vrgl. Garmanen bey Strabo XV. §. 59. 60 ff. pag. 121. 127 ff. ed. Siebenk. Wir kennen den Uebergang des palat. in den guttural Laut.

Die beste Erklärung der genannten Unterscheidung bey Clemens giebt Porphyr (de abst. L. IV. §. 17. p. 355. ed. de Rhoer) der, wie wir oben gesehen, die Gymnosophisten, welche Clemens in Sarmanen und Brahmanen unterscheidet, aus den zwey Classen, den Brahmanen und Samanäern bestehen läßt, die beyde gleich in Gesinnung, und von Anderen, selbst vom Könige gleich geehrt seyen. (Eb. IV. S. 360 f.) Die Samanäer nennt er λογάδες, eigentliche Sannjâsinen, die mit Glöckchen betteln, Speise zu erhalten, u. d. Aus der Beschreibung Porphyrs, wenn man sie mit Manu, VI. 38. und Arrian Indica (pag. 71. ed F. Schmieder) vergleicht, sieht man den schon genannten Unterschied, daß die Brahmanen eine geschlossene Abstammung haben, die Samanen aber aus allen Classen sich mehren können. Eben daher, daß alle in den Stand der Samanen treten konnten, ward ihnen Verbreitung nach allen Seiten leicht. Deßwegen konnte Clemens p. 359 ed. Pott. die Weisen Baktriens Samanäer nennen, von denen er die Weisen Persiens durch den Namen Magier unterscheidet, und Eusebius Praep. Evang. L. p. 275. konnte Baktrien wie Indien von Brahmanen bewohnen lassen.

Wir finden nach allem keinen Grund, die Samanen der Edicte des Pijadasi für Buddhisten, wohl aber mehrere, sie für Sannjâsinen, den 4ten Âs'rama des Brahmanenstandes zu halten.

Im Sinne des Brahmanismus ist auch die Bedeutung der, vom Vaedânta bekannten, Gurus höheren Lehrer zu nehmen, welche in den Edicten im 9. und 13. noch als von den Brahmanen und Sramanen, von denen sie eine eigene Abtheilung ausmachen, verschieden genannt werden, VII. 253. 257. 248. 261. Vrgl. गुरु in Wilson's Diction., in As. Res. XVI. 73. f. und Skanda-Purân'a im letzten Buche. Man vergleiche die Gurus der Dschainen, die gleich den buddhistischen Gurus von den brahmanischen ihren Ursprung haben. Sieh As. Res. Vol. IX. As. Journ. B. 1838. Vol. VII. 433.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nr. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

The Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by James Prinsep etc.

(Schluß.)

Aus der genauen Betrachtung der Edicte des Königs Pijadasi selbst folgt nach allem, daß sie nicht vom Buddhaismus ausgegangen sind, und nicht dazu führen sollen, (was vielleicht Hr. Prinsep selbst einigermassen gedacht zu haben scheint VII. 264. 265.), daß derselbe deßwegen nicht als ein buddhistischer König angesehen werden könne, daß vielmehr in den Edicten Verschiedenes eine eigenthümliche Form des Brahmanismus bezeichne, welche von der königlichen Regierung dem allgemeinen Geiste jener Zeit und dem individuellen Charakter des Pijadasi gemäß, dessen Thun wie sein Wollen als Muster darin aufgestellt wird, VII. 447. 448. auf alle Weise herrschend gemacht werden sollte. Dieses wird immer deutlicher, je vollständiger die Inschriften bekannt werden, wie sich in der durch die Bemühung des Lieut. Kittoe genauer revidirten bey Dhauli schon bewiesen hat. Ref. bescheidet sich, im Zweifel zu denken, daß es zu große Nachgiebigkeit gegen die, mehrere ausgezeichnete Gelehrte unserer Zeit mit sich führende Wendung zum Buddhaismus in Indien, ohne die nöthige Rücksicht auf den Brahmanismus sey, oder etwa mehr das leichtere Eingehen in die literarischen Hülfsmittel und in die, obschon kaum ganz unbefangenen Ansichten des weniger brahmanisch- als Tibetanisch-buddhistisch-Gelehrten Hrn. Alex. Csoma Köröſi oder noch mehr des Ceylonesisch-buddhistisch-Gelehrten Hrn. George Turnour, — wodurch Hr. Prinsep sich mehr auf die Seite des Buddhaismus zu neigen bewogen ward. Im As. J. VII. 264. nennt er Turnour's Mahawanso den unfehlbaren Commentar der Inschriften, die er (Prinsep) mit so großem Scharfsinn, unermüdetem Eifer und mit dem glücklichsten Erfolge entziffert hat), the infallible tīkā upon our inscriptions afforded by Mr. Turnours admirable Mahawanso. So viel wir aber auch mit Hrn. Prinsep diesem Werke verdanken, für untrüglich können wir es bey dem großen Reichthum seiner Fabeln, nicht anerkennen. Schon die, vom Hrn. Prinsep im As. J. B. VII. 264. zur Erklärung des 1. Edicts aus dem Mahawanso angeführte Stelle scheint uns mit den Edicten des Pijadasi, auf die doch Hr. Prinsep selbst ausdrücklich mehr baut, als auf die buddhistischen Annalen, nicht wohl vereinbar.

Wie verhält sich nun aber zu dem mächtigen indischen Könige Pijadasi (As'oka) der Edicte in den Inschriften, der in der Geschichte von Kas'mīra aufgeführte König As'oka? Sind beyde eine und dieselbe Person, und beyde mit dem Könige Dharmāsoka identisch, welcher als Sohn des Bindusāro, in den buddhistischen Annalen so umständlich beschrieben wird? Oder ist der erste nur mit diesem letzteren derselbe? Sofern diese Fragen durch chronologisch genaue Bestimmungen entschieden werden sollen, haben sie, nach den Zeitangaben in den genannten Werken, eben so große chronologische Schwierigkeiten als die Lesarten darin, und fordern eine weitläufigere Behandlung, als hier Raum finden kann. *)

Wir mögen aber die 3 As'oka als eine Person annehmen oder als mehrere, immer sind sich

*) Ein Hülfsmittel dazu erwarten wir in dem, vom Capitän Troyer verbesserten Texte der Chronique de Kachmire, die bald erscheinen soll.

einige Umstände und Züge ihres Lebens so ähnlich, daß sie sich zum Theil aus einander und ihre Zeit selbst näher erklären können. Der König von Kas'mira und der in den Inschriften der Felsen und Säulen genannte König Pijadasi, beyde sind dem S'iva-Cultus ergeben, beyde in Harmonie mit allen, auch den Bauddhen und Dschainen. Wenn die buddhistischen Annalen den Dharma-Asoka so beschreiben, daß er mit dem Buddhaismus alles bedecken zu wollen scheint, so sieht man dabey, in den Uebertreibungen, Mährchen und Anachronismen der Bauddhen, wie man diese Annalen zu gebrauchen habe, und ob man sich mehr darauf als auf die brahmanischen Angaben in Radsha-Tarangin'i verlassen könne. — Ref. überzeugt sich über dieses auch immer mehr, daß zur vollständigen Erkenntniß der Geschichte dieser Könige und der wesentlichen Momente jener frühen Jahrhunderte überhaupt nicht übersehen werden dürfe, was wir von den, mit den Brahmanen und Bauddhen innig verwachsenen Dschainen wissen. In der häufigen Verwechselung der beyden letzteren so wie der Namen Dshina und Buddha, scheint ein Grund mit zu liegen, warum man den Dshainismus lieber später in Indien emporkommen läßt. Doch diese Untersuchung hat sich Ref. für einen andern Ort vorbehalten.

Aber nicht übergehen dürfen wir zuletzt, wie man auch im Asiatic Journal B. sich außer den Inschriften noch auf die Kunst-Hervorbringungen der Buddhisten berufen hat, gegen welche man die Originalität und das Alter der brahmanischen Werke zurücksetzen zu müssen glaubt. Einige haben sogar, indem sie dem Buddhaismus die besseren und älteren Kunstwerke Indiens zuzuschreiben, sich zur Angelegenheit gemacht, einen Grund zur Errichtung mehrerer großer Bauten in Indien in der eigenthümlichen Buddha-Reliquien-Verehrung gefunden. Wie aber in dieser als solcher oder in den buddhistischen Lehren überhaupt zu einem eigenen Baustyl ein Gedanke oder eine Anregung liegen soll, der von einer Anwendung brahmanischer, in Etagen kuppelförmig ausgehender Gebäude oder der S'iva-Jogaes'a-Tempel (wie sie auch bey Ram Raz, On the Architecture of the Hindus u. a. a. O. vorkommen) verschieden wäre, ist schwer einzusehen. In allen Eigenthümlichkeiten des Buddhaismus ist weder ein verständiges oder natürliches Verhältniß von diesen Mitteln zu seinen Zwecken, noch irgend wie mehr als gerade in dem mythologischen Götterformen-Reichthum der Brahmanen Veranlassung, kunstschöpferische Richtung und Aufforderung zu Baustyl und Gestaltenbildung eigener Art. Wie hätten die Bauddhen aus der Verehrung eines Zahns (VI. 856. ff. Vrgl. Journ. of the Royal As. Soc. Nr. V. 1836. p. 161. ff.) oder eines Haars des Buddha zu so großen Bauplänen, zu einer eigenen Architektur und Sculptur kommen können, wenn sie, die ja in dem indischen Brahmanismus, ihrem Erzeuger, noch lange befangen waren, und in seinen Werken selbst ihre Kunststudien gemacht hatten, nicht die brahmanischen Bauten nachgeahmt hätten, um auch darin, wie in so vielem Anderen, nicht zurückzugehen? Nur nach diesen richteten sie ihre Tempel, Stüpen, Dehgopen u. d., und nach den Bildern des brahmanischen S'iva-Jogaes'a oder Sambhu die Bilder ihres Buddha, und so vieles Andere, das sie bey ihrer Scheidung aus dem Brahmanismus von diesem beybehalten, oder auf ihre Weise sich angeeignet haben. Insbesondere sind die Stüpen solche kuppelförmige Gebäude, nicht ursprünglich Sepulcral-Monumente, sondern auch zu anderem Gebrauch dienende Gebäude der brahmanischen Hindu überhaupt, in welche sie nicht minder die Reste ihrer verbrannten Todten brachten. Nicht verschieden davon war die Bestimmung der oben erwähnten Pyramide bey Clemens Alex., unter welcher die Semnen (Sannjäsinen) die Gebeine eines Gestorbenen verehrten, den sie für einen incarnirten Gott hielten. Da aber die Stüpen überhaupt brahmanisch-sivaische Gebäude waren, wurden sie auch zu verwandten Zwecken z. B. zur Bekanntmachung und Erhaltung königlicher Verordnungen gebraucht, den Dharma d. i. die Religion des Js'a (S'iva), die Erhaltung alles Lebens u. d. zur herrschenden allgemeinen Beobachtung zu bringen, wie sie nach Obigem in den Edicten des indischen Königs Pijadasi vorkommen. Vrgl. As. J. B. VII. 438. 442. 446. 436. u. a. O. — Ohne die alten Felsen- und andere Tempel-Gebäude des Brahmanismus vorher für sich zu würdigen, ohne von seinen alten Silpasästren, Kunstbüchern Kunde zu nehmen, hat man jene lieber sogleich für buddhistisch erklärt, wie

den Stūpa von Manikjāla, ja zuerſt aus Nachahmungen der brahmaniſchen Gebäude ſich einen eigenen buddhiſtiſchen Bauſtyl abgeſehen, und demnach ein beſonderes Architekturſyſtem des Buddhaismus gefunden. Herr Profeſſor Carl Ritter, der, ſo berühmt als unſer ausgezeichnetſter Geograph und Ethnograph, durch ſeine, nur zu viel umfaſſende, Erdkunde ſich ſo große Verdienſte erworben, hat ein ſolches mit eigener Gelehrſamkeit ſich darzuſtellen bemüht, beſonders in ſeinem Werke: Die Stūpas oder architektonische Denkmale an der indobaktriſchen Königsſtraße (Berlin, 1838). Hr. Prinſep, an den er ſich zur Beſtätigung ſeiner Anſicht gewendet, hat im As. J. B. VI. 879. f. ihm wahrſcheinlich die Hoffnung dazu benommen. Dieſe baktriſchen Topen ſind wie allen indiſchen Gelehrten auch Herrn Prinſep zur Aufbewahrung der Aſche und Gebeine beſtimmt, denen Münzen, Geräthe und Schmuck nur zufällig beygelegt wurden. Nach ihm iſt an keinem dieſer Tumuli ein ſolches äußeres Zeichen des Buddhaismus wie etwa an anderen buddhiſtiſchen Gebäuden.*) Es wäre unnöthig, hier die Gründe auszuführen, welche ſchon deutſche Gelehrte der Annahme des Hrn. Ritters entgegen geſetzt haben. S. Gött. Gel. Anz. 1839. S. 318. f. Chr. Laſſen's Geſchichte der griech. ꝛc. Könige S. 88. f. 280. f. Vrgl. unſere Gel. Anz. 1836. Nr. 126. ff.

Wir finden nach Allem in den alten indiſchen Kunſtwerken ſo wenig als in den alten Inſchriften ein hinreichendes Zeugniß, dem Buddhaismus jener Zeit eine ſo vorherrſchende Originalität und Macht über den Brahmanismus zukommen zu laſſen, als man ihm gern zuſchreibt. Die Bauddhen haben wohl den Brahmanismus mit ſcheinbar hiſtoriſchen, äußeren Formen, und mit Nachahmungen beſonders des Sivaismus, umgeben, in dem ſie wurzelten, und woran ſie wie Schlingpflanzen rankten, durch deſſen Entſtellung ſie die Form ihrer Lehren empfiengen. Nur eine tiefere Forſchung kann hier die philoſophiſche und mythologiſche Originalgeſtalt von der Ableitung und Nachahmung unterſcheiden, das Brahmaniſche in ſeiner wahren Form frey erkennen laſſen. Es iſt aber von nicht geringer Wichtigkeit, einzuſehen, ob in jenen frühen Jahrhunderten in Indien und Mittelaſien überhaupt das Bewußtſeyn des concreten lebendigen Geiſtes herrſchte, das ſich im Naturcultus und damit zuſammenhängend im mythologiſchen Formenreichthum, ſelbſt anderer Völker durch verſchiedene Verzweigungen fortwachſend, entwickelte, oder ob jene Länder eingenommen waren durch die öde Lehre von einer abſtracten, geiſtloſen Natur und von eben ſo abſtrakten, naturloſen Geiſtern, die ſämmtlich im Unlebendigen, zuletzt im Leeren enden, wie wir vom erſtarrten Buddhaismus wiſſen. Es liegt daran, ein großes, mächtiges Syſtem des Alterthums aus ſeiner falſchen Stellung, in die man es zu bringen geſucht hat, in ſein eigenthümliches, wahres Licht zu ſetzen, und durch Hebung der Mißverſtändniſſe den Geiſt und Charakter in der Geſchichte jener merkwürdigen alten Zeit ſelbſt klarer zu erkennen. Wollten wir aber hier die Merkmale derſelben, welche ſich ſchon in den angedeuteten Thatſachen zeigen, wie ſie zum Ganzen gehören, vereinen, und einen Umriß des eigenthümlichen Bildes jener Jahrhunderte geben, ſo würden wir die, uns hier geſteckten Grenzen überſchreiten.

Am Schluſſe dieſer ausführlichen Erörterungen kann jedoch Referent die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, der Aufforderung des Hrn. Profeſſors K. O. Müller in den Gött. Gel. Anz. 1839. St. 33. zu entſprechen, wegen welcher auch ſchon einige Stellen dieſer Anzeige umfaſſender geworden ſind. So ſehr ſonſt eine Anſicht ſchon darin, daß ihr unſer gelehrte Archäolog zuſtimmt, einen wichtigen Grund für ſich hat; ſo kann ich doch die dort angeführten Zeugniſſe, nach der reifen Erwägung hier, weder ganz in demſelben Lichte mit ihm

*) Herr Prinſep nennt hier die Tumuli zu Sarnath und Bhilsa, where niches on the four sides are provided with chatur buddha-shrines (p. 881). Wie fern aber dieſe wirklich ſolche, d. i. tshatur-buddha- (vier Buddha-) Kapellen ſeyen, dazu iſt erſt noch abzuwarten die genauere Beſchreibung des Sarnath-tope (8 engl. Meilen von Benares A. J. B. V. 588.) vom Kapit. Cunningham, welche in den Asiat. Researches erſcheinen ſoll.

sehen, noch sie in einem Zusammenhange erkennen, worin ein hinreichender Grund läge, meine Ueberzeugung über Herkunft und Alter dieser Klasse von Denkmälern im Wesentlichen zu ändern. Aber in seiner, auf geistvoller Liebe zur höheren Alterthumswissenschaft sich erhebenden Erwartung bleibe ich ihm um so inniger ergeben, als auch er weit entscheidenderen Resultaten entgegen sieht, wenn erst einmal classisch und historisch gebildete Architekten die architektonischen Formen der Grotten und Stupen u. a. nebst ihrer Sculptur mit kunstgeübtem Auge beobachten, und in ihrem Zusammenhange verfolgen werden. Gewiß werden diese zugleich für die vielen feinen Formenunterschiede und nationellen Eigenthümlichkeiten des indischen Alterthums eben so offenen Sinn mitbringen, und den Charakter der fremden Kunst nicht verkennen. — Ueber meine obigen Ansichten und Gründe würde mir das unpartheyische Urtheil des Sachkundigen sehr erwünscht seyn. — Sie zu modificiren, oder gegen bessere aufzugeben bereit, nur durch die, ihm vorliegenden Thatsachen genöthigt, noch daran zu halten, wird Referent alle kommenden ächten Spuren hellenischer Kunst im Indischen immer freudigst empfangen. Da der Reichthum der wichtigen Entdeckungen, die wir Herrn Prinsep verdanken, wodurch er unserer Kenntniß Mittelasiens so wichtigen Dienst geleistet hat, die allgemeinste Verbreitung fordern; so schien sie auch dem Ref. die große Ausführlichkeit zu verdienen, mit der er einen Theil davon zusammengestellt, und ihre Beziehung, die ihm als mehr ursprünglich gilt, zu erwägen gesucht hat.

Othmar Frank.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik. Bd. XXXXV, (Zweyter Reihe Bd. XV.) 1838.

Wie im vorausgegangenen XXXXIV Bande nehmen auch in dem gegenwärtigen wieder die Untersuchungen über elektrische Erscheinungen mehr als die Hälfte des

Raumes ein. Man kann sich darüber um so weniger wundern, als theils das Anziehende der Versuche eine Menge neuer Erfahrungen liefert, theils das Streben, die letzte Ursache dieser Erscheinungen kennen zu lernen, zu immer neuen Untersuchungen, und daraus abgeleiteten Hypothesen führt, bis endlich durch unläugbare von Jedem anerkannte Thatsachen die Verschiedenheit der Meynungen und der wechselseitige Kampf aufhören muß. Es kann allerdings bey dem dermaligen Stande der Sache nicht vorausgesehen werden, wann dieß geschehen werde, aber wichtig bleibt es immer, den Gang zu beobachten, welchen die Untersuchungen nehmen, und die Daten zu sammeln, welche einst den Grundstein des ganzen Gebäudes bilden müssen.

1) An der Spitze der Untersuchungen steht der Streit über die Bewahrheitung der Contacttheorie auf der einen, und der chemischen Theorie auf der andern Seite.

Gegen die Vertheidigung der Contacttheorie durch Hrn. Prof. Fechner suchte Hr. Schönbein die chemische in Schutz zu nehmen, und die Unhaltbarkeit der Contacttheorie zu zeigen. Hr. P. Fechner widerlegt aber (241 — 246) alle Einwendungen desselben, und schließt mit den Worten: „Versuche, hypothetische Erklärungen im Sinne der chemischen Theorie zu geben, kann man derselben wohl nicht so sehr zu Gunsten anrechnen, indem sich auch im Sinne der Contacttheorie dergleichen sehr wohl anstellen ließen, durch welche weder etwas für noch wider die Sache entschieden werden kann. Bey freygestellten Annahmen wird es immer leicht seyn, jede beliebige Sache zu erklären, schwer aber, diese Annahmen als begründet nachzuweisen.“

Der Herr Herausgeber dieser Annalen schließt sich (405 — 407) der Fechner'schen Ansicht an, indem er das Experimentum Crucis desselben (XXXXII. S. 509) welches selbst von Schönbein nicht geläugnet wird, dadurch bestätiget, daß er bey Vergleichung der Wirkung einer Sarton'schen Maschine bey 8 Umläufen in der Sekunde mit der von Zink-, Kupfer-Paaren fand, daß das Gleichgewicht unverändert blieb, er mochte die Platten von einem oder von zwölf Quadratzolle nehmen, und sie mit Wasser oder mit Säure laden, und b) daß zwey Trogapparate von verschiedenen Flächen (= 1 : 12) die kleinen mit Brunnenwasser, die größeren mit verdünnter Schwefelsäure geladen in widersinniger Verbindung Gleichgewicht zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 14. März 1840.

1. Der Klassensekretär Hr. Conservator Dr. Vogel, theilte nachfolgenden Auszug eines Schreibens des Hrn. Professor Wöhler in Göttingen mit.

Ich habe in diesen Tagen einen Weg aufgefunden, Ihre Beobachtung des Erglühens des Bleysuperoxydes in schweflichtsaurem Gas zu einem, wie mir scheint, sehr belehrenden Vorlesungs-Versuch zu machen. Ueber Quecksilber wollte mir die Erscheinung immer nicht recht glücken, offenbar wegen der abkühlenden Wirkung des Quecksilbers. Ich lasse nun einen größern Kolben mit schwefligsaurem Gas füllen durch bloßes langes Einleiten, so daß nach und nach alle Luft daraus verdrängt werden muß. In dieses Gas senke ich dann ein möglichst großes Stück vorher wohl getrocknetes Bley-Superoxyd auf die Art, daß ich es, auf einem kleinen feinen Drathkörbchen liegend, einführe, wo es dann sogleich glühend und durch und durch in weißes schwefelsaures Bley verwandelt wird.

Die Versuche mit dem Thilorier'schen Apparate möchte auch ich gern einmal sehen. Nach der Versammlung zu Freyburg sollten wir sie, wie uns von Persoz und Oppermann versprochen war, in Straßburg sehen; aber es kam nicht dazu, weil der Apparat, der vor Kurzem erst angekommen, noch nicht aufgestellt war. Ich gestehe, daß ich für das hiesige Institut recht lange schon einen solchen Apparat aus England hätte kommen lassen, wenn ich von der vollkommenen Gefahrlosigkeit desselben versichert wäre. Und am Ende steht doch die Ausgabe mit dem Wenigen, was man damit zeigen kann, in keinem rechten Verhältniß.

Durch die vielen Explosionen, die ich schon mit condensirten Gasen erlebte, habe ich allen Respekt dafür bekommen. Noch neulich explodirte mir eine Röhre mit ungefähr 1/2 Unze condensirtem Schwefelwasserstoffgas freywillig dadurch, daß sie aus einem kalten Zimmer in das erwärmte Auditorium gebracht wurde, obgleich sie schon mehrere Jahre lang gehalten hatte. Offenbar entsteht nach und nach durch den anhaltenden Druck in dem Glase ein Zustand von Spannung, ähnlich wie in den Bologneser Kölbchen. Das Gas in dieser Röhre war durch freywillige Zersetzung von eingeschlossenem Wasserstoffschwefel condensirt. Schon längst hatte ich darin kleine, farblose Krystalle bemerkt, die wahrscheinlich ein Hydrat von Schwefelwasserstoffgas waren. Nach der Explosion, wobey nur das vordere Ende der Röhre abgeschleudert wurde, zergingen sie augenblicklich unter starkem Kochen. Dieß veranlaßte mich einige directe Versuche zur Hervorbringung einer solchen Verbindung zu machen, die zeigten, daß eine solche allerdings bey sehr niedriger Temperatur bestehen kann. Wenn man nämlich in wäßrigen Alcohol oder wasserhaltigen Essigäther, die bey — 18° C. nicht gefrieren, bey dieser Temperatur Schwefelwasserstoffgas leitet, so bildet sich eine eisartige Krystallisation, die aber, sobald man das Gefäß aus der Frostmischung in die Hand nimmt, unter starkem schäumendem Aufkochen wieder verschwindet.

2. Derselbe verlas eine Abhandlung des Hrn. Dr. Vogel jun., Assistenten im chemischen Laboratorium der kgl. Akademie der Wissenschaften: Ueber die mannichfachen Hindernisse, welche bey Anwendung des Phosphors als eudiometrisches Mittel zu beachten sind."

Da Professor Graham in London durch Versuche nachgewiesen hatte, daß das Leuchten des Phosphors in der Luft durch einige Substanzen vermindert oder gänzlich aufgehoben wird, so nahm Dr. Vogel jun. diesen Gegenstand wieder vor und und fügte den von Graham gemachten Beobachtungen einige neue hinzu.

Aus den von Dr. Vogel jun. bey einer Temperatur von + 8 bis 10° C. angestellten Versuchen ergiebt sich, daß 100 Vol. Luft durch einen Zusatz von 8 Raumtheilen Chlorgas die Eigenschaft verlieren, den Phosphor ins Leuchten zu bringen. Werden aber 100 Vol. Luft mit 1/5 Chlorgas vermengt, so fängt der in das Gemeng gebrachte Phosphor allmählig an zu schmelzen und brennt nun nicht mehr, wie im reinen Chlorgas mit weißer schwacher, sondern mit sehr lebhafter stark leuchtender Flamme unter Bildung von Phosphor-Chlorid, rothem Phosphoroxyd und Phosphorsäure.

Der Schwefelkohlenstoff ist in einem sehr hohen Grade geeignet, das Leuchten des Phosphors zu verhindern. Bringt man nämlich einen Papierstreifen, worauf einige Tropfen dieser Flüssigkeit ausgebreitet sind, unter eine Glocke, in welcher Phosphor stark leuchtet, so hört das Leuchten desselben augenblicklich vollkommen auf. Man kann sogar die Temperatur bis über den Schmelzpunkt des Phosphors erheben, ohne daß es möglich wäre, die mindeste Lichterscheinung wieder hervorzubringen. Erst nachdem man das Stück Phosphor sorgfältig abgewaschen und getrocknet hat, erlangt es die Fähigkeit, in frischer Luft wieder zu leuchten.

Kreosot und Eupion verhindern ebenfalls das Leuchten des Phosphors, wenn auch nicht auf eine so auffallende Weise, wie dieß mit dem Schwefelkohlenstoff der Fall ist. Läßt man ein paar Tropfen Kreosot oder Eupion in einer Flasche, worin sich ein Stück Phosphor befindet, verdampfen, so hört er sogleich auf, die gewöhnlichen weißen Dämpfe auszustoßen. Das Leuchten vermindert sich jedoch nur nach und nach, und erst nach einer Stunde war ein vollkommen lichtloser Zustand eingetreten. Die Wirkung des Eupions ist indessen schwächer als die des Kreosotes.

Wird eine geringe Menge von schwefligsaurem Gas mit der athmosphärischen Luft vermengt, so hört der Phosphor schon nach 5 Minuten ganzlich auf zu leuchten und überzieht sich nach und nach mit einer gelben Kruste. Schon eine Auflösung von schwefligsaurem Gas in Wasser, welche man der Luft zusetzt, ist hinreichend, um das Leuchten des Posphors aufzuheben. Hiebey wurde wahrgenommen, daß sich etwas Phosphor in der flüssigen schwefligen Säure auflöste.

Macht man eine Zusammenstellung von den Substanzen, welche die erwähnte Wirkung auf den Phosphor äußern, so sind nach den angegebenen Versuchen noch folgende den schon von Graham aufgeführten hinzuzufügen.

1. Schwefelkohlenstoff. Plötzliches Aufheben des Leuchtens.
2. Kreosot } allmählige Verminderung.
3. Eupion }
4. Schwefligsaures Gas. Gänzliches Aufheben.

Da der Phosphor im Oelbildenden Gas, so wie in den obengenannten Stoffen mehr oder weniger auflöslich ist, und sich mit ihnen verbindet, so kann, wenn einer derselben sich in Gas- oder Dampfgestalt in der Atmosphäre befindet, der Phosphor sich nicht mehr mit dem Sauerstoff der Luft verbinden und folglich nicht leuchten, wenigstens scheint dieß die Ursache zu seyn, warum das Leuchten in einer Luft, welcher obige Substanzen beygesellt sind, unterbrochen und aufgehoben wird.

In Folge dieser Ergebnisse wird die Anwendung des Phosphors als eudiometrisches Mittel sehr beschränkt werden müssen, da man bey Ana-

lysen von Luft- und Gasarten zu keinem Resultate gelangen könnte, wenn sich von den erwähnten Stoffen auch nur eine Spur in der zu untersuchenden Luft befindet.

3. Herr Professor v. Kobell theilte Bemerkungen mit über eine neue Anwendung der galvanischen Kupferpräcipitation zur Vervielfältigung von Gemälden und Zeichnungen in Tuschmanier durch den Druck.

Die galvanische Kupferpräcipitation, welche für die Technik durch die Anwendungen von Jacobi schon so Vieles und Außerordentliches geleistet hat, veranlaßte mich zu Versuchen, welche meines Wissens bisher nicht gemacht worden sind, nämlich über ein gemaltes Bild oder eine Zeichnung in Tuschmanier eine Kupferplatte zu bilden, um diese dann abdrucken zu können. Es war wohl voraus zusehen, daß, wenn es gelänge, die Oberfläche der Farbe leitend zu machen, ein genauer Kupferüberzug sich bilden würde; die bedingte Art des Malens auf einer glatten Fläche, welche eine fette oder harzige Substanz erfordert, verhindert aber die Reaction einer leitenden Farbe und das Ueberpinseln der Oberfläche mit Graphit oder ähnlichen Leitern ist nicht unbedingt anwendbar, ohne die zartern Tinten und Nüancen des Bildes zu verderben. Ich versuchte daher ohne solche Mittel ein Bild, welches auf Silber gemalt war, mit Kupfer überlaufen zu lassen, indem es mir nur von der Zeit abzuhangen schien, daß nichtleitende Stellen, von gut leitenden unterbrochen und umgeben, sich überziehen würden, da der Kupferniederschlag krystallinisch ist und namentlich bey den gediegenen dehnbaren Metallen die Aggregation der Individuen in Blechen gerne erfolgt, indem ihre thesseralen Gestalten sich in dünnen Tafeln zu solchen zusammensetzen. Das Experiment entsprach meiner Erwartung und Zeichnungen mit Wachs, Firniß, chemischer Tinte ꝛc. belegten sich oft in sehr kurzer Zeit, ohne leitend gemacht worden zu seyn. Ich konnte dabey nicht selten bemerken, wie mitten auf einer die Unterlage vollkommen deckenden nicht leitenden Fläche Wärzchen von Kupfer anschossen und wie durch Aggregation Schnüre und Streifen solcher Wärzchen sich allmählig vereinigten. Da für den Zweck, eine zum Drucke hinlänglich dicke Platte zu erhalten, immer eine Zeit von 4 — 5 Tagen erfordert wird, so ist um so weniger nothwendig, eine Leitung der Farben anzubringen, da die feinen Nüanzen oder die dünnern Schichten sich schon am zweyten Tage gewöhnlich vollständig überziehen und nur noch wenige Stellen frey bleiben, welche man dann zur Beschleunigung des Schliessens mit gut leitendem Graphit mittelst eines Pinsels bestreichen kann, da nun das Bild dadurch keinen Schaden mehr leidet. Vor diesem Anpinseln wird die Platte mit Fließpapier getrocknet. —

Was die Art betrifft, wie das zu copirende Gemälde anzufertigen sey, so ist erforderlich, daß es auf eine blanke Platte von Silber oder Kupfer gemalt werde. *) Das Malen geschieht in einer Farbe mit dem von den Porcellanmalern gebrauchten, durch Verdünsten von Terpentinöl als Rückstand bleibenden dickflüßigen Oele. Als Farbe kann ein sogenanntes Eisenroth gebraucht werden, wie es in der Porcellanmalerey angewendet wird. Eine gut angehende und schnell trocknende Farbe erhält man auch mittelst einer Auflösung von Dammara-Harz in Terpentinöl, wozu Eisenroth, Mineralschwarz oder dergleichen gemischt wird. Das Malen geschieht in der Art, daß die blanken Stellen des Metalls die höchsten Lichter, die mehr oder weniger gedeckten die Schatten liefern. Uebrigens ist hohes Auftragen nicht nothwendig, im Gegentheil, je zarter und feiner das Bild gemalt ist, um so besser giebt es die gebildete Kupferplatte wieder und um so schneller wird diese fertig. Die Farbe muß nach dem Trocknen auf

*) Auf Kupfer kann man mit Kreide pausen und mit einer Auflösung von Schwefelkalium (mit dem Maximum von Schwefel) mittelst einer feinen Feder recht gut zeichnen. Die entstehenden schwarzen Striche können noch feucht abgewaschen werden und dennoch bleibt durch eine Art von Corrodirung die Zeichnung auf dem Kupfer sichtbar.

der Unterlage gut haften, weil es sonst geschehen kann, daß sie mit einer dünnen Kupferschichte unterwächst, die nur mit Salpetersäure entfernt werden könnte.

Bey einigen Versuchen habe ich ameisensaures Silberoxyd unter die Farbe gemischt und die Platte sehr gelinde erwärmt. Es werden dadurch leitende Silberpuncte auf der Oberfläche frey, welche das Belegen beschleunigen, doch ist ein solcher Zusatz, wie gesagt, nicht nothwendig.

Was die Präcipitation des Kupfers betrifft, so kann man sich dazu des Apparates von Jakobi bedienen oder eines kupfernen Troges mit einem Pergamentrahmen, wie ihn Steinheil nach der Daniel'schen Methode construirt hat, oder des Apparates, welcher von Spencer beschrieben worden ist.

Die Anwendung des Jacobi'schen Apparates hat den Uebelstand, daß die Ränder der Platte bey andauernder Wirkung zu stark anwachsen und sich besonders an den Ecken dicke Wulste bilden, auch wird sie ohne öfteres Umwenden nicht gleich dick und es erfordert eine gewiße Uebung, um Streifen und Vegetationen auf derselben zu vermeiden. Die Anwendung eines kupfernen Troges ist zwar bequem, bey öfterem Gebrauche belegt er sich aber so mit Kupfer, daß ein Wechseln des Bodens, der entstehenden Unebenheiten wegen, nothwendig wird; auch wird dabey mehr Kupfer gefällt, als nöthig ist. Ein Apparat, dessen ich mich mit gutem Erfolge bedient habe, besteht in einem Gefäße von Glas oder Porcellan mit ebenem Boden und zwey bis drey Zoll hohen Wänden. Auf den Boden dieses Gefäßes wird eine Kupferplatte gelegt, an welcher ein anderthalb Zoll breites Blech zur Leitung unter einem rechten Winkel angenietbet ist. Dieses Blech wird, den obersten Theil ausgenommen, mit Wachs isolirt.

Die Platte muß so groß seyn, daß sie die bemalte, welche darauf gelegt wird, ringsherum um einen halben Zoll ungefähr in der Fläche überragt. Ich habe früher das Leitungsblech an die bemalte Platte selbst angebracht, dadurch aber zu wulstige Ränder erhalten, welches durch die gemachte Abänderung vermieden wird. Ueber die Platten wird ein auf Füßen von 1/4 Zoll Höhe ruhender mit Pergament überspannter Rahmen oder ein Tamburin gestellt, in welches seine amalgamirte Zinkplatte gelegt wird, die man vom Pergament durch ein Paar untergelegte Glasstäbchen getrennt hält. Um die Verbindung herzustellen, gebrauche ich eine mit einem Kupferstreifen von anderthalb Zoll Breite verbundene Kupferplatte, welche etwas kleiner ist als die Zinkplatte und auf diese gelegt wird. Der Streifen taucht entweder in eine Rinne mit Quecksilber, welche auf dem mit der Unterlage verbundenen Bleche angebracht ist, oder er wird durch eine Schraubenklammer mit diesem verbunden. Die Anwendung von Quecksilber zur Verbindung erheischt Vorsicht, denn wenn etwas davon auf die unterliegende Kupferplatte fällt, was beym Ein- und Aushängen leicht geschieht, so bildet sich ein Kupferamalgam und verdirbt die Platte. — Man kann sich statt des breiten Verbindungsstreifens nicht mit gleichem Vortheile eines Drathes bedienen, bey dessen Anwendung die Fällung merklich schwächer ist. Das Glasgefäß füllt man bis zum Eintauchen des Rahmens mit einer concentrirten Auflösung von Kupfervitriol und gießt einige Linien hoch verdünnte Schwefelsäure auf die Zinkplatte. Um die Fällungs-Flüssigkeit zu nähren hat man rings um die Kupferplatte Krystalle von Kupfervitriol zu legen. Ich wechselte auch die Flüssigkeit von Zeit zu Zeit und ersetzte die ziemlich zerfressene Zinkplatte durch eine neue. Kleine Ansätze von Kupfer an dem Pergament können weggekratzt werden, kommen sie haufiger, so nimmt man einen neuen Rahmen. Uebrigens kann man sich statt des Tamburins eines Troges von halb gebranntem Thon bedienen, welcher Flüssigkeiten durchsickern läßt; doch geht dann die Fällung weit langsamer vor sich. Ich habe auf die beschriebene Weise in Zeit von 4 — 6 Tagen Platten von 4 Zoll im Quadrat und über eine Linie dick ohne bedeutende Unebenheiten erhalten. Entstunden aber dergleichen, so nahm ich die Platte heraus, trocknete sie mit Fließpapier ab und feilte sie eben, worauf ich sie wieder fortwachsen ließ.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 14. März 1840.

3. Herr Prof. v. Kobell theilte Bemerkungen mit ꝛc.

(Schluß.)

Auch habe ich öfters einzelne Stellen mit Wachs gedeckt, um andere tiefere zu gleicher Höhe wachsen zu lassen und dann die Platte eben gefeilt. Es ist gut, die Platte in Beziehung der Dicke am Rand von Zeit zu Zeit zu untersuchen und die dünnere Seite durch Wechseln der Lage dahin zu bringen, wo die Präcipitation stärker statt findet. Eine constant gesättigte Kupferauflösung ist eine vorzügliche Bedingung zu einer schnellen und feinen Präcipitation. Luftblasen, die sich beym Einlegen auf dem Bilde ansetzen können, entfernt man mit einem weichen Pinsel. Das ganze Verfahren erfordert nur im Anfang einige Aufmerksamkeit, bis das Bild überzogen ist.

Wenn die verlangte Platte die gehörige Dicke hat, so feilt man den Rand ringsherum vollkommen ab, wo sich die beyden Platten gewöhnlich leicht von einander sondern. Man reinigt nun die erhaltene Kupferplatte durch Aether von den anhängenden Farbetheilen und sie ist zum Drucke fertig. Die Abdrücke sehen wie getuscht aus und es kommen sehr zarte Töne, welches beym Malen wohl zu berücksichtigen ist. Ich glaube, daß, den vorhandenen Proben zu Folge, diese Methode um so mehr die Aufmerksamkeit der Künstler verdiene, als jeder ohne besondere Kenntnisse dadurch in den Stand gesetzt ist, irgend eine Zeichnung oder ein Bild durch den Kupferdruck zu vervielfältigen. Zudem kann, wie sich von selbst versteht, noch nachträglich in eine solche Platte radirt und gravirt werden, um Einzelnes nach Willkühr kräftiger geben zu können. Die Kosten sind, wie aus dem Gesagten erhellt, unbedeutend. —

Prof. von Kobell zeigt einen Probedruck nach diesem Verfahren vor, und eben so einige mittelst des Jacobischen Apparates erhaltene Copien sehr feiner Reliefs, indem er bemerkt, daß er die Ausführung letzterer zunächst einer gnädigen, den Jacobischen Apparat genau beschreibenden, Mittheilung Sr. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Leuchtenberg zu verdanken habe, welche ihn weiter zu obigen Versuchen veranlaßte.

Ludw. Friedr. Kämtzs Vorlesungen über Meteorologie. Halle, 1840. 8. mit sechs Tafeln in Steindruck.

Ein Handbuch der Meteorologie ist eine eben so schwierige als verdienstliche Arbeit. Es ist bekannt, was in früheren Zeiten de Luc, Seaussure, Cotté u. aa., in neueren Zeiten Brandes, Schübler und Forbes in dieser Hinsicht geleistet haben. Wenn man aber schon diese Leistungen mit allem Danke anerkennt, so kann man die Unsicherheit nicht verkennen, welche in dem ganzen Unternehmen herrscht. Hr. Prof. Kämtz, schon rühmlichst bekannt durch sein Lehrbuch der Meteorologie (Halle 1831 — 1836. 3 Bände), liefert in den gegenwärtigen Vorlesungen einen in mancher Beziehung

reichhaltigen Auszug aus dem Lehrbuche. Eigene, auf seinen Reisen am Ufer des Meeres und auf den Gebirgen der Schweiz, angestellte Beobachtungen und Untersuchungen haben dem Hrn. Verf. Gelegenheit zu wichtigen und neuen Resultaten gegeben.

Allein was kann in unseren Tagen eine Meteorologie noch seyn, als eine fragmentarische Behandlung der Veränderungen in der Atmosphäre? Die tausendfaltigen Variationen, welche durch die Lage und das Klima der verschiedenen Standpuncte auf der Erde erzeugt werden, fordern eine eben so vielfältige Beobachtung der Zeit und dem Orte nach, um den bearbeitenden Meteorologen den Gang der Erscheinungen und ihrer Modificationen kennen zu lernen. Dazu reichen begreiflich Beobachtungen nicht hin, welche in weit von einander entfernten Orten und in großen Zeitabständen gemacht worden sind. Von den Polen bis zum Aequator und umgekehrt setzt sich häufig der Gang einer Erscheinung fort, und nur eine ununterbrochene Reihe auf einander folgender Beobachtungen ist im Stande, dieselbe in allen ihren Theilen zu studieren, und Rechenschaft zu geben über ein Ereigniß von seiner Entstehung bis zu seinem Aufhören.

Aber welche persönliche, örtliche und finanzielle Verhältnisse treten nicht hier entgegen! Wer das Beschwerliche und Zeitraubende regelmäßig fortgesetzter und berechneter Beobachtungen aus Erfahrung kennt, wird sich nicht wundern, wenn sich nur Wenige aus Liebhaberey dazu hergeben. Wer die Nothwendigkeit, Seltenheit und Kostspieligkeit vollkommen brauchbarer und correspondirender Instrumente zu würdigen weiß, wird es dem nicht eigens dazu angestellten Privatmanne nicht verargen, wenn er die Ausgaben scheut. Jeder wird daraus einsehen, daß nur ein großmüthiges Zusammenwirken der Regierungen durch Gründung von Wetterwarten mit eigenen besoldeten Observatoren den Hindernissen steuern könne, welche den Fortschritten der meteorologischen Kenntnisse im Wege stehen. Mit Zuversicht darf man annehmen, daß diese Kenntnisse bereits einen hohen Standpunct erreicht haben würden, wenn seit Jahrhunderten für die Meteorologie nur der dritte Theil dessen geschehen wäre, was mit Recht der Astronomie zugewendet worden ist.

In diesem Augenblicke läßt sich nun allerdings nichts thun, als wenigstens das Vorhandene mit Sorgsamkeit und Unpartheylichkeit sammeln, und daraus (seyen es vorläufig auch nur hypothetische) Resultate ableiten, und so den Nachkommen hinübergeben.

Dazu hat nun Hr. Prof. Kämtz durch die gegenwärtigen Vorlesungen wie durch sein Lehrbuch auf eine ausgezeichnete Weise mitgewirkt. Jeder künftige Meteorolog wird ihm für seine Arbeiten Dank wissen, und wenn, wie es scheint, diese Vorlesungen als Grundlage mündlicher Vorträge dienen sollen, so wird sich das Verdienst dadurch erhöhen, daß mancher junge Mann in das Geleistete eingeweiht auch in der Folge zur weiteren Untersuchung und Berichtigung aufgemuntert werden wird.

Bey den bekannten Verdiensten des H. Verf. und dem eben so bekannten Reichthume der in dem Lehrbuche niedergelegten Materialien, bedarf es wohl keiner weiteren Anpreisung, und es genügt, nur die Ueberschriften der Abschnitte, in welche das Ganze zerfällt, anzuführen.

Die Grundursachen aller Veränderungen in der Athmosphäre sind Wärme und Elektricität. Auf ihre Wirkungen und ihre Modificationen reduciren sich am Ende alle meteorologischen Erscheinungen. Mit Recht beginnt daher der Hr. Verf. im I. Abschnitt (8 — 35) mit Betrachtungen über den Gang der Wärme im Allgemeinen. Daran reiht sich II. Abschnitt (36 — 73) als allgemeine nothwendige Wirkung die Behandlung der Winde, von welchen die Hydrometeore herbeygeführt werden (III. Abschnitt 74 — 181). Aus der combinirten Wirkung der Wärme, der Winde und der Hydrometeore, und der Rückwirkung der beyden letzteren auf die erste gehen die klimatischen Verhältnisse hervor. Daher war es von Wichtigkeit, die Gesetze der dadurch veranlaßten Wärmevertheilung auf der Erde festzustellen, womit sich der IV. Abschnitt (182 — 265) in zweckgemäßer Ausdehnung beschäftiget. Da alle meteorologischen Erscheinungen entweder durch Bewegung der Atmosphäre (Winde) oder der verschie-

denen Schwere und Elasticität (Druck) derselben begründet sind, so muß eine Abhandlung über die Atmosphäre einen wesentlichen Bestandtheil einer Meteorologie ausmachen, und Hr. Verf. widmet derselben den V. Abschnitt (266 — 378) unter der Aufschrift: „Schwankungen des Barometers.“ Im VI. Abschnitte (379 — 474) behandelt der Hr. Verf. die elektrischen Erscheinungen in der Atmosphäre, und nach denselben auch die Hagelbildung, ohne an den elektrischen Ursprung desselben zu glauben. Der VII. Abschnitt umfaßt die optischen Phänomene (Photometeore) (475 — 538). Der VIII. Abschnitt (539 — 560) ist den Polarlichtern gewidmet, deren Abhängigkeit von dem Erdmagnetismus der Hr. Verf. vollkommen anerkennt, ohne eine entscheidende Erklärung zu geben, nur stellt derselbe die Vermuthung auf, daß die magnetischen Lichtstrahlen sich in den oberen dünneren Regionen der Atmosphäre eben so verbreiten, wie das elektrische Licht im leeren Raume. Der IX. und letzte Abschnitt behandelt (561 — 686) die problematischen d. i. diejenigen Erscheinungen, über deren Entstehung die Meynungen der Physiker so getheilt sind, daß darüber auf dem dermaligen Standpuncte unserer Kenntnisse keine Entscheidung möglich ist. Diese Erscheinungen sind a) der Schwefel-, Blut-, Getreide-, Thierregen, b) der Höherauch, c) die Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine.

Ohne ins Einzelne dieses schätzbaren Werkes einzugehen, bemerkt Ref. nur, daß, obschon er mit der Reihenfolge der Gegenstände nicht immer einverstanden seyn kann, und in mancher Hinsicht eine andere Darstellungsweise gewünscht hätte, die vorliegenden Vorlesungen mit einer Gründlichkeit, einer Belesenheit, und zugleich mit einer Bescheidenheit geschrieben sind, die nichts zu wünschen übrig lassen, und Ref. freut sich, ein solches gediegenes Werk hier anzeigen zu können.

Nur eine Bemerkung erlaubt er sich am Ende über S. VIII der Vorrede, wo Hr. Verf. aus der Leipziger Allgemeinen Zeitung Nr. 225. 1839 anführt: „Die Mönche in Bayern haben vor Kurzen ein Feuer öffentlich angeschürt, damit die Landleute Stöcke hineinhalten könnten. Diese Stöcke trägt das Landvolk hinaus auf die Felder und steckt sie in den Boden — es schützt vor Hagelschlag.“ Es ist Ref. unbegreiflich, wie sich der Hr. Verf. hat verführen lassen, eine Jahrhunderte alte Ceremonie des katholischen Ritus (am Charsamstage) für eine neue Erfindung der Mönche zu halten, und dem Mißbrauche des Landvolkes eine Stelle in einem wissenschaftlichen Werke einzuräumen!?! —

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik ꝛc.

(Fortsetzung.)

2) Hr. Prof. Karsten, welcher die elektrische Polarisation des Flüssigen für das Wesen aller galvanischen Thätigkeit ansieht, findet den wesentlichen Unterschied zwischen dem chemischen und dem galvanischen Processe darin, daß sich bey jenem die entgegengesetzten Elektricitäten der im Contact befindlichen Körper unmittelbar mit einander ausgleichen, bey diesem aber ein polares Auseinandergehen der entgegengesetzten Elektricitäten zu oE in den starren Elektricitätsleitern stattfindet, woraus sich erklärt a) die Wirkungsweise der zu einer Volta'schen Säule mittels eines zersetzbaren Flüssigen verbundenen heterogenen Metalle von verschiedener elektromotorischer Kraft, b) die Unmöglichkeit einer galvanischen und einer chemischen Action zwischen starren Körpern, c) die Nichtexistenz eines anderen Stromes, als desjenigen, welcher durch die Schließungsbögen der einzelnen Ketten geht, und von der + E und — E aus dem flüssigen Leiter abstammt, also nothwendig aus zwey in entgegengesetzten Richtungen sich bewegenden Strömen besteht, d) die Polarisation zweyer einander berührender Flüssigkeiten, wodurch die mehr saure — E, die mehr alkalische + E erhält, und Wasser bey concentrirten Säuren die Stelle des Alkali, bey Alkalien die Stelle der Säure vertritt u. s. w. (438 — 442).

3) Gegen die von Faraday beschriebenen interessanten Phänomene bey dem Oeffnen und Schließen einer galvanischen Kette, und ihre Erklärung hatte Hr. Prof. Moser in dem Repertorium der Physik (Bd. I. S. 328) Einwendungen erhoben. Hr Jacobi hingegen sucht (132 — 149) diese Meynung gänzlich zu widerlegen, und Faradays Ansicht bey ihren Rechten zu erhalten, indem er die Existenz des von Faraday angenommenen Extracurrent (Nebenstrom, Gegenstrom) vertheidiget, und aus seinen und Hrn. Akad. Lenz Versuchen darthut, daß die von Faraday beschriebenen Ablenkungen der Galva-

nometernadel in der Nebenschließung wirklich statt haben, und einzig und allein dem Extracurrent zugeschrieben werden können, wie denn selbst Hr. Mosers Resultate (die Methode der Amplituden) die Einwirkung des Extra-current auf das magnetische Galvanometer über allen Zweifel erheben. Was die Stärke dieses Extracurrents betrifft, so meynt Hr. Jacobi, daß es keineswegs als etwas Factisches und Widerspruchloses angesehen werden dürfe, wie in dem Repertorium geschieht, daß er stärker sey als der primäre, dem er sein Entstehen verdankt, indem man keineswegs das Recht habe, zwey Ströme unter ganz verschiedenen Umständen ohne Weiters als stärker oder schwächer zu bezeichnen.

4) Aus XXXIV. Bd. dieser Annalen ist bekannt, daß Hr. Akad. Lenz, die Zu- und Abnahme der Leitungsfähigkeit für Elektricität des Silbers, Kupfers, Messings, Eisen und Platin untersucht, und gefunden hat, daß diese Fähigkeit mit der Temperatur bis auf ein Minimum abnehme, und von da wieder wachse. Diese frühern Versuche vervollständiget Hr. Akad. Lenz (105 — 121) und wir führen hier nur die Endresultate derselben an, aus welchen sich ergiebt, daß diese Leitungsfähigkeit

	bey 0°	100°	200°	Minim.	bey ° R.
für Silber	136,25	94,45	68,72	59,00	310,00
für Kupfer	100,00	73,00	54,82	45,70	359,90
für Gold	79,79	65,20	54,49	50,06	349,10
für Zinn	30,84	20,14	14,78	13,64	269,20
für Messing	29,33	24,78	21,45	18,46	421,50
für Eisen	17,74	10,87	7,00	6,01	278,80
für Bley	14,62	9,61	6,76	6,02	282,60
für Platin	14,16	10,93	9,02	8,41	295,30

5) Hr. Peter Rieß hatte schon früher (XXXX. und XXXXIII.) Apparate und Formeln aufgestellt, um die Erwärmung von Drähten durch elektrische Entladung zu untersuchen. Gegenwärtig (1 — 24) schließt er aus mehreren Reihen von Versuchen und mittels der früher von ihm aufgestellten Formul, daß die elektrische Verzögerungskraft x, das Erwärmungsvermögen y, und wenn man die relativen Temperaturerhöhungen in Wärmemengen verwandelt, indem man sie einzeln mit dem Producte aus der Wärmecapacität C in das specifische Gewicht g des beyüglichen Metalles multiplicirt, diese yCg in folgender Ordnung fortschreiten

für Silber	x = 0,1045,	y = 0,1267,	yCg = 0,1120
für Kupfer	0,1552,	0,1155,	0,1447
für Gold	0,1746,	0,2112,	0,1847
für Messing	0,5602,	0,5861,	0,5616
für Eisen	0,8789,	0,7080,	0,9148
für Platin	1, —	1, —	1, —
für Zinn	1,053,	1,5700,	0,8917
für Nickel	1,1800,	0,8727,	1,1820
für Bley	1,5030,	2,8760,	1,4550

Die Uebereinstimmung der Werthe von x und yCg sind so groß, als man sie bey diesen Versuchen erwarten kann. Versuche mit chemisch reinen Stoffen würden das electrische Erwärmungsvermögen mit viel größerer Schärfe bestimmen, nach dem durch die Versuche vollkommen bestätigten Satze: Das relative elektrische Erwärmungsvermögen eines Metalles wird gefunden, wenn man die elektrische Verzögerungskraft desselben durch seine Wärmecapacität und sein specifisches Gewicht dividirt, oder $y = \frac{x}{Cg}$.

6) Es ist bekannt, daß zur Anzeige aller Wirkungen nicht jeder Multiplicator angewendet werden kann. Hr. Prof Fechner beschreibt (232 — 241) die Extreme dieser Anrichtung a) aus einem einfachen breiten und dicken Kupferstreifen, welcher entweder nur eine einzige Windung, oder (nach Dove) einige wenige verticale Windungen neben einander macht, zwischen welchen die Nadel schwingt, und b) zweyen anderen aus einem Kupferdraht, von welchem 2 Fuß in unbekleidetem Zustand 0,226 Gramme wiegen, von 16454 und ungefähr 3000 Fuß Länge. Der erstere ist auf einem Gestell von 5 Zoll Länge und Breite, und 7,1 Lin. Höhe in 12076 Windungen, der zweyte auf einem kleineren Gestelle mit etwas mehr als 3000 Windungen aufgetragen, dessen Leitungswiderstand sich zu dem des ersten nach einer beyläufigen Messung = 1 : 5,3 verhält.

Die Vortheile dieser Multiplicatoren sind 1) Nachweisung der Abnahme der Magnetnadel durch Maschinenelektricität, 2) und des in Göttingen mit größeren Magnetstäben beobachteten magneto-elektrischen Phänomenes, 3) Aufhören der Ursache der Wirkungsabnahme und bemerkenswerthe Constanz der Kette, 4) vorzügliche Brauchbarkeit zu Versuchen in Flüssigkeiten von starkem Leitungswiderstand, 5) die Möglichkeit, auch mit kleinen Quantitäten zu experimentiren.

7) Aus den von H. Haldat in einer Sitzung der Pariser Akademie vorgelegten Angaben gieng hervor, daß die elektrischen und magnetischen Ströme sich in weniger als 0,0001 Sek. entwickeln. Hr H. Jacobi's Versuche (281 — 284) zeigen, daß der Strom einer elektro-magnetischen Maschine in 1/80 Sekunde eine Drahtlänge von 350 Fuß durchlaufe, und daher eine Geschwindigkeit von wenigstens 28000 oder eigentlich 56000 Fuß in der Sekunde haben müsse, weil er sich in dieser Zeit bilden und wieder verschwinden muß. Andere Versuche zeigten, daß eine Spirale von Kupferdraht von 70 Fuß Länge in 1/9000 Sekunden von dem Volta'schen Strome durchlaufen werde, welches einer Geschwindigkeit von 630000, oder vielmehr 1260000 Fuß auf eine Sekunde entspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie, Geologie ꝛc. von der frühesten bis zu unserer Zeit. Nach dem Englischen des W. Whewell, mit Anmerkungen von J. J. von Littrow, Director der kais. kön. Sternwarte in Wien. 1. Th. Stuttgart 1840. 8. 448 S.

Das englische Werk, dessen erster Band in der deutschen Bearbeitung vorliegt, erschien zu London in 3 Bänden unter demselben Titel: History of the inductive Sciences from the earliest te the present times, und ist dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen. Herrn von Littrow schien dasselbe ein so vorzügliches, und auch für seine Landsleute ein so nützliches und selbst nothwendiges Werk zu seyn, daß er einem allgemeinen Wunsche entgegen zu kommen glaubte, wenn er ihnen dasselbe in deutschem Gewande übergäbe. Schon der Umstand, daß hier die Geschichte der gesammten Zweige der Naturwissenschaft, so weit sie in den Principien und Methoden etwas gemeinsames haben, in durchgängiger Verbindung und in gegenseitigem Zusammenhang, in gedrängter Kürze erzählt ist, muß dieses Werk vielen Männern vom Fach empfehlen; denn unsere einheimischen Werke dieses Faches umfassen meistens nur einzelne Zweige, und diese dann zwar ausführlicher, zumal in literarhistorischer Hinsicht, aber auch minder übersichtlich. Herr von Littrow verdient daher den Dank gewiß recht vieler Leser, daß er diese Geschichte auf deutschen Boden verpflanzte; soweit man ohne Kenntniß des englischen Originals von der Uebersetzung urtheilen kann, so liefet sie sich leicht, klar und anziehend; er hat aber mehr gethan; er hat einestheils das englische Original hin und wieder abgekürzt, z. B. S. 401, wo Whewell die unvollkommenen astronomischen Ansichten seines großen Landsmannes, des Koryphäen der inductiven Methode, Bacons von Verulam, des Breiteren zu entschuldigen gesucht hat, und so an mehreren Stellen. Anderntheils hat der würdige deutsche Bearbeiter mannichfache Zusätze gemacht, theils nicht unbeträchtliche biographische und historische Artikel in Anmerkungen unter dem Texte, oder wünschenswerthe Erläuterungen und Bereicherungen im Texte selbst, jedoch mit seiner Chiffer, beygegeben; z. B. S. 118 wird eingeschaltet, wie die Planeten nach dem ägyptischen System, jeder eine Stunde des Tages beherrschen und jeder der Reihe um auch zur Herrschaft eines Tages, der von ihm den Namen trägt, kam, — die Zeitabtheilung in Wochen, die bey sehr vielen Völkern des Alterthums schon gang und gebe gewesen ist. Das sechste Kapitel des 4. Buches von S. 331 bis 372 gehört ganz dem deutschen Bearbeiter; es ergänzt dasjenige, was der Engländer zu kurz und flüchtig über die langen Zeiten des Mittelalters gesagt hat, und berührt in nachträglichen Bemerkungen die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Krankheiten im Mittelalter, den Mangel an Unterrichtsmitteln u. m. a. bis zur Wiederweckung der alten Schriftsteller. Ohne Zweifel erhält hiedurch die deutsche Bearbeitung des berühmten Astronomen der Kaiserstadt nicht unerhebliche Vorzüge vor dem englischen Original; hoffentlich werden wir auf die beyden andern Theile, die noch zurück sind, nicht zu lange warten müssen, und auch von ihnen dasselbige rühmen können.

Dieser erste Theil, — um den Leser sofort mit dem Inhalt desselben in kurzen Umrissen bekannt zu machen — ist in 5 BB. abgetheilt, von

denen das erste, nach einer Einleitung, die Geschichte der griechischen Schulphilosophie in Beziehung auf Physik enthält, — S. 33 — 80; — das zweyte giebt von S. 83 — 94 die Geschichte der physischen Wissenschaften der alten Griechen, nämlich der Mechanik, Hydrostatik, Optik und Harmonik. Das dritte Buch von S. 97 — 198 verfolgt die Geschichte der griechischen Astronomie bis zu ihrer Verbreitung unter den Arabern; das vierte von S. 201 — 373 die Geschichte der inductiven Wissenschaften im Mittelalter; das fünfte endlich v. S. 375 — 443 die Geschichte der formellen Astronomie nach der stationären Periode, oder Copernikus und Kepler, und die Folgen der Keplerschen Periode. — So schließt dieser Band mit einem großen deutschen Namen, dessen Ruhm im Reiche der Wissenschaften ewig glänzen wird, und dem auch hier die wohlbegründete und verdiente Anerkennung nicht entgangen ist; darin liegt eine Mahnung an das deutsche Vaterland, daß es zu einer Zeit, wo so viele ältere Werke in den Pressen verjüngt werden, die Werke dieses unsterblichen Heros vor vielen anderen sich wieder zugänglich machen möge; wirklich ist ein gelehrter Landsmann Keplers mit der Sammlung seiner vollständigen, auch der noch ungedruckten Schriften, und deren würdigen Herausgabe fleißig beschäftiget; möge sie das Publikum durch allgemeinere Theilnahme fördern!

Aus der vorangegangenen allgemeinen Angabe ersieht man schon, daß es vornämlich die Astronomie ist, zu deren nun allgemeingültiger Theorie im letzten Buche die ersten Grundlagen nachgewiesen werden, auf denen der weitere Bau fortgerückt ist; denn die übrigen Zweige der physikalischen Wissenschaften in der griechischen Periode werden sehr kurz und mit wenigen charakteristischen Zügen abgefertigt, weil, wenn auch ein gesunder und ergiebiger Grundsatz gefunden worden, wie z. B. von Archimedes für die Mechanik und Hydrostatik, doch auf demselben nicht fortgebaut, die weiteren Folgen nicht abgeleitet und zu einer umfassenden Theorie nicht vervollständiget wurden. Dieser Mangel an fortschreitender Entwickelung der ersten Elemente und physikalischen Gesetze muß an einem so sinnreichen und denkenden Volke, wie die Griechen gewesen sind überraschen; er muß seinen Grund in etwas anderem gehabt haben, als in dem Nationalgeiste; wir werden weiterhin darauf zurückkommen. Auf die asiatischen Völker des Alterthums nimmt der Verfasser keine Rücksicht und er erklärt S. 198 ausdrücklich, daß es nicht seine Absicht gewesen, alle Bemühungen der anderen Nationen anzuführen, die, so berühmt sie auch im übrigen gewesen seyn mögen, dem großen System der europäischen Cultur fremd geblieben sind. Demnach übergeht er ohne alle Erwähnung die Sinesen, die Inder und Perser, die Chaldäer und Aegypter u. m. a., so viel historisches Interesse auch einzelne Angaben in Betreff ihrer Ansichten und Wahrnehmungen haben, so bedeutend, ja staunenswerth auch ihre Fortschritte gewesen in der Ausübung mancher der auf die hier behandelten physikalischen Disciplinen gegründeten Künste, z. B. der Mechanik und Hydrostatik, namentlich auch der Baukunst, wie dieß selber die Ruinen bezeugen. Wenn man daher auf Vollständigkeit in Sammlung der geschichtlichen Ueberlieferungen und Thatsachen, die in diesen Bereich gehören, hinsieht: so kann ein reicheres Materiale in anderen Werken leicht gefunden werden, z. B. über Geschichte der Astronomie bey Montücla, Schaubach, Ideler, Bailly, de Lambre; ja schon das alte physikalische Wörterbuch von Gehler giebt z. B. über die Anfänge der Theorien einer Mechanik, Statik, Optik, Harmonik u. dgl. bey den Griechen nicht viel weniger historische Notizen, als sich hier finden. Demungeachtet verspricht Whewells Werk eigenthümliche Vorzüge und nimmt schon in dem vorliegenden Band einen besonderen Werth und Verdienst in Anspruch. Es besteht dieser einerseits darin, daß es alle Zweige der Physik umfaßt, dann zweytens, daß es deren Geschichte von dem Gesichtspuncte der Methode aus erzählt. In allen Unternehmungen aber, überhaupt in allem Thun und Lassen kommt Vieles, ja das allermeiste auf den Weg und Gang an, den man einschlägt und verfolgt; in den Wissenschaften aber ist die rechte Methode mindestens die Hälfte einer jeden derselben. In der Geschichte jeder Wissenschaft, sie habe was immer für einen Gegenstand und Inhalt, fällt es bey einiger Auf-

merksamkeit deutlich in die Augen, durch welche der Methoden, die in jeder möglich und in Anwendung gekommen, das Ziel verfehlt, die Forschung und ihr Fortgang gehemmt, verzögert und in die Irre geführt worden ist, oft lange Perioden hindurch; wie hinwieder eine Aenderung in der Methode zeitenweise eine rasche Entwickelung einzelner Disciplinen gefördert hat. Eine Geschichte der Wissenschaften, nach diesem Gesichtspuncte streng ausgeführt, lehrt nicht allein materialiter den Stoff und Zuwachs an fester Einsicht in jedem Zweige kennen; sie übt auch virtualiter die Erfindungskraft, sie lehrt richtig nachspüren und zeigt, durch wie vielerley Umstände jede neue Entdeckung bedingt war, was ihr vorangehen, was mit ihr von verschiedenen Seiten her zusammentreffen mußte, wenn es auch dem größesten Genie und dem anhaltendsten Fleiße gelingen sollte, nachhaltige und ergiebige Theorien aufzustellen. Der Verf. sagt in der Einleitung S. 18:

„Mit Recht darf man erwarten, daß eine Geschichte der inductiven Wissenschaften uns nicht nur eine Uebersicht des jetzt bestehenden Vorrathes von Kenntnissen, sondern auch eine Anzeige von den besten Methoden geben werde, diesen Vorrath noch zu vergrößern und ihn wohlgesichert unsern Enkeln zu überlassen. Solche Regeln aus der Literargeschichte der Vergangenheit abzuleiten, dieß war die ursprüngliche Absicht, die zu der gegenwärtigen Schrift Veranlassung gegeben hat. Auch ist diese Absicht nicht aufgegeben worden, aber ihre Ausführung, wenn sie statt haben soll, muß auf ein künftiges Werk: Ueber die Philosophie der inductiven Wissenschaften verschoben werden."

Es muß recht sehr bedauert werden, daß dieses in Aussicht gestellte Werk nicht gleichzeitig mit dem vorliegenden erschienen ist; Hr. v. Littrow wird sich ein neues Verdienst erwerben, wenn er es, sobald es erschienen, für Deutschland zu bearbeiten sich entschließt. Wir haben zwar logikalische Lehr- und Handbücher in Unzahl, und es kommen in denselben wohl auch einige Regeln vor über die Induction und die inductorische Methode, aber so unergiebige, magere und fruchtlose, daß für die Einsicht in dieselbe und für ihre Ausübung nicht das geringste gewonnen wird; Dialektik oder spitzfindige Schwatzkunst wird ausführlich behandelt, die heuristische Logik geht dabey leer aus; nur Fries in seinem System der Logik macht eine rühmliche Ausnahme; Fries ist aber auch nicht bloß Metaphysiker, sondern zugleich auch Physiker und Mathematiker, wie er in seiner mathematischen Naturphilosophie nach philosophischer Methode bearbeitet, gezeigt hat. Indessen hat Hr. Whewell schon in diesem gegenwärtigen Bande an verschiedenen Orten über den naturnothwendigen Gang und Verband der physikalischen Theorien sehr lehrreiche und triftige obzwar kurze Bemerkungen eingestreut, die für jeder Art wissenschaftliche Forschung Beherzigung verdienen, und vornämlich dieses Resultat geben, daß die inductive Methode weder so neu, als gemeinhin behauptet wird, noch so selbständig für sich sey, als es der Verf. manchmal zu meynen scheint; daß sie vielmehr die andern Methoden mit in sich befasse, daß ihr von manchen Seiten her fremder Beystand zukommen muß, wenn sie zum erwünschten Ziele führen soll. Dieß fällt unwidersprechlich in die Augen in der Geschichte der neueren Astronomie von Copernikus an. Die Hypothese, auf der er baute, und welche den Mittelpunct aller planetarischen Bewegungen in die Sonne versetzt, war von mehreren Alten seit Pythagoras beliebt worden, wie Hr. Whewell S. 381 flg. ausführt; er gesteht, daß die heliocentrische Lehre von Copernikus, wie von den Griechen auch, auf formellem Grunde errichtet war, daß sie sich nämlich durch ihre hohe Einfachheit und ihre geometrische Uebereinstimmung mit den allgemeinen Erscheinungen des Himmels empfahl; dahingegen die geocentrische Hypothese sich durch den täuschendsten Sinnenschein aufdrang.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik ꝛc.

(Fortsetzung.)

8) Der bekannte unermüdete Vertheidiger der galvanisch-chemischen Theorie Hr. de la Rive hat ausführliche Untersuchungen über die Eigenschaften der magneto-galvanischen Ströme angestellt, von welchen früher (XXXXI. ein kurzer Auszug gegeben wurde. Der gegenwärtige Band enthält dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung (163 — 179 und 407 — 438).

De la Rive bediente sich dabey, wie es scheint, einer Sarton'schen Maschine, und seine Resultate sind:

a) Die magnetoelektrischen Ströme haben alle Eigenschaften der gewöhnlichen elektrischen, aber die Stärke ihrer erwärmenden, chemischen, und physiologischen Wirkung hängt von der Geschwindigkeit der Rotation ab. Die Ursache scheint darin zu liegen, daß die beyden E am Ende der Drähte nicht Zeit haben, sich zu neutralisiren, sondern gezwungen sind, den die beyden Enden verbindenden Leiter zu durchlaufen.

b) Die elektromagnetischen Ströme leiden einen bedeutenden Widerstand, wenn man den leitenden Metalldrähten eine größere Länge oder geringere Dicke giebt.

c) Die Leitungsfähigkeit für diesen Strom wächst mit der Verkleinerung des Abstandes. Der Einfluß der Länge des flüssigen Leiters ist aber auf magnetoelektrische Ströme viel größer als auf volta'schen, und der Intensitätsverlurst eines volta'schen Stromes hat Statt bey dem Uebergang von dem metallischen in den flüssigen Leiter, umgekehrt aber bey den magnetoelektrischen beym Durchgang durch den flüssigen, und ist um so beträchtlicher, je kleiner die Geschwindigkeit der Rotation ist.

d) Je größer die Oberfläche des zur Einführung des magnetischelektrischen Stromes in das Flüßige des angewendeten Leiters ist, desto bedeutender ist die Entwicklung der Wärme, desto geringer aber die des Gases, während bey galvanischen Strömen die Intensität der Wärme und der chemisch en Wirkung mit der Berührungsfläche wächst. Die Ursache dieser Verschiedenheit findet de la Rive darin, daß mit der Vergrößerung der Fläche die Größe derselben so groß wird, daß der durch Induction erregte viel geringere magnetoelektrische Strom ganz durchgeht, welches wegen der ungeheuren Menge der entwickelten Elektricität bey dem volta'schen Strome nicht statt finden kann.

e) Als besondere Erscheinung an den zur Einschaltung in die Kette gebrauchten Metallen beobachtete de la Rive, daß Platten von Platin, Gold und Palladium so weit sie in den flüssigen Leiter eingetaucht waren, mit einer schwarzen Masse überzogen wurden, welche nichts als sehr zertheiltes Metall war. Die Ursache des genannten Ueberzuges glaubt Hr. de la Rive entweder einer Auflockerung (desagregation) der bald nach einer bald nach der anderen Richtung gezogenen Theile zuschreiben zu müssen, oder darin zu finden, daß an der Oberfläche der Metalle eine Folge von Oxydation und Desoxydation vor sich geht, so daß die kaum oxydirten Metalle von dem Wasserstoff wieder reducirt werden.

f) Als Hr. De la Rive den magnetoelektrischen Strom zugleich durch eine Flüssigkeit und einen metallenen Leiter zu dem Thermometer führte, beobachtete er die merkwürdige Erscheinung, daß bey einer gewissen Länge des Leitungsdrahtes ein Minimum der Wirkung eintrat, bey einer größern Länge sich aber wieder erhöhte. Hr. de la Rive meynt, dieses Resultat sey nach der Theorie, welche den elektrischen Strom als eine in Bewegung begriffene Flüssigkeit betrachtet, ganz unerklärlich, sondern nur nach der Undulationstheorie, wenn man annimmt, daß der durch den 12 F. langen Silberdraht gegangene Stromtheil im Moment, da er das Thermometer erreicht, um eine halbe Welle gegen den durch die Flüssigkeit gegangenen zurückstehe; daß dagegen bey der Länge von 17 Zollen beyde Stromtheile in Accord stehen. Dieß würde für die halbe Welle eine Länge von 127, und folglich für die ganze Länge in einem 0,25 Lin. dicken Silberdraht 254 Zolle geben, obschon es schwer hält, diese Längen genau anzugeben.

9) Der durch seinen Scharfsinn in mathematischer Behandlung physikalischer Gegenstände bekannte Hr. K. W. Knochenhauer in Meiningen beschäftigte sich mit theoretischen Untersuchungen über den Einfluß einer galvanischen Spirale auf einen Magnetpol und umgekehrt, welche ihn lehrten, daß der verschiedene Erfolg nicht in einem ungleich starken galvanischen Strom, nicht in ungleicher Beweglichkeit der Apparate, sondern nur in ihrer ungleichen Construction gesucht werden müsse, indem unter gleichen Umständen der Einfluß des Erdmagnetismus auf eine Spirale mit dem Quadrat ihrer Weite und mit der Anzahl ihrer Windungen wächst, und Aehnliches auch von der Wirkung der Stahlmagnete auf Spirale überhaupt gilt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie, Geologie ꝛc.

(Fortsetzung.)

Herr Whewell bemerkt S. 379: Daß dieß neue System, so lange es in den Händen des Copernikus blieb, noch einen guten Theil von den excentrischen Kreisen und Epicyklen seines Vorgängers — des Ptolemäus — beybehielt, ja daß es die alten Maschinerien des Ptolemäus in manchen Theilen sogar noch vermehrte.

> „Ohne diese dem neuen Systeme wieder angehängten Epicykel würde es hinter der alten Ptolemäischen Theorie, in der genauen Erklärung der Erscheinungen weit zurückgeblieben seyn.“

Weiterhin sagt Hr. Whewell:

> „Die Griechen hatten sich schon mit viel Bestimmtheit darüber ausgesprochen, zum Zeichen, daß sie den Gegenstand mit klaren Begriffen und mit kräftigem Geiste aufgefaßt hatten, so wie es im Gegentheil auch als ein Beweis der intellectuellen Schwäche und Servilität des Mittelalters gelten muß, daß sich ein ganzes Jahrtausend hindurch auch nicht ein einziger Mann gefunden hat, dem es eingefallen wäre, den eigentlichen Werth dieser Hypothese näher zu untersuchen, und sie, den weiter vorgerückten astronomischen Kenntnissen seiner Zeit gemäß, darzustellen.“

Wodurch wurde es denn aber dem Copernikus möglich, diese alte Hypothese zu verjüngen nnd ihr mehr Aufmerksamkeit und Beachtung zuzuwenden? Der Hr. Verf. sagt es selbst S. 380, daß dazu vor allem ein mathematisches Talent gehört, das Problem aufzulösen; und daß dieß es war, was Copernikus unternahm, und auch zugleich glücklich zu Ende führte. — Wir sehen gleich an diesem Beyspiel, daß mit den bloßen empirischen Thatsachen noch nicht viel gewonnen ist, daß erst die Speculation zum Behuf der Erklärung derselben eine Hypothese erspähen und aufstellen, und durchhin unter das Maß der Mathematik stellen muß, wenn eine wohlbegründete wissenschaftliche Theorie zu Stande kommen soll. Deßfalls stand den Pythagoräern und Platonikern ihre Zahlenmystik und ihre speculativ symbolische Ansicht der Mathematik eben so sehr, als der Mangel an ausreichenden Beobachtungen ꝛc. im Wege, daß sie ihre glückliche heliocentrische Hypothese nicht im Wege der Mathematik zu begründen vermochten. Nachdem aber Aristoteles für die geocentrische Hypothese entschieden, nachdem eben er auch die Mathematik als reine formelle und abstracte Wissenschaft der Größen aus dem Verband mit der Ideenlehre und der Symbolik erlediget hatte, so zogen die ihm befreundeten Astronomen seiner Zeit, wie Eudoxus, Kalippus, so wie die meisten späteren, die dem Sinnenscheine entsprechendere Auffassung vor, und bildeten sie immer consequenter und verwickelter aus, ohne daß die Fortschritte der Mathematik und der Beobachtung sie irrten und zur Prüfung und Verwerfung ihrer ersten Voraussetzung veranlaßten und nöthigten. Es ist interessant und bemerkenswerth, daß der gepriesene Vater der neuern inductiven Methode, obzwar ohne Zweifel im Besitz aller mathematischen und astronomischen Kenntnisse seiner Zeit, gleichwohl der überlieferten Theorie anhänglich blieb. — Eben dieser „so beredte Beförderer der wahren philosophischen Methode, der

Kanzler Bacon, hat einen höchst sonderbaren Mißbrauch von der Induction gemacht, um die Unbeweglichkeit der Erde zu beweisen, sagt La Place in s. Philos. Versuch über Wahrscheinlichkeiten S. 189 fgg., und weiset die Irrthümer der von Bacon hier versuchten Induction nach, und sagt am Ende S. 191: Bacon gab zum Aufsuchen der Wahrheit die Vorschrift, nicht das Beyspiel. — Mit allem mathematischen Talent des Copernikus aber war seine Hypothese noch wenig gesichert, wenn nicht um eben dieselbe Zeit — das Fernrohr erfunden und von Galilei sofort zur Beobachtung des Himmels hingewendet worden wäre. Das Fernrohr that nebenher das beste, um das alte System zu stürzen; fortan thut man den Griechen unrecht, wenn man sie nur mit ihrem festen und scharfen Auge, den bewaffneten Augen der Neueren gegenüber stellt. Zu der bessern Bewaffnung und Ausrüstung der Neueren gehören auch alle die übrigen mannichfaltigen und feinen Instrumente jeder Art, die den jetzigen Beobachtern entschiedene Vortheile hinsichtlich der Genauigkeit vor den Alten sichern; nichts zu sagen von der Umseglung der Erde und der dadurch erweiterten Himmelskunde. Endlich um die heliocentrische Lehre durch physische Gründe zu bestätigen, mußte vorerst, wie Hr. Whewell S. 410 sagt, eine ganz neue Wissenschaft, die Mechanik, entstanden seyn, um der neuen Lehre auch von dieser Seite ihr Recht widerfahren zu lassen, d. h. Galilei mußte die Gesetze des freyen Falles der Körper finden, und seine Schüler die Lehre von der Composition der Kräfte und den Geschwindigkeiten gehörig auseinandersetzen. Zu alle dem mußte die Rechnungsart mit Logarithmen von dem Schotten Napier erfunden, und von Briggs durch Aufopferung eines ganzen Lebens logarithmische Tafeln gefertiget seyn, „damit, wie Fries in seiner Astronomie sagt, was sonst viele Tage Arbeit forderte, das Werk einer Stunde wurde, und anstatt Keplers 700 Folio Seiten nun nicht eine mehr erforderlich war.“ So vieles, und Hauptsächliches, mußte nahebey zusammentreffen, damit die neue Lehre sich befestigte, und aus einer Hypothese zur Wahrheit wurde. Hiezu trug weit aus das meiste und beste bey unser sinn- gemüth- und phantasiereicher Landsmann Kepler, dessen intellectueller Charakter in einem eigenen Abschnitt S. 416 — 420 geschildert wird, ehe Hr. Whewell daran geht, seine Entdeckungen S. 421 fgg. zu erzählen. Kein Deutscher wird die berührte Schilderung, ungeachtet sie zwar mit genügender Anerkennung, jedoch gar nicht mit Vorliebe, wie z. B. für Bacon, gemacht ist, lesen, ohne daß er sich durch die Betrachtung dieses einfachen und tiefen Genie's mit Liebe und Hochachtung erfüllt, durch und durch erwärmt und gehoben empfindet. Schiller's Ausspruch: mit dem Genius steht die Natur im Bunde, bewährte sich niemals glänzender als bey Kepler; und auch mit dem kleinsten Funken seines Sinnes für die Mysterien der Natur und des Himmels wäre manchem nach ihm gekommenen, auch gründlichem Naturforscher unendlich viel geholfen gewesen. Kepler liefert den augenfälligsten Beweis, daß keine Einsicht und Erkenntniß der Naturgesetze gewonnen werde, wenn zu der klaren und reinen Auffassung der — ob nur wenigen, ob überaus zahlreichen Thatsachen und Beobachtungen, darauf kommt es nicht einzig und allein an — nicht ein tiefer ächt mystischer Sinn und speculativer Geist sich gesellet. Interessant und lehrreich würde die Vergleichung des Geistes und Charakters Keplers und Newtons seyn; bey Letzterem hat die Mystik eine andere Richtung genommen. Jener mystische Sinn einer tiefen Seele, jener speculative Geist hat für die heliocentrische Theorie das Entscheidendste gethan; und wie hier, so in andern Wissenschaften; — aber freylich ohne Tycho de Brahe's Rath, den er zu Herzen nahm, und ohne dessen Observationen wäre vielleicht Keplers Flug weit hinaus in die Irre gekommen; er erzählt in den Noten zur 2ten Ausgabe des Mysterium Cosmographicum, daß er ein Exemplar dieses Werkes gleich damals als es zuerst erschien an Tycho Brahe geschickt habe; dieser dankte dafür in einem Brief; dessen argumentum, sagt Kepler, hoc erat: uti suspensis speculationibus a priori descendentibus, animum potius ad observationes, quas simul offerebat, considerandas adjicerem. In-

que iis primo gradu facto, post demum ad causas ascenderem.

Es ist in dieser Stelle, von ihrer historischen Bedeutung abgesehen, zugleich das richtige Verhältniß zwischen der Empirie und der Speculation angegeben; all unser Wissen geht von der Empirie aus, ohne sie wissen wir schlechterdings nichts; durch den Proceß der Abstraction und Generalisation ordnen wir wohl die in jedem Momente des bewußten Lebens in Unzahl andringenden Erscheinungen und Vorkommnisse in besondere Klassen, durch die bloße Namengebung, zu leichter Uebersicht; wir brauchen da schon überall die Induction, die, wie unsere Logiker sagen, von dem Grundsatze ausgeht: Was von allen — oder den meisten — Gegenständen einer bestimmten Art gilt, das constituirt den Begriff der Gattung u. s. w.; allein durch diese Induction gewinnen wir wohl Klarheit der Begriffe u. s. w., aber Einsicht und Erkenntniß noch nicht; dazu ist unerläßlich eine — mehr oder minder — speculative Hypothese, die sich im Fortgang der Entwickelung und Anwendung bestätigen muß, wenn sie wahr ist; widrigenfalls ist sie durch sich selber verurtheilt und verworfen. Aber eben die naturgemäße Anwendung und Entwickelung macht die große Schwierigkeit in allen Wissenschaften und hat sie auch im Betreff des Copernikanischen Systemes gemacht; wiewohl der Astronomie so wie vielen Theilen der Physik kommt die maßgiebige Mathematik zu Hülfe; allein in den Wissenschaften, wo diese nicht anwendbar, oder doch noch nicht gefunden, wie da? Dieser Mangel der Maßgabe macht sie mehr oder minder unstät und erhält sie in einem fluctuirenden Zustande. Der Verf. sagt in der Vorrede, indem er es rechtfertigt, daß er die in seinem Werke abgehandelten Naturwissenschaften, die ihm ein zusammenhängendes systematisches Ganze der menschlichen Erkenntniß zu bilden scheinen, unter dem Namen vorzugsweise der inductiven zusammenfaßt, — er sagt da:

„Und wenn es noch andere Zweige dieser Erkenntniß giebt, z. B. die moralischen, politischen oder die schönen Wissenschaften, die man ebenfalls inductive nennen könnte, wogegen ich nichts einzuwenden habe: so wird man doch, denke ich, auch gestehen müssen, daß das Verfahren aus speciellen Thatsachen allgemeine Wahrheiten abzuleiten, und von dem Besondern allmählich zu dem Allgemeinen aufzusteigen, ein Verfahren, das durch das Wort Induction bezeichnet wird, bisher weit besser und richtiger in den Naturwissenschaften befolgt worden ist, mit welchen sich dieses Werk beschäftiget, als in allen den Hyperphysischen Doctrinen, welche ich von meiner Schrift ausgeschlossen habe. Ich will noch hinzusetzen, daß wenn ich später einen Ueberblick der Philosophie der inductiven Wissenschaften in ihren großen Zügen bekannt machen sollte, es nöthig seyn wird, nun auch die moralischen, die schönen Wissenschaften u. a. in ihrem rechten Lichte zu erblicken, die Geschichte dieser letztern ebenfalls so zu behandeln, und dadurch dasjenige gleichsam zu ergänzen, was einige in dem Umfange des gegenwärtigen Werkes noch vielleicht vermissen mögen."

Wer wird sich nicht freuen, wenn der gelehrte Verf. dieses Versprechen löset, und nicht wünschen, daß er sein Vorhaben ausführe! Indessen sehen wir aus obiger Stelle schon vorläufig, daß auch der Verf. eine zweyfache Induction wird annehmen müssen, einerseits eine, wodurch bloß generalisirt, andererseits eine, kraft welcher begründet und der Causalzusammenhang erklärt wird; dann wieder einestheils eine, die des Beystandes der Mathematik sich erfreut, und eine andere, die dessen vielleicht für alle Zeiten entbehren muß. Inductiv in dem weiteren Sinne, ist all unser Wissen, auch die Mathematik nicht ausgenommen, z. B. Keplers Entdeckungen S. 421 flg., so wie die der griechischen Geometer; inductiv ist auch jede Sprachlehre: aber welcher Unterschied gleichwohl in der Angabe der Sprachregeln z. B. zwischen dem alten Bröder und Billroth, oder zwischen Adelung und J. Grimm! Die Begründung und Erklärung der Thatsachen aus ihren Ursachen geschieht immer nur in Kraft einer spekulativen Hypothese, die aus einer sorgfältigen Combination des erfahrungsmäßig gegebenen mit einemmale in der Seele des Erfinders aufleuchtet; denn die Kräfte und Ursachen fallen nicht in die Sinne, sie sind kein Gegenstand der Wahrnehmung und Erfahrung, sie sind das Erbtheil eines glücklichen und zutreffenden geistigen Blickes, einer Vision und Speculation z. B. Newtons Gravitationsgesetz. Daß dieser große Geist aber, nur lauter nachhaltige und

durch die Folgezeit immer mehr bestätigte Theorien aufstellen konnte, an denen wenig oder nichts zu ändern, nur zu entfalten und auszubreiten war, dazu mußte wie vieles andere von den alten Griechen her bis zu unseres Keplers phantastischen mathematischen Verirrungen vorangegangen seyn! Herr Whewell macht S. 389 bey Gelegenheit einer irrigen Voraussetzung des Copernicus in Betreff der ungleichförmigen Bewegung der Erdaxe zum Behufe der Erklärung der Präcession der Nachtgleichen, und in Betreff der Kreisbahnen der Planeten, eine hieher gehörige sehr wahre allgemeine Bemerkung, die auch hier eine Stelle verdient; er sagt:

„Der dem Menschen angeborne Hang, welcher uns in der Aufsuchung der Ursachen und der Gesetze der Erscheinungen immer vorwärts treibt, derselbe Hang, dem wir das copernikanische System und überhaupt alle unsere wissenschaftlichen Entdeckungen verdanken, hat auch noch das Merkwürdige, daß er gewöhnlich weit über sein eigenes Ziel hinausgeht. Indessen findet er doch immer etwas, wenn er auch nach ganz anderen und größeren Dingen ausgeht. Schon oft hat er auf diesem Wege die wirklich in der Natur bestehende Ordnung und die wahren Verhältnisse ihrer Erscheinungen gefunden, während er auf ganz andere bloß imaginäre Verhältnisse Jagd gemacht hatte. Auf diese Weise vermischen sich auch häufig reelle Entdeckungen mit ganz grundlosen Hypothesen, Ausgeburten der Phantasie mit den Erzeugnissen des tief forschenden Verstandes; und diese Vermischung zweyer so heterogener Elemente würden wir vielleicht ohne Ausnahme bey allen Entdeckungen bemerken, wenn wir die Gedanken der Entdecker und die Wege, welche sie gegangen sind, eben so sehen könnten, wie wir sie z. B. in den Werken Keplers vor unsern Augen liegen haben. Nur durch Anfangs mißlungene Versuche gelangen wir gewöhnlich zu den gelungenen, und das wahre wissenschaftliche Talent erkennt man nicht daran, daß es nur wahre und richtige Hypothesen aufstellt, sondern darin, daß seine Hypothesen alle klar aufgefaßt und in eine stätige Verbindung mit der Erscheinung gebracht werden, die man durch jene erklären will. Das Talent siehet klar und unterscheidet deutlich den Begriff und den ihm zu Grunde liegenden Gegenstand. Unter solchen Umständen aber ist ihm kein Vorwurf sondern vielmehr Lob zu ertheilen, daß es alle auch die irrigen Wege versucht, daß es nach jedem Schein von einem allgemeinen Gesetze hascht, und daß es jedes Mittel sucht und prüft, welches ihm die gewünschte Einfachheit und Uebereinstimmung zu versprechen scheint.“

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dieß führte ihn auf die Construction eines galvanischen Flugrades um die Pole eines Magnetes, von welchem eine kleine Maschine in Bewegung gesetzt werden könnte, wenn an dem Drehungspuncte ein Räderwerk angebracht würde. Diesem Flugrad kann auch auf eine leichte Weise eine Einrichtung gegeben werden, durch welche sie die bekannten Erscheinungen eines Blitzrades giebt. (149 — 158).

10) Hr. Becquerel schlägt (286) vor, anstatt der Amalgamation zur Trennung der Metalle den elektrischen Strom zu benützen, und verspricht eine vollständige und ausführliche Abhandlung über diesen interessanten Gegenstand, nachdem die anfangs mit sehr kleinen Quantitäten angestellten Versuche ganz neuerlich mit Tausenden von Kilogrammen mit vollen Erfolg wiederholt worden sind.

11) Als der Hr. Herausgeber dieser Annalen den Draht eines Multiplicators statt des dünnen Platindrahtes zur Verbindung der beyden Queckfilberbehälter einer Sarton'schen Maschine anwendete, zeigte sich gegen seine Erwartung die Doppelnadel um 90° abgelenkt, aber gleich darauf zu seinem Erstaunen, auch nach der entgegengesetzten Seite um den nämlichen Bogen, er fand aber bald, daß die Ablenkung immer nach der Seite geschah, nach welcher die Nadel schon vorher um einige Grade abgelenkt stand, das Phänomen aber ganz aufhörte, wenn durch irgend ein Hinderniß nur ein Ausschlag von 8 — 10° nach beyden Seiten möglich wurde.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie, Geologie ꝛc.

(Schluß.)

Diese überaus wahre und beherzigungswerthe Stelle verdiente ausführlich commentirt zu werden; Rec. begnügt sich anzumerken, daß darin die gegründetste Empfehlung des Studiums der Geschichte jeder Wissenschaft enthalten liegt, und zwar nicht allein, so fern sie aus lauter Wahrheiten auferbaut worden, sondern auch der Irrwege, die eingeschlagen und zeitenweise verfolgt worden sind. Denn nur durch Irrthum kommen wir, der eine kürzeren und glücklicheren Schrittes, als der andere, zur Wahrheit; und die Geschichte darf nirgends diese Verirrungen übergehen, wenn sie Lehrerin und Warnerin für die nachfolgenden Geschlechter werden will; denn der Mensch lernt zumeist von dem Menschen, und selbst aus seinen Irrthümern. — In eben dieser angeführten Stelle liegt ferner auch die beste Entschuldigung für die Griechen, insbesondere für einen derselben, der mit Hrn. Whewells Lobpreisung der inductiven Methode von Punct zu Punct übereindenkt, gleichwohl aber hier schlecht wegkommt. Während allerdings die meisten früheren und späteren Philosophen und Physiker Griechenlands, zum Theil mit ausdrücklicher Geringschätzung und Verspottung der Erfahrung, über die Natur phantasirten, schwärmten und spintisirten, hat Aristoteles lange vor Bacon und nicht minder nachdrücklich als dieser auf inductive Methode gedrungen, als die allein und allgemein gültige sowohl für die Classification und Anordnung der leblosen und belebten Objecte und Geschöpfe der Natur, als auch für die Aetiologie, für die Erforschung der Ursachen und Gesetze der Erscheinungen. Es ist anerkannt, mit wie glücklichem Erfolge er dieselbe befolgt hat da, wo ihm die Wege der Erfahrung geöffnet und zugänglich waren, und so weit seine eigene Erfahrung und Beobachtung ausreicht. Allein bey der umfassenden Ausdehnung, die seinem Plane zu Grund lag, einer Ausdehnung, in der kein später geborner die gesammte Natur darzustellen auch nur von weitem versucht hat, ist es nicht zu verwundern, daß sein beynahe übermenschliches Unternehmen theilweise mißlang. Die Gerechtigkeit forderte, daß auf diese und andere dauernde Verdienste in mehrern Gebieten wenigstens hingewiesen wurde, damit der unkundige Leser das hier gültige Urtheil nicht ins Allgemeine ausdehne. Gehler im 3ten Bd. S. 108 seines physikalischen Wörterbuchs u. d. Art. Mechanik bricht auch den Stab über seine Mechanik, führt aber doch an, daß er das mechanische Grundgesetz schon gekannt habe, „dem zufolge Kräfte gleichviel wirken, wenn sie sich umgekehrt wie ihre Geschwindigkeiten verhalten.“ — Hr. Whewell findet den „eigentlichen radicalen Fehler der philosophischen Schulen Griechenlands darin: daß, obschon sie beydes, Thatsachen und Ideen, im Ueberfluße besaßen, daß doch diese Ideen weder bestimmt, noch jenen Thatsachen angemessen waren.“

Wahrlich große Verdienste, die in diesen wenigen aber gehaltreichen Worten den Griechen zugestanden werden; sie sind genau dieselbigen, die auch Leibnitzen eingeräumt werden müssen, wiewohl dieser auch nicht einen allgemein geltenden physikalischen Grund- und Lehrsatz aufgestellt, mehrere aber doch selbst mit Zuziehung der Mathematik zu begründen und zu berichtigen gesucht hat. *)

*) S. Exposition des Découvertes philosophiques par M. Mac. Laurin in Kants sämmtlichen

Den Griechen, namentlich dem Aristoteles fehlte aber die Hülfe der Mathematik, ohne welche nirgend eine physikalische constitutive Theorie ausgeführt werden kann, wie an einem großen Theil unserer Naturwissenschaften vor Augen liegt; es fehlt der Physiologie u. m. a. nicht an Thatsachen, nicht an sehr vielen und geistreichen Ideen; aber noch ist die Grundidee nicht gefunden oder hervorgehoben, aus der sich z. B. das Pflanzenleben entwickeln und bemessen ließe. Die Induction faßt das einzelne, seyen es Gegenstände, oder deren Erscheinungen, Eigenschaften und Verhältnisse zum Besondern und allgemeinen Urtheil zusammen; sie beweist nur regressiv, daß etwas so und so ist, indem sie die einzelnen Fälle der Gültigkeit aufzählt und das so gültige Urtheil verallgemeinert; sie kann aber niemals die Vollzähligkeit der Fälle verbürgen; nur die Geometrie hat vollständige Inductionen in ihrer Gewalt; unvollständige Inductionen führen auch in der Mathematik leicht zu irrigen Annahmen, wozu La Place a. a. O. S. 188 den Lehrsatz Fermats anführt; dieser fand, daß die Zahl 2 zur zweyten, dritten, vierten u. s. w. Potenz erhoben, und das Product jedesmal um 1 vermehrt, immer eine Primzahl gebe; aber Euler „fand, daß es bey der zwey und dreyßigsten Potenz von 2 nicht mehr statt findet, da diese um 1 vermehrt, 4294967297 gibt, welche Zahl sich durch 641 dividiren läßt.“ — Die physikalischen Inductionen sind in der Regel unvollständig, und gewähren daher nicht Gewißheit, sondern nur Wahrscheinlichkeit. Und auch die möglichst vollständige und gelungenste Induction führt noch nicht zur Erklärung, warum (διότι) das Allgemeingefundene gerade so und nicht anders ist.

Hier beginnt denn das Feld der Combination, der Analogie, der Conjectur und Hypothese. Wenn man alle diese Wege und Schliche des Denkens und Forschens unter dem Namen der Induction zusammennehmen, und dieser so erweiterten Methode die Deduction, die systematische lehrhafte Methode entgegensetzen will: so kann man dieß zugeben, wenn man nicht Lust hat, über Worte zu streiten; nur ist alsdann der Begriff der Induction viel weiter ausgedehnt, als er sonst gemeinhin gilt; denn da pflegt man von ihr alles Hypothetische auszuschließen. Ueber das Verhältniß dieser beyden Versuche des Denkens und Forschens sagt La Place a. a. O. S. 195 vortrefflich:

> „Wenn man alle Hypothesen, die sich über die Ursache der Erscheinungen aufstellen lassen, versuchte, so würde man durch Ausschließen zu der wahren gelangen. Dieses Mittel ist schon mit Erfolg angewendet worden; dabey kann man zuweilen auf mehrere Hypothesen, die alle bekannten Erscheinungen gleich gut erklärten und zwischen denen die Meynungen der Gelehrten getheilt blieben, bis entscheidende Beobachtungen die wahre kennen lernten. Dann ist es für die Geschichte des menschlichen Verstandes interessant, jene Hypothesen noch einmal zu betrachten, zuzusehen, wie es kam, daß sie eine große Anzahl von Erscheinungen erklärten, und die Veränderungen aufzusuchen, welche man mit denselben vornehmen muß, um die wahre in der Natur wirklich stattfindende zu erhalten. So verwandelt sich des Ptolemäus Weltsystem, welches nur die Verwirklichung der himmlischen Erscheinungen ist, in die Hypothese der Bewegung der Planeten um die Sonne, wenn man darin die Kreise und Epicykel gleich und der Sonnenbahn parallel setzet, welche Ptolemäus jährlich beschrieben, und deren Größe er unbestimmt läßt. Um diese Hypothese in das wahre Weltsystem zu verwandeln, braucht man nur die scheinbare Bewegung der Sonne in entgegengesetzter Richtung auf die Erde überzutragen.“

Hieraus erhellet abermals, wie instructiv das Studium sogar auch der Verirrungen in den Wissenschaften ist, wie demnach diesen alten Lehrmeister die Griechen selbst auch dann noch ein weites Feld des Unterrichts böten und gerade das gründlichste Studium verdienten, hätten sie auch nichts als theoretische Irrthümer auf diesen Gebieten hervorgebracht, auf denen sie durch ihre Ausübung die Bewunderung der Nachwelt sogar für die Trümmer derselben in Anspruch nehmen. Ja würden die uns von dorther übrigen Werke nur ernstlich studirt, gewiß würde der Anschein des Irrthumes manchmal verschwinden, so wie des Herodot Wahrhaftigkeit, aus dem Hr. Whewell S. 36 das erste Beyspiel eines inductorischen Versuches anführet, in dem Maße mehr außer Zweifel gestellt worden, als er genauer erklärt und der Schauplatz seiner Erzählungen von andern Seiten her bekann-

Kleinen Schriften Bd. I. Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte, und Beurtheilung der Beweise, deren sich Hr. v. Leibnitz und andere Mechaniker bedient haben ꝛc.

ter wurde. Wenn die neueren Physiker den Alten den Mangel der Induction zum Vorwurfe machen, so ist zu bedenken, daß auch mit dieser im Laufe von nahe bey 300 Jahrhunderten noch nicht so übermäßig viel geleistet ist; die Praktiken und Handgriffe sind zahllos; aber nicht eben so weit reicht die Einsicht und Erkenntniß, die Theorie. Und haben die Alten in der Physik sich zu schnell in die höchsten Abstractionen und Allgemeinheiten verloren, so würden sie den gleichen Vorwurf der neuern Analysis machen, worüber ein Landsmann Hrn. Whewells im Londoner Quarterly Rewiev Vol. 3. S. 110 in der Anzeige von Ouvres d' Archimede par Peyrard bemerkt: We hope that both volumes may be attentively read by the french mathematicians. The extensions given to the modern analysis by the recent discoveries of La Grange, Laplace, Arbogast and others, have seduced our continental neighbours from the love of those branches of mathematical science which are attended by conviction at every step, to those in which the processes are merely mechanical, and may be carried on for pages, while the mind lags behind, or is wandering into other regions. French mathematicians too, La Grange not excepted, have fallen into the illogical habit of generalizing to soon, of suspending conviction upon some remote analogy, in stead of Founding it upon irrefregable evidence: this evil may be checked, if not removed, by directing their attention to the masterly investigations of Archimedes; who sedulously fortified himself on every side against the admission of error, and who reared the fabric of his sublime discoveries on principles as firm, as incontrovertible, and as obvious, as those which served for the foundation of the first elements of geometry. (Vrgl. ebd. S. 101, wo der ungenannte englische Mathematiker mit Wallis die Erfindung der Algebra und den Keim zur Erfindung der Logarithmen im Archimedes nachweiset). Damit stimmt auch Fries überein S. 353 der mathematischen Naturphilosophie: „die zeichnenden Methoden (der Alten im Gegensatze mit den rechnenden der Neuern) gewähren eine größere Anschaulichkeit, üben darum mehr den Blick des Mathematikers und erzwingen gleichsam eine größere Strenge der Methode. Daher sind wir mit gutem Grunde ermahnt worden, uns der Methoden der Alten wieder mehr zu befleißigen." — Sohin gleicht sich das Verhältniß einigermassen, und nicht ganz zum Nachtheil der Alten aus. In Rücksicht aber auf die Methoden hat eben Bacon im Nov. Org. im 95ten Aphorismus am beßten entschieden, wenn er in einem Bilde sagt: Qui tractaverunt scientias, aut Empirici aut Dogmatici fuerunt. Empirici formicae more congerunt tantum, et utuntur. Rationales aranearum more telas ex se conficiunt: apis vero ratio media est, quae materiam ex floribus horti et agri elicit; sed tamen eam propria facultate vertit et digerit.

J. K.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Hr. Verf. stellt dafür die Hypothese auf, daß wenn man annimmt, die Wirkung beyder Ströme + M und — M von gleicher Intensität N gehe auf einen Punct der Nadelhälfte, so wird die Einwirkung beyder Stöme, von M um n erhöht, von — M um n erniedriget, und ist daher M (N + n), wenn die Nadel ohnehin die dem positiven entsprechende Ablenkung hat, da gegen bey der dem negativen entsprechenden Ablenkung = — M (N + n) d. h. die Nadel muß unter diesen Umständen nach der Seite abgelenkt werden, nach der sie schon vorher abgelenkt war.

Da man mit dem continuirlichen Strome einer Volta'schen Kette dasselbe Resultat erhält, was Hr. Verf. vorzüglich durch Hilfe des von ihm (Zus. I. S. 385 — 390) beschriebenen Apparates (Inversor) zu beweisen sucht, so glaubt derselbe, man dürfe nach allen von ihm aufgestellten Deductionen und Versuchen die angegebene Hypothese unbedenklich als Theorie betrachten (353 — 375).

12) Diese Versuche führten Hrn. Poggendorff neuerdings zu der schon von ältern Physikern beobachteten Erscheinung, daß alle Magnetpole sich einander anzie-

hen, die ungleichnamigen in jeder Entfernung, die gleichnamigen in sehr kleiner.

Die Anziehung der gleichnamigen Pole kann offenbar nur auf einer sekundären oder magnetisirenden Wirkung beruhen, wenn in dem einen Stab der sekundäre hervorgerufene Südpol stärker als der primäre Nordpol ist, welches nur dann geschehen kann, wenn der primäre Nordpol des zweyten Stabes stärker ist, als der des ersten. Die Stärke der Anziehung gleichnamiger Pole hängt daher ab von dem Grad der Magnetisirbarkeit der Stäbe.

Was das Verhältniß der von Faraday entdeckten Induction zu der Magnetisirung betrift, so hat es den Anschein, als wenn Manche sie als ein Phänomen betrachten wollten. Allein wenn dieß der Fall wäre, so müßte z. B. der Nordpol eines Magnetes in dem ihm zugewandten Ende des Eisenstabes bey Näherung einen Nordpol, bey Entfernung einen Südpol erzeugen, und bey Ruhe gar keine Wirkung ausüben. Zudem ist (nach Thatsachen) die Magnetisirung Erregung des Magnetismus, die Induction aber eine Erregung elektrischer Ströme. Aus diesem Unterschiede lassen sich auch die Magnetisirungsphänomene leicht erklären, indem der Strom einer Sarton'schen Maschine oder Volta'schen Säule, welcher sekundäre elektrische Ströme nach den Gesetzen der Induction in einer Magnetnadel erregen kann, doch nie eine doppelsinnige Ablenkung hervorzubringen vermag, woraus aber auch hervorgeht, daß bey allen genauen Messungen der magnetischen Intensität des elektrischen Stromes Magnetstäbe von der bedeutenden Masse, oder in hinreichendem Abstand angewendet werden sollen, damit die Ablenkungswinkel klein, und sonach die temporären Magnetisirungen verhütet werden, denen selbst der allerschärfeste Stahl ausgesetzt ist (375 — 385). Im Zusatz II. (399 — 404) beschreibt der Hr. Verf. eine Hilfsvorrichtung für die Sarton'sche Maschine, wodurch dem Strom eine constante Richtung gegeben wird, und zugleich die dadurch erhaltenen Resultate.

B. Licht.

Fresnel's berkannter Versuch, die Interferenz des Lichtes darzustellen, führte Hr. Humphry Lloyd auf den Gedanken, dazu die gegenseitige Einwirkung von direktem und reflektirtem Lichte anzuwenden. Nachdem er seinen Gedanken mathematisch geprüft, und gefunden, daß unter seiner Voraussetzung die geraden Werthe seiner Formel helle, die ungeraden dunkle Fransen geben müssen, fand er sein Resultat auch auf experimentallem Wege vollkommen bestätiget (95 — 105).

2) Hr. Prof. Volkmann in Dorpat hatte schon 1836 in seinen Beyträgen zur Physiologie des Gesichtssinnes gegen Treviranus behauptet, daß ein fehlerhaft accomodirtes Auge das von einem Puncte ausgehende Licht keineswegs in einem Puncte vereinige, sondern in einem mehr oder weniger großen Kreise zerstreue. Diese Behauptung nimmt Hr. Prof. Volkmann hier neuerdings auf, und findet sie theils durch neu hinzugekommene experimentelle Untersuchungen, theils durch Anwendung von Formeln, welche Hr. Prof. Weber (früher in Göttingen) angegeben, und nach welchen Hr. Dr. Jahn die Beobachtungen berechnet hat, vollkommen bestätiget, indem die aus der Theorie hervorgehenden Größen der Durchmesser der Zerstreuungskreise im Netzhautbildchen eines durch zwey Oeffnungen angesehenen Haares bey verschiedenen Entfernungen dieser Schlöchelchen mit den beobachteten so übereinstimmten, daß über die Genauigkeit der Beobachtungen kein Zweifel bleiben kann. (193 — 206)

3) Derselbe Hr. Prof. Volkmann hatte durch Beobachtungen zu beweisen gesucht, daß zwey Gesichtsobjecte, welche beym Visiren sich decken, in einer geraden Linie (Richtungsstrahl) liegen, welche das Eine Netzhautbild und die beyden Objecte schneidet. Diese Linien kreuzen sich nach Hrn. Volk. sämmtlich in einem Puncte so ziemlich in der Mitte des Augapfels, und um diesen Punct dreht sich auch das Auge bey allen seinen Bewegungen, weßwegen er von H. Volkmann Drehungspunkt genannt wird. Dagegen ist, wie sich die Leser erinnern werden, (XXXXIII.) Hr. Mile aufgetreten, indem er behauptete, der Kreuzungspunct müsse in dem Mittelpuncte der Hornhautkrümmung, also nach Sömmering 3‴, 3, der Drehpunct aber genau in der Mitte des Auges, 5‴ hinter der Hornhaut liegen. Hr. Volkmann folgt (207 — 226) der Behauptung des Hrn. Mile Schritt für Schritt, und sucht überall die Richtigkeit seiner eigenen Behauptung darzuthun, indem er sich bemüht, Hrn. Mile die Unrichtigkeit theils seiner Beobachtungen, theils seiner Folgerungen nachzuweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.

Nr. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Ueber die fossilen Säugethiere, welche in Würtemberg in verschiedenen Formationen aufgefunden worden sind, nebst geognostischen Bemerkungen über diese Formationen von G. F. Jäger. Stuttgart 1839. 212 Seiten mit 20 Tafeln. Fol.

Die erste Abtheilung dieses Werkes ist schon im Jahre 1835 erschienen und umfaßt 70 Seiten mit 9 Steindrucktafeln; Ref. hat von ihr bereits in diesen Blättern (Bd. I. S. 113) eine Anzeige geliefert. Nach längerer Unterbrechung folgt nun die zweyte und letzte Abtheilung, die unmittelbar an die erste angeschlossen ist, indem sie zuerst einige Nachträge zu dem Vorhergehenden liefert, und dann erst weiter in der Betrachtung vorschreitet. Wir folgen in unserer Anzeige der Ordnung des Verfassers.

Die Nachträge betreffen die neu aufgefundenen fossilen Säugthierknochen 1) aus der Molasse, 2) aus den Bohnerzgruben und 3) aus dem Süßwasserkalke von Steinheim. Am wenigsten hat die erstgenannte Formation geliefert; desto mehr die beyden andern.

Alsdann folgt 4) die Beschreibung der Säugthier-Ueberreste aus der Höhle von Erpfingen, wobey wir etwas verweilen wollen, um zu zeigen, in wie weit in dieser Beziehung die Höhlen des schwäbischen Jura's mit denen des fränkischen übereinstimmen. Die genannte Grotte, welche jetzt den Namen Karlshöhle führt, wurde erst am 30. May 1834 entdeckt. Ihre ursprüngliche obere Oeffnung war eine 3′ lange und 2′ breite Felsenspalte, 47′ unter der Spitze des sogenannten Höhlenbergs, 26′ über dem Eingange der Nebelhöhle, 1339′ über der Echatz bey Reutlingen, 1503′ über dem Neckar bey Tübingen und 2492′ über dem Meere. Um die Höhle zugänglicher zu machen, wurde sie an ihrem östlichen Ende durchbrochen. Ihre Wandungen bildet der dichte Jurakalk; die Länge beträgt 600 Fuß; Höhe und Breite sind sehr verschieden, und es lassen sich 7 Kammern unterscheiden. Das Gewölbe, so wie die Wandungen und der Boden sind mit weißem glänzendem Kalksinter bedeckt, der sich auch vom Boden in einzelnen Stalagmiten erhebt. Viele der aufgefundenen Knochen sind ganz oder theilweise damit überzogen, indeß andere lose in einem bräunlichen Lehm liegen, der theilweise den Boden bedeckt. Unmittelbar unter der ursprünglichen Oeffnung zeigt sich ein Schutthaufen, großentheils aus Gerölen von Jurakalk mit einer schwarzen kleberigen Erde bestehend, auf und zwischen welchem Knochen von Menschen und Thieren noch lebender Arten, so wie Bruchstücke verschiedener Gefäße und Geräthe gefunden wurden. In der 2ten Kammer nahm man eine mit Tropfsteinmasse überzogene Vertiefung wahr, welche als Feuerheerd gedient zu haben schien, indem sich unter der Sinterdecke Holzkohlen und verbrannte Knochen fanden, die sich auch noch an einigen andern benachbarten Stellen zeigten. In der 3ten Kammer, in einer Entfernung von 180′ von dem Eingange, traf man die ersten Bärenknochen. Sie waren eben so, wie in den folgenden Kammern, mit Ausnahme der siebenten, theils in weichem bräunlichem Lehm, der die Klüfte zwischen den Felsen ausfüllte, enthalten, theils von diesen bedeckt, oder gleichsam zwischen sie eingekeilt und mehr oder weniger mit Tuffsteinmasse überzogen. Die in dem Schutthaufen und in der Nähe desselben gefundenen Gefäße kommen zum Theil entschieden mit den an vielen Orten in Würtemberg entdeckten römischen Gefäßen überein, indeß andere roher gearbeitete vielleicht von den Ureinwohnern dieser Gegenden abzuleiten seyn möch-

ten. Eben so scheinen die Geräthe verschiedenen Ursprunges, zum Theil selbst erst aus dem Mittelalter herrührend zu seyn.

Als Resultat seiner Untersuchungen der in der Karlshöhle gefundenen Knochen stellt der Verf. das Resultat auf, daß die Knochen und Zähne vom Menschen, Hund oder Wolf, Fuchs, Marder, Wiesel, Hasen, Ratten, Pferd, Schwein und Rind von den jetzt lebenden Arten nur zum Theil eine Verschiedenheit in der Größe zeigen, welche jedoch kaum eine spezifische Verschiedenheit muthmassen lassen könnte, und daß überdieß mehrere dieser Knochen entschieden neueren Ursprungs seyen. Dagegen sprechen, wie der Verf. weiter fortfährt, alle Umstände dafür, daß die Bärenknochen untergegangenen Arten und zwar 3 verschiedenen Arten oder Abarten des Bären, nämlich dem Ursus giganteus, dem U. spelaeus major und minor, welche Schmerling mit noch drey andern Arten in den Höhlen bey Lüttich fand, angehört haben.

Eine andere Knochenhöhle ist 5) die Schillershöhle bey Wittlingen. Graf Mandelslohe war der erste, der Nachgrabungen nach fossilen Knochen in den Höhlen der schwäbischen Alb unternahm, und zwar im Frühjahre 1833 in der Höhle von Wittlingen. Der Eingang zu derselben liegt 1990′ über dem Meere gegen N.N.O., und zieht sich in langen, oft engen Gängen bis zu 50 Fuß in die Tiefe. Sie läßt sich wohl eine Viertelstunde lang verfolgen und hat viele Seitengänge; die Wandungen sind wenig mit Stalaktiten besetzt, der Boden mit Lehm bedeckt. Am tiefsten Puncte der Höhle fanden sich Knochen vom Hirsche, dem Menschen und dem Bären; letztere von denen des gemeinen Landbären nicht verschieden und in Kalksinter, zugleich mit Bruchstücken von Kohlen, eingeschlossen. Nachdem hier eine 4 Schuh mächtige Schicht von Kalksinter durchschlagen war, traf man in einem schwarzen Lehm den ziemlich vollständigen Schädel eines Menschen, und Knochen von einer Hirsch- und Luchsart, außerdem einige Kunstproducte. Sonst erhielt der Verf. noch Knochen, denen des Fuchses und Dammhirsches ähnlich. Aus allen Umständen läßt sich schließen, daß diese Höhle in älteren, wie in neueren Zeiten von Menschen und Thieren besucht wurde.

Mehrere Säugthierüberreste hat 6) der weichere Kalktuff der schwäbischen Alb und die aus ihm gebildete Höhle bey Seeburg geliefert. Diese Höhle wurde im Jahre 1823 an dem Fuße des sogenannten Schlößlesberges bey Anlegung eines Tuffsteinbruches entdeckt, indem man hier mitten in dem Tuffsteinlager auf eine, wie es schien, von Menschenhänden eingelegte Platte von Sandstein stieß, nach deren Wegräumung man in eine Höhle gelangte, die 115′ lang, 21 breit und 37′ hoch war. Bey weiterer Untersuchung ergab es sich, daß die Höhle durch einen Stollen mit der ehemals auf diesem Berge gestandenen Burg in Verbindung war. Die Erms fließt über einen Theil der Höhle weg. Die Knochen lagen lose auf dem Boden, oder waren mit grauem Lehm überzogen; sie rührten von Thieren her, die noch jetzt in der Gegend leben.

In andern Höhlen der schwäbischen Alb, wie der Nebelhöhle, Schertelshöhle u. s. w. sind bis jetzt keine fossilen Knochen aufgefunden worden.

Besonders reich, wie sich's erwarten ließ, ist

7) Die Diluvial- und ältere Alluvial-Formation mit Einschluß des dazu gehörigen Süßwasserkalkes. Außer wenigen Ueberresten von Menschen, Wiesel, Marder, Hund, Maulwurf, Wasserratte, Feldmaus, Hase und Narwall, deren Vorkommen mehr zufällig erscheint, führt der Verf. folgende, noch jetzt bey uns einheimische Thiere an: Fuchs, Wolf, Biber, Edelhirsch, Dammhirsch, Schwein, Pferd und Rind, in einem Zustande und unter Verhältnissen, die es sehr wahrscheinlich machen, daß gleichzeitig mit ihnen die jetzt nicht mehr vorhandenen Arten bey uns gelebt haben, nämlich der Bär, Tieger, Hyäne, 3 große und 2 kleine Hirscharten und ein noch unbestimmter Wiederkäuer, sodann das Mammuth und 2 Arten von Nashorn.

8) Im Torfe wurden am häufigsten Ueberreste eines Ochsen, von denen unserer einheimischen Art nicht verschieden, gefunden. Nächstdem kommen die vom gemeinen Hirsch und dann die des Pferdes. Fuchs, Hund, Schaaf oder Ziege, Reh, Schwein und Biber sind mehr oder minder selten. Aus dem Torfmulmlager bey Osterbürkenbad wird der Schulterknochen einer Ente und Fußkno-

chen eines Frosches, aus dem Torfe bey Sindelfingen die Flügelknochen eines kleinen Raubvogels angegeben. An Conchylien sind bey Sindelfingen hauptsächlich gefunden: Planorbis marginatus, Lymnaeus palustris, Succinea amphibia, Paludina impura, Cyclas palustris, Planorbis spirorbis, Helix candidula, im Torfe von Roigheim auch Helix nemoralis und fruticum. Von letzterem Orte kennt man auch Bruchstücke eines menschlichen Schädels und einige andere Theile; einige ausgegrabene Gefäße weisen mit Sicherheit auf den römischen Ursprung zurück.

9) Auch aus alten Grabstätten wurden viele Knochen eingesammelt, unter denen jedoch weder eine ausgestorbene, noch aus der Gegend verschwundene Art war. Eben so zeigten 10) die Ueberreste von Säugthieren in dem neueren Alluvialboden nichts Besonderes.

Am Schluße giebt der Verf. eine übersichtliche Aufzählung der Menschen- und Säugthier-Ueberreste aus den verschiedenen Formationen Würtembergs, wovon Folgendes das Hauptsächlichste ist.

1) Ueberreste von Menschen kommen in dem Dilluvial- oder Alluvialboden und in der Erpfinger Höhle mit Ueberresten einzelner urweltlicher Thiere vor, die aber von jenen, in der Wittlinger Höhle, dem Torfe und wahrscheinlich auch dem Kalktuffe, so wie in älteren Gräbern und neueren Alluvionen aufgefundenen Ueberresten und Knochen der jetzt lebenden Menschen-Species nicht wesentlich verschieden sind. Hiedurch, so wie durch das gleichzeitige Vorkommen von Ueberresten noch jetzt lebender Thiere, von Kohlen und Kunstproducten wird es wahrscheinlich, daß diese menschlichen Ueberreste nicht gleichalterig mit den antediluvianischen Thieren sind, sondern mit diesen durch spätere Ereignisse, die zum Theil der geschichtlichen Zeit angehören, zusammen geführt wurden.

An Raubthieren haben sich gefunden: 1) das Wallroß aus der Molasse, doch sind die dafür erklärten Fragmente zur sichern Bestimmung der Gattung nicht ausreichend, die daher zweifelhaft bleibt; Hr. von Meyer sieht jene Exemplare für Rippenstücke des Cetaceums von Flonheim an. Aus den Bohnerzgruben stammt 2) eine Robbe, 3) das Harpagodon, 4) das Galeotherium, 5 — 7) 3 Arten von Herpestes und Viverra, 8) das Agnotherium, 9) der sehr große Hund (Canis giganteus?). Diese sind den Bohnerzgruben, wie 10) die Palaeomephitis dem Süßwasserkalke von Steinheim eigenthümlich. Dagegen konnte der Verf. 11 — 13) an den Ueberresten des Bären aus den Bohnerzgruben keine bestimmte Verschiedenheit von den in der Diluvialablagerung bey Cannstadt und Kirchberg und den in der Carlshöhle bey Erpfingen gefundenen erkennen. Die bey letzteren an verschiedenen Theilen des Skelets wiederkehrenden drey Abstufungen hält der Verf. nicht sowohl für Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten, sondern meynt, daß sie eher auf verschiedene Rassen, oder selbst Arten *) hindeuten, welche genauer von Schmerling als Ursus giganteus, U. spelaeus major und minor bestimmt sind.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

4) Hr. Prof. Fechner beschreibt (227 — 232) eine Anrichtung zur Hervorbringung subjectiver Farben, welche im Wesentlichen aus einer um ihre Achse beweglichen in mehrere schwarze gleiche Kreisflächen mit verschieden großen Sectoren eingetheilten Scheibe besteht, bey deren Umdrehung die subjectiven Farben auf mannigfaltige

*) Ref. macht bey dieser Gelegenheit bemerklich, daß auch unter den Individuen unsers Landbären (Ursus Arctos) nicht blos in der Größe, sondern selbst in den Formen, namentlich des Schädels, manche Abweichungen vorkommen, und er hat deutliche Uebergänge gesehen, durch welche sich die Schädelform der schwarzen und braunen Bären, wie Cuvier sie unterschieden hat, mit einander verbinden, so daß diese spezifisch nicht getrennt werden dürfen. Derselben Meynung ist er hinsichtlich der Arten, in welche man neuerdings den Ursus spelaeus zerfällt hat.

Weiſe hervortreten, und zwar in der Richtung, bey welcher die ſchwarzen Flächen links, die weißen rechts ſtehen, anſtatt Grau, wie man erwarten ſollte, vorwaltendes Blaugrün, bey entgegen geſetzter Richtung aber vorwaltendes Rothgelb geben. Dabey ſcheint ſich, wie Hr. Prof. Mabius zuerſt bemerkt hat, in der erſtern Richtung die ſchwarze Figur auszudehnen, in entgegen geſetzter Richtung zuſammen zu ziehen. Eine entgegengeſetzte Zeichnung giebt begreiflich die entgegengeſetzten Farben. Ein weißer Sector auf ſchwarzer Scheibe und umgekehrt giebt natürlich dieſelbe Erſcheinung, welche aber unter Anwendung eines weißen Halbkreiſes bey zunehmender Drehungsgeſchwindigkeit in eine bunte Marmorirung übergeht.

5) Zur Vervollſtändigung der Verſuche des Hrn. Prof. Fechner über die Subjectivität gewiſſer complementärer Farben unterſuchte (158 — 162) Hr. Prof. Dove die Schattenfarbe eines ſchmalen undurchſichtigen Körpers auf farbigen Gläſern, die auf einem ebenen Metallſpiegel liegen. Man ſieht, wie ſich Jedermann leicht überzeugen kann, zwey lebhaft complementar gefärbte Bilder des Gegenſtandes, von welchen eines die Farbe des Glaſes, aber in tieferem Tone, das andere die complementäre Farbe hat, welche aber, wenn das farbige Glas eine bedeutende Dicke hat, weit aus einander treten. Unter dieſen Umſtänden fand Hr. Prof. Dove, daß keine beſchattete Stelle in einer gleichförmig farbigen Beleuchtung zu ſubjectiven Farben Veranlaſſung giebt, es mag das Licht von der Vorder- oder von der Hinterfläche kommen. Fiel aber das Licht nicht auf einen ſchattenden Körper, ſondern durch eine enge Spalte eines Schirmes, der die ganze Fläche beſchattete, ſo wird die Färbung eine ſubjective.

C. Wärme.

Hr. Forbes hatte behauptet, die Wärme ſey nach ihrer Quelle verſchieden polariſirbar, Hr. Melloni aber glaubte das Gegentheil gefunden zu haben (XXXVII, XXXVIII, XXXIII.). Demungeachtet glaubt Hr. Forbes ſeine Behauptung für vollkommen richtig anſehen zu dürfen, und ſie durch neue Unterſuchungen mit neuen Apparaten beſtätiget zu finden (65 — 80 und 442 — 467). Allererſt begegnet Hr. Forbes dem Einwurf des Hrn. Melloni, daß die von Hrn. Forbes erhaltenen Erſcheinungen der ſecundären Strahlung der Glimmerblättchen zuzuſchreiben ſeyen, durch Verſuche mit dunkler Wärme, welche mit und ohne Schirm keine Bewegung der Galvanometernadel bewirkte, ein Reſultat, das daher für entſcheidend angeſehen werden muß.

Die ungleiche Polariſation verſchiedener durch eine Salzlinſe parallel gemachter Wärmeſtrahlen zeigte ſich ihm deutlicher als jemals, indem er fand, daß von 100 Strahlen polariſirt wurden

von einer argand'ſchen Lampe .	78
„ glühendem Platin . . .	74
„ Alkoholflamme	78
„ Meſſing bey etwa 700° F.	66,6
„ Queckſilber von 410° F. im Tiegel	48
„ Siedendem Waſſer . . .	44

Die entgegengeſetzten Reſultate des Hrn. Melloni ſchreibt Hr. Forbes dem Umſtand zu, daß Hr. Melloni viel dickere, bloß mit einem Meſſer getrennte Glimmerblätter gebraucht, während er durch Rothglühfeuer getrennte Blättchen von erſtaunender Zartheit (höchſtens 1/1500 Z. dick) anwendet.

Was die Urſache dieſer ungleichen Polariſirbarkeit betrifft, glaubt Hr. Forbes, daß ſie weder in ungleicher Brechung, noch in ungleicher Abſorption, noch darin liegen könne, daß leuchtende Wärme vielleicht leichter als dunkle reflectirt werde, und daher müſſe man die ungleiche Polariſirbarkeit als eine weſentliche Verſchiedenheit der Wärme von dem Lichte anſehen, und es werde daher für die Wärme eine in mancher Beziehung andere mechaniſche Theorie als für das Licht aufgeſucht werden müſſen.

Dieß geht auch aus den Erſcheinungen der Depolariſation, welche von der des Lichtes numeriſch erſtaunlich verſchieden iſt, hervor. Die Reſultate ſcheinen darauf hinzudeuten, daß die Geſchwindigkeit der ordentlichen und außerordentlichen Wärmeſtrahlen in doppelt brechenden Kryſtallen gänzlich verſchieden ſind von der des Lichtes.

Auch in Rückſicht der Brechbarkeit aller unterſuchten Wärmegattungen ergiebt ſich, daß das mittlere Brechungsvermögen geringer iſt, als beym Lichte.

2) Seit Leslie's Unterſuchungen über das Ausſtrahlungsvermögen der Körperflächen hat man immer angenommen, daß dieſes im umgekehrten Verhältniß der Politur ſtehe.

Hr. Melloni unterſuchte dieſe Annahme (57 — 64) neuerdings, und fand ſie ganz irrig, indem nach ihm die Urſache der Verſchiedenheit in dieſer Beziehung nur in Veränderung der Härte oder Dichtigkeit, welche durch Druck beym Spalten, Walzen u. dgl. an der äußern Oberfläche hervorgebracht wird, liegt. Bey dem Ritzen der Oberfläche werden dann allerdings einige weniger dichte und harte Theile entblößt, und daraus, daß ſich das Ausſtrahlungsvermögen, wie ein Blick auf die Tafeln über dieſen Gegenſtand zeigt, umgekehrt wie die Dichtigkeit verhält, folgt das vergrößerte Ausſtrahlungsvermögen der rauhen Oberflächen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nr. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Lepidosiren paradoxa. Anatomisch untersucht und beschrieben durch D. Th. Ludw. Wilh. Bischoff, Prof. in Heidelberg. Leipzig, Voß. 1840. 34 S. nebst 7 Steindrucktafeln. Fol.

Mit Recht führt das seltsame Thier, das Gegenstand der vorliegenden Monographie ist, den Namen des paradoxen. Indem es die Merkmale der Fische und Amphibien auf eine höchst befremdliche Weise in sich vereinigt, geräth man in Verlegenheit, zu welcher der beyden Klassen das paradoxe Geschöpf zu zählen sey. Bischoff, Fitzinger, Leuckart, Henle u. A. rechnen es zu den Amphibien; Owen, Agassiz, Wiegmann u. A. zu den Fischen. Unter den genannten Zoologen haben Bischoff und Owen, die Resultate ihrer anatomischen Untersuchungen in ausführlichen Darstellungen bekannt gemacht; jener in der eben vorgeführten Monographie, dieser in einem Aufsatze des Philosoph. magaz. Vol. XV. p. 72.

Von den beyden Exemplaren, welche Natterer aus Brasilien mitbrachte, wurde das größere dem Verf. dieser Monographie zur anatomischen Untersuchung überlassen. Er hat dieselbe mit der größten Sorgfalt ausgeführt, doch konnte er nicht alle anatomischen Systeme mit gleicher Vollständigkeit untersuchen. Es waren nämlich beyde Exemplare zum großen Theile exenterirt; dann mußte auch die Haut des ihm zugewiesenen so weit als möglich geschont werden, was nicht mit Erhaltung der Muskeln geschehen konnte; endlich war von einem so seltenen und absonderlichen Thiere Skelet und Schädel zu wichtig, als daß man sie durch Untersuchung des Gehirns und der Nerven hätte gefährden dürfen. Obgleich also die Monographie nicht auf absolute Vollständigkeit Anspruch machen kann, so hat sie doch genug geliefert, um das Thier der Hauptsache nach kennen zu lernen.

Ganz vollständig und sehr ausführlich ist die wichtigste Partie, das Skelet, beschrieben. Weniges nur konnte über die Muskulatur, das Nervensystem und die Sinnesorgane gesagt werden. Eine genaue Erörterung gestatteten dagegen die Kiemen-, der Lungenapparat und das Herz. Von den Verdauungswerkzeugen war am wenigsten vorhanden; auch von den Geschlechts- und Harnorganen waren nur noch Fragmente übrig.

Als Resultate seiner Untersuchung stellt Bischoff folgende auf. Das Skelet bietet mehr Analogie mit Fischen, als Reptilien dar, kommt aber gleichwohl mit keinem einzigen von jenen näher überein. Das Rückgrath stellt eine Knorpelgerte dar, die bis zu dem Schwanze hin auch nicht die geringste Spur einer Abtheilung in Wirbel erkennen läßt, sondern ein ganz gleichförmiges ununterbrochenes Continuum bildet, das sich auch noch keilförmig in die Basis des Schädels fortsetzt, und so mit dem, diesem zu Grunde liegenden Knorpel zusammenhängt.

Wenn der Skeletbau von Lepidosiren mehr für die Fischnatur sprechen möchte, so führt dagegen, nach der weiteren Erklärung des Verfassers, die Organisation und Function der Weichtheile eben so sehr wieder zu den Amphibien. Was zunächst die Athmungsorgane betrifft, so erscheinen die Kiemenbüschel so klein, daß wenn gleich noch ein Kreislauf in ihnen statt fand, sie doch nicht im Stande waren, der Athemfunction zu genügen, wie denn auch in der That der größte Theil des Blutes an ihnen vorüber gieng. Wollte man die Lunge, die doppelt, deren Gewebe auch nicht häutig, son-

dern derb, fest und mit ziemlich dichten Maschen der Seitenwände besetzt ist, und die durch bedeutende Gefäßstämme unmittelbar mit dem Herzen in Verbindung steht, wollte man dieses Organ eine Schwimmblase und nicht eine Lunge nennen, so wäre gar nicht daran zu denken, daß man bey Proteus, Siren, Menopoma, den Salamandern und Fröschen von einer Lunge, sondern nur von einer Schwimmblase sprechen dürfte.

Hiezu kommt noch die eigenthümliche Nasenbildung; die Nasenlöcher sind nämlich rückwärts nicht geschlossen. Zwar wird der knöcherne Gaumen nicht von den hintern Nasenöffnungen durchbohrt, sondern der ganze Nasengang liegt mit seiner vordern und hintern Oeffnung innerhalb der Lippen, von dem eigenthümlich gebildeten Nasenknorpel-Gerüst gestützt; allein er verhält sich in dieser Hinsicht wie die Nase von Proteus und Siren, und es scheint dieß mit dem Mangel des knöchernen Oberkiefers in Verbindung zu stehen.

Am Herzen hat der Verf. zwey Vorkammern gefunden, die, wenn auch nicht ganz vollständig, doch von einander getrennt sind, was wir von keinem Fische kennen, während bey einigen Amphibien, wie Coecilia und Proteus, die Abtheilung noch weit unvollkommener ist. Die Gefäßvertheilung konnte er noch so weit verfolgen, um zu sehen, daß der bey weitem größte Theil des Blutes an den Kiemenresten vorbey, ein weit größerer in die Lungen und aus diesen durch eine große Lungenvene in die linke Vorkammer des Herzens wieder zurückströmte, ein Verhältniß, was wohl kein Fisch rücksichtlich der Schwimmblase zeigen wird.

Die Genitalien geben zwar keine bestimmte Charaktere, doch kommt ihre Bildung der der sirenen- und salamanderartigen Amphibien näher als der der Rochen und Haye.

In Folge dieses Befundes erklärt der Verf. die Lepidosiren paradoxa der Klasse der Amphibien angehörig.

Weil sich durch die Anfertigung der Tafeln die Publikation dieser Monographie verzögerte, so hatte der Verfasser noch Zeit und Gelegenheit, in einem Nachtrage seine Meynung über Owen's Anatomie eines ähnlichen, von ihm Lepidosiren annectens genannten Thieres, zu äußern, was aus dem Gambiafluße in Afrika herstammte. Owen weist nämlich dasselbe der Klasse der Fische zu, aus mehreren Gründen, unter welchen die wichtigsten folgende drey sind, daß die Nasengruben hinten blind endigen und keineswegs in die Mundhöhle führen, daß ferner die Vorkammer des Herzens einfach sey, und daß zuletzt die Luftathmungsorgane nicht die Natur der Lungen, sondern der Schwimmblasen hätten. Da Bischoff die Lepidosiren annectens nur aus Owens Beschreibung kennt, so kann er natürlich den von Letzterem gefundenen Thatbestand nicht entkräften, sondern nur wiederholt versichern, daß die drey eben genannten Bedingungen von L. annectens bey L. paradoxa nicht stattfanden, und er also bey seiner früher gegebenen Erklärung verharren müsse, um so mehr, da ganz neuerdings Tiedemann bey seinem Besuche in Wien an dem andern unverletzten Exemplare sich ebenfalls überzeugte, daß die Nasenkanäle hinten in die Mundhöhle sich öffnen.

So stehen sich demnach über die Einreihung dieser seltsamen Thiere in eine der Klassen des zoologischen Systemes zwey sehr differente Erklärungen einander gegenüber, und es beruhen diese nicht auf leeren Einfallen, sondern auf dem Befunde anatomischer Untersuchungen. Wenn in anderen Fällen die systematische Stellung eines Naturgebildes zweyfelhaft bleibt, und zwar in einem solchen Grade, daß man nicht einmal über die Klasse einig ist, so liegt die Schuld nur in der Mangelhaftigkeit der Kenntniß von demselben. Dieß können wir aber im gegenwärtigen Falle nicht sagen; zwey ausgezeichnete Anatomen haben uns mit dem äußern und innern Baue des neu entdeckten Thieres ausführlich bekannt gemacht, und gleichwohl ist hiedurch keine Einigung im Hauptpuncte, nämlich in der Festsetzung der Klasse erzielt worden. Worin liegt nun der Grund zu solcher Verschiedenheit in den Schlußfolgerungen?

Leuckart *) sucht den Knoten zu zerhauen, indem er die Erklärung abgiebt, daß, unter Vor-

*) Froriep's Notizen 1840. N. 266.

aussetzung der Richtigkeit der vorliegenden Angaben, die amerikanische Lepidosiren durchaus nicht zu derselben Gattung, ja nicht einmal zu derselben Klasse als das afrikanische Thier gehören könne, daß man demnach Owen's Art allerdings zu den Fischen, Natterer's und Bischoff's Lepidosiren dagegen zu den Amphibien zählen müsse. Diese Erklärung scheint auf den ersten Anblick aus der Verlegenheit zu helfen; allein bey weiterer Prüfung genügt sie denn doch nicht. Nach Owen's Beschreibung, die allerdings in einigen Stücken mangelhaft ist, kommt die äußere Beschaffenheit des afrikanischen Thieres, sein Knochengerüste und überhaupt der innere Bau so sehr mit dem der amerikanischen Art überein, daß Bischoff selbst ihre Vereinigung in die nämliche Gattung anerkennen muß. Hat aber dieß seine Richtigkeit, so kann die eine Art nicht den Fischen, die andere den Amphibien zugehören, und es ist eher anzunehmen, daß über die Beschaffenheit des Geruchsorganes und des Herzens eine irrige Angabe gemacht worden ist. Daß sich Bischoff nicht geirrt hat, davon wird man durch die Genauigkeit der Beschreibungen und Abbildungen leicht überzeugt, auch kommt für die Durchbohrung der Nasenlöcher, die am Ende doch den Ausschlag bey der Bestimmung der Klasse geben muß, die Bestätigung von Tiedemann hinzu. Owen hat dagegen nur eine vorläufige Mittheilung ohne bildliche Darstellungen gegeben, und wir müssen daher über die strittigen Puncte in jener so lange unser Urtheil suspendiren, bis letztere nachfolgen und der englische Gelehrte, nachdem ihm jetzt Bischoff's Arbeit ebenfalls zugekommen seyn mag, eine Revision seiner Untersuchung vorgenommen haben wird. Was die Lepidosiren paradoxa betrifft, so erklärt sich Ref. für Bischoff's Ansicht und theilt sie mit ihm den Amphibien zu.

Am Schlusse müssen wir noch mit Ehren des Verlegers gedenken. Unter den deutschen Buchhändlern hat wohl in neuerer Zeit Leopold Voß die meisten Kupferwerke aus dem Gebiete der Zoologie und Zootomie zu Tage gefördert. Nun ist es aber hinlänglich bekannt, daß für selbige bey den großen Auslagen und der geringen Zahl der Abnehmer, auf keinen Gewinn zu rechnen ist, sondern daß ihre Uebernahme eine Ehrensache ist, für die wir, im Interesse der Wissenschaft, Herrn Leopold Voß dankbar seyn dürfen. Wie in allen von ihm ausgegebenen Werken ist auch diese Monographie auf eine splendide Weise ausgestattet, was für den Text, wie für die 7 ausgezeichneten Kupfertafeln in gleicher Weise gilt.

Ueber die fossilen Säugethiere, welche in Würtemberg in verschiedenen Formationen aufgefunden worden sind, ꝛc.

(Schluß.)

Wie diese Bären von den jetzt lebenden verschieden sind, so ist dieß auch 14) mit der Tiegerart und 15) mit der Hyäne aus dem Diluvialboden von Cannstadt der Fall, während 16) der diese begleitende Wolf nicht mit Bestimmtheit von dem lebenden unterschieden werden kann. Das Vorkommen 17) des Hundes mag zum Theil aus seiner steten Begleitung des Menschen erklärt werden. Die Ueberreste 18) des gemeinen Bären, 19) des Luchses und 20) des Fuchses, von den gleichnamigen lebenden Arten nicht unterscheidbar, deuten nicht bloß auf neueren Ursprung, sondern selbst auf blos zufälligen Untergang in den Höhlen; indeß 21) das Vorkommen der Ueberreste des Maulwurfs in dem Diluvialboden aus seiner Lebensweise erklärbar ist, so wie 22) des Wiesels und vielleicht 23) einer andern Mustela in den Bohnerzgruben und der Erpfinger-Höhle, und der etwas zweifelhaften Ueberreste 24) des Fischotters und 25) des Dachses aus den Bohnerzgruben.

Den Nagern theilt der Verf. zweifelhaft einen unvollständigen zweyten Halswirbel aus der Molasse zu, woraus sich 1) auf einen Riesennager schließen ließe, dessen Existenz freylich höchst problematisch ist. Dasselbe gilt ferner, 2) für den Palaeotrogos aus dem Süßwasserkalke bey Steinheim, nach einem einzigen Schneidezahn bestimmt, der nach dem Verf. auch von einer Spitzmaus herrühren könnte, worüber man indeß, nach des Ref. Meynung, nicht einmal eine Vermuthung mit einiger Sicherheit wagen darf. Dagegen ergiebt sich

3) der Dipoides als eine den Bohnerzgruben eigenthümliche Gattung. Das Vorkommen 4) des Bibers in dem Süßwasserkalke bey Cannstadt und im Torfe bey Roigheim weist auf eine frühere allgemeinere Verbreitung desselben hin, während 5) das Vorhandenseyn des Hypudaeus amphibius und 6) des Hypudaeus arvalis in dem Diluvialboden bey Cannstadt, wie das des Maulwurfs mit der Lebensweise dieser Thiere zusammenhängt und somit nicht gerade ein gleichzeitiges Alter mit den urweltlichen Thieren, mit denen sie zugleich gefunden werden, anzeigt. Dasselbe gilt noch mehr 7) von den frischeren Ueberresten der Ratte aus der Erpfinger Höhle und 8) des Hasen von eben daher, deren Vorkommen daselbst zum größten Theile bloß zufällig seyn mag.

Unter den Wiederkäuern gehören die meisten Ueberreste den Hirschen und Antilopen an, doch ist die Unterscheidung in Arten in gar vielen Fällen zweifelhaft oder unmöglich. Als untergegangene Arten führt der Verf. eine große Antilope, den Cervus Bartholdi, Cervus euryceros und einige unbestimmte an. Die übrigen Hirscharten lassen sich wenigstens durch die Uebereinstimmung in den Verhältnissen der Größe und zum Theil auch der Form auf den Edelhirsch, Dammhirsch und das Reh zurückführen, die fast in allen Formationen wiederkehren, wenigstens der Edelhirsch, und zwar großentheils auf eine den Ueberresten der untergegangenen Thiere entsprechende Weise verändert, so daß man sie wohl als deren Begleiter ansehen darf. Dasselbe gilt von den Ueberresten des Rindes, die der Verf. dem Bos primigenius und taurus zuschreibt, obgleich er es für wahrscheinlich hält, daß sie zurückgeführt werden könnten auf einen gemeinschaftlichen Stamm, der in den Diluvialablagerungen in Gesellschaft von urweltlichen Thieren, und im Torfe in Gemeinschaft mit jetzt lebenden Thieren vorkommt. Schaf und Ziege dagegen finden sich erst im Torfe und späteren Ablagerungen; in älteren treten sie bloß sekundär auf.

Am zahlreichsten unter den fossilen Ueberresten stellen sich die der Dickhäuter ein; da jedoch die davon gefundenen Fragmente häufig für die Bestimmung zu undeutlich sind, so meynt der Verf. selbst, daß bey besserer Vervollständigung derselben die Zahl der Arten leicht sich vermindern könnte, während die der Gattungen wohl sich gleich bleiben dürfte. Von letzteren gehören den Bohnerzgruben ausschließlich an die Gattungen Chalicotherium, Tapiroporcus, Potamohippos, Siderotherium, jede mit 1 Art, ferner Mastodon mit 5, Dinotherium mit 2, Anoplotherium mit 4, Hyotherium mit 2 Arten, nebst Sus palaeocherus und Hippotherium, somit 19 Arten, die lediglich den Bohnerzgruben eigen sind. Die Gattungen Palaeotherium mit 6 — 7, Rhinoceros mit 5, Lophiodon mit 4 Arten, also 15 — 16 Species scheinen vielleicht durch die Uebereinstimmung der einen oder der andern Art mit den freylich noch sehr unvollständigen Spuren vom Lophiodon und Rhinoceros in der Molasse, und vom Palaeotherium im Süßwasserkalke von Steinheim einen, wenigstens bey letzterer Formation mehr zufälligen, Zusammenhang zu zeigen. Die in letzterem, so wie in dem Diluvium von Cannstadt und Kirchberg aufgefundenen Nashorn-Arten scheinen diesen Bildungen eigenthümlich zu seyn, was auch vom Mammuth gilt, das man bloß aus den Bohnerzgruben und dem Diluvium kennt. Vom Pferde gehört der größere Theil der aufgefundenen Stücke der gewöhnlichen Art an, die ohne merkliche Veränderungen die verschiedenen Umwälzungen überlebt zu haben scheint, wie auch das Schwein.

Von den Wallen, in der Molasse vorkommend, sind nicht einmal alle Gattungen mit Sicherheit anzugeben. Die Zahl der bis jetzt in Würtemberg aufgefundenen Arten schwankt zwischen 4 — 5.

Die Zahl der untergegangenen Arten von Säugthieren würde im Ganzen, nach des Verf. Bestimmungen 65 — 73 betragen; die der mit noch lebenden Arten übereinkommenden 23 — 24, ungerechnet den Menschen.

Die beschriebenen Knochenüberreste sind auf 20 Foliotafeln in recht gut gelungenen lithographirten Abbildungen dargestellt, und Würtemberg hat durch diese Arbeit des Verfassers einen ausgezeichneten Beytrag zur Kenntniß seiner Fauna antediluviana erhalten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Naturgeschichte des Menschengeschlechts von James Cowles Prichard. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Dr. Rudolph Wagner. Leipzig, 1840. I. Band. 454 S. 8.

Als Referent von dem ausgezeichneten Werke Prichard's „Researches into the physical history of mankind" in diesen Blättern eine ausführliche Anzeige lieferte, äußerte er den Wunsch, daß eine deutsche Uebersetzung von demselben veranstaltet werden möchte, um Bory's elendes Machwerk und mehrere andere oberflächliche Schriften über die Naturgeschichte des Menschengeschlechts zu beseitigen. Dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen, indem Professor Rudolph Wagner in Erlangen die vorliegende Uebersetzung von mehreren jüngeren Freunden besorgen ließ und zuletzt eine genaue Vergleichung derselben mit dem englischen Original selbst vornahm.

Nachdem wir in diesen Blättern bereits das Original einer kritischen Würdigung unterworfen haben, kann hier nur noch die Rede von der Beschaffenheit und dem Werthe der Uebersetzung seyn. Wir müssen es ihr nachrühmen, daß sie treu und so weit es die etwas umständliche Darstellungsweise Prichard's nur immerhin gestattete, auch ungezwungen und fließend das englische Original wieder gegeben hat. Die bildlichen Darstellungen sind weggelassen worden, da sie doch nichts Vollständiges geliefert und das Werk unnöthiger Weise vertheuert hätten. Ohnedieß beabsichtigt der deutsche Herausgeber, wie er in der Vorrede erwähnt, späterhin einen Atlas „zur vergleichenden Naturgeschichte und Anatomie der menschlichen Rassen" den Kupferwerken folgen zu lassen, welche er über die menschliche und thierische Anatomie und Physiologie begonnen hat. Wir sind mit ihm der Meynung, daß ein solcher Atlas in der That ein Desiderat in der Literatur ist.

Außer der Vornahme einer genauen Revision der Uebersetzung, hat Prof. R. Wagner um dieselbe durch Zufügung von Anmerkungen und Zusätzen sich verdient gemacht. Diesem ersten Bande hat er zwey Zusätze von erheblichem Umfange beygegeben: der erste (von S. 109 — 135) „die geographische Verbreitung der Thiere betreffend;" der zweyte (von S. 439 — 454) „über die Bastardzeugung und einen physiologischen Beweis, daß alle Menschenrassen nur eine Art (species) bilden." Im letzteren Zusatze beleuchtet er alle Fälle, welche von Bastardzeugung warmblütiger Thiere handeln und gelangt dadurch zu dem Resultate, daß die Annahme älterer Naturforscher richtig ist, nämlich daß nur Thiere einer Species sich fruchtbar vermischen und auch wieder eine unter sich fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen, oder anders ausgedrückt, daß die Beständigkeit der Art auf der Erzeugung einer fruchtbaren Nachkommenschaft beruht, daß dagegen, wie vielfältig erwiesen ist, die Nachkommenschaft aller Bastarde durch Anpaarung mit dem elterlichen Stamme ihre Formeigenthümlichkeiten verliert und früher oder später in denselben zurückschlägt.

Sehr merkwürdig ist es nun, wie der deutsche Herausgeber weiter bemerkt, daß diese naturgeschichtlichen Thatsachen durch die neueren physiologischen Untersuchungen vollkommen bestätigt werden, indem er zeigt, daß 1) die in einem fruchtbaren Samen

sonst bey allen zeugungsfähigen Thieren vorkommenden Samenthierchen bey Bastarden entweder gänzlich fehlen, oder daß es nur zu einer unvollkommenen Production von Samenthierchen kommt, welche alle jene Eigenthümlichkeiten entbehren, die sonst den Samenthierchen im zeugungskräftigen Samen zustehen, und daß die Turgescenz der Genitalien immer geringe ist; 2) daß man in der Regel auch bey weiblichen Thieren, wenigstens bey den Vögeln, nicht jene Turgescenz der Eyerstöcke findet, welche sonst bey fortpflanzungsfähigen Weibchen in der Brunst sich zeigt; 3) daß die Samenthierchen der verschiedenen Thierarten auch stets bestimmte, nicht in einander übergehende Formenverschiedenheiten darbieten.

Erwägt man nun — und dieß ist der Zielpunct, den der Herausgeber bey seinen Untersuchungen vor Augen hatte — daß beym Menschengeschlecht die Zeugungssäfte, Samen und Ey, die allergrößte Analogie im Baue mit denen der Thiere haben, daß ferner auch alle übrigen Erscheinungen im Zeugungsgeschäft denen der Vögel und Säugthiere höchst analog sind, und hält man die über allen Zweifel erhabene Thatsache fest, daß alle verschiedenen Menschenrassen sich unter einander leicht fruchtbar vermischen und eine fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen können, so ergiebt sich auch von Seite der Naturgeschichte und Physiologie der höchst folgenreiche Schluß, daß alle Menschenrassen nur eine Species ausmachen.

Wir empfehlen diese gelungene, und durch wichtige Zusätze des deutschen Herausgebers vermehrte Uebersetzung der fleißigen Beachtung unserer Leser, und bemerken noch schließlich, daß auch der Verleger für eine gefällige äußere Ausstattung gesorgt hat.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorf's Annalen der Physik ꝛc.

(Schluß.)

Hr. Melloni überzeugte sich durch directe Versuche mit einem viereckigten Kasten von vier Silberplatten, deren zwey stark gehämmert, zwey gegossen waren. Das Galvanometer gab eine Abweichung von

16° bey der gehämmerten und polirten,
18° „ „ „ und geritzten,
13°,7 „ „ gegossenen und polirten,
11°,5 „ „ „ und geritzten Seite,

Es erhielt daher das gehämmerte Silber durch die Wirkung des Ritzens eine Verstärkung des Strahlungsvermögens um 4/5, das gegossene dagegen eine Schwächung von 1/5.

3) Hr. Pouillet theilt (25 — 57 und 431 — 501) einen Auszug aus seiner wichtigen Abhandlung über die Sonnenwärme, und den daraus hervorgehenden Folgen mit. Ref. muß sich begnügen, nur einige Resultate anzuführen.

a) Die Wärmemenge, welche die Sonne in einer Minute auf eine Fläche von einem Quadratcentimeter abgiebt, ist so groß, daß das Pyrheliometer um 6,°72 steigen würde, und daher die Wärmemenge selbst = 1,7655.

b) Bey allem Anschein einer vollkommenen Heiterkeit absorbirt die Atmosphäre noch 4/10 aller Wärmemenge, welche die Sonne auf die Erde sendet, und 9/10 der von der Erde ausgehenden Wärme.

c) Wenn die gesammte Wärmemenge, welche die Erde im Laufe eines Jahres von der Sonne empfängt, auf alle Puncte der Erdoberfläche gleichförmig vertheilt und daselbst ohne irgend einen Verlurst zur Schmelzung von Eis verwendet würde, so wäre sie fähig, eine Eisschichte zu schmelzen, welche die ganze Erde umgäbe, und eine Dicke von beynahe 31 Meter hätte.

d) Dagegen sendet die Sonnenfläche so viel Wärme aus, daß sie eine Eisschichte, welche die Sonnenkugel unmittelbar umhüllte, und 11,8 Meter Dicke hätte, in einer Minute, und in einem Tage eine Schichte von 16992 Meter Dicke zu schmelzen vermöchte.

e) Angenommen, die Sonne sey ein vollkommener Wärmeleiter, und ihre specifische Wärme das 155 fache der specifischen Wärme des Wassers, so müßte die Sonne im 1. Jahre erkalten um 0,01, in 100 Jahren um 1, in 10000 Jahren um 100 Grade.

f) Was man bisher über die absolute Kälte, und die Erscheinungen, die an der Erdoberfläche sich ereignen würden, wenn die Temperatur des Weltraumes außerordentlich unter 0° unserer Thermometer herabkäme, sich vorgestellt hat, ist übertreiben, indem eine Kugel von den Dimensionen der Erde erst in 13640 Jahren von 100° auf 0° fallen würde.

g) Uebrigens sind die wesentlichen Wärmegesetze auf

ſolchen Stabilitätsprincipien begründet, daß im Weltſyſteme plötzliche Temperaturveränderungen nicht weniger unmöglich ſind, als plötzliche Aenderungen aus mechaniſchen Wirkungen.

h) Die Temperatur der Erdoberfläche iſt bedeutend höher als die Temperatur des Weltraumes.

i) Die mittlere Temperatur der Atmoſphäre iſt nothwendig niedriger als die des Weltraumes, und um ſo mehr niedriger als die der Erde.

k) Die Abnahme der Temperatur in der Atmoſphäre rührt nicht her von der Wirkung der Sonne, noch von auf- und abſteigenden Strömen, ſondern die wahre Urſache liegt in den ungleichen Abſorptionswirkungen der Atmoſphäre auf die aus dem Himmelsraume kommenden und auf die vom Erdboden oder vom Meere ausgeſendeten Wärmeſtrahlen.

l) Theilt man die Atmoſphäre in 100 concentriſche Schichten von gleicher Maſſe, ſo ſind die Abſorptionskräfte zweyer Schichten den ſpecifiſchen Wärmen derſelben proportional.

m) Innerhalb der Anwendbarkeit der barometriſchen Formel für den ſenkrechten Abſtand zweyer Schichten beträgt der Temperaturunterſchied dieſer Schichten einen Centigrad auf 225 Meter Höhe.

n) Ein am Erdboden der nächtlichen Strahlung ausgeſetztes Thermometer empfängt Wärme α) aus dem Weltraume und β) aus der Atmoſphäre, welche letztere weit bedeutender iſt, als man bisher vermuthet hat, während die erſtere in Bezug auf die zweyte ſehr klein iſt.

o) Die Temperatur des Weltraumes in gegenwärtiger Zeit iſt $1/2^{\circ}$ unter Null.

Dieſe und ähnliche Reſultate geben aus den ſcharfſinnigen und durch experimentelle Unterſuchungen unterſtützten Beobachtungen des Hrn. Verfaſſers hervor, deren weitere Begründung wir, um nicht weitläufiger zu werden, als es einer Anzeige zukommt, dem Leſer überlaſſen müſſen.

4) Als die letzten Aeußerungen eines hochgeachteten und den Wiſſenſchaften zu früh entriſſenen Mannes werden (461 — 467) aus H. Dulong theils mündlichen Mittheilungen theils hinterlaſſenen Papieren die bisher unbekannten Arbeiten desſelben über die bey Verbrennung einfacher und zuſammengeſetzter Subſtanzen entwickelte Wärme von HH. Heß, Arago und Cabart geliefert. Sie enthalten eine Beſchreibung des Dulong'ſchen Calorimeters, und die Reſultate aus den geführten Regiſtern. Als Beyſpiel führen wir nur an, daß bey 0° und $0^{m},76$ im Mittel aus 5 Verſuchen ein Litre Waſſerſtoff beym Verbrennen 3106,0 ſolcher Wärmeeinheiten gab, als erforderlich ſeyn würde, um ein Grm. Waſſer von gewöhnlicher Temperatur um 1° C. zu erwärmen.

Nach einem loſen Blatt ſcheint Dulong vermuthet zu haben, daß zwiſchen den ſpecifiſchen Wärmen und den bey der Verbrennung durch eine gleiche Sauerſtoff-Abſorption erzeugten Wärmemengen ein einfaches Verhältniß beſtehe.

D. Capillarität.

H. Joh. Mile liefert (287 — 332 und 501 — 540) eine neue phyſikaliſche Theorie der Capillarität. Ref. muß es aber denjenigen Leſern, welche daran Intereſſe zu haben glauben, überlaſſen, die volle 84 Seiten füllende Abhandlung ſelbſt zu leſen, indem auch der gedrängteſte Auszug für dieſe Anzeigen zu ſehr ausgedehnt ſeyn würde.

E. Der Bumerang.

Als eine mechaniſche Merkwürdigkeit beſchreibt (474 — 480) Hr. Poggendorf eine auſtraliſche Wurfwaffe, welche Bumerang (Boomerang) oder Keili (Kilee) genannt wird, und gehörig geworfen einen Kreis beſchreibt, umkehrt, zu dem Werfenden zurückkehrt, ſogar hinter ihm fortgeht, und abermals umzukehren ſucht, ehe ſie zu Boden fällt.

F. Meteorologie.

a) Das Erdbeben in Chili am 7. November 1837 zeigte das Merkwürdige, daß ein großer Maſtbaum, welcher auf dem Fort San Carlos mehr als 10 Meter tief in den Erdboden verſenkt und durch drey ſtarke Eiſenſtangen geſtützt war, ſo heraus geſtoſſen wurde, daß ein ganz rundes vollkommen regelmäßiges Loch zurückblieb. (192.)

b) Das Erdbeben zu Peſaro am 23. Juny 1838 veranlaßte in den Brunnen ein Steigen des Waſſers um 4 bis 5 Fuß. (192.)

c) Als ein Nordlicht am 17. und 18. November 1835 die Magnetnadel ſehr beunruhigte, beobachtete Gay-Luſſac dieſe Störung gleichzeitig zu Valdivia in Chili. (480.)

d) Am 31. May 1838 Nachmittags 2 Uhr wurde wieder ein 6 Minuten dauernder lauer Regen bey heiteren Himmel von Hrn. Wartmann zu Genf beobachtet. (480.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

II. Hälfte. July — December.

Henry Hallam, Introduction to the literature of Europe in the fifteenth, sixteenth and seventeenth centuries. Vol. 2. 3. 4. Paris 1839. 8.

W. Whewell, Geſchichte der inductiven Wiſſenſchaften, der Aſtronomie, Phyſik, Mechanik, Chemie, Geologie ꝛc. von der früheſten bis zu unſerer Zeit. Th. 1. Stuttgart 1840.

J. M. Quérard, La France littéraire, ou dictionnaire bibliographique des savants, historiens et gens de lettres de la France ainsi que des littérateurs étrangers qui ont écrit en français, plus particulièrement pendant les XVIII et XIX siècles. T. IX. livr. 2. Paris 1838. 8.

Lownde's British librarian, or book-collector's guide to the formation of a library in all branches and art, arranged in classes, with prices, critical notes, references and an index of authors and subjects.

Part. 3. 4. Class. I. Religion and its history. London 1839. 8.

Intorno alcuni Mss. dell' J. R. bibliotheca di Mantova e della capitolare Veronese lettera di Giovanni Girolamo Orti. Verona 1835. 8.

S. Kidd, Catalogue of the Chinese library of the Royal Asiatic Society. London 1838. 8.

Bibliotheca italiana. Vol. 89 — 92. Milano 1838. 8.

L'institut, journal général des sociétés et travaux scientifiques de la France et de l'étranger.

T. IV. 1. Section. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Paris 1836. 4.

Il progresso delle scienze, delle lettere e delle arti. Vol. 16 — 18. Napoli 1837. 8.

The British and Foreign Review. Vol. 6. 7. London 1838. 8.

The Foreign quarterly Review. Vol. 21. 22. London 1838 — 39. 8.

M. Villemain, Cours de litérature française. Tableau du dix-huitième siècle. P. 1. 2. Paris 1838. 8.

Thomas Wright, Coup-d'Oeil sur les progrés et sur l'état actuel de la litérature Anglo-Saxonne en Angleterre. London 1836. 8.

Tableau de la litérature française pendant le XVIII. siècle. Paris 1813. 8.

J. J. Ampère, Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle. Tom. 1. 2. Paris 1839. 8.

Catalogue général de la litérature française. Anné 1837. 1838. Paris 8.

Archives des découvertes et des inventions nouvelles, faites dans les sciences, les arts et les manufactures, tant en France que dans les pays étrangers, pendant l'année 1837. Paris 1839. 8.

Transactions of the medical and physical society of Calcutta. Vol. 1 — 8. Calcutta 1825 — 36. 8.

F. Cantraine, Diagnoses ou descriptions succinctes de quelques espèces nouvelles de Mollusques. s. l. et a.

Recueil des actes de la séance publique de l'académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg, tenue le 29. Decembre 1837. St. Petersbourg 1838. 4.

Transactions of the Medico-Botanical Society of London, for 1832 and 1833. London 1834. 8.

Blackwood's Edinburgh Magazine. 1838. Vol. 43. 44. London 1838. 8.

Revue des deux mondes. Tom. 1 — 4. Bruxelles 1838. 8.

Dictionarium Scoto-Celticum: a dictionary of the Gaelic language; (Gael. Angl. Lat.) Compiled and published under the direction of the Highland Society of Scotland. Vol. 1. 2. Edinburgh 1828. 4.

Dr. A. Höfer, Beyträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptſprachen des Indogermaniſchen Stammes. Bd. 1. Berlin 1839. 8.

E. J. Blücher, Grammatica Aramaica. Viennae 1838. 8.

Nicol. Delius, Radices Pracriticae. Bonnae ad Rhenum 1839. 8.

Thesaurus graecae linguae ab Henrico Stephano constructus. Post editionem anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt C. B. Hase, Guil. Dindorfius et Ludov. Dindorfius. Vol. 3. 4. Parisiis 1839. fol.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.

Nr. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Ueber die relative Verbindung der Irren-Heil- und Pflege-Anstalten, in historisch-kritischer, sowie in moralischer, wissenschaftlicher und administrativer Beziehung. Von Heinr. Damerow, Doctor und Professor der Medicin, K. Pr. Medicinalrathe, des. Director der Irren-Heil- und Pflege-Anstalt für die Provinz Sachsen ꝛc. Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1840. S. XII. und 276.

Das Irrenhauswesen hat sich seit ungefähr 50 Jahren für ganz Europa mehr und mehr den wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten angereiht und ist mit zum Gradmesser der inneren Tüchtigkeit der Staaten geworden. So eben begegneten sich auch Bayerns Regierung und Stände von Neuem in dem gemeinsam ausgesprochenen Wunsche und Bestreben, diese Angelegenheit so rasch als möglich ihrem Ziele entgegen zu führen.

Wenn sich dabey einzelne Länder des Vortheils erfreuen, vor andern der Zeit nach einen Vorsprung gewonnen zu haben, so gilt es für diese andern um so mehr, sich eines andern Vortheils zu versichern. Nämlich sich so fort, ohne erst mittels eigener unvollkommener Versuche durch eigenen Schaden klug zu werden, nur das bessere Resultat bisheriger Erfahrung anzueignen. Um eine deßfallsige Hauptfrucht handelt sichs nun aber bey vorliegender Schrift.

Die ersten lebhaften Bestrebungen für die heilige Angelegenheit der Irrenanstalten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fanden dieselben, wie in anderen Rücksichten, so namentlich auch dadurch in einem traurigen Zustande vor, daß präsumptiv heilbare und unheilbare Irren gänzlich unter einander gemengt waren. Wie man nun überhaupt gern von einem Extreme auf das andere überspringt, so geschah es zunächst auch hier. Von dem Extrem der absoluten Vereinigung von Irren-Heil- und Pflege-Anstalten gerieth man sprungweise auf das entgegengesetzte Extrem absoluter Trennung derselben. Doch wie man auch sonst häufig, gerade durch den Schaden der entgegengesetzten Extreme gewitziget, die rechte Mitte treffen lernt, so auch hierbey. Dieß in so fern, als man endlich erkannte, daß nur ein Verhältniß von beyderley Anstalten, kraft dessen sie zugleich relativ getrennt und vereinigt sind, alle Nachtheile der absoluten Trennung und Vereinigung derselben vermeide und alle wahrhaften Vortheile der Vereinigung und Trennung erst möglichst rein und vollständig gewinnen mache.

Dieß ist nun zwar bereits auch von Anderen geahnt und erkannt, auch in Bayern, namentlich schon vor Jahren auch von dem Referenten geltend zu machen gesucht, nirgends aber zur Zeit noch so allseitig dargethan worden, als in dieser Schrift. Sie zieht die Angelegenheit gleichmäßig vor das Forum des Wissens und Gewissens und verficht die relative Verbindung von Irren-Heil- und Pflege-Anstalten vor beyden Instanzen im Ganzen gleich siegreich, in Beziehung auf die Seelenkranken selbst, ihre Angehörigen, den Irrenarzt, die Irrenanstalt und den Staat, gegenüber der Psychiatrie als Wissenschaft und Kunst und nach all' ihren wesentlichen Interessen, nach ihrem jetzigen

und zu hoffenden künftigen Zustande, so wie endlich nach allen Hauptrücksichten der Administration solcher Anstalten. Dabey liegt im Allgemeinen der Gedanke zu Grunde: die beyden Anstalten haben nur die Peripherie überhaupt und die entgegengesetzten Seitentheile insbesondere Eines Ganzen zu bilden, von welchem die beyden gemeinsamen Localitäten der Oekonomie, Administration und Direction das Centrum oder den mittleren Theil ausmachen. Zugleich werden für die Ausführung dieses Grundgedankens mannigfache Modificationen nach Zeit, Ort, Geld und Gelegenheit zugestanden, was ihn nur um so mehr empfiehlt.

Wohl fände sich bey speciellerem Eingehen auf den Inhalt dieser Schrift auch Einzelnes zu beanstanden. Wir verzichten hier jedoch darauf zu Gunsten der Hauptsache, nämlich der Erschütterung und Zurückweisung des Extrems der absoluten Trennung von Irren-Heil- und Pflege-Anstalten, bey dem, in Ermangelung vertrauterer Bekanntschaft mit der ganzen Angelegenheit und ihrem Entwickelungsgange hie und da noch stehen zu bleiben versucht werden dürfte. Diesen „Hauptzweck: nicht nur den Irrenärzten und Aerzten, sondern auch den Staatsbehörden, den Ständen, so wie auch dem gebildeten Publikum die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Errichtung jener Art von Irrenanstalten zu verschaffen, die Frage nach der zweckmäßigsten Methode der Organisation der Irrenanstalten überhaupt — unstreitig die wichtigste der öffentlichen Irren-Angelegenheiten der Gegenwart — zur definitiven Entscheidung zu fördern und somit tief ins öffentliche Leben eingreifenden, bedauernswerthen und selten wieder gut zu machenden Irrthümern, Zweifeln und Schwankungen zum Besten des Ganzen für die Folge vorzubeugen“ — wird aber die vorzügliche Schrift hoffentlich um so weniger verfehlen, als sich ihr sehr ehrenwerther Hr. Verf. für seine Sache bereits auch auf weitere gewichtige Auctoritäten aus allen Ländern berufen kann, die für das Irrenhauswesen vorzugsweise thätig waren und sind, und darunter S. 53 — 60 insbesondere auch auf Jacobi, der übrigens von minder Eingeweihten leicht gerade als Hauptauctorität für die absolute Trennung könnte betrachtet werden wollen.

Wir schließen diese Anzeige, im Allgemeinen ebenfalls im innigen Einverständnisse mit dem angelegentlich zu empfehlenden Buche, mit folgenden Wünschen, die uns die ernsteste Beherzigung dringend zu erheischen scheinen.

1) Mögen doch diejenigen, die es für so leicht zu halten scheinen, heilbare und unheilbare Psychischkranke zu unterscheiden, den Ausspruch eines Langermann: „nur Gott kann wissen, ob sie es sind,“ so wie die als Commentar zu demselben dienenden Abschnitte dieser Schrift von Seite 123 an reiflich erwägen!

2) Möge doch ferner demjenigen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, was unser Hr. Verf. über Benützung der relativ verbundenen Irren-Heil- und Pflege-Anstalten, besonders solcher in der Nähe der Universitätsstädte zu errichtender, für Ausbildung junger Aerzte in der praktischen Psychiatrie S. 192 u. f. entwickelt!

3) Möge Niemand, der in Bezug auf Irren-Anstalten Verantwortung auf sich nimmt, den Schluß der Schrift unerwogen lassen: „der wichtigste Punct, das Erste und Letzte, das Ein und Alles der Irrenanstalt ist und bleibt — der gerade dazu ganz besonders qualificirte Arzt.“

Und möge endlich

4) die da und dort längst als höchst heilsam erprobte Maxime überall Anwendung finden, an die auch die Bezeichnung unseres Hrn. Verf. als designirten Directors einer Anstalt, zu der noch der Grundstein nicht gelegt ist, auf dem Titelblatte erinnert: nämlich einen dazu wirklich besonders berufenen und gebildeten Arzt als künftigen ärztlichen Director schon jeder erst noch im Werden begriffenen Irrenanstalt, als Schutzgeist ihrer Fötusentwickelung, als ihren Geburtshelfer und behufs uranfänglichen innigsten Zusammenlebens zuzutheilen!

Leupoldt.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Dr. G. F. Grotefend, Rudimenta linguae Oscae ex inscriptionibus antiquis enodata. Hannoverae 1839. 8.

Zacharias Henric Alewijn, Toets van nieuwerwetsche Taalkunde. s. l. et a. 4.

Jacob Björkegren, Dictionnaire français - Suédois et Suédois - François. D. 1. 2. Stockholm 1784. 8.

J. F. Willems, Over de Hollandsche en Vlaemsche Schryfwyzen van het Nederduitsch. Antwerpen 1824. 8.

Laurens Pieter van de Spiegel, Verhandeling over den oorsprong en de historie der vaderlandsche rechten. Goes. 1769. 8.

Josefa Jungmanna, Slownjk česko - německy. Djl. 3. 4. Wpraze 1837. 4.

Explicatio literarum et notarum frequentius in antiquis Romanorum monumentis occurrentium. Florentiae 1822. 8.

N. F. Moore, Lectures on the greek language and literature. New - York 1835. 8.

Flavius Josephus, De bello Judaico libri septem, ed. Ed. Cardwell. Vol. 1. 2. Oxonii 1837. 8.

Phytologiae Aristotelicae fragmenta ed. Fr. Wimmer. Vratislaviae 1838. 8.

Scriptorum veterum nova collectio e vaticanis codicibus edita ab Angelo Maio. T. 9. 10. Romae 1837 — 38. 4.

Leon Modenese, Ari Nohem. Leipzig 1840. 8.

W. F. Thompson, Practical philosophy of the Muhammedan people exhibited in its professed connexion with the European, so as to render either an introduction to the other; being a translation of the Akhlāk - J - Jalāly, from the Persian of Fakir Jāny Muhammad Asäad. London 1839. 8.

Kumára Sambhava. Kálidásae carmen, sanscrite et latine edidit Adolphus Fridericus Stenzler. London 1838. 4.

Fables de Lokmân surnommé Le Sage, en Arabe, avec une traduction française, et accompagnées de remarques et d'un vocabulaire arabe-française, par Ch. Schier. Paris 1839. 4.

Al Mookhtusur, commonly called Mookhtusur - Ool - Ma - Anee; or an abbreviated comentary on the rhetoric of the Arabs. Calcutta 1813. 4.

Rigveda - Sanhita, liber primus, Sanskrite et latine, ed. Fridericus Rosen. Lond. 1838. 4.

Alexander Johnston, An account of an inscription found near Trincomalee in the island of Ceylon. London 1827. 4.

Abulfath, Fossul Imadi. Vol. 1. 2. Calcutta 1828. 8.

Meer Shum - Ood - Deen Fukeer, The Powers of eloquence: being a treatise on the rhetoric, poetry and rhyme of the Persians. Calcutta 1814. 8.

Liber climatum auctore Abu Ishac et Faresi vulgo El - Issthachri. E codice Gothano ed. Dr. J. H. Möller. Gothae 1839. (Arab.)

Journal Asiatique. 3. Série. Tom. 4 — 6. Paris 1837 — 38. 8.

Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa Ben Abdallah Katib Jelebi dicto et nomine Haji Khalfa celebrato compositum. Instr. Gust. Fluegel. Tom. II. Literas Bá - Jim complectens. London 1837.

Garcin de Tassy, Histoire de la littérature Hindoui et Hindoustani. T. 1. Biographie et Bibliographie. Paris 1839. 8.

Andrien Balbi, Abrégé de Géographie, rédigé sur un nouveau plan d'après les derniers traités de paix et les découvertes les plus récentes. 3ième edition. Paris 1838. 8.

Giovani Colé, Memoriale di Frate Giovanni dī Niccoló da Camerino Francescano, scritto nel secolo del 1300 e publicato dal Conte Monaldo Leopardi di Recanati. Pesaro 1833. 8.

Harriet Martineau, Retrospect of Western travel. Vol. 1 — 3. London 1838. 8.

Dr. Ulr. v. Lengerke, Reise durch Deutschland in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie. Prag 1839. 8.

Captain Richard Wilbraham, Travels in Trans - Caucasian provinces of Russia and along the southern shore of the lakes of Van and Urumiah in the autumn and winter of 1837. London 1839. 8.

Gioseppe Rosaccio, Viaggio da Venetia a Constantinopoli. Venetia 1606. 8.

Dr. F. Göbel, Reiſe in die Steppen des ſüdlichen Rußlands. Th. 1. 2. Dorpat 1838. 8.

Charles Belanger, Voyage aux Indes Orientales par le Nord de l'Europe, pendant les années 1825, 1826, 1827, 1828.

Partie historique. Liv. 9. Paris 1838.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 21. Paris 1838. 4.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 14. 15. Paris 1838. fol.

Alcide D. D'Orbigny, Voyage dans l'Amérique, Méridionale, exécuté dans le cours des années 1826 — 1833. Livr. 40. 41. 42. Paris 1839. 4.

Voyage du Maréchal Duc de Raguse en Sicilie. Vol. 5. Paris 1838. 8.

Sainson, Voyage autour du monde par les mers de l'Inde et de Chine, exécuté sur la corvette de l'état la Favorite pendant les années 1830, 1831 et 1832. Histoire naturelle. Livr. 1 — 6. Paris 1836. 8.

Joſ. Wilh. Graf, Geſchichte der Tempelherren in Böhmen und ihres Ordens überhaupt. Prag 1825. 8.

R. H. Klauſen, Aeneas und die Penaten. Die italieniſchen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechiſchen. Bd. 1. Hamburg 1839. 8.

Raoul-Rochette, Lettre a M. L. de Klenze, sur une statue de Hérode Attique. Paris 1837. 8.

Antica statuetta di bronzo, illustrata da Giovanni Orti di Manara. Verona 1836. 8.

Giovanni Orti di Manara, Di alcune antichità di garda e di Bardolino dell' antica arilica del suo collegio dei nocchieri . . . memoria. Verona 1836. 8.

L'antico marmo di Valerio Nasone illustrato da Gio. Orti di Manara. Verona 1836. 8.

Illustrazione di un antica lapida inedita istriana scoperta nel 1827 in Pola di Giovanni Orti di Manara. Verona 1836. 8.

Gli antichi marmi alla Gente Sertoria Veronese spettanti illustrati da Giovanni Orti. Verona 1838. 8.

Sopra un frammento d'antica consolare iscrizione lettera di Giovanni Gi. Orti. Verona 1833. 8.

Di un busto colossale in marmo di Caco Cilnio Mecenate, scoperto e posseduto dal cavaliere Pietro Manni. Illustrazioni dei Sig. P. E. Visconti. Parigi 1837. 8.

Steph. Ant. Morcellus, Lexicon Epigraphicum Morcellianum. Vol. 1. 2. Bononiae 1835. 4.

J. A. de Goulianof, Archéologie Égyptienne ou recherches sur l'expression des signes hiéroglyphiques et sur les élémens de la langue sacrée des Egyptiens. Tom. 1 — 3. Leipsig 1839. 8.

Giovanni Winckelmann, Monumenti antichi inediti. T. 1 — 3. Roma 1821 — 27. fol.

Herculanum und Pompeji. Vollſtändige Sammlung der daſelbſt entdeckten zum Theil noch unedirten Malereyen, Bronzen und Moſaiken von Hrn. Roux und Bouchet. Deutſch bearbeitet von Dr. A. Kaiſer. Lief. 45 — 52. Hamburg 1839. 8.

Franc. Inghirami, Pitture di Vasi Fittili. Fasc. 28. 29. Fiesole 1837 — 39. 4.

W. Ternite, Wandgemälde aus Pompeji und Herculanum nach den Zeichnungen und Nachbildungen in Farben. Heft 1. Berlin 1839. Fol.

Charles Texier, Description de l'Asie Mineure, faite par ordre du gouvernement français de 1833 à 1837, et publié par le ministère de l' instruction publique.

Première partie. Beaux-Arts, monuments historiques, plans et topographie des Cités antiques. Livr. 1 — 2. Paris 1839. fol.

Dr. C. L. Grotefend, die Münzen der griechiſchen, parthiſchen und indoſkythiſchen Könige von Baktrien und den Ländern am Indus. Hannover 1839. 8.

Trésor de Numismatique et de Glyptique ou Recueil général de Medailles, Monnaies, Pierres gravées, Bas-réliefs etc. tant anciens et modernes.

I. Classe. 4 Série. Numismatique des Bois grecs. livr. 16. 17. Paris 1839. f.

II. Classe. 1 — 3. Série. Monnaies. Livr. 8—11. Paris 1839. fol.

6. Série. Medailles des Papes. livr. 12. Paris 1839. fol.

10. Série. Recueil général des Bas-Reliefs et d'Ornemens. 2. partie. livr. 15. Paris 1839. fol.

III. Classe. 5. Série. Iconographie des Empereurs Romains. Livr. 12 — 14. Paris 1839. fol.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nr. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A history of Prices and of the state of Circulation from 1793 to 1837; preceded by a brief sketch of the state of the corntrade in the last two centuries by Thomas Tooke, Esq. F. R. S. 2. Vol. 8. Lond. 1838.

(Geschichte der Preise und der Umlaufsmittel von 1793 bis 1837; mit einer Einleitung über den Zustand des Kornhandels in den letzten zwey Jahrhunderten.)

Der Verf. ist seit lange als einer der gründlichsten Forscher im Gebiete der politischen Oekonomie bekannt, und hauptsächlich verdankt ihm die Lehre vom Geldwesen manchen werthvollen Beytrag. Das oben genannte Werk ist in gewisser Weise eine durchaus umgearbeitete, erweiterte und bis auf das Jahr 1837 fortgesetzte Ausgabe der bereits 1821 erschienenen und 1824 neu aufgelegten Schrift:

Thoughts and Details on the high and low Prices of the thirty years, from 1793 to 1822.

Hält man aber den Reichthum der Thatsachen und deren Zusammenstellung im neuen Werke gegen die Behandlung des Stoffes im älteren, so kann man jenes eben sowohl als eine ganz neue Schrift betrachten. Jedenfalls gehört dieses Werk von Thomas Tooke unter die gründlichsten und belehrendsten Arbeiten, welche die Literatur der Staatswirthschaft aufweisen kann. Wir möchten es mit der bekannten Schrift von Malthus über die Bevölkerung vergleichen. Wie hier, so werden auch dort die Grundgedanken aus einer Fülle von Thatsachen hervorgeholt und durch ihre factische Unterlage dem Leser unwiderstehlich eingeprägt. Wenn sie aber gleich vor dem Werke von Malthus bessere Sichtung und eben daher größere Verläßigkeit der zusammengestellten Erfahrungen, so wie eine weit faßlichere Anordnung voraus hat, so wird es doch wohl nie die Berühmtheit desselben erlangen, da die Bevölkerung ein Gegenstand ist, auf den Alle ihre Aufmerksamkeit richten, die Güterpreise dagegen der Betrachtung der Lesewelt ferne liegen. Und doch kann man die Preise der Gegenstände, die man zum Leben bedarf, den Zahlenausdruck der Bedingungen selbst nennen, unter denen das Leben möglich ist, und die Bevölkerung eines Landes wachsen und gedeihen kann. Fast alle Verhältnisse von Reichthum oder Armuth eines Landes, von Wohlbehagen oder Verkümmerung seiner Bewohner lassen sich in den Preisen der Güter darlegen; Güter im weitesten Sinne genommen, wo sie auch Arbeit begreifen. Wir brauchen nicht zu wissen, wie ein Mann aus der gemeinen Arbeitsklasse zu verschiedenen Zeiten in demselben Lande gelebt hat; es genügt, seinen Lohn und den Preis seiner wichtigsten Lebensmittel zu kennen, um seinen ökonomischen Zustand in den beyden Perioden mit Genauigkeit zu vergleichen. Ebenso bey der Gegeneinanderhaltung verschiedener Länder in derselben Zeit. Die Statistik erkennt es seit Anfang dieses Jahrhunderts als eine ihrer Hauptaufgaben, in den Güterpreisen jedes Jahres gewissermaßen die Logarithmen des Wohlbefindens der großen Volksmasse aufzuzeichnen; und je mehr an die Geschichte die Anforderung ergehen wird, nicht bloß die politischen Ereignisse und Veränderungen im Leben der Völker darzustellen, sondern auch soviel möglich nachzuweisen, wie der gemeine Mann in den verschiedenen Zeiten gelebt und ob sein Zustand sich gebessert oder verschlimmert hat, desto sorgsamer wird auch sie die Docu-

mente benützen müssen, welche aus früheren Zeiten über die Güterpreise vorhanden sind. In Böckh's Staatshaushalt der Athener ist bereits an einem Beyspiele dargethan, welches Licht gründliche Forschungen über die Preise der Güter auf die Lebensweise der Völker werfen, und wie man durch sie erst einen sicheren und faßlichen Maßstab zur Beurtheilung ihrer häuslichen Zustände gewinnt. So wenig dieser Vorgang zur Zeit Nachfolge gefunden hat, so sind wir doch überzeugt, daß in künftigen Bearbeitungen der Geschichte die Verhältnisse der Güterpreise und ihre Veränderungen, wo sie irgend zu erheben sind, als höchst wichtiges Moment des Volkslebens werden angeführt und hierdurch dem vagen Räsonnement über das Wohlbefinden der größeren Volksmasse in alten Zeiten ein Ende gemacht werden, das jetzt noch mit andern historischen Irrthümern sich von einer Generation zur andern fortpflanzt. Wenn einmal in Geschichtswerken neben den Jahrzahlen die Güterpreise und der Lohn gemeiner Arbeit, mit Verläßigkeit reducirt auf gleiche Einheiten fortlaufen, wird Johann von Müllers Wort: die politische Oeconomie öffne ein neues Auge für die Historie, erst den rechten Sinn erhalten. Denn mit einem Blicke lassen sich dann in verschiedenen Zeiten die ökonomischen Zustände des zahlreicheren Theils der Völker vergleichen, der den Lebensbedarf mit seiner Arbeit erkaufen muß; und damit erlangen die jetzt meist nur aus dem Gesichtspunct des öffentlichen Lebens aufgefaßten Perioden der Geschichte erst ihre richtige und vollständige Würdigung. Diese Bemerkungen bedürfen zwar an sich selbst einer weiteren Ausführung; sie werden aber auch in ihrer gegenwärtigen fragmentarischen Form genügen, um auf die Wichtigkeit eines Werkes aufmerksam zu machen, das während eines Zeitraums von fast einem halben Jahrhundert von Jahr zu Jahr die Veränderung der Güterpreise nachweist und erläutert. Allerdings faßt der Verf. zunächst nur England ins Auge; aber nachdem einmal die Vorgänge auf dem Hauptweltmarkte geordnet vorliegen, ist zur Erklärung der Data, welche andere Länder darbieten, viel gewonnen. In dieser Beziehung können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß wenn die Schrift auf deutschen Boden sollte verpflanzt werden, dieß nicht (in der bekannten Weise voreiliger und halbkundiger Uebersetzer) durch eine, jedenfalls nur kundige Leser interessirende, bloß wörtliche Uebertragung geschehen möge; sondern durch eine Bearbeitung, die den Gesichtskreis des Engländers erweiterte und die Preisveränderungen auf dem Continent überall den Schwankungen des Güterwerthes in Großbritannien gegenüber stellte.

Es ist hier nicht wohl möglich, dem Verfasser durch das ganze Werk Schritt vor Schritt zu folgen; doch werden wir die Hauptergebnisse seiner Forschung in gedrängter Kürze anzudeuten suchen.

Auf den Preis der Nahrungsmittel haben, nach der Einleitung, Einfluß: die Aernten, Krieg und Frieden, das Geldwesen, die Verbesserungen im Ackerbau und die Zunahme der Bevölkerung. Die beyden letzten Ursachen glaubt der Verf. als gleichförmig neben einander fortschreitende übergehen zu dürfen. Wir können hierin nicht ganz mit ihm einverstanden seyn, da nicht bloß der Zuwachs an Bewohnern in einem Lande durch stärkere Nachfrage den Sinn für Erweiterung und Verbesserung der Agricultur weckt und steigert, sondern eben so sehr schlechte Aernten, die auch bey gleichbleibender Bevölkerung relativen Mangel und damit stärkeren Begehr an Bodenfrüchten zur Folge haben. Beweis waren die ersten Jahre dieses Jahrhunderts und die Jahre 1816 — 1818, von welch' letzteren sich in Süddeutschland nachweisen läßt, daß die Geburten weniger zahlreich waren, während der Ackerbau an Ausdehnung zunahm. Aehnlich muß wohl auch der Krieg die Agricultur ermuntern, wenn er stärkere Nachfrage und höhere Preise der Erdfrüchte verursacht; und in beyden Fällen wird eben die Erweiterung des Ackerbau's der vollständigen Wirkung beyder Ursachen des relativen Mangels entgegenarbeiten.

I. In Bezug auf die Einwirkung der Aernte auf den Preis des Getreids hebt der Verf. hervor, daß bisher zu wenig erwogen worden, wie sehr mehrere aufeinanderfolgende reiche Aernten dem Landwirth zum Schaden, schwächere zum Vortheil gereichen. Ueberfluß und Mangel in der Aernte im Vergleich zum eigenen Bedarf ändern überhaupt die Kornpreise weit stärker als im Verhältnisse des

Ueberschusses und Ausfalls; doch ist wegen der Aufbewahrung und Ausfuhr das Mißverhältniß des Sinkens des Preises weniger stark, als das des Steigens. Jedenfalls aber erhellet, daß für den Landwirth eine Aernte von 32 Schäffeln zu 20 fl. mehr Werth hat, als eine andere von 50 Schäffeln zu 10 fl. Wiederholen sich also gute Aernten, so kann dieß den Landwirth zu Grunde richten, während ihm mehrere schwächere nach einander Gewinn bringen. Eine überwiegende Anzahl guter Aernten während einer Periode wirkt wie eine durchschnittliche Herabsetzung der Productionskosten und umgekehrt das Vorwalten schlechter Jahre wie eine Steigerung der Beyschaffungskosten der erforderlichen Kornmasse; wobey aber diejenigen, welche bereits Korn bauen, wiewohl sie weniger als früher liefern, doch durch die hohen Preise mehr als entschädigt werden, die der Consument für Beyschaffung der fehlenden Kornmasse bietet. Der Verfasser geht nun die Kornpreise von 1692 bis 1792 durch und zeigt, wie die Aernten wirkten.

Während der 23 Jahre, von 1692 — 1715 waren 11 schlechte Aernten; der Durchschnittspreis 45 Sh. 11 dl. pr. Quarter; und zwar gerade im Krieg von 1701—7 nur 25—30 Schilling bey guten Aernten; von 1708—1711 bey schlechten über 80 Sh.; dann wieder 1712 bey guter Aernte 33 Sh. 9 dl. u. 1713 nach dem Frieden 56 Sh. 11 dl. Dagegen waren in den 50 Jahren von 1715 bis 1765 nur 5 schlechte Jahre, daher der Durchschnittspreis nur 34 Sh. 11 dl. Adam Smith wollte dieß der Ausfuhrprämie zuschreiben; aber in Frankreich bey verbotener Ausfuhr bestanden dieselben Preisverhältnisse. Ueberhaupt war in England im 17. Jahrhundert der Preis von 1 Quarter Waizen 38 Sh. 2 dl., von 1700—1766: 32 Sh. 1 dl.

Dabey hob sich in England der Geldlohn, der im 17. Jhrdt. 10 1/4 dl. gewesen von 1700—1766 auf 12 dl. Da der Krieg in dieser letztern Periode den Preis nicht steigerte, so kann der niedrige Stand des Korns im Frieden nicht vom Frieden selbst herrühren. Die Bevölkerung nahm nicht rasch zu; aber ihr Zustand besserte sich; Waizen kam allgemein statt Roggen in Gebrauch. Von 1765 — 1775 mitten im tiefsten Frieden steigt der Preis plötzlich im Durchschnitt auf 51 Schilling; die Ausfuhr hört auf und Korneinfuhr beginnt. Mag auch, was Tooke nicht ganz richtig in Anschlag bringt, die Zunahme nicht sowohl der ganzen als vielmehr der städtischen Bevölkerung Englands (die hauptsächlich den Kornpreis heben muß), hier mitgewirkt haben, so ist doch eine ähnliche Steigerung des Preises durch ganz Europa nur durch die schlechten Aernten dieser Periode zu erklären; wie denn in London von 1740 — 43 nur 66,36 Zoll Regen fiel, von 1772—75: 124,96 Zoll. Dabey nahm der Landbau so zu, daß unter Georg I. u. II. 242, von 1760—75 aber 734 Einhegungs-Acten erlassen wurden. Von 1775—1793 waren sechs schlechte Aernten, sobald aber einige gute sich folgen wie 1778 und 1779, sinkt der Preis rasch auf 36 Schill.; er steht auf 54 Schilling von 1782 — 84. bey geringen Aernten aber großen Handels- und Finanz-Verlegenheiten, dann Krieg; von 1785 — 87 auf 44 Sh. bey sehr prosperirendem Handel und guten Aernten. 1789 bey schlechter Aernte ist er 57 Sh., 1791 nach einer guten 40 Sh. 11 dl., und steigt nach dem feuchten Sommer von 1792 auf 53 Sch. 4 dl. Dadurch stellte sich der Durchschnittspreis des Waizens im 18. Jahrhundert dem des 17. fast gleich; jener auf 38 Sch. 7 dl., dieser auf 38 Sch. 2 dl.

II. Schon aus diesen Andeutungen geht im Allgemeinen hervor, daß Krieg und Frieden weniger als man gewöhnlich annimmt, auf den Preis der Bodenfrüchte einwirken.

Noch deutlicher erhellet dieß aus folgender Tafel, wonach in England 1 Quart. Waizen galt:

1688 — 1697,	10	Jahr	Krieg,	42	Sch.	$6\frac{3}{4}$ dl.
1698 — 1701,	4	=	Frieden	46	„	0 „
1702 — 1712,	11	=	Krieg,	42	„	0 „
1713 — 1739,	27	=	Fried.,	35	„	$10\frac{3}{4}$ „
1740 — 1748,	9	=	Krieg,	31	„	$6\frac{1}{2}$ „
1749 — 1754,	6	=	Fried.,	33	„	$11\frac{1}{2}$ „
1755 — 1762,	8	=	Krieg,	37	„	$1\frac{3}{4}$ „
1763 — 1774,	12	=	Fried.,	48	„	$11\frac{1}{2}$ „
1775 — 1782,	8	=	Krieg,	46	„	$6\frac{1}{2}$ „
1783 — 1792,	10	=	Fried.,	50	„	$2\frac{1}{2}$ „

Gewöhnlich sagt man, der Krieg erhöhe die Güterpreise, weil für Militär und Flotten viel begehrt werde; mit dem Frieden höre diese Nachfrage auf, daher sänken die Preise. Dieß kann aber nur in einzelnen Gegenständen der Fall seyn, die eben begehrt werden; andere müssen, wegen Entziehung vom Kapital zu ihrer Production (bey Aufnahme von Staatsanlehen), oder wegen geringerer Nachfrage der Consumenten (bey Steuer-Erhöhung) im Preise sinken.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Samuel Sharpe, The history of Egypt under the Ptolemies. London 1838. 8.

Rob. Unger, Thebana Paradoxa. Vol. I. Halis 1839. 8.

Baron Walckenaer, Géographie ancienne historique et comparée des Gaules Cisalpine et Transalpine. Tom. 1 — 3. Paris 1839. 8. Avec Atlas in fol.

A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, Geschichte der europäischen Staaten;
Dr. Ph. Strahl, Geschichte des russischen Staates. Bd. 2. Hamburg 1839. 8.
Dr. H. Schäfer, Geschichte von Portugal. Bd. 2. Hamburg 1839. 8.

Christobal Nunnez y Quilez, Antiguedades de la ciudad de Daroca. Zaragoça. 1691. 4.

Juan de Mariana, Historia general de Espanna, por Don José Sabau y Blanco. Tom. 1 — 20. Madrid 1817 — 20. 8.

Juan Pablo Martyrriço, Historia de la muy noble y leal ciudad de Cuenca. Madrid 1629. f.

Miguel Eugenio Munnoz, Discurso sobra la antiguedad y prerogativas de la Rica Hombria de Castilla y Aragon. Madrid 1736. fol.

Antonio Fernandez Prieto y Sotelo, Historia del Derecho Real de Espanna. Madrid 1738. 4.

Joaquin Joseph de Landazuri y Romarate, Historia civil, ecclesiastica, politica y legislativa de la ciudad de Victoria. Madrid 1780. 4.

Fernando Josef Lopez de Cardenas, Memorias de la ciudad de Lucena y su territorio. Ecija 1777. 4.

Ignacio Lopez de Ayala, Historia de Gibraltar. Madrid 1782. 4.

Franc. de Zea Bermudez, La vérité sur la question de succession à la couronne d'Espagne. Paris 1839. 8.

Réponse au mémoire de Zéa Bermudez. Eclaircissemens sur la succession à la couronne D'Espagne. Paris 1839. 8.

Ch. Romey, Histoire D'Espagne, depuis les premiers temps jusqu'à nos jours. T. 1. 2. 3. Paris 1839. 8.

Dr. de Luynes, Commentaire historique et chronologique sur les Ephémérides, intitulées, Diurnali di Messer Matteo di Giovenazzo. Paris 1839. 4.

G. B. Rampoldi, Corografia dell' Italia. Vol. 1 — 3. Milano 1832 — 34.

F. O. Renucci, Storia di Corsica. T. 1. 2. Bastia 1833. 8.

Venezia ovvero quadro storico della sua origine dei suoi progressi e di tutte le sue costumanze. T. 1 — 3. Venezia s. a.

M. Cevasco, Statistique de la ville de Gênes. T. 1. Gênes. 1838. 8.

Henry Gally Knight, The Normans in Sicily. London 1838. 8.

Gaetano Marini, I papiri diplomatici. Roma, 1805 f.

Eugenio Albéri, Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato. Série I. Vol. 1. Firenze 1839 8.

Giovanni Cavalcanti, Istorie Fiorentine. Vol. 2 Firenze 1839.

Carlo Varese, Storia della republica di Genova, dalla sua origine sino al 1814. T. 8. Genova 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nr. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A history of Prices and of the state of Circulation from 1793 to 1837; etc.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen ist so viel richtig, daß, so lange im Inlande geborgt, oder Kriegssteuer erhoben wird, Anschaffung des Kriegsbedarfs nur eine Aenderung in der Anwendung der Fonds ist, die keine wahre Steigerung der Nationalproduction im Ganzen zu bewirken vermag. Andere wollen darum im Kriege hohe Preise finden, weil der Handel eher Monopole genieße; allein ein Monopol macht nur hohe Preise bey mangelhafter Production oder Zufuhr. Manche Steigerung des Preises ist überdieß nutzlos, da sie lediglich höhere Zufuhrkosten vergilt, welche die Hindernisse des Kriegs nöthig machen. Dazu muß man in Anschlag bringen die Sparsamkeit, die überall mit den Lasten des Kriegs zunimmt und die Verbesserungen in Gewerben und Landbau, welche die stärkere Nachfrage hervorruft, und die der letztern wohl immer bald das Gleichgewicht halten, wodurch denn aber die Wirksamkeit der Ursache, welcher sich schwer oder gar nicht begegnen läßt, der Aernten nämlich, desto entscheidender hervortritt.

III. In einem Lande wie Großbritannien, das vorherrschend Banknoten im Umlauf hat, kommen auffallendere und in weiterem Kreise fühlbare Aenderungen in der Masse der Circulations-Mittel vor, als da wo Metallgeld umläuft, und jene Aenderungen haben immer auf die Güterpreise Einfluß. Dabey muß man nicht bloß die Banknoten selbst ins Auge fassen, sondern zugleich den Ersatz von Circulationsmitteln durch die Depositengeschäfte bey Banquiers. Im Allgemeinen muß die Nothwendigkeit großer Zahlungen im Auslande, denen die laufende Waarenausfuhr nicht entspricht, den Curs der auswärtigen Wechsel, wenn das Ausland die feste Valuta hat, steigern, hat es die wandelbare, senken und zugleich Nachfrage nach Baargeld zur Hinaussendung hervorrufen. Lösen die Banken eines Landes ihre Noten baar ein, so ist der Credit, den sie geben, eine Gelegenheit für den Borger, Baargeld aus ihnen zu ziehen und ins Ausland zu senden, was denn das Pari des Wechselcurses bald herstellt. Anders, wenn die Banken ihre Noten nicht baar einlösen. In diesem Falle kann man von ihnen kein Geld zur Ausfuhr erlangen, sondern man muß auch außergewöhnliche Zahlungen, welche man im Ausland zu machen hat, mit Waaren bestreiten, die man dem Auslande über Bedarf zuführt und die daher dort sich im Preise niedrig stellen. Der Verlust, der mit dem wohlfeilen Verkauf der ungewöhnlicherweise ausgeführten Waaren verbunden ist, hebt sich nur so lange theilweise, als der Curs des einheimischen Geldes niedrig steht, durch höhern Verkauf der Wechsel nämlich an die, welche im Auslande Zahlungen zu machen haben. Sobald aber die Wohlfeilheit der Ausfuhrwaaren den Wechselcurs auf Pari stellt, trifft der Nachtheil ganz diejenigen, die Waaren ausführen; indeß nur, wenn die Banken auch bey ungünstigem Wechselcurs und in Folge desselben steigendem Zinsfuß ihre Notenmasse nicht vergrößern. In diesem Falle muß zugleich das obwohl nicht einlösbare Papier, dem baaren Gelde gleich bleiben oder vielmehr nach kurzem Steigen sich sogleich wieder al pari mit demselben stellen. Lassen sie sich dagegen hier verleiten, bey ihrer Noten-Emission nicht den Wechselcurs, sondern den Zinsfuß oder den einheimischen Begehr nach Geld ins Auge zu fassen, und vermehren sie die Notenmasse, so hin-

dern sie das Herabgehen der Waaren im Inlande; aber bey der Ausfuhr müssen diese doch im Auslande wohlfeiler werden; dadurch entstehen dann zweyerley Preise: einer in Baarem, den das Ausland zeigt, der andere in Noten, im Inlande, und der Werth der Noten trennt sich vom Werthe des Baargeldes, auf das sie lauten: jener sinkt gegen diesen. Das Ausland drückt dieß (bey wandelbarer Valuta) durch eine Senkung des Wechselcurses aus, die tiefer geht, als der tiefste Stand, der bey möglicher Baarsendung eintreten kann. Dieser Stand des Wechselcurses ist es dann gerade, was den ausführenden Kaufmann beym einheimischen Verkauf seiner Tratten aufs Ausland auf Kosten desjenigen entschädigt, der ans Ausland aus irgend einem Grunde eine Zahlung zu machen hat.

In solcher Weise ist es wohl möglich, den Preis der Güter oder den Werth des Umlaufsmittels im Lande ziemlich gleich zu halten; aber gegen das ausländische Baargeld verlieren die einheimischen Noten im Tauschwerthe. — Ueberhaupt kann die Restriction der Baarzahlung in einem großen Banksysteme, wie das englische, auf zwey Weisen, die Güterpreise afficiren. Einmal indem es Baargeld ins Ausland treibt und die Gesammtmasse des Weltgeldes vergrößert; sodann indem es im Inlande einen größern Nominalwerth in Noten in Circulation setzt, als man in Baarem bedürfte. In der erstern Art konnte nun die Aufhebung der Baareinlösung der Noten darum nicht wohl wirken, weil die Bank während derselben im Durchschnitt mehr Baarschaft in Kassa hatten, als je zuvor, und weil die Masse des baaren Geldes, die aus dem täglichen Umlauf ins Ausland gieng, nicht über 20 Mill. L. betragen haben kann, was etwa 1 0/0 des in der Handelswelt befindlichen Geldes ist; wohl aber hat sie einige Entwerthung der Noten zur Folge gehabt, die indeß auch nur so lange dauerte, als man nicht im Stande war, den außerordentlichen Zahlungen auf dem Continent durch außerordentliche Sendungen von Waaren zu begegnen, ohne deren Preise im Ausland zu drücken, — wie denn, sobald die Ausfuhr nach dem Continent offen war, der Wechselcurs und der Notenwerth, lange vor der Wiederherstellung der Baareinlösung, sich wieder auf pari stellten. Da während der Restriction der Baarzahlung der Noten der Bank von England die Landbanken genöthigt waren, die ihrigen baar oder in jenen Noten der Bank von England einzulösen, so liefen sie bey zu starker Emission von Noten, oder, was dasselbe ist, bey zu leichter Bewilligung von Credit fortwährend dieselbe Gefahr, als ob die Baarzahlung allgemein fortbestanden wäre. Dieß beweist auch die große Zahl der Bankrotte unter denselben im Jahr 1812.

Auf diese allgemeinen Erörterungen, welche etwa 1/3 des ersten Bandes füllen und deren III. Abtheilung wir stringenter zu geben suchten als der hier etwas diffuse Verfasser, folgt nun die eigentliche Geschichte der Güterpreise von 1793 bis 1837. Wir versuchen, die Hauptresultate hier anzudeuten, und fügen den englischen Kornpreisen immer auch die Münchner bey, um doch an einem Beyspiel zu zeigen, welche Bewegung die Getreidpreise auf dem Continent daurchmachten.

1. Periode von 1793 — 1798. Sie beginnt mit einer Handelskrisis, veranlaßt durch zu große Speculationen in Colonialwaaren, die durch die Kriegserklärung vom 1. Februar 1793 noch vergrößert wird.

a) Die Getreidpreise stellten sich folgendermassen:

	Aernte.	Preis p. Quarter.	Bemerkung.	Münchner Preise per Schäffel Waizen.	Roggen.
1793	mittel		Einfuhrprämie. Verpflich-	12 fl. 57 kr.	9 fl. 6 kr.
1794	schlecht	55 Sh.	tung der Parl. Mitglieder	11 „ 48 „	8 „ 57 „
1795	schlecht	108 Sh. 4 dl.	in ihren Familien 1/3 des	17 „ 15 „	10 „ 30 „
1796	gut	53 „ 3 „	Brods zu ersparen. Anfang	16 „ 50 „	10 „ 45 „
1797	schlecht	60 „ — „	des Lohnzuschusses aus der	14 „ 32 „	10 „ 28 „
1798	mittel	48 „ — „	Armencasse.	16 „ 37 „	12 „ 18 „

b) Gewerbsstoffe stiegen in Folge des schlechten Jahres 1795 und blieben auch nach 1796 wegen des Kriegs höher als früher; Eisen und Holz stiegen wegen des Kriegsbedarfs; Colonialwaaren in Folge der Revolution in St. Domingo.

c) Geldwesen. Im Jahre 1793 fielen 26 Landbanken, eine Wirkung der allgemeinen Handelskrisis von 1792; eben dieselbe minderte den Baarschatz der Bank von England von 8 auf 4 Millionen L. bey 11 — 12 Millionen Noten. Dabey gewährte diese dem Handel Hilfe durch Vermehrung ihrer discontirten Wechsel von 1,898640 Lst. im Jahre 1791 bis auf 6,456041 Lst. im Jahre 1793. August 1794 hatte die Bank bey 16 1/8 Millionen Noten und Depositа 6,7 Millionen Lst. baar. Nun aber wurde 1795 starke Gold-Ausfuhr nöthig für Korn; durch Beschränkung der Noten im Jahre 1796 von 10,8 auf 9,6 Mill. Lst. hob die Bank den Wechselcurs wieder. Aber 1797 entstand neuer Begehr nach Gold in Folge der Aufregung, bewirkt durch die Befürchtung einer feindlichen Landung in England. Gleichzeitig fielen alle Creditpapiere, denn jeder suchte Baargeld als das prompteste Mittel in der Noth. Hier tadelt nun Tooke, daß die Bank nicht die Notenmasse noch weiter beschränkte, indem die Seltenheit des umlaufenden Geldes bald von selbst wieder Gold vom Ausland hereingezogen hätte. Statt dessen wurde aus Furcht, der Baarschatz der Bank möchte ganz erschöpft werden, 27. Februar 1797 die Restriction der Baareinlösung der Noten bewilliget, während die Bank bey 9,6 Millionen L. Noten und 4,89 Millionen Lst. Depositа 11,7 Millionen L. in Staatspapieren, 5,1 Mill. in Privatpapieren und 1 Mill. baar besaß. Die letztere Summe war relativ größer als ihr Baarschatz im Jahre 1783 und 1825. Da die Notenmasse nicht vermehrt wurde, so floß trotz der Restriction bald so viel Gold ein, daß die Bank Ende 1798 bereits wieder 7 Millionen L. baar oder 1/3 ihrer Verbindlichkeiten besaß, während sie doch die Noten auf 12,1 Mill. Lst., die Depositа auf 8,3 Mill. vermehrt hatte. Sie wollte daher die Baarzahlung wieder aufnehmen, was aber die Regierung widerrieth. In den drey Jahren von 1794 bis 1796 waren übrigens aus England über 42 Millionen Lst. ins Ausland gezahlt worden, wovon 34 1/2 Mill. für den Krieg, 7 1/2 Mill. für Korn.

Ehe wir zur nächsten Periode übergehen, müssen wir bemerken, daß in deutschen Schriften über das Bankwesen meist die Hauptsicherung der Noteninhaber in den Baarschatz gelegt und die Aufhebung der Baareinlösung, ganz wie bey Staatspapiergeld, als eine Art Bankrutt betrachtet wird. Dieß ist aber irrig. Die Notenmasse findet vielmehr ihr sicherndes Aequivalent in den Effekten, welche bey ihrer Ausgabe in die Hand der Bank gelangten. Auch ohne allen Baarfond müssen diese bey geordneten Geschäften der Bank zu Befriedigung aller Noteninhaber ausreichen. Hierin, nicht in dem Patriotismus der Londoner Kaufleute, die Noten nicht sinken zu lassen, dann in dem Gebot der Regierung, die Noten allgemein als gesetzliches Zahlungsmittel zu nehmen, liegt die Ursache, daß die Restriction Anfangs gar keine Wirkung äußerte. Uebrigens konnte es, wiewohl erst 1829 öffentlich erwähnt, den größeren Handelshäusern nicht unbekannt seyn, daß die Bank während der Suspension der Baarzahlung immer denselben Baarschatz besaß, wie vor und nachher.

Zweyte Periode. Von 1799 bis 1803.

a) Getreidpreise.

Im Januar 1799 stand Waizen auf 49 Sh. 6 dl., und englisches Geld stand im Ausland hoch.

				Münchner Preise p. Schäff.	
				Waizen.	Roggen.
1799	Kalter Winter und feuchter Sommer.	Preis per Quarter. Ende 1799: 94 Sh. 2 dl.	Bemerkung. Einfuhrprämie.	22 fl. 24 kr.	17 fl. 43 kr.
1800	geringe Aernte	Juny 1800: 134 Sh. 2 dl. / Decbr. 1800: 133 „ — „	russisches Embargo auf englische Schiffe und 10 Sh. Ausfuhrzoll in Preußen.	19 fl. 33 kr.	14 fl. 8 kr.

	Preis pr. Quarter.	Bemerkung.	Münchner Preise pr. Schäfl. Waizen.	Roggen.
1801 mittlere Aernte	März 1801: 156 Sh. 2 dl. / Ende 1801: 75 „ 6 „	Kaiser Pauls Tod. / Friede mit Dänemark.	13 fl. 14 kr.	10 fl. 33 kr
1802 mittlere Aernte	durchschnittlich 57 Sh. 1 dl.		26 fl. 39 kr.	19 fl. 33 kr.
1303 Deßgleichen	dergleichen 52 Sh. 3 dl. / Ende 1804 49 Sh. 6 dl.		27 fl. 40 kr.	20 fl. 20 kr.

Ueberblickt man diese Zusammenstellung, so leuchtet die Richtigkeit der im Jahre 1801 von Pitt gemachten Bemerkung ein, daß nicht der Krieg und nicht die hohen Steuern, sondern die Aernten die Kornpreise so sehr erhöhten.

b) Andere Artikel. Innere Manufacte stiegen um diese Zeit wegen der hohen Accise, die fast auf alle gelegt wurde. Wolle, Unschlitt, Flachs, Holz, Eisen stiegen wegen der feindlichen Stellung der Ostsee. Die starke Truppenwerbung half den Lohn etwas erhöhen, im Ganzen um 25 — 30%, wogegen das Leben fast das Dreyfache kostete, was 25 Jahre früher. Der Lohnzuschuß aus der Armensteuer wurde allgemein. Dazu kam im Colonialhandel die übermäßige Einfuhr zu überhohen Preisen vom Jahre 1796 an in England und auf dem Continent aus Furcht einer Sperre, die 1799 allein in Hamburg 82 Bankrutte mit 29 Millionen Mark Bco. und auch in England viele Fallimente zur Folge hatte, so daß Liverpooler Kaufleuten 1/2 Mill. L. aus der Staatskasse geliehen wurden. Wie toll die Speculanten die Waaren vertheuert hatten, zeigt sich in folgenden Preisen:

Jahr	Rum	Kaffe	Zucker	Cochenille	Baumwolle	Indigo	Pfeffer	Tabak
1798/99	7 — 8	185 — 196	62 — 87	52 — 54	3 1/2 — 4 1/2	11 — 13 3/4	22	11 1/2 — 16
1800/1	3—5 1/2	116 — 130	28 — 50	14 — 19	1 1/2 — 2 2/3	8 — 9 1/2	13	4 — 5

Von 1798 — 1800 waren in England 2579 Bankrutte, 1801 — 1803: 3503.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

Charles Purton Cooper, Recueil des dépêches, rapports, instructions et mémoires des ambassadeurs de France en Angleterre et en Ecosse pendant le XVI. siècle.

Correspondance diplomatique de Bertrand de Salignac de la Mothe Fénélon, ambassadeur de France en Angleterre de 1568 a 1575. T. 1. 2. Paris 1838. 8.

M. Laurentie, Histoire de France. Divisée par époques depuis les origines Gauloises, jusqu'aux temps présents. T. 1. 2. Paris 1839. 8.

Eugenio Albèri, Vita di Caterina de Medici. Firenze 1838. 4.

J. C. L. Simonde de Sismondi, Histoire des français. Vol. 22. Paris 1839. 8.

J. F. Huguenin, de Metz, Les chroniques de la ville de Metz. 900 — 1552. Metz, 1838. 4.

Les chroniques de Normandie; publiées pour la première fois d'après deux manuscrits de la bibliothèque du Roi à Paris, par Francis Michel. Rouen 1839. 8.

Achille Allier, L'ancien Bourbonnais, histoire, monumens, moeurs, statistique. Livr. 1 — 25. Moulins 1833 — 34. f.

M. de Barante, Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison de Valois, 1364 — 1477. Vol. I. Bruxelles 1839. 8.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nr. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A history of Prices and of the state of Circulation from 1793 to 1837; etc.

(Fortsezung.)

c) Geldwesen. So lange man nach Hamburg theure Colonial-Waaren sendete, stand der Wechselcurs trotz der Restriction der Baarzahlung hoch; als aber 1799 dort die vielen Fallimente den Discont auf 15% steigerten, gieng viel Geld aus England dorthin; dazu die Subsidien an Rußland und Oestreich, die eigene Rüstung, die Korneinfuhr. Daher fiel der Hamburger Curs nach März bis Ende 1799 von 37 Sch. 5 dl. *) bis auf 31 Sch. 6 dl. und schon im September waren die Noten der Bank nicht mehr ganz al pari mit Gold, dessen gesetzlicher Preis 3 L. 17 Sh. 10 1/2 dl. ist. Die Bank anstatt hier, nach Tooke's Ansicht, die Notenmasse zu beschränken, durch die stärkere Nachfrage nach Geld alle verkäuflichen Gegenstände, so wie alle Papiere zu senken und diejenigen, welche Zahlungen im Ausland machten, wie die Regierung, zu nöthigen, dieselben etwas theurer zu besorgen; vermehrte die Noten von 1799 bis Frühjahr 1801 von 11 1/2 Mill. auf 16 1/10 Mill. Lst.; worunter allerdings 2,7 Mill. unter 5 Lst., für welche 2 Mill. Lst. baar eingezogen worden, die nicht wohl angerechnet werden können. Bedenkt man dabey die außerordentlichen Zahlungen ins Ausland, die allein 1800 und 1801 fast 19 Mill. Lst. für fremdes Korn betrugen, so war diese Notenmasse nicht absolut, aber relativ zu groß. Dieß bewirkte, daß die Theuerung der Waaren länger anhielt, daß man für weniger fremde Werthe größere einheimische bieten konnte und daß, weil diese nur in Noten oder in den ihnen entsprechenden Waaren, nicht in Gold zu realisiren waren, Gold über den Werth der Noten stieg. Es war

im Jahre	die Notenmasse über 5 L.	der Hamburger Curs Ende des Jahres	fremdes Gold	Silber die Unze	Waizen
1800	13,42 Mill.	30 0	4 L. 6 Sh. 0 dl.	5 Sh. 9 dl.	133 0
1801	13,45	31 11	4 „ 3 „ 6 „	5 „ 10 1/2	75 6
1802	13,91	34 0	4 „ 0 „ 0 „	5 „ 4 1/2	57 1

Vierte Periode. Von 1804 bis 1808 einschließlich.

a) Kornpreise.

	Preis p. Quarter Waizen.	Bemerkungen.	Münchner Pr. p. Schäff.	
			Waizen	Roggen
1804 Aernte unzureichend	Ende 1804: 86 Sh. 0 dl.	Noch im März 1804 stand der Waizen: 49 1/2 Sh.	24 fl. 14 kr.	17 fl. 44 kr.

*) Flämische Währung für 1 Pfund Sterling.

	Preis pr. Quarter Waizen:	Bemerkungen:	Münchner Pr. pr. Schfl. Waizen	Roggen
1805 etwas besser	{Aug. 1805: 98 Sch. 4 dl. / Ende 1805: 78 „ 0 „		33 fl. 39 kr.	25 fl. 11 kr.
1806 desgleichen	Ende 1806: 73 „ 5 „	Dabey preuß. Häfen geschlossen.	28 „ 33 „	22 „ 3 „
1807 kaum mittelmäßig	Ende 1807: 66 „ 0 „	Verschließung des Sunds.	18 „ 15 „	12 „ 19 „
1808 schlechter	{July 1808: 81 „ 1 „ / Ende 1808: 90 „ 0 „	Branntweinbrennen aus Korn verboten.	15 „ 58 „	8 „ 34 „

Auch hier leuchtet wieder der vorherrschende Einfluß der Aernten ein. Dabey fiel der Preis des Fleisches um 20% trotz der großen Nachfrage der Regierung für ihren Seebedarf.

b) Andere Artikel. Colonialwaaren bleiben in Folge der Continentalsperre von 1806 bis 1814 niedrig. Alle Rohstoffe stiegen, die vom Auslande, insbesondere vom Continent, zu beziehen waren, und die Einfuhr nahm von 1807 bis 1808 zum Theil bis auf 1/3 und mehr ab; so z. B. stieg Hanf von 58 auf 118 L. die Tonne und die Einfuhr sank von 756824 Centner auf 259687 Ctr. Zugleich öffnete die Verlegung der portugiesischen Residenz nach Brasilien und die Trennung der spanischen Colonien vom Mutterlande den englischen Waaren neue Märkte, was zu den ausschweifendsten Speculationen reizte, so daß allein 1807 32 neue Actiengesellschaften projectirt wurden.

c) Geldwesen. Die Bank hatte am 28. Februar. 1808:

Noten unter 5 L. . . .	4,095170	Oeffentliche Papiere .	14,149501
höhere . . .	14,095170	Privat . .	13,234531
Depositа . .	11,962960	Baar . .	7,855470
	30,150820		35,239550

Aernte.	Preis pr. Quarter Waizen:	Bemerkungen:	Münchner Preise pr. Schfl. Waizen	Roggen.
1809 meist feucht	{März: 95 Sch. 0 / Ende 102 „ 6	In Frankreich gute Aernte; gegen Licenz kommt Getreid nach England.	18 fl. 14 kr.	10 fl. 28 kr.
1810 in der Quantität mangelhaft	{Juny 113 „ 5 / Ende 94 „ 1	Starke Einfuhr, über 2 Mill. Qtr. Viele Kornhändler machen Bankrutt.	15 fl. 56 kr.	10 fl. 59 kr.

Der Hamburger Curs stand dabey 34 Sch. 4 dl. und hob sich im August auf 35 Sch. 2 dl. Daß die Bank während dem die Unze Geld zu 4 L., also über Pari kaufte, zeigt, daß sie immer auf Wiedereinführung der Baarzahlung gerüstet seyn wollte. Daß sie nicht mehr Noten in Umlauf setzte, was doch ihr Vortheil gewesen, schreibt Tooke dem Umstand zu, daß sie nur zu 5 0/0 discontirte, also nur sichere Wechsel, die so ziemlich in gleicher Menge sich darboten. Die Regierungsdepositа betrugen etwa 11 — 12 Mill. gegenüber von 14 Mill. Bankvorschuß an die Regierung, was nur eine Notenmehrung von 3 Mill. erforderte. Aus alle dem geht hervor, daß die Notenvermehrung zwar die Speculation erleichtert und dadurch zur Steigerung der in Folge der schwierigen Erlangung der Producte erhöhten Preise beygetragen haben mag; aber der Stand des Wechselcurses von 1808 gegen den von 1800 zeigt, daß dieß keine Entwerthung der Noten bewirkte, wie denn auch vor 1809 der Bank der Restriction wegen kein öffentlicher Vorwurf gemacht wurde.

5te Periode. Von 1809 — 1813.

a) Kornpreise:

Aernte.	Preis pr. Quarter Waizen:	Bemerkungen:	Münchner Pr. pr. Schfl. Waizen	Roggen
1811 schlecht	{Juny 86 Sch. 11 {Oct. 101 „ 6	Schlechte Kartoffelärnte in Irland.	15 fl. 4 kr.	9 fl. 6 kr.
1812 unter mittelmäßig	{August 155 „ 0 {Novem. 113 „ 6	Starke Einfuhr mit großem Aufwande der Regierung.	25 = 3 =	13 = 35 =
1813 fruchtbar	{August 113 „ 0 {Decem. 73 „ 6		19 = 34 =	13 = 52 =

Die so lange her andauernden hohen Preise der Bodenfrüchte erlangten den Charakter der Permanenz und steigerten mit der Pachtrente den Bodenwerth vornehmlich 1811 und 1812. So dehnte sich auch der Landbau aus, wie denn 1805 nur 71, 1812 119 Einhegungsbills eingebracht wurden. Die Grundbesitzer prosperirten. Dabey war der Lohn im Landbau seit 1789 fast verdoppelt, so auch der Preis des Viehes, z. B. eines Ackerpferdes von 13 auf 24 L. gestiegen. Die fruchtbare Aernte von 1813 mußte um so eher den Kornpreis senken, als der Getreidebau bedeutend an Ausdehnung gewonnen hatte. Uebrigens war die Bewegung der Waizenpreise in Frankreich eine ähnliche. Der Quarter stand im Durchschnitt in ganz Frankreich:

1809	1810	1811	1812
38 Sch. 1/2 dl.	49 7 1/2	67 1 1/2	87 11 1/2

b) Preise anderer Artikel. In diese Periode fällt die ganze Tollheit des Napoleonischen Verbotwesens. Welche Kosten die Ueberwindung der Hindernisse des Handels verursachte, zeigen folgende Beyspiele. Fracht und Assecuranz einer Tonne vom baltischen Meere nach England betrugen

	1809—12	1837
bey Hanf	30 L.	2 L. 10 Sch.
Unschlitt	20 =	1 = 10 =
Holz	10 =	1 =

Seide, die auf Schleichwegen durch Frankreich, oder durchs nördliche Europa z. B. über Archangel gieng, kostete der Ballen Fracht und Assecuranz 100 L., jetzt 6 L. Noch höher kam der Bezug englischer Waaren auf dem Continent. Durch die Licenz, welche pr. Schiff 50,000 Lst. betrug, wurde das Pfund Indigo um 4 Sch. 6 dl. vertheuert, das man jetzt um 1 dl. von London nach Calais schafft.

Die sehr hohen Preise fast aller Rohstoffe und übrigen Fremdwaaren i. J. 1809, verursachten 1809 u. 1810 eine sehr starke Einfuhr. So gieng 1810 doppelt so viel Wolle, Baumwolle und Flachs, dreymal so viel Unschlitt, Hanf und Leinsamen, neunmal so viel Seide ein als 1808. Dieß senkte die Preise und setzte die Einführenden in Schaden. Zugleich stockte 1810 alle Ausfuhr nach dem baltischen Meer und Deutschland und die Speculationen nach Südamerika brachten fast alle Verlust. Daher in der zweyten Hälfte von 1809 allgemeine Geschäftsstockung und Creditlosigkeit. Dieß dauerte noch Anfangs 1811 fort. Im April wurden 6 Mill. Vorlehen an Kaufleute gegen Sicherheit bewilliget, aber nur 2 Millionen verwendet, weil Rußland Zugeständnisse zur Einfuhr machte und die Franzosen, aus Portugal vertrieben, auch in Spanien zurückwichen. Wiewohl im Ganzen der Lohn gestiegen war, so litten doch auch die Fabrikarbeiter durch die Stockung von 1810 u. 1811; daher 1812 Unruhen. Die arbeitende Landbevölkerung bezog Armentaxen, die von 1803 — 1812 von 5 1/3 auf 8 3/5 Mill. L. stiegen. Alle Volksklassen litten, außer den Grundbesitzern. Das Sinken der Preise der 1810 zu viel eingeführten Waaren im Jahr 1811 machte, daß die Einfuhr stockte und Mangel entstand, der die Preise wieder hob und 1812 und 1813 hoch hielt, wobey der rußische und nordamerikanische Krieg mitwirkten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung).

G. B. Depping, Histoire de la Normandie sous le règne de Guillaume-le-Conquérant. Vol. 2. Rouen 1835. 8.

Michaud et Poujoulat, Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII. siècle jusqu'à la fin du XVIII.

T. I. Mémoires du Cardinal de Retz, publiés pour la première fois sur le manuscrit autographe, avec leur complément jusqu'en 1679 d'après les documens originaux, par M. M. Champollion-Figeac et Aimé Champollion fils. Paris 1837. 4.

F. Lamennais, De la lutte entre la cour et le pouvoir parlamentaire. Paris 1839. 8.

Almanach royal et national pour l'an 1839. Paris 1839. 8.

J. M. F. Frantin, Louis-le-Pieux et son siècle. T. 1. 2. Paris 1839. 8.

Joh. Fr. Boehmer, Regesta imperii inde ab anno 1814 usque ad annum 1347. Frankf. 1839. 4.

Dr. G. Doenniges, Acta Henrici VII. imperatoris Romanorum et monumenta quaedam alia medii aevi. P. I. Berolini 1839. 4.

Dr. E. Drecke, Grundlinien zur Geschichte Lübecks von 1143—1226. Lübeck 1839. 4.

Freyh. Fr. von Reden, das Königreich Hannover. Th. 1. 2. Hannover 1839. 8.

Gesta Trevirorum ed. J. H. Wyttenbach et M. Fr. Jos. Müller.

Vol. III. ab anno 1531 usque ad annum urbi et provinciae Trevirensi famosissimum 1794. Aug. Trevirorum 1839.

Scriptores rerum Lusaticarum. Neue Folge. Bd. 1. Görlitz 1839. 4.

J. S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen. Bd. 2. Urkunden von 799—1300. Arnsberg 1839. 8.

Codex Diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac civilis. Studio et opera Georgii Fejér, bibliothecarii regii. T. 1—8. Budae 1829—32. 8.

Georg Fejér, Index codicis diplomatici Hungariae ecclesiastici ac civilis Stirpis Arpadianae. Budae 1830. 8.

— — — Index codicis diplomatici Hungariae ecclesiastici ac civilis. Stirpis Arpadiano Andegavensis. Ab anno 1301—1400. Budae 1835.

Georgius Pray, Commentarii historici de Bosniae, Serviae ac Bulgariae tum Valachiae, Moldaviae ac Bessarabiae, cum regno Hungariae nexu. Budae 1837. 8.

— Fejér, Dissertationes in res Hungariae veteris historico-criticae. Budae 1837. 8.

— — —, Croatiae ac Slavoniae cum regno Hungariae nexus et relationes. Budae 1839. 8.

Johann Ludwig Ehrenreich Graf von Barth-Barthenheim, Das Ganze der österreichischen politischen Administration. Bd. 1. Wien 1838. 8.

Anton Boczek, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae.

T. I. ab annis 396—1199. Olomucii 1836. 4.

T. II. ab annis 1200—1240. „ 1839. 4.

Franz Palacky, Geschichte von Böhmen, größtentheils nach Urkunden und Handschriften. Bd. 2. Abth. 1. Prag 1839. 8.

Anton von Gevay, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte im 16. u. 17. Jahrhundert. Aus Archiven und Bibliotheken.

Gesandtschaft König Ferdinands I. an Sultan Suleiman I. 1531—32. 1533—1534. Wien 1839. 4.

Gregor Wolny, Mähren, topographisch, statistisch und historisch geschildert. Bd. 5. Olmützer Kreis. Brünn 1839. 8.

J. G. Hoffmann, Die Bevölkerung des Preußischen Staates. Berlin 1839. 8.

J. Voigt, Geschichte Preußens. B. 9. Von 1467 — 1525. Königsberg 1839. 8.

Jan Wagenaar, Amterdam, in zyne opcomst, aanwas, geschiedenissen, voorregten, Koophandel, gebouwen, Kerkenstaat, schoolen, schutterye, gilden en regeeringe. Vol. 1 — 13. Amsterd. 1760—68. 8.

Cornelis van der Aa, Beknopt Handboekje der vaderlandsche Geschiedenissen. Deel 1 — 6. Amsterdam 1800—1803.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nr. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A history of Prices and of the state of Circulation from 1793 to 1837; etc.

(Fortsezung.)

Im Jahre 1813 fieng man an, die Continentalhäfen weniger streng zu bewachen; dadurch wurde wohlfeilerer Bezug mancher Güter nach England möglich und zugleich die Ausfuhr englischer Waaren nach dem Continent erleichtert, was diese im Preise steigerte. Aber nun warf sich alles auf Speculationen nach dem Continent, was die englischen Ausfuhrwaaren so steigerte, daß z. B. galt:

	1811—12	1813—14
Kaffee der Ctr.	54—73 Sch.	118—142 Sch.
Zucker, roher „	34 Sch. 1 dl.	97 Sch. 2 dl.
Baumwolle Pfd.	7 — 9 dl.	2 Sch. 4 — 6 dl.
Farbholz, Tonne	10 — 11 Lst.	22 — 23 Lst.
Pfeffer, Pfd.	7 — 7 1/2 dl.	20 — 21 dl.
Tabak Pfd.	2 — 7 dl.	10 — 5 Sch. 6 dl.

Dieß führte bald darauf nothwendig eben dieselben Verluste herbey, wie 1809 die zu starke Ausfuhr nach Südamerika.

c) Geldwesen. Im Jahre 1810 wurde eine Commission zur Untersuchung des Geldwesens aufgestellt, die gleich in den Irrthum verfiel, zu behaupten, Gold und alle Preise seyen in Folge der starken Papier-Emission gestiegen. Allein im Jahre 1808 blieb die Notenmasse unverändert und doch stiegen die Waarenpreise (in Folge zu großer Speculationen nach Südamerika) und der Wechselcurs, d. h. der Werth des englischen Geldes in Gold, sank von 35 Sch. 3 dl. auf 31 Sch. 3 dl. Dieses Steigen des Goldpreises auf 4 L. 7 Sh. 6 dl. die Unze, konnte daher nicht vom Sinken des Notenwerthes herrühren, sondern nur von der außerordentlichen Nachfrage nach Gold für die auswärtigen Zahlungen. Beweis ist auch nach dem Verf., daß im May 1811, als die Debatte darüber im Unterhaus begann, alle Waaren, auch Korn, bedeutend gesunken waren und doch Gold stieg. Der hohe Preis des Bodens erläutert sich aus der Andauer der schlechten Aernten; die Theurung der Häuser aus der Besteuerung alles Baumaterials und den hohen Einfuhrkosten des Holzes. Doch gesteht der Verf. zu, daß, wenn man die Masse der Noten vermindert hätte, das Steigen der Waaren verhindert worden wäre, was deren Ausfuhr nach dem Continent nahezu unmöglich machte. Daß dagegen die Bank im Laufe von 1809 die Noten unter 5 L. von 4 1/3 bis fast 5 1/2 Millionen L. die größeren von 13 1/2 auf fast 14 1/2 Mill. L., erhöhte, mußte die Speculanten unterstützen und die ungeheuern Preise von 1809 herbeyführen helfen. Als nun 1810 die vertheuerten Güter unverkäuflich dalagen und der südamerikanische Handel viel Verlust brachte, der Credit mit den Waarenpreisen allgemein sank, die Waaren aber wegen ihrer Wohlfeilheit wieder im Auslande Absatz fanden, hob sich der Wechselcurs von 28 Schill. 4 dl. im December 1810 auf 31 Schill. 9 dl. Allein bey der großen Notenmasse von 5 L. und darüber zu Ende 1810 im Betrage von 16 3/4 Millionen L. konnte dieß nicht andauern und trotz deren Beschränkung im Jahre 1811 auf 15,4 Millionen L. stieg doch der Goldwerth wieder, indem der Curs Ende 1811 bis 24 Schill. herabging. Allerdings ist zu bedenken, daß die Landbanken während der Restriction ihre Notenmasse bedeutend vergrößerten, so daß man sie in den Jahren 1809 — 1813 auf 19 — 22 Millionen Lst. schätzte, was aber Tooke für zu hoch hält.

Von 1811 bis December 1813 bleibt die

Masse der größern Noten ziemlich gleich, nämlich 15 1/2 Mill. L. und dabey der Curs tief; im Jahre 1813 wurde sie auf 16 Millionen erhöht, ohne wesentlichen Einfluß auf den Goldwerth.

Entschieden zeigt aber die Vergleichung der angeführten Notenmassen mit den Kornpreisen so gut wie gar keinen Einfluß der Notenmenge auf den Getreidpreis. Tooke findet als Hauptursache des hohen Goldwerthes die Unmöglichkeit, bey den bestehenden Hindernissen des Handels die großen Summen auf den Continent zu schaffen, welche die Regierung dort zu zahlen hatte; Kasse galt z. B. 1811 in England 4 dl., in Frankreich 4 — 5 Sh. also 15mal so viel; und doch konnte nur wenig hinüber gebracht werden. Er bemerkt zugleich, daß man unterscheiden müsse, ob das allein begehrte Geld gegen alles übrige eingetauscht werden könne oder nicht: im ersten Falle werde die einseitige Nachfrage den Preis alles Geldes steigern, im andern bloß den des begehrten Geldes. So richtig dieß im Allgemeinen ist, so gehört doch zu jener Vertheurung alles Geldes eine gewisse Zeit und 1819 — 1822 stieg auf dem Continent der Goldpreis in Folge der Ausfuhr des Goldes nach England um fast $5\frac{0}{0}$, ohne daß sich dort merklicher Einfluß auf den Geldwerth im Ganzen äußerte. Ueberhaupt möchte die ganze Bemühung des Verf., die Bankoten gegen den Vorwurf einer Entwerthung zu schützen, die von ihnen selbst ausgegangen, auf einer Täuschung beruhen. Denn wenn es auch gewiß ist, daß die Preisschwankungen weder des Getreides noch anderer Waaren in England von der Vermehrung oder Verminderung der Notenmasse herrührte, sondern vornämlich von den Aernten und wilden Speculationen, so hatte sich doch England durch die Restriction vom Verkehr der übrigen Welt getrennt; es maßte sich den Vorzug an, andern Ländern die Werthe, die es ihnen zahlte, nie mehr in Baarem, sondern nur in Waaren zuzusenden. Dazu wäre nöthig gewesen, daß diese Waaren auch in England so wohlfeil waren, als deren Absatz im Ausland erforderte, was nur durch die sorgfältigste Beschränkung der Notenmasse möglich wurde. Statt dessen verfuhr die Bank bey der Notenemission ohne Rücksicht auf den Wechselcurs, bloß nach dem Begehren der Creditsuchenden und bewirkte hierdurch, daß die Preise der Güter in England selbst, wo die Notenzahlung zwar keinen baaren Werth mehr aber doch ein volles Aequivalent in Waaren gewährte, nach den übrigen Bestimmungsgründen des Preises sich richteten. Das Ausland aber, welches englische Waaren nicht um eben dieselben Preise brauchen konnte, da die Ueberwindung der Handelshindernisse zu theuer kam, verfuhr mit dem englischen Zahlungsmittel, hinter welchem nicht gangbares Gold und Silber, sondern schwer frachtbare und verkäufliche Waaren standen, ganz so wie mit jedem schlechten Gelde verfahren wird, bey dessen Bezug oder Weiterausgabe man Verlust hat: es verlangte zur Deckung der Anweisungen auf Baarzahlung für Rechnung der englischen Regierung nominell größere Summen, d. h. es kaufte zwar die englischen Waaren so theuer als sie im englischen Papiergeld standen, berechnete aber den Preis der Noten im eigenen Metallgeld so niedrig, wie es die Umstände mit sich brachten; und umgekehrt verkaufte es zwar den Engländern seine eigenen Waaren wohlfeil in Metall, verlangte aber an der Stelle dieses Metallgeldes einen nach Verhältniß der Schwierigkeiten des Bezugs der Gegenwerthe größeren Betrag der letztern. Offenbar entspringt also die Entwerthung der Noten aus der Restriction der Baarzahlung.

Sechste Periode, von 1814 bis 1818.

a) Getreidpreise.

Jahr	Aernte	Preis des Quarters Waizen.	Bemerkungen.	Münchner Pr. p. Schäff. Waizen.	Roggen.
1814	ungenügend	Ende: 65 Sh. 8 dl.	wegen starker Einfuhr	16 fl. 58 kr.	12 fl. 29 kr.
1815	gut	Ende: 53 „ 7 „	Etwas höher als ohne das Korngesetz von 1815 wohl der Fall gewesen	18 „ 31 „	14 „ 10 „

Jahr	Aernte	Preis des Quarters Waizen.	Bemerkungen.	Münchner Pr. pr. Schfl. Waizen.	Roggen.
1816	ungenügend	Anfang: 52 „ 6 „ März: 74 „ 0 „ Dcbr.: 102 „ 0 „	Anfangs 1816 Comittee zur Untersuchung der Noth der Landwirthe wegen niedriger Preise!	31 „ 54 „	27 „ 20½ „
1817	ziemlich gut	Juny: 117 „ 0 „ Sept.: 74 „ 4 „ Decbr.: 85 „ 4 „	Im Frühjahr führte England Korn nach Frankreich aus!	52 „ 14½ „	46 „ 30¼ „
1818	an Waizen mittelm. im übrigen Ende mangelhaft	78 „ 10 „	Einfuhr bis 1 1/2 Million Quarter.	23 „ 26½ „	17 „ 30 „

b) Die Preise anderer Artikel standen 1815 und 1816 zum Theile sehr niedrig; besonders solche, an deren übermäßiger Einfuhr 1814 viel verloren worden. Erst nachdem die Vorräthe aufgebraucht waren, stieg der Preis 1817 und 1818 rasch, was wieder zu ausgedehnten Speculationen führte, die zugleich der Getreidhandel erregte; aber schon 1819 zeigten sich die Folgen.

c) Das Geldwesen trug an allen diesen Vorgängen nur in so fern einige Schuld, als die Notenvermehrung die tollen Speculationen erleichterte; denn in keiner Weise stimmen jene Preisschwankungen mit den Veränderungen im Circulations-Mittel zusammen.

Die Bank vermehrte vom Februar bis August 1814 ihre Noten unter 5 L. von 8,3 auf 9,6 Mill., die höheren von 16,5 auf 18,7 Mill. Lst. Die Depositа von 12 1/2 auf 14 7/8 Mill., während der Baarschatz von 2,2 auf 2,1 Mill. sank. Zugleich stieg ihr Darlehen an die Regierung von 23,6 auf 34,9 Millionen, wogegen die Geschäfte mit Privaten von 18,3 auf 13 Millionen L. abnahmen.

Hiernach ist es undenkbar, daß die Bank 1814 die Wiederherstellung der Baareinlösung ihrer Noten im Auge gehabt. Dabey stieg doch der Wechselcurs um 30%, offenbar weil eine große Erleichterung in der Sendung von Werthen auf den Continent eingetreten war und Gold fiel. Gold stand 1815 vor der Rückkehr Napoleons 4 L. 9 Sh., nach derselben 5 L. 7 Sh.; nach der Schlacht von Waterloo 3 L. 18 Sh. 6 dl., also unter pari. Daß hier Gold an sich fiel, nicht die Noten stiegen, erhellet daraus, daß diese im Jahre 1815 nur um 1/2 Mill. verringert worden. Uebrigens ist es gleichgültig, ob die Notenmasse durch Anlehen an die Regierung oder durch Geschäfte mit Privaten vermehrt wird; auch hatte die Bank Anfangs 1816 eben so viel Noten, nämlich 27 Mill. und 12 Mill. Depositа wie 31. August 1815, obwohl ihr die Regierung dort nur 14 1/8, hier 19 1/2 Millionen schuldig war. Nur im Jahre 1817 wurden die Noten einmal auf kurze Zeit bis zu 30 Mill. Lst. vermehrt; gleichwohl sank bey dieser Vermehrung der Waizenpreis von 112 auf 80 Sh. Umgekehrt stieg der Waizen in der ersten Hälfte von 1818, obwohl die Notenmasse verringert wurde; so wie der Waizenpreis bey geringerer Notenmenge im Jahre 1816 höher stand, als bey größerer 1818.

Dabey hatte die Bank im October 1817 baar in Kasse: 11,914000 Lst., weßhalb sie nicht weiter Gold kaufte, vielmehr vom April bis September 1817 gegen 5 Mill. L. in Gold zahlte; während sie ihre Notenmasse nur um 1 1/4 Mill. minderte; ein Verfahren, das die Masse des Geldes eben so vermehrte, als ob sie die Noten vermehrt hätte und die Grundlosigkeit der Behauptung aufdeckt, daß die damalige Vorbereitung zur Wiederherstellung der Baarzahlung der Noten durch Verminderung der Gesammtgeldmasse die Preisverhältnisse nachtheilig afficirt hätte. Sie konnte vielmehr damals in der Baarzahlung fortfahren, wenn nicht gerade starke Einfuhr von Rohstoffen und Getreid, dann große Anlehen an Frankreich und andere Staaten (diese letztere im Betrage von 38,6 Mill. Lst.) bedeutende

Kapitale ins Ausland gelockt hätten, welche Speculationen die Bank durch Herabsetzung des Disconts, die Regierung durch Minderung des Zinsfußes von Schatzkammerscheinen unterstützte, statt sie durch die entgegengesetzten Maßregeln zu erschweren. Daher sank 1818 der Hamburger Curs auf 33 Sch. 8 dl., und der Goldpreis stieg auf 4 L. 3 Sh., ein Stand, der übrigens auch vor der Restriction in ähnlichen Fällen statt gefunden. Bis zum August 1818 minderte zwar die Bank ihre Noten bis auf 26,2 Millionen L., aber auch ihren Baarschatz bis zu 6,363160 L., was also im Ganzen vom August 1817 an eine Verringerung der Noten um 3,3 Mill., des Baarschatzes um 5,3 Mill. war, somit auch bey Gleichhaltung der innern Circulation doch 2 Mill. L. baar zur Sendung ins Ausland disponibel machte. Beydes indeß ohne entschiedene Absicht; und es mag als ein merkwürdiger Beweis gelten, wie wenig sogenannte Praktiker oft die tieferen Verhältnisse der Gegenstände durchschauen, mit denen sie sich doch ausschließlich beschäftigen, daß im Febr. 1819 die Directoren der englischen Bank in ihren Protocollen aussprachen, wie sie es für unbegründet hielten, daß eine Reduction der Notenmasse den auswärtigen Curs des englischen Geldes bessern könne; eine Erklärung, die im Jahre 1827 förmlich zurückgenommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung).

Dupont, Histoire ecclésiastique et civile de la ville de Cambrai et du Cambresis. T. 1 — 3. Cambrai s. a. 8.

Jan Wagenaar, Historische Verhandeling over de natuur, nitneemendheid en paalen der waardigheid van Stadhouder in de vereenidge provincien. Amsterdam 1787. 8.

Jacob van Lansberghe, Beschryvinge van de Stadt Hulst. Gravenhage 1687. 8.

Aart van der Goes, Holland onder de regeering van Keizer Karel den Vijfden en Koning Philips den Tweeden. Vol. 1—6. Amsterdam 1791. 8.

Het leven van Willem de I., Prins van Oranje. Deel 1 — 3. Leyden 1732. 8.

Jor. Jacobus Bowens, Nauwkeurige Beschryving der oude en beroem de Zee-Stad Ostende gelegen in oostenryksch Ulaenderen. Deel 1. 2. Brugge 1792. 4.

Jean Le Carpentier, Histoire généalogique des Pais-Bas ou histoire de Cambray et du Cambresis. Vol. 1. 2. Leide 1664. 4.

Theod. Schreveli, Harlemias, of eerste stichting der Stad Haarlem. Haarlem 1754. 4.

Jean d'Hollander, Mémoires sur la revolte des Ganthois en l'an 1539 contre Charles V. à la Haye 1747. 4.

Geeraerdt Brandt, Historie der vermaerde Zee en Koop-Stadt Enkhuisen. Hoorn 1747. 4.

Simon Abbes Gabbema, Verhaal van de Stad Leuwaarden. Franeker 1701. 4.

Thomas Ernst van Goor, Beshryving der Stadt en Lande van Breda. Gravenhage 1744. 4.

C. van der Woude, Kronyk van Alckmaar. Amsterd. 1742. 4.

Jaerboeken der Ostenryksche Nederlanden van 1780 tot 1814. Gend 1818. 8.

de Willenfagne, Mélanges pour servir á l'histoire civile, politique et litéraire du ci-devant Pays de Liége. Liége 1810. 8.

Charles-Louis Diericx, Memoire sur le droit public et politique de la ville de Gand, depuis son institution en commune jusqu'au règne de Charles-Quint. Vol. 1—3. Gand 1814 — 16. 8.

Ludovicus Robyn, Historie van den oorsprong, voortgang, en ondergang der Ketterye in Audenaerde. Ghendt 1753. 8.

De Beroerten in de vereenigde Nederlanden, van den Jaare 1500 tot op den tegenwoordigen Tyd. Decl. 1 — 12. Amsterd. 1787 — 89. 8.

Jean de Thielrode, Chronique de S. Bavon à Gand. (1298). D'après le Ms. original, appartenant à M. Lammens. Gand 1835. 8.

Jean Joseph Raepsaet, Mémoire sur l'origine des Belges. Gand 1811. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nr. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A history of Prices and of the state of Circulation from 1793 to 1837; etc.

(Fortsetzung.)

Siebente Periode, von 1819 bis 1822.

a) Dieser Zeitraum ist besonders wichtig, weil in ihn die Wiederaufnahme der Baarzahlung der Banknoten fällt. Vor allem tritt nun 1819 die Wirkung der ungeheueren Vermehrung der Einfuhr von 1818 ein. Es waren eingeführt worden an

	Seide, Pfd.	Wolle, Pfd.	Baumwolle, Pfd.	Hanf, Tonnen.	Unschlitt, Tonnen.	Leinsamen, Quarter.
1816	1,137922	8,117864	93,320055	18,473	20,858	70,892
1818	2,101618	26,405486	177,282158	33,020	27,149	237,141

Und die ganze Masse der Einfuhr ließ nach Abzug der Ausfuhr für den innern Bedarf im Zollwerthe im Jahre 1816: 11,306936 Lst., 1818 aber 23,019773 Lst. übrig; kein Wunder, daß gegen Ende 1818 die Verkäufe zu den hohen Einfuhrpreisen immer schwieriger wurden, bis die nothwendige und durch keine Maßregel der Bank abwendbare Endwirkung des Falles der Preise im Jahre 1819 eintrat; — ganz wie es aus derselben Ursache von 1810 auf 1812 oder von 1813 auf 1815 statt gefunden. Vermehrung der Notenmasse setzte voraus, daß die theuern Güter nur längerer Aufbewahrung oder weiterer Versendung bedurften, um ohne Verlust abzugehen, was eben undenkbar war. Gesetzliche Herabsetzung des Notenwerthes oder Steigerung des Goldpreises aber würde eine Verletzung von Treue und Glauben und bey dem 1819 bestehenden wirklichen Werthe des Goldes von 4 L. 1 Sh. die Unze (statt 3 L. 17 Sh. 10 1/2 dl.), doch von unbedeutender Wirkung gewesen seyn. Die Zerrüttung aller Schuldverhältnisse und Preise würde besonders hart den Arbeitsmann getroffen haben, der dagegen bey dem Fallen der Preise seit 1819 darum bedeutend in Vortheil kam, weil der Lohn nicht proportional herabgieng.

Die Getreidpreise hielten sich in England auffallend länger hoch als auf dem Continent; wohl nur darum, weil keine Einfuhr möglich war, und obwohl 1818 zuviel eingeführt worden, sich doch erst allgemein bedeutendere Vorräthe im Lande bilden mußten, ehe die von 1819 an folgenden guten Aernten ihre Wirkung vollständig äußern konnten.

Jahr	Aernte	Preis per Quarter Waizen.	Preise in München p. Schäffel Waizen.	Roggen.
1819	ziemlich gut	August 72 Sh. — dl.	12 fl. 27 1/2 kr.	6 fl. 39 kr. *)
1820	reich, Qualität mittelmäßig.	August 72 „ 5 „	14 „ 14 „	6 „ 29 1/2 „

*) Von hier an ist nach Etatsjahren gerechnet, die vom October anfangen und letzten September endigen. D. h. bey 1819 steht der Preiß für 1819/20.

Jahr	Aernte	Preis pr. Quarter. Waizen.		Preise in München pr. Schfl. Waizen.	Roggen.
1821	sehr reich; aber geringer Qualität.	July	51 Sch. — dl.	14 fl. 38 kr.	7 fl. 5 kr..
1822	vorzüglich	Auguſt	42 „ — „	12 „ 31 1/4 „	8 „ 27 1/2 „
		Ende	38 „ — „		

Das ſtarke Fallen 1821 und 1822 erläutert ſich vollſtändig, ohne Zuhilfnahme der Veränderung im Geldweſen durch die guten Aernten an ſich und durch die großen, aber in der Qualität geringen Vorräthe vom Jahre 1820 und 1821, in Verbindung mit einer weit ſtärkeren Einfuhr aus Irland als je zuvor ſtatt gefunden. Denn ſo war 1817 gleichviel Korn nach Irland als von da herüber in den 3 Jahren 1819 — 1821 aber 0,9, 1,4 und 1,8 Mill. Quarters mehr von Irland nach England gegangen. Endlich mußte die während der theuren Jahre erfolgte Ausdehnung des Landbaus in guten Jahren doppelt fühlbar werden. Für dieſe Erklärung ſpricht auch die noch weit ſtärkere Preisänderung auf dem Continent. Zwar ſoll dieſe nach Einigen durch die Wiederaufnahme der Baarzahlung der Noten der Bank von England als Folge einer Minderung der Circulations-Mittel auch auf dem Continent bewirkt worden ſeyn; aber wie konnte jene Maßregel in großer Ferne ſtärker als in der Nähe und überdieß bereits 1819 und 1820 am ſtärkſten gewirkt haben, wo in England ſelbſt noch keine auffallende Preisminderung eingetreten war.

(Denn ſo fiel von 1817 — 1819 der Kornpreis

in Wien	von	114	auf	19
in München	„	151	„	24
in Norwegen	„	81	„	26
in Udine	„	99	„	31
in Ancona	„	72	„	29
in Liſſabon	„	117	„	54)

Aber weit entfernt, daß zur Zeit der Vorbereitung auf die Wiedereinlöſung der Noten, 1818 u. 1819, dem Continent Geld entzogen worden, gieng vielmehr ſehr viel von England dahin und doch ſank der Getreidpreis ſo bedeutend!

c) Geldweſen. Gerade in die erſte Hälfte des Jahres 1819 fällt die Entwerthung der großen Waarenvorräthe (wobey der Getraidpreis faſt unverändert blieb) und doch hatte die Bank 27 Febr. 1819 25,1 Mill. Noten und 6,4 Mill. Depoſita bey 4,18 Mill. baar; 31. Auguſt 1819 aber 25,2 Mill. Noten bey 6,3 Depoſita und nur 3,59 Mill. Baarſchatz; Beweis genug, daß keinerley Goldeinziehung und Notenminderung ſtatt gefunden. Auch war keine Urſache dazu vorhanden, da in derſelben Zeit der Hamburger Curs von 33 Sch. 11 dl. auf 35 11, alſo Gold ſo tief gefallen, daß von ſelbſt Einfuhr desſelben bevorſtand. Dieſer Stand des Goldes ſetzte die Bank in Stand, 1821 ihre Noten unter 5 L., die bereits von 1819 bis 1820 mit al pari angeborenem Golde um 1 Mill. verringert worden, von etwas unter 6 Mill. L. bis auf 1,9 Mill. L., 1822 bis auf 750,000 L. zurückzukaufen und dafür während dieſer zwey Jahre 11,9 Mill. L. Sovereigns in Umlauf zu ſetzen, zu deren Ausfuhr nicht wie 1817 der Wechſelcurs Veranlaſſung gab: ſo daß alſo, Papier und Gold zuſammen, in dieſen beyden Jahren eine Vermehrung des umlaufenden Geldes von mehr als 2 Mill. L. ſtatt gefunden hat. Es kann aber die Bill über die Wiedereinführung der Baarzahlung der Noten (Peel's-Bill) um ſo weniger einen merklichen Einfluß auf den Verkehr gehabt haben, als die engliche Regierung zur Erleichterung jenes Rückkaufs einen bedeutenden Theil der von der Bank empfangenen Vorſchüſſe zurückgegeben hatte. Weder die im Jahre 1822 zur Belebung von Unternehmungen öffentlicher Werke von dem Parlament bewilligten 4 Mill. L. zu Vorlehen an Kirchſpiele, noch die Verlängerung des Termins zur Einlöſung der Noten unter 5 L., die Anfangs 1822 bewilliget wurde, konnte das weitere Fallen der Kornpreiſe hindern. *)

*) Zu den hier zuſammengedrängten Argumenten des Verfaſſers müſſen wir hinzufügen, daß von 1819 bis 1822 auf dem Continente allerdings eine Steigerung des Goldwerthes gegen Silber von mehr

Achte Periode. Vom Anfang des Jahres 1823 bis Ende 1827.

1) Kornpreise im Jahre 1823.

Aernte.	Waizen pr. Quarter.	Notenmasse.	Münchner Preise. Waizen	Roggen
Anfang des Jahrs	Febr. 40 Sch. 6 dl.	März 17,993270	11 fl. 35 kr.	6 fl. 3 kr.
bedenklich;	Juny 62 „ 5 „	Juny 17,050414		
Aernte knapp;	Octbr. 46 „ 5 „	Oct. 18,681588		
Viele ältere Vorräthe	Debr. 50 „ 8 „	Dec. 17,955778		

Diese Data zeigen, daß die Notenausgabe von 1819 in keiner Beziehung steht mit den Kornpreisen. Von den Landbanken aber ist im Jahr 1823 keinerley Vermehrung ihrer Notenmasse nachzuweisen; so wie überhaupt damals deren Notenbetrag unbekannt war.

2) Kornpreis in den Jahren 1824 — 1827.

		Waizenpreis.				Notenmasse.	Münchner Preise
1824	Aernte	Anfang	59	Sch.	8 dl.	18,603210	von 1824 — 1827
	karg	März	65	„	10 „	19,174890	im dreyjährigen
	und	Juny	62	„	5 „	19,442730	Durchschnitt.
	wenig	Sept.	54	„	6 „	20,177820	9 fl. 41/2 kr. 5 fl. 51 kr.
	Vorräthe	Dec.	63	„	6 „		
1825	Aernte gut	März	69	„	1 „		
	im April fremdes Getreid zugelassen.	Dec.	64	„	4 „	19,748840	
1826	Im May frd. Getr. zugelassen.	März	55	„	6 „	Aug. 21,563560	
	Aernte mittelm.	Ende	58	„	1 „		
1827	Aernte voll aber Qualit. gering	July	60	„	— „	Aug. 22,747600	
	Zulassung von fremdem Getreid.	Dec.	49	„	— „	Dec. 20,762380	

Im Ganzen giengen 1826 und 1827 an Kornfrüchten und Mehl mehr als 5 Mill. Quarters ein, ohne welche und wenn das Korngesetz von 1815 streng gehandhabt worden, ohne Zweifel der Waizenpreis auf 70 — 80 Sch. sich gestellt haben würde. Sodann sieht man aus dem beygesetzten Notenbetrag, daß der letztere in keinerley bestimmtem Zusammenhang mit dem Kornpreise steht, der sich vielmehr aus den Aernten, dem Mangel an Vorräthen und der Zulassung von fremdem Getreid vollständig erläutert.

b) Preise anderer Artikel.

Die empfindliche Lehre von 1819 bewirkte, daß von 1821 bis 1824 durch alle Gewerbe und Handelszweige hindurch Mäßigung und Regelmäßigkeit herrschte; nur das Einrücken der Franzosen in Spanien bewirkte vorübergehend einiges Steigen der Rohstoffe, weil man einen allgemeinen Krieg fürchtete. Die allgemeine Prosperität, die Verbesserung mancher Gewerbs-Proceduren hatten Vermehrung des Verbrauchs und stärkere Nachfrage nach Fremdwaaren zur Folge, zugleich hieß es,

als 4 o/o eingetreten; und dieß offenbar darum, weil gerade Gold derjenige Artikel war, in welchem man am vortheilhaftesten remittirte; daß aber jenes Steigen des Goldpreises keineswegs als Ursache des Sinkens vornämlich der Kornpreise angesehen werden kann, da dieses 1819 bereits eingetreten war, ehe die Hauptsendung von Gold nach England begann (1820).

Baumwolle und Seide seyen mißlungen: daher gegen Ende 1824 ein allgemeines Streben, es einander in raschen Einkäufen zuvorzuthun. Die Speculationen nach Südamerika erhoben sich wieder. Anlehen und Bergwerks-Kapitale giengen dorthin theilweise in Manufakten. Dieß brachte vorübergehend starke Nachfrage nach denselben. Bis April 1825 hatte die Speculation alle Artikel ergriffen, selbst solche, bey denen gar keine Ursache zu stärkerem Absatz vorhanden war. Auch das Ausland nahm daran Theil, weil es die übermäßig steigenden Preise, deren anfängliche Erhöhung allerdings wohl begründet gewesen, als ein Zeichen wirklichen Mangels ansah. Dieser Schwindel wurde noch überboten durch die Begierde, Kapitale in auswärtige Staatspapiere und Actien anzulegen, veranlaßt durch die Einträglichkeit der Darlehen von 1817 — 1823 und durch das Fallen des Zinsfußes im Ganzen, insbesondere durch die Reduction der Staatsschuldzinsen in England. Vornehmlich zog Südamerika an, dessen Anerkennung die Regierung in Aussicht stellte. Die ausschweifendsten Berichte über die Einträglichkeit dortiger vornämlich Bergwerksunternehmungen erschienen. Die ersten Unternehmungen gaben großen Actiengewinn; dieß reizte, immer neue Actiengeschäfte zu wagen, wobey selten mehr als 5 0/0 eingezahlt wurde. Diese Actienwuth begann Anfangs 1824 und erreichte ihre höchste Höhe im Frühjahr 1825, wo eben das Steigen aller Preise die Aufregung allgemein verbreitete und einen Anschein der erfolgreichsten Thätigkeit in alle Arten des Erwerbs brachte.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

J. M. Schrant, Kort overzigt van de geschiedenis der Nederlanden. Gend 1824. 8.

Gysbert Boomkamp, Alkmaer en deszelfs geschiedenissen. Rotterdam 1747. 4.

Ph. de Kempenare, Vlaemsche Kronijk, of Dagregister van al het gene gedenkweerdig voorgevallen is, binnen de Stad Gent, sedert den 15. July 1566 tot 15. Juny 1585. Brussel 1839. 8.

Archives ou Correspondance inédite de la maison D'Orange Nassau, par G. Groen van Prinsterer. Série I. T. VI. 1577 — 79. Leide 1839. 8.

Godard de Villefontaine, Histoire des troubles des Pays-Bas. T. I. Bruxelles 1788. 8.

Gustave de Beaumont, L'Irlande sociale, politique et religieuse. T. 1. 2. Paris 1839. 8.

Diary illustrative of the times George the fourth. Vol. 3. 4. Paris 1839. 8.

The Parliaments and Councils of England, chronologically arranged, from the reign of William I. to the revolution in 1688. London 1839. 8.

Acts and votes of Parliament relating to the British Museum, with the statutes and rules thereof. London 1814. 8.

First annual report of the Registrar-General of births, deaths and marriages in England. London 1839. 8.

Plumer Ward, An historical essay on the real character and account of the precedent of the revolution of 1688. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Mark Napier, Montrose and the Covenanters, their character and conduct, illustrated from private letters and other original documents hitherto unpublished, embracing the times of Charles I. from the rise of the troubles in Scotland to the death of Montrose. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

M. Björnstjerna, das Brittische Reich in Ostindien. Stockholm u. a. 8.

The new statistical account of Scotland. Nr. 17 — 19. London 1838. 8.

Henry Lord Brougham, Historical sketches of statesmen, who flourished in the time of George III. Series II. London 1839. 8.

The index to the dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington. By L. Colonel Gurwood. London 1839. 8.

Peter Erasmus Müller, Critisk undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie. Kiöbenhavn 1823. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nr. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A history of Prices and of the state of Circulation from 1793 to 1837; etc.

(Fortsetzung.)

Im Anfang des Sommers 1825 stockte der Absatz wegen zu hoher Preise im In- und Auslande; auch stand der auf wirkliches Bedürfniß gegründete Absatz in keinem Verhältniß zu der erstaunlichen Zufuhr.

Jahr	Baumwolle	Wolle	Rohseide	Flachs	Unschlitt	Leinsamen
1822	142,8 Mill. Pfd.	19 M. Pf.	2,06 M. Pf.	610106 Ctr.	805228 Ctr.	1,4 Mill. Buschels.
1824	149,3	22,5	3,05	742531	680328	2,19
1825	228,0	43,8	2,85	1,055233	1,664037	2,88

Daher begannen die Preise zu sinken, Anfangs langsam, dann schneller und schneller, bis zu Ende des Frühjahrs 1826 allgemeine Zahlungsunfähigkeit eintrat. *) Schon Ende 1825 begannen Banquiers und Landbanken zu fallen; diese zuerst und früher als Waarenhändler, weil sie auf Verlangen sogleich zahlen müssen, letztere dagegen meist auf ein paar Monate Credit kaufen und auch dann leicht Zahlungsaufschub erlangen. Gerade der lange Credit, den während des Steigens der Preise die Banken gegeben, steigerte ihre Verlegenheit. Noten von Landbanken wurden fast nirgend mehr als Zahlung genommen; dieß bewirkte, daß man die Bank um Baarschaft überlief, wobey diese auch etwa 600000 L. Noten unter 5 L. ausgab. Zugleich erweiterte die Bank ihre Discontogeschäfte in dem Maaße, in welchem Privatbanquiers Credit zu geben aufhörten; und gab auf Andringen der Regierung, die es nicht selbst thun wollte, Darlehen gegen Verpfändung von Waaren. Doch waren dergleichen im Ganzen nur etwa 400,000 L. nöthig. Im Jahr 1827 gieng wieder alles seinen natürlichen Gang und die Bank reducirte ihren Discont auf 4 0/0; zum Beweis, daß den weniger guten Papieren die Privatbanquiers wieder genügten. Uebrigens hatte auch in Nordamerika im Jahr 1825 eine ähnliche Handelscrisis statt gefunden; vornehmlich in Baumwolle.

c) Geldwesen.

Im Jahr 1823 hatte die Bank 18,4 Mill. L. Noten im Umlauf und an Depositа 7,2 L.; wogegen der Staat 13,6 Mill., Private 4,6 schuldeten und ihre Baarschaft 10,384230 L. betrug. Da noch immer mehr Geld einströmte, so suchte sie sogar auf Hypotheken darzuleihen. Gleichwohl stieg die Goldmasse Januar 1824 bis auf 14,2 Mill. L. und war im April 13,8 Mill. L., bey nicht mehr als 19,3 Mill. Noten. Im October war die Goldmasse noch 11,6 Mill. L., bey 19 Mill. Noten. Von da an fieng der Wechselcurs an zu sinken; Vom Februar 1824 bis Februar 1825 waren der Bank gegen 5 Mill. L. baar ent-

*) Wie die Preise stiegen und fielen, zeigen folgende Beyspiele.

	July 1824	Juny 1825	Juny 1826
Baumwolle	7 1/2 dl.	18 1/2	7 1/8
Zucker	29 Sch. 11 1/4	41 Sch. 5	28 Sch. 9 1/4
Kaffee	58 „	79 „	47 „
Unschlitt	31 „	42 „	30 „
Eisen	6 L.	12 L.	8 „

zogen; die Noten um 1 Mill. vermehrt, die Effecten der Bank um 6 Mill. vermehrt. Aber eben durch diese starke Creditbewilligung und Vermehrung der Umlaufsmittel, steigerte sie die Speculations-Wuth, welche durch Beschränkung des Credits wäre gedämpft worden. Im Sommer 1825 erhielt die Bank den Betrag ihrer Ausstände ziemlich unverändert; nur daß sie von der Regierung 2 Mill. zurückzog und an Privaten darlieh; dabey begegnete sie der Goldausgabe von über 5 Mill. L. durch eine entsprechende Minderung der Depositа und eine Reduction der Noten von etwa 1 1/2 Mill. L. Dieses Verfahren hatte keinerley Nachtheile, und besserte den Fehler des zu starken Credits von 1824 — 1825. Aber trotz dem wieder steigenden Wechselcurs (mit dem Sinken der Preise) wurden doch in den letzten Monaten von 1825 der Bank für die Privatbanken so viel Geld entzogen, daß sie Ende December nur mehr 1,027000 Gold besaß, weniger als 1797, wo die Baarzahlung suspendirt wurde. Um dieser Maßregel zu begegnen, welche die Regierung entschieden ablehnte, wagten die Directoren einen Schritt, der, wiewohl an sich gesunden Grundsätzen widersprechend, doch gerade unter den damaligen zufälligen Umständen heilsam wirkte. Sie erweiterte ihren Credit auf Wechsel zu 5 0/0 und füllte dadurch die Lücken im Privatbankwesen aus. Vom 3. bis 31. Dec. 1825 vermehrte sie daher ihre Notenmasse von 17,4 Mill. auf 25,7 Mill. L. oder um mehr als 8 Mill. L. Dabey schuldete sie etwa 7 Mill. Depositа. Im Jahre 1826 besaß sie 20 Mill. L. Staatspapiere, discontirte Wechsel 12 Mill. Ihr Baarschatz betrug etwa 2 1/2 Mill. L. Daß diese starke Vermehrung der Circulation das fortwährende starke Fallen der Preise nicht verhinderte, rührt daher, daß sie nur die Lücke der Privat-Creditgeschäfte ausfüllte. Der gleichzeitig günstige Wechselcurs erlaubte schon bis August 1826 die Notenmasse und die Creditgeschäfte zu beschränken und den Baarschatz auf 6,7 Mill. L. zu heben; so daß im Februar 1827 die Bank 18,6 beym Staat, 4,8 bey Privaten zu fordern hatte, und 10,1 Baarschatz besatz, während sie an Noten 21,9, an Depositа 8,8 Mill. L. schuldig war; und so blieb der Stand das Jahr hindurch.

Neunte Periode. Vom Anfange des Jahres 1828 bis Ende 1832.

Während die vorige durch eine große Handelscrisis in allen Gütern ohne merklichen Einfluß auf die Preise der Nahrungsmittel sich auszeichnete; tritt nunmehr ein starkes Schwanken der Getreidpreise bey ziemlich gleichbleibenden übrigen Geschäften ein.

a) Getreidpreise.

		Waizenpreis p. Quart.		Notenmasse im August.	
1828	Aernte mangelhaft und Qualität theilweise schlecht. Aber viele Ausfuhr.	Januar	60 Sh. 0 dl.	21,357510	Münchner Preise im dreyjährigen Durchschnitt von 1827/30.
		Novbr.	75 „ 3 „	Im Durchnitte jedes Jahres endigend mit dem M. Febr.	Waizen. Roggen.
1829	Aernte schwach und von geringer Qualität, die zu schnell verkauft wurde. Große Noth der Pächter.	May	67 „ — „	20,953000	14 fl. 2 kr. 10 fl. 5 kr.
		Ende	55 „ 0 „		
1830	Unzureichende Aernte. Daher starke Korn-Einfuhr.	April	63 „ 0 „	19,631001	
		August	72 „ 0 „		
		Decbr.	64 „ 0 „		

		Waizenpreis pr. Quart.		Notenmasse.	Münchner Preise.
1831	Im Frühjahr starke Korneinfuhr. Aernte nur theilweise genügend.	März	73 Sh. 6 dl.	20,575000	19 fl. 12 kr. 12 fl. 32 kr. (1831/32)
		Ende	60 „ 5 „		
1832	Aernte theilweise reichlich, im Ganzen genügend.	März	57 „ 3 „	18,542000	12 „ 3 „ 8 „ 49 „ (1332/33)
		Ende	53 „ 7 „		

Im Ganzen war in den 5 Jahren der Durchschnittspreis 68 Sh. 2 1/5 dl., trotz einer Einfuhr vom Ausland und von Colonien von 5,725221 Quarters Waizen und 8,894424 Kornfrüchten und Mehl überhaupt. Zu bemerken ist, daß während dieser Jahre der Umlauf von Noten unter 5 L. aufhörte und daß die Landwirthe weniger sorgsam Vorräthe bewahrten, nachdem sich die Ueberzeugung verbreitet hatte, Mittelärnten beyder Inseln genügten dem innern Bedarf. Bringt man dabey die große Leichtigkeit und Wohlfeilheit des Bezuges von fremdem Getreid in dieser Periode in Betracht gegenüber von den 5 Jahren 1809 — 1813, wo fast gar keine äußere Zufuhr zu erlangen war und der niedrigere Wechselcurs, die höhere Fracht und Assecurranz wenigstens 44 Sh. per Quarter mehr betrug, so würde der Quarter im Jahre 1828/33 bey gleicher Erscheinung des Verkehrs auf 110 Sh., also theurer als 1808/13 zu stehen kommen. Jedenfalls aber ersieht man hieraus, daß 1828/33 keine stärkere Erhöhung des Geldwerthes gegen 1808/13 eingetreten als die Wiederherstellung des Gleichstandes der Noten mit Gold zur Folge hatte, und daß umgekehrt in der früheren Periode die Restriction der Baarzahlung keine weitere Preissteigerung bewirkte als die Entwerthung des Papiers gegen Gold mit sich brachte.

b) Andere Artikel sanken während dieses hohen Standes des Getreides in verschiedenen Zeiten zu einer beyspiellosen Wohlfeilheit. So Baumwolle 1828/29 bis auf 5 1/4 dl. das Pfd.; Tabak 1831 von 2 1/4 — 6 dl. das Pfd.; Kaffe 1829 von 31 — 33 Sh. der Zentner; Zucker 1831 bis 26 Sh.; Eisen 1832/33 auf 4 L. 10 Sh. bis 5 L. 5 Sh. Dabey lagen große Massen dieser Güter da oder waren doch leicht zu beziehen, weil die Production aller Haupthandelswaaren erstaunlich zunahm. So z. B. Baumwolle. Wo irgend die Zufuhr abnahm, wie bey Kaffe 1830/31, stieg der Preis, ohne irgend ein regelmäßiges Verhältniß zu den Kornpreisen und trotz der Beschränkung der Notenmasse.

Beym Eisen traten bedeutende Ersparnisse in der Gewinnung ein. Bey Kupfer, Bley, Zinn kam Zufuhr von früher ungewöhnlichen Orten.

Immer kann man Sinken und Steigen eines jeden dieser Artikel aus den Verhältnissen der Gewinnung und Zufuhr erläutern. Die große Wohlfeilheit so vieler Hauptartikel hatte bedeutende Erweiterung der Consumtion zur Folge; doch litten hier und da die Producenten und einführenden Kaufleute, letztere vornämlich wegen der großen Vorräthe, mit denen sie concurriren mußten, so lange bis der Verbrauch sich mit der stärkern Production ins Gleichgewicht gesetzt hatte.

c) Geldwesen. Der erste hier anzuführende Vorgang war die Minderung des Baarschatzes von 1828/29 um mehr als 3 Million. L., vornämlich veranlaßt durch den russisch-türkischen Krieg, vorübergehenden Mißcredit der Banken in Irland und die nordamerikanische Handelscrisis von 1827. Schon im Juny 1830 hatte die Bank wieder 11,795000 L. baar. Nun aber wurden in Folge der französischen, belgischen und polnischen Revolution große Goldsendungen nach dem Continent nöthig und auch Irland erforderte noch 1 Mill. Lst. Daher war im Febr. 1832 der Baarschatz nur mehr 5,088000 L. (doch war schon 1833 die alte Summe wieder in Kasse). Dabey blieben 1828/32 die Geschäfte und Guthaben der Bank von nahezu gleicher Größe. Unstreitig hat sie dadurch die Preise stetiger erhalten als der Fall gewesen wäre, wenn sie ein fixes Verhältniß ihres Baarschatzes zu dem Gesammtbetrag der Noten und Depositа erhalten hätte, indem dann jede Goldausgabe Minderung der Noten

oder Depoſita hätte bewirken müſſen, was nothwendig den Preis der Güter und den Zinsfuß afficirt hätte. Tooke anerkennt die Zweckmäßigkeit dieſes Verfahrens.

(Schluß folgt).

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortſetzung.)

U. M. Steinholm, Wikingszüge, Staatsverfaſſung und Sitten der alten Skandinavier. Aus dem Schwediſchen überſetzt von Dr. C. J. Friſch. Th. 1. Hamburg 1839. 8.

U. Uſtrialow, Die Geſchichte Rußlands. Aus dem Rußiſchen überſetzt. Bd. 1. Stuttgart 1840. 8.

Correspondance du Comte J. Capodistrias, président de la Grèce, comprenant le lettres diplomatiques, administratives et particulières, écrites par lui depuis le 20. Avril 1827 jusqu' au 9. Octobre 1831. T. 1. 2. Paris 1839. 8.

Gio. B. Rampoldi, Anali Musulmani dal 632 al 661 dell' era volgare. Vol. 1 — 12. Milano 1822 — 26. 8.

Charles Gutzlaff, China opened, or a display of the topography, history, customs ... of the chinese empire. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Alexander Forbes, California: a history of upper and lower California from their first discovery to the present time, comprising an account of the climate, soil, natural productions, agriculture, commerce etc. London 1839. 8.

Captain Marryat, a Diary in America with remarks on its institutions. Paris 1839. 8.

J. Fenimore Cooper, The history of the navy of the united states of America. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

El repertorio Americano. Tom. 1 — 3. Londres 1826 — 1827.

The American Almanac and repository of useful Knowledge for the year 1832, 1834, 1835, 1839. Boston 8.

Giacomo Bossi, J Negri della Nigrizia occidentale e della interna e i Mori e Arabi erranti del Saara e del deserto di Libia. Vol. I. Torino 1838. 8.

Ferd. H. Müller, Der Ugriſche Volksſtamm oder Unterſuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukaſus. Th. 2. Berlin 1839. 8.

Alexander Mac-Caul, Sketches of Judaism and the Jews. London 1838. 8.

Biographie universelle ancienne et moderne. Vol. 66. Gr-Haz. Paris 1839. 8.

Vita di Dante scritta da Cesare Balbo. Vol. 1. 2. Torino 1839. 8.

Leben und Briefwechſel Georg Waſhingtons. Nach dem Engliſchen des Jared Sparks, herausgegeben von Friedr. von Raumer. Th. 1. 2. Leipzig 1839. 8.

The life of the first Earl of Shaftesbury, from original documents in the possession of the family. By Mr. B. Martyn and Dr. Kippis. Edited by G. Wingrove Cooke. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Conſtantin Ton, Kirchen. Petersburg 1838. (Russice) fol.

Arthur Morin, Expériences sur les Roues Hydrauliques à Axe vertical. Liége 1838. 8.

A. Risso, Histoire naturelle des principales productions de l'Europe Meridionale et particuliérement de celles des environs de Nice et des Alpes Maritimes. T. 1 — 5. Paris 1826. 8.

Annales des sciences naturelles. II. Série. Zoologie. Vol. 9. 10.

II. Série. Botanique. Vol. 9. 10. Paris 1838. 8.

G. J. Martin-St. Ange, Traité élémentaire d' histoire naturelle comprenant l'organisation, les caractères et la classification des végétaux, animaux et les élemens de la minéralogie.

Zoologie. Livr. 11. 13. Paris 1839.

P. Parker-Webb et Sabin Berthelot, Histoire naturelle des Iles Canaries. Texte et planches in 4. Livr. 39. 40. Paris 1838.

Buffon, Oeuvres complétes. Complément par Lesson. T. X. Oiseaux et Mammiféres. Paris 1836. 8.

H. Burmeiſter, Entomologie. Band 2. Berlin 1835. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nr. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

A history of Prices and of the state of Circulation from 1793 to 1837; etc.

(Schluß.)

Zehnte Periode. Vom Anfang 1833 bis Ende 1837.

a) Getreidpreise:

Aernte		Waizenpreis p. Quart.				Notenmasse.	Münchner Preise (1837/38 bis Ende September.) Waizen.		Roggen.	
1833	gut	July	56 Sh.	4 dl.		19,800000	12 fl.	3 kr.	8 fl.	49 kr.
		Novbr.	51 „	4 „						
1834	sehr reich	Ende	40 „	6 „		18,304000	12 „	47 1/2 „	8 „	55 3/4 „
1835	gut	Ende	36 „	0 „		17,812000	12 „	53/8 „	7 „	55 1/2 „
1836	mangelhaft	Juny	51 „	1 „		18,000000	10 „	38 1/2 „	6 „	16 1/8 „
		Herbst	61 „	9 „		17,543000				
1837	gut	May	53 „	4 „		18,480000	10 „	46 1/2 „	6 „	7 1/4 „
		Decbr.	51 „	3 „		17,998000	13 „	48 7/8 „	8 „	12 7/8 „
							(1837/38 bis Ende September.)			

Ein Blick auf diese Zahlen zeigt die Uebereinstimmung der Preisschwankungen mit dem Ergebniß der Aernten; und die von 1832 bis 1835 folgenden Jahre genügen eben so zur Erläuterung der niedrigen Preise, wie die hohen von 1828 — 1831 aus den damaligen schlechten Aernten sich erklären. Dabey ist zu bemerken, daß 1833 die Commission zur Untersuchung der nachtheiligen Lage der Landwirthe behauptete, daß viel schlechteres Land der niedrigen Preise willen dem Kornbau wieder entzogen worden, die Zufuhr von Irland den Ausfall nicht decke, also in Mitteljahren fremdes Getreid nöthig sey, während dergleichen doch erst 1837 wieder in kleiner Masse zugelassen wurde. Dabey wurde der gute Zustand des vollständig beschäftigten Landbauarbeiters zugestanden. Eine 1836 aufgestellte Commission widersprach der erstern Meynung, stimmte aber mit der Behauptung über den Zustand der Arbeiter überein. Daß die Masse der umlaufenden Banknoten keinerley Einfluß hierbey geäußert, beweist der Umstand, daß 1836 die Preise am höchsten stiegen, während die Noten am stärksten vermindert wurden.

Hier zeigt sich ein tieferes Sinken des Getreides als seit 60 Jahren in England statt gefunden, während alle andern Producte steigen; beydes aber mit ganz andern Ursachen, als die in England so verbreitete Ansicht vom Einfluß des Geldwesens dafür angiebt.

b) Andere Artikel.

Nach längerem Anhalten niedriger Preise der wichtigsten Manufacte tritt in Folge vermehrten Absatzes meist eine Periode erhöhter Prosperität der Manufacturen ein. So ergab sichs bereits 1833. Selbst die Fabrikarbeiter, mit Ausnahme der Handweber, befanden sich besser als 1814 und 1804, da ihr Lohn weniger als der Preis der Lebensmittel gesunken war. Bey den Baumwollspinnern zeigt sich folgende Zusammenstellung:

	Wöchentliches Product eines Spinners in Nr. 200.	Spinnlohn die Woche.	Stundenzahl der Arbeit.	Der Wochenlohn ist gleich Pfd. Mehl	Fleisch.
1804	9	36 Sh. 6 dl.	74	124	73
1814	13 1/2	60 „ — „	74	239	90
1833	19	42 „ 9 „	69	267	85

In der That hoben sich die Preise der meisten Manufacte; vornämlich der Metalle. Zugleich veranlaßte die starke Zunahme auswärtiger Nachfrage, bey der Ausfuhr fremden Häusern, insbesondere nordamerikanischen, großen Credit zu geben. Langsam waren so die Preise 1835 hindurch gestiegen und die Production hatte sich beyspiellos erweitert, während doch die Notenmasse der Bank von England vermindert worden. Anfangs 1836 stieg Baumwolle, Indigo, Zucker, Seide, deren Vorräthe der bisherige starke Absatz aufgezehrt hatte, ziemlich rasch; fielen aber gegen Ende des Jahres, je nachdem die Zufuhr mehr oder weniger genügend erfolgte, einige wie Getreide, Hanf, Unschlitt, Rum stiegen dagegen: beydes zugleich konnte aber nicht wohl von der während des Jahres eingetretenen Beschränkung der Notenmasse und des Credits, den die Bank gab, herrühren. Daß die Preise einzelner Artikel, besonders der Baumwolle, in der ersten Hälfte 1837 fielen, rührt von den übermäßigen Speculationen her, die 1836 von America aus hierin gewagt worden und die dort große Fallimente nach sich zogen, oder auch, wie bey Seide, von ähnlichen Mißgriffen in England. Aber schon in der zweyten Hälfte des Jahres kam der Gang der Geschäfte wieder in das ordentliche Geleise.

c) Geldwesen. Nach der Aufhebung einiger Privilegien der Bank bildeten sich bis 1836 immer mehr Joint-stock banks, d. h. Banken, deren Actionäre nicht bloß im Betrag ihrer Actien, sondern mit ihrem ganzen Vermögen haften und die eben deßhalb ohne Parlaments-Bestätigung errichtet werden können, während die Banken auf eigentliche Actien, wie z. B. die Bank von England, eine solche (charter) bedürfen. Zugleich ermunterte das ökonomische Gelingen der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester zu neuen ähnlichen Unternehmungen in steigender Zahl und Größe bis 1836, neben denen zahlreiche andere Joint-stock-Compagnien für die manchfaltigsten Geschäfte, wenigstens als Gelegenheit zum Actienhandel, unternommen wurden, im Ganzen 300 — 400 Unternehmungen mit 200 Mill. Lst. unterzeichnetem Kapital. Von allen diesen Gesellschaften überdauerten nur die auf soliden Geschäften ruhenden die ersten 6 Monate des Jahres 1837.

Was nun hier die Bankgeschäfte und den Notenumlauf selbst betrifft, so ist es schwer, dem Verfasser in der ausführlichen Erörterung (Bd. II. S. 279 — 342) zu folgen. Im Ganzen ist das Resultat, die Bank von England habe nicht immer das Princip festgehalten, ihre Leihgeschäfte im Gleichstand zu erhalten und dabey dem Verkehr auf den Baarschatz und die Depositа freye Einwirkung in so weit zu gestatten, als der Baarschatz stets in gehörigem Verhältniß zu den Noten und dem Theile der Depositа bleibt, die nicht etwa der Bank unter besondern Bedingungen über die Zurücknahme anvertraut sind. In Folge dieser Regel würde also die Bank der stärkeren Nachfrage nach Darlehen nicht nachgeben, sondern so weit widerstehen müssen, als sie dadurch veranlaßt wäre, mehr Geschäfte als bisher zu machen. In der That würde dieß bey steigendem Begehr von Leihkapital den Zinsfuß heben und z. B. in Zeiten einer Aufregung übermäßigen Speculationen ein heilsames Hinderniß entgegensetzen, und zugleich die Privatbanken beschränken, die am Ende in baarem Gelde oder in Noten der Bank von England ihre Noten einlösen müssen, also von dem Credit abhängig sind, den ihnen diese Bank giebt.

Statt dessen gab die Bank gerade vom August 1835 bis Ende Januar 1836 um 5 Millionen mehr Credit als zuvor (mittels Vermehrung der Depositа, bey einiger Minderung der Noten) und unterstützte dadurch nicht bloß übermäßige Waarengeschäfte, besonders in Baumwolle, sondern machte es auch möglich, daß nordamerikanische Häuser be-

deutenden Credit in England bekamen, der sie theilweise zu den ausschweifendsten Speculationen verleitete. Eben dadurch wurde die Münzveränderung in den Vereinigten Staaten und das Anlehen der Vereins-Staaten-Bank möglich, was große Goldsendungen dorthin nach sich zog. Dieß nöthigte die Bank, gegen das Ende des Jahres 1836 und bis in den März 1837 ihren Baarschatz bis auf 1/8 ihrer Verbindlichkeiten zu erschöpfen, während die Directoren bey Erneuung des Bankcharter selbst dessen Erhaltung auf ungefähr 1/3 dieser Summe räthlich erachtet hatten. Und doch vermochte sie nur ein paar der größeren Joint-Stockbanken aufrecht zu halten, wogegen die nordamerikanischen Häuser, die sich in ausschweifende Geschäfte eingelassen und mit ihnen einige andere doch im Juny 1837 brachen. Die Bank mußte doch vom März 1837 an ihre Leihgeschäfte beschränken und dann erst trat der ruhige Gang des Verkehrs wieder ein, der ihr die Ergänzung des Baarschatzes bis über 1/4 ihrer Verbindlichkeiten möglich machte. Daß sie dabey ihre Ausstände vom März bis December 1837 von etwas über 31 Mill. bis auf 22 3/4 Mill. Last., eine geringere Summe als seit 1801 statt gefunden, verringern konnte, rührt vornämlich von der Theilnahme der Joint-Stock-Banken seit 1834 her, durch welche die Masse der Noten, die neben denen der Londoner Bank umliefen, 1836 auf 12 Mill. L. gestiegen waren. Uebrigens hat diese übermäßige Ausdehnung des Bankcredits keineswegs auf die Preise aller Waaren gewirkt, so wie auch Herabgehen der Preise und Verluste im Jahre 1837 nur in den 1836 übertriebenen Geschäften vorkamen.

Faßt man die Hauptresultate der ganzen Untersuchung zusammen, so erklären sich in England

1) die hohen Preise der Güter in der Periode von 1794 — 1814 aus 11 schlechten Jahren, von denen sich mehrere über ganz Europa ausbreiteten; im Anfang der Periode aus der Revolution in St. Domingo; später aus den Beschränkungen des Handels mit dem Continent und den hierdurch verursachten höhern Bezugskosten der Waaren; aus dem in den letzten 5 Jahren auf 20% gefallenen Curs des englischen Geldes auf dem Continent, was alle Einfuhr um so viel vertheuerte; dann aus dem hohen Zinsfuß.

2) Die niedrigen Preise von 1814 bis 1837 aber rühren daher, daß von 1818 — 1837 nur 5 ganz schlechte Aernten vorkamen, von denen keine über ganz Europa sich ausdehnte; daß daher die Verbesserungen des Landbaues alle ihre Wirksamkeit äußern konnten; von der Erleichterung des Verkehrs, der Verbesserung der Gewerbs-Production, die wohlfeilere Beyschaffung aller Güter erlaubten, endlich von der in Folge häufigerer Ersparnisse eingetretenen erstaunlichen Vermehrung der Kapitale, welche überall eine Verminderung des Zinsfußes möglich machte.

3) Die Bankrestriction hat die Preise nicht weiter erhöht, als in so fern sie den Wechselcurs afficirte. Alle übrige Veränderungen lassen sich bey jeder einzelnen Waare aus den Momenten des Ausgebots und der Nachfrage vollständig erklären, unter denen die Productions- oder Beyschaffungskosten die erste Stelle einnehmen.

Wer unter diejenigen gehört, welche der Abnahme der Zufuhr der edlen Metalle aus Amerika seit 1810 eine bedeutende Einwirkung auf die Güterpreise zuschreiben, wird in dem vorliegenden Werke, das der Sache tiefer auf den Grund sieht, wenig Unterstützung finden. Mit Recht bemerkt der Verf. am Schlusse, daß das ganze Werk von Jakob über die edlen Metalle nichts als vage Behauptungen über deren Einfluß auf den Güterpreis vor und nach 1810 vorbringe. Er weist dabey auf die lichtvolle Stelle in Maccullochs Handelswörterbuch (Art. Precious Metals) hin, wo die vielen Umstände angedeutet sind, welche jenes Schwanken der Zufuhr an edlen Metallen unmerklich machten. Am meisten muß übrigens diese freylich sehr leichte Theorie in Verlegenheit gerathen durch Erwägung der Thatsache, daß gerade seit 10 Jahren, wo zur amerikanischen Zufuhr die sehr große Ausbeute Rußlands hinzu trat, und überdieß viel Silber aus China nach Europa zurück kehrte, die Waarenpreise im Ganzen tiefer als je zuvor stehen.

Es wird nicht ohne Interesse seyn, wenn wir

hier aus den dem Werke beygefügten Tafeln die Preise einiger Hauptartikel in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunders und in den Jahren 1812 und 1838 vergleichen, wobey wir die Preise von 1812 wegen der Entwerthung der englischen Noten um 20% niedriger setzen, als sie in den Tafeln enthalten sind.

	1783	1812	1838
Waizen	58 Sh. 3 dl.	84	57 3 (1837)
Kaffe, der Centner	72 — 83 Sh.	41 — 64	88 — 125
Cochenille, das Pfd.	19 Sh. 6 dl.	24	6 4
Baumwolle, das Pfd.	1 Sh. 9 dl.	11 dl.	6 dl.
Flachs, Tonne	46 — 50 L.	75 — 80	35 — 39 L.
Hanf, dergleichen	34 — 37	64 — 66	29 L.
Hopfen, Centner	120 — 210 Sh.	112 — 185	84 — 140
Bley (19 1/2 Cent.)	20 L. 5 Sh.	27 — 28 L.	21 L. 15 Sh.
Indigo, Pfd.	7 — 10 Sh.	7 1/2 — 9 1/2	7 — 8 1/2
Eisen, Tonne	6 L. — 7 L. 10 Sh.	6 3/5 — 7 1/5 L.	6 L. 5 Sh.
Butter, Cent.	53 Sh.	88	80
Irisch Salzfleisch (304 Pfd.)	80 Sh.	132	112 1/2
Reis, Centner	32 Sh.	32 Sh.	32 Sh.
Salpeter, Cent.	67 Sh.	56 Sh.	21
Rohseide, Pfd.	23 — 26 Sh.	24 — 25	22 — 26
Zimmet, Pfd.	11 Sh. 6 dl.	6 2/5 Sh.	6 Sh. 3 dl.
Pfeffer, Pfd.	27 dl.	5 3/5	4
Rum, Gallon.	3 Sh. 2 dl.	3 1/3	3 Sh. 1 dl.
Zucker (Muscovade), Ctr.	29 Sh.	33	33 Sh. 3 dl.
Talg, Centn.	36 Sh.	57 3/8	47
Theer, Barrel	20 Sh.	26 2/5	16 Sh. 6 dl.
Thee, Pfd.	4 Sh. 4 dl.	2 4/5 Sh.	1 Sh. 6 1/2 dl.
Bauholz, Last	3 L. 10 Sh.	7 L. 6 Sh.	2 L. 10 Sh.
Zinn, Centn.	83 Sh. 2 dl.	137 (1811)	94 Sh.
Tabak, Pfd.	5 1/2 — 12 dl.	1 3/5 — 5 3/5	2 1/2 — 8 1/2
Wolle (span.), Pfd.	3 Sh. 3 — 7 dl.	6 4/5 — 8	2 Sh. 3 — 8 dl.

Der Ueberblick dieser Tafel zeigt, daß in gegenwärtiger Zeit Getreid ungefähr zu gleichem Preise, nur Fleisch bedeutend theurer ist als 1783, dagegen aber fast alle übrigen wichtigeren Verbrauchswaaren bedeutend wohlfeiler stehen als damals. Bedenkt man nun, daß der Geldlohn des gemeinen Arbeiters beträchtlich höher ist, als 1783, so wird man einsehen, daß der gemeine Mann heut zu Tage in weit besserer ökonomischer Lage sich befindet, als damals und vielleicht als in irgend einer früheren Zeit.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nr. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis Opera omnia, recensuit et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Vol. VIII. Sect. I. continens Theaetetum. Gothae et Erfordiae. Sumptibus Guil. Hennings. 1839.

A. u. T. Platonis Theaetetus, recensuit et Prolegomenis atque Commentariis illustravit G. Stallbaum. cet. — 8 S. 289.

Für die von Jakobs und Rost herausgegebene Bibliotheca Graeca hatte Hr. Stallbaum die Bearbeitung ausgewählter Dialoge des Platon übernommen und dem Plane der Sammlung entsprechend mehrere Bände kritisch berichtigt und mit Erläuterungen für den Schulgebrauch erscheinen lassen. Der vielseitige Beyfall, der dieser Ausgabe zu Theil wurde und sich in der allgemeinen Benützung derselben kund gab, mochte die Veranlassnng werden, daß der ursprüngliche Plan sich dahin erweiterte, nicht mehr bloß ausgewählte Dialoge als Theil jener Bibliothek, sondern sämmtliche Schriften Platons in einer selbstständigen Ausgabe nach und nach hervortreten zu lassen. Damit verschwand auch von dem Titel der Beysatz in usum Scholarum, und diese Bände bieten sich nunmehr als eine Handausgabe dar für solche Leser, die gewisser Erklärungen und Nachweisungen zum Verständniß einer Platonischen Schrift bedürfen und diese gerne zu bequemem Gebrauche beysammen finden. Die äussere Einrichtung, so wie die ganze Art der Bearbeitung ist übrigens im Wesentlichen unverändert geblieben. Zu jeder Schrift längere oder kürzere Prolegomena, sodann der Text mit kurzen kritischen Noten, abgesondert von den darunter folgenden sprachlichen und sachlichen Erläuternngen.

Der letzte Dialog, den Hr. Stallbaum in dieser Weise bearbeitet herausgegeben hat, ist der Theätetus, der schon dadurch eine wichtige Stelle unter den Platonischen Schriften einnimmt, daß er sich fast ausdrücklich selbst an die Spitze einer Reihe von Dialogen stellt, in denen die wichtigsten Fragen über Seyn und Erkennen zur Sprache kommen, und überhaupt die Grundlage zu dem positiven Theil der Platonischen Philosophie zu suchen ist. Eben dadurch gewinnt auch die polemische Seite in diesen Schriften eine höhere Bedeutung als in den einer früheren Reihe angehörigen; während sie sich dort nur mit Bekämpfung unphilosophischer und der Philosophie feindlicher Bestrebungen beschäftigt, erhebt sie sich hier zur Kritik philosophischer Systeme selbst, und zwar vorzüglich jener zwey Hauptrichtungen, in welche die griechische Speculation sich getheilt hatte, in den Systemen der Herakliteer und Eleaten. Denn den ältern jonischen Physiologen vor Heraklitus schenkt Platon so viel wie keine Aufmerksamkeit, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß das Wesentliche ihrer Lehre, im Heraklitischen Systeme, als ihrer vollständigsten Entwickelung, enthalten sey. Die sogenannten Atomistiker aber behandelt er überall, wo er auf sie zu sprechen kommt (Theaet. 155 E. Soph. 246. 47.), höchst geringschätzig als bloße Materialisten, die er gar nicht eigentlich als Philosophen gelten läßt.

Die Fragen, welche Hr. Stallb. in den Prolegomenis, die 30 Seiten umfassen, behandelt, sind im Allgemeinen folgende: Gegenstand dieser Schrift in ihrem Zusammenhange mit anderen; Darlegung des geschichtlichen Verhältnisses der untersuchten Frage; chronologische Bestimmungen über die Abfassung des Dialogs. Was nun den ersten Punct betrifft, so ist es wohl unbedenklich, die Zu-

sammengehörigkeit der Dialoge Theätetus, Sophistes und Parmenides anzuerkennen; wenigstens kann hier auf die obwaltenden Zweifel über die richtige Stellung des Parmenides nicht eingegangen werden, da Hr. St. dieselben erst in der umfassenden Ausgabe dieses Dialogs zur Sprache bringt. Und auch über den Politikus, der sonst gewöhnlich dem Sophistes angeschlossen wird, behält sich Hr. St. eine ausführlichere Erörterung vor.

Als gemeinschaftlicher Gegenstand dieser drey Schriften wird bezeichnet die Frage: Quid sit scientia veritatis quidve non sit? (S. 3.) und als besondere Aufgabe des Theätetus die Nachweisung, daß Wissenschaft und Erkenntniß nicht auf dem Gebiet sinnlicher Wahrnehmung und Meynung zu suchen sey. (S. 5. 11. 29). Unverständlich blieb uns in dieser Erörterung, was Hr. St. als die vorzüglichste Quelle des Widerspruchs unter den verschiedenen Schulen bezeichnet, indem er sagt: Fuit autem fons dissensionis uberrimus in eo positus, quod scientiam non per se, sed ex iis rebus aestimabant, unde tanquam ex fonte suo hauriretur. Die einen hätten sie lediglich auf die sinnlichen Wahrnehmungen bezogen; die andern auf das rein Intelligible; die dritten endlich hätten den Sinnen und dem Verstande gemeinschaftlich mehr oder weniger eingeräumt. Wie aber soll diese scientia per se aestimata gedacht werden? Gehört nicht vielmehr die Erkenntniß eben zu den Begriffen, ὅσα ἐστὶν οἷα εἶναί του, wie Platon sagt, und über die eine Untersuchung gar nicht möglich ist, ohne daß zugleich die objective Sphäre in Betrachtung gezogen wird; so daß vielmehr die Vernachläßigung dieser Seite als Grund der Verwirrung angesehen werden müßte. Nicht minder auffallend ist, wenn Hr. St. für seine Behauptung, Platon gehöre gewissermaßen zu jener dritten Art von Philosophen, sich auf die Stellen im Theätet, wo von dem die Eindrücke aufnehmenden Wachs in der Seele die Rede ist, beruft, da er doch selbst weiter unten (S. 12) es als einen lächerlichen Irrthum neuerer Ausleger bezeichnet, daß sie diese scherzhafte Ansicht dem Plato im Ernste zugeschrieben. Sollte die Lehre Platons von dem Werthe der Sinne für die Erkenntniß angedeutet werden, so war in unserm Dialoge nur auf 184 B — 186 E hinzuweisen, wobey jedoch die ganze dreyfache Classification sich nicht sonderlich bewähren will, da für die Sphäre der δόξα wohl kein Philosoph, auch Parmenides nicht, die Wahrnehmung durch die Sinne ausgeschlossen haben wollte; und anderseits Platon sich überall mit solchem Nachdrucke, wie in der angezogenen Stelle unsers Dialogs, dahin ausspricht, daß zur οὐσία und ἀλήθεια, den eigentlichen Gegenständen der Erkenntniß, die Seele nur durch und in sich selbst (ἡ Ψυχὴ αὐτὴ δι' αὑτῆς ο. καθ' αὑτήν) ein Verhältniß habe, und die Sinne dabey gar nicht als Begleiter gebrauchen könne (wie namentlich bey Phädon an v. St.), wogegen selbst die Stelle im Timäus (p. 46 D. sq.) nicht spricht, in der Plato den Sinnen noch die meiste Anerkennung für die Philosophie zu zollen scheint. Das juste milieu ist darum hier gar nicht an der richtigen Stelle, um Platon darin unterzubringen.

In der nun folgenden kurzen Darstellung, zuerst der Protagorischen und Herakliteischen, dann der Eleatischen Lehre, sowie des Verhältnisses der Platonischen zu beyden, erscheint es wohl als eine historisch unbegründete Annahme, wenn Hr. St. dem Protagoras selbst den Herakliteischen Satz von dem Fluße der Dinge zuschreibt, wie auch Brandis in der Geschichte der griech.-röm. Philosophie thut. Denn was Plato und Aristoteles an verschiedenen Orten von der Protagorischen Lehre sagen, berechtiget, so sehr es auch den Anschein haben könnte, genau besehen, so wenig dazu, daß dadurch vielmehr das einzige ausdrückliche Zeugniß dafür, welches bey Sextus Empiricus zu finden ist, geradezu entkräftet wird. Bey Plato nämlich giebt sich diese Beziehung nur als eine von ihm gemachte Zurückführung des Protagorischen Satzes, daß der Mensch das Maaß aller Dinge sey, auf jenen des Heraklitus; wie in unserm Dialoge 152 C. die Worte deutlich genug zu verstehen geben: Ἆρ' οὖν πρὸς Χαρίτων πάσσοφός τις ἦν ὁ Πρωταγόρας, καὶ τοῦτο ἡμῖν μὲν ἠνίξατο τῷ πολλῷ συρφετῷ (hat uns das nur zum Errathen gegeben) τοῖς δὲ μαθηταῖς ἐν ἀπορρήτῳ τὴν ἀλήθειαν ἔλεγεν; womit Plato den Uebergang macht zu der Herakliteischen Lehre, zu erkennen gebend, daß in den Schriften und öffentlichen Vorträgen des Pro-

tagoras nicht davon die Rede war. Noch deutlicher geht dieß aus der ausführlichen Untersuchung des Aristoteles in der Metaphysik X. 6. hervor (welche Stelle wohl verdiente neben den von Hrn. St. aus Sextus Emp. angezeigten und zum Nachlesen empfohlenen zu stehen). Dort sagt Aristoteles: *Λύοιτο δ'ἂν αὕτη ἡ ἀπορία* (aus dem Protagorischen Satze, daß der Mensch das Maaß aller Dinge sey, hervorgehend) *θεωρήσαι πόθεν ἡ ἀρχὴ τῆς ὑπολήψεως ταύτης. Ἔοικε γὰρ ἐνίοις μὲν ἐκ τῆς τῶν φυσιολόγων δόξης γεγενῆσθαι, τοῖς δ'ἐκ τοῦ μὴ ταὐτὰ περὶ τῶν αὐτῶν ἅπαντας γιγνώσκειν, ἀλλὰ τοισδὶ μὲν ἡδὺ τόδε φαίνεσθαι, τοισδὶ δὲ τοὐναντίον.* Also erst fremder Betrachtung ist es überlassen, den Ursprung dieser Ansicht zu entdecken; und man ist darüber gar nicht einmal einig, indem ihn die einen in einer gemeinen Lebensbeobachtung finden, die andern in dem Dogma der Physiologen, daß Nichts aus einem Nichtseyenden werde, sondern Alles aus einem Seyenden, dieses also in beständiger Veränderung sey. Ueberhaupt ist es wohl noch eine unentschiedene Frage, ob die Protagorische Lehre wirklich in einem innern Zusammenhange stehe mit der Herakliteischen, soweit diese nämlich dem Heraklitus selbst angehört; oder ob dieß nur etwa von jenen Nachfolgern desselben gelten könne, über die sich Theodorus in unserm Dialoge 197 E. sq. so sehr ereifert, versichernd, man könne mit ihnen eben so wenig reden als mit Wahnsinnigen. Wenigstens scheinen die ausdrücklich dem Heraklitus zugeschriebenen Aeußerungen über den *ξυνὸς λόγος*, dem die Einsicht des Einzelnen folgen müsse, zu ganz andern Consequenzen aus der Lehre von dem beständigen Fluße der Dinge zu berechtigen, als der vielbesprochene Satz des Protagoras enthält.

Im folgenden (S. 6 — 9.) wird als äußere Veranlassung zur Abfassung des Theätetus und der damit zusammenhängenden Dialoge Platon's Aufenthalt in Megara bezeichnet, wofür schon das Exordium spreche, das, wenn es nicht bestimmt sey, diese Beziehung auszudrücken, sonst, als außer allem Zusammenhang mit dem weitern Gespräche, ganz müßig stehen würde. Der Uebergang, den Hr. St. zu dieser Auseinandersetzung macht, enthält eine so sonderbare Ansicht, daß wir die Stelle hersetzen wollen, um zugleich ein Beyspiel von dem Styl und der Darstellung des Verf. zu geben. Die Worte lauten: Videmus igitur jam in universum, quid tandem illud sit, quod Platonem ad hos libros scribendos commoverit et impulerit. Sed quemadmodum omnia ejus scripta proxime cum ipsa hominum vita ejusque rationibus cohaerent, ut et nata inde videantur et rursus eodem referantur: ita etiam de Theaeteto ceterisque libris, quos memoravimus, idem judicari oportet. Qui quidem non debentur incerti casus temeritati, sed eo tempore consignati vel certe inchoati sunt, quo in Platonis animo verae scientiae explorandae vindicandaeque studium externa rerum suarum condicione vehementissime excitatum erat, u. s. w. Also die äußern Verhältnisse, die auf die schriftstellerische Thätigkeit eines Philosophen einwirken, sind das Nicht-Zufällige, wohl im Gegensatz mit der innern Geistesentwickelung, die es sich von nun an mag gefallen lassen, als das Zufällige zu gelten. Uebrigens scheint die ganze Reflexion in einer Betrachtungsweise der Platonischen Schriften zu wurzeln, die der äußern Einkleidung überhaupt eine zu große Bedeutsamkeit zuerkennt, während sie, genau genommen, doch nur eine Beschränkung ist, die die philosophische Darstellung, um durch die Schrift in's Publikum zu treten, sich selbst auferlegt, begründet in den damaligen literarischen Verhältnissen der damaligen Zeit, in der es noch nicht so unverfänglich seyn möchte, mit schriftlicher Belehrung ohne die Hülle einer bestimmten Kunstform hervorzutreten, der sich dann freylich in der Folge Aristoteles entledigt hat. Dabey darf man nicht vergessen oder es zu leicht hinnehmen, wie Plato sich selbst über die Schrift gegenüber der mündlichen Lehre ausspricht. —

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébres récents et fossiles, pour servir de base à la Zoologie et à la géologie.

Text in 4. T. I. fasc. 1. 2. Mammifères.
Atlas in fol. Fasc. 1. 2. Mammifères. Paris 1839.

Js. Geoffroy Saint-Hilaire, Etudes zoologiques. Fasc. 1. 2.

C. J. Temminck, Monographies de Mammologie, ou description de quelques genres de mammifères, dont les espéces ont été observées dans les différens Musées de l'Europe. Livr. 3. Leide 1838.

— — — Nouveau recueil de planches coloriées d'oiseaux, pour servir de suite et de complément aux planches enluminées de Buffon. Livr. 102. Paris 1838. f.

Gottf. Reinh. Treviranus, Beobachtungen aus der Zootomie und Physiologie. Heft 1. Bremen 1839. 4.

John Lindley, A natural system of Botany: or a systematic view of the organisation, natural affinities and geographical distribution of the whole vegetable Kingdom. Second edition. London 1836. 8.

Sam. El. a Bridel-Brideri, Bryologia universa. Vol. 1. 2. Lipsiae 1826. 8.

A. Mutel, Flore française, destinée aux herborisations. Paris 1838. 8.

Novarum stirpium Decades. Editae a Museo Caesareo Palatino Vindobonensi. I. Vindobonae 1839.

Steph. Endlicher, Genera plantarum secundum ordines naturales disposita. Nr. 11. Vindobonae 1839. 4.

Histoire naturelle des végétaux. (Suites à Buffon) Phanérogames. Par Edouard Spach. Tom. 7. Planches, livr. 11. 12. Paris 1839. 8.

William Jackson Hooker, Flora Boreali-Americana, of the Botany of the Northern parts of British America. Part. X. London 1838. 4.

J. W. Hornemann, Icones plantarum sponte nascentium in regno Daniae et in ducatibus Slesvici, Holsatiae et Lauenburgiae, ad illustrandum opus de iisdem plantis, regio jussu exarandum, Florae Danicae nomine inscriptum. Fasc. 26. 27. Hauniae 1820. f.

Dr. G. D. J. Koch, Synopsis florae Germanicae et Helvetiae. Vol. 2. Francof. 1837. 8.

Jan Kops et H. C. van Hall, Flora Batava of afbeelding en Beschryving van Nederlandsche Gewassen. Livr. 112 — 117. Amsterdam 1838.

Dr. Ph. de Siebold, Flora Japonica. Sectio prima, Plantae ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. J. G. Zuccarini. Fasc. 11 — 13. Lugd. Batav. 1839. f.

N. F. Moore, Ancient mineralogy: or an inquiry respecting mineral substances mentioneld by the ancients. New-York 1834. 8.

Dr. G. A. Kurtze, Commentatio de petrefactis quae in Schisto bituminoso Mansfeldensi reperiuntur. Halae 1839. 8.

L. Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles. Livr. 12. Planches, livr. 12. Neuchatel 1839. 4.

Jean Jaques Kaup, Description d'ossements fossiles de Mammifères inconnus jusqu'à présent, qui se trouvent au Muséum grand-ducal de Darmstadt. Texte; Cinquième cahier. Atlas, livr. 5. Darmstadt 1839. f.

J. M. Pardessus, Collection de Lois Maritimes antérieures au XVIII. siècle. T. 2. 3. Paris 1831 — 34. 4.

J. A. Dréolle, De l'influence du principe religieux sur l'homme et sur la société, cours professé à l'Athenée royal de Paris. 1837 — 38. Paris 1838. 8.

Ph. Guil. van Heusde, Characterismi principum philosophorum veterum Socratis, Platonis, Aristotelis. Amstelodami 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nr. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis Opera omnia, recensuit et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum etc.

(Fortsetzung.)

Hr. St. bemerkt, hier, wie Plato bey seiner Polemik zugleich andere Sokratiker im Auge gehabt zu haben scheine, und zwar bey den Eleaten die megarische Schule, bey den Protagoräern den Aristippus; weniger sicher sey es, wen er gemeynt habe unter denen, die die ἐπιστήμην als ὀρθὴ δόξα erklärten; doch sey die Vermuthung Schleiermachers nicht unwahrscheinlich, daß eine Beziehung auf Antisthenes darin liege.

S. 10 werden die chronologischen Anhaltspuncte, um die Zeit der Abfassung des Gespräches zu bestimmen, dargelegt, und das Resultat gezogen, daß dieselbe in die Zeit seines Aufenthaltes in Megara falle, die wirkliche Herausgabe aber erst nach der Rückkehr von seinen großen Reisen, gemeinschaftlich mit der des Sophistes und Parmenides, erfolgt sey. Zu dieser Annahme stimme denn auch vollkommen jene Episode über den Unterschied des Lebens in Staatsgeschäften und in der Philosophie, die den Unwillen über die ungerechte Verurtheilung seines Lehrers deutlich genug kund gebe, also nicht zu lange nach dessen Tod könne geschrieben seyn. Wenn Hr. St. bey dieser Gelegenheit auf die Aehnlichkeit mit Gorgias hinweist, so ist es zu verwundern, daß nicht auch der von Schleiermacher genügend nachgewiesene innere Zusammenhang zwischen beyden Schriften stärker hervorgehoben wird; welcher darin besteht, daß die dort bekämpfte hedonistische Lehre nur die praktische Seite der im Theätet widerlegten Erkenntnißlehre ist.

S. 11 u. 12. wird über die Absicht in der Darstellung der Persönlichkeit des Sokrates, als des unermüdeten Forschers und geistigen Entbindungskünstlers gesprochen; sodann einiges über den Charakter des ganzen Gespräches bemerkt. Besonders hebt Hr. St. die urbanissima ac facetissima ironia, die durch das ganze Gespräch walte, hervor; wir glauben, beynahe etwas übermäßig — „ridentur Protagorei, carpuntur Heraclitei, exsibilantur omnes ii, qui decreta sua ad Homeri aliorumque vatum antiquissimorum auctoritatem referebant“ — wobey man meynen könnte, es sey überhaupt gar keine ernste Widerlegung zu finden; ja Sokr. soll sogar per petulantiam quandam sich auf dieselben Spitzfindigkeiten eingelassen haben, mit denen seine Gegner umzugehen pflegten. Die Stelle, die Hr. St. hier im Auge hat, ist (nach Prolegg. S. 22 u. Anm. zu 187 A. S. 209 d. A.) die Untersuchung über die ἀληθὴς δόξα. In diesem Punkte aber können wir ihm durchaus nicht beystimmen; halten vielmehr diesen Theil für so ernsthaft, als nur irgend einen in der ganzen Schrift; denn die Untersuchung über die ψευδὴς δόξα, in die jene unmittelbar umschlägt, ist es ja gerade, welche dazu dient, die ganze Frage über ἐπιστήμην auf den richtigen Standpunct zu stellen, der dann in dem Sophistes verfolgt wird; nämlich auf den metaphysischen, nachdem im Theätetus alle Möglichkeiten, eine Lösung für diese Fragen auf dem Gebiete des gewöhnlichen Bewußtseyns zu finden, geprüft und als unzulänglich verworfen sind. Diese Erklärungsversuche aber, auf die sich Sokrates hier einläßt, können darum nicht als Spitzfindigkeiten bezeichnet werden, weil dieser Name überhaupt nur da richtig angewendet wird, wo nicht

Prüfung oder Widerlegung einer Ansicht im Interesse der Wahrheit bezweckt wird, sondern die Absicht ist, durch Scheingründe die Sache zu umgehen und den Gegner zum Schweigen zu bringen.

Die beygegebene Enarratio argumenti (von S. 13 — 29) ist nicht ein bloßer Conspectus der Untersuchung in ihren Hauptpuncten, sondern sucht den Gesammtinhalt des Dialogs in einem ziemlich vollständigen Auszuge wiederzugeben. Die Schwierigkeiten einer solchen Darstellung eines Gesprächs sind nicht zu verkennen; einmal in Beobachtung der richtigen Grenzen, daß nicht zuviel unwesentliche Einzelheiten mitgetheilt werden, an die zwar gewisse Schönheiten des Dialogs geknüpft seyn können, deren Wirkung aber in der Erzählung doch verloren geht; dann in Herstellung der Verbindung, wo der Dialog bisweilen Sprünge macht und Unterbrechungen erleidet, daß die wahre Meynung des Schriftstellers dabey nicht verfehlt wird. Hrn. St. ist es im Ganzen damit recht gut gelungen, hier wie bey andern Dialogen. Seine Argumente lassen sich angenehm lesen und verdienen ohne Frage den Vorzug vor den Tiedemann'schen. — Eine sonderbare Unrichtigkeit ist es, daß S. 27 dreymal ausdrücklich versichert wird, Theätetus selbst gebe die dreyfache Erklärung des λόγος, während es doch Sokrates thut (206 C. 207 A. 208 C.) und Theätetus nur die Definition der ἐπιστήμη als ὀρθὴ δόξα μετὰ λόγου vorbringt, als welche er früher von einem andern gehört zu haben versichert, ohne sich des Nähern noch zu erinnern. Den Schluß macht ein Index editionum und codicum. —

Nachdem wir hiermit kurz den Inhalt der Prolegomena dargelegt haben, ist die Frage nicht abzuweisen, in wie weit dieselben den Ansprüchen, die man überhaupt an Prolegomena zu einem philosophischen Werke zu machen berechtigt ist, entsprechen. Da sie natürlich einen andern Zweck haben müssen, als die dem Texte beygefügten einzelnen Erläuterungen, so kann derselbe nur in dem zusammenfassenden Verständniß des Ganzen gesucht werden. Zu diesem ist nun freylich die literarhistorische Seite von entschiedener Wichtigkeit, und wird darum auch allgemein in solchen Einleitungen

behandelt. Besonders aber ist in der Natur der Platonischen Dialoge die Nothwendigkeit begründet, den innern Zusammenhang mit andern Dialogen aufzusuchen; nur reichen bloß allgemeine Angaben dazu nicht hin; es müßte nothwendig genauer auf den philosophischen Inhalt eingegangen werden, was am besten bey der enarratio argumenti geschehen könnte. Dadurch bekäme diese auch erst eine wirkliche Bedeutung, die außerdem nicht recht abzusehen ist. Denn wozu eine solche Erzählung des Inhaltes für den Leser des griechischen Textes, wenn sich daran nichts knüpft, was als eigentliche Vermittlung für das philosophische Verständniß desselben angesehen werden könnte? In dieser Rücksicht scheinen uns die Prologomena der vorliegenden Ausgabe ihrem Zwecke nicht vollständig zu genügen.

Was die Darstellung betrifft, so beurkundet dieselbe durchgängig eine große Gewandtheit der Sprache und würde sich wirklich zur eigentlichen elegantia sermonis latini erheben, wenn etwas mehr Präcision in Gedanken und Ausdruck herrschte, und nicht bisweilen die Rhetorik die Dialektik mit fort zu reißen schiene.

Um nun auf den übrigen Theil der Arbeit zu kommen, der in der Construirung des Textes und in der Erklärung des Einzelnen besteht, so können wir, was erstere betrifft, uns begnügen anzuerkennen, daß Hr. St. den in der Einleitung zum I. Bande dieser Ausgabe S. 43. dargelegten richtigen Grundsätzen treu geblieben ist und seine Recension somit einen dem gegenwärtigen Stand der Kritik angemessenen Text bietet. Bey der Angabe der Varianten ist in den letzten Bänden von der frühern Einrichtung darin abgegangen, daß die Handschrift nicht mehr bloß im Allgemeinen wie Codices optimi, oder plurimi, sondern meistentheils, namentlich wenn auch nicht mit vollständiger Angabe bezeichnet werden. Als den Hauptheil aber betrachten wir die erklärenden Anmerkungen. Versuchen wir dieselben im Allgemeinen zu charakterisiren, so ist es billig, vor Allem den Zweck des Herausgebers ins Auge zu fassen, wie er sich selbst in der eben angeführten allgemeinen Einleitung zur ganzen Ausgabe S. 44 darüber ausspricht; de componendis autem commentariis nostris, sagt Hr.

St., eam rationem tenere studuimus, ut neque admisceremus ea, quae nimis essent trita et vulgaria, neque doctas disputationes, quae ad interpretationem scriptoris nihil valerent, adjiceremus, sed ea tantum expromeremus, quae hominibus in Graecis mediocriter versatis ad rerum et verborum intelligentiam necessaria esse viderentur. Quanquam fatemur, maluisse nos, si in alterutram partem peccandum esset, praeferre ubertatem, quae succum alat, quam exilitatem et jejunitatem. Billig wird hiebey ein besonderes Gewicht auf die sorgfältigste grammatische Erklärung gelegt, deren Nothwendigkeit zum gründlichen Verstehen einer Schrift Hr. St. besonders aus seiner praktischen Lehrthätigkeit am Gymnasium erkannt zu haben versichert, so daß in seinen Anmerkungen nur die Resultate dieser Erfahrungen vorlägen. — Gewiß ist anzuerkennen, daß nicht leicht etwas grammatisch oder lexikalisch Bemerkenswerthes mit Stillschweigen übergangen ist; entweder finden solche Punkte eine ausführliche Erörterung, wo es die Wichtigkeit des Gegenstandes zu verlangen scheint, oder es werden Parallelstellen zur Erläuterung angeführt, oder endlich auf Grammatiken und Commentare oder sonstige Schriften, in denen über diese Puncte Aufschluß zu finden ist, verwiesen. Was das Citiren betrifft, so bestehen darüber so verschiedene Ansichten, daß es schwer seyn dürfte, Allen in dieser Rücksicht zu genügen. Doch möchte vielleicht aus der Verschiedenheit des Zweckes, der dabey erreicht werden soll, folgender Gesichtspunct sich von selbst ergeben, daß, wo die Absicht ist, dem weniger geübten Leser einen Sprachgebrauch zu erläutern, es überflüßig ist, „eine ganze Wolke von Beyspielen," wie sich Hr. St. selbst einmal über eine grammatische Erläuterung von ihm ausdrückte, beyzubringen, sondern es hinreicht, wenige Beyspiele, aber diese vollständig herzusetzen. Außerdem ist der Nutzen doch sehr zweifelhaft, schon deßwegen, weil dem Leser ja nicht immer die Bücher zum Nachschlagen zur Hand sind. Hingegen, wo es sich um Sicherstellung durch Belege handelt, kann eine gewisse Vollständigkeit allerdings wünschenswerth seyn, wobey es jedoch meistentheils genügt, die Stellen anzuzeigen, weil es hier der Herausgeber mehr mit dem gelehrten Leser zu thun hat, dem die Hülfsmittel eher zu Gebote stehen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Fortsetzung.)

H. Ritter et L. Preller, Historia philosophiae graeco-Romanae. Hamburgi 1838. 8.

K. M. Kahle, Leibnizen's vinculum substantiale. Berlin 1839. 8.

H. M. Chalybäus, Historische Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. Dresden 1839. 8.

Henry Lord Brougham, Dissertations on subjects of science, connected with natural theology, being the concluding volumes of Paley's work. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

Felix Ravaisson, De l'habitude. Paris 1838. 8.

De Hrosuitha poetria scripsit et comoediam Abraham inscriptam adjecit Dr. Gust. Freytag. Wratislaviae 1839. 8.

Bibliografia del Romanzi e Poemi Cavallereschi Italiani. Milano 1828. 8.

Tomas de Yriarte, Fabulas literarias. Perpinnan 1810. 8.

Captain Marryat, The Phantom Ship. Paris 1839. 8.

Lady Lytton Bulwer, Cheveley. Paris 1839. 8.

G. P. R. James, The gentleman of the old school. Paris 1839. 8.

Mary Russell Mitford, Our Village: Sketches of rural character and scenery. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Ludwig Ettmüller, Scôpes vidsidh. Sängers Weitfahrt. Uedhelsfans Sieg bey Bruranburg. Angelsax. et Germ. Zürich 1839. 8.

H. Leo, Beowulf, das älteste deutsche in angelsächsischer Mundart erhaltene Heldengedicht. Halle 1839. 8.

Alexander Chalmers, Historical and explanatory notes with various readings illustrative of the works of W. Shakspeare. Paris 1839. 8.

Theod. Jacobi, De Ottocari Chronicò Austriaco. Vratislaviae 1839. 8.

Ludwig Achim von Arnim, sämmtliche Werke, von Wilh. Grimm. Bd. 1. 2. Berlin 1839. 8.

van Zuylichem, de Zee-Straet van's Graven Hage op Schevening. Graven-Hage 1667. 4.

Jacob van Maerlant, Spiegel Historia el of Rijmkronijk. Deel. 1. 2. Leyden 1784 — 85. 8.

Correspondance inédite de Mme. Campan avec la reine Hortense, publiée avec notes et introduction par J. A. C. Buchon. Vol. 1. 2. Paris 1835. 8.

M. A. Geffert, Geschichte der Glasmalerey in Deutschland und den Niederlanden, Frankreich, England, der Schweiz, Italien und Spanien. Stuttgart 1839. 8.

Pasquale Coddé, Memorie Biografiche . . dei pittori, scultori, architetti ed incisori Mantovani. Mantova 1837. 8.

Revue étrangère et française de législation et d' économie politique, par M. Foelix. Vol. 5. Paris 1838. 8.

A. v. Zastrow, Geschichte der beständigen Befestigung. Leipzig 1839. Mit 18 Plänen in fol.

A. E. P. Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexicon. Bd. 27. Copenhagen 1839. 8.

Encyklopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften. Bd. 20. Berlin 1839. 8.

J. Cruveilhier, Anatomie pathologique du corps humain ou descriptions avec figures lithographiées des diverses alterations morbides, dont le corps humain est susceptible. Livr. 33. Paris 1839. f.

G. Cuvier, Leçons d'anatomie comparée. Séconde edition. Vol. 6. Paris 1838. 8.

Baron Dupuytren, Leçons orales de clinique chirurgicale, faites à l'hotel-Dieu de Paris. T. 1. 2. Bruxelles 1839. 8.

Der Schwabenspiegel oder Schwäbisches Land- und Lehenrechtbuch, von Dr. F. L. A. Frhr. von Lassberg. Tübingen 1840. 8.

G. W. F. Rintelen, Das Provincialrecht des Herzogthums Westphalen. Th. 1. Paderborn 1837. 8.

Jose Maria de Zuaznavar, Ensayo historico-critico sobre la legislacion de Navarra. P. 1 — 3. S. Sebastian 1827 — 29. 8.

Charles-Louis Diericx, Mémoires sur les lois, les coutumes et les priviléges des Gantois, depuis l'institution de leur Commune jusqu'à la révolution de l'an 1540. Vol. 1. 2. Gand 1817 — 18. 8.

Codice civile per gli stati di S. M. il re di Sardegna. Torino 1837. 8.

Constitutiones regum regni utriusque Siciliae per Petrum de Vinea. Neapoli 1786. f.

Dr. F. G. v. Bunge, Theoretisch-praktische Erörterungen aus den in Liv-, Esth- und Curland geltenden Rechten. Bd. 1. Dorpat 1839. 8.

A. J. Mannkopff, Preußisches Criminalrecht. Th. 1. 2. Berlin 1839.

Nicolaes Hinlópen, Historie van de Nederlandsche Overzettinge des Bybels. Leyden 1777. 8.

Catena in acta SS. Apostolorum e Cod. nov. coll. descripsit et nunc primum edidit adjecta lectionis varietate e Cod. Coislin. J. A. Cramer. Oxonii 1838. 8.

Eusebii Pamphili, Historiae ecclesiasticae libri decem. Ad Codices manuscriptos recensuit Eduardus Burton. Tom. 1. 2. Oxonii 1838. 8.

S. Gregorii Nazianzeni theologi in Caesarium fratrem oratio funebris. Graece. Parisiis 1836. 8.

Lettres de Saint Bernard, Abbé de Clairvaux, traduites en français sur l'édition des bénédictins de 1690. Vol. 1 — 3. Lyon 1838. 8.

Jacob Henry Brooke Mountain, A summary of the writings of Lactantius. London 1839. 8.

D. Joaquin Lorenzo Villanueva, De la leccion de la sagrada escritura en lenguas vulgares. Valencia 1791. f.

Josua van Iperen, Kerkelyke Historie van het Psalm-Gezang der Chrislenen. Deel 1. 2. Amsterd. 1777 — 78. 8.

Groot Kerkelyk Toneel des Hertogdoms van Brabant. Gravenhage 1727. fol.

M. Raoul-Rochette, Tableau des Catacombes de Rome. Paris 1837. 8.

Pierre Hyacinthe Maurice de Beaubois, L'église de Bretagne depuis ses commençements jusqu'à nos jours. Paris 1839. 8.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nr. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Platonis Opera omnia, recensuit et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum etc.

(Fortsetzung.)

Wo aber weder der eine noch der andere Zweck vorhanden ist, sollte man sich des Citirens von Parallelstellen billig ganz enthalten. Denn wozu soll es dienen, z. B. 145 B. zu den Worten: Ὥρα τοίνυν, ὦ φίλε Θεαίτητε, σοὶ μὲν ἐπιδεικνύναι, ἐμοὶ δὲ σκοπεῖσθαι zu lesen: Eandem prorsus orationis formam habes Apol. Socrat. p. 42 A. ἀλλὰ γὰρ ἤδη ὥρα ἀπιέναι, ἐμοὶ μὲν ἀποθανουμένῳ, ὑμῖν δὲ βιωσομένοις? Ueberhaupt scheint uns Hr. St. in diesem Stücke, besonders auch in Anführung anderer Commentarien, nicht immer das rechte Maaß eingehalten zu haben. Hie und da läßt sich wohl auch eine etwas oberflächliche Bemerkung blicken; wie z. B. zu 144 B καὶ μανικώτεροι ἢ ἀνδρειότεροι φύονται: „Rationem et causam hujus usus in attractionis vi et efficacia quaerendam esse vix est quod moneamus.“ Es ist dieß eine Erklärungsweise, der wir wenigstens für die Schule nicht das Wort reden möchten, da sie, statt auf die Sache einzugehen, nur Anleitung gäbe, sich mit einem Worte zu begnügen, an das gar kein bestimmter Sinn geknüpft ist. Denn die Attraktion ist ja selbst nur eine Erscheinung, die jedesmal eine Erklärung aus der Natur des Satzes bedarf. Hier mußte dieselbe in dem Wesen der comparativen Partikel gesucht und die Attraktion als ungehörig ganz aus dem Spiel gelassen werden. — Oder 152 B. Πότερον οὖν τότε αὐτὸ ἐφ' ἑαυτὸ τὸ πνεῦμα ψυχρὸν ἦ οὐ ψυχρὸν φήσομεν; Dazu Hr. St. „Sic cod. omnes. In editt. ἐφ' ἑαυτῷ circumfertur. Sed αὐτὸ ἐφ' ἑαυτὸ dictum sicut vulgare illud αὐτὸ καθ' ἑαυτό, quo Plato quum alias utitur, tum mox sect. D. Quanquam fortasse reponendum est potius ἐφ' ἑαυτοῦ. v. Bernhardy Synt. p. 248.“ Welche Erklärung! Als ob es sich darum handelte, den Accusativ für sich zu rechtfertigen, und nicht vielmehr den Acc. mit der Präpos. ἐπί; was doch nicht geschehen kann dadurch, daß er in einem entsprechenden Ausdrucke mit κατά steht. Besser aber gar keine Erklärung als eine falsche oder eine solche Scheinerklärung, die genau besehen gar keine ist. Hier hätte sich Hr. St. immerhin entschiedener für ἐφ' ἑαυτοῦ aussprechen sollen. Ungenügend scheint uns auch die Erläuterung zu 146 D. πᾶσαι τε καὶ ἑκάστη τούτων οὐκ ἄλλο τι ἢ ἐπιστήμη εἶναι: „Exspectaveras ἐπιστῆμαι εἶναι. Sed numerus praedicati postremo isti ἑκάστη accommodatus est, quae ratio constructionis est pervulgata.“ Hier mußte besonders die rhetorische Absicht in der Wendung πᾶσαι τε καὶ ἑκάστη, durch die der Singular schon von selbst gerechtfertigt ist, hervorgehoben werden; daß nämlich Theät., nicht um ἐπιστῆμαι sondern um die ἐπιστήμη gefragt, seine dem Inhalte nach unwichtige und mit der Frage nicht in Uebereinstimmung stehende Antwort, sich doch gedrungen fühlt, in ein formell richtiges Verhältniß zu setzen. —

Die sachlichen Erläuterungen und Nachweisungen sind im Ganzen genügend. Manchmal hätte etwas ohne Nachtheil ganz wegbleiben können, wie die chronologische Bemerkung zu 142 B., wo eine einfache Verweisung auf Prolegg. p. 10, wo das nämliche ausführlich gesagt ist, hinreichte; eben so die Anm. 151 E. vgl. Prolegg. p. 4. u. a. St. Hingegen wäre wohl zu 145 E eine Erläuterung

über σοφία und ἐπιστήμη an der Stelle, wenn nicht überhaupt eine Erörterung über den Begriff der ἐπιστήμη mit Rücksicht auf unsere deutschen Ausdrücke in den Prolegg. wünschenswerth gewesen wäre.

Wir wenden uns nun zur nähern Betrachtung einiger Stellen, vorzüglich solcher, in denen Ref. nicht mit dem Urtheile des Herausgebers übereinstimmen konnte.

Im Eingange des Gesprächs schildert Theodorus dem Sokrates die Natur des Theätetus, versichernd, er habe noch nie einen Jüngling von so bewundernswürdigen Geistesgaben getroffen. Dieß Urtheil zu begründen fährt er fort (144 A): τὸ γὰρ εὐμαθῆ ὄντα, ὡς ἄλλῳ χαλεπόν, πρᾶον αὖ εἶναι διαφερόντως, καὶ ἐπὶ τούτοις ἀνδρεῖον παρ' ὀντινοῦν, ἐγὼ μὲν οὔτ' ἂν ᾠόμην γενέσθαι οὔτε ὁρῶ γιγνομένους. Eine Anakoluthie anzunehmen, wie Hr. St. mit Heindorf thut, ist unnöthig und die von H. als hart bezeichnete Construktion doch wohl die richtige, daß nämlich der Infin. τὸ εἶναι von γενέσθαι abhängig gedacht wird: „daß einer, der so leicht faßt — zugleich außerordentlich sanftmüthig ist, — wird wohl nicht so leicht vorkommen“ u. s. w. — Eine eigenthümliche Erklärung giebt Hr. St. von den Worten: ὡς ἄλλῳ χαλεπόν. Dieß sey per breviloquentiam zu verstehen: ὡς ἄλλῳ χαλεπός ἐστι mit der Uebersetzung: Docilem enim aliquem, sicuti aliis difficilis solet esse istiusmodi homo, insigniter contra facilem esse cet. Diese Erklärung scheint uns sehr gezwungen, gegenüber der sich von selbst darbietenden, wornach diese Worte auf eine Linie treten mit διαφερόντως und παρ' ὀντινοῦν: „daß einer, der gut faßt, wie für einen andern schwer ist d. h. wie nicht leicht ein anderer, hinwiederum so außerordentlich sanftmüthig ist und dazu muthig vor Andern u. s. w. Durch Hr. St. Erklärung würde nicht nur die Symmetrie der Glieder aufgehoben, sondern auch dem Folgenden auf eine unpassende Weise vorgegriffen werden, da die Worte ἀλλ' οἵ τε ὀξεῖς ὥσπερ οὗτος καὶ ἀγχίνοι καὶ μνήμονες ὡς τὰ πολλὰ καὶ πρὸς τὰς ὀργὰς ὀξυρρόποι εἰσι eben diesen Gedanken ausführlich enthalten. Sonderbar kamen uns in der Note Hr. Stallbaums die Worte vor: Locus sanissimus, etsi fortasse ἄλλῳ in ἄλλως, alias, mutaveris, quae est egregia Astii conjectura; d. h. eine unnöthige, aber vortreffliche Conjektur! —

In der ausführlichen Erläuterung, welche billiger Weise die mathematische Stelle 147 D — 148 B findet, ist zwar, wie wir glauben, die Hauptsache richtig auseinander gesetzt, aber doch einige Puncte übergangen, die wohl eine Berücksichtigung verdient hätten. Denn es ist ebenfalls von Wichtigkeit, daß die nichtgelösten Schwierigkeiten erkannt werden. Die Stelle ist interessant, dadurch, daß Theät. gleichsam die Inkunabeln der Wurzel- und Würdenlehre, als seine Erfindung vorträgt. Man nimmt an, daß Th. mit der Unterscheidung von μήκη und δυνάμεις die rationalen und irrationalen Quadratwurzeln bezeichnen wolle. Dabey ist auffallend, daß nur ungerade Zahlen als Quadrate genannt werden, und zwar so, daß man es nicht als zufällig ansehen kann. Theod. zeigt von dem 3 füßigen, 5 füßigen u. s. w. bis zum 17 füßigen Quadrate, daß es der Länge nach d. i. als Faktor oder Wurzel mit der einfüßigen Linie nicht gemessen werden könne. Und auch Theät. spricht wieder bloß von der Zahl 3 und 5. Warum nicht auch 2? Und es hat fast den Anschein, daß, wenn er es weiter fortgesetzt hätte, auch von 6 und 8 u. s. w. nicht die Rede gewesen wäre. Und doch sind auch die Wurzeln dieser irrational. Daß einmal die Potenzen und das anderemal die Wurzeln δυνάμεις genannt werden, hat weniger Auffallendes, da auch sonst solche Substantiva in ihrer Bedeutung bald dem aktiven und bald dem passiven Verbalbegriff entsprechen. Aber wenn er sich die Quadrate irrationaler Zahlen als ἑτερομήκεις denkt, so wären ja die Seiten oder Faktoren, nur eben als Zahlen von verschiedener Größe, doch durch die ποδιαία meßbar. Er muß sich also immer die eigentliche Wurzel, die aber gar nicht bezeichnet und ausgesprochen werden konnte, denken. Wir haben also doch zu wenig Anhaltspuncte, um den Stand dieser Lehre zu Platons Zeit vollkommen beurtheilen zu können. In der Stelle 149

D. καὶ μὴν καὶ διδοῦσαί γε αἱ μαῖαι φαρμάκια καὶ ἐπῳδοῦσαι δύνανται ἐγείρειν τε τὰς ὠδίνας καὶ μαλθακωτέρας ὧν ἂν βούλωνται ποιεῖν, καὶ τίκτειν τε δὴ τὰς δυστοκούσας, καὶ ἐὰν νέον ὂν δόξῃ ἀμβλίσκειν, ἀμβλίσκουσιν; ist in den Worten: ἐὰν νέον ὄν δ. augenscheinlich ein Verderbniß. Unter den vorgeschlagenen Verbesserungen (νεογνόν von Abresch, ἀνεμιαῖον von v. Heusde) fand zuletzt die Heindorf'sche ἐὰν δίον δόξῃ den meisten Beyfall. Hr. St. hingegen sagt darüber: Verum istud δίον ab hoc loco putamus omnino alienum esse. Scribendum haud dubie: καὶ ἐὰν ἀναγκαῖον δόξῃ ἀμβλ. — diesen Machtspruch jedoch durch nichts weiter unterstützend als durch die Bemerkung, daß das vor νέον stehende ἐὰν die Corruptel hinlänglich erkläre. Die paläographischen Gründe wolle er gar nicht aus einander setzen: Satis est enim verum paucis indicavisse. Schade, daß es nicht allen Lesern möglich seyn wird, die Ueberzeugungsfestigkeit des Herausgebers zu theilen, für diese wäre es immer wünschenswerth gewesen, ein paar Gründe zu hören; freylich nicht bloß paläographische — denn diese können nur die äußere Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit dieses oder jenes Verderbnisses darthun, ohne andere Möglichkeiten auszuschließen; wie z. B. hier die paläographischen Gründe für alle vier Conjekturen ziemlich gleich stark sind. Hätte Hr. St. nur die Verwerflichkeit des δίον nachgewiesen, dann wollten wir ihm die unzweifelhafte Richtigkeit des ἀναγκ. eher zugeben. Vorläufig können wir nur die gleiche Berechtigung beyder, als einen annehmbaren Sinn gebend, anerkennen, und erlauben uns sogar, noch einer neuen Vermuthung, die der Lesart der Handschrift noch näher kommt, ἐὰν δέον ὄν δ. dieselben Ansprüche einzuräumen. Durch die auf unsere Stelle gerichtete Bemerkung des Pollux scheint die causative Bedeutung von ἀμβλίσκειν hinlänglich gesichert; sonst würde die Construction hergestellt dadurch, daß man ἀμβλίσκουσιν streiche, und das Comma vor ἀμβλίσκειν setzte, wodurch der Satz freylich in rhetorischer Hinsicht etwas verlieren würde.

150 C. erklärt sich Sokr. ausführlich über die Kunst der geistigen Geburtshülfe, die ihm verliehen sey. Diejenigen hätten ganz recht, die ihm vorwürfen, er frage nur andere, antworte aber selbst nicht, weil er keinerley Weisheit besitze. Der Grund aber, sagt er, ist folgender: μαιεύσθαί με ὁ θεὸς ἀναγκάζει, γεννᾶν δὲ ἀπεκώλυσεν. Gewiß hat Hr. St. vollkommen recht, wenn er annimmt, daß aus dieser Stelle der Verfasser des Theages seinen Inhalt genommen. Unrichtig aber ist es, wenn ihm eine ganz unsinnige Verwechselung des δαιμόνιον mit dem θεός hier zur Last gelegt wird. Denn genau genommen ist jenes Gespräch ja nur die Ausführung der Worte 151 A ἐνίοις μὲν τὸ γιγνόμενόν μοι δαιμόνιον ἀποκωλύει ξυνεῖαι, ἐνίοις δὲ οὔ; und man könnte ihm nur etwa vorwerfen, daß er das δαιμ. selbst zu persönlich aufgefaßt habe. Auch darf man die angeführte Stelle gar nicht so ganz außer Beziehung zu der unsrigen setzen; denn wenn das δαιμ. auch nicht das nämliche ist mit dem θεός, so ist es doch auch nichts für sich Bestehendes, sondern nur der Ausdruck für eine bestimmte Art der Aeußerung desselben, die dem Sokr. zu Theil wird. Wir können demnach auch nicht der zwar scharfsinnig ausgedachten Erklärung des Herausgebers beytreten, daß man unter dem θεός nicht mit Plutarch in den Quaest. Platon. I. den Gott überhaupt, sondern den Apollo zu verstehen habe, gleichsam als Vorsteher der geistigen Geburtshülfe, wie Diana der leiblichen vorsteht. Dieß wäre gewiß bestimmter angedeutet, wie Sokr. aus guten Gründen in der Apologie ausdrücklich den Apollo nennt; was er eben so hier absichtlich nicht gethan zu haben scheint, weil es ihm wirklich mehr um Ernst, als um eine festiva urbanitas zu thun war.

Einer ausführlichen Erörterung begegnen wir zu der Stelle 152 E καὶ περὶ τούτου πάντες ἐξῆς οἱ σοφοὶ πλὴν Παρμενίδου ξυμφέρεσθον, Πρωταγόρας τε καὶ Ἡράκλειτος καὶ Ἐμπεδοκλῆς, καὶ τῶν ποιητῶν οἱ ἄκροι τῆς ποιήσεως ἑκατέρας, κωμῳδίας μὲν Ἐπίχαρμος, τραγῳδίας δὲ Ὅμηρος. κτέ. über die vielbesprochene grammatische Schwierigkeit des Dualis. Das leichteste Abkommen wäre nun freylich, mit Heind. sich das von Stobäus gebotene ξυμφέρονται gefallen zu lassen. Aber es ist nun doch nicht abzusehen, wie, wenn dieß ursprünglich geschrieben gewesen wäre, jene schwierige Lesart in

die Handschrift gekommen wäre. Eine andere Hülfe bieten 3 Handschriften Bekkers, darunter eine der vorzüglichen Recension, in dem Imperativ Ἐυμφερέσθων, welchen denn auch Bekker in den Text genommen und Schleiermacher seiner Uebersetzung zu Grunde gelegt hat. Doch fehlte es auch nicht an solchen, die durch eine angemessene Erklärung den Dualis zu rechtfertigen suchten. Zu ihnen gehört auch Hr. St., schlägt jedoch einen andern Weg ein als Dissen, der in seinem Commentar zu Pindar den Grund für den Dualis darin zu finden meynt, daß zwey Classen von Menschen, Philosophen und Dichter genannt würden.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1839.

(Schluß.)

Antonio Dragoni, Sulla storia ecclesiastica Cremonese nei primi tre secoli del christianeismo discorsi. Cremona 1838. 8.

Ferrante Aporti Prete, Memorie di storia ecclesiastica Cremonese. P. 1. 2. Cremona 1835 — 37. 8.

Mémoires pour servir de suite aux antiquités ecclésiastiques du Diocèse de Troyes par Nic. Camusat . . s. l. 1756. 8.

Henry Caswall, America and the American church. London 1839. 8.

Leop. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Bd. 1. 2. Berlin 1839.

Thomas Price, The history of Protestant Nonconformity in England, from the reformation under Henry VIII. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Adam Thomson, A comparative view of the english and scotish dissenters, with a preliminary dissertation on their views, designs and duty, in reference to the ecclesiastical establishments of the country. Edinbourgh 1839. 8.

Pedro de Quintanilla, Archetypo de Virtudes, espejo de prelados el venerable padre . . . Francisco Ximenez de Cisneros. Palermo 1653. f.

Dr. C. G. Kries, De Gregorii Turonensis Episcopi vita et scriptis. Vratislaviae 1839. 8.

Andr. Burriel, Praefatio historico-critica in collectionem veterum canonum Isidori Hispalensis. Bruxellae. 1800. 8.

* * *

Die K. Hof- und Staatsbibliothek hat vor einigen Tagen eine äußerst schätzbare Bereicherung ihres literarischen Bestandes aus der Bibliothek des verstorbenen K. Bayer. Geh. Raths Frhrn. v. Moll erhalten. Die beyden Neffen des Verewigten, der K. K. Oberst und Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, Johann Carl Freyherr von Moll und dessen Bruder, der K. K. Kämmerer und Gutsbesitzer von Villa, Joseph Freyherr von Moll, haben der K. Hofbibliothek aus der genannten Büchersammlung nicht nur alle diejenigen Werke, welche sie noch nicht besaß, sondern auch sämmtliche Manuscripte als Geschenk überlassen. Die Zahl der ausgewählten Werke beträgt 1400 Nummern, die Bändezahl 2050 Stück. Die Zahl der Handschriften beläuft sich auf mehr als 500. Die Fächer der Medizin, der Anatomie, der Naturgeschichte, der Bergwerkskunde, der Biographie, der Geographie, der Reisebeschreibungen, der Linguistik ꝛc. erhalten durch diese Donation höchst schätzbare Bereicherungen. Außerdem finden sich auch noch viele sogenannte rariora darunter, deren Acquisition man gewöhnlich nur einem günstigen Zufall zu verdanken hat. Die Manuscripte, unter welchen sich auch einige pergamentene befinden, sind um so wichtiger, als sie sich fast sämmtlich auf bayerische Zustände und Verhältnisse älterer und neuerer Zeit beziehen. Die edle Liberalität der beyden genannten HH. Donatoren verdient von Seiten der K. Bibliothek um so dankbarere Anerkennung, als diese werthvolle Schenkung lediglich aus den wohlwollenden Gesinnungen der Freyherren von Moll gegen die K. Hofbibliothek hervorgegangen ist.

München am 24. April 1840.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nr. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Ovidii Halieutica, Gratii et Nemesiani Cynegetica. Ex rec. Mauricii Hauptii. Accedunt inedita latina et tabula lithographica. Lipsiae apud Weidmannos. Anno 1838. (XXIX. 138. 8.)

Im Jahre 1534 machte Georg Logus die Halieutica von Ovidius und die Cynegetica von Gratius nach einer von Joh. Lucret. Aesiander gefertigten und ihm mitgetheilten Abschrift eines von Sannazar aus Frankreich (ex Heduorum finibus atque e Turonibus) nach Italien gebrachten Codex zuerst durch Druck (zu Venedig) öffentlich bekannt. Da nun Hr. Haupt wußte, daß seit dieser Ausgabe des Logus zu den genannten Gedichten keine alte Handschrift mehr verglichen worden sey (die ersten 159 Verse von Gratius Cyneget. ausgenommen, wozu einige Gelehrte einen Paris. Codex. — Cod. Thuan. — benützt haben), so machte er, den von Andr. Wilh. Cramer in seiner Hauschronik erwähnten Wiener Codex der Cynegetica im Gedächtnisse, es sich zur Angelegenheit, zu Wien, wo er vor einigen Jahren einen ganzen Sommer zubrachte, diesen Codex genau zu untersuchen. Was er im Voraus vermuthet hatte, daß der Wiener Codex zwar kein andrer als der Sannazar'sche, von Aesiander jedoch oder von Logus nicht genauer und gewissenhafter benützt worden seyn würde, als es die Sitte ihrer Zeit mit sich brachte, das fand er bey Untersuchung des ihm durch die Gefälligkeit der Herren Kopitar, Eichenfeld ꝛc. bereitwillig mitgetheilten Codex (277 nach jetziger Bezeichnung) vollkommen bestätigt.

Diejenigen Blätter des Codex, welche die benannten Gedichte von Ovidius und Gratius enthalten, stammen wenigstens aus dem IX. Jahrhundert (saeculo nono non inferiores aetate).— Außer diesem Wiener Codex hatte Hr. H. eine für ihn von Hr. Fr. Dübner gemachte genaue Abschrift der Halieut. Ovid's und der ersten 159 V. der Cyneget. von Gratius aus dem Paris. Codex. 8071 (Thuan.) welcher aus dem X. Jahrh. stammt, und, nach der großen Uebereinstimmung zwischen ihm und dem Wiener Cod. zu schließen, entweder aus diesem oder mit ihm aus einer gemeinschaftlichen ältern Quelle geflossen zu seyn scheint. — Alles nun, was zu beyden Gedichten die zwey Handschriften und die Ausgabe des Logus (nebst wahrscheinlichen Verbesserungsvorschlägen verschiedener Gelehrten) darbieten, hat Hr. H. in seiner Ausgabe theils im Texte theils in den untergelegten Anmerkungen seinen Lesern mitgetheilt; worüber er selbst (p. XIII. der Vorrede) sich wörtlich so erklärt: „ . . . Vindobonensem codicem (quem A. littera notavi, cum B. dicerem Parisinum, e editionem Logi) ita expressi ut nisi in apertis mendis nunquam ab eo discederem et minutissima quaeque ex eo et simul ex altero libro ascriberem, molesta et putida, ut multis videbitur, diligentia, ut equidem putabam necessaria in his carminibus, quorum singulas litteras, cum alia exempla antiqua unquam inventum iri desperarem, conservata codicum memoria accurate stabiliendas et emendationis firmissima quasi fundamenta jacienda esse censebam“ — dann pag. XV.: „Ubicunque nullo auctore memorato Ovidii Gratiique verba, qualia in codd. leguntur, mutavi, Venetum exemplar emendationem suppeditavit. etc.“ Die von Ovidius Halieutica erhaltenen 134 (oder vielmehr nur ungefähr 130) Hexameter nebst zwey darauf sich beziehenden Stellen aus Plinius Naturgeschichte

nehmen S. 1 — 12 einschl. ein. Die von Gratius Cynegetica auf uns gekommenen (nur an 3 Stellen um etwas verstümmelten) 541 Verse füllen die 27 Seiten von 13 — 39 einschließlich.

Darauf folgen „M. Aurelii Olympii Nemesiani Carthaginiensis Cynegetica," 325 Verse von S. 41 — 55 einschl. Dieses Gedicht von Nemesianus hat Hr. H. nach oben erwähnter, auch sie in sich begreifender Ausgabe der Halieutica u. s. w. von Logus (c) und nach einer ebenfalls in Wien verglichenen Handschrift Nr. 3261 (philol. 335), unter Beyziehung von Correctionen und Bemerkungen verschiedener Gelehrten älterer und neuerer Zeit, abdrucken lassen. Dieser Wiener Cod. (von H. durch a bezeichnet) stammt übrigens erst aus dem XVI. Jahrh., ist aber höchst wahrscheinlich, wie Hr. H. nachweiset, eine Abschrift aus dem alten Sannazar'schen Codex, welcher neben Ovid's Hal. und anderm auch die Nemesian'schen Cynegetica enthalten hatte. Beygegeben sind (von S. 56 — 62 einschl.) „Versus de aucupio" und „Halieutica a Sertorio Quadrimano inventa," wovon jene aus einem Gedichte Nemesian's de aucupio entnommen, diese der Anfang und ein mittlerer Theil von Ovid. Halieutica seyn sollen, indeß nach Hrn. H.'s Meynung jene wahrscheinlich, diese gewiß untergeschobenes Werk sind.

Zu dem hiemit angezeigten Hauptinhalte des Büchleins kommen endlich als Anhang noch drey Stücke, welche hier zuerst gedruckt erscheinen: Seite 65 f. ein kleines lat. Gedicht (von Hrn. H. Hymnus betitelt), genommen aus dem Wien. Cod. 143 (welcher im XIII. Jahrh. geschrieben worden) nach der Aufschrift im Codex „Versus Platonis ad quendam Tyberianum de greco in latinum translati;" dann S. 67 — 73 ein Tractätlein (nach Hrn. H.'s Vermuthung Bruchstück eines größern Werkes) „de septem miraculis mundi," genommen aus dem Wien. Cod. 16, welcher aus dem IX. oder gar aus dem VIII. Jahrh. stammt; endlich S. 74 — 105 ein Werklein grammatischen Inhalts, nach Hrn. H's. Ueberschrift „de generibus nominum," welches im Wien. Cod. 89 (aus dem IX. Jahrh.) enthalten, am Anfang mangelhaft mit dem Worte canis („Canis generis feminini ut Virgilius et.") beginnt und mit dem Worte Zelus endigt. — Das Ganze beschließen Indices: Vocabula Halieuticor. Ovidii (S. 106 — 111); Vocabula Gratii (S. 111 — 126); Vocabula Nemesiani (S. 127 — 137); index scriptorum (S. 138).

(Schluß folgt.)

Platonis Opera omnia, recensuit et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum etc.

(Schluß.)

Hr. St. hingegen, nachdem er mit Berufung auf neuere Untersuchungen entschieden Buttmanns Ansicht widersprochen, daß jemals in der ältesten Zeit der Dualis dem Pluralis gleichbedeutend gebraucht worden sey, erkennt eine paarweise Zusammenstellung von Philosophen und Dichtern, die freylich deutlicher wäre, wenn Empedokles gar nicht genannt würde; doch brauche man diesen nicht gewaltsam zu entfernen, da durch seine Anwesenheit noch eine besondere Schönheit gewonnen wurde, nämlich eine acerbissima und urbana irrisio (von der Hr. St. nun einmal ein übermäßiger Freund ist), bestehend in der stillschweigenden Andeutung von der vollkommenen Uebereinstimmung des Protagoras mit dem Heraklitus, so daß beyde nur für einen zählten. Abgesehen von der irrisio hat der Gedanke etwas Empfehlendes; nur ist die Schwierigkeit nicht zu übersehen, welche in der Stellung des Verbums liegt, nämlich unmittelbar nach dem *πάντας ἐξῆς οἱ σοφοί*, so daß in diesem selbst sich Platon schon die zweyfache Ordnung gedacht haben muß; also doch die Philosophen und Dichter, was auch der Bezeichnung durch *σοφοί* ganz angemessen ist. Auch sieht es wirklich nicht so aus, wie Schleiermacher meynt, als seyen ihm die Dichter nur erst hinterher noch eingefallen; auch in der Folge werden sie, wo der Gedanke im Ganzen wiederkehrt, nicht übergangen. Was den Imperativ betrifft, so wäre die Wendung an sich nicht zu verwerfen, nur vermißt man ein anderes Verbum, wie *μαρτυρεῖν*: als

Zeugen sollen auftreten. Dagegen paßt es weniger: darüber sollen alle Weisen übereinstimmen, wenn nicht etwa damit ausgedrückt wird: wir behaupten, daß sie übereinstimmen oder lassen sie übereinstimmen.

154 E, scheint uns der Ausdruck: τοὺς λόγους τοῖς λόγοις ἐκρούομεν nicht richtig erklärt, durch rationes rationibus eluderemus. Dieß heißt ἐκκρούειν, welches denn auch Hr. St. mit Heind. gern aus einer Stelle des Protagoras herüber nehmen möchte. Doch ist eben hier der Gedanke anders modificirt als dort, und das Verbum κρούειν ganz angemessen, und zwar nicht in der metaphorischen Bedeutung explorare, sondern in seiner eigentlichen: ferire, schlagen, stoßen, zur Bezeichnung der eristischen Klopffechterey.

Eine schwierige Stelle lesen wir 159 E. Οὐκοῦν ἐγώ τε οὐδὲν ἄλλο ποτὲ γενήσομαι, οὕτως αἰσθανόμενος· τοῦ γὰρ ἄλλου ἄλλη αἴσθησις, καὶ ἀλλοῖον καὶ ἄλλο ποιεῖ τὸν αἰσθανόμενον· οὔτ' ἐκεῖνο τὸ ποιοῦν ἐμὲ, μήποτ' ἄλλῳ συνελθὸν ταὐτὸν γεννῆσαν τοιοῦτον γένηται· ἀπὸ γὰρ ἄλλου ἄλλο γεννῆσαν ἀλλοῖον γενήσεται. Ein eigenes Mißgeschick scheint hier bey unserer Ausgabe im Spiel gewesen zu seyn. Denn während Hr. St. die Nothwendigkeit behauptet, die Vulgata οὐκοῦν in οὔκουν zu verwandeln, steht nicht allein doch im Texte οὐκοῦν, sondern Hr. St. übersetzt auch in seiner Erklärung dieses, und nicht das von ihm für nothwendig erachtete οὔκουν. Denn nec ego-quidquam aliud fiam, ich werde nichts anderes werden, ist eben der Sinn, wenn man οὐκοῦν liest, wie denn auch die ganze Erklärung des Herausgebers sich eigentlich nicht von der hergebrachten entfernt. Diese können wir aber nicht für die richtige ansehen, weil wenn sie auch keinen materiell widerstrebenden Sinn giebt, doch der Gedanke formell nicht richtig hervortritt. Sokr. will nämlich im Sinne des Protagoras zeigen, daß bey jeder Empfindung weder das empfindende Subjekt (ὁ πάσχων) noch das auf dasselbe wirkende Objekt (τὸ ποιοῦν) für sich etwas Bestimmtes sey, sondern daß sie sich erst in ihrer gegenseitigen Beziehung einander bestimmen. Dieß wird nun an Beyspielen erklärt. Dem Sokrates, dem als Gesunder der Wein süß ist, ist er als Krankem bitter. Es ist also in diesem Verhältniß der Sokrates ein anderer und der Wein ein anderer. Dieser Gedanke würde nach der gewöhnlichen Erklärung folgendermassen ausgedrückt: Also werde ich nichts anderes werden, so lange ich so empfinde; denn von einem andern ist eine andere Empfindung, und macht den empfindenden zu einem veränderten und anderen; noch wird jenes, das auf mich einwirkt, wenn es mit einem andern zusammenkommt, das nämliche erzeugend, ein solches werden. Aber die Absicht ist ja nicht zu zeigen, daß das empfindende Subjekt, so lange es diese oder jene Empfindung hat, sich nicht verändert; sondern vielmehr, daß es durch eine andere Empfindung ein anderes wird. Dazu steht nach dieser Erklärung das erste Glied zum zweyten in keinem richtigen Verhältniß; denn indem die beyden Seiten, die subjektive und die objektive, unter einen Gesichtspunct gebracht werden, wird der geforderte Parallelismus nicht erreicht, wenn von dem Subjekt gesagt wird, daß es nicht ein anderes wird, so lange es diese oder jene Empfindung hat und von dem Objekte, daß es ein anderes wird wenn es mit einem andern zusammentrifft. Dieser doppelten Schwierigkeit wird nun allerdings durch οὔκουν abgeholfen, versteht sich, wenn man es wirklich in seiner eigentlichen Bedeutung auffaßt. Dann muß aber auch das οὕτως αἰσθανόμενος anders verstanden werden, als gewöhnlich, nämlich nicht: so lange ich so, d. h. in der nämlichen Weise, empfinde; sondern der Sinn ist jetzt: Nicht also werde einerseits ich nichts anderes werden, wenn ich so empfinde, nämlich, wie eben gesagt worden ist, d. h. wenn ein solcher Empfindungswechsel in mir vorgeht. — Was die folgenden Worte betrifft, so stimmen wir mit Hr. St. überein, daß man nicht mit Bekker nach einigen Handschriften, worunter freylich zwey der besten, καὶ ἄλλον ποιεῖ τὸν αἰσθανόμενον, sondern mit der übrigen und der Vulgata κ. ἄλλο π. τὸν αἰσθ. lesen müssen. (Auch hier ist wieder gegen den Willen des Herausgebers ἄλλον im Texte geblieben.) Die Worte ταὐτὸν γεννῆσαν

scheinen uns nicht richtig von Hrn. St. erklärt: etiamsi idem gignat (eodem sensu aliud quid afficiat); vielmehr muß man die Negation auch auf diese Worte beziehen, weil ja nach der vorgetragenen Lehre ein Objekt in seiner Wirkung auf einen andern Gegenstand gar nicht die nämliche Empfindung hervorbringt.

161 A. φιλολόγος (so accentuirt Hr. St.) γ' εἰ ἀτεχνῶς καὶ χρηστός, ὦ Θεόδωρε, ὅτι με οἴει λόγων τινὰ εἶναι θύλακον καὶ ῥᾳδίως ἐξελόντα ἐρεῖν, ὡς οὐκ αὖ ἔχει οὕτω ταῦτα. Hier hält Hr. St. für nothwendig, nach eigener Vermuthung eine Verbesserung zu machen. Denn es sey eine höchst absurde Vorstellung, daß der Sack selbst aus dem Sacke herausnehme was er brauche. „Quod vitium ut totum removeatur, pro ὅτι με οἴει quantocius repone ὅτι μοι οἴει." Nicht doch! Hier nimmt es Hr. St. gewiß genauer als es dem Tone der ganzen Stelle angemessen ist. Denn indem Sokr. im Scherze zu Theod. sagt: du hältst mich gewiß für einen — Sack von Reden — befürchtet er nicht, daß dieser, dem er leibhaft vor Augen saß, es so ernst mit der Sack-Natur nehmen würde, daß er alle andern menschlichen Organe von ihm wegdächte.

Id. B. ὅσον λόγον παρ' ἑτέρου σοφοῦ λαβεῖν καὶ ἀποδέξασθαι μετρίως ist λόγον ἀποδέχεσθαι nicht richtig erklärt: tractandum suscipere, sondern unterscheidet sich von λόγον λαβεῖν dadurch, daß dieses bedeutet: zum Reden veranlassen und jenes: das Gesagte auffassen und beurtheilen.

162 D. glaubt Hr. St. in den Worten: οὓς ἐγὼ ἔκ τε τοῦ λέγειν καὶ τοῦ γράφειν περὶ αὐτῶν, ὡς εἰσὶν ἢ ὡς οὐκ εἰσίν, ἐξαιρῶ ein foedum glossema zu entdecken. Streng grammatisch läßt sich die Construction allerdings nicht rechtfertigen, würde aber ganz einfach, wenn die Worte fehlten, die Hr. St. für einen Zusatz des bekannten kritischen sciolus hält. Aber ist wirklich kein Grund vorhanden, diese Worte doch für ächt anzusehen? Mir scheint, die Stelle ist eben jenen Strukturen beyzuzählen, in denen vor der sachlichen Genauigkeit die sprachliche etwas zurücktritt. Es läßt sich kaum annehmen, das Protagoras wirklich die Götter ganz aus dem Reden und Schreiben verbannt wissen wollte, was er selbst gewiß nicht beobachtet hätte, wie sich schon aus dem μῦθος in dem Plat. Gespräche, das von ihm den Namen trägt, schließen läßt; sondern er wollte nur über ihre Existenz nichts behauptet und darauf begründet haben, diese genauere Bestimmung ließ sich bey dem gewählten Ausdrucke nicht mehr anders anbringen, als in Form eines beschränkenden Zusatzes, der zwar die grammatische Construction etwas stört, aber doch für den freyern Ton des Gesprächs nicht unnatürlich ist. Möglichst wörtlich übersetzt: die ich davon ausnehme, daß man von ihnen sage und schreibe, daß sie sind oder daß sie nicht sind. Die Bemerkung, die Hr. St. S. 147 im Allgemeinen macht, ist sehr richtig und ganz auf diese Stelle anwendbar.

172 B. wird mit Recht zu den Worten: ὧδέ πως τὴν σοφίαν ἄγουσι Heindorfs Erklärung verworfen, daß ἄγειν in der Bedeutung von aestimare stehe. Hr. St. führt es auf die Bedeutung von regere, moderari zurück, wie in ἄγειν τὴν νῆα, ἀ. τὴν πόλιν. Wir würden es lieber mit den Ausdrücken σχολὴν-εἰρήνην-ἡσυχίαν ἄγειν vergleichen, wo es das Haben und Ausüben zugleich bezeichnet, entsprechend einem Verbalbegriff, der sich zu σοφία verhielte wie φιλοσοφεῖν zu φιλοσοφία.

Wir brechen hier ab, um dieser Anzeige keine zu große Ausdehnung zu geben. Was die Leistungen der Verlagshandlung betrifft, so ist der Druck sehr gut, aber unangenehm die Ungleichheit des Papiers, nicht nur in verschiedenen Bänden, sondern in ein und demselben Bande. In der Correctur ist nicht die gehörige Sorgfalt zu erkennen.

Cron.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nr. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Ovidii Halieutica, Gratii et Nemesiani Cynegetica etc.

(Schluß.)

Wenn nun gleich auch die drey zuletzt genannten hier zum ersten Male gedruckten Zugaben nicht ohne Werth und Nutzen sind, wie denn z. B. die kleine Abhandlung de septem miraculis mundi (nicht die sonst sogenannten 7 Weltwunder, sondern: Fluth und Ebbe, Samenkorn und Baumfrüchte, Phönix u. s. w.) nach Hr. H.'s Bemerkung ein neues Zeugniß dafür liefert, daß das Gedicht Phönix von Lactantius stamme, ferner statt der zeitherigen Muthmaßungen entschieden zeigt, „Hilarii Arelatensis versus fontis ardentis quale habuerint argumentum," endlich eine bis jetzt unbekannt gewesene (dem Büchlein auch in lithographirter Nachbildung beygegebene) kleine Stelle des T. Livius über die vier größten Berge Siciliens, darunter den feuerspeyenden Aetna, darbietet: so wollen doch wir mit unserm Urtheile über Hrn. H.'s Arbeit uns auf den Hauptinhalt des Buches, namentlich auf das Bruchstück von Ovidius Halieutica und auf Gratius Cynegetica beschränken.

Ausgaben dieser Art könnten nach unserm Dafürhalten auf zweyerley Weise eingerichtet werden, je nachdem sie bloß für Philologen, oder auch für einen größern Kreis von Lesern, welche nicht Philologen sind, bestimmt seyn sollen. Im ersten Falle sollte (meynen wir), um den Männern vom Fache ein so nah als möglich treues, vollständiges Bild von der Beschaffenheit des Textes in der Urschrift oder in den Urschriften, welche als einzige oder doch als Hauptquellen desselben zu betrachten sind, vor Augen zu stellen, als Text selbst der ganze, reine Inhalt der Hauptquelle, zunächst unter ihm die Abweichungen der zweyten u. s. w. Quelle gegeben werden; davon geschieden mag dann der Herausgeber in untergelegten Anmerkungen alles dasjenige aufführen, was nach seinem Urtheile, sey es schon von frühern Bearbeitern oder erst jetzt von ihm gefunden worden, statt des Altüberlieferten zur Aufnahme in den Text, wenn er les- und genießbar werden soll, empfohlen zu werden verdient. Im andern Falle sollte umgekehrt der Herausgeber darnach streben, durch Combination des Altüberlieferten und fremder oder eigener Correctionsversuche einen nach seinem Urtheile, so weit es nur immer möglich ist, ohne Anstoß lesbaren Text zu Stande zu bringen und diesen als Hauptsache obenan zu stellen, die gesammten Abweichungen der Urkunden aber für den Philologen in leicht übersehbarer Ordnung unter jenem Texte aufzuführen.

Dürfen wir Hrn. H.'s Arbeit nach dieser Ansicht beurtheilen, so müssen wir erklären, daß er seine Ausgabe der Halieutica ꝛc. nicht so bearbeitet hat, wie wir es wünschten; denn wir finden bey ihm im Texte bald die Lesart des einen, bald die des andern Codex, bald unvollständige oder sonst schlechthin unverständliche Worte der Codd., bald Mischung urkundlicher Worte und theilweiser Correctionen u. s. w. so daß nicht-philologische Leser keinen durchaus lesbaren Text erhalten, Philologen aber keine leichte Uebersicht der urkundlichen Ueberlieferungen aus seiner Ausgabe gewinnen können, sondern das, was sie hauptsächlich wünschen und verlangen, nicht ohne Mühe aus Text und Noten sich selbst erst zusammen zu suchen und zum-

Behufe eigner Beurtheilung und Bearbeitung wohl eigens zusammen zu stellen genöthiget sind.

Als Belege hiefür mögen etliche Stellen, nach ihrer Beschaffenheit in Hrn. H.'s Ausgabe dargelegt, hinreichen. Zum Beyspiele in Ovid's Halieutica lesen wir im Texte bey H.

V. 10 f. Sin
Decidit adsumptamque dolo tandem pavet
escam.

In den Noten dazu: „10. Sin ut initium mutili versus in ipso carmine ponit A, SIN inter versus 9 et 11 in margine addit B.“ — „11. adsumptaque dolo A. adsumpta quedola B. escan A.“ Für den Philologen würden wir unverändert in den Text gesetzt haben, was Cod. A. darbietet; die Abweichungen B daneben oder darunter; für den nicht-philologischen Leser dagegen würden wir den ersten Vers (wenigstens dem Sinne nach) ergänzt, und den zweyten nach Anleitung der handschriftl. Ueberlieferung mit jenem in Uebereinstimmung zu bringen gesucht haben. So wie der Text bey H. liegt, taugt er für keine der beyden Klassen von Lesern; zumal ist gar nicht abzusehen, wozu bey einer so verstümmelten Anführung der 2 Verse die vermeyntliche Correction adsumptam (statt adsumpta der Codd.) und escam (statt escan) dienen soll, da doch denkbar ist, daß bey wohlbedachter Behandlung der ganzen Stelle adsumpta und escan der Wahrheit näher liegend befunden werden könnten als jenes adsumptam escam.

V. 17 f. Aversi caudam morsu tenet atque lita
Liber servato quem texit cive resultat.

Der erste Vers nach A; im andern die 2 ersten und die 2 letzten Worte nach Correctionen von Heinsius und Blitius: das Ganze — entstellt für den Philologen, unverständlich für andere Leser.

V. 43 ff. Nec proprias vires nescit murena nocendi
Auxilique sui, morsu nec cominus acri
Deficit aut animos ponit captiva minacis.

In V. 44 (um nur dieß zu erwähnen) geben die Cod. A. B. auxilioque sui etc.; Hr. H. hat es durch vermeyntliche Correction in auxiliique etc. verwandelt und dadurch die Stelle mehr verdorben als verbessert, auf jeden Fall dem Philologen keinen Gefallen erwiesen, für den Nicht-Philologen nichts genießbares zu Stande gebracht.

Soviel im allgemeinen über die Einrichtung des Buches. Was die Behandlung einzelner in den Urschriften mangel- und fehlerhaft erhaltener und von den frühern Bearbeitern noch nicht auf befriedigende Weise corrigirter Verse und Stellen anlangt, so wollen wir zwar keineswegs verkennen, daß Hr. H. hierin manchmal seine Vorgänger übertroffen habe, doch können wir nicht umhin unser Urtheil im Ganzen dahin abzugeben, daß der Hr. Herausgeber größeren Theils entweder fremden Vorschlägen unverdienten Beyfall geschenkt, oder selbst unter der Firma „Correxi“ Dinge, die man nicht kann gelten lassen, einzuführen versucht, oder endlich Worte und Stellen, die erweislich verdorben sind, unangetastet auf sich habe beruhen lassen. Zur Rechtfertigung dieses Urtheils wollen wir aus einer namhaften Anzahl von Stellen, die wir uns angemerkt haben, nach den uns in diesen Blättern gesetzten Schranken, nur einige wenige, diese jedoch so anführen und besprechen, daß unser Urtheil als nicht ganz unbegründet erscheinen soll.

So z. B. wenn wir zu den oben citirten Versen aus Ovid's Hal. (V. 10 ff.) etwa die Stelle in Plin. Naturgeschichte XXXII. 2 (5) vergleichen „(Ovidius prodidit,) scarum inclusum nassis non fronte erumpere nec infestis viminibus caput inserere, sed etc.,“ so ist erstens daraus mit Entschiedenheit zu entnehmen, daß der mangelhaft erhaltene Vers 10 zu dem Sinne zu ergänzen sey: „sic et scarus, si in nassam a piscatore arte sub undis positam decidit, non audet etc.;“ zweytens ist leicht einzusehen, daß in Vers 11 nicht „(si scarus) escam adsumptam tandem dolo pavet,“ und noch weniger „si scar. escam dolo adsumptam tandem pavet“ füglich und verständlich construirt werden könne, daß somit Ovidius den Vers gewiß nicht so, wie ihn H. giebt, geschrieben habe. Anderseits findet man bey einigem Nachdenken leicht, daß der Fisch, in die Reuse gerathen, vor allem andern (natura duce) sich damit beschäftigt den darin befindlichen Köder zu verzehren, dann erst, wenn er nach verzehrtem Mahle wieder weiter ziehen will sich aber eingeschlossen sieht, zu bangen anfängt, wie er etwa der ihm, wie er nun merkt, bereiteten Falle wieder entkommen möge. Und aus dem allen wird

man schließen, daß der Dichter im 11. Verse seines Gedichtes eben nichts anderes als dieses naturgemäße Verhalten des Fisches habe beschreiben wollen, und endlich die oben citirten Andeutungen der wie immer verdorbenen Worte des Hauptcodex hinzu genommen, wird man auf die gewiß höchst wahrscheinliche Vermuthung getrieben werden, daß der Dichter geschrieben habe:

V. 9. — sic et scarus, arte sub undis
Si in (nassae insidias a piscatore locatas) *)
Decidit absumptaque dolos tandem pavet esca,
Non audet radiis obnixa occurrere fronte,
Aversus crebro vimen sed verbere caudae
Laxans subsequitur, etc.

Weitere Ausführung müssen wir unsern Lesern überlassen.

So wiederum bey Vers 43 ff., welche wir ebenfalls schon oben angeführt haben, können wir nicht begreifen, was die Worte heißen sollen „nec murena proprias nocendi auxiliique sui vires nescit“ (denn so müßte man nach Hrn. H.'s Correction construiren); eben so wenig vermögen wir einzusehen, welcher Sinn in den Worten „morsu nec cominus acri deficit (murena) aut animos ponit captiva minacis“ lateinisch ausgedrückt enthalten seyn soll. Wir glauben, um unsere Meynung kurz anzugeben, wieder unter Vergleichung der Worte bey Plinius a. a. O. „Muraenae amplius devorant quam hamum: admordent dentibus lineas atque ita evadunt,“**) daß Ovidius, wie selbst die corrupten Worte der Codd. gewissermaßen noch Zeugniß dafür geben, geschrieben habe:

V. 43. Nec proprias vires nescit murena nocendi,
Auxilioque sui morsus nec cornibus hami
Deficit aut animos ponit captiva minacis.

*) Daß die eingeklammerten Worte nur als Nothbehelf ohne allen Anspruch auf Abstammung von Ovidius vom Ref. eingesetzt worden sind, wird jeder Leser von selbst anzunehmen wissen.

**) So muß (im Vorbeygehen gesagt) bey Plin. statt admovent und erodunt gelesen werden.

V. 27 ff. setzt Hr. H. für das von den Codd. dargebotene connextat (A) oder connexat (B) das von ihm vermuthete convexa (nach der von ihm durchgehends beobachteten Schreibweise conuexa), wiewohl als eine, wie er selbst sagt, bedenkliche Conjectur, in den Text, nachdem er in der Vorrede (pag. XVII. extr. bis pag. XX. med.) sich ausführlich darüber erklärt und darzuthun versucht hat, daß convexus, seinem Ursprunge nach auf das Verbum convehere zurück zu führen, ungefähr so viel sey als das Participium convectus. Ohne auf die Frage, ob diese Ableitung des Wortes richtig sey oder nicht, eingehen zu wollen, erklären wir bloß, daß convexa in unserer Stelle bey Ovidius, selbst wenn man es nach des Herausgebers Deutung nimmt, nicht helfe, und daß wir uns nicht genug wundern können, wie Hr. H., nachdem er selbst (Vorr. pag. XVIII.) das Wort connixa als dem corrupten Worte der Codd. nahe kommend anerkannt und darüber geäußert hat „aptum esset, si diceret poeta per laxata foramina,“ nicht vollends zu der ganz nahe liegenden Erkenntniß gekommen ist, daß das Verderbniß in dem Worte laxata liege, connixa dagegen ganz gut und nothwendig sey, und daß die Verse ursprünglich ohne allen Zweifel so gelautet haben:

V. 27. Et murena ferox, teretis sibi conscia tergi,
Ad laxanda magis connixa foramina retis
Tandem per multos evadit lubrica flexus.

Plin. a. a. O. schreibt: „(Ovidius prodidit,) muraenam maculas adpetere ipsas, consciam teretis ac lubrici tergi, tum multiplici flexu laxare donec evadat (i. e. tum ad magis magisque laxandas maculas conniti, donec evadat).“ Man denke statt laxanda geschrieben laxãda, und man wird begreifen, wie natürlich dieß unter der Hand eines Abschreibers in laxata übergegangen sey.

Um endlich auch aus Gratius Cynegetica ein Paar Beyspiele als Belegstellen für unser Urtheil anzuführen, sagen wir, daß Hr. H. in Vers 13 ff. nach solvere noxa (V. 15) einen Schlußpunct setzt, dann V. 16 ff. im Texte schreibt:

V. 16. Adscivere tuo comites sub numine divae
Mentem omnes nemorum, mentem de fontibus omnes
Naides et Latii etc.

mit Anführung anderer und insbesondere folgender Varianten unter dem Texte: „16. ad scis veretuo B.“ 17. „Mentem ego (Haupt): centem A... v
et pr. B, centem rc. B. nemorum, mentem s
ego .... nementes A, Nemor sumentes B.“ — Daß diese Worte der Codd. entstellt und sinnlos sind, ist klar; aber was soll die von Hr. H. geänderte Interpunction und das von ihm wiederholt eingesetzte mentem (statt centem, centum oder entes; denn darauf laufen am Ende die Abweichungen der 2 Handschriften hinaus)? Geben denn die von ihm in den Text gesetzten Worte überhaupt einen, und insbesondere einen zu Vorausgehendem und zu Nachfolgendem passenden Sinn? Wir wären begierig zu vernehmen, wie Hr. H. nöthigen Falles sich darüber erklären und rechtfertigen wollte. — Unsers Erachtens enthielten die Verse 13 — 24 bey Gratius, ähnlich wie bey Virgil. in Georgg. I. die Verse 1 — 23 oder in II. die Verse 1 — 8, die bey Gedichten solcher Art übliche Invocatio deorum nebst Inhalts-Andeutung des beginnenden Gedichtes; der Dichter mag ungefähr so geschrieben haben:

V. 13. Tu trepidam bello vitam, Diana, ferino
— — — — — dignata repertis
V. 15. Protegere auxiliis orbemque hac solvere noxa,
Adsis, atque tuo comites cum numine divae
Centum adsint nemorum, centum de fontibus adsint
Naïdes — — — — —
V. 23. Carmine et arma dabo venanti et persequar artes
Armorum etc.

Vers 316 schreibt Hr. H. im Texte (Apostrophe an das Königreich Lydien):

Atqui dives eras fluminis aurea venis.

Wozu dieser mangelhafte Vers so getreu nach dem Codex? Warum nicht auch hier, wie doch anderwärts häufig geschehen ist, eine Correction, z. B. die in der Note angeführte der Ed. Veneta „fluvialibus“ (statt fluminis), oder eine eigene in den Text aufgenommen? Wäre es nicht ganz nahe gelegen gewesen, den Vers etwa so zu vervollständigen:

Atqui dives eras et fluminis aurea venis?

Vers 329 wird wieder unvollständig im Texte gegeben:

(Idcirco catulis — — — unus — — — magister)
Additur: ille dapes poenamque operamque
Temperet, etc.

in der Note dazu wird gesagt: „ministrans in fine versus addit c.“ War nichts besseres zu finden, wenn doch einmal nicht bloß der Text des Codex getreulich wieder gegeben, sondern auch der Berichtigung desselben wenigstens vorgearbeitet werden sollte?

Vers 341 wird in den Text gesetzt:

Ima Toletano praecingant illia cultro.

in der Note gesagt: „fortasse Toletani — cultri I. illia A.“ Hätte Hr. H. lieber illia im Texte gelassen und seinen Correctionsversuch ganz in die Note verwiesen (oder umgekehrt); denn der Ueberblick des ganzens Verses in seiner Verdorbenheit

Ima Toletano praecingant illia cultro

konnte leicht jemanden auf den vielleicht nicht verwerflichen Gedanken führen illia für das verschriebene seilia zu nehmen und dann den verdorbenen Vers so herzustellen:

Ima Toletano praecingant se ilia cultro.

Doch da uns hier eine weitläufigere Besprechung der Sache nicht vergönnt ist, schließen wir unsere Anzeige mit der Erklärung, daß Hr. H.'s Ausgabe der Halieutica etc. (wenn sie auch durch ihre Einrichtung den Wünschen manches Lesers nicht ganz entsprechen und für die Textberichtigung weniger, als man von dem Herausgeber erwartete, leisten sollte,) ein höchst verdienstliches Werk und, als erste zuverlässige allgemein zugängige Quelle des Textes, ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Philologen sey, welcher sich mit weiterer Bearbeitung der darin enthaltenen Gedichte zu beschäftigen gedenke. J. F.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Characterismi principum philosophorum veterum, Socratis, Platonis, Aristotelis. Ad criticam philosophandi rationem commendandam scripsit Ph. Guil. Van Heusde Amstelodami 1839. 8. 260 S.

Der würdige und hochverdiente Verf. dieses Werkes ist im Laufe des Sommers vorigen Jahres in Genf von hinnen geschieden, wie die Zeitungen damals berichteten; er hatte die Reise zur Herstellung seiner Gesundheit unternommen, sah aber sein Vaterland nicht wieder, in welchem er überaus erfolgreich gelehrt und gewirkt hat, und gewiß, multis ille bonis flebilis occidit, nicht allein seiner Schüler, sondern auch seiner zahlreichen Freunde im In- und Auslande. Er hat in schwierigen Zeiten den Ruhm der alten holländischen Schule aufrecht erhalten, und sie sogar neu belebt, indem er mit jener alten Manier, in der Wyttenbach vielleicht der letzte gewesen ist, diejenige Richtung verband, welche die Philologie in Deutschland durch Heyer, Wolf, Schleiermacher u. m. a. erhalten hatte. In dieser Richtung war es vornehmlich die Philosophie der Alten, die ihn dauernd an sich zog, und wofür er Unsterbliches geleistet hat, weniger durch vermeyntliche Tiefe der Forschung, als durch die Eleganz seines Styles und die theilnehmende ernste und reine Gesinnung, die in allen seinen Leistungen waltet. Mit geziemender Pietät nehmen wir daher diese letzte Frucht seiner Untersuchungen und seines Nachdenkens zur Hand; in ihr tritt uns sein ganzes Streben und Wirken, auf Erhellung des Geistes und Reinigung des Herzens gerichtet, erquicklich und lebendig entgegen, zumal in dem Bilde, das er von Sokrates entwirft, demjenigen der drey auf dem Titel genannten Philosophen, von dem noch heute gilt, was Maximus Tyrius am Anfang der 9ten Rede sagt: *Σωκράτην τὸν μηδὲ τῷ Ἀπόλλωνι παρασχόντα ἀμαθίας αἰτίαν, —— οὔπω καὶ νῦν πεπαῦσθαι συκοφαντούμενον καὶ εὐθυνόμενον, ἀλλὰ πικροτέρους αὐτῷ εἶναι τοὺς ἐπιγιγνομένους ἀεὶ καὶ τοὺς συκοφάντας Ἀνύτου καὶ Μελίτου, καὶ τοὺς δικαστὰς Ἀθηναίων τῶν τότε.* Begreiflicherweise gehet hier die Absicht des Vers., der die neuesten Verhandlungen nicht nur seiner Landsleute, sondern auch der Engländer, Franzosen und Deutschen kennt und S. 4 anführt, mehr auf eine gerechte und kritische Würdigung des Charakters des Sokrates, als auf Herausstellung der ihm eigenthümlichen Lehrsätze; er betrachtet ihn daher zuvörderst nach den Aussagen der Zeitgenossen über ihn, des Aristophanes, Xenophon u. Plato S. 8 fgg., sodann S. 14 fgg. bringt er einige Urtheile der Nachwelt, namentlich des Cicero über ihn bey. Um den Widerstreit der Zeitgenossen auszugleichen, bemerkt er S. 19., Xenophon und Plato schildern uns den Sokrates, wie sie ihn kennen gelernt hatten, in der Zeit seines Greisenalters; Aristophanem vero spectasse eum ac judicasse, qualis et juvenis fuerat olim, et vigente tunc erat, necdum matura ad philosophandum aetate, denn die Wolken seyen 24 Jahre vor dem Tode des Sokr. aufgeführt. Er schärft S. 24 ein, daß große Männer und zumal Philosophen erst spät und lange nachdem sie zum reifen Alter gelangt sind, endlich zur vollen Reife des Geistes und der wissenschaftlichen Bildung kommen. — Wiewohl dieser Grundsatz so wie er hier axiomatisch aufgestellt ist, mancher näheren Einschränkung und Zurechtweisung bedürfen möchte, so werden ihn die meisten Leser doch gerne in so weit einräumen, als hier von ihm Ge-

brauch gemacht ist, nämlich, daß Sokrates die von ihm gefundene oder doch vervollkommnete Methode der Induction nicht von Anfang an immer gleich geschickt, und zumal in Verbindung mit seiner gerühmten Ironie, nicht immer ohne einigen Mißbrauch angewandt habe; darauf deutet Hr. van Heusde, was Cicero (de N. D. I. 34 daf. die Ausl.) berichtet, daß der Epikureer Zeno aus Sidon ihn scurram atticum nannte; darauf auch, was Menon in dem Gespräch gleichen Namens S. 80 ihm vorwirft, daß er selber in Verwirrung (ἀπορία) sey und auch Andere in Verwirrung bringe; daß er wohl daran thue, nicht außer Landes zu gehen; denn da würde man ihn vielleicht als Zauberer abführen; und im Theätet S. 151 C. gestehet Sokrates selbst, daß viele, statt ihm für seine berühmte Hebammenkunst Dank zu wissen, wenn er sie von einem Wechselbalg entbunden, ihn ordentlich lieber gebissen hätten. Auch das bekannte Geschichtchen, wie der Physiognomiker Zopyrus das Naturell nach des Sokrates eigenem Geständniß richtig gedeutet, (Cic. Tusc. IV. 37,) nur daß er nicht sah, wie der athenische Weise die angebornen Gebrechen seiner Sinnlichkeit durch die Macht des sittlichen Willens entfernt und sich unterworfen hatte; in dieser Hinsicht verdient die zwar muthwillige aber geistvolle Charakteristik, welche Alcibiades im Gastmal von seinem geliebten Lehrer macht, S. 218 fgg., besonders beachtet zu werden; der Verf. hat sie mit Recht seinem Characterismus Socratis S. 54 — 64 zu Grunde gelegt und vortrefflich auseinandergesetzt. Selbstbeherrschung — αὐτοκρατεία — war der Grundzug in seinem Charakter und strenge Gewissenhaftigkeit, wie er als Epistates bewiesen, als das Volk die neun bey den Arginusischen Inseln siegreichen Feldherren zum Tode verurtheilen wollte, weil sie die Leichen der im Treffen gebliebenen nicht aus dem Meer aufgefischt und auf dem Lande zur Erde bestattet hätten. Dürftig wie unsere Nachrichten über das Leben aller alten Philosophen, so auch des Sokrates, sind, hat der Verf. keine sicher beglaubigte übergangen, die dazu dient, seinen Charakter wie er von Natur war, und was er durch ernste Zucht geworden, ins rechte Licht zu stellen. Wenn daher gleich dasjenige, was hier S. 44 — 54 über den Werth und die Bedeutung des Sokrates in der Geschichte der Philosophie gesagt wird, dem nicht gleich kommt, was über diesen Punct deutsche Gelehrte, namentlich Schleiermacher und Brandis scharf und bestimmt hervorgehoben haben: so ist dafür der sittliche und gottesfürchtige Charakter desselben, und sein Einfluß auf die Moralsysteme der Griechen in den nächsten Jahrhunderten desto schöner und anziehender vor Augen gestellt, und zwar so, daß man nicht umhin kann, auch den Charakterschilderer selbst liebzugewinnen.

Eine interessante Zugabe und Fortsetzung der Zeichnung des Sokrates sind die Quaestiones Aristophaneae S. 65 flg.; die erste Frage: quo spectant maxime Aristophanis nubes? beantwortet der Verf. dahin:

> „Salutem populi sui in primis spectavit Aristophanes, quum Nubes eleret. Nam eo valebat in primis Comici consilium, ut cum causam turbatur aviue religionis, tum palam faceret omnibus, quo prava adduceret juvenum disciplina, illa praesertim, qua et deos contemnere et injuste vivere atque agere discerent."

Hiebey schlägt aber Hr. van Heusde den Ruhm des politischen Komikers ohne Zweifel zu hoch an, wenn er der Rodomantade desselben in den Acharnern V. 648 Glauben schenkt, daß selbst der Perserkönig die spartanischen Gesandten ausgeforscht habe:

> ἠρώτησε πρῶτα μὲν αὐτοὺς, πότεροι ταῖς
> ναυσὶ κρατοῦσι
> εἶτα δὲ τοῦτον τὸν ποιητὴν, ποτέρους εἴποι κακὰ πολλά. etc.

Der Poet spielt auch gegen sich selber den Schalk.

Die zweyte Frage: warum der Dichter gerade den Sokrates, und nicht lieber einen andern Sophisten durchgezogen habe? will der Verf. damit beantworten, daß der Grund eben in der Lehre des Sokrates gelegen. Wenn Aristophanes und andere Komiker und schon ältere Dichter seit Homer mit den Göttern des Volksglaubens unziemlichen Scherz trieben, so sey dieß eben altes Herkommen, und darum unanstößig gewesen für den

gemeinen Aberglauben. Dagegen suchte Sokrates den Götterglauben von unangemessenen, ja der Hoheit der Götter zuwiderlaufenden Vorstellungen und Mythen zu reinigen, und machte Ernst, die Heiligkeit derselben so eindringlich und so nahe zu bringen, daß diese neue Ansicht, wenn sie durchdrang, allerdings den Staat auf andere Fundamente gründete, viele Privatleute und Staatsmänner Athens und des übrigen Griechenlandes in ihrem bisherigen Leben und gewohnten Treiben störte, indem hienach das Gewissen erregt wurde. Die andern Sophisten sprachen wohl, wie mans haben wollte, mit gleicher Stärke für und gegen die Gerechtigkeit und jede andere Tugend; aber es blieb eben bey den Reden und dem herkömmlichen Lauf; es war damit kein rechter Ernst, oder nur eben für das Herkommen in pejorem partem. Sie hielten lange zusammenhängende Reden mit tönenden Phrasen, vor denen auf das Gift nicht geachtet wurde. Sokrates dagegen hielt nicht lange in einem Zug fortlaufende Vorträge (οὐ μακρολογεῖ), sondern stellte kurze Fragen und drang zur Seele des Unterredners; und dieser von der Andringlichkeit (δεινότης) des Sokrates in seinem gewohnten und behaglichen Seyn gestört, biß dann leicht um sich, und griff zu dem nahe liegenden und allerdings scheinbaren Vorwurf, daß Sokrates Neuerungen unternehme (καινοτομεῖν) d. h. die Tyrannis begünstige; — und allerdings waren alle Sokratiker, die nächsten Schüler, wie die entfernteren im Kynosarges, in der Stoa, im Lyceum u. s. w. Feinde der Demokratie, Freunde des Königthums, und selbst der Tyrannis. Eben diese Beschuldigung sprach der ältere Cato gegen die griechischen Philosophen, die 158 vor Chr. als Gesandte Athens in Rom Vorträge hielten, und gegen Sokrates namentlich aus, s. Plutarch Kap. 22. 23. im Leben des älteren Cato. Die Bühnendichter Athens aber, insbesondere die der alten Komödie hielten es für ihren Beruf, Stadt und Volk vor jeder Art Neuerungen der Art und vor irgend woher drohender Gefahr der Tyrannis zu warnen und zu wahren. Darum habe Aristophanes vor allen andern Sophisten jener Zeit, den Sokrates auserlesen; das Stück, die Wolken aber mußte den Athenienser wohl gefallen, theils weil sie den Zweck und die Absicht des Weisen nicht einsahen, alle aber ihn nach manchen auffallenden Eigenheiten kannten als z. B., daß er immer unbeschuht ging u. m. a. Die bisherigen Erörterungen leiten den Verf. zu der Frage: Quatenus dici Aristophanes Socratis et Platonis prodromus potest? — Aristophanes der Vorläufer des Sokrates! — Diese Zusammenstellung überrascht sie läßt sich jedoch rechtfertigen; uterque prodesse naviter populo suo studebat S. 75, und zwar durch Empfehlung strengerer Zucht, als in jenen Tagen herrschte, s. in den Wolken V. 900 flg. den Wettstreit des δίκαιος und ἄδικος λόγος, und durch Dringen auf Gottesfurcht, — ὅπως ἂν εἰδῇ τοὺς θεοὺς δεδοικέναι Nub. v. 1461 flg.; beyde sprachen zum Volke mit Freymuth, ohne Trug und Schmeicheley, und den Δῆμος führt Aristophanes in den Rittern griesgrämlicher und verächtlicher auf, als ihn jemals ein Philosoph oder Geschichtschreiber geschmähet hat u. s. w. Praecessit ita Socratem et Platonem Aristophanes S. 76. Gleichwohl aber liegt zwischen beyden eine große Kluft, wie zwischen Sonnen Niedergang und Sonnen Aufgang, zwischen alter Zeit und anbrechender neuer Zeit, wie zwischen Scherz und Ernst, zwischen Witz und Vernunft. Der ehrwürdige Verf. fasset die Differenz zwischen beyden in den Worten zusammen S. 78: Civitatis unice caussam Aristophanes spectabat, humanitatis vero insuper, et maxime quidem Socrates. Id nobis praecipue attendendum, si non solum, quatenus hos philosophos praecesserit comicus, sed etiam qua in re hi illum anteverterint ac superaverint, velimus inquirere. Aristophanes erkannte nicht, qualis quantusque vir esset Socrates, qualem hic esset in generis humani usum philosophiam conditurus; Sokrates selber scheint es kaum geahndet zu haben.

Zunächst aber konnte des Sokrates Bestreben, gereinigtere Begriffe von den Göttern einzuführen, manche seiner jüngern Freunde leicht zur Geringschätzung und Verachtung des Göttercultus und ihres Bilderdienstes verleiten (wie der Umsturz der Hermen beweiset, wenn er mit Grund dem Alcibiades — und nur Anhängern des Sokrates Schuld gegeben werden könnte), wiewohl Sokrates selbst offenkundig nicht nur die Tempel besuchte und opferte,

sondern diese Pflichten auch seinen Jüngern einschärfte, ja sie an das Orakel in Delphi schickte, um sich bey ihren Unternehmungen des Rathes und Willens der Götter zu versichern u. s. w. Anstößig und staatsgefährlich mochte der athenienſische Weise dem Dichter auch dadurch erscheinen, daß er generosae stirpis adolescentes a re publica averteret, — nämlich bis sie erst sich selbst kennen gelernt, und die zur Führung der Staatsgeschäfte nöthigen Kenntnisse erworben und gründliche Einsichten gewonnen hätten. Noch mehr aber dadurch, daß er mit seinem ganzen Anhang zur Aristokratie und zur Monarchie hinzuneigen schien, was in Athen so viel galt als zur Tyrannis. Daher kam es, daß Sokrates in seiner Vaterstadt kurzsichtigerweise gänzlich verkannt wurde; er Philosophiae apud Athenienses et religionis vates. Als solcher wird Sokrates S. 81 — 87 betrachtet; Rec. hofft dem Leser ein Vergnügen zu machen, wenn er den Schluß davon mittheilt S. 86 flg.

„Nec vero hos (die Lehrer und Beförderer der ächten Erziehungs- und Regierungskunst) praecessit solummodo, sed illorum pariter habendus prodromus videtur, qui aliquot post ipsum saeculis, verissimam hominibus, i. e. christianam tradiderunt religionem. Nam fuit ille reapse cum religionis novae, tum novae ad instituendam juventutem philosophiae, quam Plato post eum explicuit et fundavit, vates et vindex, idemque ad utramque inducendam veluti viam stravit. Fecit autem illud non repudiando, qui aderat, Deorum cultu: ipse, Xenophonte teste, pariter ac ceteri homines Attici, sacris intererat omnibus. Nec vero novis ferendis legibus, nova instituendae reipublicae formâ: quantâ fuerit legum, quae extarent, reverentiâ atque observantiâ, Platonis Crito probat; sed fecit, illa cum docenda tum tuenda philosophia, quae Graecis itemque Romanis deinceps instar fuit et religionis melioris et optimae ad excolendos homines disciplinae. Abest, fateor, multum, ut sic meruisse Socrates de humano genere dici possit, ut meruerunt post eum verissimae religionis nuncii ac propagatores: civibus consulebat suis, non extraneis: ingenuis non servis: Graecis, non barbaris: nec nisi cultioribus viris ejus philosophia profuit. Verum tamen, quo facilius religio, quae, utpote optima ipsa purissimaque, ita optimam et purissimam continebat morum disciplinam, per universum terrarum orbem propagaretur, quoque uberiores ad humanitatem fructus proferret, huc valuit, huc inquam, inprimis, quam ille prodidit, philosophia.“

So viel von Sokrates, der hauptsächlich durch seinen Charakter und die Anregung, die er theils im Betreff der Methode, andrerseits aber im Betreff des Gegenstandes gegeben hat, in der Geschichte und der Philosophie fortlebt. Es erhellet aus dem obigen deutlich, wie unparteyisch und unbefangen der Verf. auch die ihm ehrwürdigste Persönlichkeit so auffaßt, daß auch die Gegner und Widersacher derselben ihre gute Rechtfertigung oder doch Entschuldigung finden, hier Aristophanes, der einigemale in seinen Ansichten und Streben nicht unpassend mit Demosthenes zusammengestellt wird. Nur mit einem historischen Urtheil des Verfs. S. 85, daß das Zeitalter der Antonine den Platonischen Satz bewährt habe, die Staaten würden nicht glücklich, als bis Philosophen regierten, oder die Regenten philosophirten, werden nicht alle Leser einverstanden seyn, wiewohl er, recht verstanden, allerdings wahr ist, und jene Periode der römischen Kaisergeschichte in alle Wege noch die erträglichste ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Characterismi principum philosophorum veterum, Socratis, Platonis, Aristotelis. etc.

(Schluß.)

Die erste Disquisitio Critica über Sokrates ist an die dritte Klasse des belgischen Institutes gerichtet, die zweyte, Plato et Aristoteles an die Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften des Institutes in Paris. Zuvörderst wird der Charakter der Platonischen Philosophie angegeben; sie sey eine freye und schöne Kunst und Aufschwung über die Sinnenwelt hinüber zum Ewigen und Göttlichen, eine Versenkung in die Tiefen des menschlichen Geistes. Plato stehet beynahe allein und als einzig da in der Art, wie er die höhere und eigentliche Wahrheit mit gleichmäßiger poetischer und dialectischer Genialität darstellt; er ist Mimograph und Erfinder des philosophischen Drama; denn diesen Namen verdienen das Gastmal, der Phädon u. m. a. Sein Styl sey den eingeführten Personen angepaßt, daher nähere er sich bald der gemeinläufigen Rede des täglichen Lebens, bald erhebe er sich zu dithyrambischer Fülle und Pracht; immer aber ist er den ἤθη καὶ πάθη der unterredenden Männer angemessen, daher auch von den besten Rednern der Griechen und Römer fleißig studirt, und von den Rhetoren empfohlen worden. Es verräth nur Befangenheit in der Rhetorik des öffentlichen Marktes, welche von Platon allerdings hart mitgenommen wird, oder Unzulänglichkeit des eigenen Talentes, wenn Dionysius von Halikarnaß u. a. an der Erhabenheit, Würde und Andringlichkeit seiner Schreibart mäckelten; am richtigsten hat sie Aristoteles beurtheilt, wenn er sagt: τὴν τῶν λόγων ἰδίαν αὐτοῦ μεταξὺ ποιήματος εἶναι καὶ πεζοῦ λόγου. Obwohl Plato ein System nicht aufgestellt, auch nicht aufstellen gewollt hat, so hat er dennoch alle Disciplinen der Philosophie theils befruchtet, theils erst angeregt, andere erneuert; daher preiset ihn der Verf. S. 123 fg. als artium ac disciplinarum instaurator, dann S. 128 fgg. als philosophiae moralis stator, und S. 132 als politicae philosophiae conditor; woraus denn doch zusammen genommen folgt, daß er Novae philosophiae auctor geworden S. 135 fgg.; diese wird im Allgemeinen charakterisirt und beurtheilt S. 139 — 147, natürlich sehr kurz, aber auf eine einladende und gewinnende Weise; ausführlich sind alle diese Puncte ja schon in den Initiis philosophiae Platonicae abgehandelt worden; aus ihnen leuchtet sattsam hervor, wie anhaltend und emsig der Verewigte sich mit diesem unsterblichen Weisen sein Leben lang beschäftiget hat; dankbar bekennt er S. 97: Eo autem equidem lubentius tam de Platone quam de Socrate disserui, quo plus deberi utriusque doctrinae, cum ad ingenii cultum, tum ad morum humanitatem, meo ipse usu expertus sum.

Dagegen lernen wir hier zum erstenmal seine Ansicht von Aristoteles kennen, dem dritten in hoc nobilissimo celeberrimoque philosophorum triumviratu. S. 149. Sehr richtig beginnt er gleich mit dem Satz: Non perfecit philosophando Aristoteles, quod sive Socrates sive Plato inchoaverat, sed aliam ipse longeque ab his diversam ad philosophandum viam iniit. Demnach darf man bey Arist. zum Voraus auch einen ganz anderen Styl erwarten, bey dem wir freylich uns kaum überreden können, discipulum nos legere divini Platonis. Exstat in scriptis Aristoteleis

adeo, ut in Stoicorum, qui postea scripserunt, libris, novarum vocum fingendarum studium, quo nil est literis humanioribus ipsique philosophiae perniciosius, siquidem voces illae dicendique formae non ducantur e linguis et quasi eliciantur et provocentur, sed iis durum in modum obtrudantur. Aristotelicae autem innovationes itemque stoicae ab ipsa linguae graecae ratione et consuetudine abhorrent magnam partem, magisque illis corrupta lingua est, quam locupletata. Ceterum, uti fit, scribendi formae apud Aristotelem philosophandi ratio respondet. u. s. w. So wahr im Obigen der erste allgemeine Satz ist, daß Sprachneuerungen, zumal wenn sie dem Idiom zuwiderlaufen, den strengsten Tadel verdienen: so läßt sich doch mit dem Verf. über die Richtigkeit der Subsumtion rechten, und zeigen, daß Aristoteles nie ohne Grund, und nur dann zumal geneuert hat, wenn er von seiner Gedankenform und Ansicht dazu gedrungen war; darunter sind nicht alle Neuerungen gleich hart, manche befremden wohl nur, weil wir von seinen mitspeculirenden Zeitgenossen aus den verschiedenen Schulen keine Werke zur Vergleichung vor uns haben, auch abgesehen davon, daß viele seiner Schriften als Vorlesshefte und ὑπομνήματα aufgezeichnet sind, und durch allerley Ungunst gelitten haben u. s. w. Gegen die Fragmente der ältern Steiker aber gehalten, so hat er im strengsten Sinne nicht die Hälfte, nicht ein Drittel, kaum ein Viertel so viel gewagt als diese gethan haben, auch wo sie es nicht nöthig gehabt. Mit Platon aber darf er in dieser Rücksicht gar nicht zusammengestellt werden. Aber auch, ohne den Werth redekünstlerischer Klassicität in Anspruch nehmen zu müssen, bleiben ihm genug unsterbliche Verdienste, die hier in ihrem ganzen Umfang gewürdiget werden. Er wird zu allererst aufgeführt als Naturae observator S. 153 fgg. (und hier war ihm wenig vorgearbeitet, gleichwohl aber hat er so viel geleistet, daß anderthalb Jahrtausende weniges hinzu zu thun vermochten); sodann als doctrinarum instaurator, ferner als Historicus et Criticus, weiter als novae Dialecticae auctor und als Metaphysicae conditor. In allen diesen Beziehungen wird er kurz und gut charakterisirt, und gezeigt, daß ihn an der Kunst der Gliederung, an Schärfe der Unterscheidung und Feinheit der Verbindung, überhaupt an Methodik keiner der spätern übertroffen habe. Er hat — dieß ist das allgemeine Urtheil des Verf. über Aristoteles — größtentheils das, was man bey Plato vermißt, die Lücken, die dieser gelassen, ausgefüllet; verumtamen desideramus rursus in ejus philosophia, quae nobis Plato tradidit. — (p. 170) Er hat zwar auf das ganze Weltall gesehen, und ist daher unendlich reich und mannichfaltig; Plato dagegen hat nur den Menschen ins Auge gefaßt, und hier mehr geleistet als sein Schüler, nam hic in physicis rebus praecipue versatus, indeque a puero orsus, mundum moralem nec ipse cognoscere interius, nec nobis potefacere potuit; obscuravit eum adeo, quam illustravit, magis. Die sokratische Selbsterkenntniß habe er mehr in der Erkenntniß des Körpers als des Geistes gesucht, und sey auf seinem physikalischen Wege dahin gekommen, nicht die innere, die moralische Welt, sondern eine hyperphysische Welt zu erklären. Seine Moral stehe daher der Platonischen weit nach; in seiner Psychologie — intellectum hominis, non sensum internum animumque spectavit, quo fiebat, ut ipse in inquirendo observaret magis, quam sentiret. — Corticem, ut ita dicam, humanae indolis, non nucleum attendit; — er habe die Kategorien und Naturbegriffe wunderbar fein geschieden und erörtert; animi vero sensus interiores, sensum inprimis studiumque pulcri, boni, divini, non animadvertit: latuisse eum adeo videtur, quod Plato celebrat (Rep. VII. p. 527 D) ὄργανον illud τῆς ψυχῆς, quod sexcenties praestat oculis, quippe quo uno veritas cernitur; wenigstens hat er seinen Scharfblick nicht auf das gewendet, worauf Sokrates den Glaukon hinweiset, — ad ipsam, quae animo inest, philosophiam: reputandum, quae expetat natura animus, quaeque amplecti aveat; quippe ipse cum divino, cum immortali, cum aeterno cognatus etc. — Er hat den Menschen nur als ein Naturwesen, zwar als denkendes und schließendes, nicht aber oder doch viel zu wenig als moralisches Wesen betrachtet. Durch ihn geschah es, ut Socratica illa et Platonica methodus, qua ex ipso hominis animo

omnis Ethica, omnis Politica, omnis Theologia duceretur, si non rejiceretur tota, certe minus coleretur; die erziehende und bildende Philosophie wurde zurückgedrängt, die Arroganz dünkelhafter Metaphysik und wortklauberischer Ontologie kam zur Herrschaft, und schadete im Verlauf der Zeiten unsäglich durch Schulgezänke. Das allerverderblichste aber ist: tendit illa ratio ad materialismum — ad sensualismum, qui vulgo dictus est, quo assimilatur homo bestiis etc. Daß er nicht selber schon so tief sank, verdankte er dem Studium der Metaphysik, allein mit dieser — supra naturam quaesivit frustra, quod invenire in semet ipso unice potest. Quapropter viri philosophia, qualiscunque tandem et quamvis sublimis, tamen ad excitandum in homine, quod magnum, quod excellens, quod divinum est, hominemque ad Dei similitudinem evehit, nunquam valuit. Wie man ihn, wenigstens nach den uns erhaltenen Werken, betrachtet, non minus nobis vitiis fuisse insignis, quam virtutibus videbitur.

Dies wenige aus vielem Schönen wird hinreichen, um den Gesichtspunct kenntlich zu machen, von welchem aus einer der gründlichsten Lehrer, und wie er diesemnach den Stagiriten beurtheilt hat. Soviel auch im Einzelnen einzuwenden, zu beschränken, zurechtzustellen u. s. w. seyn möchte: im Ganzen — das wird Niemand leicht widersprechen, welcher mit beyden Heroen des philosophischen Alterthums gleich vertraut ist, — hat der Verewigte recht und gerecht geurtheilt. Und dieses sein Urtheil wird bestätiget durch die Geschichte der Platonischen und der Aristotelischen Philosophie, wie sie, jedoch ohne diese Absicht, S. 178 — 197 von den ersten Nachfolgern in der Schule an, bis auf die neuesten Zeiten herab kurz verzeichnet wird. Hier dünkt mir besonders gut gerathen die Zusammenstellung des Aristoteles mit Baco von Verulam, qui Europaeis gentibus idem praestitit, quod praestiterat Graecis olim Aristoteles, ungeachtet er gegen diesen überall, wo er es nur irgendwie kann, Verachtung an den Tag legt, — großentheils freylich darum, weil er ihn durch das Medium der Scholastiker und in der Mißgestaltung siehet, die er unter ihren Händen bekommen. — Die Neueren neigen von Natur aus mehr zur Aristotelischen als zur Platonischen Philosophie, wie von Cartesius bis Kant sich zeige, qui de communi fere philosophantium sententia Germanorum Aristoteles habitus sit — hauptsächlich von Seiten seiner Metaphysik oder Kritik d. r. Vft.; denn durch die Ideenlehre sowie durch die Theorie der ästhetischen und teleologischen Urtheilskraft, so wie der transscendentalen Freyheit des Willens nähert er sich dem Plato; allein die Platonische Philosophie kommt mit unserer neuern Methode des Philosophismus nicht überein; gleichwohl ist es dem Verf. Herzensangelegenheit, beyde verbunden zu sehen, und er hält es für möglich — ob in demselben Subjecte? sagt er nicht —: nam tendebant ambo, quamvis dispari via ac ratione, ad sapientiam. Conjunctio autem arctior tantum abest, ut similitudine contineatur, ut disparitatem admittat quandam, quin etiam postulet. Conjungi enim similia intime nolunt: apponuntur sibi invicem, adaptantur, non amplectuntur sese. Wie diese Verbindung am besten sich mache, darüber spricht der Verf. S. 209 — 222. In allen beobachtenden und physikalischen, in allen exacten Wissenschaften dürfen wir den Aristoteles, den *νοῦς τῆς φύσεως*, wie ihn einige Alte genannt haben, zum Führer nehmen. Allein der Mensch ist nicht bloß Verstand; er ist auch und vorzugsweise und nach seinem besseren Theile Gemüth (animus); es ist vonnöthen, daß auch dieses von Jugendauf durch Gymnastik und Musik, durch die literae humaniores, durch Arithmetik, Geometrie und Dialektik, durch Betrachtung und Untersuchung des Schönen, des Gerechten und Guten, des Heiligen und Göttlichen, durch Erhebung zu den Ideen und dem Reich Gottes gebildet und zu einem sittlichen Leben und seligen Tod (ad bene vivendum beneque moriendum) angeleitet werde. Dieses alles aber leiste die Platonische Philosophie. Das Naturstudium leite uns wohl zur Erkenntniß Gottes als des höchsten Wesens, des mächtigsten und verständigsten (s. Arist. bey Cic. N. D. II. 37); allein das innere Wesen Gottes schließe es uns nicht auf; dazu ist vonnöthen, daß wir uns selbst, daß wir den menschlichen Geist erkennen, quo rectius e studio nostro, ipsa naturâ nobis insito,

cum pulcri, tum boni, tum justi, tum maxime sancti divinique, qualis Deus sit, efficiamur, certe auguremur quodammodo. Aus diesen einzelnen Andeutungen wird jeder Leser leicht errathen, wie der edle Verf. die S. 223 fgg. angehängten kritischen Fragen (Quaestiones criticae) beantwortet haben wird. Nach seiner Meynung ist der Charakter der neueren Philosophie, Eklekticismus S. 93, 116, 219, 250 ꝛc.; dieser sey aber oftmals schon in Syncretismus ausgeartet. Daher soll der Unterschied zwischen beyden, und die Art und Weise angegeben werden, sich von dem letztern frey zu erhalten; nämlich durch Prüfung, d. i. Kritik; Hiebey wird S. 228 fgg. der Kriticismus, als zur Geschichte der Philosophie gehörig, von der kritischen Philosophie Kants genau unterschieden und davor gewarnt, die Systeme der alten Philosophen durch die gefärbte Brille (alieni coloris perspicillo) eines Neueren zu betrachten, sey es des Carteſius, Kants oder Hegels. Muster ist auch desfalls Plato, der aus Pythagoräern, Eleaten, Heraklit und von Sokrates geschöpft, aber reiflich geprüft, und in sachgemäßen Verband gebracht und belebt hat; von dem Standpunct unserer Zeit aus haben wir das gleiche zu thun, jedoch ohne Zank und Hader, und nur aufrichtig zu streben und zu fördern nach Vermögen; wie man die Dichter, jeden in seiner Art, sich gefallen lasse, so habe man es mit den Philosophen zu halten; so komme dann der gewünschte Friede auf dem Gebiete der Philosophie zu Stande; und diese Aufgabe sey unsrer Zeit gestellt, den ächten Eklekticismus durch Kritik an das helle Tageslicht zu bringen. Dieß und manches andere trägt der unsterbliche Verf. mit so viel Wärme und schönem Eifer, so klar und andringlich, so rein und klassisch vor, daß jeder Leser ihm gerne folget, und nur bedauert, daß er fürder sein freundlich belehrendes Wort nicht mehr vernehmen wird! Have anima pia!

J. K.

Ueber die Quellen einer möglichen Wiederauffindung der verloren gegangenen griechischen und römischen klassischen Schriftsteller oder einzelner Schriften und Schriftbruchstücke derselben. Nach den in einer englischen Collectiv-Recension aufgestellten Bemerkungen bearbeitet und mit Zusätzen und Anmerkungen vermehrt von F. M. Malven. Wien, bey Pichler. 1838. 8.

Ein Schriftchen von nur 32 Seiten, aber Folianten aufwiegend, wenn ihm, dem Zwecke seiner Abfassung entsprechend, das Verdienst zu Theil werden sollte, zur Bereicherung der klassischen Literatur und zur Hebung bisher verloren geglaubter Schätze Anlaß und Anleitung gegeben zu haben.

Nach einem kurzen Vorworte über die Vortrefflichkeit der griechischen und römischen Muster-Schriftsteller und über den Werth der klassischen Studien, den kein Vernünftiger anstreiten wird und aus dessen Anerkennung sich von selbst die Ersprießlichkeit herausstellt, zu erwägen, welchen Hoffnungen auf Wiedererlangung der verloren gegangenen Werke der alten Klassiker man Raum geben dürfe, werden fünf Quellen angegeben, aus denen möglicherweise die von der Mißgunst der Zeiten uns bisher vorbehaltenen Erzeugnisse des klassischen Alterthums wieder zum Vorschein gebracht werden können. Wir gehen dieselben der Reihe nach in Kürze durch.

Als die erste und offenbarste Quelle werden genannt: unedirte Handschriften der gewöhnlichen Art, indem sich wenigstens leicht denken ließe, daß viele Werke, die wir dermalen als verloren beklagen, von glücklichen und emsigen Gelehrten aus öffentlichen oder Privat-Handschriftensammlungen aufgefunden werden dürften.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Die Gesetze der Lebensdauer. Nebst Untersuchungen über Dauer, Fruchtbarkeit der Ehen, über Tödtlichkeit der Krankheiten, Verhältniß der Geschlechter bey der Geburt, über Einfluß der Witterung ꝛc. und einem Anhang enthaltend die Berechnung der Leibrenten, Lebensversicherungen, Wittwenpensionen und Tantiemen. Von Ludwig Moser, der Phil. u. Medicin Dr., ordentlichem Professor der Physik an der Königsberger Universität. Ein Lehrbuch. Mit 2 Steindrucktafeln. Berlin 1839. XXVIII. u. 399 Seiten.

Ein Werk wie das hier genannte war seit längerer Zeit dringendes Bedürfniß. Zwar sind neuere Bearbeitungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit Anwendung auf Leibrenten und Lebensversicherungen vorhanden; aber diese setzen die Mortalitätstafeln unbedingt oder doch ohne weitere Untersuchung als richtig voraus, gegen welche doch erhebliche Bedenklichkeiten obwalten. Eben so hat man vornehmlich durch Quetelets Werk sur l'homme eine sehr schätzbare Zusammenstellung vieler Momente im menschlichen Leben, die einer Messung und Berechnung unterworfen werden können; aber er beschäftigt sich weniger mit der Kritik der Methoden, nach denen er verfährt, als zu vollständiger Befriedigung des Lesers nöthig ist. Wenigstens ist dieß gerade in dem Theile von Quetelets Schrift der Fall, der es mit dem physischen Leben zu thun hat. Das angezeigte Werk macht es sich nun zur Aufgabe, die wichtigsten Lehren der Wahrscheinlichkeitsrechnung darzulegen und dann auf die Verhältnisse des physischen Lebens anzuwenden. Es betrachtet vor Allem die wahrscheinliche und mittlere Lebensdauer, prüft die bisherigen Methoden der Construction der Sterblichkeitstafeln, und fügt eine neue Anweisung ihrer Berechnung für veränderliche Bevölkerungen hinzu; hierauf handelt es von der Sterblichkeit in verschiedenen Ständen, vom Einfluß der Krankheiten, der Gefängnisse auf die Sterblichkeit; von der mittlern Ehedauer, der Fruchtbarkeit der Ehen, von dem Verhältniß der Geschlechter bey der Geburt; dem Einfluß der Witterung auf die Erscheinungen des Lebens; von dem mathematischen Gesetze der Sterblichkeit, den Todtgebornen und einigen andern hierher gehörigen Gegenständen. Den Anhang bilden Anweisungen zur Berechnung von Leibrenten, Lebensversicherungen, Wittwenpensionen und Tontinen. Man findet in demselben das Bekannte mit Fleiß zusammengestellt, wohlgeordnet und mit neuen Wahrnehmungen bereichert. Vornehmlich aber ist die Klarheit und Gründlichkeit anzuerkennen, mit welcher der Verf. herkömmliche und fast zur unbezweifelten Tradition gewordene Methoden prüft, und sie zu verbessern und zu ergänzen sucht. Da er sich dabey zum Gesetze macht, Fremdartiges entfernt zu halten und nur bey der Grundlegung von Hauptsätzen ausführlicher, bey Andeutung weiterer Anwendungen möglichst gedrängt zu Werk zu gehen, so hat er ein Lehrbuch im vollen Sinne des Wortes geliefert, das dem durch genügende mathematische Bildung Vorbereiteten die gediegenste Anleitung zum Studium bietet. Möchte es nur auf Universitäten recht häufig als solches benützt werden! Leider wird dieß aber ein frommer Wunsch in allen den deutschen Staaten bleiben, wo zwar der Verwaltungsbeamte die Grundsätze der Lebenswahrscheinlichkeit und ihre Anwendungen eben so nothwendig bedarf, wie es überall der Fall ist, wo aber unter den vorgeschrie-

benen Studien die politische Arithmetik fehlt, und daher auf den Universitäten gänzlich vernachlässigt wird.

Wir werden im Folgenden einige Hauptpuncte aus der gehaltreichen Schrift hervorheben und beleuchten.

Nachdem die bekannten Grundsätze über einfache und zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit vorgetragen sind, handelt der Verf. von der mathematischen Hoffnung, die das Product ist aus dem erwarteten Gute multiplicirt mit der Wahrscheinlichkeit seiner Erlangung. Er warnt, diesen Begriff auf einen einzelnen Fall anzuwenden, indem er nur dann Bedeutung habe, wenn die Zahl der Wiederholungen groß genug ist, um die Summe, welche sie angiebt, als eine mittlere ansehen zu können (S. 31). Es scheint uns aber hier einer rein subjectiven Ansicht zu große Allgemeinheit gegeben zu seyn. Allerdings ist es richtig, daß ein wirklicher Spieler in 1000maliger Wiederholung desselben Spieles eher als auf einen Wurf gerade so viel gewinnen wird als der mathematische Werth seiner Hoffnung beträgt und er eingesetzt; aber darum handelt sich's nicht, sondern bloß um die genaue Schätzung des mitteln Werthes des einmal möglichen Gewinnes, bey welcher man sich auch auf Seite des Spielunternehmens nicht sowohl eine zahlreiche Wiederholung desselben Spieles, als vielmehr eine gleiche Vertheilung des Gesammtgewinns denken muß, um den Werth der Hoffnung zu finden, wie dieß auch Laplace in der Théorie analytique des probabilités pag. 187 bemerkt.

In dem darauf folgenden Abschnitt betrachtet der Verf. die moralische Hoffnung, oder den Werth der mathematischen Hoffnung im Verhältniß zum Besitzer. Er stellt den Grundgedanken in derselben Weise auf, wie ihn Laplace am angeführten Orte ausspricht: daß nämlich die moralischen Werthe sehr kleiner Summen sich verhalten gerade wie die Summen selbst und umgekehrt wie das Vermögen dem sie zuwachsen, wobey aber, wie einleuchtet, dieses anfängliche Vermögen nicht 0 seyn darf. Dabey bekennen wir, daß uns die Darstellung der daraus hervorgehenden Folgerungen bey Bernoulli in der bekannten Abhandlung de mensura sortis einfacher oder doch anschaulicher zu seyn scheint, als die von dem Verf. gewählte Form; wenigstens finden wir es nicht recht verständlich, wenn derselbe den moralischen Werth eines Vermögens, dessen Vergrößerungs-Fähigkeit nennt und einem ursprünglichen Vermögen, das gar nicht vermehrt worden, gar keinen moralischen Werth zumißt. Bernoulli spricht eigentlich nicht von dem moralischen Werthe des ursprünglichen und selbst nicht von dem des Gesammt-Vermögens, sondern des Vermögens-Zuwachses, um daraus eben den moralischen Werth einer mathematischen Hoffnung zu bemessen. Aus der Erwägung, daß je kleiner das ursprüngliche Vermögen, desto wichtiger jeder Zuwachs wie jede Abnahme desselben ist, ergiebt sich nur, daß jede Gefährdung des Vermögens durch das Spiel um einen gleichen Betrag ein kleineres Vermögen stärker afficiren wird als ein größeres, oder, daß ein je größerer Theil des Vermögens im Spiele gewagt ist, desto kleiner der gegenwärtige Gesammtwerth des Vermögens erscheint. Diese Verminderung des ursprünglichen Vermögenswerthes in Folge eines Lotterieeinsatzes legt aber nicht sowohl den moralischen Werth eben des verminderten Vermögens (vielmehr ist in dem verminderten Betrage dessen wirklicher Werth angedeutet) sondern den des Lotteriegewinns oder, wenn man will, die Schädlichkeit des Einsatzes, an den Tag. Zum Beweis dient das angeführte gewiß sonderbare Resultat der Formel, daß ein durch keine Zu- oder Abnahme geändertes Vermögen gar keinen moralischen Werth hätte, d. h. in gar keiner Beziehung zum Bedürfniß stände, oder, um uns Bernoulli's Ausdruck (§. 3. der angef. Abh.) zu bedienen, bloß seinem Betrage (pretium) nach, nicht nach den Vortheilen (emolumentum) geschätzt werden könnte, die es dem Besitzer gewährt. Uebrigens gesteht vielleicht der Vf. zu, daß diese ganze Betrachtung, da sie den moralischen Werth einer Hoffnung nur in Bezug auf die Größe des Vermögens schätzt, eine einseitige und im Leben nicht immer anwendbare ist. Und selbst in dieser einen Beziehung läßt sich noch ein von Bernoulli übergegangener Punct hervorheben. Alle Größenvergleichung setzt nämlich Gleichartigkeit voraus; so auch die Vergleichung des Vermögens in Bezug auf die Befriedigung der Be-

dürfnisse, gleiche Verwendbarkeit. Diese ist nun in der That bey zwey Personen, A u. B, deren eine jährlich 150 fl. Lohn bezieht, die andere 1500 fl., nicht die gleiche. Denn während A, um zu existiren, vielleicht 100 fl. auf nothwendige Dinge verwenden muß, und nur 50 fl. zu freyer Verwendung übrig behält, hat B unter Voraussetzung gleichen Nothbedarfs 1400 fl. übrig; der relative Reichthum beyder verhält sich also nicht wie 150: 1500 = 1: 10, sondern wie 50 zu 1400 oder 1:28; A darf also, wenn man auch bloß die mathematische Hoffnung erwägt, nicht 1/10, sondern nur 1/28 von dem was B in die Lotterie setzen.

Die Betrachtung der Lebenswahrscheinlichkeit beginnt der Verf. mit einer höchst lichtvollen Darstellung der Halley'schen Methode, die Gesetze des Lebens und Sterbens aus den Todtenlisten abzuleiten, unter Voraussetzung einer stationären Bevölkerung, d. h. einer solchen, von welcher jedes Jahr gleich Viele geboren werden und sterben. Da aber die meisten Länder in Folge zahlreicherer Geburten als Sterbefälle an Bevölkerung zugenommen haben, so gehören die in demselben Jahre in höherem Alter Sterbenden kleineren Zahlen von Gebornen an, als die in jüngerem Alter Sterbenden, oder die Sterblichkeit ist für gleichviel Geborne in den jüngern Jahren zu groß in den ältern zu klein, das mittlere wie das wahrscheinliche Leben der Neugebornen also kürzer dargestellt, als es wirklich ist. Umgekehrt bey abnehmender Bevölkerung länger. Daher bey dieser Berechnung da, wo bedeutender Ueberschuß der Geburten über die Sterbfälle sich findet, sehr kurze, wo geringerer, längere mittle Lebensdauer. Daher denn eine ganz andere durchschnittliche Sterblichkeit gleich im ersten Lebensjahre im Vergleich zu der Durchschnittszahl der Gebornen und zu der der Gestorbenen, nach welcher die Tafeln berechnet sind. Daß übrigens genau genommen selbst die gleiche Zahl der Todesfälle und Geburten nicht immer zur Berechnung einer Mortalitätstafel brauchbare Sterbelisten gebe, möchte wohl bey einer einzelnen Stadt, wo viele Erwachsene zugehen, nicht aber bey einem ganzen Lande richtig seyn, in welchem sich Ein- und Auswanderung fortwährend ziemlich gleich stehen.

Bey Gelegenheit der Halley'schen Methode beleuchtet der Verf. die im Ganzen demselben Vorwurfe ausgesetzte Berechnung der Mortalitäts-Verhältnisse aus der Volkszählung nach dem Alter. Würden die von jedem Alter Lebenden sich auf dieselbe Zahl der Geburten beziehen, so gäben die Differenzen der Anzahlen der Lebenden von aufeinander folgenden Altersjahren die Sterblichkeit jedes Alters für eine und dieselbe Zahl der Gebornen; allein sobald die Bevölkerung in Folge eines Ueberschußes der Geburten über die Sterbefälle zunimmt, lassen die Anzahlen der Lebenden verschiedenen Alters keine Vergleichung mehr zu. Dazu kommt, daß aus der Bevölkerung nur eine einzige Reihe von Sterbfällen aller Alter zu entnehmen ist, während die Sterbelisten meist von mehreren Jahren im Durchschnitte berechnet werden. Daher z. B. die gänzliche Verschiedenheit der Sterblichkeit besonders des höheren Alters, welche aus den von Quetelet mitgetheilten Bevölkerungslisten nach der Volkszählung und aus der Mortalität in Belgien hervorgeht. Doch dürfte darauf auch noch der Umstand Einfluß haben, daß nach beyden Methoden nicht leicht genau die Individuen desselben Alters in dasselbe Jahr zusammenfallen, vornehmlich wenn etwa die Volkszählung nicht am Ende des Jahres gemacht ist. Der Verf. schließt diese Betrachtung mit der Bemerkung, daß man nach Halley's Methode auch keine Sterblichkeitstafel berechnen könne aus Lebenden verschiedenen Alters, wenn sie nicht eine geschlossene Bevölkerung jedes Alters, sondern nur willkührlich zusammengesetzte Gruppen verschiedener Alter bilden, wie dieß bey den Theilnehmern einer Lebensversicherungs-Gesellschaft der Fall ist.

Bey einer stationären Bevölkerung giebt die ganze Zahl der Lebenden durch die Zahl der Geburten oder Sterbfälle dividirt die mittle Lebensdauer eines Neugebornen.

(Fortsetzung folgt).

Ueber die Quellen einer möglichen Wiederauffindung der verloren gegangenen griechischen und römischen klassischen Schriftsteller ꝛc.

(Fortsetzung).

Der Herr Verfasser empfiehlt in dieser Beziehung die genaueste von Blatt zu Blatt gehende Durchsuchung vorzüglich solcher Handschriftenbände, welche verschiedene Texte von unter sich ganz heterogenem Inhalte in sich fassend nach der überwiegenden wirklichen oder vermeintlichen Wichtigkeit oder auch nach dem größeren Umfange des einen oder andern dieser verschiedenartigen Stücke a potiori benannt und so in den Bibliothek-Katalogen eingetragen worden wären, und welche auf diese Weise gänzlich übersehene oder unrichtig bezeichnete klassische Schriften enthalten können. An der Möglichkeit der Wiederauffindung klassischer anecdota in der erwähnten Weise wird freylich Niemand zweifeln: die nur in den letzt verflossenen Jahrzehenden zu Tage geförderten Bruchstücke, wenn auch nicht eben aus den goldenen Zeitaltern, und Angelo Maio's dickleibige Bände überzeugen uns von derselben zur Genüge, und es wäre in diesem Bezuge lediglich nur zu wünschen, daß es mehr ununtersuchte aber allgemein zugängliche vaticanische Bibliotheken gäbe.

Als die zweyte Wiederauffindungsquelle wird „die Entdeckung der berühmten Papyrus-Rollen in Herculanum“ aufgeführt. Der Herr Vers. benützt eigentlich diese Rubrik nur um sein Bedauern auszusprechen über die Geringfügigkeit der Philodemischen Schriften und über die unbedeutende Ausbeute, welche nach den vorläufigen Untersuchungen der bis jetzt zu Herculanum aufgefundenen Rollen in Aussicht gestellt ist, und geht hievon Anlaß nehmend auf die Anregung der Gründe über, welche ähnliche aber gehaltvollere Funde aus Pompeji, Stabiä und den übrigen verschütteten Ortschaften hoffen lassen. Diese Hoffnungen lassen wir auf sich beruhen; aber mit den hinsichtlich der Herculanischen Funde von dem Hrn. Vers. geäußerten Ansichten können wir um so weniger einverstanden seyn, als er weder den äußern Umfang noch den innern und wissenschaftlichen Werth der bisher aus Herculanum gewonnenen Schriften zu kennen scheint. Und wenn wir auch nicht läugnen wollen, daß die bisherige Ausbeute aus jenen schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgefundenen mehr als anderthalbtausend Papyrusrollen den außerordentlichen Erwartungen nicht entspricht, mit welchen ein solcher Fund die gelehrte Welt erfüllte, so läßt sich doch die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß unter den noch rettbar und lesbar zu machenden Rollen, sollten deren auch nur fünfzig seyn, — Schätze des höchsten Werthes verborgen seyn können. Wir unsererseits hegen in diesem Betreffe nur den Wunsch, daß die Herren academici Herculanenses, deren Gelehrsamkeit und Scharfsinn wir übrigens nicht verkennen, aller Commentationen sich großmüthig begebend, ihre ruhmwürdigen Bemühungen auf diplomatisch genaue Abschriften und möglichst schnelle Herausgabe der aus dem ohnehin so schwierigen und langwierigen Aufrollungsprocesse hervorgegangenen Texte beschränken möchten.

Unter der dritten Quelle begreift der Hr. Verf. diejenigen Handschriften, welche abbreviatorisch geschrieben sind, und durch deren Entzifferung wir zur Erwerbung von Werken zu gelangen hoffen dürften, die jetzt in keiner andern Gestalt mehr vorhanden sind. Der Wahrscheinlichkeit nach dürften allerdings, wie der Hr. Verf. vermuthet, Reden und rechtswissenschaftliche Schriften die am meisten in dieser Form vorkommenden seyn, weil vorzüglich bey diesen das Bedürfniß der Tachygraphie gefühlt werden mußte, der Behauptung aber, daß ganze Handschriften, welche durchaus in tironischen Noten geschrieben sind, in Bibliotheken nichts Seltenes seyen, müssen wir geradezu widersprechen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Die Gesetze der Lebensdauer.

(Fortsetzung.)

Ist die Zahl der Gebornen verschieden von der der Gestorbenen, so erhält man auch verschiedene Angaben, deren der Verf. eine große Zahl zusammenstellt. Sie sind dann nur mehr Geburts- und Sterbe-Verhältnisse, die zwar Licht werfen auf die Zunahme der Bevölkerung; aber nicht einmal der Durchschnitt dieser beyden Quotienten giebt für eine zunehmende Bevölkerung die mittlere Lebensdauer. Daß fürs erste der Quotient der Bevölkerung durch die Geburten zu klein ist, leuchtet ein, da die von höheren Altern Lebende kleinern Anzahlen von Gebornen entsprechen, also die Gesammtsumme der wirklich Lebenden kleiner ist, als sie bey einer dem Divisor gleichen Zahl von Geburten in früheren Jahren wäre; aber selbst der Quotient der Lebenden durch die gegenwärtig Sterbenden ist bey einer anwachsenden Bevölkerung, obwohl größer als der vorige, doch aus gleichem Grunde zu klein; also muß in diesem Falle auch der Durchschnitt beyder kleiner als die wirkliche mittle Lebensdauer seyn. Umgekehrt bey abnehmender Bevölkerung. Der Verf. deutet hier auf die vielen falschen Schlüsse hin, die man macht, indem man einen dieser Quotienten als mittle Lebensdauer nimmt: z. B. je stärker die Geburten zunehmen, und je mehr Kinder auf eine Ehe kommen, oder je mehr Ehen geschlossen werden, desto mehr nehme die mittle Lebensdauer ab und umgekehrt zu. — Daher scheinen die Aermeren, deren Ehen fruchtbarer sind, gewöhnlich kürzer zu leben, während dieß doch aus der größern Sterblichkeit der Kinder, die einen kleineren Mortalitäts-Quotienten giebt, noch gar nicht folgt, indem die Frugalität und Abhärtung in diesen Volksklassen häufig desto mehr Personen zu sehr hohem Alter gelangen läßt. Der Verfasser bemerkt am Schluße dieser ganzen Betrachtung, daß auch in Frankreich Bienaymé die dort gewöhnlich gebrauchte Mortalitäts-Tafel von Duvillard durch eine Prüfung mittelst des Verhältnisses der Anzahl der Conscriptionspflichtigen zu der Zahl der Gebornen, von denen sie herrühren, unrichtig gefunden hat. Die Differenz ist so stark, daß während nach Duvillard nur 50,23 von 100 Gebornen 20 Jahre alt werden, dieß nach den Conscriptionslisten bey 60,10 der Fall ist (gehörige Rücksicht auf die größere Zahl der Knaben gegen die Mädchen-Geburten genommen), woraus denn zugleich eine wahrscheinliche Lebensdauer von vielleicht 35 Jahren, statt der in Duvillard's Tafel angegebenen 20jährigen hervorgienge. Wenn hieraus der Verf. mit Recht einen abermaligen Beweis der Unrichtigkeit neuerer Behauptungen, daß Wohlstand und wenig Kinder die Hauptbedingung seyen zur Verlängerung der mittlern Lebensdauer, darum entnimmt, weil diese hiernach in Frankreich bey mehr als 4 1/5 Kindern auf eine Ehe ziemlich eben so lang erscheint, wie in Genf bey nur 2 3/4 Kindern, so stellt er doch Unterschiede der Lebensdauer in verschiedenen Ländern, Städten ꝛc. nicht in Abrede. Nach unserer Ansicht ist erst bey richtigerer Anfertigung der Sterbelisten zu erwarten, daß die Wirkungen der manchfaltigen Ursachen deutlich hervortreten, welche auf die Lebensdauer Einfluß haben und deren Hauptursache, die jeder Generation eingeborne Lebenskraft, modificiren.

Der Verf. geht hierauf zu Euler's Methode über, eine Mortalitätstafel für eine anwachsende oder abnehmende Bevölkerung zu berechnen, die

bekanntlich nur den speciellen Fall berücksichtiget, wenn die Veränderung im Verhältniß einer geometrischen Progression und allein durch die Zu- oder Abnahme der Geburten gegen die Sterbfälle erfolgte.

Es läßt sich unter dieser Voraussetzung leicht beweisen, daß wenn bey stets gleicher Mortalität sich die Geburten je zweyer aufeinander folgenden Jahre, wie 1 : q verhalten, dann eben dieses Verhältniß auch bey den Sterbfällen statt findet. Vornähmlich hat man diese Hypothese zur Beantwortung der Frage benützt, wann sich eine Bevölkerung verdopple. Aber mit Recht erinnert der Verf., daß die ganze Annahme von Euler wohl nur als ein besonderer Fall aufgestellt worden, auf den die Rechnung sichere Anwendung erlaubt, ohne damit dessen Wirklichkeit zu behaupten; daß aber kein Grund sich finden läßt, warum die Bevölkerung gerade in einer geometrischen Progression anwachsen sollte. An Beyspielen zeigt er, daß in Ländern mit anwachsender Bevölkerung keineswegs eine stetige Zunahme der Geburten sich finde, wie denn allerdings die Bevölkerung eben so gut durch Abnahme der Sterbfälle steigen kann.

Gegen die bekannte Annahme von Malthus, daß die Bevölkerung in geometrischer, die Nahrungsmittel nur in arithmetischer Progression zunehmen, bemerkt derselbe mit Recht, daß sie höchstens als Bild gelten könne. Indeß auch als solches ist sie nach unserer Ansicht mit der Erfahrung nicht übereinstimmend, die vielmehr zeigt, daß die Nahrungsmittel bald den Bedarf der Bevölkerung übertreffen, bald hinter ihm zurückbleiben, was denn bald die Zunahme der Bevölkerung unterstützt, bald den Fleiß und die Erfindungskraft anspornt.

Hierauf handelt die Schrift von der Methode, Mortalitätstafeln für Bevölkerungen zu berechnen, welche sich beliebig verändern. Der Hauptirrthum in Halley's Methode ist, sämmtliche Lebende und eben so sämmtliche Sterbfälle in den verschiedenen Jahren im Zusammenhang und so zu denken, als ob sie sich auf gleichviel Geburten bezögen. Der Verf. räth dafür jede Zahl von Lebenden desselben Alters isolirt zu fassen und aus den unter ihnen vorkommenden Sterbfällen und den im folgenden Jahre noch Lebenden die Wahrscheinlichkeit der Erreichung dieses Jahres und so fort zu berechnen. Daß man für jedes andere Altersjahr andere Personen zum Grunde legen kann, leuchtet ein, so wie daß, wenn in solcher Weise die Lebenswahrscheinlichkeiten für alle Jahre berechnet sind, die Lebenden jedes Alters die von einer beliebigen Anzahl Geborner übrig seyn werden, durch Multiplikation mit den Lebenswahrscheinlichkeiten leicht gefunden werden können.

Für höhere Alter räth er das Absterben der Mitglieder von Wittwenkassen der Berechnung der Lebenswahrscheinlichkeit jedes Alters zum Grund zu legen, wozu er Anleitung giebt. Hierbey wird vorausgesetzt, daß eine größere Anzahl von Geborenen nach demselben Gesetze absterbe, wie eine kleinere, und daß die Sterblichkeit in einer Gesellschaft, wie etwa in einer Wittwenkasse, ganz nach demselben Gesetz erfolge, wie die eines ganzen Volkes. Es wird nicht die Bevölkerung als stationär angenommen, sondern die Mortalität in der wandelbaren Bevölkerung, die jedes Geburtsjahr liefert. Indem wir die hohe Wichtigkeit des Hauptgedankens, jeden Fall des Ueberlebens als einen isolirten aufzufassen, und ihn zur Berechnung einer bestimmten Lebenswahrscheinlichkeit zu benützen, anerkennen, können wir nicht bergen, daß die in solcher Weise aus verschiedenen Jahren und für specielle Gesellschaften erhaltenen Resultate, wiewohl sie ohne Vergleichung wichtiger sind, als die der bisherigen Mortalitätstafeln, und jedenfalls dem practischen Bedürfniß besser genügen, doch nicht völlig genau das durchschnittliche und beständige Gesetz des Absterbens der Gesammtbevölkerung eines Landes darstellen. Die Annahme einer sich gleich bleibenden Sterblichkeit ist vorerst auch nur eine Hypothese, deren Richtigkeit sich erst erweisen muß aus alljährlich wiederholten Betrachtungen des Absterbens sicher gegebener Volksmengen eines bestimmten Alters durch alle Klassen der Bevölkerung hindurch. Oder wird der Verfasser eine Bevölkerung auswählen können, welche frey wäre von allen einseitigen Einflüssen des Clima's, der Nahrungsmittel, des Erwerbs, der Lebensweise, der einzelnen Jahre, der ärztlichen Kunst? Denn daß alle diese Umstände auf die Sterblichkeit miteinwirken, ist nicht

zu läugnen, obwohl man einzelne derselben, vornehmlich Armuth und Reichthum, in letzter Zeit vielleicht etwas überschätzt. Selbst die Zu- oder Abnahme der Geburten, wenn auch nur durch ihren Einfluß auf die Nahrungsverhältnisse, wird nicht ohne Wirkung seyn.

Zu vollständiger Erforschung der Sache gehört sodann noch, daß man nicht bloß in demselben Jahre nach der Methode des Verfassers durch alle Altersklassen hindurch die Lebenswahrscheinlichkeit erhebt, sondern daß man auch das successive Absterben der Generation jedes Jahres selbst verfolgt, um die Abhängigkeit der Mortalität von der eingebornen Lebenskraft zu erkennen. Dem stand bisher, auch in solchen Ländern, wo Ein- und Auswanderung einander nahezu gleich sind, die Bevölkerung also lediglich von Geburt und Tod abhängt, der Umstand im Wege, daß die Sterbfälle nicht immer nur von 5 zu 5 u. 10 zu 10 Jahren zusammen aufgezählt werden. Wird dagegen alljährlich die Summe der Sterbfälle jedes Altersjahrs allein vorgetragen, so tritt der Vortheil ein, den man gegenwärtig nur bey den Sterbfällen des ersten Jahres benützen konnte; es läßt sich nämlich die Zahl der Gestorbenen auf die Zahl der Geburten beziehen, von denen sie herrühren; man erhält das allmählige wirkliche Absterben jeder einzelnen Generation und dadurch auch die Zahl der von jedem Alter noch Lebenden, ohne die immer nur auf Hypothesen sich gründenden Interpolationen zu bedürfen, und ohne eine Volkszählung nach dem Alter vornehmen zu müssen, die ohne alle Vergleichung minder sichere Resultate geben muß. Man erhält Resultate, die sich auf die Bevölkerung eines ganzen Landes beziehen, also unter allen den verschiedenartigen Einflüssen erhoben sind, welchen die Sterblichkeit in den verschiedenen Klassen des Volkes unterliegt. Das allmählige Absterben der aufeinander folgenden Generationen erlaubt dann die durchschnittliche Sterblichkeit jedes Altersjahres in vielen oder doch mehrern aufeinander folgenden Jahren zu berechnen und damit außer den gleichzeitig wirkenden Einflüssen auch die in verschiedenen Jahren wirkenden in Rechnung zu ziehen. Daß hier, wie bey dem Verfasser, die Sterblichkeit jedes Altersjahres als ein isolirter Fall betrachtet werden muß leuchtet ein. Daß man auf solche Weise erst nach dem Aussterben einiger Generationen zu völlig befriedigenden Resultaten gelange, ist wohl eben so wenig gegen diese als gegen andere lang fortzusetzende Naturbeobachtungen ein Vorwurf. Unter der Voraussetzung constanter Sterblichkeit läßt sich übrigens aus den nach einzelnen Altersjahren vorgetragenen Sterbfällen jedes einzelnen Jahres je auf so viele Altersjahre von der Geburt ab eine Mortalitätstafel berechnen, auf wie viel Jahre rückwärts man die Zahl der Geburten kennt. Jede einzelne solche Tafel stellt dann das Absterben der Gebornen dar, unter der Voraussetzung, daß die Sterblichkeit dieses Jahres die wirkliche ist; und je mehr solche Tafeln der Jahres-Sterblichkeit zu Durchschnitten verbunden werden, desto mehr müssen ihre Resultate mit denen übereinstimmen, welche sich aus Durchschnitten des successiven Absterbens der Generation ergeben. Nur auf diesem gedoppelten Wege fortdauernder Beobachtung läßt sich hoffen, Resultate zu gewinnen, die eben sowohl die wandelbaren Einflüsse wie die constanten Ursachen der Sterblichkeit in Zahlen darlegen. Wie das Absterben der Generation jedes Jahres aus den nach einzelnen Altersjahren geordneten Sterbelisten, von Jahr zu Jahr zu verfolgen ist, (wenn der Einfluß der Ein- und Auswanderung außer Acht bleiben darf) bedarf keiner Erläuterung; wie aber eine Mortalitätstafel für jedes Jahr auf so viel Altersjahre von der Geburt abwärts berechnet werden kann, auf wie viele Jahre rückwärts die Zahl der Geburten bekannt ist, wollen wir an einem Beyspiele zeigen.

Es seyen die Geburten des eben geschlossenen Jahres A, die des vorigen B, und des zweytvorhergehenden C; die Sterbfälle des zuerst genannten Jahres an 0 — 1 Jährigen a, 1 — 2 J. b, 2 — 3 J. c, so erhält man für A Neugeborne folgende Mortalitätstafel.

Alter	Sterbfälle	Lebende
0	a	A
1	$\frac{b\ A}{13}$	$A - a$
2	$\frac{c\ A}{C}$	$A - a - \frac{b\ A}{B}$
3		$A - a - \frac{b\ A}{B} - \frac{c\ A}{C}$

Unter der Voraussetzung, daß dieselbe Sterblichkeit auch in den vorhergehenden Jahren obgewaltet, würde die wirkliche Zahl der Lebenden seyn:

Neugeborne A

Einjährige A — a

Zweyjährige $\frac{B\,(A-a)}{A} - b$

Dreyjährige $\frac{C\,(A-a)}{A} - \frac{b\,C}{B} - c$

Diese letztern Zahlen taugen natürlich nicht mehr zur Aufstellung einer Mortalitätstafel, da sie verschiedenen Zahlen der Gebornen angehören.

Wir kehren zu dem vorliegenden Werke zurück, das in dem nun folgenden Abschnitte den Einfluß der Stände, Krankheiten, Gefängnisse ꝛc. auf die Sterblichkeit betrachtet. Der Verf. deutet vor Allem auf den in solchen Untersuchungen häufig vorkommenden Fehler hin: eine dem Alter nach willkührlich vertheilte Menschengruppe ganz so zu behandeln, als ob sie nach Altersverhältnissen zusammengesetzt wäre, die durch Geburt und allmähliges Absterben sich bilden; sodann auf den andern: Theile der Bevölkerung als constant anzunehmen, die Ab- und Zugang erleiden und von Volksmassen, die sich in verschiedenem Grade vermehren, die Sterblichkeit zu vergleichen, welche ohne Reduction verglichen verschieden erscheinen muß, während sie die gleiche seyn kann.

In Bezug auf die Tödtlichkeit der Krankheiten sind zur Zeit noch die wenigsten Beobachtungen brauchbar, weil die Medicin zu oft ihre Ansicht von den Krankheiten geändert, mit jeder neuen Anordnung und Einreihung der Krankheiten aber die Vergleichung früherer Erhebungen unmöglich gemacht wird. Ueber die durchschnittliche Dauer des Krankseyns theilt der Verf. die bekannten Resultate schottischer Krankenkassen mit und zeigt, daß diese wenigstens zu der Lebenskraft jedes Alters (d. h. zu der Wahrscheinlichkeit noch ein Jahr zu leben) in keinem einfachen Verhältniß stehe.

(Schluß folgt).

Ueber die Quellen einer möglichen Wiederauffindung der verloren gegangenen griechischen und römischen klassischen Schriftsteller ꝛc.

(Schluß.)

Als vierte Quelle erörtert der Verf. die Palimpsest-Handschriften (codices rescripti) „Ehe jedes alte handschriftliche Missale und Rituale, sowie überhaupt jede Handschrift auf altem Pergamente oder selbst auf altem Papiere also auch Diplome und andere öffentliche Urkunden besonders des früheren Mittelalters in allen Bibliotheken und Archiven emsig und genau untersucht worden, dürfe man nicht mit Bestimmtheit sagen, daß irgend ein altklassischer Schriftsteller unwiederbringlich verloren sey.“ Das Riesenhafte und Unermeßliche der Ausführung einer solchen Untersuchung wohl fühlend bringt der Verf. die Constituirung ganzer — etwa nach dem Muster der naturhistorischen Reisevereine zu bildenden „Palimpsesten-Entzifferungs-Vereine“ in Vorschlag. Der Hr. Verf. äußert bey dieser Gelegenheit die nicht unbegründete Muthmassung, daß vorzüglich aus den in Rußland aufgehäuften Schätzen alter Handschriften der griechisch-orthodoxen Kirche große palimpsestische Entdeckungen zu erwarten stünden.

Als die fünfte und letzte Quelle wird die Auffindung von morgenländischen Uebersetzungen verloren gegangener altklassischer Werke aufgeführt, und einige der neuesten hieher bezüglichen Thatsachen als Belege angedeutet, namentlich die in der Bibliothek der Mechitaristen zu Venedig aufbewahrten armenischen Uebersetzungen von im Original nicht mehr vorhandenen Schriften des Eusebius und Philo.

Erwägen wir nun, ob und wieviel das vorliegende Schriftchen Fruchtbringendes und Neues biete, so können wir freylich nicht umhin einzugestehen, daß uns der Titel desselben mehr angezogen als sein Inhalt befriedigt hat. Da uns überdieß das englische Original nicht zur Hand ist, welches Hr. Malven seiner Bearbeitung zum Grunde gelegt hat, so können wir nicht einmal ermessen, in wie ferne selbst die in seiner Schrift ausgesprochenen frommen Wünsche, denen es übrigens an redlicher Theilnahme nicht gebrechen wird, eigenes oder erborgtes Gut seyen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Moser, die Gesetze der Lebensdauer ꝛc.

(Schluß.)

Aus Beobachtungen über die Zahl der an den Pocken und am Stein Erkrankten zieht der Verf. den Schluß, daß gewöhnlich herrschende Krankheiten, deren specieller Grund in äußern, dem Organismus fremden Verhältnissen oder Stoffen liegt, vorzugsweise in den ersten Jahren nach der Geburt und zwar am stärksten einige Jahre nach der Geburt vorkommen; später habe der Organismus die Kraft, sich solche anhaltend wirkende Schädlichkeiten zu assimiliren. So hat Quetelet eine Mittheilung Civiale's bekannt gemacht, nach welcher in Luneville auf 1526 am Stein Erkrankte, 0—10 Jährige 909, von höherem Alter 617 von der ersten Zahl auf die 4, 5 und 6 Jährigen zusammen allein 419 kamen.

Der Verf. glaubt aber auch den Satz umkehren und behaupten zu dürfen: wenn eine gewöhnlich herrschende Krankheit vorzugsweise das jugendliche Alter treffe, so sey anzunehmen, daß ihre Ursachen äußere sind, welche der Organismus nach und nach sich assimilirt und unschädlich macht. Hierauf theilt der Verf. Berechnungen mit über Erkrankung und Tod an der Cholera in verschiedenen Lebensaltern.

Die Sterblichkeit in Gefängnissen darf nicht bloß nach der Zahl der Gefangenen bemessen werden, sondern es muß zugleich das Alter und die Dauer der Gefangenschaft eines Jeden in Rechnung kommen. Der Verf. räth zu dem Ende, nicht mit der Zahl der Gefangenen, sondern mit der Anzahl der Jahre, welche die Gefangenen jedes Alters-Jahres zusammen im Gefängniß zubrachten, die Anzahl der in jedem Altersjahre Verstorbenen zu dividiren, um daraus die Wahrscheinlichkeit, im Laufe des Jahres zu sterben und durch Abziehung dieses Bruches von 1 die Wahrscheinlichkeit zu erhalten, daß ein Individuum das Ende dieses Jahres im Gefängnisse erlebe; was dann zur Berechnung einer Mortalitätstafel genügt. Ein Verfahren, das eben so richtig als neu ist.

In dem Abschnitte von der mittlern Dauer der Ehen, der Wittwer- und Wittwenschaften ist in bündigster Kürze die Construction der bekannten Tafeln dargestellt. Mit Recht warnt der Verf., aus der geringeren Zahl der Ehen gegen die Bevölkerung in einer spätern Zeit verglichen mit einer früheren nicht sogleich auf Abnahme der Häufigkeit der Ehe zu schließen, sondern die Zunahme der Bevölkerung durch Ueberschüße der Geburten über die Todesfälle in so weit in Abrechnung zu bringen, als dieser Zuwachs nicht selbst schon das Alter der Heirathsfähigkeit erreicht hat.

Der nächste Abschnitt handelt von der Fruchtbarkeit der Ehen. Das Verfahren, die Zahl der jährlich ehelich Gebornen, durch die Zahl der jährlich geschlossenen Ehen zu dividiren, um die durchschnittliche Kinderzahl auf eine Ehe zu finden, setzt eine ständige Anzahl Ehen voraus. Wüßte man die Zahl der gelösten Ehen, so müßte die Zahl der ehelich Gebornen durch sie dividirt denselben Quotienten geben, was wohl nicht leicht eintreffen wird. Dazu kommt, daß die Kinderzahl offenbar vom absoluten und relativen Alter der Ehegatten, dann wohl auch von der vorhergegangenen Dauer der Ehe bey diesem beyderseitigen Alter abhängt. Um nun mit Genauigkeit die mittlere Fruchtbarkeit einer Ehe von bestimmtem Alter der Gatten zu be-

stimmen, müßte man wissen, wie viel Geburten auf die Ehepaare von derselben Altersdifferenz im Durchschnitte kommen. Mit Hülfe der Mortalitätstafel würde man dann die wahrscheinliche Kinderzahl für jedes folgende Jahr der Dauer der aufgestellten Ehe und daraus die Gesammtfruchtbarkeit bestimmen. Ganz genau würde man freylich nur solche Geburten als gleichartige zusammennehmen dürfen, die von Eltern bestimmten Alters in demselben Jahre der Ehedauer herrührten.

Ueber das Verhältniß der Geschlechter bey der Geburt zeigen die von dem Verf. aus verschiedenen Ländern mitgetheilten Zahlen, daß weder die geographische Lage, noch das Clima, oder die Jahreszeit einen regelmäßigen Einfluß auf das Uebergewicht der männlichen Geburten über die weiblichen haben könne. Das stärkste Verhältniß der Knaben zu den Mädchen zeigt sich in Corfu von 1770—1820 wie 1: 1.116, und unter den Juden in Preußen von 1820—34 wie 1:1,112; das schwächste in Stuttgart, wo von 1815—28 gleichviel Mädchen und Knaben geboren worden.

Die angeführten Beobachtungen aus 15 Ländern zeigen ein stärkeres Ueberwiegen der Knaben bey den ehelichen als unehlichen Geburten. — Die Zahl der Zwillinge zur Gesammtzahl der Gebornen schwankt in den von dem Verf. mitgetheilten Zahlen aus 15 Ländern zwischen 1: 50 und 1: 92; das Geschlechtsverhältniß zeigt größere Differenzen als das der einfachen Geburten. Von den Ursachen, welche auf die Geburt der Knaben oder Mädchen Einfluß haben, ist vorerst nur nachgewiesen: daß wenn der Mann älter ist als die Frau im Durchschnitt mehr Knaben, und umgekehrt mehr Mädchen geboren werden. Die Uebereinstimmung der Resultate von Hofackers Untersuchungen nach 2000 Geburten aus 386 Ehen in Tübingen und von Sadler nach 381 Ehen englischer Pairs-Familien ist zu auffallend, um jenen Einfluß des relativen Alters der Ehegatten zu läugnen.

Alter des Mannes gegen das der Frau.	Geschlechtsverhältniß der Kinder.	
	Nach Hofacker	N. Sadler.
Mann jünger . . .	0,906	0,865
„ gleichalt . . .	0,933	0,948

Alter des Mannes gegen das der Frau.	Geschlechtsverhältniß der Kinder.	
	Nach Hofacker	n. Sadler.
Mann 1—3 J. älter .	1,166	1,037
„ 3—6 „ . .	1,034	
„ 6—9 „ . .	1,247	—
„ 6—11 „ . .	—	1,267
„ 9 J. u. darüber älter	1,437	—
„ 11—16 „ „	—	1,474
„ 16 und darüber „	—	1,632

In Bezug auf den Einfluß der Jahreszeit auf Geburt und Conception bemerkt der Verf. mit Recht gegen die Untersuchungen Villermé's, daß die Zahl der in den verschiedenen Monaten geschlossenen Ehen mit ihrem Einfluß auf die Zahl der Geburten erst abgesondert werden müssen, ehe sichere Resultate zu erwarten sind. Sieht man von dieser Forderung ab, so zeigt im allgemeinen der Februar die größte, der July oder August die kleinste Zahl der Geburten; die Zahl der Todtgebornen folgt keinem eignen Gesetze, sondern verhält sich wie die Zahl der Gebornen.

Den Abschnitt über den Einfluß der Witterung auf die Sterblichkeit leitet der Verf. mit der Bemerkung ein, daß in dieser Sphäre mit dem Mangel an Gesetzen der Beobachtung auch die Mittel fehlen, sich der Fehler zu erwehren, die eben jenen Mangel perpetuirlich zu machen drohen. Er räth daher, vorerst nur mittels einer Auswahl aus dem vorhandenen Materiale einige allgemeine Gesichtspuncte zu gewinnen. Sind diese einfach und dem Wesen der Sache entsprechend, so geben sie wenigstens einen Fingerzeig zur Prüfung abweichender Beobachtungen. Zu dem Ende hat der Verf. aus den Listen der Stadt Königsberg die Todesfälle von 1818—26 nach Monaten und zwar so zusammengestellt, daß er jedem Monat 31 Tage gab. Hiernach zeigt

Monat	Verstorbene	Mittle Temperatur.
Januar	1728	— 1°,78 R.
Februar	1909	— 0,54
März	1839	+ 1,44
April	1754	5,47
May	1591	9,71
Juny	1431	12,42

Monat	Verstorbene	Mittle Temperatur.
July	1372	14,18
August	1296	13,82
September	1547	10,54
October	1499	6,56
November	1567	2,94
December	1613	1,07
Mittel	1595,5	6,11 R.

Aehnliche Zahlen zeigen Mittheilungen von andern Städten; nur daß in mehrern statt August und Februar, July und Januar für das Min. und Mar. der Sterblichkeit zu setzen sind. Stuttgart, Genf und Hamburg zeigen auch dieselbe Anomalie im September wie Königsberg. Im Allgemeinen tritt die höchste Sterblichkeit 1 Monat nach dem niedrigsten, die geringste 1 Monat nach dem höchsten Stand der Temperatur ein. Eine weitere Vergleichung der höchsten und niedrigsten Temperatur der einzelnen Monate während jener 10 Jahre zeigt dann noch, daß eine Erhöhung der Wärme über den Normalstand die Sterblichkeit im Winter ververmindere, im Sommer erhöhe; eine Erniedrigung unter den Normalstand in beyden Jahreszeiten das Umgekehrte bewirke.

Ueber den Einfluß der Jahreszeit auf die Sterblichkeit der verschiedenen Alter theilt er Quetelets Erhebungen in Belgien mit, woraus er als allgemeines Resultat in Zahlen nachweist, daß der Einfluß der Witterung auf die Sterblichkeit desto größer, je geringer die Lebenskraft ist.

Die Reihe dieser Betrachtungen schließt der Abschnitt: von dem mathematischen Gesetz der Sterblichkeit. Bereits Lambert und später einige andere Schriftsteller haben sich bemüht, eine Formel zur Berechnung der Sterblichkeit zu finden. Für die im mittlern Alter Lebenden genügt noch am ersten die Annahme, die Lebenscurve sey eine gerade Linie. Der Verf. stellt nun den Ausdruck $y = 1 - a\,x^{\frac{1}{4}}$ als dem Alter bis zum 25. Jahre genügend auf, in welchem y die Zahl der zu Anfang von x Jahr Lebenden, a die Sterblichkeit der Kinder im ersten Jahre bedeutet. Der Verf. hätte indeß noch hinzusetzen sollen: und wenn a nicht größer ist als 0,316. Denn schon bey $a = 0{,}35$, wie in Stelzig's Mortalitätstafel für Böhmen, würde die Generation mit 66,5 Jahren aussterben. Hier kann die Formel nicht bis zum 25. Lebensjahre mit der Beobachtung übereinstimmen.

Unter gehöriger Rücksicht auf diese Beschränkungen ist allerdings die Uebereinstimmung der Zahlen des Verf. mit den vorhandenen Sterblisten, insbesondere mit der von Kerseboom, auffallend. So zeigt z. B. die Formel, daß in Frankreich von 1000 männlichen Geburten incl. der Todtgebornen 577,1 das 20te Jahr erreichen, und die wirkliche Berechnung aus den Conscriptionstafeln giebt 579,8. Selbst noch auf die Sterblichkeit in den verschiedenen Theilen des ersten Lebensjahres zeigt die Formel einige Anwendbarkeit. Indeß wird der Verf. wohl mit uns übereinstimmen, daß die Zahl der in den ersten 24 Stunden nach der Geburt Gestorbenen nicht die Zahl der Todtgebornen selbst ist und daß daher die Uebereinstimmung zwischen dieser Zahl und der beobachteten Zahl der Todtgebornen nur Zufall ist. Die eigentlich Todtgebornen, d. h. die am 0ten Tage Gestorbenen zeigt die Formel nicht an. Für die Lebensjahre über 25 Jahre muß die Formel ergänzt werden durch negative Glieder, deren Coefficient wie a auf Beobachtung beruht und die für ein kleineres x außer Rechnung bleiben dürfen, deren Außerachtlassung aber für größere Werthe von x in steigendem Maße zu große Werthe von y giebt. So angewendet giebt dann die Formel für 1/5 Sterblichkeit im ersten Jahre fast bis zum 80. Jahre Zahlen, die mit denen bewährter Tafeln über die Sterblichkeit der Männer genau übereinstimmen. Eine Mortalitätstafel, nach der vervollständigten Formel bis zum Jahre 80 berechnet, ist beygefügt. Wir sind weit entfernt, die verdienstliche Mühe zu verkennen, welche der Verf. in der Auffindung eines allgemeinen Ausdrucks für das Gesetz der Sterblichkeit angewendet hat; erlauben uns aber doch den Wunsch zu äußern, daß man darum nicht aufhören möge, Thatsachen zu sammeln, um über das wirkliche Absterben, beson-

ders in den ersten Jahren vollständig ins Klare zu kommen. Vornehmlich ist es nothwendig, wie wir bereits oben angedeutet, Beobachtungen der Sterblichkeit, die sich auf einzelne Jahre beziehen, und nicht wie bisher gewöhnlich, Gesammtsummen für mehrere Jahre zum Grunde zu legen, bey deren Gebrauch Interpolationen nöthig sind, für die man nicht einmal eine sichere Regel hat.

Der Anhang enthält eine eben so klare als concise und gründliche Anweisung zur Berechnung der Leibrenten, Lebensversicherungen, Wittwenpensionen und Tontinen.

An mehrern Orten giebt hier der Verf. nützliche Winke zu leichteren und bequemeren Verfahrungsarten; insbesondere beantwortet er die bisher nicht immer richtig aufgefaßte Frage nach dem Werth einer Rente, die mehrere Personen auf das längste Leben genießen, für jede einzelne dieser Personen eben so scharfsinnig als befriedigend. Es würde indeß zu weit führen, wollten wir auch auf diesen Theil der so gehaltvollen Schrift näher eingehen.

F. B. W. Hermann.

Neunter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1838. Mit einer lithogr. Tafel. Nürnberg 1839. gr. 4. (S. 1 — 68 der Bericht, S. 69 — 158 die Beylagen).

Auch der 9te Jahresbericht hält im Ganzen die Form der früheren Berichte dieses Kreises ein. Auf die allgemeinen Bemerkungen über Personal-Veränderungen, fortschreitende Arbeit des historisch-topographischen Lexicons, sofern sie Mittel-Franken angeht, neuerlich gemachte Münzfunde, das v. Langische Bücher-Legat u. s. w., folgt das Verzeichniß der Büchergeschenke und angekauften Werke, wobey jene Werke, welche dem Berichterstatter wichtig geschienen haben, nach ihrem Hauptinhalte und Werth besprochen werden. Eine Behandlungsweise, welche auch bey den eingesendeten Abhandlungen, Handschriften und Urkunden beobachtet ist.

Sehr ausführlich sind in diesem Abschnitte die Taufbecken-Inschriften vom Hrn. Hufcher behandelt. —

Von demselben Verfasser lesen wir einige Bemerkungen über die neuerdings angeregte Frage, wer der zu Roßstall begrabene Herzog Ernst gewesen. Da dieser für die vaterländische Geschichte wichtige Gegenstand im künftigen Jahresberichte nochmals vorkommen wird, so halten wir unser Urtheil hierüber bis zu jenem Zeitpunct zurück. Das Gleiche gilt von den Bemerkungen über die Biographie „Georg Wolf von Giech, Präsident zu Ansbach von 1562 — 1574“ von einem mit Dr. C — n unterzeichneten Geschichtsfreunde verfertigt.

Der §. 4. zählt die Alterthümer, Münzen, Zeichnungen und Landcharten auf, welche zu den Vereins-Sammlungen übergeben worden sind. Darunter umständliche Beschreibung von 32 Münzen von verschiedenen geistlichen und weltlichen Fürsten und Reichsstädten Deutschlands zu Ende des 15ten und im 16ten Jahrhundert geprägt, welche am 19. Sept. 1838 einige Kinder von Schwaighausen, Landgerichts Feuchtwangen am Saume der Staatswaldung Saulach beym Holzklauben unter halbverfaulten Wurzeln gefunden. Die Stücke dieses Münzfundes beliefen sich auf 156, worunter eine von Gold, die übrigen alle von Silber waren. Wahrscheinlich um das Trockene dieser Münzbeschreibung mit einigem Unterhaltenden aufzufrischen, sind zu Nro. I. der österreichischen Münzen Betrachtungen über des ritterlichen Max I. Charakter mitgetheilt; wie denn auch gleich bey Nr. I. der herzogl. bayerischen Münzen die Legende einer Münze Herzogs Albrechts IV. „Justus non deseriquetur,“ mit Stellen aus Sophokles und Menander belegt wird. Im Uebrigen sind diese Beschreibungen, abgesehen von so mancher Ausstellung, die wir auch dießmal an ihnen zu machen hätten, (welche wir aber des Raumes halber unterlassen), um Vieles nüchterner und besonnener, als jene des Rusenhofer Münzfundes abgefaßt.

Im §. 5: „Mittheilungen von inländischen historischen Vereinen und andern gelehrten Gesellschaften“ ist eine Aufzählung der verschiedenen Schriften der Vereine im Königreich Bayern gegeben, welche wir hier um so mehr mit Stillschweigen übergehen, da über die in jenen Vereinsschriften befindlichen Aufsätze bereits in diesen Blättern von uns Bericht erstattet worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

I. Amtliche Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede, mit den ewigen Bünden, den Friedbriefen und andern Hauptverträgen als Beylagen. Luzern 1839. 112 u. LXVI. Seiten in 4.

II. Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungern und der Pforte im XVI. u. XVII. Jahrhunderte. Aus Archiven und Bibliotheken (herausgegeben von Anton v. Gévay). Wien 1838 — 9. 4. Hefte in 4.

Wir fassen die beyden Erscheinungen zusammen, da, wie verschieden sie auch sonst seyen, die eine wie die andere aus dem Bestreben hervorgegangen ist, über Dinge, die der Geschichte angehören, vor männiglich die bewährtesten Zeugen selbst reden zu lassen, und so dem Urtheilsspruch über das Geschehene gleichsam ein öffentliches Gerichtsverfahren zu Grunde zu legen, bey welchem das Auswählen und Verwerfen, Abhören und Zusammenstellen der Zeugen nicht mehr so ganz dem Einzelnen, der sich durch den Schlüssel zum Urkundenschrein auch als Berichterstatter und Richter bezeichnet glaubt, anheimgegeben bleiben soll. Durch die Buchdruckerkunst ist, woran früher gar kein Gedanke seyn konnte, vor der Hand wenigstens möglich geworden. Und wie abenteuerlich die Hoffnung seyn würde, einmal in dem Inhalt aller Archive, als in einem gedruckten offenen Gemeingute wühlen zu können, so mag doch, wie schon die bisherige Erfahrung lehrt, Vieles, ja was die ohnehin nicht in großer Zahl übrigen Documente der frühesten Jahrhunderte betrifft, so ziemlich Alles geleistet werden.

Es liegt ohne Zweifel ein weit größerer Reiz und Genuß in dem Geschäft des förmlichen Historikers, als in dem desjenigen, der sich damit bescheidet, historische Quellen bloß ans Licht zu ziehen. Jener hat die Freude, die alles Bauen gewährt; und fehlt es ihm sonst nicht an der Kunst darzustellen, so bringt er leicht ein Werk zu Stande, an dem auch Andre, Viele, die nur lesen, nur belehrt oder unterhalten seyn wollen, ihre Freude haben können.

Dieser dagegen darf sich immer nur wenige Leser, unter Hunderten einen, versprechen, der selber, es sey mit der Feder oder bloß in Gedanken zu bauen versteht, und die einzelnen Werkstücke, die, so lange sie roh daliegen, die Mehrzahl der Leser eher abschrecken als anziehen, höher anschlägt, als wenn sie, wäre es auch in das schönste architektonische Ganze, verbaut sind. Ein historisches Kunstwerk kommt, wie die Erfahrung neuerer Zeiten darthut, wenn es nicht etwa durch Benutzung und Erhaltung von späterhin verlornen Documenten theilweise selbst zur Urkunde geworden, leicht in den Fall, von einem nachfolgenden, dem weitere und bessere Quellen zu Gebote gestanden, in den Hintergrund gedrängt, ja vergessen zu werden, ohne daß ein noch so ausgezeichnetes stylistisches und rhetorisches Verdienst dieses Loos immer gänzlich abzuwenden im Stande wäre. Manches früher allgemein belobte und bewunderte Geschichtwerk hat sichs schon müssen gefallen lassen, in die Reihen der historischen Romane zurück, oder gar als einseitige Parteyschrift von der Gegenpartey ganz beyseite gestellt zu werden. Und so ist denn alle neuere Geschichtschreibung gewissermaßen eine interimistische.

In solche Gefahr wird der bloße Herausgeber

von Dokumenten nicht so leicht gerathen. Was er liefert, wird immer und überall seinen Werth behaupten, vorausgesetzt, daß er mit all den Vorkenntnissen, mit all dem Ernst und der Treue, die bey solchem Geschäfte unerläßlich sind, an sein Werk gegangen ist. Dieß ist, nach unserer Ueberzeugung, bey der einen wie bey der andern der vorliegenden Arbeiten der Fall gewesen.

Die „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde," Lucern 1835, waren durch eine Vorrede eingeleitet, in welcher der Herausgeber derselben, Prof. J. E. Kopp, Gelegenheit genommen zu der Bemerkung, welch ein schönes, eidgenössischer Regierungen würdiges Unternehmen es wäre, über die Zeiten des Mittelalters ein zuverläßiges Urkundenbuch der Eidgenossenschaft herauszugeben. Ohne Zweifel war bereits in vielen andern seiner Landsleute, die noch immer eine wahre, d. i. auf Documente gebaute, vaterländische Geschichte vermissen, derselbe Gedanke lebendig; denn schon im Jahre 1839 sehen wir durch obige Nr. I. den Anfang gemacht, „zufolge Beschlüssen der Bundesbehörden die ältern eidgenössischen Abschiede zu sammeln und nach Möglichkeit zu einem Ganzen zu ordnen, und durch den Druck, außer den Behörden auch dem größern Kreise der Freunde des Freystaates und seiner Geschichte zugänglich zu machen."

Das ist nun freylich kein Urkundenbuch überhaupt, wozu wohl in den vielen einzelnen Archiven, vorab in dem des uralten Stiftes St. Gallen überreicher Stoff vorliegen möchte, aber doch vorläufig die Niederlage für eine, und zwar die wichtigste, Klasse von Documenten, welche nämlich nicht Verhältnisse zwischen Einzelnen, sondern Verhandlungen zwischen mehr oder minder selbstständigen kleinern oder größern Gemeinde- und Staatskörpern betreffen.

Auch ist diese Sammlung, in kluger Berechnung der Mittel, eigentlich mehr das, was man unter der Benennung Regesta versteht. In extenso und zwar als Beylage, giebt sie nur die ewigen Bünde, die Friedbriefe mit Oesterreich und andre Hauptverträge der Eidgenossen unter sich oder mit dem Auslande, durch welche der Freystaat begründet wurde und seinen ersten Bestand gewann. Alle übrigen Documente aber, die theils eigentlichen Urkunden, theils Stadt- und Rathsbüchern, theils förmlichen Abschiedsbüchern entnommen sind, führt sie bloß in gedrängtem Auszuge vor, indem bey jedem der Ort namhaft gemacht wird, wo es entweder im Original oder bereits abgedruckt zu finden ist. In diesem Auszug übrigens ist nicht nur nichts Wesentliches übergangen, sondern jeder scheinbar oder wirklich erhebliche Zug, jede in der ältern Sprache merkwürdiger lautende Stelle, selbst jedes bezeichnendere Wort der alten Zeit aufgenommen *).

*) So daß auch der Altsprachdilettant nicht leer ausgeht. Ref. z. B. hat unter den Angaben des Datums, das überall nach alter Art und Weise mit angesetzt ist, bemerkenswerth gefunden, daß der Johannistag, der sich in dießseitigen Urkunden im Gegenhalt zum Johannistag im Winter, gewöhnlich durch den Beysatz ze Sunwenden bezeichnet findet, in diesen schweizerischen dafür den Beysatz ze Sungichten erhält, daß eine alte und eine junge Vasenacht unterschieden, daß Schild gerade wie scudo, escudo, écu der romanischen Sprachen für eine Art Münzstück gebraucht ist u. dgl. mehr. Bey einem doppelt, nämlich sowohl von Seite der Stadt Lucern an dem nechsten Frontage vor Phingsten, als von jener der Amtleute der Herzoge von Oesterreich ze Rottenburg an dem nechsten Dunrstage vor Pfingsten 1336 ausgefertigten Anlaßbriefe nimmt der Herausgeber das erstere Datum für den 12., das zweyte für den 10. May. Da in diesem Jahre Pfingsten auf den 19. des besagten Monats fiel, so mußte Frôntag, nach dieser Annahme, in Lucern noch im XIV. wie im X. Jahrh. (Notkers Psalm XXIII. 1) für dies dominicus gegolten haben, und erst nach der Hand durch Suntag verdrängt worden seyn. Nun ist aber denkbar, ja sogar wahrscheinlich, daß obiger Brief nach einem verabredeten Formular an beyden Orten, die sich ganz nahe liegen, an einem und demselben Tage ausgestellt worden, wonach Frontag als gleichbedeutend mit Dunrstag, wie noch heute im deutschen Wallis, erscheinen würde. Frôntag für Donnerstag ist nun freylich viel unerklärlicher als für Sonntag (wo es indessen vielleicht nur als eine gelegentlich von Notker, und nicht vom Volke selbst, gebrauchte Uebersetzung des dies dominicus zu betrachten), und hängt, wenn es nicht auf die, so-

Die im vorliegenden Hefte, das übrigens nur als vorläufige Probe dienen soll, enthaltenen Stücke beginnen mit dem Jahre 1291 und reichen in chronologischer Ordnung bis 1420 herab. Vollständig abgedruckt findet man 32 Documente; alle, obschon bereits meist auch bey Tschudi vorkommend, sind wie aus der genauen Angabe, wo in den Originalien je eine neue Zeile anfange, zu schließen, nach diesen revidirt. Mit den auszugsweise gegebenen betragen sie 200 Nummern.

Ueber die Wichtigkeit des Unternehmens braucht es für Freunde der Geschichte überhaupt, und der schweizerischen Eidgenossenschaft, eines in so mancher Hinsicht ausgezeichneten Bestandtheiles deutscher Nation, insbesonders, keiner weitern Ausführung.

In weit größere, europäische Verhältnisse führt uns Nr. II. ein. Es wird uns hier der Vorhang aufgezogen zu dem diplomatischen Drama, in welchem sich zwey mächtige Gegner, K. Ferdinand I. und Sultan Soliman I., nicht ohne blutiges Zwischenspiel, um den Besitz der schönen und reichen Hungaria streiten. Dieses Drama spielt sich in zwölf großen Acten, nämlich in so vielen zwischen 1527 und 1541 von K. Ferdinand nach Constantinopel abgeordneten Gesandtschaften ab, die der Herausgeber, und zwar jede als ein für sich bestehendes Druckstück, nach und nach zu liefern verspricht. Zufälligen Umständen ist es zuzuschreiben, daß die vier Hefte, welche vorliegen, nicht sogleich die drey ersten dieser Acte, sondern vor der Hand den 4., 5., 6. und 7. der Reihe, zur Anschauung bringen. Ein sehr vorübergehender Mißstand, da uns versichert wird, daß sich die an die Spitze gehörenden Stücke bereits unter der Presse befinden, worauf auch die übrigen alsbald folgen sollen.

Es wird wohl keiner Entschuldigung bedürfen, wenn wir, noch ehe das Ganze vor uns liegt, die bereits erschienenen Hefte, welche wir durch D. E. F. G. bezeichnen wollen, vorläufig im Allgemeinen zur Sprache bringen.

Diese Actenstücke erscheinen, mit wenigen Ausnahmen, hier zum ersten Male gedruckt. Von jedem ist getreulich der Ort, wo das Original, dem es entnommen, aufbewahrt werde, und so denn bey den meisten das k. k. geheime Haus- Hof- und Staatsarchiv angegeben. In der Regel sind sogar die Männer, von deren Hand ein Stück als Concept, Abschrift u. dgl. oder in seinen Correcturen, Zusätzen u. s. w. herrührt, namhaft gemacht, so wie sich denn auch die mitunter vorkommenden Siegel und andre beglaubigende Merkmale beschrieben finden. Die Texte sind mit einer Genauigkeit wiedergegeben, die mancher, mit der ältern seltsamen und fast alle Interpunction entbehrenden, besonders deutschen und französischen, Orthographie minder vertraute Leser hie und da sogar etwas unbequem finden dürfte, wozu überdieß die Länge der die ganze Quartbreite einnehmenden Zeilen beytragen kann.

Fast jede der Personen, die in diesen Stücken auftreten, bedient sich der ihr geläufigsten Sprache, so daß das eine in deutscher, ein anderes in lateinischer, ein drittes u. s. w. in französischer, italienischer, spanischer, illyrischer, einige (zwar nicht in den eben vorliegenden Heften) in ungarischer und türkischer Sprache verfaßt sind. Alles dieses richtig zu lesen und diplomatisch genau wiederzugeben, forderte einen Mann, der sich, abgesehen von dem dabey nöthigen historischen Umblick, in dem Falle befindet, all dieser Zungen mächtig zu seyn. Indessen ist ein solcher Fall heutzutage in der Kaiserstadt, wo unter Andern ein Hammer-Purgstall wirkt, und eine eigne orientalische Academie gegründet ist, kein so seltener mehr, als er es vor dreyhundert Jahren gewesen seyn muß. Gleich aus Heft D. (Instruction für die Gesandtschaft v. 1530) ergibt sich, daß die türkischen Schreiben, welche die, das

wohl vor Ostern als nach Pfingsten, auf diesen Wochentag gesetzte Feyer des Fronleichnams (corporis Domini) Bezug hat, etwa gar noch mit vorchristlichen Dogmen zusammen. Vrgl. Grimm d. Mythol. 150. 158. u. 87 — 90, wo auch der seltsamen schon in Handschriften des XIV. Jhrh. (Cod. Pal. 372 fol. ult., Cod. germ. Monac. 397 f. 12) vorkommende Benennung Guotemtag für Montag gedacht werden konnte, da sie, wie auch das appenzellische Guentig (Stalder, Tobler 248) kaum aus Guot Mäntag zusammengezogen ist, auch schwerlich bloß guten Tag sagen will.

Jahr vorher, aus Constantinopel zurückgekommene Gesandtschaft mitgebracht, weder von dieser selbst, obschon sie sich bey einem ganz anders lautenden mündlichen Berichte auf dieselben berief, noch auch in Wien verstanden wurden, bis endlich mittels eines gefangenen Türken herausgebracht wurde, daß die Briefe eine ganz andere Meynung hätten, als durch die Gesandten zu verstehen gegeben worden, daß sie nämlich, was keine Kleinigkeit, auf Frieden lauteten, nicht auf Krieg.

(Fortsetzung folgt.)

Neunter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1838. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der folgende §. 6 führt die „Mittheilungen von auswärtigen historischen Vereinen“ vor, z. B. der königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, Kopenhagen, 1837. Ueber den Inhalt dieses wichtigen Werkes sind die Bemerkungen des Herrn Professors Fuchs abgedruckt. Sie schließen den eigentlichen Jahresbericht.

Die I. Beylage bildet ein höchst interessanter Aufsatz, betitelt: „Ueber die ersten Niederlassungen der Juden in Mittelfranken, von J. M. Fuchs, Professor in Ansbach“, dem sich die „Belege“ in alphabetischer Ordnung von Ansbach bis Wassertrüdingen voll sehr schätzbarer Beyträge zur Geschichte der Juden in Mittelfranken anreihen.

Die II. Beylage enthält 2 Bestallungsreverse, der erste von Herrn Hans Christoffen von Gich vom Jahre 1562, der zweite von Georgen Wolfen von Gichs, 1568. — In der III. Beylage befinden sich „Urkunden und Aktenprodukte im kgl. Archive zu Nürnberg, das hochgräfliche Geschlecht von Giech betreffend,“ von 1203 bis 1625. Referent erinnert sich, vor etwa 9 Jahren bey Durchsicht des Archivs seiner Vaterstadt Weismann mehrere auf die Familie der Gieche Bezug habende Urkunden theils im Originale, theils in Abschriften gesehen zu haben. So z. B. eine Urkunde von 1369, die Pfründe zu Giech-Krötendorf betreffend, in welcher Gieche vorkommen. Ein Diplom, die Dotirung der Kapelle zu Krötendorf anlangend, ausgestellt von „Eberhard von Giech, Ritter, und Ymel seiner eleichen Wirtein, zu Krottendorf gesezen. Der geben ist zu Krotendorff Nach Christi Geburt dreuzenhundert Jar vnd darnach in dem achtzigsten Jar. Am Möntag nach dem Palmtag.“ — In einer andern Urkunde am Montag des heil. Martin 1464 kommt der Umstand vor: „Heinzen's von Giech Frau verbrannte selb dritte mit ihrer leiblichen Tochter und mit einer Maigd in einer Kematten.“ — 1481, Januar. Heinz von Gich zu Weismann hängt an eine Schenkungsurkunde der Anna Peßin von Weismann sein Sigill. — Testament des Heinz v. Gich vom Jahre 1487, vom Notar Reilich aufgesetzt und mit dessen Notariatszeichen versehen. — Urkunde Bischofs Weigand von Bamberg über das Beneficium Stae. Annae derer von Gich, 1528 in lateinischer Sprache. Diese Urkunden, deren Zahl bey genauerer Durchsicht des Weismanner Archivs leicht sich vermehren ließe, wären bey der Bereitwilligkeit der städtischen Behörde gewiß zur Einsicht und Abschrift zu bekommen. Hieher gehören auch die in der (handschriftlichen) Bamberger Handwerksordnung aufgeführten Gieche, als Schultheißen der Stadt Bamberg. Z. B. Juli 1477 Jörg von Gich. — 1485, 1486, Hanns von Giech. 1525. 1526. 1527, Franz v. Giech; womit zu vergleichen wäre Schubert Nachträge, p. 151 folgg. — Von Monumenten, diese Familie anlangend, befindet sich im Schlosse zu Krötendorf selbst gleich linker Hand neben der Hauptstiege im ersten Stocke ein Basrelief mit folgender Inschrift: diesen Baw Hatt mit Gottes hilff. Im Jar. 1574. Angefangen der Edell. vnnd Ernvest. Achatz von Gich zu. Gichkrottendorf derzeitt Ambtmann zu Burgkhunstadt Sambt Seiner Ehelichen. Haussfrawen Sabina geboren von. Alttenstein vnnd. 1576 verheiratt.“ — Links Wappen von Giech, rechts, von Altenstein. — Ein Grabmonument Kun. von Giech, Hauptmann zu Cronach, 1552, ganz in der Nähe des Klosters Langheim.

Eine weitläufige Abhandlung, betitelt: „Ist denn wirklich St. Gumbertus, der Stifter des ehemaligen Benediktinerklosters in Ansbach, eine bloße mythische Person gewesen? Ein Beitrag zur ältesten Geschichte Ansbachs vom Bibliothekare Hufscher“, ist der Inhalt der IV. Beylage. Sie ist vornehmlich gegen Herrn Dr. Benfen (Geschichte Rothenburgs) gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

I. Amtliche Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede, ꝛc.

II. Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Daß es um diese Bedingung des Verkehrs mit Europa in der türkischen Hauptstadt noch schlechter bestellt seyn mußte, ist natürlich. Als K. Ferdinands Gesandte, Joseph v. Lamberg und Nicolaus Jurischitz (welcher, wie er S. 71—72 selbst sagt, „nit tewtsch schreiben“ und lesen konnte, so wie jener sein „Windisch“ vergessen hatte), daselbst dem Großvezier Ibrahim Pascha, dem von Seite des Sultans die ganze Leitung des Geschäftes übertragen war, vorgestellt wurden, hielt Joseph von Lamberg ausdrücklichem Befehle gemäß in deutscher Sprache seine Anrede, die der Dolmetsch der Gesandtschaft lateinisch wiederholte, in der Voraussetzung, daß der des Pascha dieß ins Türkische übertragen würde. Allein „es kunnte sein Tulmetsch die Latein nit versteen, und wolte nur walisch reden, und wolten nit wissen, was Latein für ein Sprach wäre.“ „Wir kunten,“ heißt es weiter im Bericht der Zurückgekehrten, „der auch in krabatischer Sprach keinen Namen finden, daß sie die erkhent heten, pis sy selbst fragten, obs die Sprach sey, darin man die Kunst lernt und Püecher beschreibt.“ Man war daran, ohne einander verstanden zu haben, abzubrechen, als man noch den Versuch machte, ob nicht ein anderer Dolmetsch des Pascha, ein Serbe („Surf“), was nun Jurischitz in kroatischer Sprache vortragen würde, türkisch verdolmetschen könnte. Da aber auch dieser „vast unvernemblich“ war, so mußte man sich am Ende, um wenigstens alle in laufender Rede möglichen Mißverständnisse zu vermeiden, die Erlaubniß ausbitten, die Werbung „in lateinische Geschrift gestellt“ zu übergeben. Dieselbe Geschichte wiederholte sich, als die Gesandten ein paar Wochen darauf bey Suleimann, dem Sieger von Mohács, selbst zum Handkuß und zur Ueberreichung des Credenzbriefes gelassen wurden. Wieder in deutscher Sprache hielt Lamberg seine Anrede, die, von seinem Dolmetscher lateinisch nachgesprochen, von dem türkischen natürlich wieder nicht verstanden und „ganz ubel vertulmetscht“ wurde. Für diesen zweyten Fall hatten die Gesandten die Vorsorge getroffen, daß, was mündlich nicht anzubringen war, doch sogleich schriftlich übergeben werden konnte, obwohl dieses, auch schwarz auf weiß, den constantinopolitanischen Lateinern noch einige Mühe gemacht haben mag.

Auf das Materielle der Anträge dieser 4ten Gesandtschaft K. Ferdinands an Soliman lassen wir uns nicht ein, da die Verhandlungen der frühern von 1527—1529, wie gesagt, noch im Rückstande sind, und nothwendig vorausgesetzt werden müßten. Genug, die Gesandten hatten dießmal die Weisung, mit dem Türken einen „Anstand“ auf zehn Jahre oder auch auf K. Ferdinands Lebzeiten abzuschließen, binnen welcher Zeit man hoffen konnte, mit Johann von Zápolya, der sich unter türkischem Schutz und Schirm noch in einem beträchtlichen Theile von Ungarn als Gegenkönig behauptete, auf die eine oder die andere Weise ins Reine zu kommen. Sie kehrten wieder ohne etwas Nennenswerthes ausgerichtet zu haben. In ihrem Berichte (Linz 25. Februar 1531) heben sie aus ihrer kroatisch vermittelten Unterredung mit dem „Imberj Waſcha“ (Ibrahim Pascha) besonders hervor, daß dieser ihren König „durchaus in

allen Reden nit anders denn Ferdinandum schlechtweg, die kaiserliche Majestät (Ferdinands Bruder Karl V.) aber nur „Khunig zu Yspanie“ genannt. Auch berichten sie treulich verschiedene anzügliche Bemerkungen über besagte kaiserliche Majestät, die der nicht übel unterrichtete Türke mit lachendem Munde habe einfließen lassen, z. B. „ob wol der Frid, so kaif. Majestät (mit Frankreich, dem Papst und Venedig) gemacht, beständig seyn könne, die weil die kaif. Majestät die papstlich Haylkeit (die er, der Pascha, unsern großern Pfafen genennt) überzogen, geplündert und gefangen und In um Gelt geschatzt und verkhauft, und das, so unserj Eltern um jr Seeln und Got zu lob gestift, zerstort und unserj Haylthum unachtlich gehalten, darzu den Kunig von Frankreich mit Betrieglichkeit in sein Fankhnus bracht, denselbigen auch um Gelt geschatzt und jme sein aigne Kinder wider verkauft. Wir solten glauben, daß solch unmenschliche Ding nit guet Ende nemen und daß sie, die Türken, solche unmenschliche Ding keineswegs täten. Er (der Pascha) habe den Kunig Ludwigen in Hungern geschlagen und erlegt: aber des Kaisers Befelh und auch sein (eigen) Gemüet sey entlich gewest, wan er (Ludwig) bey Leben beliben und gefangen wäre worden, so hätt jn der Kaiser um kein Gelt geschatzt, sonder als einen Khunig frey ledig gelassen. Und da man sagte, daß sein Khunigin (zu versteen Khunigin Maria) zu Ofen ware, da wurde von Stund an bestellt, daß niembt zu der Stat sol, sonder all Hörhüten oder Gezeld außerhalb der Stat aufschlahen und sie als ein Khunigin in nichts zu beleidigen, sondern hat sie also in iren Stuel beleiben wollen lassen. Also sey menschlich gelebt, nit, wie der schpanisch Khunig gethan.“

Uebrigens können diese Gesandten die Art, wie sie in Constantinopel aufgenommen worden, nicht anders als loben. Man findet alle Regeln der Höflichkeit gegenseitig beobachtet. Freylich nehmen sich die türkischen Schreiben, welche auf die von K. Ferdinand an „Serenissimum et potentissimum Principem Dominum Selymum Imperatorem Turcorum ac Asiae et Graeciae, amicum nostrum charissimum“ gerichteten die Antwort bilden, ziemlich orientalisch aus. Es sind p. 89 — 95 von jedem zwey, wahrscheinlich in Wien gefertigte, amtliche Uebersetzungen gegeben, eine lateinische und eine italienische, die indessen bedeutend von einander abweichen. In der lateinischen heißt es, nach Aufzählung der Länder, über die der Padischah gebiete: „Post omnia haec regna Hungariam cum ense occupavi, et hoc regnum est meum, et terrae, quae per Vos in Germania tenentur, etiam mihi jure pertinent, cum illas in propria persona visitaverim et facie mea in eas prospexerim; sum enim vir justus neque ferre possum injustitiam et sum Sultanus Solymanus Sultani Selemi filius, qui est filius Sultani Baysit.“ Weiter wird darin gesagt, der Sultan habe dieses sein Ungarn seinem Diener Johann (v. Zápolya) übertragen, der ihn darum gebeten. Wer es diesem nehmen wolle, habe es mit dem Sultan zu thun. Zugleich Ungarn und den Frieden verlangen seyen unvereinbare Dinge. Dieser lateinischen Uebersetzung sind von gleichzeitiger Hand französische Randnoten beygefügt. Neben der gewöhnlichen Eingangsformel, in welcher von Mohammed, Abubekr, Omar, Osman und Ali die Rede, ist zu lesen: Machometh et autres dieux des Tures. Es hat diese tiefe Unwissenheit über das eigentliche Wesen des gegenseitigen Credo, nach welcher man sich wechselweise der Abgötterey beschuldigte, leider noch über das XVI. Jahrhundert hinaus fortgedauert.

Unter den Beylagen sind zwey Briefe der zur Gesandtschaft verordneten königlichen Räthe an Ferdinands Canzler, den Fürstbischof von Trient, Bernhard von Cles, worin sie sich über Manches nähere Verhaltungsbefehle erbitten, namentlich für den Fall, daß der Sultan ihre Instruction zu sehen begehrte. Sie wünschen, daß die geheimsten Artikel derselben in „ein sondere“ Instruction gezogen werden, auf daß man in jenem Fall diese „verhalten und in jeder Not dest ee vertuschen“ möge. Es ist nämlich in der Instruction (p. 10 — 20) auch von einer Summe Geldes (jährlichen „Pension“ bis auf 100,000 Gulden) die Rede, die man, wenn es unumgänglich schiene, für die volle Cession der streitigen Gebiete in Aussicht stellen könne.

Interessant sind die beyden, in diesem Hefte D. mit enthaltenen Schreiben K. Ferdinands, das

eine vor dem Abgang der Gesandtschaft, 28. Januar 1530, in französischer Sprache, das andere nach der Rückkunft derselben, 17. März 1531, in spanischer an den Bruder, Karl V, gerichtet, welchem überhaupt alle Acten, die deutschen ins Lateinische oder Spanische übersetzt, mitgetheilt wurden, wie sie denn hier fast alle auch in solcher zum Theil verständlicherer, auch wohl mit Zuthaten vermehrter Uebersetzung, also keineswegs zum Ueberfluß, gegeben werden. In dem ersten, einer eigenhändigen Antwort Ferdinands auf ein vom Bruder empfangenes, ist nicht bloß von den ungarischen und türkischen Händeln die Rede, sondern auch von Vielem, was andre Mächte, z. B. den König von England (welchem K. F. den Hosenbandorden zurückschicken will, „car, sagt er, ie ne vouldroie porter ordre dont le chief eut fet ung sy abominable cas principalement soiant ma tante), namentlich aber die deutschen Fürsten, z. B. den „Conte Palatin“ die „Luteriens,“ seine eigne Wahl zum römischen König, die Kaiserkrönung des Bruders u. dgl. betrifft. Der Brief ist lang und nicht ohne Grund sagt der königliche Schreiber am Schluß: „ie vous suplie me perdoner mes faultes et redites et penser que ie suis tres malnes chanziller et certes iay eu tant ycy a faire et mesmes ne suis este du tout bien dispouse que a grant paine ay pou venir a fin de lescripre.“ Ungleich besser liest sich der zweyte, freylich durch den Secretär geschriebene, spanische Brief vielleicht schon deswegen, weil diese Sprache, wie die italienische damals schon eine bestimmte Form und Orthographie gewonnen hatte. Während das Deutsche und Französische dieser Epoche uns noch etwas barbarisch ansieht, nimmt sich das Spanische aus, als wäre es heute geschrieben. *) In diesem Briefe übrigens wird auf klare, selbst beredte Weise auseinander gesetzt, daß bey gedachtem Beharren des Türken auf dem Besitz von Ungarn an keinen Frieden zu denken und obschon el socorro del Imperio (d. h. des deutschen Reiches) ya que sea cierto, serà tardio como suele, auch die lutherischen Fürsten fürchten mögen, que se les harà la guerra despues a ellos, zu den Waffen müsse gegriffen werden.

Wir begnügen uns, von den übrigen drey Heften ganz kurz den Inhalt anzugeben.

Zu der Gesandtschaft von 1531 -- 32 (der fünften) waren der Graf Leonhard von Nogarola und der obige Joseph von Lamberg ausersehen. Es werden in dem entsprechenden Hefte E. gegeben die ihnen ertheilte Instruction vom 5. November 1531 lateinisch und deutsch, hierauf ihr Bericht über die eben so nutzlose Werbung, deutsch.

Als Beylagen kommen vor: Schreiben des Canzlers Bernh. von Cles, Hofmanns von Grünbühel und des K. Ferdinand an Chosrew, Statthalter von Bosnien, sicheres Geleit betreffend, Schreiben des K. Ferdinand wie ein anderes des Canzlers v. Cles, an den Großvezier, Vollmacht und Credenzbrief für die Gesandten, Brief des Sultans an K. Ferdinand, 17 französische Briefe des K. Ferdinand an seine Schwester Maria, Wittwe des Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen, Statthalterin der Niederlande; lateinisches Schreiben K. Ferdinands an Carl V. und lateinische Antwort des letztern. Den Schluß bildet ein Abdruck des selten gewordenen Druckstückes: „Wegraiß keyserlicher Majestat Legation im 32. jar zu dem Türken geschickt, wie und was gestalt sie hinein und widerumb herauß komen ist, warhafftigklich von denen die mit und bey gewest, in schrifft verfasset.“

Das den Acten der Gesandtschaft von 1533 (der sechsten) gewidmete Heft F. beginnt sofort mit dem lateinischen Bericht der dießmaligen Agenten auf dem constantinopolitanischen Schauplatz, näm-

*) Auffällt, daß der Schreiber das in spanischer Zunge vom weichen r so sehr unterschiedene starke, welches jetzt nur in Mitte des Wortes und zwischen Vocalen durch Verdoppelung bezeichnet wird, überall, auch am Wortanfange, durch dieses Mittel ausdrückt, indem sich hier durchgängig rrelacion, rreyno, honrra, rrazones, rreligion u. dgl. geschrieben findet. Seltsam haben sich die in unsern Tagen auch außer der Halbinsel oft gebrauchten Wörter guerrilla, Aragon, in deutschen, auch wohl französischen Büchern und Zeitungen, in Guerilla und Arragon oder Arragonien umgewandelt.

lich des Hieronymus von Zara und des Cornelius Duplicius Scepperus, der von Seite Karls V. jenem später war beygeordnet worden, sich aber auch als nur des K. Ferdinands Gesandter geriren sollte. Schon die vorhergegangene Gesandtschaft war am Ende (E. p. 40) mit dem bereits durch die Instruction von 1530 vorgesehenen Anerbieten einer jährlichen Summe Geldes für die Zurückstellung von ganz Ungarn hervorgerückt. Dieß mag sich vermöge derselben Weisung auch auf besondere Geschenke für den Großvezier und andre einflußreiche Personen ausgedehnt haben. Auch die neuen Agenten haben, nach dem, F. p. 55, gegebenen Auszug ihrer Instruction und nach dem, p. 114 — 119, vorkommenden Schreiben K. Ferdinands an Hieron. von Zara, ohne Zweifel dasselbe Motiv wirken lassen, wozu noch die Rückgabe des von Karl V. genommenen Platzes Coron auf Morea in die Wagschale gelegt ist.

(Schluß folgt.)

Neunter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1838. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mit vieler Selbstgefälligkeit rühmt sich Hr. H., der alle Einwürfe mit Leichtigkeit widerlegt, seiner Siege, und pflückt sich einen unentreißbaren diplomatischen Lorbeer. Wer es überhaupt wagt, eine andere Ansicht in historischen Dingen zu äußern, als Hr. H., der sieht sich von diesem kampfgierigen und kampfbereiten Ritter alsogleich la lanza baja angegriffen. — Angenommen, Hr. H. habe durchgehends das Recht auf seiner Seite, ist dieß wohl die Art und Weise, wie man einem Manne von wissenschaftlicher Bildung entgegentritt? Wäre nicht im Gegentheile eine ruhige, bescheidene Darlegung der Gründe um Vieles geeigneter, die Wahrheit zu fördern? Wir zweifeln keinen Augenblick, daß Hr. Dr. Bensen seinem Gegner die Antwort nicht schuldig bleiben werde, und wie gerne wir auch Einiges über die Grafen von Rothenburg hier angedeutet hätten, so zwingt uns doch der beschränkte Raum einer Anzeige, dieß vor der Hand zu unterlassen. Der H'schen Abhandlung ist eine Bemerkung beygegeben, von der gleich die Rede seyn soll. Zuvor müssen wir der letzten und V. Beylage: „histor. Conjectur über die Entstehung des Ortes und des Namens Nürnberg, vom Herrn Landgerichts-Assessor Haas in Nürnberg“ erwähnen.

Es war gut gethan, daß sich diese kleine Abhandlung schon auf ihrem Titel als histor. Conjectur über Nürnbergs Namen angekündigt. Wir glauben indessen, daß sie schwerlich viele Freunde finden dürfte. Des slawischen Etymologisirens sind wir hier zwar ledig, allein das gebotene Deutsche ist darum nicht besseren Schlages.

Nun zu Hrn. Hs. Bemerkung. Sie bezieht sich auf Seite 111 (Leben des h. Gumbertus nach Egilward), und theilt sich dem in derselben vorgetragenen Stoffe nach in zwey Theile. Der erste, größere bespricht das der Kirche von Würzburg ertheilte Herzogthum, der zweyte, kleinere ist gegen meine Recension des vom Hrn. H. beschriebenen Rufenhofer Münzfundes gerichtet.

Was den Ducat der Würzburger Kirche anlangt, so ist derselbe schon so oft Gegenstand gelehrter Abhandlungen bald für, bald wider diese Würde gewesen, daß man sich der Meynung hingeben dürfte, es könne derselbe, bereits nach allen Seiten hin beleuchtet, kaum mehr einen Zweifel über sein wahres Wesen aufkommen lassen. Gelegentlich der Darstellung des Rufenhofer Munzfundes im 8. Jahresberichte von Mittelfranken machte nun Hr. H. zu der im Würzburger Wappen befindlichen Fahne die Bemerkung: sie sey eine neue Erfindung; die ins Wappen gesetzte Fahne hätte der Würzburger Bischof für „das alte Wappen des Herzogthums Franken ausgegeben.“ Hr. H. nannte dieß in seinen „harmlosen“ Wappenbelustigungen eine pia fraus! — — Wir glaubten hierüber nur auf einige einschlägige Urkunden, deren Inhalt allein schon hinreicht, die Wahrheit in ihrem vollen Glanze zu offenbaren, hinweisen zu müssen, und fügten zum Ueberflusse des berühmten und letzten Ebracher Abtes, Eugen Montag, hieher gehörige Stelle bey. Allein Hr. H. unterzieht sich nun selbst der Mühe, mich, der ich „über diesen Gegenstand in großer Ungewißheit zu schweben scheine,“ und der „den Unterschied zwischen dem Ducatus Wirceburgensis und Ducatus Franconiae nicht gekannt,“ mit „vorläufiger“ Hinweisung auf einige diesen Gegenstand behandelnden Werke auf seine Manier zu belehren.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Les livres des Assises et des usages dou Reaume de Jerusalem, sive leges et instituta regni Hierosolymitani primum integra ex genuinis deprompta codicibus Mss adjecta lectionum varietate cum glossario et indicibus edidit E. H. Kausler Vol. I. (plagula 1 — XL.) cum tabula lapidi incisa. Stuttgardiae apud Adolphum Krabbe 1839.

Keines Landes Rechtsgeschichte auſſer der Deutschen bietet für deutsche Juristen, Staatsmänner und Historiker mehr Interesse, als die französische; und doch ist gerade sie es, die in unserm Vaterlande weit weniger beachtet wird, als z. B. die englische, die dänische, ja selbst die russische. Bis jetzt ist auch nicht ein Werk bey uns über dieselbe erschienen. Das französische Recht erwuchs aus derselben Wurzel, wie das deutsche. Eine ganze Periode hat es mit dem unsrigen gemein — nämlich die fränkische. Sein Entwickelungsgang war im Ganzen derselbe, wie der des in Deutschland geltenden Rechts; nur erscheint der Einfluß eines auch bey uns mächtigen Elementes dort früher vorherrschend als in Deutschland — nämlich der des römischen Rechts. Neben diesem bilden aber auch das germanische und das christlich-kirchliche Recht wie bey uns dessen Grundlagen. Das französische Recht ist nicht minder wie das unsrige vom Volke ausgehendes Gewohnheitsrecht, von Oben kommendes Gesetzes- oder Verordnungsrecht und ein durch die Rechtsgelehrten eingeführtes wissenschaftliches. Auch fanden sich einst in Frankreich nicht minder viele von einander abweichende Provincial- und Statutarrechte, als es noch groſsentheils in Deutschland der Fall ist. Im achtzehnten Jahrhunderte begannen in Frankreich die philosophischen Theorien eben so ihren Einfluß auf die Gesetzgebung zu üben, wie in Deutschland. Ueberhaupt war früher der Zusammenhang der beyden groſsen Reiche trotz der Sprachverschiedenheit enger als man jetzt oft glaubt. Studierten doch im sechzehnten Jahrhundert viele Deutsche in Frankreich, und fanden nicht die hugenotischen Rechtslehrer, als die Bartholomäusnacht sie vertrieb, in Deutschland Aufnahme, Unterhalt und selbst Lehrkanzeln?

Die französische Rechtsgeschichte zerfällt in dieselben natürlichen Perioden wie die deutsche, nur ist der Anfang derselben etwas früher.

Auf die fränkische folgt die Feudalperiode in zwey Abtheilungen wie in Deutschland, die erste bis gegen das Ende des dreyzehnten, die zweyte bis gegen das des fünfzehnten Jahrhunderts. Zuerst entwickelte sich das reine Lehnsystem, welches seit der Erblichkeit der Lehen, schon unter Karl dem Kahlen, schneller, fester und feiner sich ausbildete, als in Deutschland; dann beginnt die Freyheit der Städte und durch sie der dritte Stand; die Verbreitung des römischen Rechts war ihrem Aufblühen nicht minder günstig als dem Triumph des monarchischen Princips; die ständischen Verfassungen der drey Ordres (der Geistlichkeit, des Adels und der Städte) waren sogar früher dort vollendet, wie bey uns, nämlich schon unter Philipp dem Schönen zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Die Gerichtsverfassung wurde ebenfalls unter ihm umgestaltet, durch Ernennung gelehrter Richter in den Parlamenten und Hofgerichten. Das Recht wurde bald ein gelehrtes; und auf die Feudalperiode folgte die sehr gut so bezeichnete Periode coutumière, welche der unsrer officiell redigirten Land- und

Stadrechte seit Maximilian und Karl V. entspricht; unter welchen ja bey uns der Rechtszustand begründet wurde, in welchem die von den Universitäten ausgehende jurisprudentia Romano-Germanica forensis Theorie und Praxis beherrschten. Diese Periode schließt in Frankreich mit der Revolution und den durch sie erzeugten Codes, während sie in Deutschland theilweise noch fortdauert, theilweise aber durch die Partikulargesetzbücher und die Auflösung des deutschen Reichs beendigt wurde. Frankreich hat seitdem seine philosophische Periode begonnen, d. h. die einer nach rationellen Principien sanctionirten Gesetzgebung; wir leben ja auch in einer solchen.

Bedenkt man nun, daß Frankreichs Einfluß von jeher überaus mächtig auf Deutschland herüber wirkte — daß die deutsche Civilisation lange unter der Botmäßigkeit der französischen stand, so springt es in die Augen, daß eine nähere Bekanntschaft der französischen Rechtsgeschichte den deutschen Rechtsgelehrten von überaus großem Interesse seyn muß. Unentbehrlich ist sie dem Rheinpreußen, dem Rheinbayer, dem Badenser, folglich auch den die Gesetzgebung dieser Länder leitenden Staatsmännern.

Unsere Unbekanntschaft mit dieser Geschichte ist aber großentheils unverschuldet. Sie fällt im Grunde den Franzosen zur Last, weil diese dieß schöne Feld ihrer Geschichte fast unbebaut gelassen haben, und dieß gerade in einer Zeit, wo die rechtshistorischen Studien in Deutschland den edeln Aufschwung nahmen, dem wir die vielen trefflichen Werke von Savigny, Eichhorn, Mittermaier, Maurer, Phillips und jüngerer Gelehrten verdanken.

Die Verachtung der Vergangenheit war in Frankreich eine Krankheit, welche das Zerstörungsfieber der Revolution mitgebracht hatte. Erst nachdem fast ein halbes Jahrhundert verflossen war, fühlte man die Lust, wieder rückwärts zu schauen, um zu sehen, wie und warum man das geworden war, was man war. Nachdem Guizot eine neue historische Schule gestiftet hatte, regte sich auch ein neuer Eifer für die geschichtliche Rechtsforschung. Man kehrte von Rousseau zu Montesquieu zurück, und, trügen die Zeichen der Zeit nicht, so wird bald mit der französischen Historiographie auch die französische Rechtsgeschichte zu einem raschen und erfreulichen Ziele gelangt seyn. Seit zehn Jahren ist viel geschehen. Fast jedes Jahr tritt ein neuer Bearbeiter des Faches auf, und Regierung, Kammern, sowie die gelehrten Corporationen begünstigen auf alle Weise die schönen Bestrebungen.

Um nicht was Guizot, Thierry, Capefigue und andere für die Staats- und Verfassungsgeschichte Frankreichs leisteten hier wieder zu erwähnen,*) bezieht sich der Ref. hier nur auf die Schriften von Laferrière**) (1836 — 1838), von Klimrath***) (zwischen 1835 und 1838), von Giraud****) (1835 bis 1838), von Poncelet†) (1838), Laboulage††) (1839) und Marmes†††) (1839), während theils durch Forschungen, theils durch Zusammenstellungen, theils durch die Herausgabe ungedruckter Quellen die historische Rechtskunde in Frankreich sehr befördert worden ist. Diese neuere historische Schule der französischen Juristen, für welche einige ältere noch lebende Celebritäten, wie Dupin, Taillandier, besonders aber Pardessus und Berriat-Saint-Prix seit

*) Ref. verweiset auf seinen Aufsatz in der deutschen Vierteljahrschrift April — Juni 1838. S. 138 bis 169: „Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte."

**) Histoire du droit français. Paris 1836 — 38. 2 vol. 8.

***) Mémoire sur les monumens inédits de l'histoire du droit français — Mémoires sur les Olim et sur le Parlement. — Etudes sur les Coutumes — und dessen Anfang einer französischen Rechtsgeschichte in der Revue v. Wolowski.

****) Histoire du droit romain (1835). Recherches sur le droit de Propriété. (Eine Recension dieses Werkes vom Ref. findet sich in der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Auslands Band XI. S. 136.)

†) Précis de l'histoire du droit civil en France. Paris 1838. (Der Redacteur des Buches ist sein Schüler Herr Rapetti.)

††) Die gekrönte Preisschrift: Histoire de la propriété foncière en Occident. Paris 1839, (gleichfalls vom Refer. kritisch analysirt in der genannten Zeitschrift. B. XII. S. 294.)

†††) Etablissements et Coûtumes, Assises et Arrêts da l'Echiquier de Normandie au treizième siecle. Paris 1839.

fünfundzwanzig Jahren unermüdlich vorgearbeitet haben, nimmt die rechtsgeschichtlichen Studien da wieger auf, wo sie de Laurière († 1723), Secousse († 1754), Brodeau († 1655), Basnage († 1695), de la Thaumassière († 1712), Baluze († 1718), du Cange (1610 — 1688) im siebenzehnten und außer Montesquieu, Houard (1725 — 1802), Bouhier (1673 — 1746) und andere im achtzehnten Jahrhundert gelassen haben.*)

Wenn die Resultate der neuesten Bestrebungen noch nicht glänzender sind, als sie dem Anscheine nach seyn könnten, so wundere man sich hierüber ja nicht. Es ist ein erstes Bedürfniß noch nicht befriedigt, nämlich das vollständiger und guter Ausgaben der Quellen. Erst seit Kurzem läßt man sich dieß angelegen seyn. Wie die Regierung sowohl, als die Akademieen und einzelne gelehrte Gesellschaften jetzt bemüht sind, bisher gar nicht oder nicht genügend edirte Geschichtsquellen zu Tag zu fördern**), so treten auch bisher unbekannte oder wenig beachtete Rechtsdenkmäler ans Licht, unter denen das, welches der Gegenstand gegenwärtiger Anzeige ist, bey weitem das berühmteste ist. Dabei hat Deutschland besondere Ursache stolz zu seyn: denn die bis jetzt schönste und vollständigste Ausgabe desselben ist das Werk eines deutschen Gelehrten; das Unternehmen, das eines deutschen Buchhändlers. Die Ausgabe der Livres des Assises et des usages dou Reaume de Jerusalem, von welcher hier die Rede seyn wird, erscheint besorgt von Herrn Archivrath Kausler zu Stuttgart bey Adolph Krabbe. — Zwei andere Ausgaben sind begonnen in Frankreich, die eine in Rouen durch Leon Foucher, die andere in Paris unter den Auspicien der Académie des Inscriptions durch den Grafen Arthur Beugnot. Die Geschichte dieser Ausgaben d. h. die der seit fünfzig Jahren fruchtlos gewesenen und erst jetzt mit Erfolg gekrönten Bemühungen, endlich einen vollständigen und befriedigenden Abdruck dieser Rechtsbücher zu besitzen, ist von Interesse und soll deßhalb, ehe von dem Werke selbst näher die Rede seyn wird, hier (in wie weit sie dem Refer. bekannt ist) erzählt werden.

I. Assises*) heißen im französischen Mittelalter feyerliche Gerichtssitzungen, welche, wie in der fränkischen Periode die Placita unter dem Vorsitze eines Gerichtsherrn oder seines Stellvertreters gehalten werden. Ferner werden die in denselben gemachten Beschlüsse und Satzungen so genannt, ja der ganze Inbegriff der Satzungen eines Territoriums.

(Fortsetzung folgt.)

I. Amtliche Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede, ꝛc.

II. Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, ꝛc.

(Schluß.)

Kurz, wir finden, wozu auch die kluge Deferenz der neuen Gesandten das ihrige beygetragen haben mag, den Großvezier so wie denn auch seinen Gebieter völlig umgewandelt. Diesem läßt der so feine als stolze und ruhmredige Ibrahim sie sagen: König Ferdinand dein Sohn sieht all sein Gut für dein Gut an, der du sein Vater bist, und all dein Gut hält er für seines, weil er dein Sohn ist. Er hat nicht gewußt, daß du das Königreich Hungarn für dich gewollt: hätte er dieß gewußt, nie hätte er es mit Krieg überzogen. Er glaubte, Andere seyen es, die dieses Land sich zueignen wollten. Da er aber sieht, daß du, sein Vater, es für dich nimmst, so freut er sich des, und wünscht dir, seinem Vater, alles Wohlseyn,

*) Eine sehr geistreich geschriebene Uebersicht der Bearbeitung der französischen Rechtsgeschichte giebt Laboulage in der Introduction seines Werkes Seite 1 — 57.

**) Ueberaus vielversprechend ist die Sammlung der documens inédits sur l'histoire du tiers-état, welche auf Staatskosten unter Thierry's Leitung nächstens zu erscheinen beginnen werden.

*) Das Wort erzeugte auch das von Accise d. h. eine Abgabe, die von Leuten erhoben wurde, welche an den Thoren saßen.

sintemalen er nicht zweifelt, daß du, sein Vater, ihm, deinem Sohne, dieses Königreich und andere wirst zu statten kommen lassen.

Unterm 21. Januar 1533 berichtet Hieron. von Zara an K. Ferdinand, wie der Friede nun wirklich geschlossen. Es heißt in diesem Schreiben aus Constantinopel: „Esso Imperatore a tolto vostra Maestà per suo figliolo e ambe le Regine, cioè la Consorte e Sorella di V. M. per sue figliole.“ Und so schreibt denn auch K. Ferdinand am 4. April „Serenissimo et potentissimo Principi Domino Selymo Imperatori Turcorum, Asiae et Graeciae etc. Patri nostro charissimo, wie zu gleicher Zeit: Illustrissimo et excellentissimo viro Ibraim Bassae, supremo Consiliario, mandatario et summo cancellario serenissimi ac potentissimi Selymi Imperatoris Turcarum, amico et fratri charissimo.

Recht ergetzlich lesen sich in dem gut geschriebenen lateinischen Gesandtschaftsberichte die selbstgefälligen Tiraden des türkischen Günstlings, die sogar einem im Namen des Herrn an Karl V. gerichteten Schreiben (p. 136 — 137) eingeflochten sind. Es ist zu bedauern, daß ein Bruchstück des von Schepper in Constantinopel geführten Tagebuchs, das sich auch über das außeramtliche Treiben der Gesandten daselbst verbreitet, „weil es durch Unwissenheit des Schreibers zu sehr entstellt ist,“ nicht mit abgedruckt werden konnte.

Unter den verschiedenen Schreiben, welche die Beylage bilden, sind wieder einige von K. Ferdinand an seine Schwester Maria, mehrere des Hier. von Zara (einer auf p. 74 in illyrischer Sprache), sowie der zur Unterhandlung mit Johann von Zápolya nach Presburg abgeordneten Commissäre, dann Verkündigungen des Friedens in Krain und an den Grenzen im October 1533.

Die noch von keinem Geschichtschreiber erwähnte Gesandtschaft von 1534 (die siebente) ist wieder dem Hieronymus von Zara und dem Cornelius Duplicius Scepperus (aus anderwärtigen im Namen Karls V. geführten Verhandlungen als Corneille Double bekannt) anvertraut. Heft G. fängt an mit einer aus dem Französischen ins Latein übertragenen Instruction Karls V. für Scepperus, vom 4. u. 24. December 1533 aus Monzon, und einer ähnlichen lateinischen des K. Ferdinand an beyde vom 11. Februar 1534.

Folgt Schepper's lateinischer sehr dramatisch gehaltener Bericht „Enumeratio eorum quae per Cornelium Duplicium Scepperum acta et tractata et ab eodem audita et visa sunt in legatione Constantinopolitana ad Imperatorem Thurcarum, quae fuit anno Domini 1534.“

Unter den constantinopolitanischen Wortführern ist in der Person des Aloisius Gritti, Statthalters von Ungarn für König Johann (von Zápolya, oder, wie dieser mitunter genannt wird, Janusch Kral, Janusch Weyda), ein weiterer aufgetreten, der mit großem Eifer die Interessen seines Gebieters wahrnimmt.

Die Beylagen dieses Heftes G. bilden, außer den von K. Ferdinand und Kaiser Carl V. ausgestellten Credenzbriefen, mehrere Schreiben K. Ferdinands an seine Schwester Maria, an den Canzler Bernh. von Cles, an Hieronymus von Zara, an Lorenz Kanturisch, an die Republik Ragusa u. s. w.; auch einige Briefe von Andern, z. B. ein, die damaligen Ereignisse berührender, Privatbrief des Renegaten Faik, „obristen Truckfaßen des zweyten Beziers Aias Pascha,“ nach Breslau, von wo jener gebürtig. Hinter der italienischen Uebersetzung eines vom Sultan dem Corn. Dupl. Scepperus mitgegebenen Beglaubigungsschreibens ist von Johann May, Probst von Zwetl und k. Sekretarius, bemerkt: Die VI. Decembris ex commissione Maiestatis regiae etc. dedi D. Leonardo Interpreti Turcico literas originales Turcicas tenoris suprascripti ad effectum ut ex eis disceret et continuaret linguam Turcicam 1534. Man dachte also doch bereits mit Ernst daran, tüchtige türkische Dolmetscher zu bilden.

Schmeller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Les livres des Assises et des usages dou Reaume de Jerusalem, etc.

(Fortsetzung.)

Roquefort im Glossaire de la langue romane (Paris 1808) nennt Assises (freylich nicht ganz richtig): Plaids (placita) solemnels et extraordinaires, que des juges supérieurs allaient tenir dans les justices subalternes. Les Assises se tenaient toujours dans un lieu public, afin que chacun pût y avoir un accès libre et facile. Ce mot signifiait aussi recueil des lois d'une province, d'un royaume, assemblée de personnes notables, qui se réunissaient chez le souverain pour juger en dernier ressort les grandes causes; leurs arrêts étaient sans appel — assisae.

Die Assises des Echiquier de la Normandie d. h. die Satzungen des in einem getäfelten Saale sitzenden höchsten Gerichts der Herzoge von der Normandie — welche gerade jetzt Herr Marnier in Paris herausgiebt — sind schon erwähnt worden. Jede einzelne Rechtssatzung führt diesen Namen. Denselben erhielten auch die Rechtsgrundsätze, welche in dem von den Kreuzfahrern errichteten Königreiche Jerusalem eingeführt worden auf die oben bezeichnete Weise. Unter diesem Namen ist nämlich die Gesetzgebung dieses Reichs, welche bald sich auf die Insel Cypern verpflanzte und dort bis ins sechzehnte Jahrhundert praktisch blieb, bekannt und berühmt geworden.

Abgefaßt in französischer Sprache, von französischen Rechtsgelehrten und im royaume de France d'Outremer — wie man häufig das Frankenreich der Kreuzfahrer nannte — sahen die französischen Rechtsgelehrten dieses Recht als einen Theil des ihrigen an, das aus französischen Rechtsgewohnheiten entsprungen nur nach dem Orient übertragen wurde, und seines hohen Alterthums wegen (man setzt die erste Abfassung der Assises de Jerusalem in das Jahr 1099) als ein treues Abbild des ältesten eigentlich französischen Rechts betrachtet werden konnte und wirklich betrachtet wurde.

Dieß Recht besteht, wie unsere Spiegel, aus zwey Haupttheilen aus Lehnrecht und Landrecht; jenes führt den Namen Assises de la haute Court *) oder de la Courte des Barons (des Mannengerichts); dieses den Assises de la baisse oder basse Court oder de la Court des Borgeois (bourgeois).

Jene Abtheilung war längst bekannt: der um die Herausgabe anderer Quellen des französischen Rechts z. B. der coûtumes du Beauvoisis verdiente de la Thaumassière hatte sie 1690 in einem Bande in Fol. — freylich in einem sehr mangelhaften und schwer zu verstehenden Texte — herausgegeben. Hundert Jahre später (1783 u. 1792) ließt Canciani die auf Befehl der Republik Venedig 1531 davon gemachte und 1535 schon gedruckte italienische Uebersetzung der ganzen Assises im 2ten und 5ten Bande seiner Leges Barbarorum abdrucken; zu einer Zeit, wo der ausgezeichnete französische Rechtsgelehrte Agier, 1788 Advocat, später Präsident des Appelhofes zu Paris, den Plan hatte, eine kritische Ausgabe des besten französischen Textes zu veranstalten. Mit ihm beginnen die durch

*) So schrieb man einst nach seiner Etymologie von Curtis das Wort Cour — Gerichtshof.

zwey Revolutionen unterbrochenen vielfachen Versuche hiezu, deren Schicksale hier zu erzählen sind.

König Ludwig XVI. wandte sich im Jahre 1788 an den Senat der Republik Venedig, um eine Abschrift der berühmtesten seit 1490 in ihrem Staatsarchiv aufbewahrten Handschriften der Assises zu erhalten. Man brachte diese nun in die Sankt Markus Bibliothek und der gelehrte Abbate Morelli erhielt den Auftrag, von der Haupthandschrift eine Abschrift zu machen. Der französische Chargé d'Affeires, der Chevalier Henin de Cuvillers, — war dabey behülflich. Im Jahr 1791 wurde die Abschrift oder vielmehr das Facsimile der Handschrift der französischen Regierung in Paris übergeben. Allein die Abschrift verschwand und galt sieben und dreyßig Jahre lang für verloren. Die Venetianische Handschrift selbst wanderte 1797 mit andern nach Paris und verblieb der Nationalbibliothek bis 1815, wo sie der österreichischen Regierung für Venedig zurückgegeben wurde. Während dieser 18 Jahre geschah aber in Frankreich nichts für die Herausgabe der Assises. Im Jahre 1806 frug Dupin, der damals seine Aufmerksamkeit den französischen Rechtsalterthümern zugewandt hatte, bey Agier an, ob er seinen Plan, dieselbe herauszugeben, nicht wieder aufzunehmen gesonnen sey? Derselbe antwortete ihm, daß er schon längst darauf verzichtet habe, zumal que les Assises n'étaient plus utiles que pour l'histoire. *) Wie schon früher**) nahmen 1814 die Fortsetzer der histoire litéraire de la France Rücksicht auf das Werk T. XIII. p. 94.

Der Akademiker Lévesque de la Ravallière hatte (geg. 1745) im XX. Bande der Mémoires de l'Académie des Inscriptions ***) und in seinen Revolutions de la langue française, eine Einleitung zu den Poésies du roi de Navarre Paris 1742 Nachforschungen über den Verf. des Rechtsbuches gemacht, welche später wieder aufgenommen wurden. Inzwischen hatte ein berühmter deutscher Gelehrter und Geschichtschreiber sich mit den Assisen beschäftigt, nämlich Wilken, der 1807 im ersten Bande seiner Geschichte der Kreuzzüge S. 307, nach der Ausgabe von de la Thaumassière (der italienische Text bey Canciani scheint ihm unbekannt gewesen zu seyn) eine freylich nicht ganz fehlerfreye Darstellung der Verfassung des Königreichs Jerusalem gab; und Nachrichten über die Assises nebst Auszügen in den Beylagen dazu. S. 17 — 41.

Im Jahre 1818 richtete Dupin in seinen Notices historiques critiques et bibliographiques sur plusieurs livres de la jurisprudence française, remarquables par leur antiquité ou leur originalité, die er als Zugabe seiner Ausgabe von Camus lettres sur la profession d'avocat, et Bibliothèque choisie de droit folgen ließ, wieder die Aufmerksamkeit der französischen Rechtsgelehrten auf die Assises. Bald darauf beschäftigte sich damit in der Thémis Taillandier T. VII. p. 505 — 520 nachdem er 1824 angekündigt hatte, die seerechtliche Bestimmungen enthaltenden Artikel aus der Court de Bourgeois würden in seiner Collection des lois maritimes aufgenommen werden (Thémis VI. p. 387). Zu diesem Behufe hatte die französische Regierung um eine neue Mittheilung der venetianischen Handschrift gebeten. Dieselben erschienen auch in dem 1828 herausgegebenen ersten Theile der Collection, p. 275 — 282, nämlich die Capitel 40 — 46 mit einer Uebersetzung in modernem Französischen mit Anmerkungen begleitet. In demselben Jahre gab Taillandier im 9. Bande der Themis p. 353 noch einen den Urheber des jetzigen Textes der Assisen betreffenden Zusatz. *) Unterdessen hatte Buchon bekannt gemacht, die Assises würden seiner Collection des chroniques françaises einverleibt werden; dieß veranlaßte Hugo im J. 1830 in der dritten Ausgabe der juristischen Literärgeschichte S. 98 Not. 4 zu sagen, sie seyen in dieser Sammlung schon erschienen, obgleich Taillandier 1829 im angeführten Bande der Themis p. 356 das Nichterscheinen, zugleich aber bekannt machte: Pardessus sey mit der Herausgabe derselben von der Regierung be-

*) Der Brief Agier's stehet bey Dupin V. 679.

**) vol. VIII. p. 598 — 599.

***) Im Amsterdamer Nachdruck 1770.

*) Es soll von dessen Inhalt alsbald die Rede seyn.

auftragt worden. Als endlich die venetianische Handschrift in seinen Händen und einigen jungen Paläographen*) zum Abschreiben übertragen war und Pardessus der Inhalt der bis jetzt ganz unbekannten Court des Bourgeois überaus wichtig erschien, erlangte er von der Regierung Carls X., bey welchem er von großem Einfluße war: daß diese für Frankreich so ehrenvolle Rechtsdenkmale auf Staatskosten gedruckt werden sollten. Die Ausführung des Planes zog sich bis in das Jahr 1830, wo ihm die Juliusrevolution, welche Pardessus' Lage ganz veränderte, ein Ende machte. Taillandier's erster Artikel hatte in Deutschland Nachhall. Er veranlaßte 1828 eine sehr gründliche Abhandlung über die Assises im 30. Bande des Hermes Heft 2. S. 315 — 399, deren Verfasser K. L. Schmid, Professor der Rechte in Jena ist. Darin sind einige nicht unbedeutende Irrthümer von Wilken und Taillandier berichtigt. Unterdessen hatte es sich merkwürdiger Weise zugetragen, daß die für Ludwig XVI. zu Venedig im Jahre 1791 gemachte Abschrift 1829 unerwartet wieder zum Vorscheine kam,**) so daß Pardessus sie mit dem Originale, wovon sie ein Fac Simile war, vergleichen konnte. Er las den 31. Juli in der Academie ein Memoire vor über den ganzen Inhalt und die Wichtigkeit der Assises, welches im Auszuge im 10. Bande der Themis S. 210—226 abgedruckt ist, vollständig aber erst im Jahre 1834 mit vielen andern als Mémoire sur l'origine du droit coûtumier et sur son état jusqu'au XIII. siècle im zehnten Bande der Mémoires der Académie des Inscriptions und daraus besonders abgedruckt erschien 1 Vol. 4. 1—100 pp. Darin erzählt er, daß die obengenannte Abschrift wahrscheinlich im Anfange der Revolution nach Rußland gekommen war, von da nach Polen und endlich nach Paris zurück, gerade als die neue Abschrift vollendet war (Themis w. o. p. 213). Die aus zwei Bänden bestehende sehr schöne Handschrift enthält im ersten die Assises de la haute cour und 12 andere unten näher zu bezeichnende Stücke, im zweiten die Assise der Court basse.

Pardessus war aber nicht der einzige Gelehrte, welchen das Rechtsbuch anzog. Es befand sich im Jahre 1829 als junger Paläograph Herr Kausler von Stuttgart in Paris, der in seinen freyen Stunden für sein Privatvergnügen die Handschrift auf der bibliothèque royale sich gleichfalls abschrieb, mit der Ausgabe von de la Thaumassière verglich, und diese seine Arbeit mit nach Deutschland nahm.

Die unmittelbar auf die Juliusrevolution folgenden Jahre waren der Herausgabe des Werkes nicht günstig. Erst im Jahre 1838 konnte Pardessus auf den Lieblingsplan von 1828 zurückkommen. Indessen hatte unser Landsmann Kausler im Jahre 1833 die in Frankreich unbemerkt gebliebene Münchner Handschrift der Assises gesehen, zur Herausgabe mehr geeignet gefunden als die Venetianische, und dieselbe zu diesem Behufe abgeschrieben und die Ausgabe vorbereitet. Das Unternehmen mußte Frankreich freylich viel mehr interessiren als Deutschland. Es hätte sogar in England erscheinen können. Referent als Correspondent der Recordcommission in London mit Kausler in Verbindung verwandte sich an verschiedenen Orten vergebens. Im Jahre 1836 sprach er mündlich in Paris mit Hrn. Pardessus, was 1837 und 1838 einen Briefwechsel zur Folge hatte, wodurch die schönen Vorarbeiten des ersten gegen eine, wie es sich gebührte, gehörige Entschädigung für Paris gewonnen werden sollten. Allein die Unterhandlungen zerschlugen sich. Vielleicht hielt man es nicht für ehrenvoll genug für Frankreich, daß die Herausgabe des französischen Rechtsdenkmals andern als französischen Händen etwas zu danken haben könnte. Die Akademie beschloß März 1838 in einer Collection des ouvrages relatifs aux Croisades die Assises nach der 1791 gemachten Abschrift mit aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt).

*) Darunter der jetzige Herr Professor und Bibliothekar Guérard, Mitglied des Instituts.

**) Refer. sah dieselbe im Jahre 1829 bey Herrn Pardessus in Paris.

Neunter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1838. ꝛc.

(Fortsetzung).

Hätte Hr. H. die von uns angeführten Urkunden aufmerksam durchlesen, — und sie mußten ihn alsdann nothwendig auf die früheren, namentlich auf die Gründungs-Urkunden der Würzburger Kirche von selbst zurückführen —; so würde er damit sich die Mühe des Belehrens, und dem historischen Vereine Mittelfrankens die Druckkosten von 5 enggedruckten Quart-Seiten erspart haben.

Egilward trägt ihm über die Schenkung des fränkischen Bisthums die Leuchte vor, und was Hr. H. genuin aus Diplomen hätte entnehmen können, dafür muß ihm ein Mönch des 12. Jahrhunderts der Gewährsmann seyn. Daß Egilward (den es bey Bearbeitung seiner vita S. Burchardi im gewöhnlichen Legendentone wenig kümmern mochte, welche Bewandtniß es mit dem Ducate der Würzburger Kirche habe) gerade über den Punkt der Gründung und Dotirung Würzburgs nicht besonders genau unterrichtet gewesen; ersieht man aus der bekanntlich unrichtigen Nachricht, die er über St. Burchards Weihe durch den Papst Zacharias giebt. Wie dürftig nimmt sich nicht, mit den Urkunden verglichen, Egilwards Erzählung über die Dotirung Würzburgs aus! Allerdings mochte er, ohne Kenntniß jener Dotationsdiplome und wie Er die Sache vorträgt, das Besitzthum der Kirche Würzburgs in seinen Anfängen und noch vor den Gumbertinischen Vergabungen eine minima et paupercula respublica nennen, die erst, da St. Gumberts Beyspiel Viele zur Nachahmung seiner Freygebigkeit gegen die besagte Kirche gereizt, eine ampla et magna respublica geworden sey. Aber wie ganz anders stellt sich diese Dotirung aus jenen 3 Diplomen unserm Blicke dar, die leider nicht im Originale, wohl aber in Confirmationen auf uns gekommen sind, so daß wir allerdings den Verlust der Originaldiplome in diplomatischer, keineswegs aber in rein-historischer Beziehung zu betrauern haben! Nach dem Inhalte der Bestätigungsurkunden aber ist Würzburgs erste Dotirung eine wahrhaft königliche gewesen, wenn gleich dem Herzoge Karlomann und seinem Bruder Pippin zur Zeit der Gründung des Bisthums der königl. Titel noch abgieng. Die Durchführung dieses Satzes würde hier zu viel Raum einnehmen. Nicht Karlmann, Karls des Großen Bruder, schenkte im Jahre 770 die 25 Pfarreyen, sondern der Herzog Karlmann, Pippins Bruder, wie aus dem klaren Laut der Urkunden zu entnehmen ist. (Continebatur in alio praecepto eiusdem domni et genitoris nostri (Carl M.) qualiter inspectas donationes --- confirmasset, ut quicquid praedictus Karlomannus siue bonae memoriae Pippinus Rex-- ad ipsam ecclesiam delegassent etc. Der Karlomannus der Urkunde vom 20. Decbr. 837 ist in der Sprache Carls des Großen als dessen, nicht als Ludovici pii patruus zu betrachten.)

Diese Fehler hätte Hr. H., wenn er die 3 Dotationsdiplome zu Rathe gezogen, vermeiden können.

Gerade an diese von Karlomann und Pippin — das sind die antecessores Reges der Urkunde bey Eckhart II. 881. — ertheilte plenissima defensio et immunitatis tuitio knüpfen sich die Anfänge der weltlichen Macht der Bischöfe von Würzburg schon unter St. Burchard, dem sie verliehen werden. Aber eben die Immunitäts Briefe der Würzburger Kirche sind es, wie Eng. Montag sagt, „woraus die Grundlage und Erwachsung zum Herzogthume genommen werden muß.“ Dieser Gelehrte zeigt zugleich, wie Ludwigs des Frommen Bestätigungsurkunde vom Jahre 823 mehr als ein Immunitätsbrief, wie er eine Verleihung des Blutbannes über des Bischofs Knechte und standesunfreye Kirchenleute (durch die Vögte geübt) sey, und wie in Kraft desselben Briefes die liberi accolae in keiner Sache, folglich auch nicht in Criminalfällen dem publicus judex unterworfen gewesen, sondern unterm Bann des Bischofs (oder dessen Vogtes) ausschlüssig gehört hätten. Dies sey der Sinn nicht nur der ältesten, sondern aller folgenden Confirmationsurkunden Arnulphs, der 3 Ottone und Heinrichs II.

Auf eine wenig beachtete Stelle in den Dotationsurkunden glauben wir jedoch aufmerksam machen zu müssen. — Nebst dem 10. Theil der Abgaben, welche von den Ostfranken und den in der Provinz angesessenen Slawen gereicht werden mußte; dann dem 10. Theil aller Erzeugnisse von 26 Königshöfen, (und nun vergleiche man Egilwards minima et paupercula respublica!), welche St. Burchard von Karlomann und Pippin zum Geschenke erhalten, ward ihm auch noch das Strafgeld von allen Jenen in den ostfränkischen Gauen zuerkannt, welche dem Aufgebote des Heeres nicht Folge geleistet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Les livres des Assises et des usages dou Reaume de Jerusalem, etc.

(Fortsetzung.)

Graf Beugnot, schon seit 1821 bekannt durch eine gekrönte Preisschrift über die Etablissemens de Saint-Louis, ist mit der Herausgabe beauftragt. Die Münchner Handschrift wurde 1838 nach Paris geschickt und verglichen. Herr Kausler ließ den Druck seiner Ausgabe beginnen.

Hatte man bis 1839 trotz aller Mühe keinen Abdruck des berühmten Werks erhalten können, so wollten nun die Umstände: daß drei Ausgaben desselben auf einmal erschienen!! Während in Paris keine Hoffnung zu der officiellen vorhanden war, schrieb Klimrath die in Venedig gemachte Abschrift ab, um sie mit andern zum Theil erst von ihm entdeckten Rechtsdenkmälern herauszugeben. Nach dessen plötzlichem Tode kam dessen Abschrift in die Hände des Herrn Leon Foucher in Rennes, dessen Lieblingsbeschäftigung es ist, Uebersetzungen von Gesetzbüchern, Lehrbüchern des Rechts u. s. w. herauszugeben. Ohne Zögern ließ er drucken und gab eine erste Lieferung von 129 Seiten unter dem Titel heraus:

Assises de Jérusalem, textes français et italien, conférées entre elles, ainsi qu' avec les lois de Francs, les capitulaires, les établissemens de Saint-Louis et le droit romain, suivies d'un précis historique et d'un glossaire, publiées sur un manuscrit livré de la bibliothèque de Saint-Marc à Venise. Rennes chez Blin. Paris chez Joubert 1839.

Dem in Studien dieser Art wenig bewanderten Herausgeber hatte ein Freund (Herr Dr. Fölix, Directeur der Revue étrangère et française de législation) das Unternehmen abgerathen und zugleich die Kausler'sche Ausgabe angekündigt. Später sandte er Herrn Kausler jene Lieferung, der sie einer scharfen aber gerechten Prüfung unterwarf, welche im Märzhefte der Revue von 1839 (Seite 386—400) erschien und eine heftige Polemik zwischen den Herren Foucher und Fölix zur Folge hatte. Erster schrieb eine Antwort auf Kauslers Kritik in der von Herrn Wolowski redigirten Revue de Législation et de Jurisprudence von 1839 t. 10, p. 471—478, worauf Hr. Fölix im Aprilhefte der seinigen von 1839 p. 460 replicirte. *)

Nach allen diesen Vorgängen trat denn endlich gegen das Ende des Jahres 1839 die Kauslersche Ausgabe, beginnend mit den Assises des Bourgeois, ans Licht, als der erste Band des ganzen Werkes, welches, nach der Ankündigung auf dem Umschlage aus drei Bänden bestehen und folgende Stücke enthalten wird:

Erster Band:

Die Assisen nach der Recension der untern Curie von Nicosia (oder des Münchner Codex), sie enthalten:

A. (cap. 1 — 297) die Assises de la baisse court.

B. (cap. 298 — 349) die Assises de la haute court, eine von der von Johann v. Ibelin verfaßten haute cour ganz verschiedene und durchaus unbekannte Arbeit;

*) Graf Beugnot begann indessen den Druck der Assises de la haute Court.

C. ein besonderes Kapitel über den gerichtlichen Zweykampf (cap. 350);

D. (cap. 351 — 386) einzelne Kapitel verschiedenen Inhalts, meist königliche Constitutionen für die cour basse zu Nicosia.

Unter dem Texte sind die Assises de la basse cour nach der Recension der einen der beyden Venetianer Handschriften, welche von der italienischen Uebersetzungscommission zu Grunde gelegt wurden, abgedruckt.

Zweyter Band:

Assises de la haute court, von Johann von Ibelin, Grafen von Jepha und Ascalon verfaßt, oder erste Hälfte des zweyten von der ital. Uebersetzungs-Commission benützten Codex.

Dritter Band.

Uebrige Stücke dieses Codex, als die clef des Assises, le livre dou plaidoyant, die Bücher von Philipp von Navarra und andern Juristen. Aktenstücke des obern Gerichtshofs, Genealogische Arbeiten u. s. w. nebst Nachlese aus andern Handschriften. Register, welches zugleich als Wörterbuch eingerichtet seyn wird.

Die Varianten, welche sich aus der Vergleichung der venetianischen Uebersetzung und anderer nicht vollständig abgedruckten Handschriften ergeben, sind unter dem Texte sorgfältig zusammengetragen. Die ausführliche Einleitung wird über die sämmtlichen benützten Handschriften, so wie über die Grundsätze, welche bey Benützung desselben befolgt worden sind, Rechenschaft geben.

II. Soviel hievon. Jetzt erst wendet sich Referent zum Werke selbst, zu seiner Entstehungsgeschichte und seinem Inhalte. Derselbe muß hier, was jene betrifft, dem Herausgeber vorgreifen, indem von diesem bis jetzt weder eine Vorrede noch eine Einleitung erschienen ist. Gewiß wird derselbe uns mehr mittheilen aus den noch ungedruckten Stücken als man bisher wußte. Aus den vorliegenden ergiebt sich für die Entstehungsgeschichte des Werkes weniger Neues als man erwartet.

Die Untersuchungen von Lévesque de la Ravallière, Canciani, Taillandier, ja selbst schon die von de la Thaumassière, besonders aber die von Pardessus und Schmidt liefern nachstehende Ergebnisse.

Der erste König von Jerusalem, Gottfried v. Bouillon, ließ alsbald nach der Errichtung des Königreichs einige Grundgesetze für dasselbe redigiren und in feyerlicher Sitzung von den Kronvasallen gutheißen und beschwören.

Dieß sind die ersten und ältesten Assises, welche nach den wenigen Nachrichten der Chronisten nicht ein zusammenhängendes Gesetzbuch bildeten, sondern, weil sie erst nach und nach verfaßt wurden, in einzelnen Urkunden aufgezeichnet mit Gottfrieds Siegel versehen in einen verschlossenen Koffer gelegt und in der Kirche des heiligen Grabes aufbewahrt wurden. Sie heißen deßwegen auch Lettres de sépulchre. Gewiß ist es, daß der erste Patriarch von Jerusalem an der Redaction dieser Gesetze Theil genommen, welche, wie ausdrücklich gemeldet wird, auch Aufzeichnungen von Rechtsgewohnheiten, usages, enthielten, die vom *) Occident mit den Kreuzfahrern eingewandert waren. Die beyden ersten Kapitel der Assises de la haute Court (nach de la Thaumassiers Ausgabe) berichten folgendes hierüber **): „Cap. I. Als am 15. July 1099 Jerusalem erobert und darauf Herzog Gottfried

*) In einer vatikanischen Handschrift der Assisen findet sich, was die Abstammung des Rechts betrifft, folgende Stelle: Et for chose à croire qu'il y ait usage en ce royaume, qui soit contraire à l'usage de France, que ceux, qui s'y établirent au conquêt de la terre furent Français.. Les usages de ce pays furent prins et extrais de ceux de France au conquest de ce royaume... Autrefois est advenu en ce royaume qui n'avait esté débattu ne concu par esgard ne par connoissance de court, de quoi l'on était inséré, que l'on se travailloit de savoir la vérité de l'usage de France, et par cet usage l'on délivrait le fait en cest royaume... Et le royaume de Jerusalem sait on bien que Français le conquirent et qu'ils prirent et extrairent les usages de ce royaume de ceux de France.

**) Nach Schmids Uebersetzung im Hermes 919 — 330.

von Bouillon zum König erwählt worden war, wollte sich derselbe nicht krönen lassen, weil er an einem Orte keine goldne Krone tragen wollte, wo Jesus Christus eine Dornenkrone getragen hatte. Aber es lag ihm am Herzen, gute Ordnung in seinem Reiche zu stiften, so daß seine Lehnleute und seine Unterthanen und Alle, welche im Reiche kamen und giengen, nach billigen und gerechten Gesetzen regiert, geschützt und gerichtet würden. Mit Zustimmung des Patriarchen von Jerusalem, so wie der Fürsten, Barone und Lehnleute, erwählte er also verständige Männer, welche von den dort gesammelten Angehörigen der verschiedenen Völker ihre heimathlichen Gesetze und Gewohnheiten erkundigen und schriftlich aufzeichnen sollten. Als sie das gethan und ihm ihre Arbeit überbracht hatten, versammelte er den Patriarchen und die Barone, ließ die Schriften vorlesen, wählte daraus, was ihm gut schien und brachte auf diese Weise die Assisen und Rechte zu Stande."

„Cap. II. Er errichtete zwey weltliche Gerichtshöfe, erstens das Hofgericht (Obergericht, Parlement, haute court), in welchem er selbst Befehlshaber und Richter war, und die Baronen Urtheilsfinder waren für die persönlichen Rechtssachen des Königs und seiner Leute, der Ritter und für Lehnsstreitigkeiten; zweytens das Niedergericht (Stadt- und Landgerichte, basse court, des borgès, court dou visconte), in welchem ein Vicegraf (Burggraf Visconte) zum Befehlshaber und Richter bestellt, das Urtheil aber durch Stadtgeschworne gefunden wurde. Hierhin gehörten alle persönlichen Rechtssachen der übrigen Einwohner, die Streitigkeiten über Grundstücke (stabili), bewegliche Güter, auch die Criminaljurisdiction und Polizey." (Außerdem aber scheint mit den einzelnen Lehngütern noch eine Jurisdiction über die zins- und dienstpflichtigen Gutsunterthanen und Leibeigene verknüpft gewesen zu seyn; die größern Baronien hatten aber auch Niedergerichte und die Münzgerechtigkeit.)

Wie die Verfasser der histoire litéraire de la France *) zuerst Gottfried von Bouillon deßhalb zum Schriftsteller stempeln, so will Taillandier **) eben jenen Patriarchen zum Verfasser derselben machen und findet nur zweifelhaft, ob es der vom Pabst Paskal II. nicht anerkannte Normann Arnoul de Reux oder Diabert Bischof von Pisa gewesen.

Im XIII. Bande ***) der histoire litéraire wird der Rechtsgelehrte Philipp von Navarra ****), den man in Gottfrieds Gefolge setzt, dafür ausgegeben. †) Allein dieß beruht auf einem jetzt constatirten Irrthum. Dieser Philipp lebte erst in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts und hatte Antheil an der Abfassung einer zweyten ganz neuen Redaction der Assisen wovon sogleich näher die Rede seyn wird.

Der Urtext der ältesten bisher besprochenen Assises ging 1187 bey der Eroberung Jerusalems durch die Sarazenen verloren und es ist nicht mit Gewißheit zu sagen, welches dessen einzelne Bestimmungen waren, oder in welcher Sprache derselbe verfaßt war. Man nimmt gewöhnlich an, schon dieser Text sey französisch gewesen, weßhalb man ihn (ja selbst die mit ihm verwechselte spätere Redaction) für eines der ältesten französischen Sprachdenkmale ausgiebt. Allein Referent hält französisch geschriebene Rechtssatzungen von Jerusalem aus den Jahren 1099 — 1101 für unmöglich; einmal weil das französische Idiom noch sehr wenig ausgebildet war und für die Gesammtheit der Kreuzfahrer, die ja nicht alle Franzosen gewesen, damals nicht ausreichend. Gewiß waren Gottfrieds Urkunden lateinisch abgefaßt, und vielleicht mit dem latinisirten Namen Assisiae bezeichnet.

*) Tom. VIII. p. 612.

*) Thémis t. 7. p. 308.

**) p. 95.

***] Die Verfasser der histoire litéraire (t. XIII. p. 118) setzen ganz irrthümlich Philipp v. Navarra in das 12te Jahrhundert gegen 1150.

†) Diesen Irrthum theilt auch Hugo, Civilistische Litterärgeschichte S. 98.

(Fortsetzung folgt.)

Neunter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1838. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ob nun der dem Bischof überlassene Antheil jener des Frankenherrschers gewesen, oder ob es bloß der den Grafen gebührende 3. Theil war, welchen sie aus der Hand des Missus zu empfangen hatten, mag vor der Hand dahingestellt bleiben. Genug, daß die Erhebung des Strafgeldes dem Bischof zukam. Denn kaum läßt es sich denken, daß ein Bischof bey seiner Stellung im fränkischen Reiche, und einmal mit diesem Antheil am Strafgelde beschenkt, überdieß bereits von jeder richterlichen Gewalt auf den Gütern seiner Kirche befreyt, erst bis zur Ankunft des Missus habe warten müssen, der ihm dann jenen, die Würzburger Kirche betreffenden Antheil habe ausbezahlen lassen.

Hatte nun der Würzburger Bischof obige Strafe gleich einem Missus zu erheben, so übte er durch diesen Akt der Erhebung einen Theil der missatischen Gewalt aus. Der Missus in seiner Function war gleich einem Herzog; also übte der Bischof in dieser Beziehung schon missatische oder herzogliche Gewalt aus. Diese Straferhebung gab ihm für die Zeit der besagten Amtsverrichtung herzoglichen Rang, und hinsichtlich der Gerichtsbefreyung und der eigenen Gerichtsbarkeit auf seinen Kirchengütern war er den Grafen gleichgesetzt. Das Erstere scheint uns wohl die älteste Spur herzoglicher Rechte des Vorstandes der Würzburger Kirche gewesen zu seyn, welche die späteren Geschichtschreiber irriger Weise als eine förmliche Ducats-Uebertragung angesehen und dargestellt haben. Unter dem Herzog konnte der Bischof schon deßhalb nicht stehen, weil es bey Gründung seines Bisthumes keinen gegeben, wohl aber stand er im Uebrigen unter dem Missus.

Ehe wir zur kurzen Erläuterung der folgenden Diplome fortgehen, sey zuvor über die Grenzen der bischöflichen Jurisdiction folgendes bemerkt: Nur auf dem Patrimonium der Würzburger Kirche übte der Bischof dieselbe aus. Dieß gilt für die Zeiten der Gründung so gut, wie für das 10., 11. und 12. Jahrhundert.

Es geht zum Ueberflusse aus der Art und Weise, wie die Könige und Kaiser an Kirchen und Bisthümer schenkten, mit größter Klarheit hervor.

Die fränkischen und deutschen Herrscher entzogen bey ihrer Schenkung an kirchliche Institute andern Herrschaften nichts von ihrem Eigenthume, sondern was sie dahin vergabten, das gehörte ihnen zu. Nun waren die Grafen, die als des Königs Beamte ihre Gewalt im Namen des Königs übten, die öffentlichen Richter über des Königs Leute, oder unmittelbaren Staatsbürger: und dieser ihrer Stellung nach mußten sie sich gefallen lassen, wenn der König erlaubte, daß Freye, die unter seinen Grafen standen, der Kirche sich ergaben, ferner, wenn er, der König, zuließ, daß seine unmittelbaren Unterthanen, die unter dem königlichen Grafen, als ihrem zeitherigen Beamten gestanden waren, in den Verband der Kirche traten, und so deren Vermögen und Ansehen vermehrten. Aber auch diesen Freyen geschah keinerley Zwang hierin, oder wie es das eigenhändige Manuscript des Abtes Eugen Montag (dessen Benutzung uns seit einer Reihe von Jahren vergönnt ist) ausdrückt: In liberorum hominum ergo optione positum fuit, Jurisdictioni Episcopatus IV., dimissis suis Comitibus, se commendare. — Quam magnos effectus huiusmodi optionis libertas, Comitatibus Franconiae derogatorios, amplitudini vero jurisdictionis Episcopi accessorios produxerit, inde captu facile, quod liberi homines ad amolien. dum Comitum suorum jugum (Baluze Capit. III. d. ao. 811.) nihil magis desiderarint, quam ecclesiastico, ceu tranquilliori, justiori, et mitiori Regimini (Krummstab) subesse etc.,— wenn es nur mit Beybehaltung ihrer standesmäßigen Freyheit bestehen konnte.

Nun zu den Confirmations-Diplomen der Würzburger Kirche! Denn aus ihren Worten und aus der eben angegebenen Art und Weise der königlichen Schenkungen läßt sich allein und am unbefangensten, weil man sich von jedem Systeme der Freunde wie der Widersacher des Ducates gleich fern hält, das Wesen dieses Ducates auffassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Les livres des Assises et des usages dou Reaume de Jerusalem, etc.

(Fortsetzung.)

Die auf unsere Zeiten gekommenen Texte sind in einem Französischen des dreyzehnten, ja des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben, und selbst von den in der vor uns liegenden Ausgabe enthaltenen lateinischen Stellen sind die meisten erweislich aus Quellen geschöpft, die erst im dreyzehnten Jahrhundert geltendes Recht der Franken wurden, nämlich aus dem durch die Glossatoren seit 1137 gelehrten erst im dreyzehnten Jahrhundert in Frankreich praktisch gewordenen Justinianischen Rechte! Einige wenige scheinen aus einem lateinischen Urtexte der Assisen entnommen zu seyn. Man muß den Gedanken, als besäßen wir in den uns erhaltenen Assisen ein christliches Gesetzbuch vom Jahre 1099, gänzlich aufgeben. Dieselben sind 150 Jahre jünger, enthalten aber allerdings ältere Bestimmungen, ja Satzungen und Rechtsgewohnheiten, die im Beginne des Königreiches entstanden oder sanctionirt worden seyn müssen.

Waren (um die Entstehungsgeschichte derselben weiter zu verfolgen) schon die ersten Gesetze nach und nach einzeln erlassen, so kamen unter den Nachfolgern Gottfrieds *) noch andere einzelne Assises oder aufgeschriebene Usages hinzu. Es werden ausdrücklich genannt in den Assisen der haute Court

ch. 117 eine Assise des Königs Balduin *)

„ 237 eine vom Könige (Amalrich) Amaury I. oder II. (?)

„ 309 eine vom Könige Hugo von Cypern,

und eine vom Jahre 1185 genannt die Assise des Grafen Godefroy (von der Bretagne) über die Theilung der Lehen.

In den Assises des bourgeois erwähnen wir das ch. 43, Gesetze des Königs Amalrich und ch. 259 eine Assise des Königs Fulko (also zwischen 1131 u. 1144) und zuletzt ch. 296 eine von Balduin. **)

Nach Wilken S. 310 mögen die meisten der Rechtsgewohnheiten des Reiches Jerusalem den gewöhnlich zu Akkon gehaltenen Versammlungen zu verdanken seyn, zu welchen die Könige den Patriarchen, die hohen Baronen des Reiches und die weisesten der Geistlichen und Layen so oft beriefen, als ihnen in den Satzungen Aenderungen nöthig schienen (oder) als besonders Strafgerichte Gottes aufforder-

*) Hier die Reihenfolge der Könige:
Godefried 1099.
Balduin 1100.
Balduin II. 1118.
Foulques 1131.
Balduin III. 1144.
Amauri I. 1162.
Balduin IV. 1173.
Balduin V. 1185.
Gui de Lusignan 1186
Conrad 1192.
Heinrich 1192.
Amauri 1197.
Jean de Brienne 1210.

*) welcher?

**) Dupin Bibliothèque S. 675, Wilken S. 309, verweisen auf andere Assises du roi Baudoin in ch. 115 und des Königs Amalrich in 210—275.

ten, durch neue Gesetze dem Sittenverderbnisse abzuhelfen.*)

Dieß so eingeführte Recht wurde nicht bloß in Jerusalem selbst und den unmittelbaren Kronländern, befolgt, sondern auch in den Vasallenländern, in Antiochien, Tripoli, sowie auf der von Richard Löwenherz 1191 eroberten Insel Cypern, als 1192 Gui v. Lusignan dessen König**) wurde.

Obgleich schon damals der Besitz des Urtextes der eigentlichen Lettres du sépulchre verloren war, so galten die durch die täglichen Bedürfnisse schnell praktisch gewordenen Grundsätze fortwährend und mußten durch merkwürdige gerichtliche Entscheidungen viele Erweiterungen und nähere Bestimmungen erhalten haben. Freilich wird anderer Seits die Rechtsgewißheit gelitten haben, weil es an einem officiellen Texte fehlte. Ueberhaupt begreift man, daß nach anderthalbhundert Jahren das Bedürfniß einer neuen zeitgemäßen Aufzeichnung der Assises et usages du royaume vorhanden seyn mußte. Es gab wie in Frankreich in den überseeischen Landen gewiß auch gelehrte Juristen, oder wenigstens mußten von dorther welche einwandern und dem glücklichen Umstande, daß sich deren fanden, ist es zuzuschreiben, daß im dreyzehnten Jahrhunderte unter dem Einfluße wissenschaftlicher Prinzipien eine neue Redaktion der Assises gemacht wurde, die sich erhielt. Mit ihr endigt die erste und beginnt die zweyte Periode der Geschichte dieses Rechts. — Als Verfasser der neuen Redaktion gilt Johann v. Ibelin, Graf v. Jeffa, der gegen 1250 dieselbe veranstaltet haben soll. Ueber dessen Person haben Wilken und Schmid genauere Untersuchungen angestellt. Nach einer Notiz, welche Levèsque de la Ravaillère aus einer Handschrift in der Bibliothek des Marschalls von Estrées, enthaltend eine moralische Abhandlug des quatre âges de l'homme mittheilt, war aber ein erst neu aus Frankreich angekommener Ritter, nämlich der schon früher genannte Philipp v. Navarra, der wahre Verfasser des Werkes, welches er dem Grafen Ibelin von Jeffa gewidmet hatte. Die Schmid nicht bekannt gewesene Stelle (abgedruckt in der Thémis t. 9. p. 354 bis 355 lautet wie folgt:

Philipes de Navarre, qui fist cest livre, en fist autres deux. Le premier fist de lui-même une partie: car la est dit d'où il fu, et comment, et pourquoi il vint de çà la mer, et comment il se contint et maintint longuement par la grace notre Seigneur. Après y a rimes et chansons plusieurs, que il meisme fist; les unes de grans folies dou siècle, que l'on apele amors; et asses en i a, qu'il fist d'une grant guerre, qu'il vit à son tems, entre l'empereur Frederic*) et le seignor de Barut monseigneur de Schan d'Ibelin le Vuil et molt biau compte *) i a il de cele guerre meismes des le commencement jusqu'à la fin; car Philipes fu à tous batailles et sièges; après i a chansons et rimes qu'il fist plusors en sa vieillesse, de Nostre-Signor et de Nostre-Dame, et des saints et des saintes. Le second livre fist il de forme de plait et des us et des costumes des Assises d'Outre-mer, et de Jherusalem et de Cypre, ce fist-il à la proiere et à la requeste d'un de ses seignors, qu'il aimoit, et après s'en repenti-il molt par doute, que aucunes males gens n'en oisassent malement de ce qu'il avoit enseigné par bien et beaument ovrer et de ce s'excusa il au commencement et à la fin dou livre.

Diese überaus wichtige Nachricht und die unbezweifelte Thatsache, daß eines der mit den Assisen in Verbindung stehenden Stücke von ihm den Titel führt, nämlich (nach Pardessus): die Instruction de Philippe de Navarre à un de ses amis sur la manière de procéder devant la haute

*) Eine Versammlung dieser Art hatte 1120 statt. Die in 25 Kapiteln gefertigten Satzungen wurden in die Archive mehrerer Kirchen niedergelegt. Wilhelm Tyr. XII. 115, der die dort anwesenden Großen aufführt.

**) Nachdem Balduin von Flandern sich zum Kaiser von Konstantinopel hatte krönen lassen, führte er auch die Assisen in seinem Reiche ein für seine Franken. Pardessus Dissertation, p. 66—67.

*) Friedrich II. von Hohenstaufen.

*) beaucoup de beaux contes.

court, können zur Entscheidung führen: finden sich die angegebenen Betheuerungen nur in dem letzten Stücke, so hat Philippe dieses gemacht und Ibelin könnte immer der Verfasser der übrigen seyn; stehen sie in den Assises selbst, so sind sie Philippe zuzuschreiben. Referent hat sie nun in den vor ihm liegenden Ausgaben de la haute Cour und der basse cour bei Kausler nicht gefunden. Erst im dritten Bande des Letzten, wo das oben genannte Werk Philipp's erscheinen wird, kann also was in der angeführten Handschrift des Marschalls d'Estrées gesagt ist, constatirt werden. Vor der Hand kann er nur eine von Hrn. Pardessus kommende Notiz aus einer Handschrift von Saint-Germain Nro. 430, welche 31, den Capiteln 295—346 der Münchner Handschrift, correspondirende Artikel enthält, anführen; welche mit den Worten schließt: ici finissent les Assises de Messire Pierre (?) de Navarre dou royaume de Jérusalem. Auf jeden Fall hat Philipp von Navarra an der neuern Redaktion Antheil genommen,*) weil der überseeische Ritter und Graf Ibelin zwar die einzelnen Satzungen und Rechtsgewohnheiten kennen konnte, jedoch schwerlich die in einer europäischen Universität erworbene wissenschaftliche Rechtsbildung besaß, welche der Verfasser des Werks offenbar gehabt hatte. Daß aber Philipp v. Navarra ein gewandter Schriftsteller war, ergiebt sich aus der mitgetheilten Nachricht unbezweifelt.

Ist Ibelin der Verfasser, so läßt sich die Zeit der Abfassung bestimmen und zwar für die Assises des Barons mit Schmid S. 317, 335—337 ziemlich genau; sie fällt zwischen 1232 und 1239, ist gewiß aber älter, als der 12. Okt. 1244. Früher setzte man sie in das Jahr 1260. Der neueste Historiograph Ludwigs des Heiligen, Herr Marquis de Villeneuve-Trans**) schreibt die neue Redaktion der Assisen diesem Könige zu, während er in Syrien verweilte, setzte sie also zwischen die Jahre 1250 bis 1254. Das Werk gehört auf jeden Fall in den Kreis verschiedener anderer höchst merkwürdiger französischer Rechtsdenkmäler, welche durch König Ludwig IX. veranlaßt wurden, nämlich:

1. Der im Livre de la reine Blanche*) d. h. der im Livre dédié à la reine Blanche enthaltenen:

   a) Coûtumes de France et de Vermandois, bekannter unter dem Titel des Conseil de Pierre Desfontaines, ihres Verfassers;
   b) der alte Coutumier de Normandie, verfaßt von Robert li Norman;
   c) verschiedene Uebersetzungen verschiedener Bücher der Institutionen und einzelne Titel der Pandekten (besonders der Theile, die sich auf Verträge und Delikte beziehen);

2. der Etablissements de St. Louis, deren Vollendung man in das Jahr 1269 setzt.

3. La Coûtume de Beauvoisis par Beaumanoir;

4. des von Klimrath entdeckte livre de justice et de Plet**) in 20 Büchern.

In diesen Werken findet man das im dreyzehnten Jahrhundert praktische Recht, welches aus einem Gemisch von römischen***) und fränkischen Gewohnheitsrecht bestehet und den durch die Glossatoren verbreiteten wissenschaftlichen Charakter hatte. Die Assises sind nun allerdings diesen Rechtsbüchern, so weit sie bekannt geworden, sehr ähnlich und können also als mit ihnen verwandt angesehen werden, wie denn auch die meisten derselben in die Zeit 1240 bis 1270 fallen. Da Ibelin (nach Schmid S. 336) erst 1266 starb, so läßt sich vielleicht Alles vereinen, nämlich daß derselbe, unterstützt von Philipp von Navarra, auf Veranlassung Ludwigs IX., die von ihm wohl schon früher begonnene Arbeit der Aufzeichnung der Assises vollendete. Nach Joinville

*) Dieß nimmt auch Schmid an S. 337.

**) Histoire de St. Louis, Paris 1839, T. 2 p. 392.

*) Referent folgt den Entdeckungen Klimrath's, in dessen Mémoire sur les monuments inédits de l'histoire du droit français. Paris 1836. pag. 27. ff.

**) Ebendaselbst S. 50.

***) Nur im Coutumier de Normandie kommt hievon sehr wenig vor.

entschied Ludwig zu Acca einen Rechtsstreit nach den Assisen. Levesque de la Ravaillière, der die Thatsache in sein Leben Joinville's aufnahm, bemerkt hier;*) ce sont les Assises de Jerusalem rédigées par Philippe de Navarre fameux jurisconsulte, qui passa dans la terre sainte. Dagegen erklären die Barone von Cypern im Jahre 1269 das vrai livre des Assises sey das von Ibelin Graf von Jeffa (Pardessus p. 73).

(Fortsetzung folgt.)

Neunter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1838. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die mehrmals angeführten Dotations-Urkunden (823. 19. Dec. 846. 5. Juli. 889. 21. Nov. 889. 1. Dec.; hieher auch noch zu ziehen 918, 4. Juli. 925, 8. Apr. 941. 15. Dec. 993. 31. Dec.) finden in den Diplomen der folgenden Herrscher ihre Bestätigung auf den Gund der vor Karl M. und seinem Sohn Ludwig producirten Immunitäts-Verleihungs-Diplome, wodurch die Exemtion der Besitzungen der Würzburger Kirche vom Grafengericht ausgesprochen ist. Nun ist die Urkunde vom Jahr 996, 15. Sept., welche gleichfalls diese frühere Exemtion confirmirt, in Aufzählung derjenigen Individuen, welche vom Gericht der Grafen befreyt sind, ausführlicher, als die früheren Bestätigungen und gewährt noch überdieß der Kirche von Würzburg den Vortheil, daß diejenigen, welche auf den Gütern dieser Kirche sitzen, und die sich und ihre Nengereute dem Rechte derselben übergeben haben, oder noch übergeben wollen, immerdar von jeder Belästigung (Aufzählung) frei seyn sollen. (Wiederholt wird dieß 1012. 10. Sept., 1025. 20. Mai. bestätigt.) Das Diplom vom Mai 1018 bestätigt jenes vom 15. Sept. 996, verbietet aber durch einen Zusatz (superaddere decrevimus) die Ausübung irgend einer Gewalt oder Jurisdiction im „ganzen Herzogthum oder den Comecien (Grafschafts-Districten) von Ostfranken.“ (Nur die Bargildi verbleiben dem Grafen-Gericht). Stumpf findet schon durch diese Urkunde die oberstrichterliche, die herzogliche, oder missatische Gewalt den Würzburger Bischöfen eingeräumt.

*) Mémoires de l'Académie t. XX. Nachdruck t. 34. p. 56.

Den Sinn der Henricianischen Urkunde: aliquam potestatem vel jurisdictionem in toto ducatu etc. exercere, erklärt die Confirmations-Urkunde vom 16. Juni 1032. Hier sind die richterlichen Gewalten näher angegeben und aufgezählt; ut nullus dux, comes, vel vicecomes uel ulla quaelibet judicialis persona etc. — Was also die frühern Confirmations-Urkunden hinsichtlich der Immunität und Exemption der Besitzungen der W. Kirche nur allgemein ausgedrückt, wird hier specificirt. War die Kirche von W. von jedweder richterlichen Gewalt frey, alsdann auch, wie sich von selbst verstand, von jener des Herzogs, als des obersten Richters in der Provinz (dignitas judiciaria), gleichviel, wer in jener Zeit, als die Urkunde ausgestellt wurde, dessen Stelle verwaltete. — Zieht oder zog nun die Immunität und Exemtion vom Grafengerichte als nothwendige Folge nach sich, daß der Bischof von W. diese gräfliche Gewalt in seinen Besitzungen über die Leute seiner Kirche selbst ausüben, oder ausüben lassen konnte, so war eine weitere Consequenz, daß auch der Herzog, als oberster Richter in der Provinz Ostfranken, über Besitzungen und Leute der W. Kirche kein Recht hatte, daß also dieß Recht der Herzoge, von welchem der Bischof eximirt war, auf diesen Kirchenfürsten in seinen Bezirken ebenso übergieng, wie jenes der Grafen auf ihn übergegangen war.

Dieß sagt denn auch die Urkunde von 1120 1. May mit klaren, deutlichen Worten (dignitas judiciaria in tota orientali Francia etc.) Diese Dignitas wird aber keineswegs als etwas Neues dem W. Bischofe zugestanden, sondern als eine solche in der Urkunde angeführt, die bereits in ganz Ostfranken von den Königen und Kaisern, den Vorfahren Heinrichs V., der W. Kirche verliehen worden. Der Kaiser sagt selbst, daß diese Würde zu seiner Zeit (nostris temporibus; nicht von 1049 bis 1120, sondern bloß von 1116 — 1120) der W. Kirche entfremdet worden sey.

Zwar keine Bestätigungs-Urkunde, wohl aber wichtig für unsern Gegenstand ist die im Diplome vom 14. Februar 1160 enthaltene Aufzählung der vom Bischofe von W. im Rangau geübten Rechte. Unbestreitbar waren es herzogliche Rechte, die er geübt, occasione ducatus sui.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Les livres des Assises et des usages dou Reaume de Jerusalem, etc.

(Fortsetzung.)

Wenn Referent hier besonderes Gewicht darauf legt, die Zeit der Abfassung und den Verfasser der neuen Redaction der Assisen zu kennen, so thut er dieß, damit ein sicherer Haltpunct zur Beurtheilung des Werkes gewonnen werde. Dieser ergiebt nun aber, man mag die Zeit der Abfassung vor 1239 oder gegen 1250 setzen, daß die Assisen kein Gesetzbuch des elften oder zwölften Jahrhunderts sind, sondern ein Rechtsbuch aus der Mitte des dreyzehnten, welches das französische Recht enthält, das sich in Palästina seit dem Ursprung des jerusalemischen Reichs ausgebildet hatte, unter dem Einfluße des römischen Rechts und der durch die Glossatoren gegründeten Rechtswissenschaft. Ref. ist namentlich der Meynung, daß die vielen Bestimmungen des Römischen Rechts nicht aus den Basiliken oder gar den noch in Palästina geltenden (?) Rechtsbüchern des Justinian entnommen, sondern von Frankreich aus dorthin eingewandert sind. Er erwartet übrigens in der Einleitung des Herrn Herausgebers noch andere Thatsachen, nach welchen für immer dieß alles entschieden werden wird. Die neue Redaction der Assisen sowohl für Syrien (in wie weit es den Sarazenen nicht untergeben war) als für Cypern verfaßt, blieb nun das Recht der christlichen Reiche im asiatischen Orient. Sie erhielt eine Menge Zusätze, so daß wir außer den Assisen der zwey Gerichtshöfe noch die große Anzahl von kleinen und großen Rechtsdenkmälern haben, die nun mit jenen herausgegeben werden und alsbald einzeln aufgeführt werden sollen; wenn wir die weitern Schicksale des Rechtsbuches werden erzählt haben. Cypern war das Königreich, dem sie im vierzehnten Jahrhunderte vorzüglich angehörten. Im Jahre 1310 als ein Usurpator und im Jahre 1362 als der tyrannische Peter I. sich der Krone bemächtigte, wurden einige Puncte mehr politischer als civilrechtlicher Art festgesetzt, (Assises de la haute court ch. 308. 314). Andere Verordnungen von 1350 (Chap. 310) betreffen das Entkommen der Falken, Sperber u. s. w., andere (chap. 312) das Entlaufen der Colonen (Paröken), Vilains, andere (chap. 313) Viehdiebstähle. *)

Im Jahre 1368 — 1369 unter der vormundschaftlichen Regierung des Seneschals Peters von Ibelin im Namen des jungen Königs, als die Barone des Reichs einen Rechtsstreit über die Thronfolge zu entscheiden hatten, und deßhalb die Assisen nachschlugen, zeigte sich das Bedürfniß einen genauen Text derselben zu besitzen. Man ernannte, um einen solchen zu konstatiren eine Commission von 16 Mitgliedern.

Das Werk selbst scheint nicht geändert worden zu seyn, so daß die Redaction des 13. Jahrhunderts erhalten wurde. Die Handschriften der Assisen, die wir jetzt besitzen, sind nicht älter als dieser Text des Jahres 1369.

Die Venetianer ließen nach der Eroberung von Cypern im Jahre 1489 alle Handschriften aufsuchen, um gleichfalls einen genauen Text sich zu verschaffen, den sie zuerst in's Griechische, dann in's Italienische zu übertragen befahlen. Darüber giebt der Bericht einer Commission vom 21. Juny 1531 in der Venetianischen Bibliothek folgende Nachricht:**)

*) Schmid, Bd. 30. p. 341.

**) Canciani, übersetzt bey Schmid 326. 327.

„Auf Ew. Excellenzen Befehl sind von verschiedenen Personen viele Handschriften der Gesetze oder Assisen vorgelegt worden. Nach genauer Einsicht und Prüfung haben wir:

I. vier Handschriften der Hofgerichtsassisen auf Pergament als die besten und richtigsten ausgewählt, in welchem enthalten sind: 1) die Hofgerichtsassisen von Jerusalem und Cypern im Gerichtsvortrag (in pladeante videlicet in forma di litigio) und 2) noch besonders in Sätzen, welche wir eigentliche Texte nennen (in sententie, che no chiamamo testi espressi), welche vier Handschriften — — wir bey genauer Durchsicht übereinstimmend und gut gefunden haben.

II. Sodann haben wir auch aus vielen Handschriften der Assisen des Niedergerichts (de la borgesia sonst auch del Viscountado oder della bassa Corte) vier als die besten ausgewählt, von welchen die einen nur dem Grafen Franz von Nores zugehörte, die andere schon lange im Amte des Viscontado gebraucht worden ist, — — alle vier übereinstimmend bis auf einige Capitel, wo nur die Zahl (Ordnung) verschieden ist, was bey der Uebersetzung ausgeglichen werden kann. Ferner:

III. haben wir vier andere Handschriften der Assisen der sogenannten Niedergerichtsformeln (le pladeante del Viscontado) ausgesucht, in welchen von Käufen, Grundstücken, Erbzinsen, Pacht, Näherrecht, Verpfändungen, Schenkungen, Vererbung u. s. w. der Grundstücke gehandelt wird. Diese drey Werke sind zunächst zu übersetzen.

IV, Außerdem finden sich noch ziemlich viel Handschriften anderer Werke. 1. Eins davon heißt Girardo Monreali, welcher — die Hofgerichtsassisen erklärt (glossirt) und mit Urtheilen des Hofgerichts bestärkt. — Dieß Werk hat gleiche Autorität wie die Assisen selbst, und kann späterhin auch übersetzt werden, wenn es nöthig ist. 2.) das andere heißt: Urtheile und Sprüche des Hofgerichts, gefällt in Acon, während dort nach der Eroberung von Jerusalem das Gericht gehalten wurde, und in Cypern zu derselben Zeit, ingleichen Rechtsbelehrungen, welche auf Erfordern dem einen Hofgerichte von dem andern ertheilt und bald nach dem Verlust der ersten Assisen aufgeschrieben wurden. Das Werk ist zwar nachher den vorerwähnten Assisen einverleibt worden, hat aber doch großes Ansehen und kann in der Folge auch übersetzt werden. 3.) Es findet sich endlich noch ein Werk eines gewissen Philipp von Navarra über die Formeln der Gerichtshandlungen (forma de litigare), welches eins von den ersten war, die nach dem Verlust der Assisen geschrieben wurden. Er richtete es an einen Grafen von Jeffa, Herrn Johann von Ibelin, welcher nachher die Assisen des Hofgerichts wieder herstellte und in dieselben die ganze Arbeit des Philipps von Navarra aufnahm, so daß diese nicht besonders braucht übersetzt zu werden.

V. Endlich finden sich noch viele Bücher französischer Uebersetzungen der Civilgesetze, von allerley Ländern, zum Gebrauch derer, denen das Französische verständlicher ist, als das Lateinische. Diese zu übersetzen halten wir für unnöthig, weil nach Cap. 131 (134) in Fällen, worüber die Assisen nichts bestimmen, auf den bisherigen Gebrauch gesehen werden soll, und weil es, wenn man dann ja auf das Civilrecht zurückgehen kann, besser seyn wird das Lateinische als die französische Uebersetzung anzuführen."

Nach Daru, histoire de Venise t. 2 p. 479 u. Taillandier (Thémis VII. p. 513) ließ die Venetianische Regierung kurz nach 1489 eine Handschrift der Assisen mit größter Sorgfalt ausfertigen, welche zur italiänischen Uebersetzung derselben diente. Sie soll jetzt in Wien seyn, und ist vielleicht keine andre, als die obenerwähnte, von welcher für Ludwig XVI. ein Faksimile gemacht wurde und wovon Hr. Kausler Varianten seinem Texte beygegeben hat.

Das lithographirte Faksimile des Anfangs derselben läßt freylich auf eine Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts schließen. Herr Kausler wird hierüber, so wie über andere Handschriften der As-

sisen, die noch erwähnt werden — sofern er nähere Nachrichten über dieselben sich hat verschaffen können — ohne Zweifel genauere Aufschlüße geben.*) Die einzelnen Stücke der Handschrift d. h. der zwey Bände der Assises aus Venedig, welche die kaiserlich-österreichische Regierung der französischen zur Benützung gesandt hatte, und aus welcher die drey Herausgeber jetzt schöpfen, sind nach Pardessus (Thémis VII. p. 217 und in seiner Dissertation sur l'origine du droit coutumier p. 77) folgende:

1. Assise de la haute Cour von Fol. 1 bis 174 eingeschlossen. Dieses Stück ist von de la Thaumassière im Jahre 1690 nach einem mangelhaften Texte herausgegeben worden. Es ist italienisch in der officiellen Uebersetzung, welche von der Venetianischen Regierung befohlen wurde, und wurde gedruckt im Jahre 1535. Canciani hat diese italienische Uebersetzung im Bande V. p. 143 ff. seines Werkes Barbarorum leges eingeschaltet.

2. Ein zugleich gesetzliches und historisches Stück über die Minderjährigkeit des Königs und die Regierung von Fol. 174 an bis 177. Es ist weder herausgegeben noch übersetzt worden.

3. Eine Reihe von usages de la haute cour von 178 an bis 182. Dieses Stück ist noch nie französisch herausgegeben worden, ist aber in der italienischen Uebersetzung mit aufgenommen worden.

4. Eine Reihe usages betreffend den Eid des Königs und seiner Leute und mehrere Gegenstände des Lehenrechts, von Fol. 183 an bis 191. Dieses Dokument ist noch nie französisch herausgegeben worden, ist aber in der italienischen Uebersetzung mit aufgenommen worden.

5. Ein historisches Fragment über verschiedene Europäische Familien, welche sich im heiligen Lande niedergesetzt hatten von Fol. 191 an bis 197. La Thaumassière und der P. Labbe haben es herausgegeben unter dem Titel: Lignages d'outre-mer. Es ist nicht italienisch übersetzt worden.

6. Regeln über den gerichtlichen Zweykampf wegen Mordes vor der cour des bourgeois von Fol. 198 an bis 200. Sie sind früher weder herausgegeben noch übersetzt worden.*)

7. Ein historisches Fragment von 1291, über einen Streit zwischen dem Könige von Cypern und seinen Leuten, welcher der Entscheidung des Königs von England überlassen wurde, von Fol. 200 bis 204. Es ist weder herausgegeben, noch übersetzt worden.

8. Anweisung von Philipp von Navarra für einen seiner Freunde (wahrscheinlich für den Grafen v. Ibelin) über das Verfahren vor der haute cour von 205 f. bis 260. Sie ist weder herausgegeben noch übersetzt worden.

9. Ein Werk, betitelt Clé oder Fleur des Assises, welches ein kurzer Abriß ist, unter der Form von Notentiteln der Assise der haute cour von Fol. 261 an bis 278. Weder gedruckt noch übersetzt.

10. Le livre de usages de la cour des bourgeois betitelt, le Plédéant von Fol. 279 an bis 315. Es ist französisch nicht herausgegeben worden, ist aber italienisch übersetzt worden mit Ausnahme des letzten Capitels, benannt des Privilèges des Eglises. Canciani hat diese Uebersetzung in seine Sammlung aufgenommen als Fortsetzung zur Uebersetzung der Assises des bourgeois.

11. Ein anderes Werk über das Prozeßverfahren vor der Cour des bourgeois von Fol. 315 bis 339. Weder gedruckt noch übersetzt.

12. Verschiedene Documente und Formeln von Acten, betreffend das Recht und Entscheidungen von Gerichtshöfen von 339 bis an das Ende. Weder herausgegeben noch gedruckt.

*) Ref. geht deßhalb auf diesen Punkt hier nicht näher ein.

*) Jetzt bey Kausler S. 397—401.

(Fortsetzung folgt.)

Neunter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1838. ꝛc.

(Fortsezung.)

Das Widerrechtliche der Handlung des W. Bischofs bestand darin, daß er dem vom Bisthum Bamberg mit dem Grafen-Amte im Rangau belehnten Rapoto von Abenberg gegenüber Herzogs-Rechte auf einem Gebiete übte, wo einer andern Kirche Besitzungen und Leute waren. (Stumpf schließt aus diesem Rechtsstreite mit Recht, „daß Gebehard nur solche Rechte in Anspruch genommen, welche eine herzogliche oberstrichterliche Gewalt voraussetzten (placita, centumiones ponere, de pace fracta judicare).“ — Hier wurde er zu Gunsten Bambergs zurückgewiesen, während er gewiß in denjenigen Gauen Ostfrankens, wo seine Kirche begütert und eximirt war, unangefochten und ungezweifelt jene herzoglichen Rechte üben ließ.

1168. 10. July. Gleichfalls eine Bestätigungs-Urkunde, wie schon ihr Eingang lehrt, denn der Kaiser bestätigt nur, „was sich durch Alter und langwährenden Besitz empfiehlt.“ Er verleiht dem Bischof, auf sein Gesuch, alle Gerichtsbarkeit und volle Gewalt, Gerechtigkeit zu üben, durchs ganze Bisthum und Herzogthum Wirzburg und durch alle Comecien in demselben Bisthum oder (und) Herzogthum belegen über Raub, Brand, Allode und Lehen, über Hörige und über Blutrache. — Durch das ganze Würzburger Bisthum und Herzogthum und die innerhalb der Gränzen des Bisthums oder (und) Herzogthums gelegenen Comecien, soll die oberstrichterliche Gewalt nur allein der Würzburger Bischof und Herzog, oder, wen er bestellt, ausüben, die Bürgilden ausgenommen. Durch kaiserl. Befehl wird untersagt, im besagten Bisthum und Herzogthum ꝛc. Centurien zu errichten, Cent-Grafen zu bestellen ꝛc., als nur mit Genehmigung des Würzburger Bischofs-Herzogs (episcopi ducis). —

Hier finden wir den Namen des Ducates geändert. Vorhin war es die dignitas judiciaria in tota orientali Francia, von den Vorgängern Heinrichs V. dem Bischofe von W. ertheilt, von diesem Kaiser zwar entzogen, aber wieder verliehen. — Jetzt, im J. 1168, ist es die Gerichtsbarkeit, durchs ganze Bisthum und Herzogthum W., und durch alle Comecien desselben Bisthums und Herzogthums auszuüben. Ist dieß eine Verringerung? — Unmöglich! Denn geändert hat sich an der Sache nichts, nur am Namen. Wäre eine Schmälerung dieser Jurisdiction vom Kaiser vorgenommen worden, wie konnte er des Bischofs Herold, seiner Clerisey und Laven Bitte: „Er möge alle Gerichtsbarkeit, welche seine Vorfahren, die Bischöfe, und die Kirche und der Ducat von W. von den früheren Kaisern und Königen her bis auf die Gegenwart im gerechten und ruhigen Besitz ohne Schmälerung (sine deminutione) behauptet (Heinrichs V. Entziehung war ein Unrecht, das dieser wieder gut machte), als rationabiles petitiones der Bittsteller willig aufnehmen (libenter amplectimur), und als eine Sache bestätigen, die von der Kirche und dem Ducate zu W. in längster, unfürdenklicher Zeit besessen? — Fridrich I. bekennt ausdrücklich, er wolle nulla deinceps ambiguitate titubare. — Wie gesagt, nur der Name hat sich geändert, der Ducat, die Hauptsache ist verblieben, wie er vordem war (diuturnam et justam possessionem ecclesiae W. etc.). — Wenn also der ganze, ungeschmälerte Umfang der Jurisdiction der W. Bischofe diesen aufs Neue zuerkannt und feyerlichst (goldene Bulle) bestätigt wurde; so belehren uns die oben vorgetragenen Bestätigungs-Urkunden, so wie die oben gegebenen Erklärungen, welche Bewandtniß es mit den Schenkungen und Immunitäten an die W. Kirche gehabt habe, daß nämlich diese Jurisdiction nur auf dem Patrimonium der W. Kirche, wie eben auch von Alters her, habe statt finden können. Deßhalb und weil ja noch ein Hohenstaufisches Herzogthum Franken zu gleicher Zeit existirte, ertheilte jetzt Fridrich I. dieser oberstrichterlichen Gewalt (der District, wo sie geübt wird, ist ein Ducat,) die Benennung Ducatus Wirceburgensis, und da sich diese Jurisdiction nur auf Güter der Kirche von W. bezog, so nannte er dieselbe den Episcopatus et Ducatus Wirceburgensis; den Bischof aber, der selbe übte oder üben ließ, episcopus et dux, episcopus dux. —

Die Urkunde von 1206, 15. Febr. gedenkt dieses Bisthums und Herzogthums abermals.

Aus dieser durchgehends auf Urkunden gebauten Herleitung des oberstrichterlichen Amtes der W. Bischöfe ersieht der Unbefangene sonnenklar, von welcher Beschaffenheit der Ducat der W. Kirche gewesen sey. Nirgends eine Anmaßung, oder, wo sie geübt werden will, wird ihr entschieden entgegen getreten (1160); nirgends etwas Erschlichenes, auch nicht die leiseste Spur von einer pia fraus des Hrn. H.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Les livres des Assises et des usages dou Reaume de Jerusalem, etc.

(Fortsetzung.)

III. Ueber die vorliegende Ausgabe der Assises des Bourgeois kann Referent, da die Einleitung des Herausgebers fehlt, nur Folgendes mittheilen.

Die oben angeführte Ankündigung sagt uns, in welchen Bänden der neueren Ausgabe, zu welcher wir uns nun wenden, wir diese verschiedenen Stücke zu erwarten haben. In dem vor uns liegenden sind enthalten zwey Texte.

1. S. 1 — 42 die Rubriken (Rebriches) der Assises de baisse Court; 267 nach der Venetianischen, 386 nach der Münchener Handschrift, jedoch gehören nur 297 zur Assise dieses Gerichtshofes.

2. S. 43 — 352. der ganzen hier jetzt zum ersten Mal vollständig *) gedruckten Assise de la baisse Court von 297 Artikel in der Münchener, aber nur von 266 in der Venetianischen Handschrift.

3. S. 353 — 395. Ein bloß aus der Münchener Handschrift entnommener Text von Assises de la haute Court, welche nur eine Fortsetzung der Assises de la baisse Court sind und von ch. 298 bis 349 laufen und mit folgenden Worten endigen: Ici fenist le livre de tous les ingemens qui establirent lesanciens roys et de borges et de chevaliers et de Juriens et de toutes autres leur, don mais nushom apres se nen orra autre dire qui tout faus ne soit. Amen. Amen. Amen.

4. S. 397 — 401 als eigenes Stück folgt das ch. 350 unterschrieben: de la bataille por Murtre.

5. S. 403 — 434. Die Ordenemens de la Court dou Visconte ch. 351 — 384.

Die Ausgabe der eigentlichen Assises de la Courte ist so eingerichtet, daß

a) der Text der Münchner Handschrift als Haupttext auf der obern Hälfte der Seite groß, der korrespondirende der Venetianischen aber klein gedruckt auf der untern gegeben wird.

b) Beyde Texte sind selbst mit anerkannten Schreibfehlern (wenige Correcturen im Venetianischen abgerechnet,) wiedergegeben und

c) mit ganz kurzen theils kritischen, d. h. den Fehler der Handschriften berichtigenden, theils auf Stellen des corpus juris von Justinian, theils auf die italienische Uebersetzung des venetianischen Textes verweisenden Anmerkungen versehen.

Herr Kausler hat nicht durch ein kritisches Verfahren einen recrificirten Text zu bilden unternommen; was eine gute und eine nachtheilige Seite hat; eine gute, weil der Leser sicher ist, das vor sich zu haben, was der Verf. der Handschrift selbst geschrieben hat; eine nachtheilige, weil es dem, der mit der Sprache der Assisen und der Zeit nicht vertraut ist, oft schwer wird, die Kapitel zu verstehen. Indessen helfen hier zum Theil die kriti-

*) In Foucher's erster Lieferung sind auf 240 p. 8°. nur enthalten 129 Capitel derselben mit einem Wiederabdruck der italienischen Uebersetzung aus Canciani.

schen Anmerkungen zum Theil das im dritten Bande versprochene Glossar. Dieß letzte ist durchaus abzuwarten, ehe man das Werk mit genauer vollständiger Sachkenntniß benutzen kann. Dieß sowohl, als der Umstand, daß die Einleitung noch nicht erschienen ist, hindert den Referenten das Verdienst des Herausgebers, von dessen Größe man indessen sich auf den ersten Blick überzeugen kann, vollkommen hier herauszustellen.

Vergleicht man beyde Handschriften miteinander, so ergiebt sich:

1. Daß die Assises de Borgeois in der Münchner dreißig Capitel mehr hatten, als in den venetianischen, was sich daraus erklärt, daß mehrere Kapitel der ersten in der letzten fehlen, mehrere mit andern nur eines bilden. Und dennoch stehen in der letzten verschiedene, wovon in der Münchner sich keine Spur findet, z. B. ch. 203. 267.
2. Die Redaktion des venetianischen Textes ist besser als die der Münchner; sogar die Schreibung ist genauer, sorgfältiger und verständlicher. Der Schreiber der Münchner Handschrift muß ein wenig unterrichteter Mann gewesen seyn, und sehr oft, was er abschrieb nicht verstanden haben. Die Sprachformen der Münchner Handschrift sind aber offenbar älter als die der venetianischen.
3. Die Münchner Handschrift enthält eine Menge lateinischer Stellen, sowohl in den Rubriken als im Texte. Es sind theils ganze Capitel, theils kürzere Phrasen, mitten im französischen Texte. Die ersten, aus den Rechtsbüchern Justinians, besonders aus den Institutionen und Pandekten entnommen, hie und da mit Beymischungen aus der heiligen Schrift, stehen gewöhnlich im Anfang einer Lehre,*) sind dann im folgenden Capitel übersetzt. In der venetianischen Handschrift steht bloß diese Uebersetzung, so wie auch die kürzeren Stellen weggelassen sind. Diese sind aus denselben Quellen dort geschöpft, jedoch auch aus älterm Civilrechte, also vielleicht aus dem lateinischen Urtext der Assisen z. B. ch. 76. Die lateinischen Stellen sind sämmtlich überaus schlecht geschrieben und beweisen, daß der Abschreiber kein Latein verstanden hat. Herr Kausler war immer genöthigt, in der Note den richtigen Text herzustellen.
4. Man muß, wie bey der lex salica zwey Textrecensionen annehmen, die ältere und eine recensio emendata. Diese muß planmäßig gemacht worden seyn, vielleicht 1369 oder durch die Commissäre der venetianischen Regierung. Sie liegt der italiänischen Uebersetzung bey Canciani zu Grunde, womit auch die Zahl der Capitel übereinstimmt.

Andre Unterschiede wird gewiß der Herausgeber mit Hülfe der ihm zu Gebote stehenden kritischen Mittel noch gefunden haben und in seiner Einleitung angeben. Es ergiebt sich aus der Fassung aller Capitel der Assisen, daß sie ein Rechtsbuch und kein Gesetzbuch, auch keine Gesetzsammlung sind. Ihr Verfasser wollte immer nur sagen, was in dem vorgelegten Falle Rechtens sey und führt zum Beweise dann an, die raison du droit, die raison, die assise du royaume wolle und verordne es so. Fast in jedem Capitel heißt es la raison commande et juge. Es kommen daher auch weit mehr Entscheidungen als ex professo vorgetragene allgemeine Rechtsregeln vor, obgleich diese aus den Entscheidungen, welchen sie zu Grunde liegen, sich ergeben. Hie und da werden die Fälle durch Anführung willkührlich angenommener Namen specificirt. *) Der Verf. war offenbar ein Rechtsgelehrter und sagt bey seinen Entscheidungen, daß das Recht so sey und so seyn müsse. Die Assisen haben deßhalb mit den deutschen Rechtsbüchern des Mittelalters namentlich mit unsern Spiegeln die größte Aehnlichkeit. Jedes Capitel ist mit einer Rubrik überschrieben, die dessen Inhalt kurz angiebt; fast alle beginnen mit: ici orres la raison**) z. B. im Chap. 130: Ici orres la raison de

*) S. ch. 42, 65, 85, 108, 111, 119, 134, 150, 155, 181, 210, 225, 539.

*) Die Namen sind, Bernard, Renaud, Martin u. s. w.

**) Orres soviel als jetzt wie im Wort alors damals.

celuy qui prent femme veve, et cele feme est endetee et qui deit paier la dette.

Die Materien in den Assises des bourgeois folgen nach einer wissenschaftlichen Ordnung auf einander, welche jedoch sehr häufig durch gelegentliche Einmischung nicht streng zu der jedesmaligen Lehre gehörenden Artikel unterbrochen wird.

Gewöhnlich findet man neben den civil- oder criminalrechtlichen Bestimmungen die sie betreffenden processualischen, namentlich die über den Beweis u. s. w.

Man kann das ganze Rechtsbuch auf sechs Hauptabtheilungen zurückführen:

von chap. 1 bis 26 Proceßrecht.
„ „ 26 „ 155 Vertragsrecht.
„ „ 155 „ 181 Eherecht.
„ „ 181 „ 202 Erbrecht, dazu noch chap. 234 — 235.
„ „ 202 „ 230 Freylassungen und Schenkungen.
„ „ 239 „ 297 Criminalrecht.

Zwischen beyden letzten Abtheilungen finden sich zwey sehr ausführliche Zolltariffe in ch. 237, 238 mit einer Einleitung über das Zoll- oder Handelsgericht in ch. 236.

Eine kurze Uebersicht der Capitel wird den Umfang und die Ordnung des Rechtsbuches näher angeben:

1. In den fünf ersten Capiteln wird gesagt, wer Visconte, Seignor und Bailli seyn kann, und welche Gewalt dieselben haben. Dann wie sie schlechte Rechtsgewohnheiten zu behandeln und die Existenz guter zu konstatiren haben, ch. 6. Dann, welche Geschworne seyn können, welche Gewalt diese, und wie sie zu verfahren haben (ch. 7 — 12). Hierauf unter der Rubrik de sacris constitutionibus ist gesagt, wie niemand die Rechte der Kirchen usurpiren dürfe, ch. 13 u. 14. Dann welche Personen klagen dürfen für sich oder für andre, und welche nicht (ch. 15 — 21), über welche Sachen geklagt werden kann (ch. 22 — 24), wie die Urtheile zu sagen seyen, (25) und endlich, welche Gewalt der König in Rechtssachen hat und wie er das gesprochene Urtheil anerkennen muß (ch. 26).
2. Die folgenden dreyzehn Capitel (v. ch. 27 — 39) handeln vom Kaufe und Verkaufe besonders von Sklaven und Thieren.
3. Hierauf ist in ch. 40 — 49 von verschiedenen andern Verträgen die Rede, als dem Commodatum, der Miethe, dem Darlehen, von dem jactus maris und andern den Seehandel betreffenden Geschäften. Der Text von ch. 50 fehlt ganz, der von ch. 51 größentheils.
4. Die Ch. 52 — 64 handeln von geliehenem Geld und den verschiedenen Mitteln, den Beweis der Darlehen zu führen, wobey gesagt wird wie zu verfahren sey, wenn der Beklagte ein Franke ist, ein Syrier, ein Savoyer, ein Armenier, Nesturier, Jakobiner, Guffon (?); die ch. 65 — 84 von Zahlungen, Bürgschaften, Pfändern u. s. w.
5) Von ch. 85 — 91 vom Dienstvertrag von den Verhältnissen des Herrn zum Diener u. s. w.
6. Von ch. 93 — 100 von der Miethe bey Häusern, Pferden, Kameelen, überhaupt von Thieren, endlich von gepachteten Gärten.
7. ch. 101 — 107. Von Verpachtungen gegen Grundzinsen und drgl.
8. ch. 108 — 110. Von Gesellschaftsverträgen.
9. Ch. 111 — 115. Von Verträgen überhaupt und vom Eide.
10. Ch. 116 — 130. Von den Vorladungen vor Gericht, den Gerichtstagen, Gerichtsbürgen u. s. w.
11. Ch. 131 — 132. Von Nothzucht und Entjungferung.
12. Ch. 133 — 136 wieder vom gerichtlichen Verfahren, namentlich von Fürsprechern (Avantparliers) und Bürgschaftsleistungen.
13. Ch. 137 — 143. Vom Zeugen- und Urkundenbeweis.
14. Ch. 144. Von der Gerichtsbarkeit der Gemeinde, die nicht peinlich seyn darf.

15. Ch. 145 — 149. Von Kranken und Unmündigen, welche andre Kämpfer im gerichtlichen Zweykampf für sich stellen können, von denen die als garans für andre auftreten können.

16. Ch. 150 — 154. Von nachbarlichen Verhältnissen aneinander gränzender Gebäude.

17. Ch. 155 — 180. Eherecht. Es beginnt mit einem langen Capitel in lateinischer Sprache zum Theile aus den Glossen der Institutionen und dem Canonischen Recht entnommen.

18. Ch. 181 — 200. Erbrecht, sowohl das testamentarische als die Intestaterbfolge.

19. Ch. 201 — 209. Von den Sclaven und Freylassungen derselben.

20. Ch. 210 — 213. Von Schenkungen.

21. Ch. 214 — 230. Verschiedenartige Capitel, enthaltend Entscheidungen einzelner Fälle; auch de rebus perditis et de servo fugitivo.

22. Ch. 231 — 233. Von verschiedenen Delikten.

23. Ch. 234 — 235. Von den Enterbungsursachen der Kinder und der Eltern.

(Fortsetzung folgt.)

Neunter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1838. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dürften wir nun, nach Vorlage der Documente, dem Hrn. H. nicht auch noch eine kleine Musterung bischöflich-würzburgischer Münzen vorschlagen, aus denen sich (nebst Adams von Bremen längst bekannter und viel besprochener Stelle, welche über den Ducat der W. Bischöfe in der 2ten Hälfte des XI. Jhrdts.; sowie eine andere Stelle des gewöhnlich unter dem Namen des Abbas Urspergensis aufgeführten Bamberger Mönches über eben diesen Ducat zu Anfang des XII. Jahrhunderts Zeugniß ablegen) zur Genüge ersehen läßt, ob der Ducat der W. Kirche im oben angegebenen Sinne in der That bestanden.

Vor uns liegt die Handschrift des Catalogs der Freyherrl. Carl Friedr. Wilh. von Erthal'schen Münzsammlung, vom rastlosen Sammler fränkischer Alterthümer dem als Chor-Director an der obern Pfarrkirche zu Bamberg am 14. October 1790 verstorbenen Sebast. Schramm verfertigt; zugleich mit dieser sehr schätzbaren Handschrift auch noch ein Theil der Berndtschen Kupferstiche, welche nach den Originalien der v. Erthal'schen Sammlung sehr schön gestochen sind:

„Ein Solidus von Reginhardus 1172 — 81 (Herolds unmittelbarem Nachfolger) Av. das mit der Inful im Pontifikal-Habit sitzende bischöfliche Bild, in der rechten Hand den Krummstab und in der linken ein offenes Buch haltend, zu beyden Seiten sind 2 Kreuze zu sehen. Die Umschrift: REGENHARDVS.

Rev. Unter einem Thurmgebau das Brustbild in herzoglicher Kleidung, in der rechten Hand eine Fahne und in der linken einen Palmzweig haltend. Umschrift: WIRCEBVRGH DVX. Und von demselben Bischof:

Av. Das mit entblößtem Haupte in Pontifical-Habit gekleidete Brustbild, mit der rechten Hand segnend, in der linken das Kreuz haltend. Mit der noch lesbaren Umschrift: . . . . RDVS DVX.

Rev. Ein 3faches Thurmgebäu mit der Thurmgebäu mit der Umschrift: . . . . . C . . . VRG.“

Hr. H. ersieht hieraus, daß Bischof Reginhard nicht für gut fand, „bey der alten Titulatur“ stehen zu bleiben, sondern daß er wirklich von der „Flatterie“ Fridrichs I., an den Bischof Herold verschwendet, Gebrauch gemacht habe. — Wenn nach Stumpfs Behauptung die W. Bischöfe das Schwert als Zeichen ihrer oberstrichterlichen Gewalt führten; so läßt sich dieß Abzeichen der iudiciaria potestas auf Münzen sehr weit hinauf verfolgen z. B. auf einem Solidus des Bischofs Bruno von 10[illegible] — 1045 im citirten Catalog der von Erthal'schen Sammlung.

„Av. Das Brustbild des Bischofs mit der Inful, in der rechten Hand das queer liegende Schwert, in der linken ein offenes Buch. Umschrift: EPISCOPVS . . .

Rev. Das in Form eines Kreuzes gestellte Monogramma mit der Umschrift: WIRCEBVRG[illegible] etc. — Bischof Erlung (1106 — 1122) hat gleichfalls auf dem Avers eines Solidus das Schwert. Embrico (1125 — 1147) hält in seiner Rechten das auf seinen Knieen der Quere liegende Schwert.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Les livres des Assises et des usages dou Reaume de Jerusalem, etc.

(Fortsetzung.)

24. Ch. 236 — 238. Von Zoll und Accisen; über die Besitzung, Competenz der Gerichte genannt, Courte de la fonde*), droitures, anciennes d. h. Zoll und Abgaben für die Einführung verschiedener Waaren, wie viel vom hundert des Werthes. Ein Zolltarif von 68 Artikeln in Ch. 237; dann ein andrer Accis- und Zehntentarif für Fremde von 40 Artikeln im Chap. 238.

25. Das Ende von Ch. 239 — 297 enthält die kriminalrechtlichen Artikel, darunter, von Ch. 239 — 254, die Meisten über den Diebstahl; untermengt mit verschiedenen andern, z. B. über Bienen, Falken und andre Vögel ꝛc., ch. 256 — 269 de injuriis et verberibus, Verbal- und Realinjurien, vom Mord und dergleichen mehr; zugleich vom Falschschelten der Urtheile hierüber, von dem gerichtlichen Zweykampfe u. dgl.; ch. 270 — 274 de maleficio, Verwundungen, Todschlägen aller Art u. dgl., dem Crimen falsi etc.

IV. Um den Inhalt der Assises des bourgeois näher zu charakterisiren, soll in gedrängtester Kürze mit Rücksicht auf Pardessus' Versuch,**) durch eine Skizze der Rechtsgrundsätze derselben diese Anzeige des Werkes geschlossen werden. Ein Gleiches gab 1817 jedoch ausführlicher Wilken für die Assisen der haute Cour a. a. O. S. 311 — 424. Ref. beschränkt sich aber auf die wichtigsten Punkte des Civilrechts, weil die criminalrechtlichen und prozessualischen Bestimmungen erst richtig verstanden werden können, wenn das ganze Werk wird erschienen seyn.

A. Personenrecht. Es finden sich in den Assisen keine eigenen Kapitel hierüber, allein überall begegnet man den Rechtsunterschieden der verschiedenen Klassen der Bewohner des Reichs Jerusalem.

1. Die Sklaverey bestand in denselben gleichsam als Repressalie gegen die Sarazenen. Gleichwie diese gefangene Christen zu Sklaven machten, so behandelten diese die gefangenen Sarazenen gleichfalls als solche. Der Sklav (serf) kann durch Manumission die Freyheit erlangen, bekömmt aber als Freygelassener (libertin) einen Patron. Die Freylassung wird bewirkt durch die Taufe und hinzu kommende Erklärung vor 3 oder 2 Garans (Zeugen), durch eine Charte, durch Testament. *) Der Patron oder seine Kinder werden Erben des kinderlos gestorbenen Getauften (batiée) oder Freygelassenen, und wenn sie nicht mehr leben, der Grundherr (ch. 201). Der undankbare Getaufte wird wieder Sklave, jedoch bleiben die Kinder, die er hat, frey (ch. 202). Der Herr kann seinen Sklaven zum Erben einsetzen und dieser wird dann heres necessarius (ch. 203). Jedoch haftet dessen Errungenschaft

*) Nach Kausler in der Revue étrangère VI. p. 396 ist es dasselbe, welches auch la Cour de mer heißt; nach Foucher in der Revue von Wolowski I. p. 474 ein eigenes Handelsgericht.

**) In seiner Dissertation sur l'origine du droit coutumier p. 82 ff.

*) Siehe Art. 16. 204.

nicht für des Herrn Schulden, sondern nur das, was er von diesem erhielt. (Chap. 203). Der Pfandgläubiger kann den versetzten Sklaven nicht freylassen ohne Einwilligung des Schuldners, er sey denn weniger werth als die ganze Schuld, wohl aber der Ehemann den beygebrachten Sklaven der Frau (ch. 205). Läßt sich ein Christ, der älter ist als 15 Jahre als Sarazen verkaufen, um den Preis zu theilen, so bleibt er Sklave, es sey denn der Käufer habe seine Eigenschaft als Christ gekannt (ch. 206). Wer einen Christen ohne seine Einwilligung an einen Sarazenen verkauft, wird durch den Strang hingerichtet (Art. 206). Ueber die Delikte gewesener Sclaven enthalten Vorschriften die Art. 208, 209.

2) Außer der Sklaverey findet sich noch die Leibeigenschaft, wie die in Frankreich bekannte mainmorte und Villenage. Sie wird erwähnt in den Assisen der haute Court ch. 268 — 272.

3. In dieser und der andern *) werden denn auch die Ritter- und Ritterbürtige von den nicht Ritterbürtigen unterschieden.

B. Sachenrecht. Es finden sich keine ausdrücklichen Angaben der verschiedenen Arten von Sachen und der Rechte des Eigenthümers.

1. Gelegentlich werden jedoch die res sacrae et religiosae als solche angegeben, die in bonis privatorum nicht seyn dürfen ch. 38.

2. Eben so wird der im germanischen Rechte so wichtige Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglichen Sachen oft erwähnt, ch. 180, 182, 195, 211 meubles et choses établis (res stabiles).

3. Es finden sich Verfügungen über Gebäudeservituten und das Baurecht im ch. 150 — 153, 254 — 255.

4. Eigenthum wird überhaupt erworben durch Verjährung (Art. 31 — 193 Jahr und Tag), welche zwar Abwesenden, nicht aber Minderjährigen schadet. Der gefundene Schatz gehört zu 1/3 dem Finder, zu 2/3 dem Grundherrn. Wilde Thiere gehören dem, der sie fängt, Hausthiere und Gezähmte sind stets zurückzugeben, sie seyen denn in Feindeshand gewesen. ch. 227.

5. Der bonae fidei possesor hat die gestohlenen Sachen nur gegen die Vergütung des von ihm gezahlten Kaufpreises zurückzugeben ch. 200.

C. Ehe- und Familienrecht. Die Grundsätze desselben sind ein Gemisch von kanonischem, römischem und germanischem Rechte.

1. Dreyerley wird zur Gültigkeit der Ehe erfordert: Alter, Einwilligung, Abwesenheit eines Ehehindernisses, ch. 156. Diese sind vorzüglich die Verwandtschaft in gerader Linie in infinitum, daher si Adam viveret nullam sibi in uxorem copulare posset ch. 155. In der Seitenlinie bis zum siebenten Grade. Auch heißt es inter christianam et hereticum sanctorum patrum interdicto prohibetur juste matrimonium ch. 155. Der Mann heißt häufig baron, die Frau Moillier (mulier).

2. Die kirchliche Copulation durch einen Geistlichen, so wie das ihr vorhergehende Aufgebot werden theilweis erwähnt, theils ausdrücklich vorgeschrieben ch. 157 — 159, 176, 177, 178: hier heißt es Christi ecclesiae sacramentum in se continet matrimonium.

3. Auch über Verlöbnisse kommen Bestimmungen vor. Dieselben schließen die Reue nicht aus; nur müssen erhaltene Geschenke zurückgegeben werden. Ch. 160 — 163.

4. Wittwen, die das Trauerjahr verletzen, erleiden die bekannte Strafe des Römischen Rechts. Ch. 163 — 165.

5. Die Frau hat ein unveräußerliches Recht auf ihr Witthum (douaire) und kann bey eintretender Verarmung des Mannes es an sich ziehen ch. 167 — 169.

*) Ch. 156 — 159 unterscheidet chevaliers und Lourgeois.

6. Schenkungen unter Lebenden sind ungültig unter den Ehegatten; jedoch kann zur Ernährung der Frau und der Kinder monatlich ein Geschenk von 1 oder 2 Bezantiner oder 1 Mark Silber ausgesetzt werden. Ch. 170 — 171.

7. Wegen Krankheiten oder solcher Uebel, welche das Zusammenleben unmöglich machen, darf der Mann Trennung verlangen, welche die Kirche gestattet, (l'église doit les départis par droit), nachdem sie 15 Tage oder 1 Monat die Wirklichkeit derselben durch den Aufenthalt der Frau bey 3 andern Frauen hat constatiren lassen. Ch. 172. Der Mann kann eine andere Frau nehmen, die Frau aber gehet in ein Kloster und erhält soviel als sie beygebracht hatte ch. 173. Hatte der Mann ohne Grund die Frau weggeschickt, so muß er sie und die Kinder nähren. Der Aufenthalt dieser wird durch Gerichtsgeschworne bestimmt ch. 174.

8. Klagen über körperliche Mißhandlungen von Seite des Ehegatten gehören nicht vor des Königs Gericht, sondern der Visconte und die Geschwornen bringen sie vor das Gericht der Kirche. Ch. 178.

9. Es findet eine Gütergemeinschaft der Errungenschaft zu gleichen Theilen statt. Zu Lebzeit des Mannes hat die Frau kein Verfügungsrecht. Auf den Todesfall verfügen beyde Eheleute nach Willkühr über ihren Antheil. ch. 180.

10. Auf diese Gütergemeinschaft stützt sich das Intestaterbrecht der Ehegatten und beziehen sich viele, die Zahlung der Schulden betreffenden Verfügungen. Ch. 180, 182 — 185, 188, 192, 193, 195, 196.

11. Vom Dotalrecht und der Unveräußerlichkeit eines Heirathsgutes findet sich in den Assises des bourgeois keine Spur. Pardessus S. 88.

D. Erbrecht.

I. Ueber das Intestaterbrecht finden sich folgende Bestimmungen:

1. Das Vermögen, welches der Mann vor Eingehung der Ehe besaß, fällt, wenn er nicht darüber verfügt hat, an die ihn überlebende Frau, es seyen Kinder derselben da oder nicht; im ersten Falle aber behielt sie nur den Nießbrauch ch. 183.

2. Das während der Ehe Errungene bleibt zur Hälfte dem überlebenden Ehegatten, zur Hälfte den Kindern. Jener kann den Erbtheil dieser nicht verkürzen und nur aus Nahrungslosigkeit davon veräußern ch. 184.

3. Natürliche Kinder erben nicht, wenn eheliche verhanden sind; jedoch können diese sie zulassen, wenn sie wollen. Art. 175 u. 158.

4. Sind weder Kinder, noch Eltern, noch Geschwister noch andre Verwandte da, so fällt die Verlassenschaft dem Grundherrn (seigneur de la terre) zu. War der Verstorbene jedoch ein Geistlicher oder eine Nonne, so fällt das Vermögen der Kirche oder dem Kloster zu, der oder dem er angehörte. Ch. 186. Der Beweis der Verwandtschaft und der Berufung als heres directus (droit heir) wird durch 2 Garans (Zeugen) und seinen Eid geführt. Ch. 190.

5. Es muß jedoch der Gerichtshof des Grundherrn Jahr und Tag warten, ehe er die Verlassenschaft diesem zusprechen kann; ob nicht abwesende Verwandte sich melden. Geschieht dieß während jener Frist, so muß diesen dieselbe ausgeliefert werden ch. 193.

6. Wer sich einmal als Erbe gerirt hat, kann von der Zahlung der Schulden sich nicht frey machen ch. 190.

(Schluß folgt.)

Neunter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1838. ꝛc.

(Schluß.)

Sigefridus (1147 — 1151), Godefridus (1181 — 1189), Heinrich III. (1190 — 1196.) Godefridus 1196 — 1197; Conrad I. 1197 — 1202. Heinrich IV. 1202 — 1207. Otto, 1207 — 1223. Herman von Lobdeburg 1225 — 1252. Berthold von Sternberg 1207 — 1287. Andreas von Gundelfingen 1303 — 1314. Gerhard Graf von Schwarzburg 1372 — 1400 ꝛc haben sämmtlich das Schwert entweder in der rechten (auch in der linken) Hand, oder quer vor sich liegend.

Daß die Fahne keine „neue Erfindung und Anmaßung“ auf bischofl. W. Münzen sey; läßt sich gleichfalls erweisen. Z. B. Ein Pfennig Joanns von Egloffstein (1401 — 1411) wird von Schramm a. a. O. also beschrieben:

Av. Das Eggloffsteinische Familien Wappenschild.

Rev. In einem halb ovalen runden Schild das Würzburger Stadtwappen das Fähnlein.“ — Die Berndtsche Abbildung stellt die Form der Fahne genau so dar, wie wir sie nach gewöhnlichen Annahmen, seit Gottfried IV. bis auf unsere Tage zu sehen gewohnt sind. J. von Brun (1411 — 1440) hat auf einer andern Tafel der Berndtschen Abbildungen gleichfalls die Fahne wie sein Vorgänger. Schon hieraus möchte Hr. H. zur Genüge begreifen, daß Bischof Gottfried IV. sich ihrer nicht zuerst bedient habe. Allein der Gebrauch, die W. Bischöfe mit Fahnen in der Hand auf ihren Münzen darzustellen, geht gleichfalls um Vieles höher hinauf, als Hr. H. sich vorstellt, und der Hr. (Vereins?) Bibliothekar hätte sich leicht durch Zurhandnahme der gewöhnlichen Hilfsmittel von der Wahrheit des eben Gesagten augenfällig überzeugen können. — Die 1te Münze in der v. Erthalischen Sammlung, auf welcher ein W. Bischof mit der Fahne erscheint, ist der oben beschriebene Solidus des B. Reginhards. Dann folgt ein Solidus seines Nachfolgers Godefrid, der mit Fahne und Krummstab abgebildet ist. Ferner Godefrid von Hohenlohe (1196 — 1197). Schramm beschreibt einen Solidus dieses Bischofs: „das Fähnlein in der rechten Hand, und das Schwert der Quere vor sich liegen habend.“ Otto von Lobdeburg 1207 — 1223 (also schon in einer Zeit, in welcher nach Hrn. H. der „Ducatus W. einen wahren Todesschlafschlummerte“):

„Av. Ein bischöflich gekleidet Brustbild, auf dessen Haupt die Inful. In der rechten Hand hat er den Krummstab, und in der linken eine fliegende Fahne, mit der Umschrift Otto.“

„Rev. Ein Kirchengebäu mit drey Thürmen, worunter ein Kreuz zu sehen ist, mit der Umschrift: EPI-SCOPV.“ —

Auch auf einem Solidus B. Bertholds v. Sternberg (1267 — 1287) ist dieser Bischof abgebildet in der rechten Hand eine Fahne, in der linken einen Scepter haltend. — Doch schon genug, um darzuthun, daß in der 2ten Hälfte des 12ten, im Anfang und beym Ausgange des 13ten, in der 1ten Hälfte des 15ten Jahrhunderts die Fahne auf den Münzen der W. Bischöfe vorkomme! — Um alle diese Münzen im Originale zu beschauen, braucht Hr. H. — was wir ihm auch gar nicht zugemuthet — weder einen Aufwand von einigen Jahren, noch einigen 1000 Thalern Reisegeld zu machen, sondern er kann sich dieß Vergnügen viel wohlfeiler verschaffen, da die von Erthalische Sammlung im königl. Münz-Cabinete zu München sich befindet.

Hr. H. ersieht aus diesen urkundlichen und numismatischen Beweisen, daß es ungeachtet seiner Deduction einen Ducat der W. Bischöfe gegeben, daß dieser Ducat eine von den deutschen Kaisern „ertheilte Würde und ein Amt gewesen, welches sie mit vollem Rechte auszuüben befugt waren und auch wirklich ausgeübt haben“ (d. h. in ihrem Namen übten sie die von ihnen hiezu bestellten Beamten, nach dem bekannten Satze: „ecclesia non sitit sanguinem, was sich bey der geistlichen Würde dieser Duces, wie sie Friedrich I. nennt, wohl nun einmal nicht anders einrichten ließ.) Es war aber die oberstrichterliche Gewalt in einem so bedeutenden Bezirke, wie jener der W. Kirche zustehende, gewesen, gewiß nichts weniger, als ein „Schatten ohne Wesen und Wirklichkeit,“ wie sie Hr. H. zu nennen für gut findet, sondern wahrhaft eine Würde und ein Amt.

Die große Ausdehnung dieser Anzeige nöthigt den Ref., den zweyten Theil der Anmerkung des Hrn. H. hier zu übergehen; er bemerkt darüber nur, daß die unziemlichen Persönlichkeiten, worein er sich verläuft, von der Redaction des Jahresberichtes billig hätten abgestellt werden sollen.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Les livres des Assises et des usages dou Reaume de Jerusalem, etc.

(Schluß.)

7) Es finden sich verschiedene Bestimmungen über verschuldete Erbschaften in Ch. 188, 191, 192, 196. z. B. das ganze Vermögen des Verstorbenen haftet für seine Schulden; wird 7 Tage nach seinem Tode nicht gezahlt, so kann gepfändet werden (196.). Merkwürdig ist die Verfügung in Ch. 188, daß die vermögenslose Frau für die Schulden ihres verstorbenen Mannes nicht verfolgt werden kann, auch ihre Kleider nicht genommen u. s. w. Verheirathet sie sich aber wieder, so muß ihr zweyter Mann zahlen und dazu wird gesagt: quia vir secundus mulieris solvet debitum prioris viri uxoris suae et mulier viri sui debitum aequitabit Jerosolimitano more.

II. Was Testamente *) betrifft, so beginnt der Abschnitt über sie mit einer ausgedehnten lateinischen Einleitung, worin auf Justinians Constitutionen und die Authenticae (über c. 19. C. VI. 23.) Berufung geschieht. Ch. 181.

1) Es kannten die Assisen der baisse Court ein schriftliches und ein mündliches Testament; jenes ist gültig, wenn es vor zwey Zeugen (garants) bestätigt wird; es kann seyn auf Papier, Pergament, Holz u. s. w.; der Schreiber desselben darf aber dem Testirer nicht verwandt seyn, auch nichts im Testament erhalten. Ch. 194, 198.

Das mündliche wird bezeugt von dem Priester, der dem kranken Testirer die Sakramente ertheilte, mit seinem Clere und zwey Zeugen. Wird eine unbewegliche Sache daraus verlangt, so müssen die zwey Zeugen zum gerichtlichen Zweykampfe befähigte Leute seyn Ch. 182., ferner Ch. 149. Festgesetzt wird, wer nicht Zeuge seyn kann Ch. 199.

2) Jedes Testament mußte ein legatum ad pias causas enthalten. Ch. 211.

3) Aeltern und Kinder können sich enterben aus den gesetzlich bestimmten Ursachen in Ch. 134, 135; sie sind größtentheils aus der Novelle 115 von Justinian entnommen. Der Testirer hat aber volle Freyheit, sein Vermögen unter den eingesetzten nach Belieben zu vertheilen. Ch. 171, 189.

4) Schließt der kranke Mann seine beym Testiren gegenwärtige Frau von Allem aus, ohne daß sie widerspricht, so schadet dieß ihrem Rechte nichts; weil man annehmen muß, sie habe durch ihren Widerspruch ihn nicht kränker machen wollen, nur wenn sie dessen Verfügung bestätigt, gilt sie auch gegen sie. (Ch. 158.)

5) Wer behauptet, es sey ihm von einem Verstorbenen eine Sache hinterlassen, kann den Erben den Eid zuschieben, es sey dem nicht so; leistet er ihn nicht, so muß er das Vermächtniß leisten Ch. 194. Wir finden also hier das fideicommissum praesenti heredi injunctum des Justinianischen Rechts.

6) Vermacht der Mann der Frau ihr Beygebrachtes, so ist das Vermächtniß wirkungslos; ver-

*) Für Testiren wird gewöhnlich der Ausdruck deviser gebraucht; daher der testatus bezeichnet wird durch homme mort par devise.

macht er aber eine bestimmte Summe, so gilt es. Ch. 198.

7) Die einer Ehegattin vom verstorbenen Ehegatten auferlegte Bedingung nicht wieder zu heirathen, ist zu erhalten. Geschieht dieß nicht, so verliert sie das ihr Vermachte. Ch. 195.

8) Im Geiste des französischen Rechts ist es, daß den Vermächtnissen die Schenkung gleich gestellt wird, daher es gewöhnlich heißt: laisse ou donne u. s. w.

E. Das Obligationenrecht, namentlich das über Verträge, enthält bey weitem die meisten Bestimmungen.

1) Verträge (convenances oder convenant) über unerlaubte Handlungen sind wirkungslos Ch. 112 — 114. *)

2) Der geläugnete Vertrag kann vom Kläger durch 2 Zeugen bewiesen werden; hat er keine, so hat Eideszuschiebung statt Ch. 112 — 115.; sonst findet auch der gerichtliche Zweykampf statt. Ueber alle Beweise geht ein rechtskräftiges Urtheil Ch. 185.

3) Jeder haftet für den durch seine Schuld dem andern zugefügten Schaden. Cujus culpa damnum volendo infertur, in eundem redundat incommodum Ch. 154, 233.

4) Die Regeln über den Kauf sind im Ganzen die des römischen Rechts in den Ch. 27 — 39, 41., namentlich was die Redhibition von Sklaven und Thieren wegen heimlicher Mängel und Fehler betrifft, ferner die Arrha u. s. w. Die Tradition macht den Kauf für immer unauflöslich; quia quod non fecit venditio reconciliat traditio Ch. 29. Der Verkauf von Sachen der Kirchen und Klöster ist nichtig, 38.; was Häuser und Grundstücke betrifft, so muß der Verkauf gerichtlich protokollirt und eine Abgabe bezahlt werden (Ch. 31, 295.) und es findet ein Retraktsrecht zu Gunsten des nächsten Verwandten statt (Ch. 30.) Hereditates non ad alienos sed ad suos parentes, si fieri potest, naturali jure omnimodo devolvantur.

Im Ch. 198. der venetianischen Handschrift stehet, daß der Käufer einer Forderung vom Schuldner Zahlung erhalten muß, ohne daß diesem Bürgen von jenem zu stellen sind, gegen nochmalige Zahlung.

5) Auch der Mieth- und Pachtvertrag steht unter den Grundsätzen des römischen Rechts Ch. 85 — 99. Das erste Capitel ist den Institutionen Justinians entnommen, eine Verstümmlung des pr. D. 3 — 24. Einem Bedienten (sergeant) und einer Dienstmagd (Chambrière) kann die Herrschaft jeden Augenblick künden und zahlt nur für die verflossene Dienstzeit Lohn. Die gemietheten müssen aber ihre Dienstzeit aushalten, nur wenn sie outre mer, also nach Europa zurück wollen, müssen sie entlassen werden. Treulosen Dienstboten kann die Hand mit einem glühenden Eisen durchstochen werden. Ch. 85. Verdient der Knecht oder die Magd durch Arbeit, so gehören ihnen die Hälfte davon, eben so vom Funde. Ch. 87. Der Hausdiebstahl macht den Dieb dem Herrn verfallen Ch. 88. Die Dienerschaft haftet für alles, was im Hause durch ihre Nachläßigkeit verloren geht, Ch. 89. Von Bedienten und Mägden wird wegen bloßer Maulschellen u. dgl. keine Klage angenommen, jedoch wegen schwerer Mißhandlung und Verwundungen Ch. 90. Die Verfügungen über Hausmiethe und die von Thieren haben nichts eigenthümliches Ch. 92 — 99. Wird der Grundzins (apaute) *) nicht zur gehörigen Zeit gezahlt, so kann der Herr das Gebäude oder Grundstück einziehen, und wenn nach Jahr und Tag der Zinsmann (Alpateus Alpator) nicht zahlt, es behalten, Ch. 102. Eben so bey der Superficies, wo der Superficiar das Gebäude nicht niederreissen darf, wenn der Grundeigenthümer bezahlen will und beym Verkaufe desselben ein Vorzugsrecht hat. Ch. 254.

6) Ueber den Gesellschaftsvertrag findet sich eine

*) Das Ch. 111. enthält einen lateinischen Auszug aus dem Titel de pactis.

*) Von apaltus (s. Ducange h. v.); das Wort ist italienischen Ursprungs.

Stelle gedrängter Auszüge aus den Institutionen und Pandekten im Ch. 108., die in der Venetianischen Handschrift, wie alle diese Stellen, ganz fehlt; dieselbe stehet aber frey übertragen im Ch. 109., darauf wird in Ch. 110. angegeben, wie ein Associirter durch 2 Garants und Eid beweisen kann, daß der andere die Gesellschaft in Schaden gebracht habe.

7) Sehr ausführlich wird vom Darleihen und Geldschulden gehandelt, im Ch. 50 — 54, 64. Der Beweis geliehenen Geldes oder geleisteter Zahlung wird, wie fast alle Forderungen und Klagen, durch zwey Zeugen geführt, und, wenn einer derselben gestorben ist, durch den überlebenden. Ist die Geldschuld eine Mark Silber, so findet Zweykampf statt, d. h. die Zeugen müssen kämpfen mit dem Gegner; der Besiegte wird gehangen Ch. 53, 54.

Behauptet der Schuldner insolvent zu seyn, so muß er dieß beschwören *) und ist dann dem Gläubiger zu überliefern, der ihn nicht als Sklaven, sondern als Christen in seinem Hause behält, bis er befriedigt ist. Kömmt ein zweyter Gläubiger, der die Haft verlangt, so hat er den ersten, der den Schuldner hat, zu befriedigen; wenn er diesen selbst in Haft haben will. Ch. 39, 57, 78. Die Ch. 58 — 63. handeln von dem Beweis, wenn ein Geldschuldenstreit zwischen einem Franken und einem Syrier, Nestoriner, Jakobiner u. s. w. statt hat. Eine Anwendung des germanisch-französischen Rechtsgrundsatzes, en fait de meuble la possession vaut titre, ist, daß ein Gläubiger ein Pferd, welches ein anderer dem Schuldner geliehen hat, mit der Habe des letzteren veräussern kann Ch. 40, 84.

3) Von der Bürgschaft (Plegerie). Die Grundsätze Ch. 65 — 84 hierüber sind dem römischen Rechte nicht ganz gemäß. Die Bürgen (pleges) haften subsidiarisch (65, 66.), werden nicht mehr geglaubt, wenn sie die Bürgschaft geläugnet haben, und überwiesen wurden; sie können genöthigt werden ein Unterpfand zu geben (67, 68, 69, 71, 81 u. s. w.). Sind mehrere Bürgen da, so kann keiner derselben durch die ihn allein begünstigende Zahlungsannahme des Gläubigers frey werden Ch. 70. Die Rückgabe des Unterpfandes an den Bürgen macht diesen frey Ch. 72. Erst wenn der Bürge das Unterpfand binnen 14 Tagen nicht einlöst, kann der Gläubiger es veräussern Ch. 74. Der Bürge auf eine bestimmte Zeit wird frey, sobald der Gläubiger einen neuen Zahlungstermin dem Hauptschuldner giebt Ch. 77. Kann der Bürge weder zahlen noch ein Unterpfand geben, so kann der Gläubiger ihn wie jeden Schuldner verhaften. Löst ihn der zahlungsfähige Hauptschuldner nicht aus, so muß der Visconte diesen pfänden, damit jener frey werde. Zahlt dagegen der Bürge, so kann er den Hauptschuldner in Haft nehmen Ch. 78.

9) Ueber den Pfandvertrag (pignus, gage) findet man die Grundsätze des römischen Rechts. Auch die Antichrese kömmt vor nicht aber die Hypotheken (32). Hauptstellen sind 37, 55, 56, 68, 76, 77, 267 des Venetian. Textes (352).

10) Ueber das Depositum, auch recommendise genannt, finden sich die Grundsätze des römischen Rechts, jedoch nicht die über das sogenannte Depositum miserabile Ch. 103 — 107. Auch gelten die Grundsätze über das receptum der Werthe, Ch. 203, 266. des venetianischen Textes (Ch. 256.), Ch. 297. des Münchner.

11) Die seerechtlichen Bestimmungen der Assisen in Ch. 40 — 47. sind die der lex Rhodia de jactu 43, 46., ferner Regeln über das Ersetzen der einem Schiffpatron anvertrauten Waaren, wenn sie durch dessen Schuld zu Grunde giengen, wenn er sie anders wohin führte zum Verkaufe als wohin verabredet war 41; über die Verpflichtungen und Rechte der Matrosen (mariniers), über die Ausfuhr von Waffen u. dgl. in fremdes Land Ch. 44. Mehr bey

*) Er schwört: qu'il n'en adestus terre in dessus terre, dont il fuisse pages.

Pardessus Collection des lois maritimes I, p. 275 — 282.

Wir brechen hier ab, um nicht die Grenzen einer Anzeige allzusehr zu überschreiten. Die gemachten Mittheilungen werden hinreichen, die Freunde der Geschichte des Mittelalters, so wie der vergleichenden Rechtsgeschichte von der Wichtigkeit der Assisen von Jerusalem als einem Rechtsdenkmale zu überzeugen, welches fortan nicht mehr mit Stillschweigen übergangen werden darf. Seine Bedeutung kann freylich nur vollkommen gewürdiget werden, wenn die beyden übrigen Bände, die uns Herr Kausler versprochen hat, werden erschienen seyn. Daß dieß sobald wie möglich geschehen möge, ist der aufrichtige Wunsch des Referenten, der dann von denselben weitere Nachricht geben wird.

L. A. Warnkönig.

A Natural History of Quadrupeds and other Mammiferous Animals: comprising a description of the class Mammalia, including the principal varieties of the Human Race. By W. Ch. L. Martin, with upwards of 1000 engravings on wood, about 500 of which are representations of animals, drawn (in every practicable instance from the life) by William Harvey; and numerous anatomical, osteological and other illustrations. London 1840. Part I. p. 1 — 64. Part. II. p. 65 — 128. gr. 8.

Mit den zwey ersten Heften, die uns von dieser neuen Naturgeschichte der Säugthiere vorliegen, hat in England ein Werk begonnen, das, wenn es die in diesem Lande aufgehäuften Sammlungen eben so gut als die Litteratur des Auslandes zu benützen versteht, von großer Bedeutung werden kann. Griffith's Animal Kingdom ist dieß nicht geworden, sondern weit unter allen billigen Anforderungen geblieben. In keinem andern Lande sind gegenwärtig naturhistorische Publikationen leichter auszuführen als in England. Nicht nur werden von allen zugänglichen Gegenden der Erde dahin die Bälge erlegter Thiere zusammengebracht, sondern ein nicht geringer Theil der Säugthiere ist daselbst in lebenden Individuen zu sehen. Zugleich finden sich in dem reichem Lande, das die Wichtigkeit des Studiums der Naturwissenschaften wohl zu schätzen weiß, für Werke aus diesem Gebiete immer Abnehmer genug, so daß Autor und Buchhändler nicht in Verlegenheit kommen können.

Gleichwohl wird von den englischen Zoologen die ihnen gebotene günstige Gelegenheit nicht immer auf die gehörige Weise benützt. In den Proceedings of the Zoological society of London sind zwar jedesmal eine Menge neuer Säugthiere bekannt gemacht, aber nur zu häufig sind die Beschreibungen so kurz und oberflächlich, die Vergleichungen mit der Litteratur so wenig beachtet, daß man nur zu oft zweifelhaft bleibt, ob die angekündigte Art wirklich neu ist, und wenn sie es wirklich ist, doch keine vollständige Kenntniß von ihr sich erwerben kann. Wir wollen daher wünschen, daß Martin sich von dieser Oberflächlichkeit frey halten, und in den Beschreibungen nicht Gray und Ogilby, sondern Bennett und Owen sich zum Muster nehmen möchte.

Der Verfasser will sich nicht bloß auf die Säugthiere beschränken, sondern auch noch die Hauptvarietäten der Menschenrassen aufnehmen und überdieß die fossilen Arten aus der Klasse der Mammalien. Die beyden ersten Hefte, die bisher erschienen sind, gehen nach einer kurzen Einleitung gleich zur Betrachtung des Gehirns der Säugthiere über, welcher jedoch ebenfalls nur wenige Blätter gewidmet sind. Ausführlicher wird das Knochengerüste abgehandelt, das den größten Theil der beyden Hefte einnimmt und mit vielen eingedruckten Holzschnitten erläutert ist. Letztere sind gut gearbeitet, können zwar für tiefere osteologische Studien nicht ausreichen, sind aber für den Anfänger und Dilettanten recht brauchbar. Das Werk soll vier Bände bilden, die in monatlichen Heften nach und nach erscheinen; das erste Heft ist im heurigen Februar ausgegeben worden. Die ausführliche Beurtheilung verschieben wir so lange, bis der erste Theil oder doch wenigstens die erste Ordnung vollständig uns vorliegt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nr. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Rede zum Andenken an den verewigten Staats-Minister Maximilian Grafen von Montgelas, gelesen in der festlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 24. August 1839 von Max Freyherrn von Freyberg, k. b. Staatsrath und Vorstand des Reichsarchives, Secretär der historischen Classe. München, 1339. 100 S. 4.

Dem Andenken des Grafen von Montgelas *) die akademische Ehre zu erweisen war der Hr. Verf. dieser Denkschrift vor Anderen berufen, nicht nur als Eidam des Verewigten und der Vertraute seines höheren Alters, sondern auch als Inhaber der von demselben hinterlassenen reichhaltigen Aufzeichnungen aus seiner großen Laufbahn. Der Gebrauch, welchen der Hr. Verf. von dieser ihm zu Theil gewordenen Kunde macht, ist nicht nur als besonnen, sondern, in Betracht der Verhältnisse, selbst als freygebig anzuerkennen.

Mit der Jugendgeschichte wird begonnen, aber kürzer, als der Leser wünschen mag, verfahren. Merkwürdig ist, daß der Graf von seinem Vater (einem savoyischen Baron, Generalmajor im bayerischen Dienste) für den Militärstand bestimmt war, dagegen er selbst eine Neigung zum geistlichen Stande fühlte, die aber der Vater nicht aufkommen ließ. Doch bestand dieser auf seinem ersten Vorsatze nicht, sondern ließ den hoffnungsvollen Sohn zuerst in Nancy, dann mehrere Jahre in Straßburg studiren. Hier, wo durch Schöpflin's Schüler Geschichte und Staatsrecht sehr gründlich getrieben wurden, sammelte der junge Mann einen Schatz mannigfaltiger, vornehmlich historischer, Kenntnisse, die Grundlage des reichen, ihm stets gegenwärtigen Wissens, das an ihm noch im Greisen-Alter zu bewundern gewesen ist. Ein halbes Jahr zu Ingolstadt reichte zur Vollendung seiner Studien hin. Als Hofrath (Mitglied des Appellations-Gerichts) zu München angestellt, erfreute er sich eine Zeit lang des Wohlwollens Kurfürst Carl Theodor's, fiel aber im Jahre 1785 so in Ungnade, daß er aus dem kurfürstlichen Dienst in den herzoglich Zweybrückischen überzutreten nöthig fand. In diesem war seine Stellung nichts weniger als ansehnlich, bis Maximilian Joseph die Regierung überkam, der ihn längst kennen und schätzen gelernt hatte. Montgelas wurde sein vertrautester Rath, und vier Jahre später, da der Herzog zur Nachfolge in dem Kurfürstenthume gelangte, sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Von hier an wird die Erzählung sehr gehaltreich, läßt sich aber nicht wohl in einen Auszug bringen. Dem Hrn. Verf. scheint vornämlich daran gelegen zu seyn, das Vorurtheil zu entkräften, welches dem Minister eine von Deutschland abtrünnige, Frankreich zugewandte Gesinnung beymaß. War es dazu unerläßlich, des großen Zwiespaltes zu gedenken, durch welchen seit dem Baseler Frieden das Unheil über Deutschland kam, so geschieht das mit der Mäßigung, zu welcher die jetzt glücklich hergestellte Einigung räth. Einleuchtend wird aber, daß in jener Auflösung, die nur ein frommer Selbstbetrug verkennen mochte, nicht Festhalten an einem Allgemeinen, das eben in Trümmer ging, nur Selbstbestimmung nach den seltsam wechselnden Umständen für einen minder mächtigen Staat das erlangen konnte, was er mit Recht begehrte, Rettung für jetzt und größere Sicherstellung für die

*) Geb. zu München 10. Sept. 1759, gest. ebendaselbst 15. Juny 1838.

Zukunft. Daß Bayern sich an Frankreich nicht aus Neigung sondern aus Noth anschloß, erhellt aus der einfachen Darlegung des Ganges der Begebenheiten. Einmal geschlossen, konnte diese Verbindung nicht nur, so lange Frankreichs Uebermacht dauerte, nicht aufgehoben — sie mußte mit allen ihren Folgen getragen werden. Schwer lasteten diese Folgen auf dem Lande; daß sie nicht noch weit drückender geworden sind, ist großentheils Werk des Grafen v. Montgelas gewesen. Zumuthungen, welche Bayerns Selbständigkeit im Innern gefährdeten, z. B. die Einführung der neuen französischen Gesetzgebung, lehnte er mit einer Entschiedenheit ab, welche nur ein Mann wagen konnte, der sich in großes Ansehen bey dem französischen Herrscher selbst gesetzt hatte. Mehrmals von diesem aufgefordert, eine Verfassung für den Rheinbund zu entwerfen, wußte er nicht nur von sich das unerwünschte Geschäft abzuwenden, sondern die Sache selbst, die von zwey deutschen Fürsten lebhaft betrieben wurde, zu vereiteln. Ref. hat ihn selbst erzählen gehört, wie er einst, als Napoleon deßhalb in ihn gedrungen, mit der Bemerkung ausgewichen sey: eine Verfassung für den Rheinbund wäre ohne Fundamentalgesetze nicht möglich, und von solchen Gesetzen wäre, seines Wissens, der Kaiser kein Freund; worauf Napoleon gelacht und den Anschlag wieder ruhen gelassen habe. Die stille Wirksamkeit des Ministers in dieser Richtung ist zu seinen verdienstvollsten zu zählen. Nicht bloß anhaltende Wachsamkeit und Festigkeit war nöthig, um Eingriffen vorzubeugen, welche, einmal geduldet, aus der bayerischen Regierung, statt einer verbündeten, eine botmäßige gemacht haben würden; es bedurfte dazu einer ungemeinen Klugheit und Gewandtheit, und besonders, anmaßenden Dienern eines herrischen Bundsgenossen gegenüber, des heitern Gleichmuthes und des milden Ernstes, der feinen Sitte und der anspruchlosen Würde, die dem Verewigten eigen waren. Daß Bayern eine solche Stellung behauptete, kam allen Staaten des Rheinbundes zu gut, die ohne Zweifel noch viel härter wären bedrängt worden, hätte sich der größte unter ihnen zu unbegränzter Willfährigkeit bringen lassen.

Ein eigenthümlicher Zug in der Handlungsweise des Ministers — daß er, wo ein folgenschwerer Entschluß zu fassen war, nicht Rath ertheilte, sondern nur die Verhältnisse getreu erörterte und seinem Gebieter die Entscheidung anheim stellte — ist von dem Hrn. Verf. nicht übergangen; wie er denn auch um so mehr auszuzeichnen war, je allgemeiner das gerade Gegentheil geglaubt wurde. Ref. erinnert sich noch sehr wohl des Erstaunens, worein der Graf von Montgelas einst (es war zu Ende 1813) seine Tischgesellschaft versetzte, als er, da von der Stellung eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten die Rede war, sehr ernsthaft sagte: nous ne sommes que les premiers commis de nos souverains.

Mit gleicher Ausführlichkeit, wie die Verbindung mit Frankreich, wird der späte Anschluß an die gegen Napoleon verbündeten Mächte, und das Friedenswerk behandelt, wo dann die ausnehmende Klugheit und Stetigkeit in die Augen fällt, womit der Minister seinen Zweck, die größtmögliche Selbständigkeit Bayerns, unter sehr schwierigen Umständen verfolgte. Der Hr. Verf. enthält sich dabey aller Seitenblicke, wozu er doch Anlaß genug hatte; vermuthlich weil er überzeugt ist, daß die in jener Zeit, mitunter auch von Wohldenkenden, erhobene Klage über Selbstsucht der oberdeutschen Staaten, namentlich Bayerns, einer richtigeren Würdigung, in Folge späterer Erfahrungen, bereits gewichen sey.

Das Wirken des Ministers in den inneren Angelegenheiten nimmt die kleinere Hälfte der Rede ein. Darüber waren bekanntlich früher schon die Meynungen getheilter als über seine Leitung der auswärtigen Verhältnisse; und wahrscheinlich werden sie es auch bleiben. Der Hr. Verf. berührt zuerst die Thätigkeit des Ministers im Verfassungswesen. Nach Erwähnung des Ediktes vom 7. Januar 1807, welches auf den Antrag des damaligen Finanzministers ergangen, fährt er fort:

> Wenn nun gegen das Princip einer gleichheitlichen Vertheilung der Staatslasten ein gegründeter Einspruch wohl von keiner Seite erhoben werden

konnte, so war es doch eine ganz andere Frage: Ob die altbayerische Verfassung nicht in ihren Haupttheilen, der Königswürde des Landesherrn unbeschadet, hätte fortbestehen können? Auf jeden Fall aber, und seitdem durch das was auswärts vor sich ging, die höchste Kraftentwicklung des Staates, und also auch Einheit in den Grundsätzen seiner Gesetzgebung und Verwaltung, die Hauptbedingung seines Fortbestehens geworden — war es auch nothwendig von zweyen Wegen den einen zu wählen: entweder eine der in den verschiedenen Provinzen noch bestehenden Verfassungen zur Allgemeingültigkeit zu erheben, oder aber ein neues, alle diese Provinzen in sich schließendes Verfassungs-Gebäude von Grund aus zu erheben. Daß man nun unbedenklich den letztern Weg erwählen konnte, spricht wohl schon am lautesten dafür, daß keine der damals bestehenden Verfassungen lebenskräftig genug mehr war, um die Erfüllung Alles dessen was nur von einer Constitution gefordert wurde zu verbürgen. Denn festwurzelnde, von einer entschiedenen öffentlichen Meynung, und einer lebendigen Anhänglichkeit aller betheiligten Klassen an das Alte gehaltene und getragene Verfassungen, pflegen nicht schon dem ersten Versuche einer Neuerung zu weichen. So aber hat ein Decret (vom 1. May 1808) hingereicht, den Ablauf des vielhundertjährigen Wirkens und Bestehens der bayerischen Landschaft zu bezeichnen.

Ein neues Grundgesetz war bereits entworfen und berathen, und der Verewigte war es vorzüglich, dem die größte Last der wohl überhaupt unauflöslichen Aufgabe hieben zu Theil geworden. Als unauflöslich muß aber eine solche Aufgabe bezeichnet werden, weil Verfassungen überhaupt nur das Werk der Geschichte einer Nation, nicht aber das Resultat der Gedanken einzelner Staatsmänner seyn können. An eine eigentlich ständische Verfassung war wohl nicht mehr zu denken, denn es fehlte hiezu gerade an der Hauptsache, nämlich an den Ständen; welche ja überhaupt nicht bestehen können ohne corporative Gerechtsame, die man so eben, als nicht länger vereinbar mit dem Staatszwecke, aufgehoben hatte. Sollte aber die zu gebende neue Constitution auf eine National-Repräsentation begründet werden, so mußte man sich auch all den Gefahren bloß stellen, welche ein so höchst wichtiges Staats-Experiment zur Folge haben konnte. Je tiefer der Verewigte mit der Geschichte der Verfassungen aller civilisirten Völker vertraut war, je vielseitiger — aber auch je bedenklicher mußte ihm das zu lösende Problem erscheinen. Wenn er auch zur festesten Ueberzeugung

gelangt war, daß das Althergebrachte nimmermehr zu retten sey, wenn die Nothwendigkeit der Nation ein neues Staatsgrundgesetz zu geben gebieterisch drängte, da ein Staat ohne irgend eine Verfassung keinen Augenblick bestehen kann — so mußte es ihm doch ein trauriger Beruf seyn, bey einem gerechten und wohlwollenden Könige, alle die Opfer wohlerworbener Rechte welche das neue Zeitalter so ungestüm forderte, in Antrag bringen zu müssen, um zuletzt dennoch einer ganz ungewissen Zukunft entgegen zu gehen. So ist es ihm denn auch nie gelungen ein rechtes Herz zur Durchführung seiner Aufgabe zu fassen, und die Constitution vom Jahre 1808 ist in wesentlichen Bestandtheilen niemals zum Vollzuge gelangt. Großentheils freylich waren auch der im Jahre 1809 wieder ausgebrochene Krieg, die hieraus erfolgten Gebietsveränderungen, und die Rücksicht auf die Haltung des im Westen nun um so viel mächtiger gewordenen Siegers, Schuld an der Zögerung in dem Verfassungswesen.

Besonders merkwürdig ist, was hiernächst über einen neuen Verfassungsplan vom Jahre 1814 mitgetheilt wird:

Der Graf von Montgelas erhielt nun von seinem Könige den Befehl über eine Revision der Verfassung Anträge zu erstatten. Diese erfolgten unterm 14. September 1814, und gingen im Wesentlichen von folgenden Grundsätzen aus:

Nicht eine Aufhebung — sondern nur eine Umarbeitung der Verfassung vom Jahre 1808, unter Benützung der mittlerweile gemachten Erfahrungen, aber unter Beybehaltung ihrer Hauptgrundlagen, könne nun die Aufgabe seyn; in der Erwägung, daß es bey der Heterogenität der Gebietstheile des Königreiches höchst nothwendig sey, dem Provincialgeiste so wenig Nahrung als möglich zu gewähren, sey bey dem Princip der größten Einheit der Verwaltung zu beharren; das königliche Familien-Statut erheische eine Vervollständigung; Alles bloße Reginale sey von dem Constitutiven in dem neu zu gebenden Grundgesetze sorgfältig auszuscheiden; die National-Repräsentation sey in zwey Kammern, nämlich jene der Reichsräthe und der Deputirten, zu trennen, wovon erstere aus den Prinzen von Geblüt, den Erzbischöfen und Bischöfen, den Standesherren, und jenen welchen die Krone diese Würde vererblich oder lebenslänglich zu verleihen für gut finden würde — bestünde; die zweyte aber aus den Universitäten und den Gutsbesitzern mit oder ohne Gerichtsbarkeit — letztere jedoch ohne in Grund-

barkeits-Verhältnissen zu stehen — sich zu bilden hätte; die Einberufung und Vertagung oder Auflösung der Kammern müsse der Krone zustehen, erstere aber habe jährlich zu geschehen; die Initiative in dem Verkehre der Stände mit der Regierung habe immer nur von der letztern auszugehen; der Competenz der erstern sey zuzutheilen: die Zustimmung zu allen Gesetzen, ihrer Aufhebung und ihrer Auslegung, die Verwilligung der direkten Auflagen, die Zustimmung zur Veräußerung der Stiftungsgüter, zur Aufnahme von Darlehen, die Concurrenz zur Verwaltung des Staatsschuldenwesens. Zur Gewährleistung der Verfassung sollte eine durch freye Wahl aus den beyden Kammern hervorgehende Commission constituirt werden, welche alle an dieselbe zu bringenden Klagen über Verletzung constitutioneller Rechte zu prüfen, und dem Monarchen zur Abhülfe vorzulegen hätte, der sich zu dieser Abhülfe auf gerichtlichem oder administrativem Wege ausdrücklich verpflichtete.

Die Verwaltung betreffend, hat sich der Hr. Verf. mehr an das Aeußere der mannigfachen Einrichtungen von 1799 bis 1816, was man damals Organisation nannte, gehalten. *) Nur in einigen Stücken geht er tiefer in die Sache ein und rechtfertigt den Minister gegen den, wenigstens sehr übertriebenen, Vorwurf der Neuerungslust.

*) Zu berichtigen dürfte seyn, was S. 74 über: „die Vereinigung der Ministerial-Sectionen des Innern in ein Departemental-Collegium“ und S. 75 über den Wirkungskreis der Steuer- und Domänen-Section gesagt ist. Jene Vereinigung hat nur so weit Statt gefunden, daß die Vorstände der Sectionen des Ministeriums des Innern (den Wasser- und Strassenbau-Director und die zwey Ober-Medicinal-Räthe mitbegriffen) ein Collegium ausmachten, welches über die von jenen Sectionen vorgelegten Arbeiten theils entschied, theils nur sein Gutachten an den Minister abgab. Eine Veränderung hierin wurde erst 1815 getroffen, war jedoch nicht erheblich. Die Steuer- und Domänen-Section aber trat niemals an die Stelle der geheimen Finanz-Referendäre, sondern blieb zu diesen, welche auch ein Departemental-Collegium ausmachten, in demselben Verhältniß wie die Sectionen des Ministeriums des Innern zu dessen Departemental-Collegium.

Sehr glücklich ist dieß in folgender Stelle zusammengefaßt:

Der Geist und Sinn in welchem Graf Montgelas verwaltete, war natürlich durch die Beschaffenheit seines moralischen Characters so wie seiner politischen Bildung bestimmt. Die letztere hatte durch die Theorien, welche von den Staatsrechtslehrern schon im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts geltend gemacht wurden, ihre Richtung erhalten; eine vorherrschende Neigung zum Kriticismus, welche in einem so tief eindringenden Geiste ihre Waffen fand, hat übrigens den Grundton bey seiner Auffassungsweise angegeben. Je tiefer nun seine historischen Studien, je schärfer seine Beobachtungsgabe, je nackter stellte sich auch seinem hellen Blicke Alles heraus was sich in irgend einer falschen Lage befand, oder bey den gegebenen Verhältnissen als nicht mehr haltbar ankündigte. Bey aller Entschiedenheit seiner Ueberzeugung jedoch, daß man sich durch große Reformen aus dem Veralteten herausheben müsse, und daß die Tendenz des neuen Jahrhunderts im Ganzen und Großen wirklich einer Verbesserung des Zustandes der Dinge zugewendet sey, und ein starres Widerstreben gegen die Macht des Zeitgeistes, die sich bereits so furchtbar erwiesen, nothwendig zum Verderben führen müsse — konnte es seinem durchdringenden Geiste keineswegs verborgen bleiben, daß es an schöpfenden Kräften sowohl als an festen Richtpunkten für eine solide Begründung einer neuen politischen Ordnung der Dinge, allerwärts noch großentheils fehle; und daß daher vor allem an einer möglichst starken Ausrüstung der Staatsgewalt Alles gelegen sey, um bey der allgemeinen Bewegung und Gährung in den Begriffen und socialen Elementen, der Herrschaft und der zu gebenden Richtung Meister zu bleiben. Und so spricht sich denn auch in seinem politischen Walten und Wirken das Streben aus, sich mit den Forderungen des Zeitgeistes auf eine Art und Weise abzufinden, welche den Spielraum für die Action der Staatsgewalt nicht etwa zu sehr beenge.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nr. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Briefe an Johann von Müller (Supplement zu dessen sämmtlichen Werken) herausgegeben von Maurer-Constant, Bibliothekar zu Schaffhausen. Mit einem Vorwort von Dr. Friedrich Hurter. Schaffhausen 1839. Bd. 1. S. XXIV. u. 470. Bd. 2. S. XII. u. 427. Bd. 3. S. XVI. u. 464. Bd. 4. XVI. u. 462. 8.

Nach der Vorrede des Herausgebers soll diese Bekanntmachung auserlesener Briefe an J. v. Müller, (in deren Besitz die Bibliothek zu Schaffhausen ist), zunächst als Beleg der Hochachtung dienen, womit angesehene Zeitgenossen, ältere und jüngere, dem Manne zugethan waren, dessen Andenken in der neuesten Zeit viel Unglimpf erlitten hat. Das Vorwort des Herrn Hurter giebt der Sammlung eine höhere Bestimmung, indem es sie als einen nicht unwichtigen Beytrag zur Kenntniß politischer und litterarischer Verhältnisse der Zeit empfiehlt. Ueber die Frage, ob es recht sey, Briefe die dem Empfänger allein zugedacht waren, dem Publikum vorzulegen, wird nicht hinweggegangen, jedoch Beruhigung in der Erwägung gefunden, daß diese Mittheilung, wenn sie mit Bedacht und Behutsamkeit geschehe, nicht anstößig seyn könne, nachdem dreyßig und mehr Jahre, seitdem die Briefe geschrieben wurden, vergangen und die Verfasser alle bereits verstorben seyen. *) Es hätte können beygefügt werden, daß Müller selbst (Werke XVII. 403 — 405) solchen Bekanntmachungen nicht abgeneigt war. Er halte dafür, sagt er, „daß der Mensch, auch der edelste und beste, sich nicht scheuen soll, nach dem Tode ganz, wie er war, gezeigt zu werden."

Der erste der oben angegebenen Zwecke ist sehr vollständig erreicht. Was jüngere Männer, die sich dem historischen Studium ergaben, wie Bredow, Pfister, Breyer, Dippoldt, zu Müller's Ruhm sagen, hat etwas Schmärmerisches, ist aber meist nicht stärker als das Lob, welches ihm an Jahren näher stehende, auch Aeltere, auch andern Studien mehr zugewandte darbringen.

„Sie, unser Thucydides und Tacitus,"

sagt Wieland in einem Briefe von 1805.

„Sie gehören (schreibt F. A. Wolf 1807) „unter die kleine Zahl deutscher Männer, die ich immer in Gedanken neben die Heroen stelle, mit denen ich eigentlich zu leben das Glück habe."

Posselt schrieb i. J. 1788

„Ich habe Sie mit einer Art Begeisterung geliebt, noch ehe ich in einigem Verhältniß mit Ihnen war. Unter den vielen Geschichtschreibern unseres Volks, von denen mehrere artig und mit Geschmack geschrieben haben, sind Sie der einzige, der den großen Zweck des Geschichtschreibers, wie der Alten einer, fest und ruhig erfaßt und stark und kühn ausgedrückt hat."

So dunkel folgende Anrede von Jean Paul aus dem J. 1808 ist:

„Einem Manne, der zugleich Gegenstand und Schöpfer einer höheren Geschichte ist, will ich keine Minute seiner Schöpfungszeit durch einen längern Ausdruck meiner Verehrung für ihn entziehen," *)

*) Wogegen zu erinnern ist, daß doch Einer von den Briefstellern (IV. 199) noch lebt.

*) Der Herausgeber macht zu dieser Stelle die Anmerkung: „Dieß ist der Ruhm, der Mül-

so leuchtet daraus doch eine sehr hohe Meynung von M. hervor. Eine nicht geringere drückt Adam Müller 1805 in folgenden Worten aus:

„Sie erlauben mir, den, in welchem ich bis jetzt nur das Werk und die große Sache bewunderte, auch persönlich zu lieben, persönlich mich mit allem, was mir werth ist, an einen der reifsten Charaktere des Jahrhunderts anzuschließen.“ *)

Selbst Woltmann, nachher der erste unter J. v. Müller's Splitterrichtern, läßt sich im J. 1800 so vernehmen:

„Wohin ich greife unter den Geschichtschreibern seit Tacitus, finde ich, so mannigfaltiges Talent ich unter ihnen entdecke, doch bey keinem, außer bey Ihnen, die heilige Glut der Seele, mit deren Flammenzügen der Historiker seinen Pinsel das Große und Ewige der Menschheit soll schildern lassen. Auch sehe ich aus den Nebengedanken in Ihrer Schweizerhistorie, daß die Individualität der Nationen und Zeitalter von keinem so scharf aufgefaßt wurde, wie von Ihnen. Wenige Zeilen derselben haben mich mehr erleuchtet, als ein ganzer Band von Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit, welchem es nicht Bedürfniß ist, die letzten Risse zu schauen, nach deren Anleitung das Schicksal Nationen und Zeitalter bildete.“

Doch, der es Allen an Bewunderung zuvorthut, ist — Gentz. Er schreibt im August 1805:

„Welches namenlose Meisterstück haben Sie in die Welt gesetzt, als Sie ihre Vorrede zum vierten Theile schrieben! In solche Bewunderung, als die, welche dieses Stück bey mir erregte, hat mich seit langer Zeit nichts versenkt. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich es zwanzigmal gelesen habe, denn eigentlich war ich acht Tage lang oft ganz davon bezaubert, daß, wie von einer göttlichen Musik, die Töne, die Melodie, der Rhythmus ohne Unterlaß um meine Ohren klangen. In Ansehung der Größe der Schreibart ist dieß das Höchste, was die deutsche Prosa vermag; in Ansehung des Geistes wurde seit den Alten nichts dieser Art hervorgebracht.“

So viel von den hier gesammelten Zeugnissen von Zeitgenossen über J. v. Müller. Die weitere Bestimmung der Sammlung, politische und litterarische Verhältnisse der Zeit aufzuklären, ist nicht verfehlt zu nennen; nur dürfte der geringhaltigen Zuwage, die allerdings nie ganz unterbleiben kann, viel mehr abzubrechen gewesen seyn, als von dem Herausgeber (III. 439. 445) geschehen ist. Der erste Brief von Dohm z. B. (II. 253) welcher nichts als diätetischen Rath enthält, mag denen, welche den Mann gekannt haben, eine vergnügliche Erinnerung gewähren; für andere Leser hat er keine Bedeutung. In dem zehnten und glücklicher Weise letzten Briefe Matthison's von 1787 (IV. 408) ist, wie er selbst sagt, die Hauptsache: Bonstetten schreibe ihm, daß er Müller gebeten habe, ihm in seinem Namen acht Louisdor zu senden; diese edle Fürsorge reiße ihn aus einer großen Verlegenheit ꝛc. Diese zehn Briefe gehören überhaupt zu den sachleersten; ja es ist darin nur ein einziger bemerkenswerther Satz, der eine klägliche Weissagung bringt:

„in mehr als einem Gesichtspuncte (!) werden Zeiten kommen, die da sagen, wir schlagen Homer, Virgil und Milton zu, und richten aus Ossian.“

Aber auch in vielen andern Briefen, großentheils besserer Art, schlägt oft Alltägliches vor, das höchstens die Theilnahme von Lesern erregen kann, welche von den gewöhnlichen Schicksalen, Freuden und Leiden deutscher Gelehrten noch wenig Kenntniß haben.

---

lern am unzweifelhaftesten vindicirt werden kann: er ist — wie Jean Paul ächt genial sagt — der Schöpfer einer höheren Geschichte.“ Ref. erwartete von einer Anmerkung vielmehr die Erklärung, was damit gemeynt seyn möge, daß Müller Gegenstand einer höheren Geschichte sey. Auch der Ausdruck: höhere Geschichte, bedarf der Erklärung. Was die Meisten versucht seyn mögen, darunter zu verstehen, war ganz und gar nicht Müller's Sache.

*) „Dieses Urtheil, sagt der Herausgeber in einer Anmerkung, möchte wohl zu den unreifen gehören; J. v. Müller behielt bis an sein Ende eine gewiße Unreifheit des Charakters, wie früh auch sein Geist den hohen Flug nahm, in dem wenige es ihm nachgethan haben und nachthun werden.“ Ref. vermuthet, Ad. Müller habe nur die Persönlichkeit des Mannes in seinen Schriften, nicht im Leben, mit Reife des Charakters bezeichnen wollen, und hält diese Bezeichnung nicht für unrichtig, ob sie gleich nicht glücklich ausgedrückt ist. Vollkräftige Gesinnung wäre vielleicht entsprechender.

Bey weitem das Gehaltreichſte ſind die Briefe von Gentz, welche faſt die Hälfte des erſten Bandes füllen; die meiſten aus dem Jahre 1805. Ueber das große Unglück dieſes Jahres iſt mit ſolcher Einſicht und Offenheit wohl nie geſprochen worden. Der Schmerz des Briefſtellers kann die Bitterkeit, mit der er öfters auf die mit Frankreich damals verbundenen ſüddeutſchen Staaten ausfällt, auch bey denen entſchuldigen, die in jener Verbindung eine Nothwendigkeit erkennen und der Meynung ſind, auch Gentz hätte dieſe erkennen ſollen. Jeden Leſer der Gentziſchen Schriften, die man vor Kurzem wieder aufgelegt hat, wird der ganz verſchiedene Ton dieſer Briefe überraſchen. Die Urſache des, für die Druckſchriften höchſt nachtheiligen, Unterſchiedes iſt I. 196 angegeben.

„Anders ſpreche ich, wenn ich die Welt, das gemiſchte Publikum vor mir und gewiſſermaßen den Feind ſelbſt zum Zuhörer habe; anders mit meinen vertrauten Freunden und mit Cabineten, denen ich die volle Wahrheit ſagen zu müſſen glaube. Sobald ich meinen Freunden oder mir ſelbſt die Lage der Dinge ſchildere wie ſie iſt, verberge ich das Niederſchlagendſte nicht, und hüte mich vor jeder falſchen Hoffnung wie vor der Peſt. Sobald ich vor der Welt rede, werfe ich (ſo viel es geſchehen kann; denn alles zu verdecken, nicht wenigſtens im Allgemeinen über die Tiefe des Verfalls zu klagen, wäre unnütz, unklug und unredlich zugleich) werfe ich wie die Töchter (ſollte heißen: Söhne) des Patriarchen ein anſtändiges Gewand über die traurige Blöße unſerer Väter, unſerer Fürſten.“

Daß und warum Gentz mit J. v. M. nicht vollkommen übereinſtimmte, iſt in einem Briefe vom December 1805 vortrefflich gezeigt; eine Vorausſicht und zugleich Rechtfertigung der Richtung, welche Müller ein Jahr ſpäter genommen und die ihm ſo viel Tadel zugezogen hat.

„Ich ſprach geſtern mit Armfeldt über die große Nützlichkeit, die in einem Zeitraum wie der jetzige eine geheime Geſellſchaft haben müßte. Ich haßte, oder beſſer, ich verachtete von jeher alles, was dieſen Namen führt; aber die Noth lehrt beten; jetzt würde ich ſie als eine ſelige Zuflucht betrachten. Wiſſen Sie aber, was jeden Gedanken, eine ſolche Geſellſchaft in meinem Sinne zu ſtiften, ſogleich niederſchlägt? Ich kenne in der ganzen Welt nicht ſechs Menſchen, die ich dazu aufnehmen wollte. Armfeldt und Panin ſind eigentlich ſogar die einzigen, die ich dazu fähig glaube. Sie werden ſich nicht wenig wundern, zu vernehmen, daß ich nicht einmal auf Sie rechne. Niemand bewundert und liebt Sie mehr als ich; in den Hauptbeziehungen des menſchlichen Lebens ſehe ich Sie hoch über mir, und wie große Dinge in Ihrem Sinne von Ihnen zu erwarten ſind, weiß ich; auch mag Ihr Sinn wohl eigentlich (ich ahnde es faſt) der rechte ſeyn. Aber ſo viel weiß ich doch jetzt: es iſt nicht ganz der meinige; es iſt wenigſtens nicht der, dem ich eine geheime Geſellſchaft widmen wollte. Ich möchte nämlich, nicht blind, aber doch ausſchließend (in dieſer Beſtimmung liegt mir alles) an der Aufrechthaltung der alten Weltordnungen arbeiten. Sie — ein genaues, tiefes Studium Ihres vierten Theiles hat mich ganz darüber ins Klare gebracht — Sie wollen das Neue immerfort in das Alte hineinweben; Sie nehmen nach den Grundſätzen eines gewißen (beſonders in dieſem vierten Theile unverkennbaren) Fatalismus die Begebenheiten der Welt ſo, wie die Natur und das Schickſal ſie giebt, nicht ohne Freude oder ohne Gram, aber immer der Beruhigung und dem Troſte näher; und jene erhabene Unparteylichkeit, mit der Sie hoch über den Dingen thronen, und die Sie, nach meiner innigſten Ueberzeugung, zum erſten Geſchichtſchreiber aller Zeiten und Völker macht, tragen Sie, (für meine Wünſche zu ſehr,) auf Ihre Privatverhältniſſe über, und ſtreifen zuweilen an Indifferentismus hin. — Bemerken Sie nur wohl, daß ich dieß, was ich hier gefunden zu haben glaube, Ihnen nicht etwa zum Tadel anrechne; ich ſage bloß, für das einſeitige Unternehmen, dem ich mein Leben widmen möchte (es giebt ja andere genug und mehr als zu viel, die das Neue triumphiren machen) für dieſes halte ich Sie nicht unbedingt brauchbar, und meine geheime Geſellſchaft kann alſo auf Ihnen nicht ruhen.“

In einem nur um zwey Tage ſpäteren Briefe ſchreibt er:

„Sie ſprechen ſo oft von der Wolga und Newa; aber hierin ſympathiſire ich nun gar nicht mit Ihnen — — — Nein! wenn alles zu Grunde geht, laſſe ich mich doch irgendwo in den ſüdlichen öſterreichiſchen Provinzen, in Kärnthen oder Tyrol oder dem obern Venetianiſchen, wo man noch deutſch ſprechen hört, nieder, und lebe da mit Pflanzen, Sternen, (die ich zum Glück ſehr kenne und liebe) und Gott in irgend einem warmen Winkel, mag

dann auch über mir herrschen, welcher Tyrann oder Proconsul da will. Neue Menschen cultiviren, ist eine Arbeit, die ich verabscheue; ich bin nicht bezahlt, es mit der Cultur zu halten; ich habe fast nur gelebt um zu sehen, was sie Schreckliches hat. Mögen Andere ihre Pflicht auf diesem Wege thun; der meinige liegt von der andern Seite; ich gehe schlafen sobald er geschlossen ist."

(Schluß folgt.)

Rede zum Andenken an den verewigten Staats-Minister Maximilian Grafen von Montgelas, ꝛc.

(Schluß.)

Referent hätte gewünscht, es möchte dem Verf. gefallen haben, auch andere Vorwürfe zu beleuchten. Die zwey schwersten sind wohl gewesen, daß dem Vermögen der Stiftungen durch Centralisation desselben großer Schade zugefügt, — und daß die Staatsschuld sehr vergrößert worden. Was die Klagen der Stiftungen betrifft, so hat der Graf von Montgelas eines Tages (23. Nov. 1831) in einer Sitzung der Kammer der Reichsräthe auf das Bestimmteste erklärt, es sey ihm davon nie etwas bekannt geworden. Sonderbar, und dennoch wohl zu glauben. Gewiß war die Regierung nicht hart; allein der strenge Befehl, den sie im Drange der Zeit führen mußte, brachte ein unterwürfiges Schweigen hervor, das nur bey übergroßem Drucke gebrochen wurde. So geschah es, daß Einsprüche von Gemeinden gegen die Verwaltung des Stiftungsvermögens erst da laut wurden, als ein von der Staats-Schulden-Tilgungs-Commission entworfener Plan, die Stiftungsgüter zu verkaufen, nnd die Stiftungen dafür mit Staatspapieren zu entschädigen, ausgeführt werden sollte. Auch waren diese Einsprüche nicht vergeblich; kaum begonnen, wurde die Ausführung des Planes aufgegeben. Hiernach ist nicht zu bezweifeln, daß auch anderen Beschwerden über Beeinträchtigung des Stiftungsvermögens würde abgeholfen worden seyn, wenn sie nur wären angebracht worden. — Die große Vermehrung der Staatsschuld seit 1812 erklärt sich zureichend aus der Unmöglichkeit, die außerordentlichen Ausgaben dieser Jahre anders als durch Anlehen zu decken, da die Auflagen, schon auf das Höchste gesteigert, nicht mehr erhöht werden konnten; dann aus den drückenden Bedingungen, unter welchen allein zu jener Zeit Anlehen zu erhalten waren; Bedingungen, die jetzt unglaublich scheinen, die aber eben damals selbst Frankreich und sogar England tragen mußte, so daß ein beträchtlicher Theil der Staatsschuld beyder Staaten, so wie Bayerns, davon allein herrührt.

Ueberhaupt ist zu einer gerechten Würdigung der Verwaltung, an deren Spitze der Gr. v. M. stand, erforderlich, daß man die Zeit, worein sie fiel, sich lebhafter vergegenwärtige als es eine flüchtige Vorstellung thut. Es war eine Zeit der Noth, die, wenn sie gewöhnlich nicht verheerte und verwüstete, darum nicht minder drängend und schneidend war. Auch in die Friedensjahre griff der Krieg ein, dieser gewaltthätige Lehrmeister, wie ihn Thucydides nennt, dessen rauhen Aufgaben alles Dichten und Trachten des Friedens nachstehen und weichen oder sich fügen und bequemen muß. Wie viel da geschont und gepflegt, gerettet und geheilt wird, kommt billig in gleichen Betracht, wie aus einer ruhigen Zeit, was diese baut und pflanzt. Mißgriffe und Versäumungen, aus Hast, aus Mangel, aus Ermüdung, sind augenblickliche Einbußen bey einer großen Unternehmung, deren glücklicher Ausgang mit seinem dauernden Erwerbe, den Verlust zwar nicht vergütet, jedoch weit überwiegt, und ihn darum mehr und mehr im Andenken verlöscht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nr. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Briefe an Johann von Müller (Supplement zu deſſen ſämmtlichen Werken) herausgegeben von Maurer-Conſtant, ꝛc.

(Schluß.)

Müller's Antwort, die leider nicht vorhanden iſt, (einen einzigen Brief von ihm bringt der vierte Band am Ende nach) veranlaßte Gentz zu folgender Gegenäußerung, die als ein conſervatives Glaubensbekenntniß betrachtet werden kann:

„In Ihrem Briefe vom 20ten iſt etwas, das ich keinen Augenblick unbeantwortet laſſen kann, weil ich es nicht dulden kann, von einem Manne Ihrer Art über einen ſo höchſt wichtigen Punct nicht verſtanden zu werden. Daß „Cultur mir verhaßt ſey,“ ſagte oder wenigſtens meynte ich nicht. Wie könnte ich mich eines ſo großen Mißgriffes ſchuldig machen! Was ich meynte, war ungefähr folgendes. Zwey Principien conſtituiren die moraliſche und intelligible Welt. Das eine iſt das des immerwährenden Fortſchrittes, das andere das der nothwendigen Beſchränkung dieſes Fortſchrittes. Regierte jenes allein, ſo wäre nichts mehr feſt und bleibend auf Erden, und die ganze geſellſchaftliche Exiſtenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieſes allein, oder gewänne auch nur ein ſchädliches Uebergewicht, ſo würde alles verſteinern oder verfaulen. Die beſten Zeiten der Welt ſind immer die, wo dieſe beyden entgegengeſetzten Principien im glücklichſten Gleichgewicht ſtehen. In ſolchen Zeiten muß dann auch jeder gebildete Menſch beyde gemeinſchaftlich in ſein Inneres und in ſeine Thätigkeit aufnehmen, und mit einer Hand entwickeln was er kann, mit der andern hemmen und aufhalten was er ſoll. In wilden und ſtürmiſchen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht wider das Erhaltungsprincip, ſo wie in finſtern und barbariſchen, wo es wider des Fortſchreitungsprincip geſtört iſt, muß, wie mich dünkt, auch der einzelne Menſch eine Parten ergreifen, und gewiſſermaſſen einſeitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm iſt, eine Art von Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitsſcheu, Verfolgung, Stupidität den menſchlichen Geiſt unterdrücken, ſo müſſen die Beſten ihrer Zeit für die Cultur bis zum Märtyrerthum arbeiten. Wenn hingegen, wie in unſerem Jahrhundert, Zerſtörung alles Alten die herrſchende, die überwiegende Tendenz wird, ſo müſſen die ausgezeichneten Menſchen bis zur Halsſtarrigkeit altgläubig werden. So allein verſtand ich es. Auch jetzt, auch in dieſen Zeiten der Auflöſung müſſen ſehr viele, das verſteht ſich von ſelbſt, an der Cultur des Menſchengeſchlechts arbeiten; aber einige müſſen ſich ſchlechterdings ganz dem ſchwereren, dem undankbareren, dem gefahrvolleren Geſchäft widmen, das Uebermaß dieſer Cultur zu bekämpfen.“

Wie konnte der Mann, der dieſes ſchrieb, einige Jahre ſpäter in einem Briefe an ein Frauenzimmer, ſich ſelbſt „das erſte aller Weiber“ nennen? (Varnhagen's Galerie II. 237.) Zur Erklärung dieſer ſeltſamen Verirrung dürfte einigermaßen, obgleich nicht unmittelbar, folgende Stelle eines ſeiner Briefe an Müller (I. 211) dienen, die gewiß keine Zuſtimmung bey dieſem fand:

„Es iſt ein wahrhaft außerordentliches Phänomen, daß man heute zehn vortreffliche Frauen von großem Gemüth, lebendigem Ehrgefühl, unverlöhnlichem Haſſe gegen das Böſe, und dabey umfaſſendem Geiſte findet, ehe man nur einem Manne begegnet, der die Hälfte dieſer Eigenſchaften in ſich vereinigte. Ich gebe gern zu, daß dieß auf eine große Zerrüttung in der moraliſchen Welt deutet; indeſſen muß man ſie immer nehmen, wie ſie iſt, wenn es aufs Handeln ankommt. Bey mir iſt es daher Maxime geworden, die Frauen jener großen Art mit entſchiedener Vorliebe zu ſuchen, mit zärtlicher Sorgfalt zu pflegen und das Heil der Welt von ihnen zu erwarten.“

Um auch noch eine Probe von scharfer Zeichnung zu geben, stehe hier das Bild des unglücklichen Generals Mack.

„Mack hatte ich ergründet. Ein schwacher, weinerlicher, fast niederträchtiger Charakter, eine Seele ohne wahre Energie, ein Kopf voll schiefer und halber Gedanken, durch alte revolutionäre Tendenzen vollends von allen Seiten verzerrt und verschraubt — das war der Mann; als Soldat durchaus nur für den zweyten Rang geboren, in diesem leicht der Erste unter den jetzt lebenden.“

Heyne's Briefe, die den zweyten Band zur größeren Hälfte einnehmen, haben nächst den Gentischen den meisten Gehalt. Sie fangen mit 1781 an und reichen bis an Müller's Tod. In der früheren Zeit ist meist von dessen Beschäftigungen und Anstellungen, seiner Theilnahme an den Gött. Gel. Anz. ꝛc. die Rede. Ueber die Recension des ersten Bandes der Schweizergeschichte in diesen Anzeigen schreibt Heyne 1786:

„Lange hielt mich Hr. Spittler damit auf; als ich endlich in ihn drang, erhielt ich den Tag darauf eine Anzeige, die wahrhaftig keinen sehr tief hineingegangenen Blick verräth; und wenn er vollends den Styl anklagt, so geziemt es ihm am wenigsten, da er einen erkünstelten, witzelnden Styl hat, der mich zurückstößt. Indessen, bey unserer gelehrten Demokratie, was wollte ich thun! Ich konnte mich nicht daran vergreifen; zu des rechtschaffenen Mannes Denkungsart habe ich sonst das Zutrauen, daß er Ihnen zuverläßig nicht hat wehe thun wollen. Es geht ihm eben wie unserem Leß, dessen Predigten so kraftloses Gewäsche ist, und doch beurtheilt er die Predigten Anderer immer mit dem Selbstgefühl, daß er allein Kanzelredner ist und sich der demosthenischen Beredsamkeit doch noch nähert. Schaden kann es Ihnen übrigens nicht, und finden Sie es gut, so können Sie Ihre Gegenerinnerungen machen.“ *)

Die meisten Briefe, über hundert, sind aus dem kurzen Zeitraume vom März 1808 bis in den May 1809, meist voll von Anliegen für die Universität Göttingen und andere Lehranstalten, die unter der zwitterhaften Regierung eines französischen Königs von Westphalen mit theils langsamem, theils schnellem Untergange bedroht waren, an dessen Abwendung bekanntlich Müller, als Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, sein Leben setzte. In dem ersten dieser Briefe schreibt der ehrwürdige Greis:

„das Ensemble unserer Anstalten nach einem mäßigen, unseren geringen Hülfsmitteln angemessenen Maßstab wird Ihnen nicht entgehen; da das Meiste in der Zeit meines Hierseyns seit 1763, so zu sagen, unter meinen Augen entstanden, unter mehreren auf einander folgenden Curatoren angelegt und fortgesetzt ist, so ist es ein seltener Fall von progressiver, planmäßiger Gleichförmigkeit; aber alles immer mit dem Blick auf eine Fortsetzung und Vervollkommnung, welche erst mit der Zeit in einer Reihe vieler Jahre zu erwarten und zu erreichen war. Wie herzzerreissend ist es mir zu denken, daß das alles zerfallen, zertrümmert werden soll!“

Ein andermal verbittet er sich für Göttingen die Anstellung eines geschickten aber anmaßenden Mannes.

„Bisher konnte ich noch oft den Frieden halten; von allen Professoren in G., die noch leben, ist keiner bey dessen Berufung und Ansetzung ich nicht Gevatter gestanden und als Mittelsperson gebraucht gewesen wäre. Hätte sich der rohe Ton und der philosophische Streitgeist der letzten Decennien der Gelehrten Anzeigen bemächtigen können, welchen Einfluß würde dieß auf die Wirksamkeit der Augusta und auf die deutsche Litteratur überhaupt gehabt haben! Der Kampf des Widerstandes war zuweilen groß, ward mir aber später doch verdankt. Schlözern habe ich gewonnen als jetzt warmen Freund u. s. f.“

Er beklagt als Vorgesetzter des Pädagogiums zu Ilfeld, daß er unter dem Präfecten des Harz-Departements stehen soll.

„Wenn das so ist und bleibt, daß die Schul-Anstalten von den Präfecten abhangen, so gebe ich alle Hoffnung auf, daß je etwas Ganzes herauskommen wird, oder auch nur so viel als vorhin, da Menschen das Schulwesen dirigirten, die unmöglich die nöthigen Einsichten dazu haben konn-

*) Bekanntlich hat Spittler nachher in seinem Entwurfe der Geschichte der europäischen Staaten (erste Ausgabe II. S. 4) J. v. Müller als den wahren helvetischen Tacitus ausgerufen, und dieß ist von sehr vielen nachgesprochen worden. Anfangs scheint der Ehrentitel Müllern nicht unwillkommen, in der Folge aber zur Last gewesen zu seyn.

ten. Was kann ein Geschäftsmann vom Innern der Schule, Lehrunterricht, Wahl und Ausführung und allen den kleinen Verhältnissen unter Lehrern und Schülern wissen; und vollends bey Wiederbesetzung von Lehrstellen. Aber was einmal Gesetz ist, erfordert Gehorsam.“

Schon im Juny 1808 stand es so schlimm daß Heyne schrieb:

„Das Peinliche Ihrer Lage sah und dachte ich mir längst; Sie sind wirklich Märtyrer der guten Studien, aber doch auch der Retter, daß sie nicht ganz von der Erde weggefegt werden. Wir sind nun einmal für die Hefe der Zeiten aufgehalten. Zu verhindern, daß nicht alles noch schlimmer oder ganz schlecht wird, ist für diese Zeiten ein so großes Verdienst, als zu anderer Zeit ein Volk auf den Gipfel der guten Litteratur zu erheben.“

Rührend und erhebend ist der Schluß dieses Briefes.

„Ich zwar habe mich längst auf den Fuß gesetzt, nichts zu hoffen, aber mit aller Kraft zu handeln, als hoffte ich alles. Dank sey dem Himmel, die Erfahrung hat mich belehrt, daß auf diesem Wege immer noch etwas gewonnen wird, und man bewahrt sich dabey gegen Täuschung und Unmuth. Die Menschen zwingen, daß sie etwas Besseres thun oder thun lassen, als sie selbst wollen und gern ungeschehen sähen, ist für mich noch die einzige Aufheiterung deren ich fähig bin.“

Ueber einen neuen Schulplan im August 1808:

„Hr. Niemeyer ist überhaupt mit seinen Verbesserungsplanen und Instructionen sehr freygebig und liebt die Ausführlichkeit mehr als zweckmäßig ist, ohne zu bedenken, daß dem, der ausführen soll, Spielraum für eigenes Nachdenken selbst im Anwenden gelassen werden soll. Es ist vieles von dem unseligen Tabellengeist des Zeitalters und dem Maschinenwesen darin; statt dessen wäre es besser und angemessener, die Menschen zum eigenen Denken und Wählen des Besten aufzumuntern; nirgends aber ist Aufmuntern nöthiger und wirksamer als im Schulwesen, worin ohnedem die Einförmigkeit der Lehrgeschäfte zum Mechanischen, folglich zum Schlendrian leitet. Es ist in der Erfahrung erfreulich, wie viel man bey Schulmännern durch Aufmerksamkeit und Aufmunterung bewirken kann. So waren für Ilfeld die von Zeit zu Zeit festgesetzten Visitationen das wirksamste, lange vorher und lange nachher, daß ich da gewesen war.“

Im März 1809 gab er Ilfeld, ja beynahe Göttingen selbst auf.

„Vorhin war freylich mein Princip, Alles nur fürerst zu erhalten und so kümmerlich als möglich hinzuhalten bis auf völlige Entwicklung ruhiger und besserer Zeiten, damit nur etwas stehen bliebe, das wieder aufgerichtet werden könne, da hingegen es weit schwerer halten müßte, wenn gar nichts mehr da stände, etwas ganz neues aufzuführen. So handelte ich in Ansehung der Frentische, der Bibliothek ꝛc., da Andere schon alles aufgegeben hatten; ich steckte mich in Vorschüsse, und Einiges ist gelungen. Allein in Ansehung solcher Institute, wie Schulen und Universitäten, habe ich längst gesehen, daß das Princip nun weiter nicht zu billigen ist, weil Institute, die sich verschlimmern, ohne Remedur, weil keine mehr möglich ist, weit schädlicher werden, als wenn sie gleich, ehe sie an der Schwindsucht sterben, aufgehoben werden. Ilfeld war eine herrliche Anstalt, so lange man für sie that und thun konnte, was dazu erforderlich war. — Jetzt muß ich, ob mir gleich das Herz dabey blutet, es doch für besser gethan erachten, wenn das Pädagogium, anstatt hinzuschmachten, lieber aufgehoben wird. Aber wo mit den Lehrern hin? wo mit der Schule selbst? Belehren Sie mich nur einmal, wie viel gelehrte Schulen bleiben sollen. Eine kleine Zahl, aber gehörig dotirt und und mit Lehrern tüchtig besetzt, wäre in jeder Rücksicht besser, als viele untaugliche Schulen, die ich für verderblich halte.“

Er spricht dann von Mitteln, das Lyceum zu Göttingen empor zu bringen, und schließt:

„Aber wenn das alles nicht ist, nicht seyn kann, so wünsche ich, daß doch nur ein Paar tüchtige gelehrte Schulen im Lande so unterhalten und besetzt würden, daß von da aus gehörig vorbereitete Menschen nach der Universität kommen; denn sonst ist es besser daß auch kein Göttingen sey. Ich erdreistete mich, den hannöverischen Curatoren zu sagen: die Georgia Augusta ist ein schöner Thurm mit goldenem Knopf oder Spitze; aber keinen Grund hat der Thurm, so lange keine guten Schulen im Lande sind.“

Ref. bricht ungern ab, so inhaltreich ist dieser Theil der Briefsammlung. Beschäftigt er sich gleich zumeist mit kleinen Angelegenheiten einer vergangenen Zeit, so behält er dennoch einen dauernden Werth, einmal wegen des Absonderlichen der

Verhältnisse, sodann durch die Lebendigkeit des letzten Strebens eines Ehrenmannes für Anstalten, die er fast ein halbes Jahrhundert treu gepflegt hat. Einige Wochen vor Müller's Tode rief er ihm noch die herrlichen Worte zu:

„Man muß kämpfen was man kann und cadere honeste. Auch der vergebliche Widerstand ist doch nicht ganz ohne Wirkung und Folgen."

Unter den übrigen Briefen sind die zahlreichsten von Böttiger, von Dohm und von Nicolai. Sie gleichen, mit nicht viel Ausnahme, den Zeitungen, die am Tage, in der Woche, auch etwa noch im Monat ihres Erscheinens willkommen sind, später hingegen keinen Werth, wenigstens keinen allgemeinen mehr, haben. Im vierten Bande finden sich drey Briefe des gelehrten Orientalisten, Prälat Diez, vom J. 1806, die sich gar sehr von allen andern unterscheiden. Diez ist mit J. v. Müller's Abhandlung über die Zeitrechnungen der Vorwelt nicht zufrieden. Noch ehe er sie gelesen hatte, schrieb er:

„Wenn man sein ganzes Leben den Studien und dem Nachdenken über gemachte Erfahrungen gewidmet, wie ich in Wahrheit sagen kann gethan zu haben, so konnte es unmöglich fehlen, von vielen Meynungen zurückzukommen, welche ich mir in der frühesten Jugend vom Modegeist hatte anschwatzen lassen. Da Sie, wie Sie mir sagen, dieselbe Bahn gelaufen, so werden Sie gefunden haben, daß die Fortschritte in dem Sinne, wie man dieses Modewort nimmt, zu den Thorheiten des Tages gehören, weil, um vernünftig zu werden, vielmehr Rückschritte ins alte Wissen gethan werden müssen, damit man lerne, was die Väter an erprobten Wahrheiten gewußt haben. Das jetzige Geschlecht, was den Ton angiebt, thut, als ob das Licht der Vernunft erst seit gestern angebrochen sey, und es wundert mich nicht, weil es ein Zeichen ist, nichts gelernt zu haben, wenn man Alles, was man heute sieht und hört, so neu und so wahr findet, ohne es auf den Probir-Stein des tausendjährigen Verstandes legen zu können, als zu welchem man ohne tausendfältige Mühe und Arbeit nicht gelangen kann; denn was nicht sauert, süßt nicht."

Nachdem er die Abhandlung gelesen, schreibt er unter anderm:

„Wenn ich einst untersuchen sollte, in wiefern sich die persischen Nachrichten von den Pischdadiern mit der biblischen Zeitrechnung vereinigen lassen, so würde ich nach einem andern Plane verfahren. Weit entfernt, die letztere mit der ersteren in Uebereinstimmung bringen zu wollen, weil das Göttliche nicht vom Menschlichen abhängt, würde ich die Offenbarungen Mosis überall als die Richtschnur ansehen, und nur aus Thatsachen auszumitteln suchen, in wiefern die Personen, die in der morgenländischen Profan-Geschichte unter ganz anderen Namen erscheinen, mit denen identisirt werden können, die in der Bibel genannt werden. Der Zweck würde also seyn, die erstere möglichst zu verificiren, und die daraus zu ziehenden Schlüsse würden freylich so viel neue historische Beweise für die Wahrheit der Bibel seyn, mehr zur Beschämung der Ungläubigen als zum Nutzen der Gläubigen." —

— „Was, wie Sie sagen, die freyere Ansicht der verschiedenen Recensionen des Textes der Bibel für Aufschlüsse gewährt haben soll, verstehe ich nicht. Wenn man das mit so großem Geräusch angekündigte Kennicottische Bibelwerk ansieht, so findet man, daß die Varianten auf Kleinigkeiten hinauslaufen. Wenn aber die neueren unwissenden Theologen, Michaelis nicht ausgeschlossen, geschweige die Teller's, dem Text eine andere Ansicht geben wollen, indem sie, ohne lebendige Sprachkenntniß zu besitzen, und ohne den durch Jahrhunderte überlieferten alten Sprachgebrauch zum Grunde zu legen, den Worten des Textes andere Begriffe unterschieben wollen, als sie vor Jahrtausenden gehabt haben, so ist diese Absurdität zu groß, um sich dabey aufzuhalten; denn ich darf kein Wort anders verstehen, als in dem Sinne, worin es gesprochen worden, indem alle Sprachen mit ihren Begriffen factisch sind."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nr. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Erdkunde. (Geologie.) Ein Versuch, den Ursprung der Erde und ihre allmählige Umänderung bis auf den heutigen Tag mit naturwissenschaftlicher Nothwendigkeit aus der Nebelhypothese des La Place zu folgern. Nachträgliche Bearbeitung eines öffentlichen Vortrages gehalten im königlichen Naturalienkabinet zu Dresden, von Dr. A. Petzholdt. Leipzig. Verlag von J. J. Weber 1840. 8.

Die Einleitung giebt die Begriffe von Geologie und allgemeine Blicke auf ältere und neuere Leistungen dieser Wissenschaft. Der Verf. bemerkt, daß man selbst in Theorien der neuesten Zeit nicht selten die Aufklärung vermisse, welche der heutige Standpunkt der Naturwissenschaften fodere und daß es den Schöpfern derselben entweder an den nöthigen Hülfskenntnissen gefehlt, oder daß eine irrthümliche Pietät gegen die heiligen Bücher sie auf Abwege geführt habe. Er giebt hierüber einige Erläuterungen, spricht von dem Nutzen der Geologie, welcher mehr geistiger, als materieller Art sey und geht dann zu der Betrachtung der Erdbildung in ihrer ersten Periode über.

Der Verf. theilt die Ansicht von De la Beche, daß die Theorie von La Place in Beziehung auf den ersten Zustand der Weltkörper diejenige sey, welche die meiste Wahrscheinlichkeit habe. Diese Theorie lautet in Kürze, wie folgt. Nach La Place war die Sonne bey dem ursprünglichen Zustande des Sonnensystems um ihre Axe rollend von einer Atmosphäre umgeben, welche vermöge einer ausnehmenden Hitze weit über die Bahnen aller Planeten hinaus sich erstreckte; die jetzigen Planeten, mithin auch unsere Erde, existirten damals noch nicht; die Hitze verminderte sich allmählig und je mehr sich die Sonnenatmosphäre durch Abkühlung zusammenzog, wuchs die Schnelligkeit der Umwälzung nach den Gesetzen der Kreisbewegung, und eine äußere Dunstzone riß sich von dem Uebrigen los, indem die Centralanziehung nicht länger im Stande war, der verstärkten Centrifugalkraft zu widerstehen. Diese Dunstzone zerbrach in verschiedene Massen, welche sich gewöhnlich zu Einer wieder verbanden und sodann um die Sonne rollten. Solche Dunstmassen hatten, wie aus mechanischen Betrachtungen erhellt, jede ihre Kreisbewegung und da immer noch weitere Abkühlung des Dunstes vor sich gieng, brachte jede einen Planeten hervor, welcher Trabanten oder Ringe haben konnte, die auf dieselbe Weise aus dem Planeten sich bildeten, wie dieser aus der Atmosphäre der Sonne.

Der Verf. hält es für höchst wahrscheinlich, daß die von Herschel beobachteten Nebelflecken in Bildung und Verdichtung begriffene Weltkörper seyen. Die Frage, sagt er, wie dieser Nebel entstanden, welche andere noch frühere Zustände ihm vorangegangen seyen, auf physikalischem Grund und Boden zu beantworten, scheint außer dem Bereiche der menschlichen beschränkten Erkenntniß zu liegen, und es ist nicht rathsam, sich in solche Geistverwirrende, zu nichts führende Grübeleyen einzulassen; genug daß wir aus vernünftigen Gründen sein früheres Vorhandenseyn erschließen dürfen. Gott schuf ihn durch sein allmächtiges Wort aus Nichts.

Diese von der heißen Sonnenatmosphäre abgetrennte Nebelmasse der Erde mußte sich in Folge der Abkühlung zu verdichten anfangen, wodurch die allmählige Vereinigung der gasförmig vorhan-

denen Elemente vermittelt wurde. Es mußte aber durch diesen chemischen Proceß eine hinreichende Hitze erzeugt werden, um die entstandenen Verbindungen zu schmelzen, oder, wenn sie flüchtig waren, in Dampf zu verwandeln. Die geschmolzenen nicht flüchtigen Verbindungen floßen zur glühenden Kugel zusammen, die verdampfbaren umgaben sie als heiße Atmosphäre. Mit dieser ersten Trennung verschiedener Massen ist die erste Periode der Erdbildung geschloßen.

Es werden zur Erläuterung Beyspiele angeführt, welche den Schluß, daß alle Elemente eines dreyfachen Aggregatzustandes fähig seyen, des dampf- oder gasförmigen, flüßigen und festen, rechtfertigen und der Annahme der Entwickelung von Wärme und Licht durch die erfolgten chemischen Verbindungen zu Belegen dienen.

Die Verschiedenheit im specifischen Gewicht mußte nun eine Sonderung der Elemente und ihrer Verbindungen in der Art bedingen, daß das Schwerere sich mehr zum Centrum des Erdsphäroids senkte, die Oberfläche aber das Leichtere bildete, obwohl eine absolut genaue Scheidung dadurch nicht verursacht werden konnte. Das specifische Gewicht der Erde verglichen mit dem der Gesteine der Rinde, die wir kennen, spricht zu Gunsten dieses Vorganges.

Die damalige Atmosphäre der Erde anlangend, so mußte sie natürlich an Masse und Mannigfaltigkeit sehr reich gewesen seyn und der Verf. zählt zu den vorzüglichsten Bestandtheilen das Wasser, den Stickstoff, Schwefelsäure und Salzsäure. Auffallend ist, daß vom Kohlenstoff, seinen Oxyden und Wasserstoffverbindungen in dieser Atmosphäre nichts erwähnt wird.

Das Vorkommen von Wasser in Gebilden, welche der Verf. als plutonische anerkennt, wie im Labradorfeldspath, Kali- und Lithionglimmer, Chlorit, Hyperſthen, Hornblende ꝛc. wird auf die Weise erklärt, daß einige gasförmige Verbindungen in kleinen Parthien zwischen den feuerflüßigen Massen zurückgehalten worden seyen und der Verf. führt als erläuterndes Beyspiel Oel und Wasser an, welche geschüttelt sich nur langsam vollkommen trennen ungeachtet ihres verschiedenen spec. Gewichtes.

Eine solche Erklärung scheint uns zu oberflächlich zu seyn, denn obwohl wir Hydrate kennen, welche im Schmelzfluße ihr Wasser nicht fahren lassen, so wissen wir doch auch, daß eine gute Glühhitze schon ausreicht, das Wasser aus dem Chlorit auszutreiben. In keinem Falle kann hier von einer mechanischen Einmengung die Rede seyn. Für den Wassergehalt der übrigen citirten Mineralien hätte sich leicht eine andere Ursache finden laſſen, ohne daß die erwähnte Hypothese nöthig gewesen wäre. — Dieser Abschnitt vom Zustande der Elemente in der gedachten Periode ist weit gründlicher von De la Beche abgehandelt. — Der Verf. geht über auf die zweyte Periode der Erdbildung. Es beginnt langsame Abkühlung der Dunsthülle, sowie des feuerflüßigen Erdkerns. Allmählig gelangt die Oberfläche zum Erstarren und liefert theils geschichtete theils ungeschichtete Felsarten, Thonschiefer, Glimmerschiefer, Gneiß, Granit. Die erstarrte Rinde strebt sich zusammenzuziehen und muß, da der umschloſſene Kern noch weicher und flüßiger Materie nicht nachgiebt, sie selbst aber nicht elastisch ist, an vielen Punkten Rißе bekommen, durch welche ursprünglich tiefer gelegene Massen hervorgepreßt, d. h. gehoben wurden. Es schließt demnach diese zweyte Periode mit der Entstehung von Urgebirgen und dadurch erzeugter Niveauverschiedenheit der Erdoberfläche. In der Atmosphäre hat sich übrigens nichts weiter geändert, als daß ihre Temperatur bedeutend gesunken ist. Die Beschaffenheit der Kruste anlangend, so mußte sie in der Hauptsache von den leichtern Verbindungen der Elemente gebildet werden, und diese waren größtentheils Silicate. Der Verf. theilt sie in drey Hauptgruppen, nämlich feldspathartige, glimmerartige und hornblendeartige und bemerkt hiezu, daß diese Zusammenstellung ihrer Form und Mischung angemessen sey, welcher zufolge die erste solche Silicate umfaßt, deren Basen Alkalien oder alkalische Erden (hier nur Kalk) und Thonerde sind, während bey den Glimmerarten die Alkalien und alkalischen Erden zurücktreten und der Thonerde und Talkerde die Oberhand laſſen; in der dritten Reihe endlich fängt das Eisen und Mangan an, unter den Basen eine Hauptrolle zu spielen ꝛc. Es ist zu verwundern, daß der Verf. nicht beachtet hat, daß sämmt-

liche Glimmer bis zu 10 Procent Kali enthalten, auch gehört die Talkerde bekanntlich zu den alkalischen Erden.

Das Vorkommen kohlensaurer Verbindungen in diesen plutonischen Gebilden veranlaßte einige chemische Versuche. Daß unter starkem Drucke kohlensaurer Kalk in der Glühhitze nicht zersetzt werde, haben Hall und Bucholz gezeigt. Der Verf. stellte auch Untersuchungen an, wie sich dieses bey Gegenwart von Kieselerde verhalte.

Er glühte in einer zugeschraubten eisernen Büchse carrarischen Marmor zu gleichen Theilen mit Quarz gemengt. Es wurde Weißglühhitze (1 1/4 Stunde lang dauernd) angewendet. Die Masse hatte sich dem Ansehen nach nicht sehr verändert, und war noch pulverförmig. Wasser extrahirte nur Spuren von Aetzkalk. Mit Salzsäure brauste das Pulver. Die saure Flüssigkeit wurde zum Kochen gebraucht, mit Wasser verdünnt und von dem ungelösten Quarz die in Flocken darin herumschwimmende Kieselerde durch vorsichtiges Schlemmen und Filtriren getrennt, so daß das Kieselerde-Hydrat auf einem Filtrum gesammelt werden konnte. Daraus wurden 0,5 Kieselerde (von 220 Gran) erhalten. Als Gegenversuch wurden 220 Gran desselben Gemenges in einem bedeckten Platintiegel 3/4 Stunden lang in einem Gebläseofen der Weißglühhitze ausgesetzt. Auch hiedurch verlor die Masse ihre pulvrige Beschaffenheit nicht, erhitzte sich aber mit Wasser, reagirte stark alkalisch und brauste nicht mit Salzsäure. Das durch Schlemmen und Filtriren gewonnene Kieselhydrat gab nach dem Glühen 3,625 Gran Kieselerde. Wir bemerken zu diesen Versuchen, daß übersehen wurde, die saure Auflösung zur Trockne abzudampfen, um alles gebildete Kieselerde-Hydrat zu erhalten, denn es weiß jeder Analytiker, daß viele Silicate, namentlich viele derjenigen, deren Basen Alkalien und alkalische Erden sind, nicht selten alle Kieselerde mit in die Auflösung nehmen, wenn sie mit Salzsäure behandelt werden, und daß die Auflösungen durch Abdampfen zum Gelatiniren gebracht werden müssen, wenn man diese Kieselerde bestimmen will. Der Wollastonit ist ein bekanntes Beyspiel. Was übrigens die Folgerung aus dem Versuche betrifft, so entscheidet er, wie er hier angestellt worden, nicht vollkommen, denn der Verf. wird in jener feuerflüssigen Kugel der Erde die damals wirkende Kieselerde wohl nicht als krystallisirten Quarz annehmen können, wie sie bey dem Versuche gebraucht und durch diesen nicht verändert wurde. Man müßte offenbar eine Hitze hervorbringen, welche den Quarz zum Schmelzen bringen kann, um hier durch ein Experiment die Sache abzumachen. Es ist zwar möglich, daß unter starkem Drucke auch bey schmelzender Kieselerde der kohlensaure Kalk nicht oder nur theilweise zersetzt werde, allein a priori kann man auch ebenso das Gegentheil annehmen, denn das citirte Beyspiel, daß kohlensaurer Kalk in einem verschlossenen Gefäße mit Salzsäure nicht zersetzt wird und daß diese Säure doch so viel stärker sey, als die Kieselerde, paßt nur halb für die gestellte Frage, da in starker Hitze die Kieselerde bekanntlich viel wirksamer ist, um Verbindungen einzugehen, als die Salzsäure und letztere austreibt.

Für den tiefer in die Sache Eindringenden, bemerkt der Verf., bleibt jedoch immer noch die Frage, wie es nämlich kam, daß bey dem uranfänglichen Zusammenziehen des Nebels und bey der dadurch verursachten Verbrennung mit darauf folgender gegenseitiger chemischer Verbindung des in ihm enthaltenen Materials, eine so große Menge der alkalischen Körper sich mit der Kohlensäure verbinden konnte, trotz des Vorhandenseyns von andern Säuren, zu denen sie in der Kälte, wie in der Wärme stärkere Verwandtschaft besitzen. Mit Druck kommen wir hier nicht fort, da wir von dem Momente sprechen, wo die Kalkerde z. B. noch unverbunden war und zwischen einer Menge von Säuren zu wählen hatte. Wie kam es, daß sie gerade die Kohlensäure wählte? Hier bleibt nichts übrig, als die Annahme, daß die Kalkerde, Talkerde, Kali ꝛc. unter den damals obwaltenden Verhältnissen zur Kohlensäure die stärkste Verwandtschaft gehabt habe, was freylich sehr sonderbar klingt. Allein obschon durch eben nicht sehr hohe Hitzgrade die kohlensaure Kalk- und Talkerde leicht zerlegt werden können, so folgt daraus noch nicht, daß sich dieses eben so verhalten werde bey noch stärkerer Hitze, da chemische Verwandtschaften öfters

bey verschiedener Temperatur verschieden sind ꝛc. Der Verf. stellte zur Unterstützung seiner Ansicht mehrere Versuche an, welche wir hier kurz erwähnen wollen.

1) Es wurde Aetzkalk in der Weißglühhitze mit kohlensauerm Gas, d. h. mit einem anhaltenden Strom desselben zusammengebracht. Das Resultat war kohlensaurer Kalk.

2) Unter denselben Umständen mit salzsauerm Gas zusammengebracht, hatte sich Chlorcalcium gebildet.

3) Aetzkalk in der Weißglühhitze mit Kohlensäure und salzsauerm Gas zusammengebracht, gab kohlensauern Kalk und Chlorcalcium, doch letzteres in bedeutend vorwiegender Quantität.

4) Kohlensaurer Kalk in der Weißglühhitze mit salzsauern Dämpfen gab, was vorauszusehen war, Chlorcalcium.

5) Chlorcalcium in der Weißglühhitze mit Kohlensäure zusammengebracht, gab etwas kohlensauern Kalk.

Durch diese Versuche glaubt der Verf. einen großen Theil der oben angedeuteten Schwierigkeiten der Annahme einer stärksten Verwandtschaft des Kalkes zur Kohlensäure in sehr hohen Hitzgraden gehoben zu haben, indem er gezeigt habe, daß Kalk, welcher in der Rothglühhitze die Kohlensäure ausgiebt, in der Weißglühhitze dieselbe wieder aufnimmt und daß Chlorcalcium durch Kohlensäure in der Weißglühhitze zum Theil zersetzt wird.

Diese Versuche sind, um das damit zu beweisen, was bewiesen werden wollte, nicht mit der gehörigen Umsicht angestellt worden, denn es ist im ersten Versuche nicht einmal erwähnt, ob der Kalk nach dem Erkalten oder noch weißglühend aus der Röhre genommen wurde. Die an sich interessante Beobachtung, daß der Kalk im Glühen Kohlensäure aufnehme und sich in basisches Kalkcarbonat verwandle, ist übrigens schon von Fuchs gemacht worden. *) Jedenfalls wäre der Gehalt an Kohlensäure quantitativ zu bestimmen gewesen. Es ist ferner hiebey zu erinnern, daß ein anhaltender Strom von Kohlensäure einwirkte und sich der Kalk einzig und allein in einer Atmosphäre von Kohlensäure befand. In der von dem Verfasser angenommenen Atmosphäre jener ersten Bildungsperiode wird aber als vorherrschend Schwefelsäure und Salzsäure neben indifferenten Stoffen, wie in diesem Betreff Stickstoff und Wasser, erwähnt und es ist wohl vorauszusehen, daß wenn vorherrschend schwefelsaures Gas mit Kohlensäure anhaltend und gleichmäßig über kaustischen Kalk in der Glühhitze streichen, sich schwefelsaurer Kalk bilden werde, sowie sich dem größten Theile nach bey zugemischter Salzsäure Chlorcalcium gebildet hatte. Unter diesen Umständen läßt sich nicht annehmen, daß die Kalkerde damals zur Kohlensäure die größte Verwandtschaft gehabt habe und eben so wenig ist in diesem Falle der Schluß zu machen, daß, wie sich der Kalk verhalte, sich auch die Alkalien und übrigen alkalischen Erden verhalten, denn bekanntlich ist ihre Verwandtschaft zu den erwähnten Säuren höchst verschieden. —

Es wird im Texte weiter die Frage aufgeworfen, welche Gestalt das Material bey seinem Uebergange aus dem Zustande feuriger Flüssigkeit in den festen angenommen haben müsse. Der Verf. erwähnt des krystallisirten und des amorphen Zustandes, ohne übrigens den Unterschied dieser beyden Zustände genügend anzugeben.

Ueber die Entstehung schiefriger Urfelsarten und klein-krystallinischer Massen wird eine Hypothese aufgestellt, welche wesentlich darin besteht, daß die äußerste Atmosphäre durch Reibung an dem den Weltraum erfüllenden Aether ein Zurückbleiben, d. h. eine Bewegung von Ost nach West erlitten habe, daß dadurch eine Reibung von Hülle und Kern entstanden und somit diese Bildung nothwendig geworden sey.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber Kalk und Mörtel p. 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nr. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Erdkunde. (Geologie.) Ein Versuch, den Ursprung der Erde und ihre allmählige Umänderung bis auf den heutigen Tag mit naturwissenschaftlicher Nothwendigkeit aus der Nebelhypothese des La Place zu folgern ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese Hypothese belegt der Verfasser in so weit, als er anführt, daß Euler, La Place u. a. einen obwohl äußerst geringen Widerstand angenommen haben, welchen der Aether der Bewegung der Erde entgegensetze ꝛc. In dem Nachtrage zu diesen Erläuterungen nimmt er aber diese Hypothese zurück, indem er eine andere dafür setzt. Er äußert sich darüber: „Die Aethertheorie, welche sich mir vor mehreren Monaten, als ich nach bewegenden Ursachen umherspähte, gleichsam von selbst und unwillkührlich aufdrängte, erregte in dem Maaße mein Interesse, daß ich an nichts weiter dachte, und wie es so oft zu gehen pflegt, den Wald vor Bäumen nicht sah. Wir unterließen es nämlich, die Einwirkung des Mondes auf die Erde, bedingt durch die gegenseitige Anziehung dieser Weltkörper, zu prüfen und zu untersuchen“ ꝛc. Kurz, der Mond konnte die nämliche Bewegung auf der flüssigen Kugel hervorgebracht haben, ähnlich der Ebbe und Fluth, und die Folgen waren dieselben, wie bey der ersten Hypothese.

Eine Folge des Festwerdens der Rinde war durch die Zusammenziehung ein Zerreißen derselben in mächtige Klüfte, welche von der unterliegenden mehr oder weniger flüssigen Masse erfüllt wurden, so daß das Emporgedrungene oft die Rinde überragte und die ersten Gebirge bildete. Der krystallinische Granit mußte sich so zuerst erheben, die geschichteten Urfelsarten durchbrochen, zum Theil aufgeweicht, zum Theil verschmolzen haben.

Die dritte angenommene Periode der Erdbildung oder vielmehr Erdumbildung beginnt mit der Präcipitation der in der Atmosphäre enthaltenen Wasserdämpfe und Säuren. Sie ist charakterisirt durch das Erzeugen von Gesteinmassen, welche aus der Einwirkung genannter tropfbarer Flüssigkeiten auf das Festgewordene und noch glühend Flüssige hervorgiengen ꝛc. Es wird aufmerksam gemacht, daß die in der erstarrten Erdrinde zu oberst liegenden Massen hauptsächlich aus den Verbindungen der Alkalien und alkalischen Erden mit Kohlensäure bestanden haben. Diese wurden nun durch Schwefelsäure und Salzsäure zersetzt, die condensirten Wasserdämpfe bildeten das Urmeer und die Chlorverbindungen und Sulphate jener Alkalien lösten sich darin auf. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Existenz von kohlensauren Alkalien in einer Atmosphäre von salzsauern und schwefelsauern Wasserdämpfen sehr unwahrscheinlich sey. Ueberhaupt ist das Vorhandenseyn einer solchen Masse von Alkali an der Oberfläche der Erde durch das in dem Buche hierüber Gesagte nicht erklärt, denn wenn die Alkalien, was der Verf. nicht läugnet und nicht läugnen kann, mit den übrigen Bestandtheilen der Urfelsarten, also mit Kieselerde und Thonerde so zusammen vorkommen konnten, daß sie chemische Verbindungen eingiengen, so ist nicht einzusehen, warum diese Silicate nicht alle viel mehr Kali und Natrum haben, als wir darin finden. Wenn Feldspath mit Kali aufgeschloßen wird, so geht von diesem eine große Menge in die Verbindung ein und das Aufschließen solcher Silicate besteht gewöhnlich in nichts anderem, als in einer künstlichen Theilung der Kieselerde zwischen die schon vorhandenen Ba-

sen und das hinzugegebene Alkali. Warum finden wir in der Natur die Feldspathe nicht so gehaltreich an Kali und Natrum, wie wir sie durch das Aufschließen darstellen können, denn Mengung, Hitze und Ueberschuß an Alkali war vorhanden, wenn alles zugegeben wird, was vom damaligen Zustande der Dinge gesagt wurde. Und wenn sich auch ein Grund dafür ausmitteln ließe, warum treffen wir im unmittelbaren Gefolge solcher Silicate freye Kieselerde in so ungeheurer Menge, wie im Granit, Gneiß ꝛc.? Die Berufung auf das specifische Gewicht bey Substanzen, welche mit der Eigenschaft versehen sind, sich zu chemischen Verbindungen zu vereinigen, kann hier nicht entscheiden, denn das Kali ist im Granit nicht spurenweise, gleichsam zufällig und mechanisch, eingeschlossen und überhaupt kann bey solchen Bildungen an ein Beyspiel von Oel und Wasser nicht gedacht werden, denn hier ist nicht von einer Mengung die Rede, wo das Gemengte keine gegenseitige chemische Verwandschaft hat, sondern von einer Mengung, woraus eine Mischung werden muß, in welcher der Chemismus die Schwerkraft überwindet und aufhebt. Es hätte auch sonst der ganze große Oxydationsproceß der meisten Elemente gar nicht stattfinden können.

Was den Umstand betrifft, daß keine Kalisalze im Meerwasser angegeben werden, oder nur geringe Spuren derselben, so meint der Verf., daß dieses hauptsächlich daher rühre, daß man darin kein Kali gesucht habe und daß sich das Kali nicht sehr augenfällig vom Natrum bey der Analyse unterscheide.

Es hinkt hier überall mit der Vertheidigung und es wäre vielleicht eben so gut gewesen, anzunehmen, daß damals die Kieselerde eine Verbindung mit Kali der mit Natrum vorgezogen habe, wodurch dann von beyden, wenn sie denn doch in gleicher Quantität vorhanden seyn mußten, begreiflich nur vorzugsweise das Natrum zur Verwendung und Speisung für das Meerwasser übrig bleiben mußte. — Auch die unter den kohlensauern Alkalien liegenden Kalk- und Talkcarbonate wurden theilweise von den angeführten Säuern zerlegt und so der älteste Gyps, welchen der Verf. Urgyps nennt, gebildet. Die dadurch freygewordene Kohlensäure blieb unter starkem Drucke in den Gewässern und löste nun wieder kohlensauern Kalk, Dolomit ꝛc., der sich in der Urzeit gebildet hatte, auf. Bey der allmähligen Erkaltung und Verminderung des Druckes wurde dieser aufgelöste kohlensaure Kalk später wieder ausgeschieden und gab so dem Uebergangskalk seine Entstehung.

Wo Silicate, wie Granit ꝛc. zu Tage lagen, da wurden sie zu thonigen Massen und kieselsauerm Kali zerlegt, welches letztere wieder die Ursache zu quarzigen Niederschlägen gab. Durch die mechanische Wirkung dieses Meeres wurden die Thonschiefer- und Grauwackengruppen gebildet.

In Beziehung auf das Auftreten organischer Wesen, so gesteht der Verf., daß uns über ihre erste Bildung nichts Sicheres bekannt seyn könne, und daß sich unsere Spekulationen hier nur mit der Untersuchung beschäftigen können, welche Organismen der damals wahrscheinliche Zustand der Erde zugelassen habe. Der Mensch mit den Säugethieren ꝛc. konnte nicht bestehen, weil der zum Athmen nöthige Sauerstoff gänzlich mangelte. Eigenthümliche Seethiere mochten zum Bestehen organisirt seyn. Eben so Pflanzen. Der Verfasser sieht den Anthracit der Grauwacke und des Thonschiefers als die Reste der Urvegetation an. Er erklärt seine Bildung durch die faulige Verkohlung und glaubt, daß dabey die Kohlenwasserstoff-Verbindungen entwichen seyen, indem ein solches die ihn einschließenden sich langsam bildenden Gebirgsarten, sowie die damalige Temperaturerhöhung möglich machten.

Es kühlte sich weiter die erstarrte und durch neptunische Gebilde bedeckte Erdkruste fortwährend ab, zog sich zusammen und gestattete so neues Emporbringen granitischer und ähnlicher Massen. Das Wasser lief ab, neues Land war entstanden, es bildeten sich Continente, während ein großer Theil des früher vorhandenen Inselandes in Folge dieser Niveauveränderungen wieder unter Wasser gesetzt wurde. Damit versanken auch die üppigen Wälder der Urzeit, überdeckt von sandigem, thonigem und kalkigem Schlamme, durch vieltausendjährige Fäulniß unter dem Drucke überlastenden Gebirges die Bildung der Steinkohlen veranlassend. Zur Unter-

stützung dieser bekannten Ansicht vom Ursprunge der Steinkohlen giebt der Verf. eine schematische Uebersicht der Zersetzung vegetabilischer Substanzen unter dem Zutritt der Luft durch Hitze, ohne Zutritt der Luft durch Hitze, unter unvollkommenem oder abgeschlossenem Luftzutritt und Vorhandenseyn von Wasser (faulige Verkohlung) ꝛc. mit Anwendung auf die Steinkohlen, Braunkohlen ꝛc. Er stellte auch Verkohlungsversuche von Holz in vollkommen verschlossenen Apparaten an. Es gelang ihm dadurch, das Holz zu schmelzen, d. h. schwarze, glänzende, gutgeflossene steinkohlenartige Massen von größerem specifischem Gewichte als das Wasser darzustellen, an denen keine Spur von organischem Gefüge mehr wahrgenommen werden konnte.

Als einen weitern Beweis für den angegebenen Ursprung der Steinkohlen wird ihr Stickstoffgehalt erwähnt, welcher in vielen cryptogamischen Gewächsen nachzuweisen ist.

Aehnliche Bildung, wie die Uebergangsgebirge, erfuhren die Flötz- und die Tertiär-Gebirge. Das Wasser zerrieb, setzte ab, führte wieder fort u. s. w.

Wie der Granit stiegen die Porphyre und Grünsteine hervor und der Verf. erkennt in der Struktur der Porphyre die Andeutung, daß sie eine schnellere Abkühlung als die Granite erfuhren. Endlich kamen die Basalte. In Betreff ihrer Zusammensetzung, in welcher sich neben den Augitkrystallen auch öfters Hornblendekrystalle zeigen, ist der Verf. der Ansicht, daß letztere durch langsame Abkühlung, erstere durch schnelle entstanden seyen, da die Schmelz-Versuche mit Strahlstein Augitformen geliefert haben. Das Zusammenvorkommen von Augit und Hornblende im Basalt, sagt er, ist aber kein Gegenbeweis der Richtigkeit unserer Erklärung, indem ja ganz gut mit dem basaltischen Teige schon fertige Hornblendekrystalle aus der Tiefe heraufgebracht werden konnten, zu denen sich bey späterer schneller Abkühlung der basaltischen Masse Augite gesellten. Ueberhaupt scheint uns die Möglichkeit einer Bildung gewißer sehr schwer schmelzbarer Krystalle (zusammenvorkommend mit anderen sehr leichtflüssigen und leicht durch unsere Schmelzversuche zur Krystallisation zu bringenden Körpern) schon in der Tiefe, wo die ganze Masse eine weit höhere Temperatur hatte, nicht unbeachtenswerth, indem dadurch mancherley sonst kritische und schwierig zu erklärende Erscheinungen, besonders bey den Produkten noch thätiger Vulkane, ihr Befremdendes verlieren.

Hierbey scheint der Verf. vergessen zu haben, daß die gewöhnlichen eisenhaltigen Augite und Amphibole so wenig in der Schmelzbarkeit verschieden sind, daß nicht denkbar ist, wie fertige Amphibolkrystalle in einer flüssigen augitischen Masse hätten ohne Schmelzung zu Tage kommen können.

Für die aufgestellte Ansicht vom relativen Alter der plutonischen Gesteine hat der Verf. eine Tabelle entworfen, worin angegeben wird, daß der Granit als flüssige Masse nur bis zum Uebergangskalk aufgedrungen sey. Die jüngern oder vielmehr durch die Flötzgebilde getriebenen Granite sieht er als in festen Massen emporgestoßen an und behauptet, daß sie keine Gänge bilden. Der Porphyr durchsetzt noch den bunten Sandstein, die Trappgebilde reichen bis zum Dolith, der Basalt bis zur Tertiärformation, die Trachyte und basaltischen Laven bis zum Diluvium und darüber hinaus.

Der Verf. ist mit de la Beche der Ansicht, daß der Granit von Weinböhla nicht als eine heißflüssige Masse den Plänerkalk durchbrach, sondern im festen kalten Zustande über die jüngern neptunischen Gebilde gehoben worden sey. Dazu nimmt er an, daß ein jüngeres plutonisches Gebilde, der Basalt, mitgewirkt und den Granit aus dem Wege geschoben habe. Aehnliches gelte von dem von Buch beobachteten Phänomen vom Granit oder Syenit von Predazzo, so wie von den auf Jurakalk gelagerten Graniten der Schweizeralpen, der Dauphiné ꝛc.

Die Erze betreffend und die Bildung ihrer Gangmassen, so wird auf die Spaltenentstehung und Spaltenerfüllung verwiesen, die mit der Theorie im Einklange steht.

Eine große Menge von Thatsachen, heißt es, spricht dafür, daß die Erze und die sie begleitenden Gangarten (namentlich Flußspath und Schwerspath) sich im flüssigen Zustande befunden haben

müssen, weil nur in einem solchen die so häufig vorkommende Krystallisation möglich war. Die Erfahrung, daß die meisten derselben nur durch Hitze aufgelöst, also geschmolzen werden können, berechtigt zur Annahme ihres früheren feurigen Flußes; und wiederum stimmt unsere Theorie damit überein, indem nach ihr die Spalten durch feurigflüssiges Material erfüllt werden mußten." Wir wissen aber seit langer Zeit, daß Metalle aus wässrigen Auflösungen eben so in krystallisirten Niederschlägen erhalten werden können, wie aus dem Schmelzfluße und die Beobachtungen von Bequerel über die galvanischen Präcipitationen dieser Art sind so wichtig, daß sie bey solchen Untersuchungen nicht übergangen werden dürfen. Wir sind überzeugt, daß bey dem Fortschreiten dieses Theiles der Physik und Chemie die Bildung der Erzgänge gar bald eine ganz andere Erklärung finden werde, als sie bis jetzt gefunden hat, und es ist gewiß eine billige Anforderung, die man an denjenigen macht, der in unsern Tagen eine Geologie schreiben will, daß er so folgenreiche Beobachtungen wenigstens nicht unerwähnt lasse. Darin liegt eben die große Schwierigkeit geologischer Forschungen, welche das Ganze betreffen sollen, daß sie einen bedeutenden Umfang von Kenntnissen und Erfahrungen jeder Art im Gebiete der Physik, Chemie und der Naturwissenschaften überhaupt voraussetzen und daß diese Kenntnisse mit einer allgemeinen kritischen Uebersicht der Verhältnisse angewendet werden sollen. —

Es werden fortfahrend die Bedingungen für das Bestehen der Organismen jener Zeit untersucht. Die Atmosphäre mußte kälter und trockner werden. Sie mußte aber mit Kohlensäure, welche den kohlensauern Kalk bisher aufgelöst hatte, nach seinen Niederschlägen, erfüllt seyn. Die Vegetationen zersetzten diese Kohlensäure und die Luft wurde reicher an Sauerstoff. Die Organismen gestalteten sich den Veränderungen gemäß.

Es folgt nun der Beginn der eigentlichen vulkanischen Periode. Es wird angenommen, daß durch das Zusammenziehen der dem Kern zunächst liegenden Schichten, Höhlen und Klüfte nach oben gebildet worden seyen. Durch diese sey Wasser eingedrungen, habe als Dampf die nächsten Gesteine erweicht oder gar geschmolzen und diese Massen seyen von ihm in die Höhe getrieben worden. So seyen die Trachyte entstanden. Natürlich wurde dadurch die Erdoberfläche mannigfaltig afficirt. „Da waren plötzliche Erschütterungen und Schwankungen, begleitet von eben so plötzlichen Hebungen und Senkungen weit verbreiteter Strecken der Erdoberfläche an der Tagesordnung, da werden die Gewässer zu den größten Catastrophen veranlaßt worden seyn, da werden sich ganze Meere aus ihren Becken erhoben haben, um sich über weite Landstriche zu stürzen mit einer Schnelligkeit, von der wir uns heut zu Tage, den Maßstab von heutigen Erscheinungen entnehmend, nur schwache Begriffe machen können.

Ungeheure Massen von Felstrümmern und Geröllen müssen damals über mächtige Strecken bewegt worden seyn, sie müssen noch jetzt als neptunische Ablagerungen das stumme, aber nicht zu übersehende Zeugniß von damaligen furchtbaren Ueberfluthungen abgeben. So etwas darf unter den früheren Gebilden der Gewässer nicht aufzufinden seyn, wenn anders unsere Ansicht der Sache die richtige ist.

Und wahrhaftig so ist es auch. —"

Die Heftigkeit dieser Wirkungen mußte mit der dadurch entstehenden Abkühlung allmählig aufhören. Es trat eine Periode der Ruhe und Stille ein und der Mensch wurde geschaffen. Die fortdauernden Veränderungen der Erdoberfläche in der historischen Zeit werden nun durch die Wirkungen des Wassers und der Vulkane weiter erklärt.

In den Schlußfolgerungen wirft der Verf. einen Blick der Zufriedenheit auf sein Werk, faßt zusammen, was durch das geologische Studium gelernt und gewonnen worden sey, und berührt, was vielleicht in Zukunft mit der Erde geschehen könne. Der Schluß hätte, wie er hier gegeben ist, füglich wegbleiben können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienste in der Staatsverwaltung. Aufsätze, gerichtet an angehende Cameralisten, zunächst an seine Herren Zuhörer, von Karl Heinrich Hagen, der Philosophie Doctor, K. Pr. Regierungsrathe und Professor zu Königsberg, Ritter ꝛc. Königsberg, 1839. 8. 477 Seiten.

Es hat dem Ref. immer geschienen, die Frage sey noch gar nicht entscheidend beantwortet, ob es überhaupt zweckmäßig ist, angehenden Studierenden in encyklopädischen Vorträgen über den von ihnen gewählten Zweig der Universitäts-Studien in der ausführlichen Weise vorläufigen Aufschluß zu geben, wie es auf deutschen Hochschulen zu geschehen pflegt. Man führt an, dergleichen Einleitungen seyen nöthig, um den jungen Leuten die Wahl eines Faches zu erleichtern, sie in dem gewählten zu orientiren, um ihnen die erforderlichen Winke zu ertheilen über die Ordnung und Methode des Studiums im Allgemeinen und des in Frage stehenden Faches insbesondere. Allein die Wahl eines Studienfaches können die encyklopädischen Vorlesungen der einzelnen Facultäten nicht wohl bestimmen, da sie gewöhnlich, in Bayern sogar vorschriftsmäßig, erst dann besucht werden, wenn das Fachstudium bereits wirklich angefangen wird. Wohl möchte es einem jungen Manne erwünscht seyn, ehe er diese bestimmten Studien beginnt, die Aufgabe und den Umfang aller Fakultäts-Studien einigermaßen kennen zu lernen; solche Vorträge müßten aber vor der Wahl des Faches gehört werden: also entweder auf dem Gymnasium, oder wo ein philosophisches Vorstudium vorgeschrieben ist, während des letztern. Nach der ältern Einrichtung einiger unserer fränkischen Gymnasien geschah dieß in der That vor dem Bezug der Universität auf der Schule. Dieser Anschein des Bedürfnisses ist gleichwohl nicht im Stande gewesen, dergleichen encyklopädische Vorlesungen über alle Wissenschaften allgemein einzuführen und sie, wo man den Versuch gemacht, längere Zeit aufrecht zu halten. Die Ursache scheint uns eine gedoppelte zu seyn. Einmal bestimmt sich der angehende Studierende in der Wahl eines Faches gewöhnlich gar nicht durch Reflexion über die Aufgabe und den Umfang der verschiedenen Studien, sondern durch die Beobachtung des Thuns und Treibens, der Wirksamkeit, der Anerkennung, des äußerlichen Wohlbefindens, welche in den verschiedenen Berufsarten hervortreten, auf die man sich durch Universitäts-Studien vorbereitet. Sodann hat man wohl die Schwierigkeit mehr und mehr kennen gelernt, welche in solch übersichtlichen Vorträgen liegt. Je gründlicher die Wissenschaften durchgearbeitet werden, desto weniger ist es möglich, sich auch nur so weit Einsicht in alle einzelnen zu verschaffen, als nöthig ist, um die Grundbegriffe derselben bestimmt zu entwickeln, ihre Theile scharf zu scheiden und deren Inhalt mit Klarheit darzulegen. Kaum möchte daher irgend Jemand im Stande seyn, Irrungen, Unbestimmtheiten, Unklarheit und Oberflächlichkeit in dergleichen Vorlesungen zu vermeiden, wenn sie einigermassen über die allgemeinste Scheidung der Lehrfächer hinausgehen und sich auf die Erläuterung der Materie der Studien einlassen, wo es reiches Wissen und Begriffe gilt. Und wenn es auch Lehrer gäbe, die mit der Begründung ihrer eigenen wissenschaftlichen Ueberzeugung nicht so viele Umstände machten, so wird es doch kaum eines Beweises bedürfen, daß

gerade in dem Augenblicke, wo die Führung der Schule zurücktritt, die eigene Arbeit beginnt, Irriges und Vages um so schädlicher auf den jungen Mann wirken muß, als ihm noch der Maßstab der Beurtheilung fehlt. Nicht mit Unrecht hat man daher encyclopädische Verträge über das Ganze der Wissenschaften an vielen Universitäten aufgegeben und wo sie gehalten werden, ist der Sinn der Jugend meist gesund genug, sich von ihnen abzuwenden, wenn nicht der Besuch geboten ist.*) Der wahrhaft Begabte will, wenn er sich selbst überlassen ist, nicht abermals nur Allgemeines, Allen Angehöriges, für Alle Zugeschnittenes, wie auf der Schule, sondern er wirft sich mit sicherem Instinkt auf das bestimmte Feld des Wissens, in dessen speciellster Durchforschung er allein zu der Entwicklung gelangen kann, welche die vollkommene Tüchtigkeit für einen Lebensberuf erfordert; und es würde die größte Unkunde verrathen, wenn man diese von der Natur selbst gebotene, unbezwingliche Einseitigkeit des Strebens gerade der entschiedensten Talente mit den gemeinen Motiven, die auf ein sogenanntes Brod-Studium borniren, verwechseln wollte. Der Ref. täuscht sich aber vielleicht in Bezug auf allgemeine encyklopädische Vorlesungen; dann will er sich gerne eines Besseren belehren lassen. Wie es aber auch damit stehen mag, immer bleibt es richtig, daß die *specielle* Encyklopädie eines Fachstudiums die Wahl dieses Faches nicht zu bestimmen vermag, wenn sie erst gehört wird, nachdem dieses Fachstudium bereits begonnen hat. Gut und zweckmäßig ist es, wenn der Anfänger in einer besondern Wissenschaft über die Methode und die Quellen des Studiums gleich von vorn herein belehrt wird; dieß erfordert aber nirgends mehr als einige Stunden, weil die Methode nur wenige Winke nöthig macht, und das, was von vorn herein über die Quellen gesagt werden kann, um verständlich zu seyn, sich aufs Allgemeinste beschränken muß. Nun glaubt man aber, dem Anfänger nicht bloß die Hauptgruppen andeuten zu müssen, in welche sich die Wissenschaft scheidet, sondern man sucht ihm gewöhnlich auch schon den Inhalt der Theile darzulegen, indem man so ziemlich alle wichtigeren Begriffe mit ihrer Gliederung wenigstens anführt, wenn auch die eigentliche Begründung erst den speziellen Vorträgen vorbehalten bleibt. Dieß ist indeß gerade der bedenkliche Punct. Zwar fällt der Zweifel an der Tüchtigkeit der Lehrer weg; dagegen kann bey so raschem Durchlaufen des ganzen Inhalts eines Studienfaches, auch hier Vieles nur ganz obenhin berührt werden, was tiefere Begründung bedarf; dieß muß dem gewissenhaften Lehrer eben so großen Zwang anthun, als es den tüchtigen Zuhörer unbefriedigt läßt, mittelmäßige Köpfe aber veranlaßt, blindlings aufzunehmen, was nur das Resultat consequenten Denkens seyn kann.

Jenes Verfahren möchte auch darum nähere Prüfung erfordern, weil nichts so sehr Lust und Interesse am Studium schwächt, als wenn zum Voraus schon alle Resultate desselben vorgelegt und besprochen werden, die doch eigentlich das Ziel der Arbeit und der natürliche Lohn der Anstrengung seyn sollten, ohne welche überhaupt kein geistiger Erwerb Werth hat. Jenes mühelose Vorkosten der edeln Frucht ernster Bemühung muß in den meisten Studierenden eine ganz irrige Vorstellung über Lernen und Wissen erzeugen. Das Letztere wird ihnen nicht als innig verkettetes Ganzes, sondern als ein Haufe von Einzelnheiten erscheinen; das Erstere als ein Aufnehmen gegebenen Stoffes, wobey es nur auf mehr und weniger ankommt. Ref. bescheidet sich gern, über die Behandlung und den Erfolg encyklopädischer Vorträge in anderen Lehrfächern zu urtheilen; vielleicht hat aber mancher Universitätslehrer einer andern Facultät eine ähnliche Erfahrung gemacht, wie der Schreiber dieses, der einmal Encyklopädie des Kameralstudiums als Halbjahrs-Collegium vorzutragen suchte, aber mitten im Semester aufhören mußte, weil er die

*) Nichts bestätigt wohl das Gesagte besser, als daß außer Schelling's, freylich einer andern Sphäre angehörigen, unübertrefflichen Vorträgen über die Methode des akademischen Studiums, unseres Wissens, nichts vorhanden ist, was auch nur entfernt genügte. Wenn aber ein solcher Mann nöthig war, um die Gesammtheit des Wissens mit lichtvoller Scheidung seiner Hauptgruppen zu einem lebensvollen Bilde auszubreiten, so dürfte vielleicht gerade dieß am meisten abschrecken, dergleichen übersichtliche Vorträge regelmäßig vorzuschreiben.

Scham nicht mehr aushalten konnte, die ihn jedesmal befiel, wenn er vor jungen Männern, die Einsicht erwarteten, so obenhin das referiren sollte, was sie später in den speciellen Vorträgen begründet erhalten würden. Die Gewohnheit überdeckt manches Gebrechen, und leiht manchem Unnützen den Schein des Nothwendigen. Wer aber in dieser Sache näher zusieht und die Frucht encyklopädischer Vorträge vorurtheilsfrey prüft, wird sich bald überzeugen, daß sobald sie mehr geben als die allgemeinste Anführung der einzelnen Disciplinen des Faches mit Andeutungen über die Methode des Studiums, wozu wenige Stunden genügen; sobald sie sich über die Resultate der Wissenschaft selbst verbreiten, niemals wahrer Nutzen aus ihnen erwachsen kann. Und ist es nicht ein hierher gehöriges Zeichen, daß wenigstens auf diese Vorträge von den Männern des Faches selten irgend ein Gewicht gelegt wird? Wenn es nothwendig wäre, vor dem Lernen schon zu erfahren, was man lernen wird, so müßte es auch encyklopädische Vorträge der Mathematik geben, die, unseres Wissens, noch Niemand versucht hat. Kein Studium dürfte aber verlieren, wenn man es mit eben der gläubigen Hingebung an den Gedankengang des Lehrers betriebe, die bey dieser Wissenschaft unerläßlich ist und die jedenfalls durch die encyklopädische Voreiligkeit, wenn nicht ganz aufgehoben, so doch gestört wird.

Wenn aber, nach diesen Bemerkungen, mit übersichtlichen encyklopädischen Vorträgen nicht angefangen werden sollte, wie kommt der Studierende zu der Einsicht in den Zusammenhang seiner Studien mit allem übrigen Wissen, die doch für Bildung und Leben gleich nothwendig ist? Die Antwort ist: dadurch, daß er das ganze Gebiet seines Faches in allen seinen Theilen genau kennen lernt, ergiebt sich ihm von selbst eben so die Gränze desselben, wie dessen Verwandtschaft und Zusammenhang mit andern Gebieten des Wissens. Erst diese aus dem Studium selbst hervorgehende Orientirung und Uebersicht hat Werth, weil sie von einem bestimmten Standpunct ausgeht und die ganze Mannichfaltigkeit des Einzelnen durchgearbeitet und von Grund aus bekannt ist, die zusammengefaßt werden soll. Wenn daher encyklopädische Vorträge nöthig sind, so würden sie besser ans Ende der Studien gestellt werden, als an den Anfang; aber war sein Fach tüchtig studirt hat, bedarf der ihrer noch? —

Referent ist zu den vorstehenden Bemerkungen gerade durch die Vorzüge der oben angezeigten Schrift veranlaßt worden. Gründliche Kenntniß des Gegenstandes, Deutlichkeit der Gruppirungen des Stoffes, Sorgfalt und Klarheit der Darstellung stellen sie unter den encyklopädischen Werken über die Kameral-Wissenschaften an einen der ersten Plätze. Und doch konnte sich Referent der Ueberzeugung nicht erwehren, daß sie mit dem besten Nutzen am Schlusse des Kameralstudiums werde gelesen werden, wie er denn selbst sie mit Vergnügen und mehrfacher Belehrung durchgegangen hat; daß sie aber zum größern Theile kein Buch für Anfänger sey. Hierbey trifft keinerley Schuld den Hrn. Verfasser, der vielmehr geleistet hat, was man billiger Weise von encyklopädischen Vorträgen verlangen kann; wohl aber die Einrichtung der Studien, welche an den Anfang stellt, was besser den Schluß machte. Die Schrift zerfällt in sieben Aufsätze, ohne Ueberschriften und Inhaltsanzeige, aber mit Hervorhebung der Hauptbegriffe im Texte selbst durch größere Schrift. Der erste Aufsatz beginnt mit der Bemerkung, daß der Beruf des Cameralisten eine Art des Staatsdienstes sey, was Aufschluß über den Staat selbst erfordert, der vergeblich auf historischem und etymologischem Wege gesucht, sicherer auf pragmatische Weise, durch Untersuchung des ursachlichen Zusammenhangs der Erscheinungen, welche der Staat darbietet, gefunden werde. Als gemeinsames Merkmal aller Staaten tritt ihm hervor: die Selbständigkeit der Verbindung von Menschen unter einer höchsten Macht. (Daß darum diese Verbindung die einzige selbständige ist, möchte doch nicht sogleich folgen.) Die Nothwendigkeit derselben liegt in ihrem Zwecke, der aus dem Wesen des Menschen: „sich bestimmen und vervollkommnen zu können“ hervorgeht, und der hiernach in die höchste Vervollkommnung unserer selbst und so weit es damit vereinbar ist, auch unserer Lage, gesetzt wird. Der hier in die Augen fallende Mißgriff, die Verbesserung der äußern Lage als etwas für sich Bestehendes neben die Vervollkommnung zu stellen, wird berichtigt in dem zweyten Aufsatze,

wo der Wohlstand nur als Inbegriff der Mittel zu den Lebenszwecken aufgeführt ist.

Diese Definition, und die daraus abgeleitete, daß es Aufgabe der Güterlehre oder Staatswirthschaft sey, zu beantworten, unter welchen Bedingungen die Menschheit zum höchstmöglichen Wohlstande gelange, sind offenbar zu weit und unbestimmt. Die Güter scheidet der Verf. in persönliche und dingliche, jene in rein persönliche und wissenschaftliche. Dieser letztere Unterschied scheint uns an sich unhaltbar und auch praktisch ohne Werth. Die rein persönlichen Güter bestehen nach dem Verf. „in allen körperlichen und geistigen Vermögen, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten des Menschen, die mit den Personen unzertrennlich verbunden sind, mit dem Tode untergehen und sich daher weder Andern mittheilen, noch auf Andere übertragen lassen.“ Die wissenschaftlichen Güter umfassen das gesammte Wissen im weitesten Umfange und sollen sich von den vorigen wesentlich dadurch unterscheiden, daß der Besitzer sie Andern mittheilen kann, ohne an ihrem Besitz Einbuße zu erleiden, und daß sie durch Schrift und Druck von der Fortdauer der Person des Besitzers unabhängig seyen. Das Letztere scheint den Verf. in Irrthum geführt zu haben. Gedanken, nicht in Schrift oder Druck ausgesprochen, sind eben so an die Person gebunden, und das reichste Wissen, das Niemanden mitgetheilt wird, vergeht eben so mit dem Tode des Besitzers, wie jede andere Fähigkeit; und, wie wäre es möglich, ein Wissen neben den Vermögen und Fähigkeiten zu statuiren?

(Schluß folgt).

Erdkunde. (Geologie.) Ein Versuch, den Ursprung der Erde und ihre allmählige Umänderung bis auf den heutigen Tag mit naturwissenschaftlicher Nothwendigkeit aus der Nebelhypothese des La Place zu folgern ꝛc.

(Schluß.)

Im Allgemeinen enthält das Werk, wie aus der vorliegenden Skizze erhellt, eine Zusammenstellung bereits bekannter Hypothesen und Thatsachen und schöpft mitunter aus guten Quellen. Der Verf. ist mit der Litteratur seines Gegenstandes ziemlich vertraut und hat, was als verdienstlich anerkannt werden muß, durch eigene zum Theil neue Experimente Nachweisung und Begründung zu geben gesucht, wo eine solche nothwendig erschien. Es ist indessen nicht überall davon die geeignete Anwendung gemacht worden und es läßt sich der Vorwurf nicht unterdrücken, daß aus zu Wenigem auf zu Vieles geschlossen wurde, ein Vorwurf, der einen großen Theil alter und neuer geologischer Arbeiten trifft. Was den Abschnitt von den vulkanischen Erscheinungen anbelangt, so sagt der gründliche und ruhig forschende Hoffmann am Schlusse seiner Abhandlung über denselben Gegenstand: Es ist — „des Haltbaren in den sogenannten Theorien der Erdbeben und Vulkane so wenig, und das Wenige so gar keiner Anwendung auf die Erklärung specieller Vorgänge fähig, daß ein näheres Eingehen in diese Theorien nur als eine unfruchtbare Beschäftigung erscheinen kann. Alles was wir vielleicht mit einiger Sicherheit schließen dürfen, ist: daß der heutige Vulkanismus gewißermassen nur ein Nachhall sey von den weit mächtigeren Umwälzungen, welche die Erdoberfläche in vorgeschichtlicher Zeit erlitt, daß er, im Verein mit der fast überall beobachteten Thatsache des Zunehmens der Bodentemperatur mit der Tiefe, das Daseyn eines noch feurig-flüssigen Erd-Innern wahrscheinlich mache, und daß er aus der Wechselwirkung zwischen diesem Innern und der bereits erstarrten Erdkruste oder dem sie bedeckenden Wasser entspringe. Mehr zu folgern verbietet für jetzt unsere gänzliche Unkenntniß vom Innern der Erde.“

Obwohl mit dieser Ansicht im Wesentlichen einverstanden, möchten wir doch weitere Speculationen und selbst Phantasien über solche Gegenstände nicht gänzlich zurückgewiesen sehen, nur glauben wir, daß sie nicht mit jenem Tone der Sicherheit und Unfehlbarkeit ausgesprochen werden sollten, wie ein solcher in dem gegenwärtigen Werke vorherrscht und zuweilen sogar die Gränzen überschreitet, welche eine ernste wissenschaftliche Sprache innehält.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1840.

Großbritanniens Mineral-Conchologie, oder ausgemalte Abbildungen und Beschreibungen der Schalthier-Ueberreste, welche zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Tiefen der Erde erhalten worden sind; von James Sowerby. Deutsche Bearbeitung, durchgesehen, berichtigt und bevorwortet von Dr. Agassiz. Neuschatel. Lithographie von Nicolet. 1837. Erste Lief. 52 Seit. mit 21 kolor. Tafeln, gr. 8. (Dem Umschlage ist noch ein Zettel aufgedruckt mit der nachfolgenden Angabe:) Verlag von E. Leibrock, Buchhändler in Braunschweig 1840.

Gleichzeitig mit dieser deutschen Uebersetzung besorgt Agassiz auch eine französische, was für ihn um so weniger Schwierigkeiten hat, als er beyder Sprachen gleich mächtig ist, die Tafeln ohnedieß die nämlichen bleiben und lediglich der Text doppelt gearbeitet und gedruckt werden muß.

Ueber die Veranlassung, eine Uebersetzung von Sowerby's Mineral Conchology zu veranstalten, äußert sich Agassiz im Folgenden:

„Sowerby's Werk über die Versteinerungen Englands gehört unter diejenigen, welche am meisten zur Kenntniß der Ueberbleibsel der Schalthiere beygetragen haben, die in den verschiedenen geschichteten Formationen der brittischen Inseln vorkommen; indeß ist dieses Werk, obschon es wohl die ausgedehnteste und älteste Sammlung ist, in Deutschland sowohl, wie in Frankreich weniger verbreitet, als es für die Vergleichung der Versteinerungen dieser Länder wünschenswerth wäre. Allein die Schwierigkeit sich dieses Buch auf dem Kontinente zu verschaffen, und der hohe Preis des Originals, haben es für die meisten Liebhaber und Sammler unzugänglich gemacht. Trotz vieler Mängel, und abgesehen von der großen Ungleichheit in der Ausführung seiner Theile, verdient jedoch die Mineral-Conchologie um so mehr die Aufmerksamkeit der Geologen als Sowerby zu denjenigen Conchologen gehört, die am besten das Verhältniß der Versteinerungskunde zur Geognosie erfaßt haben, und stets am genauesten die oft schwer aufzufindenden Charaktere erkannt, wodurch die fossilen Arten sich von den jetzt lebenden unterscheiden. Der Nutzen einer deutschen Ausgabe, die auch den weniger Bemittelten zugänglich wäre, dürfte also allen Freunden der Geologie einleuchtend seyn. Ich stand daher nicht an, damit keine sinnstörende Fehler darin unterlaufen, die Correctur der Probedrucke des Textes und der Tafeln der neuen Ausgabe zu übernehmen, welche Hr. Nicolet gegenwärtig herausgiebt."

So dank[e]r wir Agassiz für diese Uebersetzung seyn dürfen, so haben sich doch von England aus heftige Einreden gegen die Berechtigung zu einer solchen erhoben. Sowerby's Söhne, die nach ihres Vaters Tode die Mineral-Conchology fortsetzten, so wie ihre Freunde haben sich in Londons magaz. of nat. history Jahrgang 1839, in einer sehr bittern Weise gegen die angekündigte französische Uebersetzung ausgesprochen und dieselbe für ein Plagiat, für eine Verlags-Beeinträchtigung erklärt, durch welche der erste Herausgeber, der auf die Original-Abbildungen große Kosten verwendet hätte, in der Deckung derselben beschränkt würde, indem durch eine französische Uebersetzung (von der deutschen war im vorigen Jahre in England noch nichts bekannt), die überdieß über die Hälfte wohlfeiler sey, jeder Absatz des englischen Originals nach dem Kontinente abgeschnitten würde. Die Antwort, welche Agassiz im genannten Journale einrücken ließ, und worin er ausdrücklich hervorhob, daß er keinen pekuniären

Gewinn suche, sondern lediglich im Interesse der Wissenschaft auf dieses Unternehmen eingienge, hat seine Gegner nicht begütigt.

Um unsere unmaßgebliche Meynung über diese Streitsache auszusprechen, so ist der Vorwurf des Plagiats als ganz unbegründet abzuweisen, in so fern es bisher allgemeine Sitte gewesen ist, ausländische Werke in andere Sprachen zu übertragen, ohne dazu eine Ermächtigung von Seiten des Original-Verfassers zu bedürfen. Für Werke, in welchen der Text keine oder nur wenige Abbildungen hat, wo also die Kosten nicht ungewöhnlich und durch den Absatz im eigenen Lande gedeckt werden, kann eine Uebersetzung ohnedieß keine wesentliche Beeinträchtigung dem ursprünglichen Herausgeber zufügen. Auch ist es nicht Jedem zuzumuthen, alle Sprachen, in welchen wissenschaftliche Thätigkeit herrscht, zu erlernen und zwar in solchem Grade, daß er ohne Anstand jedes fremde Werk sich aneignen kann. Hierüber wird kein Streit obwalten. Anders gestaltet sich aber die Sache, wenn, wie bey Sowerby's Mineral-Conchology, die Abbildungen die Hauptsache, der Text die Nebensache ausmacht und das Werk also ein kostspieliges wird. In einem solchen Falle müssen wenigstens die Deutschen und Franzosen auf Absatz in England, Nordamerika, Holland und andern Ländern rechnen, soll anders der Unternehmer zu Gewinn oder doch wenigstens auf die Kosten kommen. Es ist dann allerdings unbillig, wenn im Auslande eine Uebersetzung und Nachstich veranstaltet wird, ohne hiezu die Genehmigung eingeholt und mit dem ersten Herausgeber sich verständiget zu haben. Dieß Letztere hätte Agassiz zur Vermeidung von Mißhelligkeiten und vor jedenfalls unangenehmen Erörterungen auch thun sollen, und die beyden Sowerby's hätten um so weniger ihre Einwilligung verweigern können, als sie selbst angeben, daß sie bereits 400 Exemplare abgesetzt haben, wodurch ihnen also bey dem enorm hohen Verkaufspreise ihres Werkes, die Kosten nicht bloß schon längst ersetzt sind, sondern auch ein ansehnlicher Gewinn zu Theil geworden ist. Hätten sie sich dann zu keinen billigen Bedingungen verstanden, so wäre ihnen jeder begründete Anschein zu einer Klage benommen worden; um so mehr, als Agassiz leicht darthun kann, daß

ihm für seine viele Mühe keine andere Entschädigung zufällt; als im Interesse der Wissenschaft einem kostspieligen Werke einen Absatz dahin eröffnet zu haben, wo ihm sonst wohl keiner geworden wäre.

Im Ganzen glauben wir nämlich nicht, daß die Sowerby's einen großen Abbruch durch diese beyden Uebersetzungen erfahren werden. Nach ihren eigenen Angaben sind von den 400 Exemplaren nur 100 auswärts gegangen. Davon mögen die wenigsten nach Frankreich und Deutschland gekommen seyn, bey uns ist diese Mineral-Conchology so rar, daß ich zweifle, ob man zwey Dutzend Exemplare aufzählen könnte. Dieß verursacht nicht bloß der übertriebene Preis, der in keinem Verhältniß zu der artistischen Mittelmäßigkeit der Kupfer steht, sondern auch, daß wir zur Bestimmung der einheimischen fossilen Conchylien, in Frankreich wie in Deutschland, an Zieten, Goldfuß, Deshayes u. A. Werke erlangt haben, die nicht bloß für unsern Zweck ganz ausreichen, sondern auch an künstlerischer Ausführung, Billigkeit des Preises und wissenschaftlicher Haltung Sowerby's Leistungen weit übertreffen. Der Mehrzahl der Geognosten auf dem Kontinente ist die Mineral-Conchology so ziemlich entbehrlich, und wird nöthig eigentlich nur den Wenigen, welche theils unsere fossilen Conchylien mit den englischen vergleichen wollen, was übrigens der Hauptsache nach schon abgemacht ist, theils allgemeine systematische Arbeiten zu liefern gedenken, wobey freylich die Vergleichung der Original-Schriftsteller nothwendig ist. Als solcher ist allerdings Sowerby zu bezeichnen, da er vor den Genannten schon im Jahre 1812 sein Werk begonnen hat.

In wissenschaftlicher Beziehung können wir nur mit Dank anerkennen, daß Agassiz auf eine so uneigennützige Weise die Mühe nicht gescheut hat, sich mit dieser Uebersetzung zu befassen, die ihm zwar Verdrießlichkeiten herbeygeführt hat, pecuniären Gewinn aber keinen abwirft. Daß er der Mann ist, der nicht bloß das Original treu wieder zu geben, sondern auch dessen Fehler aufzufinden und zu bessern weiß, ist wohl bekannt, und somit wird denn diese Uebersetzung merkliche Vorzüge vor dem englischen Originale erhalten. Da

Agassiz zugleich auf die Benennungen Rücksicht nimmt, welche die Geognosten auf dem Kontinente den fossilen Schalen beygelegt haben, so bekommt dadurch das Werk unter uns eine allgemeinere Bedeutung und Brauchbarkeit als das englische Original.

Sehr zweckmäßig ist die von Agassiz getroffene Einrichtung auf den Tafeln gleich die Namen nebst den Formationen und Fundorten anzugeben. Mit Recht hat er Sowerby's Namen im Texte und auf den Tafeln beybehalten, und sich zur Zeit darauf beschränkt, Noten über die systematische Anordnung der Arten in den Text einzuschalten, und die Berichtigungen und Zusätze, die im Originale zerstreut sind, gehörigen Orts anzubringen. An den Beschreibungen hat er nur in so weit geändert, als es nöthig war die Bezeichnung in Einklang mit der natürlichen Lage des Thieres zu bringen. Am Schluße des Werkes soll aber ein vollständiges Sach- und Namenregister folgen, mit Angabe aller Veränderungen, welche die Benennungen Sowerby's erhalten haben.

Von der Staatslehre und von der Vorbereitung zum Dienste in der Staatsverwaltung.

(Schluß.)

Umgekehrt, wenn der Verfasser die Belehrung Anderer durch Sprache und Schrift als Mittheilung persönlicher Güter auffaßt, warum wäre der Einfluß der sittlichen Gesinnung etwa eines Vaters auf seine Kinder, oder der Rechtlichkeit eines Mannes auf den Werth seiner Dienstleistungen nicht eben so gut Mittheilung persönlicher Güter? Das Richtige an der Sache ist, daß in beyden Fällen gar nicht die Rede seyn kann von Mittheilung persönlicher Kräfte oder Eigenschaften, sondern bloß von einer Thätigkeit dieser Kräfte, welche zu den Bedürfnissen Anderer sich als ein Gut verhalten mag. Ob dieß nun unmittelbar oder durch Hervorbringung eines körperlichen Productes geschieht, ob das Bedürfniß mehr leiblicher oder geistiger Natur ist, muß vorerst ganz außer Acht bleiben. Und werden denn Gedanken bloß in Wort und Schrift verewigt? Liegt nicht schon in jedem gemeinen Gewerbsproducte ein Begriff von Zweckmäßigkeit und Bedürfniß-Befriedigung, bey dem es gewiß ganz unwesentlich ist, daß er durch Wiederverfertigung des Gegenstandes, nicht durch neue Auflagen sich forterhält? — Daß der Verfasser sofort von der Güterproduction und der Productivität der Arbeit handelt, ehe die Begriffe von Gebrauchs- und Tauschwerth, Technik und Wissenschaft entwickelt und darnach die wirthschaftlichen Güter von den freyen, die technische Production von der ökonomischen geschieden sind, zwingt ihn, die Production durch den vagen Begriff der Nützlichkeit und so auch jede Arbeit als productiv zu erklären, die sich in ihren Folgen als nützlich bewährt. Ein Paar Schuhe, die irgend Jemand tragen kann, sind eine nützliche Sache; wer sie verfertigt, dessen Arbeit bewährt sich als nützlich: und doch ist diese Arbeit durchaus unproductiv, wenn sie an Tauschgütern mehr aufgewendet hat, als die Schuhe werth sind. Dieß ist der Hauptpunct. Ohne die Güter mittels des Tauschwerthes als objective Größen aufzufassen, giebt es keine Wirthschaftslehre, sondern nur subjective Beurtheilung der Brauchbarkeit oder Nützlichkeit, die keinerley sichere und brauchbare Resultate gewährt.

Für einen Anfänger unverständlich wird daher der Verfasser, wenn er statt jener einfachen Regel der Productivität der Arbeit S. 69 sagt: „die Erfolge der Arbeiten müßten sich mit den Beschwerden, welche sie verursachen, und mit der Zeit, welche sie kosten, in die möglichst günstigen Verhältnisse stellen.“ Denn woran soll die Vortheilhaftigkeit dieser Verhältnisse beurtheilt werden? Daß sodann (S. 71) „der Erfolg der Arbeit desto größer sey, je mehr Güter durch dieselbe in gegenseitige Wechselwirkung und Unterstützung gesetzt werden,“ ist ein Satz, den ohne nähere Erläuterung (denn daß alsdann „mehr Kräfte der Natur und des Menschen in Verbindung treten,“ möchte wohl nur wenigen Lesern als solche gelten) und ohne Beyspiel hingestellt, der Referent völlig unverständlich findet, und bey dem sich auch ein Anfänger wohl nur wenig wird denken können.

Der Verfasser nennt Naturfond, was an Gütern von der Natur gegeben ist; den Inbegriff der Besitzthümer, welche aufzubewahren ein Interesse vorhanden ist, Kapital, das nach Maßgabe der Güter, die es ausmachen, persönliches, wissenschaftliches und dingliches seyn könne. Allein kann man wohl von der Aufbewahrung persönlicher Kräfte und Eigenschaften sprechen? Und wie sollte dieser Begriff auf das wissenschaftliche Kapital passen, da die wissenschaftlichen Güter, nach dem Verf., mitgetheilt werden, ohne sich zu mindern, also bey ihnen ein Interesse der Aufbewahrung kaum sich denken läßt? Das Wahre ist, daß der Begriff des Kapitals sich nicht wohl ohne Verwirrung auf persönliche Güter ausdehnen läßt, da diese an sich nicht vertauschbar sind, mit dem Tode aufhören und nur von der Gunst der Geburt herrühren, ohne daß die Pädagogik etwas anderes thun als das Gegebene entwickeln und bilden könnte; wobey aber gleicher Aufwand keineswegs, etwa wie bey der Verfertigung einer Maschine, gleichen Erfolg hat. Erst nachdem der Verf. die Erwerbsarten aufgeführt, kommt er zu dem Begriff des Umtausches und des Werthes; während doch wenigstens der Handel nicht ohne den Tausch erklärt werden kann. Daß er jede zu den Zwecken eines Andern gemachte oder verstattete Anwendung von Gütern einen Dienst des Besitzers nennt, möchte, als dem gemeinen Sprachgebrauch und noch mehr der bisherigen wissenschaftlichen Anwendung des Wortes widersprechend, kaum Anerkennung finden; noch weniger wohl die Definition: (S. 81) die Auswechselung der Dienste nenne man Tausch. Was sofort S. 87 bis 93 über den Maßstab des Tauschwerthes, dann über das Verhältniß der Kosten zum Tauschwerthe gegeben ist, möchten wir gern als einen Beweis hierher setzen von der Unmöglichkeit, dergleichen schwierige und abstracte Lehren bloß übersichtlich vor Anfängern zu durchlaufen. Den Schreiber dieses wenigstens wandelt wieder die alte Scham an, wenn er sich denkt, er trage dergleichen an sich ganz scharfsinnige, aber in solcher Form Anfängern völlig unverständliche Dinge als Einleitung vor. Und wenn nun in einer Einleitung bereits die Resultate der ganzen so schwierigen Lehre vom Kapitalgewinn und der Bodenrente, so wie vom Zins mitgetheilt werden, wie dieß Seite 115 bis 124 geschieht, hat der Ref. ganz Unrecht, wenn er fürchtet, encyklopädische Vorträge möchten Sinn und Lust für das eigentliche Studium verderben? Er ist weit entfernt, dieß dem Verf. zur Last zu legen; bloß über die Studienordnung, die dergleichen Einleitungen vorschreibt, oder die Gewohnheit, die sie in Gang erhält, wollte er zum Besten der Studirenden und der Wissenschaft einige Zweifel erregen.

Der dritte Aufsatz der vorliegenden Schrift hat Recht und Staatszweck zum Gegenstand, der vierte behandelt die Leistungen des Staates und die Staats-Einrichtungen, der fünfte das Finanzwesen, der sechste und siebente sprechen von der Bildung zum Cameralisten.

Diese beyden letzten Aufsätze können wir als besonders gelungen bezeichnen. Vieljährige Erfahrung über die Aufgabe und Vorbereitung des Verwaltungs-Beamten leuchtet überall durch und manche nützliche Lebensregel ist beygegeben, die beweiset, daß dem Verfasser neben der intellektuellen auch die sittliche Bildung seiner Zuhörer am Herzen liegt.

F. B. W. Hermann.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS
182
M82
Bd.9-10

Akademie der Wissenschaften, Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY